AMA DIS.
GR AN DIS ON

Grandiſon
der Zweite,

Oder

Geſchichte
des Herrn v. N***
in Briefen entworfen.

Eiſenach,
Verlegts Michael Gottlieb Griesbach, 1760.

[illegible]
Bibl.
[illegible]
Lam

Kurze Nachricht

des Herausgebers,

Von den Perſonen, welche in gegenwärtiger Geſchichte vorkommen.

von N. ein alter Edelmann, der von Jugend auf einen Anſatz gehabt hat, ins Wunderbare zu fallen. Sein blaſſes Geſicht, und eine angenommene Soldatenmine, nebſt einem langen und hagern Körper, machen ihn etwas unleidlich. Widerſprechen darf ihm keine Seele. In ſeinem Alter kam er über die Geſchichte Sir Carl Grandiſons. Es überfiel ihn, dieſen Engländer nachzuahmen. Nunmehro kann er nicht geheilet werden.

Vorbericht.

Fräulein Kunigunde von N. des vorigen Schweſter, ein altes Knochengebäude, die weiter kein Leben, als nur noch in der Zunge hat. Sie iſt zwar erſt 56. Jahr alt; will aber dennoch unverheirathet bleiben, und die Wirthſchaft ihres Bruders beſorgen.

Baron von F. ein heimlicher Satiricus, und Kunſtrichter von dreizehn umliegenden Dörfern. Er hat ſeinen Scherz mit allen benachbarten Edelleuten: indeſſen lenkt er manchen von ein paar ausgeſuchten Thorheiten ab, und verdienet dadurch den beſten Neujahrswunſch ſeines Herrn Pfarrers.

von S. ein Neveu des Herrn von N. Sonſt war er ſehr munter. Er ſoll ſich aber in fremden Ländern ſtark geändert haben. Gegenwärtig iſt er in Londen.

Fräulein Amalia von S. des vorigen Schweſter. Sie hat alle Tugenden und alle Fehler ihres Bruders, und macht ſich mit ihrem Oncle luſtig.

Fräulein Juliane von W. die liebenswürdigſte und tugendhafteſte Perſon, die ich kenne. Die Ränke ihrer Stiefmutter haben ſie etwas gebeugt; ſonſt würde ſie bei jeder Gelegenheit munterer erſcheinen.

Herr von W. ſeiner erſten tugendhaften Gemahlin ihr Tirann, und der zweiten böſen ihr Sclave. Er hat einen vortreflichen Magen und die beſten Zähne von der Welt.

Frau von W. des vorigen wilde und mit der ganzen Welt unzufriedene Gattin. Sie hat Muth, und verſteht die Kunſt, ihre reizende Stieftochter zu martern.

Vorbericht.

Magiſter Lampert Wilibald, ordentlicher Lehrer der Hochadlichen Jugend zu Kargfeld. An dieſem theuern Rüſtzeuge hat die Natur alles gethan, was ſie an einem Magiſter thun konnte, der nicht boshaft widerſtrebte. Er iſt klein, aber dick, und da ich dieſes ſchreibe, hat er drittehalb geometriſche Schuh im Durchmeſſer. Er verſteht die Kunſt, einen ſeltſamen Katzenbuckel zu machen, und damit ſeinen Gegner, im Diſputiren, aus der Faſſung zu bringen. Uebrigens leitet er den Geſchmack auf dem Hochadlichem Hofe, und ſchickt ſich vollkommen zu ſeinem Principal.

Magiſter Wendelin, der Herr Pfarrer zu Kargfeld, ein kreuzbraver Mann. Wenn er das Podagra nicht hat, ſo iſt er ziemlich aufgeräumt, und beluſtiget ſich an

Jungfer Hanchen, ſeiner Tochter, einem

angenehmen und brauchbaren Mädchen. Magiſter Lampert hat ſie zu ſeiner Clementine auserſehen, und will ſie gern in den Roman ziehen; bekömmt aber wider ſein Vermuthen . . . .

Lorenz Lobeſan, ein ſtöckiſcher Schulmeiſter zu Kargfeld. Er wurde gebohren, wie er ſagt, da der Türke vor Wien lag. Sein Großvater ſtarb vermöge des damaligen großen Kometens. Ob gleich unſer Lorenz dem erbaren Schneiderhandwerke geweihet wurde; ſo hatte er dennoch erhabenere Abſichten, und ein gut Theil Schelmerei in ſeinem Kopfe. Er lief ſeinen Eltern davon, und wurde bei dem Vater des Herrn von N. Laquai; welcher ihn endlich zur Belohnung ſeiner Dienſte zum Schulmeiſter machte. Er führt einen ſehr exemplariſchen Lebenswandel, und hat von Natur ein caſuiſtiſches Gewiſſen. Der Himmel erhalte unſern Lobeſan noch lange!

Jeremias, ſonſt Peter Wigand genannt, ein alter luſtiger Kutſcher des Herrn von N. Magiſter Lampert hat ſchon verſchiedene Jahre an dieſem Schlingel gebeſſert; aber er kann ihn noch nicht recht faſſen.

Nicolaus Brumhold, der Barbier zu Kargfeld. Wenn ihn ein Bauer beleidigt, ſo ſchiert er den Böſewicht Sonnabends wider den Strich. Er verſteht, außer ſeiner Barbierkunſt, die Chirurgie, und thut an Menſchen und Vieh trefliche Curen.

Mehr braucht der Leſer von keiner Perſon zu wiſſen, wenn er den erſten Theil dieſer Geſchichte leſen will. Magiſter Lampert würde freilich viele Züge in dieſen Schilderrien für falſch erklären, und ſich als ein anderer Theophraſt folgendergeſtalt darüber heraus laſſen:

Sir Ehrhard Rudolph von N. iſt die Blume und Zierde aller deutſchen Ritter. Sein Geſicht iſt männlich, und dabei doch angenehm. Ob er gleich ſchon viele Jahre auf dem Buckel hat; ſo wird er dennoch von einem heroiſchen Feuer belebt, das Helden eigen iſt. Er liebt mich, und andere grundgelehrte Männer, von Herzen, und iſt, ſeit einem halben Jahre, gegen das Frauenzimmer nicht unempfindlich.

Lady Kunigunde von N. iſt etwas beißig, und macht ihrem Herrn Bruder und mir, mit abgenöthigten Vertheidigungen, viel Mühe. Glaubte ich die Seelenwanderung; ſo würde ich behaupten, daß Doctor Eckens ſeine Seele in die alte Kunigunde gefahren wär.

Baron von F. iſt ein wenig ſuperklug, ob er gleich weder Griechiſch noch Hebräiſch kann. Ich habe ihn ein paar mal zwiſchen den Sporen gehabt; und ſeitdem hat er ſich nicht mehr an mich gewagt. Außerdem ſind wir ganz gute Freunde.

von S. dieſer junge Baron hat mir viel zu danken. Ich war ſein Mentor, und wußte das natürliche Feuer bei ihm durch verſchiedene Kunſtgriffe zu mäßigen. In Hebräiſchen und andern morgenländiſchen Sprachen, habe ich ihm freilich nicht weit bringen können; doch kann er deſto mehr lateiniſch. Er ſchreibt manchmal mit vieler Hochachtung an mich.

Fräulein Amalia von S. ein loſes, loſes Ding! Sie macht ſo gar mit mir ihren Spaß; aber ich kann nicht böſe werden: denn ſie iſt ein allerliebſtes Fräulein; und ſo war ſie ſchon ehedem, da ſie noch meinen Hörſaal beſuchte.

Von W. ein guter Mann, und ein guter Chriſt. Von Sorgen wird er niemals grau werden. Er kann in unſerer Grafſchaft das meiſte eſſen und trinken, und ſchläft ſo lange, bis ihn wieder hungert. Seinen Namen kann er nicht ſchreiben.

Lady W. eine belebte und muntere Dame. Sie hat ein Maul wie ein Schwerd. Sie erzieht ihre Töchter ſehr vernünftig, und iſt in allen Dingen ſo billig und gerecht, wie ein Corpus iuris.

Fräulein Juliane von W. ein ſtilles gutes Kind: ja, ich würde ſie noch mehr loben, wenn ſie ſich nicht zuweilen ihrer Frau Mama widerſetzte.

Sie iſt noch jung; ein geſetzter und vernünftiger Mann kann bei ihr noch etwas ausrichten.

Magiſter Wendelin, Paſtor Loci. In ſeinem Amte iſt er ganz wohl zu gebrauchen; in ſchweren Wiſſenſchaften aber giebt er mir den Vorzug. Ich habe indeſſen meine Urſachen, wenn ich mit ihm nicht diſputire: denn

Jungfer Hannchen iſt ſeine Tochter, und meine Clementine. Ha! ha! ha! O Liebe, wie bezauberſt du mich! Tange Chloen ſemel arrogantem! dulce ridentem Lalagen amabo, dulce loquentem.

Lorenz Lobeſan, ein ſerpentiſcher Schulmeiſter. Kein Händel iſt er zwar nicht; er kann aber zehn andere Kerls überſchreien.

Jere-

Vorbericht.

Jeremias könnte weit beſſer ſeyn, wenn er meinen Lehren nachlebte, und den Kutſchern in Großbrittannien nachahmte. Mein Commentarius über den Grandiſon wird meinem Herrn und ihm gute Dienſte thun.

So würde Magiſter Lampert reden, wenn er eine Vorrede ſchreiben ſollte.

Doch, nichts mehr von ihm! In der Geſchichte wird er eine Hauptperſon ſpielen, und ſich näher zu erkennen geben.

Wir legen der Welt kein Gedichte vor Augen; ſo erdichtet auch die Geſchichte Sir Carls iſt. Die hierinne vorkommende Perſonen leben, und befinden ſich wohl. Hat nicht Jedermann das Recht, nach ſeinen Grundſätzen zu handeln? Meine Freunde haben zeithero die Möglichkeit, Sir Carln nachzuahmen, beſtritten.

ten. Sie haben Recht. Niemals aber wird es an Leuten mangeln, welche dem Herrn von N. und Magiſter Lamperten ähnlich zu werden, fähig ſind. Lorenze und Wigande giebt es ohnedem in allen Städten und Dörfern.

Es werden künftig noch mehrere Perſonen vorkommen, die aber dem Leſer zuvor ſollen geſchildert werden. Am Ende will ich mich mit Namen nennen. Den 9ten Septembr. 1759

I. Brief.

Der Magiſter Wilibald an den Baron von S.

Kargfeld, den 29. März.

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Die Ehre, die ich ehemals gehabt habe, Sie in allerlei guten Wiſſenſchaften zu unterrichten; die Erlaubnis, welche Sie mir vor Ihrer Abreiſe gaben, oft an Sie zu ſchreiben, und der ausdrückliche Befehl meiner gnädigen Herrſchaft, einen Briefwechſel mit Ihnen zu unterhalten, berechtigen mich zur Erfüllung meines eigenen Wunſches, dem Geiſte nach Sie auf Ihren Reiſen zu begleiten: ob ich gleich körperlich von Ihnen entfernt bin. Nun ſind Sie in Amſterdam, und nun werden Sie beurtheilen können, in wie ferne ich Recht, oder Unrecht hatte, wenn ich dieſe berühmte Stadt die Königin aller Handelsſtädte nennte. Den fürnehmſten Theil der vereinigten Provinzen haben Sie bereits beſehen, und machen Anſtalt, wie Sie ſagen, nach Engelland, dem Vaterlande tiefdenkender Gelehrten; der Heimat großer Geiſter; der Quelle aller Reichthümer Europens, überzuſchiffen. (Hier haben Sie in wenig Worten einen Unterricht von dem, was bey den Britten Ihre Aufmerkſamkeit verdienen muß.) Seyn Sie glücklich in allen Ihren Unternehmungen! Auf Befehl meines gnädigen und hohen Patrons ſoll ich Ihnen von unſerm motu ciuico, wie ich es nach dem Horaz nennen könnte; oder von der innerlichen Gährung, welche in unſerer kleinen Republik herrſchet, eine Nachricht geben. Ich will meine Erzählung von den Eiern der Leda herholen. Sie wiſſen noch nicht, was für ein guter Geſchmack in dem Hauſe Ihres Herrn Oncle, meines hohen Patrons, ſowohl in Anſehung der Wiſſenſchaften; als aller übrigen Dinge anzutreffen iſt. Die Scene hat ſich ſeit Ihrer Abreiſe ſehr geändert. Es wird niemand in die Geſellſchaft, oder in den Dienſt der Herrſchaft aufgenommen, der nicht ein Kenner, oder ein Verehrer davon iſt. Vom Hofmeiſter bis auf den Koch muß man nach den Regeln des Geſchmacks urtheilen, oder doch darnach urtheilen lernen. Wenn ich aufgeräumt bin, nenne ich deswegen den Hochadelichen Sitz eine Akademie. Vor einigen Jahren, da Sie ſich ſchon auf dem Carolino befanden, bekam ich von der gnädigen Herrſchaft den Auftrag, bei den Winterluſtbarkeiten, über ein, zu der Zeit mir unbekanntes Buch Vorleſungen zu halten; oder eigentlich zu reden, in der Verſammlung des adelichen Hauſes die Geſchichte Herrn Carl Grandiſons, die eben damals in unſerer Mutterſprache zum erſtenmale erſchienen war, bei langen Winterabenden vorzuleſen. Sie wiſſen, daß wohlgeſchriebene Bücher jederzeit eine der angenehmſten Zeitkürzungen ſowohl Ihres Herrn Oncle; als auch ſeiner Fräulein Schweſter geweſen ſind. Ich gehorſamete anfangs mit einigem Widerwillen. Ich wußte, wieviel meine Lunge durch das Geräuſche der Spinnräder, welches meine Stimme durchdringen mußte, und durch den ſchädlichen Staub von der Hechel leiden würde: ich wußte aber noch nicht, wie viel mein Verſtand davon gewinnen würde. Kein Schlaf kam den aufmerkſamen Zuhörern in die Augen; aber gnug empfindliche Thränen rollten die Wangen herab, wenn ich ihnen dieſe rührende Geſchichte las, und jedes Wort derſelben durch den gemäßen Accent ihren Herzen einprägte. Wenn ich meinen Autor hinlegte, befand ſich alles in einer entzückten Stille, bis wir unſere Geiſter wiederum geſammlet hatten: alsdenn wurde das vorgeleſene Penſum nach den Regeln des Geſchmacks beurtheilet. Niemand unterſtund ſich, ein Meiſterſtück des menſchlichen Witzes (davor hielten wir es anfangs alle, bis ich durch Gründe überzeugt wurde, daß es eine wahre Geſchichte wäre) dem geringſten Tadel zu unterwerfen, und wenn ja hier und da ein Dubium oder ſonſt eine Anmerkung gemacht wurde, ſo geſchahe es mehr exercendi ingenii cauſſa, als in der Meinung, wirkliche Fehler zu entdecken. Ich kann nicht leugnen, daß mich oft der Beifall der ganzen Geſellſchaft ſtolz machte, wenn ich mit einer entſcheidenden Mine Streitigkeiten über dieſe oder jene Stelle ſchlichtete. Nur einer der allerbösgearteſten Menſchen = = . Niemals ſoll es mir aus den Gedanken kommen = = . Wigand, der laſterhafte Wigand, ehemals ein elender Dreſcher, hernach Hochadelicher Leibkutſcher bey meinem Herrn Principal, durfte es wagen, mir einmal öffentlich zu widerſprechen. Vergeben Sie, daß ich hier eine kleine Ausſchweifung begehe, und Ihnen eine Begebenheit die zu Grandiſons und meiner Ehre ausſchlug, bekannt mache.

Wir waren einmal des Abends in der Beurtheilung des 25ſten Briefes aus dem erſten Buche begriffen, da Wigand zwiſchen den Federfäſſern in der Kajüte hervor in die Verſammlung drang, und einen Haufen Scheltworte über den ehrlichen Jeremias, Sir Carl Grandiſons Kutſcher, ausſties, daß er dem Wagen des Ehr und Tugend vergeſſenen Hargravens ausgewichen wär. Er beſtritt nach den Geſetzen der Fuhrleute, daß ein Poſtillion einem eigenen Kutſcher eines groſſen Herrn ausweichen müßte, und machte Mine, auf Sir Carln ſelbſt loszuziehen, wegen eines unbilligen Befehls, den er ſeinem Kutſcher ſollte gegeben haben. Hier lief meinem gnädigen und von dem Character Grandiſons ganz bezauberten Herrn die Galle über; er ſprang auf, und ich glaubte, er würde Wiganden den Hals brechen; allein er hies ihn nur einen Galgenſchwengel, und drohte, ihn ſogleich aufhängen zu laſſen, wenn er Sir Carln, als die Zierde der Welt nur im geringſten wieder antaſten würde. Ich aber verſiegelte die ganze ſehr nachdrückliche Rede meines Herrn mit den Worten: ne ſutor vltra crepidam, welche ich ihm in einer Ueberſetzung zurufte, und den Buben endlich durch verſchiedene Schlüſſe zur Ruhe brachte. Ich würde Bedenken getragen haben, mich ſoweit zu erniedrigen, und mit dieſem Unverſchämten in einen Wortſtreit mich einzulaſſen, wenn nicht mein glückliches Gedächtnis mir eben zu rechter Zeit aus dem Martial zugerufen hätte: Inter Pygmaeos non pudet eſſe breuem.

Damals fieng mein Hochadelicher Herr Principal zugleich mit mir an, große Gedanken von der Geſchichte des Grandiſons zu hegen, und anſtatt daß ſich dieſe bei Endigung des Buches hätten verlieren ſollen, ſo wurden ſie bei uns dergeſtalt erhöhet, daß wir nach einer genauen Ueberlegung den Satz bey uns feſt ſtelleten: es iſt unmöglich, daß die Geſchichte Herrn Carl Grandiſons eine Erdichtung ſei; es iſt unmöglich, daß dieſe Geſchichte aus der Erfindung eines ſinnreichen Kopfes, wie eine andere Minerva aus dem Gehirn des Jupiters, entſprungen ſei. Wie geſagt, dieſe Gedanken wurden von Tag zu Tag reifer, bis wir uns endlich ſtark genug fühlten, öffentlich damit hervor zu brechen. Ich that es mit Genehmhaltung meines gnädigen Herrn. Wir waren eben insgeſammt in Schönthal bei Ihrem Herrn Schwager zu Gaſte. Die Aufmerkſamkeit der Zuhörer ermüdete nicht, obgleich eine Stunde verlief, ehe ich alle Gründe für die Wahrheit meines Satzes ſchicklich anbringen und ihnen die logikaliſche Stärke geben konte. Meine Augen waren nunmehro beſchäftiget, einen gerechten Beifall der hohen Verſammlung abzufordern; da Ihr jüngeres Fräulein Schweſter mit einem leichtfertigen Gelächter, als wenn ſie vergeſſen hätte, daß ich jemals ihr Lehrmeiſter geweſen wär, meine Beweiſe feindſelig anzugreifen; ja wo es möglich wär, ſie umzuſtürzen, ſich bemühete. In kurzem hatten wir zwo Partheyen an der Tafel, die mehr mit hitzigen als ſpitzigen Vernunftſchlüſſen gegen einander zu Felde zogen. Da wir uns nach Hauſe begaben, rühmte ſich jedes des Sieges. Dero Herr Oncle und ich wurden durch die ſchwachen Einwürfe der Gegenparthei in unſerer Hypotheſe

theſe treflich geſtärket. Der Streit iſt noch nicht beigelegt. Seitdem ich dieſen Zankapfel in Ihre Hochadeliche Familie geworfen habe, fehlt es unſern Unterredungen niemals an Materie. Vor einiger Zeit ſprangen beinahe alle, bei denen im Anfang meine Gründe Eingang gefunden hatten, von mir ab, und traten auf die Seite Ihres Fräuleins Schweſter. Niemand als der gnädige Herr hielt noch bei mir aus. Ich war genöthiget, nach dem Beiſpiele des Weingottes, da er mit den Himmelsſtürmern kämpfte, mich bald in einen grauſamen Löwen zu verwandeln; bald eine andere Geſtalt anzunehmen, um nicht von der Menge unterdrückt und zu einem ſchimpflichen und der Wahrheit nachtheiligen Stillſchweigen gebracht zu werden. Nun haben wir uns wieder einen Anhang gemacht. Hier haben Sie das Verzeichnis von den Anhängern jeder Parthei. Diejenigen, welche unter mir, dem Magiſter Lampert Wilibald die Geſchichte Herrn Carl Grandiſons als wahre Begebenheiten annehmen und vertheidigen, ſind: Mein gnädiger und hoher Principal, der, wie er ſagt, für die Wahrheit der guten Sache ſterben will.

Fräulein Kunigunde, Schweſter meines gnädigen Herrn. Junker Gangolph von R . . , welcher bei hieſigem Förſter die Jägerei lernt, ſeines Alters zwiſchen 18. und 19. Jahren.

Florian, der Luſtgärtner und der ehemals verkehrte, nun aber bekehrte Wigand.

Diejenigen, welche unter dem Hochwohlgebohrnen Fräulein Amalia von S . . die Geſchichte Herrn Carl Grandiſons, als einen Roman annehmen und ſolches andern bereden wollen, ſind:

Der Herr Baron von F . . . und deſſen Frau Gemahlin gebohrne von S . .

Fräulein Fiekgen, Pflegbefohlene meines hohen Gemahls.

Unſer Herr Paſtor, Wendelin, den ich zum Spas manchmal meinen Senior nenne, und andere.

So dringend meine Beweiſe, und ſo bündig meine Schlüſſe ſind, (ich muß an der Spitze meiner Parthey kämpfen;) ſo wenig habe ich doch dadurch bishero gewonnen. Man hat uns zwar oft Friedensvorſchläge gethan: wir können uns aber darauf nicht einlaſſen. Man verlangt, wir ſollen unſerer beſſern Ueberzeugung entgegen, die mehrbeſagte Geſchichte für eine witzige Erfindung, und einen nützlichen Roman eines in der gelehrten Welt unbekannten Engelländers erklären. Neulich that ich den Vorſchlag, man ſollte Ihnen den Auftrag thun, ein Endurtheil in dieſer Streitigkeit zu fällen. Ich handelte großmüthig, daß ich den Bruder zum Richter zwiſchen einer geliebten Schweſter und mir anrufte: ich verließ mich aber auf meine gerechte Sache, und auf ihre Zärtlichkeit für die Ehre und Wahrheit. Mein Vorſchlag wurde angenommen. Ich bekam Befehl, Ihnen einen kurzen Abriß unſers Proceſſes nebſt der Urtheilsfrage zu überſenden. Sehen Sie, gnädiger Herr, das iſt der Verlauf der ganzen Sache. Wenn Sie in London glücklich angelanget ſind: ſo erkundigen Sie ſich unter der Hand, was man von der Geſchichte des Grandiſons urtheilet; ob das Publicum auf meiner und Ihres Herrn Oncle Seite, oder auf Ihres Fräuleins Schweſter Seite iſt. Vielleicht ſagt man Ihnen, daß die Sache an ſich wahr ſey, und daß man nur die Namen und gewiſſe kleine Umſtände erdichtet hat, um die Wahrheit in etwas zu verſtecken. Wäre dieſes, ſo würden Sie zwar einige Schwürigkeiten zu überwinden haben: dieſe aber würden Sie nur ämſiger machen, in der aufmerkſamen Nachforſchung fortzufahren. So bald Sie das geringſte Licht in der Sache bekommen, und auf der rechten Spur ſind: ſo ertheilen Sie uns davon Nachricht. Dero Herr Oncle hat dabei die größte Abſicht von der Welt; aber es wird noch alles geheim gehalten. Laſſen Sie ſich nicht in Ihren Bemühungen zur Ehre der Wahrheit abſchrecken; wenn Sie Leute in Engelland finden, die von der Geſchichte des Herrn Grandiſons eben ſo denken, als Fräulein Amalia, und ihre Parthei. Erinnern Sie ſich, daß es vielerlei Arten von Freigeiſtern giebt. Alle Ihre Anverwandten ſegnen Sie ſo, wie

Ihr
unterthäniger Diener
M. Lamwertus Wilibald.

* * *

II. Brief.

Der Herr von S. an den Magiſter Wilibald.

den 12ten April.

Hochgeehrteſter Herr Magiſter,

Sie hatten ein Recht, an mich zu ſchreiben: ja, Ihr Brief würde mir willkommen geweſen ſeyn, wenn Sie auch nur die Hälfte von den Bewegungsgründen, mich im Geiſte zu begleiten, wie Sie ſich höchſt vortrefflich ausdrücken, angeführet hätten. Ihre Freundſchaft iſt mir allemal ſchätzbar: ich werde alſo Ihre Briefe in Amſterdam und Londen mit eben der Aufmerkſamkeit leſen, mit welcher ich ehedem Ihre gelehrten Vorleſungen anhörte. Wie würde ich auch ſonſt im Stande ſeyn, ſo viel tiefſinnige Sprüche zu errathen, und ſo viel ſtrenge Beweiſe einzuſehen, mit welchen Sie die Wahrheit vortragen und befeſtigen, wenn ich Ihrer Sprache nicht bereits gewohnt wär.

Meine Schweſter und der Pfarr werden nicht weiter mit Ihnen diſputiren wollen, vielweniger der Kutſcher. Sie haben Wiganden ganz gewiß mit einem Sorite zu Boden geſchlagen; welches Sie mir aber aus Beſcheidenheit in Ihrem Briefe verſchweigen. Uebrigens bewundere ich Ihre Herablaſſung in Anſehung des Verweiſes. O hätten Sie mir die Ueberſetzung davon beygefügt! Ohnfehlbar iſt es eine Umſchreibung geweſen. Ne ſutor vltra crepidam. Welcher vortrefliche Einfall! Sie waren alſo der Mahler; die Geſchichte mit dem Jeremias das Bild, und Wigand der naſeweiſe Schuſter. Wie hat ſich aber der Bube unterſtehen dürfen, einem Manne zu widerſprechen, welcher gelehrter iſt als Ariſtoteles und Confucius? Ich wünſche Ihnen unterdeſſen Glück, daß ſie den

Heiden bekehrt, und ihm die Rangordnung zwiſchen einem Kutſcher und einem Poſtknechte beigebracht haben.

Die Nachricht, von dem nunmehro herrſchenden Geſchmack im Hauſe meines Oncles, vergnügt mich. Was kann doch ein Mann von Genie thun! Sie müſſen mehr als eine Seele haben: wenn ich mich anders ſo ausdrücken darf. Mein Oncle war ja ehedem kein Liebhaber von Romanen, wenn ich den Don Quixotte ausnehme: daher auch die Heldenthaten, welche er noch als Fähndrich in Italien verrichtet, der beſtändige Gegenſtand unſerer Unterredung ſeyn mußten. Bey den Fräuleins aber war noch eher etwas auszurichten. Sie ſind jung, und wie weiches Wachs, welches alle Eindrücke anzunehmen fähig iſt. Fahren Sie indeſſen fort, meine Schweſter nach dem Beiſpiele der Henriette Byron zu bilden. Ich werde Sie noch einmal ſo ſehr lieben, wenn ich Sie einſt in einem ſo vortrefflichen Lichte erblicken kann. Ich denke aber, Charlotte oder die vermählte Gräfin G. wird ihr beſſer gefallen: denn ſie liebt den Scherz, und verliehrt lieber ihren Freund, als einen ſinnreichen Gedanken. Der Einfall, daß Sie den alten Paſtor Ihren Senior nennen, iſt ſo ſpaßhaft nicht, als Sie wohl meinen. Ich habe ſchon ehedem angemerkt, daß Sie der Tochter dieſes ehrlichen Mannes nicht gleichgültig ſind. Sie wird von Ihnen erobert werden, ehe Sie es denkt; und wie wird ſie einem Liebesantrag widerſtehen können, wenn Sie ſolchen mit Ihrer gewöhnlichen Beredſamkeit thun, und dabei einen Schluß mit dem andern verbinden. Ich küſſe Ihnen die Hände, lieber Herr Magiſter, wenn Sie Ihren erſten Liebesantrag entweder drucken laſſen, oder doch wenigſtens einen Auszug davon in den gelehrten Zeitungen bekannt machen. Mein Oncle unterſtützet Sie als Kirchenpatron bey jedem Verſuch, welchen Sie bey dieſer Schöne zu machen willens ſind: damit doch Dero Verdienſte um unſer Haus einiger maſen vergelten werden.

Sie thun mir viel Ehre an, wenn Sie mich zu einen Schiedsrichter in der Streitigkeit zwiſchen Ihnen und meiner Schweſter erwählen. Die Sache kann nicht ſeyn; die Erfahrung aber ſoll den ganzen Handel entſcheiden. So bald als ich nach London komme, werde ich mich um die Wahrheit der Geſchichte Sir Carl Grandiſons bekümmern, und Ihnen von jeder gemachten Entdeckung getreue Nachricht geben. Sie ſind zum ſiegen gebohren; und wer wird auch hierbei gerechter triumphiren, als Sie, Herr Magiſter? Künftige Woche gehe ich von hier ab. Amſterdam würde mir beſſer gefallen, wenn ich ein Kaufmann wär. Das ſchöne Geſchlecht behauptet hier ſeinen Vorzug vor dem männlichen. Ich könnte meinen Brief noch mit einer ſchönen Stelle aus dem Horaz verſiegeln, in welcher er uns die Sitten der Holländer ſchildert, ehe dieſe Republik errichtet wurde: es mag aber unterbleiben. Weit feiner wird ſich meine Zuſchrift mit der aufrichtigen Verſicherung endigen, daß ich zeitlebens ſein werde

Dero

ergebenſter
v. S.

III. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Schönthal, den 27. April.

Der Magiſter Lampert weiß ſich ſehr viel mit dem Briefe, den er aus Amſterdam von dir erhalten hat. Geſtern, da wir eben abgeſpeiſet hatten, kam Jemand in vollem Galopp in den Schloßhof geſprengt. Wir fuhren alle an die Fenſter, es war der Magiſter. Er kam die Treppe herauf. Der Baron, der immer ſeinen Spas mit ihm hat, fragte, ob der alte Paſtor Wendelin geſtorben wäre, daß er ſo aufgeräumet ausſähe? Er verbeugte ſich und ſchüttelte mit dem Kopfe. Reden konnte er noch nicht; ſeine Lunge war zu ſehr ausgedehnet. Er ſipſte und ſchnappte eine gute Weile nach Luft, bis die Bedienten abgeräumet hatten. Wir waren begierig, die Urſache ſeines außerordentlichen Bezeigens zu erfahren. Er merkte es, und zog einen Brief aus der Taſche. Er bath um Erlaubnis, uns ein gnädiges Handſchreiben von dem jungen Herrn Baron v. S. vorzuleſen, nachdem er ſich dieſe in einer wohlfließenden halbſtündigen Rede erbethen hatte. Wir hörten aufmerkſam zu. Er las mit einer Art, die mir gefiel. Das Waſſer trat ihm für Freuden in die Augen; er lächelte und wiſchte ſie mit einer Hand um die andere, wenn er an Stellen kam, die er für ſpashaft hielt, oder die ihm angenehme Gedanken erweckten: manchmal aber mummelte er in den Bart, und las ſo geſchwinde, daß Niemand wußte, was er haben wollte. Wie, ſagte ich, wie war das? Noch einmal dieſe Stelle. Er winkte und geboth uns mit der Hand zu ſchweigen, und las fort. Da er fertig war, und nach ſeiner Gewohnheit die Augen zudrückte, um ſich auf kritiſche Anmerkungen zu beſinnen, nahm ich ihm den Brief aus der Hand. Es ſind Stellen darinne befindlich, über die ich Sie nicht darf reflectiren laſſen, ſagte er. Erlauben Sie, gnädiges Fräulein - - Er wollte mir den Brief wiedernehmen.

Erlauben Sie, daß ich ihn nicht weggebe, bis ich ihn geleſen und darüber reflectiret habe.

Nein, nein, der junge Herr ſchreibt aufgeweckt und ſpashaft. Sie dürften an manchen Orten eine Satire finden, wo keine iſt; Sie ſind loſe.

Sie werden ihren Brief, ſagte ich, nicht eher wieder bekommen, bis ich ihn ganz geleſen und meine Anmerkungen darüber gemacht habe.

Ich las ihn laut. Da ich ihn wieder zurück gab, ſagte ich, der ganze Brief iſt eine Satire auf Sie.

Was? Eine Satire? Nichts weniger! Ich kenne den Charakter ihres Herrn Bruders beſſer.

Mein Schwager winkte mir und zog mich bei Seite. Laſſen Sie den guten Mann doch bei ſeiner Einbildung, wir werden unſer Vergnügen dabei finden. Geben Sie ihm in allem, was er ſaget, Beifall; der Spas wird vollkommen ſeyn, wenn wir dem Plane folgen, den wir neulich entworfen hatten.

Ich gieng wieder hinein in den Saal. Er fing gewaltig an, über den Brief zu diſputiren. Zum Scheine hielt ich ihm in etwas Widerpart; endlich räumte ich ihm alles ein, was er verlangte. Da er weg war, wurde erſt die Glocke über ihn gegoſſen. Schreiben Sie an unſerm Bruder, ſagte mein Schwager, er ſollte den Magiſter und unſern Oncle nicht in der Einbildung, die ſie von dem Grandiſon hätten, ſtören. Er ſollte die Bitte des Magiſters, wie er zu thun geneigt ſchiene, erfüllen, und entweder uns, oder ihm ſelbſt, von dem Zuſtand der Perſonen, die in dem Grandiſon eine Rolle haben, Nachricht geben, wir würden uns ihm alle für dieſes Vergnügen verbunden erkennen. Wir lachten, daß der Baron den Scherz ſo weit treiben wollte. Ich glaube aber, wir haben manche Luſt zu erwarten, wenn du die Bitte unſers Schwagers ſtatt finden läſſeſt.

Den 28ten. Heute Nachmittage legten wir einen Beſuch bey unſerm Oncle ab. Mein

Schwager that es mehr, mit dem Magiſter ſeinen Scherz zu treiben, als aus Begierde unſern Oncle zu ſehen, den er gleichwohl ſehr liebt, ſo lange er von ſeinen Feldzügen ſchweigt.

Mein Oncle las uns den Brief, den er geſtern von dir erhalten hat. Wir wünſchen unſerm geliebteſten Bruder, zu der bevorſtehenden Reiſe nach Engelland, Glück und eine dauerhafte Geſundheit. Herr Lampert ſagte: wenn du einmal des Steinkohlendampfes in Londen gewohnt wäreſt, und in den erſten vier Wochen keinen Anſatz zur Schwindſucht bekämeſt, ſo würdeſt du nicht nur in Engelland beſtändig geſund bleiben; ſondern auch in Deutſchland einmal ein alter Mann werden. Er wollte heute an dich ſchreiben, und den Brief in den meinigen einſchließen; er beſonn ſich aber anders, und erſuchte mich, ihn zu deiner Gewogenheit zu empfehlen, und dich für böſer Geſellſchaft zu warnen. Um ſeinetwillen, ſagte er, ſoll der junge Herr keinen Menſchen ſeiner Freundſchaft würdigen, der nicht von dem Grandiſon groß denkt, oder ein Anverwandter von ihm iſt. Ich biß mich in die Zunge um das Lachen zu verbergen, und verſprach, ſeinen Auftrag bey dir auszurichten. Gleichwohl konnte ich es nicht unterlaſſen, einige Spöttereien über unſers Herrn Vetters und ſeines Orakels des Magiſters Grille zu ſagen, ob es mir gleich von meinem Schwager ſehr nachdrücklich verbothen war. Unſer Oncle wurde deswegen ſo ſehr gegen mich aufgebracht, daß wir Mühe hatten, ihn zu beſänftigen.

Ich ſetze mein Leben zum Pfande, fing Herr Lampert unerwartet an, und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch, daß die Gläſer ſchütterten, ich ſetze mein Leben zum Pfande, daß es einen Grandiſon und eine Henriette Byron giebt. Leugnen ſie dieſe Wahrheit nicht länger, gnädiges Fräulein, wenn Ihnen etwas an der Gewogenheit ihres Herrn Oncles gelegen iſt. Unſer Oncle warf einen zornigen Blick auf mich, und ſeine Stirn bekam mehr Falten als ein aufgezogener Vorhang. Mein Schwager bath beide, ſo lange ſich zu beruhigen, bis zuverläßige Nachrichten aus Londen wegen dieſer Sache einliefen. Er verſprach dem Magiſter eine Hirſchhaut, wenn wir erführen, daß die Geſchichte des Grandiſons wirkliche Begebenheiten enthielte; er ſollte hingegen dem Baron ein paar Wachtelbauer verfertigen, wenn ſie als eine Erdichtung befunden würde; Sie gaben einander die Hände darauf. Meine Schweſter und ich verſprachen ihm jede ein paar genehete Manſchetten, wenn er Recht behielte; wenn wir aber den Sieg davon trügen, ſo verlangte meine Schweſter eine Schnappweife, und mir ſollte er ein Sonnenſchirmgen drehen. Er ging alles ein was wir verlangten, und war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er ſich davon nicht hätte abbringen laſſen, wenn man Pferde an ihn geſpannet hätte. Jezt war ich im Begriffe zu ſchließen; aber ein Streich von dem wunderlichen Menſchen, der mir eben einfällt, und wenn ich ihn nicht erzählte, mich wie ein Mühlſtein auf dem Herzen drücken würde, hält mich noch davon zurück. Er hat ſich vorgeſetzt, in allen Dingen dem D. Bartlett nachzuahmen, und hofft ihm endlich ſo ähnlich zu werden, als ein Ey dem andern. Neulich

lich hat er den erſten Schritt in dieſer wichtigen Unternehmung gewaget, er iſt merkwürdig. Der Magiſter hat das große Werk von einer Perucke, worinnen er ſonſten an hohen Feſttagen zu ſtolziren pflegte, plötzlich abgeleget, und trägt ſein eignes Haar. Nur Schade, daß es pechſchwarz iſt! Wenn ich ihm doch riethe, er ſollte es ſchwefeln, oder an der Sonne bleichen, damit es des D. Bartletts ſeinem ähnlicher würde, wer wüßte, was er thäte. Nun muß ich im Ernſte ſchließen, Fräulein Julgen iſt unten. Das gute Kind wird mir ihr Herz einmal ausſchütten wollen. Ihre Stiefmutter plagt ſie recht gottlos. Was kann denn das liebe Mädgen davor, daß ſie beſſer gebildet iſt als ihre ſchielende Stiefſchweſter. Ich werde gerufen. Unſere Anverwandten empfehlen ſich dir und erwarten öftere Nachrichten. Ich bin ſo lange ich lebe

Deine

Amalia v. S.

◆

IV. Brief.

Der Herr von S. an ſeine Schweſter.

Londen den 24. April.

Liebe Amalia,

Meine Schweſter gefällt mir, wenn ſie aufgeräumt iſt. Sie hat eine vortrefliche Gabe zu ſcherzen, und ich ſehne mich oft nach ihren belebenden Umgang. Der Magiſter, Lampert, muß, wie ich ſehe, noch die nämliche Rolle ſpielen, die er ehedem hatte: und es iſt kein Wunder, wenn ſeine Thorheiten mit den Jahren zunehmen, da ſich Jedermann Mühe giebt, ihn darinnen zu unterhalten; wiewohl die natürliche Leichtglaubigkeit und eine ſtolze Einbildung von ſeinen ſeltenen Verdienſten das meiſte dabei thun. Du mußt ihm inliegenden Brief ſelbſt übergeben. Nimm ihm aber zuvor alle ſchädliche und tödliche Werkzeuge weg, damit, wenn er in eine Raſerei verfällt, er ſich nicht die Kehle abſchneiden möge. Gib mir alsdenn eine getreue Nachricht von dem Ausbruch ſeiner Freude.

Ich habe hier in London eine ganz neue Welt vor mir. Geſtern habe ich den König zum erſtenmal geſehen. Er iſt ſchon ein Greiß, aber voller Majeſtät. Empfiehl mich allen meinen Freunden und liebe

Deinen

aufrichtigen Bruder.

V. Brief.

Der Herr von S. an den Magiſter Wilibald.

London den 24. April.

Wie wird mein Hochgeehrteſter Herr Magiſter die Nachricht aufnehmen, welche ich Ihnen geben muß? Bereiten Sie ſich zu, meine Sache anzuhören, die Dero ſonſt geſetztes Herz durchbohren wird, - - Die ganze Geſchichte Sir Carl Grandiſons iſt erdichtet. Verdammter

Wind! Wem wird man doch in der Welt glauben dürfen? Niemals hat ein Grandiſon in Engelland gelebt; niemals eine Henriette Byron. Von der Frau Shirley und der alten Tante Lore will auch Niemand etwas wiſſen. Es iſt ein Roman, ſagt man hier; und die Ausländer ſind einfältig, wenn ſie unſere Erdichtungen für Wahrheiten halten. Armer Herr Magiſter, welcher Schmerz wird Ihr Herz durchdringen! Die Wette iſt verlohren; alle ſchöne Anſtalten, den Grandiſon nachzuahmen, ſind vergebens, und Sie werden Ihr Anſehen ſowohl bei dem Gärtner; als auch bei dem Kutſcher einbüßen. Nein, das wolle der Himmel nicht! Triumph, Herr Doctor! ich habe Ihre philoſophiſche Standhaftigkeit prüfen wollen. Vergeben Sie mir dieſen Scherz! Grandiſon lebt; ſeine liebenswürdige Henriette befindet ſich wohl. O, wie viel Schönes werde ich Ihnen in kurzen von dieſem ädlen Paare ſagen können! Damit ich aber ordentlich verfahre; ſo erlauben Sie, daß ich in meiner Erzählung zurück gehe.

Es war den 21. April, als ich zu London ankam. So müde als ich auch war, ſo wurden meine Lebensgeiſter dennoch durch den Anblick dieſer außerordentlichen Stadt ermuntert und geſtärket. Ich ließ mich ſogleich zu den Herrn v. B. bringen, deſſen Bruder bei der alliirten Armee mein beſonderer Freund war. Ich übergab ihm ſeine Empfehlungsſchreiben; und wurde von ihm und ſeiner Gemahlinn gütig aufgenommen. Mein Wirth iſt von ädler Geburt; treibt aber, als der zweite Sohn ſeines Hauſes, aus einem ſehr vernünftigen Grundſatze der Britten, die Handelſchaft im Großen. Er lebt prächtiger als mancher Graf, und ich habe bei verſchiedenen Gelegenheiten die Herrlichkeit ſeines Hauſes geſehen. Ich erkundigte mich alſobald nach Sir Carln. „Sir Carl, ſagte er, iſt mein Freund. Je„dermann liebt ihn; Das Bild, das Richard„ſon entworfen, ſieht ihm ſehr ähnlich: Sie „werden ihn aber noch mehr bewundern, wenn „Sie ihn perſönlich ſprechen; in wenig Ta„gen werde ich nach Grandiſonhall gehen; „ihre Geſellſchaft wird mir angenehm ſein.„

Nunmehro, Theureſter Herr Magiſter, wird die Freude bei Ihnen eben ſo ſtark, als vorher der Schmerz ſein. Setzen Sie ſich, wie ein römiſcher Held auf eine Chaiſe, laſſen Sie alle Ihre Gegner vorher gehen; laſſen Sie io triumphe rufen, und fahren ſiegprangend, mit Blumen gekrönt, nach Schönthal, um daſelbſt neue Lorbeern einzuſammlen. Mein Brief aber muß auf einem Kiſſen, wie ein Document, getragen werden. Nunmehro wird Ihre Scharfſinnigkeit von keinem Menſchen mehr in Zweifel gezogen werden. Sie können das Wahre von dem Falſchen genau unterſcheiden; Sie dringen in das Innerſte der Sache; und jeder große Geiſt wird ſich eine Ehre daraus machen, wenn er nur mit Ihnen verglichen wird. Leben Sie wohl, verehrenswürdiger Freund! Der Geiſt der alten Chaldäer und Perſer ruhe ferner auf Ihnen. Dieſes iſt der beſtändige Wunſch

Ihres

gehorſamen Dieners
v. S.

VI. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Schönthal den 16. Mai.

Mein Bruder,

Deine Briefe haben uns ein unglaubliches Vergnügen gemacht. Der Baron war vorige Woche in der Stadt und erhielt ſie da von der Poſt. Er ſetzte ſich ſogleich zu Pferde, um ſie mir zu überbringen. Ich erbrach das Schreiben an mich, worinne ich das an den Magiſter eingeſchloſſen fand. Der Jäger mußte den Augenblick hinüber nach Kargfeld, und unſern Oncle nebſt ſeiner Familie und den Magiſter zu uns einladen. Sie kamen etwas ſpäter als Herr Lampert, der ſich in der Eile auf das Pferd unſers Jägers geſchwungen hatte, und da war, ehe wir daran dachten. Er war ungeduldig, den Brief an ſich zu erbrechen; ich gab ihm aber dieſen nicht eher, bis unſer Oncle kam. Wir ſetzten uns nach den erſten Komplimenten

ten um den Magiſter herum; er hatte die Stühle in einen halben Zirkel geſtellet. Ich will mir einbilden, ich ſtünde vor dem römiſchen Senate, ſagte er. Hier ſoll die Geſchichte des Grandiſons, wie dort das Schickſal der halben bevölkerten Welt, erwogen und beurtheilet werden. Er ſtund, löſete das Siegel auf, nachdem er die Aufſchrift geleſen hatte, und warf einen ſo haſtigen und begierigen Blick in den Brief, um ihn ganz zu überſehen; als wie ein heishungriger Knabe auf eine Butterſemmel ſchielt, um ſie auf einmal zu verſchlingen. Er las; aber bey dem erſten Zeilen fing er ſchon an zu ſtocken. Kaum hatte er noch ſo viel Kraft, die Worte herzuſtammlen: Die ganze Geſchichte Sir Carl Grandiſons iſt erdichtet, da fiel ihm der Brief aus der Hand. Er ſtund wie angenagelt; ſein Geſichte war entfärbet, und die Augen gläſern. Auf einmal riß er, mit einem entſetzlichen Gepraſſel, wie ich glaube, nach einen Gebrauche der Alten, ſeine Weſte auf. Die hölzernen Dorlen aus den Knöpfen flogen uns in die Augen. Unſer Oncle war ohne Bewegung. Er hatte ſich auf ſeinen Stock gelehnet; ſahe mit den Augen ſtarr vor ſich nieder, und ſchien in dem Augenblicke hinzuſterben. Der Magiſter rung und wund die Hände, und wiederholte oft einen lateiniſchen Spruch. Der Baron hat ihn gemerket: O vanitas vanitatum, heißt er, et omnia vanitas! Er ergriff darauf ſeine Halskrauſe, mir war bange, er würde ſie zuziehen und ſich erwürgen: er trocknete aber nur ſeine Thränen damit ab, die ihm in den Augen ſtunden.

Unterdeſſen hatte ich den Brief aufgehoben, und ſprach dem armen troſtloſen Manne einen Muth ein. Sie würden ſich vor dem ganzen römiſchen Senate verächtlich machen, wenn Sie ſo wenig Standhaftigkeit zeigen wollten. Fangen Sie noch einmal an zu leſen, und leſen Sie den Brief ganz, wer weiß was er für einen Ausgang hat. Ich hatte ein wenig hinein geſchielet und noch etwas von von Sir Carln erblicket.

Er ſetzte mit zitternder Stimme noch einmal an, und hatte ſo viele Standhaftigkeit, den erſten Abſatz, der ihm ſo ſchrecklich war, zu leſen. Nun kam er auf den zweiten. Alle ſeine Geſichtszüge wurden auf einmal verändert. Ein Mann mit zwei Geſichtern in einer Minute, dachte ich, das iſt der leibhafte Janus Bifrons aus unſerm Orangengarten. Er vergaß ſich in ſeiner Freude. Alle Ausſchweifungen zu erzälen, würde mir mehr Mühe koſten, als ſie meinen Bruder vergnügen könnten. Viele lange lateiniſche Sprüche, die ſich alle mit Dii immortales! anfingen, mußten wir wie die tiefſinnigen Ausſprüche der Orakel hören, ohne ſie zu verſtehen. Unfehlbar hatte er vergeſſen, daß mehr Perſonen als er in den Saale wären. Er lief haſtig hin und wieder; ich ſorgte für den Spiegel und ſeinen Kopf. Er las den Brief wiederum mit ſo vieler Aufmerkſamkeit, als wenn er ſeinen Augen nicht trauen dürfte. Den Namen Grandiſon drückte er jedesmal mit ſeinen Lippen. Bei meinem Oncle hatten wir faſt gleiche Erſcheinungen. Er ſaß nachdenkend auf dem Lehnſtuhle, als wenn er das Gleichgewichte von Europa zu entſcheiden hätte;

er ſchüttelte dann und wann den Kopf, und ſpielte mit ſeiner Doſe zwiſchen den Fingern. Aller Augen ſahen auf ihn und den Magiſter. Dieſe Pantomime dauerte eine gute Weile. Mein Schwager brach das Stillſchweigen zuerſt. Er wollte ſich der Gemüthsverfaſſung, dieſer beiden Leute bedienen, ſie in ihren Irrthum tiefer einzuwickeln; Er ſchien eben ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt zu ſeyn, als ſie. Meine Schweſter und ich mußten auch unſre Rolle ſpielen.

Der Magiſter foderte hierauf Jedermann, der keinen Grandiſon glaubte; oder noch einige Zweifel wider die Wahrheit ſeiner Geſchichte vorzubringen hatte, zu einem gelehrten Gefechte heraus. Er ſahe uns allen, und beſonders mir, ſteif ins Geſichte.

Wie ſtehet es denn nun, mein naſeweiſes Bäsgen, ſagte der Oncle zu mir, wollen ſie hinführo mehr über den Grandiſon ſtreiten?

Ich ſchlug die Augen nieder, und gab mir das Anſehen, als wenn ich beſchämt wäre, ich zwang mich roth zu werden. Mein

Schwager rief den Jäger herein: Anton, hierdurch gebe ich ihm gemeſſenen Befehl, den erſten jagdbaren Hirſch, der mein Gehäge betritt, vor den Kopf zu ſchießen, mir den Braten in die Küche, und gegenwärtigem Herrn Magiſter Wilibald die Haut auf ſeine Studierſtube nach Kargfeld zu liefern, wornach er ſich zu achten hat. Meine Schweſter ließ das Kammermädchen rufen, dem Magiſter das Maas zu den Armbindgen, woran die Manſchetten kommen ſollten, zu nehmen: er verbat es aber, und erſuchte uns, die Manſchetten, in Halskrauſen zu verwandeln. Er wird in kurzem an dich ſchreiben, wenn ſein Gemüthe etwas ruhiger iſt. Niemand hofft begieriger auf die Briefe ihres geliebteſten Bruders, als

Seine

Amalia v. S.

VII. Brief.

Der Herr v. N. an den Herrn v. S . .

Kargfeld den 14. Mai.

Geliebter Neveu,

So iſt denn die Geſchichte mit Sir Carl Grandiſonen wirklich wahr? Ich habe zeithero, als ein kluger Mann, noch immer daran gezweifelt: weil ich niemals gewohnt bin, alles bey der Erde weg zu glauben: allein Ihr letzter Brief an den Magiſter hat mich völlig convinciret. Dem will ich den verdammten Häls brechen, welcher nunmehro weiter etwas wieder die Gewisheit der Sache einwenden wird. Vor allen Dingen, ſehn Sie zu, daß Sie den Mann ſelber ſprechen. Der Kaufmann, bei welchen Sie wohnen, ſcheint mir nach Ihrem Berichte, ein ehrlicher Purſch zu ſeyn. Er wird Sie, wie der Engel den Tobias, ſicher nach Grandiſonhall bringen, und darauf bedacht ſeyn, daß Sie unterwegs kein Wallfiſch friſt.

Wenn Sie dort ſind; ſo machen Sie an den Herrn Grandiſon und an ſeine Henriette von mir ein dienſtfreundliches Kompliment. Merken Sie dabei auf alles, was in ſeinem Schloſſe, an ſeinen Bedienten, und vornehmlich an ſeiner Perſon, anzumerken würdig iſt. Ich weiß zwar einen großen Theil aus dem Buche; allein Specialia, mein lieber Vetter, Specialia ſind es, die ich wiſſen will. Verſtehen Sie mich wohl? z. E. Hält er viel Jagdhunde? was ſind ſeine Jäger für Kerls? wer ſpielt die Orgel, wenn Concert iſt? was macht die alte Frau Shirley? Iſt der Lady G. ihr Meerkätzgen zur Meerkatze geworden? Lebt die alte poßierliche Tante Lore noch. Von allen dieſen Dingen dependirt gegenwärtig gar viel: und wenn mein Vorhaben glücklich von Statten gehet; ſo bin ich zwiſchen hier und Weinachten ein zweiter Grandiſon: ja, vielleicht treibe ich die Sache noch höher. Laſſen Sie Sich aber gegen Niemanden nichts merken. Verſchwiegenheit iſt das Weſentliche bei großen Unternehmungen. Der Magiſter Lampert thut mir hierbei gute Dienſte. Er iſt ſelbſt von der ganzen Affaire ſo eingenommen, daß ich mir keinen drolligtern Kerl wünſchen könnte, als ihn.

Mein Rath wär, Sie blieben einige Monate zu Grandiſonhall = , manchmal können Sie auch nach Shirleymanor gehen, wenn Ihnen die Zeit zu lang wird. Hüten Sie Sich aber für dem verdammten Greville: es iſt ein Schläger. Fragen Sie doch auch nach den leidigen Vetter Eberhard, ob er vielleicht in ſeinem Eheſtande auch untertaucht? Meinen Gruß an den Herrn Reves und Frau Reves, wie auch an den ſpaßhaften Oncle Selby. Den Mann möchte ich einmal hier bei mir haben, ich wollte ihm ſo zuſaufen, daß er den drätſchen Himmel nicht erkennen ſollte. Adieu, lieber Vetter. Ich bin Ihr guter Freund

v. N.

⁂

VIII. Brief.

Von S. an ſeinen Oncle.

Grandiſonhall den 19. Junius.

Sie thun mir viel Ehre an, daß Sie an mich ſchreiben, und nochmehr, daß Sie mich zu Ihren Geſandten an Sir Carln machen. Ich bewundere und verehre Ihren Entſchluß, dieſem großen Britten nachzuahmen; und wer iſt auch fähiger, auf eine ähnliche Art zu denken und zu handeln, als mein hochgeſchätzter Herr Oncle? Sie werden nunmehro Ihrem alten Hauſe einen neuen Glanz geben, und allen unſern Ahnen eine wahre Ehre machen.

Es war den 3ten dieſes, als ich zu Grandiſonhall ankam. Das Schloß iſt fürſtlich, und völlig ſo, wie es Fräulein Lucia beſchreibt.

Sir Carl empfing mich mit einem großen freimüthigen, aber höchſt einnehmenden Weſen.

ſen. Er wußte die Lobeserhebungen, die ich ihm höchſt verdienter Weiſe, als einem berühmten Manne, machte, auf eine ſehr beſcheidene Art abzulehnen.

Es wurden meinen Begleiter und mir zwei Zimmer im andern Stockwerke angewieſen. Sir Carl verlangt, daß ich etliche Monate bei ihm bleiben ſoll; ich denke, ich werde nicht ungehorſam ſeyn.

Den 5ten. Wir ſind heute ungemein vergnügt geweſen. Lady G. ſtattete nebſt ihrem Gemahle und ihrer nunmehro 10jährigen Meerkatze, einen Beſuch bei Sir Carln ab. Die Tochter iſt das wahre Ebenbild von ihrer muntern Mutter. Wär das Meerkätzgen ſieben Jahr älter; ſo –

Sir Carl, wendete ſich während der Mahlzeit etliche mal an mich. Ihre Geſundheit wurde in einem großen Deckelglaſe ausgebracht, und von allen nachgetrunken. Wollte der Himmel, ſagte mein gütiger Wirth, daß ihr Oncle auf ein halb Jahr herüber kommen könnte! es muß ein vortreflicher Mann ſeyn, wie ich aus ihrer ganzen Erzählung abnehmen kann. Morgen gehn wir auf die Jagd. Sir Carl wird ſeinen großen Fresco mitnehmen. Der König wollte ihm ein Gut dafür geben, welches jährlich 600. Pfund einträgt, wenn er ihm dieſen ſeltenen Jagdhund geben würde; allein er ſchlug es Ihro Majeſtät ab.

Den 6ten. Das war eine Hauptluſt! Es iſt was übernatürliches mit dem Fresco. Er fieng ein Schwein, welches 6 Centner wog. Doctor Bartlett, wäre beinahe aus Verſehen erſchoſſen worden. Er will nicht wieder auf die Jagd gehen.

Den 7ten war wieder große Geſellſchaft hier. Sir Beauchamp und ſeine Aemilia, erſchienen auch. Abends war Bal. Wir tanzten bis vier Uhr. Es waren einige Fräuleins aus der Nachbarſchaft da, mit welchen ich tüchtig herumſprang. Von Ihnen wurde etlichemal geſprochen. Lady G. möchte Sie ſo gerne tanzen ſehen.

Den 8ten. Nun bin ich auch in der ſo berühmten Bildergallerie geweſen. Hier treffe ich das Stücke an, welches Lovelcae geſehen hat. Der Ritter iſt im vollen Harniſche, und mit aufgehabenen Händen kniend abgemahlt. Die Gemahlin kniet gegen über, und hat ſechs Mädchens mit molkenhaften Geſichtern hinter ſich; ſo wie ſich vier dickköpfigte und kurzöhrichte Jungens hinter ihm befinden. Das fromme Paar ſieht gen Himmel, an welchem die Worte mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſind: in coelo quies. Vielleicht haben ſie manchen ehrlichen Zwiſt auf Erden gehabt.

Einer von Sir Carls Ahnen ſiehet Ihnen, geliebter Herr Oncle, ſehr gleich. Es iſt ein alter Obriſter, welcher ſich in den Kriegen mit den Schottländern, unter dem König Wilhelm, ſehr hervorthat. Sir Grandiſon war außerordentlich erfreut, als ich ihm die Gleichheit zwiſchen Ihnen und dem alten Helden meldete. Dieſes Bild, ſagte er, ſoll mir nunmehro um deſto ſchätzbarer ſeyn.

Den 9ten. Heute bin ich in der Kirche geweſen. Doctor Bartlett predigte von den ver:

verſchiedenen Unglücksfällen, welche den Menſchen begegnen könnten. Morgen werden wir insgeſammt aufbrechen, und nach Shirleymanor gehen, welchen Ritterſitz Sir Carl, nach dem Tode der rechtſchaffenen Frau Shirley, geerbet hat. Sie ſtarb den 1 Auguſt 1756. Lady Grandiſon und ihr Gemahl waren bei dem Ende dieſer Hochachtungswürdigen Matrone gegenwärtig. Der Liebling ihres Herzens, und Sir Carl empfingen nochmals ihren zärtlichen Segen. Oncle Selby, hat weinend ganz abſcheulige Geſichter gemacht, wie mir Lady G. ſagte.

Den 17ten. Geſtern Abends kamen wir von unſerer Luſtreiſe wieder zurück. Ich bin nunmehro mit der ganzen Familie bekannt. Oncle Selby iſt noch immer wie ſonſten. Er überlacht dreiſſig andere, und wenn ſie auch noch ſo ſehr lachen könnten. Vetter Jacob dient als Cornet unter der ſchweren Cavallerie; Greville aber iſt Obriſter unter einem Landregimente. Es ſoll ihn keiner von allen Officiers im Fluchen aushalten können.

Ormen, die Milchſuppe, habe ich auch geſehen. Er iſt noch immer kränklich, und wird wohl ſchwerlich wieder hergeſtellt werden. Seine Schweſter will ihm zu Gefallen ledig bleiben, und eine zweite Tante Lore werden. Im Vorbeigehen: Tante Lore, iſt vor vier Jahren ſehr ungern geſtorben. Sie brachte ihr Leben auf 70 Jahr, drei Monate und 6 Tage.

Den 19ten. Heute wurde großes Concert im Muſiczimmer gehalten. Viele benachbarte Edelleute, fanden ſich dabei ein. Ich ſehe, daß ſich der Brittiſche Adel ungemein auf die Tonkunſt legt. Sir Carl ſpielte den Generalbaß auf der Orgel. Zuweilen löſete ihn ſeine Henriette mit dem Flügel ab. Alexanders Gaſtmahl wurde auch aufgeführt. Sir Carl wunderte ſich, daß Sie kein Inſtrument ſpielten, da Sie doch außerdem ſo ein vollkommener Cavalier wären.

So viel, für dieſesmal. Ich habe eine bequeme Gelegenheit meinen Brief fortzuſenden.

den. Ganz Grandiſonhall empfiehlt ſich Ihrer Gewogenheit und beſonders

Dero

gehorſamſter Diener
v = S.

IX. Brief.

Fräul. Amalia an ihren Bruder.

Schönthal den 23. Mai.

Lieber Bruder,

Welche Veränderung in unſerm Hauſe! Alles iſt metamorphoſiret! Kein Bedienter, kein Bauer darf meinen Oncle mehr gnädiger Herr, oder die alte Kunigunde gnädiges Fräulein nennen; ſondern Sir und Lady müſſen ſie ſprechen. Viele fragen den Magiſter um die Bedeutung dieſer Titel; und dieſer iſt allemal bereitwillig, ihnen zu erklären, wie die Wörter a radice haben. Sein Dorf heiſt nicht mehr Kargfeld,

feld, ſondern N. hall. Wir hatten am Montage alle Mühe, ihn darzu zu bringen, daß er einen Brief annahm, auf welchen noch a Kargfeld geſetzt war. Wiganden hat er umgetauft und Jeremias genennet. Der feinſte Einfall iſt die Auszierung eines alten Ganges, welchen er nunmehro mit dem prächtigen Namen einer Bildergallerie beehret hat. Du weißt, daß nur wenige Perſonen von unſern Ahnen abgemahlt ſind, damit aber die gemeldete Gallerie ganz beſetzt werden möge, ſo ſtehen unter andern zuſammengeraften Gemählden, auch der weinende Petrus, Ariſtoteles mit einem großen Buche, von welchem der Magiſter berichtet, daß es ſeine Metaphyſic wäre, die heilige Veronica, der Kaſten Noä, die Zerſtöhrung Jeruſalem, und Thomas Münzer mit darunter. Wigand mußte ſie aufſtellen helffen, und war ſo boshaft, einige grobe Einwürfe wider dieſe Ahnen zu machen; allein, mein Grandiſonirender Oncle verſiegelte ſeine kurze Antwort mit einer entſetzlichen Maulſchelle, daß dem Kutſcher die Luſt, den Streit weiter zu treiben, vergieng.

Haſt du Schurke jemals gehört, ſetzte er hinzu, daß Jeremias mit ſeinem Herrn ſo unverſchämt ſprechen darf? Wenn du Schlingel länger bei mir in Dienſten ſeyn willſt; ſo mußt du weit ehrerbietiger mit mir reden, woferne ich dir nicht deine ſchelmiſche Ohren abſchneiden ſoll. Mit einem Worte, die Gallerie wurde fertig, und wir müſſen in ſeiner Geſellſchaft oft dahin gehen, und uns von ihm die Thaten dieſer ehrwürdigen Ahnen erzählen laſſen. Er ſelbſt nimmt in Lebensgröße zu Pferde den erſten Platz ein. Damit aber ſein heroiſches Weſen recht natürlich gebildet wurde, ſo beſtieg er ſeinen alten Fuchs, welcher drei Tage zuvor nicht eingeſpannt, vielmehr reichlich gefüttert wurde, paradirte im Hofe herum, und der Mahler mußte die Anlage zum Bilde, unter freien Himmel verfertigen. Lampert wollte bei dieſer Gelegenheit ſich auch mahlen, und bei Münzern oder bei den Ariſtoteles ſtellen laſſen; Allein ſeine Bitte wurde ihm rund abgeſchlagen; doch erhielt er den Troſt: ich will eine Bronze aus Sie machen laſſen, und Sie in meine Bibliotheck ſtellen. Ich nahm mir die Freiheit, ihn wegen der Unanſtändigkeit des Orts einige Vorſtellungen zu thun; welche auch ſo kräftig waren, daß er das am Ende der Gallerie befindliche heimliche Gemach, ſogleich mit eigener Hand verſiegelte. Hier, ſprach er, iſt das Medaillencabinet von der Olivia befindlich, welches ich nach und nach in eine bequemere Stelle bringen werde.

Das rühmlichſte bei ſeiner Nachahmung iſt die Beſtimmung einer Stube zur Hauscapelle, worinne Abends Betſtunde gehalten wird, und wobei Lampert die Stelle des Dr. Bartletts vertritt. Jedermann erfreuet ſich darüber: denn du weißt, daß er ſonſt niemals von Beten und Singen ein großer Liebhaber geweſen.

Kargfeld, den 25. Mai, früh 7. Uhr. Den Augenblick reiſet mein Oncle mit dem Jeremias fort, wir fragten ihn ganz zärtlich: wo er hin wollte; allein wir bekamen keine Antwort als dieſe: ich habe auf meinen Irrländiſchen Gütern eine Verbeſſerung vorzunehmen. Wir thaten während ſeiner Abweſenheit einen Spaziergang. 11. Uhr. Ums Himmelswillen! da kommt Jeremias mit dem Wagen. Was muß er in aller Welt aufgepackt haben? wir liefen alle an die Fenſter, und Fräulein Kunigunde ſchrie: Wigand, was bringſt du hier? Es iſt eine Orgel, gnädige Lady.

Tante. Was willſt du damit? du führſt ſie an unrechten Ort.

Wigand. Nein, Mylady, unſer gnädiger Herr hat ſie der Gemeine zu Daasdorf abgekauft: weil dort eine neue gebauet wird.

Indem kam Grandiſon der zweite auch; und da er uns insgeſammt erblickte: ſo ſagte er: nun, Kinder, ſoll unſer Schloß bald ein Grandiſonhall werden. Siehſt du wohl, Schweſter, daß ich ein Muſiczimmer anrichten will? Friedrich, lauf ſogleich zum Cantor, und hole ihn anbei, er ſoll die Pfeiffen vorſichtig abpacken, und die Sache in Ordnung bringen. Sie aber, Herr Magiſter, welcher eben ſtand, und in eine große Orgelpfeiffe blies, ſagte er, können ihm behülflich ſeyn, damit ein jedes Stück recht orthodox an ſeinen Ort gebracht werde.

Es wurden auch ſogleich zwei Bauern beordert, welche die Bälge zur Fröhne anbei fahren mußten. Das ſchlimmſte iſt, fuhr er fort, daß ich die Orgel nicht ſpielen kann, ſonſt wollte ich, wie Sir Carl, zuweilen in das Muſiczimmer gehen, und eine Cantate aborgeln.

Den 26ten. Bald wird die ſogenannte Kinderſtube in ein prächtiges Muſiczimmer verwandelt ſeyn. Die Mägde haben ausziehen und in eine andere Stube wandern müſſen. Die Inſtrumente, womit ſelbiges ausgezieret iſt, ſind:

1.) Ein altes Clavier, das iſt der Flügel, worauf ſeine künftige Henriette ſpielt.
2.) Eine Violine, woran die Quinte fehlt.
3.) Ein Baß, welchen mein Oncle von einen Adjuvanten für zwei Martinsgänſe angenommen.

4.) Eine Trommel, dieſe gehört aber eigentlich zum Landregimente.

Die Orgel iſt noch nicht geſetzt; der Orgelmacher aber iſt verſchrieben. Auf die künftige Woche ſoll alles im Stande ſeyn: da wir denn ſämmtliche große Veränderung einweihen werden. Nur der Schulmeiſter iſt mit ſeiner neuen Stelle, als Hoforganiſte, nicht zufrieden. Du wirſt ſeine Zweifel im beiliegenden Briefe leſen. Wir führen bei dieſem reißenden Strohme der Thorheiten, welchem ſich nunmehro Niemand widerſetzen kann, das angenehmſte Leben, und wünſchen dir ein gleiches.

Amalia v. S.

X. Brief.

X. Brief.

Der Schulmeiſter von Kargfeld an den Herrn v. S.

Kargfeld, den 26. Mai.

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Eur. Hochwohlgeb. werden verhoffentlich nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich als ein unwürdiger Dorfſchulmeiſter an Sie nach Engelland ſchreibe; wo Sie Sich, nach Ausſage des Hr. Magiſters, aufhalten ſollen. Ich habe ſonſt viel von dieſem Kaiſerthume gehöret; und einige haben gar ſagen wollen, es läg mitten auf einem großen Waſſer. Wie ſind Sie doch in die Welt hinüber gekommen, da Sie das Schwimmen ſonſt bei uns nicht gelernet haben? doch es mag ſeyn wie es will; wenn

Sie nur nicht etwa durch verbotene Künſte (dafür Sie Gott bewahre) über die große See gegangen ſind. Ich hatte viel zu ſchreiben; ich habe es aber alles wieder vergeſſen. Beiläufig = = das Gedächtnis legt mir ſeit einigen Jahren ſehr ab; und ich bin jetzo willens, bei dem Oberconſiſtorio in einem Schreiben anzuhalten, daß wir eine Parucke zu tragen erlaubt ſeyn möge. Sonſt bin ich noch ziemlich geſund, Gott ſey Dank! der letzte Durchmarſch von den Türken hat mich freilich ſehr mitgenommen. Da ſie kamen, lief ich für Angſt in die Kirche, ſchloß hinter mir zu, und kroch hinter die Pfeiffen in der Orgel; da mir aber ſalſa ſenia einfiel, daß ich meine Gemeine nicht verlaſſen dürfte; ſo wollte ich doch wenigſtens den Durchmarſch aus dem Thurmloche mit anſehen. Daß dich der Hammer! was waren das für Kerls. Die meiſten ſahen aus wie die heiligen drei Könige, welche in unſerer Kirche abgemahlt ſind. Rothe Bruſtlätze, Hoſen bis auf die Schuh, ſchreckliche Bärte, Geſichter wie die Mohren! Ich ſchlug ein Creuz nach dem andern vor mir; betete und ſprach: Herr ſtürz ſie in die Grube hinein.

Die ſie machen den Chriſten dein.

Zum guten Glück blieben ſie nicht im Dorfe, ſondern zogen zur Miſigaſſe hinaus; wohin? weiß ich nicht. Einer war dabei, der ſaß in einer Kutſche. Niemals habe ich einen ſo gottloſen Bart geſehen, als der Kerl hatte. Er bedeckte ſeinen ganzen Leib: und ich glaubte ganz gewiß, daß er wegen dieſen ſchweren Barte müßte gefahren werden. Mein Herr Pfarr ſagte mir nachhero, es wären Croaten, und keine Türken geweſen; der Schulze aber behaupte, es wären Panduren welches beides ich an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſe.

Noch ein Punkt, welchen ich gleich Anfangs melden wollte. Unſer gnädiger Herr, Ihr Herr Vetter, will auf ſeinem Schloß eine Orgel bauen laſſen, und zwar in das Muſiczimmer, wie ers nennt; welche ich denn, wenn er Concert halten würde, ſpielen ſollte. Ich kam freilich aus meiner Gelaſſenheit, da er mir dieſen Antrag that, und dieſem meinen Eifer iſt auch folgende Antwort beizumeſſen. Hören Sie, was ich ſagte: Gnädiger Herr, die Orgeln haben ſchon ſeit der Sündfluth in die Kirchen gehört, und nicht auf die Edelhöfe. Wer nun ſolche heilige Dinge misbraucht, der thut eine Sünde wider das dritte Gebot, und folglich auch wider alle: wir haben ohnedem eine Landſtrafe nach der andern; (hier zielete ich unvermerkt auf die garſtigen Türken, welche durchs Dorf giengen) wollen wir noch mehrere Sünde thun, und gar bei Gaſtereien die Orgel ſchlagen? An Statt, daß er in ſich gehen, und von ſeinem böſen Vorhaben abſtehen ſollte; ſo lachte er mich nur aus, und ſagte: daß Hr. Grandiſon in Engelland auch eine Orgel im Hauſe hätte: was jenem Recht wär, das wär ihm billig, und er müßte eine Orgel im Hauſe haben, es möchte auch koſten, was es wollte. Was ſoll ich nun machen, mein lieber und geſtrenger Junker? Unſer gnädiger Herr iſt ganz gewiß ein Heide worden. Haben die Edelleute

leute in Engelland Orgeln, ſo mögen ſie ſolche für ſich haben, wir ſollen uns hierinne aber chriſtlicher aufführen. Es ſind ohnedem die letzten Zeiten, wie unſer Herr Pfarr ſpricht, da alle Laſter im Schwange gehen, und alſo nothwendig allerlei Landplagen erfolgen müſſen; wohin ich auch die garſtigen Türken rechne, die durchs Dorf zogen, mir zwei Gänſe todtſchmiſſen und mitnahmen, meinem Nachbar ſein Schwein ungerechnet: Wenn wir nun die Kirchenſachen misbrauchen, und auf den adelichen Höfen in Muſiczimmern orgeln wollen; was ſoll zuletzt daraus entſtehen? Ich orgele nicht, und ſollte er mir auch meinen grauen Kopf vor die Füße legen laſſen. Melden Sie mir doch, geſtrenger Junker, was es mit der Orgel des Herrn Grandiſons in Anſehung der Regiſter und Bäſſe für eine Beſchaffenheit habe. Der Pfarr hat zwar noch nichts davon auf der Kanzel geſagt, ich glaube aber, er bricht gewiß einmal damit hervor, wenn das Werk zu Stande kommen ſollte; oder weiſet unſern gnädigen Herrn vom Beichtſtuhl ab. Orgeln gehören in die Kirche! damit holla. Eurer Gnaden wünſche viel Glück und Segen, und bin mit aller Zucht und Erbarkeit

Eur. Geſtrengen

demüthiger und Ehrendienſtwilliger
Lorenz Lobeſan,
p. t. ludimoderator.

◆

XI. Brief.

Der Herr v. N. an den Herr v. S.

N. hall, den 10. Julius.

Lieber Vetter,

Ich habe Ihren letzten Brief richtig empfangen. Ihre Nachrichten haben mich entzückt, ſo, daß ich wieder jung wie ein Adler werde. Wenn meine Schweſter mich nicht mit thränenden Augen gebeten hätte; ſo wäre ich, ſtatt dieſer Antwort, in Perſon nach Grandiſonhall gekommen. Ich war ſchon reiſefertig. Jeremias ſollte mich nebſt dem Magiſter begleiten, und ich wollte meine Tour über Hamburg nehmen. Aber, wie geſagt, meine Schweſter, der alte Wurm, Lampert, der Pfarr und die ganze Gemeine bekamen von meinem Anſchlage Wind: ſie vereinigten ſich miteinander, und baten mich auf den Knien, keine ſolche gefährliche Reiſe in meinen alten Tagen zu unternehmen. Was ſollte ich machen? Ich konnte nicht widerſtehen; und ſolchergeſtalt werde ich nun wohl hier bleiben.

Sir Carl hat mir durch die ausgebrachte Geſundheit viel Ehre erwieſen. Ich habe ſie ſchon zehenmal nachgeholt. Einem ſolchen Ball möchte ich einmal beiwohnen, wenn die verdammten Engliſchen Tänze thäten: denn ich tanze weiter nichts, als die Menuet und deutſch. Sie hätten Sir Carln meine Ungeſchicklichkeit in der Muſic nicht entdecken ſollen; er wird mich nunmehro verachten. Ich will aber auch der Noth ein Ende machen. Wiſſen Sie wohl, daß ich die alte Orgel aus der Daasdorfiſchen Kirche gekauft habe? Ich habe ſie für dreißig Gulden erſtanden,

ſtanden, und in die Kinderſtube, oder beſſer, in mein Muſiczimmer ſetzen laſſen. Der alte Schulmeiſter machte mir zwar anfangs allerlei Haſenſprünge, und wollte bei unſerm Concert nicht ſpielen; ſo, daß ich ihn einmal bald zum Dinge hinaus gepeitſcht hätte: er beſonn ſich aber noch zu ſeinem Glücke, und orgelte. Die Claves kann ich bereits miteinander. Schicken Sie mir nur Alexanders Gaſtmahl von Händeln; dieſes Stück will ich zuerſt lernen.

Ich hätte bei der Jagd vom 6ten Junius ſeyn mögen! das muß ein verdammter Hund ſeyn, wenn er Schweine von ſechs Centnern halten kann. Wenn Fresco eine Bätze iſt: ſo laſſen Sie ſich einen jungen Hund geben, wenn er heckt, und bringen ihn mit herüber: damit ich die Race auch bekomme. Was hat aber Doktor Bartlett auf der Jagd zu thun? Er wird ein andermal wegbleiben, denke ich; es wär indeſſen Mordſchade um den alten Kerl geweſen: zumal, da er ſich ſowohl in Sir Carls Humor ſchicken, und die Mägde und Knechte fromm machen kann.

In dieſem Punkte kann ich Lamperten noch nicht recht brauchen: denn er demonſtrirt den Mägden ihre Pflicht ſo undeutlich, und zuweilen gar lateiniſch, daß ſie kein Wort davon verſtehen. Wenn ich aber mit der Peitſche hinter ſie komme: ſo überzeuge ich ſie beſſer, als wenn der Magiſter zehen Predigten hielt. Im Vertrauen, ich ſtudire, nunmehro auf eine Reiſe nach Italien, um Clementinen abzuholen, wenn ſie anders noch ledig iſt, und den verwünſchten Belvedere nicht hat nehmen müſſen. Unſer Barbier ſoll mit mir gehen und den Jeronimo recht auscuriren: denn Lowther ſcheint mir nicht ſo tacktfeſte zu ſeyn, als unſer Niclas. Clementine wird nachhero meiner Liebe aus Dankbarkeit Gehör geben, daß ich ihrem lendenlahmen Bruder geholfen habe. Die Religion ſoll mir nicht lange im Wege ſtehen, ich würde wohl ein Türke, wenn ich Clementinen zur Frau bekommen könnte. Erkundigen Sie Sich doch unter der Hand, wie die Sachen in Italien ſtehen? ich leſe zwar den Courier und den Staatsboten; ich finde aber niemals ein

Wort von der Hochzeit der Clementine darinne; folglich muthmaſe ich, daß ſie noch ledig iſt. Ich erwarte eine Antwort von Ihnen mit Verlangen, und bitte meine Empfehlung an Sir Carln und ſeine Henriette zu machen von

Ihrem

getreuen Oncle.

XII. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Kargfeld, den 13ten Junius.
Nachmittags um 4 Uhr.

Ich bin ſehr neugierig, welchen Ausgang die Thorheiten unſers Oncles nehmen werden? Gegenwärtig erfordert eine Reiſe nach Italien ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Ein Brief von dir wird der Sache den Ausſchlag geben. Lebt die Clementine noch unverheirathet; ſo geht er hin, und nimmt ſie dem Graf von Belvedere vor der Naſe weg. Ich muß dir eine ganze Unterredung zwiſchen ihm, ſeiner Schweſter, mir, dem Magiſter, dem Barbier und ſeinem Jeremias mittheilen: daraus du ſeinen Anſchlag ganz deutlich erkennen kannſt. Ein Glas Wein hatte ſeine Lebensgeiſter rege gemacht.

Amalia. Lieber Herr Vetter, warum wollen Sie uns verlaſſen? wir lieben Sie wie unſern Vater, wir werden uns grämen, wenn Sie ſo weit weggehen; ja, wir würden für Bekümmernis ſterben, wenn Sie unterwegens ein Unglück haben ſollten.

v. N. Hören Sie auf zu winſeln. Sie machen die Sache dadurch noch nicht anders. Soll ich unverheirathet ſterben? nicht wahr, das wäre recht für euch? Nein! daraus wird nichts. Wie, ſollte ich ein Unglück nehmen? Ich gehe in meinem Beruf, und das iſt das beſte.

Amalia. Ich dächte, Sie hätten vielmehr einen Beruf, hier bei den Ihrigen zu bleiben, um eine hieländiſche Lady glücklich zu machen. Gefällt Ihnen denn kein Frauenzimmer hier?

v. N. Es ſind ſchon Mädchens hier; aber keine Clementine. Sie haben ja ihre Geſchichte geleſen: ſagen Sie mir einmal, welches Fräulein man mit ihr vergleichen könnte?

Amalia. Sie iſt nach meiner Meinung ſtolz und gar zu abergläubiſch. Ich will alſo keine Vergleichung anſtellen.

v. N. Das ſind bei einer Clementine keine Fehler: bei euch Jungfern aber würde ich beides nicht leiden können.

Amalia. Nun, das heiß ich erzverliebt = = . Wenn man die Fehler eines Mädgens für Schönheiten hält, blos weil ſie eine Ausländerin iſt.

v. N. Ja das thu ich, und ich werde mich meiner Liebe niemals ſchämen. Wer Clementinen liebt, thut ſich ſelbſt hervor.

Amalia. Noch eins, Herr Oncle, Clementine iſt eifrig römiſch katoliſch. Sie wird alſo jeden Proteſtanten abweiſen. Nehmen Sie ein Beiſpiel an Sir Carln.

v. N. Sir Carl war zu gewiſſenhaft. Man muß die Sache nicht ſo genau nehmen. Hätte er Ernſt gebraucht: ſo wär ſie damals die Seinige geworden.

Amalia. Sprechen Sie doch lieber wegen dieſen Punkte mit Ihrem Pfarr, und hören, was er ſagt.

v. N. Nein, das mag ich auch nicht. Er würde freilich Ihrer Meinung ſeyn; aber mit ſeiner ganzen Polemic nichts ausrichten. Was ſoll ſich der alte Mann vergeblich bemühen.

Amalia. Sie ſind ein ſehr entſchloſſener Mann. Der Himmel verhüte nur, daß nicht etwa der General ⸗ ⸗ ⸗

v. N. Wer? der General? dem will ich den Kopf ſchon zurechte rücken. Mir hätte er nicht ſo naſeweis, wie Sir Carln, kommen dürfen; ich hätte ihn garſtig abführen wollen. Ich fürchte mich für keinem Feldmarſchall, vielweniger für einem General. Laß ihn nur herwachſen, ich will ihm nicht aus dem Wege gehen. Wär ich wohl werth, ein Grandiſon zu heißen, wenn ich mich für einem ſolchen Bramarbas fürchten ſollte?

Amalia. Ich weiß, daß Sie Muth haben; aber die Herzhafteſten können zuweilen unglücklich ſeyn. Belvedere würde ſich ganz gewiß mit ihm vereinigen.

v. N. Belvedere? der Purſch ſoll bald Reißaus geben. Ich werde ihn nicht wieder mit Complimenten nach Hauſe ſchicken, wie Grandiſon: nein ich will ihn auf den Pelz brennen, daß er zeitlebens daran denken ſoll.

Magiſter. So lange noch Vorſchläge zur Güte gethan werden können, ſo lange muß man keine Gewalt brauchen. Ich habe ſchon zwo lateiniſche Reden, et quidem ſtylo Ciceroniano, ausgearbeitet, davon ich eine an den alten Marggrafen, die andere aber an den General halten will. In beiden iſt die Sache pro und contra unter;

terſucht, und ich denke, wir wollen die ganze Familie gewinnen.

v. N. Bravo, mein alter ehrlicher Magiſter! Sie werden Sich doch hoffentlich mit dem Pater Marescotti vertragen können?

Magiſter. Wer? ich? ein zweiter Doktor Bartlett ſollte ſich mit ſo einem Mann in Zänkereien einlaſſen? Wir wollen wie Brüder leben, und alle die Weine koſten, in welchen ſich Horaz ſonſt derb beſoffen hat.

v. N. Packen Sie unterdeſſen ein. Sie brauchen nur ein Kleid, ein ſchwarzes denke ich.

Magiſter. Sonſt keines. Ich reite den Schimmel.

Amalia. Sie können ſich für einen von den preußiſchen Todtenköpfen ausgeben, und in ganz Welſchland ein Aufſehen machen.

Zweiter Auftritt.

Jeremias, Meiſter Niclas, die vorigen.

Jeremias. Gnädiger Herr, Meiſter Niclas iſt da, ſoll er herein kommen?

v. N. Ja, laß ihn herein kommen. ꝛ ꝛ ꝛ ꝛ Wo bleibſt du alter Quackſalber ſo lange? Habe ich dich nicht bereits vor drei Stunden rufen laſſen?

Niclas. Verzeihen Sie, gnädiger Herr, es iſt heute Sonnabend, ich habe erſtlich die ganze Gemeinde geſchoren, und dem Cantor ſein Fontenell verbunden.

v. N. Du haſt immer viel zu thun. Weißt du was, alter Meiſter Salpeter, du ſollſt eine kleine Reiſe mit mir thun.

Niclas. Ganz gerne, gnädiger Herr, wir kommen doch morgen Abends wieder?

v. N. Das gehört nicht zur Sache. Verſtehſt du, einen alten Schaden recht aus dem Fundamente zu curiren?

Niclas. Aus dem Fundamente. Ich habe noch letzlich dem Schäfer eine Fiſtel zugeheilt.

v. N. Ich höre, du biſt ein geſchickter Kerl. Pack deine Zangen, Sägen, Hacken, Pflaſter, Salben und Büchſen zuſammen ein; leg deine gute Hoſen und etliche Hemden zårechte, daß du alle Stunden aufbrechen kannſt. Den Tag kann ich dir noch nicht ſagen; aber ich erwarte dieſerwegen einen Brief: alsdenn ſollſt du Nachricht davon bekommen.

Niclas. Ihr Gnaden werden mir doch den Ort ſagen, wo Sie hin wollen?

v. N. Nach Bologna, wenn du weißt, wo das liegt.

Niclas. Nein, das weiß ich nicht. Wie viel Stunden liegt der Ort von hier?

v. N. Tummer Teufel! frag lieber, wie viel hundert Meilen. Haſt du niemals was von Italien gehört?

Niclas. Bewahr mich Gott für Italien! da wohnt ja der Pabſt! Nein, dahin bringt mich kein Menſch.

v. N. Der Pabſt wird dich alten Eſel nicht freſſen. Mach mir nur keine Schwürigkeiten.

keiten. Du mußt mit, und wenn ich auch in die Türkei gieng.

Niclas. Gnädiger Herr, was würde meine Frau ſagen? Ich dürfte ihr nicht wieder unter die Augen, wenn ich ſo weit weg gieng.

v. N. Hat deine Frau auch ein Votum bei der Sache? Die kann ganz ruhig ſeyn, und Statt deiner die Bauren im Dorfe ſcheeren.

Niclas. Ja, das könnte ſie einiger maſen: ſie ſchiert aber Niemanden ſonſt, als mich, und das zwar alles privatim, damit es die andern Barbier nicht erfahren und mich ſtrafen.

v. N. Höre, Wurm, kann deine Frau mit deinem Bart zurecht kommen; ſo kann ſie es mit andern Männern ihren Bärten auch. Mach nur keine Weitläuftigkeiten, du biſt mir bei dieſer Reiſe unentberlich; denn du ſollſt einen vornehmen italieniſchen Herrn curiren. Ich will dich reichlich bezahlen, und es auch einſtens deinen Kindern genießen laſſen.

Niclas. Alles gut. Wenn es nur nicht zu weit wär. Ich ſcheue mich für dem Waſſer, als wenn mich ein toller Hund gebiſſen hätte. Ach! ich glaube, ich wäre des Todes, wenn ich über das rothe Meer fahren ſollte.

v. N. Da kömmſt du nicht hin. Geſetzt aber, wir wären genöthiget, über ein Waſſer zu ſetzen: ſo verbinde ich dir die Augen mit einem Schnupftuche, damit du nichts ſiehſt. Weißt du es nicht, wie mans mit den Pferden macht? Ich bin müde, deine Ausflüchte weiter anzuhören. Willſt du nicht mitgehn; ſo ſollſt du ſo lange ins Hundeloch kriechen, bis ich wieder zurück komme.

Magiſter. Geht doch mit, alter wunderlicher Mann. In Italien wächſt guter Wein, dort könnt ihr euch was bene thun.

Niclas. Ehe ich ins Loch krieche, ſo reiſe ich freilich mit. Aber ich kann ſo weit nicht gehen.

v. N. Wer ſagt, daß du gehen ſollſt. Du ſollſt mein Maulthier reiten. Geh nur hin, bis ich dich wieder rufen laſſe. Du, Schweſter, wirſt indeſſen meine Wäſche und meine Kleider zurechte legen: damit ich, wenn der Brief aus Engelland kommt, ſogleich aufbrechen kann.

Fr. Kunigunda. (mit kläglicher Stimme.) Ich will es thun, aber, wollte der Himmel, daß ich dieſer Arbeit überhoben ſeyn dürfte. Du biſt ſchon bei Jahren, lieber Bruder, und willſt noch heirathen, und zwar ein katholiſch Mädchen.

v. N. Das hab ich wohl gedacht, daß du deine Klagelieder auch anſtimmen würdeſt, Du wirſt doch zeitlebens ſo eine alte Wehklage bleiben. Ein Wort ſo gut als zehen, laß dieſes die letzte Erinnerung ſeyn, die du mir gibſt. A propos, meine Sammethoſen will ich auch mitnehmen. Laß ſie rein auskehren, und wo etwa hier oder da ein Wurmſtich zu finden wär, ſo nehe es fein ſauber zu.

Amalia. Auf ſolche Art werden der Herr Oncle recht galant erſcheinen?

v. N. Ja, das werde ich auch, ohne Ruhm zu melden, thun. Was ſoll ich viel Federleſens machen? Ich will dem Mädchen ſo zuſetzen, daß ſie bald Chamade ſchlagen ſoll.

Amalia. Was werden unſere Freunde in Schönthal ſagen, wenn ſie Ihre Abſicht erfahren?

v. N. Die haben nichts darein zu reden. Ich bin mündig. Jetzo iſts noch Zeit zu heirathen, da ich in meinen beſten Jahren bin: Warte ich noch länger, ſo tauge ich hernach gar nichts mehr. Ich denke ohnedem, ich will mir das verdammte Podagra durch den Eheſtand vom Halſe ſchaffen.

Magiſter. Sie haben recht. Wär ich an Ihrer Stelle geweſen: ſo hätte im achtzehenden Jahr geheirathet.

v. N. Da giengs bei mir noch nicht an; da war ich im Felde und half die Franzoſen ſchlagen.

Amalia. Warum haben aber der Herr Oncle ſo lange gewartet?

v. N. Ich weiß ſelbſt nicht. Hätte ich Clementinen eher kennen lernen, ſo wär ich vielleicht ſchon lange ein Papa. Nun ſolls aber auch deſto ſchärfer gehn.

Amalia. Wollen denn aber der Herr Oncle Clementinen Ihr wahres Alter ſagen? Ich befürchte, ſie macht Einwendungen. Denn nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt ſie etwa 28. Jahr.

Magiſter. Hier muß pia fraus geſpielt werden. Sie ſind munter und geſund; Sie kennen ſich immer für einen vier und dreiſigjährigen Herrn ausgeben.

v. N. Macht euch beide keinen Kummer. Nach meinem Alter wird Niemand fragen. Zum Ueberfluß aber will ich meine Brille zu Hauſe laſſen.

Magiſter. Das muß ohnedem geſchehen. Wollen Sie nach etwas ſehen: ſo nehmen Sie das Perſpectiv. Der Himmel verhüte

hüte nur, daß Sie das Podagra in Italien nicht bekommen.

v. N. Es wäre freilich ein alberner Streich: aber ich denke, das Podagra ſoll kein Narr ſeyn, und mich mit der Liebe zugleich plagen. Meine Beine werden dort andere Dinge zu thun haben, daß ſie alſo daran nicht denken werden.

Kunigunda. Ach wer weiß, ob ich dich in meinem Leben wieder ſehe, wenn du ſo weit weggeheſt!

v. N. Sey unbekümmert, alte Tante Lore. Siehſt du mich hier nicht wieder: ſo geſchiehet es dort, wenn du nicht par hazard in die Hölle fähreſt.

Kunigunda. Rede nicht ſo unchriſtlich, Bruder! Wenn alle verliebte Leute ſo ſind wie du, ſo will ich in meinem Leben nicht verliebt werden.

v. N. Ja, es wäre Zeit, wenn du im 56ten Jahr noch verliebt würdeſt.

Amalia. Plagen Sie doch meine redliche Tante nicht! Sie beſitzt das beſte Herz. Sie iſt um Sie wegen der Reiſe beſorgt.

v. N. Die Sorge kann ſie ſparen. Komm ich glücklich zurück, ſo ſoll ſie eine neue Saloppe und ganz neuen Caſper kriegen. Alsdenn wirſt du ausſehen, wie die Marquiſe von Pompadour.

Kunigunda verneigt ſich vor ihrem Bruder.

Amalia. Mich müſſen Sie nicht vergeſſen, Herr Vetter, ich bin eine ſtarke Liebhaberin von welſchen Galanterien.

v. N. Ihnen will ich den Jeronimo mitbringen, wenn ihn Niclas recht auscuriren kann. Die Partie wär ſo uneben nicht: habe ich erſtlich Clementinen weg, ſo läßt ſich ihr Bruder vielleicht überreden, und begleitet mich hieher.

Amalia. Ja, das wär vortreflich! Alsdenn wollten wir ſchon bekannt werden. Allein, ich möchte doch nicht gerne einen Mann, der ſchon ſo viel Maitreſſen gehabt hätte.

v. N. Ihr Mädchens müßt nicht ſo eckel ſeyn. Ein Cavallier kann ſchon einige Maitreſſen haben, und ſich dennoch ſeiner Gemahlin für einen Junggeſellen verkaufen. Ich war in meinen jüngern Jahren auch nicht von Holz.

Amalia. So recht! das ſollten der Herr Oncle gar nicht erzählen. Ich habe Sie noch immer für einen reinen Junggeſellen gehalten.

v. N. Sie werden auch nicht krank werden, wenn Sie es noch thun. Clementine muß indeſſen nichts davon wiſſen. Hab ich ſie einmal weg, ſo mag ſie hernach erfahren, was ſie will. Wir wollen aber aufhören zu diſcuriren. Ich will mich heute einmal recht luſtig machen. Jeremias! lauf zum Cantor, und ſag, daß heute Concert gehalten würde. Er ſoll um 6. Uhr zu mir kommen und noch ein paar Adjuvanten mitbringen. Reizend, ſanft, in Lydiſchen Thönen, zum Gefühle ſtiller Luſt ꝛc. ſoll es heute gehen. O du angenehme

nehme Dulcinea von Bologna! tauſend Ducaten wollt ich darum geben, wenn du heute hier wäreſt. Pereat Belvedere tief! (zum Jeremias) Stehſt du noch hier, wie eine Säule? Geh, und ruf den Cantor, ſag ich.

Jeremias. Gleich, gleich, ich wollte nur ihre Rede ganz anhören.

v. N. Das war nicht nöthig. Der erſte Theil gehörte nur für dich, Bube.

Haſt du alſo etwas nach Italien zu beſtellen, ſo wird dir unſer verliebter Herr Oncle dienen können. Er nennet es ſeine geheime Expedition; er will ſie aber glücklich ausführen. Welch eine Reiſegeſellſchaft! der Magiſter ſchickt ſich zu ihm, und er zum Magiſter: Jeremias aber ſchickt ſich zu beiden. Der Oncle iſt voller Verlangen, einen Brief von dir zu bekommen. „Hört! was ich ſage, ſpricht er, ihr müßt euch die Sache recht „ſoldatiſch vorſtellen. Zeithero habt ihr Pulver auf die Pfanne gethan, geladen, und den „Ladeſtock wieder an ſeinen Ort gebracht.

„Heute ſchrie ich: Hoch ſchlagt an; kommt „der Brief aus Londen; ſo rufe ich weiter „nichts, als Feuer! und denn gehts los. Jeremias muß noch einmal mit dem ſchelmiſchen Barbier reden, damit der Schlingel „nicht erſt ſich zur Ladung ſchwenket, wenn „ich fort will.

Was fangen wir mit unſerm Oncle an? Nichts fehlt, als daß er noch auf ſolche Abentheuer ausgeht. Ich weiß gewiß, jeder Schritt von hier bis nach Bologna würde mit einer recht beſondern Thorheit bezeichnet. Allein das muß nicht geſchehen. Wie wird er ſich anſtellen, wenn du ihm die Vermählung der Clementine ſchreibeſt? Ich denke aber, er hat einen neuen Entwurf im Kopfe, der jenem an Schönheit nichts nach gibt.

Abends um 6. Uhr. Die Adjuvanten ſind da; der alte Cantor auch, im Mantel, als wenn er zur Hochzeit bitten wollte. Der Magiſter hat ihm ſeine Zweifel wegen den Orgeln benommen, oder beſſer: unſer Oncle wollte den alten ehrlichen Mann prügeln.

Alleweile höre ich, daß er ihm auf dem Saale einen Unterricht wegen des Spielens gibt: „Höre er, Herr Schulmeiſter, er muß ein wenig flüchtiger werden auf der Orgel. Die „Finger ſind ſo ſteif, wie die Trommelſtöcke. „Habt ihr etwa in euren jüngern Jahren die „Daumenſchrauben bekommen? „Ach, Ihr „Gnaden, ich bin ein ehrlicher Mann; ich „bin niemals auf der Tortur geweſen, wie „man ſagen möchte.

„Sie ſind ein alter Narr. Was wär „daran gelegen, du biſt kein Erzbiſchoff, Herr „Schulmeiſter, nicht wahr? Vernehme er, „was ich ſage. Führt mir keine Kirchenſtücke mehr auf = = denn das ſchickt ſich nicht. „Das letzte fieng ſich mit einer Fuge an = = „mir deucht, ich hätte es an der Kirmſe in „der Kirche gehört. „Gnädiger Herr, ich „habe freilich keinen großen Vorrath: allein heute wollen wir ein Trio machen, „und alsdenn einige Menuets und Polonoiſen zum Tanzen; da wird aber nicht „dazu georgelt.

„Nein, das verſteht ſich. Wenn ich Alexanders Gaſtmahl aus Engelland bekomme: ſo laſſen Sie es Ihren Adjuvanten lernen. Verſtehſt du mich wohl?„ Gerne, gerne. Der Magiſter hat Hanngen anbei geholt, und alſo werde ich wohl mit tanzen müſſen. Ich will alſo dieſes mal meine Feder niederlegen, dir aber noch ſagen, daß ich dich allemal lieben werde.

Amalia v. S.

XIII. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Schönthal den 27 Junius.

Ich habe unſerm Schwager beinahe einen Gewiſſenspunkt daraus gemacht, daß er uns alle verleitet hat, unſerm Vetter eine Sache vorzuſchwatzen, die ihn noch vielen Verdrüßlichkeiten ausſetzen kann. Er iſt gleichwohl unſrer Mutter Bruder, wir ſollten es nicht gethan haben. Mein Schwager hat keine Luſt von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, und glaubt das Recht zu haben, ihm etwas aufzubürden; weil unſer Oncle ſeit vielen Jahren ihm von ſeinen Heldenthaten Unwahrheiten geſagt hätte. Wenn er in ſeiner Oeconomie dadurch Schaden litte, will der Baron ſolchen wieder gut machen. Den Gewiſſenspunkt bei Seite geſetzt, ſo iſt nicht zu leugnen, daß der Oncle und der Magiſter uns ſo viel lächerliche Auftritte, in dem Nachſpiele des Grandiſons liefern, daß wir uns keinen beſſern Zeitvertreib wünſchen könnten. Wenn ich dieſe beiden Leute auf der einen Seite anſehe, ſo ſind ſie wirklich gebeſſert: betrachtet man ſie aber von der andern, ſo ſcheinet es, daß ihr Biegen Verſtand ganz und gar ausgedunſtet iſt.

Mein Vetter hatte ſonſt etwas im Fluchen gethan, man konnte ihn ſtark darinne nennen. Seine neuerfundenen Schwüre und Flüche, die oft Niemand dafür anſahe, wenn es nicht der Nachdruck ſeiner Stimme und die Gelegengenheiten, bei welchen er ſie vorbrachte, zu erkennen gegeben hätte, ſind alle auf einen Tag abgeſchaffet worden. Der Magiſter, ein gewaltiger Feind aller unnützen Worte, war nicht damit zufrieden, er bewies aus einem lateiniſchen Kochbuche, wie ich glaube, daß man die Natur nicht auf einmal zwingen müßte. Der Oncle blieb demohngeachtet bey ſeinem Vorſatze und bat Herr Lamperten, ihn freundlich zu erinnern, wenn ihm ein Wort entführe, das einem Fluche oder Schwure ähnlich ſähe. Er verſprach, für dieſe Bemühung dankbar zu ſeyn, und dieſes verſprach er mit einem ihm eigenem Witze. Herr Lampert, ſagte er, wenn er ſo ein garſtiges Thier, als ein Fluch oder Schwur iſt, bei mir anſichtig wird; ſo ſei er ſo gut und haſche er mir es vor dem Munde weg. Er kann es in ſeiner Schreibtafel, oder in ſeinem Gedächtnißkaſten verwahrlich aufbehalten; wenn wir allein ſind, ſo ſoll er mir die Ungeheuer nach einander ausliefern, und für jedes einen Dreier baar Geld empfangen. Einige mal, beſonders letzthin, da der Hauptmann von Hagebuſch in Kargfeld war, und ſeine Weideſprüche ſchwadronenweiſe anrücken ließ, kam der Oncle in die Hitze, und donnerte ſo gewaltig mit Flüchen und neuen Schwüren, daß der gute Lampert nicht geſchwinde genug im Schreiben nachkommen konnte, und ihm manchen Dreier ſchenken mußte. Den Magiſter nennt er ſeinen väterlichen Freund, obgleich unſer Oncle um ein Mandel Jahre älter iſt. Jetzt muß ich abbrechen. Der Wagen iſt angeſpannt; wir fahren hinüber zu unſerm Vetter. Heute Abend wird ein Feuerwerk abgebrannt. Die Urſache davon ſollteſt du wohl nicht errathen. Es geſchiehet dem Grandiſon und ſeiner Henriette zu Ehre. Es iſt heute unſers Wiſſens weder ihr Namenstag noch ihr Geburtstag; es iſt aber gutes Wetter, und es kann doch durch ein ſolches Feſtin die Ehrfurcht, welche man hier für den Namen Grandiſon und Henriette hat, am beſten zu Tage geleget werden.

Den 28ten. Geſtern, da wir vor dem Edelhofe unſers Vetters Abends um 6 Uhr eintrafen, wurden wir von ihm im Galakleide em-

empfangen und in den Speiſeſaal geführet, wo wir den Herrn v. W. ſeine Gemahlin und Fräulein Julgen fanden. Der Paſtor Wendelin, deſſen Tochter Jungfer Hanngen, in die der Magiſter aufs äußerſte verliebt iſt, der junge Wendelin, ein Student, Junker Gangolph, der Förſter und die Perſonen vom Hauſe waren alle da. Ueber Tiſche wurde beinahe von nichts als von dem Feuerwerke geſprochen, das der Magiſter nach morgenländiſchem Geſchmack entworfen haben wollte. Die neidiſche Frau v. W. ſchnitt auf ihre fromme Stieftochter bei Tiſche immer ſauere Geſichter. Sie hätte in der That mehr Urſache, ſtolz auf dieſe gefällige artig gehorſame Tochter, als neidiſch und gebieteriſch gegen ſie zu ſeyn.

Bei der zwoten Tracht holte der Magiſter Grandiſons Geſchichte, unterdeſſen da die Bedienten abtrugen, las er einige Blätter; die Stelle handelte von dem Heiratsvergleiche des Grandiſons und der Clementine. Mein Oncle brachte die Geſundheit ſeines Helden aus. Jedermann holte ſie nach, bis auf dem Paſtor Wendelin.

Ich werde mich nie bereden laſſen, die Geſundheit eines Mannes zu trinken, der im Stande iſt, ſeine Kinder, ſein eigenes Fleiſch und Blut dem Moloch aufopfern zu wollen.

Dem Magiſter ſtarb der Biſſen im Munde. Seine Augen wurden ſo groß wie Brenngläſer. Wie ſo, mein Herr Paſtor, wie ſo?

Wie ſo? Was iſt das für eine Frage von Ihnen, mein Herr Magiſter! Haben Sie uns nicht eben jetzo vorgeleſen, daß der Engelländer, von dem die Geſchichte handelt, ſich kein Bedenken machte, wegen einer Weibesperſon, die er liebte, ſeine mit ihr zuerzielenden Töchter katholiſch erziehen zu laſſen? War das chriſtlich, war das vernünftig, ich will nicht ſagen väterlich? Nein, ich kann die Geſundheit eines Ketzers, eines Syncretiſten unmöglich nachholen.

Was? Sir Carl ein Ketzer? - Ein Syncretiſt? Wo denken Sie hin, mein Herr

Paſtor? Sir Carl macht ſeiner Religion Ehre. Ich hätte Luſt, ihn eine Säule der proteſtantiſchen Kirche zu nennen.

Wo nehmen Sie den Muth her, Herr Magiſter, einem ſolchen Ketzer, als dieſer Engelländer iſt, das Wort zureden? Ich will Ihnen nur kurz meine Meinung eröffnen, was ich von Leuten, die Ketzer vertheidigen, halte. Ponamus caſum: Es wollte Jemand mein Hanngen hier haben, der einer andern Religion beigethan wäre, mit der Bedingung, daß die Söhne in der Religion des Vaters und die Töchter in der Religion der Mutter erzogen würden, und wenn es ein Graf wäre, ſo würde ich ſie ihm verſagen; ja, ich würde ſie einem jeden rund abſchlagen, von dem ich nur argwohnete, daß ihm der geringſte ketzeriſche Gedanke im Kopfe ſtäcke. Ja ja, das würde ich gewiß thun, bei meiner Ehre. (Er ſahe den Magiſter an.)

Herr Lampert wurde feuerroth. Der Oncle mochte ihm winken, ihn treten und ihm zuruſen wie er wollte, er möchte doch den Grandiſon nicht im Stiche laſſen, es half nichts. Er nahm ein Kelchglas und ſagte einen ſeiner weiſen Sprüche: Beim Schmauſen darf man nicht ſtreiten, ſo heiſt er auf deutſch. Er trank Hanngens Geſundheit. Der Streit wurde durch Aufhebung der Tafel geendiget.

Die ganze Geſellſchaft begab ſich in den Garten, das Feuerwerk zu ſehen. Zween Adjuvanten hatten ſich mit ihren Waldhörnern an den Eingang des Luſthauſes geſtellet. In Ermangelung der Paucken ſchlug Junker Gangolph die Trommel darzu. Der Student hatte die Ehre als ein Fremder die Canonen, welches ein paar alte Flinten mit deutſchen Schlöſſern waren, los zu brennen. Die Bedienten vom Hauſe mußten laden, dann und wann eine Salve aus dem kleinen Gewehr geben, das waren die Piſtolen unſers Oncles. Er war deswegen genöthiget, das Signal mit ſeiner Kugelbüchſe zu geben.

Herr Lampert ſagte, mit einer ſtolzen Mine: Mit ihrer Erlaubniß, allerſeits höchſtzuverehrende Anweſende, werde ich Ihnen mit einem Lauffeuer von meiner Erfindung aufwarten.

Den Augenblick erſchienen ein halb Dutzend derbe Bauerjungen, mit Hüten von Pappe, auf welchen ein langes Stück angefeuchtete Pulvermaſſe befeſtiget war, und lieſen in einer Entfernung von uns durch einander, in die Runde und in die Quere.

Wir jungen Leute konnten es unmöglich unterlaſſen, in ein lautes Gelächter bei dieſem Anblick auszubrechen. Mein Schwager beredete unſern Oncle, es wäre dieſes ein Zeichen unſers außerordentlichen Vergnügens, daß wir über die Erfindung des ſinnreichen Magiſters empfänden. Er ſchien damit befriediget zu ſeyn.

Die zweite Scene beſtund in einer Lampenerleuchtung. 48 Oellampen, die hochadlichen und die aus der Pfarre mitgerechnet, welche in dem Dorfe mit Mühe und Zwang waren zuſammen geborget worden, erleuchteten die Allee. Am Ende derſelben prangete die ſchwarze Tafel des Magiſters.

Er verkündigte uns, daß der Name des edelſten Paares unter der Sonne im Feuer brennete. Wir verfügten uns mit vieler Sorgfalt durch die feurige Allee. Wir machten uns ſo ſchmeidig als es möglich war, um nicht eine rachgierige Lampe umzuſtoßen, die uns dieſe Beſchimpfung gewiß durch einen gräßlichen Oelfleck würde vergolten haben. An der Tafel, woran noch einige hebräiſche Charakters kenntlich waren, fanden wir die Buchſtaben

VIVANT
C. G. et H. B.
in ſaecula ſaeculorum.

von vergoldetem Pappier ausgeſchnitten, angeklebet, und rund herum mit Lampen beſpicket.

Nach einigen Freudenſchüſſen und einem lauten Vivatgeſchrei verfügten ſich alle Anweſende nach Hauſe. Ich fürchte mich in der Nacht zu fahren; ich ſchlief deswegen zu Kargfeld. Tante Kunigunden hatte das

Feuerwerk über alle maßen gefallen, vielleicht weil es ſo wenig koſtete und doch einen ſo vornehmen Namen hatte. Unſern Oncle habe ich nie ſo munter geſehen als damals. Der Magiſter hat ſich durch ſeine kluge (thörigte hätte er ſagen ſollen) Erfindung einen rechten Stein bei mir heute ins Bret geworfen. Herr Lampert, er iſt, mein Seele! ein verſchlagener Kopf, ohne daß er deswegen braucht die Treppe hinunter zu fallen.

Früh gegen 5 Uhr jagte mich ein unvermutheter Lerm aus dem Bette; ich dachte nicht anders, es wäre Feuer im Hauſe. Ein Haufe Bauerweiber ſchmiſſen ſich im Edelhofe um ihre Lampen; ſie waren verwechſelt worden; ungeachtet der kluge Lampert jede mit den Namen der Eigenthümer bezeichnet hatte. Um zehn Uhr Vormittage ließ mich mein Schwager in ſeinem Wagen abholen, um mit ihm und meiner Schweſter nach Wilmershauſen zu fahren. Der Herr von W. hat uns geſtern zu ſich eingeladen. Unſern Oncle finden wir nicht da, er hat ſich wegen Kopfſchmerzen, die ihn ſein geſtriger Rauſch zugezogen hat, entſchuldigen laſſen. Es iſt Zeit in den Wagen zu ſteigen, meine Schweſter hat ſchon eine halbe Stunde auf mich gewartet. Erfreue bald durch deine Briefe

Deine

Amalia v. S.

XIV. Brief.

Der Magiſter Lampert an den Baron v. S.

Kargfeld, den 14. Julius.

Tandem bona cauſſa triumphat! Dieſes, zwar nicht ſeltene und rare; aber doch jederzeit wahre Symbolum, welches jener Prinz auf ſeine Münzen ſchlagen ließ, iſt endlich auch einmal an mir wahr worden. Es giebt einen Grandiſon, es giebt eine Henriette Byron; es ſind keine Feyen Vorſtellungen, keine Hirngeſpinſte; wir haben

ben gewonnen! Jedermann war vor kurzem wider mich; jedermann iſt nun mit mir einerlei Meinung. Mein gnädiger Patron, der außerordentlich vergnügt iſt, daß unſere Wahrſcheinlichkeiten unumſtößliche Wahrheiten worden ſind, beſchäftiget ſich nebſt mir in der Nachahmung eines Mannes, der die Ehre des Zeitpunktes iſt, darinne wir leben. Jederzeit hatte er viel Hochachtung für den Namen Grandiſon, nur die Furcht, einen Schatten, einen Dunſt, Einfälle eines müßigen Kopfes zur Regel ſeiner Handlung zu machen, nöthigten ihn, ſo lange mit der Nachahmung dieſes großen Urbildes anzuſtehen, bis er erfuhr, dieſer große Mann ſey wirklich in unſrer Welt anzutreffen. Was Grandiſon, und was Doctor Bartlett in Engelland ſind, das werden der gnädige Herr und ich in Deutſchland ſeyn.

Von den Einrichtungen, die in dem Hochadlichen Hauſe ihres Herrn Oncles nach Maßgabe der Reſidenz des Herrn Grandiſons gemacht worden ſind, haben Sie bereits durch Dero Fräulein Schweſter und den gnädigen Herrn ſelbſt Nachricht erhalten. Ich habe noch immer meine Hände voll damit zu thun, und dieſes iſt die Urſache, daß ich ſo lange meine Schuldigkeit, Dero gnädiges Handſchreiben an mich zu beantworten, habe ausſetzen müſſen.

Weil der Cantor Loci ſich noch immer nicht recht zum Orgelſchlagen in dem Muſiczimmer des gnädigen Herrn verſtehen will; ſo ſoll ich dieſes Amt übernehmen, und dafür eine Zulage meines jährlichen Gehalts bekommen. Ich ſagte bei dem Antrage, den mir der gnädige Herr deswegen that, nichts weiter, als: Doctor Bartlett, Sir, iſt Sir Carls Hofprediger, aber nicht ſein Organiſt. Er fand ſich getroffen, ergriff meine Hand, druckte ſie und ſagte: Herr Magiſter, Sie ſind mein väterlicher Freund. Geben Sie mir doch Nachricht, ob der Doctor auch manchmal orgelt. Thut er es, ſo werde ich mir kein Bedenken machen, ſeinem Beiſpiele zu folgen; wo nicht, ſo ſpiele ich warlich keine Note, und wenn mir jede mit tauſend Thalern ſollte bezahlet werden.

Ueber eine Sache kann ich mich nicht gnug wundern, daß nämlich der Doctor Sir Carln auf die Jagd begleitet. Wie geht denn das in aller Welt zu? Setzt er ſich in ſeinem langen ſchwarzen Mantel zu Pferde? das kann ich nicht glauben. Nähme er ihn unter den Arm, wie wollte er denn das Pferd und die Peitſche regieren? Ließ er ihn fliegen; ſo wäre es, wenn der Wind ginge, noch beſchwerlicher; wollte man ſagen, er legete ſeinen geiſtlichen Habit zu der Zeit ab, wenn er auf die Jagd gienge; ſo kann ich das mit einem ſo ernſthaften frommen Manne auch nicht zuſammen reimen. Mit einem Worte, vor einem, der es nicht geſehen hat, iſt die Figur, die der Doctor zu Pferde macht, ſchwer zu errathen. Geben Sie mir doch davon eine umſtändliche Nachricht. In meinem Herzen wünſche ich oft, daß Bartlett von der Jagd wegbliebe, ſo dürfte ich auch nicht wie ein Spürhund, den ganzen Tag mit meinem Patrone im Walde herum laufen. Jedoch es heiſt: qui vult finem, vult etiam media.

Wer ſich dereinſt ſo groß, als Bartelett will ſehen,
Läßt manchen ſauren Wind ſich ins Geſichte wehen.

Man muß per aſpera ad aſtra gelangen. Der gute Mann hat es ſein Tage ſich wohl eben auch laſſen ſauer werden.

Vor einigen Wochen wurde auf Befehl des gnädigen Herrn, dem Götterpaare in Engelland zu Ehren, ein Feuerwerk von meiner Erfindung in dem Luſtgarten abgebrannt. Es dauerte von 9 Uhr des Abends bis gegen 11 Uhr. Sie können es dem Herrn Grandiſon melden, mein Herr verlangt es ausdrücklich; es muß aber nicht laſſen, als wenn ſich Ihr Herr Oncle dadurch ein Verdienſt bei der Familie der Grandiſonen machen wollte. Bei Gelegenheit dieſer Feierlichkeit wurden der gnädige Herr und ich, wider Vermuthen, aufgefodert, Zeugniſſe von unſerer dem Herrn Grandiſon abgelernten Großmuth abzulegen.

Einige Unterthanen meines Patrons mußten zur Illumination einer Allee Lampen hergeben; ſie wurden verwechſelt. Den Tag nach dieſem Feſte entſtunden deswegen vielerlei Zänkereien, ich legte ſolche durch mein Anſehen bei. Nachmittage, da ich vor dem Hauſe Nikolaus Brummholds des Baders vorübergehe, kommt dieſer Verwegene mit entblößten Gewehr, durch Anſtiften ſeines Weibes auf mich los. Hier, ſchrie er, hier ſoll ſein Gottesacker ſeyn, und ſetzte mir das blanke Scheermeſſer an die Kehle. Schaffe Er meiner Frau ihre Lampe wieder Herr Magiſter, oder ich ermorde Ihn auf der Stelle.

Ich that einen Sprung auf die Seite, um meinen Degen zwiſchen den Rockfalten hervorzuziehen, ihn zuentblößen. Ich ſahe, daß Peter der Badeknecht, ſeinen Herrn beiſpringen wollte. Er fragte mich, mit einer trotzigen Mine, und mit dem Scheermeſſer in der Hand, ob man ehrlichen Leuten ſo begegnete, und ein Recht hätte ihnen das ihrige zu entwenden.

Der freie Himmel iſt ſein Schutz, Herr Bader, ſonſt würden dieſe Pralereien, wenn Er etwas damit meint, Ihm theuer zuſtehen kommen.

Ich bin der Beſchützer meiner Frau, mein Herr, Sie haben ſie beleidiget, Herr.

Habe ich Seine Frau beleidiget, mein Herr? ‥ Und ich gieng auf ihn zu; aber ich beſonn mich noch eben zu rechter Zeit, und bedachte, wo ich mich befände ‥ . Nehm Er Sich in Acht, mein Herr Bader ‥ . Aber hier iſt Er ſicher.

Peter, der gewaltige Bewegungen machte, ſchwur, daß er ſeinem Herrn bis auf dem letzten Blutstropfen beiſtehen wollte. Er ſtellte ſich an eine angreifende Poſitur, und zog ſein Brodmeſſer halb aus der Scheide.

Will Er Sein Gewehr auf Seinem Kopfe zerbrochen haben, ſo ziehe Er es ganz

Er that es mit pralenden Geberden. Der Teufel ſollte ihn holen, wenn er das litte. Er zog ſich zurück und ſetzte ſich in eine vertheidigende Stellung.

Der Bader mit ſeinem Scheermeſſer in der Hand, machte elende Grimmaſſen. Ich glaubte nicht anders, als daß die Männer Mörder wären. Ich ſchlug Petern mit der Breite meines Degens auf die Finger, entwaffnete ihn, und warf ihn in eben dieſem plötzlichen Angriffe zu Boden.

Der Bader, der herum ſprang, als wenn er auf Gelegenheit lauerte, einen Schnitt mit ſeiner eigenen Sicherheit zu thun, verlohr das Scheermeſſer durch den gewöhnlichen Kunſtgriff

Die Frau, welche aus dem Fenſter zuſahe, und mit Scheltworten in die Ferne kanonirte, lief auf die Gaſſe.

Ich brachte beide Männer, einen nach den andern, mit der Verachtung, die ſie verdieneten, in das Haus, die Frau war ſchon darinne. Ich ſchloß die Thüre ab, und gieng ganz gelaſſen nach Hauſe.

Ich erzählte dem gnädigen Herrn den ganzen Handel. Er würde in etwas aufgebracht, und wollte die ganze Familie ins Loch werfen und ſie 8 Tage lang mit Waſſer und Brod ſpeiſen laſſen. Wir wollen großmüthig handeln, ſagte ich, es wird die Zeit kommen, da dieſe Leute unbeſtraft ihre Vergehungen mehr bereuen werden; als wenn man hart mit ihnen verführe. Laſſen Sie mich morgen mit dieſen Leuten in der Sprache Sir Carls reden, was ſoll es gelten, ich will ſie bekehren. Den folgenden Morgen ging ich zu dem Bader in das Haus. Der verlohrne Sohn war da, die groſsväterliche Erblampe hatte ſich gefunden. Ich redete offenherzig mit ihm und ſeiner Frau, und brachte ſie zu Thränen. Sie bezeugten ihre Reue wegen ihres Vergehens und verſprachen Beſſerung.

Frau Sibylle bat mich inſonderheit, ein guter Kundmann ihres Mannes zu bleiben, und meinen Bart keinem andern anzuvertrauen. Ich verſprach dieſes nicht nur; ſondern erboth mich auch, den Lohn ihres Mannes, wenn er ſich wohl gegen mich aufführen würde, jedes Quartal mit zwei Paßen zu erhöhen;

höhen: Die guten Leute wußten nicht, wo ſie Worte finden ſollten, ihre Dankbarkeit gegen mich auszudrücken.

Beim Abſchiede ſteckte ich dem bußfertigen Bader ein feines Stückgen von der gewonnenen Hirſchhaut, welches ich noch übrig hatte, in die Hand, um einen Streichriemen daraus zu verfertigen. Jedermann ſegnete mich dafür. Auch mein gnädiger Patron war ſo großmüthig, dieſe Sache, als Gerichtsherr, nicht zu rügen; ob er gleich den Bader um etliche Thaler hätte ſtrafen können. Sit modus in rebus! Wenn ich meinen Brief nicht ſchlöße, ſo würde er noch länger. Glauben Sie, daß Sir Carl ſeinen Beauchamp nicht höher ſchätzen kann, als Sie geſchätzet werden, von

Ihrem

unterthänigen Diener
M. L. Wilibald.

XV. Brief.

Der Herr von S. an den Magiſter Wilibald.

Grandiſonhall den 5 Auguſt.

Hochgeehrteſter Herr Magiſter,

Ich lobe Ihren Entſchluß, den Doctor Bartlett nachzuahmen; Sie ſind aber in gewiſſen Stücken gar zu zärtlich. Ein Staatskluger muß ſelbſt ein Urbild werden und ſich fortzupflanzen ſuchen. Ich kann Ihnen nunmehro die Gewiſſensfragen, welche Sie an mich thun, um deſto leichter beantworten. Sie können, geliebter Freund, ganz wohl auf der Orgel ſpielen, ohne daß Doctor Bartlett dergleichen thut. Es würde ſich aber dieſer rechtſchaffene Geiſtliche gar kein Bedenken daraus machen, wenn ihn Sir Carl nur mit einer Mine erſuchte. Sie können auch nach dem Beiſpiele Bartletts auf die Jagd reiten, und den Magiſter dabei eben ſo wenig als jener den Doctor vergeſſen. Das Mäntelgen, das er umthut, iſt ſehr kurz, und wie eine Saloppe gemacht, mit welchem er durch alle Hecken rennen kann. Wie konnte ich aber die Sache mit dem Feuerwerke verſchweigen? Sir Carl war außerordentlich darüber erfreut, und wird auf künftige Woche, meinem Oncle zu Ehren, ein Hahnengefechte anſtellen, zu welchen Schauſpiel alle benachtbarte Edelleute bereits eingeladen ſind. Sir Carl bewundert vornämlich Ihren in Gefahr unerſchrockenen Geiſt. Zehen andere Magiſters wären für dem ſchelmiſchen Bader geflohen, zumal, da ihn ſein tölpiſcher Geſelle unterſtützte; Allein Sie wiſſen die Rotte nicht nur zu entwaffnen; ſondern auch zu beſänftigen. Dieſer einzigen Begebenheit wegen verdienen Sie unſterblich zu ſeyn: und wenn mein Oncle Sie nicht nach Verdienſten belohnt, ſo werde ich mich von ihm losſagen. Wer wird dabei alle Müh mit mehreren Vergnügen anwenden, als

Dero

getreuer Freund.
v ⸗ S.

XVI. Brief.

Der Herr v. S. an den Herr v. N.

Grandiſonhall, den 5 Auguſt.

Hochgeſchätzter Herr Oncle,

Ohngeachtet Sir Carl und ſeine würdige Gemahlin Sie hier in Engelland zu ſehen wünſchen; ſo begreifen Sie die Schwürigkeiten vollkommen, welche mit einer ſolchen Reiſe verknüpft ſind. Zwei ſolche ädle Gemüther ſind bereits verbunden; ob ſie gleich tauſend Meilen von einander leben. Vielleicht geht Sir Carl nach Deutſchland, um Berlin zu ſehen: in dieſem Falle würde Ihnen ſein Zuſpruch gewiß ſeyn. Sie verlangen in Ihrem letzten Brief einen jungen Hund von dem Fresco und Alexanders Gaſtmahl. Mit dem letztern warte alſo gehorſamſt auf: Da aber Fresco ein Chapeau und noch darzu caſtrirt iſt: ſo hat man keine Hoffnung,

nung, ſeine Race zu erhalten. Ihr Anſchlag auf Clementinen iſt vergeblich. Sie iſt verheirathet und hat bereits drei Kinder von dem Graf von Belvedere. Wer weiß aber, was ſie gethan hätte, wenn ſie von Ihrer ädlen Neigung zeitiger benachrichtiget werden wär. Indeſſen iſt Kätchen Holles noch ledig. Ich ſprach das angenehme Kind zu Selbyhauſſen, und finde an ihr etwas ungemein ſanftes. Beſſer aber würde ſich Fräulein Orme für Sie ſchicken; wenn der Fall kommt, daß Sie heirathen müſſen. Sie ſind aber gegenwärtig in einer ſolchen Ruhe, die Sie im Eheſtande nicht haben werden. Ich gehe einige Tage nach London, um den Hof und alles merkwürdige in der Stadt zu beſehen; nachhero kehre ich wieder nach dem angenehmen Grandiſonhall zurück.

Den 9ten. Ein merkwürdiger Umſtand: Lady Grandiſon iſt in die Wochen kommen. Ein ſchönes Fräulein, ſagt man.

Den 11ten. Immer eine Kutſche nach der andern. Oncle Selby und ſeine Dame ſind auch da. Der Cornet Jacob hat Urlaub. Ich muß hin und ihm mein Compliment machen. Die Gevattern ſind erwählt. Sir Beauchamp, Lady G. und Sie, mein Hochgeehrteſter Herr Oncle, wie auch der rechtſchaffene Doktor Bartlett. Leſen Sie beikommenden Gevatterbrief von Sir Carln. Ich habe die Ueberſetzung dabei gelegt. Da ich das Abſehen auf Dero Perſon zum Voraus merkte; ſo gieng ich ſogleich nach London, und ließ mir ein prächtiges Kleid machen: damit ich in eben dem Lichte erſchiene, in welchem Sie erſchienen ſeyn würden.

Den 12ten. Nunmehro iſt alles glücklich vorbei. Ich trank mir in Ihrem Namen einen derben Rauſch. Oncle Selby war auch nicht nüchtern. Senden Sie nur ein anſehnliches Patengeſchenke: denn man macht ſich hier von Ihrem Vermögen eben ſo große Begriffe, als von Ihrer Freigebigkeit. Der Himmel erhalte Sie geſund und wohl. Mit vieler Ehrerbietung bin ich

Dero

gehorſamſter Diener

XVII.

XVII. Brief.

Amalia an ihren Bruder.

Schönthal, den 30. Auguſt.

Lieber Bruder,

Du treibſt die Sache zuweit mit unſerm Oncle. Ein zweiter Don Quixottes, ſo wahr ich lebe! Ich will ſein ganzes Betragen in einem Luſtſpiele von einer Handlung und verſchiedenen Auftritten vorſtellen; damit ich das viele er ſagte, und ſie ſagte vermeide.

Erſter Auftritt.

Jeremias und der Magiſter.

Der Magiſter. Wo bleibſt du ſo lange, Jeremias? du haſt gewiß vor deiner Abreiſe aus der Stadt alle Bierkannen ſondiren müſſen?

Jeremias. Ich mußte doch erſtlich bei der Wärme einen Labetrunk zu mir nehmen. Hat der gnädige Herr etwa geſchmälet?

Der Magiſter. Nein, nicht ſonderlich. Ich vermuthe aber, du wirſt die Baſtonnade bekommen, wenn du das poculum hilaritatis zu hoch treibſt.

Jeremias. Ich will ihn ſchon beſänftigen: denn ich bringe einen Brief von der Poſt mit; vermuthlich iſt er von dem jungen Herrn aus der neuen Welt. Sehen Sie einmal das Petſchier an, Herr Meiſter.

Der Magiſter. Höre Jeremias, ich habe dir etwas im Vertrauen zu ſagen: du ſollſt mich künftighin nicht mehr Herr Magiſter; ſondern Herr Doctor nennen. Denn wer philoſophiae magiſter iſt, der iſt auch philoſophiae doctor; atqui ich bin philoſophiae magiſter; ergo bin ich auch philoſophiae doctor. Verſtehſt du mich Jeremias?

Jeremias. Nein, nicht ſonderlich. Denn ich kann nicht begreifen, wie Sie auf einmal zum Doctor geworden ſind? Sie curiren ja nicht, und ſetzen auch keine Clyſtire.

Der Magiſter. Du biſt ſo tumm wie ein Wigand. Gibt es denn ſonſt keine Doctores, als nur ſolche, welche Arznei ausgeben? Mit einem Worte, du ſollſt mich Doctor nennen, ohne daß ich zuvor einen langen Beweis führe. Gib mir indeſſen den Brief her, ich will ihn dem gnädigen Herrn zuſtellen; doch da kömmt er ſelber.

Zweiter Auftritt.

Der Herr von N. Der Magiſter und Jeremias.

Jeremias. Hier iſt ein Brief an Sie, Sir.

Der Magiſter. Er iſt von Ihrem Neven aus Londen, vermuthe ich.

Der Herr von N. bricht ihn auf und lieſt:

„Ohngeachtet Sir Carl und ſeine würdige „Gemahlin Sie hier in Engelland zu be„dienen wünſchen: ſo ſehen ſie doch die

„Schwürigkeiten vollkommen ein, welche
„mit einer ſolchen Reiſe verknüpft ſind.

Ach was Schwürigkeiten! ich bin der Luft gewohnt, und habe eine Natur wie ein Pferd. Was habe ich nicht ſonſten bei meinen Italieniſchen Feldzuge ausgeſtanden! ich will aber weiter leſen:

„Zwei ſolche ädle Gemüther ſind bereits verbunden; ob ſie gleich tauſend Meilen von „einander leben. Vielleicht geht Sir „Carl nach Deutſchland, um Berlin zu ſehen: in dieſem Fall würde Ihnen ſein „Beſuch gewiß ſeyn.

Zum Henker! was will er in Berlin machen? da iſt nichts zu thun. Der lange Peter hat ſonſt unter den Preußen gedient; er kann aber wegen der entſetzlichen Prügel, die er unter den Soldaten bekommen, niemals ohne Thränen an Berlin denken. Er ließt weiter.

„Sie verlangen in Ihrem letzten Brief einen „jungen Hund von dem Fresco, und Alexanders

„xanders Gaſtmahl. Mit dem letztern „warte Ihnen alſo gehorſamſt auf; da aber „Fresco ein Chapeau und noch darzu „caſtrirt iſt; ſo hat man keine Hoffnung „ſeine Race zu erhalten.

Das iſt doch ein verwünſchter Streich! Solche gute Hunde werden doch ſelten geſchnitten.

Der Magiſter. O ja, das geſchieht oft, damit ſie deſto hurtiger und muthiger zur Jagd werden.

Herr von N. Das wäre eben, als wenn man einen Magiſter verſchneiden wollte, damit er deſto hitziger im diſputiren wär. Er lieſt weiter:

„Ihr Anſchlag auf Clementinen (hier hält er innen, und ſagt: Jeremias, ſchier dich hinaus, ich will mit dem Magiſter etwas heimliches reden.) fährt fort im leſen:

„Ihr Anſchlag auf Clementinen iſt vergeb„lich. Wer weiß aber, was ſie gethan „hätte, wenn ſie von Ihrer ädlen Neigung „zeitiger benachrichtiget worden wär?

Ja, das glaub ich ſelber. Ich hätte ihr ſchon zu Leibe gehen wollen. Solche Mädchens, wie Clementine, wollen friſch angegriffen ſeyn. Belvedere war eine alte Frau; wenn ſie gewartet hätte: ſo ‥ doch nichts mehr von der Sache. Lieſt weiter:

„Indeſſen iſt Kätchen Holles noch ledig.
„Ich ſprach das angenehme Kind zu Selbyhauſſen, und finde an ihr was ungemein ſanftes.

Nein, die mag ich auch nicht. Es ſcheint mir eine Gans zu ſeyn, und einfältige Weibsbilder habe ich niemals leiden können. Er lieſt:

„Beſſer aber würde ſich Fräulein Orme „für Sie ſchicken; wenn der Fall kömmt, „daß Sie heirathen müßten.

Ach die ſchickt ſich wieder nicht. Sie würde ihren milzſüchtigen Bruder mitbringen, und einen ſolchen Wurm könnte ich nicht um mich herum leiden. Er lieſt:

„Ich gehe einige Tage nach London, um
„den Hof und alles merkwürdige in der
„Stadt zu beſehen; nachhero kehre ich wie-
„der nach dem angenehmen Grandiſonhall
„zurück. Ein merkwürdiger Umſtand:
„Lady Grandiſon iſt in die Wochen kom-
„men. Ein ſchönes Fräulein, ſagt man

Herr Magiſter, rufen Sie meine Schweſter und meine Baſe: damit ich ihnen dieſe gute Nachricht ſogleich hinterbringe.

(Hier ſprang Lampert fort; und ich konnte kaum von der Thür wegkommen, wo ich die ganze Zeit zugehört hatte. Wir giengen alſo beide hinein, da er denn ſchrie:)

Dritter Auftritt.

Schweſter, Fräulein Baſe, Lady Grandiſon iſt in die Wochen kommen. Es iſt eine Fräulein. Ja nun, Mädchens ſind auch nicht zu verachten; aber ich denke, Sir Carl hätte lieber noch einen Jungen gehabt. Meinen Sie nicht, Fräulein Baſe?

Amalia. Er hat ja ſchon einen Junker; und ſo wird ihm das Mädgen um deſto lieber ſeyn. Er lieſt fort:

„Immer eine Kutſche nach der andern. „Oncle Selby und ſeine Dame ſind auch „da. Cornet Jacob hat Urlaub. Ich „muß hin und ihnen mein Compliment „machen.

Das wär ein Mann für Sie, Baſe. Wer weiß, was Ihr Bruder anſtellt.

Amalia. Leſen Sie nur ruhig fort, ohne zu überlegen, ob ſich ein Cornet für mich, oder ich mich für einen Cornet ſchicke.

„Den 11ten. Die Gevattern ſind erwählet. Sir Beauchamp, Lady G. und „Sie, mein Hochgeehrteſter Herr Oncle. „Leſen Sie hier den Gevatterbrief von „Sir Carln.

(Dieſen hatte der Magiſter noch unerbrochen in Händen)

Das iſt ja ein entſetzlicher Streich! Mich bittet Sir Carl zu Gevattern? Ich muß doch die Stelle noch einmal leſen. Ja, ja das hat mein Vetter angeſtört. Warte du Vogel! er lieſt fort:

„Wie auch der würdige Doctor Bartlett.

Warum nicht der Superintendent von Londen?

Hier fiengen wir an, ihm Glück zu wünſchen, worauf er ganz gleichgültig antwortete: „Es iſt wahr, ſprach er, mir wiederfährt viel Ehre; aber mein Beutel wird es auch empfinden. Was meint ihr, Kinder, was ſoll ich Sir Carln einbinden?„

Der Magiſter. Ich dächte, gnädiger Herr, Sie gäben ihm gar nichts. Sir Carl iſt ſehr reich; er hat Sie aus Liebe und nicht aus Eigennutz gebeten.

Der Herr von N. Das iſt zwar wahr; aber das Geſchenke iſt auch nicht für den Vater, ſondern für das Kind, welches nackend auf die Welt kömmt.

Jeremias, welcher mit uns zugleich hineingieng: Ich dächte, gnädiger Herr, es wären zwei Thaler genug. Laſſen Sie einen rechten ſchönen Kuchen backen, ſo will ich beides nach Grandiſonhall tragen, und mir ein tüchtiges Trankgeld verdienen.

Herr von N. Was meinſt du, Schweſter, wenn ich mein Portrait von der Gallerie nähm, etliche Diamanten darum ſetzen ließ, und Jeremiaſen damit fortſchickte.

Fräulein von N. Sei nicht artig, Sir, wer wird ſolche große Bilder mit Brillanten garniren. Das wär ein Werk von einer Million.

Herr von N. Du haſt Recht; ich will ihm etwas an baaren Gelde ſchicken; ſo viel als ich bei dieſen ſchlechten Zeiten entbehren kann. Funfzehn Gulden ſind hinlänglich. Ich will ihm dieſe Summe in hieſigen Münzſorten ſchicken = = Creutzer ſind in Engelland etwas rares = = vielleicht legt ſie Sir Carl in Olivien ihr Medaillencabinet.

Amalia. Herr Oncle, funfzehn Gulden ſind auch gar zu wenig. Wenn Sie Sir Carln ein Geſchenk machen wollen, ſo müſſen es wenigſtens hundert Ducaten ſeyn.

Herr von N. Warum nicht tauſend? Wovon ſollte ich hernach leben, wenn ich mich zuvor durch ein ſolches Pathengeſchenke zu Grunde richte? Mit einem Worte, es bleibt bei den funfzehn Gulden, damit kann Herr Grandiſon zufrieden ſeyn.

Hören Sie, Herr Magiſter, ſetzen Sie Sich gleich und ſchreiben mir eine witzige und galante Antwort auf Sir Carls Gevatterbrief. Gehen Sie aber mit den lateiniſchen Brocken etwas ſparſam um: damit mich der Herr Gevatter für keinen Schulcollegen hält.

(Der Magiſter geht ab, und er lieſt indeſſen weiter:)

„Leſen Sie beikommenden Gevatterbrief „von Sir Carln. Ich habe die Ueberſetzung dabei gelegt.

Wo iſt denn der Gevatterbrief? ich habe ja keinen geſehen.

Amalia. Der Magiſter iſt damit fortgelaufen.

Herr von N. Es iſt wahr, er ſoll ihn beantworten.

Darauf fuhr er fort:

„Da ich das Abſehen auf Dero Perſon „zum voraus merkte: ſo gieng ich ſogleich „nach London, und ließ mir ein prächtiges „Kleid machen: damit ich in eben dem „Lichte erſchien, in welchem Sie erſchienen „ſeyn würden.

Da that er ganz recht: denn ich würde mich wie ein Fürſt geputzet haben, wenn ich gegenwärtig geweſen wäre.

„Den 12ten. Nunmehro iſt alles glücklich „vorbei. Ich trank mir in Ihren Na„men einen derben Rauſch. Oncle Sel„by war auch nicht nüchtern.

Ich denke, es wird Niemand nüchtern geweſen ſeyn. Sollte Sir Carl an einem ſolchen Tag nicht ein Räuſchgen haben: ſo ſollte es mich ſehr wundern. Hätte ich einmal Kindtaufe, ich tränke, ſo lange ein Darm hielt.

Amalia. Das trau ich Ihnen zu; Sie ſollten aber überlegen, daß es Niemand als eine Heldenthat anſehen würde.

Der Herr von N. Nichts? das wär was entſetzliches! Ein Edelmann muß ſaufſen können. Wie will er ſonſt bei Hof zurechte kommen? Mein ſeliger Vater konnte einen Eimer Bier in einem Sitze bezwingen: aber heut zu Tage gewöhnen wir uns zu zärtlich. Ich lobe mir die alten Zeiten. Da war keiner nicht gelitten, der nicht ſeinen Stiefel tüchtig ſaufen konnte.

Amalia. Wir wollen uns über die Vorzüge der alten Welt für der heutigen nicht zanken. Leſen Sie uns nur den Brief weiter.

„Senden Sie nur ein anſehnliches Pathen„geſchenke: denn man macht ſich hier von „Ihrem Vermögen eben ſo große Begriffe; „als von Ihrer Freigebigkeit.

Das iſt ein loſer Mann! Sie würden Sich die Begriffe nicht machen, wenn er ihnen keine Gelegenheit dazu gäb. Aber ich kenne Ihren **Bruder**; es ſoll bei ihm alles ins Große fallen.

Es bleibt übrigens bei den funfzehn Gulden.

Du wirſt dieſe Erzählung ſo hinnehmen. Der ehrliche Oncle bleibt, wie er iſt. Wir wollen zufrieden ſeyn, wenn er nur nicht ſchlimmer wird. Ich befürchte aber, er thut einen Schritt, der uns allen höchſt unangenehm iſt. So viel für dieſesmal von

Deiner

treuen Schweſter
Amalia von S.

XVIII. Brief.

Der Herr von N. an den Herrn von S.

N. hall, den 30. Auguſt.

Lieber Vetter,

Ueberſetzen Sie beikommenden Brief ſogleich ins Engliſche. Es iſt eine Antwort auf Sir Carls Gevatterbrief. Der Magiſter hat mir den Aufſatz machen müſſen; ich denke, er ſoll eben ſo hoch, als gelehrt ſeyn. Ich habe funfzehn Gulden zu einem Geſchenke beigelegt. Mehr kann ich gegenwärtig nicht entbehren! zumal, da wir neulich von den Kroaten ſo mitgenommen worden ſind. Ewig Schade, daß ich nicht in Perſon habe ſtehen können. Das iſt ein verdammter Streich, daß die Clementine verheirathet iſt. Hätte der Pumpernickel nicht warten können? Fräulein Ormen mag ich nicht; es ſcheint mir eine Wehklage zu ſeyn, die einen nur die Ohren vollwinſelt. Nun iſt alſo weiter nichts zu thun, als daß ich mich an Fräulein Julianen von W. wende. Ich würde ſie längſtens von meiner Liebe überzeugt haben, wenn ich nicht in Anſehung der Italieniſchen Gräfin in Ungewisheit geweſen wär. Nunmehro aber ſoll meine Braut eine einheimiſche Lady ſeyn. Hierinnen bin ich alſo Sir Carln nunmehro auch ähnlich. Juliane weiß noch nichts von meinen Geſinnungen: wie wird aber das gute Kind erſtaunen, wenn ich bei ihr ankomme, und mich zu ihren Füßen werfe? Vielleicht ſeufzt ſie bereits in geheim nach mir. Ich will alſo kommen, ſchönſte Juliane! ich komme gleich. Ihre Schweſter iſt recht, wie ich ſie mir wünſche. Das Mädchen macht mit, und wenn wir auf dem Kopfe tanzen wollten. So iſt auch der Magiſter; wir leben mit einander wie Brüder. Das wird mir einmal ein luſtiger Beichtvater werden, wenn der alte Pfarre abgehen ſollte. Warum hat aber Sir Carl den Fresco caſtriren laſſen? Ich wollte gleich noch funfzehn Gulden darum geben, wenn ich einen jungen Hund von der Race bekommen

Univ. Bibl.

men könnte. Geſtern hat mir der Oberförſter von Burgthal einen Hünerhund geſchenket; er iſt aber noch ziemlich roh; ich denke, der alte Magiſter ſoll ihn ſchon dreſſiren. Von unſern übrigen Umſtänden wird Sie Lampert benachrichtigen. Schließen Sie mich als Ihren treuen Oncle in Ihren Abendſegen ein, wenn Sie anders einen beten, und erwarten von mir ein gleiches. Ich bin

Dero

getreuer Vetter.

* * *

XIX. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Kargfeld den 4. Sept.

Dein letzter Brief hat meinen Oncle nunmehro ganz und gar gebildet. Sein Rock iſt mit Golde beſetzt; er geht beſtändig im Degen, und zwingt ſich zu einem ſüßen Lächeln; bisweilen aber ſieht er den

Magi

Magiſter mit ſo einer fürchterlichen Mine an, als wenn er ihn freſſen wollte.

Neulich hat er einen Kerl, welcher mit Zimmtwaſſer und Bezoartinctur durchs Dorf gieng, ſeinen ganzen Kaſten abgekauft. Das iſt meine Apotheke, ſpricht er, woraus ich die Bauern kuriren will, wenn etwa die Viehſeuche unter ſie kömmt.

Die erſte Kur iſt indeſſen nicht wohl abgelaufen; und wenn man nicht noch einen ordentlichen Arzt zu Rathe gezogen hätte; ſo wär der Elende geſtorben. Wir dürfen uns aber nicht unterſtehen, nur den geringſten Zweifel in ſeine Geſchicklichkeit zu ſetzen. Mir wollte er vorgeſtern mit Gewalt Bergöl eingeben: da ich aber ernſtlich ausſah, und fortreiſen wollte; ſo ließ er ab, ſeine Kunſt an mir zu verſuchen. Das luſtigſte war ein Ball, den er uns am Mittewochen gab. Die benachbarten Edelleute wurden durch den Jeremias eingeladen. Einen hieß er Oncle Selby, den andern ſeinen Beauchamp, ſeine Schweſter Tante Loren, Fräulein Fielgen ſeine

ſeine Aemilia, mich aber, ſeine Charlotte. Unſere Gäſte glaubten anfangs, er wär raſend geworden.

Da ich ihnen aber das Geheimnis entdeckte, ſo wurde ſein Vorhaben bewundert, und er in ſeiner Thorheit geſtärkt. Der Schulmeiſter ſollte mit aller Gewalt Alexanders Gaſtmahl aufführen: da er nun dieſes Singſtück nicht einmal den Namen nach kannte: ſo hieß ihn mein Oncle einen Bärenhäuter, und jagte ihn zur Thür hinaus. Er fieng indeſſen mit fürchterlicher Stimme an: Reizend, ſanft in Lydiſchen Thönen ꝛc.

Der Magiſter trägt das Seinige zu dieſen Thorheiten redlich bei. Er will die Perſon Grandiſons in Italien ſpielen. Des Pfarrers Tochter iſt ſeine Clementine. Er ſprach noch heute von ihr mit einer affenmäßigen Entzückung. Kurz darauf wiederhohlte er die Zeilen aus den Milton:

Nie geſtand ſie die Liebe ꝛc.

Wir hielten darauf folgendes Geſpräch.

Amalia. Wiſſen Sie denn, Herr Magiſter, daß Hannchen eben die Neigung zu Sie hat, welche Clementine zu Sir Carln hatte? Sie müſſen nicht alle Blicke eines Mädchens zu ihrem Vortheile auslegen.

Der Magiſter. Die Eigenliebe, oder philautia, blendet mich nicht, gnädiges Fräulein; allein, ich denke, daß ich wegen verſchiedener perſönlichen Eigenſchaften ein Mädchen rühren kann.

Amalia. Es iſt wahr, ſie beſitzen Vorzüge, unter welchen derjenige, daß ſie Magiſter ſind, der vornehmſte iſt. Einige Mädchens aber haben einen wunderlichen Geſchmack, und eine angenehme Bildung gilt bei ihnen mehr, als alle Gelehrſamkeit, und die dadurch erworbenen Kränze.

Der Magiſter. Sie bringen mich eben auf den rechten Punkt. Gefällt Ihnen meine Bildung nicht? habe ich nicht eine Habichtsnaſe wie Cyrus, und eine Warze daran wie Cicero? Mir deucht, dieſer Schmuck könnte ein Mädchen bezaubern; zumal wenn ſie von der geheimen Bedeutung großer und anſehnlicher Naſen etwas geleſen hat, und auſſerdem weiß, welche große Männer Cyrus und Cicero geweſen ſind.

Amalia. Sie werden doch jene Leute nicht deswegen hochachten, weil der eine, eine gebogene Naſe, und der andere eine Warze daran hatte. Vielleicht iſt die Naſe bei dem einen, und die Warze bei dem andern, ein Fehler geweſen.

Der Magiſter. Gut, gnädiges Fräulein, ich ſehe dergleichen Naſe nicht als ein Eſſentiale an: aber mir deucht, ich hätte noch mehr Aehnliches mit dem Cyro, vornämlich aber mit dem Cicerone.

Amalia. Wollen Sie eine Vergleichung anſtellen; ſo werden Sie mir eine beſondere Gefälligkeit erzeigen.

Der Magiſter. Cicero war ein Redner; ich auch: ja, ich erhalte hier eben den Beifall, wenn ich den geiſtlichen Schifsſchnabel betrete, welchen Tullius mit ſeinen Reden zu Rom erhielt. Jener war ein Patriot, und eifriger Vertheidiger der römiſchen Freiheit;

ich bin beides hier auf dieſem adlichen Hofe. Wem hat man die Verſchönerung dieſes Ritterſitzes anders zu verdanken, als mir? Habe ich nicht die Wahrheit, daß es einen Grandiſon gebe, zuerſt bekannt gemacht? habe ich ihn nicht zuerſt nachgeahmt?

Amalia. Ich fühle die Stärke Ihrer Beweiſe. Sie ſollen Recht haben; Hannchen ſoll Sie lieben, und ich will ſie ſelbſt zur Gegenliebe überreden.

Der Magiſter. Wo eine Conviction iſt, da iſt die Perſuaſion unnöthig. Hannchen iſt von meinem Werthe überzeugt; ſie liebt mich, und würde wie Clementine närriſch werden, wenn ich unempfindlich wär.

Amalia. Da die Sache ſchon ſo weit gekommen iſt; ſo wär mein Rath, ſie ließen das arme Kind nicht ſo lange ſeufzen. Denn ſollte das ſchöne Hannchen in einen Enthuſiasmum fallen; ſo hätten Sie es ewig zu verantworten. Es thun ſich hier keine Schwierigkeiten hervor = der General wil-

ligt

ſigt ein : Sie ſind auch nicht katholiſch, daß die Religion alſo eine Hindernis ſeyn könnte. Gehn Sie alſo immer zum alten Vater, und halten um die Tochter an.

Der Magiſter. Das will ich thun; aber aufrichtig zu reden, ſo muß ich erſtlich meinen ſchwarzen Rock wenden, und nach der Mode machen laſſen: damit die äußerliche Seite der innerlichen die Waage hält. Alsdenn werde ich alle Hinderniſſe überwinden, meine Liebe geſtehen, und Hannchen glücklich machen. Es kann unterdeſſen nicht ſchaden, wenn ſich einige Schwierigkeiten hervor thun: ja es iſt allen Liebhabern angenehm, wenn ſie in der Liebe rechte hohe Gebürge überſteigen müſſen.

Amalia. Sie reden etwas poetiſch, Herr Magiſter; wünſchen Sie Sich aber lieber keine Berge; Sie ſind kein Jüngling mehr, und ein einziger Hügel ſollte Ihnen ſchon Arbeit genug machen. Kommt Hannchen ein junger Stutzer in Weg; ſo fällt der Magiſter Lampert in die Brüche.

Der Magiſter. Ach, was Stutzer! Hannchen iſt die Tochter eines Geiſtlichen; ihr iſt geiſtlich Fleiſch gewachſen; ergo muß ſie wieder an einen Geiſtlichen verheirathet werden.

Amalia. Das war ein vortreſlicher Schluß! Wenn Sie ehedem ſo geſchloſſen haben; ſo ſitzen die Leute, welche Sie zum Magiſter gemacht haben, leibhaftig in der Hölle. Iſt denn das Fleiſch einer Pfarrstochter anders beſchaffen, als das Fleiſch einer Prinzeſſin? Geſetzt aber, Sie meinten ihre Gemüthsbeſchaffenheit; ſo finde ich eben nichts ſtilles und heiliges an Ihrem Hannchen, wobei mir das geiſtliche Fleiſch einfallen ſollte, Sie iſt ſo munter und lebhaft, wie eine Soldatentochter. Ein junger Fähndrich würde ihr beſſer anſtehen, als ein alter Magiſter.

Der Magiſter. Sie machen mir beinahe Angſt. Da ſich aber die Liebe bei ihr angefangen hat, ſo kann ich auch auf ihre Beſtändigkeit ſchließen.

Amalia. Woher wiſſen Sie aber, daß Hannchen in Sie verliebt iſt? Und wie wollen

len Sie von der Beſtändigkeit einer ſolchen Leidenſchaft urtheilen, da wir oft von derſelben wider unſern Willen hingeriſſen werden.

Der Magiſter. Von dem erſten Punkte überzeugen mich ihre reitzenden Blicke. Einer iſt matt, der andere ſanfte, der dritte feurig. Die folgenden ſind zum theil ſchmachtend, zum theil aber bemerken ſie ein ſüßes Bewuſtſeyn. Der zweite Punkt aber, patet per ſe.

Amalia. Was heiſt das, patet per ſe?

Der Magiſter. Das will ſo viel ſagen: wenn ein Mädchen einmal liebt; ſo kann ſie nicht leicht wieder aufhören.

Amalia. Sie haben Recht; ſie liebt immer; aber nicht einen und eben denſelben Gegenſtand: und dieſes, glaube ich, wird der wahre Sinn der angeführten Worte ſeyn.

Der Magiſter. Machen Sie mich nicht weiter unruhig. Ich will meinen Herrn Principal um ſeinen Vorſpruch bei Hannchen bitten. Sein Anſehen und ich zuſammen genommen, wird einen Eindruck ſowohl bei dem Vater, als bei der Tochter machen.

Amalia. Es iſt wahr, mein Oncle vermag viel bei dem Pfarr; aber Hannchen darf nicht überredet, vielweniger gezwungen werden. Es iſt ein angenehmes und munteres Kind, und wir haben einander von Jugend auf geliebt. Suchen Sie ihr zu gefallen, vielleicht geht die Sache nach ihrem Wunſche.

Der Magiſter. Sie haben Recht. Clementine ſoll von meiner perſönlichen Vortreflichkeit bezaubert und erobert werden. Ich will eine Ode auf ſie machen; ich will ſie unter ihrem Fenſter abſingen. Giebt ſie meiner Liebe Gehör; ſo ſtehe ich hier ſtill; wo nicht; ſo ſuche ich andere Kunſtgriffe hervor. Ich will ſechs Monate blaß wie der Tod ausſehen; ich will mich in eine Höhle verſtecken, den Bart und die Nägel wachſen laſſen; ich will Gras freſſen, wie Nebucadnezar: endlich wird ſie doch weich, und überwunden werden!

Weil mein Oncle ſeine Charlotte rufte, ſo mußten wir unſere Unterredung endigen. Morgen werde ich von hier ab nach Schönthal, und über morgen nach Wilmershaußen zu meiner Juliane gehen. Dieſes gute Kind erkundiget ſich oft nach dir, und freut ſich über alle gute Nachrichten, welche ich aus Engelland erhalte. Sie hat ſich zu ihrem Vortheile verändert, und beſitzt alle Vorzüge unſers Geſchlechts. Schreibe mir bald und liebe mich ferner.

Amalia v. S.

* * *

XX. Brief.

Der Magiſter Wilibald an den Doctor Bartlett.

Kargfeld, den 16. Auguſt.

Hochgeehrteſter Herr Doctor,
Vornehmer Gönner,

Wundern Sie Sich nicht, daß ein Unbekannter, aus einem entfernten Lande, das von den geheiligten

Gränzen der Britten durch einen Arm des großen Weltmeeres abgeſondert iſt, ſich die Erlaubnis erbittet, Ihre wichtigen Geſchäfte durch ein kleines Handſchreiben zu unterbrechen. Der Ruhm eines Carl Grandiſons und mit dem ſeinigen der Ihrige, hat ſich eben ſowohl in meinem Vaterlande; als in den übrigen Theilen der geſitteten Welt ausgebreitet. Das Licht, worinne ich Sie bei Durchblätterung der Geſchichte des großen Mannes erblickte, hat mich, gleich einem irrenden Wandrer, auf die Spur eines glücklichen Weges geleitet, und ich werde mich bemühen ihn zu verfolgen, bis das Stundenglaß meines Lebens ausgelaufen iſt. Möchte ich doch ſo glücklich ſeyn, ihre Freundſchaft zu verdienen! Vielleicht kann ich auf ſolche einen eben ſo gerechten Anſpruch machen, als der Pater Marescotti, der doch ein eifriger Papiſt, und noch dazu ein Ordensmann iſt, unſere Grundſätze ſtimmen viel genauer mit einander, als mit den ſeinigen überein.

Der Poſten, welcher Ihnen von dem Herrn Baronet anvertrauet iſt, hat eine genaue Verwandſchaft mit denn, welchen ich ſeit geraumer Zeit in dem Hauſe meines gnädigen Patrons verwalte, und wie ich hoffe, noch lange verwalten werde, daß ich es nicht habe Umgang nehmen können, mit Ihnen die Maasregeln zu verabreden, wornach wir in unſern wichtigen Aemtern handeln wollen, um in allen Stücken deſto einförmiger zu ſeyn. Mein Patron hat mir inſonderheit anbefohlen, Sie zu erſuchen, Ihre Geheimniſſe ratione der Unterweiſung der Kinder, mir mitzutheilen. Ich denke, es ſtehet hier kein Brod- und Handwerksneid im Wege, der Sie etwann zurück haltend gegen mich machen könnte. Wir wollen einmal die Propoſitionem indefinitam affirmantem: Figulus figulum odit, in propoſitionem particulariter negantem convertiren: Quidam figulus figulum non odit. Ich will Ihnen doch meinen modum, circa puerorum inſtitutionem procedendi, kürzlich entwerfen. Vielleicht kommt er Ihnen etwann auf irgend eine Weiſe zu ſtatten.

Ob mein Gönner gleich noch unverheirathet iſt; ſo hat es Ihm doch niemals an Kindern gefehlet, er hat deren drei von ſeinem Bruder, der zeitig ſtarb, erzogen. Nunmehro hat er Luſt, ſich ſelbſt zu verheirathen und Kinder zu zeugen. Ich ſoll mich deswegen im Voraus anſchicken, dieſe nach Sir Carls und Ihrem Geſchmacke zu erziehen.

Es gehet nun in das zwanzigſte Jahr, daß ich den Pulverem Scholaſticum einſchlucke, bei dieſer langwierigen Praxi habe ich gefunden, daß es nöthig iſt, daß ein Docent, in Gegenwart ſeiner Untergebenen, eine Amtsmine annehmen müſſe, die Furcht und Gehorſam zu erwecken fähig iſt. Wenn ich nach der Mithologie ein Bild eines klugen Hofmeiſters entwerfen ſollte; ſo würde ich ſolches von dem Jupiter, Könige der Götter, entlehnen. Wie dieſer oft, in düſtre Wolken eingehüllt, bald mit ſeinen Donnerkeilen um ſich wirft; bald einen gewaltigen Platzregen auf die durſtige Erde fallen läßt, um ſie zu Hervorbringung guter Früchte geſchickt zu machen; bald durch Sturm und Wirbelwinde, die faulen und anſteckenden Dünſte vertreibt: ſo muß auch ein weiſer Mentor, bald durch den Thon ſeiner donnernden Stimme, dem Muthwillen der Untergebenen zu ſteuren ſuchen; will dieſes nicht helfen, wohlan! ſo bläue er ihnen den Rücken, und laſſe einen Platzregen ſeines Backels nach dem andern darauf fallen. Was gilt es, für ſolchen Stürmen werden Bosheit, Faulheit, Muthwille und das ganze Heer jugendlicher Thorheiten zitternd fliehen, und mithin dem Fleiße nebſt allen Tugenden Platz machen. Sehen Sie, Herr Doctor, das iſt meine Art mit Untergebenen umzugehen. Ich kann, ohne mich zu rühmen, verſichern, daß ich ſolchergeſtalt, manchen braven Mann gezogen habe, der Herr Baron von S . . iſt davon ein lebendiger Zeuge. Jedoch ich merke, daß Sie auch wiſſen wollen, was für Lectiones ich mit meinen Diſcipeln tractire, ich halte mich verbunden Ihnen auch hierinne zu willfahren.

Ehe ich noch die Geſchichte Ihres Gönners kannte, begnügte ich mich, meinen Untergebenen das beizubringen, was andere meines gleichen der hochadlichen Jugend lehrten. Leſen und ſchreiben, ein Bisgen Chriſtenthum und das Einmaleins war alles, was ich docirte; ſo bald ich aber dieſes Buch mit Verſtande geleſen hatte, entwarf ich ein ganz neues Informationsſiſtem. Vor allen Dingen merkte ich mir die Stellen aus der Geſchichte, wo ausdrücklich einer Wiſſenſchaft oder einer Geſchicklichkeit, die der groſſe Mann beſitzt, gedacht wurde; hernach überlegte ich, was für Wiſſenſchaften, mit den ausdrücklich benenneten, verwandt wären, und ohne welche jene nicht gründlich könnten erlernet werden. Durch Hülfe einer geſunden Vernunftlehre brachte ich folgendes Verzeichnis zu Stande. Haben Sie die Gewogenheit, Herr Doctor, es mit Fleiße durchzugehen, Anmerkungen, wo Sie es für nöthig erachten, hinzuzuthun, auch wo ich etwan ſollte geirret haben, welches ich nicht glaube, meinen Aufſatz zu verbeſſern, ich bin in ſtatu docilitatis.

Verzeichnis derjenigen Wiſſenſchaften und Geſchicklichkeiten Herrn Carl Grandiſon

Baronets, zur Nachahmung junger von Adel, aufgezeichnet von einem Verehrer des großen Mannes.

Sir Carl Grandiſon beſitzt:

1) Eine feine Stärke in den Grundſätzen der Religion, einfolglich auch in der Polemik, Kirchenhiſtorie, Kaſuiſtik und andern damit verknüpften Wiſſenſchaften.

2) Verſtehet er ſich wohl auf die Rechte ſeines Vaterlandes: Dieſe gründen ſich urſprünglich auf das natürliche Recht; das natürliche Recht gehört in die Weltweisheit; alle Wiſſenſchaften der Weltweisheit ſind miteinander verbunden: folglich iſt er ein Logicus, Phyſicus, Metaphyſicus, ein Moraliſt, und ſ. w.

3) Iſt er ein großer Oeconom. Die Oeconomie iſt ein Theil der Philoſophie, folglich läßt ſich ſowohl hieraus, als aus dem vorhergehenden Satze deutlich ſchließen, daß er ein guter Philoſoph iſt.

Anmerkung. Eben dieſes läßt ſich auch aus allen Handlungen ſeines Lebens ganz natürlich herleiten.

4) Er hat eine Hausapotheke, daraus folgt daß er ein Medicus iſt, mithin verſtehet er ſich auf die Anatomie, Therapie, Pathologie, Chirurgie, Botanic, u. ſ. w.

5) Sir Carl ſpricht außer ſeiner Mutterſprache Franzöſiſch und Italieniſch, mit dieſen ſind die Spaniſche und Portugieſiſche verwandt, folglich verſtehe er auch dieſe. Er iſt in Deutſchland geweſen, ergo kann er Deutſch, vermuthlich auch Holländiſch, Däniſch, Schwediſch, u. ſ. w.

6) Er hat eine vortrefliche Bibliothek. Eine Bibliothek kann nicht vortreflich ſeyn, wenn nicht lateiniſche, griechiſche, hebräiſche, ſyriſche und arabiſche Bücher darinnen ſind. Da es nun bei Sir Carln unmöglich heißen kann: Salvete libri ſine magiſtro; ſo folgt, daß er Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Syriſch, Arabiſch, vermuthlich auch, Türkiſch, Ungriſch, Rußiſch, u. ſ. w. verſtehet. Ergo iſt er auch ein guter Grammaticus und Criticus.

7) Er hat verſchiedene Veränderungen an ſeinen Schlöſſern vornehmen laſſen, er iſt ein guter Baumeiſter, ergo auch ein guter Mathematicus.

8) Er iſt viel gereiſet, folglich verſtehet er die Geographie und Hiſtorie.

9) Er denket vortreflich und erhaben, ergo iſt er ein Redner und Poet.

10) Er iſt ein Liebhaber der Antiquitäten, mithin auch der Inſcriptionen, der alten Münzen, Bildſäulen, u. ſ. w.

11) Die Heraldic verſtehet er meiſterlich, folglich auch die Genealogie und Chronologie.

12) Er iſt reich, und hat ſeinen Pachtern oft die Rechnung ſelbſt abgenommen; ergo iſt er ein vortreflicher Rechenmeiſter.

13) Er tanzt zur Bewunderung der Zuſchauer; ſitzt vortreflich zu Pferde; ficht zum Erſtaunen, ergo iſt er ein Tanzmeiſter, Bereuter und Fechtmeiſter.

14) Er ſingt wie ein Caſtrat und ſpielt wie der ſelige Händel das Clavier und die Or-

gel; er iſt alſo auch ein Muſicant. Unfehlbar kann er auch vortreflich trenſchiren, zeichnen, zierlich ſchreiben, drechſeln, ſchnitzen u. ſ. w.

Urtheilen Sie, Herr Doctor, ob ich nicht ex ungue leonem erkannt und abgemeſſen habe.

Noch einen Punkt, theureſter Kirchenlehrer, ehe ich ſchließe. Ich wage es, eine kühne Frage an Sie ergehen zu laſſen, darf ich mir verſprechen, daß ich Vergebung von Ihnen erhalte? Sie ſind die Gütigkeit ſelbſten, meine Offenherzigkeit ſoll mich Ihrer Verzeihung würdig machen.

Ich empfinde bei mir einen Trieb zum ehelichen Leben, und ich bin Willens nach meiner Freimüthigkeit, Ihnen das Geſtändnis zu thun, daß mich eine junge Schöne, die einzige Tochter des hochadlichen Herrn Paſtor Wendelins alhier gefeſſelt hat. Ich habe bereits oben geſagt, daß Sie das Vorbild aller meiner Handlungen ſind, würden Sie mir wohl Hoffnung machen, ſich noch in den Eheſtand zu begeben? Sie ſcheinen noch ein rüſtiger Mann zu ſeyn. Thun Sie es immer. Sir Carl iſt ein Freund des Eheſtandes, und

Sie haben, wie es ſcheinet, gnugſames Auskommen, eine Frau zu ernähren. Kein Theil der Nachahmung Ihrer verdienſtvollen Perſon würde mir angenehmer und leichter vorkommen als dieſer. Sollten Sie aber, wider Vermuthen nicht geneigt ſeyn, ehelich zu werden; ſo erzeigen Sie mir wenigſtens die Gewogenheit und Ehre, in dieſem Stücke der Abweichung von Ihnen, Dero Diſpenſation mir zu ertheilen. Ich erwarte mit Verlangen Ihre Entſcheidung, um die Präliminarartickel meiner künftigen Ehe zu unterzeichnen; oder das ganze Werk vor der Hand abzubrechen. Unter der Wiederholung einer nicht gemeinen Hochachtung gegen Sie, mein wertheſter Herr Doctor, und das ganze Haus der Grandiſonen nennet ſich

Dero

demüthiger Verehrer
C. Wilibald.
Der W. W. Doctor:

* * *

XXI. Brief.

D. Bartlett an den Magiſter Wilibald.

Grandiſonhall, den 12 Sept.

Hochedler, Hochgelahrter Herr,

Hochgeehrteſter Herr Magiſter,

Ich war ſchon durch den Herrn von S. zubereitet, Sie zu lieben und zu verehren: Ihr Brief aber hat mich ganz bezaubert. Großbrittannien hat zwar viele große Geiſter aus ſeinem Schoſe hervorgeſendet: wenn ich aber gerecht urtheilen ſoll; ſo kann man den Herrn M. Lampert Wilibald unſerm Neuton getroſt an die Seite ſetzen. Ewig Schade, daß ein ſolcher Mann, wie Sie, kein Präſident einer großen gelehrten Geſellſchaft ſeyn, und dem menſchlichen Geſchlecht durch ſeine Empfindungen den Weg zur Glückſeligkeit aufſchließen ſoll! Sie urtheilen von dem Unterricht eines jungen Edelmanns mannes mit einer unnachahmlichen Scharfſinnigkeit; und ich glaube, Sie wären im Stande, das Herz und den Verſtand eines Cronprinzen zu bilden, und dennoch einen Aufſeher der Luſtbarkeiten am Hofe abzugeben, wie die Kunſtfeuer anzuordnen. Ich bin nunmehro alt; allein ich habe dennoch die Oberaufſicht über den jungen Grandiſon, und ſehe, daß er von ſeinem Lehrer gehörig unterrichtet wird. Vielmals aber lege ich ſelbſt mit Hand an, und vornämlich in den höhern Wiſſenſchaften; ja ich hoffe, daß der junge Herr ein würdiger Sohn Sir Carls werden werde. Sie werden leicht muthmaſen, daß ich dabei ein geruhiges und höchſt angenehmes Leben führe. Dieſe Ruhe iſt mir nunmehro um deſto ſchätzbarer; weil ich mich einen großen Theil meines Lebens außer meinen Vaterlande aufgehalten, und mit Jacob ſagen kann: die Zeit meiner Wallfahrt iſt 65. Jahr; wenig und böſe iſt die Zeit meines Lebens, und langet nicht von der Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt. Wie ſollte ich mir nunmehro in meinem Alter eine neue

Unruhe über den Hals ziehen, ein Weib nehmen; und wiſſen Sie, ſchätzbarer Freund, ich habe niemals einen rechten Trieb zum Eheſtande gehabt, und ein engliſcher Geiſtlicher, wenn er größere Würden erlangen will, thut wohl, wenn er ein Junggeſelle bleibt. Tillotſon war der erſte Erzbiſchoff von Canterbury, welcher eine Frau hatte. Sein Beiſpiel aber findet mehrere Tadler als Nachahmer. Da Sie hingegen in einer ganz anderen Verfaſſung ſtehen, und außerdem einen heftigen Trieb zum Beiliegen empfinden, ſo heirathen Sie: um den Verweiſen Pauli zu entgehen. Ihr Freund, der Herr v. S. hat mir ohnedem ſchon etwas von Ihrer Liebe vertrauet, und wenn Sie die Schwürigkeiten heben können, ſo wird Sie Jungfer Hannchen zum glückſeligſten Magiſter von Deutſchland machen. Ihrem Gebet empfiehlet ſich hiermit

Dero

gehorſamſter Diener u. Verehrer

Bartlett.

XXII.

XXII. Brief.

Der Magiſter an Herrn Carl Grandiſon.

Kargfeld, den 17. Auguſt.

Hochwohlgebohrner Herr Baronet,
Gnädiger Herr,

Wenn ich Ew. Excellenz ganz und gar unbekannt wäre, ſo würde es nöthig ſeyn, meine Unternehmung, Sie mit einem Schreiben zu beläſtigen, zu rechtfertigen: ſo viel ich aber weiß, hat Ihnen der junge Baron v. S. von meinem Herrn Principal ſowohl, als auch von meiner Perſon, bereits umſtändliche Nachricht ertheilet. Dieſes, und der beſondere Auftrag meines gnädigen Herrn, werden mich entſchuldigen, daß ich es wage, die Feder anzuſetzen, und Ew. Excellenz ſchriftlich von der außerordentlichen Hochachtung zu verſichern, welche ſich in den Herzen eines jeden von dem hochadlichen Hauſe, gegen Sie und die Blume der Welt, Dero verehrungswürdigen Frau Gemahlin, veroffenbaret.

Es war vor kurzem Jedermann hier in der äuſſerſten Beſtürzung, wegen der betrübten Nachricht, welche wir neulich von dem jungen Herrn Baron aus Londen bekamen, daß Dero hochfreiherrliches Haus durch den tödlichen Hinritt, Dero Frau Großſchwieger-Mutter, der alten Frau Shirley, in die tiefſte Trauer wäre verſetzet worden. Die fromme ſelige Dame verdiente es, daß unſer ganzes Haus in Thränen ſchwamm, da dieſe ſchreckende Zeitung ankam. Der gnädige Herr trug mir ſogleich auf, ein Condolenzſchreiben, welches, wie ich hoffe, Ew. Excellenz durch den Herrn Baron, wird eingehändiget worden ſeyn, in ſeinem Namen aufzuſetzen. Ungeachtet dieſer hohe Todesfall, ſich bereits vor drei Jahren ereignet hat; ſo glaubte doch weder mein Herr Patron noch ich, daß es zu ſpäte wäre, desfalls eine Condolenz abzulegen. Wir wiſſen, daß, obgleich die äuſſerliche Trauer lange aufgehöret hat; Ew. Excellenz und Dero Frau Gemahlin doch niemals aufhören werden, dieſe vortrefliche Matrone in ihrem Herzen zu betrauren. Mein Herr Principal, der ſich nunmehro für einem von den Ihrigen anſiehet, hat es unmöglich von ſich erhalten können, dieſen Trauerfall mit Stilleſchweigen zu übergehen; er hat ſich vielmehr aus allen Kräften bemühet, ſeine innerliche Trauer durch die gewöhnlichen äußerlichen Zeichen zu erkennen zu geben. Allen Unterthanen des gnädigen Herrn wurde auf 14 Tage eine allgemeine Trauer angeſaget. Und wenn im Schloſſe ſelbſten eine Leiche geweſen wäre, ſo hätten nicht ſo viele Thränen können vergoſſen werden, als während dieſen 14 Tagen, da von 11 bis zwölf Uhr Vormittage, und von 3 bis 4 Uhr Nachmittage das Trauergeläute gehöret wurde. Jedermann wünſcht, daß das theure Haus der Grandiſonen vor allen dergleichen Trauerfällen, in Zukunft lange bewahret, und bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten werde.

Es iſt mir bekannt, daß Eu. Excellenz ein großer Kenner der Werke der Gelehrſamkeit ſind; ich weiß daß Dero gelehrtes Tagebuch mit den vortreflichſten Inſcriptionibus, die man bei dem Grutero vergeblich ſucht, mit Chronoſtichis, Chronodiſtichis, ſeltenen Anagrammatibus und andern dergleichen ſchätzbaren Dingen, aus den alten und neuern Zeiten pranget, gleich einem prächtigen Luſtgarten, der mit allerley fremden und ſeltſamen Gewächſen ausgezieret iſt. Ich ſchließe daher ſehr ſicher, daß Sie ein großer Liebhaber, und ein eben ſo großer Kenner von dergleichen wichtigen Erfindungen ſind. Dadurch wurde ich bewogen, da mir insbeſondere der Todesfall Ihrer Frau Großſchwiegermutter die beſte Gelegenheit darboth, mich in dieſes, von mir bishero unbearbeitete Feld der Gelehrſamkeit zu wagen. Kein andrer Bewegungsgrund, als die Hochachtung gegen die verdienſtvolle ſelige Matrone hat mich veranlaſſet, diejenigen Aufſätze zu verfertigen, welche ſich dem ſcharfſichtigen Auge Eu. Excellenz im Anſchluſſe darſtellen.

len. Könnte ich mir ſchmeicheln, daß dieſe meine Geburten Ihnen nicht misfielen, oder vielleicht gar auf Dero Beifall einen Anſpruch machen dürften, ſo würde dieſes zu einem edlen Stolz verleiten

Eu. Excellenz

unterhänigen Diener
und nachahmenden Verehrer
M. L. Wilibald.

Anſchluß.

Erſte Numer.

Aufſchrift eines Epitaphii, welches der ſeligen Frau Shirley könnte errichtet werden.

Q. F. F. Q. S.
VIATOR.
QVICVNQVE. ES.
ADSTA.
ET. HOC. MONIMENTO.
MONITVS.
VENERARE. MANES.

MATRONAE. VENERABILIS.
HENRICAE. SHIRLEIAE.
EQVITIS. ANGLICANI.
EIVSDEM. NOMINIS.
VIRI. NON. MINVS. ERVDITI.
QVAM. GENEROSI.
VIDVAE.
OMNES. FELICITATIS. GRADVS.
EMENSA.
FELIX. FELICIOR. FELICISSIMA.
FACTA.
VIRTVTIBVS. FELIX.
RELIGIONE. FELICIOR.
INTER. CAELITES. NVNC.
FELICISSIMA.
SI. VITAM. QVAERIS. PAVCA.
CAPE.
NON. FVIT. FVIT. NON. EST.
ERIT.
HAEC. SCIRE. TVA. INTERFVIT.
VIATOR.
SED. SCIRE. TVVM. NIHIL. EST.
NI. SCIAS.
PROGENERVM. DEFVNCTAM.

HABVISSE.
VIRVM. SVI. NOMINIS.
CAROLVM. GRANDISONEM.
IAM. IN. REM. TVAM. ABI.
AC. MANIBVS.
QVIETEM. P.

Zweite Numer.

Ein Chronodiſtichon, welches unmasgeblich auf eine Gedächtnismedaille, der Wohlſeligen zu Ehren, könnte geſchlagen werden.

FraV ShIrLeI VVirD, Der kVrzen
Tage ſatt,
VVIeVVohL genVg betagt, gebraCht
In DIeſe RVheſtatt.

Dritte Numer.

Ein Anagramma, welches etwann unter das Bildnis der ſeligen Frau, oder ſonſt wohin könnte geſetzet werden.

Frau Henriette Shirlei.

Durch Buchſtabenwechſel.

Ja, reiſ' hin! - Fleuch Retter!

Erklärung.

Ja, ja, reiſ' hin mein Geiſt nach jenen frohen Auen,
Hier kannſt du Canaan nur von dem Nebo ſchauen;
Dort aber ſetzeſt du den Fuß bald ſelbſt hinein,
Dort wird es beſſer, als hier in der Wüſten ſeyn.
Fleuch Arzt du Retter fleuch und kerkre nicht die Seele
Noch länger, durch die Kunſt, in dieſes Leibes Höhle.
Sie macht ſich Banden los; weg mit der Arzenei,
Der Lebenstocht verglimmt, der Faden reißt entzwei!

N. S. Ich war eben im Begriff einige lateiniſche Chronodiſticha und Anagrammata zu verfertigen, um ſolche zugleich mit an Eu. Excellenz zu überſenden; ich werde aber eben zur Tafel gerufen, und darf meinen Gönner nicht auf mich warten laſſen. Ich eile, meinen Brief zu ſiegeln.

XXIII. Brief.

D. Bartlett an den Magiſter Wilibald.

Grandiſonhall, den 14 Sept.

Hochzuverehrender Herr Magiſter,

Auf Befehl meines gnädigen Herrn, Sir Carl Grandiſons, ſoll Eur HochEd. für die überſendete Inſcription auf das Grabmaal der ſeligen Frau Shirley den verbundenſten Dank abſtatten. Sie haben wirklich einen glücklichen Einfall gehabt. Sir Carl iſt dadurch ermuntert worden, ſogleich einen prächtigen Marmor über der Gruft berührter Dame ſetzen, und die von Ihnen verfertigte Aufſchrift einhauen zu laſſen. Das Chronodiſtichon aber und das

Anagramma ſind Goldeswerth, und werden heilig aufgehoben, und von Kennern für die äußerſte Anſtrengung des menſchlichen Witzes gehalten. Unſere Nation iſt in dieſen Künſten noch ganz unwiſſend. Wundern Sie Sich alſo nicht, gelehrter Freund, wenn Sie die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London, zu einem Mitgliede angenommen hat, und Ihnen durch mich das Patent davon überſendet. Sie ſind dieſer Ehre würdig, und Jedermann wünſchet Ihnen Glück. Fahren Sie fort, ſchätzbarer Freund, die Ehre Deutſchlands zu befördern, und der ganzen gelehrten Welt zu dienen. Denken Sie aber auch dabei an

Dero

aufrichtigen Freund,
Bartlett, Doctor.

N. S. So bald die Stempel zur Gedächtnismedaille auf die ſelige Frau Shirley, auf welche das wohlausgedachte Chronodiſtichon, das Sie verfertiget haben, geſetzet werden

den ſoll, geſtochen iſt; habe ich das Vergnügen, Ihnen die erſten Abdrücke dieſer Medaille, als eine geringe Erkenntlichkeit für Dero gelehrte Bemühung, auf Befehl meines Gönners, zu überſenden. In Gold wird ſie 10 Ducaten wiegen, an Silber aber wird ſie einem Speciesthaler gleich ſeyn. Sir Carl hat auf ſeinen Gütern 1000 Klaftern Holz ſchlagen laſſen, um die Koſten dieſer Gedächtnismünze davon zu betreiben.

Beilage zum vorigen Brief.

Nachdem Wir, Präſident, Director, und übrige Mitglieder der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die ſeltenen Verdienſte in ſinnreichen Aufſchriften, Buchſtabenveränderungen und andern dergleichen Erfindungen, des Hochedlen und Hochgelahrten Herrn, Herrn Lampertus Wilibalds, der Weltweisheit Doctors, erfahren, und einige vortrefliche Proben davon geſehen: So haben wir nach reiflicher Ueberlegung für gut befunden, belobten Herrn Magiſter Lampert Wilibald, als ein Mitglied unſerer Geſellſchaft anzunehmen, und ihm darüber gegenwärtiges Patent auszuhändigen:

Es kann alſo gedachter Herr Lampert Willibald, künftighin aller Rechte eines Ehrenmitglieds ſich bedienen, den Titel eines Membri honorarii führen, und in allen Fällen ſich Unſers Schutzes getröſten. Dabei aber wird er von Uns ermuntert, erſucht und gebeten, daß er ins künftige alle Monate etwas ſinnreiches ausarbeite und nach Lenden an Unſeren Secretaire einſchicke. Als,

im Januario kann er ein Aenigma, im Februario ein Anagramma, im Martio ein Eteoſtichon, im April. ein Acroſtichon, im Maio ein Palindromon oder verſum cancrinum, im Junio ein Aequidicum, im Julio ein Echo, im Auguſto ein Logogriphum, im September ein Epitaphium, im October ein Onomaſticum, im November ein Sonet, im December ein Madrigal verfertigen, und eine Belohnung gewärtig ſeyn.

Urkundlich haben wir dieſes Decret eigenhändig unterſchrieben und mit Unſerm Geſellſchaftsſiegel bedruckt. London den 6 Septemb. 1759

(L. S.)

Horatius Sherbury.

Nathanael Hervey.
beſtändiger Secretair.

XXIV. Brief.

Der Herr v. N. an Sir Carl Grandiſon.

N. hall, den 1 Septembr.

Hochwohlgebohrner Baronet,
Vornehmer Freund und Gevatter.

Meine Bauren die Schlingel liegen mir heftig an, innliegende Supplik an Sie, mit einer guten Recommendation zu unterſtützen. Ich weiß nicht, wer es den Vögeln muß weiß gemacht haben, daß Sie der große Mann ſind, der ſich eine Freude daraus macht, allen armen Teufeln gutes zu thun. Sie haben das gute Vertrauen zu Ihnen, Sie würden es nicht übel deuten wenn ſie den hochgeehrten Herrn Gevatter um eine Gnade anſprächen, und ſie hoffen in Anſehung meines gültigen Vorſpruchs keine abſchlägliche Antwort zu erhalten. Ich will ſelbſt die Gewährung dieſer Bitte als das erſte Freundſchaftsſtückgen anſehen. Sie haben mich zwar zu Gevattern gebethen, und das habe ich auch in allem guten vermerkt: wenn Sie aber meinen Unterthanen wiederum zu einer großen Schelle auf den Thurme helfen wollten; ſo würde ich das lieber ſehen, als wenn ich von allen ihren Anverwandten die Reihe herum zu Gevattern gebethen würde.

Was macht den mein Pathgen gutes. Ich habe ein rechtes Verlangen, das kleine Ding zu ſehen. Wenn mir Doctor Fauſt ſeinen Mantel borgte, ſo führe ich noch heute auf ſolchen, nach Engelland zu Ihnen. Seitdem Sie mich zu Gevattern gebethen haben, iſt mir eine groſſe Luſt angekommen, ſelbſt einmal taufen zu laſſen. Ich bin der Jüngſten eben keiner; ich bin aber doch auch kein Hageſtolz. Wenn ich eine Henriette finden kann, ſo werde ich Ihrem Beiſpiele folgen und mich verheirathen. Ich kann es nicht leugnen, es iſt ein hübſches Mädgen in meiner Nachbarſchaft, auf die ich ein Auge habe. Es ſind tauſend Dinge, wonach ich mich erkundigen wollte, und von denen ich genaue Nachricht haben möchte; mein Bartlett, der Magiſter Lampert, ſoll deswegen an meinen Neffen ſchreiben, geben Sie dieſem von allen umſtändliche Nachricht. Machen Sie meine Empfehlung bey Ihrer Frau Liebſte, ich laſſe ihr zum glücklichen Kirchgange, wie ich hoffe, gratuliren. Ihren Schweſtern und Schwägern, dem guten ehrlich Oncle Selby und allen die mich kennen, empfehlen Sie mich. Ich verharre

Meines werthen Herrn Gevatters

gehorſamſter Diener

v. N.

XXV. Brief.

Die Gemeinde zu Kargfeld an Herrn Carl Grandiſon.

den 26 Auguſt.

Hochwohledelgebohrner,
Geſtrenger Herr,

Ew. Hochwohledelgebohrne und geſtrenge Herrlichkeiten wird wohl aus den öffentlichen Aviſen nicht unbekannt ſeyn, welcher Unglücksfall unſern armen Ort, das Hochadliche Gerichtsdorf Kargfeld am 27 Julius jeztlaufenden Jahres zwiſchen 11 und 12 Uhr Vormittage betroffen hat. Es hatte nämlich unſer geſtrenger Herr, der Hochwohlgebohrn. Herr Ehrhard Rudolph v. N. Erb- Lehn und Gerichtsherr auf Kargfeld Dürrenſtein et caet. den 19 obbemeldeten Monats eine ehrbare Gemeinde fordern, und da männiglich im hochadlichem Schloßhofe eserſchien, durch den Herrn Hofmeiſter, Ehrn M. Lampert Wilibald anzeigen laſſen: daß eine gewiſſe hochadliche Matrone aus der Familie unſres Erbherrn in Engelland Todes verfahren wäre, und dieſerwegen chriſtl. Gebrauch nach, das gewöhnliche Trauergeläute 14 Tage lang, jeden Tag zwo Stunden, ſollte angeordnet werden. Sämmtliche Gemeinde verſprach, nach dem Befehle des geſtrengen Junkers ſich gebührend zu achten. Der Herr Schulze forderte alle Tage 2 Fröhner zum Geläute. Am 27 Julius, da Adam Rieſe und Georg Velten zur Fröhne litten, börſtete die große Glocke. Die Leute machten allerlei Auslegungen darüber, einige wollten ſagen, die beiden Nachbarn, welche damals läuten mußten, hätten die Glocke geſtohlen und eine von Topf davor in den Glockenſtuhl gehänget. Nachdem ſie aber von den Geſchwornen iſt beſichtiget worden, hat es ſich gefunden, daß die rechte Glocke zwar noch an Ort und Stelle iſt; aber einen gräßlichen Riß bekommen hat. Da nun durch dieſes Unglück unſere liebe Kirche ihren Schmuck und der Kirchthurm ſeine Baßſtimme verlohren hat; unſere Gemeinde aber, ſeit der Schwedenzeit, wegen vieler Unglücksfälle, die aus dem Kirchenbuch, ſub littera A ausgezeichnet, zu erſehen ſind, auf das äußerſte herunter gekommen iſt, daß es nicht in ihren Kräften ſtehet, wiederum eine tüchtige Glocke gießen zu laſſen; das liebe teutſche Vaterland auch durch den ſchädlichen und landverderblichen Krieg dergeſtalt mitgenommen iſt, daß wir uns keine ſonderliche Beiſteuer daraus verſprechen können: ſo ergehet unſere demüthige Bitte an Eu. Hochwohledelgebohrne und geſtrenge Herrlichkeit, Sie wollen durch Ihr vielgeltendes Vorwort, bei der hohen Obrigkeit Ihres Landes es dahin bringen, daß in ganz Engelland eine Collecte für unſere arme Kirche eingeſammlet, und uns ſolche getreulich überſendet werde. Solche hohe Gnade werden wir nicht nur mit geziemenden Danke erkennen; ſondern auch dem Glockengießer anbefehlen, Eu. Hochwohledelgebohrnen hohen Namen, oben über unſers Gerichtsherrn und des Herrn Pfarrers Namen dankbarlich an die neue Glocke zu ſetzen. Verharrende

Eu. Hochwohledelgebohrnen und
geſtrengen Herrlichkeit

Kargfeld,
1759

unterthänige
Hanns Sachs,
Schultheiß.

Lorenz Lobeſan,
Ludimagiſter und
Gemeindeſchreiber,
concepit.

Thomas Hebebaum,
Gemeinde Vorſteher.
Sebaſtian Kleinmann,
Kirchvater.

A.

Auszug des Kirchenbuches zu Kargfeld, was für Unglücksfälle beſagten Ort ſeit der Schwedenzeit betroffen, und wodurch die Gemeinde daſelbſt gar ſehr mitgenommen worden iſt.

Anno 1634 den 9 Junius marſchirte die ſchwediſche Armee unter dem General Baner durch das Dorf, die Bagage ging hinten weg. Die Reuter haußeten ſehr übel.

Sie zogen ihre Pferde in die Stuben, und haben Mattheſen ein ganz Gebräude Bier ausgeſoffen. Im Schloſſe lag der Stab.

1637 den 3 Auguſt kam der General Pallaſch, (dieſer Name iſt ſehr undeutlich geſchrieben, der Herr Pfarr ſagt, er hieße Gallas,) mit einem Corpo Kaiſerlichen bei hieſigem Dorfe an, und lagerten ſich auf dem Gänſeraſen. Die Nachbarn mußten ihnen Eſſen und Trinken hinaus tragen. Des Nachts hieben ſie die Satzweiden um und machten viele Wachtfeuer davon. Der Herr Pfarr behielt nicht einen Korb voll Rüben auf ſeinen ganzen Acker. Des Morgens fuhr die Herrſchaft hinaus ins Lager, welches vielen Leuten nicht gefallen wollte.

1642 des Abends vor Petri Stuhlfeier kam ein Trupp Reuter in das Dorf und quartierte ſich ein. Der Herr Pfarrer mußte den Hauptmann einnehmen, der ſchalt ihn einen Pfaffen und ſeine Frau noch ärger. Des Morgens wollten ſie Schulzens Ilſen mitnehmen, und hatten ſie ſchon auf ein Pferd geſetzt; ſie wurde aber wieder losgebeten.

1653 wurde das neue Schloß zu bauen angefangen. Da gieng es an ein Fröhnen, alle neun Tage kam die Reihe herum.

1657 den 11ten December in der Nacht, kam bei der tollen Aenne Feuer aus, welches 9 Häuſer mit Scheunen und Ställen verzehrte.

1671 ſtarben viele Leute, das trug mir und dem Herrn Pfarrer etwas ehrliches ein.

1677 wurde Martha, Sauſſteffens Wittib, wegen des Verdachts, daß ſie eine Hexe wäre, eingezogen. Ich hatte immer wegen ihrer rothen Augen kein gutes Vertrauen zu ihr. Ob ich gleich von ihren Kindeskindern kein Schulgeld nahm; ſo hat ſie mir doch, weil ich das eine Mädchen geſchlagen, durch ihr giftiges Anhauchen, bei nüchternem Morgen, einen dicken Backen gemacht. Des Herrn Pfarrers

Gänſe hat ſie alle in einer Nacht geſterbet, und ihnen die Köpfe abgebiſſen, als wenn es das Ratz gethan hätte. Sie konnte ſich in eine ſchwarze Katze mit feurigen Augen verwandeln, und hat mir einmal ſelbſt in dieſer Geſtalt, da ich aus der Schenke nach Hauſe gieng, begegnet. Der Böſe iſt in Menſchengeſtalt bei ihr ein und ausgegangen; hat ſeinen Kuhfuß aber doch nicht recht verſtecken können, ob er gleich oftmals Stiefeln angehabt.

1678 wurde dieſe Unholdin vor dem Dorfe auf dem Anger verbrannt. Sie iſt auf die 20 und mehrmal auf dem Blocksberge geweſen, und Steffgen iſt alle Jahr 2 mal bei ihr eingefahren, ob er gleich niemals, außer das letzte mal, iſt geſehen worden.

Fürm Drachen uns bewahre Gott
Und trage uns aus aller Noth.

1680 zu Ende des Jahres und zu Anfang des folgenden, ſtund ein großer Comet über unſerm Dorfe, und kehrte den Schwanz gerade nach dem Edelhofe zu. Etliche meinten, der alte Herr würde es wohl nicht lange mehr machen.

1683 rückte der Türke vor Wien, vom 29 Auguſt dieſes Jahres bis zum 14 des Chriſtmonats, da die erſte Nachricht in unſer Dorf kam, daß die Türken von Wien weggeſchlagen wären, mußte ein Mann aus der Gemeinde Tag und Nacht auf dem Thurme wachen, um ein Zeichen zu geben, wenn er Türken ſähe, damit ſich Jedermann retten könnte.

1687 im Julius wurden durch ein ſchweres Ungewitter alle Feldfrüchte in unſrer Fluhr verhagelt.

1692 kurz vor der Erndte fiel ein Volk Heuſchrecken auf unſere Krautländer, deswegen mußte die ganze Gemeinde durch ſchreien, ſchießen, trommeln und allerhand Geräuſche ſie zu vertreiben ſuchen; es wollte aber nichts helfen, bis ich ſelber meine Stimme erhob, und auch ſo glücklich war, daß ich ſie in einer halben Stunde alle aus unſrer Flur wegſchrie. Davor bekomme ich jährlich auf Jacobstag 2 Kannen Bier.

1699 in der Nacht vom 13 auf den 14 Hornung brachen die Diebe im Schloſſe ein; der Nachtwächter und des gnädigen Herrns Bollenbeißer verjagten ſie aber, daß ſie nichts wegbringen konnten.

1709 war ſo ein grimmig kalter Winter, daß die Orgel mit heißen Steinen mußte erwärmet werden, damit der Wind in ſolcher unter der Muſic nicht einfrieren und der Generalbaß gehemmet werden möchte.

1713 fiel N. N. der Gemeindevorſteher mit einer Weibsperſon von der Bank, und kam deswegen vom Dienſte.

1719 wurde Herr Lorenz Lobeſan Schuldiener und Küſter in Kargfeld.

1722 im Auguſt wollte der kleine Samuel von einem Kornfuder herunter ſpringen, und brach ein Bein.

1728 in dieſem Jahre hat das Vieh nicht gedeihen wollen. Es kam ein gewaltiges Sterben unter die Bienen, meine zwei Stöcke giengen auch darauf. Bernd dem Scheerenſchleifer iſt im Frühjahr ein Schwein erſoffen. Hin und wieder iſt auch durch die großen Waſſer vieler Schade geſchehen.

1735 den 19 October hätte ſich der Herr Schulmeiſter auf einer Kindtaufe, da er einen Braten trenſchiren wollte, beynahe den Daumen weggeſchnitten.

1744 gieng wieder ein Comet knapp über unſern Dorfe weg, wer oben auf der Spitze des Kirchthurms geweſen wäre, hätte ihn leichtlich mit der Hand erlangen können.

1759 den 20 April marſchirten etliche Regimenter Kaiſerliche Türken durch das Dorf, welches Jedermann in große Furcht und Schrecken ſetzte. Mir haben ſie 2 Gänſe und dem Schulzen ein Schwein mitgenommen. Das waren barbariſche Leute.

il fin.

XXVI. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Schönthal, den 9. Sept.

Fräulein Julgen iſt eben von mir weg, ich ſchicke mich dahero an, meinem geliebteſten Bruder von den hieſigen Begebenheiten, meinem Verſprechen gemäß, getreue Nachricht zu ertheilen. Ich weiß nicht, ob ich meine Erzählung von dem Fräulein von W. oder von unſerm Oncle anfangen ſoll, beide geben mir ſehr viel Materie an die Hand. Nur ein paar Worte von Fräulein Julgen. Die gottloſe Stiefmutter will ſie durchaus in einen Stift thun, ſie kann ſie nicht vor Augen ſehen. Die böſe Frau iſt ein rechtes Marterholz für das gute Kind. Dieſen Morgen kommt ſie in ihr Zimmer: Ich werde Ihnen Glück wünſchen müſſen, liebes Julgen, der Herr von N. unſer guter Freund und Nachbar wird mit eheſtem um ſie anhalten. Geſtehen Sie es nur, Sie ſind Ihm nicht gram, ich merkte es wohl, beim Feuerwerke, wie Sie doch ſo ſchlau lächeln konnten, wenn er ſcherzte. Nicht wahr, Sie ſind Ihm ein Bißgen gut? Die unverſchämte Frau! das liebe Kind mit einem Liebhaber, der Ihr Großvater ſeyn könnte, zu peinigen, Sie kann es nicht verantworten. Sie ſpricht, Julgen hätte die Wahl, entweder in den Stift zu gehen, oder den Herrn v. N. zu heirathen. Sie ſcherzet in der That, der Scherz iſt aber ſo unrecht angebracht, daß das Fräulein ſich zu Tode darüber ärgern möchte. Ich weiß daß du meiner Freundinn dein ganzes Mitleiden ſchenken wirſt. Ich will dieſen traurigen Affect nicht weiter regen; unſer Oncle liefert ſcherzhaftere Auftritte, durch die Niemand ſonderlich beleidiget wird; inzwiſchen wünſchte ich doch, daß wir nicht auf Koſten des Bruders unſrer Mutter lachen dürften. Nun iſt die Sache nicht mehr zu ändern, wir würden uns vergebens bemühen, ihm eine Grille, die er ſich ſo feſte in den Kopf geſetzt hat, auszureden. Manchmal kommt es mir vor, als wenn er wirklich Vortheil daraus gezogen hätte. Er flucht in der That nicht mehr ſo grimmig, wenigſtens nicht mit ſo anſtößigen Worten als ehedem.

Neulich hat er in ſeinem Hauſe wiederum eine Aenderung vorgenommen; der Coffee iſt daraus verbannet worden. Frühe Thee, Nachmittags Thee, auf den Abend Thee; es mag kommen wer da will, der muß Thee trinken. Warum? Sir Carl Grandiſon trinkt vor und Nachmittage Thee, und in Engelland iſt es Mode, die Gäſte mit Thee zu bedienen. Unſer Oncle trinkt alle Tage eine ziemliche Portion davon. Nun, denke ich, hat er ſich eher für der Waſſerſucht, als für der Schwindſucht zu fürchten. Vor einigen Wochen, da er eben anfieng zu grandiſoniren, erzählte er mir, daß er vorgeſtern den Anfang gemacht hätte, ſeine Leidenſchaften zu überwältigen, dieſes gab uns zu einer Unterredung von einem ſeltſamen Innhalte Anlaß, der noch einen ſeltſamern Erfolg hatte. Ich ſchrieb ſie auf, ſobald ich nach Hauſe kam, um dir ſolche mitzutheilen. Hier iſt ſie.

Der Oncle. Das ſollen Sie ſehen, Fräulein Baſe, daß ich alle meine Leidenſchaften, noch vor Ausgang der Woche, völlig in meiner Gewalt haben will.

Amalia. Das iſt ein ſehr edler Entſchluß, Herr Vetter, der Ihnen wirklich Ehre macht; geſetzt, daß Sie auch mit dieſer Unternehmung nicht ſo ſchleunig zu Werke gehen könnten, als Sie wohl denken.

Der Oncle. Nein nein, wenn ich mir etwas vornehme, ſo muß es durchgeſetzt werden, es koſte auch was es wolle. Das wäre der Teuf = =, das wäre doch viel, ſage ich, wenn ein Mann der in Italien mehr als 100 Köpfe commandiret hat, ſeinen eigenen Schädel nicht könnte zurechte bringen!

Amalia. Erlauben Sie, Herr Vetter, ich halte es viel leichter, andrer Leute Köpfe zu commandiren, als ſeinen eigenen.

Der Oncle. Was der Donnerſtag und das Wetterglas wäre es denn auch für eine Kunſt, wenn es keine Schwürigkeiten hätte.

Ich weiß wohl, daß ſich meine Leidenſchaften, die Canallien, wider mich empören werden; aber der Himmel ſei ihnen gnädig, wo ſie ſich regen. Ich habe wohl eher einen Eiſenfreſſer von einem Kerl, der nur ſo ausſahe, als wenn er mit meinem Commando nicht zufrieden wäre, krumm ſchließen, und unter die Pritſche werfen laſſen, ſollte ich denn nicht meine närriſchen Affecten eben ſowohl bezwingen und unter die Bank ſtecken können?

Amalia. Ich habe das beſte Zutrauen zu Ihnen; und wenn ich mir gleich nicht vorſtellen kann, daß Sie ſo geſchwinde von ſich Meiſter werden: ſo hoffe ich doch, daß Sie es, in kurzer Zeit, mit Bezwingung Ihrer Leidenſchaften, ſehr weit bringen werden.

Der Oncle. Nicht doch, nicht doch! Was ich einmal geſagt habe, dabei bleibt es. Die Hunde, die böſen Leidenſchaften, müſſen vor Sonnabend Abend alle dort in meiner Schweſter Strickbeutel ſtecken. (ich lachte.) = Sie lachen? = Wollen Sie mir nicht glauben? Wohlan, Sie ſollen Wunder und Zeichen ſehen,

hen. Sie denken, es wäre etwas, das ich mir gar nicht abgewöhnen könnte ; ; Der Brandewein ; Nicht wahr? Sie haben Recht, es wird eine große Ueberwindung koſten. Das, und noch ein paar eingewurzelte Hausflüche ſind noch Ueberbleibſel von dem Soldatenleben. Aber bei meiner Ehre, dieſen habe ich bereits den Laufzettel gegeben, und mit jenem werde ich kurz Federleſen machen.

Ich war in der That ſehr froh, daß er dieſen Vorſatz hatte. Wenn es doch ſein könnte, dachte ich. Ich muß ihn bei dieſen guten Gedanken zu erhalten ſuchen, ich reizte ſeine Ehrbegierde.

Amalia. Alles will ich Ihnen gern glauben; aber daß Sie dieſen heldenmüthigen Entſchluß glücklich ausführen ſollten, das traue ich Ihnen nicht zu. Indeſſen iſt Ihr Vorſatz, eine Gewohnheit zu unterlaſſen, die Ihrer Ehre oft Eintrag gethan hat, ſo vortrefflich, daß er, wenn er auch gleich nicht zur Wirklichkeit käme, Ihre Ehre doch in meinen Augen wieder herzuſtellen ſcheinet. Ich kann nicht leugnen, Leute die dem Trunke ergeben ſind, und beſonders ein Getränke lieben, darinne ſich nur der Pöbel übernimmt, ſind mir verächtlich, ſie mögen ſeyn wer ſie wollen. Sehen Sie, ich rede offenherzig, Herr Vetter; ich rede ſo mit Ihnen, wie ich mit dem Sir Grandiſon reden würde, wenn ich ihn jemals trunken geſehen hätte.

Mein Oncle ſtieg ſtillſchweigend auf, und gieng aus den Zimmer, ich dachte er wäre böſe. Kurz darauf kam er wieder mit der gewöhnlichen Flaſche im linken Arme, und einem Römer in der Hand. Er ſetzte Beides auf den Tiſch.

Der Oncle. Nun ſollen Sie ſehen, daß ich im Stande bin, dasjenige auszuführen, was ich mir einmal vornehme. Hier an dieſen Werkzeugen des Teufels, (er wies auf die Flaſche und das Glas) will ich eine ſchreckliche Execution ausüben.

Er eilte damit zum Fenſter, ich hielt ihn zurück. Laſſen Sie Ihre Rache nicht auf die Unſchuldigen fallen. Was hat die arme Flaſche gethan, daß Sie ſo barbariſch mit ihr umgehen wollen? Wenn Sie eine Rache üben wollen, ſo thun Sie es an ihrem Feinde; denn Getränke, das die Flaſche aufbehält, dieſes verdienet ihren Unwillen.

Ich nahm die Flaſche, und wollte den Brandewein zum Fenſter hinaus ſchütten.

Der Oncle. Leichtfertige Baſe, was wollen Sie machen, Sie werden doch nicht Gottes Gabe auf die Gaſſe ſchütten?

Amalia. Ja, das will ich. Es wird in Abſicht auf den Misbrauch, der damit vergehen könnte, ein gutes Werk ſeyn, wenn ich es wegſchütte.

Der Oncle. Nein, ich werde nicht zulaſſen, daß Sie meinetwegen ſündigen. Ich will das Bisgen Couragewaſſer, das noch in der Flaſche iſt, austrinken, dieſes wird meinen Muth ſtärken, daß ich in dem Vorſatze beharren kann, dieſes ſchädliche Getränke auf ewig zu verſchwören.

Amalia. Mein gutes Zutrauen gegen Sie wird ſich wieder verliehren, wenn Sie dieſes thun. Haben Sie ohne Ihren Leibtrank nicht Muth genug ihre böſen Leidenſchaften zu beherrſchen; ſo werden Sie bei demſelbigen noch viel weniger im Stande ſeyn Ihr Vorhaben ins Werk zu richten.

Der Oncle. Ha, ha! Bäsgen, über ihre Rockenphiloſophie lache ich. Meine Ehre ſetze ich zum Pfande, daß ich meinem Leibtranke heute gute Nacht gebe.

Er ſchenkte ſich in der Geſchwindigkeit ein Glas nach dem andern ein, trank auf ein ewiges Lebewohl, auf Nimmerwiederſehen, auf das glückliche Halsbrechen ſeiner Flaſche, und ſ. w. Da ſie leer war, ſchien er tiefſinnig zu werden, er gieng dreimal die Stube auf und ab, mehr als einmal öffnete ſich ſein Mund zum Reden, er war aber nicht im Stande ein Wort hervorzubringen. Endlich fieng er plötzlich an: Nichts! Keine Einwürfe! Entferne dich auf ewig du Ungeheuer von einer Leidenſchaft. (Er ergriff die Flaſche.) Lebe wohl du redliche Gefehrtin meiner Tage.

Du mein Labſal haſt mich oft ergötzet. Dein Nektar erwärmte mich, da ich über den kalten Alpen ſtieg, und erquickte mich, wenn mich die Sonnenhitze in Italien entkräftet hatte. Ich beweine dein Schickſal, meine beſte Freundinn: aber es iſt beſſer, daß ich dir den Hals breche, als daß du mir eine betrübte Erinnerung, oder wohl gar wiederum ein quälendes Verlangen nach den Wohlthaten erregeſt, die ich ehedem aus dir genoſſen habe. O Grandiſon, Grandiſon! Wüßteſt du meinen heroiſchen Entſchluß, du würdeſt ihn billigen. Er riß das Fenſter auf, und warf die getreue unſchuldige Flaſche mit dem Römer wider eine unbarmherzige Mauer, daß beide in tauſend Stücke ſprangen. Ich ließ ihn gehen. Bis hieher iſt er ſeinem Vorſatze getreulich nachgekommen, und hat nicht das geringſte Verlangen nach ſeiner Panacee, wie er es nennte, merken laſſen. Dahero trinkt er eine abſcheulige Menge Thee und ein gut Glas Wein. Seine Geſundheit hat nichts gelitten. Manchmal komme ich auf die Gedanken, daß wir unſerm Vetter ein rechtes Freundſchaftsſtückgen, durch deine Erfindungen erwieſen haben; manchmal bin ich aber auch auf uns alle böſe. Du hatteſt einmal in einem Briefe den Tod der Frau Shirley berichtet, unſer Vetter legte deswegen tiefe Trauer an, wir trauerten nicht, und fuhren nach Kargfeld, um einen Beſuch bei ihm abzulegen. Sollteſt du wohl glauben, daß er uns den Thorweg vor der Naſe zumachen ließ? Wir mußten umwenden. Meine Schweſter und ich verſchworen es, ſeine Thürſchwelle jemals wieder zu betreten. Mein Schwager hat ſeinen Spaß darüber. Er zog ſich den andern Tag ſchwarz an, als wenn ſeine Mutter geſtorben wäre, wir mußten unſres Proteſtirens ungeachtet mit ihm fahren. Verwünſcht! Ich mußte eine ſchwarze Florkappe überhengen, meine Schweſter auch. Nie habe ich mich ſo ſehr geſchämet als damals. Das iſt wohl die erſte alte Frau aus einem Roman die wirklich iſt betrauret worden. Unſer Oncle ließ gar läuten; und wenn der Pfarrer wäre zu bewegen geweſen, ſo hätte die gute Frau eine Gedächtnißpredigt, und eine Parentation bekommen. Ueber dieſen Poſſen iſt die Glocke in Kargfeld geſprungen, unſer Oncle ſoll eine neue gieſſen laſſen oder die Bauren wollen ihn verklagen. Es gehet die Rede, der Magiſter hätte der Gemeinde in Kargfeld unter dem Fuß gegeben, ſie ſollten eine Bittſchrift an den Sir Grandiſon aufſetzen, und um eine Collecte für die Kirche bei ihm anhalten; vielleicht iſt es etwan ſchon geſchehen. Der Paſtor Wendelin hat am Sonntage vor 8 Tagen, unſern Vetter dergeſtalt abgekanzelt, weil es eben der Text ſo mit ſich brachte, daß alle Bauren nach dem adlichen Stuhle geſehn haben. Von unſern Familien Umſtänden weiß ich nichts zu ſagen, als daß meine Schweſter immer bishero gekränkelt hat. Es kann ſeyn, daß unſer Oncle in einem halben Jahre zweimal Gevatter wird. Nun habe ich mich von Neuigkeiten ſo ausgeleeret, daß ich nichts mehr zu ſagen weiß, als eine alte Wahrheit: daß nie ihren Bruder zu lieben aufhören wird, deſſen

aufrichtig ergebene Schweſter

Amalia v. S.

XXVII. Brief.

(Die zwei folgenden Briefe waren in den vorigen eingeſchloſſen.)

Schönthal den 6 Septembr.

Lieber Bruder,

Der Magiſter Sancho iſt ganz unruhig. Seine Clementine will noch nicht ſo recht tiefſinnig werden; und er hat ſich doch vorgenommen, ihr nicht eher mit ſeiner Gegenliebe zu Hülfe zu kommen, als bis ſie halb raſend iſt.

Wenn er ſie in den Pommeranzenwäldgen antrifft, ſo geht ſie, um ihre Glut zu verbergen, in den Griechiſchen Tempel; oder deutlicher zu reden: ſie ſpringt durch die Johannisbeerbüſche in das Gartenhaus. Er verfolgt ſie, und ſie will wieder ausreiſſen. Darauf ſchreiet er: bin ich denn ein getuliſcher Löwe, oder ein grauſamer Tieger, daß

Sie ſo vor mir laufen? Sie ſeufzet, ſie ſieht ihn ſchmachtend an, und ſpielt ihre Perſon vollkommen wohl. Dieſes verſtellte Weſen macht den größten Eindruck in ihn. Er kam geſtern mit einer tiefſinnigen Mine zu mir, da ich eben in Kargfeld einen Beſuch abſtattete, und wir hatten folgende Unterredung.

Der Magiſter. Ach, gnädiges Fräulein! ich muß Ihnen meine ganze Schwäche entdecken - Hannchen dauert mich, - das gute Kind empfindet die Liebe; ſie weiß aber nicht was ihr fehlt. Sie will wie Clementine blaß werden, und ſich auszehren.

Amalia. Sie ſind doch ein grauſamer Menſch, daß Sie mit dem guten Kinde ſo verfahren. Gehn Sie, und entdecken Sie ihr dasjenige, was Sie empfinden, ehe das arme Mädchen ſtirbt.

Der Magiſter. Nein, das kann ich noch nicht. Soll der Roman nach Italieniſchen Guſto ausgeführet werden; ſo iſt in einem halben Jahre, noch an keine ausdrückliche Liebeserklärung zu denken.

Amalia. Ich dächte aber, da weder die Religion noch der General im Wege iſt; ſo könnte die Sache etwas abgekürzt werden.

Der Magiſter. Nein, das geht profecto nicht an. Wenn Sie aber Frau Beaumont ſeyn, und meine Clementine ausforſchen wollen; ſo thun Sie mir eine Gnade.

Amalia. Ich bin ſchon etlichemal die forſchende Frau Beaumont geweſen; Hannchen aber hat nicht die aufrichtige Clementine ſeyn, und mir das Geheimniß ihres Herzens anvertrauen wollen. So viel aber merke ich: ſie iſt verliebt.

Der Magiſter. Gehn Sie nur recht auf den Grund. Sie müſſen ihr Herz bis auf die erſten Beſtandtheile analiſiren, die ſich nicht weiter zergliedern laſſen. Sie müſſen meinen Namen nennen, und ſehen, ob ſie roth wird; Sie müſſen meine Gelehrſamkeit, mein Anſehen in der gelehrten Welt, und die Hoffnung zu großen Ehrenſtellen rühmen, und auf alle Blicke dieſes ſchlauen Kindes Achtung geben. Sie wird ſich verrathen, ich gebe ihn mein Wort, ſie wird ſich verrathen.

Amalia. Wiſſen Sie was, Herr Magiſter! da Sie die Maximen eines Spions ſo gut im Kopfe haben; ſo forſchen Sie ihre Clementine ſelber aus. So viel melde ich Ihnen: daß Sie Hannchen wahrſcheinlicher Weiſe nicht liebt, ſondern einen andern.

Der Magiſter. Wie, ſie liebt mich nicht? Beim Jupiter! das thut ſie. Ich würde ſonſt auf Rache bedacht ſeyn, und meinen Nebenbuhler den Hals brechen.

Amalia. Heiſt das dem Grandiſon nachgeahmt? O wie fein haben Sie Sich gebeſſert!

Der Magiſter. Nicht doch! das war meine Meinung auch nicht. Ich will aber auf jeden Liebhaber meiner Clementine eine Satire machen, und die Kerls ſo ärgern, daß ſie für Aergerniß ſterben ſollen.

Amalia. Machen Sie was Sie wollen. Ich bin eben im Begriffe, einen Beſuch bei

Hannchen abzuſtatten. Vielleicht kann ich etwas für ſie thun.

Der Magiſter. Höchſt vortrefliche Fräulein, thun Sie es, ich küſſe Ihnen den Rock.

Du ſiehſt geliebter Bruder, wo es dem alten Magiſter fehlt. Er ſchickt ſich gut zum ganzen Luſtſpiele. Ich will nur gerne ſehn, wie er ſich anſtellt, wenn die Sache mit Hannchen offenbar wird. Lebe wohl

Amalia von S.

* * *

XXVIII. Brief.

Jungfer Hannchen an Fräulein Amalia v. S.

Kargfeld den 3. Sept.

Gnädiges Fräulein,

Der Magiſter wird mir zuletzt unerträglich. Ich würde ihn geſtern etwas empfindlicher abgeführt haben, woferne mich der Ort und ſein Alter nicht davon abgehalten hätten. Verliebte Tändeleien verdienen bei jungen und feurigen Gemüthern einige Nachſicht; wenn aber ein Magiſter von 45 Jahren dergleichen Poſſen treibt, denn muß man ihn für einen = = halten. Setzen Sie, mein liebes Fräulein, ein bequemes Wort an die leere Stelle. Nach dieſem Eingange muß ich Ihnen eine Unterredung bekannt machen, die ich auf dem Saale mit ihm hielt. Ich gieng, wie Sie wiſſen, aus der Geſellſchaft, um unſerer Magd etwas zu befehlen. Kaum war ich vor der Thür; ſo ſprang der alte Lampert hinter mich her,

Magiſter. Warum verlaſſen Sie die Geſellſchaft, mein ſchönes Hannchen, man ſpührt es gleich, wenn eine angenehme Perſon fehlt.

Ich. Sie thäten alſo beſſer, wenn Sie dabei blieben: Denn Sie werden den Mangel zehen angenehmer Perſonen reichlich erſetzen.

Magiſter. Ich will mich eben nicht für unleidlich halten; aber das, was Sie ſagen, ſcheint mir eine Hyperbole zu ſeyn.

Ich. Was ſoll das ſeyn, Hyperbole?

Magiſter. Das iſt eben ſo viel, als ein großes Lob, welches wir dem andern aus heftiger Liebe geben: ja es könnte auch eine artige Schmeichelei heißen.

Ich. Eine artige Schmeichelei? das geht noch eher an. Allein ich ſchmeichele keinem Menſchen, und wenn es auch ein Fürſt wär.

Magiſter. Loſes Kind, wiſſen Sie nicht, daß Frauenzimmer ihre Liebhaber ſchmeicheln? Z. E. der Chapeau ſagt: meine Göttin; ſo ſpricht ſie ‥ nein, das wäre Abgötterei: aber eine andere Careſſe: er ſagt: mein Lamm, und ſie ‥ nein, das wäre mehr eine Beleidigung: Aber Engel können ſie einander vice verſa heißen; denn das Wort Engel iſt in Deutſchen generis communis. Wie Sie auch ſonſten von mir in der Schule gehört haben, da ich Ihnen den Milton erklärte.

Ich. Haben Sie mir denn den Milton erklärt? Das iſt ja der engliſche Dichter, welchen Sir Carl der Clementine, aber der Herr Magiſter nicht mir vorgeleſen hat.

Magiſter. Könnte ich nicht Sir Carl, könnte Sie nicht Clementine ſeyn? von mir will ich jetzo nicht reden; aber Sie übretreffen in meinen Augen eine Göttin: Sie ſind alſo weit vortreflicher als jene junge Italieniſche Gräfin.

Ich. Woher wiſſen Sie denn, daß ich ſchöne bin?

Magiſter. Das ſagen mir meine Augen und meine Empfindung.

Ich. Da ſich Ihre Empfindung ohnfehlbar nach den Augen richtet; ſo wird Ihre Empfindung eben ſo oft betrogen werden als Ihre Augen: denn ich weiß, daß Sie ſchon ſeit etlichen Jahren durch die Brille leſen.

Magiſter. Es iſt wahr, das beſtändige Nachtſtudieren und die häufigen Lucubrationes haben mir das Geſichte ein wenig verderbt, daß ich die kleinen Buchſtaben, und zumal im Hebräiſchen die Punkte, nicht recht mehr erkennen kann. Aber ein Mädchen von achtzehn Jahren iſt ja eben ſo kleine nicht, daß ich erſtlich mein Auge bewaffnen müßte, wenn ich ſie anſehen wollte.

Ich. Ich habe nichts wider Ihr ſcharfes Auge in Anſehung achtzehnjähriger Fractur einzuwenden: es kömmt mir aber ſehr wunderbar vor, daß der Herr Magiſter auf mich Achtung giebt. Sie waren mir ja ſonſt in der Schule nicht gewogen.

Magiſter. Concedo, mein ſchönes Hannchen; aber dazumal waren Sie ein loſes Mädchen: und außerdem mußte ich auf Reſpect halten. Nunmehro aber haben ſich die Zeiten geändert. Sie und ich ſind mannbar. Es kömmt darauf an, daß Sie mich lieben und mir Ihr Herz ſchenken.

Ich. Bringen Sie das letztere als eine Frage oder als eine Bitte vor?

Magiſter. Als eine Frage und als eine Bitte zugleich.

Ich. So werde ich auch auf beides mit Nein antworten.

Magiſter. Wie, Sie lieben mich nicht? Ich ſollte mich betrogen haben? Nein, Sie müſſen ſcherzen. Ich merke ſchon, Sie wollen lieben und ſchweigen : : Sie wollen mich rathen laſſen. Sie wollen erſtlich meine Beſtändigkeit prüfen. Sie : : : :

Ich. Was haben Sie für Einbildungen! (ich mußte wirklich lachen.)

Magiſter. Lachen Sie nicht, meine Clementine. Geben Sie mir vielmehr die gütige Erlaubnis, Dero Herrn Vater, den Herrn Marggrafen, aufzuwarten, mich zu ſeinen Füßen zu werfen, und die bewunderswürdige junge Gräfin von ſeiner Hand anzunehmen. Ich verlange keinen Pfennig von Ihren groſſen Vermögen; ich will vielmehr ſorgen, daß : : doch dieſes wird ſich ſchon ſchicken. Was meinen Sie wohl, daß der Herr Marggraf ſagen würde?

Ich. Er wird vielleicht eben ſo lachen als wie ich. Wenn er aber hört, daß Sie den Herrn Grandiſon und ich Clementinen vorſtellen ſoll; denn würde er gar böſe werden.

Magiſter. Sorgen Sie nicht. Ich bin ſchlau, ich bin ein alter Hofmann, ich will ihn ſchon faſſen, oder ich müßte kein 20jähriger Magiſter ſeyn, und mich unter Edelleute ſo lange durchgefreſſen haben.

Ich. Ich traue Ihrer Geſchicklichkeit ſehr viel zu: ich zweifele aber, ob Sie meinen Vater und mich in dieſem Punkte bewegen werden.

Magiſter. Da ſehe ich Ihren Herrn Vater über den Hof kommen. Ich will ihm entgegen gehen. Sehen Sie nur, ob er nicht wie ein Erzbiſchoff einhergehet. Oder theure Marggraf!

Hier lief er fort, und ich befahl indeſſen unſerer Magd, mir einen Boten zu beſtellen. Ich habe das bewußte Schreiben beantwortet; aber mit zitternder Hand. Wenn ich die gnädige Erlaubnis von Ihnen bekomme, ſo werde ich Ihnen morgen in Kargfeld aufwarten, ꝛc. Ich bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb.

unterthänige Dienerin
Johanna Wendelin.

XXIX. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Schönthal, den 16 Sept. Abends um 9 Uhr.

Was wirſt du denken, mein Bruder, wenn ich dir ſage, daß unſer Oncle wirkliche Anſtalt macht, ſich zu verheirathen. An und vor ſich, kannſt du eben ſo wenig als wir die Sache misbilligen; die Wahl die er getroffen hat, iſt auf ſeiner Seite vortrefflich; aber wenn die Heirath zu Stande käme, ſo wäre eine Perſon unglücklich, eine Perſon, die uns allen nicht gleichgültig iſt.

Du kenneſt ſie, ſie iſt meine beſte und angenehmſte Freundinn. Wozu dienen meine Umſchweiſe, unſer Oncle hat die Liebſte, die er ſich auserleſen hat, in einem ſeiner Briefe an dich genennet; ich habe dieſen Brief geſehen. Stelle Fräulein Julianen von W. einmal in Gedanken neben unſern alten Oncle. Ein wohl übereinſtimmendes Paar! Ein Mann, näher bei ſechzig als funfzig Jahren, der kein groſſes Vermögen hat, daß die Wehetage der Frau, durch künftige gute Ausſichten verſüßen könnte; der noch darzu vor kurzem ein halber Enthuſiaſt worden iſt, und durch ſeine Schwärmerei vielleicht noch um ſein übriges Vermögen kommt; und ein Mädchen, ein allerliebſtes Mädchen von 21 Jahren, das ſo ſittſam, ſo tugendhaft, ſo wohl gebildet iſt, daß ſie mit gutem Rechte eine Byron vorſtellen könnte. Ich gedenke mir nichts grauſamers, als eine ſolche Heirath.

Behüte Gott! Eher hätte ich das Schlachtfeld bei Minden ſehen mögen, als daß ich meine Freundinn in den Armen dieſes Mannes erblicken ſollte. Du wirſt glauben, ich ſtellte die Sache auf einer gar zu ſchlimmen Seite vor. Wenn Fräulein Julgen an einem alten Manne ihr Vergnügen finden kann, denkſt du; wenn ſie eine Zuneigung zu ihm haben kann, warum ſollte ich ſie denn bedauren. Der Regen und die Liebe, fallen ſo wohl auf Palläſte als auf Strohdächer. Es zwingt ſie ja Niemand, den Alten zu nehmen. Wenn Ihre Stiefmutter, auf eine unbedachtſame Art manchmal mit ihr ſcherzet, und ihr mit dem Stifte oder mit unſern Oncle drohet, ſo muß ſie das als Scherz aufnehmen, und mit Scherz erwiedern. Was wollte ich darum geben, wenn dein Urtheil wahr wäre. Die gute Juliane, es koſtet mir viele Thränen, wenn ich daran denke. Sie ſoll, ſie muß unſerm Oncle ihre Hand geben. Ihre verdammte Stiefmutter ⸗ . Ich würde ihr die Augen auskratzen, wenn ſie da vor mir ſtünde, ſo erbittert bin ich. Sie iſt eine von den gemeinen Stiefmüttern, welche ſich eine Pflicht und zugleich ein Vergnügen daraus machen, die Kinder erſter Ehe zu peinigen.

Kein Wort mehr von der verhaßten Frau! Beigelegte ſechs Briefe werden dir die ganze Sache aufklären.

Den 13 kam unſer Oncle nach Schönthal, und that uns eine förmliche Erklärung, wie er es nennte, daß er Willens wäre, dem Beiſpiele ſeines Herrn Gevatters in Engelland zu folgen, und ſich zu verheirathen. Meine häuslichen Umſtände ſind nun in Ordnung gebracht, das Muſiczimmer, die Bildergallerie und der meiſte Theil meiner Meublen ſind nach dem Geſchmack meines Freundes in Engelland eingerichtet. An meiner Perſon ſelbſt, habe ich ſo eine Reformation vorgenommen, daß ich mich kaum noch kenne, wenn ich vor dem Spiegel ſtehe. Es fehlet mir nichts mehr als eine Henriette. Die Nachrichten aus Italien, können nun in meinen Entſchließungen keine Aenderung mehr machen, ſie mögen ausfallen wie ſie wollen. Mag doch der Graf von Belvedere, mit ſeiner Clementine ruhig leben. Grandiſon hat ihr durch ſeine Verheirathung, ein Beiſpiel gegeben, ſie ſoll mir eins geben, und ich will denenjenigen eins geben, die mir einmal nachahmen werden.

Mein Schwager unterſtützte das Vorhaben unſers Vetters, das er für einen Anfall ſeiner Schwärmerei hielt, die keine ſonderliche Folgen haben würde, durch ſeinen Beifall. Meine Schweſter und ich, ſind nur Maſchinen meines Schwagers, jene aus Liebe, ich aus Freundſchaft. Er drohet uns nach ſeinem Gefallen. Wir mußten uns ſtellen, als wenn wir eine große Freude darüber hätten, daß unſer Oncle, in ſeinen alten Tagen, noch ein Papa werden wollte. Wer iſt denn die glückliche Byron, Herr Vetter, fragte ich, die nach Ihnen ſeufzet. Doch nicht etwan das Fräulein v. W..

Der Oncle. Ha, ha, ha! Wer anders als Sie. Daß dich der Bli = =, daß dich der Blech! wie das Bäsgen rathen kann! Wenn Sie kein Fräulein wären, ſo müßten Sie einen Bürgermeiſter nehmen.

Mein Schwager ſchien über dieſes Geſtändniß, in etwas betreten zu ſeyn, er vermuthete nicht, wie er nachgehends ſagte, daß Fräulein Julgen eine Rolle in dem Luſtſpiele unſres Grandiſons bekommen ſollte; wir ſchätzen ſie alle hoch, und lieben ſie; das gute Kind verdient es.

Mein Schwager. Daran thun Sie recht, Herr Vetter, daß Sie Ihren Herrn Gevatter folgen, und ſich verheirathen wollen. Ich wünſche Ihnen Glück zu dieſem Vorhaben. Aber mich dünkt, wenn Sie das Fräulein v. W. zu Ihrer Byron machen wollen; ſo wird Ihnen Sir Carl die Abweichung in ſeiner Nachahmung nicht leicht vergeben können.

Der Oncle. Wie ſo, Herr Vetter? das ſehe ich nicht ein.

Der Schwager. Sir Carl war überzeugt, daß er die einzige Mannsperſon wäre, die ſeine Henriette als ihren Gemahl lieben könnte; er hatte ein Recht auf ihre Liebe; er war der Beſchützer und Erretter ihrer Ehre; er hatte die Bewilligung aller Anverwandten, ihr Mädchen zu lieben; Jedermann wünſchte, daß die zwo vortrefflichen Perſonen, ein Paar werden möchten. Bei Ihnen, Herr Vetter, nehmen Sie es nicht ungütig, daß ich nach meiner Ueberzeugung rede, bei Ihnen iſt keiner von dieſen Umſtänden anzutreffen; Sie würden alſo bei dieſer Verheiratung, wider Ihren Willen, ein Urbild werden, und das würde Sir Carln verdrüßen, wenn Sie, ſo zu reden, über ihn weg ſeyn wollten.

Der Oncle ſchien über den Einwurf meines Schwagers ſehr verlegen zu ſeyn. Er wollte antworten; er reuſperte ſich; ruckte auf dem Stuhle hin und her.

Herr Lampert, Herr Lampert, warum ſo ſtille? Er ſiehet aus, als wenn er Flachs ſäen wollte.

Der Magiſter ſtieg von ſeinem Stuhle auf, er hatte ſeine Gedanken geſammlet, und ſahe ſo aus, als wenn ihn etwas auf dem Herzen läge. Wir waren aufmerkſam auf ihn. Endlich öffnete ſich ſein Mund:

Nachdem ich dasjenige, was Eu. Gnaden (er bückte ſich gegen den Baron) vorzutragen geruhet haben, hin und wieder ſonderiret habe; ſo kann ich nicht in Abrede ſeyn, beſonders, da der bekannte Canon: Minima circumſtantia variat rem, auf Ihrer Seite zu ſtehen ſcheinet, daß die Zweifel Eu. Gnaden, dem erſten Anſcheine nach, einige Stärke haben. Allein, wenn wir die Nuß aus der Schaale nehmen wollen, ſo werden wir finden, daß alle dieſe Einwürfe nicht hinreichen, meinen gnädigen Herrn Principal, einer Abweichung in der Nachahmung Herrn Carl Grandiſons, ſchuldig zu machen. Denn was den erſten Satz anlanget: Sir Carl war überzeugt, daß er die einzige Mannsperſon wäre, die ſeine Henriette als ihren Gemahl lieben könnte; ſo gilt dieſes vollkommen von meinem gnädigen Herrn. Er zweifelt im geringſten nicht, daß ihn das Fräulein v. W. als ihren Gemahl lieben und ehren werde. Der zweite Satz: Sir Carl hätte ein Recht auf Fräulein Byrons Liebe, er war der Beſchützer und Erretter ihrer Ehre; dieſer gilt un-

unter einer kleinen Einſchränkung, hier gleichfalls vollkommen. Mein Patron hat ein Recht, auf des Fräuleins v. W. Liebe. Er iſt der Beſchützer und Erretter ihrer Ehre, nämlich in ſo ferne dieſe von Jemand ſollte angetaſtet werden. Sir Carln hatte die Bewilligung aller Anverwandten, ihr Mädchen zu lieben, mein Patron hat dieſe Bewilligung von den Eltern des Fräuleins v. W. in der Taſche. Jedermann wünſchte dort, daß die 2 vortrefflichen Perſonen ſollten ein Paar werden. Jedermann wünſcht es auch hier, wenigſtens in den Familien von beiden Seiten werden alle hohe und vortreffliche Glieder derſelben eine ſolche vortheilhafte Vermählung wünſchen. Aus dieſem folgt, daß mein hoher Principal von aller Abweichung, in der Nachahmung Sir Carl Grandiſons entfernet iſt, und ſolcher auf keinerlei Weiſe kann beſchuldiget werden, welches zu erweiſen war.

Der Oncle. Der Geiſt des Doctor Bartletts, ruhet zwiefältig auf meinem Magiſter!

So wahr ich lebe, er iſt ein ganzer Mann. Ich verſichere ihn meines Wohlwollens. (er drückte die Hand des Böſewichts.)

Es war Niemand von uns im Stande, ein Wort vorzubringen, das Schrecken machte uns ſtumm. Der Oncle nahm unſre Stillſchweigung für eine Empfindung einer Freude an. Ich hatte Luſt, ihn dieſen Irrthum zu benehmen, doch unterließ ich es. Die Einwilligung des thörigten Vaters, eine vollkommene Tochter durch unſern Oncle unglücklich zu machen, ſetzte uns in viele heimliche Sorge. Unſer Vetter zog zween Briefe aus der Taſche: dieſes iſt mein Anwerbungsſchreiben, um das Fräulein v. W., hier iſt auch die Antwort darauf. Herr Lampert, leſe er doch beide. Wir wußten nicht, ob wir Scherz oder Ernſt aus der Sache machen ſollten, da der Magiſter las. Mein Schwager bat ſich die Erlaubnis aus, die Briefe nochmals mit Verſtande zu leſen, nachdem er unſern Oncle wegen des Innhalts des zweiten, einen langen Glückwunſch gemacht hatte, und ſich das

Anſehen gab, als wenn ihm ſeine Wünſche recht von Herzen giengen. Dieſe Schmeichelei wirkte ſo viel, daß der Oncle dem Baron beide Briefe aushändigte, er gieng damit in in ſein Cabinet und hat ſie abgeſchrieben. So bald unſer Vetter uns verließ, brachte ich dieſe Unterredung zu Pappiere. Wir rathſchlagten über eine ſo unerwartete Begebenheit, bis in die tiefe Nacht. Die Einwilligung = die ſchriftliche Einwilligung des Vaters von dem Fräulein v. W. wie viel Sorge machte uns die!

Mein Schwager hatte den Vorſchlag, wir wollten den Grafen von Belvedere ſterben, und unſerm Oncle lieber ſeine Reiſe nach Italien unternehmen laſſen; als daß wir zugeben ſollten, daß er der Gemahl von Fräulein Julianen würde. Ich zweifelte, daß dieſe Erfindung einen guten Erfolg haben würde. Unſer Grandiſon ſcheint äußerſt in ſeine Byron verliebt zu ſeyn, und gäbe nun wohl zehen Clementinen hin, um eine Juliane zu erlangen. Wir ſtehen in äuſſerſter Furcht wegen

gen des guten Fräuleins. Du wirſt aus beiliegenden Briefen ſehen, daß ſie ihm morgen feierlich ſoll zugeſaget werden. Was fangen wir an? . . Ich wollte, ich weiß nicht was, darum geben, wenn der morgende Tag vorüber wäre. Ich war Willens, dieſes Paquet nicht eher an dich abzuſchicken, bis ich von dem Ausgange der Sachen dir eine Nachricht geben könnte; die Poſt gehet aber morgen Vormittage ab, und mit dem Früheſten müſſen meine Briefe in der Stadt ſeyn. Wenn du mir verſprächeſt, unſertwegen keine Sorge zu tragen; ſo wollte ich das Paquet künftigen Poſttag fortſchicken; du könnteſt aber denken, meine Schweſter, die wiederum vollkommen geſund iſt, wäre gar geſtorben, wenn ich meine Briefe einige Tage länger zurück behielt. Es iſt immer beſſer eine unvollſtändige Nachricht, als gar keine. Eine kleine Nebenabſicht treibet mich zugleich mit an, die Abſendung dieſes Briefes, nebſt den Einſchlüſſen in demſelben, nicht länger auszuſetzen. Es iſt beſſer, dachte ich, daß wir unſern Bruder in eben der Ungewißheit laſſen, in der wir uns ſelbſt befinden; als daß wir ihm den Anfang und das Ende der Heirathsgeſchichte unſres Oncles auf einmal berichten. Er mag einige Tage lang eben ſo, wie wir, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben, damit er ſich bei einem unglücklichen Ausgang der Sache, zu welchem er ſchon vorbereitet iſt, nicht ſo ſehr betrübe, und bei einem glücklichen Ausſchlage deſto mehr erfreue. Wollte der Himmel, es könnte dieſe Heirath, die gewiß nicht im Himmel geſchloſſen iſt, hintertrieben werden. Ich beſchließe meinen Brief mit einer Bitte von meinen Schwager, er verlangt die Briefe, die wegen der grandiſoniſchen Händel ſowohl von dir, als an dich ſind geſchrieben worden, in Abſchrift zurück, um ſie in einem Zuſammenhange zum Zeitvertreibe zu leſen. Der junge Wendelin, der ſchon ausſtudiret hat, und für langer Weile nichts thut, als daß er im Dorfe herumgehet und Sperlinge ſchießt, kommt manchmal herüber nach Schönthal, und hat ſich erbothen, dieſe Briefe insgeſammt ſauber abzuſchreiben. Für die baldige Zurückſendung

dung derſelben wird inſonderheit bei ihren geliebteſten Bruder ihren Dank abſtatten

Amalia v. S.

* *

XXX. Brief.

Herr von N. an den Herrn von W. in Wilmershauſen.

N. hall, den 12 Sept.

Lieber Herr Vetter,

Du haſt vielleicht ſchon Lunde gerochen, und meine Liebe gegen deine älteſte Fräulein Tochter gemerkt: ich muß mich nunmehro über dieſe wichtige Sache deutlicher erklären, und hierdurch offenbar geſtehen, daß ich Fräulein Julgen ſchon längſtens in mein Herz geſchloſſen habe. Ich war zwar Willens, niemals an eine Frau zu denken; dieſer Gedanke aber hat nicht länger, als bis auf die Bekanntſchaft mit Sir Carln ge-

gedauert. Da ich nun dieſem wunderbaren Manne in allem nachfolgen muß, wenn ich anders ſo glücklich, als er, werden will: ſo gehört nichts, als eine ſchöne Henriette zu meiner Vollkommenheit. Es iſt alſo billig, daß ich mich an Dich und an Deine Frau Gemahlin zuerſt wende, und Eure liebe Fräulein Tochter von Eurer Hand erwarte. Da man wider meine Perſon, welche, ohne Ruhm zu melden, nicht unangenehm iſt, eben ſo wenig, als wider mein jährlich Einkommenen, welches nach engliſchen Gelde reine 500. Pf. einträgt, nichts einwenden wird: ſo hoffe ich von euch beiden, keine abſchlägliche Antwort zu erhalten. Ich weiß zwar, daß ſich Julgen ein wenig zieren wird, (das muß ſie thun, wenn ſie der vortreflichen Henriette ähnlich ſeyn will,) ſo hebe Du indeſſen dem guten Kinde allen Zweifel. Eſſen und Trinken ſchmeckt mir noch ganz wohl, und zuweilen freſſe ich mehr als zwei Bären; munter und ſtark bin ich auch: wenn Ihr alſo Fräulein Julgen, in der Vergleichung mit mir, für zu jung haltet; ſo betrügt Ihr euch. Ich ſteh meinen

Mann, und bin noch eben ſo rüſtig, als Sir Carl immer ſeyn kann. Was brauch ich aber ſo viel für mich anzuführen? Julgen ſcheint mir nicht ungeneigt zu ſeyn; und wenn ich alle ihre Reden, zumal bey dem Feuerwerke, recht genau überlege: ſo iſt das kleine Närrchen wohl gar ſchon verliebt in mich. Ich gäb mein beſtes Pferd darum, wenns wahr wär. Denn Henriette Byron liebte Sir Carln lange zuvor, ehe er ihr noch eine Erklärung thun konnte. Meine Freunde werde ich durch eine ſolche Heirat auch verbinden: denn ſie haben zeithero alle meine Anſtalten gelobt; und je ähnlicher ich dem Engländern werde, deſto mehr gefalle ich ihnen. Die Hochzeit ſoll alsdenn bei Euch ſeyn in Willmermanor = alles nach Grandiſons ſeiner Art = recht prächtig. Wir fahren miteinander in Kutſchen nach der Kirche, wir viere in einer, wie leichtlich zu errathen. Aber wieder zur Hauptſache! Nehmt nur das liebe Mädgen vor, und thut ihr einen Antrag: Alsdenn beſtimmt einen Tag zum Verlöbniſſe = = die Zeit der Copulation aber ſoll meiner Juliane ganz und gar überlaſſen werden. Ich wollte zwar gerne, daß mich der Magiſter traute; es wird aber wohl nicht angehen, weil er noch kein Pfarrer iſt. Ich bin der glücklichſte Mann, und zur glücklichſten Frau ſoll Julgen gemacht werden von

Deinem

aufrichtigen Freund und
gehorſamſter Diener
v. N.

XXXI. Brief.

Der Vater des Fräuleins v. W. an den Herrn v. N.

Wilmershauſen, den 13. Septembr.

Hochgeſchätzter Herr Bruder,
Vielgeehrter Freund und Nachbar,

Aus dem Schreiben, welches Du vom geſtrigen Dato an mich abgelaſſen, habe ich nebſt meiner Frau nicht nur die gute Abſicht, welche der vielgeehrte Herr Bruder gegen mein Haus heget, erkannt, und bin deswegen dankbar; ſondern ich habe auch bereits meiner Juliane vorläufige Nachricht von dem geſchehenen Antrage gegeben, welche zwar Anfangs, wie ſolche junge Dinger bey dergleichen Gelegenheiten pflegen, heftig darüber zu erſchrecken ſchien: auf mein und ihrer Mutter Zureden aber ſo viel zu verſtehen gab, ſie würde ihrem Vater in keinem Stücke ungehorſam ſeyn. Da nun die Ehen im Himmel geſchloſſen und auf Erden vollzogen werden; auch weder meine Frau noch ich dem Schluſſe des Himmels widerſtreben können: ſo ertheilen wir dem Herrn Bruder unſern älterlichen Conſens deſto lieber, weil Du jederzeit ein guter nachbarlicher Freund von mir geweſen biſt; Deine Umſtände uns gröſtentheils bekannt ſind; Du auch überdem die männlichen Jahre lange erreichet, und das flatterhafte Weſen der Jugend, das an ſo vielem Unglück der Ehen Schuld iſt, abgeleget haſt. Wir haben anbei die gute Hoffnung, daß unſere Tochter mit Dir ganz wohl fahren ſoll. Der Himmel beglücke euch beide mit ſeinem Segen, und führe das angefangene gute Werk glücklich hinaus. Mir wird es angenehm ſeyn, wenn ich mich werde nennen können

Meines vielgeehrten Herrn Bruders
und zukünftigen Eidams

treuer Freund und Schwiegervater

Hanns Georg v. W.

N. S. Auf kommenden Dienſtag, wird ſeyn der 17. hujus, verfüge Dich zu uns, und bringe Deine werthen Anverwandten mit, da ſoll die Sache vollends ins reine gebracht werden.

XXXII. Brief.

Fräulein Juliane an Fräulein Amalien.

Wilmershauſen den 14 Septembr.

Haben Sie Mitleiden mit mir, liebſte Amalia; ich ſtehe im Begriff, eine ſehr unglückliche Perſon zu werden. Sie wiſſen es unfehlbar. Was ſoll ich daraus machen, daß Sie mir keinen Wink davon gegeben haben? Sie müſſen es wiſſen, daß ihr Oncle für ſich ſelbſt, bei meinem Vater, um mich geworben hat. Sind Sie ſo grauſam, daß Sie nebſt Ihren Freunden in Schönthal ſich wider mich verſchworen haben? Iſt es um deswillen geſchehen, daß Sie mir nicht eine Silbe von dem Vorhaben ihres Vetters entdeckt haben, damit man mich deſto geſchwinder überraſchen, und das, was man will, aus mir machen könnte?

Ich will Ihnen noch nichts Schuld geben; vielleicht hat Ihr Oncle Ihnen ſelbſt noch nichts von ſeinem Vorhaben entdecket; vielleicht haben Sie aus der ganzen Sache eine Kleinigkeit gemacht, die in der That keine iſt.

Ihr Herz mag nun bei dieſer Gelegenheit entweder für oder wider mich ſeyn, ſo kann ich doch Niemanden als Ihnen das meinige entdecken. Ich will einmal meinem Argwohn in meinem Gemüthe Platz geben; ich will mir einbilden, Sie wünſchten, daß ich Ihre Tante werden möchte, wollten Sie wohl dieſem Wunſche Ihre Freundin aufopfern? Könnten Sie, um Ihrem Oncle gefällig zu ſeyn, Ihre Freundin in ſo vielen Verdruß einwickeln? Ich habe viele Mühe, mir dieſes zu bereden, und gleichwohl ſcheinet es, als wenn Sie nebſt andern wider mich conſpiriret hätten. Doch wie geſagt, ich will Ihnen noch nichts Schuld geben. Ich will lieber glauben, Sie wüßten noch nicht ein Wort von der ganzen Sache, ich will Sie für neugierig halten und Ihnen den Handel eröffnen. Vorgeſtern des Morgens bekam mein Vater einen Brief von dem Herr von N = = durch ſeinen Reitknecht. Mein Vater und meine Stiefmutter ſchienen einige Tage vorher ſehr aufgeräumet, und dieſe insbeſondere war ſo freundlich gegen mich, daß ich die Stiefmutter beinahe darüber vergaß. Mein Vater zog ſeine Liebſte an ein Fenſter; ich ſaß an einen andern, und nähete etwas für mich in dem Rahmen. Sie laſen beide das Schreiben ſachte, doch ſo, daß ich etwas davon verſtehen konnte. Ich hörte daß der Innhalt mich angieng; ich merkte, daß es ein Anwerbungsſchreiben ſeyn ſollte; wiewohl ich von der Schreibart des Briefes eben nicht ſo gar vortheilhaft auf den Verfaſſer ſchließen konnte. Meine Glieder fiengen an zu zittern, ich erwartete mit Ungeduld das Ende = Da ſehen Sie es nun, mein Schatz, ſagte meine Mutter, daß es ſein Ernſt iſt, der gute N. iſt doch wirklich ein Mann von Parole = Haben Sie es gehört, Julgen, was Ihnen für ein Glücke bevorſtehet? Schätzgen, leſen Sie doch den Brief noch einmal, daß ihn Julgen höret. (Sie ſtreichelte meinem Vater die Backen, mich dünkt, ich hätte ſie nie ſo freundlich geſehen.)

Die ganze Stube gieng mit mir herum. Ich dachte, ich müßte vom Stuhle ſinken. Schrecken und Verdruß über die alberne Frage meiner boßhaften Stiefmutter ſetzten mich ganz außer mich. Die Furcht, den verhaßten Brief noch einmal zu hören, erhielt mir noch das Vermögen zu reden.

Haben Sie die Gewogenheit gnädiger Papa, ſich die Mühe zu erſparen, den Brief mir vorzuleſen, ich habe ſchon ſo viel daraus verſtanden, als ich wiſſen ſoll. Ich bin verſichert, Sie werden ihn, nebſt der gnädigen Mama, als einen Scherz annehmen. Der Herr v. N : : hat ſeit einiger Zeit viele ſcherzhafte Ausſchweifungen begangen; in dieſem Schreiben ſcheint er ſie am weiteſten getrieben zu haben.

Nein, nein, meine Tochter, du irreſt dich, es iſt des Herrn von N. ſein wahrer Ernſt. Er hat ſchon neulich bei mir mündlich um dich angehalten; ich trauete ihm aber nicht, und dachte, der verliebte Anfall würde bald wieder überhin gehen. Ich rieth ihm, er ſollte bedenken, daß das Heirathen ein ſchwerer Punkt wäre; er ſollte unterſuchen, ob er einen rechten Trieb hätte, ehelich zu werden, da er es ſo lange verſparet hätte. In 14 Tagen ſollte er mir von ſeinem Entſchluſſe wieder Antwort geben. Nun hat er ſchriftlich um dich nachgeſuchet. Er iſt von Jugend auf mein guter Freund geweſen, und hat mir manchen Gefallen erwieſen. Es iſt einmal Zeit, daß ich auf eine Vergeltung denke. Wenn du nichts erhebliches wider ihn einzuwenden haſt, ſo mag er immer dein Gemahl werden. Behüte Gott! Gnädiger Papa, wenn Sie Ernſt aus dem Antrage des Herrn von N. machen, ſo ſetzen Sie ihr Kind in die äußerſte Betrübnis. Sie werden mich doch nicht an einen Mann verheirathen wollen, der über die Jünglingsjahre lange hinweg war, da ich gebohren wurde; an einen Mann, der ſeit einiger Zeit eine ſo wunderbare Aufführung angenommen hat, daß man ihn für einen Romanhelden anſehen ſollte! = Ich habe noch keine Neigung zum Eheſtande.

Reden Sie nicht ſo unverſtändig, Julgen, Sie ſind kein Kind mehr. Wenn alle Frauenzimmer ſo dächten wie Sie, ſo würde ihr Papa von mir auch einen Korb bekommen haben. Er war kein Jüngling mehr, da ich ihn heirathete; er war noch darzu ein Wittwer, mit einer kleinen Wehklage, und ich nahm ihn doch. Wiſſen Sie nicht die alte Hausregel: der Mann im Schwade und die Frau im Bade? das iſt aber eine Bosheit von Ihnen, daß Sie den Herrn von N. einen Romanhelden nennen; dadurch verſündigen Sie Sich an ihrem Papa. Diejenigen, die Romanhelden vorſtellen, ſind Narren, und wer mit Narren eine Gemeinſchaft hat, iſt ſelbſt nicht klug. Ihr Papa liebt den Herrn von N., er iſt unſer guter Freund. Schätzgen, ſo gehet es, wenn man die Kinder verhätſchelt, hernach ſpotten ſie die Aeltern. Pfui, ſchämen Sie Sich, daß Sie ſo wenig Achtung gegen ihren Papa bezeigen!

Mädchen?

Gnädiger Papa, das iſt nicht auszuſtehen, (ich wollte ſeine Hände küſſen, ich weinte, te, er ſtieß mich von ſich. Das hat er noch niemals gethan.) Hören Sie auf mich zu verleumden. Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie durch ſo niedrige Kunſtgriffe mir die Gunſt meines Vaters entziehen wollen = = Haben Sie Mitleiden mit mir, gnädiger Papa, ich bin ihre Tochter.

Höre, Juliane, mit dem albernen Geplaudere richteſt du nichts bei mir aus. Wenn du willſt, daß ich dich als meine Tochter anſehen ſoll; ſo erkläre dich den Augenblick, ob du den Herrn v. N. nehmen willſt oder nicht? (Ich ſchwieg) Laß mich nicht böſe werden = du weißt, wenn ich anfange = = .

Gnädiger Papa (ich konnte vor ſchluchzen nichts hervorbringen) = = ſchonen Sie doch = Sie machen es immer ärger. Sie müſſen nicht ſo verſtockt ſeyn, Julgen, ſeyn Sie gehorſam = Antworten Sie auf ihres Papas Frage.

Die Worte meiner Stiefmutter durchſchnitten mir das Herz. Die boshafte Frau!

Ich war nicht im Stande, ein Wort zu reden. Du ⸗ ⸗ ⸗ (Ich verſchweige aus kindlicher Ehrerbietung die Worte, die der Zorn meinem Vater in dieſem Augenblicke eingab, ſie waren nicht väterlich.) Willſt du nicht reden, was iſt das für eine Aufführung? ⸗ Den Augenblick gehe mir aus dem Geſichte, und komm mir nie wieder unter die Augen ⸗ ⸗ Willſt du mich mit deinem Starrkopfe unter die Erde bringen?

Die letzten Worte kränkten mich aufs äußerſte. Ich fiel meinem Vater in die Arme.

Gnädiger Papa, ich will mich ihrem Gewiſſen überlaſſen. Ich verſpreche Ihnen meinen kindlichen Gehorſam, machen Sie aus mir was Ihnen gefällt.

Willſt du es mir angeloben, daß du dich gegen mich in allen Dingen, als eine gehorſame Tochter hinführo aufzuführen gedenkeſt; ſo will ich deine jetzige Vergehung noch einmal überſehen. Ich gab ihm meine zitternde de Hand, und machte, daß ich aus dem Zimmer kam. Ich ging in meine Stube, und warf mich auf das Canapee. Ich will Ihnen nicht die Gemüthsbewegungen entdecken, die ich empfand, ich bekam ein entſetzliches Kopfwehe, und war nicht im Stande meine Gedanken zuſammen zu faſſen, um den ganzen Verlauf der Sache Ihnen zu berichten, ob ich es gleich verſuchte. Geſtern Morgen ging ich hinunter zu meinem Vater, in was für einer Gemüthsverfaſſung, können Sie Sich leicht vorſtellen. Alle meine Glieder zitterten, da ich die Thür aufmachte. Er war ernſthaft; ſeine Gemahlin munter, keins aber dachte mit einem Worte an die verhaßte Sache. Ich ſchlich mich bald wieder fort. Was werde ich nun für ein Schickſal zu erwarten haben? verlaſſen Sie mich nicht, meine liebſte Amalia, verlaſſen Sie mich nicht, meine beſte Freundinn; ich weiß zu Niemand anders als zu Ihnen meine Zuflucht zu nehmen. Können Sie ſo viele Zeit abmüßigen, ſo beehren Sie mich mit ein paar Zeilen

len, die mir Ihre Geſinnung gegen mich entdecken. Mein Mädchen ſoll darauf warten. Sind Sie noch auf meiner Seite, ſo ſtehen Sie mir mit Ihrem guten Rathe bei, wie ich mich in dieſen verwirrten Umſtänden zu verhalten habe. Meinem Vater kann und darf ich nicht ungehorſam ſeyn, und bin ich gehorſam, was für ein Schickſal habe ich da zu erwarten! Ich ſehe der Wiederkunft meines Mädchens, mit einem zweifelhaften Verlangen, entgegen, um zu erfahren, ob Sie noch unverändert das ſind, was ſich von Ihnen verſpricht

Dero

aufrichtig und ergebenſte Freundin
Wilhelmine v. W.

XXXIII. Brief.

Fräulein Amalia an das Fräulein v. W.

Schönthal den 14 Sept.

Wo ſoll ich anfangen, Ihren Brief zu beantworten? Soll ich mich wegen eines ungegründeten Verdachts vertheidigen, und wegen Ihres garſtigen Argwohns auf Sie ſchmälen? das werde ich nicht thun. Ihr Gemüthe iſt nicht in der Verfaſſung, daß es jetzo Verweiſe annehmen kann. Ich muß Ihnen aber doch meine Empfindlichkeit darüber bezeigen, daß Sie mich für eine Meineidige halten und mir den ſtrafbaren Eigennutz zutrauen, daß ich das Glück meiner Freundinn auf das Spiel ſetzen könnte, um eine gute Tante dadurch zu gewinnen. Warten Sie, warten Sie, das kann Ihnen nicht ſo hingehen. Ihr gekränktes Gemüthe ſchützet Sie dieſes mal für einer kleinen Rache, ich würde ſonſt in der

That ein bisgen böſe thun; doch diesmal ſoll Ihnen alles vergeben ſeyn. Sie haben einigermaßen Urſache zu dem Verdachte gehabt, mich für ihre Kupplerin, nein, das iſt ein gar zu garſtiges Wort, für eine Unterhändlerin bei ihrer Freierei anzuſehen. Ich laſſe Ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren. Meinem Oncle fällt es ein, ſich zu verheiraten, nothwendig muß er meinem Schwager und uns Schweſtern etwas davon entdecket haben. Vielleicht bat er uns, ihm eine Partie vorzuſchlagen. Wir werden nothwendig ſo eigennützig gehandelt, und ihm eine Perſon vorgeſchlagen haben, mit der wir uns wohl auszukommen getrauten, die wir als unſere Tante lieben und ehren könnten. Kein altes verlebtes Fräulein werden wir nicht erwählet haben; ſo eine geſchnickerte Ziege würde eine ſchlimme Tante abgeben, ſie würde zänkiſch und geizig ſeyn, und uns mit böſen, finſtern Geſichtern bewillkommen, wenn wir nach Kargfeld kämen. Das Fräulein v. W. kennen wir, ſie iſt unſre Freundin, die gäbe eine vortreffliche Tante. Ja, ja, es war natürlich, daß wir ſie unſern Oncle vorſchlugen. Sie mag ſehen, wie ſie mit dem alten wunderlichen Manne auskommt, ſie mag bei ihm für ihre Perſon unglücklich ſeyn; wenn wir nur eine gute geſellige Tante an ihr bekommen, die nicht ewig an uns etwas zu beſſern und zu tadeln findet. Es blieb dabei, wir ſchlugen ihm das Fräulein v. W. . vor; er verliebte ſich, von dem erſten Augenblicke an, in ſie, wie der Narciß in ſeine Geſtalt, die er im Waſſer erblickte. Die Sache wurde ſo kartiret, daß das liebe gute Kind nichts davon erfuhr. Die Stiefmutter mußte den Vater ſtimmen; dieſer mußte auf einmal mit ſeiner väterlichen Gewalt auf die arme verkaufte und verrathene Tochter losſtürmen, um ſie zu zwingen, den verhaßten Freier anzunehmen.

Nicht wahr, das iſt die ganze Fabel, die Sie Sich von Ihren guten Freunden in in Schönthal in den Kopf geſetzet haben? Das ſind böſe, ungetreue, meineidige Freunde! Aber nun will ich Ihnen die rechte Wahrheit

heit erzählen, hernach werden Sie anders von uns urtheilen. Geſtern Nachmittage ſtatte unſer Oncle bei uns einen Beſuch ab. Er machte uns zum erſten male in ſeinem Leben bekannt, daß er feſte entſchloſſen wäre, zu heiraten, er nennte uns ſeinen geliebten Gegenſtand. Wir erſchracken, daß keins von uns im Stande war zu reden, da er Sie nennte. Ich habe die ganze Unterredung mit unſerm Oncle aufgeſchrieben, und will ſie meinem Briefe beifügen, Sie können daraus unſer ganzes Betragen bei dieſer wichtigen Angelegenheit erkennen. Die meiſte Sorge macht uns der Brief Ihres Herrn Vaters an unſerm Oncle. Mein Schwager erhielt die Erlaubnis ihn zu leſen, und hat ihn abgeſchrieben. Unfehlbar iſt es Ihnen noch nicht bekannt, daß unſer Oncle bereits von Ihrem Herrn Vater das Jawort hat, Sie würden mir dieſen Umſtand nicht verſchwiegen haben. Ich überſende Ihnen auch die Abſchrift von dieſem Briefe. Schicken Sie mir dieſen doppelten Einſchluß, wenn es möglich iſt, bald wiederum zurück. Sie haben eben nicht Urſache ſo ſehr über den voreiligen Conſens ihres Herrn Vaters zu erſchrecken. Kleinmüthigkeit und Verzweiflung kann der Sache keinem guten Ausgang verſprechen, faſſen Sie einen Muth, wir arbeiten alle daran, das Werk zu hintertreiben.

Geſtern hielten wir bis um Mitternacht großen Rath, und ich war eben im Begriff, Ihnen einen Beſuch zu geben, da Ihr Mädchen kam und mir Ihr Schreiben brachte. Um allen Verdacht zu vermeiden, ſtelle ich meinen Beſuch ein; Ihro Frau Stiefmama würde uns auch vermuthlich nicht alleine mit einander reden laſſen; ich will Ihnen deswegen das, was zu Ihrem beſten beſchloſſen iſt, lieber ſchriftlich als mündlich ſagen. Wenn es in Ihrer Gewalt iſt, ſo nehmen Sie eine Gelaſſenheit an, die der Unempfindlichkeit gleich kommt. Ihre Stiefmutter mag Ihnen von der verhaßten Sache ſagen was ſie will, ſo berufen Sie Sich auf Ihren Herrn Vater, ſagen Sie, wie Sie es bereits gethan haben, Sie wollten, Sie wären bereit, Ihm zu gehorſamen. Sollte man in Sie dringen, auf eine verdrüßliche Sache ja, oder nein zu antworten; ſo ſehen Sie zu, daß Sie auf eine ſchickliche Art ausbeugen. Ich dächte, Sie könnten mit der Verſprechung des kindlichen Gehorſams oftmals durchkommen. Künftigen Dienſtag haben Sie von unſerm Oncle und uns einen Beſuch zu erwarten, Sie werden es aus Ihres Herrn Vaters Briefe ſehen. Wie es ſcheint, ſollen Sie da Ihr Jawort von ſich geben; dieſes darf durchaus nicht geſchehen. Es iſt uns, meine theureſte Freundin, nichts nöthiger, als daß wir in etwas Zeit gewinnen, mit einander auf Maasregeln zu ſinnen, wie wir dieſem plötzlichen Sturme ausweichen wollen. Wir ſind alle überraſchet worden. Leſen Sie den 6ten Band des Grandiſons mit Aufmerkſamkeit. Wenden Sie die Gründe, die Henriette braucht, den Hochzeittag zu verſpäten, auf den Tag der Verlobung mit unſerm Oncle an. Sie wiſſen, daß er in allen Stücken dem Grandiſon nachahmen will. Wir müſſen uns in ſeine Schwachheit richten, wenn etwas gutes ſoll ausgerichtet werden. Wir wollen unſern Oncle zubereiten, Ihnen keine Bitte abzuſchlagen. Erſuchen Sie Ihn um eine Friſt von 6 Wochen, ehe Sie Ihr Jawort von ſich geben könnten, dieſe ſetzen Sie hernach, wenn er auf einem kürzern Termine beſtehet, auf 4 Wochen herunter. Unter der Zeit getrauen wir uns die Sache ſo einzufädeln, daß Ihrer Stiefmutter und unſerm Oncle das Concept ziemlich ſoll verrücket werden.

In einem Punkte müſſen Sie nur nicht gar zu zärtlich ſeyn, wenn die Sache einen guten Ausgang haben ſoll. Es ſcheinet, Sie wollen Ihrem Herrn Vater, wenn er darauf beſtehet, in der That gehorſamen, und ſich unſern Oncle zum Gemahle aufdringen laſſen. Sie machen ſich den Ungehorſam in dieſem Stücke zu einem Gewiſſenspunkte, und dieſes aus einem Misverſtande. Sie erklären Ihren Catechismus unrecht. Das vierte Gebot will nicht, daß wir den Eltern als Sklaven eine blinde Unterthänigkeit beweiſen ſollen; es befiehlet uns, Ihnen zu gehorchen in gerechten und billigen Dingen. Wenn aber ein Vater ſeine Tochter zwingen will, einen alten verlebten Mann zu heiraten, und der noch darzu mehrerer Fehler als das Alter hat; das wäre eben ſo viel, als wenn er ihr den Befehl gäbe, in ein Waſſer zu ſpringen, oder ſich die Kehle abzuſchneiden. Würden Sie denn einem ſolchen Befehle gehorſamen? Wenn Sie meinem Rathe folgen, ſo denke ich, es ſoll das Ungewitter, daß ſich über Ihrem Haupte zuſammen gezogen hat, ſich wiederum zertheilen. Leben Sie wohl, meine Freundin, machen Sie Sich nicht ſo vielen unnöthigen Kummer, und ſeyn Sie verſichert, daß nichts in der Welt vermögend iſt, diejenige freundſchaftliche Geſinnung zu ändern, welche gegen Sie, meine Werthe, bis auf den letzten Tag ihres Lebens beibehalten wird

Dero

aufrichtig und ergebenſte Freundin
Amalia v. S.

* * *

XXXIV. Brief.

Das Fräulein v. W. an Fräulein Amalien.

Wilmershauſen den 16 Septembr.

Ich kann Ihnen die zween Anſchlüſſe Ihres Briefes unmöglich zurück ſchicken, ohne meinen Dank für die Mittheilung derſelben abzuſtatten, und zugleich Ihnen diejenige Beleidigung abzubitten, wozu mich eine gottloſe Leidenſchaft, der ich mich ganz und gar nicht fähig glaubte, verleitet hat. In der That, der Argwohn iſt ſo eine ſchlimme Sache, daß diejenigen, welche damit behaftet ſind, ſo ſehr dadurch beſtrafet werden, daß man nicht Urſache hat, Ihnen deswegen Vorwürfe zu machen, oder eine andere Genugthuung für geſchehene Beleidigungen zu verlangen: man ſollte nur ein gerechtes Mitleiden mit den Unglückſeligen haben.

Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ſehr mich der Gedanke gequälet hat, Sie wünſchten eine Heirath zwiſchen mir und Ihrem Oncle, und wären bei dieſem Geſchäfte ſelbſt eine der vornehmſten Triebfedern. Ich marterte mich in meinem Gemüthe, wie ein armer Miſſethäter, der ſeinen Tod vor Augen ſiehet, und noch nicht alle Hoffnung zum Leben aufgegeben hat; ich hatte keinen Grund Sie anzuklagen, ich hatte aber auch keinen, allen Verdacht gegen Sie zu verbannen.

Durch Ihr tröſtendes Schreiben iſt mein Herz um ein paar Centner leichter; es wird aber dennoch von einer ſehr großen Laſt beſchweret. Ihren gütigen Rath werde ich, ſo viel mir möglich iſt, befolgen; was wird es aber helfen, wenn wir eine kleine Galgenfriſt erhaſchen? Wird nicht dadurch meine Marter vergrößert werden? Glauben Sie, daß ich mehr Ihren Vorſchriften folgen werde, um Ihren Verweiſen zu entgehen, wenn die Sache einen widrigen Ausſchlag für mich bekäme; als daß ich einen günſtigen Erfolg davon hoffen ſollte. Wie ſehr würde es mich kränken, wenn ich Sie einmal ſagen hörte: beklagen Sie Sich nicht, warum haben Sie nicht gefolget, ſo geht es den Leuten die ſich nicht wollen rathen noch helfen laſſen. Solche Vorwürfe würden tödliche Stiche in mein Herz ſeyn. Nein, nein, ich will Ihnen folgen, ich will Ihnen gern gehorſam ſeyn: aber der Gehorſam gegen meinen Vater darf dadurch nichts verlieren. Sollte ich Ihn durch meinen Ungehorſam unter die Erde bringen?

Ach Gott! Jetzt ſchlägt es 3 Uhr - Wie wird es morgen um dieſe Zeit ausſehen? - Morgen habe ich einen ſauern Tag zu überſtehen, ich zittere, wenn ich daran gedenke.

Heute frühe, kündigte mir meine Stiefmutter, wie ſie ſagte, auf Befehl meines Vaters an: daß morgen der feierliche Verlöbnistag zwiſchen dem Herrn v. N. und mir feſte geſtellet wäre; ſie wollte ſich nach meiner Entſchließung erkundigen, ob ich noch der Meinung wäre, den Herrn von N. meine

Hand zu geben. Ich ſagte ihr, daß ich in dieſem Stücke keine Entſchließung zu faſſen hätte, ſondern mich gänzlich nach dem Befehle meines Vaters richten würde.

Wenn nun ihr Herr Vater will, Sie ſollen den Herrn v. N. für ihren künftigen Gemahl erklären, wollen Sie denn das thun? Dieſe Frage werde ich Niemand als meinem Vater ſelbſt beantworten, (ich ſah ein wenig ſauer aus.)

Ich will mit unangenehmen Fragen nicht in Sie dringen; ich will Ihnen nur ſo viel ſagen: ziehen Sie Ihre Klugheit bei Ihrer morgenden Aufführung zu Rathe; damit Ihr Herr Vater nicht bewogen werde, ſeinen väterlichen Ernſt, auf eine nachdrücklichſte und beſchämende Art, Ihnen zu zeigen. Sie ging, ohne auf meine Antwort zu warten und machte die Thüre ein wenig unſanfte hinter ſich zu.

Eine tödliche Traurigkeit überfällt mich; die harte Begegnung meines Vaters, die heimliche Feindſchaft meiner Stiefmutter, mein bevorſtehendes Schickſal, beunruhiget meine Gedanken auf äußerſte. Wodurch habe ich denn alles dieſes verdienet? Bin ich jemals ein ſo gar gottloſes Kind geweſen? Bedauren Sie mich, meine Amalia.

Ihrem redlichen Herrn Schwager, und ihrer guten Frau Schweſter empfehlen Sie mich beſtens. Wenn Sie nicht eine fußfällige Abbitte von mir verlangen; ſo rücken Sie mir mein Verbrechen gegen Sie ja niemals auf. Ich ſchließe, die innerliche Bekümmernis ſucht durch die Thränen einen Ausbruch bei

Ihrer

Juliane v. W.

XXXV. Brief.

Fräulein Amalia an das Fräulein v. W.

Schönthal, den 16 Sept. Abends um 6 Uhr.

Alleweile iſt ein Bedienter von Ihrem Herrn Vater da geweſen, und hat uns auf morgen Mittag eingeladen.

Wir werden erſcheinen. Mein Schwager iſt heute Nachmittage in Kargfeld bey dem Oncle geweſen, und hat ihm einige gute Lehren auf morgen gegeben. Er hat ihn erinnert, die wichtigſten Stellen von der Verheiratung des Herrn Grandiſons genau durchzuleſen, damit er keine Fehler in der Nachahmung ſeines großen Muſters begehe. Amalia, ſpricht er, iſt manchmal leichtfertig, Herr Vetter, und wird das fehlerhafte in Ihrer Aufführung ihrem Bruder ſchreiben, wenn dieſer es hernach Sir Carln erzehlte; ſo würden ſie dadurch bei ihm verächtlich werden, daß ſich ihr Herr Gevatter wohl gar Ihrer ſchämte. Er bat meinen Schwager, ihm einen Wink zu geben, wenn er etwas in ſeinem Bezeigen zu tadeln fände.

Der Brief, den Ihr Mädchen vor einer Stunde brachte, hat uns ſehr [illegible] gefallen. Wir ſind nicht wenig ſtolz darauf, daß Sie unſern Rath für wichtig gnug halten ihn zu befolgen. Thun Sie es immer, wir verſprechen uns davon viel gutes. Machen Sie

Sich ja keine Sorge, wenigſtens nicht ſo gar viel. Mein Schwager giebt Ihnen ſein Wort, daß Sie morgen den nachdrücklichen und beſchämenden Ausbruch des väterlichen Ernſtes gar nicht ſollen zu befürchten haben; Sie können deswegen alle Furcht und Angſt aus Ihrem Herzen verbannen. Wir wünſchen, daß der morgende Tag mehr zum Vergnügen, als zu Jemands Verdruſſe ausſchlagen möge, wenn man aber doch ja verdrüßliche Geſichter erblicken müßte; ſo verſichere ich Sie, daß Jedermann lieber ihrer Frau Stiefmutter, als Ihnen ins Geſichte gucken würde, um die verdrüßlichen Züge darinnen zu entdecken. Schlafen Sie ruhig, mein Julgen, ſchlafen Sie heute ruhig.

Amalia v. S.

XXXVI. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Schönthal, den 18 Septembr.

Geliebter Bruder,

Der gefährliche Tag iſt vorüber, und hat uns allen den Schmerz und Verdruß empfinden laſſen, den wir fürchteten. Bedaure mit uns die gute Juliane. Alle Bemühungen ihr unglückliches Schickſal aufzuhalten, oder es von ihr abzuwenden, ſind fruchtlos geweſen. Unſer Kabbale war viel zu unkräftig, das liebe Kind ihrem eifrigen Liebhaber aus der Hand zu ſpielen. Es iſt nicht anders, ſie hat ihm geſtern ihr feierliches Jawort geben müſſen. Wie werde ich im Stande ſeyn, eine ſo verdrüßliche Begebenheit zu erwählen? Ich werde mir den größten Zwang anthun müſſen, alle die einzelnen kleinen Umſtände bei dieſem Vorgange, wieder ins Gedächtniß zu rufen. Umſonſt werde ich mir es ſo viele Mühe haben koſten laſſen, ſie dieſe Nacht eines Theils zu verſchlafen. Jedoch was thue ich nicht eines geliebten Bruders wegen! Mache dich alſo geſchickt, dismal den unangenehmſten meiner Briefe zu leſen, oder überhebe dich dieſer Mühe und wirf ihn, ohne weiter zu leſen, ins Feuer . . . Nein nein; das darf bei Leibe nicht geſchehen, es iſt ſo böſe nicht gemeint. Der Magiſter Lampert iſt nun durch mich an dir gerochen. Verzeihe mir dieſe kleine Schelmerei, ich habe dieſe Wendung dir ſelbſt abgeborget, daß man um eine größere Freude zu erwecken, erſt vorher die Leute ſchrecken muß. Der geſtrige Tag iſt für uns vergnügter geweſen, als wir vermuthen konnten. Ich weiß, daß du eine getreue Erzählung der Begebenheiten dieſes Tages erwarteſt, ich will deine Neubegierde nicht länger aufhalten. Vergieb mir dieſen kleinen Poſſen.

Geſtern Vormittags um 9 Uhr, bald hätte ich Luſt, von der Nacht meine Erzählung anzufangen, und die ſchreckhaften Träume auszukramen, womit die beunruhigte Einbildungskraft mich ängſtigte. Im Vorbeigehen, einmal ſollte ich mich mit dem Magiſter trauen laſſen; Fräulein Juliane war ins Waſſer geſprungen; der Herr v. N. wollte mit unſerm Oncle Kugeln wechſeln. Doch nichts mehr davon. Geſtern Vormittags um 9 Uhr fuhren wir nach Kargfeld, um, wie die Abrede genommen war, unſern Oncle abzuholen, und ihn nach Wilmershaußen zu begleiten. Wir glaubten, ihn in voller Gala anzutreffen. Wir ſtiegen ab, und ſahen uns allenthalben nach ihm um: er wollte aber nicht zum Vorſcheine kommen, uns zu empfangen. Wir waren eben im Begriff, in den Saal zu gehen; da Fräulein Kunigunde aus der Scheune hervorguckte, und uns einen freundlichen guten Morgen wünſchte. Ich kann nicht läugnen, daß es mich heimlich zu verdrüßen anfieng, daß der geſchäftige Hausmarſchall, Lampert, nicht bei der Hand war. Verwünſcht! dachte ich, das thut er aus Stolz. Er iſt in ſeinen Gedanken ein Mitglied der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in

London, wer weiß, ob er uns nicht hinführo den Rang ſtreitig macht. Inzwiſchen führte uns Tante Kunigunde in das Wohnzimmer, und ehe wir uns noch nach dem Oncle erkundigten, fragte ſie, ob wir ihn nicht mitbrächten. Wir wollen den Herrn Vetter abholen, um dieſen Mittag, zuſammen in Wilmershaußen zu ſpeiſen, ſagte der Baron, iſt er etwan ſchon hinüber? Mein Bruder iſt dieſen Morgen um 2 Uhr, mit dem Herren Lampert und Wiganden, bei ſtockfinſtrer Nacht in dem ärgſten Regenwetter, abgereiſet, um, wie er ſagte, in Schönthal, noch vor Tages Anbruch, etwas wichtiges mit dem Herrn Baron zu verabreden, und hernach das große Werk auszuführen. Was er darunter verſtehet, kann ich eigentlich nicht ſagen, (ſie weiß noch nichts gewiſſes von unſres Oncles Liebe,) wenn er nur nicht etwann gar einen Schatz hat graben wollen. Seit etlichen Tagen habe ich gemerket, daß mein Bruder und Herr Lampert bis in die tiefe Nacht geſeſſen und ſtudiret haben; mein Bruder hat ſehr viel auswendig lernen müſſen. Geſtern hat er den ganzen Nachmittag in tiefen Gedanken geſeſſen, und immer etwas zwiſchen den Zähnen gemurmelt, welches ich für Beſchwerungsformeln hielt. Gott bewahre! Wenn mein Bruder nicht in Schönthal iſt: ſo weiß ich nicht was ich denken ſoll. Wir haben ihn mit keinem Auge geſehen, ſagte meine erſchrockne Schweſter. Wo muß der Mann hin ſeyn? Umſonſt wird er doch nicht in der Nacht ſich auf den Weg gemacht haben? Es hätte nicht viel gefehlet, ſo hätten Tante Kunigunde und meine Schweſter ſich hingeſetzt, und mit einander ein Stückgen geheulet. Mir war bei dieſem unerwarteten Handel ſelbſt nicht wohl. Der Baron lachte über unſere Beſtürzung, und dieſes brach unſrer Tante vollends das Herz. Sie ließ einige Thränen fallen, nicht ſo ſehr über ihren Bruder, als vielmehr über ihrem Regenſchirm, glaube ich, den Wigand, wie einen Himmel, über ſeinen Herrn bei ſeiner Abreiſe hatte tragen müſſen, und deſſen Verluſt ſie ſehr beklagte. Sie ſahe ziemlich finſter dazu, daß mein Schwager bei ſo betrübten Umſtänden noch ſcherzen könnte, und nahm kaltſinnig von uns Abſchied. Meine Schweſter wollte über die Leichtſinnigkeit ihres Mannes, auch mit ihm ein Bisgen zanken: er beruhigte uns aber, durch eine wahrſcheinliche Muthmaßung von unſerm Oncle. Wer weiß, ſagte er, iſt dieſe nächtliche Kavalkade in die Stadt gegangen. Unfehlbar wird der Herr v. N. daſelbſt einige Galanterien erhandeln, um ſeiner Braut damit ein Geſchenke zu machen. Es kann ſeyn, daß er nicht eher als geſtern Abend dieſen Einfall gehabt hat, und vielleicht treffen wir ihn bereits bei dem Herrn v. W. an.

Wie froh war ich, da wir in Wilmershauſen anlangten, und Wigand in den Schloßhofe ſein Morgenbrodt verzehrte. Ich hatte mich aber nicht ſo bald von der Beſtürzung über unſern Oncle erholet; da gedachte ich wieder mit Schrecken an die Urſache, die uns diesmal nach Wilmershauſen brachte. Ich glaube, daß ich mich ſehr entfärbte, da ich die Frau v. W. ſahe, wenigſtens fühlte ich, daß alle meine Glieder zitterten. Sie empfing uns mit dem Herrn v. W., jedoch zu meinem Troſte nicht ſo vergnügt, als ich hätte vermuthen ſollen. Man konnte es ihr anſehen, daß ihr etwas im Kopfe lag, ſo ſehr ſie es auch zu verbergen ſuchte. Weder unſer Oncle, noch der Magiſter waren bei dem Empfange gegenwärtig. Ich glaubte, daß dieſe Peiniger bei dem Fräulein v. W. ſich befänden, dieſes vermißte ich auch. Der Baron fragte nach ihnen, und erhielt kaltſinnig zur Antwort, daß ſie bereits dieſen Morgen bei guter Zeit angelanget wären. Was muß das ſteife Weſen bei der Frau v. W. zu bedeuten haben, dachte ich, es iſt ihrem ganzen Character zuwider. Der Baron ſahe mich einige mal an, und dadurch wurde ich gewiß, daß er an ihr auch etwas unnatürliches bemerkte, und daß ich mich, in meinen Gedanken von ihr, nicht hintergangen hätte. Weil wir etwas frühzeitig angelanget waren, und noch Niemand von benachbarten Adel, den der Herr v. W. hatte einladen laſſen, da war: ſo wurde uns ein Frühſtück von einigem Backwerk aufgetragen. Wir Schweſtern ſetzten uns zur Frau v. W. auf das Kanape. Der Baron gieng mit ihrem Gemahl in die Gewehrkammer. Wir drei Frauenzimmer waren alleine, und ich hielt dieſes für die beſte Gelegenheit, die Frau v. W. ein wenig auszuforſchen, um das räthſelhafte in ihrem Betragen zu entwickeln. Unſer Oncle, gnädige Frau, ſagte ich, hat gewiß jetzo die Ehre, dem Fräulein v. W. aufzuwarten, daß wir ihn noch nicht geſehen haben? Es iſt doch etwas wunderbares mit den verliebten Leuten, man kann aus ihnen nicht klug werden. Geſtern wurde die Abrede genommen, wir ſollten ihn heute abholen, um Ihnen aufzuwarten: und da wir nach Kargfeld kommen, ſagt man uns, daß er ſchon vor Tage weggeritten ſei. Ich werde nicht irren, wenn ich von dieſer Eilfertigkeit auf die Heftigkeit ſeiner Liebe gegen das Fräulein v. W. ſchließe. Sie ſcheint jetzo ſein einziger Gedanke zu ſeyn, und uns alle hat er darüber vergeſſen. Wenn er zum Vorſchein kömmt, werde ich mich ein wenig mit ihm zanken. Das würde ein artiges Spiegelfechten ſeyn, ſagte die Frau v. W., ich hätte Luſt, es mit anzuſehen. Ich habe auch noch etwas mit ihrem Herr Oncle auszumachen. Heute frühe fehlte wenig daran, daß wir uns nicht in eine ernſtliche Unterredung mit einander eingelaſſen hätten.

Sie, gnädige Frau, Sie wollen Sich in eine Zwiſt mit ihrem Herrn Schwiegerſohne einlaſſen, an einem Tage, da er erſt dieſer Ehre theilhaftig werden ſoll? Was hat er denn gemacht, daß er ihren Zorn verdienet, wenn es anders ihr Ernſt iſt?

Sie können noch fragen, liebes Fräulein? zu einer andern Zeit würde ich über dieſe Frage mit ihnen zürnen müſſen. In der That, Sie ſind eine kleine boshafte Creatur, nehmen Sie es nicht übel. (Sie wurde feuerroth, aus Unwillen vermuthe ich.) Sie haben den ganzen Poſſen angeſtellt, und halten mich noch für blöde genug, daß ich es nicht einmal einſehen ſoll.

Wie? Was gnädige Frau? = Ich bitte = Was iſt Ihnen? (Ich weiß nicht, was ich in der Beſtürzung, über eine räthſelhafte Beſchuldigung, alles vorbrachte. Meine Schweſter, die Furchtſame, lief ans Fenſter. Meine Beſtürzung brachte die Frau v. W. heimlich nur noch mehr auf.)

Wir wollen gute Freunde bleiben, Fräulein Amalgen, (Sie nahm mich bei der Hand: Die Schlange! dachte ich, ſie krümmt ſich, um deſto gefährlicher zu ſtechen) wir wollen gute Freunde bleiben. Ich habe ihnen bereits alles vergeben. Aber nein! Sagen Sie mir, was iſt es doch für ein elendes Vergnügen, die Leute zu Thorheiten zu reizen; ſeine eignen Anverwandten verächtlich zu machen; die Kinder gegen die Eltern aufzuhetzen, um über ſeine boshaften Erfindungen hernach lachen zu können. Wenn man auch keine Sünde daran thäte; ſo ſollte doch ein Frauenzimmer ſeiner eigenen Ehre mehr ſchonen, denn es giebt mehr boshafte Leute in der Welt, die über anderer ihrer Bosheiten auch wieder lachen. Ich mache nicht gerne Anwendungen, ſo viel ſage ich nur, daß ihr Herr

Oncle allezeit in meinen Augen ein rechtſchaffener, und in ſeiner Art vollkommener Cavalier iſt, den ich und mein Herr allezeit hoch ſchätzen, und mit Vergnügen unter unſere Anverwandten zählen werden; ſo ſehr man auch dieſes, durch allerhand liſtige Griffe, zu verhindern bemühet iſt. Der einzige Fehler ihres Herrn Oncles iſt ſein gutes Herz, und bei dieſem läßt er ſich durch falſche Freunde und thörigte Leute, die um ihn ſind, manchmal zu einer kleinen Ausſchweifung verleiten; dazu auch der heutige wunderbare Auftritt kann gerechnet werden, der gewiß zu einer ſehr boshaften Abſicht ausgeſonnen war, die aber gewiß fehlſchlagen ſoll.

Ich ließ die böſe Frau ſagen, was ſie wollte, ohne ihr ins Wort zu fallen, ob ich gleich ſo derbe Pillen einnehmen mußte. Ich war froh, daß ſie endlich ſchwieg. Da ich unter [illegible] Zeit gewann, einen Entſchluß, [illegible] meines Verhaltens gegen ſie, zu [illegible] mir vor, in [illegible] eignen [illegible] Liebſte gnädige

Frau, ſagte ich, und druckte ihre Hand, Sie geben mir überzeugende Beweiſe von der Aufrichtigkeit ihrer Freundſchaft gegen mich, daß Sie mir ſagen, was Sie von mir denken. Wenn Sie weniger aufrichtig wären, ſo würden Sie mir ins Geſichte ſchmeicheln, und doch übel von mir denken; und auf dieſe Art würde mir alle Gelegenheit, mich zu rechtfertigen, benommen ſeyn. Sie halten mich für ein ſehr boshaftes Mädchen. Ich bin unglücklich, daß ich nicht den Augenblick von dem Gegentheile Sie überzeugen kann, es wird aber auch nicht nöthig ſeyn; ich weiß daß ihr jetziges Urtheil von mir, nicht aus einer innren Ueberzeugung, ſondern aus einen aufwallenden Geblüte herrühret. Wenigſtens bin ich gewiß, daß Sie keine Beweiſe meiner Bosheit in Händen haben. Vielleicht bin ich morgen das tugendhafteſte, das beſte Mädchen in ihren Augen. Sie ſind ſehr wankelmüthig, und dieſes macht mir alle Ihre beißenden Vorwürfe ſo erträglich, daß ich mir keinen geringen Zwang anthun müßte, wenn ich ihnen ein ſauer Geſicht machen wollte. Ja, ich würde mich entſchließen heute recht aufgeräumt zu ſeyn, wenn ſie mir nur das räthſelhafte in ihren Reden aufklären wollten. Was vor einen wunderbaren Auftritt hat ihnen denn heute der Herr v. N. geliefert? Nehmen Sie meine Unwiſſenheit in der Sache als einen Beweiß meiner Unſchuld an. Ich weiß, daß es an ſich keiner iſt: aber in dem Falle wird es einer ſeyn, wenn Sie Sich erinnern, daß Sie mir ſelbſten oftmals zugeſtanden, ich hätte in der Verſtellungskunſt am wenigſten etwas gethan.

Schweigen Sie, Falſche, Sie könnten eine Lehrmeiſterin darinne abgeben. (Sie ſchlug mich ſanfte mit der Hand, und ihre erſte Hitze ſchien ſich etwas gemindert zu haben.) Ich hatte die beſte Hoffnung, meine Neubegierde befriediget zu ſehen: allein die Auflöſung dieſes Knotens, der einen Weiberzank veranlaſſet hatte, war einer andern Perſon vorbehalten. Der Magiſter Lampert trat in das Zimmer, die Frau v. W. machte ihm ein ſchrecklich böſes Geſichte: er ſchien es aber nicht zu bemerken. Wiſſen Sie, ſagte er mit einer durchdringenden Stimme, wiſſen Sie, meine theureſten Ladys, wo ihr Herr Oncle hingekommen? die Frau v. W. hat ſein Geſpenſt geſehen, und mit ihm faſt eine Stunde geſprochen, und darauf iſt es wieder verſchwunden. Erſchrecken ſie nicht, meine lieben Kinder. Machen ſie ſich fertig über die Nachricht, die ich ihnen von ſeiner Erſcheinung, ſeinen Reden und Verſchwindung geben werde, in Erſtaunen zu gerathen. Es hat auch der lieben Frau v. W. nicht geträumet, es eräugnete ſich dieſen Morgen zwiſchen Nacht und Tag. Die Ankunft des Herrn v. W. und des Barons verhinderte, daß der arme Magiſter den Ausbruch des Zorns von der Frau v. W. nicht empfand. Sie konnte ſeine Gegenwart nicht ertragen, und ging mit einer aufgebrachten Mine weg. Ich ſahe es gerne, daß wir auch auf einige Augenblicke von ihr befreiet wurden.

Sie haben heute wieder eine Probe ihres ſonderbaren Verſtandes abgelegt, Herr Lampert, ſagte der Baron, der bereits von der Begebenheit unterrichtet war. Wenn ſie nicht mit der erſten Poſt alles an Sir Carln berichten; ſo ſind ſie der Freundſchaft des ehrlichen Doctor Bartletts unwürdig, und ich werde es ſelbſt über mich nehmen, Sie bei ihren Freunden in Engelland zu verklagen. Der Magiſter lächelte ganz zufrieden über dieſen unerwarteten Lobſpruch, und machte einige wunderbare Poſituren, das iſt, altväteriſche Reverenze.

Der Herr v. W. Ihr Herren habt heute meiner Frau ein Schrecken eingejaget, das ſie noch immer nicht verwinden kann. Ich hätte nimmermehr gedacht, daß der alte N. noch ſo luſtige Streiche, wie ein junger Purſche, vornehmen könnte. Mein Seele! das war ein poßierlicher Einfall: aber Gefahr war dabei. Es war euer großes Glücke, daß meine Piſtolen nicht bei der Hand waren; ich hätte warlich einen von euch aufs Fell gebrennt, daß er die Beine hätte ſollen in die Höhe kehren. Wir dachten alle nicht anders, es wären Diebe da.

Lampert. Ja, gnädiger Herr, wie ſagt der Lateiner? per varios caſus, und ſo weiter, das heißt auf teutſch: Durch manchen Zufall und durch viel Gefährlichkeiten, gelangt man endlich ins Lateinerland mit Freuden. Um Sir Carln in Anſehung einer plötzlichen Erſcheinung, bei der Mutter ſeiner Henriette noch vor ihrer Verbindung, ähnlich zu werden, ließ es ſich mein Herr Principal nicht verdrüßen; nachdem er, bereits vor einigen Tagen, mit mir die Sache reiflich erwogen hatte, dieſen Morgen um zwei Uhr, bei finſterm Himmel und ſehr ſtürmiſchen Wetter, von mir und dem getreuen Jeremias begleitet, ſich hierher zu begeben; da dem hieſigen hochadlichen Verwalter, bereits das Verſtändniß war eröffnet und mit ſolchem die Abrede dahin genommen worden, daß das Pförtgen am Schloßhofe ſollte offen gelaſſen werden. Dieſer gute und ehrliche Mann, konnte freilich nicht anders, als mit vieler Mühe dazu beredet werden. Endlich aber, da mein gnädiger Herr ihn ſelbſten deswegen erſuchte, und ihm aller üble Verdacht war benommen worden:

den: ließ er ſich dazu willig finden, und wir gelangten in der Morgendämmerung hier an. Nachdem wir nun, in Begleitung des Verwalters, welcher aus überflüßiger Sorge uns nöthigte, alles tödliche Gewehr abzulegen, vor das Schlafzimmer des gegenwärtigen Herrn v. W. und deſſen Frau Gemahlin gebracht worden, pochte der gnädige Herr dreimal ſtark an die Thür. Wir hörten ein vernehmliches Werda? welches unſerm Jeremias eine ſolche Furcht einjagte, daß er mit einem gräßlichen Geräuſche die Flucht nahm, und im dunkeln und vielleicht auch aus ſchreckensvoller Eilfertigkeit einige Stiegen verfehlte, und als ein ſchwerer Sack die Treppe hinunter fiel. Ob nun gleich der gnädige Herr über dieſen Lermen eine groſſe Unzufriedenheit bezeigte: ſo ſuchte ich doch, ſeine Unmuth ſogleich dadurch zu hemmen, indem ich ihm berichtete, daß dieſer Fall unſerer Erſcheinung einen beſondern Nachdruck geben würde; weil mehrmals beobachtet worden, daß die Erſcheinung der Geſpenſter, gemeiniglich ein ſtarkes Geraſſel von Ketten, ein Gepolter oder ein anderes

Geräuſche, anzuzeigen und zu begleiten pflegt. Ich will eben nicht in Abrede ſeyn, daß mein Principal nebſt mir in eine kleine Verlegenheit gerieth, da uns, bei wiederholtem Anklopfen, mit Donner und Bliz, oder deutlicher zu ſagen, mit einer Kugel vor dem Kopf gedrohet wurde, wenn wir nicht giengen. Der Herr v. N. konnte nicht ſogleich eine Entſchließung faſſen; deswegen war ich genöthiget, in möglichſter Geſchwindigkeit ihm anzurathen, das vortreffliche Paar in dem Schlafzimmer nicht länger in Zweifel zu laſſen, ſondern ſich eiligſt zu erkennen zu geben. Durch dieſe Gegenwart des Geiſtes bog ich verſchiedenen anſcheinenden Gefährlichkeiten vor. Nach einem kleinen Verzuge wurde das Zimmer geöffnet, und mein Herr trat als ein zweiter Grandiſon mit einer geſchickten Stellung, nachdem er den Herrn v. W. zärtlich umarmet, zu deſſen Frau Gemahlin, die in dem Lichte der ehrwürdigen Frau Shirley würde erſchienen ſeyn, wenn ſie nicht aus einer allzu zarten Empfindung für die Ehre, gleich einer erzürnten Juno, in eine Wolke von Betten ſich eingehüllet, und dem forſchenden Auge meines gnädigen Herrn ſich entzogen hätte. Sie werden verzeihen, gnädige Frau, ſagte er, daß ich mich ſo eindringe; und er brachte noch verſchiedene feine Sachen, mit einem recht beſcheidenen, recht männlichen Weſen vor. Ihr Charakter und der meinige ſind einander ſo wohl bekannt; daß, ob ich gleich vorher niemals die Ehre gehabt habe, mich ihnen auf dieſe Art zu nähern, ich mir dennoch ihre Verzeihung wegen dieſes Eindringens verſprechen darf. Er ließ ſich darauf in Lobſprüche auf ſeine glückliche Freundin heraus. Alsdenn ſagte er: Sie ſehen einen Mann vor ſich, der ſich mit der Bekanntſchaft des vortrefflichſten Paares in der Welt, des Stolzes von Engelland, viel weiß, und der ſogar durch das Band einer geiſtlichen Verwandſchaft, durch die Ehre einer Gevatterſchaft, mit ihnen verbunden iſt. Sie wiſſen, daß er in allen ſeinen Handlungen dem vortrefflichen Herrn Grandiſon nacheifert, und daß er ſich glücklich ſchätzen wird, wenn er dieſe Bemühungen, durch eine eben ſo glückliche Ehe krönen kann.

Man kennet meine Freundſchaft gegen das theure Fräulein v. W. ſehr wohl. (Sie und das Fräulein müſſen mich erſt berechtigen, es mit einem noch theurern Namen zu benennen.) Kann es mit ihren Begriffen von der zärtlichen Empfindung für die Ehre, gnädige Frau, wird es mit Dero Herrn Gemahls ſeinen beſtehen, für einen Mann das Wort zu reden, der in ſolchen Umſtänden iſt? Wenn das Fräulein die Anbietung eines Herzens annehmen kann, welches ihr gewidmet iſt; alsdann werden ſie, alsdann wird das Fräulein mich auf eine ſolche Art verbinden, daß ich mich nur bemühen kann, es durch die äußerſte Dankbarkeit und Zuneigung zu erwiedern.

Edelmüthigſter Mann, wollte die Frau v. W. ſagen, als er ihr ſchon zuvor kam, und den Gevatterbrief Sir Carls aus ſeiner Taſche hervorzog. Sie werden ſo gütig ſeyn, und dieſen Brief ihrer Tochter, ihrem Herrn, und wen ſie ſonſt zu der Berathſchlagung zu ziehen

ziehen für rathſam erachten, vorleſen, um daraus zu erkennen, in welcher Hochachtung ich bei meinen Freunden in Engelland ſtehe. Wenn ich nach Durchleſung deſſelben kann zugelaſſen werden, dem Fräulein v. W. meine Aufwartung zu machen, und ſolches mit derſelben und ihren Begriffen von der zärtlichen Empfindung für die Ehre beſtehen kann: ſo werde ich glücklicher ſeyn, als der glücklichſte. (Der arme Oncle, wenn er das alles ſo geſagt hat wie es der Magiſter wiederholte, ſo hat er ſein Gedächtniß entſetzlich anſtrengen müſſen.)

Auf dieſe Art vermied dieſer höchſt vortreffliche Mann, da er ſich auf dieſen Brief bezog, alle Prahlereien, die bei dergleichen Gelegenheiten gemeiniglich Liebhaber von ſich vorzubringen pflegen, und als er das geſagt hatte, war er ſo eilfertig wegzugehen; daß es die Lebensgeiſter der Frau v. W. ein wenig übereilte, und ſie nicht im Stande war, ein Wort vorzubringen.

Und nunmehr, meine liebſten Ladys, wiederhole ich die Frage: wo iſt ihr Herr Oncle hingekommen?

Der Baron. Er wird doch nicht aus dem Lande geflohen ſeyn, denke ich. Da wir ſeinen Liebling bei uns haben, ſo kann er ſo weit nicht ſeyn.

Lampert. Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, ſo hatte ich dem Herrn v. N. in der That angerathen, ſogleich nach dieſer Erſcheinung ſich nach Schönthal zu ihnen zu begeben, und daſelbſt eine Antwort auf ſeinen Antrag zu erwarten: der Herr v. W. wollte es aber durchaus nicht zulaſſen, daß wir uns wieder hinweg begäben. Jedoch keine Bitte würde dieſen Entſchluß haben ändern können, wenn nicht der faule Jeremias die Pferde, gegen die Ordre, welche er hatte, bereits in den Stall gezogen und abgeſattelt hätte. Bei ſo geſtalten Sachen glaubte ich, daß der Herr v. N. von einer gänzlichen Verſchwindung könnte diſpenſiret werden; zumal da dieſes keine weſentliche Abweichung in der Nachahmung des Herrn Grandiſons war, und man bei jeder Sache ohnedem Umſtände, Zeit und Ort wohl in Erwägung ziehen muß. Wir nahmen aus dieſer Urſache das Anerbieten des Herrn v. W. an, und begaben uns in das angewieſene Zimmer, auf einige Stunden zur Ruhe.

Ich denke es iſt Zeit, daß ich einmal ſelbſten die Ruhe ſuche, und die Fortſetzung meiner Erzählung bis auf morgen verſpare. Du wirſt Urſache haben, mein Bruder, dich bei mir zu bedanken, daß ich mir es laſſe ſo ſauer werden, deine Neugier zu vergnügen.

XXXVII. Brief.

Fortſetzung des vorigen Briefs.

den 19 Septembr.

Dieſen Morgen habe ich dem Baron meinen Brief vorleſen müſſen. Wenn ich ſeiner Kritiken nicht ſchon gewohnt wäre; ſo würde meine geſtrige Arbeit im Feuer aufgegangen ſeyn. Wahrhaftig! wenn du ſo viel an meinen Briefen zu tadeln fändeſt als unſer Schwager; ſo würde ichs verſchwören, wieder eine Feder anzuſetzen. Der loſe Mann! wie er über mich geſpottet hat, daß ich wegen des ehrlichen Lamperts eine kleine Rache an dir geübet habe. Bald war ich Willens, die Zänkerei mit der Frau v. W. wieder auszuſtreichen. Acht Tage lang würde ich über keinen von ſeinen Spaßen lachen, wenn ich nicht recht gut wäre. Doch ich bin wie die Frau v. W. ich vergebe den Leuten alles, wodurch ſie mich beleidiget haben, aber ich ſage ihnen erſt die Wahrheit. Der Baron und ich ſind wieder gute Freunde. Zur Strafe für ſeine Spöttereien, hat er mir alle meine Federn ſchärfen und angeloben müſſen, nicht zu verlangen, daß ich ihm die Fortſetzung meines Briefes zeigen ſollte. Das iſt auch ſehr gut für ihn, er würde nur ſeine eigne Schande darinne finden. Die Herren erſchienen bei der Gaſterei des Herrn v. W. eben nicht zu ihrem Vortheile; du weißt, daß er ſeine Gäſte gerne bezecht, mehr brauche ich nicht zu ſagen. Doch nüchtern betrinkt man ſich nicht leicht; ich will deswegen auch in meiner Erzälung die Gäſte erſt ſpeiſen laſſen. Um zwei Uhr wurde zur Tafel geblaſen. Geblaſen? denkſt du; in dieſem Ausdrucke finde ich eben nichts wichtiges. Es ſoll auch kein witziger Gedanke ſeyn, der Herr v. W. ließ wirklich zu Tafel blaſen, und zwar mit den Trompeten aus der Kirche. Dem Himmel ſey Dank, dachte ich, ohne zu wiſſen, was dieſer kriegeriſche Schall zu bedeuten hatte, da kommen Soldaten, nun iſt Fräulein Julgen der Marter loß; wer wird bei dieſer Unruhe auf die Ceremonien einer Eheverbindung denken. Doch zu meinem Verdruße wurde ich meines Irrthums gar zu bald gewahr. Wir traten in den Speiſeſaal. Ich zählte ſechzehn Köpfe in der Geſchwindigkeit, die Bedienten nicht mit gerechnet, lauter gute Freunde und Bekannte, außer dem Major von Lu. einen Anverwandten der Frau v. W., den ich noch nicht von Perſon kannte. Unſ. [illegible] bekam ſeinen Platz neben dem Fräulein v. W. bei der Tafel, Lampert vertrat die Stelle eines Hoffouriers, und wies jedem ſeinen Platz an. Hier ſitzen Sie, gnädiger Herr, neben dem Fräulein v. W., ſchrie er, gleich und gleich geſellt ſich, und lachte abſcheulich. Das vortreffliche gleiche Paar! Fräulein Julgen hatte ihren beſten Putz anlegen müſſen. Wahrhaftig ein allerliebſtes Mädchen! Sie muß nicht meine Tante, ſie muß meine Schweſter werden. Ich drehete mich, ehe wir uns ſetzten hin und her, um mit ihr ein Wort alleine reden zu können; es wollte ſich aber nicht füglich thun laſſen. Wir würden das Reden auch haben entbehren und einander doch verſtehen können, wenn ſie meine Gedanken ſo gut als ich die ihrigen errathen hätte. Die Backen glüheten dem guten Kinde vor Angſt und Erwartung ihres Schickſals. Sie ſchlug faſt immer die Augen nieder, und wagte es nur dann und wann, auf mich einen furchtſamen Blick zu thun. Ich wurde dadurch ſo gerühret, daß ich durch nichts anders, als durch eine Kritik über unſern Oncle, mich von einer merklichen Tiefſinnigkeit befreien konnte. Ein ſeltſamer Mann in der That! Kennſt du den Schulmeiſter in Wilmershauſen? Du würdeſt unſern Oncle davor angeſehen haben, wenn du unvermuthet in das Zimmer getreten wäreſt. Ueber die Comödie! Er reitet in ſeinem rothen Galakleide, mit ſeiner engliſchen Knotenperucke, von dem Regenſchirme ſeiner Schweſter bedeckt, aus Kargfeld. Der Wind iſt ſo unbarmherzig und reißt Wiganden den Schirm aus der Fauſt, der geputzte Liebhaber wird badenaß. Man bringt ihn, nach ſeinem lächerlichen Auftritte in Wilmershauſen, zu Bette. Ueber die Beſchickung im Hauſe, vergißt man andere Kleider aus Kargfeld holen zu laſſen. Er ſchläft bis gegen Tiſchzeit, der Magiſter ſchnarcht auch bis zu unſrer Ankunft. Da war kein anderer Rath, ſollte unſer Oncle nicht im bloßen Kopfe erſcheinen, oder dem Magiſter ſeine Sammtmütze abborgen; ſo mußte man den Schulmeiſter erſuchen, ſeine Stutzperucke, die ſehr ins gelbe fiel, herzugeben. Du weiſt, daß der Herr v. W. und der Paſtor ihr eigen

Haar tragen. Das kurze ſchwarze Kleid des Herrn v. W., und die hervorragende rothe Treſſenweſte, gaben ihm das feinſte Anſehen. Das Kleid ſchien noch die Halbtrauer wegen der Frau Shirley anzuzeigen, vielleicht hatte er es auch um deswillen gewählet, und die rothe Weſte ſollte unfehlbar ſeine feurige Liebe gegen Fräulein Julgen abbilden.

Er ſprach, ſo lange ihn der Wein noch nicht erhitzet hatte, wenig; was er aber ſagte, das mußte mit einer Redensart aus dem Grandiſon gewürzet ſeyn, und wenn er keine fand, die ſeine Meinung ausdruckte, ſo ſprach er durch Minen. Er lächelte, nickte oder ſchüttelte mit dem Kopfe, wie es etwan die Gelegenheit erforderte. Ich werde es ihm ſo bald nicht vergeben können, daß er mich einmal bei Tiſche roth machte, aus Verdruß wurde ich roth. Er fragte mich lächelnd, wie mir ein blauer Rock mit rothen Aufſchlägen gefiel? Konnte ich eine ſo treuherzige Frage gleichgültig aufnehmen? Was muß der Major von Ln. dabei gedacht haben? Ich ärgerte mich über die ſeltſame Frage, und noch mehr, da ich fühlte, das mir das Blut ins Geſichte ſtieg. Sie müſſen dieſe Frage ihrer Aemilie vorlegen, die wird ſie eher beantworten können als ich. Fräulein Fiekgen iſt nicht da, ſagte er, heute ſind Sie meine Aemilie.

Der Baron überhob mich einer beſchwerlichen Antwort, durch einen von ſeinen drei Haſen, welchen er lauffen ließ. Das iſt eine geheimnißvolle Redensart, du weißt nicht, was ich damit ſagen will. Die Sache iſt von Wichtigkeit, ſie verdient eine Erklärung. Meine Schweſter und ich baten den Baron, ehe wir nach Wilmershauſen fuhren, nochmals inſtändig, alle ſeine Kunſt anzuwenden, das Fräulein von der gefahrvollen Verſuchung zu befreien, die Hand unſres Oncles anzunehmen oder auszuſchlagen. Dazu habe ich bereits die nöthigen Maasregeln genommen, ſagte er. Ich will es, mit einer kleinen Veränderung, machen, wie Taubmann. Wenn das Fräulein v. W. von ihren Bollenbeißern angefallen wird; wenn ich merke daß es Ernſt werden ſoll; ſo werde ich einen Haſen lauffen laſſen, ich werde die Unterredung auf ſo etwas lenken, darüber man gerne diſputirt. Man wird auf eine kurze Zeit den Liebesantrag des Herrn v. N. vergeſſen, und nur ſtreiten und trinken. Wenn ich ſehe, daß ſich die Gemüter wieder anfangen zu beſänftigen; ſo werde ich eine neue Materie auf die Bahn bringen, darüber noch ärger geſtritten wird, als über die erſte, dabei müſſen die Deckelgläſer nicht vergeſſen werden. So denke ich in zwo Stunden es ſo weit zu bringen, daß das Frauenzimmer über uns Männer etwas zu lachen bekommt, und an keinen Ehevertrag wird können gedacht werden. Drei Materien habe ich durchſtudirt. Wenn Noth vorhanden iſt, und ich anfange zu reden; ſo denken Sie nur, daß ich einen von meinen Haſen loßlaſſe, denn die ganze Geſellſchaft hetzen wird.

Der Baron hielt ſein Wort. Er ſahe mich nicht ſobald in einer kleinen Verlegenheit

heit über dem wunderbaren Betragen des Oncles; ſie fiengen an etwas aus den Zeitungen zu erzälen. Er wußte ſich hierüber ſo glücklich auszubreiten, daß wir in fünf Minuten die wichtigſten Anmerkungen über die jetzigen Zeitläufte hörten. Der Geiſt der Partheilichkeit miſchte ſich in das Geſpräche, die Meinungen waren getheilt und es gab allerhand Streitigkeiten. Die Herren wurden ſo laut, daß man ſein eigen Wort nicht mehr hören konnte. Ich habe mir noch nie die Sprachenverwirrung ſo deutlich vorgeſtellt, als bei dieſem Geräuſche. Alle ſprachen zugleich, und ſuchten einander durch die Stärke der Stimme zu überwältigen, und keiner verſtund den andern. Mir wurde ganz ſchwindelnd davon im Kopfe. Etliche kämpften ſtehend miteinander, etliche befreieten das rechte Ohr von der Perucke um deſto genauer zu hören. Ich weiß nicht, ob dieſer Lerm ſobald würde ſeyn geendiget worden, wenn nicht das Geräuſche einiger umgeſtoßenen Weingläſer einen kleinen Waffenſtillſtand verurſachet hätte. Man fieng nun an mit weniger Hitze die Staats-

und Landesangelegenheiten zu beurtheilen. Der Schauplatz wurde verändert. Nach der Vorſtellung eines hitzigen Kampfes erſchien die ehrwürdige politiſche Verſammlung aus dem Kannegießer. Man erforſchte die Staatsmaximen der hohen Häupter. Man that Friedensvorſchläge. Sie wurden verworfen. Man lieferte wieder Schlachten. Man belagerte Feſtungen. Wien hätte bald ein heftiges Bombardement von einer engliſchen Flotte ausſtehen müſſen. Man ſetzte Könige ab und ein. Mit einem Worte, man that alles, man entſchied das Schickſal von Europa mit einem Tone, aus welchem nur Brehmen oder Götter reden können. Es gieng über dieſen politiſchen Betrachtungen eine gute Zeit hin. Der leichtfertige Einfall des Barons hatte alle die Wirkung, die er ſich davon verſprochen hatte. Dieſes war ihm aber noch nicht genug; er brachte zum Beſchluß dieſes ſcherzhaften Auftritts, die Geſundheit der hohen kriegenden Mächte aus. Es war dem Herrn v. W. und unſerm Oncle ganz gelegen, daß ſolches mit dem groſſen

Deckelglaſe geſchahe, ſo verdrüßlich auch die Frau v. W. darüber ſchien. Sie iſt fein, und dabei ſehr argwöhniſch; vermuthlich hatte ſie ſchon einen gegründeten Verdacht auf unſern Schwager geworfen, daß er ihren Abſichten hinderlich ſeyn möchte. Indeſſen konnte ſie es doch nicht verhindern, daß ihr Herr und unſer Oncle, da ſie bei der Geſundheit der kriegenden Mächte ſich ihrer eignen Feldzüge erinnerten, nicht wegen alter Freundſchaft den Pokal zweimal ausleereten. Sie ſuchte deswegen ihre Angelegenheiten eiligſt in Richtigkeit zu bringen. Sie druckte eine gnädige Mine nach der andern auf den Magiſter ab, um ihn zu bewegen, ſeinen Herrn aufzumuntern, daß er doch ſein Wort anbrächte. Der Baron hatte ſich aber ein eigen Geſchäfte daraus gemacht, dem Magiſter immer etwas zuthun zu geben, um ihn abzuhalten, ſeinen Herrn an etwas zu erinnern. Er mußte vorſchneiden, und die Regelmäßigkeit jedes Schnittes aus der Trenſchierkunſt beweiſen. Er mußte griechiſch reden, Künſte machen, die Weingläſer mit der Fauſt um-

werwenden, mit verkehrter Hand trinken und was dergleichen mehr war. Jedermann ſahe auf den künſtlichen Magiſter, und dieſes verurſachte ein allgemeines Stilleſchweigen. Bei dieſer kleinen Pauſe war die Frau v. W. ſo glücklich, ihm durch einen Wink ihre Sehnſucht, nach dem Anwerbungscomplimente unſres Oncles zu verſtehen zu geben. Er war ſo witzig, daß er die Sprache dieſer boshaften Frau verſtund. Aus einem poßierlichen Gaukler verwandelte er ſich, in einem Augenblicke, in einen ehrwürdigen Bartlett. Er griff mit einer ſonderbaren Ernſthaftigkeit an ſeine Sammtmütze, und legte ſie unter den Teller, als wenn er die Danksagung nach Tiſche ſprechen wollte. Er ſahe den Oncle ſtarr ins Geſichte, und ſchien einem Entzückten ähnlich, der anfangen will zu prophezeihen. Sein Patron hatte aber mehr zuthun, als auf ihn Achtung zu geben, der Wein fieng ſchon an, bei ihm ſeine Wirkung zu thun. Die Sprache Grandiſons hatte ihn verlaſſen. Er machte ſich immer etwas mit Fräulein Julgen zu ſchaffen, er wollte zärtlich und witzig ſeyn; er wollte ſie auf eine feine Art im Geſpräch unterhalten; es waren ihm aber alle Redensarten ſeines Herrn Gevatters entwiſcht, nur noch eine einzige blieb ihm getreu.

Wenn es mit ihren Begriffen, von der zärtlichen Empfindung für die Ehre beſtehen kann, gnädiges Fräulein, ſo küſſe ich Ihnen die Hand. Das möchte noch hingehen; aber wie gefällt dir das folgende Compliment? Wenn es mit ihren Begriffen, von der zärtlichen Empfindung beſtehen kann, gnädiges Fräulein, ſo belieben ſie doch etwas zu ſpeiſen. Sie ſind gewiß zu feſte geſchnüret, daß gar nichts hinter will, machen Sie Sichs doch ein bisgen commode. Fräulein Julgen mußte, bei aller ihrer Angſt und Unruhe, über dieſe feinen Sachen, die er mit einem recht beſcheidenen, recht männlichen Weſen vorbrachte, heimlich lachen. Im übrigen ſpielte ſie eine vollkommene Pantomime, über zwei Worte, die in ja und nein beſtanden, habe ich den ganzen Tag nichts von ihr gehöret. Der Major, der, ſo viel ich weiß, ſie noch nicht kannte, muß ſie für ein ſehr einfältig Mädchen gehalten haben. Es iſt wahr, ſie ſchien ſich ſelbſt nicht gleich; aber kann man es ſeyn, wenn man in ſo kritiſchen Umſtänden ſich befindet? Ueber die Bewegungen des Magiſters verlohr ſich bei uns beiden wiederum das Lachen. Sie ſuchte, durch einen flüchtigen ängſtlichen Blick, bei mir Troſt und Hülfe, und ich ſuchte ſolche ſelbſten bei unſerm Schwager. Dieſer hatte ſich zum Unglück in eine Unterredung vertieft, bald kehrte er ſich zu ſeiner Nachbarin zur rechten, bald zur linken Hand. Wir hatten eine bunte Reihe gemacht. Ich ſaß auf Kohlen. Der Baron ſchien einen kleinen Tummel zu haben, und Lampert wagte es nun, da der Oncle auf ſeine Minen nicht Achtung gab, Worte zu gebrauchen. Jezt, dachte ich bei mir, wäre es Zeit, daß der Baron wieder einen Haſen vorſpringen ließ. Hören Sie, gnädiger Herr, ſagte Lampert, gedenken Sie auch daran, was Herr Grandiſon der Große that, da er bei ſeiner Henriette ⸗ ? Der Baron brach hier geſchwinde das Geſpräch mit ſeinen Damen ab. Das bitte ich mir aus, Herr Magiſter, verſchonen Sie den Herr Grandiſon mit dem Titel des Großen; ein Mann der keine Galle hat, iſt nicht groß. Ihr Baronet mag ein guter ehrlicher Mann ſeyn; aber um den Namen eines großen Mannes zu verdienen, muß man die Welt bezwingen, oder doch bezwingen wollen. Alexander war groß, Pompejus war groß, und wie die Weltbezwinger ſonſt noch heißen mögen. Was rief unſer Oncle, wollen Sie meinen Herrn Gevatter ſchimpfen? Laſſen Sie mir das Ding bleiben, Herr Vetter, wenn Sie mein guter Freund ſeyn wollen, oder ꞉ ꞉

Ich habe alle Hochachtung für ihren Herrn Gevatter, ich ſchätze ihn hoch; daß aber ſo ein kleiner dicker Schulmeiſter als ihr Lampert iſt, dem Helden ihre Ehre ſtehlen will, um einem Privatmann damit zu bereichern: das leide ich nicht, und wenn ich darüber auf dem Platze bleiben ſollte. Nun gieng das Diſputiren von neuen an, der vorige Streit über Krieg und Friede war nur ein Scharmützel, jezt kam es zu einer Schlacht. Baß- Tenor- Diſkantſtimmen, alles ſummte durch einander. Die Frau v. W. that alles, um dieſe Streitigkeiten beizulegen. Ihr Herr war eingeſchlafen, und ließ ſich durch kein Geräuſche ermuntern. Lampert glühete vor Wein und Eifer, er wurde gegen den Baron unhöflich. In dieſem hatte der Wein auch endlich über den Verſtand die Uebermacht bekommen. Bald wäre dem armen Magiſter ein Weinglas ins Geſichte geflogen, wenn man ſolches nicht verhindert hätte. Einige Herrn warfen ſich endlich zu Friedensrichter in dieſen Zwiſte auf. Nach einigen Schwierigkeiten wurden beide Theile beſänftiget, und der Friede unter den Bedingungen wieder hergeſtellt, daß der Magiſter, wegen ſeiner Vergehungen, den Baron ſchriftlich um Verzeihung bitten, und dieſer hingegen den Grandiſon auf der Stelle für einem großen Mann erkennen ſollte. Dieſer Vertrag wurde mit dem Deckelglaſe beſtätiget. Die Frau v. W. konnte ihren Verdruß nicht verbergen, daß ſie ihre Abſicht noch nicht erreicht

reicht hatte. Sie moraliſirte ziemlich nachdrücklich über ihren Herrn Schwiegerſohn; er ließ ſich aber durch nichts aufbringen, und trank dann und wann ihre Geſundheit; doch einmal ſagte er in ſeiner Begeiſterung: Hören Sie auf zu keiſſen, alte Frau Shirley. Unvergleichliche Henriette, was machen Sie denn mit einer ſo böſen Stiefmutter? Wollen Sie mich haben, ſo will ich Sie von dieſer ungeheuren Frau befreien. Das war vortrefflich, es hätte nichts beſſers zu Fräulein Julgens Befreiung können erdacht werden. Die Frau v. W. wurde dadurch ſo aufgebracht, daß ſie, wider ihre Neigung, ihm ins Geſichte ſagte: ihr Herr und ſie, würden das Fräulein keinem irrenden Ritter geben, es möchte nun Ernſt oder Scherz bei ihm ſeyn, ſo würde ſie ihn nicht zum Schwiegerſohne annehmen. Mein Herz wurde nun ganz leichte, unſer Oncle verſchlimmerte ſeine Sachen noch mehr, daß er über den Zorn der Frau v. W. heftig lachte. Sie ſind doch meine Henriette, ſagte er zu dem Fräulein, und ſie würde einem derben Kuſſe nicht haben entgehen können, wenn ſie nicht dadurch vorgebogen hätte, daß ſie ganz freundſchaftlich bat, ihrer zärtliche Empfindung für die Ehre zu ſchonen.

Es war 6 Uhr da wir vom Tiſche aufſtunden. Der Herr v. W. mußte zu Bette gebracht werden, unſer Oncle und der Magiſter verſchwanden auch. Die übrigen Herren tranken mit dem Frauenzimmer Coffee. Die Frau v. W. verließ uns keinen Augenblick, ſie glaubte vielleicht, daß wir uns, in ihrer Abweſenheit, über ſie luſtig machen möchten. Der übrige Theil des Tages, wurde auf unſrer Seite ſehr vergnügt zugebracht, ich wurde mit in ein Tarock gezogen, wir ſpielten bis um zehn Uhr. Der Oncle und Lampert kamen da wieder zum Vorſchein, ſie waren aber ganz unmunter. Den Herrn v. W. bekamen wir nicht wieder zu Geſichte. Wir nöthigten den Oncle mit in unſerm Wagen zu ſteigen, er wollte mit aller Gewalt reiten. Am beſten wäre es geweſen, er hätte ſeinen Rauſch in Wilmershaußen ausgeſchlafen. Ich wünſchte, te, daß ihn die Frau v. W. bitten ſollte, da zu bleiben; doch ſie war ſo verdrüßlich, ſo mürriſch, daß man es ihr anſehen konnte, daß ihr etwas nicht nach ihrem Sinne gegangen war. Beim Abſchiede hatte Fräulein Julgen Gelegenheit, mir mit einem recht muntern, recht freudigen Weſen zu ſagen, daß ſie mir alles, was ſie mir heute nicht mündlich hätte ſagen können, bald ſchriftlich ſagen würde. Vor einer Stunde brachte mein Mädchen ein Briefgen von ihr; ich habe es noch nicht geleſen; ich werde es aber meinem Briefe, wenn es etwas merkwürdiges in ſich enthält, beifügen. Wir nahmen unſern Rückweg durch Kargfeld, um unſern ſchlafenden Oncle auszuladen.

Meine zwei Bogen ſind nun wieder voll, und meine Hand iſt ſo ſteif, daß ich ſie faſt nicht mehr bewegen kann. Ich bin von Herzen froh, daß ich mit meinem Gewäſche fertig bin. Habe ich dir, in der Sprache des Magiſters zu reden, die Nuß in der Schaale geliefert, und allerlei überflüßige Dinge in meine Erzählung gemiſcht; ſo wirſt du dir den

Zeitvertreib machen können, ſolche aufzubeiſſen, und den Kern heraus zu ſuchen. Ich bewundere mein glückliches Gedächtnis, daß ich dieſen kleinen Roman, wie ich glaube, ziemlich getreu zu Pappiere gebracht habe. Jezt lege ich den fünften Bogen auf, um was ſich zwiſchen hier und Sonnabends noch eräugnen möchte, denn eher werde ich mein Briefpaquet nicht ſiegeln, dir zu berichten.

Sonnabends den 22 September. Geſtern haben wir einen Beſuch in Kargfeld abgelegt. Unſer Oncle iſt krank, er hat einen heftigen Anfall vom Podagra bekommen, das ſind die Nachwehen von dem Schmauße bei dem Herrn v. W. Er iſt der unleidlichſte Mann von der Welt. Da wir uns um ſein Bette herumgeſetzet hatten, und anfiengen, ihn die Reihe herum zu bedauren; ſo mußte ich einmal nießen. Er fieng darüber erbärmlich an zu ſchreien, als wenn ich ihm mit einem Hammer auf das podagriſche Bein geſchlagen hätte. Was das ärgſte iſt, ſo will er es nicht Wort haben, daß ſich das Podagra bei ihm einquartieret hat. Er würde ſich kein Bedenken machen ſeine Beine in noch mehrere Küſſen einzuhüllen, als er jetzo thut, geſetzt, daß er davon nicht den geringſten Anſtoß hätte: wenn man ihn nur überzeugen könnte, daß Herr Grandiſon davon auch manchmal einige Beſchwerung habe. Ich dächte, du ließeſt ihn mit nächſten an der Krücke der Frau Shirley herum hinken, und rühmteſt dabei ſeine außerordentliche Gedult und ſeine Diät. Ich bin verſichert, daß du unſern Oncle eher kuriren würdeſt, als alle Doktor und Apotheker in unſrer ganzen Gegend. Der Magiſter bewies aus verſchiedenen Gründen, daß ſein Gönner unmöglich das Zipperlein haben könnte, er gab der Unpäßlichkeit unſres Oncles einen verwünſchten griechiſchen Namen, den ich vergeſſen habe. Der Baron hatte dasmal keine Luſt mit ihm zu ſtreiten; er behielt alſo, zu großer Beruhigung des Patienten, leichtlich Recht. Der ſchmerzhafte Fuß des Oncles, ließ nicht zu, daß er an ſeine Henriette denken konnte, und damit waren wir auch ſehr wohl zufrieden. Vorgeſtern hat ihn der Herr v. W. auf ein paar Stunden beſucht, es ſcheint aber nicht, daß ſie ſich von der Heirath mit einander unterredet haben.

Du wirſt einen Haufen Innlagen in meinem Briefe finden. Vorhin brachte Jeremias einen ziemlich dicken Brief, von dem Magiſter an den **Doktor Bartlett**. Ich bin ſo neugierig geweſen, und habe ihn erbrochen, du wirſt mich desfalls ſchon bei dem Herrn Doktor entſchuldigen. Unſer Oncle iſt ein wunderbarer Mann, alles Unglück das er hier anſtiftet, ſoll ſein Baronet wieder gut machen. Verſchreibe ja nicht etwan den armen Bornſeil, unſer Oncle würde ihn dir mit Weib und Kindern ſchicken, der Baron will ihn gelegentlich verſorgen. Wenn ich dir doch mündlich ſagen könnte, daß du die aufrichtigſte Freundin beſitzeſt an

Deiner Schweſter

Amalia v. S.

XXXVIII. Brief.

(Folgende ſieben Briefe hatte Fräulein Amalie in ihr Paquet eingeſchloſſen).

Das Fräulein v. W. an Fräulein Amalien. v. S.

Wilmershauſen den 19 Septembr.

Schätzbarſte Freundin,

Noch nie habe ich Ihnen mit ſo vieler Aufrichtigkeit dieſen ſchönen Namen beigeleget, als jetzo. Sie haben ihn allemal verdienet, und ich kann es mir ſelbſt nicht vergeben, daß ich einmal an der Stärke Ihrer Freundſchaft gegen mich gezweifelt habe; allein nehmen Sie mein offenherziges Geſtändnis als einen Beweis eines guten Herzens an, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie erſt ſeit zwei Tagen für meine ſchätzbarſte Freundin, ohne Ihnen ein Compliment zu machen, erkenne. Wie werde ich meine Dankbarkeit gegen Sie, wie werde ich das, was mein Herz für Sie empfindet ausdrücken können? Es iſt ſehr gut, daß Sie keine Lobſprüche von mir erwarten, ich würde mich ſehr verleugnen müſſen, wenn ich Ihnen alles das Gute entdecken ſollte, daß ich von Ihnen denke. Nein nein, das werde ich nicht thun; ich vermeide gar zu gerne allen Verdacht einer Schmeichelei. Es iſt genug, wenn ich Ihnen geſtehe, daß Sie mehr gethan haben, als ich vermuthen konnte. Ich würde es für ein Glück gehalten haben, wenn man an dem ängſtlichen Tage nur nicht ein entſcheidendes Ja oder Nein von mir gefordert hätte, das beides mir nicht viel gutes verſprach. Ich würde überaus zufrieden geweſen ſeyn, wenn Ihr erſter Plan nach meinem Wunſche wäre ausgeführet worden, wenn ich weiter nichts als einige Tage oder Wochen eine Entſchließung in einer ſo wichtigen Angelegenheit zu faſſen erhalten hätte. Doch Sie waren ſo beſorgt für mich geweſen, einen neuen Plan zu meinem beſten zu entwerfen, welcher auch ſo gut ausgeführet wurde, daß ich nicht einmal nöthig hatte, zu einer betrüglichen Bitte meine Zuflucht zu nehmen, um einen Vater und einen Mann, der eine aufrichtige Neigung zu mir hat, zu täuſchen. Ich würde mir gewiß viel Gewalt angethan haben, um diesmal anders zu reden als zu denken. Sie ſehen hieraus, welche Verbindlichkeit Sie mir gegen Sich aufgeleget haben, daß Sie mich dieſer Mühe überhoben. Ihr Herr Schwager hatte ſchon den größten Theil dieſes Plans ausgeführet, ehe ich es inne wurde, wohin ſeine Unternehmungen abzielten. So ſehr mir die Bemühungen des Herrn Barons zuſtatten kamen, ſo ſehr ich Urſache habe, ihm gleichfalls verbunden zu ſeyn; ſo ungern würde ich es doch unternehmen, die Erfindung und die Ausführung dieſes Entwurfs, mich aus einer Verdrießlichkeit zuziehen, zu loben. Die beſte Abſicht, dünkt mich, wurde nicht durch die beſten Mittel erreicht. Eine ganze Geſellſchaft zu bezechen, um Aeltern abzuhalten, keinen üblen Gebrauch von ihrer Gewalt über

Kinder zu machen, ſollte ſich das wohl rechtfertigen laſſen? Sie wiſſen, daß ich in dieſem Stücke etwas zärtlich bin. Das Kopfweh meines Vaters, die Unpäßlichkeit des Herrn v. N. und der Sturz des Rittmeiſters von H. mit dem Pferde, alles dieſes ſteht auf meiner Rechnung, und wenn es gleich alles von keinen Folgen zu ſeyn ſcheinet; ſo empfinde ich doch in meinem Gemüthe eine kleine Unruhe darüber. Wenn ich mich doch davon befreien könnte, ſo würde ich recht ruhig ſeyn. - - Aber was mache ich doch? Nicht wahr, ich bin ein ungezogenes Mädchen? Ich ſollte mich wegen Ihrer Mühe, wegen Ihres Eifers für mein Beſtes bei Ihnen bedanken; ich ſollte Sie dafür bis in den dritten Himmel erheben: und ich bin ſo verwegen, und kritiſire die Unternehmungen meiner großmüthigen Beſchützerin. Wenn Sie mir nun Ihren Beiſtand verſagt hätten, wie würde es um mich ausſehen? Würde ich nicht die Ausbrüche des väterlichen Zorns, womit ich bedrohet wurde, empfunden haben, oder mich jetzo in einer Stellung befinden, die mir ein unzufriednes Leben verſpräche? Das Ungewitter hat ſich noch nicht verzogen, es ſtehet noch am Horizonte; wer weiß wie bald mich wieder ein unerwarteter Donner erſchreckt. Verſagen Sie mir Ihren Schutz ja nicht, meine Freundin. Wenns möglich iſt, will ich nicht mehr ungezogen ſeyn.

Soll ich Ihnen ſagen, wie mir vorgeſtern zu Muthe war? Nein, das wiſſen Sie ſchon. Sie konnten aus meinen Geſichtszügen leſen, was in meinem Herzen vorging. Ich will Ihnen lieber Nachricht von meinem Zuſtande geben, ſeitdem Sie uns verließen. Das ſage ich Ihnen zum voraus, daß nichts wichtiges vorgefallen iſt. Geſtern empfieng mich mein Vater bei dem Morgenbeſuche mit den Worten: Guten Morgen, Fräulein Braut. Ich weiß nicht gnädiger Papa, ſagte ich, ob ich dieſe Ehre im eigentlichen Verſtande annehmen kann? Der Herr von N. der ohne Zweifel der Mann iſt, durch den ich dieſe Benennung erhalten ſoll, hat mir, wenn ichs nicht ein und andern Scherz dahin ziehen will, ſeine Neigung gegen mich noch gar nicht entdeckt; und wenn auch dieſes wäre, ſo glaube ich, daß noch eins und das andere müßte berichtiget werden, ehe ich dieſen Namen verdiente. Der Papa wurde etwas ungehalten auf mich, daß ich ihm widerſprach. Wenn er Kopfweh hat, ſo iſt er ein wenig unleidlich; die Mama begütigte ihn aber durch eine weitläuftige Vorſtellung. Wo ich nicht irre, ſo war dieſes das erſtemal, daß ſie mit mir übereinſtimmte. Sie führte einige Gründe an, warum ich nicht Fräulein Braut könnte genennet werden. Einige davon waren nicht vortheilhaft für den Herrn v. N. Wenn ich mit ihrer Gemüthsart weniger bekannt wäre; ſo würde ich hoffen können, daß meine Verbindung mit ihm noch nicht ſo gar nahe ſey. Ich muß es Ihnen doch im Vertrauen ſtecken, daß man einen ſtarken Verdacht auf Sie geworfen hat, daß Sie ſo wohl die unerwartete Ankunft Ihres Herrn Oncles; als auch die wunderbaren Touren bei Tiſche angegeben hätten; doch findet Ihr Herr Oncle dadurch eben keine Entſchuldigung. Daß Sie von der leztern Erfindung die Urheberin ſind, und Ihrem Herrn Schwager nur die Ausführung davon überlaſſen haben, daran zweifle ich nicht mehr; bei der plötzlichen Erſcheinung des Herrn v. N. habe ich noch nicht Licht genug, ob ich ſolche für eine feine Liſt von Ihnen, oder für einen Einfall des Herrn Wilibalds halten ſoll. Ich bin geneigt, das leztere zu glauben, denn im erſten Fall würden Sie ſich in der That an Ihrem Herrn Oncle verſündiget haben. Ich ungezognes Mädchen, jezt habe ich Sie ſchon wieder beleidiget, Sie ſind böſe auf mich meine Amalie. Ich wollte Sie gern mündlich um Verzeihung bitten, wann ich es wagen dürfte, Ihnen in Schönthal aufzuwarten; ich muß mir aber dieſes Vergnügen jetzo verſagen, um der Mama keinen widrigen Verdacht zu erwecken. Geben Sie mir einen ſchriftlichen Verweis, ich habe ihn verdienet; laſſen Sie es aber auch darbei bewenden. Danken ſie dem Herrn Baron, danken Sie Ihrer Frau Schweſter, danken Sie ſich ſelbſten, für Ihre Geſinnungen, für Ihre guten Bemühungen für mich. Ich gehöre ganz für Sie, nennen Sie mich.

Ihre

Juliane v. W.

XXXIX. Brief.

Fräulein Amalia an das Fräulein v. W.

Schönthal, den 20 Sept.

Schätzbarſte Freundin,

Jederzeit habe ich Ihnen mit ſo vieler Aufrichtigkeit dieſen ſchönen Namen beigelegt, als ich es noch jetzo thue. Ich kenne Ihre ſchwache Seite; ich kenne aber auch Ihr gutes Herz, und dieſes macht mir die Vergebung Ihrer Fehler, wenn Sie welche gegen mich begehen können ſo leicht, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, Ihnen, ich weis nicht was, zu vergeben. Haben Sie ein Mistrauen in mich geſetzet, bin ich Ihren Augen ein falſches Mädchen geweſen; ſo habe ich mich an Ihnen ſchon genug dadurch gerochen, daß ich Sie von dem Gegentheile ſo genau zu überzeugen mich bemühet habe, daß ſich Ihr garſtiger Argwohn hat verſtecken müßten. Ich bin nicht wenig ſtolz darauf, daß Sie inne werden, daß Sie nicht alleine ein gutes Herz haben, und daß Sie mir eben dieſe Ehre, wenigſtens in Abſicht auf Sich ſelbſten, zugeſtehen müſſen: in Abſicht auf andere aber ſcheint es, als wenn Sie mich für ſehr muthwillig, wo nicht gar für boshaft hielten. Ich muß mich deswegen bei Ihnen rechtfertigen. Sie ſind tugendhaft meine Juliane, Sie haben enges Gewiſſen, Sie ſind gar zu zärtlich. Wenn ich Ihnen nicht ſuchte Ihren Irrthum zu benehmen, ſo würden Sie mich für das leichtſinnigſte Mädchen von der Welt halten, und nichts wäre mir unleidlicher als dieſes. Wer hat Ihnen denn geſagt, daß ich den Plan, wie Sie es nennen, zu

Hintertreibung Ihrer Verbindung mit meinem Oncle entworfen habe? In der That, ich habe ihn gut geheißen; aber er war nicht meine Erfindung. Sie haben dieſe, eben ſo wohl als die Ausführung deſſelben, einer Perſon zu danken. Der Baron iſt der Patriot, der den Einfall hatte, die ganze Geſellſchaft zu bezechen, und ſich ſelbſt dabei nicht zu vergeſſen, um Sie von dem Verdruße eines unangenehmen Liebesantrags zu befreien. Sie haben nicht Urſache, über den Kopf Ihres Herrn Vaters, und über das podagriſche Bein Ihres Anbeters ſich, ein Gewiſſen zu machen. Ich würde ſelbſt einige Unruhe darüber empfinden, wenn ich glaubte, das dieſes Unheil, ohne den Antrieb des Barons, wäre vermieden worden; allein urtheilen Sie ſelbſten, ob es nicht beſſer war, daß er ſich und ſeinen Freunden einen Rauſch trank, um ein Unheil zu vermeiden, als daß eben dieſes ein paar Stunden ſpäter geſchahe, um eine unglückliche Verbindung dadurch zu befeſtigen. Aus zwei Uebeln muß man doch allemal das Kleinſte ſie erwählen. Geben Sie ſich zufrieden mein Kind, Sie mußten einmal an dieſem Tage eine Gelegenheit ſeyn, daß man den größern Becher der Frölichkeit, nach der Benennung unſers Magiſters ausleerte. Was liegt Ihnen daran, aus welcher Nebenabſicht dieſes geſchahe. Ich bin in meinen Gemüthe über dieſen Punkt ruhig; ich dächte, Sie wären es auch. Ueber einen andern Vorwurf den Sie mir gemacht haben, bin ich nicht ſo gleichgültig. Ich ſoll durchaus die Geſpenſterhiſtorie des Herr v. N. erfunden und eingefädelt haben. Mit Ihrer Frau Mutter habe ich deswegen ſchon eine Lanze brechen müſſen, das fehlte mir noch, daß ich mit der Fräulein Tochter auch was zu zanken bekäme. Es iſt Ihr groſſes Glück, daß Sie in dieſer wichtigen Sache nichts entſcheiden. Sie verlangen mehreres Licht darinne zu haben, ehe Sie ein Endurtheil abfaſſen, und mich freiſprechen oder eine Gewiſſensrüge anſtellen wollen. Sie können mich ganz ſicher freiſprechen. Ich werde für meine Unſchuld keinen Beweis führen, nein nein meine Juliane, den verlangen Sie auch nicht. Wenn es die Noth erforderte, und man zu argliſtigen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen müßte, um Sie von einer unangenehmen Verbindung zu befreien; ſo könnte es wohl ſeyn, daß ich aus Freundſchaft für Sie eine kleine Bosheit beginge, aber dismal habe ich in Wahrheit nicht daran gedacht. Sehen Sie dieſe romanmäßige Unternehmung noch einmal genau an, Sie werden den lächerlichen Magiſter von Anfang bis zu Ende darinne finden. Suchen Sie dieſen ungegründeten Argwohn von mir Ihrer Frau Mutter gleichfalls zu benehmen: kann es aber nicht ſeyn, ſo laſſen Sie ihr das Vergnügen, ihre Meinung zu behalten. Bitten Sie mich ja nie wieder um Verzeihung Ihrer Offenherzigkeit, wenn Sie mich nicht beleidigen wollen. Wir wollen nie aufhören, einander alles zu ſagen, was wir denken, dieſes iſt der vollkommenſte Beweis einer aufrichtigen Freundſchaft. Wenn Sie der Aufmerkſamkeit Ihrer Mama einmal entwiſchen können; ſo kommen Sie hieher nach

Schönthal, ich habe große Luſt, mit Ihnen mich recht ſatt zu ſchwatzen. Der Baron will ſich, Ihnen zu gefallen, noch zehnmal einen Rauſch trinken. Wir lieben Sie, wir ſchätzen Sie hoch; in beiden aber gebühret der Vorzug

Ihrer aufrichtigen Freundin

Amaliie v. S.

* * *

XL. Brief.

Der Magiſter Wilibald an den Baron v. F.

Kargfeld den 19 Septembr.

Reichsfreihochwohlgebohr. Herr,
Gnädiger Herr.

Eu. Reichsfreihochwohlgebohr. Gnaden pflegen oftmals dieſen ſehr weiſen Spruch im Munde zu führen: Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann, und dieſer vortreffliche Wahlſpruch erinnert mich an ein Verſprechen, das ich vorgeſtrigen Tages Denenſelben, in dem Speiſeſaale des Herrn v. W., in Gegenwart einer hochanſehnlichen Geſellſchaft gethan habe; und ich erfülle es mit deſto größerm Vergnügen, theils um dadurch zu beweiſen, daß ich ein Mann von Parole bin, theils um dadurch Gelegenheit zu bekommen, mich in einigen Stücken, die mir ſind zur Laſt geleget worden, zu rechtfertigen. Ob ich gleich ſo wenig dabei gleichgültig ſeyn konnte, da Eu. Hochwohlgebohr. gefiel, von dem großen Freunde meines Gönners kein gar zu vortheilhaftes Urtheil zu fällen, daß ich dadurch auf das lebhafteſte gerühret wurde: ſo muß ich es doch herzlich beklagen, daß Sie einige Worte, die ich in guter Meinung wohl bedächtlich vorbrachte, und welche gar nicht dahin abzielten, Eu. Hochwohlgebohr. zu beleidigen, ungnädig empfanden. Ich glaube indeſſen, daß ich eine vollkommene Vergebung alles deſſen, wodurch ich Hochdieſelben beleidiget haben ſoll, erhalte, wenn ich Sie aufrichtig verſichere, daß es mir nie in den Sinn gekommen iſt, Dero Ehre und Ruhm jemals im geringſten anzutaſten. Per me ſemper honos nomenque Tuum laudesque manebunt. Dieſes habe ich nun meines Erachtens in Richtigkeit gebracht. Ich ſehe Eu. Gnaden wieder als meinen Mäcenan, ich ſage gleichſam zu Ihnen, wie jener große Dichter zu dieſem: O et praeſidium et dulce decus meum! In dieſem Vertrauen gegen Sie, wag ich es, Dero Schutz und Hülfe in einer Sache anzuflehen, die mich ſehr beängſtiget. Seyn Sie doch, gnädiger Herr, ſeyn Sie doch, ich bitte Sie, ein großmüthiger Georg, der den Lindwurm, der an meinem Herzen naget, ritterlich beſieget. Ich weiß, daß das Fräulein v. S. gewohnt iſt, an ihren Herrn Bruder in Engelland alles zu berichten, was in unſrer Gegend ſich zuträgt; ich weiß auch, daß der Herr v. S. ſeine Briefe allen Freunden in Grandiſonhall zeiget. Es ahndet mir, daß das Fräulein alles, was bei der Gaſterei des Herrn v. W. vorgefallen, vom Anfang bis zu Ende, an den jungen Herr Baron ſchreiben wird. Sie verſiehet die Kunſt, Sachen, die von keiner Wichtigkeit ſind, auf einer Seite vorzuſtellen, daß ſie das Anſehen wichtiger Begebenheiten erreichen. Wie leicht könnte es ſeyn, daß ſie aus Mangel richtiger Begriffe, den Becher der Fröhlichkeit, welcher bei der Tafel des Herrn v. W. fleißig herum gieng, mit dem Laſter der Trunkenheit verwechſelte. Nichts würde mir empfindlicher ſeyn, als wenn der Doctor Bartlett mich, der ich mir eine Ehre daraus mache, in ſeine Fußtapfen zu treten, und alle meine Handlungen nach den ſeinigen einzurichten, für einen Trunkenbold und Weinſäufer anſehen ſollte. Was würde dieſer redliche Mann denken, wenn er ſolche Dinge von mir hörte? würde er ſich nicht ſchämen, mir die Ehre eines Mitglieds einer berühmten königlichen Geſellſchaft erworben zu haben: Ich will es zwar gerne zugeben, daß ich mich eben ſo wenig bei der Gaſterei des Herrn v. W. in ſtatu integritatis befand, als die übrigen vornehmen Gäſte; aber dadurch wird noch keinesweges eingeräumet, daß man ſich an dieſen frohen Tage bezecht hätte. Indeſſen höre ich unter der Hand, daß die Frau v. W. einige ihrer Gäſte, und mich insbeſondere, mit ſolchen Ehrentiteln überhäuft, die nur für niederträchtige Gemüther und für die Schenke gehören. Ich weiß, daß die Verwechſelung der Begriffe von dem Freudentrunke und der Trunkenheit, an dieſen falſchen Urtheilen Schuld ſind. Um nun dieſem Uebel in Zukunft vorzubeugen, und meine Ehre und guten Namen dadurch, ſowohl in hieſiger Gegend, als auch bei meinen Gönnern in Engellend, aufrecht zu erhalten; ſo habe ich es gewagt, angebogne kurze Beantwortung der Frage: Ob bei der Gaſterei des Herrn v. W. der Becher der Fröhlichkeit zu weit ſey getrieben worden oder nicht, zu entwerfen, und dieſe Abhandlung Eu. Hochwohlgebohr. unterthänig zuzueignen. Werden Sie die Gnade für mich haben, und aus dieſer kleinen Schrift dem Fräulein v. S. für welcher, wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, ich mich am meiſten fürchte, ingleichen bei Gelegenheit der Frau v. W. deutliche Begriffe von dem himmelweiten Unterſchiede zwiſchen einem Trunkenbolde und einem, der den Becher der Fröhlichkeit koſtet, beizubringen ſich die Mühe geben. Werde ich dadurch von der Sorge, daß meinem guten Namen ein Klebefleckgen möchte angehangen werden, befreiet: ſo verſpreche ich nicht nur meine Dankbarkeit gegen Eu. Gnaden auf alle nur erſinnliche Art und Weiſe zu Tage zu legen, ſondern ich werde dadurch auch aufgemuntert werden, mehrere dergleichen nützliche Unternehmungen zu wagen. Ich verharre mit vollkommenſter Hochachtung,

Eu. Reichsfreihochwohlgebohr.

Meines gnädigen Herrn

unterthäniger Diener

L. Wilibald Phil. D.

* * *

Einſchluß des vorigen Briefs.

Kurze und beſcheidene Beantwortung der Frage: Ob bei der Gaſterei des Herrn v. W. der Becher der Fröhlichkeit zuweit ſey getrieben worden oder nicht?

§. 1.

Was der Becher der Fröhlichkeit ſey.

Ein Becher wird im weitläuftigen Verſtande jedes Gefäße genennet, woraus man zu trinken pfleget, oder kürzer, ein Becher iſt ein Trinkgeſchirr. Der Wein iſt ein Saft, welcher aus Trauben gepreſſet und in großen Gefäßen, die man Fäſſer nennet, in unterirrdiſchen Gewölbern oder Kellern zum Gebrauche aufbehalten wird. Die Alten hielten es zwar damit anders; ſie zogen den Wein auf Flaſchen, und verwahrten ihn in dem obern Theile, oder auf dem Boden ihrer Häuſer. Die Fröhlichkeit iſt eine Beſchaffenheit des Gemüths, welche uns eine Zeitlang aller Sorgen vergeſſen macht, und unſere Gedanken nur mit angenehmen Empfindungen beſchäftiget. Der Becher der Fröhlichkeit (poculum hilaritatis) iſt alſo der Genuß des Weins, aus einem Trinkgeſchirr, den man ſo lange fortſetzet, bis man ſpüret daß das Gemüthe vollkommen aufgeräumet iſt, oder bis man eine vollkommene Heiterkeit im Gemüthe empfindet.

Anmerkungen.

Die erſte. Weil der Becher der Fröhlichkeit das Gemüthe aufheitert, ſo werden die, welche ihn trinken, illuminati, das iſt, Aufgeheiterte oder Erleuchtete genennet.

Die zweite. Einer, der keinen Wein trinket, heißt Abſtemius. Leute von der Art, die ſich muthwillig um eine ſolche Ergötzlichkeit dieſes Lebens bringen, als das Weintrinken iſt, ſind nicht klug, ergo ſind die Türken nicht klug.

§. 2.

Wer der Erfinder davon geweſen.

Noah, der zweite Stammvater des menſchlichen Geſchlechts, hat den Weinbau erfunden.

den. Er trank den Wein aus einer doppelten Abſicht, erſtlich um der Schwäche ſeines Magens dadurch zu ſtatten zu kommen, zum andern, um dadurch ſeine Bekümmerniß, daß er ſeine guten Freunde hatte ſehen im Waſſer umkommen, durch Wein zu lindern. Wenn er ſeinen Becher aus dieſer Abſicht anſetzte, ſo trank er das poculum hilaritatis, und weil dieſes Niemand vor ihm that, ſo war er mithin der erſte. Es iſt alſo klar, daß Noah der Erfinder des Bechers der Fröhlichkeit geweſen iſt.

§. 3.

Wie vielerlei derſelbe ſey.

Wir haben ein zweifaches poculum hilaritatis, ein grösſeres (majus) und ein kleineres (minus). Dieſes letztere beſtehet darinne, wenn man ein Glas Wein mehr trinket, als es die Nothdurft erfordert. Der gemeine Mann nennet dieſes einen Trunk über den Durſt. Jenes kann nur Statt finden, wenn man mit dem Vorſatze trinket, aufgeräumt zu werden, und mithin muß der Genuß des

Weins ſo lange fortgeſetzet werden, bis man dieſen Entzweck erreichet hat.

§. 4.

Wie man beide den größern und den kleinern Becher brauchen ſoll.

Des kleinern Bechers der Frölichkeit kann man ſich ſo oft bedienen als man will; aus dem größern aber muß man kein Handwerk machen; ſonſt wird aus dem Becher der Fröhlichkeit ein Becher der Trunkenheit. (Poculum hilaritatis conuertitur in poculum ebrietatis.)

Anmerkungen.

Die erſte. Die Gelehrten, welche mit dem Kopfe arbeiten, und einer Aufmunterung ihrer Lebensgeiſter öfterer als andre nöthig haben, dürfen den größern Becher der Fröhlichkeit ſo oft verſuchen, als ſie es gut befinden ihre Lebensgeiſter aufzumuntern. Einfolglich gilt bei ihnen eine Ausnahme.

Die zweite. Das poculum hilaritatis majus iſt die Hippokrene der Poeten.

§. 5.

Das vorhergehende wird weiter ausgeführt und beſtätiget.

Es erhellet aus der Vernunft und Erfah-
ung, daß man nicht nur Wein trinken kön-
e, um den Durſt zu löſchen, ſondern daß die-
es auch geſchehe, um ſich zu erquicken. Man
flegt im Sprichworte zu ſagen: Vinum eſt
ac ſenum, das iſt, Wein thut den Erwach-
enen eben die Dienſte, als Milch den Säug-
ingen. Wer ſich nun am Weine erquicket,
eſſen Gemüthe wird munter; wer ſein Ge-
müthe durch den Wein ermuntert, ohne da-
ei ſeiner Sorgen zu vergeſſen, der trinkt den
Becher der Frölichkeit, und zwar den kleinern.
lle Moraliſten, ſowohl Theologi als Philo-
phi ſtimmen darinne überein, daß es erlaubt
y, dieſen kleinern Becher, wenn und ſo oft
an will, zu verſuchen, denn er dienet zur
rhaltung des menſchlichen Lebens und der
eſundheit; alleine wegen des größern ſind
e Gelehrten nicht einerlei Meinung. Eini-
e, und zwar die ſtrengſten Moraliſten, ver-
erfen ſolche in ihren Schriften ganz; ſie
un es aber nur zum Scheine, und machen
h kein Bedenken, ihn dann und wann ſelb-
en auszuleeren. Die gelindern laſſen ſol-

chen,

chen, wiewohl nicht mit offenbaren Worten, (aperte.) jedoch aber ſtillſchweigend (tacite) zu. Es wird nöthig ſeyn, um dieſes zu beſtätigen, ein oder anderes Beiſpiel hiervon aus den Schriften eines großen Kirchenlehrers anzuführen. Schuppius Dieſer ernſthafte Mann, da er bereits in einem wichtigen Amte ſtund, ſchreibt an einem Orte, in ſeinem Tractätlein von der Einbildung folgendes. Ich muß hier, ſpricht er, Kurzweilitatis gratia erzählen, was ſich mit mir zugetragen, als ich zu Königsberg ſtudirte. Nachdem ich mit vornehmen Bürgern bekannt worden, wurde ich zuweilen Erluſtirens halber, in ihre Luſthäuſer außer der Stadt geführet, und wenn ſie ihre Flaſchenfutter aufthäten, war dieſes allezeit die erſte Frage, wie mir der Wein ſchmeckte? Wenn ich denn den ſauern Wein, ſo halber Krautlache (war) lobte: ſoffen ſie ſich ſo voll als die Bürſtenbinder, und wurden von lauterer Opinion voll und toll. Hier muß man wohl bemerken, daß die Redensarten: ſich ſo voll ſauffen als die Bürſtenbinder, von lautererer Opinion voll und toll werden, in etwas uneigentlichem Verſtande müſſen genommen werden, wie es auch aus der Natur der Sache ſchon genugſam erhellet. Denn man weiß, daß ſich ſo arme Leute, als die Bürſtenbinder ſind, nicht in Wein bis zur Vollheit bezechen können, und von lauterer Opinion wird man ſich nicht leicht einen Rauſch trinken. Wenn alſo der gelehrte Mann, der dieſes ſchreibt, jetzo leben ſollte, ſo würde er ſagen: und wenn ich den ſauren Wein lobte, ſo gefiel ihnen dieſes ſowohl, daß ſie darüber ganz luſtig wurden, und den gröſſern Becher der Fröhlichkeit mit einander ausleerten. Ich will doch noch ein Beiſpiel aus eben dieſen Autore von gleichem Schlag anführen, es ſtehet gleich auf der folgenden Seite des obenangezogenen Tractätleins, die Worte lauten alſo: Geſtern, als ich auf meinem groſſen Stuhle eingeſchlafen (war) träumte mich, ich war in einem herrlichen Pallaſt, da hörte ich den Abdanker ſeine Oration halten, in welcher er den Hochzeitgäſten Dank ſagte, daß ſie ſich einſtellen und mit ihrer Gegenwart ſolche (Hochzeit helfen zieren wollen;

führte dabei an, ſie wollten bedenken, daß anjetzo das Martinsfeſt wäre, wollten demnach wacker herum trinken, daß kein Tropfen darinne (in dem Faſſe oder Becher) blieb. Denn, ſagte er, der Sauerkopf Seneca, der, der alle Berge eben tragen wollen, hat ſelbſt zuweilen geſoffen, daß er den Fuchſen geſchoſſen und über eilfe geworfen, (was dieſe Ausdrücke bedeuten, iſt ſchon oben bei dem Bürſtenbinder erkläret,) und das ſollte eine vortrefliche Medicin ſeyn, aller vornehmſten Arzenei Doctorn Meinung nach. Alexander der Große hat nie eine Feldſchlacht angetreten, er habe denn zuvor tapfer geſoffen. Wer ſollte ſich aber deſſen ſchämen, was Seneca, was Alexander M. was Cato gethan? Und ſolche Vorgänger zu haben, iſt nicht allein wohl zu verzeihen, ſondern noch wohl lobenswerth. So weit unſer Autor. Hieraus leuchtet nun ganz deutlich in die Augen, daß der Becher der Fröhlichkeit ſtilleſchweigend gebilliget wird, und dieſes läßt ſich hauptſächlich aus drei Gründen beweiſen, I.) Weil der Autor beiden angezogenen Stellen kein ungleiches Urtheil beifüget, und alſo durch ſein Stilleſchweigen die Sache billiget, denn qui tacet conſentire videtur II.) Weil er es ſelbſt veranlaſſet hat, daß die Bürger in Königsberg ſich beſoffen haben wie die Bürſtenbinder, oder eigentlich zu reden, daß die Bürger in Königsberg den größern Becher der Frölichkeit verſucht haben. III.) Weil er ſich kein Bedenken macht, einen Traum zu erzählen, der eine Aufmunterung zum Gebrauche deſſelben enthält. Er würde dieſen Traum gewiß verſchwiegen haben, wann er befürchtet hätte, dadurch eine Aergerniß anzurichten, da er aber dieſes nicht gethan hat; ſo iſt es außer allem Streit, daß er nichts darwider einzuwenden hatte. Welches zu erweiſen war.

Anmerkung.

Wenn es alſo die Moraliſten verſtatten, dann und wann ſo tief in das Glas zu gucken, daß man den Fuchſen ſchießt und über eilfe wirft; ſo iſt es klar, daß es erlaubt ſey, den größern Becher der Frölichkeit zur Ergötzung des Gemüths zu gebrauchen.

§. 6.

Was die Trunkenheit ſey, item ein Trunkenbold, Vollzapf ꝛc.

Die Trunkenheit entſtehet entweder durch den gar zu öftern Gebrauch des Bechers der Frölichkeit, (§. praeced.) wenn man alle Tage will Martini machen, wie man im gemeinen Leben zu reden pflegt; oder wenn man das poculum hilaritatis zu weit treibt, daß die Heiterkeit des Gemüths ſich verlieret, wenn man durch die Weindünſte benebelt wird. Ein Trunkenbold, gleichſam der dem Trinkbecher hold iſt, oder ein Vollzapf, iſt ein Menſch, der eine Fertigkeit beſitzt, alle vollen Gläſer auszuleeren, und der alſo mit trinken nicht eher abläßt, bis er ſchwarz und weiß, Tag und Nacht nicht mehr unterſcheiden kann.

§. 7.

Daß die Trunkenheit ein Laſter ſey, und viel Unglück ſtifte.

Wer ſo viel trinkt, daß die Heiterkeit ſeines Gemüths dadurch unterdrücket wird, der verlieret den Entzweck des Bechers der Freudigkeit,

digkeit, und ſchwächet dabei ſeine Geſundheit und ſein Vermögen. Es kommt oftmals dahin, daß ſolchergeſtalt ein reicher Craſſus ein Friedrich mit der leeren Taſche wird, * einfolglich beleidigt ein Trunkenbold die Pflichten gegen ſich ſelbſt, mithin iſt er laſterhaft, und die Trunkenheit ſelbſt ein Laſter. Ein Laſter kann nichts anders als Unheil anſtiften, folglich ſtiftet die Trunkenheit viel Unheil an. Daß dieſer Satz der Wahrheit vollkommen gemäß ſey, ſolches lehret nicht nur die tägliche Erfahrung, ſondern es kann auch durch ſehr viele Beiſpiele beſtätiget werden. Auszugsweiſe will ich davon doch etliche anführen. Zu Bacharach, einem Städtlein in der Pfalz, welches ſeinen Namen daher erhalten, weil guter Rheinwein daſelbſt wächſt, und es gleichſam Bacchi ara, oder ein Altar des Weingottes iſt, wohnte vorzeiten ein groſſer Schwelger, der ſein einziges Vergnügen in dem Keller nicht anders als ein Fiſch im Waſſer fand. Einsmals gieng obgedachter Temulent ins Weinhaus, und fing an, die Zeit mir Zechen und andrer Kurzweile zu vertreiben, übte ſich auch ſo fleißig in der Gläſerausleerung, daß er einen guten Rauſch bekam. Inmittelſt wurde die Weile ſeinem ſchwangern Weibe zu Hauſe ſehr lang, welche ſich hin begab, ihren vollen Nabal heimgehen zu heißen; er verehrte ſie aber mit etlichen Maulſchellen, und warf ihr einen Haufen Flüche und Scheltworte an den Hals. Sie ging hierauf ihres Weges, den gottloſen Mann unter den andern Trunkenbolden laſſend. Nach Verlauf etlicher Viertelſtunden hat ſie ein überaus abſcheuliches Monſtrum oder Mißgeburt zur Welt gebracht, welches alle Anweſenden in höchſtes Schrecken verſetzte. Deſſen Geſtalt war alſo beſchaffen: forne an dem obern Theile des Leibes ſahe es einem Menſchen ähnlich, hinten hinab aber, und unten, einer Schlange, und hatte einen Schwanz bei drei Ellen lang. Indem man nun nicht weis, was man mit dieſem Ungeheuer anfahen ſoll, kömmt der volle Zapfen nach Hauſe. Die ſchreckliche Mißgeburt gab, ſo bald ſie ihn ſahe, einen Schlangen ähnlichen Laut von und warf ſich mit großer Ungeſtüm an des

Fluchers Hals, umhüllete denſelben etliche mal mit dem Giftſchweiſe, verwundete ihn auch mit verſchiedenen Stichen; daß der gottloſe Menſch ſeinen Geiſt aufgab, und die tolle und volle Seele dem Teufel in die Wäſche ſchickte **. Ein anders. Nicht weit von Jena wohnte vorzeiten ein Trunkenbold, der, wenn er ſich beſoffen hatte, mit Jedermann zanken und hadern mußte. Einsmals begab ſichs, daß er toll und raſend den Wirth in der Schenke mit ſeinen Gäſten freſſen wollte. Die Frau heulte und bat, er ſollte mit ihr nach Hauſe gehen, ſie wollten zu Hauſe ein Kännlein Wein mit einander ausſtechen. Der volle Narr aber wollte nicht, ſondern ſchlug das Weib gar übel, und lief zum Tiſche, als wollte er zehn volle Bauern mit einem Streich erſchmeißen; es traf ihn aber einer mit einer Kanne dermaßen vor den Kopf, daß er alsbald umfiel und ſtarb, und weil man zuvor die Leuchter ausgelöſchet hatte, iſt noch nicht erfahren worden, wer dieſen thörigten Hund erworfen hat ***. Noch eins zur Zugabe. Zu Meiningen im Hennebergiſchen war einmal ein Mann, Hanns Bierdümpfel benannt, welcher ſich lieber in Bier- und Brandeweinhäuſern, als in der Kirche finden lies, dieſer hat ſich einmal dermaſſen mit Brandewein angefüllet, daß ihn derſelbe das Herz abgebrannt hat. ****.

---

* Beſiehe hiervon P. Lambec. de biblioth. caeſ. lib. II c. 8.

** M. Janſon in Mercur. Gallobelgic.

*** M. Wolfgang Bütner in epit. hiſtor.

**** M. Joh. Seb. Günthers Meining. Chron.

§. 8.

Ob bei der Gaſterei des Herrn von W. der Becher der Frölichkeit oder der Becher der Trunkenheit Statt gefunden habe? Letzteres wird verneinet.

Nachdem nun das nöthige zur Beantwortung unſerer aufgeworfenen Frage vorausgeſetzet worden, ſo wird es leicht ſeyn, ſolche gründlich, und zwar verneinend, zu beantworten: Das Maas des Bechers der Frölichkeit iſt bei der Gaſterei des Herrn v. W.

nicht überſchritten worden. Dieſes beweiſen wir ſo: Nur der macht ſich des Laſters der Trunkenheit ſchuldig, welcher ſo viel trinket, daß die Heiterkeit des Gemüths dadurch unterdrucket wird, oder welches einerlei iſt, daß er Tag und Nacht, ſchwarz und weiß nicht mehr unterſcheiden kann. (per §. 6 & 7.)

Bei der Gaſterei des Herrn v. W. hat Niemand ſo viel getrunken, daß dadurch ſein Gemüthe dergeſtalt wäre benebelt worden, daß er ſchwarz und weiß, Tag und Nacht, nicht mehr hätte unterſcheiden können: (per experient.)

Alſo hat ſich auch Niemand bei der Gaſterei des Herrn v. W. des Laſters der Trunkenheit ſchuldig gemacht. Oder auch ſo: Wenn wahr iſt, daß die Trunkenheit allemal viel Unheil ſtiftet, wie ſolches aus dem vorhergehenden §. nicht kann geleugnet werden: ſo würde folgen, daß aus der Gaſterei des Herrn v. W. vielerlei Unglück müßte erwachſen ſeyn, wenn bei ſolcher die Trunkenheit geherrſchet hätte. Da aber bis jetzo noch kein Ungeheuer dadurch iſt ausgebrütet, auch Niemand mit der Kanne dermaßen an den Kopf getroffen worden, daß er davon geſtorben wäre; am allerwenigſten aber durch die Vielheit des Getränkes Jemand um Leib und Leben kommen iſt: ſo bleibet es dabei, daß man die Gränzen des Bechers der Frölichkeit nicht überſchritten hat. Hat ſich nun Niemand des Laſters der Trunkenheit bei der Tafel des Herrn v. W. ſchuldig gemacht; iſt aber gleichwohl ein Glas Wein mehr getrunken worden, als zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehörte; ſo folgt daraus, daß der größere Becher der Frölichkeit, nicht aber, wie fälſchlich vorgegeben wird, der Becher der Trunkenheit von einer hochanſehnlichen Geſellſchaft zu einer unſchuldigen Gemüthsergötzlichkeit ausgeleeret worden. W. z. e. w.

§. 9.

Beſchluß.

Solchergeſtalt wäre alſo die Ehre der vortrefflichen Geſellſchaft in Wilmershauſen gerettet, und die hochanſehnlichen Glieder derſelben von dem Verdachte eines Fehlers befreiet, welchen nur niedrige Gemüther begehen können. Es iſt alſo nichts anders, als eine pure lautere Verläumdung und Unwahrheit, wenn man ſich nicht entblödet, zu ſagen, daß einige der anweſenden Gäſte in Wilmershauſen rechte Trunkenbolde und Vollzapfen geweſen wären; ich ſage, es iſt dieſes nichts anders, als eine Verläumdung und Erdichtung, die bei einer genauen Unterſuchung der Wahrheit nicht Stich hält, und welcher man ſicher widerſprechen kann. Denn da zur Gnüge bewieſen worden iſt, daß kein Menſch von allen Anweſenden den Becher der Fröhlichkeit zu weit getrieben habe; ſo fällt die Beſchuldigung der Trunkenbolde für ſich ſelber hin. Wo die Trunkenheit nicht Statt findet, da kann auch kein Trunkenbold ſeyn, ceſſante cauſſa ceſſat effectus. (Man beſehe hiervon Danzii Grammat. hebr. §. 17. caut. 7). Ich weis, daß das ganze erlauchte Publicum, der Wahrheit gemäs, von dieſem Vorgange urtheilen, und mehr dieſer aufrichtigen

tigen Schutzſchrift, als einem flüchtigen Gerüchte, aus dem Munde übelgeſinnter Perſonen Beifall geben wird. Es iſt mir zwar ſehr empfindlich, daß böſe Zungen von einer vornehmen Geſellſchaft, in welcher ich mich ſelbſt zu befinden die Ehre hatte, nachtheilige Unwahrheiten auszuſprengen, ſich kein Bedenken machen, und ich denke mehr als einmal an die Worte: Dorn und Diſteln ſtechen ſehr, falſche Zungen noch vielmehr, noch wollt ich lieber in Dorn und Diſteln baden, als mit falſchen Zungen ſeyn beladen. Inzwiſchen, da ich es doch nicht dahin bringen werde, allen Leuten das Afterreden zu verbiethen; ſo will ich zuſehen, ob ich wenigſtens ihren offenbaren Spöttereien und üblen Nachreden Einhalt thun kann, wenn ich dieſen Fluch über ſie ausſpreche, welchen ſchon vor mir ein berühmter Schriftſteller *, wegen ſeiner Neider und Misgünſtigen, jenem gekrönten Haupte abgeborget hat: Honni ſoit qui mal y penſe!

---

* Siehe hiervon Zieglers Vorrede zu ſeiner Aſiatiſchen Baniſe.

* * *

XLI. Brief.

(Dieſe drei Briefe, welche hier folgen, hatte der Magiſter in den ſeinigen an den Doctor Bartlett abſchriftlich eingelegt.)

An den Herrn v. N.

Wilmershauſen den 18 Sept.

Hochwohlgebohrner Hr. Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf Kargfeld und Dürrenſtein,

Gnädiger Herr,

Ew. Hochwohlgebohrnen kann ich nicht unverhalten laſſen, daß mir die Ergebenheit, mit welcher ich Ew. Gnaden zugethan bin, ein großes Unglück über den Hals gezogen, daß ich die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen muß. Ob ich gleich meinem Amte als ein rechtſchaffener und treuer Haushalter nun in die 19 Jahre bei dem Herrn v. W. vorgeſtanden habe; ſo hat er mich doch heute unvermuthet, und da ich ihm nicht die geringſte Urſache darzu gegeben habe, aus ſeinen Dienſten entlaſſen, und dabei vorgewendet, ich hätte mich von Ihnen beſtechen laſſen, und zu ungewöhnlicher Zeit Thür und Thor aufgeſperret, und dadurch verurſachet, daß Sie den Herrn und die gnädige Frau auf den Tod erſchrecket hätten. Ich dachte, was für große Fiſche ich dabei fangen würde, wenn ich gegen Ew. Gnaden ſo dienſtwillig wäre, und mich bereden lies, Ihnen zu willfahren; aber dieſe Gutwilligkeit hat mich um meine Verſorgung gebracht, und wenn mir Ew. Gnaden nicht helfen, ſo habe ich mich zwiſchen zwei Stühle niedergeſetzt. Die gnädige Frau ſagte, da ich ſie bat, wegen einer ſo geringen Urſache mich doch nicht mit Weib und Kindern aus dem Edelhofe zu verſtoßen, in welchem ich länger gewohnt habe, als ſie ſelbſten, ich ſollte mich nur an Sie halten, Sie brächten mich um mein Stückgen Brodt und müßten mich auch nun ernähren. Ich thue Ihnen alſo meinen Unglücksfall zu wiſſen, in Unterthänigkeit bittende, Ew. Gnaden wollen mir armen verlaſſenem Manne nebſt Weib und Kindern den nöthigen Unterhalt verſchaffen; weil Sie doch die alleinige Urſache ſind, daß mein Amt von mir iſt genommen worden, ſonſt würden wir ach und weh! über Sie ſchreien müſſen. In der Hoffnung, daß Sie mich bald durch eine gute Nachricht werden erfreuen laſſen, verharre ich

Ew. Hochwohlgebohrnen

unterthäniger Diener,
Peter Bornſeil,
geweſener Verwalter in Wilmershauſen.

* * *

XLII. Brief.

Der Magiſter an den Verwalter Bornſeil

Kargfeld den 20 Sept.

Vielgeehrter guter Freund,

Was derſelbe in ſeinem unterthänigen Memorial an meinen gnädigen Sir noch geſuchet; ſolches haben ſich

Se. Hochwohlgeb. von mir geſtern referiren laſſen, und haben befohlen, demſelben hierauf freundlich zu benachrichtigen: daß mein Herr Principal an ſeinem unglücklichen Schickſale vielen Antheil nimmt, und herzlich bedauret, daß derſelbe bei ſeiner Herrſchaft in Ungnade gefallen iſt, und dadurch ſein Stückgen Brod verlohren hat. Er kann ſich darauf verlaſſen, daß mein vortrefflicher Sir bei ſeiner Herrſchaft eine nachdrückliche Vorbitte für ihn einlegen wird, und wenn er etwas beitragen kann, ihm die Gnade des Herrn v. W. wieder zu erlangen, wird er ſich daraus ein großes Vergnügen machen. Wenn aber derſelbe anverlanget, daß der Herr v. N. ihn nebſt ſeiner Familie verſorgen ſoll, nachdem er ſeines Amtes, angeblich wegen der Willfährigkeit gegen meinen Patron, entſetzet worden: ſo dient ihm hierauf in freundlicher Antwort, daß dieſes Anſinnen den Herrn v. N. ziemlich befremdet hat; indem noch lange nicht erwieſen iſt, daß der gute Wille gegen meinen Gönner ſeine Dienſtentlaſſung verurſachet habe. Die Gelehrten unterſcheiden ſehr wohl das conſequens von der conſequentia. Laſſe er ſich dieſe lateiniſchen Worte von dem Herrn Paſtor in Wilmershauſen erklären, ſo wird er ſehen, daß ſein Anſuchen unſtatthaft iſt, und daß der Herr v. N. keinesweges verbunden ſey, ihm mit Weib und Kindern, beſonders jetzo in dieſen ſchweren Zeiten, zu ernähren. Ob er nun gleich von Rechts wegen nichts von dem Herrn v. N. zu fodern hat; ſo will dieſer doch ein übriges thun, und ihm ein Expectanzdecret zufertigen laſſen, im Fall er ſich einſtweilen gedulden, und ſich fein fleißig auf die Muſik und den Catechismus legen will, nach dem tödtlichen Hintritt des Herrn Lorenz Lobeſans, derzeitigen treufleißigen Schuldieners zu Kargfeld, ſolche Bedienung ihm unter dem Prädicate eines Cantors gnädig angedeihen zu laſſen. Kann er aber nicht ſo lange von der Schnure zähren, ſo thut er ſehr wohl, wenn er ſich nach einer einſtweiligen Verſorgung umſiehet. Er kann übrigens auf meines Herrn Principals Vorſpruch und auf meinen guten Rath allemal

mal Staat machen. Hiermit Gott befohlen. Ich verbleibe

Sein

wohlgeneigter Freund,

M. L. Wilibald.

* * *

XLIII. Brief.

Der Verwalter an den Magiſter.

Wilmershauſen den 20 Septembr.

Wohlgelahrter

Guter Freund,

Ihr Brief, den ich vor einer Stunde erhalten habe, hätte mir bald das Garaus gemacht. Es wäre kein Wunder, ich thäte mir ein Leids. Sie geben mir einen gar ſchlechten Troſt in Ihrem Briefe, und der Herr v. N. kann es ſein Tage nicht verantworten, daß er mich um meine Verſorgung gebracht, und es nun nicht einmal Wort haben will. Ich habe immer ſo ein gutes Vertrauen zu ihm gehabt, daß ich Häuſer auf ihn gebauet hätte: aber nun ſehe ich, daß man heutiges Tages Niemanden quer über den Weg trauen darf. Ich weiß wohl, daß Ihr Herr ſo ſchlimm anſich nicht iſt. Wenn ich die deutſche Wahrheit ſagen ſoll, ſo ſtecken ſie darhinter und verhetzen ihren Herrn gegen mich; denn das weiß Jedermann, daß Sie ihn link und recht machen können: aber Sie werden ſchon einmal davor Ihren Lohn bekommen. Nehmen Sie es nicht übel, ich bin ein einfältiger Mann und rede, wie es mir vom Herzen gehet. Sie ſind ein hochſtudirter Mann und wenn Sie anfangen zu diſputiren, ſo muß unſer einer freilich fünfe laſſen gerade ſeyn: das ſollen Sie mir doch nicht weiß machen, daß der Herr von N. nicht ſollte Schuld daran ſeyn, daß mich der Herr von W. abgeſchaffet hat. Die gnädige Frau hat mirs ſelber unter den Bart geſagt, der glaube ich und kehre mich wenig an Ihre lateiniſchen Brocken. Will mich der Herr v. N.

nicht verſorgen, ſo muß ich deſperat werden, und unter die dickſten Soldaten gehen, und das liebe Vaterland mit rujeniren helfen. Ich habe noch dreiſig Gülden, dafür will ich meine Frau in den Spittel kaufen, meine Liſe kann einem Herrn dienen, und meine zwei kleinen Kinder laſſe ich dem Herrn v. N. vor die Thür ſetzen. Will er ſich ihrer annehmen, ſo iſt es gut, wo nicht, ſo mag er es auch verantworten. Ich bin ein geſchlagener Mann; ehe ich mein Brod vor der Thür ſuche, will ich lieber einem großen Herrn dienen. Auf einen Schulmeiſter habe ich mein Tage nicht ſtudiret, und nun iſt es zu ſpäte, daß ich erſt anfangen ſollte, nach Noten ſingen zu lernen, und meine Finger ſind auch überdem zum Trillern auf der Orgel ſchon zu ſteif. Grüßen Sie Ihren Herrn von meinetwegen, und ſagen Sie es ihm nur, daß ich ihm alles mein Unglück auf den Kopf Schuld gebe, er mag es nun wort haben wollen oder nicht. Künftige Woche gehe ich in die Stadt zu den Werbern und laſſe mich unterhalten, hernach werde ich nicht mehr nöthig haben, ihm viel gute Worte zu geben. Aber ſo viel iſt richtig, meine zwei Kinder ſoll ihr Herr ernähren, ich laſſe ſie ihm vor die Thür ſetzen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Uebrigens verharre ich allſtets.

Meines vielgeehrten Herrn Magiſter

ergebner Diener
Peter Bornſeil.

XLIV. Brief.

Der Magiſter an den D. Bartlett.

Kargſeld den 22. Septembr.

Hochwürdiger Hochgeehrteſter
Herr Doctor,
Vornehmer Gönner,

Es hat mir geſtern das Fräulein v. S. Nachricht gegeben, daß ſie heute an ihren Herrn Bruder ſchreiben würde, und zugleich habe ich die Erlaubnis erhalten, ihren Brief mit einem Einſchluß beſchweren zu dürfen. Ich bediene mich dieſer Erlaubnis gar zu gerne, weil ich dadurch Gelegenheit bekommen, Eu. Hochwürden eher als ich vermuthete, für Dero beſondere Gewogenheit gegen mich den verbundenſten Dank abſtatten zu können. Vortreflicher Mann! Wo werde ich Worte finden, die Gröſſe Ihrer Gewogenheit gegen mich, und meine Dankbarkeit gegen Sie, damit würdig zu bezeichnen? Wodurch werde ich mich der Ehre, die Sie mir verſchafft haben, ein Mitglied einer berühmten königlichen Geſellſchaft geworden zu ſeyn, würdig machen können? Wenn ich das Feuer eines Horaz, die Anmuth des Ovids und Pindars Stärke der Gedanken beſäß; ſo wollte ich es wagen, Sie durch ein Lobgedichte zu verewigen. Allein Sie ſind bereits über alles Lob erhoben, und es würde eben ſo viel ſeyn, als wenn ich einen Mohr bleichen wollte, wenn ich es unternähme, Sie der Nachwelt zu empfehlen; da Sie bereits in der Geſchichte eines erlauchten Grandiſons in einem ſo ſchimmernden

den Lichte erſcheinen, welches die düſtern Schatten der entfernteſten Zukunft durchdringen, und die Augen der ſpäteſten Nachkommen rühren wird. Hier will ich aufhören, mehreres von Dero Ruhme zu gedenken, ſo gerne ich mich auch damit beſchäftige, damit ich nicht in den Verdacht einer Schmeichelei gerathe. Der Auftrag meines Gönner an Sie verſchafft mir noch auf einige Augenblicke das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterreden. Mein Principal weiß, wie gerne ſich der Baronet nothleidender Perſonen annimmt, und wie viel Sie darzu beitragen können, daß er das Maas ſeiner Wohlthaten gegen dergleichen Leute vergrößert oder verringert. Aus einliegenden drei Briefen werden Sie einen Mann kennen lernen, der des Mitleidens des Herrn Grandiſons vor andern würdig iſt. Er hat lange Zeit bei dem Herrn v. W. einem Freunde meines Gönners als Verwalter ſeiner Güter in Bedienung geſtanden; vor einigen Tagen aber das Unglück gehabt, ſeine Dimißion zu erhalten. Dieſer gute Mann hegt gegen den Herrn v. N. die ungegründeten Gedanken, als wenn er an ſeinem Unglücke einige Schuld hätte. Und ob ich gleich die Unſchuld meines gnädigen Herrn durch eine bekannte Diſtinction gnugſam gerettet habe; ſo will doch dieſer einfältige Mann ſich davon gar nicht überzeugen laſſen. Vielleicht habe ich Gelegenheit, in kurzem Eu. Hochwürden eine ausführliche Nachricht von den Unternehmungen meines Patrons, die ihm ſeinem großen Muſter ähnlich machen, zu ertheilen, hierdurch werde auch in dieſer Sache vollkommenes Licht bekommen. Sie können es indeſſen auf mein Wort glauben, daß mein Gönner ſo wenig geneigt iſt, Leute unglücklich zu machen als der Ihrige, und daß wann es in ſeine Macht ſtünde, Jederdermann glücklich ſeyn würde. Um hiervon auch den unglücklichen Bornſeil zu überführen, mußte ich ihm allerhand feine Vorſchläge thun, die er aber doch alle verworfen hat; ia er drohete ſo gar in der Deſperation zwei ſeiner Kinder meinem Gönner vor die Thür ſetzen zu laſſen. Da nun dieſes in Deutſchland für etwas ſchimpfliches gehalten wird, und man allerlei ungleiche Urtheile darüber fällen könnte, wenn mein Patron auf ſolche Art ein Pflegevater werden ſollte; ſo that ich ihm geſtern den Vorſchlag, dieſen Mann, der allezeit einen ehrlichen und unbeſcholtenen Lebenswandel geführet hat, Eu. Hochwürden und der Gütigkeit des Herrn Baronets zu empfehlen. Mein Principal fand hierbei nichts einzuwenden. Ich ließ deswegen den troſtloſen Bornſeil zu mir erfodern, und eröffnete ihm, daß mein gnädiger Herr Willens wäre, ihm eine gute Verſorgung zu ſchaffen, wenn er ſich entſchließen wollte, außerhalb ſeines Vaterlandes ſolche anzunehmen. Er war über dieſen unerwarteten Antrag außerordentlich erfreuet, und verſicherte mich, daß er bereit wäre, bis ans Ende der Welt nach ſeiner Verſorgung zu gehen, wenn er ſich und ſeine Familie nur ehrlich nähren könnte. Ich ſtellte hierauf ein kurzes Examen mit ihm an, um zu erfahren, ob er der Recommendation Eu. Hochwürden würdig wäre, und da habe ich denn nach einem genauen Tentamine befunden, daß er zwar in ſeinem Catechiſmus eben nicht ſonderlich beſchlagen geweſen; ob ich gleich nicht kann in Abrede ſeyn, daß er einige Reimgebetlein noch ganz fertig herſagen konnte. Allein die Regeln der Haushaltungskunſt waren ihm deſto beſſer bekannt. Er wußte eine große Menge derſelben theils aus dem Becher, theils aus den Colero, in deutſchen Reimen verfaßt auf dem Nagel herzuſagen. Insbeſondere konnte er gleich ex tempore alle Tage, welche im Kalender mit einem rothen Kleeblat bezeichnet ſind, nennen. Nicht minder beſitzt er auch eine große Erkänntnis öconomiſcher Erfahrungen, die Witterung zu beurtheilen, und auf viele Wochen Froſt und Hitze, Regen und Sonnenſchein vorherzuſagen. Eben ein ſo gutes Zeugnis kann ich ihm auch in der Rechenkunſt ertheilen, die ſchwerſten Aufgaben wußte er in kurzer Zeit genau und glücklich aufzulöſen. Die Regel Detri und welſche Practik verſtehet er aus dem Grunde; insbeſondere aber hat er etwas in der Regula Falſi gethan. Da nun dieſer gute Mann ſein

Pfund vergraben müßte, wann er ſollte gezwungen ſeyn, dem Kalbfelle nachzuziehen, und da über dieſes mein gnädiger Herr es als eine ganz außerordentliche Gefälligkeit anſehen würde, wenn Eu. Hochwürden ſo viele Achtung für ſein Vorbitten haben und dieſen unglücklichen Mann, der es nicht durch ſein Schuld geworden iſt, Ihrem Gönner recommandiren wollten: ſo habe ich das Vertrauen zu Dero bekannten Menſchenliebe, daß Sie mich nicht eine Fehlbitte thun laſſen werden, wenn ich mich mit meinen Patron vereinige, und Sie angelegentlichſt erſuche, ſich über dieſen Verlaſſenen zu erbarmen, und ihm wieder zu einer zureichenden Verſorgung behülflich zu ſeyn. Mein unvorgreiflicher Vorſchlag ginge unmaßgeblich dahin, daß dem ehrlichen Bornſeil die Verwaltung von einen der Güter des Herrn Baronets in Irrland aufgetragen würde; oder wo dieſes nicht ſeyn könnte, daß Sie ihn doch wenigſtens den Herren Commiſſarien von Neugeorgien und Südcarolina beſtens empfehlen wollten, um ihn einen Wohnplaz in Neuebenezer, oder an einem andern ſchicklichen Orte anzuweiſen. Ich erwarte mit nächſtem von Ihnen Verhaltungsbefehle, wenn beſagter Bornſeil mit ſeiner Familie von hier nach Engelland abreiſen ſoll, und was Sie etwan ſonſt noch mir befehlen werden. So viel getraue ich mir mit Wahrheit dahin zu behaupten, daß ich den großbrittanniſchen Staaten einen ſehr nützlichen Bürger verſchaffen werde. Es will unter der Hand verlauten, daß Ew. Hochwürden in kurzem ein erledigtes Bißthum erhalten würden, ich wünſche Ihnen im voraus Glück dazu. Mein Gönner empfiehlt ſich Ihnen nebſt mir und erſucht Sie, eben dieſes für ihn bei Sr. Hochwohlgebohrn. dem Herrn Baronet und deſſen vortrefflichen Frau Gemahlin zu thun. Ich empfinde in meinen Herzen allemal ein rührendes Vergnügen, wenn ich Gelegenheit habe mich zu nennen.

Ew. Hochwürden,
Meines Hochgeehrteſten Herrn Doctors
gehorſamſten Diener
L. Wilibald,
Phil. D.

XLV.

XLV. Brief.

Der Herr v. S. an ſeine Fräulein Schweſter.

London den 11 Octobr.

Geliebte Schweſter,

Wenn mir auch Engelland kein Vergnügen hätte verſchaffen können, ſo würden mir doch Deine Briefe und der Roman unſres Oncles meinen Aufenthalt hier angenehm gemacht haben. Ich weiß nicht, ob ich bei Beſichtigung des Palaſts S. James, oder bei Durchblätterung der Briefe, die die Grandiſoniſche Händel, wie Du ſie nenneſt, betreffen, vergnügter geweſen bin. Mein Heinrich hat ſie alle heften und abſchreiben müſſen. Das Original ſchicke ich in beigefügten Paquet nach deinem Verlangen zurück. Die Abſchrift werde ich ſelbſt behalten, um dieſen Roman zum Zeitvertreibe auf meine Reiſen wieder zu leſen.

ſen. Ich bin einigermaßen verlegen darüber, wie wir es anfangen, daß nach meiner Abreiße von London der Briefwechſel des Magiſter Lamperts mit der Grandiſoniſchen Familie nicht unterbrochen wird. Ich ſehe, daß ſolcher für unſern Oncle von einigem Nutzen iſt. Wenn ich meinen Entſchluß nicht noch ändere, ſo werde ich in einem Monath aufs längſte von hier über Holland nach Straßburg gehen, und daſelbſt überwintern; vorher aber will ich noch einmal ſchreiben, um zu verhüten, daß ich keinen Brief von dir verfehle, welchen ich bei jezigen Umſtänden ſchwerlich erhalten würde, wenn er einmal nach London ginge. Wenn es ſeyn kann, ſo bemühe dich, unſern Oncle und ſeinen Sancho zu überreden, daß ſie die Briefe an ihre Freunde in Engeland unter einem Umſchlage an mich nach Straßburg ſchicken, ich will ihnen ſelbſt dieſen Vorſchlag thun und glaube, daß ich alles von ihnen erhalten kann, wenn ich ſage, daß es Herr Grandiſon gutheißet.

Das Fräulein v. W. verdienet bedauert zu werden, daß ſie in dieſe Händel iſt verwickelt worden. Wenn ich ſie aus ihren Briefen beurtheilen ſoll; ſo muß ich ihr einen vorzüglichen Plaz unter dem Frauenzimmer ihrer Gegend einräumen. Ich werde in die Verſuchung gerathen, ſie meiner Amalie an die Seite zu ſetzen, wenn ich mehr von ihr leſe, und ich muß es geſtehen, daß ſie mir vor drei Jahren, da ich ſie das lezte mal ſahe, in ihren beſten Putze nicht ſo reizend vorkam, als durch ihre nachläßige und angenehme Schreibart, die ich in den Briefen an ihre Freundin fand. Ich weiß, daß du nicht eiferſüchtig biſt über das Lob deiner Juliane, du weiſt alſo über dieſe Stelle keine Auslegungen machen. Der Nachricht, daß ſich ihr Heirath mit unſerm Oncle völlig zerſchlagen hat, ſehe ich mit Verlangen entgegen. Es iſt nichts weniger als der Eigennutz, der mich antreibt, dieſes zu wünſchen; ich habe ſonſt keine Abſicht dabei, als mir den Verdruß zu erſparen, dieſes gute Fräulein misvergnügt zu ſehen. Ich gehöre nicht ihrem eigentlichen verehrern; doch wenn du mich darunter zählen willſt, ſo ſetze mich in die Klaſſe derer, die ein gutes Herz verehren, wo ſie es finden, ohne dabei weiter zu denken. Ich will mich diesmal in keine ordentliche Beantwortung Deiner zween leztern Briefe einlaſſen, ich finde dabei nichts mehr zu ſagen, als daß du deinen Endzweck bei mir vollkommen erreichet haſt, der erſtere hat mich über acht Tage lang unruhig gemacht, und den Zweiten erbrach ich in Furcht und Hoffnung. Nun glaube ich es ſelbſten, daß man eben nicht Unrecht hat, wenn man meine Amalie für ein leichtfertiges Frauenzimmer hält. Wodurch hat denn der Magiſter Lampert die Ehre verdienet, daß du eine Beleidigung, die ich ihm zugefügt haben ſoll, an mir gerochen haſt? Ich kann es zwar eben nicht, eine Beleidigung nennen; ich weiß aber nicht, was man ſonſt rächen kann. Der Anfang dieſes zweiten Briefs ſetzte mich in Beſtürzung; ich empfand alles dabei, was der Magiſter kann empfunden haben, da ich ihn mit der Nachricht erſchreckte, daß ich in

Engeland keinen Grandiſon finden könnte. Es fehlte wenig, ſo hätte ich wie er mein Kleid zerriſſen. Du konnteſt in der That für dieſe kleine Leichtfertigkeit unter keiner andern Bedingung eine vollkommene Vergebung hoffen, als durch eine getreue und ausführliche Erzählung aller Umſtände, die den 16. September in Wilmershauſen merkwürdig machten. Ich erwarte mit Ungeduld den Verfolg dieſer Begebenheiten, und hoffe daß ſie zum Vergnügen des guten Fräuleins v. W. ausſchlagen werden. Uebergieb dem Magiſter einliegende zwei Briefe, du wirſt uns bei Gelegenheit melden, was er und unſer Oncle zu dem Innhalte derſelben ſagen. Ich werde es als ein Zeichen deiner Gewogenheit annehmen, wenn du fortfähreſt, alles was in die Geſchichte unſers Grandiſons einſchlägt mir zu berichten. Wenn es möglich wäre, meine Liebe gegen dich zu vermehren, ſo würde Dir dieſe Gefälligkeit einen Zuwachs davon verſprechen. Wie vortheilhaft iſt es doch, eine Schweſter zu beſitzen, wie meine Amalie, die mich durch tauſend Proben verſichert, daß Sie nie aufhören wird zu lieben.

Ihren

dankbaren Bruder.

XLVI. Brief.

Der Herr v. S. an den Magiſter.

Grandiſonhall den 8 Octobr.

Hochgeehrteſter Herr Magiſter,

Sie ſind es, dem ich mehr als meinen leiblichen Aelter zu verdanken habe, nicht nur wegen ihres vortrefflichen Unterrichts, den ich vor dieſem von Ihnen genoſſen habe; ſondern auch hauptſächlich, daß ſie ſich die Mühe genommen, mich auf meinen Reiſen zu begleiten. Sie haben mich auch für allerlei Verſuchungen und Gefährlichkeiten durch dieſe Begleitung glücklich bewahret. Sie ſind mein weiſer Mentor, ich bin Ihr Telemac. Ohne Ihren großmüthigen Schutz würde Engelland für mich die Zauberinſel der Calypſo geweſen ſeyn. Sie empfangen hier für Ihre Bemühungen für mein Glück, da ich jetzo im Begriff ſtehe Brittanien zu verlaſſen, den verbindlichſten Dank. Hätten Sie mir nicht Gelegenheit gegeben, nach dem Herrn Grandiſon zu forſchen, hätte ich nicht die Ehre gehabt, mit ihm bekannt zu werden: ſo würde ich den Endzweck meiner Reiſe größten Theils verfehlet haben, wenn das wunderbarſte und ſehenswürdigſte von Engelland meiner Aufmerkſamkeit entgangen wäre. Dieſe meine Nachläßigkeit würde noch auf eine härtere Art ſeyn beſtraft worden. Wenn nicht in dem Hauſe des Herrn Baronets immer von Ausübung der ſtrengſten Tugend geprediget würde, und wenn ich nicht hätte befürchten müſſen, das geringſte Vergehen gegen ſolche, mit dem Verluſt der ſchätzbaren Freundſchaft [illegible]s großen Mannes zu büßen: ſo würde [illegible] mancher Verſuchung nicht haben widerſtehen können; wer weiß, ob ich nicht dann und wann untergetaucht hätte, wie der leidige Vetter Eberhard. Er hat oft an mich geſetzt, um mich zu verführen; aber der Baronet hat mich für ihm gewarnet und mir ſo gute Lehren gegeben, daß es mir eben nicht ſchwer ankommt ſeinen Verſuchungen zu widerſtehen. Nicht mehr als ein einzigmal iſt es ihm gelungen, mir das Seil überzuwerfen. Ich will Ihnen doch die Ausſchweifung, wozu er mich verleitet hat, erzählen, und wegen eines Scrupels, der mich wegen dieſer Vergehung ſehr ängſtiget, Ihr philoſophiſches Bedenken ausbitten. Es wird nun ungefähr ein Monat ſeyn, da ich von Grandiſonhall nach London gereiſet war, um das ſehenswürdige dieſer großen Stadt, die mir noch unbekannt waren in Augenſchein zu nehmen. Einmal, da ich dem Herrn Reeves einen Beſuch abſtatten wollte, begegnete mir Herr Eberhard Grandiſon auf der großen Brücke über die Themſe. Er nöthigte mich in ſeinen Wagen zu ſteigen und ſagte mir, es hätte ihm geglückt heute ſeiner Frau zu entwiſchen, und

er

wäre ſo froh darüber, als ein Vogel, der aus dem Bauer käme. Er bat mich, meinen Vorſatz den Herrn Reeves zu beſuchen auf zu geben, und mit ihn nach Covengarden zu fahren, um auf einem Koffehauſe uns etwas vom Kriege verſchwatzen zu laſſen. Ich ließ mir dieſen Vorſchlag gefallen. So bald wir in den Saal traten, wurden alle Lombre- und Pharotiſche rege; es waren in einem Augenblicke mehr als ein Dutzend Brüder um meinen Begleiter herum, die ihn alle umarmten und eine Freude von ſich ſpühren lieſſen, als wenn er von einer weiten Reiſe in ſein Vaterland zurück gekommen wäre. Ich merkte bald, daß ich mich unter ſeinen Spielern befand, ich that deswegen ſo gleich einen Schwur bei mir, daß ich heute nicht ſpielen wollte. Ich brachte alſo eine von den Regeln in Uebung, die Sie mir einſchärften, da ich noch bei Ihnen in die Schule ging: Wenn man Luſt hat etwas zu thun, daraus etwas böſes entſtehen kann; ſo ſoll man auf der Stelle ſich hoch und theuer verſchwören, daß man es nicht thun will. Ich ſteckte meine

Hand in den Schubſack und hielt meine Börſe feſte, damit nicht einer von den gefälligen Herrn, die mich alle umarmten, nachdem mein Gefehrte mich ihnen vorgeſtellet hatte, meine Taſchen ſondiren möchte. Man nöthigte uns beide unſer Glück zu verſuchen, zu meinem Vergnügen ſagte Herr Grandiſon, wir würden uns nicht lange aufhalten, und er wäre heute zu phlegmatiſch zum Spiele. Inzwiſchen ſah er doch mit einem begierigen Auge bald nach dem Spieltiſche, bald nach mir, und ſchien auf einmal ganz niedergeſchlagen zu ſeyn. Weil er nicht ſpielen wollte, ſo wollte auch Niemand mehr mit ihm reden. Ein paar mal gab er mit einer nachdenklichen Mine den Pointeurs einen guten Rath, den ſie nicht verlangten, er verſicherte ſie, daß der Bube, der König u. ſ. w. diesmal unfehlbar gewinnen würde; allein er hatte den Verdruß, daß die Herren die Blätter ſo gleich zurück nahmen, wenn er ein gutes Vertrauen dazu hatte. Dieſes kränkte den guten Mann aufs ärgſte. Endlich that er, was ich ſchon lange befürchtet hatte, er zog mich auf die Seite und fragte mich, ob ich ihm zwanzig Guineen vorſtrecken könnte. Ich würde wohl einſehen ſagte er, daß ſeine Ehre Gefahr lief, wenn er nicht ein Blatt ſetzte und die Kerls gegen ſich im Reſpect erhielt, er hätte nicht geglaubt dieſe Kompanie hier zu finden, deswegen hätte er ſich auch nicht mit Gelde verſehen, ich ſollte dieſe Kleinigkeit in einer Stunde mit Danke wieder haben. Mir war bei dieſen Antrage nicht wohl zu Muthe, weil er ſeine Lebensart nicht ändern will; ſo hat Sir Karl es dahin gebracht, daß er von ſeiner Frauen Vermögen nicht das geringſte angreifen darf; ſondern er bekommt von ihr nur alle Woche ein gewiſſes Taſchengeld, das ſie nach dem Verhältnis ſeiner Aufführung gegen ſie, entweder erhöhet oder vermindert. Der geringſte Widerſpruch iſt im Stande ihn auf eine oder mehrere Wochen ſeiner Renten zuberauben. Wer ihm alſo was borget, der muß ſein Geld verlohren ſchätzen, wenn ſeine Frau nicht für gut befindet, ſeine Ehre zu retten und für ihn zu bezahlen. Sein Credit iſt dadurch ſo geſchwächt, daß ihm Niemand einen Thaler borget; auch ſo gar ſeine Spieler wollen ihm kein Conto mehr geben.

Indeſſen glaubte ich alle Wohlanſtändigkeit zubeleidigen, wenn ich ihm dieſe Gefälligkeit verſagte, ich zählte ihm die 20 Guineen zu. Er umarmte mich für dieſe Ritterzehrung einigemal, ich war bei dieſen freundſchaftlichen Verſicherungen ganz kaltſinnig und zweifelte, ob ich mein Geld jemals wieder zu Geſichte bekommen würde: Er trat hierauf mit einer ernſthaften Mine zum Spieltiſche, holte fünf Guineen aus der Taſche und ſezte ſich da, ihm Jedermann mit Ehrerbietung Platz machte, auf dem ihm angebothnen Stuhl. Er fing an unter vielen wohlausgeſonnen Flüchen ſein Glück zu verſuchen. Mir wurde in dieſer Geſellſchaft Zeit und Weile lang. Ich nahm mir vor zum Zeitvertreibe das Koffeehaus, welches ein anſehnliches Gebäude ſchien, etwas genauer zu beſichtigen. Aber hören Sie, wie ich für dieſe Neugierde büßen mußte. Ich gehe durch den Hof nach einem feinen Hintergebäude, ein wohlgekleideter Bedienter kam mir da von freien Stücken entgegen und führte mich ohnem ein Verlangen in ein wohlausgeputztes Zimmer. Er vermuthete, ſagte er, daß ich die Dame vom Hauſe ſprechen wollte, ich ſollte mich nur ein wenig gedulden, ſie würde in einem Augenblicke da ſeyn. Ich ſagte, es würde mir eine Ehre ſeyn, wenn ich der Madame aufwarten könnte. Ich vermuthete nichts weniger, als daß ich in den bezauberten Pallaſt einer berühmten Converſations-Dame von London gerathen wäre. Es vergingen kaum zwei Minuten, ſo erſchien ein Frauenzimmer von mehr als gemeiner Schönheit, eine Circe, die im Stande war, wie ich glaube, einen Joſeph zu verführen, und ihn in einen zu allen Ausſchweifungen geneigten Jüngling zu verwandeln. Sie ſagte mir allerhand Höflichkeiten und ich konnte nichts thun, als Reverenze machen. Sie nahm meinen Beſuch als etwas bekanntes an, ich hatte alſo nicht Urſache über eine Entſchuldigung, wegen dieſes Eindringens bei ihr, verlegen zu ſeyn. Endlich entdeckte ich ihr doch durch was für einen Zufall ich hieher wäre gebracht worden, daß meine Abſicht geweſen wäre, dieſes Gebäude zu beſehen, ohne mir einzubilden daß ich darinne eine ſo ſchöne Bewohnerin antreffen würde. Ich freuete mich, daß ich nach meiner Meinung etwas artiges vorgebracht hätte; allein die Dame übergieng dieſes Kompliment mit einem kaltſinnigen Lächeln.

Nach einigen Minuten nahm ich Abſchied, und der Bediente, der mich in das Haus gebracht hatte, führte mich wieder mit vieler Höflichkeit bis an die Thür. Hier aber veränderte er auf einmal ſeine Sprache, er packte mich ziemlich derb bei dem Beine an, da ich eben im Begriff war das Haus zu verlaſſen, und ſchlug die Thür vor mir zu. Sir ſagte er, eilen ſie nicht ſo geſchwinde, hie bezahlt man erſt ſeine Zeche ehe man fortgehet. Was, ſagte ich, meine Zeche? Ich habe der Madame von Hauſe meine Aufwartung gemacht. Es iſt doch hier kein

Gaſthof? Und wenn es auch einer wäre, ſo habe ich ja nichts verlangt weder Wein noch Coffee, was ſoll ich denn bezahlen? Der böſe Menſch ſchlug ein höniſch Gelächter auf: Sie müſſen hier unfehlbar fremde ſeyn, daß Sie nicht wiſſen, welchen Geſetzen Sie Sich unterworfen haben, da Sie in dieſes Haus getreten ſind. Haben Sie nicht oben in dem Zimmer eine Tafel geſehen, darauf die Geſetze dieſes Hauſes geſchrieben ſtehen? Ich beantwortete dieſes mit nein. Er nöthigte mich hierauf mit Ungeſtüm wieder mit ihm hinauf in das Zimmer zu gehen, und wieß mir über der Thür deſſelben eine Tafel, die ich vorhero nicht bemerket hatte. So viel ich mich davon erinnere, war folgendes mit goldenen Buchſtaben darauf geſchrieben:

1) Wer die Ehre haben will, die Madame zu ſehen, bezahlt einen halben Guinee.

2) Das Vergnügen mit ihr zu ſprechen, koſtet einen Guinee.

3) Jeder witzige Gedanke den ſie vorbringet, wird mit einem Guinee bezahlet.

4) Wein, Coffee, allerhand Erfriſchungen und Confituren bekommt man hier, um den doppelten Preiß.

5) Für die Erlaubniß die Madame das erſte mal zu küſſen, werden zwei Guineen erlegt, hernach genüßt man dieſes Vergnügen unentgeltlich.

So viel ſtund auf der erſten Seite, der Kerl fragte mich, ob er die Tafel umwenden ſollte. Auf der andern Seite, ſagte er, ſtehen ſtärkere Poſten; ich verlangte aber nicht, dieſe zu ſehen. Ich gab ihn einen und einen halben Guinee und wollte fortgehen; er war damit nicht zufrieden. Sie haben noch die dritte Poſt zu bezahlen, ſagte er, hernach können Sie hingehen, wohin Sie wollen. Ich ſchwor, daß mir die Madame ihren Witz nicht gezeiget hätte, und glaubte, damit durch zu kommen; es half aber nichts. Sie ſind noch ein ſehr unerfahrner junger Herr, wenn Sie nicht wiſſen, daß alles witzig iſt, was ein artig Frauenzimmer über ja und nein ſagt. Ich hatte keine Luſt mit dem Flegel zu diſputiren,

tiren; ich hohlte noch eine Guinee aus meiner Taſche und begab mich voll Verdruß wieder zu den Spielen. Warlich! dachte ich, ein kleines Vergnügen für zwei Guineen und einen halben. Ich ſahe dieſen Verluſt als eine gerechte Strafe meiner Verwegenheit an, daß ich mich durch den leidigen Eberhard hatte verführen laſſen, einen Ort zu beſuchen, der in allerlei Abſicht der Jugend gefährlich war. Ich that auf der Stelle eine Gelübde, mich hinführo für aller böſen Geſellſchaft zu hüten, und alle Gelegenheit zur Verführung zu meiden.

Da ich mich wieder dem Spieltiſche des Herrn Eberhards nahete, fand ich ihn in vollem Glücke, er hatte einen Haufen Geld vor ſich, daß ich dafür erſtaunte. Er war mit meinen zwanzig Guineen ſo glücklich, da man das Spiel aufgab, dreißig gewonnen zu haben. Heute wollen wir uns einmal luſtig machen, ihr Herren, ſagte er, ihr habt mich gewinnen laſſen, ich will euch dafür tractiren. Es war ſchon des Abends um 10 Uhr da der leidige Eberhard dieſen Einfall hatte. Wir hatten auch ſchon alle etwas von kalter Küche geſpeiſet, was konnte er alſo der Geſellſchaft zu gute thun, als daß er ſie mit einem Glaſe Wein bewirthete? Die Spieltiſche wurden mit Bouteillen beſäet, die Deckelgläſer begegneten einander ſo oft, daß um die Zeit des zweiten Hahnengeſchreies Jedermann einen derben Rauſch hatte. Ich will nur meine Sünde offenherzig geſtehen, ich hatte auch einen ziemlichen Hieb. Wir brachten die Nacht ſo zu. Bei Tages Anbruch ließ der Wirth, ohne unſer Verlangen, Coffee auftragen, um ſeine Gäſte zu ermuntern. Um 8 Uhr da ſich die meiſten heimlich weggenommen hatten, befahl Herr Eberhard, (ich will ihn nicht mehr Grandiſon nennen, er erniedriget dieſen ſchönen Namen,) um 8 Uhr ſage ich, befahl Herr Eberhard, einen Wagen kommen zu laſſen. Der Wirth machte die Zeche. Der Sir ſuchte ſeine Börſe; aber ſtellen Sie Sich ſein Schrecken für, da er ſie nicht fand. Sie war weg. Einer von den gefälligen Herren, die ihn ſo oft umarmten, hatte ihm

Gewinnſt und Capital entführet. Der Wirth fieng an über die Beſtürzung meines Verführers große Augen zu machen, er ſtützte den Arm trotzig in die Seite, und ſahe uns über die Achſel an. Seine Pechmütze, die er vorher beſcheiden unter dem Arm trug, klebte den Augenblick auf dem Kopfe, und ſo viele Höflichkeiten der arme Erberhard ihm erwieß; ſo wenig konnten dieſe ihm doch für den Grobheiten dieſes ungeſtümen Mannes ſchützen. Mit genauer Noth erhielt er es auf vieles Bitten, daß er gegen eine Handſchrift weg kam, der Wirth wollte ihn durchaus zum Unterfande für ſeine Bezahlung bei ſich behalten. Unter Weges war er ſo niedergeſchlagen, als wenn er nach dem Tour hätte ſollen gebracht werden. Er bereitete ſich zu, wie er ſagte, zu Hauſe ein heftiges Ungewitter auszuhalten. Einmal bat er mich inſtändig, ihm eine Lügen erdenken zu helfen, um dem Zorne ſeiner Frau auszupariren; ich hatte aber dazu weder Luſt noch Geſchicklichkeit. Bei meinem Quartiere verließ er mich, und verſicherte unter hundert Schwüren daß er nicht lange mein Schuldner bleiben wollte; er iſt es aber noch immer. Sehen Sie, wertheſter Freund, wie leicht die Jugend kann verführet werden, in dergleichen Ausſchweifungen würde ich gar oft gefallen ſeyn, wenn Sie mir nicht in Engelland den Tempel der Tugend, das Haus des vortreflichen Grandiſons, zur ſichern Zuflucht gegen alle Verſuchungen gezeiget hätten. Ich höre nie auf deswegen gegen Sie dankbar zu ſeyn, und Sie werden meine Dankbegierde außerordentlich vermehren, wenn Sie mir einen Scrupel benehmen, der mich ſeit der Ausſchweifung, wozu mich der leidige Eberhard verleitet hat, heftig ängſtiget. ich habe eben den rühmlichen Entſchluß gefaſſet, welchen mein Oncle ſo glücklich ausführet, Sir Carln nachzuahmen. Wer kann ſich dieſes Vergnügen verſagen, der nicht pöbelhaft denket? Wollte Gott, daß alle Leute dieſem großen Muſter gleich zu kommen, ſich bemüheten! So bald ich dieſen Vorſatz gefaſſet hatte, ſtellte ich eine genaue Unterſuchung meines Lebens an. Ich fand in dem zurückgelegten Theil deſſelben, dem Himmel ſey Dank, nichts, daß ich zu bereuen ſonderlich Urſache gefunden hätte. Ich nahm mir vor, von nun an auf den Wegen unſers gemeinſchaftlichen Vorbildes und unſers Gönners zu wandeln; allein, welche Abweichung! hätte ich doch nie den unglücklichen Eberhard mit Augen geſehen, wie viele Unruhe würde ich meinem Gemüthe dadurch erſparet haben! Hören Sie nur, wie ich mich ſelbſt anklage. Sir Carl, ſage ich zu mir ſelbſten, hat ſich nie einen Rauſch getrunken, ich habe mir einen Rauſch getrunken: alſo werde ich nie ſo vollkommen ſeyn als mein Urbild. Unterſuchen Sie dieſen Schluß genau, theureſter Freund, Sie haben es weiter in der Vernunftlehre gebracht als ich. Wie ſehr wünſche ich, daß ich falſch geſchloſſen hätte! Ein kleiner Ehrgeiz, den ich bei mir empfinde, macht mich bei meinem Oncle und auf Sie eiferſüchtig. Ich weiß, daß Sie es beide in der Nachahmung Sir Carls ſchon ſo weit gebracht haben, daß er ſelbſt ſein Vergnügen über einen ſo glücklichen Fortgang nicht verbergen kann, und ich ſehe mich nun ſo weit unter Sie zurückgeſetzt. Verlangen Sie nicht, daß ich mich länger bei einer Sache aufhalte, die mich ganz tiefſinnig macht. Wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen; ſo bemühen Sie Sich, einen Fehler in meinem Schluſſe aufzuſuchen, und überzeugen Sie mich davon aufs eheſte.

Sie glauben mir es ohne eine weitläuftige Verſicherung auf mein Wort, ich bin davon überzeugt, daß ich den vollkommenſten Antheil an Ihrem Ruhme nehme. Wie kann ich es alſo verſchweigen, was man hier zu Ihren Vortheile ſpricht. Vor einigen Tagen hatte der Herr Baronet eine auserleſene Geſellſchaft bei ſich, ſie wurden dadurch deſto merkwürdiger, weil der berühmte Richardſon ſich darunter befand, der ſeinen Ruhm, den ihm ſchon eigne Schriften erworben, durch die Herausgabe der Geſchichte des Herrn Grandiſons auf den höchſten Gipfel gebracht hat. Man iſt immer begierig, außerordentliche Leute von Perſon kennen zu lernen; ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, ihn nach dem Leben zu ſchildern, und von Fuß bis auf die Scheitel zu beſchreiben, wenn er nicht dieſe Mühe mir zu erſpahren die Gütigkeit gehabt hätte. Er verſprach, mich mit ſeinem Portrait zu beſchenken. Sobald ich dieſes erhalte, will ich es meinem Oncle in ſeine Bildergallerie verehren, wo Sie es zu ſehen bekommen werden. Man ſieht es dieſem Manne an, daß er einen edlen Ehrgeiz beſitzt, unſterblich zu ſeyn. Es ſcheint, daß er alles würde unternommen haben, um dieſen Zweck zu erreichen, und wenn es ihm mit der Feder nicht geglücket hätte; ſo hätte, wie es ſcheint, der Degen ihm ein Andenken ſtiften müſſen. Er thut eben nicht ſtolz auf ſeinen Ruhm; aber mich dünkt, er läßt keine Gelegenheit vorbei, ſolchen immer zu erweitern. Die großen Leute ſind vermuthlich wie die Reichen geſinnet, jemehr ſie haben, je mehr ſie ſammlen wollen, das Plus vtra iſt der Wahlſpruch von beiden. Der Baronet wußte bei der Tafel die Unterredung ſo artig auf meinen Oncle und auf Sie, theureſter Freund, zu lenken, daß es gar nicht ſchien, als wenn er eine Ehte darinne ſuchte, es der Geſellſchaft bekannt zu machen, daß er in Deutſchland glückliche Nachahmer ſeines großen Charakters gefunden hätte. Er machte dem Herrn Richardſon ein artig Compliment dadurch, das ihm allein die Ehre zuſchrieb, daß er der Welt nicht ganz unbekannt geblieben wäre. Doctor Bartlett erklärte hierauf die Meinung ſeines Gönners etwas deutlicher, und fieng an, durch Ihr und meines Oncles Beiſpiel, die Nutzbarkeit der Ausgabe der Geſchichte des Herrn Grandiſons zu beweiſen. Mich dünkt, ich ſahe Sie vor mir, da ich den ehrlichen Doktor ſo diſputiren hörte. Sein Vortrag ſtimmt mit dem Ihrigen aufs genauſte überein.

Obgleich Niemand unter der ganzen Geſellſchaft daran zweifelte, daß Sir Carls Geſchichte in mancherlei Abſicht für die Welt nutzbar wäre: ſo häufte doch doch der Doctor dieſes zu beweiſen, Schluß auf Schluß, und ich wurde überzeuget, daß es allerdings Mühe koſtet, Dinge zu beweiſen, die keines Beweiſes bedürfen. Dieſer Ehrenmann war ſo eifrig, daß ihm der Schweiß immer über die Backen lief. Ich dachte mehr als einmal an Sie. Es würde mir viel Mühe koſten, wenn ich nachzählen ſollte, wie viel mal Ihr und meines Oncles Name rühmlich genennet wurde; ſo viel iſt gewiß, daß ich mir nichts geringes darauf zu gute that, da ich es der ganzen Geſellſchaft offenbaren konnte, daß ich die Ehre Ihres Unterrichts genoſſen hätte, und ein Anverwandter von dem Herrn v. N. wäre. Herr Richardſon machte mir hierbei eine tiefe Verbeugung. Er ſaß die übrige Zeit bei der Tafel beſtändig in Gedanken, und grübelte mit der Gabel auf dem Teller. Ich glaubte er ſönne auf eine Anlage zu einer neuen Pamela. Beim Thee entdeckte ich endlich die Urſache ſeiner Tiefſinnigkeit. Er bat mich innſtändig, ihm die Briefe, die die vortreflichen Unternehmungen meines Herrn Oncles und ſeines klugen Freundes dem Herrn Grandiſon nachzueifern, enthielten, mitzutheilen. Ich beſaß nicht Herzhaftigkeit genug, dieſem berühmten Manne etwas abzuſchlagen; ehe ich alſo die Sache genau überlegen konnte, that ich das übereilte Verſprechen, ihm dieſe Briefe auszuhändigen, wenn ich die Erlaubniß dazu von meinem Oncle erhalten hätte. Ich ärgerte mich abſcheulich über mein voreiliges Verſprechen, da ich Zeit gewann, dieſe Sache reiflicher zu überlegen. Herr Richardſon ſchien über meine Gutwilligkeit außerordentlich vergnügt; er legte ſein ariſtoteliſches Geſichte wieder ab, und gab ſich das Anſehen eines muntern Hofmannes. Hieraus konnte ich leicht muthmaßen, daß er ſich ſchon mit der angenehmen Hoffnung ſchmeichelte, ſeinen Ruhm durch die Bekanntmachung einer Sammlung von Briefen, die der Grandiſoniſchen nichts nachgiebt, noch mehr zuſteigern. Dieſer Gedanke machte meinen Ehrgeiz rege. Ich bin mir ſelbſt der nächſte, dachte ich, Niemand würde etwas von einem Richardſon wiſſen, wenn er ſich nicht durch eigene Schriften bekannt und durch fremde berühmt gemacht hätte. Ich will mit einem Hiebe zwei Streiche thun. Einen Roman zu ſchreiben, das iſt meine Sache nicht, ich will die Geſchichte meines Oncles ins Franzöſiſche überſetzen, ich will ſie in Straßburg drucken laſſen, und dadurch auf einmal bekannt und berühmt werden. Bitten Sie Ihren Principal, daß er mir zu dieſem rühmlichen Vorhaben ſeine Erlaubnis ertheilet, wenn ich dieſe erhalte; ſo werde ich Engelland mit Vergnügen verlaſſen, und Straßburg als die holde Mutter meines zukünftigen Ruhms betrachten. Mein Brief wird länger, als ich im Anfang dachte. Ich würde hier ſchließen, wenn ich befürchtete, Sie zu ermüden; allein ich habe Ihnen noch ein Wort zu ſagen, darüber Sie vielleicht nicht misvergnügt ſeyn werden.

Neulich bat mich der Doctor Bartlett nebſt dem jungen Grandiſon und ſeinem Hofmeiſter zu ſich, der Baronet und ſeine Gemahlin waren eben nach Schirleimanor verreißt. Seine Wohnung war aufs beſte ausgeſchmückt, jedermann war darinne geſchäftig. Der Doctor ging mit gravitätiſchen Schritten in ſeiner mit Spitzen bebrämten

Thurmmütze Trepp auf, Trepp nieder, und hatte auf ſein geſchäftiges Geſinde ein wachſames Auge. Wir ſpeißten in ſeiner Gaſtſtube. Weil ich glaubte, daß er ſich meinetwegen in ſolche Unkoſten geſteckt hätte; ſo ſann ich ſchon bei dem erſten Gerichte auf ein Entſchuldigungscompliment, daß ich ihm wider Vermuthen ſo viele Ungelegenheit verurſachen ſollte; allein ich hatte nicht nöthig, dieſes anzubringen. Bei dem erſten Becher Wein, der herum gegeben wurde, und der eben ſo wohl als die übrigen nebſt dem Flaſchen und Kelchgläſern mit Ephen und Blumenkränzen gezieret war, wurde ich meines Jrrthums inne. Der Doctor nahm einen Becher in die Hand, und nachdem er ſich von ſeinem Stuhle erhoben, hielt er dieſe Anrede an uns: Geliebteſten Freunde, Sie werden ſich ohne Zweifel wundern, daß ich heute, da ich mir die Ehre Jhrer Geſellſchaft erbethen habe, wider meine Gewohnheit verſchwenderiſch in Anſchaffung der Speiſe und des Trankes geweſen ſcheine. Sie ſehen dieſe Tafel mit ſo vielen Gerichten beſetzt, daß ſolche hinreichend ſeyn würden, alle Innwohner dieſes ganzen Dorfes reichlich davon zu ſättigen. Jener Schenktiſch zeiget Ihnen einen Vorrath von Weinflaſchen, welche von uns kaum in vier Wochen würden können ausgeleeret werden. Tadeln Sie mich nicht wegen einer ſcheinbaren Ueppigkeit, ehe ſie das, was ich zu meiner Rechtfertigung ſagen werde, vernommen haben. Der heutige Tag iſt in dem neuen Calender mit einem ſo vortreffli- Namen bezeichnet, daß ich glaubte, ein Recht zu haben, mir denſelben zu einem Feſttage zu machen. Lampertus, was für ein nachdrückliches, was für ein ſchätzbares Wort iſt dieſes mir, das mich an einen gelehrten, an einen vollkommenen Freund erinnert. Der 17 September wird mir hinführo allemal ein Tag der Freude ſeyn, wie der Geburtstag meines Gönners und ſeiner vortrefflichen Gemahlin. Rechtfertigen Sie, hochanſehnliche Geſellſchaft, meinen Eifer, den Namenstag eines verdienſtvollen Mannes, mit dem ich durch das Band der Freundſchaft aufs engſte verbunden bin, feierlich zu begehen. Es iſt nicht die Ehre, Sie bei mir zu bedienen, es iſt das Vergnügen, einen Tag zu feiern, der mit meinem Freunde einerlei Namen führet, dadurch ich bin angetrieben worden, eine halbjährige Beſoldung aufzuopfern, um durch dieſe äußerlichen Zeichen, welche Sie hier vor ſich ſehen und genüßen, meine Hochachtung gegen einen berühmten Ausländer an den Tag legen zu können. Laſſen Sie uns von dem Guten, das wir hier haben, ſo viel zu uns nehmen, als zureichen wird, unſern Hunger und Durſt zu ſtillen; alsdenn helfen Sie mir die übrigen Brocken den Armen, die ſich vor meiner Thür verſammlen werden, austheilen, daß ſie dadurch ihr Herz laben und erquicken. Anjetzo aber vereinigen Sie ihren Wunſch mit dem meinigen: Es lebe der Herr Lampertus Wilibald! Wir ſtießen alle mit den Gläſern zuſammen. Ich habe eben vergeſſen zu melden, daß einige von den Herren Vicinis des Doctors gegenwärtig waren. Die ganze Geſellſchaft beſtund aus zwölf Köpfen. Da ich meinen Hunger geſtillet hatte, bekam ich Zeit, beſonders da die Herren Paſtores einen armen Ketzer aus dem Alterthume mißhandelten, die artige Einrichtung des Doctors bei der Tafel wahrzunehmen. Im Anfange wunderte ich mich, daß die Tiſche, woran wir ſpeißten, ſo geſtellet waren, daß ſie die Figur eines Winkelhakens bekamen, ohne daß es die Gelegenheit des Zimmers zu erfodern ſchien; nun aber ſahe ich ein, daß wir an einer figurirten Tafel ſpeißten, und daß dieſe ein lateiniſches L vorſtellte. Der Doctor hatte auch ſogar von dem Conditor des Baronets ein artiges Deſert verfertigen laſſen; die Vorſtellung davon iſt mir entfallen. So viel weiß ich, daß ich etwas, das Ihrem Wappen ähnlich ſahe, darauf entdeckte. Der Doctor ſagte, es wäre dieſes Wappen von einem Briefſiegel genommen, daher kam es auch, daß es nicht eben gar zu genau mit dem Original übereinſtimmte. Der Conditor hatte aus Unverſtand die zwei Sphinxe in zwei gekrönte Löwen, und die Schlange, welche in ihren Schwanz beißt, dieſes alte hieroglipiſche Bild der Aegypter in eine Bretzel verwandelt.

Da wir nach Tiſche den Thee getrunken hatten, mußte der Schulmeiſter anfangen zu läuten, dieſes war das Signal, daß ſich die Armen vor dem Hauſe des Doctors nun verſammlen ſollten. In wenig Minuten wimmelte der Pfarrhof von Leuten. Sie mußten ſich auf Befehl des Doctors in drei Reihen ſtellen, und nachdem er ſie Mann für Mann beſehen hatte, mußten alle Gäſte die Ausſpendung der Wohlthaten des Doctors über ſich nehmen. Es bekam jedes von dieſen Armen ein Groſchenbrod, welches mit einem lateiniſchen L gezeichnet war, ein Stück Braten und einen Becher Wein. Ihre Geſundheit wurde hier unter freiem Himmel über hundertmal von Gichtbrüchigen, Lahmen und Blinden getrunken. Ihr Name wurde alſo bei dieſer Gelegenheit wieder vielen Leuten bekannt gemacht, und zwar auf eine ſolche Art, die im Stande iſt, Ihr Andenken lange in Segen zu erhalten. Leben Sie wohl, berühmter Freund. Ich will hier geſchwinde ſchließen, um Ihnen Zeit zu laſſen, über ſo ſchöne Ausſichten in Anſehung Ihres Ruhms ſich zu vergnügen. Für dieſes mal leben Sie wohl.

XLVII. Brief.

Der Doctor Bartlett an den Magiſter.

Grandiſonhall den 7 Oct.

Hochgeehrteſter Herr Magiſter,

Wie gerne erfülle ich doch die Befehle meines Gönners, wenn er mir den Auftrag thut, Ihren Herrn Principal ſowohl, als Sie ſelbſten, von ſeiner Hochachtung und Ergebenheit zu verſichern. Er wünſchet aufrichtig, mehr als eine ſchriftliche Verſicherung ſeiner Freundſchaft dem Herrn von N. geben zu können: allein jetzo ſiehet er ſich in die verdrüßliche Nothwendigkeit verſetzt, ſolche durch mich nochmals ſchriftlich wiederholen zu laſſen; da alle Hoffnung verlohren iſt, ſolches auf eine nachdrücklichere Art zu thun. Ihr Herr Principal hat vor einiger Zeit die Bittſchrift ſeiner Unterthanen an meinen Gönner mit einem Erzählungsſchreiben zu begleiten die Güte gehabt. Sir Carl bezeigte uns ſein empfindliches Mitleiden über die unglücklichen Schickſale,

ſale, welche ſeit einem Jahrhundert und drüber, das ihm zugehörige Dorf Kargfeld betroffen haben. Er bedauerte hauptſächlich, daß das Abſterben der verehrungswürdigen Frau Shirlei zufälliger Weiſe zu einem neuen Unglücke Gelegenheit gegeben. Wenn ihn nicht ſchon ſeine Menſchenliebe geneigt gemacht hätte, die Bitte dieſer Gemeinde zu erfüllen; ſo würde doch die Hochachtung gegen ſeinen Freund, den Herrn v. N., und die Pflicht gegen die fromme Mutter ſeiner Gemahlin ihn hierzu angetrieben haben. Er bemühte ſich dahero aus allen Kräften, es dahin zu bringen, daß eine Collecte für die Kirche in Kargfeld durch ganz Brittanien möchte ausgeſchrieben werden; allein die Sache war zu wichtig, als daß man ſie ohne Gutheißung des Parlaments zur Ausführung hätte bringen können. Aus dieſer Urſache begab ſich der Herr Baronet ſelbſten nach Londen, und beſprach ſich von dieſer Angelegenheit mit vielen ſeiner Herren Kollegen, mit vielen Gliedern des Unterhauſes. Er war ſo glücklich, keine geringe Anzahl derſelden auf ſeine Seite zu bringen. Die Sache wurde ſo gut eingeleitet, daß man an einem glücklichen Erfolg nicht zweifelte. Am 11 Sept. wurde der Bill wegen Einſammlung dieſer Collecte durch ganz Brittannien für die Kirche zu Kargfeld zum erſten male geleſen, und paßirte ohne Widerrede. Den 13. Sept. da er zum andern male geleſen wurde, ſetzte es deswegen heftige Streitigkeiten. Die Gemüther wurden gegen einander erhitzt, und die Sitzung dauerte bis Abends um 9 Uhr. Am 18. da man ihn zum letzenmale las, wurde die Einſammlung dieſer Collecte mit 284 Stimmen gegen 113. verworfen. Herr Grandiſon war an dieſem Tage in dem Unterhauſe, davon er ein Glied iſt, und that alles, die Verwerfung dieſes Bills zu hintertreiben; allein diesmal liefen ſeine Bemühungen fruchtlos ab.

Ich gab ihm hierauf den Rath, auf ſeine eigene Koſten eine mäßige Glocke gießen zu laſſen, und ſolche der Gemeinde in Kargfeld zu verehren. Er folgte meinem Rathe, und war ſo eilfertig, dieſes gute Werk auszuführen, daß ſolche ſchon am 27. September eingeſchiffet wurde. Aber wenn Unglück ſeyn ſoll; ſo muß ſich alles fügen. Aus Vorſicht war dieſe Glocke in ein Schlagfaß eingepackt; allein ein vortheilſüchtiger Zollbedienter ließ dieſes Schlagfaß mit Gewalt öffnen, und da er eine Glocke darinnen erblickte, erklärte er ſolche alsbald für Contreband. Sie war verfallen. Ich hatte ſelbſt den Schmerz, ſie in London in die Stückgießerei bringen zu ſehen. Es ſoll eine ſechzehnpfündige Kanone daraus gegoſſen werden, welche den Namen der Glocke von Kargfeld beibehalten, und vielleicht in der erſten Belagerung einer Veſtung ſich berühmt machen wird. Sehen Sie, geliebteſter Freund, daß es alſo keinesweges an meinem Gönner lieget, wenn er den Eifer, ſeinen Freunden in Deutſchland Gefälligkeiten zu erzeigen, nicht, wie er wünſchet, thätig erweiſen kann. Erwarten Sie nebſt mir einen günſtigern Augenblick, der vielleicht alles das zur Wirklichkeit bringet, was jetzo nur noch bloße Wünſche ſind.

Sie haben mir in Dero letztern Briefe den unglücklichen Bornſeil empfohlen. Wie nahe geht es mir, daß ich auch in Anſehung ſeiner, nichts anders als gute Wünſche thun kann. Ich wollte, daß er hier wäre, ich wünſchte, daß er nur etwas von dem Ueberfluſſe der Pachter Sir Carls genüßen könnte, und ich bin verſichert, daß er vollkommen zufrieden ſeyn würde. Mit gutem Gewiſſen kann ich den ehrlichen Mann nicht rathen, eine Reiſe nach England zu unternehmen. Geſetzt, daß er der ſtürmiſchen See und den Kaperſchiffen, welche um unſre Inſel herum ſchwärmen, entginge; wie ſchwer würde es ihm werden, in unſern Häfen ſich für größern Gefährlichkeiten zu hüten. Die Matroſenpreſſung wird jetzo hier mit aller Macht getrieben; wenn dieſer gute Mann einem unbarmherzigen Werber in die Hände fiel; ſo würde er ohne Rettung verlohren ſeyn. Würde er nicht hernach Urſache haben, mit Rechte ſo wohl über Sie, als mich, ſeine Klaglieder anzuſtimmen? Mein Gönner iſt der Meinung, er ſollte die Regel des weiſen Sittenlehrers beobachten, in ſeinem Vaterlande bleiben und ſich ehrlich nähren; ſo würde das al Schprichwort von ihm erfüllet werden artem quaevis alit terra. Meine Geſchäfte wollen mir das Vergnügen nicht länger erlauben, mich mit ihnen zu unterreden Ich kann meinem Briefe nichts weiter beifügen, als eine Bitte, meinen Gönner und die Seinigen, wozu ich auch gehöre, dem Herrn von N. beſtens zu empfehlen; ſich aber ſelbſt zu verſichern, daß ich mir jederzeit ein außerordentliches Vergnügen daraus machen werde, mit der vollkommenſten Aufrichtigkeit zu ſeyn,

Meines Hochgeehrteſten Herrn
Magiſters

ergebenſter Diener und
Vorbitter,

Ambroſius Bartlett. D.

* * *

8° P. germ. 907 (2

Grandiſon
der Zweite,

Oder

Geſchichte

des Herrn v. R***

in Briefen entworfen.

Zweiter Theil.

Eiſenach,

Verlegts Michael Gottlieb Griesbach, 1761.

Universitäts-
München
Bibliothek

I. Brief.

Der Hr. von N. an den Hrn. v. W.

Kargfeld, den 19 Sept.

Iſt der Roman ſchon zu Ende? Denke das ja nicht, lieber Herr Bruder! ich bin vielmehr bereit, meine Sache entweder als ein Grandiſon auszuführen, oder zu ſterben. Indeſſen aber fluche ich auf dich, auf deine Frau, auf den Major, auf den Magiſter, und auf alle, welche bei dem vermeinten Verlöbniſſe waren. Wenn mir Lampert die Stelle aus dem Grandiſon, wo Sir Carl ein Geſpenſte geweſen, recht ausgelegt hätte; ſo würde ich gar nicht auf den Einfall gerathen ſeyn, dich und deine Frau im Schlafe zu ſtöhren. Ich war aber von der ganzen Sache ſo eingenommen und verblendet, daß ich bereits in Gedanken über den zu hoffenden glücklichen Erfolg triumphirete. Warum habt ihr aber den armen Bornſeil davon gejagt? Der Kerl iſt ſo unſchuldig, wie ein Kind in Mutterleibe. Er wollte nicht einwilligen; er wurde aber überredet. Du weißt, daß, wenn der Magiſter zu demonſtriren anfängt, ihm weder Menſchen noch Vieh widerſtehen können. Setze ihn wieder zu ſein voriges Amt, damit der arme Teufel nicht betteln gehen, oder mit ſeine Kinder vor die Thür legen darf. Thut er es, ſo laſſe ich die Bälge ins Waſſer werfen. Mit deiner Frau bin ich gar nicht zufrieden: ſie verſteht keinen Spaß. Wär ſie meine Frau; ſo bekäm ſie alle Tage ihre Prügel. Du mußt ein hartes Leder haben, daß du ſo viel ausſtehen kannſt; wiewohl, wenn man dir am Tage Eſſen und Trinken giebt, und des Nachts deine Ruhe läßt; ſo biſt du mit der ganzen Welt zufrieden.

Außerdem merke ich, daß ſie der Major ſehr wohl leiden kann. Es iſt zwar mehrmals davon geſprochen worden; nunmehro wird mir die Sache immer wahrſcheinlicher. Sage mir doch bona fide, war ich damals ſtark beſoffen? ich kann es nicht glauben, ohngeacht Lampert dazu ſchwöret; ſollte ja etwas vorgefallen ſeyn; ſo iſt der Major an allem Schuld geweſen. Wär ich kein Grandiſon; ſo wollte ich den Purſch ſchon finden, Ich ſchere mich den Henker um ihn: er mag deiner Frau ihr Vetter ſeyn oder nicht.

Ich habe eine tüchtige Delicateſſe für die Ehre - doch was weißt du, was eine Delicateſſe in der Ehre iſt; da du ſie weiter nicht als nur in einer Paſtete und in einem Wildpretsbraten zu ſuchen gewohn biſt. Schreib mir alſo, ob ſich der Major in Reden wider mich vergangen hat. Der Wein fiel mir damals für die Ohren, daß ich nicht alles genau vernehmen konnte. Drohen laß ich mir nicht, das ſage ihm. Sir Hargrave und Greville waren andere Kerls als der Major; indeſſen wußte ſie Herr Gevatter Grandiſon doch zu bändigen. Was dieſer kann, das kann ich auch. Ich wär längſtens wieder zu dir kommen, wenn mich meine alte Mucke nicht überfallen hätte. Das Podagra iſt es nicht, wie der Magiſter ſagt; ſondern eine ganz andere Krankheit; die aber weniger zu bedeuten hat. Schreib mir ja bald: damit ich ſehe, ob du böſe biſt oder nicht. Auf meiner Seite ſoll alles vergeben und vergeſſen ſeyn. Inliegenden Brief gib deiner Fräulein Tochter. Du kannſt leicht muthmaßen, daß verliebte Leute einander immer etwas zu ſagen haben. Lebe wohl! der Himmel behüte deine Beine für allem Uebel! Ich bin

Dein

aufrichtiger Freund
v. N.

N. S. Reiß meinen Brief in Stücken: damit der Teufel ſein Spiel nicht hat. Ich möchte deine Frau nicht gern böſe machen. Adieu!

vt ſupra.

II. Brief.

Einſchluß an Fräulein Julianen von dem Hrn. v. N.

Kargfeld, den 19 Sept.

Hochwohlgebohrnes Fräulein,
Gnädiges Fräulein,

Wenn Ihnen mein letzter Auftritt in Wilmershauſen misfällig geweſen iſt; ſo bitte ich dieſerwegen hundert Millionen mal um Verzeihung.

Der Henker hole! es war nicht böſe gemeint. Ich wollte, wie Sir Carl zum erſten male als ein Geſpenſte erſcheinen; aber der Magiſter und der ſappermentiſche Jeremias verdarben den ganzen Handel. Zum Unglück verſtand Ihre Frau Mama keinen Spaß, und ſo mußte denn freilich alles contrair gehen. Ich höre auch, daß ich damals einen kleinen Rauſch ſoll gehabt haben = =

es kann wohl ſeyn: was iſt aber daraus zu machen! der Wein und die Liebe überwältigen oft den bravſten Kerl von der Welt. Ich biethe Ihnen alſo mein Herz vom neuem an, und bitte demüthig um Ihre Gegenliebe. Schlagen Sie mir dieſe Bitte nicht ab, ſchönſtes Fräulein! Erlauben Sie, daß ich kommen, und mich in der Cederſtube zu Dero Füßen werfen darf. Ich will im blauen Hechte abſteigen und mich erſt anmelden laſſen; ich will der beſcheidenſte und artigſte Mann ſeyn; ich will nur das poculum hilaritatis minus trinken; ich will Ihnen ein Geſchenk machen, das meinem Vermögen gemäß iſt; ja ich will Sie Zeitlebens als eine Göttin verehren, und alsdenn ſterben als

Dero

getreueſter Sclave
v. N.

* * *

III. Brief.

Der Herr v. W. an den Herrn v. N.

Wilmershauſen, den 19 Sept.

Du haſt ſchön Zeug mit deinem Briefe gemacht. Weißt du denn nicht, daß ich nicht ſchreiben kann, und daß meine Frau alle Briefe erbricht, die an mich einlaufen? Dieſen Brief ſchreibt mir mein neuer Verwalter, ſonſt würdeſt du niemals eine Antwort erhalten haben. Meine Frau war, wie du leicht denken kannſt, bei Erbrechung deines Briefes außer ſich. Sie gab eine ganze Salve von Flüchen; riß in der Bosheit ihr Nachtzeug ab, und warf es in eine Ecke. Niemals werde ich den Auftritt vergeſſen. Höre was ſie ſagte: ſo ein alter verfluchter Bärenhäuter will ſich über mich aufhalten! mich prügeln, wenn ich ſeine Frau wäre! und hat mich noch darzu mit dem Major im Verdachte! die Augen will ich dem

Hunde auskratzen. Ich verſuchte zwar, dich zu entſchuldigen, und ſie zu beſänftigen; allein nun fieng ſie auch mit mir an, warf mir meine Einfalt, Faulheit und noch andere Dinge vor, die ich nicht gerne erzählen will. Den Augenblick, ſprach ſie, fordern ſie den alten Kerl heraus, wenn ſie noch für ſechs Pfennige Courage im Leibe haben; ſie müſſen ſich mit ihm ſchlagen, oder ich laſſe mich von ihnen ſcheiden.

Fürchte dich nicht Bruder, ich werde dich nicht heraus fordern. Beiläufig ſieheſt du, daß aus der Heirath mit meiner Juliane nichts werden wird. Meine Frau iſt zu ſehr aufgebracht. Ich bin müde, weiter zu dictiren. Mache was du willſt.

v. W.

N. S. Ich höre, daß meine Frau alleweile einen Boten an den Major abſendet. Gott wende alles zum Beſten!

* *

IV. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Schönthal, den 20 Oct.

Wo werden ſich die Thorheiten unſers Oncles endigen? Die Frau v. W. iſt ganz raſend. Sie hat den Major aufgehetzt, und dieſer iſt Willens, ſich mit dem alten Ritter zu ſchlagen. Hier iſt der Fehdebrief:

Mein Herr,

Ich würde der Ehre, die Frau von W. meine Baſe zu nennen, ganz unwürdig ſeyn, wenn ich ſie von Ihnen wollte beſchimpfen laſſen. Wie haben Sie Sich alſo unterſtehen dürfen, einen ſo boshaften Brief an ihren Gemahl zu ſchreiben? Es war nicht genug, daß Sie, als ein zweiter Don Quixotte, die ehrlichen Leuten des Nachts in der Ruhe ſtöhrten, und öffentlich zu erkennen gaben, daß Sie ein Narr wären; ſondern Sie mußten auch nachhero die Ehre dieſer Dame durch einen ungegründeten Verdacht beleidigen.

Eine Züchtigung kann Ihnen alſo nicht ſchaden. Kommen Sie auf künftigen Donnerſtag zu Ihrem und meinem Freunde, den Baron von F. wo wir die Sache mit ein paar Piſtolen ins Reine bringen wollen. Adieu.

v. Ln.

Der Oncle fluchte bei dem Empfange dieſer Ausforderung wie ein Botsknecht. Endlich kam der Geiſt Grandiſons wieder zu ihm. Lampert that Vorſtellungen; Kunigunde weinte. Ich wußte anfangs ſelbſt nicht, ob es Scherz oder Ernſt ſeyn ſollte; aber nunmehro ſehe ich, daß der Baron v. F. ſich einmal ſatt lachen will. Der junge Wendelin ſoll als Geſchwindſchreiber mitgenommen werden. Du ſollſt alſo eine ſichere und vollſtändige Nachricht von dem Zweikampfe dieſer Männer erhalten. Lampert hat mir ein Paquet an den eingebildeten Dr. Bartlett gegeben; Du kannſt es leſen und aufheben. Ich ſehne mich recht ſehr, dich mündlich zu ſprechen, und dir die aufrichtigſten Merkmaale meiner Liebe zu geben. Lebe wohl!

* * *

V. Brief.

Magiſter Lampert an den Doctor Bartlett.

Ich ſehe aus einen Schreiben unſers jungen Cavaliers, daß Ew. Hochwürden meinen Namenstag in Grandiſonhall feierlich begangen haben.

Theuerer und ſchätzbarer Gönner, womit verdiene ich eine ſolche Gewogenheit? Ich bin gerührt, und es fehlet mir an Worten, Ihnen die dankbarſten Empfindungen meines Herzens abzuſchildern. Nehmen Sie hier einen Abriß der merkwürdigſten Umſtände meines Lebens hochgeneigt an. Sie können es der Königl. Societät der Wiſſenſchaften in meinen Namen überreichen. Ich arbeite gegenwärtig an einem großen Werke. * Aus Dankbarkeit will ich es gedachter Geſellſchaft dediciren.

Ich komme nunmehro zur Sache ſelbſt, und liefere Ihnen: memoires pour ſervir a l'hiſtoire de Monſieur Lampert Vilibald, oder Denkwürdigkeiten der Lampertiſchen Geſchichte. Ich Lampert Wilibald bin unter freiem Himmel zwiſchen Weißenfels und Merſeburg auf der ſogenannten Michelshöhe, den 29 Februarius 1716 gebohren worden.

Scho-

---

* Es iſt eigentlich ein allgemeines hiſtoriſches Lexicon aller Magiſter, welche ſeit der Reformation in Deutſchland gelebt, und ſich entweder durch Kinderzeugen oder Bücherſchreiben, berühmt gemacht haben. Dieſes Werk wird ohngefehr 30 Alphabete ſtark werden, und in Leipzig herauskommen.

Scholion I. Meine Aeltern waren eben auf der Reiſe. Meine Mutter glaubte nicht, daß ihre Niederkunft ſo nahe ſey; ſie wurde alſo übereilt und nachhero auf einem Karn nach Rosbach gebracht, welcher Ort nunmehro in allen Theilen der Welt bekannt worden iſt.

Schol. II. Das Jahr 1716 war ein Schaltjahr. Da ich nun eben den 29 Febr. das Licht der Welt erblickte; ſo kann ich meinen Geburtstag nur alle vier Jahr feiern, welches auch künftiges Jahr 1760 wenn ich anders noch lebe, zu Kargfeld geſchehen wird.

§. 2.

Nachdem meine Mutter ihre ſechs Wochen zu Rosbach gehalten hatte; ſo packte ſie mich fein ſäuberlich in einen Korb, und trug mich nach Hauſe.

§. 3.

Im ſechſten Jahre meines Alters führte mich mein Vater in die zu Dürrenſtein befindliche Schule, in welcher ich in allen unterrichtet wurde, in quibus puerilis aetas impertiri debet. Nep. in Attic.

Schol. Der Schulmeiſter war zugleich ein Metzger; ſonſt aber ſang er einen guten Baß durch die Fiſtel, und ſchnitt auf Bauernhochzeiten ſo manierlich vor, als ein Trabizius. Der gute Mann prophezeihte immer, daß ich meiner klugen Reden wegen frühzeitig ſterben würde; es iſt aber nicht eingetroffen.

§. 4.

Ich hatte indeſſen eine unüberwindliche Neigung zu den Wiſſenſchaften; ich machte mir heimlich eine Peruque von Werg; ich war allemal der Gerichtsdirector unter den andern Jungen; und wenn ſich einer widerſpenſtig bezeigte, ſo peitſchte ich ihn, daß er hätte Oel geben mögen. Dieſes letztere iſt mir deſto leichter zu vergeben: weil Cyrus in ſeiner Jugend dergleichen auch gethan. Nunmehro änderten ſich die Umſtände zu meinem Vortheile,

theile, und ich kam von Dürrenſtein weg.

Schol. I. Mein Vater war ein wirklicher Polyhiſtor. Er riß Zähne aus und ſetzte Zähne ein; ſtach den Star; verſchnitt den Bauern die Haare und mußte dem Schulzen ſeinen Bart ſcheeren. Er konnte aus der Taſche ſpielen, und tanzte meiſterlich auf dem Seile.

Schol. II. Dieſer mein Vater nun ſollte dem Schulmeiſter einen Zahn auszięhen; er kam aber über den unrechten, welchen der ehrliche Mann noch brauchen wollte. Dieſer albere Streich machte den Küſter ſo wütend, daß er meinen Vater in die Haare fiel, und ihm alſo Gelegenheit gab, den Cantor tüchtig abzuprügeln. Sie giengen in dem Entſchluſſe auseinander, niemals wieder Freunde zu werden, und ich wurde ſogleich aus der Dorfſchule genommen und nach G. in das Gymnaſium gebracht.

§. 5.

Auf dieſem Gymnaſio habe ich bis 1736 alle Claſſen durchritten. Ich gieng in die Currente; wurde famulus communis, fraß täglich drei Pfund ſchwarz Brodt und bewieß in meiner Abſchiedsrede: Daß Johannes in der Wüſten keine Heuſchrecken, ſondern Krebſe gegeſſen habe.

§. 6.

Nunmehro begab ich mich alſo nach H. Wer kein Vermögen hat, muß ſich hier durchfreſſen. Dieſes that ich auf die feinſte Art von der Welt. Außerdem disputirte ich zweimal publice und ſchlug mich ſechsmal privatim; wurde aber nur ein einziges mal von einem M. verwundet. 1740 erlangte ich die Würde eines Magiſters, welche ich noch mit Ruhme trage.

Schol. Ich führe noch bis dato von obiger Schlägerei eine anſehnliche Narbe als ein Ehrenzeichen auf dem linken Backen.

§. 7.

In gemeldetem Jahre ſtarb mein Vater. Was ſollte ich nun thun? ich begab mich auf die Wanderſchaft. Die Haare würden Ihnen, verehrungswürdiger Gönner, zu Berge ſtehen, wenn ich meine verdrüßlichen Begebenheiten auf dieſer Reiſe erzählen wollte. Hunger und Durſt mußte ich ausſtehen. Wie viel mal habe ich unter freiem Himmel ſchlafen müſſen! Die Handwerksgenoſſen waren nicht allemal ſo höflich, als ich glaubte, daß ſie ſeyn ſollten. Für mich war alſo nichts weiter zu thun, als daß ich 1742 unter die Königl. Preuſſ. Huſaren gieng, und mir einen Bart wachſen ließ. Zum Unglück ſahe mein Rittmeiſter in dem erſten Feldzuge ein, daß ich zu keinem Soldaten gebohren war. Ich bekam meinen Abſchied, und gieng voller Verzweifelung nach Durrenſtein. Hier hatte der Himmel für mich geſorgt. Der Hr. von N. brauchte einen Informator, und fand in mir alle Eigenſchaften eines ſolchen Mannes.

§. 8.

Hier habe ich verſchiedene Junkers und Fräuleins erzogen. Die benachbarten Edelleute erfuhren meine Geſchicklichkeit, und thaten ihre Kinder bei meinem Herrn Principal in die Koſt. Ich machte mich alſo eben ſo berühmt, als Melanchthon und Trotzendorf ehedem geweſen waren.

§. 9.

An Vermögen fehlt es mir nicht. Die Menſchen, welche um mich ſind, haben von Natur muntere Seelen. Alles lacht und ſcherzt. Nur mein gnädiger Patron hat manchmal ernſthaftere Gedanken; Fräulein Kunigunde lacht ſchon ſeit 30 Jahren nicht mehr: die andern aber ſind deſto luſtiger. Die beſtändigen Abwechſelungen machen, daß ich mich zeithero nach keiner Pfarrſtelle geſehnt habe. Nur eins liegt mir im Kopfe: ich ſeufze nach Hanchen ihrer Gegenliebe. Der unempfindlichſte Stoiker müßte bei dem Anblicke dieſes reizenden Mädchens verliebt werden. Vielleicht

leicht ändert ſich ihre Geſinnung, wenn ich nach den Verſprechen meines Principals ihrem Vater im Amte nachfolge. Wo nicht = = doch es muß ſeyn, es muß ſeyn.

Von Natur bin ich ein Sanguineo cholericus. Das Geld iſt mir gleichgültig; ich ziehe die Luſtbarkeiten dem Beſitze der ganzen Welt vor.

Hier haben Sie alſo, theuerſter Gönner, eine kurze Nachricht von meinen Lebensumſtänden. Sollten Sie dieſe memoires der Königl. Societät vorleſen; ſo melden Sie mir doch, was für Urtheile darüber gefällt werden. Doch dieſen letztern §. den ich blos zu Ihrer Nachricht beygefüget und auf ein beſonders Blatt geſchrieben habe, werden Sie vorhero ſchon davon thun. Ich bin ſtark Willens, eine Academie im kleinen, auf dem Ritterſitze meines Hrn. Principals, anzulegen. Die ſchönen Künſte ſind ja Kinder des Ueberfluſſes. An Eſſen und Trinken mangelt es uns nicht, und ich habe den Hrn. von N. weicher den Witz eines groſen Mannes beſitzt, bereits darzu aufgemuntert. Es ſollen vier Claſſen geordnet werden. Die erſte wird ſich mit der Landwirthſchaft beſchäftigen. Erfahrne Verwalter und Bauern können hierinnen nützliche Mitglieder abgeben: denn dieſe Männer verſtehen von der Oekonomie mehr als die Gelehrten. Die zweite Claſſe iſt der franzöſiſchen und lateiniſchen Sprache gewidmet; die dritte aber tractirt Staatsſachen. In dieſen beiden ſollen Paſtores, Mamſells und politiſche Kannengieſer angenommen werden. Die vierte heißt die muſicaliſche. Der Grund iſt bereits gelegt: denn es wird wöchentlich bei uns Concert gehalten. Vor drei Wochen ließ ſich ein reiſender Schulmeiſter auf der Orgel hören. Mein Principal verehrte ihm ein paar lederne Hoſen, die ihm ſehr nöthig und angenehm waren. Ich denke, es ſollen mehrere Virtuoſen kommen. Da ich Willens bin, den erſten Präſidenten in der Akademie vorzuſtellen, ſo werde Ew. Hochwürden in kurzem nähere Nachricht durch den ordentl. Secretair, von dem Erfolge der Sache, geben laſſen; bleibe indeſſen mit Hochachtung

Dero

gehorſamſter Diener
M. Lampert Wilibald.

VI. Brief.

Das Fräulein v. W. an das Fräulein v. S.

Wilmershauſen, den 26 Sept.

Was werden Sie denken, daß ich eine ganze Woche lang ein tiefes Stillſchweigen beobachtet habe? Wenn Sie meine Briefe auch ſo lange unbeantwortet laſſen wollten; ſo würde ich mich mit tauſend argwöhniſchen Gedanken ſchlagen. Ich bin nun einmal ſo, und ich werde nicht irren, wenn ich mich mit dem Selbſtpeiniger aus dem Terenz vergleiche: ich mache mir einen Haufen Sorge und ängſtige mich, wo ich es nicht nöthig habe. Sie beſitzen einen glücklichen Charakter. Sie lachen mit dem Herrn v. F. über die ganze Welt und machen ſich nicht eine ängſtigende Vorſtellung. Nicht wahr, Sie haben ſich nicht einmal über mein Stillſchweigen gewundert? Sie dachten wohl nicht daran, daß die Urſache davon eine Unpäßlichkeit ſeyn könnte; oder daß mir vielleicht gar der Briefwechſel mit Ihnen, wie der Clariſſe mit dem Fräulein Howe könnte unterſagt ſeyn. Solche Vorſtellungen würde ich furchtſames Mädchen mir nur haben machen können, wenn ich an Ihrer Stelle wäre und Sie Sich an der meinigen befänden; aber davon wiſſen Sie nichts. Sie haben recht wohl gethan, daß Sie Sich keine ſo unnöthige Sorge machten, ich befinde mich wohl und habe auch noch nicht den grauſamen Befehl erhalten, mit Ihnen keine Briefe mehr zu wechſeln. Meine Mutter iſt zwar mit Ihnen ganz und gar nicht zufrieden, und wenn der Herr v. N. noch wohl bei ihr angeſchrieben ſtünde; ſo könnte es ſeyn, daß ſie ſich öffentlich gegen Sie erklärete:

Doch die glückliche Zwietracht zwiſchen ihr und dem Herrn Oncle von Ihnen macht ſie gegen mich etwas geſchmeidiger, ſie geſtattete es, daß ich unter der Hand einen Briefwechſel mit Ihnen unterhalten darf; ob ſie mir gleich bis jetzo noch nicht erlauben will, Ihnen ſelbſt meine Aufwartung zu machen.

Die Urſache meines Stillſchweigens iſt dieſe. Ich hatte neulich eben meinen Brief geſiegelt und ſolchen meinem Mädchen gegeben, um ihn durch Jobſten beſtellen zu laſſen, da ich zu meinem Vater gerufen wurde. Er gab mir einen entſiegelten Brief der ſo viele Falten hatte, als wenn er aus Verdruß von jemand wäre zuſammengedruckt worden, er war von dem Herrn v. N. Ich las ihn flüchtig durch, und war ſo beſtürzt, daß ich zitterte. Er enthält, ſo viel ich mich noch davon erinnere, eine feierliche Abbitte wegen deinen Beleidigungen, die er mir dadurch zugefügt zu haben glaubte, daß er ſich an einem Tage, an welchem ich die Seinige werden ſollte, im Trunke übernommen hätte; er verſprach dieſen Fehler zu verbeſſern und bat mich Millionen mal um Verzeihung. Wenn mir recht iſt, ſo gelobte er mir eine ewige Treue. Ehe ich noch den Brief ganz durchgeleſen hatte, trat meine Mutter mit einem verdrüßlichen Geſichte in das Zimmer, welches mich muthmaßen ließ, daß es einen kleinen Zwiſt zwiſchen meinem Vater und ihr müßte geſetzt haben, der zuſammengedruckte Brief ſahe dem Zankapfel ſehr ähnlich. Das Fräulein hat doch noch, ſagte ſie, den albernen Wiſch in die Hände bekommen? Zerreißen Sie ihn den Augenblick in tauſend Stücke und werfen Sie den Plunder zum Fenſter hinaus. Ich war im Begriff, dieſen Befehl meiner Mutter zu erfüllen, Sie wiſſen, daß Sie von jedermann, dem Sie zu befehlen, ein Recht zu haben glaubt, einen blinden Gehorſam fordert, und ich wünſchte, daß mir nie ein Gebot von ihr ſchwerer zu erfüllen ſeyn möchte, als dieſes. Allein mein Vater befahl mir gerade das Gegentheil. Unterſtehe dich - willſt du - ſagte er, da ich eben das Urtheil meiner Mutter vollſtrecken wollte, ke, und erhob ſich von ſeinem Stuhle. Ich werde es nicht zugeben, daß mein Freund von euch Weibesleuten beſchimpfet wird, meine Frau hat ihm ohnedem bereits nicht für einen Pfennig Ehre gelaſſen. Gieb du mir den Brief nur wieder her, ich will ihn aufheben. Meine Mutter winkte mir zwar, ich ſollte ihn, ehe ihn mein Vater in die Hände bekam, geſchwinde zerreißen: ich gehorſamte aber meinem Vater. Er legte ihn ſehr ſorgfältig und in einer gewiſſen Entfernung von ſeiner Gemahlin zuſammen, vielleicht aus Beiſorge, daß ſie einen Angriff darauf wagen möchte, um ſich deſſelben zu bemächtigen, und ſchloß ihn in ſeinen Schrank. Ich kann nicht errathen, aus was für einer Abſicht ſie nicht geſtatten wollte, daß ich dieſen Brief zu Geſichte bekäme, wenn es nicht dieſe iſt, mir die Gelegenheit zu benehmen, über ſie zu ſpotten, daß ſie mir einen Mann ſo ſehr angeprieſen hat, von dem ſie jetzo wünſcht, daß ſie ihn nie möchte veranlaſſet haben, an mich zu gedenken. Sie will, wie es ſcheint, alle ſchriftliche Denkmaale ſeiner Liebe gegen mich auch aus dieſer Urſache vertilgen: damit dieſe ihr nicht einmal zu Vorwürfen in ihrem Gewiſſen gereichen. Ich glaubte immer, eine Gelegenheit zu finden, dieſes Schreiben wiederum in meine Gewalt zu bekommen, um es ihnen mitzutheilen, weil aber mein Vater mit keinem Worte wiederum daran gedacht hat: ſo ſehe ich nicht, unter was für einem Vorwande ich es von ihm zurück fordern ſoll. Sie ſehen alſo die Urſache der Verſpätung meiner Antwort.

Der Major Ln. iſt beinahe jetzo unſer täglicher Gaſt. Geſtern ließ ihn meine Mutter durch einen expreſſen Boten einladen; er iſt aber erſt heute gekommen. Sie unterredet ſich eben jetzo mit ihm, und ich höre, daß ihr Geſpräch oft ſehr lebhaft wird, ich vermuthe, es betrifft ihre Familienangelegenheiten. Was der Mann lachen kann! Man hört ihn weiter als man ihn ſieht. Er iſt unten im Saale, und wenn er lacht, ſo giebt mein Klavier hier neben mir allezeit einen Wiederſchall. Es müſſen doch wohl keine Dinge von allzugroßer Wichtigkeit auf dem Tapet ſeyn. Nun werde ich allem Anſehen nach wohl niemals die Ehre haben, mich ihre Tante zu nennen; ich bin aber nicht weniger ſtolz darauf, wenn ich nur beſtändig ein Recht habe mich zu nennen

Ihre

aufrichtige Freundin und Dienerin
Juliane v. W.

* * *

VII. Brief.

Das Fräulein v. S. an das Fräulein v. W.

Schönthal, den 29 Sept,

Glauben Sie es nur, ich bin im höchſten Grade auf Sie eiferſüchtig. Ich habe mich immer für das gelehrteſte Mädchen in unſrer ganzen Gegend gehalten, Sie wiſſen, daß ich zu den Füßen eines grundgelehrten Mannes, eines Lamperts geſeſſen habe, der ſich über den großen Haufen gemeiner Lehrmeiſter, gleichwie unſer Kirchthurm hoch über die niedrigen Strohdächer hinausſchwinget: allein ich werde künftig nicht mehr Urſache haben, meiner Eitelkeit zu ſchmeicheln; ich ſehe daß Sie auch ein Bisgen gelehrt thun können. Sie vergleichen ſich mit dem Selbſtpeiniger aus dem Terenz, dieſer Vergleich hat ein vielzugelehrtes Anſehen, als daß ich dabey gleichgültig bleiben ſollte. Wenn Sie Sich mit dem Menſchenfeinde des Moliere verglichen hätten, ſo würde ich es noch haben hingehen laſſen. Doch ich will mich auch nicht deswegen mit Ihnen zanken, weil ſie wiſſen, daß ein Terenz in der Welt geweſen iſt. Sie kennen dieſen Mann doch nicht anders als aus einer Ueberſetzung; ich hingegen, ich kann mich rühmen, unter Anführung meines treflichen Lehrers, ein gutes Stück der Ueberbleibſel dieſes Schriftſtellers in der Grundſprache geleſen zu haben. Sehen Sie, wie weit ich Sie hinter mir laſſe? Aber dem ohngeachtet bin ich feſt entſchloſſen, die erſte gelehrte Vergleichung, die Sie wieder machen, mit einem lateiniſchen Briefe zu beſtrafen. Ich kann noch ziemlich gut dekliniren, Ancilla und Scamnum macht mir eben keine Schwürigkeiten. Sie haben nun einmal meinen Trieb rege gemacht, bey aller Gelegenheit etwas gelehrtes auszukramen; ſchreiben Sie Sich es alſo ſelbſt zu, daß Sie diesmal einen Brief, nach den Regeln des Lampertiſchen Geſchmacks eingerichtet, von mir erhalten, das iſt, in welchen ſo viele Sprüchwörter und Sentenzen eingeſtreuet ſind, als ich werde aufbringen können. Eine habe ich ſchon auf der Zunge, ich will Sie damit beſtechen, daß Sie meinen Scherz nicht für eine Satire aufnehmen. Ihnen gefällt mein aufgeräumtes Gemüth. Sie nennen es einen glücklichen Charakter, daß ich mich nicht immer mit einem Haufen Sorgen ſchlage, und ein Vergnügen darinne finde, mich ſelbſt zu beunruhigen: aber Sie irren Sich. Sie haben bei Ihrer furchtſamen und ängſtlichen Gemütsart, die Sie Sich zueignen, vor mir gar vieles zum Voraus.

Dadurch, daß Sie alles fürchten, werden Sie auf eine genaue Unterſuchung aller Umſtände geführet, die Ihnen vorkommen; Sie ſehen alle unangenehme Folgen von weiten, und werden von keinem Verdruſſe unbereitet überraſchet; Sie können alſo mit leichter Mühe vielen Verdrüßlichkeiten ausbeugen, worinn mich meine Leichtſinnigkeit unbemerkt verwickelt. Ihr Mistrauen führet Sie zur Sicherheit. La méfiance eſt la Mere de la Sûreté, das iſt Richelets Ausſpruch, eines Mannes, der bei mir ſehr viel gilt.

Die Frau v. W. hat nicht geſtatten wollen, daß Sie den Brief Ihres Anbeters zu Geſichte bekämen, Sie verſuchen es, ihre Abſicht dabei zu entdecken; aber mich dünkt, Sie ſind hierbei nicht ſonderlich glücklich geweſen. Ich will Ihnen das Verſtändniß eröffnen. Ihre Frau Mutter haſſet gegenwärtig meinen Oncle eben ſo ſehr, als ſie ihn vor einigen Wochen hoch ſchätzte, und ſie bemühet ſich mit eben dem Eifer, die Flammen auszutilgen, mit welchem ſie ſolche entzündet hat. Iſt es nicht der Klugheit gemäß, ihm alle Gelegenheit abzuſchneiden, ſich einen Zugang zu Ihrem Herzen zu verſchaffen? Wie leicht könnten Sie nicht, durch einen ſo zärtlichen Brief, als Ihr Anbeter unfehlbar geſchrieben hat, zum Mitleiden gegen ihn bewogen werden? Wenn eine Schöne nur erſt einem ſchmachtenden Liebhaber ihr Mitleiden ſchenket, habe ich ſagen hören, alsdenn hat er gewonnen Spiel. Der Herr v. N. hat auf das Ihrige die gerechteſten Anſprüche. Hat er nicht Ihrentwegen Wind und Wetter auf ſich losſtürmen laſſen? Hat er nicht um Ihrentwillen Leib- und Lebensgefahr ausgeſtanden? Hat er nicht Ihnen zu Ehren ſich tapfer bezeigt, und ſind Sie nicht die einzige Urſache, daß er auf ſeinem Lager unter den Schmerzen ſeines podagriſchen Fußes ſeufzet? Alle dieſe Umſtände, wenn ihnen der reizende Liebesbrief noch einiges Gewichte gegeben hätte, würden ein ſo ſanftes Herz als das Ihrige nothwendig erweichet haben. Unterſuchen Sie ob ich die Abſichten der Frau v. W. nicht tiefer eingeſehen habe, als Sie ſelbſten. Ja ja, das war eine Probe ihrer Staatsklugheit, daß ſie Ihnen den Brief des Herrn v. N. verheelen wollte, ſie dachte an das alte Sprüchwort: petit à petit l'oiſeau fait ſon nid. So iſt es! Aus einem kleinen Funken entſtehet oft ein großes Feuer.

Aber ſagen Sie mir doch, warum Sie immer bereit ſind, Ihrer Stiefmutter einen blinden Gehorſam zu leiſten, nicht anders, als wenn ſie Ihre Priorin wäre, ſie kann Sie doch nicht mit der Katze eſſen laſſen, wenn Sie es nicht thun? Sie befiehlt, und Sie erfüllen ihre Befehle pünktlich, auch da, wo es Ihnen viel beſchwerlicher wird, ihr Gehorſam zu leiſten, als wenn Sie ihr ſolchen verſagen. Meine Stiefmutter dürfte ſie nicht ſeyn. Der blinde Gehorſam, was für ein verhaßtes Wort! Doch vielleicht würde ſich meine Gemüthsart beſſer für ſie ſchicken, als die Ihrige. Nach einem kleinen Hauskriege von vierzehn Tagen würden wir die beſten Freunde ſeyn. Wagen Sie es einmal

mal, und kündigen Sie ihr eine Zeitlang allen Gehorſam auf, Sie werden Wunder ſehen. Sie muß in ihrem Elemente angegriffen werden. Wenn ſie ſchnäubt und brauſt, ſo erwiedern Sie gleiches mit gleichem. Wenn ſie mit einer angenommenen Freundlichkeit etwas bitteres ſagt; ſo geben Sie ihr alles mit eben dieſer freundlichen Miene zurück. Dem Gifte muß durch einen Gegengift die ſchädliche Wirkung benommen werden. Hören Sie, wie ein guter Auctor ſich über dieſe Materie ausdruckt:

Oignez vilain il vous poindra,
Poignez vilain il vous oindra.

Ich glaube, er hat Recht. Das iſt aber wohl Ihrem ſanftmüthigen Charakter entgegen, Sie ſind ein gutes frommes Kind, Sie wollen lieber Ihre Gebieterin mit guter Art gewinnen, als mit Sturm überwinden; Sie denken: il faut mieux plier que rompre. In der That, Sie ſind auf einem guten Wege, ich billige ihn; für mich aber wäre er zu langweilig. Die Sonne mußte einen Wandrer lange liebkoſen, ehe er ihr zu Ge-

Gefallen ſeinen Pelz ablegte; da er aber dem Sturmwinde eben dieſe Gefälligkeit verſagte: ſo warf ihn dieſer mit ſammt ſeinem Pelze in einem Graben.

Was hat denn Ihre Frau Mutter mit dem Major v. Ln. für Familienangelegenheiten zu berichtigen? Haben ſie etwan miteinander eine reiche Erbſchaft gethan; oder wollen ſie erſt einen alten abgelebten Vetter ſterben laſſen? Halten Sie mir dieſe Frage zu gute, ich verlange nicht, daß Sie ihre Geheimniſſe ausforſchen ſollen; ich bringe ſie nur aus Bewunderung vor, daß die Frau v. W. und der Major noch gute Freunde ſind. Sie eiferte ja ſonſt immer über ihn, und wünſchte ſich die Gelegenheit, ihm ihre Meinung einmal unter die Augen ſagen zu können. Es ſcheint, daß Sie über den Major eine kleine Spötterei auslaſſen wollen. Sie ſcherzen über etwas, das mit zu ſeinen Vollkommenheiten gereichet. Ein Soldat, und beſonders ein Major muß eine geſunde Lunge haben. Wie er ſein Regiment muß überſchreien können; ſo muß er auch alle Geſellſchaften überlachen können. Ich rathe es Ihnen, daß Sie ihn nicht zum Gegenſtand Ihres Witzes machen; er ſcheint mit alledem ein feiner Mann zu ſeyn. Wenn ihn gleich nicht der Hof erzogen hat; ſo beſitzt er doch eine gute Lebensart, wenigſtens kann man nicht das Sprüchwort auf ihn anwenden: il eſt du tems, qu'on ſe mouchoit ſur la manche. Sie werden denken: la belle plume fait le bel oiſeau, der blaue Rock mit rothen Aufſchlägen, wie mein Oncle ſagte. Nein, dieſer erweckt bey mir kein Vorurtheil. Ich denke, es iſt Zeit, daß ich meinem Gewäſche ein Ende mache; wer weiß ob Sie Sich die Mühe nehmen, es zu leſen. Sie ſind nicht gewohnt, die Schönheiten des Lampertiſchen Geſchmacks einzuſehen. Ich will es Ihnen gerne vergeben, wenn Sie den größten Theil meines Briefes überſchlagen, wenn Sie nur die Verſicherung annehmen, daß Sie nie aufhören wird zu lieben

Dero

aufrichtige Freundin und Dienerin
Amalia v. S.

VIII. Brief.

Das Fräulein v. W. an das Fräulein v. S.

Den 3 Octob.

Loſes Fräulein,

Wie weit können Sie einen kleinen unſchuldigen Ausdruck treiben, von dem ich kaum glaubte, daß er Ihrer Aufmerkſamkeit würdig wäre. Sie beſtrafen mich für eine kleine Pedanterei, darein ich nach Ihrem Urtheile ſoll verfallen ſeyn, mit einem Briefe nach Lampertiſchem Geſchmack. Eine gnädige Strafe in der That! die mir ſehr vieles Vergnügen verſchafft hat, und für welche ich glaube, Ihnen verbunden zu ſeyn. Um aber Ihren Verweiſen in Zukunft zu entgehen: ſo habe ich mir vorgenommen, mein Pfund ganz und gar zu vergraben. Sie ſollen Ihr Tage nichts wieder von mir hören, das, wie Sie ſagen, ein gelehrtes Anſehen hat. Das mag es ſeyn, was ich Ihnen wegen Ihres leichtfertigen Schreibens ſagen wollte. Bereiten Sie Sich zu, nun eine Sache von Wichtigkeit zu vernehmen. Erſchrecken ſie nicht, ſagt man, wenn man Jemand recht ſehr erſchrecken will, ich möchte es bald zu Ihnen ſagen. Denken Sie nur, der Herr v. N. hat den Major in einem Briefe an meinen Vater aufs empfindlichſte beleidiget. Meine Mutter hat ihn in die Hände bekommen, und nach ihrer Gewohnheit ſogleich entſiegelt. Der Herr v N. ſoll ſie darinne auch nicht geſchonet haben, und ſie iſt darüber ſo ſehr aufgebracht, daß ſie den Major heftig anliegt, ſeine und ihre Ehre zu retten. Das iſt die Urſache ihrer geheimen Unterredung geweſen, welcher ich in meinem Briefe gedachte. Ich würde nichts von der ganzen Sache erfahren haben, wenn mir der Major das Geheimniß nicht ſelbſt entdeckt hätte. Meine Mutter war nicht zugegen, und mein Vater ſchlief auf ſeinem Sorgeſtuhle. Was werden Sie davon denken, Fräulein Baſe, ſagte er, wenn ich mit ihrem Verehrer dem Herrn v. N. Händel bekomme, werde ich dadurch ihre Ungnade verdienen? Der Mann hat es zu arg gemacht, er verdient eine kleine Züchtigung, und ich hoffe nicht, daß Sie ungehalten darüber werden, wenn ich ihn ein wenig beſſere.

Wie? der Herr v. N. ſollte Sie beleidiget haben? das kann ich nicht begreifen, Sie haben ihm, ſo viel ich weiß nicht die geringſte Gelegenheit dazu gegeben. Vielleicht gründet ſich ihr Unwille gegen ihn nur auf einen Misverſtand, er legt ſeine Worte nicht eben allezeit auf die Waage. O nein! ſagte der Major, ich kann mich in der That von ihm beleidiget halten, wenn ich es thun will. Wie ich ſehe, ſo wiſſen Sie noch nichts von unſerm Zwiſte; ich will Ihnen den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Er eröffnete mir, was es für eine Bewandtniß mit dem Briefe hätte, den der Herr v. N. an meinem Vater geſchrieben hat. Er fügte hinzu, ſeine Baſe, die Frau v. W. hätte ihm neulich durch einen expreſſen Boten einladen laſſen, und da er den Tag darauf gekommen wäre, hätte ſie ſich aufs heftigſte über den Herrn v. N. beklaget; ſie hätte ihm auch eine Abſchrift dieſes Briefes gezeiget, und wäre ſo erbittert auf den Herrn v. N. geweſen, daß ſie es gerne würde geſehen haben, wenn er von Stund an ſich nach Kargfeld zu dem podagriſchen Greiſe begeben, und ſich mit ihm auf dem Bette duelliret hätte. Um die ungeſtüme Frau nur in etwas zu beſänftigen und ſie abzuhalten, daß ſie ihn nicht einer Feigheit beſchuldigen möchte, hätte er in ihrer Gegenwart ein Cartel gegen den Herrn v. N. aufgeſetzt; da ihr aber dieſes viel zu glimpflich geſchienen: ſo hätte ſie ihm ſelbſten einen verwünſchten Brief dictiret, welcher dem guten Manne das Podagra gewiß in den Leib würde getrieben haben, wenn er ihm ſolchen während dieſes ſchmerzhaften Zufalls zuſchicken wollte. Er hätte ſich aber ein Gewiſſen daraus gemacht, die Quaal des Patienten zu vergrößern, und er würde ihm den Fehdebrief nicht eher einhändigen laſſen, bis er wieder wohl wäre.

Ich ſagte, es würde am beſten ſeyn, wenn es ganz und gar unterblieb, ich wüßte gewiß, daß der Herr v. N. nicht die Abſicht gehabt hätte, ihn in dem Briefe an meinem Vater zu beleidigen, und wenn ja ein und der andere Ausdruck in demſelben könnte gemißdeutet werden; ſo wäre es doch Niemand als meine Mutter, die eine ſchlimme Auslegung darüber machte, und ihrem Urtheile könnte man nicht trauen, da ſie jetzo gegen den Herrn v. N. ſo ſehr aufgebracht wäre. Er würde ganz und gar nichts an ſeiner Ehre verlieren, wenn er auch gleich dieſe Beleidigungen an dem Herrn v. N. nicht rächete, und er ſollte ſelbſt urtheilen, was man davon denken würde, wenn er den Grund zu ſeinen Händeln aus einem unterſchlagenen Briefe herleiten wollte.

Er erkennte, daß dieſes weder für ihn noch für die Frau v. W. ſogar vortheilhaft wäre, da er ſich aber einmal gegen dieſe anheiſchig gemacht hätte, ihr und ſeine beleidigte Ehre gegen den Herrn v. N. zu vertheidigen: ſo läge es an weiter nichts, als an meiner Erlaubniß hierzu. Es wäre ihm bekannt, wie ſehr ich wünſchte, daß jedermann gut von mir urtheilen möchte; es könnte aber leichtlich geſchehen, daß der Herr v. N. oder ſeine Anverwandten auf die Gedanken kommen könnte, ich hätte ihn aus Unwillen gegen dieſen verhaßten Anbeter angeſtiftet, ihn vor die Klinge zu fordern: deswegen wollte er nichts unternehmen, bis ich ihm erſt meine Meinung hierüber entdeckt hätte.

Dieſer Vorwand ſchien mir ziemlich gezwungen zu ſeyn, er wollte etwas ſagen, daß das Anſehen hätte, als wenn er wünſchte, ſich bei mir ein Verdienſt zu machen: im Grunde aber wollte er nichts anders thun, als mir ein höfliches Kompliment machen. Ich that mein beſtes, eben dieſes auch gegen ihn zu beobachten; zugleich verſuchte ich es, ihn dahin zu bewegen, aus dieſer Kleinigkeit keinen Ernſt zu machen. Er lächelte, und antwortete ſo, daß es ſchien, als wenn er geneigt wäre, die ganze Sache für einen

Scherz aufzunehmen; doch glaube ich, daß er es mehr that aus Gefälligkeit gegen mich, um mir nicht zu widerſprechen, als daß es ſein rechter Ernſt war. Ich hatte mir vorgenommen, ſeine wahren Geſinnungen auszuforſchen; aber die Wiederkunft meiner Mutter unterbrach das Geſpräche. , Sie kennen den Character derſelben, ſie wird alles anwenden, das Gemüth des Majors gegen Ihren Oncle zu erhitzen, und ich zweifle nicht daran daß es ihr gelingen wird. Dieſe Unterredung mit dem Major ſchien mir zu wichtig zu ſeyn, als daß ich ſie Ihnen verſchweigen ſollte; Sie werden nebſt Ihrem Herrn Schwager, von dieſer Nachricht alſo nach ihrer Klugheit den Gebrauch zu machen wiſſen, der für ihrem Herrn Oncle der vortheilhafteſte iſt. Suchen Sie es wenigſtens dahin zu bringen, daß der Herr v. N. ſich eine Zeitlang ruhig hält, bis die erſte Hitze vorüber iſt, und wo Sie können, ſo ſuchen Sie es zu verhüten, daß er nicht etwa meine Mutter vom neuen erbittert. Dieſe kleinen Beleidigungen könnten für ihn von wichtigen

Folgen ſeyn. Der Herr Baron und der Major v. Ln. ſind ja ſehr gute Freunde von Alters her, ich dächte, wenn ſich Ihr Herr Schwager ins Mittel ſchlüge; ſo ſollte wohl die ganze Sache ſo überhin gehen, ohne daß etwas ſonderliches daraus gemacht würde. Dieſes iſt auch der aufrichtige Wunſch

Ihrer

ergebenſten Dienerin
Juliane v. W.

IX. Brief.

Das Fräulein v. S. an das Fräulein v. W.

Den 5 Oct.

Ich war ganz auſer Athem, da ich Ihren Brief geleſen hatte. Wie Sie mich doch erſchrecket haben mit Ihrem thraſoniſchen Major! Ich kann es Ihnen nicht vergeben. Er hat meine Achtung verlohren, weil er einen Eiſenfreſſer vorſtellen will. Glauben Sie es nur, der Herr v. N. hat nichts von ihm zu fürchten – Nein ganz und gar nichts! Leute die von ihren Händeln ſo viel Weſen machen, und immer erzählen, wieviel ſie noch erſchlagen wollen, die bringen keinen Menſchen ums Leben. Stellen Sie Sich mein Schrecken auch nur nicht gar zu außerordentlich vor; ich freue mich vielmehr, und wünſche, daß das Duell zwiſchen den beiden Männern zu Stande kommen möge, ich habe Luſt meinem Oncle einen leichten Sieg in die Hand zu ſpielen. Er ſtehet ſeinen Mann, das weiß ich, und ich darf ihm nur den Rath geben, den Cäſar einsmals ſeinen Soldaten gab, um ſeinen Gegner aus der Faſſung zu bringen. Wiſſen Sie, worinnen dieſer beſtund? Wo wollen Sie das wiſſen! das ſind Dinge, die nur uns gelehrten Mädchens bekannt ſind, und davon haben Sie Sich ausgeſchloſſen. Gut, ich will es Ihnen dann erzählen, ſitzen Sie fein ſtille, und hören Sie zu. Cäſar und

Pompejus waren einsmals im Begriffe, einander eine Schlacht zu liefern, um das Schickſal Roms, ſo wie ihr eigenes, zu entſcheiden. Cäſars Heer beſtund aus alten verſuchten Soldaten, lauter Schnurbärten von dem martialiſchen Anſehen meines Oncles; zu dem Pompejus hingegen hatte ſich der größte Theil des römiſchen Adels geſchlagen, meiſtens feine ſüße Herrn, die den erſten Feldzug mit machten, geſchickter in dem zärtlichen Rom, als im Felde Eroberungen zu machen. Die Legionen des Cäſars wurden durch die Menge und den hitzigen Angriff der jungen Krieger, in etwas ſchüchtern gemacht; der General aber hatte ihnen nicht ſo bald zugerufen: Soldaten, nach der Stirn führt eure Streiche, ſo kehrten die jungen Römer dem Feinde den Rücken, um eben die Larve wieder nach Rom zu bringen, die ſie von da mitgenommen hatten. Was meinen Sie, ſollte ſich dieſe Kriegsliſt nicht hier auch anwenden laſſen? Der Major hat von ſeiner Bildung, wie es ſcheint, keine geringen Begriffe; aber der Herr v. N, hat ſein Geſicht bald um zwanzig Jahre überlebt. Verlaſſen Sie Sich auf mein Wort, Ihr prahlender Major ſoll ein Ehrenzeichen bekommen, oder mein Oncle muß auf dem Platze bleiben : ‚

‚ Nun, das nennen Sie gottloß, frommes Kind! Nicht wahr? Es iſt auch ein Bisgen zu arg; wenn ich in dieſer Sprache fortreden wollte, ſo würden Sie mir bald eine nachdrückliche Strafpredigt halten; oder Sie verdammten wohl gar meinen Brief zum Feuer. Thun Sie es ja nicht, es iſt ſo böſe nicht gemeinet, ich habe Ihnen nur zeigen wollen, daß Sie nicht unrecht haben, wenn Sie von mir ſagen, ich machte mich über die ernſthafteſten Dinge luſtig. Es iſt wahr, ich habe einen Hang dazu, über das zu ſcherzen, worüber andere erſchrecken, oder ſich betrüben; dieſe muthwilligen Anfälle gehen aber ſogleich vorüber, wenn ich Niemand finde, der mit lachen will. Da Sie dieſes jetzo gewiß nicht thun werden; ſo will ich meine Ernſthaftigkeit nun wieder zurück rufen.

Es iſt andem, Ihr letztes Schreiben hat uns in etwas beſtürzt gemacht. Sie dürfen nicht denken, daß ich hier in der Sprache großer Herren rede, und mich alleine verſtehe, der Baron und meine Schweſter leſen Ihre Briefe, und ich glaube, Sie geſtatten es. Zu einem ernſtlichen Duell zwiſchen meinem Oncle und dem Major will es der Baron durchaus nicht kommen laſſen, und wenn er ſich ſelbſt mit dem letztern herumſchlagen müßte; indeſſen denkt er nicht, daß es ſo gefährlich iſt. Er iſt geſtern mit dem Major in Reichenberg in Geſellſchaft geweſen; er hat ſich aber nicht das geringſte von einem Unwillen gegen meinen Oncle merken laſſen. Der Baron glaubt, die Frau v. W. müßte ihm ein Stillſchweigen auferlegt haben, damit er ſich nicht zum Schiedsrichter unter den Partheien aufwerfen möchte. Dieſem Vormittag war der Magiſter hier. Ich machte mich an ihn, um zu erfahren, ob ſein Patron auf dem Brief an den Herrn v. W. eine Antwort erhalten hätte. Er verwunderte ſich außerordentlich darüber, daß ich wußte, daß der

Hr. v. N. an den Herrn v. W. geſchrieben hätte, und er konnte gar nicht begreifen, durch was für einen Canal ich dieſes erfahren hätte. Aus ſeiner Verwunderung ſchloß ich, daß die Sache ſehr geheim hatte zugehen ſollen. Endlich geſtund er, daß ſein Gönner von dem Herrn v. W. eine Antwort erhalten hätte, die ihm aber gar nicht gefällig wäre. Der Herr v. W. wäre der rechtſchaffenſte Cavalier von der Welt; ſeine Gemahlin aber machte gefährliche molimina, den Herrn v. N. vielen Verdrüßlichkeiten auszuſetzen, die er jedoch, ſo bald er nur wieder einen Fuß regen könnte, nach dem Beiſpiele Sir Carls durch großmüthige Bewegungen alle zu überſteigen hoffte. Die Frau v. W. würde bald dahin gebracht werden, daß Sie, wie alle Feinde des Baronets, ihre Fehler erkennen und ſich derſelben ſchämen würde. Der Magiſter ſtellte zugleich zwiſchen ihr und der Frau Jervois eine weitläuftige Vergleichung an. Sie ließ ſich noch ſo ziemlich hören, nur darinne ſchien er es nicht getroffen zu haben, daß er den Major einen von ihren auf eine Zeitlang angenommenen Männern nennte. Mich dünkt, wenn Sie doch ja nie Henriette Byron ſeyn ſollen: ſo würde er eher dem Greville ähnlich ſeyn; doch wer weiß, wie viele Rollen mein Oncle und der Magiſter dieſem guten Manne aus dem Grandiſon noch ſpielen laſſen. Ich glaube ganz gewiß, mein Oncle hat einen ungegründeten und recht böſen Verdacht auf den Major geworfen; die Vergleichung des Magiſters, bringt mich auf dieſe Gedanken; er ſiehet aber die Sache nicht recht ein. Die Gefälligkeiten des Majors gegen die Frau v. W. haben etwas ganz anderes zum Gegenſtande. Er hütet ſich, die Dame zu beleidigen, damit ſie ihm nicht den Zutritt zu ihrer Fräulein Tochter verſagen ſoll. Warum will ſich denn der Mann durchaus ein Verdienſt bey Ihnen machen? Die täglichen Viſiten = die haben etwas mehr als Familienangelegenheiten zu bedeuten, dieſe würden keine täglichen Conferenzen erfordern; aber der Argwohn meines Oncles iſt lächerlich. Geben Sie nur Achtung, mein Kind, ob nicht der Mavor den Augen meines Oncles bald ein Greville oder gar Sir Hargrave Pollexfen ſeyn wird. Ich denke, wir werden über dieſen Punkt noch oftmals etwas zu lachen bekommen, wenn nur erſt der Zwiſt der beiden Männer in der Güte beigeleget iſt. Ich hoffe, der Baron wird alles zum beſten kehren, und da Sie bereits Ihre Bemühungen ſelbſt zu dieſer Abſicht angewendet haben; ſo kann die Sache keinen andern, als einen guten Ausgang gewinnen. Wir hoffen alle das beſte, inzwiſchen iſt dabey am wenigſten beſorgt

Ihre

ergebenſte Freundin und Dienerin
Amalia v. S.

X. Brief.

Fräulein Amalia an das Fräulein v. W.

Kargfeld, den 19 Oct.

Das iſt eine ſchreckliche Verwirrung in dem Hauſe! Alles läuft wider einander. Zu keiner ungelegnern Zeit hätte ich einen Beſuch in Kargfeld abſtatten können als heute. Um nicht in dem Getümmel erdruckt oder beſchädiget zu werden, habe ich mich in Tante Kunigunden ihre Zelle geflüchtet, und will mich für langweiliger Zeit mit der Beſchreibung dieſes unerwarteten Zufalls beſchäftigen. Haben Sie die Geduld, mir zuzuhören, ich will Ihnen die Sache vom Anfang bis auf den gegenwärtigen Augenblick erzählen. Sie wiſſen, daß mein Oncle von ſeiner Unpäßlichkeit vollkommen wieder hergeſtellet iſt. Er ließ uns deswegen auf heute zu ſich einladen, um wegen ſeiner glücklichen Geneſung, allerley Luſtbarkeiten anzuſtellen. Meine Schweſter und ich haben uns eingefunden. Der Baron hatte ſich ſchon auf heute bei einem Freunde verſprochen, und will, wenn er ſich von ſeiner Geſellſchaft loßreißen kann, erſt gegen Abend kommen. Alles war bei unſerm Oncle, wie zur Begehung eines Feſtes zugeſchickt. Der Herr v. H. der nie geſünder geweſen, als ſeitdem er auf ſeiner Heimreiſe von Wilmershauſen mit dem Pferde geſtürzet hat, war nebſt ſeinen beiden Brüdern auch zugegen. Mein Oncle wollte einen Ball anſtellen, um jedermann zu zeigen, daß er wieder wohl zu Fuße ſey. Vorhero ſollte ein vortrefliches Concert, von der Compoſition eines Lorenz Lobeſans, wozu der Magiſter Lampert den Text verfertiget hatte, aufgeführet werden. Man entdeckte allenthalben Zeichen der lebhafteſten Freude. Unter einem künſtlichen Präludio, wozu der Cantor alle ſieben Regiſter der Hausorgel meines Oncles gezogen hatte, wurden bereits die Inſtrumenten geſtimmet; zwölf Adjuvanten ſtrichen ſchon die langen goldgelben Haare aus dem Geſichte, um die Noten deſto beſſer ſehen zu können; zwei davon bemüheten ſich, alle vorräthige Luft in dem Muſikzimmer einzuathmen, und ſetzten bereits ihre Waldhörner an, um ſie durch lebhafte Töne wieder auszulaſſen. Jedermann hatte ſeinen Platz eingenommen, und Lampert, der die Partitur führte, war eben im Begriff, den linken Fuß und die rechte Hand aufzuheben, um durch einen nachdrücklichen Tritt und Schlag das Zeichen zum Anfange einer lermenden Fuge zu geben: da der Jäger des Majors v. Ln. in das Zimmer geführet wurde, der meinem Oncle einen Brief überbrachte, den er mit einer ernſthaften und verächtlichen Mine entſiegelte. Er hatte ihn nicht ſo bald geleſen; als er ſeine Cantate voll Verdruß auf den Tiſch warf und eiligſt nebſt dem Magiſter das Muſikzimmer verließ, um mit ihm, wie er ſagte, über eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit zu rathſchlagen. Jedermann erwartete ihre Wiederkunft mit einer ſolchen Begierde, als wenn man hätte wollen Hanns

Norden ſehen in ſeinen Krug ſteigen. Der Cantor ließ dann und wann die große Orgelpfeife brummen, um ſie an ihre Rückkehr zu erinnern; allein vergebens. Tante Kunigunde kam nach Verlauf einer halben Stunde zurück, und meldete, daß wegen eines wichtigen Zufalls die Aufführung der Cantate diesmal unterbleiben müßte. Sie ſagte dieſes mit einer ſo ängſtlichen Stimme, daß der Cantor mit den weiſeſten ſeiner Adjuvanten anfing, die Köpfe zuſammen zu ſtecken, und allerlei politiſche Betrachtungen hierüber anzuſtellen. Wigand, Jacob, Heinrich liefen unterdeſſen Trepp auf Trepp nieder, und trugen ſich mit Degen und Piſtolen. Die unverſtändigen Muſikanten, die die Urſache dieſer Bewegungen nicht einſehen konnten, verbreiteten auf einmal das furchtbare Gerüchte, der Feind wäre ſchon im Anmarſch. Alles gerieth darüber in Aufruhr; jeder wollte der erſte bei der Thür ſeyn, um ſich zu retten. Die Angſt machte, daß man nur auf ſeine eigene Sicherheit dachte. Es galt hier kein Anſehen der Perſon. Ich ſchätzte mich alſo glücklich, daß ich noch zu rechter Zeit, durch eine Nebenthür, mich aus dem Gedränge machen konnte.

Sie werden leicht einſehen, was dieſen Aufruhr veranlaſſet hat. Mein Oncle hat den Fehdebrief von dem Major erhalten. Ich bin darüber ſehr beſtürzt, ſo wenig Sie es auch an meinem Briefe wahrnehmen können. Den Scherz bei Seite geſezt, ſo können Sie glauben, daß dieſe Aufforderung das ganze Haus meines Oncles in Verwirrung geſetzet hat. Die Ausführung des Concerts wurde dadurch unterbrochen; aus dem Balle wird auch nichts; die Geiger und Pfeifer ſind aus dem Hauſe getrieben; das lermende Vergnügen hat auf einmal mit einer traurigen Stille gewechſelt. Mein Oncle befindet ſich noch immer nebſt dem Herr v. H. und ſeinen Brüdern in einer tiefen Berathſchlagung. Wigand iſt die einzige lebendigs Creatur, die einiges Geräuſche macht. Er ſizt im Hofe und puzt das Gewehr. Alleweile ſchleift er einen abſcheulichen langen verroſteten Degen. Ich denke noch immer, daß die ganze Sache ein bloßes Spielgefechte ſeyn ſoll, und daß ſich der Major, nur um Ihrer Frau Mutter gefällig zu ſeyn, entſchloſſen hat, meinem Oncle ein Cartel zuzuſchicken. Er ſcheint doch ein Mann zu ſeyn, der die Geiſter prüfen kann, und wird alſo leicht einſehen, daß ſeine Ehre bei dieſer Schlägerei nicht viel gewinnen wird. Wenn er es ernſtlich meint, ſo verdient er deswegen verachtet zu werden, und wir wollen uns beide alsdenn vereinigen, um ihm aus jeder Mine leſen zu laſſen, was er für eine kleine Figur in unſern Augen macht. Ich erwarte die Ankunft des Barons mit der größten Ungeduld. Er hat mir ſein Wort gegeben, daß aus dieſem Handel kein Unglück entſtehen ſoll; ich werde ihn dabei halten. Wenn es in ſeinem Vermögen ſtehet, ſo erfüllt er gewiß ſein Verſprechen. Sehen Sie, ich bin nicht ſo ſchlimm, als Sie denken, ich laſſe mir die Verdrüßlichkeit meines Oncles ſehr zu Herzen gehen, und ich weiß nicht, was ich drum geben wollte, wenn ich im Stande wäre, ſie den Augenblick zu haben: aber ich kann mich des Scherzes ſo wenig dabei enthalten, als Tante Kunigunde der Thränen; doch dieſe werden die Sache nicht mehr verbeſſern, als ſie mein Scherz ſchlimmer macht. Sie würden ſelber mit lachen, wenn Sie hier wären. Es werden nicht Anſtalten zu einem Duell gemacht, ſondern zu einem Kriege. Wenn das Fauſtrecht noch im Schwange gienge, ſo glaubte ich, der Major hätte meinen Oncle befehdet, mit 30 reiſigen Knechten gegen ihn auszuziehen. Es werden alle Schwerdter, Degen und Piſtolen, in ganz Kargfeld zuſammen gebracht, daß man, im Fall der Noth, eine Rotte Knechte damit bewaffnen könnte. Man ſagt mir, daß mein Oncle im Begriff ſey, einen Boten an Ihren Herrn Vater abzuſchicken. Ich bekomme dadurch eher als ich vermuthete, eine Gelegenheit, Ihnen meinen Brief einhändigen zu laſſen. Damit Sie aber doch bey den kritiſchen Umſtänden, worinnen ſich mein Oncle befindet, nicht ganz ruhig ſeyn mögen: ſo will ich Sie nur daran erinnern, daß Sie die erſte Gelegenheit gegeben haben, ihn darein zu verwickeln. Ich würde Ihnen nicht dieſe Erinnerung machen, wenn ich nicht wünſchte, daß Sie die Sorge über den bevorſtehenden Zweikampf meines Oncles, mit mir theilen ſollten. Wenn ich unruhig bin, ſo ſollte die ganze Welt unruhig ſeyn, wenn es nach meinem Sinne gienge. Vergeben Sie dieſe kleine Bosheit, wenn es ja eine ſeyn ſoll

Ihrer

aufrichtigen Freundin
Amalia v. S.

XI. Brief.

Fräulein Amalia an das Fräulein v. W.

Schönthal, den 22 Oct.

Geben Sie Sich zufrieden, mein Kind, und machen Sie Sich wegen der Händel unſrer beiden Anverwandten weiter keine Sorge. Wir haben nichts zu fürchten; wenigſtens bin ich ſeit geſtern geneigt, dieſes zu glauben. Wiſſen Sie es ſchon, daß der Major uns geſtern einen Beſuch gegeben hat? Eine wunderbare Frage, als wenn es Ihnen etwas unbekanntes wäre, ohnfehlbar haben wir Ihnen dieſen freundſchaftlichen Beſuch zu danken. Doch, wer weiß, Sie hätten mir wohl ein Wort davon gemeldet. Ich will Ihr Stillſchweigen ſo annehmen, als wenn Sie noch nichts davon wüßten, und ich werde den Major aus einem vortheilhaftern Geſichtspunkte betrachten können, wenn ich glaube, daß er aus eigner Bewegung zu uns gekommen iſt. Im Vertrauen, der Baron fing es an, übel zu nehmen, daß er ſchon einen Monath hier iſt, ohne ihn einen Beſuch gegeben zu haben. Er entſchuldigte ſich deswegen ſogleich bei ſeiner Ankunft, und ſeine Entſchuldigung fand Beifall, ſie war gegründet. Ich bekam eine beſſere Meinung von ihm als ich bisher gehabt hatte, und ich fange es an zu bereuen, daß ich ihn einen prahlenden Soldaten genennet habe. Man darf von Ihnen nur ſo urtheilen, wie Sie es verdienen, um meine Achtung zu erhalten. Glauben Sie es nur, ich ließ meinen Groll gegen den Major ſogleich fallen, da er ſich für Sie erklärete, und Ihre Parthie gegen Ihre Mutter ergriff. Er ließ ſich über Sie in viele Lobſprüche heraus . . Werden Sie nicht ungehalten auf mich, wenn ich jezo einmal die Perſon der Fräulein Anna Howe ſpiele, und Sie frage: ob Ihnen nicht das Herz bei dieſen Zeilen ſtärker ſchlägt? Ich bin ſehr verwegen, ſtrafen Sie mich, wenn ich es verdiene . Ich will nicht weiter in Sie dringen; ich will es Ihnen aber doch ins Ohr ſagen, daß Sie einen eifrigen Verehrer an dem Herrn v. Ln. bekommen haben. Bei aller ſeiner Mühe, ſeine Leidenſchaft zu verſtecken, kann man ihm bis auf den Grund des Herzens ſehen. Wenn er gegen Ihre Frau Mutter eben ſo offenherzig iſt, als gegen den Baron: ſo getraue ich mir im voraus zu prophezeien, daß die Freundſchaft zwiſchen beiden am längſten gedauert hat.

Er erzählte mit einer lobenswürdigen Freimüthigkeit, daß ihn die Frau v. W. verleitet hätte, unſerm Onkle eine Ausforderung zuzuſchicken. Er hätte ſeine Urſachen gehabt ſich nicht durch ſeine Widerſpänſtigkeit ihr misfällig zu machen. Können Sie dieſe Urſachen wohl einſehen? Ich kann es ⸗ . Es wäre gar nicht ſeine Abſicht, dasjenige, wodurch er ſich von dem Herrn v. N. beleidiget halten könnte, zu rächen. Der Mann hat ſeine Würmer, ſagte er, man muß ſeine Schwachheit überſehen. Wenn ihn auch das nicht bereits einer vollkommenen Verzeihung würdig machte, daß er ein Anverwandter des Barons wäre: ſo würde ihn doch ſein wunderbarer Charakter genugſam für aller Rache ſchützen. Er wäre auf eine ſonderbare Art in das Luſtſpiel gezogen worden, welches mein Oncle zum Vergnügen ſeiner Freunde und Nachbarn aufführte: er wünſchte nun auch ſeine Rolle ſo zu ſpielen, daß er ſie mit Beifall endigte. Unſer Oncle ſchien keine Luſt zu haben, ſich mit ihm herum zu balgen. Er hätte ihm einen Brief zugeſchickt, davon der Magiſter Lampert ſchien der Concipient zu ſeyn. Er ſuchte, den Zweikampf von ſich abzulehnen, und führte allerlei Gründe an, daß man denken ſollte, er wäre unter die Herrnhuter gerathen; der Major aber hätte ihm wieder geantwortet, daß es zwiſchen ihnen beiden nun einmal ſo weit gekommen ſei, daß einer den andern aus dem Sattel heben müßte. Schon in dem erſten Fehdebriefe wäre Schönthal zum Kampfsplatze vorgeſchlagen worden, obgleich die Frau v. W. dazu eine Gränzſcheide auserſehen gehabt hätte. Der 25 October wäre, wie dem Baron ſchon würde bekannt ſeyn, zum Termine des Zweikampfs anberaumt. Der Baron möchte der Sache nur ſo einen Schwung geben, daß die Sache auf eine ſcherzhafte Art geendiget würde, und daß es ſo ſchien, als wenn beide Theile mit Ehren aus dem Handel geſchieden wären.

Ich konnte nicht immer gegenwärtig ſeyn, um zu hören, was der Major mit dem Ba-

ron

von vor einen Entwurf machte. So viel weiß ich, daß heute mit dem früheſten der Baron nach Kargfeld gereiſet iſt, um alles der Abrede gemäß einzurichten. Sie ſind gewiß eben ſo begierig als ich, den Ausgang dieſes Zwiſtes zu vernehmen, ich werde Ihnen mündlich oder ſchriftlich davon einen getreuen Bericht abſtatten. Das Schreiben meines Oncles an den Major, und die Antwort auf daſſelbige, lege ich hier bei. Senden Sie mir beide, nebſt ein paar Zeilen von Ihrer Hand zurück; angenehmer wird es mir aber ſeyn, wenn Sie Sich die Mühe nehmen wollen, ſolche ſelbſten zu überbringen

Ihrer

ergebenſten Dienerin
Amalia v. S.

* * *

XII. Brief.

Der Hr. v. N. an den Major v. Ln.

Kargfeld, den 10 Oct.

Mein Herr,

Was gehet Sie mein Brief an, den ich an meinem Freund den Herrn v. W. geſchrieben habe, und wer hat Ihnen das Recht gegeben, die Ehre ſeiner Gemahlin zu vertheidigen? Habe ich Sie beleidiget, ſo iſt ihr Gemahl Mannes genug, dieſen Schimpf zu rügen, ohne einen fremden Beiſtand nöthig zu haben. Wollen Sie Sich für Ihre Muhmen und Vettern ſchlagen, zumal wenn ſie einer Vertheidigung ganz unwürdig ſind: ſo werden Sie viel zu ſchaffen haben, und doch wenig Ehre dabei erjagen. Daß ich vor einigen Wochen, in Wilmershauſen eine kleine Unruhe verurſachet habe, darüber haben Sie gar nichts zu ſa-

ſagen: wenn es der Herr v. W. als Wirth leiden konnte, ſo können Sie als ein Gaſt auch darzu ſtille ſchweigen. Zu dem bin ich für meine Ausſchweifung ſchon gnug beſtrafet worden: meine Knochen haben mir einen Monat lang allen Gehorſam aufgekündiget gehabt, und ich muß ihnen noch ziemlich gute Worte geben, wenn ſie mich ein paar hundert Schritte fortſchleppen ſollen. Was ich von Ihnen und der Frau v. W. geſchrieben habe, das ſind blos meine Gedanken geweſen, und Gedanken ſind Zollfrei. Ich habe Ihnen ja nichts Schuld gegeben, und wenn ich es auch gethan hätte, was wäre es denn nun? Wenn Sie ein gut Gewiſſen haben, ſo brauchen Sie nichts zu fürchten; ſind Sie aber nicht ſicher, ſo thäten Sie beſſer, Sie ſchwiegen. Da ich Ihnen nun alſo nicht gnugſame Urſache gegeben habe, ſich für beleidiget zu halten: ſo achte ich mich auch nicht verbunden, Ihre Ausforderung anzunehmen. An meiner Herzhaftigkeit zweifelt Niemand, und Sie ſollten derjenige ſeyn, der ſich am wenigſten an mich wagte, da ich mich noch gar wohl erinnere, daß ich Ihnen bei dem Herrn v. W. erzählte, wie manchen braven Kerl ich das Lebenslicht ausgeblaſen habe, und daß ich ſogar einen meiner Gegner, der für Schrecken zum Fenſter hinaus ſprang, zwiſchen Himmel und Erde, nicht anders als ein Vogel in der Luft, erlegt habe. Ich würde mit Ihnen gewiß auch kurz Federleſen machen, und nicht das geringſte Bedenken haben, mich noch einmal herum zu ſchlagen: wenn ich nicht nach der Zeit verſtändiger worden wäre, und nunmehro einſähe, daß der Zweikampf eine alte gothiſche und barbariſche Gewohnheit iſt, welche man mehr zu unterdrücken als aufrecht zu erhalten verbunden iſt. Leſen Sie Herr Gevatter Grandiſons Leben; ſo werden Ihnen die Augen aufgehen, und Sie werden erkennen, daß ein ſolcher unchriſtlicher und abentheuerlicher Gebrauch anfängt, aus der Mode zu kommen, ſeitdem vernünftige Männer einen beſſern Weg gefunden haben, ohne Blutvergießen, ihre Händel durch gütliche Vergleiche beizulegen. Mit einem Worte, ich komme nicht nach Schönthal als ein Schläger, wenn ich ja noch komme. Indeſſen weiche ich Niemand aus, und werde mich meiner Haut tapfer wehren, wo Sie mich anfallen. Mein Rath wäre, daß Sie es nicht verſuchten. Ich denke immer, die gerechte Sache wird ſiegen, und es konnte leicht kommen, daß ich Ihnen den Hals bräche, ehe Sie Sichs verſähen. Wie geſagt, beleidigen laß ich mich nicht, wenn Sie alſo noch einige Ueberlegung haben: ſo ſtehen Sie von Ihrem böſen Vorhaben ab, und beſuchen Sie mich auf eine freundſchaftliche Art, damit ich Sie überzeugen kann, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, zu ſeyn

Ihr

ergebenſter Diener
v. N.

* * *

XIII. Brief.

Der Major v. Ln. an den Herrn v. N.

Den 21 Octob.

Ihr Brief hat Ihnen ohnfehlbar viel Mühe gemacht. Es ſcheinet Ihnen leichter, Fehler zu begehen, als Fehler zu entſchuldigen. Warum ſoll ich meiner Baſe keine Satisfaction verſchaffen, da Sie ihre Ehre und die meinige zugleich antaſten? Die Art und Weiſe Sie abzuſtrafen iſt ſo barbariſch nicht, als Sie denken. Es iſt dieſe Gewohnheit einmal bei Cavaliers hergebracht, daß ſie ihre Streitigten mit dem Degen in der Fauſt beilegen; wir haben ſolche nicht aufgebracht, wir wollen ſie auch nicht wieder abbringen, es mag immer bei dem alten bleiben. Es iſt auch nicht nöthig, daß wir erſt unterſuchen, ob dieſer Gebrauch von den Heiden oder Türken entlehnt ſey, gnug, der Adel darf keine Beleidigungen auf ſich ſitzen laſſen, und nun iſt es mit uns einmal ſo weit gekommen, daß einer den andern aus dem Sattel heben muß. Ich bin eben kein Feind von der neuen Mode, und wenn das verdammte Schlagen abkäme: ſo wäre ich es wohl zufrieden; aber ich fange dieſe Mode nicht zuerſt an. Ihr Gevatter mag ſeyn wer er will, und wenn er auch ein abyßiniſcher Prinz wäre, ſo ſoll er mir keine Geſetze vorſchreiben. Mit einem Worte, wir müſſen unſere Sache als brave Cavaliers ausmachen, ehe wir wieder gute Freunde werden. Es kann alſo unſer Zwiſt nicht durch einen gütlichen Vertrag, wie Sie Sich einbilden, beigeleget werden; ich laſſe mich auch in keine mündliche Unterredung mit Ihnen ein: vor jetzo kann ich nicht anders als auf Hokippo mit Ihnen reden. Sie wollen mir durch die Anführung einiger Ihrer Heldenthaten eine Furcht einjagen; allein Sie irren ſich. Ich laſſe ſie zwar alle auf ihrem Werth und Unwerth beruhen; aber wenn ich ihnen auch Glauben beimeſſe, ſo friſchen mich ſolche nur noch mehr an, mit einem ſo tapfern und unüberwindlichen Ritter, ein Speerrennen zu wagen, um zu ſehen, wer den letzten begräbt. Ich könnte, nach der langverjährten Mode, wenn ich meine ritterlichen Thaten den Ihrigen entgegen ſtellen wollte, Ihnen Hohn ſprechen: ich will Ihnen aber lieber in der That zeigen, daß ich ein Mann bin, der ſein Herz am rechten Orte hat. Finden Sie Sich nur auf den 25ſten dieſes bei dem Herrn Baron v. F. ein, dort wollen wir einander ſprechen, und wenn wir unſere Sache ausgemacht haben, alsdenn will ich es verſuchen, ob ich mich jemals werde überwinden können, in der That zu ſeyn

Ihr

ergebenſter Diener
v. Ln.

* * *

XIV. Brief.

Das Fräulein v. W. an das Fräulein v. S.

Den 23 Oct.

Sie empfangen hier die beiden Einſchlüſſe Ihres geſtrigen Briefes mit vielem Danke zurück. Ich traue es dem Major zu, daß er die ganze Sache als ein Schattenſpiel treiben will, um meiner Mutter etwas vorzuſpiegeln, dadurch ihre Rache einigermaßen befriediget wird, und dadurch er ſich in der guten Meinung befeſtiget, die ſie jetzo von ihm heget. Sie irren Sich ſehr, wenn Sie glauben, daß er die Freundſchaft mit meiner Mutter meinetwegen zu unterhalten ſuche, ich muß Ihnen dieſen Irrthum benehmen. Ich mache mir ſchon Sorge, daß ich Ihre Gewogenheit darüber einbüßen könnte, wenn dieſer Gedanke einmal bei Ihnen Wurzel gefaſſet hätte. Der Major ſtehet bei Ihnen ganz wohl angeſchrieben, wie ich merke, ich werde mich alſo vor Ihrer Eiferſucht hüten. Dieſe werde ich, wie ich hoffe, nicht zu befürchten haben, wenn Sie die Abſicht des Majors wiſſen, warum er die Freundſchaft meiner Mutter beizubehalten ſucht. Sie hat aus dem Lehngute, welches ihm neulich zugefallen iſt, noch ein Capital von 6000 Thalern zu fordern. Sie iſt ihm nie recht gut geweſen, weil ſie glaubt, daß ihr Oncle, der Vater des Herrn v. Ln., ſie und ihre Schweſter bei einer Erbſchaft ſehr verkürzt habe. Sie hat ihm deswegen das Capital ſchon ſeit einiger Zeit aufgekündiget, um ſich, wegen des alten Verdruſſes, einigermaßen an ihm zu reiben. Er hat, wie Sie wiſſen, vor ein paar Monaten ſeine Equipage verlohren, und iſt deswegen hauptſächlich hieher auf ſein Gut gegangen, um ſich ſolche von neuem anzuſchaffen. Dieſes und die Anforderung meiner Mutter, wenn ſie darauf hätte beſtehen wollen, würden ihn in Weitläufigkeiten geſetzet haben; er würde ein ſtarkes Capital haben aufnehmen müſſen, um beide Poſten davon zu beſtreiten.

Er dachte deswegen auf Mittel ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen, und ſuchte meine Mutter durch ein höfliches Bezeigen zu gewinnen, daß ſie jetzo nicht in ihn dringen möchte, ihr das Capital abzutragen. Einigermaßen hat er ſie gewonnen, aber noch nicht völlig; ſie verſpricht ihm einige Nachſicht zu geben, wenn es ihre Umſtände leiden wollten, das Geld noch eine Zeitlang zu miſſen. Sobald er ihr aber die geringſte Gelegenheit zu einem Verdruſſe giebt: ſo wird ſie das Geld nicht eine Stunde länger entrathen können. Schreiben Sie alſo dieſer Urſache allein alle ſeine Beeiferungen zu, ſich ihr gefällig zu machen.

Ich muß Ihnen wegen einer kleinen Schmeichelei verbunden ſeyn, Sie ſchenken dem Major Ihre Achtung, weil er ſo von mir urtheilet, wie Sie glauben, daß ich es verdiene. Sie handeln ſehr großmüthig; aber ich denke, er hat mir dieſe Ehre nicht alleine zu verdanken; Die perſönlichen Eigenſchaften tragen zu dem Urtheile, welches man über die Leute fällt, auch oft etwas bei. In einem Stücke bin ich nicht mit Ihnen zufrieden. Sie haben nicht die beſten Begriffe von mir. Sie fragen mich: ob mir das Herz nicht ſtärker ſchlägt, wenn ich höre, daß ſich Jemand in Lobſprüche über mich heraus läßt, wollen Sie mir dadurch einen Vorwurf meiner allzugroßen Eigenliebe machen? Haben Sie davon Beweiſe in Händen, daß ich mir etwas darauf habe zu gute gethan, wenn ich bin gelobet worden? Ich denke nicht, ſeitdem ich aus der Schule bin, hat man mir nie etwas zu meinen Lobe ins Geſichte geſagt, darauf ich hätte können ſtolz ſeyn. Dort verdiente ich manchmal von meinem Informator eine kleine Lobrede, wenn ich den langen Pſalm ohne Anſtoß herbeten konnte. Ich will es Ihnen gedenken, daß Sie mich für ein ſo ruhmräthiges Mädchen halten. Warum nicht auch für falſch? Die Ruhmräthigen und Falſchen ſtehen ſonſt immer bei einander. Bald hätte ich Luſt, eine Lanze mit Ihnen deswegen zu brechen. Dieſer Ausdruck, der Ihnen eigenthümlich zuſiehet, gefällt mir beſſer, als das Speerrennen des Majors. Ich muß hier noch ein Wort von den beiden Briefen der Duellanten gedenken. Halten Sie nicht einen für ſo drolligt wie den andern? Wenn der Major ſo dächte, wie er hier geſchrieben hat, ſo würden weder Sie noch ich, ihn uns einander zum Anbeter aufdringen wollen. Ich wenigſtens würde glauben, Sie durch einen ſolchen Scherz zu beleidigen. Heute las er meiner Mutter das Original des einen, und die Abſchrift des andern Briefes vor. Ich war gegenwärtig; ob mich meine Mutter gleich in ihrem Herzen weg wünſchte. Ich ſtellte mich, als wenn ich etwas ganz neues hörte, und keine Abſchrift von dieſen Briefen zu Geſichte bekommen hätte. Meine Mutter vergnügte ſich ſo ſehr über die Antwort des Majors, daß ſie ihn mehr als einmal Herzensmann nennte. Sie iſt die rachſichtigſte Frau in ganz Deutſchland. Ich hätte es nicht gedacht, daß ihr Zorn ſo lange dauern könnte. Ich wagte es, da der Major das Zimmer verlaſſen hatte, ihr ein wenig ins Gewiſſen zu reden. Sie können ſich ſtellen, gnädige Frau, ſagte ich, als wenn es ihr rechter Ernſt wäre, daß der Herr v. Ln. ihren Zwiſt mit dem Herrn v. N. ausfechten ſollte. So viel ich einſehe, gründet ſich ihr Unwille gegen den Herrn v. N. hauptſächlich auf ſeine Aufführung bei der neulichen Gaſterei. Sie wollen ſeine Vergehungen ahnden, und der Major hat ſich erbothen, dieſe Beleidigenden ſo anzunehmen, als wenn ſie ihm ſelbſt angiengen. Ich kann mir nicht einbilden, daß ihn der Herr v. N. beſonders beleidiget hat.

Ja, das hat er gethan! Wenn ſie wiſſen ſollten wie er ſich vergangen hat, ſo würden ſie erſtaunen = den heilloſen Brief = Doch was ſoll ich ihnen die albernen Poſſen erzählen, es iſt auch eben nicht nöthig, daß Sie alles wiſſen. Genug, er muß beſtrafet werden.

Sie müſſen ihm eine Schwachheit zu gute halten. Sie kennen ihn ja von vielen Jahren her, und wiſſen, daß er es nicht ſo böſe meint, wenn er auch gleich ſeine Worte nicht allemal auf die Waagſchaale legt.

Ich glaube, ſie nehmen ſeine Parthie? Denkt doch! läßt das nicht, als wenn Sie in ihn verliebt wären? Nehmen ſie ihn! Unter dieſer Bedingung will ich mich wieder mit ihm ausſöhnen, um der Freundſchaft willen werde ich es freilich ſo genau nicht nehmen dürfen. Als Schwiegermutter will ich ihm verzeihen.

Sie hätte in der That dieſen Punkt nicht berühren ſollen. Beſchämte ſie ſich nicht dadurch ſelbſten, daß ſie mir einen Mann hatte aufdringen wollen, der ihr ſelbſt unleidlich war? Legte ſie nicht dadurch ein Zeugniß wider ſich ſelbſt ab, daß ſie nur um mich zu peinigen, dieſe Heirath hatte ſtiften wollen? Allein das iſt ihre Sache nicht, daß ſie ſo weit herum denken ſollte.

Sie ſcherzen, ſagte ich, und wenn ſie ſcherzen, ſo iſt ihr Zorn vorbei. Ich habe ohnedem nie recht glauben können, daß es ihr

Ernſt geweſen iſt, wenn Sie dem Herrn v. Ln. aufgemuntert haben, an den Herrn v. N. Händel zu ſuchen.

Wie? was? Ich ſollte den Major aufgemuntert haben, an Ihrem Schatze Händel zu ſuchen? das iſt mir nicht in die Gedanken gekommen. Ich verlange nichts von ihm, als daß er meine Ehre zugleich mit der ſeinigen vertheidigen ſoll. Er muß ihm Satisfaction geben, wenn er ein rechtſchaffener Cavalier ſeyn will. Er hat ihn beleidiget.

Aber bedenken ſie, daß aus dieſe Sache ein Unglück entſtehen könnte, und daß ſie ſich ewig ein Gewiſſen daraus zu machen hätten, wenn = =

Ha ha! Sie predigen, glaube ich gar? Wie lange iſt es, daß ſie unter die Pietiſten gerathen ſind? Machen ſie ſich aber nur nicht zu viel Sorge um ihren Liebſten, es wird keiner von beiden auf dem Platze bleiben. Der Major iſt ſo grimmig nicht, und der furchtſame v. N. wird ſeinem Gegner auch keine tödtliche Streiche beibringen. Es iſt eben nicht auf Leben und Tod angefangen; aber wenn man alle Beleidigungen mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zudecken wollte: ſo käme es endlich dahin, daß man jedem Unverſchämten zum Geſpötte diente, das muß nicht ſeyn.

Das darf auch nicht ſeyn. Es giebt unterdeſſen wohl andere Wege, dadurch man dieſes Uebel vermeiden kann. Ich dächte, wenn man den Herrn v. N. wollte zu erkennen geben, daß man mit ſeinem Bezeigen nicht zufrieden wäre, ſo dürfte man nur ſeine Geſellſchaft vermeiden, und ihn den Zutritt in unſer Haus verſagen. Aber zwei Perſonen wegen einer Kleinigkeit, die man überſehen könnte, in Lebensgefahr zu ſetzen, das heißt, die Sache zu weit treiben. Sie glauben, der Herr v. N. wäre furchtſam, ich will es zugeben; aber die Furchtſamen, wenn ſie ſich in Gefahr ſehen, ſind der Verzweifelung nahe. Wie? wenn nun ein Unglück entſtünde?

Solche Vorſtellungen muß man ſich nicht machen. Es wird nicht gleich ein Unglück entſtehen. Und wenn es auch ſo wäre, ſo iſt die Sache nicht zu ändern, davor ſind ſie Cavaliers. Wiſſen ſie nicht, was der Major in ſeinem Briefe an den Herrn v. N. ſagt: es iſt ein altes Herkommen, daß der Adel keine Beleidigungen auf ſich ſitzen laſſen darf, wir haben es nicht aufgebracht, wir wollen es auch nicht wieder abbringen.

Ich beruhigte mich hierbei, ohne dieſe Unterredung weiter fortzuſetzen, und ſchätzte mich außerordentlich glücklich, daß ich derſelben war gewürdiget worden. Sie ſcheint nicht ſo blutgierig als ich geglaubt hatte. In der That ſucht ſie nichts, als dem Herrn v. N. eine Furcht einzujagen, um ihn gegen ſich in Reſpect zu erhalten. Wenn es alſo auch nicht zu einer Schlägerei kommt, und die Sache nur ſo beigeleget wird, daß dadurch ihre Ehre wieder hergeſtellet ſcheinet; ſo wird ſie ſich, wie ich hoffe, beruhigen. Mein Vater iſt ſeit einigen Tagen über dieſe

Sache ſehr mit ihr zerfallen. Seit dem 19 dieſes, da der Herr v. N. einen Boten an ihn abgeſchickt hat, welcher mir zugleich Ihren Brief von Kargfeld überbrachte, hat er ſich in ſeine Studierſtube verſchloſſen. Sie werden ſich erinnern, daß er ſeine Werkſtatt ſo nennet, wo er ſeine Wachtelgarne ſtricket, und die künſtlichen Vogelbauer verfertiget. Er hat nicht einmal mit uns geſpeiſet, ſondern ſich das Eſſen hinauf bringen laſſen. Die Verdrüßlichkeiten, worein er auf Antrieb ſeiner Gemahlin ſeinen Freund verwickelt ſiehet, gehen ihm ſehr zu Herzen; um aber nicht in einen Hauskrieg verwickelt zu werden, worinnen er gewiß den kürzern ziehen würde, will er ſich nicht weiter in dieſe Händel miſchen. Der neue Verwalter, und Jacob, unſer Jäger, machen jetzo ſeine Geſellſchaft aus. Seine Gemahlin hat ihn noch nicht in ſeiner Einſiedelei beſucht. Wenn ſie ihm etwas zu hinterbringen hat, ſo braucht ſie dazu ihre Tochter; und weil ich die nächſte Nachbarin meines Vaters bin, wir wohnen in einen Stockwerke, ſo läßt er mich meiſtentheils rufen, wenn er meiner Mutter etwas zu ſagen hat. Was iſt es doch für eine elende Gemüthsberuhigung für ein paar Eheleute, die gegen einander aufgebracht ſind, wenn ſie miteinander eine Zeitlang ſchmollen; da ſie doch zum Voraus ſehen, daß ſie ſich gewiß wieder ausſöhnen müſſen, wenn ſie nicht für ihre übrige Lebenszeit unglücklich ſeyn wollen. Ich bin verſichert, daß mein Vater und ſeine Gemahlin, ihre Ausſöhnung wünſchen; aber keines will einen Durchbruch machen, und dem andern das erſte gute Wort geben. Ich will von dieſen verdrüßlichen Dingen nichts mehr gedenken, mein angefüllter Bogen erinnert mich an etwas angenehmers, dieſes beſtehet darinne: daß ich die Ehre habe mit einer unverletzlichen Freundſchaft gegen Sie zu verharren

Dero

ergebenſte Dienerin
Juliane v. W.

* * *

XV. Brief.

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

den 26 Octob.

Das Schauſpiel hat ſich geendiget, der Vorhang iſt zugezogen, die Zuſchauer, die ein Trauerſpiel vermutheten, haben ein Luſtſpiel geſehen und ſind nicht unzufrieden darüber, daß der Cothurn ſeinen hohen Abſatz verlohren hat. Der Zwiſt unſers Oncles und des Majors iſt ohne das Geräuſche furchtbarer Waffen beigeleget worden. Alles wurde nach dem Geſchmacke Grandiſons ausgeführet, und jedermann, ſelbſt die rachſüchtige Frau v. W. iſt beruhiget. Der Baron hat keinen Fleiß geſparet den Hauptperſonen ihre Rolle wohl einzuprägen, damit bey der Ausführung ſich kein Fehler einſchleichen möchte, der einen komiſchen Auftritt in einen tragiſchen hätte verwandeln können. Vorgeſtern, am 24ſten, beſuchte er Vormittage unſern Oncle, um ſeine Geſinnungen auszuforſchen. Er blieb dabei, daß er ſich nicht in einen Zweikampf mit ſeinem Gegner einlaſſen würde: er wäre aber entſchloſſen, in Schönthal zu erſcheinen, um ihm, nach dem Beiſpiele ſeines Freundes, aus vernünftigen Gründen, die Thorheit eines Duells darzuthun, und ihn durch Gelaſſenheit und Großmuth zu überwinden. Der Baron ſuchte ihn in dieſem Vorhaben zu ſtärken. Da er gieng, begleitete ihn der Magiſter Lampert, und ſagte ihm ins Ohr: es würde wohl gethan ſeyn, wenn der Baron zu ſeiner eigenen Sicherheit bei einer Sache, wo Mord und eine Inquiſition auf die Hitze folgen könnte, einen Geſchwindſchreiber irgends wohin verſteckte, der die Unterredung ſeines Gönners und des Majors nachſchreibe. Der Baron hatte dieſen Vorſatz ſchon lange gefaßt, aber nicht aus der Beiſorge, daß im Fall ein Unglück entſtünde, er den Rücken frei behielt, und ſeine Unſchuld in der Sache dadurch darthun könnte, denn dieſes befürchtete er eben nicht: ſondern er wollte es nur um deswillen thun, damit eine ſo ſonderbare Unterredung nicht möchte verlohren gehen. Unterdeſſen wollte er dem Magiſter doch nicht ſo gleich beipflichten: Was, ſagte er, wollen ſie mich zu dem lüderlichen Vagenhall machen? Ich halte keine Geheimſchreiber, es wird auch Niemand den Verdacht auf mich werfen, daß ich gegen ihren Gönner ein Complot gemacht habe, um ihn in meinen Hauſe umbringen zu laſſen. Es werden ſchon Zeugen dabei ſeyn, die ich, wenn ich in Ungelegenheit kommen ſollte, aufſtellen kann, daß ich an der ganzen Sache keinen Theil genommen habe. Lampert beruhigte ſich hierbei nicht, ſondern ſuchte dem Baron die Nothwendigkeit eines ſolchen Geheimſchreibers weitläuftig darzuthun, und dieſer ſtellte ſich endlich, als wenn er ſeinen Gründen weichen müßte, und verſprach, alles ſo einzurichten, wie er es gut befänd. Nachmittags gab uns der Major einen Beſuch. Beigelegte Briefe * werden

---

* Dieſes ſind die vorhergehenden Briefe vom 6ten bis auf den 14ten.

werden dir ſeinen Charakter ziemlich genau kennen lernen. Ich würde einen Theil derſelben bereits meinem letzten Schreiben haben anſchließen können, wenn nicht die Eilfertigkeit, in der ich mich damals befand, mich genöthiget hätte, dieſes bis zu einer andern Gelegenheit zu verſparen. Du wirſt daraus ſehen, daß der Major nie geneigt geweſen iſt, Ernſt aus dem Zwiſt mit unſern Oncle zu machen, und daß er nur, um die Frau v. W. nicht gegen ſich aufzubringen und ihre Freundſchaft zu verlieren, ihm ein doppeltes Cartell zugeſchicket hat. Er ließ ſich es gerne gefallen, daß dieſe Streitigkeit auf eine ſcherzhafte Art ohne Duell beigeleget würde. Der Baron richtete ihn vollkommen zu ſeinem Auftritte ab, und der Ausgang hat gewieſen, daß er ſeine Perſon gut geſpielet hat. Unſer Schwager ließ alles auf den folgenden Tag zu einem Schmauſe veranſtalten. Der Major verſprach, den Herrn von W. mitzubringen. Der Herr v. H. ſollte auch eingeladen werden. Es wurde verabredet, daß ſich der Major und die übrige Geſellſchaft um 9 Uhr des Morgens einfinden ſollte; unſer Oncle hatte verſprochen erſt gegen 10 Uhr da zu ſeyn. Der Baron ließ den jungen Wendelin von Kargfeld herüber holen, um ſich ſeiner als eines Geſchwindſchreibers zu bedienen. Ehe ihm dieſer wichtige Poſten anvertrauet wurde, ſollte er erſtlich eine Probe ſeiner Kunſt ablegen; er verſicherte aber, daß er darinne ein Meiſter wäre. Er hätte ſeine Collegia auf Univerſitäten von Wort zu Wort nachgeſchrieben, ſagte er, und ohngeachtet einige ſeiner Docenten ſehr geſchwind geplaudert hätten: ſo wäre doch ſeine Hand ſo flüchtig geweſen, daß er noch immer einen kleinen Zeitraum übrig behalten hätte, um anzumerken, wenn ein Profeſſor ſeinen Spaß belacht hätte. Es koſtete Mühe, einen Platz ausfündig zu machen, wo der Schreiber alles hören und ſehen könnte, was in dem Zimmer vorgieng, und wo er von Niemanden könnte geſehen werden. Ich that den Vorſchlag, man ſollte ihn unter einen großen Tiſch logiren, den man mit einem Teppich verhängen könnte; allein dieſer Ort ſchien zu unbequem, es hätte leichtlich ein Jagdhund unter denſelben gerathen können, wodurch der geheime Secretär, eben ſo, wie dort der Liebhaber der ſaubern Edwara, hätte können endecket werden. Der Baron ſagte, er hätte ſchon einen ſchicklichern Ort zur geheimen Canzelei auserſehen: er wollte ſich aber noch nicht weiter darüber herauslaſſen. Er beſchäftigte ſich den übrigen Theil des Tages, den jungen Wendelin zu unterrichten, damit dieſer das Protokoll ſo führen möchte, wie er es wünſchte. Der junge Wendelin hat dem Baron vor einer Stunde eine Abſchrift davon gebracht, die ich meinem Briefe beilege, du wirſt dir gefallen laſſen ſie an dieſem Orte einzurucken, damit der Verfolg meiner Erzählung nicht unterbrochen wird.

Das Protokoll.

Ich Johann Caſpar Wendelin, juris vtriusque Candidatus et Notarius publ. Caeſ. meines Alters zwiſchen drei und vier und zwanzig Jahr, begab mich am 25 October der jeztlaufenden 17 : : Jahres des Morgens um 7 Uhr, auf hohen Befehl des S. T. Hochwohlgebohr. Reichsfreiherrn Herrn Joh. Adolph v. F. Erb-Lehn und Gerichtsherrn auf Schönthal, Güldenau ꝛc. nach dem Hochadlichen Schloſſe in Schönthal auf den Weg, und langte um halb 9 Uhr auch wirklich zu Fuße daſelbſt an, um eine Unterredung nachzuſchreiben, die am beſagten Tage zwiſchen S. T. dem Hochwohlgebohr. Herrn Herrn Ehrhardt Rudolph v. N. Erb-Lehn- und Gerichtsherrn auf Kargfeld, Dürrenſtein ꝛc. an einer, und dem auch Hochwohlgebohr. Herrn, Herrn E. F. v. Ln. Er : : wohlbeſtallten Major beidem löbl. : : : ſchen Regimente Infanterie, an der andern Seite, vorgehen ſollte, und davon man Folgen von großer Wichtigkeit zu beſorgen hatte.

Nachdem ich meine Lebensgeiſter durch ein gutes Frühſtück geſtärket hatte, ließ man mich in ein Zimmer treten, wo ſich erwähnter Herr Major v. Ln., der Herr v. W. und der Herr v. H. befanden, die in einer Unterredung von der jetzigen veränderlichen Witterung und dem herannahenden Winter begriffen waren, die zu meinem Zwecke nicht gehörten und die ich alſo aufzuzeichnen keinen Befehl hatte.

Damit ich nun die erwartete Unterredung weniger geſtöhrt aufzeichnen möchte, ward ich befehliget, in einen großen Schrank zu kriechen, der ausdrücklich zu dieſer Abſicht war in das Zimmer gebracht worden. Ich hatte die Ehre, daß der Herr v. F. mich eigenhändig darinne verſchloß, und den Schlüſſel zu ſich nahm. Ungeachtet der Herr v. N. wohl mag gewußt haben, was dieſer große unſchickliche Schrank in einem Zimmer, das mit ſeidenen Tapeten ausgeſchlagen war, zu bedeuten hatte: ſo ſollte es doch laſſen, als wenn ohne ſein Wiſſen dieſe Unterredung nachgeſchrieben würde. Ich wurde dahero befehliget, mich ruhig zu halten, weder zu huſten noch zu nieſen, vielweniger durch das Anziehen oder Fortſetzen eines Fußes mit meinen Stiefeln ein Gepoltere oder Geräuſche zu erregen; hingegen aber ſollte ich alles, was vorgienge, aufrichtig und redlich nachſchreiben, ſo, daß ich auf Erfordern die Richtigkeit deſſelben mit meinem großen Notariat-Inſiegel bekräftigen könnte.

Beim Eingange in dies enge Behältniß fand ich, daß der obere Boden des Schrankes weggenommen war, damit das Licht hinein fallen, und ich auch leichter vernehmen könnte, was in dem Zimmer geſprochen würde. Zu mehrerer Bequehmlichkeit, war ein Stuhl hineingeſetzet worden, nebſt einem Schreibepulte, welches mit den nöthigen Werkzeugen der Schreiberei überflüßig verſehen war. In der Thür fand ich eine Oeffnung angebracht, von der Größe eines Spundloches, welches von innen mit einem Gork verſtopfet war, den ich heraus nehmen konnte, um alle Bewegungen in dem Zimmer, wenn es nöthig wäre, bemerken zu können.

Ohngefehr um 10 Uhr ſagte man, daß der Herr v. N. käme und daß er von dem Herrn Magiſter Lampert Wilibald begleitet würde, der einen langen ſpaniſchen Degen

am

an der Seite hatte. Einige Herren lachten hierauf ſehr laut, aber was ſie ſagten, hielt ich mich nicht befehliget aufzuzeichnen. Der Herr v. W. den ich daran kennete, weil er allezeit über laut jähnete, ehe er anfieng zu reden, ſagte zu dem Major: bedenken ſie, daß der Mann mein Freund iſt, thun ſie ihm nichts zu leide, wenn ſie der meinige ſeyn wollen.

Der Major, der ſich durch eine männliche und geſetzte Stimme von den übrigen unterſchied, ſagte: machen ſie ſich keine Sorge, ich werde ſäuberlich mit ihm fahren, ich ſtehe für allen Schaden.

Der Herr v. H. welchen ich an ſeinen Flüchen erkannte, Sapperment! Wollen ſie von ihm keine Satisfaction haben? Sie haben ihn ja herausgefordert.

Der Major. Ich werde ſie nicht von ihm erzwingen, wenn er ſich nicht freywillig dazu verſtehet.

Es ſchien, daß der Herr Baron ſich aus dem Zimmer begeben hatte, um den Herrn

v. N. zu empfangen. Ich hörte hierauf, daß ein Fenſter geöffnet wurde Sehen ſie, ſagte der Major, der vermuthlich am Fenſter ſtand, ſiehet der Herr v. N. in ſeiner großen weißen Perucke nicht aus, wie der Admiral Byng, da er ſollte arquebuſiret worden? Alle Herren rückten hierauf mit den Stühlen, um den Herrn v. N. zu empfangen.

Indem zog ich meinen Gork aus der Oeffnung, und ſahe durch ſolchen den Herrn v. N. in das Zimmer treten. Er hatte eine ſehr entſchloſſene Miene, und ſchien durch ſolche ſeinem Gegner eine Furcht einjagen zu wollen. Der Mag. Lampert folgte ihm mit einem langen Stoßdegen bewaffnet, der ihn verhinderte in dem Zimmer viele Bewegungen zu machen. Er ſtieß von ungefehr, da er ein Kompliment machen wollte, mit ſolchem an die Thür meines Behältniſſes, daß ich darüber in großes Schrecken gerieth. Die Unterredung fing alsdenn folgendermaßen an.

Der Hr. v. N. Ihr Diener, meine Herren, ich erfreue mich, ſie allerſeits wohl zu ſehen.

Der Major. Ich bin der ihrige. Haben ſie die vergangene Nacht wohl geruhet?

v. N. Nicht gar wohl.

Der Major. Wie befinden ſie ſich?

v. N. So hin. Was giebts guts neues, hört man nichts vom Frieden?

Der Major. Ganz und gar nichts.

v. N. Wenn doch die großen Herren des Blutvergießens einmal müde würden, zuletzt gewinnt doch keiner nichts.

Der Major. Sie fechten für die Ehre und in dieſem Stücke werden wir ihnen heute ähnlich ſeyn.

v. N. Wir? Keineswegs! Darzu werde ich mich nicht bringen laſſen, daß ich mich mit ihnen ſchlage, ich komme als Freund und nicht als Feind.

Der Major. Wir wollen ſehen, ob wir heute Freunde werden können, bis jetzo ſind wir es noch nicht. Wir müſſen vorhero erſt unſere Sachen miteinander ausmachen.

v. N. So wahr ich ein Mann bin, will ich nicht! Was ich geſchrieben habe, dabei bleibt es. Ich komme nicht, mich zu ſchlagen: aber beleidigen laß ich mich nicht. Wenn meine Perſon angefallen wird, ſo weiß ich, wie ich mich vertheidigen ſoll. Alsdenn nehmen ſie ſich in Acht.

Der Major. Das werde ich gewiß thun, ohne daß ſie mich daran erinnern. Haben ſie jemanden als einen Secundanten bei ſich, ſo laſſen ſie ihn herein kommen.

v. N. Niemanden, als dieſen ehrlichen Mann, (er wies auf den Magiſter Lampert.)

Der Magiſter. Was ſoll dieſer Schulmann hier, ſoll er ſecundiren?

v. N. Das wird nicht nöthig ſeyn, er iſt mein Waffenträger.

Hr. Lampert. Ich trage die Waffen meines Gönners zur Vertheidigung, aber nicht zur Beleidigung. Er gehet jederzeit defenſive und nie offenſive, ſie haben alſo von dieſen Waffen nichts zu fürchten, wenn ſie ſolche nicht ſelbſt gegen ſich reizen.

v. H. Vor dem Donner! Wozu nützen dieſe Reden? Macht eure Sache mit einander aus, ihr Herren, wie es braven Cavaliers zuſtehet, alsdenn könnt ihr ſchwatzen, ſo lange ihr wollt, wenn ihr da noch ſchwatzen könnt. Bald darzu, bald darvon.

Der Maj. Nehmen ſie eine von dieſen beiden Piſtolen, Herr v. N. Ich handele ehrlich, ich laſſe ihnen die Wahl. Dort auf dem Acker, den ſie hier vor ſich ſehen, linker Hand nach dem Gehölze zu, dort wollen wir unſere Sachen ausmachen.

v. N. Seyn ſie nicht hitzig, ich rathe es ihnen. Der Acker könnte leichtlich ihr Gotteſacker werden. Laſſen ſie uns frühſtücken, bei einer Taſſe Koffee wird ſich alles geben.

v. H. Sapperment, wie ſtellen ſie ſich! Weiſen ſie dieſem Herrn, daß ſie Courage haben. Sie reden ja wie eine alte Frau.

v. N. An meiner Courage wird ſo leicht niemand zweifeln, und ich rede ſo, wie es meine Grundſätze erfordern.

v. H. Was zum Henker ſind das für Grundſätze, die möchte ich ſehen! Nach dieſen Grundſätzen getraue ich mir nicht, ein Glas Wein mehr mit ihnen zu trinken.

v. N. Das können ſie halten, wie ſie wollen, ich werde mich dadurch nicht aufbringen laſſen. Wenn ſie einmal zu mir kommen und eben durſtig ſind, werden ſie froh ſeyn, wenn ich ihnen nur ein Glas Wein vorſetze.

v. H. Der Henker hole! Ihre Sprache hat ſich ſeit einigen Tagen treflich geändert. Da ſie den Ausforderungsbrief von dem

Herr Major erhielten, wollten ſie alle Bäume ausreißen, ſie ließen Spieße und Schwerder zuſammen tragen, und thaten, als wenn ſie ihn freſſen wollten, und nun, da es Ernſt werden ſoll, ſind ſie verzagt:

v. N. Ich verzagt? Ich dächte ſie kennten mich beſſer. Habe ich ihnen nicht = wie lange wird es nun ſeyn? vor ungefeh 10 Jahren gewieſen, daß ich Muth habe? Sie werden die Zeichen davon wohl mit i ihr Grab nehmen.

v. H. Dort waren ſie ein andrer Mann Aber ich denke, ich wehrte mich meiner Hau tapfer, und ſie bekamen auch etwas, daß ſi an mich denken konnten.

v. N. Dieſes gehöret jetzo nicht hieher Wenn wir indeſſen damals geſcheut geweſe wären, ſo hätten wir nicht nöthig gehabt, un wie die unſinnigen Menſchen herum zu ba gen, wir würden unſere Streitigkeit eben ſ haben beilegen können, wie ich die meinig mit dem Herrn Major jetzo beizulegen g denke.

D

Der Maj. Sie haben die Wahl, ob dieſes auf den Degen oder Piſtolen geſchehen ſoll.

v. N. Weder auf dieſe noch auf jene Art, und dieſes, hoffe ich, wird mich zu dem Titel ihres beſten Freundes berechtigen, daß ich es abſchlage, mich mit ihnen in einen Zwiekampf einzulaſſen.

Der Maj. Wie? Sie halten ſich zu den Titel meines beſten Freundes berechtiget, daß ſie mir eine rechtmäßige Satisfaction, die ich wegen einiger Beleidigungen von ihnen verlange, verſagen? Iſt dieſes nicht eine offenbare Verachtung?

v. N. Nein, das iſt die ſtärkſte Probe meiner Freundſchaft, die ich ihnen geben kann. Ich will ſie nicht unglücklich machen: denn es würde ihnen eben nicht beſſer ergehen, als allen ihren Vorgängern, die ich vor der Klinge gehabt habe.

Der Maj. Ich werde alſo Urſache haben, mich bei ihnen zu bedanken, daß ſie ſo großmüthig mit mir verfahren, und ſie muntern mich auf, ihrem Beyſpiele zu folgen. Ich werde ſie alſo, wenn ſie mir keine Satisfaction geben wollen, mit nächſten beleidigen, um hernach, wenn ich ihnen ſolche gleichfalls verſage, ihnen dadurch einen Beweiß meiner Freundſchaft geben zu können.

Hr. Lampert. Was höre ich, welchen Schluß! Beurlauben ſie mich gnädiger Herr, wenn ſie nicht wollen, daß mir, als einem Meiſter in der Kunſt zu ſchlüſſen, bei dergleichen falſchen Schlüſſen, wenn ich ſie nicht widerlegen darf, eine Ohnmacht zuziehen ſoll. Ich beſorge, es dürfte mir gehen, wie jenem großen Kunſtrichter, der für heftigen Entſetzen zu Boden ſank, da ein Idiot in ſeiner Gegenwart einigen Tonkünſtlern zurief: Salvete domini Muſicantes. (Er wollte ſich wegbegeben)

v. N. Bleib er hier, Herr Lampert, er muß ſich einmal mir zu Gefallen Gewalt anthun. Ich werde ſchon die falſchen Schlüſſe widerlegen. Es geſchiehet nicht zu meiner Beſchützung, mein Herr, daß ich den Herrn Lampert erſuche, hier zu bleiben, er ſoll nur von der Richtigkeit meiner Schlüſſe, die ich den ihrigen entgegen zu ſetzen gedenke, urtheilen. Sie ſtehen in dem Wahne, ich hätte ſie beleidiget, und wollte ihnen keine Satisfaction geben. Ich beleidige Niemand; der Grund von unſerm Zwiſte rühret nur vom Zufalle her. Ich habe auch nie den Vorſatz gehabt, ſie zu beleidigen, wenn man Jemanden beleidigen will, ſo muß man - wie ſoll ich ſagen - ſo muß man Jemanden etwas zu Leide thun. Nicht wahr Herr Lampert?

Hr. Lampert. Allerdings, ſo iſt es.

v. N. Nun habe ich ihnen nie etwas zu Leide gethan. Wenn es geſchehen wäre, ſo ſagen ſie, bei welcher Gelegenheit: alſo habe ich ſie auch nie beleidiget. Iſt das nicht richtig geſchloſſen, Herr Lampert?

Hr. Lampert. Der Schluß iſt in Forma richtig.

v. N. Was ſagen ſie dazu, Herr Major?

Der Maj. Sie fangen es ſehr fein an, daß ſie darauf dringen, die Gelegenheit zu entdecken, bei welcher ſie mich beleidiget haben. Sie wiſſen wohl, daß ich Urſache habe, dieſes nicht zu thun; es iſt aber auch nicht nöthig. Mit einem Worte, ich halte mich von ihnen für beleidiget, und dieſes iſt genug, Cavalier Satisfaction zu verlangen.

v. N. Das will ich ihnen nicht wehren, aber ob ich verbunden bin, ihnen ſolche zu geben, das iſt eine andere Frage. Wenn es genug wäre ohne hinlängliche Urſache Händel anzufangen, und wenn man denen die ſolche ſuchen, allezeit Satisfaction geben müßte: ſo hätte man nichts zu thun, als ſich immer herum zu hauen und zu ſchießen, und das iſt vor jetzo meine Sache nicht.

v. H. Wo T . . muß die plötzliche Veränderung bei dem Manne herkommen! Sie waren ja vor dieſem ſo eiſern nicht, und nur noch vor wenig Tagen hatten ſie ganz andere Gedanken.

v. N. Ich ließ mich damals von den Ausbrüchen meines Zorns, denen ich immer nicht widerſtehen kann, in etwas übereilen, und es war ihr Glück, Herr Major, daß ſie mir den Tag nicht in den Wurf kamen. Da ich aber die Sache etwas genauer überlegte, und meinen Sirach, ſo neme ich die Geſchichte des Herrn Grandiſons, zu Rathe zog: ſo ſtund ich von dem mörderiſchen Vorhaben ab, mich mit ihnen herum zu balgen. Wenn ſie meinem Rathe gefolget, und dieſe Geſchichte geleſen hätten, ſo würden ſie jetzo meiner Meinung ſeyn.

Der Maj. Da ich es aber nicht bin, und keine ſo erleuchteten Einſichten habe: ſo müſſen ſie mir als dem ſchwächſten Theile nachgeben. Ich handele ehrlich, daß ich ihnen die Wahl unter dieſen Piſtolen laſſe. Kommen ſie, ohne uns in einen weitern Wortwechſel einzulaſſen, ich dringe darauf, ſie müſſen!

v. N. Seyn ſie nicht hitzig, wir wollen frühſtücken.

v. W. Ich dächte es wäre Zeit, es gehet ſtark auf den Mittag loß.

v. N. zu dem Major. Nehmen ſie eine Butterſemmel, das wird ihnen Zeit geben, gelaſſen zu werden.

Der Maj. Ueber die verdammte Gelaſſenheit! Ich denke, ich bin lange genug gelaſſen geweſen, ich habe noch bei keinem Duell einen ſolchen Wortwechſel geführet, als bei dieſem. Endlich zerreißt mir der Geduldsfaden. Kurz, ich beſtehe darauf, ſie müſſen eine von dieſen Piſtolen wählen.

v. H. Zeigen ſie, daß ſie noch Ehre im Leibe haben, ſie können es warlich nicht ausſchlagen! Nehmen ſie eine.

Der Herr v. N. ſtund von ſeinem Stuhle auf, und nahm beide von dem Major. Er beſahe ſie lange, endlich ſagte er: Die Wahl hält ſchwer, ſowohl die eine als die andere ſcheint zum Unglück zubereitet. Ich will nicht an ihnen zum Mörder werden.

Der Maj. Wohlan! So ſoll der Degen unſern Zwiſt entſcheiden.

v. N. Da es alſo zugeſtanden iſt, meine Herren, die Piſtolen wegzulaſſen; und da ihr Anblick ſchon zum Unglück zu reizen ſcheinet: ſo werden ſie erlauben, daß ich ſie losbrenne.

Er öffnete ein Fenſter, um ſie loszuſchieſſen, ſie verſagten aber beide. Nach der Erzählung iſt der Schreiber verſichert, daß ſie nicht geladen waren. Er ſaß alſo beſtändig ganz ruhig in ſeinem Schranke, weil er wußte, daß kein Unglück vorgehen konnte. Der Major ſtellte ſich, als wenn er es verhindern wollte, daß die Piſtolen nicht losgebrennt würden; der Herr v. N. ſahe ſich alſo genöthiget, zu Verhütung alles Unglücks, ſie zum Fenſter hinunter zu werfen. Da nun eine kleine Bewegung entſtund, weil jedermann nach dem Fenſter gieng, um zu ſehen, was der Lerm zu bedeuten hätte, den man gleich darauf im Hofe hörete: ſo glaubte der Herr v. N. man hätte ein Abſehen auf ihn. Er legte mit einer gravitätiſchen Mine die Hand an den Degen, und ſagte ganz gelaſſen: meine Freunde nehmen ſie ſich in Acht, daß ich niemanden beſchädige, ich werde meinen Degen ziehen, wenn man mich anfällt.

Die Urſache des Lerms im Hofe war dieſe. Wigand, der Reitknecht des Herrn v. N. hatte ſich unter dem Fenſter, aus welchem der Herr v. N. die Piſtolen herunter warf, geſönnet, es war ihm eine davon auf den Buckel gefallen, worüber er ſo heftig zu ſchreien anfieng, daß alles Geſinde zuſammen lief. Weil man Piſtolen neben ihn liegen ſahe, ſo glaubte man, er hätte einen Schuß bekommen.

Der Major zu dem Herren v. N. Wollen ſie mir auf den Degen Satisfaction geben? Das iſt gut, endlich entſchließen ſie ſich doch zu etwas.

v. N. Ich ziehe ihn nur zu meiner Vertheidigung, ich dachte ſie wollten ſich über mich hermachen, weil ich ihr mörderiſches Gewehr zum Fenſter hinausgeworfen habe.

Der Major. Ja, das iſt eine neue Beleidigung, ſo verächtlich begegnen ſie mir.

v. N. Ich habe es nicht aus Verachtung gethan, ſondern zu ihrem Beſten. Sie ſollen ihr Leben nicht durch meine Hand verlieren, ſie können es beſſer anwenden, wenn ſie es dem Vaterlande zum Beſten aufopfern; ſie haben einen Beruf für ſolches zu ſtreiten. In einiger Zeit, wenn ſie die Sache ruhig überlegen, werden ſie es vielmehr billigen, daß ich meine Piſtolen ihnen aus den Zähnen gerückt habe, damit ſie nicht zu dem Gebrauch könnten angewendet werden, zu dem ſie beſtimmt waren.

Der Maj. Vereiteln ſie mir nicht meine Freude, die ſie mir dadurch machten, daß ſie die Hand an den Degen legten. Kommen ſie hinunter in den Grasgarten, dort wollen wir ein paar herzhafte Gänge thun, und unſere Sache ausfechten.

v. N. Ich habe ihnen ſchon mehr als einmal geſagt, daß ich nicht als Feind, ſondern als Freund hieher kommen bin, um meine gerechte Sache zu vertheidigen.

Der Maj. Mit dem Degen hoffe ich?

v. N. Keinesweges! Mit dem Degen vertheidige ich mich nur gegen Mörder und Feinde, ich ziehe ihn aber nicht gegen meine Freunde. Meinem irrenden Bruder helfe ich durch vernünftige Vorſtellungen zu rechte. Dieſes iſt der beſte Weg, den man wählen kann, ihn zu beſſern, und ihn zur Erkenntniß ſeiner Fehler zu bringen.

Der Baron. Das iſt bei meiner Ehre edel geſprochen!

Der Maj. Wenn ſie immer ſo gedacht hätten, wie ſie jetzo ſprechen, ſo würde ich die Größe ihres Geiſtes bewundern. Da aber ihre Thaten nicht mit ihren Worten übereinſtimmen, ſo ſetzen ſie ſich in den Verdacht, als wenn es ihnen an Muthe fehlte, Es ſcheint, daß ſie ihre Furchtſamkeit in die Larve der Großmuth, die ſie ihren Gevattersmanne abgezogen haben, verſtecken wollen; aber die Verſtellung iſt zu ſichtbar. Ein großmüthiger Mann beleidiget niemanden, und alſo hat er auch nicht nöthig, für angethane Beleidigungen eine Genugthuung zu verſchaffen. Sie aber haben mich beleidiget und wollen mir keine Satisfaction geben: alſo ſchlüße ich daraus, daß ſie nicht großmüthig ſind, ſondern furchtſam.

Hr. Lampert. Heu! quae qualis quanta!

v. N. Stille! (zu dem Major) hören ſie, meiner Ehre wird dadurch nichts abgehen, ſie mögen von mir glauben was ſie wollen. So viel will ich ihnen nur ſagen: ſie haben ihr Leben meinen Grundſätzen zu danken. Ich bin von Natur hitzig, ich habe auch vielen Stolz; ich habe aber nach dem edlen Beiſpiele Sir Carls beides unterdruckt, und das iſt jetzo ihr Glück. Wenn ich der wäre, der ich ehmals war: ſo würden ihnen ihre Beſchuldigungen theuer zu ſtehen kommen.

v. W. (welcher bishero ſich beſchäftiget gehabt, das Frühſtück, welches für die ganze Geſellſchaft aufgetragen war, alleine zu verzehren, und eben jetzo damit fertig war.)

Ich dächte, ſie ließen es nicht aufs äußerſte ankommen, Herr Major, wenn v. N. ſeinen tollen Kopf aufſezt, ſo iſt er ärger als der T . . Vertragt euch in der Güte miteinander, ihr Herren, zulezt behält doch keiner Recht.

Der Maj. Wenn durch einen gütlichen Vertrag meine Ehre wieder hergeſtellet werden könnte, ſo wollte ich einem Vergleiche gern die Hand biethen. Da aber meine Ehre, in den Augen der Welt, mehr dabei verlieren als gewinnen würde: ſo bin ich entſchloſſen, die Entſcheidung unſers Zwiſtes auf den Degen ankommen zu laſſen.

v. N. Ihre Ehre kann nicht wider hergeſtellet werden, denn ſie iſt nicht beleidiget worden. Ich wollte mir eher auf deutſchen Fuß die kehle abſchneiden, oder nach engliſcher Manier, mich an den nächſten Balken hängen, ehe ich jemanden an ſeiner Ehre und guten Namen den geringſten Eintrag thun wollte.

Der Baron. Welch ein vortreflicher Gedanke! Wenn ſie nicht mit dieſer Erklärung zufrieden ſind, ſo weiß ich nicht, was ſie weiter verlangen.

v. H. Vor dem Henker! Ich kann aus euch Leuten nicht klug werden. Der eine ſchwatzt einen Haufen von Beleidigungen, und will mit der Sprache doch nicht heraus, worinne ſie beſtehen ſollen, und der andere will durchaus nicht eingeſtehen, daß er jenen beleidiget hat. Sie gehen um die Sache herum, wie die Katze um den heiſſen Brey, ohne daß etwas ausgemacht wird. Mein Rath wäre, ihr Herren vertrügt euch entweder in der Güte miteinander, wie es der Herr v. W. haben will, oder durch den Degen.

Der Major. Gut, bei dieſem Ausſpruche ſoll es bleiben, ich erwähle das letztere.

v. N. Ich ergreiſe das erſtere. Sie kennen meine Grundſätze, und beſtehen nur auf dem Duell, weil ſie wiſſen, daß ich mich in kein Duell einlaſſen will.

v. H. Aber warum nicht? Der Herr Major hat ſie einmal heraus gefordert, und ſie müſſen ihm Satisfaction geben.

v. N. Ich kann dieſe Ausforderung, wenn ich auch ſonſt keine Gründe für mich anzuführen hätte, aus der Urſache nicht annehmen, weil es ein unchriſtlicher Gebrauch iſt, wegen einer vermeinten, oder auch gegründeten Beleidigung ſich den Hals brechen zu laſſen, oder ihn ſeinem Nebenmenſchen brechen zu wollen.

Der Major. Das ſind Worte eines frommen Schwärmers.

v. N. Die Heiden und Türken verabſcheuen eine ſolche gottloſe Gewohnheit, und die alten Römer.

v. H. Was T = = gehen uns die alten Graubärte an! Sie reden, als wenn ihr Magiſter ihnen die Worte in den Mund geleget hätte.

v. N. Laſſen ſie mich zum Worte kommen, die alten Römer haben niemals mit einander Kugeln gewechſelt.

Der Major. Ja, zu der Zeit war das Pulver noch nicht erfunden, ſonſt würden ſie ſich wohl tapfer herumgeſchoſſen haben.

v. N. Das ſagen ſie nicht. Wie hätten denn die Römer ſo viele Veſtungen einnehmen können, wenn ſie kein Pulver gehabt hätten? Aber dieſes bei Seite geſetzt, ſo will es nicht einmal der Papſt leiden, daß ſich ſeine Unterthanen duelliren ſollen.

Der Maj. Was hat uns der Papſt zu befehlen, meine Ehre iſt mir wichtiger, als alle päpſtliche Bullen.

v. N. Ein alter Kirchenvater, Namens Concilius Tridentinus, gehet noch weiter, er erkläret alle die, welche in einem Zwiekampf umkommen, für Selbſtmörder, und ſchlägt ihnen ein chriſtlich Begräbniß ab.

v. H. Wenn wir die Geſetze der Ehre aus den Kirchenvätern herlangen wollen, ſo müſſen wir uns freilich auf einen ganz andern Fuß ſetzen. Wir müſſen feige Memmen werden, und in der Feigheit eine Ehre ſuchen;

unſere Ahnen aber, die ſich durch ritterliche Thaten empor geſchwungen haben, müſſen wir als Mörder und Straßenräuber verdammen.

v. N. Wir können eher dieſes thun, als daß wir in ihre Fußtapfen treten, und es eben ſo arg machen, wie ſie. Die Fehler muß man ausrotten, wo man ſie findet.

Der Baron. Der Herr v. N. ſpricht wie ein Orakel. Ich will heute noch meinen Degen einleimen laſſen, damit ich nie wieder in die Verſuchung gerathe, ihn gegen jemand zu ziehen.

Der Maj. Es iſt wahr, die Gründe des Herrn v. N. haben einigen Schein, und wenn ich ihm weiter zuhörete, ſo glaube ich, ich dächte eben ſo wie er. Aber die Vorurtheile der Welt halten mich ab, daß ich ihm nicht beipflichten kann.

v. N. Iſt es aber nicht beſſer, ein Mann von Ehre zu ſeyn, als daß man in den Augen der Welt dafür angeſehen wird, ohne es zu ſeyn? Um die Vorurtheile der Welt muß man ſich nicht bekümmern. Eine wilde und unbändige, ich will nicht ſagen unchriſtliche Gewohnheit als das Duelliren iſt, kann gar keinen Beweiß abgeben, daß man auf die Erhaltung ſeiner Ehre bedacht iſt. Denn jeder Schurke, der nicht für einen Pfennig Ehre beſitzt, kann einen braven Mann heraus fordern, um ſich vor der Welt ein Anſehen zu machen.

Der Major. Sie reden, als wenn es gedruckt wäre, und ich wiederhole es nochmals, wenn ich mich überzeugen könnte, daß ſie ſo vortreflich dächten als ſie ſprechen, ſo wollte ich mich eher vor ihnen erniedrigen, als vor dem großen Magol auf ſeinem Throne.

v. N. Sie können es auf mein Wort glauben, daß ich das jederzeit denke, was ich ſage, denn wenn man reden will, ſo muß man denken; aber ich meine es auch ſo, wie ich rede. Kurz, ſie können ſich darauf verlaſſen, ich werde ihnen um meines Gewiſſens und um meiner Ehre willen keine Satisfaction geben, wenn ich ſie auch wirklich beleidiget hätte, welches doch aber nie geſchehen iſt. Der Gebrauch der Waffen ſtehet nur Königen und Fürſten zu, ich will den Göttern dieſer Erden nicht ins Amt fallen. Privatleute müſſen ſich in der Güte mit einander vertragen.

Der Baron. Ich bin ganz entzückt über ihre Geſinnungen, und ich fange beinahe an überzeugt zu werden, daß alles, was ſie geſagt haben, vortreflich und nachahmungswürdig iſt.

v. H. Der Meinung bin ich auch. Wie es ſcheint, Herr Baron, ſo gehet es ihnen eben ſo, wie es mir manchmal zu gehen pfleget. Wenn ich aus der Kirche komme, ſo denke ich, alles was der Pfarr geſagt hat, iſt gut, und er hat Recht. Wenn ich aber alles das thun ſollte, was er ſagt, ſo müßte ich ganz und gar umgegoſſen werden, und das hält ſchwer, ich denke, wie meine Vorfahren ſind in Himmel kommen, die alle nicht beſſer geweſen ſind als ich, ſo getraue ſich mir auch hinein zu kommen. Jezt bin ich durch des Herrn v. N. Predigt abermals ganz und gar umgewendet, ich denke, er hat vollkommen Recht; aber wenn ein Cavalier doch gleichwohl ſoll leben, wie eine alte Frau, das ſtehet mir nicht an.

Der Major. So geht es mir ebenfalls. Wenn ich bedenke, daß das Duelliren eine ſo abſcheuliche Sache iſt, daß man darüber um ein ehrliches Begräbniß kommen kann: ſo möchte ich es verreden mich jemals wieder in Händel einzulaſſen. Aber wenn man darüber in Gefahr gerathen ſollte, für ſcheinheilig oder furchtſam ausgeſchrieen zu werden, ſo will ich lieber den Papſt und alle Kirchenväter wider mich haben, als das Urtheil der Welt.

Der Baron. Weichen ſie diesmal der Uebermacht, und erkennen ſie ſich überwunden. Sie können eben ſo wenig dem Winke der Vernunft widerſtehen als ich. Wenn man ſich über die Vorurtheile des Pöbels hinausſetzen kann, ſo muß man nothwendig zugeſtehen, daß es ein thörigter und lächerlicher Gebrauch ſey, einem Unheil durch etwas abzuhelfen, woraus ein viel größeres entſtehen kann.

Der Major. (Zeigt auf den Herrn v. N.) Dieſer Mann wird uns noch alle zu ſeinen Neubekehrten machen. Aber der T. wenn ich auch einen Heldenmuth beweiſen, und meiner Leidenſchaft Gewalt anthun wollte, mich nicht wegen der Beleidigungen an ihm zu rächen, ſo liegt mir noch etwas anders im Wege.

v. N. Ohne Zweifel iſt der Mann ein Held, der ſeine Leidenſchaft überwinden, und eine wirkliche Beleidigung, geſchweige denn eine eingebildete vergeſſen kann. Und einem Helden muß nichts im Wege liegen, als was ſich für ihm demüthiget, oder was er kaput gemacht hat.

Der Baron. Höchſt vortreflich! Können ſie noch widerſtehen, Herr Major?

Der Maj. Nein, ich ſehe mich genöthiget, ihnen gewiſſe Vorſchläge zu thun, auf welche ich mich mit ihnen zu vergleichen gedenke. Ich will wenigſtens die Ehre haben, eben ſo großmüthig gegen ſie zu verfahren, als ſie gegen mich zu ſeyn glauben. Ich laſſe meine Forderung wegen einer Genugthuung für dasjenige, wodurch ich mich von ihnen beleidiget halte, fallen; jedoch unter der Bedingung: daß ſie meiner Baſe, der Gemahlin des Herrn v. W. eine ſchriftliche Abbitte und Ehrenerklärung thun, wegen der nachtheiligen Reden, die ſie von ihr geführet haben, und alsdenn müſſen ſie mich überzeugen, daß es ihnen keinesweges an Muthe fehlt. Wenn ſie richtige Beweiſe ihres Muthes anführen können, ſo will ich mich alsdenn beruhigen, und glauben, daß ſie nach den Grundſätzen ihres Gevatters handeln.

v. N. Sie wollen ihre Forderungen gegen mich fallen laſſen, und machen immer neue Forderungen, in der That haben ſie gar keine an mich zu machen. Weil ſie indeſſen auf einem guten Wege ſind, ſo will thun, was ich kann, ſie dabei zu erhalten.

Ihre zweite Bedingung kann ich ohne Bedenken erfüllen; die erſte aber entſtehet aus einem Vorurtheile, das leicht zu widerlegen iſt. Ich habe die Frau v. W. nicht beleidiget, alſo iſt auch eine Abbitte unnöthig. Was ich von ihr geſagt habe, das ſind nur zufällige Gedanken geweſen, die ich nie vor Wahrheiten ausgegeben habe. Wenn ſie ſich dadurch beleidiget glaubt, ſo muß man ihr als einem ſchwachen Werkzeuge ihre Ehre geben, und ſie begütigen. Eine Ehrenerklärung aber wird mir nicht ſchwer fallen, ich halte jede Dame für eine Dame von Ehre, bis ich es anders finde. Die Frau v. W. iſt die Gemahlin meines Freundes, ich geſtehe ihr alle die Ehre zu, die ſie dadurch erhält.

Der Baron. Getrauen ſie ſich, gegen dieſe Erklärung ein einziges Wort aufzubringen?

Der Major. Nicht ein Wort. Ich bin damit zufrieden, ich ſehe daß ein Misverſtand unſern ganzen Zwiſt erreget hat. Ich ärgere mich nur, daß ich gegen dieſen vortreflichen

Mann, der alles ſo klug zu wenden weiß, daß er immer gegen mich in Vortheile bleibt, ſo eine elende Figur mache. Das hätte ich nicht gedacht, daß ich ſo würde überwunden werden.

v. H. Bei meiner Seele! v. N., ſie kommen heute gut weg. Ich dachte, es würde Mord und Todſchlag aus dem Handel entſtehen, oder ſie würden ſich doch tapfer herum hauen müſſen, wenn ſie den Herrn Major ſatisfaciren ſollten. Ich kann gar nicht einſehen, wie ſich das Ding ſo gedrehet hat, daß dieſe Händel einen gütlichen Vergleiche nahe ſind, und jeder bei Ehre bleibt, gleichwohl ſcheint es, als wenn es gar nicht anders hätte ſeyn können. Gebt nur einander die Hände, ihr Herren, es wird aus der Schlägerei doch nichts, vertragt euch in der Güte.

Der Major. So weit ſind wir noch nicht, (zu dem Hrn. v. N.) Sie müſſen meiner zweiten Bedingung noch vorhero Genüge leiſten. Sie hatten, wie es ſcheint, nicht immer die Grundſätze, die ſie jetzo haben; ſie zeigten ehedem ihren Gegnern ihrer Muth in der That, ſo wie ſie ihn mir heute durch Worte gezeiget haben. So viel ich weiß, ſind ſie mehrmals vor der Klinge geweſen, und vor Zeiten würden ſie ſich ſehr bedacht haben ihre Händel auf dieſe Manier wie jetzo beizulegen.

v. N. Beleidigen habe ich mich niemals laſſen, wenn mich einer nur über die Achſel anſahe, ſo ſchlug ich ihn hinter die Ohren.

Der Baron. Damals hatten ſie alſo nicht die Großmuth, die Gelaſſenheit, die Standhaftigkeit, die wir jetzo an ihnen bewundern.

v. N. Damals focht ich noch mit dem erſten Schwerdte, jedermann mußte ſich vor mir fürchten.

Der Major. Ein Beiſpiel ihres Muths, Herr v. N.!

v. N. Zehne für ein. Da ich noch unter dem Prinzen Eugen gegen die Franzoſen

Univ. Bibl. München

zu Felde lag, wurde ich einmal mit 50 Mann in ein Dorf commandiret, um Fourage beizutreiben. Es wohnte daſelbſt ein Beamter, der ehedem auch ein Soldat geweſen war. Ungeachtet es in Freundes Land war, ſo that ich doch aus Gefälligkeit gegen meine Leute, als wenn ich dieſes nicht wüßte, und ließ ſie auf Diſcretion leben. Der Beamte beſchwerte ſich deswegen bei mir, und um mir eine Furcht einzujagen, ſagte er, wenn ich dieſem Unheil nicht abhelfen wollte, ſo würde er mich, wenn ich von meinem Commando zurückberufen wäre, herausfordern. Ich, der ich mich nie für einen Menſchen fürchte, ſeitdem ich das Wort Menſch buchſtabiren kann, gab ihm zur Antwort, einmal ſchlagen und ein paar Gläſer Wein austrinken, wäre mir einerlei; ich gab ihm zugleich meinen Handſchu und verlangte von ihm, eine Zeit und Ort zu beſtimmen, wo wir einander finden wollten. Er verſprach, dieſes zu thun, wenn ich von meinem Commando zurückberufen wäre. Nach einiger Zeit, da wir in den Winterquartieren lagen, ſchickte er mir ein Cartel, daß ich mich nebſt zween Secundanten an einem gewiſſen Gränzorte, auf den und den Tag einfinden ſollte. Ich hielt die Secundanten für überflüßig und nahm nur meinen Reitknecht zu mir. Mein Gegner war ſehr unwillig, daß ich keine Secundanten mitgebracht hatte, ich ſagte: meine Piſtolen und mein Degen ſind meine Secundanten. Wie, wenn wir uns nun alle dreie mit ihnen ſchlagen wollten, ſagte er? Dazu bin ich bereit, ich nehme es mit euch drei Kerls auf einmal an, ihr ſeyd keine Cavaliers. Sie wurden darüber erbittere; ich aber nicht faul, ergriff mit der einen Hand die Piſtole und mit der andern den Degen. Sie erſtaunten über meine Herzhaftigkeit und machten links um, ich hinter ihn drein wie ein Satan. Einen davon, der kein ſo flüchtiges Pferd hatte als die andern, holte ich ein. Nehmen ſie ſich in Acht, ſagte ich, jetzt werde ich ſie auf den Pelz brennen. Er ſchrie erbärmlich um Pardon. Gut denn, ſagte ich, reiten ſie hin mit Frieden, ich will ihnen das Leben ſchenken. Er bewunderte meine Groſmuth, und ich behielt das Feld. Ich habe ſeit der Zeit kein Wort wieder von ihnen gehöret, und glaube die erſten beiden ſind ohne Zweifel in einem großen Fluße umkommen, durch welchen ſie ſetzen mußten, um ſich zu retten.

Der Major. Das iſt eine ganz außerordentliche Begebenheit, die ſich in den neuern Zeiten nur alle hundert Jahre einmal zuträgt.

v. N. Dergleichen Begebenheiten ſind mir mehrere begegnet.

Alle Herren baten ihn hierauf noch einige zu erzählen.

v. N. In Italien commandirte ich einmal eine Freicompagnie, die mehrentheils aus Banditen beſtund. Ich hielt die Schurken ein bisgen kurz, und ſie machten deswegen eine Meutherei gegen mich. Eines Tages hatte ich ſie laſſen ein wenig voraus marſchiren, und ich wollte nachkommen. Sie hatten ſich meine Abweſenheit zu Nutze gemacht, und hatten ſich zuſammen verſchworen, mich kalt zu machen, zugleich hatten ſie einen Preiß auf meinen Kopf geſetzt, daß derjenige, welcher ſich zuerſt an mich wagen würde, mein Nachfolger ſeyn und ſie commandiren ſollte. Ein Deuſcher verrieth mir dieſen Anſchlag, und gab mir den Rath, mich ja nicht vor den deſperaten Kerls blicken zu laſſen, wenn ich nicht wollte auf dem Platze niedergemacht ſeyn. Ich wie der Wind zu Pferde auf und davon = =

v. W. Daran thateſt du geſcheut, Herr Bruder, daß du Reisaus gabeſt, ich hätte es ſelbſt ſo gemacht.

Der Baron. Ich fühle jetzo ſehr lebhaft ihre Gefahr und ihre Entrinnung. In der That ihr Heil beſtänd damals in der Flucht.

Herr Lampert. Schweigen ſie meine Herren, der Herr v. N. iſt noch nicht fertig, hören ſie nur.

v. N. Ich ſetzte mich alſo zu Pferde und ſuchte die Cujons auf. So bald ich ſie anſichtig wurde, gab ich meinem Gaul die Sporen, und mitten unter ſie hinein.

v. W. Das iſt ein anders.

Der Maj. Jezt kommt es erſt.

Der Baron. Wie lief es ab? Ich ſtehe ihrentwegen in großer Furcht = wenn ſie nur nicht = doch was mache ich mir vor gefährliche Vorſtellungen, ſie ſtehen ja da friſch und geſund vor mir.

v. N. Hier, Kammeraden bringe ich meinen Kopf ſelbſt, ſagte ich, um den Preiß zu verdienen, den ihr darauf geſetzt habt! Wer mir dieſen ſtreitig machen will, der trete heraus. Sie erſtaunten über meinen Muth, ſie ſtunden wie die Mauren, es regte ſich keiner. Purſche, ſtreckt das Gewehr! Rief ich ihnen zu und zog zugleich den Degen. Sie gehorſameten, und ich trieb ſie hierauf vor mir weg, wie eine Heerde Schaafe, bis ins Hauptquartier. Das Gewehr befahl ich auf ein paar Wagen zu laden, die ihre Torniſter führten.

Der Baron. Nun, was machten ſie mit ihren Leuten?

v. N. Hierauf ließ ich ihnen einen kurzen Proceß machen, und ſie miteinander aufhängen.

Der Maj. Das war zuarg! Sie verfuhren mit den armen Teufeln zu barbariſch, es iſt wohl mancher feine lange Kerl mit darunter geweſen. Sie haben ihrer Heldenthat dadurch einen garſtigen Schandfleck gemacht.

v. N. Ja, die Hunde waren nichts beſſers werth, ſie hatten mit einander den Galgen ſchon zehnmal verdienet.

Herr Lampert. Ich halte davor, mein Gönner hat den Glanz ſeiner Heldenthat gar nicht verringert, er hat nichts anders gethan, als daß er dem Beiſpiele Alexanders des Groſſen gefolget iſt. Da dieſer Tyrus erobert hatte, ließ er die überwundenen Tyrier rund um die Stadt herum aufknüpfen wie die Krammsvögel; oder eigentlich zu reden, er ließ ſie nach damaliger Mode kreuzigen.

Das Leben der Kriegsgefangenen ſtehet in der Hand des Siegers.

v. N. Ja ja, ſo iſt es.

Der Major zu dem Hrn. v. N. Was ſagte aber ihr General dazu, daß ſie ihre ganze Compagnie aufhängen ließen?

v. N. Was der ſagte? Hm! der hatte nichts darnach zu fragen, ich war Herr über meine Leute. In acht Tagen hatte ich mir eine andere geworben, die noch einmal ſo ſtark war als die erſte. Vorzeiten gieng es nicht ſo ordentlich im Kriege, wie heutiges Tages, dort that ein jeder, was er wollte. Aber die Zeit vergehet.

Er zog ſeine Uhr, die einem Dreiersbrodte an Größe nichts nachgab, aus der Weſtentaſche. Die Herren baten ihn alle, die Unterredung noch nicht abzubrechen, ſo ſehr es auch der Schreiber wünſchte. Er fuhr alſo fort.

In Italien habe ich mehr als einmal die Ehre der Deutſchen gerettet. Es iſt nicht ſein, wenn man immer von ſich ſelber ſpricht; ſie wollen es aber nicht beſſer haben, und alſo bin ich gezwungen, ihnen die merkwürdigſten Auftritte meines Lebens bekannt zu machen. Zu der Zeit folgte ich meinen alten Grundſätzen, ich dachte, ich wäre kein Mann von Ehre, wenn ich keine Händel hätte, und wenn mich Niemand beleidigen wollte, ſo wurde ich der angreifende Theil. Unter andern lag ich einmal zu Padua auf Werbung. Die Studenten machen dort viel Unheil und jedermann fürchtet ſich für den jungen Laſſen. In der Nacht kann Niemand auf der Straße gehen, ohne zu befürchten, daß man von ihnen angegriffen wird. Ich nahm mir vor, die Buben zu züchtigen und die öffentliche Ruhe wieder herzuſtellen.

Der Baron. Ein großmüthiger Entſchluß!

v. N. Ich ſtellte mich des Abends unter einen bedeckten Gang. Ein Haufe lüderlicher Brüder ſahen mich von ferne, und erklärten mich in ihren Gedanken ſchon für eine gute Priſe. Ich dachte: kommt nur angezogen. Kurz darauf ſtolperten ein paar von dieſen Kerls vor mir vorbei und gaften mir ins Geſichte. Ihr Herren ſeyd ruhig und geht nach Hauſe, ſagte ich. Schaarwächter, der du biſt, erkühnte ſich einer zu fragen, haſt du uns etwas zu befehlen? Hier lief mir die Galle über, ich that auf den ganzen Haufen einen herzhaften Angriff, und in eben dieſem Augenblicke lagen Degen, Hüte, Perucken und Mäntel, alles durch einander auf dem Kampfplatze. Zwei machte ich zu Gefangenen. Mit einem unter dieſem Arme und mit dem andern unter dieſem, begab ich mich gerade auf die Bürgerwache, wo ich beide verwahren ließ. Den Morgen darauf empfing ich von einigen Abgeordneten im Namen des Raths ein Dankſagungskompliment, nebſt einem Patent als ein Ehrenmitglied des großen Raths daſelbſt, weil ich die öffentliche Ruhe der Stadt wieder hergeſtellet hätte. Seitdem hat man auch nichts wieder von einem nächtlichen Unfuge daſelbſt gehöret.

Hr. Lampert. Durch die edelmüthige That hätten ſie verdienet, daß ihr Konterfei, wie das Bild des Miltiades nach dem Siege bei Marathon, öffentlich in einen ſolchen bedeckten Gang wäre ausgehänget worden.

v. N. Gewiſſer maßen habe ich dieſe Ehre wirklich erhalten. Ein Peruckenmacher, der ein neues Schild brauchte, ließ mich auf ſolches mit einer erbeuteten Perucke in der Hand abmahlen: die Studenten aber, denen dadurch ihre ſchimpfliche Flucht gleichſam aufgerucket wurde, brachten es dahin, daß er dieſes Schild wieder einziehen mußte.

Der Major. Ich bin ganz bezaubert von ihnen, vortreflicher Mann! Ich ſehe, daß es ihnen nie an Muthe gefehlet hat; aber mich dünkt, ſie haben ihn an keinem Orte rühmlicher angewendet als hier, da ſie das gemeine Beſte dabei zum Endzwecke hatten.

v. W. zu dem Hrn. v. N. Ja, wenn deine Worte lauter Evangelien wären, ſo wollte ich im geringſten nicht daran zweifeln; aber ſo muß ich es nur glauben, weil du es geſagt haſt. Ich will die Sache nicht ganz verwerfen; ich denke aber du erzähleſt manche Dinge für dich zu vortheilhaft, Herr Bruder.

Der Maj. Ich bin geneigt, alle dem Glauben beyzumeſſen, was der Herr v. N. geſagt hat. Ein Nachfolger Sir Carls kann keine Unwahrheiten ſagen. Indeſſen bin ich verſichert, es wird ihnen auch nicht an Beiſpielen mangeln, wo ſie lebendige Zeugen ihres Muthes für ſich anführen können.

v. N. Daran ſoll es auch nicht fehlen. Hat Jemand an dem Herrn Magiſter Lampert etwas auszuſetzen, wenn ich ihn für mich zum Zeugen anführe?

v. W. Ganz und gar nichts.

Der Baron. Sein Zeugniß iſt das glaubwürdigſte.

Der Maj. Es ſcheinet ein Mann von Ehre zu ſeyn.

v. N. Nun ſo hören ſie denn. Ich reiſte einmal nach Frankfurth in die Meſſe, gegenwärtiger Herr Lampert begleitete mich dahin. Wir ſpeiſten täglich in einem angeſehenen Gaſthofe, wo immer eine ſtarke Geſellſchaft von Vornehmen und andern Fremden, die es bezahlen konnten, anzutreffen war. Wir ſetzten uns eines Tages an eine Tafel von mehr als 30 Perſonen. Nicht wahr Herr Lampert?

Hr. Lampert. Ja! Es ſchmeckt mir noch immer gut, wenn ich daran gedenke, wir wurden recht wohl bewirthet.

v. N. Nicht lange nach uns kam ein Mann, von dem Anſehen eines Cavaliers, und ſetzte ſich gleichfalls an unſere Tafel. So bald dieſer Mann erſchien, hörten alle Geſpräche auf. Es ſchien, als wenn durch ſeine Ankunft der Appetit aller Anweſenden wäre vermehret worden; alle ſpeiſten mit der gröſten Begierde und Eilfertigkeit, und eine Zeit darauf verſchwand einer nach dem andern. Ich wunderte mich darüber, und fragte einen Kaufmann, der im Begriff war ſich gleichfalls wegzubegeben, um die Urſache dieſer Verſchwindung. Sehen ſie nicht, ſagte er mir ins Ohr, dort unten den furchtbaren Mann? Ich rathe es ihnen, ſchleichen ſie ſich gleichfalls unvermerkt fort, wenn ſie nicht wollen in Unglück kommen. Wenn er ſich ſatt gegeſſen hat, ſo fängt er an zu trinken und hört nicht eher auf, bis ihn der Wein erhitzt hat, alsdenn kritiſiret er über die Geſellſchaft. Wer dieſes nicht vertragen kann und ſich mit ihm abgiebt, an dem ſucht er Händel, und drohet mit Degen und Piſtolen. Er iſt ein vortreflicher Fechter und ein guter Schütze, und ſoll ſchon manchen über den Haufen geſetzet haben. Ich dachte ſogleich, daß dieſes eine gute Gelegenheit wäre, Ehre zu erwerben und mich bei der ganzen Geſellſchaft in Anſehen zu bringen. Ich maß ihn einige mal mit den Augen, und dieſes zog bald ſeine Aufmerkſamkeit auf mich. Wir ſprachen eine Zeitlang durch Minen mit einander, er getrauete ſich nicht ein Wort zu ſagen, weil er ſahe, daß ich ihn nicht fürchtete. Endlich fing er an, mit ſeinem Heldenthaten zu prahlen, ich that als wenn ich darauf gar nicht Acht hätte und erzählte, ihm zum Trutze, einige von meinen merkwürdigen Begebenheiten. Er wollte mich überſchreien. Hören ſie, ſagte ich, wenn ich rede, ſo muß es ſtille ſeyn in dem Zimmer. Er unterſtund ſich hierauf einen Teller nach meinem Kopfe zu werfen, welcher aber fehl gieng, und beinahe den Magiſter erſchlagen hätte. Ich ſprang auf in voller Wuth, als wenn ich alles niedermachen wollte und über ihn her. Iſt dem nicht alſo, Herr Lampert?

Hr. Lampert. Allerdings, er kam garſtig weg.

v. N. Er fing an zu ſchimpfen und zu ſchelten. Willſt du dich noch maußig machen? ſagte ich, und was dergleichen mehr war. Kann er ſichs nicht erinnern, was ich ungefehr noch ſagte?

Hr. Lampert. Sie ſprachen noch eins und das andere, zum Exempel: Du haſt wohl nie einen Hund aus dem Ofen gelockt und willſt dich an mich wagen?

v. N. Ja, ich erinnere mich. Gehe, ſagte ich, Eiſenfreſſer, der du ſeyn willſt, du haſt wohl nie einen Hund aus dem Ofen gelocket und willſt dich an mich wagen, und in eben dem Augenblicke lag er die Länge lang unten vor der Treppe.

Der Major. Stellte er ſich denn nicht zur Wehre?

Hr. Lampert. Nicht ſonderlich. Er war über den muthigen Angriff erſchrocken, daß er kein Leben hatte, er verſahe ſich dieſes ganz und gar nicht.

Der Major lachte ſehr laut.

v. N. Worüber lachen ſie? Herr Lampert, iſts nicht alles ſo, wie ich es erzählet habe?

Hr. Lampert. Vollkommen ſo, auf meine Ehre.

Der Major. Ich ſetze in die Wahrheit ihrer Erzählung gar keinen Zweifel, ich ergötze mich nur an der glücklichen Anwendung des bekannten Sprichworts.

v. N. Iſt das zum Sprichwort worden? haben ſie es mehrmals gehöret?

Der Major. Sehr oft.

v. N. Das Sprichwort kommt von mir her, ich habe es erfunden. Vor mir hat es, ſo viel ich weiß, Niemand gebraucht, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es mir damals eben zu ſo gelegner Zeit eingefallen iſt. Es ſtunden ein Haufen Leute um mich, da ich zu meinem Gegner ſagte: du haſt wohl nie einen Hund aus dem Ofen gelockt, und wie auf Meſſen alles bald ausgebreitet wird, ſo iſt auch dieſes bald unter die Leute gebracht worden.

Der Major. Ey wenn ſie ein Mann ſind, der Sprichwörter erfinden kann, ſo muß man billig Hochachtung für ſie haben.

Der Baron. Ich denke, der Herr v. N. hat ihren Anforderungen nunmehro Genüge geleiſtet. Hält ſie noch etwas zurück, ihm ihre Hand zu geben, und ſich mit ihm zu verſöhnen?

Der Major. Bei meiner Ehre, er hat alles erfüllt, was ich verlangen konnte, und das mit ſo leichter Mühe. Aber auf meiner Seite hält es ſchwer, ich lebe noch nach den alten Grundſätzen des Herrn v. N. und ſeine neuen wollen mir gar nicht in Kopf, ich kann mich nicht überwinden.

v. N. Haben ſie noch einige Zweifel wegen des Ehrenpunktes, ſo will ich mich bemühen ſie zu heben.

Der Major. Das iſt nicht nöthig, erlauben ſie nur, daß ich mit dieſen Herren einen kleinen Abtritt nehme, um ein oder den andern Punkt nochmals zu überlegen.

v. N. Alles nach ihren Gefallen.

Die Herren begaben ſich hierauf in ein Nebengemach bis auf den Herrn v. N. und den Hrn. Lampert, dieſe beſprachen ſich in Abweſenheit der übrigen folgender Geſtalt.

v. N. Nun, was meint er, Herr Lampert, wie habe ich beſtanden? Habe ich heute meinem Gevatter Ehre oder Schande gemacht?

Hr. Lampert. Nichts als Ehre, und der Ausgang weiſt nunmehro, daß ſie dem Wege, den Herr Grandiſon zuerſt betrat, glücklich nachgeſpüret haben.

v. N. Einen Theil des glücklichen Ausganges dieſer kützlichen Sache habe ich ihm zu verdanken. Er hat mich die letzten drei oder vier Tage dreßiret wie ein Schulpferd. Wenn ich nicht wohl wäre gefüttert geweſen, ſo hätten die Sachen können ſchief laufen; nun aber denke ich, ſoll Herr Grandiſon von dieſem Handel ſo viel Ehre haben, als ich ſelbſten. Findet er ganz und gar nichts an meiner heutigen Aufführung auszuſetzen.

Hr. Lampert. Ganz und gar nichts. Einige Kleinigkeiten wollen nichts ſagen. Wenn das Hauptwerk gut ausgeführet wird, ſo läßt man einige kleine Fehler in Ne-

Nebendingen durchſchleichen, ohne ſie zu bemerken. Quandoque bonus dormitat Homerus, wenn dieſer große Dichter Götter und Helden reden läßt, wie ſie ſollen: ſo vergiebt man ihm eine kleine Ausſchweifung, wenn er auch gleich einmal Pferde und Schiffſchnäbel mit einander ſchwatzen läßt.

v. N. Rom iſt nicht auf einen Tag gebaut. Wenn ich es noch nicht ſo weit gebracht habe als Sir Carl, ſo werde ich es ſchon mit der Zeit noch ſo weit bringen. Wenn er etwas auf dem Herzen hat, ſo ſag er es nur heraus, ſein Tadel, hoffe ich, ſoll mich beſſern.

Hr. Lampert zuckte die Achſel mit einem Reverenze. Die Sonne erleuchtet den ganzen Horizont, und hat doch ihre Flecken.

v. N. Das weiß ich, ſag er nur heraus, was er an mir zu tadeln findet.

Hr. Lampert. Ich muß ihren Befehlen gehorſamen, und dieſer wird meine Verwegenheit entſchuldigen. Ich hätte wohl gewünſcht,

wünſcht, daß ſie nicht ihre ganze Compagnie, die ſie in Italien commandirten, hätten aufknüpfen laſſen.

v. N. Was liegt daran, und wenn ich eine ganze Armee hätte aufknüpfen laſſen, ſo wären dadurch nicht weniger Menſchen worden. Ich weiß aber der Sache ſchon abzuhelfen, ich will ſagen, meine Compagnie hätte nur aus fünf Mann beſtanden, alsdenn wird die Erzählung ganz wahrſcheinlich ſeyn.

Hr. Lampert. Vermeiden ſie es lieber, wo ſie können, wieder daran zu denken.

v. N. Weiter im Text.

Hr. Lampert. Der Peruckenmacher in Padua hätte die Koſten auch ſpahren können, ſie auf ſein Schild mahlen zu laſſen. Dieſe Erzählung ſchien ihnen mehr nachtheilig als vortheilhaft zu ſeyn, es können einem allerlei Nebengedanken dabei einfallen.

v. N. Ich würde nicht darauf gefallen ſeyn, dieſes zu erzählen, wenn mich nicht ſeine verwünſchte Vergleichung mit dem Miltiades darauf gebracht hätte. Inzwiſchen iſt doch ſo etwas eben nicht unmöglich, und wenn ich mir es nicht abſtreiten laſſe, ſo müſſen ſie es glauben. Weiter.

Hr. Lampert. Der Concilius Tridentinus ſchnitt mir durchs Herz. Habe ich ihnen nicht geſtern dieſe Stelle aus dem Grandiſon erkläret? Das tridentiniſche Concilium war eine Kirchenverſammlung und kein Kirchenvater.

v. N. Kleinigkeiten! Ich bin gut dafür, daß keiner von den Herren jemals etwas von dem tridentiniſchen Concilio gehöret hat, außer was ich ihnen davon geſagt habe.

Es ſchien, daß der Herr Magiſter Lampert noch viele Anmerkungen im Vorrath hatte, und daß dieſe nur als Vorläufer von wichtigern anzuſehen waren; es wurde dieſes Geſpräche aber durch die Wiederkunft der übrigen Geſellſchaft unterbrochen. Der Herr Baron brachte den Herrn Major bei der Hand in das Zimmer geführet, welcher etwas zu widerſtreben ſchien, inzwiſchen lies er es doch geſchehen, daß ſeine Hand in die Hand des Herrn v. N. geleget wurde, und die Ausſöhnung kam alſo hierdurch zu Stande.

Der Major. Verflucht! das hätte ich nicht gedacht, daß ich ſo würde überwunden werden.

Der Baron. Es iſt gut, daß es geſchehen iſt; wir dachten alle nicht, daß ſich die Sache auf eine freundſchaftliche Art endigen würde.

v. H. Ich kann es auch, bey meiner Seele, noch nicht begreifen, wie dieſes zugegangen iſt!

v. W. Ob du es eben begreifeſt oder nicht, daran iſt nicht viel gelegen, genug es iſt geſchehen.

Der Major. Wer kann einem ſolchen Manne widerſtehen, als dieſer Herr v. N. iſt? das mag ein andrer thun und ich nicht.

v. N. Sie haben ſich von mir nicht überwinden laſſen, ſondern von der geſunden Vernunft.

Der Baron. Wie edel! Wir werden uns aller ihrer Reden und goldenen Lehren, die ſie uns gegeben haben, erinnern, wenn ſie auch nicht gegenwärtig ſind. Dieſer Schrank hat ſie alle zum Gedächtniß und zu unſerer Wiedererinnerung aufbehalten.

v. N. Wie verſtehen ſie das?

Der Baron. Ich beredete den Herrn Major, zu verſtatten, daß ein junger Menſch, auf deſſen geſchwinde Fauſt ich mich verlaſſen konnte, eine aufrichtige Erzählung von alle dem, was vorfiele nachſchreiben ſollte, und er ſteckt in dieſem Schranke.

v. N. Das iſt etwas ſonderbares, ich kann mich nicht genug darüber verwundern. Inzwiſchen da die Sache zu dem Vortheile eines jeden ausgefallen iſt, und jeder Theil mit Ehre aus dem Handel ſcheidet, ſo dürfen wir kein Protokoll fürchten.

Der Baron. Herr Wendelin, ihre Verrichtung iſt zu Ende. Seyn ſie ſo gut und kommen ſie heraus aus ihrem Schranke, mit dem, was ſie geſchrieben haben.

Der Schreiber gehorchte, er hatte ſich lange nach ſeiner Erlöſung geſehnet. Der Herr Baron fragte, ob das Protokoll ſollte vorgeleſen werden; allein man ſagte, daß es Zeit wäre zur Tafel zu gehen. Der Herr v. N. wollte durchaus nach Hauſe, ohngeachtet ihn ſehr zu hungern ſchien, endlich blieb er doch auf vieles Bitten.

Der Schreiber bekam hierauf Befehl, das Protokoll einige mal ſauber abzuſchreiben, und von dem Herrn Baron v. F. ſeine Copialien zu erwarten. Zugleich wurde ihm in geheim anbefohlen, in dem Exemplare, das für den Hrn. v. N. beſtimmt war, die beſondere Unterredung deſſelben mit dem Herrn Lampert wegzulaſſen, auch gegen beide zu läugnen, wenn er allenfalls deswegen ſollte befraget werden, daß er ſie nachgeſchrieben habe. Dieſes iſt alſo die richtige

Abſchrift von allem, was vorgegangen iſt, welches nach ſeinem beſten Vermögen nachgeſchrieben und auf Verlangen Sr. Hochwohlgebohr. dem Herrn Baron v. F. eingehändiget hat

Deſſen

unterthäniger Diener
Joh. Caſpar Wendelin.

Ich will nun meine Erzählung da fortſetzen, wo ſich des jungen Wendelins ſeine endiget. Den ganzen Tag über blieb die Geſellſchaft bei uns. Man ſahe nichts als Freundſchaftsbezeigungen von einer und der andern Seite, unſere Herren ſchienen ein Herz und eine Seele zu ſeyn. Unſer Oncle ließ eine ſolche Zufriedenheit über ſich ſelbſt blicken, daß ich glaube, er hat dieſen Tag unter die glückſeligſten ſeines Lebens gezählet. Der Herr v. H. war immer in tiefen Gedanken, der gute einfältige Mann, der den Zuſammenhang der Sache nicht einſahe, konnte nicht begreifen, wie ein ſolcher Zwiſt friedlich wäre beigeleget worden. Er ſagte, es käme ihm alles wie ein Traum vor. Er hat die Ehre, daß er der erſte iſt, den unſer Oncle zu ſeinem Jünger gemacht hat, und wenn er eine Secte ſtiftet, ſo muß der Herr v. H. unter ſeinen Anhängern oben an ſtehen. Ehe wir noch ſpeiſten, fertigte der Herr v. W. ſeinen Jäger an ſeine Gemahlin ab, um ihr zu melden, daß alles glücklich vorbei wäre. Ich hatte mir vorgenommen eine kleine Rache an ihr auszuüben. Ich wollte den Jäger abrichten, daß er ſich in Wilmershauſen ganz betrübt ſtellen ſollte, als wenn ihm etwas im Gemüthe läge, das er ſich nicht getrauete zu ſagen. Er ſollte ſich gegen das Geſinde verlauten laſſen, ſie würden bald eine ſchlimme Zeitung hören, dadurch ſollte die Frau v. W. auf die Vermuthung gebracht werden, daß in Schönthal auf ihr Anſtiften ein großes Unglück entſtanden wäre. Ich unterließ es jedoch hernach, weil mir der Kerl zu einfältig ſchien ſeine Perſon wohl zu ſpielen; ich dachte auch die Frau v. W. würde gegen uns und ins beſondere gegen mich nur noch mehr aufgebracht werden, wenn ſie erführe, daß man einen Schreckſchuß auf ſie gethan hätte. Der Baron iſt mit dem Major ſehr wohl zufrieden, unſer Oncle ſiehet den letztern als ſeinen Neubekehrten an. Der Major nahm es auf ſich, der Frau v. W. eine ſolche Vorſtellung von dem Vorgang der Sache zu machen, die ſie völlig zufrieden ſtellen wird, und wir ſehen bereits von ſeiner Bemühung gute Wirkungen. Das Fräulein v. W. meldet mir, daß ihre Mutter mit dem Hrn. v. N. halb und halb wieder ausgeſöhnt zu ſeyn ſchiene, und dieſe Verſöhnung wird vollkommen werden, wenn er ſie, wie er verſprochen hat, ſchriftlich um Verzeihung bittet. Ob er gleich feſte darauf beſtehet, daß er ſie nicht beleidiget hat: ſo will er ſich doch vor ihr demüthigen, und durch dieſen Beweiß der Großmuth, wie er es nennt, ſie gleichfalls bekehren. Das Protokoll wird ſie niemals zu ſehen bekommen, und wenn ihr Gemahl auch etwas davon gegen ſie gedenken ſollte, ſo wird man doch jederzeit eine Entſchuldigung finden, um es ihr nicht in die Hände zu geben. Der Herr v. W. hat ſich mit ihr ausgeſöhnet, wiewohl auch nicht vollkommen; rechte gute Freunde werden ſie niemals; aber er verſchließt ſich doch nicht mehr in ſeine Studierſtube. Es iſt Zeit, daß ich mein aufgeſchwollenes Paquet ſiegele und fortſchicke, ich laſſe es nach Straßburg gehen; ich glaubte nicht, daß es dich noch in London antreffen würde, du wirſt es alſo in Straßburg finden. Unter den eifrigſten Wünſchen, nach glücklich vollendeter Reiſe, bei vollkommenen Wohlſeyn dieſen Brief zu erbrechen, empfiehlt ſich ihrem geliebteſten Bruder

Amalia v. S.

XVI. Brief.

Der Hr. v. N. an den jungen Hrn. Baron v. S.

den 23 Octob.

Warum wollen Sie doch England verlaſſen? Es treibt Sie ja keine Noth darzu. Sie ſind bei meinem Herrn Gevatter dem Baronet wohl aufgehoben; ſo viel ich aus Ihren Briefen abnehmen kann, hält er Sie wie ſein Kind, und er wird es vermuthlich gerne ſehen, wenn Sie noch eine Zeitlang bei ihm bleiben. Mein Rath iſt nicht dabei, daß Sie vor Ausgang des Jahres abreiſen. Inzwiſchen muß ich Ihnen freilich Ihren freien Willen laſſen, und wenn Sie es nicht beſſer haben wollen, ſo reißen Sie hin wohin Sie wollen, ich denke, Sie werden wie die Schweizer, das Heimwehe bekommen haben. Thun Sie mir nur den Gefallen, und beſchmauſen Sie die engliſchen

Freunde noch einmal die Reihe herum, und empfehlen Sie mich einem jeden von denenſelben ins beſondere. Sie nennen Sich ſelbſt einen Abgeſandten von mir an den Herrn Grandiſon, Sie ſollen es auch bei ſeiner ganzen Familie ſeyn, thun Sie Sich nur bei der Abſchiedsaudienz nur recht bene. Machen Sie dem Herrn Richardſon von mir ein groß Kompliment, und bedanken Sie Sich für die Ehre, die er mir erzeigen will, von mir einen Roman zu ſchreiben, und ſolchergeſtalt mich in England bekannt zu machen. Wenn es mir mit meiner Henriette gelingen ſollte, ſo bin ich nicht abgeneigt ihm zu willfahren, er mag alsdenn ein langes und ein breites von mir ſchreiben; jetzo iſt aber die Sache noch nicht reif genug. Das können Sie Sich unterdeſſen zur Lehre nehmen, daß ich niemanden erlauben werde, von mir zu ſchreiben, als dem Herrn Richardſon.

Das iſt ein verzweifelter Streich mit der Glocke! der verwünſchte Zolljude, der ſolche für Contreband erkläret hat, wäre werth, daß er bei den Beinen aufgehangen würde. Hat ihn denn Herr Grandiſon nicht verklagt? Der Pfarr gehet mir abſcheulich zu Leibe, und will mir eine neue Glocke abzwingen: ich werde ihn aber garſtig ablaufen laſſen, wenn er ſich unterſtehet, nur wieder mit einem Worte an die verhaßte Sache zu gedenken. Suchen Sie doch den D. Bartlett zu bereden, daß er an ihn ſchreibt, und ihn zur Geduld verweiſt. Ich habe jetzo ohnedem meine liebe Noth, ich bin in eine recht böſe Sache verwickelt, davon ſich nicht viel ſchreiben läßt. Nur im Vorbeigehen ein Wort davon zu gedenken, ich ſoll mich ſchlagen; aber daraus wird nichts, es wird mir rühmlicher ſeyn, wenn ich die Sache auf Sir Carls Fuß ſtelle, und ſie in der Güte beilege.

Hören Sie, noch eins wollte ich gedenken, ehe ich ſchließe. Der Magiſter iſt auf den Einfall gerathen, meine Bildergallerien mit den Portraits der Perſonen, die in der Geſchichte des Herrn Grandiſons vorkommen, auszuſchmücken. Der Einfall iſt gut und gefällt mir, er hat dabei allerlei gute und heilſame Abſichten. Sehen Sie doch zu, daß Sie dieſe Portraits beim Leibe bekommen; oder daß Sie mir wenigſtens gute Copieen davon verſchaffen. Für die leichte Mühe wird ihnen ſehr verbunden ſeyn

Ihr

treuer Vetter
v. N.

* * *

XVII. Brief.

Der Herr v. S. an das Fräulein Amalia v. S.

London den 6 Novembr.

Geliebte Schweſter,

Die letzten Tage meines Aufenthalts allhier, habe ich zu Verfertigung eines Tagebuchs angewendet, welches du mit meinem Briefe empfängſt, um es meinem

nem Oncle zuzuſtellen. Du wirſt aus beigelegtem Schreiben, das ich vor einigen Tagen von ihm erhielt, erſehen, daß er mich nochmals zu ſeinem Abgeſandten an das ganze Haus der Grandiſonen ernennet hat. Zu einer ſolchen Geſandtſchaft wird viele Zeit erfordert, und da ich dieſen Brief erhielt war es zu ſpät, daß ich wahrſcheinlicher Weiſe dieſen Poſten noch erſt hätte verwalten können; ich habe ihn alſo beredet, daß ich durch eine glückliche Ahndung ſeinen Befehl bereits hätte erfüllt gehabt, ehe ich ihn erhalten. Aus der Dicke dieſes Briefes wirſt du auf die Weitläuftigkeit deſſelben ſchlüßen können. Ich habe ihn nicht geſiegelt, damit er in Schönthal kann geleſen werden, wenn es dir oder dem Baron gefällt, ſich dieſe Mühe zu nehmen. Wenn unſer Oncle oder der Magiſter Lampert einige Einwürfe bei einer oder der andern Stelle dieſes Tagebuchs machen ſollte, ſo muß man dieſe zu widerlegen ſuchen; damit ſeine Zweifel nicht Wurzel ſchlagen und das Spiel verderben. Ich habe meiner Einbildungskraft darinne oft den Zügel gelaſſen,

laſſen, mein Journal verfällt an manchen Orten ins wunderbare; doch glaube ich nicht, daß ich die Sphäre meines Oncles überſchritten habe: Wer ſich getrauet andern unglaubliche Dinge aufzubürden, der muß auch geneigt ſeyn, etwas von gleichem Schlage ſelbſt zu glauben.

Der Magiſter Lampert will die Bildergallerie unſeres Oncles mit den Porträits der engländiſchen Freunde ausſchmücken, und der Oncle bittet mich ſehr angelegentlich ihm dazu behülflich zu ſeyn. Ich habe ihm dieſe Bitte nicht abſchlagen wollen, beſonders da ſich eine gute Gelegenheit zeigte ſie leicht zu erfüllen. Vor einigen Tagen war in meiner Nachbarſchaft eine Auction von allerlei alten Meubles, ich ſchickte meinem Heinrich dahin, um einige Portraits zu erſtehen, die ich aus dem Verzeichniſſe gewählet hatte. Es ſind lauter berühmte Leute geweſen; ich habe ſie aber umgetauft, und ihnen Namen aus dem Grandiſon beigeleget, die ich auf die Rückſeite der Porträits habe ſchreiben laſſen,

ſen. Damit man indeſſen in Schönthal wiſſe, was für Perſonen ſie eigentlich vorſtellen: ſo will ich das Verzeichniß davon hieherſetzen.

Nr. 1) Thomas Morus ein engliſcher Canzler, dieſer ſoll wegen ſeines großen Bartes den Juden Merceda vorſtellen.

2) Olivier Cromwell, dieſer hat mir wegen ſeines kleinen aus der Mode gekommenen Zwickbärtgens ſehr viel Mühe gemacht, ich wußte nicht, was ich aus ihn machen ſollte, endlich glaubte ich, der Knight Sir Roland Meredith könnte noch wohl dadurch vorgeſtellet werden, denn er wird auch als ein Mann aus der alten Welt beſchrieben.

3) Den Herzog v. Marlborugh habe ich wegen ſeiner langen ſchwarzen Heldenperucke zum ſpaßhaften Oncle Selby gemacht.

) Wilhelm Pen ein berühmter Quäcker mag wegen ſeiner andächtigen Mine der weinende Herr Orme ſeyn.

5) Die

5) Dieſes Portrait ſtellet einen italiäniſchen Abt vor, der ein hauptgelehrter Mann ſoll geweſen ſeyn. In dem Auctionscatalogus wird er Julius Bartoloccius genennet. Du wirſt es ſogleich errathen, daß ich den Pater Marescotti daraus gemacht habe. Lampert wird ſich freuen, wenn er ſiehet, daß dieſer ehrwürdige Pater eben ſo ein feiſter Mann iſt als er ſelbſten. 6) und 7) ſind die Schildereien zwoer berühmter königlichen Maitreſſen aus dem vorigen Jahrhunderte. Die jüngere heißt Sidley und wurde hernach zur Gräfin von Dorcheſter erhoben, dieſe ſiehet eben ſo aus wie die Signora Olivia beſchrieben wird, ſie mag es alſo ſeyn. Die ältere iſt die bekannte Herzogin von Portsmouth, die unter der Regierung Carl des Andern berühmt war. Sie muß gemahlet ſeyn, da ſie bereits die Sünde verlaſſen hatte, ich finde ganz und gar nichts reizendes an ihr, und bin deswegen genöthiget worden, Tante Loren aus ihr zu machen.

Ich hoffe, der Oncle wird mir wegen Ueberſendung dieſer Porträits ſehr verbunden ſeyn, wenn er ſie für ächt erkläret. Unſer Schwager wird mein Schreiben vom 16 October erhalten haben, * und ſich nach der Anweiſung wegen Uebermachung meiner Wechſel richten, ich erſuchte ihn zugleich, keinen Brief noch Empfang meines Schreibens, nach Londen abgehen zu laſſen. Den deinigen vom 20 des vorigen Monats habe ich erhalten, und hoffe den nächſtfolgenden in Straßburg anzutreffen. Die Händel meines Oncles mit dem Major v. Ln. werden nunmehro ſonder Zweifel glücklich und ohne Blut geendiget ſeyn. Man hätte es ſo weit gar nicht ſollen kommen laſſen, wenn inzwiſchen nur ein Scherz daraus iſt gemacht worden, wie du glaubſt, daß es nichts weiter ſeyn werde, ſo mag es noch hingehen; wenn aber der Herr v. Ln. Ernſt daraus gemacht hat, ſo iſt

er

---

* Dieſer Brief iſt weggelaſſen worden, weil er nichts, das zu dieſer Geſchichte gehöret, enthält.

er in der That kein Original zu dem Porträt, das der Baron ehemals von ihm machte. Ich will indeſſen das beſte von ihm glauben, bis auf weitere Nachricht, welche von ſeiner geliebten Schweſter erwartet

v. S.

XVIII. Brief.

Der Hr. v. S. an den Hrn. v. N.

London den 3. 4. 5. Nov.

Ehe ich noch das Creditiv von Ihnen als Dero Abgeſandter an die engliſchen Freunde erhielt, hatte ich mich bereits, unter der Hoffnung, daß Sie es billigen würden, eigenmächtig dazu aufgeworfen. So bald Sir Carl von Shirleymanor zurück kam, entdeckte ich ihm, daß ich entſchloſſen wäre, England in kurzem zu verlaſſen, und bath mir hierzu ſeine Erlaubniß aus. Er ertheilte mir ſolche ſehr ungern, und verſicherte te mich, daß er es gerne ſehen würde, wenn ich den Winter über bei ihm bleiben wollte. Ich merkte, daß er mir von Tag zu Tage gewogener ſchiene, vermuthlich Ihrentwegen. Ich mußte ihm verſprechen, wenigſtens vor Ausgang des Octobers nicht abzureiſen, wozu ich auch gerne meine Einwilligung gab. Unterdeſſen fing ich bereits in der Mitte des abgewichenen Monats an, meine Abſchiedsviſiten zugeben, und damit ich im Stande wäre, Ihnen davon einen getreuen Bericht abzuſtatten; ſo habe ich darüber ein ordentliches Tagebuch geführet, welches ich Ihnen hier mittheilen will.

Den 16 October kam ich in Selbyhauſen an, um mich der kleinen Colonie der Anverwandten von der Lady Grandiſon, die von Grandiſonhall am weiteſten entfernt ſind, zu empfehlen. Oncle Selby hatte nicht ſo bald die Urſache meiner Ankunft erfahren, ſo ſagte er zehnmal in einem Othen: Was der Daus! und wollte nichts von meinem Abſchiede wiſſen noch hören, ſeine Dame und

Fräulein Lucia baten mich gleichfalls recht ſehr, in England zu überwintern. Fräulein Lucia ſagte, ſie hätte ſich vorgenommen, den Winterluſtbarkeiten in Londen beizuwohnen, und hätte geglaubt, ich würde ſie in die Komödie und auf die Maſqueraden begleiten. Ich ſchloß daraus, daß ſie mir eben nicht abgeneigt wäre. Wenn ſie nicht weiter an vierzig als an dreißig wäre, wer wüßte, ob nicht ein Paar aus uns werden könnte; ich möchte dem Herrn Grandiſon gern etwas näher angehen als die Chriſtenheit. Wäre aber das nicht eine vortrefliche Partie für Sie? Wenn ſie meine Tante werden könnte, ſo wollte ich mein halbes Vermögen unter die Armen austheilen. Ihren Charakter kennen Sie, und an ihrer Perſon iſt nichts auszuſetzen. Sie hat ſich in allen Briefen an Lady Grandiſon nach Ihnen erkundiget, und ich mußte ihr Dero Perſon vom Kopf bis auf die Füße beſchreiben. Sie kann ſehr künſtlich in Wachs poußiren und hat nach meiner Beſchreibung einen Abdruck von Ihnen verfertiget, der dem Original ziemlich

lich gleich iſt; ja ſie hat dieſem Bilde ſogar einiger maßen ein Leben gegeben; man darf nur an einem Pferdehaar ziehen, ſo bewegt es Hand und Fuß und verdrehet auch auf eine verliebte Art die Augen. Von mir hat ſie zwar auch einen Abdruck gemacht: ſie hat aber lange nicht ſo viel Mühe darauf verwendet, als auf den Ihrigen. Ich habe meine Gedanken darüber gehabt, ohne Zweifel ſeufzet das gute Kind nach Ihnen. Machen Sie ſie glücklich. Sie werden bei ihrem Beſitz den Himmel auf Erden haben, und Ihr Ruhm wird in England auf den höchſten Gipfel ſteigen, wenn Sie dieſes unüberwindliche Fräulein, das mehr als ein halb Schock Körbe ausgetheilet hat, beſiegen. Sie ſchickt ſich zu Ihren Jahren vollkommen, und iſt für Sie weder zu jung noch zu alt. Das Fräulein, welches Sie für Ihre Henriette halten, erſcheinet ohnedem nicht in dem Lichte einer Henriette Byron, da hingegen Lucia von der Lady Grandiſon nicht anders als der Mond von der Sonne ſo viele Strahlen empfangen hat, daß ſie an dem

Firmamente der Schönen alle übrige Sterne verdunkelt.

Den 18. Oct. Heute habe im einen Mann kennen lernen, den ich zu ſehen ſo lange vergeblich gewünſchet habe. Der Oberſte Greville ſtattete bei dem Herrn Selby einen Beſuch ab. Ich entſetzte mich über das furchtbare Anſehen dieſes Mannes, er kam zu Pferde. Da er im Hofe abſtieg, ſchütterten die Fenſter von dem ſchrecklichen Gewichte ſeiner Stiefeln. In dem Saale, wo ſich die Geſellſchaft befand, iſt eine gebrochene Thür. Von ungefehr war nur die eine Hälfte eröffnet, er brach mit ſolcher Heftigkeit herein, daß er die andere Hälfte der Thür mit ſich nahm, und das Schloß beſchädigte. Er warf ſeinen Huth, nachdem er gegen die Geſellſchaft ein Kompliment gemacht hatte, mit ſolcher Heftigkeit auf den Tiſch, daß das eiſerne Kreuz davon abſprang, und fing dergeſtalt an auf die Franzoſen zu fluchen, daß mir Angſt und bange dabei wurde. Er liegt ſchon ſeit drei Monaten an den Küſten, um eine feindliche Landung zu verwehren, und ärgert ſich außerordentlich, daß er ſeine Tapferkeit noch nicht hat zeigen können. Er ſagte, die Rede gienge, ſein Regiment ſollte mit nach Deutſchland übergeſetzt werden. Ich mußte ihm deswegen Ihren Namen und Aufenthalt ſagen, welches er ſogleich in ſeine Schreibtafel eintrug, um bei ſeiner Ankunft in Deutſchland Ihnen einen Beſuch abzuſtatten. Ich wundere mich nun nicht mehr, daß er eben ſo wenig als Herr Orme in ſeiner Stutzperucke und rothen Augen in dem Herzen einer Henriette einen Eingang gefunden hat. Zwiſchen ihm und dem Herrn Grandiſon iſt kein geringerer Unterſchied als zwiſchen Nacht und Tag. Mit Fräulein Lucien und Kätchen Holles machte er ſich immer etwas zu ſchaffen; aber er ſcherzte eben nicht auf die feinſte Art. Da ich es indeſſen einmal wagte, über einen ſeiner Spaſe, des Frauenzimmers wegen, nicht zu lachen, ſo gab er mir ein Geſichte, daß ich dachte, er würde den Augenblick von Leder ziehen. Einmal zog er Fräulein Lucien eine Nadel aus dem Strumpfe, und da ſie darüber unwillig wurde, nahm er ihr noch darzu den Knaul vom Schoße und ließ es ſeinem Budel einige mal apportiren. Kätchen Holles mußte auch vieles von ihm ausſtehen. Er goß ein ganzes Fläſchgen voll Lavendelwaſſer über ſie her, weil ſie ſich über den Geruch ſeiner thranigten Stiefeln beſchwerte. Hören ſie, ſagte er zu mir, was denken ſie von mir, halten ſie mich nicht für den unbeſcheidentſten Mann in England? Ich machte einen Reverenz und lächelte. Sie haben Recht, fuhr er fort, vielleicht bin ich es jetzo, beſonders gegen das ſogenannte ſchöne Geſchlecht; vor dieſem aber war ich es nicht, die Verzweiflung hat mich dazu gebracht, daß ich dem Frauenzimmer einen unaufhörlichen Krieg angekündiget habe. Bedauren ſie mich, daß ich ſo unglücklich bin, kein Vergnügen in der Welt zu genießen, als dieſes einzige, wenn ich das Frauenzimmer gegen mich ſo aufbringen kann, daß ſie drohen, mich mit den Augen todt zu ſchlagen. Aber glauben ſie wohl, daß mir eine den Gefallen erweißt und über mich zornig wird? Nein, das Vergnügen kann ich nicht erleben! So ein unglücklicher Hund bin ich, und ſo einen abſcheulichen Groll hat das Frauenzimmer jederzeit gegen mich gehabt, daß zu der Zeit, da ich wünſchte, daß mir die Mädchen günſtig wären; mich keine lieben wollte und jetzo, da ich wünſchte, daß ſie mir alle ſpinnefeind wären, will mich keine haſſen. Fräulein Lucia und Holles lachten in der That über ihn; es ſchien aber, als wenn ſie unter dieſem angenommenen Lächeln nur ihren heimlichen Groll gegen ihn verbergen wollten. Oncle Selby, der ihm im Herzen nicht günſtig iſt, belachte, aus einer furchtſamen Gefälligkeit allen beleidigenden Scherz ſeines ungeſtümen Nachbars über laut. Herr Greville kann es noch bis auf dieſen Tag nicht verwinden, daß ihm Sir Carl einen Arm ausgerenket hat; er iſt dergeſtalt ausgedehnet worden, daß er eine gute Viertelelle länger iſt als der andere. Wenn er aufgerichtet ſtehet, ſo kann er wie Artaxerxes Longimanus das Knie erreichen, er iſt auch bei der Armee unter dem Namen des Langhändigen bekannt. Wenn ich Luſt gehabt hätte, Kriegesdienſte anzunehmen, ſo würde ich unter ſeinem Landregimente, das in Kriegszeiten allemal beritten gemacht wird, jetzo Cornet ſeyn. Er both mir ſeine Dienſte an und verſprach, mit der Zeit einen braven Mann aus mir zu machen. Er wünſchte nichts mehr, ſagte er, als Sie kennen zu lernen, er weiß, daß Sie unter einem Eugen gefochten, und glaubt, daß Sie dieſem Helden alle ſeine Kunſtgriffe und Kriegesliſten abgelernet haben. Er vermaß ſich hoch und theuer, wenn er Ihre Kriegswiſſenſchaft beſäße, ſo wollte er mit ſeinem Regimente ſich nach Amerika überſchiffen laſſen, dieſen Welttheil als ein zweiter Veſpuz erobern, ihn umtaufen und nach ſeinem Namen nennen. Gegen Abend verließ er Selbyhauſen, und nach ſeinem Abſchiede war es daſelbſt ſo ſtille, als wenn ein ganzes Regiment Soldaten ausmarſchiret wäre. Ich bat Fräulein Lucien, dieſen Kriegsmann gleichfalls in Wachs zu poußiren, und mir damit ein Geſchenke zu machen;

ſie will ihn aber dieſer Ehre nicht würdigen.

Den 19 thaten wir eine kleine Spazierfahrt nach Shirleymanor, um das prächtige Epitaphium in Augenſchein zu nehmen, welches Sir Carl ſeiner Schwiegermutter, der ſelgen Frau Shirley, errichten läßt. Viele gelehrte Männer ſind der Meinung, daß die vortrefliche Inſcription des ſinnreichen Herrn M. Lamperts von ungleich größerm Werth ſey, als die künſtliche Arbeit, welche man hierbei gleichſam verſchwendet. Ein italiäniſcher Baumeiſter der die Anlage zu dieſem ruhmvollen Denkmaale gemacht hat, und noch bis jetzo die Aufſicht über das Werk führet, nahete ſich mit vieler Ehrerbietung, vielleicht aus Antrieb des Herrn Selbys zu mir, und erſuchte mich, ihm das Portrait des Herrn Verfaſſers der Inſcription zu verſchaffen; er wäre entſchloſſen, ſagte er, die Geſtalt eines Engels, der oben an die Verzierung angebracht werden ſollte, darnach zu bilden. Ich war über dieſen Antrag, die Geſtalt meines verdienſtvollen Lehrers verewiget zu wiſſen, ſo gerührt, daß ich in der erſten frohen Entzückung mich beinahe übereilet, und dem Künſtler ſeine Bitte zugeſtanden hätte. Da ich aber hernach etwas genauer erwog, daß das Epitaphium aus ſchwarzen Marmor beſtund, und der gemeine Mann leichtlich aus Irrthum dieſe ehrwürdige Geſtalt des Herrn Lamperts mit einem Mohren, oder noch mit etwas ſchlimmern hätte verwechſeln können: ſo ſuchte ich eine Entſchuldigung dieſe Bitte abzulehnen.

Nachdem wir in der Cederſtube den Thee getrunken hatten, ſo ſchnitt der freigebige Oncle Selby einen ziemlichen Span aus der Vertäfelung dieſes Zimmers aus, und verehrte mir ſolchen zu einem Zahnſtocher. Dieſe Ehre wiederfähret auf Befehl Sir Carls allen Fremden, die von einer edlen Neubegierde angetrieben, dieſes durch ſeine Geſchichte ſo berühmt gewordene Haus beſuchen, und ich fand, daß bereits ein ganzes Bret weggeſchnitten war. Ehe wir wieder auf den Wagen ſtiegen, um nach Selbyhauſen zurück zu kehren, führte mich Herr Selby noch in die kleine Hauskapelle; ſie wird itzo nicht gebraucht; indeſſen iſt ſie ſo geräumig, als eine mäßige Dorfkirche in Deutſchland. Sie hat eine vortrefliche Orgel, welche Sir Carl vor einem Jahre nach Grandiſonhall in ſein Muſikzimmer bringen, und die ſeinige davor in dieſe Capelle wollte ſetzen laſſen; allein der Paſtor, dem Shirleymanor als ein Filial zuſtehet, fing heftig an darwider zu ſchreien, und drohete, ihn öffentlich für einen Kirchenräuber zu erklären, wo er ſein Vorhaben ausführen würde. Sir Carl hat der Schwachheit dieſes Mannes nachgegeben, und alſo iſt es unterblieben. Das ſehenswürdigſte Stück in dieſer Kapelle war die Maſquenkleidung der Lady Grandiſon, als einer arkadiſchen Prinzeßin, worinne ſie von Sir Hargrave Pollexfen war entführet worden. Die ſelge Frau Shirley hat ſie zum ewigen Andenken hier aufzuhängen befohlen, damit die Nachkommen bei Erblickung dieſer Kleidung an die Gefahr und an die wunderbare Errettung ihrer Henriette erinnert werden möchten, eben ſo wie man zu gleicher Abſicht in Deutſchland ehemals die Ordenskleider einiger aus den Klöſtern entſprungenen Nonnen in den Kirchen aufbehalten hat.

Der 20 war zum Abſchiede beſtimmt. Oncle Selby weinte wie ein Kind, da ich anfing, mein weitläuftiges und wie ich hoffe wohl ausſtudiertes Abſchiedskompliment herzubeten. Er drehete ſich mehr als zehnmal unter meiner Harangue auf dem Abſatze herum, um ſeine Thränen zu verbergen, die ihm aber doch immer über die dicken Backen herab rolleten. Im Anfang wollte er zwar noch Scherz machen: verrammelte Thür und Thor, rief zum Fenſter hinunter, da ich aufſtund Abſchied zu nehmen; da er aber hernach ſahe, daß es Ernſt war, wollte er ſich über meine Abreiſe nicht zufrieden geben. Seine Dame und die Fräuleins beobachteten mehrere Anſtändigkeit. Ich hatte zum Unglück nur auf ein Kompliment ſtudiret, und konnte für die Fräuleins nicht ſogleich ein neues erdenken; ich bewegte alſo nur gegen ſie die Lippen und machte dazu ein Halbdutzend Reverenze. Die Fräuleins beobachteten eben dieſes gegen mich und beantworteten jeden Reverenz mit einem ellentiefen Knicks. Hundert Empfehlungen wurden mir von allen und ins beſondere von Fräulein Lucien an Sie aufgetragen. Herr Selby ſchwur, wenn er noch vor ſeinem Ende Sie bei ſich zu bewirthen das Glück haben könnte, ſo wollte er mehr darauf gehen laſſen, als Sir Carls Hochzeit gekoſtet hätte.

Den 22 ließ ich mich bei dem Lord W. melden, nachdem ich Tages vorher in London angelanget war. Er kam mir bis an die Treppe entgegen gefahren. Weil er als ein Erzpodagriſt ſeine Füße nicht wohl brauchen kann: ſo hat er ſich einen Stuhl mit kleinen Rädern verfertigen laſſen, der einen Himmel, gleich einem Baldachin hat. Auf dieſem Stuhle ruhet er wie ein aſiatiſcher Prinz auf ſeinem Throne. Zween ſeiner Bedienten, denen er eine Art von Kutſchgeſchirre hat machen laſſen, müſſen ihn im ganzen Hauſe herum fahren. Dieſe Erfindung hat mir ſo wohl gefallen, daß ich Ihnen das Model davon wünſchte. Der Lord verſicherte, daß er wegen dieſer Bequemlichkeit ſeine podagriſche Zufälle gar nicht mehr achtete, und nur wünſchte, ſich noch zwanzig Jahr dieſes Fuhrwerks bedienen zu können. Er prieß ſich glücklich, und erhob ſeinen Neveu, den Baronet, daß er ihm eine Gemahlin verſchafft hätte, die ihm den Reſt ſeines Lebens ſo angenehm machte, als er ſich ſolches vorher ſelbſt unangenehm gemacht hätte, und er gab mir den Rath, wenn ich mich einmal zu verheirathen gedächte, ſo ſollte ich ja keinen andern als Sir Carln zu meinem Freiersmann wählen. Er eröffnete mir, mit einer Zufriedenheit über ſich ſelbſt, daß ſeitdem er angefangen hätte, dieſen ſeinen Neffen als das Vorbild ſeiner Handlungen zu betrachten, ſo befänd er ſich in einer recht ſtoiſchen Gemüthsruhe. Er erſuchte mich zugleich, ihm nur Nachricht zu ertheilen, wie weit es mein Herr Oncle in der Nachahmung dieſes groſſen Mannes gebracht hätte. Aus dem Lobe, welches ihm Sir Carl oftmals ſelbſt beileget, ſagte er, muthmaſe ich, daß er ſehr glücklich darinne iſt. Bezeigen ſie Ihm deswegen meine Beifreude, und muntern ſie ihn auf, in ſeinem guten Vorhaben fortzufahren. Beim Abſchiede begleitete er mich auf eben die Art wie beim Empfange auf ſeinem podagriſchen Staatswagen mit vieler Höflichkeit über den Saal bis an die Treppe zurück.

Den 23 machte ich mich auf den Weg nach Beauchampshire und langte den 24 daſelbſt an. Sir Beauchamp hatte es ſich gar nicht verſehen, daß ich noch eine beſondere Reiſe zu ihm thun würde, um von ihm Abſchied zu nehmen und er ſchien darüber ganz außerordentlich vergnügt. Nach den erſten Umarmungen erkundigte er ſich ſogleich nach Ihnen, und fragte mich, ob Sie den Zwang noch aushalten könnten, den Sie Sich unfehlbar, um in den Wegen Sir Carls zu wandeln, anthun müßten. Ich ſagte, Sie wäre vollkommen Herr über ſich ſelbſt, und alſo käme es Ihnen nicht ſchwerer an, ihr Herz nach dem Herzen Sir Carls zu bilden, als alle ihre äußerlichen Umſtände nach dem Geſchmack dieſes außerordentlichen Mannes einzurichten. Er erſtaunte über ihre Standhaftigkeit, und geſtund, daß die Deutſchen zur Nachahmung geſchickter wären als die Britten. Wenn ich, ſagte er, nach dem Urtheile Sir Carls mir ſchmeicheln kann, ihm einigermaßen ähnlich geworden zu ſeyn: ſo muß ich zugleich geſtehen, daß ich in England der einzige bin, der den Fußtapfen deſſelben glücklich gefolget hat. Denken Sie nicht, daß ich dieſes aus Eitelkeit ſage, es kann mir daher in keinerlei Abſicht ein Verdienſt erwachſen: ich habe nichts gethan, als wozu ich bin verbunden geweſen. Jedermann hat eine Pflicht auf ſich, ſeine innerlichen und äußerlichen Vollkommenheiten nach Möglichkeit zu befördern: aber nur ein Sir Carl iſt im Stande, dieſe Pflicht zu erfüllen. Es haben ſich in England mehr als tauſend Leute auf dem Pfad der Tugend gemacht, um den Baronet zu folgen; keiner aber hat dieſe Laufbahn vollendet, ich ſelbſt folge ihm nur von ferne, wie Petrus. Oder wollen ſie, daß ich die unbändigen Leidenſchaften der Menſchen mit einem Strome vergleichen ſoll, über welchen man ſchwimmen muß, um an das Geſtade der Vollkommenheit zu gelangen; ſo iſt es an dem, daß viele, da ſie Sir Carln haben landen ſehen, kühn genug gleiches gewaget haben: ſie ſind aber alle von der Gewalt deſſelben ſchnell fortgeriſſen worden, und ich ſelbſt ſcheine nur auf einer Sandbank zu ruhen, da hingegen Ihr Herr Oncle mit Rieſenſchritten dieſe feindſeligen Wogen durchwadet und bereits einen Fuß an das Trockene geſetzet hat = =

Wir unterredeten uns noch eine gute Weile über dieſe Materie, bis wir endlich beide nichts mehr davon zu ſagen wußten, und genöthiget wurden, etwas anderes aufs Tapet zu bringen. Ob ich gleich dem Herrn Beauchamp Dero Schloß, die Einrichtung des Muſikzimmers, die Bildergalerie und alle dazu gehörigen Stücke ſammt und ſonders über zehnmal aus den Briefen meiner Schweſter und des Herrn Lamperts beſchrieben habe, daß ich dächte, er hätte ſich längſt müde daran gehört, ſo mußte ich ihm doch alles von neuem wieder erzählen. Er fragte insbeſondere nach Ihrer Bibliothek. Ich wurde über dieſen Punkt in einige Verlegenheit geſetzt, und fing an mich zu räuſpern, damit ich einige Zeit gewinnen möchte, mich auf eine ſchickliche Antwort bey dieſer Frage zu beſinnen. Die Geſchichte des Herrn Grandiſons dient meinem Oncle ſtatt aller Bücher, ſagte ich, er hat ſich zwölf Exemplare davon binden laſſen, und dieſe erfüllen einige Schränke, er dienet damit jedermann, der dieſes Hauptbuch zu leſen verlangt. Sir Beauchamp bedauerte, daß dieſes vortreffliche Werk nicht gemeinnütziger gemacht, und auf eine ſolche Art eingerichtet würde, daß man es dem gemeinen Manne auch in die Hände ſpielen könnte, damit die Geſinnungen der Großmuth und der Tugend, die den Geringen im Volk kaum dem Namen noch bekannt wären allgemeiner würden, ich gab ihm Beifall. Er hat eine vortrefliche Bibliothek.. Die Bronzen des D. Bartletts und des Pater Mareſcotti geben ſolcher keine geringe Zierde, ſie ſtehen gegen einander über mit offnem Munde, als wenn ſie disputirten, der Pater macht ein ſchrecklich böſes Geſichte. Die Bronze des Doctors iſt von einer vortreflichen Compoſition, ein fehlgeſchlagener Prozeß eines Goldmachers hat die Materie dazu geliefert. Sir Beauchamp führte mich aus der Bibliothek in ſein Muſikzimmer, und hatte die Gefälligkeit für mich, eine vortrefliche Motete abzuorgeln. Da wir aber beide alleine in dem Zimmer waren, ſo mußte ich mir gefallen laſſen, die Stelle eines Calcanten zu vertreten. Bei unſrer Zurückkunft in das Beſuchzimmer fanden wir die Lady Beauchamp daſelbſt, welche eben von einem Beſuche, den ſie bei einer ihrer Nachbarinnen abgeleget hatte, zurückkommen war. Der kleine Beauchamp mußte mir die Hand küſſen. Sein Papa verlangte, ich ſollte ihn examiniren, er beſtund noch ſo ziemlich; doch konnte man es merken, daß ſein Lehrmeiſter weder ein Lampert noch ein Bartlett war.

Seine Mama mit dem Finger in den Augen ſuchte ihre Freudenthränen über das geſchickte Söhngen zu verbergen.

Den 25. Heute bekam Sir Beauchamp einen unvermutheten Gaſt an den Lord G. Seine Seele war von einem Wirbelwinde zerriſſen, er hatte mit ſeiner Gemahlin Händel bekommen und war entflohen. Vor dem Richterſtuhle Sir Carls darf von dieſem unruhigen Paare keine Klage mehr angebracht werden, ſie haben deswegen den Herrn Beauchamp zu ihrem Richter erwählet. Die muthwillige Ader Charlottens regt ſich noch immer, obgleich bei andern Gelegenheiten als ehedem. Der Lord G. darf jetzo ungeſtraft in ihr Zimmer dringen, er darf ſie auch einmal herzen, ohne eine Spötterei zu befürchten, über dieſe Dinge hat ſie ſich lange müde geſcherzet; es fehlet ihr aber nicht an neuen Erfindungen, kleine Zänkereien mit ihm zu unterhalten, und ihre Leichtfertigkeit iſt ihm jetzo deſto empfindlicher, weil ſie einige Jahre ſo fromm wie ein Lamm geweſen iſt, und nur ſeit einiger Zeit wieder angefangen hat, ihrem Muthwillen den Zügel zu laſſen. Diesmal war die Urſache ihres Zwiſtes dieſe: ihr Schoßhündgen war von einer Bremſe in ihrem Zimmer erbärmlich geſtochen worden, ſie ſtellte ſich über dieſes Unglück ganz troſtloß. Der Lord wollte ſie zufrieden ſtellen; ſie gab ihm aber Schuld, er hätte das Fenſter mit Fleiß offen gelaſſen, damit er dieſem Ungeziefer einen freien Zugang verſchaffte, ihr Hündgen zu peinigen. Er ſchwur, daß er in Jahr und Tag nicht ein Fenſter in ihrem Zimmer geöffnet hätte. Wenn ſie in dem Zimmer wäre, ſagte er, ſo ſehnte er ſich nicht nach dem elenden Zeitvertreib am Fenſter zu gucken. Weit gefehlt, daß ſie durch dieſes ſchmeichelhafte Kompliment wäre beruhiget worden, ſo ſchalt ſie ihn einen Argliſtigen und einen Boßhaften, der ſich ein Vergnügen machte, ſie zu tücken, um ſie hernach bedauern zu können. Ohngeachtet der Lord wußte, daß ſie nur nach ihrer Art ſcherzte, durch die Länge der Zeit hat er endlich ihren Charakter ausſtudiret:

ſo wollte er doch dieſe Beſchuldigung, ob er gleich nur eine ſcherzhafte Beſchuldigung war, nicht auf ſich ſitzen laſſen. Er fing an ſich zu rechtfertigen, ſie hielt ihm Widerpart wie die Frau aus dem Gellert. Er wurde dadurch ſo aufgebracht, daß er mit zorniger Eilfertigkeit das Zimmer verließ, ſeinen Hengſt zu ſatteln befahl und mit verhengtem Zügel nach Beauchampshire rennte, um ſeine Gebieterin daſelbſt zu verklagen. Herr Beauchamp fällete darauf das Urtheil, der Lord ſollte ſo lange bei ihm bleiben, bis ſeine Gemahlin ihren Fehler erkennen und zur Strafe ſelbſt nach Beauchampshire kommen würde, um ſich mit ihm auszuſöhnen. Dieſes geſchahe auch ſchon den Tag darauf am

26 October. So bald man Wind davon bekam, daß Lady G. im Anzuge begriffen wäre, bewaffnete ſich der Lord mit einem ſteifen und ernſthaften Geſichte, er nahm die Geſtalt eines erzürnten Ehemannes an, und eine Dame, die weniger Muth beſeſſen hätte,

te, als die Lady G. würde ohne Zweifel bei dieſer Amtsmine in Ohnmacht gefallen ſeyn. Da ſie Herr Beauchamp aus dem Wagen hob, nennte ſie ihn ihren Aſmodi weil er ihrem Tyrannen bei ſich Unterſchleif gegeben hätte, und ihn mithin in ſeiner Boßheit verſtärkte. So bald ſie ihren Herrn anſichtig wurde, warf ſie ihm einen ſolchen leichtfertigen zärtlichen Blick zu, der in einem Augenblicke, gleichſam mit einer Zaubermacht, ſeine Löwengeſtalt in einen furchtſamen Hirſch verwandelte. Er eilte hüpfend auf ſie zu und druckte ihre Hand mit ſeinen Lippen. Nur einen Augenblick vorher rühmte er ſich, wenn ſeine Gemahlin käme, wollte er ausſehen wie Hercules, da er ausgegangen wäre, die Lernäiſche Schlange zu erlegen, und da ſie kam, war er Hercules bei der Omphale. In dem Putzzimmer der Lady Beauchamp wurde über dieſes ſeltſame Paar ein Ehegericht gehalten, und ich erhielt die Stelle eines Beiſitzers. Beide Theile wurden nach einem kurzen Verhör verſöhnet, und der Lady G. wurde auferlegt wenigſtens in vier Wochen nicht die geringſte Leichtfertigkeit gegen ihren Herrn auszuüben, widrigenfalls ſollte er befugt ſeyn, ein Vierteljahr lang ſich von ihr von Tiſch und Bette zu ſcheiden. Es wurde hierauf beſchloſſen, den folgenden Tag in Grandiſonhall einen Beſuch abzulegen. Weil die Geſellſchaft wußte, daß ich dahin gehen würde, um von Sir Carln Abſchied zu nehmen: ſo verſprachen ſie, mich dahin zu begleiten. Lady G. ſagte, ich würde daſelbſt den Lord L. und ſeine Gemahlin antreffen, und nicht nöthig haben, ihnen eine beſondere Viſite zu Kollnebrocke, wo ſie ſich gemeiniglich aufhalten, abzuſtatten. Sie verſprachen alle, bis zu meiner Abreiſe nach London bei Sir Carln zu bleiben, um dieſe wenigen Tage noch in meiner Geſellſchaft zuzubringen. Das war für mich ſehr vortheilhaft geſprochen, und ich ſagte dafür das beſte Dankſagungskompliment, das mir der Magiſter Lampert jemals gelernet hat.

Den 27 trafen wir in Grandiſonhall ein. Wir hatten unſere Ankunft bereits den Tag vorher melden laſſen. Ich ſchrieb einen beſondern Brief an Sir Carln, und erbat mir die Erlaubniß, ihm nochmals meine Aufwartung machen zu dürfen, um ihm theils meine Danksagung für die freundſchaftliche Bewirthung in ſeinem Hauſe mündlich abzuſtatten; theils aber auch als ein Abgeordneter meines Herrn Oncles denſelben zu Fortſetzung ſeiner Freundſchaft zu empfehlen. Ich hatte mich dieſem meinen Charakter gemäß equipiret, und noch zwei Miethlaqueien angenommen. Sir Beauchamp borgte mir einige Handpferde mit prächtigen Decken, nebſt zween Maulthieren, welche noch von dem Zuge, den er mit aus Italien gebracht hat, übrig ſind. Ob ſie gleich nur leere Körbe trugen: ſo machten ſie doch meinem Aufzuge durch das vortrefliche Geläute, welches aus lauter ſilbernen Schellen beſtund, und durch ihren hohen Federſtutz ein vortrefliches Anſehen. Ich ſaß ganz alleine in des Herrn Beauchamps Staatswagen, welchen er ſo ſehr ſchonet, daß er ihn ſeit ſeiner Vermählung nicht wieder gebraucht hat. Vor mir befanden ſich des Lord G. und des Herrn Beauchamps Kutſchen, welche beide Herren die Gewogenheit hatten, nebſt ihren Gemahlinnen mein Gefolge zu vergrößern. Die Maulthiere Pack- und Handpferde eröffneten den Zug, ſo wie eine Anzahl leerer Bagagewaagen, die noch aus dem Feldgeräthe des Urgroßvaters des Herrn Beauchamps abſtammten, ſolchem mit einem ſtarken Geräuſche beſchloſſen. Auf der Gränze des Territorii Sir Carls wurde ich durch einen Ausſchuß der angeſehenſten Unterthanen deſſelbigen in ſeinem Namen bewillkommet. Der Bürgermeiſter eines Fleckens der dem Baronet zugehöret, befand ſich an ihrer Spitze und hielt an mich eine wohlgeſetzte Rede. Er iſt ſeiner Profeßion nach ein Balbierer und hat zugleich die Aufſicht über Sir Carls Hausapotheke. Ob er mich gleich ſehr genau kennete, indem ich über ein Halbjahr ſein Kundmann geweſen bin: ſo machte ihn doch das prächtige Anſehen, worinne er mich jetzo als einen Ambaſſadeur erblickte ſo verwirrt, daß er beim Anfang ſeiner Rede ſchon zitterte und bebte und in der Mitte gar ſtecken blieb. Ich wurde dadurch gewarnet, mich ſeinem Scheermeſſer nicht wieder anzuvertrauen, er hätte mir aus Ehrfurcht die Kehle abſchneiden können. Ich hielt aus meinem Wagen an dieſe Abgeordneten wieder eine kleine Gegenrede, und verſicherte ſie der Gnade meines Herrn Principals, und dankte für ihre Bemühung. Sie begleiteten mich hierauf mit entblößten Haupte zu beiden Seiten meines Wagens als eine Leibwache, bis in den Schloßhof zu Grandiſonhall. Wir paßirten durch ein paar Dörfer, die der Gerichtsbarkeit des Baronets unterworfen ſind, und er hatte befehlen laſſen, daß man mir zu Ehren alle Glocken nach engliſchen Gebrauche läuten mußte. Dieſes zog das neugierige Volk häufig herbei, jedermann wollte den Abgeſandten ſehen, es entſtund ein ſolches Gedränge um meine Kutſche, daß ich einige mal halten ließ, damit nicht etwann ein Kind möchte ins Rad kommen. Unterdeſſen machten meine Trabanten ziemlich Platz. Einer davon that ſich beſonders hervor, er hatte einen Reiſehut, der mit einem breiten Aufſchlage von Pelzwerk verſehen war, da er nun aus Reſpect gegen mich ſich nicht bedecken durfte: ſo brauchte er ſolchen als ein Gewehr, und ſchlug die Leute damit auf die Köpfe, wenn ſie nicht Platz machten. Er erregte dadurch eine ſolche Furcht gegen ſich, daß alles von einander flohe, ſo bald er nur ſeinen Reiſehuth über den Kopf ſchwung, und alle Zuſchauer bückten ſich, nicht anders als ein Volk furchtſame Rebhüner, wenn der Stoßvogel über ihnen ſchwebt. Sie können ſich mein Vergnügen nicht lebhaft genug vorſtellen, welches ich empfand, da jedermanns Auge auf mich gerichtet war, ich war nicht wenig ſtolz darauf. Wer weiß, ob ein Spaniſcher Abgeſandter, der ſeinen öffentlichen Einzug in London hält, ſich ſo viel darauf zu gute thut, wenn man, um ihn zu ſehen, Fenſter miethet, als ich bei meinem feierlichen Einzuge in Grandiſonhall. So viel iſt gewiß, daß der ſtolze Michel, wenn ihm ſein Vorhaben Herzog zu werden gelungen wäre, in ſeinem Staatswagen ſich nicht är-

ärger hätte blähen können als ich es that. Einige Leute haben aus meiner nachdenklichen Mine ſchlüßen wollen, ich müßte Dinge von der größten Wichtigkeit bei dem Herrn Grandiſon anzubringen haben, und ein Gaſtwirth hat meine Leute den Tag darauf, da ſie zu Biere gegangen waren, durchaus bezechen wollen, um von ihnen das Geheimniß herauszulocken. Man begnügte ſich nicht, mich ans Ende des Dorfs zu begleiten, das Volk folgte meinem Wagen von einem Dorfe bis zum andern, und alle Augenblicke ſahe ich die Menge gleich einem fortgewälzten Schneeball vergrößert. Wie eine wilde Fluth, die den Damm durchbricht mit einem furchtbaren Getöſe daher rauſcht und alles, was ihr vorkommt, mit ſich fortreißt: ſo verſchlang auch dieſe Woge des neugierigen Volks alle Wandrer in ſich, die ihr unterweges aufſtießen. Halten ſie mir dieſe Ausſchweifung zu gute, hier regt ſich meine poetiſche Ader, und meine Gedanken bekommen wider Willen einen Schwung. Es ſtehet nicht in meiner Macht, ſolches zu verhindern,

dern, die Erinnerung dieſes glänzenden Auftritts bringet alle meine Lebensgeiſter in Bewegung, und in dieſer Begeiſterung ſchwingen ſich meine Gedanken ſo kühn wie mein Ausdruck empor. Die Fußtapfen des Volkes gingen alle nach Grandiſonhall zu und keine gieng rückwärts eben wie bei der Höle des Löwens in der Fabel. Ich dachte es würde meinem Herrn Principal ſehr rühmlich ſeyn, und mich in den Augen der Unterthanen Sir Carls in einem noch glänzendern Lichte vorſtellen, wenn ich den guten Leuten, die meinem Wegen nachzufolgen ſich die Mühe nahmen, etwas zum beſten gäbe. Mein Heinrich mußte deswegen alle Scheidemünze, die er bei ſich hatte, und die ſich ungefehr auf zwei Guineen belief, unter das Volk auswerfen; ich gab ihm aber zugleich die Lehre, ſolches auf eine anſtändige Art zu thun, und nicht mit einem bäueriſchen Weſen Fäuſte voll wegzuſchmeißen, wie man eine Familie heishungriger Hüner füttert. Er befolgte meinem Befehl genau, und ſtreuete alle funfzig Schritte nur eine Priſe davon aus; ich ſahe aber mit Verdruß, daß meine Abſicht doch nicht völlig erreicht wurde: der Mann mit ſeinen Reiſehute wußte das Geld ſo künſtlich damit aufzufangen, daß nur dann und wann ein Sechſer fehl ging und die Erde erreichte. Weil ihn jedermann fürchtete, ſo wagte es niemand ſich zu dem Ausſpänder meine Freigebigkeit zu nahen, um etwas zu erhaſchen. In dem Schloßhofe zu Grandiſonhall paradirte die Kompagnie, welche Sir Carl zum Dienſte ſeines Vaterlandes als ein wahrer Patriot auf ſeine Koſten angeworben hat. Ich hatte die Ehre mit klingendem Spiel und fliegender Fahne empfangen zu werden, die Officiers ſalutirten mich mit dem Eſponton. Sir Carl empfing mich meinem Charakter gemäß und überhäufte mich Ihrentwegen mit Ehre. Doctor Bartlett vertrat die Stelle eines Ceremonienmeiſters. Ich brachte mein Wort, unter der vortreflichſten Verſammlung, die man finden kann, bei dem Baronet an, er erkundigte ſich, ob Sie noch wohl auf wären, und gab mir die Verſicherung, daß er ſich ein wahres Vergnügen daraus machen würde, Ihnen bei jeder Gelegenheit Beweiſe ſeiner Freundſchaft zu geben. Lady Grandiſon, Lord L. und ſeine Gemahlin, empfingen mich gleichfalls mit vieler Hochachtung. Wir gingen hierauf zur Tafel; ſie war ſo prächtig, daß man einen König daran hätte bewirthen können. Alexanders Gaſtmahl wurde dabei in dem Muſikzimmer, welches an den Speiſeſaal ſtößet, aufgeführet. Sir Carl brachte Ihre Geſundheit unter Trompeten und Pauckenſchall aus, dieſes war gleichſam ein Intermezzo zu dem Singeſtücke. Es wurden hierbei einige kleine Canonen dreimal hintereinander abgefeuert und die Miliz gab zugleich eine Salve aus dem kleinen Gewehr. So oft Ihre Geſundheit nachgeholet wurde, ſo oft wurden auch die Salven wiederholet; weiter aber wurde keine ausgebracht. Der Baronet hat als ein weiſer Mann ſich, wie es ſcheint, eine Regel gemacht, nie etwas zu thun, daraus nicht einiger Nutzen entſtehet, nach dieſem Geſetze läßt er, wie Sie wiſſen, ſeinen Pferden die Schwänze nicht ſtutzen, und nach eben dieſem Geſetze ließ er auch ſeinen Leuten nicht mehr Salven geben als nöthig war, Ihnen eine Ehre zu erweiſen, und ſie zu gleicher Zeit im Feuern zu üben. Lady G. wagte es, ihres Bruders Geſundheit zu trinken, und wollte durchaus haben, daß dazu ſollte gefeuert werden: der Baronet ſagte ihr aber, man wäre aus Liebe gegen das Vaterland verbunden, ohne Noth nichts dazu beizutragen, daß der Preis des Pulvers geſteigert würde, und damit mußte ſie ſich beruhigen. Mich dünkt, das war von dieſem großen Manne ſehr vortreflich gedacht. Am Rande dieſes Tages, welcher einem ſo glänzenden Vergnügen gewidmet war, zeigte ſich noch eine kleine Wolke, die aber bald vorüber gieng. Nach der Tafel mußte die Militz ihre Manoeuvres machen. Jeder that ſein Beſtes, den Beifall der Zuſchauer zu verdienen. Sie waren ziemlich fertig in den Handgriffen, jedoch da ſie das Gewehr verkehrt ſchuldern ſollten, verſahe es einer, und ſchlug ſeinen Cameraden dergeſtalt mit der Flintenkolbe vor den Kopf, daß er zu Boden ſank. Die Beſtürzung über dieſen Zufall war allgemein, es fehlte nicht viel, daß Lady Grandiſon in Ohnmacht gefallen wäre. Wer nur ein Schwammbüchsgen bei ſich trug, der holte es heraus und roch daran, um die durch das Schrecken verjagten Lebensgeiſter, wieder zurück zu rufen. Zum Glück war der Chirurgus noch bei der Hand, welcher ſogleich aus Sir Carls Hausapotheke mehr als zehn Büchſen herbeiholete, aus welchen er den Verunglückten ſo lange ſalbte, bis er wieder zu ſich ſelber kam. Sir Carl läßt ihn wegen dieſes Unfalls, worzu er die Veranlaſſung glaubt gegeben zu haben, auf ſeine Lebzeit täglich eine Kanne Bier und eine Zeile Semmeln reichen.

Den 28. Heute hatten wir den artigſten Zeitvertreib, den man erdenken kann. Herr Grandiſon unterſcheidet ſich von dem größten Theile des engliſchen Adels dadurch, daß er keine von den Luſtbarkeit, die man in den meiſten adelichen Häuſern für unentbehrlich hält, in ſeinem Hauſe geſtattet. Ehedem war er kein Feind von den ſo genannten unſchuldigen Ergötzlichkeiten, man machte in ſeinem Hauſe ein Spiel, man ſahe dann und wann ein Hahnengefechte, er geſtattete auch ein Pferderennen, wiewohl er daran nie einen Gefallen hatte: allein ſeit einiger Zeit hat er dem erſten ganz und gar entſaget, ſeine beſten Streithähne ſind geſchlachtet und verzehret, und das Wettrennen hat er ſchon ſeit einigen Jahren verſchworen. Es darf keine Karte mehr in ſein Haus kommen. Der Doctor Bartlett fand ehemals ein großes Vergnügen am Lombre, Sie wiſſen aus der Geſchichte Sir Carls, daß der Doctorn gern ſpielet; allein er war einmal unglücklich, und verlohr an die Lady G. ſeine ganze Jahrbeſoldung, welche ihm aber den Tag darauf das Geld großmüthig zurück gab. Von dieſer Zeit an hat er dem Baronet das Spiel zuwider gemacht, und es wird in ganz Grandiſonhall nunmehro für einen Zeitverderb gehalten. Hingegen wird das Tanzen geſtattet: weil es zur Ermunterung des Gemüths und zur Bewegung des Leibes dienet. Da der Doctor nicht mehr ſpielet, ſo hat er auf Bitte der Lady G. noch in ſeinen alten Tagen müſſen tanzen lernen, er tanzt nur eine Menuet, aber mit einem recht guten Anſehen. Muſik hört man in Sir Carls Hauſe alle Tage; jedoch da dieſe beiden Ergötzlichkeiten zu wenig ſind, eine Geſellſchaft zu unterhalten: ſo hat Sir Carl auch für eine vielfältigere Abwechſelung des Vergnügens ſeiner Gäſte geſorgt. Wir brachten dismal den Tag folgendergeſtalt hin. Vormittage beim Thee wurde die Londener Zeitung zugleich mit herum gegeben, man erzählte daraus die beträchtlichſten Umſtände der ganzen Geſellſchaft: denn das Frauenzimmer ließ die Zeitungsblätter für ſich vorbeigehen. Der Hauptinnhalt unſres Geſprächs betraf ein reichbeladenes engliſches Schiff, welches in einem franzöſiſchen Hafen war aufgebracht worden. Sir Carl erzählte dieſen Unglücksfall, und beklagte als ein Patriot den Verluſt, den die Eigenthümer des Schiffs und des Vaterlandes dadurch erlitten hätten. Lord

L. der dem Baronet in den patriotiſchen Geſinnungen gleich kommen, wo nicht gar ihn übertreffen will, verwarf dieſe Nachricht, weil ſie etwas nachtheiliges für das Vaterland enthielt, als eine Erdichtung. Lord G. fand in ſeinem Blatte wenige Zeit hernach aus Deutſchland einen Artikel, daß es zwiſchen den Vortruppen der Alliirten und Franzoſen etwas geſetzt habe, daß ſich jene in etwas zurücke ziehen müſſen, und ein Regiment Bergſchotten dabei vieles gelitten hätte. Das iſt abermals, ſagte der Lord L. eine boßhafte Unwahrheit, man ſieht es augenſcheinlich, daß dem Zeitungsſchreiber von Frankreich aus die Hände ſind verſilbert worden, man ſollte ihm den Prozeß machen. Die Bergſchotten ſind nicht gewohnt, fügte er hinzu, die Hände in die Taſche zu ſtecken, wenn ſie gegen den Feind geführet werden. Lord G. wollte ihn widerlegen und gab ſich viele Mühe ihm begreiflich zu machen, daß, ungeachtet der Tapferkeit ſeine Landsleute, es doch wohl möglich wäre, daß ſie einmal der Menge gewichen wären; er war aber nicht zu bekehren, und wurde ſo eifrig, daß er den Lord G. der wider ſeine Neigung in der Hitze die franzöſiſche Partei nahm, des Hochverraths würde beſchuldiget haben, wenn Sir Carl nicht durch ſein Anſehen die Sache noch zu rechter Zeit beigeleget hätte. Die Tafel war diesmal auf den ordentlichen Fuß eingerichtet, das iſt, Sir Carls Lektor beſtieg den kleinen Catheder in dem Speiſeſaale und las uns einige Stellen aus den kernhafteſten engliſchen Schriftſtellern vor. Er erſetzte alſo die Stelle der Concertiſten, die uns den Tag zuvor mit einer prächtigen Tafelmuſik unterhalten hatten. Bei den erſten Gerichten, da die Zuhörer ihre Gedanken auf die Schüſſel gerichtet hatten, würde eine trockene moraliſche Abhandlung keine Aufmerkſamkeit verdienet haben, Sir Carl hatte deswegen die Verfügung gemacht, daß zuerſt etwas munteres mußte vorgeleſen werden, wir bekamen etwas aus Swifts Mährgen von der Tonne zu hören. Nach dem erſten Anbiß ſchlug Sir Carl mit der Gabel auf den Tiſch, ſogleich ergriff der Vorleſer ein andres Buch, es handelte von den Feldzügen der Engländer in Frankreich und mich dünkt, die damalige Lection begriff den Zeitpunct, welchen das Mädchen von Orleans berühmt machte. Eine vortrefliche Paſtete brachte mich um den größten Theil dieſer hiſtoriſchen Vorleſung. Bei der letzten Tracht, die meiſtens in Schaugerichten beſtund, wurde, weil der Magen nunmehro befriediget war, für den Verſtand am meiſten geſorgt. Der Baronet gab wieder ein Zeichen mit der Gabel, und eine von den ſchönſten Stellen aus dem Milton, welche Herr Grandiſon ſelbſt zu erläutern und aufzuklären ſich die Mühe gab, machte den Beſchluß. Das Frauenzimmer verließ hernach nach Engliſcher Mode die Tafel, um in dem Nebenzimmer den Thee zu trinken, da unterdeſſen die Tafel für die Herren von neuem mit Bouteillen beſetzt wurde. Alle Arten von Weinen aus des Baronets Keller wurden ausgeprobt. Er eröffnete der Geſellſchaft, daß er entſchloſſen wäre, heute die gewöhnlichen Preiße auszutheilen, die er jährlich den fleißigſten ſeiner

Unterthanen, und die ſich vor andern beſonders hervor thun, zu verehren pfleget, und erſuchte uns auf eine höchſt verbindliche Art, ihm hierbei mit an die Hand zu gehen. Wir verfügten uns in den untern großen Saal, welcher mit allerlei Hausgeräthe, Kleidungsſtücken und andern Nothwendigkeiten, nicht anders als ein Kaufmannsladen ausgezieret war. Herr Bartlett, des Baronets Secretär, ein Vetter des Doctors, überreichte Sir Carln das Verzeichniß derer Perſonen, welche ſich der Preiße würdig gemacht hatten. Die Austheilung geſchahe folgendergeſtalt:

1.) Thomas Mumford, Doctor Bartletts Schulmeiſter, erhielt für ſich eine Baßgeige, und für ſeine Frau einen Muff: weil dieſes Paar unter allen Unterthanen Sir Carls die Welt am meiſten vermehret hatte. Die Frau Schulmeiſterin war in Jahresfriſt zweimal mit Zwillingen niedergekommen, und alle vier Kinder waren noch am Leben.

2.) Marmaduck Stephenſon, einer von Sir Carls Pachtern, welcher in dieſem Jahre die meiſten Hamſter gegraben, und auch die meiſten Maulwürfe erlegt hatte, erhielt eine ſauber geſchnittene Flaſche mit Silber beſchlagen, welche mit dem beſten Brandeweine gefüllet war.

3.) William Ameß, ein gewiſſenhafter Schneider, der am wenigſten in die Hölle geworfen, und deswegen die meiſte Arbeit bekommen hatte, erhielt ein neues Bügeleiſen nebſt einem ſtählernen Fingerhut.

4.) Anna Burdens, eine bejahrte Frau, welche die meiſten Eier zu Markte geſchickt hatte, wurde dafür mit einer Brille und einer Würzſchachtel begabt, und dadurch zur ferneren fleißigen Abwartung ihres Berufs aufgemuntert.

5.) Samuel Sattock, ein Weinſchenke, der in Sir Carls Gebiete den meiſten Wein ausgeſchenket hatte, vielleicht weil er ihn am wenigſten verfälſchte, wurde für ſeine

Ehrlichkeit mit einem blechernen Trichter und einem neuen Zählbrete belohnet.

6.) Maria Fiſchers, die im Rufe war, daß ſie ein Geheimniß beſäß, in der ganzen Provinz die ſchmackhafteſte Butter zu verfertigen, bekam, ob gleich ihre Butter von ihren Nachbarinnen für Hexenbutter ausgeſchrien wurde, ein halb Dutzend Muskatennüſſe und ein blechernes Reibeiſen.

7.) Johann Higgins, ein Töpfer, der auf ſeine Schüſſeln und Teller ſehr künſtliche Reime zu ſetzen pfleget, und auf allen Jahrmärkten deswegen großen Abgang ſeiner Waare hat, wurde von Sir Carln zum Poeten gekrönet, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt: daß er dieſer Ehre ſogleich wieder ſollte verluſtig ſeyn, wo er ſeine Verſe an einem andern Orte, als auf ſeinen Schüſſeln anbrächte. Es wurde ihm zugleich ein groſſer Bierkrug mit einem zinnernen Beſchläge zu ſeiner Hippokrene angewieſen und verehret

8.) John Huberhorn, einer von des Baronets Forſtbedienten, der einen Stahr, eine Amſel und einen Lübich ſo abgerichtet hatte, daß ſie zuſammen ein Trio pfeifen, bekam ein künſtliches Weidemeſſer, nebſt der Anwartſchaft auf eine beſſere Bedienung.

9.) Für einen berühmten Kalendermacher in London wurde der Globus beſtimmt, den der Hauptmann Salmonet und Major Ohara bewundert haben. Es gehöret dieſer Mann zwar nicht zu den Unterthanen Sir Carls: dieſer glaubt aber, daß er eines Preißes dem ungeachtet würdig ſey. Alle Hauswirthe in des Baronets Herrſchaften haben nach ihrem einmüthigen Geſtändniß dieſes Jahr den gröſten Nutzen von dieſem Manne gehabt: Sein Wetterprognoſticon iſt auf ein Haar eingetroffen, und mithin haben ſie ſich mit ihrer Arbeit vollkommen nach der Vorſchrift des Kalenders richten können. Der Lord L. gelobte dieſem Ehrenmanne über das Geſchenke des Baronets noch ein vortreffliches Sehrohr, welches er beſitzt: weil dieſer Aſtronom mit der Sternſeherkunſt die in unſern Tagen ſo ſeltne Wiſſenſchaft eines Aſtrologen verbindet, und aus der Conſtellation der Geſtirne eine Prophezeihung von Krieg und Frieden an den diesjährigen Kalender hat drucken laſſen, die bis auf den heutigen Tag ſehr pünktlich eingetroffen iſt.

10.) Ein gewiſſer Mann, der einmal hatte erzählen hören, daß Ludwig der Große an einem Galatage in einem Kleide von Spinnweben erſchienen wäre, hatte durch langwierige Verſuche es dahin zu bringen ſich bemühet, dieſem zarten Gewebe eine Feſtigkeit zu geben, um es wie Seide zu ſpinnen und zu verarbeiten, zu dem Ende hatte er viele Jahre lang die Wohnungen der Spinnen vergeblich zerſtöret, und dieſes unglückliche Geſchlechte beinahe aus dem Gebiete des Baronets vertrieben. Endlich ſchien es ihm gelungen zu ſeyn, ſeine Abſicht einigermaßen zu erreichen; er drang mit einem großen Geräuſche durch die Menge von Leuten, welche die Mildthätigkeit des Baronets, theils als Zuſchauer, theils als würdige Beſitznehmer ſeiner Wohlthaten, herbeigezogen hatte. Er wurde eingelaſſen und forderte einen Preis für ſeine Erfindung; da er zugleich die erſte Zaſpel ſeines Geſpinnſtes überreichte. Sir Grandiſon war geneigt, ihn ſolchem nach einer genauen Unterſuchung zu ertheilen, er bekam eine anſehnliche Pelzperucke, um ſeinen Kopf für der Kälte des herannahenden Winters zu ſchützen, damit er zu mehrern dergleichen nützlichen Erfindungen geſchickt bliebe.

Wenn würde ich fertig werden, alle die großmüthigen Geſchenke, welche der Baronet allen und jeden machte, die Beweiſe ihres Fleißes oder ihrer ſinnreichen Erfindungen aufſtellen konnten, der Länge nach zu erzählen? Ich habe Ihnen hier nur einen kleinen Abriß von dem Eifer deſſelben gemacht, das Gute und Nützliche auf alle nur erſinnliche Art zu befördern. Die ganze Geſellſchaft fand bei der Austheilung dieſer Preiße das vollkommenſte Vergnügen. Oft ſetzte es einen kleinen Streit über die Wahl derſelben; doch überhaupt muß man geſtehen, daß die Belohnungen mit denen Perſonen, welche ſie erhielten, immer ein ziemlich genaues Verhältniß hatten. Lady G. beſchäftigte ſich nach ihrer Leichtſinnigkeit über alle, die in das Zimmer traten, um einen Preis zu bekommen, Anmerkungen zu machen. Sie betrafen meiſtens die ſeltſamen Reverenze, die Lobreden derer auf Sir Carln, welche Preiße erhielten, ihren Gang und ihre Minen. Mir gefielen ſie meiſtens, obgleich Sir Carl die wenigſten, weil ſie alle ſehr muthwillig waren, belachen wollte. Wenn Niemand ihr zu Gefallen lachte, ſo ſahe ſie nur ihren Herrn an, welcher aus einer ſchmeichelhaften Gefälligkeit ſogleich bereit war, durch ſein überlautes Gelächter ihren Scherz bei Ehren zu erhalten. Nach gethaner Arbeit, ſagte der Baronet, iſt gut feiern, wir begaben uns gegen ſieben Uhr des Abends wieder in den Speiſeſaal und hernach wurde bis gegen Mitternacht getanzet.

Der Doctor eröffnete den Ball mit Sir Beauchamps Gemahlin, er würde auch ohne Zweifel bis auf den letzten Mann ausgehalten haben, wenn ihn nicht ein kleiner Zufall davon abgehalten hätte. Er wollte zu ſehr bewundert ſeyn, und machte in einer Menuet eine ſo künſtliche Wendung auf einem Fuße, daß er ihn darüber verſtauchte. Der Baronet war aber ſo ſorgfältig und ließ durch zween handfeſte Bedienten, ungeachtet des Schreiens des guten Mannes, den verſtauchten Fuß ſo lange ziehen bis er glücklich wieder eingerichtet war. Ich denke, der Doctor wird ſobald nicht wieder tanzen.

Den 29. Abermal ein neues Vergnügen! Herr Grandiſon iſt in Erfindungen, ſeine Gäſte zu beluſtigen, unerſchöpflich. Es ſcheint, daß er allen ſeinen Verſtand angewendet hat, um mich noch zu guter letzt auf eine Art zu unterhalten, die fähig iſt, von dem Vergnügen in Grandiſonhall, mir einen ſolchen Eindruck zu machen, daß ich abweſend oftmals daran zurück denken ſoll. Er hat heute ſeinen Welſchen Thurm, der zu einer Sternwarte beſtimmt iſt, eingeweihet. Das iſt ein ſehr ſehenswürdiges Stück; ob er gleich nicht nach dem erſten Entwurf des Baumeiſters iſt aufgeführet worden. Dieſer Mann hatte den Einfall, ihn in Geſtalt eines Sehrohrs aufzuführen, man ſollte ihn auch nach Belieben vergrößern und verkleinern können, er wollte zu dem Ende ein Stockwerk in das andere verbergen, nicht anders als ein Perſpectiv, das man ausziehen und auch wieder zuſammen ſchieben und ins kleine bringen kann; Sir Carl aber, der nicht alleine künſtlich, ſondern auch dauerhaft bauen wollte, hat dieſen Vorſchlag verworfen und es bei dem alten gelaſſen. Demohngeachtet iſt dieſes Gebäude prächtig und kunſtreich. Der Knopf wurde unter Trompeten und Paucken-ſchall hinaufgezogen, er iſt ſo groß, daß er zu einer Vorrathskammer könnte gebraucht werden. Der Baronet will mit ſeinen beſten Sachen darauf flüchten, und ſich daſelbſt verſtecken, wenn etwann bei jetzigen Kriegszeiten ein feindlicher Einfall geſchehen ſollte.

Er erſuchte mich, den Herrn Magiſter Lampert zu bitten, nebſt einem Verzeichniſſe von allerlei Merkwürdigkeiten zu verfertigen, um beides wie gewöhnlich in dem Knopfe dieſes Thurms für die Nachkommen aufzubehalten. Sir Carl hatte zwar im Anfang dem Doctor dieſen Auftrag gethan: er entſchuldigte ſich aber und ſchlug ſeinen Freund den Magiſter Lampert dazu vor, welcher Vorſchlag auch ſogleich gebilliget wurde. Wegen der vortreflichen Ausſicht ſpeiſten wir dismal auf der Sternwarte. Die Speiſen wurden mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit, vermöge einer beſondern Maſchine, aus der Küche hinaufgezogen, daß alſo die Bedienten keine Beſchwerung davon haben, wenn es ihrem Herrn beliebt, auf dem Thurme zu ſpeiſen. Wir ließen es uns allen auf dem Welſchen Thurme recht wohl ſchmecken; ich glaube daß die reine Luft, welche man oben empfand, vieles dazu beitrug. Weil man nicht ſo viele Erddünſte verſchlucken durfte als in den untern Zimmern: ſo konnte man deſto mehr Speiſe genüßen. Ich konnte mich nicht gnug darüber verwundern, daß alle Gerichte zum Fenſter hinein gebracht wurden, und auf eben dieſe Art trug man ſie auch wieder ab, die leeren Buteillen flogen zum Fenſter hinaus, und einige Augenblicke hernach erſchienen ſie wieder gefüllt. Es kam mir nicht anders vor als wenn ich mich in dem Zauberpallaſte befänd, von welchen ich ehemals faſt eben dergleichen Wunderdinge geleſen habe. Ein irrender Wandrer, erzählt man, lagerte ſich, da ihm die Nacht in einem Walde übereilte, unter einen Baum, um den Tag daſelbſt zu erwarten. Er wunderte ſich ungemein, daß er in einer kleinen Entfernung ein vortrefliches Schloß mit hohen Thürmen erblickte, welches er vorhero nicht bemerket hatte. Erfreut über dieſen unerwarteten Anblick, nahm er ſein abgeladenes Bündel wieder auf den Rücken und ſeinen Stab in die Hand, und eilte darauf zu, um in ſolchem eine bequemere Herberge zu finden. Er war nicht ſo bald an das Thor gelanget, als ſich ſolches öffnete, er ging mit einer demüthigen Stellung hinein, um ſich bei den Bewohnern deſſelben eine

Nachtherberge zu erbitten: allein wie erſtaunte er nicht, da er keine lebendige Seele darinne antraf. Es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern über die Haut, endlich faßte er doch einen Muth und nahm das beſte Zimmer, welches mit den herrlichſten Meubles verſehen war, und von einer großen Menge Wachslichtern erleuchtet wurde, für ſich ein. Wie glücklich wäre man hier, ſagte er zu ſich ſelber, wenn man in einem ſo prächtigen Pallaſte auch eine gute Mahlzeit zu erwarten hätte. Er hatte dieſes kaum geſagt, ſo öffnete ſich das Fenſter und eine Menge vortreflich zugerichteter Speiſen kamen in eben dem Augenblicke durch ſolches, gleichſam auf den Flügeln des Windes getragen, zu ihm hinein. Er nahm dieſes für eine Einladung zum Genuß derſelben an, ſetzte ſich an eine Tafel und ließ es ſich wohl ſchmecken. Nachdem er die beſten Weine verſucht und ſich mit dem ſchmackhafteſten Leckerbißlein geſättiget hatte, erhob ſich alles wieder zum Fenſter hinaus und verſchwand. Ich dachte in der That auf der Sternwarte Sir Carls mehr als einmal an dieſen Wandrer und freuete mich, daß ich beinahe ein gleiches Wunderwerk geſehen hatte. Nach der Tafel ließ das Glockenſpiel zum erſten male die vollkommenſte Uebereinſtimmung ſeiner Silberthöne hören. Bei der Melodie einer italiäſchen Arie ſang Sir Carl den Text dazu mit einer ſehr anmuthigen Stimme und vieler Geſchicklichkeit ab. Nachdem Tiſche und Stühle aus der aſtronomiſchen Wohnung waren weggebracht worden, hatte ich die Ehre, Lady Grandiſon zum Tanze aufzuziehen. Dieſes iſt das erſte mal, daß ich nach dem Klange der Glocken getanzet habe. Um nicht eine Treppe von drei hundert Stufen abzuſteigen, fuhr die ganze Geſellſchaft einē nach dem andern, vermittelſt der Maſchine, durch welche die Speiſen waren heraufgezogen worden, unter Trompeten und Pauckenſchall von dem Thurme herab. Da ich dieſes Luftſchiff beſtieg, gedachte ich an die Wunderkiſte mit welcher ein morgenländiſcher Kauffmann, welcher den Mahomed vorſtellen wollte, in den ſtählernen Pallaſt ſchiffte, worinne

inne ein alter argwöhniſcher König ſeine ſchöne Tochter verſchloß. Ich wünſchte, daß dieſe, worinn ich mich befand, eben ſo beſchaffen ſeyn möchte, ich hätte ſie dem Baronet gewiß entführt, und wer weiß, an was für einem guten Orte ich mich jetzo befänd. Dieſer Tag endigte ſich alſo mit allgemeinen Vergnügen; ich konnte aber nicht ohne Grauen an den folgenden gedenken, den ich zum Abſchiedstage beſtimmt hatte. So wie ein armer Päbſtler, der ſich mitten im Genuß der Güter dieſes Lebens zur Abreiſe in jene Welt anſchicken muß, mit Schrecken dem Feuermeere des Fegefeuers entgegen ſiehet, auf welchem er Jahrhunderte hindurch herumſchiffen ſoll: ſo ſahe ich mit beſtürztem Auge dem Tage entgegen, welcher mich des Vergnügens in dem glänzenden Grandiſonhall berauben und aus der Geſellſchaft tugendhafter Weiſen in das Geräuſche der Welt zurück bringen ſollte . . . Abermals ein poetiſches Bild! Der Abſchied in Grandiſonhall hat einen ſolchen Eindruck bei mir gemacht, daß mein Gemüthe noch voll Bewegung iſt.

Den 30 Octobr. Erwarten Sie nicht von mir, hochgeſchätzter Herr Oncle, einen vollſtändigen Bericht der Begebenheiten dieſes merkwürdigen Tages, mein Gemüthe würde nicht ſtark genug ſeyn, eine lebhafte Vorſtellung der zärtlichen Trennung von ſo vielen verehrungswürdigen Freunden noch einmal zu ertragen. Gnug, am 30 October verließ ich unſern gemeinſchaftlichen Gönner. Meinem Charakter, als einem Abgeſandten von Ihnen, gemäß, erhielt ich eine öffentliche Abſchiedsaudienz. Die ganze Geſellſchaft hatte das Geſichte in weiße Schnupftücher verſteckt, welche ſeit der Trauer um die ſelige Frau Shirley nicht waren gebraucht worden, um bei meiner beweglichen Abſchiedsrede die Thränen damit aufzufangen. Sir Carl und ſeine würdige Gemahlin befahlen mir an Sie tauſend Komplimente, und baten ſich ſehr angelegentlich die Unterhaltung eines Briefwechſels mit Ihnen aus. Der

Do:

Doctor Bartlett verſicherte, daß ihm nichts angenehmer ſeyn würde, als wenn er ſich mit Ihnen durch den Mund ſeines Freundes, des weiſen Herrn Magiſter Lamperts, unterreden, und Sie von der Hochachtung ſeines Gönners ſchriftlich verſichern dürfte. Er brachte zugleich feine Dinge von der nutzbaren Erfindung des Schreibens vor, und rühmte die Vortheile der Neuern, die ſie in dieſer Kunſt über die Alten erlangt hätten. Dieſe, ſagte er, hätten ſich mit Baumrinde, Eſelshaut und Wachstäfelgen behelfen müſſen: da hingegen die edle Schreiberei ein weit beſſeres Anſehen erhalten hätte, ſeitdem das Pappier wäre erfunden worden, und die Gänſe uns ihre Kielen zu den nöthigſten Werkzeugen dieſer Kunſt geliehen hätten. Die ganze Grandiſoniſche Familie ſegnete mich und Sie zugleich in meine Seele. Lady G. warf mir noch, da ich auf den Wagen ſtieg, einen ſanften Kuß zu, um Ihnen ſolchen zu überſenden; allein ſolche Kleinigkeiten laſſen ſich nicht wohl einpacken, ich habe ſolchen alſo alleine genoſſen. Lady Beauchamp ſahe aus, als wenn ſie den Schnuppen bekommen hätte, ſo dicke rothe Augen hatte ſie ſich geweint. Alle Herren umarmten mich, und die Ladys winkten mir Abſchiedsküſſe zu. Meine Ohren gellen noch von dem Lebewohl, welches mir aus verſchiedenen Tönen akordweiſe nachgerufen wurde. Ich glaubte, mein Gemüthe würde in etwas wieder aufgemuntert werden, wenn ſich in den Dörfern, in welchen ich vor wenig Tagen bei meiner Herreiſe nach Grandiſonhall einen ſolchen Aufſtand erreget hatte, wiederum ein Haufen Volk, mich zu ſehen, um meinen Wagen verſammlen würde; ich hatte zwar jetzo nicht das anſehnliche Gefolge bey mir: ich machte aber doch noch eine ganz anſehnliche Figur. Allein diesmal erfuhr ich, daß nichts unbeſtändiger als der Pöbel. Obgleich in Sir Carls Dörfern mir zu Ehren alle Glocken geläutet wurden, und das Glockenſpiel in Grandiſonhall die beweglichſten Melodien hinter mir her ſpielte; ungeachtet ich auch meinen Poſtillion aus allen Kräften blaſen ließ: ſo wollte doch Niemand zum Vorſchein kommen,

men, der mich zu ſehen verlangte, einige Bauern ausgenommen, die das Fenſter halb aufſchoben, und mit ihrem ſpitzigen abgegriffenen Hüten mir unter das Geſichte guckten, ohne daß einer ſo höflich geweſen wäre, ſeinen Deckel abzunehmen, oder ſeine Tobackspfeife zu verſtecken, wenn ich vor ſeinem Hauſe vorüber zog.

Den 31. traf ich wieder in London in meinem ordentlichen Quartiere ein. Ich machte dem ehrlichen Herrn Reeves meinen Abſchiedsbeſuch und hernach ließ ich mich auch noch zum Vetter Eberhard bringen. Seine runde dicke gebietheriſche Frau empfing mich mit einer mittelmäßigen Höflichkeit und er erſchien einige Zeit hernach im Schlafrocke. Seine Gebieterin ſchließt ihm, wie man ſagt, oftmals die Kleider ein, und macht ihn auf dieſe Art zum Arreſtanten, damit er ihr nicht unverſehens entwiſcht, und ſie ihn hernach auf einem Coffeehauſe auslöſen muß. Er ſchien ſehr beſtürzt über meinen unerwarteten Beſuch und glaubte vielleicht, ich wäre kommen, meine zwanzig Guineen wieder abzuholen. Es war dieſes auch allerdings ein Bewegungsgrund bei mir, ihn zu beſuchen. Ich dachte, er ſollte ſich ſelbſt ſeiner Schuld erinnern, und mir ſolche abtragen: an deſſen Statt aber fing er an lateiniſch zu reden, damit es ſeine Frau nicht verſtehen ſollte. So viel ich einſehen konnte, wollte er mich erſuchen, mich nichts gegen ſie merken zu laſſen, daß er mein Schuldner wäre: er gab mir aber ſeine Meinung ſo undeutlich und ſtammlend zu verſtehen, daß ich nur rathen mußte, was er ungefehr haben wollte; das Latein ſtund ihm gar nicht zu Gebote. Ich verſicherte ihn in eben dieſer Sprache, daß ich mir eine Ehre daraus machte, ihn in meinem Schuldregiſter zu finden, er könnte mir das Geld abtragen, wenn es ihm am bequemſten wäre, ich würde ihn disfalls nie bei ſeiner Liebſte verklagen. Die Abſicht meines Beſuchs wäre auch nicht, ihn an meinen Vorſchuß zu erinnern, ſondern nur von ihm Abſchied zu nehmen, weil ich geſonnen wäre, in wenig Tagen England zu verlaſſen. Er ſtellte ſich ſehr betrübt an, daß er mich, wie er ſagte, als ſeinen beſten Freund verlieren ſollte: ich konnte es ihm aber anſehen, daß er über meine Abreiſe ſich heimlich ſehr erfreute: weil mir dadurch die Gelegenheit abgeſchnitten wurde, ihn öfters zu mahnen. Er wollte durchaus noch nicht völlig von mir Abſchied nehmen, und verſprach noch einmal ſelbſten in meinem Quartiere mich zu beſuchen: ſeine Frau benahm ihm aber alle Hoffnung, ſein Verſprechen zu erfüllen. So geſund er auch ausſahe, ſo ſchützte ſie doch eine Unpäßlichkeit vor, ſie würde nicht zugeben, ſagte ſie, daß er ſobald an die Luft ginge, damit er nicht wieder ein Recitiv bekäme. Ohne Zweifel hat er etwas großes verbrochen, daß ſie ihn mit einen ſo langen Arreſte beſtraft. Ich werde nun wohl die zwanzig Guineen ans Bein ſtreichen müſſen.

Vorgeſtern erhielt ich das Schreiben von Ihnen, Hochgeehrteſter Herr Oncle, und erfreute mich nicht wenig, daß ich durch eine glückliche Ahndung das bereits erfüllet hatte, was Sie mir auftrugen. Ich ſchreibe von hieraus noch einmal nach Grandiſonhall und werde nach Ihren Befehl den Doktor Bartlett erſuchen, für Sie ein gutes Vorwort bei dem Paſtor Wendelin einzulegen. In zwei Tagen gehe ich von hier nach Dowers, um von da nach Holland überzuſchiffen. In der Mitte dieſes Monats hoffe ich zu Straßburg zu ſeyn, daſelbſt erwarte ich in Zukunft Ihre Briefe. Da mich die engliſchen Freunde ihres Briefwechſels würdigen wollen, ſo werde ich auch die Briefe an Sie empfangen und ich hoffe, Sie gönnen mir auch in Zukunft das Vergnügen, die Ihrigen nach England über Straßburg gehen zu laſſen, damit ich ſie von da aus gehörigen Orts beſorgen kann. Ewig Schade! daß ich dero Schreiben nicht einige Tage früher erhalten habe, um die verlangten Portraits zu ſammlen. Damit Sie indeſſen doch meine Bereitwilligkeit ſehen, Ihre Befehle zu erfüllen, ſo überſende ich Ihnen diejenigen, welche mir vom Herrn Rerves, ſo bald er Ihren rühmlichen Anſchlag erfuhr, ſind verehret worden und die er in duplo beſitzt. Es ſind ſieben an der Zahl. Auf der Ruckſeite derſelben werden Sie finden, welche Perſonen aus der Grandiſoniſchen Geſchichte ſie vorſtellen. Zu den übrigen iſt mir gute Hoffnung gemacht worden, vielleicht habe ich bald das Vergnügen Ihnen auch dieſe zu überſenden. Dieſen Augenblick erhalte ich einen Brief von dem Herrn Richardſon, worinne er mich nochmals an mein Verſprechen erinnert, ihm die Briefe mitzutheilen, welche Ihre groſsmüthigen Unternehmungen, dem Herrn Grandiſon nachzuahmen enthalten, ich werde ihm ihre Meinung über dieſen Punkt entdecken und ihm dazu Hoffnung machen. Weil es mein Schickſal nicht erlaubt in der glücklichen Geſellſchaft Sir Carls meine Tage zuzubringen: ſo will ich doch meine Reiſen ſo bald als möglich ſuchen zu vollenden, um bei Ihnen als ſeinem würdigen Nachfolger das Vergnügen zu finden, das ich jetzo entbehren muſs. Ich ſehe der goldnen Zeit mit Verlangen entgegen, welche mich nach Kargfeld als dem zweiten Grandiſonhall führen wird, wo die Bewunderung Ihres vortreflichen Charakters eine der angenehmſten Beſchäftigungen ſeyn wird

Dero

gehorſamſten Dieners
v. S.

* * *

XIX. Brief.

Der Herr v. N. an die Frau v. W.

Den 30 Octobr.

Sie verdienten zwar mit mehrerm Rechte den Titel geſtrenge Frau, denn Sie haben ziemlich ſtrenge mit mir verfahren, und es fehlte einmal nicht viel, ſo hätten Sie mich mit Fäuſten geſchlagen wie Satans Engel: aber ich will Sie dem ungeachtet gnädige Frau nennen, in der guten Hoffnung, daß Sie in Zukunft ſich beſſern und mit mir ſich wieder verſöhnen werden.

Sie ſind ein weibliches, das iſt, ein ſchwaches Werkzeug, und aus dieſer Urſache komme ich Ihnen mit Ehrerbiethung zuvor, und thue Ihnen hierdurch zu wiſſen, daß ich es alles vergeben und vergeſſen will, was Sie mir zu Leide gethan haben Ich weiß wohl, daß Niemand anders als Sie ſelbſten den Major v. Ln. ſo ſehr wider mich in Harniſch gejaget, daß er mich heraus gefordert. Es iſt bekannt, wenn Sie anfangen zu griesgramen, ſo machen Sie es ſo arg, daß Sie im Stande wären, das ganze heilige römiſche Reich zuſammen zu hetzen, wenn nur Ihr Gemahl ein Prinz wäre. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich ſo alles von der Leber wegſage, es iſt nicht böſe gemeint. Wenn Sie gut ſind ,ob es Ihnen gleich ſelten ankommt, ſo ſind Sie auch wieder recht gut. Wie geſagt, ich will, um unſern guten nachbarlichen Frieden wieder herzuſtellen, Ihnen alles vergeben. Den Major habe ich bereits durch meine Grundſätze zur Raiſon gebracht, wir ſind wieder gute Freunde, und ich faſſe das gute Vertrauen, daß Sie auf

Ihrer Seite auch nicht ermangeln werden, ſich mit mir zu verſöhnen. Sehen Sie nur, wie großmüthig ich handele, ich will nicht nur wegen der vermeintlichen Beleidigung, die ich Ihnen ſoll zugefüget haben, hierdurch um Verzeihung bitten; ſondern ich will auch noch ein übriges thun, und Ihnen, wenn Sie es verlangen, Brief und Siegel ausſtellen, daß ich Sie für eine Dame von Ehre halte und nichts anders als gutes von Ihnen denke. Wenn Sie billig ſind, ſo werden Sie nun Ihren Groll gegen mich fahren laſſen, ich verſpreche mir dieſes eben ſo gewiß, als ich hoffe, daß Sie mir einen Beweiß Ihres verſöhnlichen Herzens dadurch geben werden, daß Sie mir bald das Vergnügen verſchaffen als meiner Frau Schwiegermutter die Hand zu küſſen. Ich lade mich bei Ihnen auf morgen zu einer guten Mahlzeit ein, um perſönlich zu erfahren, ob Sie wieder mit mir eins ſind. Empfehlen Sie mich heute Ihrem Herrn und meiner unvergleichlichen Henriette. Morgen will ich es ſelbſt thun und mich zugleich bemühen, Sie zu überzeugen, daß ich mit vieler Hochachtung bin

Dero

gehorſamſter Diener
v. N.

* * *

XX. Brief.

Das Fräulein v. W. an das Fräulein v. S.

Wilmershauſen, den 30 Octobr.

Ich freue mich recht ſehr, daß wir morgen das Vergnügen haben, Sie, nebſt dem Hrn. v. F. und ſeiner Gemahlin, hier zu ſehen. Jacob hätte mir keine angenehmere Nachricht geben können, als daß er in einer Stunde nach Schönthal gehet, Sie einzuladen. Wiſſen Sie wohl, wer dazu Anlaß gegeben hat? Leſen Sie innliegende Abſchrift des Schreibens von dem Herrn v. N. an meine Mutter. Dieſer Brief iſt eben nicht ſo abgefaßt, wie ſie wünſchet: ſie hat ſich aber doch vorgeſetzt, den äußerlichen Frieden mit ihm wieder herzuſtellen. Der Major hat das meiſte dazu beigetragen, ſie wieder zu beſänftigen. Der Hr. v. N. hat zum Beweiß ſeines Verlangens, ſie wieder zur Freundin zu haben, ſich auf morgen bei uns zu Gaſte gebeten, um von ihr vielleicht eine mündliche Verſicherung zu erhalten, daß ſie ihm alles vergeben habe. Mich dünkt ich habe bei dieſem Beſuche nichts ſonderliches zu fürchten. Ich befinde mich ſehr ruhig, und hoffe, der Hr. v. N. wird ſich nicht ſo viele Freiheiten bei mir heraus nehmen, als das letzte mal, er muß ein wenig ſchüchtern thun und ſich in einer gewiſſen Entfernung halten, morgen wird er gleichſam als ein Fremder in unſerm Hauſe eingeführet, der erſt Bekanntſchaft ſucht, und dem die kleinen Freiheiten noch nicht verſtattet werden, die eine lange Freundſchaft erlaubt. Ich wollte, daß Sie ihm dieſes könnten zu verſtehen geben, ſo wohl meinet wegen, als um der ganzen Geſellſchaft willen. Die Frau v. W. würde, wenn er zu vertraut thun wollte, dieſes als eine neue Beleidigung anſehen, und wohl gar wieder einen neuen Streit erregen, der allen verdrußlich ſeyn würde. Die Zeile die ich in ſeinem Briefe unterſtrichen habe, verſichert mich, daß er noch immer eine gefährliche Abſicht auf mich hat. Wenn ich jetzo nicht befürchte, daß er ſie erreichen wird: ſo habe ich doch immer Urſache zu fürchten, daß er eine andere Ausführung gegen mich beobachtet, als ich wünſche. Wenden Sie doch Ihre guten Bemühungen an, ihn dahin zu bringen, daß er morgen gar nicht thut, als wenn ich gegenwärtig wäre. Ein Mann, der dem Grandiſon nachahmen will, muß ein Philoſoph ſeyn, es wird ihm alſo nicht viel Mühe koſten, dieſes von ſich zu erhalten. Doch ich ſehe, daß ich mich ſchon zu weitläuftig über eine Sache heraus gelaſſen habe, die ich nur mit zwei Worten gedenken wollte. Meine Abſicht bei dieſem Briefe war allein dieſe, Ihnen das merkwürdigſte zu erzählen, was in unſerm Hauſe ſeit meinem letzten Schreiben ſich begeben hat, und inſonderheit Sie von den Geſinnungen meiner Mutter, die ſie gegenwärtig von Ihnen hegt, zu unterrichten, damit Sie wiſſen, was Sie für eine Stellung gegen dieſe anzunehmen haben. Legen Sie morgen Ihre gewöhnliche Munterkeit nicht ab, und laſſen Sie nichts zurückhaltendes an ſich blicken. Sie wiſſen, daß ſie jede Mine, die ihr nicht natürlich genug ſcheinet, wider ſich deutet und als eine Beleidigung annimmt. Wenn Ihnen etwas an der Gunſt der Frau v. W. gelegen iſt, ich ſag es Ihnen zum Troſte, daß Sie dieſe ganz wieder beſitzen, ſo erſcheinen Sie ja recht heiter. Es iſt ein ſeltner Fall, daß man Sie zur Fröhlichkeit ermuntern muß, Ihr Gemüth iſt immer aufgeräumt: aber Sie können dadurch nur ſelten ſo viel Gutes ſtiften, als ich mir morgen davon verſpreche. Der Major hat viel dazu beigetragen, daß ſie wieder vortheilhaft von Ihnen urtheilet. Er hat Sie gelobt. So ungern ſie es ſonſt verträgt, daß jemand in ihrer Gegenwart gelobt wird, ſo willig hat ſie ihm doch hierinn Beifall gegeben. Sie wollte Ihnen zwar Schuld geben, Sie hätten eine unüberwindliche Neigung, immer allerlei kleine Leichtfertigkeiten auszuüben; ſie wollte Ihnen dieſe als einen Fehler anrechnen: da ſie aber der Major nicht dafür erkannte, ſo änderte ſie dieſes Urtheil, und fing an, ihre Leichtfertigkeit zu entſchuldigen und bald hernach zu vertheidigen; ja ſie munterte ihre kleine Tochter auf, von Ihnen immer etwas zu lernen, um mit der Zeit ſo artig zu werden wie Sie. Wenn es der Herr v. N. nicht mit ihr verdorben hätte, ſo will ich eben nicht gut dafür ſeyn, daß ſie ſo bald wieder Ihre Freundin worden wäre. Der Zwiſt mit ihm hat, wie es ſcheint, auch keinen geringen Antheil an der geſchwinden Ausſöhnung mit Ihnen. Er wird es aber ſobald nicht dahin bringen, daß ſie ihm vollkommen wieder günſtig wird, ſie iſt indeſſen ganz wohl zufrieden, daß der Streit mit dem Major ſich ohne Zwiekampf geendiget hat. Ich denke, hiervon habe ich Ihnen ſchon vorläuſig Nachricht gegeben, und jetzt kann ich dieſes beſtätigen. Die Frau v. W. ſchreibt ſich einen vollkommenen Triumph in dieſer Sache zu, und glaubt, daß ihre Ehre dergeſtalt gerettet, und ihr eine Satisfaction wäre verſchafft worden, daß es der Herr v. N. ſo leichtlich nicht wagen würde, ſie wieder zu beleidigen. Der Major hat mir eine Beſchreibung von dem ganzen Vorgange der Sache in Schönthal gemacht, er hat ihr auch ſeinen Rapport disfalls ſchon einige mal wiederholen müſſen, der aber von dem, was er mir erzählte, ſehr unterſchieden war. Mein Vater gab ihm in allem Beifall, ich weiß alſo nicht, ob er mich oder die Frau v. W. hintergangen hat. Er beſitzt die Gabe, alles ſehr lebhaft vorzuſtellen; ich zähle es unter ſeine Fehler, Sie thun es gewiß auch, ich weiß es, ſollten Sie es gutheißen können, daß er die Reden und Stellungen der Perſonen, von welchen er ſpricht, boßhaft nachzuahmen ſucht? Er iſt in dieſer Kunſt ein Meiſter, ich geſtehe ihm dieſes zu: aber er verdient niemals meinen Beifall, wenn er

Beweiſe davon giebt. Der arme Herr v. N., ich bedaure ihn! Doch er würde ſelbſt mit haben lachen müſſen, wenn er ſeine und des Herrn v. H. Perſon ſo natürlich hätte ſpielen ſehen. Der böſe Mann! Er ſchonte ſogar meinen Vater nicht, ob er gleich gegenwärtig war, ich ärgerte mich im Herzen ſehr darüber, doch machte er es noch ſo, daß es jener nicht merkte, wenn er ihn agirte. Die Frau v. W. war von dieſer Scene ganz eingenommen. Da er ſeine Verdienſte gegen ſie durch verſchiedene kleine Nebenumſtände in der Erzählung zu erhöhen wußte: ſo mußte ſie immer eine Dankſagung und einen Lobſpruch über den andern parat halten, um ihn damit zu belohnen. Mein Vater hat ihr etwas von einem Protokoll geſagt, das in Schönthal über die Händel der beiden Herren ſoll ſeyn verfertiget worden. Sie bezeigt ein großes Verlangen, dieſes zu ſehen, es ſcheint aber, daß es nicht dazu beſtimmt iſt, ihr vorgeleget zu werden. Ich bemerkte daß der Herr v. Ln. meinem Vater mit den Augen winkte, da er etwas davon gedachte, und daß dieſer ſein Wort gern wieder zurück genommen hätte. Ich muß geſtehen, daß meine Neugierde dadurch ſehr iſt rege gemacht worden, bringen Sie es doch mit, wenn ich es ſehen darf, oder ſagen Sie mir wenigſtens, was es damit für eine Bewandniß hat. Laſſen Sie unſern Briefwechſel ja nicht aufhören, wir können keine beſſere Gelegenheit finden vertraut mit einander zu ſprechen, und Sie können nicht glauben, wie ſehr Sie dadurch verbinden

Ihre

Juliane v. W.

* * *

XXI. Brief.

Das Fräulein v. S. an das Fräulein v. W.

den 1 Novembr.

Sie verlangten geſtern Abend bei unſerm Weggehen meine kritiſchen Betrachtungen über unſere Geſellſchaft. Ich verſprach Ihnen dieſes ſehr gerne, denn ich hatte in der That einige gemacht und ich bin allemal ſehr unzufrieden, wenn ich meine Gedanken bei mir behalten muß, ohne ſie an Mann bringen zu können, Sie ſehen alſo hier die Erfüllung meiner Zuſage. Ich ließ mich mit Fleiß nicht in ein Spiel ziehn, und ſetzte mich nur als eine Zuſchauerin zum Spieltiſche, um auf die ganze Geſellſchaft deſto aufmerkſamer zu ſeyn, und über ein und andere Perſonen, die ſich darinnen beſonders ausnahmen, meine Anmerkungen zu machen. Doch dieſes war nur eine Beſchäftigung, wenn ich ſonſt nichts zu thun hatte. Ich ſetzte mir ſchon zu Hauſe vor, hauptſächlich zweyerlei zu beobachten, theils mich um die Wiedereroberung der Gunſt der Frau v. W. zu bewerben; theils die wahren Geſinnungen des Majors gegen dieſelbe ſo viel möglich auszuforſchen. Nun werden Sie mich ſchon vor eine Kundſchafterin halten. Woher habe ich denn einen Beruf, mich um die gute Freundſchaft des Majors und der Frau v. W. zu bekümmern? Seyn Sie vor jetzo mit der Antwort zufrieden, daß ich allerdings meine Urſachen dazu hatte. Wenn ich mir nicht ſelbſt zu viel ſchmeichle, ſo denke ich, daß ich in meinen Unternehmungen nicht ganz unglücklich geweſen bin. Sie haben es ohne Zweifel bemerket, daß ihre Frau Mutter ſich rechte Mühe gab, mich von ihrer Gewogenheit zu überzeugen, ſie war ſo freigebig mit Freundſchaftsverſicherungen, daß ich nicht beredt genug war, ſie alle zu erwiedern. Wir hatten uns ganz außer Athem komplimentiret, und ich fand mich genöthiget die Unterredung auf etwas anders zu lenken, damit ich nicht endlich zum Stillſchweigen gebracht würde. Zum Glück fiel mir ihre Katze, die ſich unter den Ofen hingeſtreckt hatte, in die Augen, ich lockte dieſen Murner zu mir und fing ihn an zu loben. Hierdurch eröffnete ich ein weites Feld, unſere Unterredung fortzuſetzen, und dieſen Lobreden ſchreibe ich auch größten Theils die wiedererlangte Gewogenheit der Frau v. W. zu. Lachen Sie nicht, es iſt mein Ernſt. Sie erzählte mir die ganze Lebensgeſchichte ihres Lieblings mit dem freundlichſten Geſichte, das ſie machen kann. Die Tugenden und Künſte deſſelben beſchäftigten uns ziemlich lange, und Murner ſchnurrte dazu, als wenn er es verſtünde, daß er gelobt würde. Endlich ſehnte ich mich wieder nach der Geſellſchaft und wollte mir laſſen ein Pfötgen geben, um dieſem Geſpräch ein Ende zu machen und von dem geliebten Vieh freundlich Abſchied zu nehmen; aber das garſtige Thier war ſo unbeſcheiden und häckelte mich mit den ſcharfen Krallen dergeſtalt in die Finger, daß ich hätte ſchreien mögen. Davor bekam die Katze von der Frau v. W. eine derbe Maulſchelle, und mich bat ſie ſo ängſtlich um Vergebung, daß ich ihr würde verziehen habe, wenn ſie mich auch ſelbſt ſo hämiſch gekratzt hätte. Es darf mir leicht jemand ein gut Wort geben, ſo verwandele ich das ſchlimmſte Urtheil, das ich von einer Perſon fällen kann, in ein ſehr gutes. Es ſind noch nicht vierzehn Tage, da ich ſie für die ſchlimmſte Perſon aus unſerm Geſchlecht hielt. Ich las das Leben des Sokrates von neuem, um einen Vergleich zwiſchen der Frau

v.

v. W. und der Gemahlin dieſes Weltweiſen anzuſtellen. Dieſe ſchien mir in einigen Stücken noch erträglicher, und jetzo wundere ich mich, wie ich nur die geringſte Aehnlichkeit zwiſchen beiden Damen habe finden können, ich bitte es nun der Frau v. W. in meinen Gedanken ab, daß ich ſie ſo beleidiget habe. Sie iſt in der That nicht ſo arg, als Sie und ich denken. Sie hat ſchlimme Zufälle, das iſt nicht zu läugnen: wenn aber ihre gute Stunde kommt, ſo iſt ſie leidlich. Die Freundſchaft mit dem Major dürfte wohl von keiner allzulangen Dauer ſeyn, wenn ſie inne wird, daß ihn nicht die perſönliche Hochachtung, ſondern Klugheit und Vortheil reizen ſich ihr gefällig zu beweiſen. Herr Lampert würde ihn einen ſchlauen Gaſt nennen, wenn er ihn genugſam kennte, ich will dieſen Ausdruck von ihm entlehnen, um den Charakter des Herrn v. Ln. damit zu bezeichnen. Er hat, wie es mir vorkommt, eben nicht die beſten Begriffe von ſeiner Frau Baſe; er kennt ihre Fehler und beſitzt Herzhaftigkeit genug, ihre dieſe vorzurücken. In der That giebt er bei ihr einen Sittenlehrer ab, ohne daß ſie es merkt, nicht in der Abſicht ſie zu beſſern, ſondern ſich und andern etwas dadurch zu lachen zu geben. Das war der boshafteſte Einfall, den man erdenken kann, daß er ſie in der geſtalt der böſen weſtphäliſchen Wirthin auftreten ließ, von der er einen Haufen erzählte, und darunter niemand anders als die Frau v. W. ſelbſt vorgeſtellt war. Entſetzten Sie Sich nicht über die Kühnheit des Mannes? Ich wunderte mich nur, daß die Perſon, die am meiſten getroffen war, und die doch ſonſt ziemlich fein iſt, nicht das geringſte davon merkte. So geht es, wenn wir einmal glauben, daß jemand vortheilhaft für uns denkt, ſo darf er ſagen was er will, er meint uns niemals und wenn er auch mit dem Finger auf uns deuten ſollte. Es iſt gut für den Hrn. v. Ln., daß ich nicht an der Stelle der Frau v. W. bin, ich kündigte ihm von Stund an mein Kapital auf, ſo ſchlimm wäre ich, und wenn er das Geld bei den Juden borgen ſollte. Wer weiß, was noch geſchiehet, wenn ſie einmal auf ihren Kopf kommt, ſo wird der Herr v. Ln. für alle Schelmereien büßen müſſen. Das Vergnügen möchte ich haben, dieſe beiden Leute mit einander ſtreiten zu ſehen, ſie iſt eine Meiſterin darinne, ſpitzige und beiſſende Reden auszutheilen, und er ſieht mir ſo aus, als wenn er mit lachendem Munde alles zwiefach zurück geben könnte. Die Frau v. W. hat doch mit keinem Worte an das Protokoll gedacht, vielleicht hat ſie es vergeſſen. Wenn ſie es auch erinnert hätte, ſo würde der Baron ſie auf eine andere Zeit vertröſtet haben, und dieſe Vertröſtungen ſollen ſo lange fortgeſetzt werden, bis ſie ſich dabei beruhiget oder das Protokoll mit Ungeſtüm fordert, alsdenn ſoll ſie eine Abſchrift erhalten, die ihrer Neigung gemäß eingerichtet iſt, und hierbei wird ſie ſich ſchon zufrieden ſtellen laſſen. Wenn Sie das genuine Exemplar, das ich Ihnen geſtern heimlich zuſteckte durchgeleſen haben, ſo ſchicken Sie mir es wieder zu. Um mich recht ſehr zu verbinden, fügen Sie ihre Anmerkungen darüber zugleich mit bei, ich habe es ſo oft mit Vergnügen durchleſen, daß ich es beinahe auswendig kann. Geſtern machte ich mir ein eigenes Geſchäfte daraus, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, auf die merkwürdigſten Perſonen aus unſerer Geſellſchaft aufmerkſam zu ſeyn, und allerlei Betrachtungen über ſie anzuſtellen, dieſe will ich Ihnen im Voraus als eine Vergeltung der Ihrigen über das Protokoll mittheilen. Ich ſuchte einen ſonderbaren luſtigen Zeitvertreib dadurch, die Verhältniſſe und Stellungen der Perſonen unſerer Geſellſchaft gegen einander zu beobachten. Damit war ich noch nicht zufrieden, bald beſchäftigte ſich meine Einbildungskraft, die ganze Geſellſchaft ſich im großen vorzuſtellen, und da machte ich lauter Prinzen und Helden daraus; bald ließ ich ſie wieder ins Kleine fallen und ſchuf ſie zu Bauern, Schulzen und Gaſtwirthen um, hierzu gab mir die Erzählung des Majors von der weſtphäliſchen Wirthin Anlaß. Ich ſtellte noch allerlei andere Vergleichungen unter ihnen an, und wenn ich ſie auch die ſeyn ließ, die ſie wirklich waren, ſo verſchaffte mir auch dieſes mancherlei Vergnügen. Sie wundern ſich ohne Zweifel über meine Ausſchweifungen: aber was thut man nicht, um in einer Geſellſchaft, wo man ſich unter einem gewiſſen Zwange befindet, die Zeit hinzubringen! Doch ich war nicht die einzige Perſon aus der Geſellſchaft, die nicht frei genug war: die meiſten andern ließen aus ihren Bezeigen etwas fremdes und ungewöhnliches hervor blicken. Einige ſchienen zurückhaltend, ſie dachten alles, wie der Papogey, der nicht reden konnte, und ſpielten ſtumme Perſonen. Andere, die ſprechen wollten, wogen jedes Wort auf der Goldwaage ab, als wann ſie Leib und Lebensgefahr davon zu befürchten hätten. Mich befremdete dieſes ſonderbare eben nicht; ich hatte es ſchon vermuthet. Nothwendig mußte das neue Bündniß der Freundſchaft zweier der vornehmſten Glieder einer geſchwornen Geſellſchaft als dieſe war, die durch einen unglücklichen Zwiſt bald wäre getrennt worden, wunderbare Erſcheinungen hervor bringen. Alle nahmen gewiſſermaßen Theil daran. Ich bemerkte, daß einige ganz geheimnißvoll ausſahen, da mein Oncle kam, man ziſchelte einander ins Ohr, daß die Frau v. W. oder ihr rechtlicher Beiſtand der Major und der Hr. v. R. neue Händel bekommen würden. Der Hr. v. H. hatte dieſen nicht ſo bald erblickt, da er gleichſam in einer kleinen Begeiſterung zu ſich ſelber ſagte: ja ja, das wird eine feine Hetze werden, heute geht der Tanz wieder an. Der Baron, der meinen Oncle abgeholet hatte, mußte dieſen ſo viele Lectionen geben, wie er ſich den Tag über verhalten ſollte, daß er, um dieſe Regeln genau zu beobachten, ſichs gar zu ſehr merken ließ, daß ihm welche waren eingeſchärfet worden. Herr Lampert hatte den Befehl erhalten, ſeinen Mund und Zunge den ganzen Tag über zu nichts anders als zum Eſſen und Trinken zu gebrauchen und im höchſten Nothfall nicht mehr als ja oder nein zu ſagen. Er hat wider ſeine Gewohnheit dieſes Gebot ſehr genau befolgt. Der Baron hat viel Mühe gehabt, den Oncle dahin zu bringen, an den Zwiſt mit der Frau v. W. und dem Major nicht zu gedenken. Er hat mit ihr durchaus eben die Procedur wie mit dem Major vornehmen und ſie bekehren wollen, Lampert hat bereits ein dickes Buch geheftet gehabt, um alle Reden der Frau v. W. und ſeines Gönners nachzuſchreiben, und nach ſeinem Ausdruck mit dieſem neuen Kleinod den Werth der glänzenden Tugenden deſſelben noch mehr zu erhöhen, und die Siege der Großmuth für die Nachwelt ſchriftlich aufzubehalten. Das Geſichte der Frau v. W. verrieth auch einigen Zwang, es koſtete ihr Mühe, den Anblick meines Oncles zu ertragen; es wurde ihr aber alsdann unleidlich, wenn Grandiſon aus ihm ſprach. Sie verdient indeſſen allerdings ihr Lob, daß ſie diesmal vollkommen von ſich Meiſter blieb, und äußerlich alles beobachtete, was man von ihr verlangen konnte. Dieſe verſchiedene Charaktere, welche die vorzüglichſten Perſonen aus der Geſellſchaft an ſich nahmen, und die ſo vielen Zwang und Verſtellung verriethen; die Bedachtſamkeit der Uebrigen, nicht etwas vorzubringen, wodurch von neuem Oel ins Feuer könnte gegoſſen und der Groll der ſtreitenden Mächte wieder erreget werden, breitete über die ganze Verſammlung ein gewiſſes ſteifes Weſen aus, das mir deſto lächerlicher vorkam, je ungewöhnlicher es ſonſt bei derſelben anzutreffen iſt. Dieſes veranlaßte mich, Ihr Schloß in das Eſcurial und uns alle in Grands von Spanien zu verwandeln, ich wünſchte nur noch, daß ſich die Herren bedecken möchten. Es wurde von nichts als von Ahnen und Stammregiſtern geſprochen; lauter Dinge, die zu meiner Vorſtellung überaus wohl paßten, und ſie ſo lebhaft machten, daß wenig fehlte, daß ich nicht meinen Oncle Ihro Majeſtät genennt hätte. Doch da er hernach im Begriff war, einen ſeiner Vorfahren bei der Zerſtöhrung Jeruſalems Hand anlegen zu laſſen, ſo verſchwanden dieſe ſchönen Vorſtellungen. Der Herr von H. der meinem Oncle einige Zweifel hierüber machte, zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich; doch dieſer wußte ſie ſo geſchickt aufzulöſen, daß ihm der Herr v. H. Recht laſſen mußte. Ich weiß ſelbſt nicht, durch was für einen Zufall die Geſpräche ſo geſchwind wechſelten, daß man von den Archiven der Ahnen in die Vorrathskammer kam;

man ſprach von der Oeconomie; es wurden fette und magere Jahre prophezeiet, die Speicher wurden angefüllt und ausgeleert, beiläufig wurde das Kapitel von Knechten und Mägden auch abgehandelt; alles, was ſich von trägem Geſinde ſagen läßt, das wurde angebracht. Eine ſolche Unterredung ſchickte ſich nicht für die Großen eines Reichs, der Schauplatz hatte ſich geändert, und es gefiel mir, ihn in die Schenke zu verſetzen. Nun ſtellte ich mir die Herren als lauter ehrbare Männer aus der Gemeinde vor. Weil ich immer bemerkte, daß ſie, ungeachtet der gleichgültigen Materie, davon geſprochen wurde, doch die gewöhnliche Vertraulichkeit diesmal bei Seite ſetzten: ſo kam mir das nicht anders vor, als wenn ich unſere Gerichtsſchöppen und Nachbarn mit einander reden hörte. Dieſe ſprechen nicht mehr vertraut mit einander, ſeit dem einer, der ſeinen Witz zur Unzeit über die ſchwarzen Frohnſemmeln ausgelaſſen, und von andern iſt verrathen worden, hat in den Thurm kriechen müſſen. Jeder ſieht jetzo ſeinen Nachbar als ſeinen Verräther an, wenn er ihm auch gleich eines zutrinket. Es iſt Zeit, daß ich meinen Vergleichungen ein Ende mache, um Ihnen noch etwas wichtiges zu ſagen, das ich bis hieher verſparet habe. Wiſſen Sie, daß mein Oncle auf den Major höchſt eiferſüchtig iſt? Seine guten Grundſätze wollen nicht zulangen, ihn gegen dieſe Schwachheit zu ſchützen; ja ich befürchte ſchon, daß er ihnen eine Zeitlang Abſchied geben wir, um den Major heraus zu fordern; jetzt iſt die Reihe an ihm. Der Herr v. N. hatte ſich eigentlich das Plätzgen auf dem Kanape beim Koffee auserſehen, das für meine Schweſter beſtimmt war. Er machte Mine, davon Beſitz zu nehmen, da ihm der Major zuvor kam und es hernach an meine Schweſter überließ. Ich merkte, daß der alte Liebhaber ſehr unzufrieden war, ſich von dem jüngern verdrungen zu ſehen. Er würde ihn auf eine freimüthige Art darüber zur Rede geſetzt haben, wenn ihn nicht der Baron zurückgehalten hätte. Das war nicht der einzige Verdruß, den er empfand, er wollte dem Major auch nicht die Ehre gönnen im Spiel mit Ihnen Moitié zu machen. Wenn er nur einiger maßen billig geſinnt wäre, ſo würde er daraus nichts machen, Sie ließen ihn ja an Ihrem Spiele gewiſſermaßen auch Antheil nehmen, daß Sie ihm erlaubten, Ihnen den Daumen zu halten. Schenken Sie mir einen Theil des Dankes, den Sie denen willig ertheilen, die es dahin gebracht haben, daß Sie jetzt über einen Freier lachen können, der Ihnen noch vor kurzer Zeit ſo furchtbar war. Denken Sie aber nicht, daß ich dieſen Dank fordere, Sie daran zu erinnern, daß ich mich um Sie verdient gemacht habe, Sie würden ſich ſehr irren, wenn Sie dieſes dächten. Ich verlange keinen andern Dank von Ihnen, als die Fortſetzung Ihrer Freundſchaft und Gewogenheit gegen mich, dieſe giebt mir den ſchönſten Beweiß, daß Sie mich für die halten, die ich wirklich bin, für

Ihre

ergebenſte Freundin und Dienerin

A. v. S.

XXII. Brief.

Herr Bornſeil,

Er iſt ein ehrlicher Mann, das iſt außer allem Zweifel, und wenn er es auch nicht wäre, ſo könnte er dennoch den Gefallen erweiſen, darum ich ihn geziemend hierdurch erſuche. Ich weiß, daß er ehedem bei dem Herrn v. W. als Verwalter in Dienſten geſtanden hat, und ich habe ihn da wohl gekannt, er trug immer einen grünen Rock mit ſpitzigen ſilbernen Knöpfen und einen blauen Bruſtlatz. Ob er nun gleich nicht mehr in Wilmershauſen wohnet; ſo hat er doch noch, wie ich höre, einen freien Zugang auf den Edelhof. Denn er iſt nicht wie ein Schelm fortgejaget worden, ſondern böſe Leute haben ihm eines bei dem gnädigen Herrn verſetzt, daß er ſein Stückgen Brod verlohren hat. Jetzo hält er ſich, ſagt man, zu Schönthal auf, und der Herr Baron v.

F. giebt ihm ſeinen nothdürftigen Unterhalt, folglich hat er auch daſelbſt im Schloſſe einen Zutritt. Ich kann mich dahero zu Niemand füglicher wenden als an ihn, um innliegende Briefe ſicher an Ort und Stelle zu bringen. Ich hoffe, daß er franzöſiſch leſen kann, wo nicht, ſo gebe er nur den größten Brief an das Fräulein v. W. in Wilmershauſen, und den kleinern an das Fräulein v. S. in Schönthal ab. Er wird wohl thun, wenn er ſie ſelbſten beſtellt, es iſt mir an der richtigen Beſorgung dieſer Briefe ſehr vieles gelegen. Wenn er dieſe Commißion wohl ausrichtet, kann er auf ein gutes Trankgeld Rechnung machen. Er hat nicht das geringſte bei Beſtellung der Briefe zu befürchten, vielmehr wird er beiden Fräuleins willkommen ſeyn, und vielleicht von ihnen eine Vergeltung ſeiner Mühe erhalten. Ich glaube, daß es nicht undienlich ſeyn wird, in ein und andern Stücken ihm einigen Unterricht zu ertheilen, damit dieſer Auftrag der Abſicht deſto gemäßer vollbracht werde. Nehm er folgende fünf Regeln deswegen wohl in Acht:

1.) Wenn er einem Fräulein ihren Brief einhändiget, ſo laſſe er ſichs nicht merken, daß er auch an die andere einen zu beſtellen hat.

2.) Darf kein Brief einer andern Perſon in die Hände fallen, als der, an welcher er gerichtet iſt, dahero wird er am beſten thun, wenn er das Sprichwort beobachtet: ſelber iſt der Mann.

3.) Dieſen Punkt merk er ſich ja fein, ſoll er keinen Brief eher weggeben, bis er Gelegenheit findet, eine von den Fräuleins alleine zu ſprechen. Wenn ſie beide in Schönthal oder in Wilmershauſen beiſammen ſind; oder wenn jemand anders gegenwärtig iſt: ſo laß er ſich von ſeiner Commiſſion ja nichts merken, ſonſt würde er um ſeinen Recompenz kommen, und ich wollte für ein und andere verdrüßlichen Folgen, die leichtlich für ihn daher entſtehen könnten, nicht Bürge ſeyn.

4.) Wenn man etwann fragen ſollte, wo und von wem er die Briefe erhalten: ſo kann er nur ſagen, es hätte jemand des Abends an ſein Fenſter gepocht und ſie ſeiner Tochter hinein gegeben; ſich aber ſogleich wieder entfernt. Vermuthlich wird er ſie auch wirklich auf dieſe oder eine ähnliche Art erhalten. Er kann noch dazu dichten, er hätte den Ueberbringer derſelben nachlaufen wollen, um zu ſehen, wer er wäre: da er aber unglücklicherweiſe über einen Stein geſtolpert, ſo wäre jener entwiſcht. So viel er bei Mondenſchein wahrnehmen können, wäre der Ueberbringer ein langer Menſch geweſen, der das Anſehen eines Jägers gehabt hätte, dieſes und noch mehreres von dieſem Schlag kann er nach Beſchaffenheit der Umſtände hinzu fügen, es iſt ihm unverwehrt.

5.) Sollte er wieder Briefe von den Fräuleins an jemand zu beſtellen bekommen, ſo hüte er ſich ja, daß er ſie nicht der Perſon ſelbſten überbringt, an die ſolche gerichtet ſind. Ich ſage ihm dieſes zu ſeinem eigenen Beſten. Sobald er einen Brief empfängt, ſo ſtecke er ſolchen in ſeine Taſche, er darf ihn ſo wenig von ſich legen, als er gewohnt iſt, ſeine Tobacksdoſe wegzulegen, damit er ihn gleich aushändigen kann, wenn er abgefodert wird. Diejenige Perſon, die dieſes zu thun berechtiget iſt, wird ihm einen verſiegelten Zeddel geben, in welchen weiter nichts als das einzige Wort Barecco zu leſen iſt; keine andere Seele aber darf die Briefe zu ſehen bekommen, als dieſe. Damit er nun die obigen fünf Punkte wohl ins Gedächtnis faßt und genau beobachtet, will ich ihm ein Hülfsmittel bekannt machen, ſie deſto leichter zu behalten. Er hat an jeder Hand fünf Finger, nehm er alſo die fünf Finger ſeiner linken Hand, die rechte braucht er vermuthlich die Briefe zu überreichen, präge er ſich bei jedem Finger einen Punkt ins Gedächtniß. Vermöge dieſer Methode wird er ſo leicht nichts vergeſſen, und wenn er nur genau auf ſeine Finger Achtung giebt, ſeine Sache wohl ausrichten. Noch eins habe ich zu erinnern. Es dürfte vielleicht ſchwer halten, das Fräulein v. W. alleine zu ſprechen, ſie muß immer um ihrer Frau Stiefmutter ſeyn, ihr die Zeit zu kürzen, ich habe auch hier ein gutes Mittel ausfündig gemacht, wie er ſie beſonders ſprechen kann. Die Katze der Frau v. W. hat der Fräulein ihr Rothkehlgen gefreſſen, ſie will gern ein anders haben, nehm er alſo das erſte das beſte und mache er ihr damit ein Geſchenke. Er mag nun verſichert ſeyn, daß es ſingt oder nicht, ſo lobe er den vortreflichen Geſang ſeines Vogels, und unter dem Vorwande, ſolchen ſelbſt auf ihr Zimmer zu bringen, um ihm da die Flügel zu ſtutzen, wird er ſchon einen günſtigen Augenblick ablauren, ihr das Briefgen unvermerkt zuzuſtecken. Ich hoffe nicht, daß er Schwürigkeiten machen wird, der Beſorgung der Briefe auf ſich zu nehmen. Ich gebe ihm mein Wort, daß ihm daher nicht die geringſte Gefahr erwachſen kann, und will er ſich dabei nicht beruhigen; ſo hat er ja wohl ſo viel Verſtand in ſeinem kleinen Finger, um ſelbſt zu urtheilen, daß man an junge Schönen keine Halsbrechenden Dinge zu ſchreiben pfleget, und daß der Briefträger alſo auch nichts zu befürchten hat. Was ich oben geſagt habe, daß er um ſeines Beſten willen bei Beſtellung der Briefe alles wohl in Acht nehmen ſollte, und wenn er durch ſeine Unachtſamkeit etwas verſehen würde, daß dieſes für ihn unangenehme Folgen haben könnte; ſo iſt dieſes nicht zu verſtehen, als ob man ihn deswegen würde ſtöcken und pflöcken laſſen: ſondern er würde ſich dadurch um eine ſehr gute Belohnung und wohl gar um eine baldige Verſorgung bringen. Vielleicht bin ich ſelbſt nicht weit entfernt, wenn er ſeinem Auftrage Genüge leiſtet. Er iſt ein kluger Mann und kann nun ſchon errathen, wie viel es geſchlagen hat, indeſſen will ich mich nicht weiter verrathen. Mache er ſich keine unnöthige Sorge deswegen, daß ich diesmal meinen Namen unter die gewöhnlichen Buchſtaben verſtecke.

N. N.

* * *

XXIII. Brief.

Das Fräulein v. W. an das Fräulein v. S.

den 2 Novembr.

Ich bitte Sie tauſendmal um Vergebung, mein Schatz, ich habe Sie wider meinen Willen ſchrecklich beleidiget, oder glaube doch, daß Sie es leichtlich als eine Beleidigung anſehen könnten: ich habe einen Brief erbrochen, der Ihnen zugehöret. Verdammen Sie mich aber nicht durch ein übereiltes Urtheil, ich bin unſchuldig! die Aufſchrift iſt an mich. Sehen Sie? Vermuthlich rührt dieſes aus einem unglücklichen Verſehn des Verfaſſers her. Doch das iſt nicht mein Verbrechen alleine, über ſo etwas, daran der Zufall Antheil hat, können Sie mit mir nicht zürnen: aber was werden Sie ſagen, wenn ich geſtehe, daß ich den Brief auch geleſen habe, vom Anfang bis zu Ende? Verfahren Sie billig mit mir, am Ende bin ich erſt meinen Fehler inne worden, und da warf ich den Brief voller Beſtürzung von mir, aber zu ſpät. Ich will mich Ihrer Verzeihung durch ein offenherziges Geſtändniß meines Irrthums würdig machen. Ich könnte mein Verſehen dreuſte leugnen, ich könnte ſagen, daß ich gleich bei den erſten Zeilen wäre inne worden, daß mich der Innhalt des Briefes nicht anginge; ich hätte ſo viel Gewalt über mich gehabt, den Brief wieder zu ſiegeln, ohne weiter zu leſen. Was wollten Sie machen? Glauben müßten Sie mir es doch, ſo wenig Luſt dazu Sie auch bezeigen möchten. Ich will ſehen, ob ich meinem Fehler noch gar ein Verdienſt beilegen kann: ich will Ihnen aus aufrichtigen Herzen zu Ihren neuen Anbeter Glück wünſchen. Habe ich es nicht ſchon oftmals geſagt, daß Sie in den Augen des Majors eben das ſind, was ich bin in den Augen des Herrn v. N.? Sehen Sie nur, wie meine Vermuthungen ſo richtig eingetroffen ſind. Wenn ich nicht wüßte, daß Sie ſich nur ſo geſtellet haben, als wenn Sie die Abſichten des Majors nicht merkten: ſo würde ich ſtolz darauf ſeyn, und mich für ein ſehr kluges Mädchen halten, auf die Art könnte ich weiter ſehen als Sie. Machen Sie mich nur in Zukunft zur Vertrauten bei Ihrer Liebe, einmal weiß ich doch um Ihr Geheimniß, und wenn Sie mich auch überreden wollten, daß Sie gegen den Major unerbittlich wären; ſo glaubte ich Ihnen dieſes eben ſo wenig, als Sie es thun würden, wenn ich Ihnen ſagte, ich hätte innliegenden Brief nicht ganz geleſen. Brauchen Sie ja nicht ein ſo geringes Verſehen, als das iſt mit der Addreſſe des Briefes, zum Vorwande, gegen mich über den Hrn. v. Ln. ſich erzürnt anzuſtellen, ich werde doch nicht glauben, daß es Ihnen von Herzen geht. Ueberhaupt lege ich dieſen Fehler zu ſeinem Vortheil aus. Ich habe zwar von den Empfindungen der Liebenden ſehr undeutliche Begriffe: ſo viel ſehe ich aber doch ein, daß ſeine Neigung eine der heftigſten ſeyn muß; ſeine Gedanken mußten ſich ganz in Sie verlohren haben; er be-

befand ſich ohne Zweifel in einer Art von Entzückung, da er die Aufſchrift auf den erſten Brief an ſeine Göttin machte. Seyn Sie ja nicht unbarmherzig gegen einen ſo eifrigen Liebhaber. Hören Sie, was ich ſage! Ich will Sie nicht länger von dem Vergnügen abhalten, das zärtliche Briefgen Ihres Verehrers zu leſen, vermuthlich haben Sie mein Schreiben zuerſt in die Hand genommen. Wenn Sie in Ihrem Herzen noch ein klein Plätzgen übrig haben und ſich Ihr Freund darinne nicht ſchon gar zu breit macht, ſo heben ſie ſolches auf für

Ihre

ergebenſte
Jul. v. W.

* * *

XXIV. Brief.

Einſchluß des vorigen.

An das Fräulein v. W.

den 1 November.

Gnädiges Fräulein,

Sie mögen es nun billigen oder nicht, ſo wage ich es doch, Ihnen mein Herz zu entdecken. Einem Soldaten iſt eine kleine Freiheit anſtändig, die ein andres ungeſtraft ſich nicht heraus nehmen darf. Ich verehre Sie. Dieſes haben Sie aus meinem Bezeigen gegen Dero vortrefliche Perſon bereits ſchließen können: ich fand aber nöthig, Ihnen dieſes Geſtändnis auch einmal deutlicher zu thun. Mündlich würde es mir unendliche Mühe gekoſtet haben, ich bin in gewiſſen Fällen ſehr zaghaft, wenn ich gleich ein Soldat bin, und ich fand auch hierzu keine günſtige Gelegenheit; verſchweigen

gen konnte ich es noch weniger, darüber hätte ich mich zu Tode gegrämet. Ueberſehen Sie alſo eine Unternehmung, die an ſich nicht ſtrafbar iſt, wenn ſie ſich auch nicht vollkommen rechtfertigen läßt. Ich ergreife die Feder, Ihnen die Empfindungen meines Herzens bekannt zu machen, und meine Zaghaftigkeit verließ mich den Augenblick bey dieſem glücklichen Entſchluſſe. Ich habe zwei Werkzeuge, die ich nie anders als mit dem Vorſatze ergreife, zu ſiegen oder zu ſterben, den Degen gegen die Feinde des Königs und meiner Ehre, und die Feder bei der Liebe. Dieſe ergreife ich jetzo zum erſten mal in der Abſicht, und von ihnen hängt es ab, welches Schickſal ich zu erwarten habe. Der glückliche Tag, den ich, ſo oft er in Zukunft wieder kommt, als einen Feſttag feiern werde, der glückliche Tag, an welchen ich das erſte mal Sie zu ſehen die Ehre hatte, machte mir alle die Vorzüge ſichtbar, in welchen Sie zur Ehre des ſchönen Geſchlechts prangen. Dieſer erſte Augenblick, der mich gegen Sie in Bewundrung ſetzte, entzog mir auch meine bisher ſtandhaft vertheidigte Freiheit, und dieſer Verluſt war mir ſo reizend, daß ich wünſchte, ſie nie wieder zu erhalten. Ich ſahe dieſen Wunſch auch ſogleich erfüllt. Nach einer genauen Unterſuchung fand ich, daß mein Herz ſchon an Sie verſchenkt wär, ehe ich es ſelbſt inne worden war. Ich kann Ihnen alſo mein Herz nicht antragen, Sie beſitzen es ſchon und jetzo thue ich in der That nichts anders, als daß ich Ihnen dieſen Beſitz bekannt mache. Ob Ihnen mit einem ſo geringen Geſchenke etwas gedient iſt, mögen Sie ſelbſt beurtheilen, ſo viel weiß ich, daß mein Herz mir nicht mehr zugehöret, und daß ich das, was ich einmal verſchenkt habe, nie wieder pflege zurück zu nehmen. Wenn Sie es auch nicht als Ihr Eigenthum betrachten wollten; ſo würde es Ihnen doch bis in die Gruft zugehören. Sie ſind die einzige Perſon in der Welt, aus dem ſchönen Geſchlecht, die ich verehre, ich muß dieſes Geſtändniß nochmals wiederholen. Machen Sie mich ſo glücklich, durch eine Zeile von ihrer ſchönen Hand mich zu unterrichten, ob

Sie Sich dadurch beleidiget finden, und ob ich bey der unverbrüchlichen Ergebenheit, die Ihnen mein Herz geſchworen hat, dennoch ſo unglücklich bin Ihnen zu misfallen; oder ob ich mich mit der Hoffnung ſchmeicheln darf, durch meine unermüdeten Beeiferungen um Dero ſchätzbare Gewogenheit, mich derſelben würdig zu machen. Schönſte Amalia, o wie ſehr entzückt mich dieſer reizende Name, ich küſſe ihn tauſend mal! Schönſtes Fräulein, Sie können nicht grauſam ſeyn! Mein Schickſal ſey indeſſen, welches es wolle, ſo werde ich es als eine Gnade von Ihnen anſehen, wenn Sie mein freimüthiges Geſtändniß als ein Geheimniß bewahren. Ich habe dem Gemahl von Dero Frau Schweſter, dem Herrn v. F. den ich als meinen vertrauteſten Freund betrachte, nicht das geringſte davon entdecken wollen, bis ich erſtlich von Ihren Geſinnungen unterrichtet wäre. Wenn ich es jemals ſagen darf, daß ich Sie verehre, ſo gönnen Sie mir das Vergnügen, daß ich davon dem Hrn. v. F. ſowohl als Dero Herrn Oncle und deſſen Fräulein Braut die erſte Eröffnung thun darf. Befreien Sie mich bald von einer ängſtlichen Ungewißheit, darinne ich mich befinde, und die mich zweifelhaft macht, ob ich im Genuß des vollkommenſten Glücks leben, oder in kurzem erſterben werde als

Dero

unterthäniger Diener und Verehrer
v. Ln.

* * *

XXV. Brief.

Das Fräulein v. S. an das Fräulein Juliane v. W.

Den 2 November.

Ich bitte Sie tauſend mal um Vergebung, mein Schatz, ich habe Sie wider meinen Willen ſchrecklich beleidiget, oder glaube doch, daß Sie es leichtlich als eine Beleidigung anſehen könnten: ich habe einen Brief erbrochen, der Ihnen zugehöret . . .

tet ⸗ ⸗ . Wenn ich aufgeräumt wäre, ſo ſchrieb ich ihren ganzen Brief ab, er paſſet eben ſo genau auf Sie als auf mich, und ich könnte Ihnen alles das wieder ſagen, was Sie mir geſagt haben: aber ich bin ſo grimmig, daß ich Luſt habe, mein Nachtzeug vom Kopfe zu reißen, oder meinem Mädchen zu klingeln, um ihr eine Ohrfeige zu geben, daß ich nur den Zorn auslaſſe und nicht krank darüber werde. Nehmen Sie erſtlich ein rothes Pulver ein, für die Alteration, hernach leſen Sie den Einſchluß meines Briefes. Laſſen Sie uns eine Allianz ſchließen, um mit geſammter Hand unſern gemeinſchaftlichen Feind zu bekriegen ⸗ ⸗ So eine niederträchtige Gemüthsart hätte ich dem Major nicht zugetrauet, er verräth ſehr viel Einfalt und thörigte Liebe dabei. Wie muß der arme Kerl doch von ſich eingenommen ſeyn, daß er durch ein paar romanmäßige Liebesbriefe in einer Stunde zwei Eroberungen machen will! Ich habe Mitleiden mit ihm, daß er von der heutigen Lebensart ſo eine geringe Känntniß beſitzt, und eine gemeine Höflichkeit ſo vortheilhaft für ſich ausleget, daß er ſich die ſtolzen Gedanken einfallen läßt, wir wären beide für ihn eingenommen. Er muß auch ein ſehr böſes Herz beſitzen. In einer Stunde von freien Stücken, und ohne daß man es verlangt, zweien Frauenzimmern eine ewige Treue ſchwören, das iſt der Charakter eines Böſewichts. Er hat uns beide hintergehen wollen, und hat ſich ſelbſt hintergangen. Dieſes würde auch geſchehen ſeyn, wenn der Zufall ſeine boßhafte Abſicht nicht offenbaret hätte. Ich hätte Ihnen gewiß das Geheimniß, wie er es nennet, entdeckt, und Sie würden mir auch nichts verſchwiegen haben, und ſo wäre alles im kurzen an Tag kommen. Indeſſen beobachtet er doch eine gewiſſe Vorſichtigkeit in ſeinen Briefen, er will, um ſein Spiel deſto länger mit uns zu treiben, daß keine der andern von ſeinem thörigten Liebesantrage etwas ſagen ſoll. So viel Verſtand beſaß er doch noch, voraus zu ſehen, daß ſeine Sache ſehr übel ſtehen würde, ſobald wir ſeine Bosheit entdeckten. Unſtreitig iſt es unſer guter Sylphe geweſen, der uns für einen untreuen Liebhaber hat bewahren wollen, und der ihm die Augen zuhielt oder verblendete, daß er einen ſo wichtigen Irrthum bei Ausfertigung ſeiner Briefe hat begehen können. Ich wollte aber, daß mein Sylphe mir einen wichtigern Dienſt leiſtete, dieſen verdenke ich ihm eben nicht ſonderlich; ich wäre ſchon ſelbſt ſo klug geweſen, dieſem Fallſtrick zu entgehen. Nun habe ich ſchon tauſend Erfindungen im Kopfe, um uns wegen dieſer unartigen Aufführung zu rächen. Es mag ein Fehler ſeyn oder nicht, ſo geſtehe ich Ihnen, daß ich nicht Großmuth genug beſitze, eine ſolche Beleidigung mit einer weiſen Kaltſinnigkeit zu ertragen, ich hoffe, Sie ſind auch meiner Meinung. Laſſen Sie uns aber, mein Kind, zuvor ein wenig wieder zu uns ſelbſt kommen, jetzo ſind unſre Leidenſchaften zu ſehr rege gemacht, als daß wir einen feſten Enſchluß faſſen könnten. An keinem Briefe habe ich länger geſchrieben als an dieſem, alle Augenblicke werfe ich die Feder hin. Bald denke ich an die kühne Beleidigung des Majors und ärgere mich darüber, daß ich heule; bald fällt mir wieder ein Mittel ein, Rache an ihm zu üben, und darüber vergnüge ich mich ſo ſehr, daß ich anfange zu lachen. Dieſe Gedanken wechſeln ſo geſchwinde, daß ich oft zu gleicher Zeit lache und weine, alsdann laufe ich zum Spiegel, um zu ſehen, was ich für eine wunderbare Figur mache, hernach ſetze ich mich wieder und ſchreibe ein paar Zeilen, und ſo geht es immer fort. Urtheilen Sie hieraus, wie ſehr ich aufgebracht bin. Ich wollte Ihnen gerne ein paar von meinen Einfällen, wie wir uns rächen wollen, mittheilen: aber ſie ſind hierzu noch nicht reif genug. So viel kann ich Ihnen im Voraus ſagen, daß es mir wenigſtens nicht einfällt, nach dem Beiſpiele der Frau v. W. einen Ritter aufzuſuchen, der unſere Sache ausführen ſoll, wir wollen ſchon andere Mittel finden, unſern Beleidiger eins anzubringen. Jetzo kann ich Ihnen keinen beſſern Rath ertheilen als dieſen, daß Sie Sich ja nichts merken laſſen, daß Sie den Brief von dem Major erhalten haben, dadurch

durch könnte das Spiel leichtlich verdorben werden. Morgen werde ich Ihnen vielleicht beſtimmter ſagen können, was für eine Stellung wir gegen den verliebten Ritter annehmen wollen. Er hat bei mir den alten Bornſeil zu ſeinem Liebesboten gebraucht, und ich zweifle nicht, daß dieſer auch den Brief, den Sie mir zugeſchickt haben, gebracht hat. Ich habe allerlei luſtige Touren im Kopfe, die ich durch dieſen einfältigen Mann ſpielen möchte, der ſich in dieſem Falle vollkommen wohl zu dem Major ſchickt: allein ich will mich über dieſen Punkt nicht eher heraus laſſen, bis ſich meine Affecten wieder vollkommen beſänſtiget haben, und bis ich ſie zur Strafe, daß ſie mich jetzo beunruhigen, in meinen Strickbeutel, wie mein Oncle einmal ſagte, zum Arreſt gebracht habe. Ich finde keinen beſſern Ausdruck, mein Mißvergnügen über Ihren unartigen Herrn Vettern zu erkennen zu geben, als wenn ich ſage, daß ich ihn eben ſo ſehr verachte, als Sie hochgeſchätzt werden von

Ihrer

aufrichtigen zärtlichen Freundin
A. v. S.

* * *

XXVI. Brief.

An das Fräulein v. S.

Den 1 Nov.

Schönſtes Fräulein,

Es iſt eine beſondere Ehre für mich, und ich nehme mir es zu einem beſondern vorzüglichen Vergnügen an, daß ich die Erlaubniß habe, mich faſt täglich in Dero angenehmen Geſellſchaft zu befinden, und manche vergnügte Stunde dadurch zu genieſſen. Doch bei alle dem Glück empfinde ich eine gewiſſe Unruhe, die mir einen Theil deſſelben wieder entziehet, und die allein daher entſtehet, weil mir bisher immer eine bequeme Gelegenheit gemangelt hat, Ihnen das zu ſagen, was ich empfinde. Darf ich es wohl, ohne Ihren Zorn zu befürchten, wagen, Ihnen mein Herz zu entdecken, oder welches einerlei iſt, ein Herz, das ich Ihnen ſchon längſtens gewidmet habe, zu Dero Füſſen zu legen? Ueberſehen Sie einen Fehler, den ich vielleicht dadurch begehe, daß ich ohne viele Umſchweife meine aufrichtige Neigung ſo zeitig geſtehe, ehe ich noch hierzu durch meine Bemühungen, mich Ihrer ſchätzbaren Gewogenheit würdig zu machen, einigermaßen berechtiget bin. Schreiben Sie dieſen Fehler ja nicht einem Mangel meiner unterthänigen Hochachtung gegen Sie zu: gönnen Sie mir vielmehr hierinnen eine kleine Nachſicht. Die Liebe iſt für mich bisher ein ganz unbekanntes Feld geweſen, ich wage mich jetzo zum erſtenmale hinein, und glaube, daß ich gegen viele Regeln dieſer Kunſt verſtoße. Doch dieſes geſchiehet nicht, weil ich ſie etwan gering ſchätze, ich würde ſie alle aufs genaueſte beobachten, wenn ſie mir bekannt wären. Die ich nur einigermaßen kenne, ſuche ich ſehr genau zu befolgen. Es iſt mir geſagt worden, daß man ſich erſtlich der Sprache der Augen bedienen müſſe, ehe man Mund und Feder dürfe reden laſſen. Ich habe dieſes Geſetz getreu erfüllt. Meine Augen haben ſich Stunden lang mit den Ihrigen beſprochen; ich habe Ihnen mehr als einmal meine Empfindungen dadurch ſo deutlich entdeckt, als es dieſe Sprache zuläßt: Sie haben mir aber nie eine Antwort ertheilet, die von aller Zweideutigkeit wäre frei geweſen. Dieſes hat mich berechtiget, zu der Feder meine Zuflucht zu nehmen, um Ihnen, wenn die Sprache meiner Augen nicht wäre redend gnug geweſen, Ihnen durch die Feder das Geſtändniß deutlicher zu wiederholen, daß ich Sie anbete. Es ſtehet in Ihrer Hand, mich zu den glücklichſten Bewohner der Erden zu machen, wenn Sie meine Wünſche nicht ganz unerhört ſeyn laſſen. Doch bin ich nicht zu unbeſcheiden, mich in Ihre Gewogenheit eindringen zu wollen, ehe ich Ihnen Beweiſe meiner Aufrichkeit aufgeſtellet habe? Es iſt mir genug, wenn ich nur von Ihnen die Erlaubniß erhalte, die Zahl Ihrer Verehrer vergrößern zu dürfen, alsdenn will ich ſehen, ob ich andre in dem Eifer, Dero Gunſt zu verdienen, übertreffen kann. Und wie ſehr wünſchte ich, daß dieſe durch eine unverletzliche Treue und Beſtändigkeit könnte erlangt werden: ſo dürfte ich an der Erfüllung meiner Hoffnung nicht einen Augenblick länger zweifeln. So begierig ich ſchon der Erklärung von Ihnen, über den Antrag meines Herzens, entgegen ſehe: ſo ſehr habe ich Urſache zu wünſchen, daß ich dieſe nicht mündlich erhalte, damit meine Baſe, die Frau v. W. nichts davon erfahre. Der geringſte Wink, den ſie von meiner Abſicht bekäme, würde mich des angenehmen Umganges mit Ihnen berauben, und den Zutritt zu Ihrem Hauſe, das durch Sie, vortrefliches Fräulein, für mich zu einem Louvre wird, auf einmal verſperren. Ich weiß, daß das Fräulein von S. Ihr ganzes Vertrauen beſitzt; allein ſollte ſie auch wohl verſchwiegen genug ſeyn, daß Sie ihr das Geheimniß, das für mich ſo wichtig iſt, anvertrauen könnten? Doch ich will Ihrer bekannten Klugheit nichts vorſchreiben. Sie kennen den Ueberbringer dieſes Briefes, und wiſſen, daß er ein redlicher Mann iſt, wollen Sie ihm ein paar Zeilen anvertrauen, die mein Schickſal beſtimmen, ſo werden Sie dadurch unendlich verbinden

Dero

unterthänigen Diener
und Verehrer,
v. Ln.

* * *

XXVII. Brief.

Fräulein Amalie v. S. an das Fräulein v. W.

Den 2 Nov.

Schon wieder ein Brief von Schönthal, werden Sie ſagen, und das noch ſo ſpät, was hat das zu bedeuten? Eben nichts ſonderliches, vielleicht aber auch etwas, das nicht ganz unbeträchtlich iſt. Es iſt mir allemal ſehr angenehm, wenn ich mich mit Ihnen unterreden kann, es ſey nun mündlich oder ſchriftlich. Ich habe verſchiedene Entdeckungen gemacht, die ich Ihnen doch in der Geſchwindigkeit mittheilen muß, wenn ſie auch gleich nicht ſo gar wichtig ſind. Ich bin jetzo ganz ruhig, mein Affekt hat ſich geleget. Da ich meinen Brief fortgeſchickt hatte, trat ich wieder vor den Spiegel, und that mir allen möglichen Zwang an, um eine philoſophiſche Mine zu machen. Wenn ich nur die äußere Seite einmal in meiner Gewalt habe, und ſo ſcheinen kann, wie ich ſcheinen will; ſo bringe ich es hernach bald dahin, daß ich auch in der That ſo ſeyn kann, wie ich ſeyn will. Ich bildete mir ein, daß mein Vorhaben ziemlich gelungen wäre, und warf nun einen philoſophiſchen Blick auf den fatalen Brief. Ich nahm mir vor, ihn nochmals mit kaltem Blute zu leſen. Ehe ich mich aber recht daran wagte, fing ich an, um mein Blut nicht wieder in Wallung zu bringen, ihn von außen eine zeitlang zu betrachten. Das Siegel zog zuerſt meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Wappen war mir unbekannt. Es fielen mir ſchon vorher einige ſeltſame Gedanken ein, und ich weiß ſelbſt nicht, wie ich auf den wunderbaren Zweifel gerieth, ob der Herrn v. Ln. auch der Verfaſſer von dieſem Briefe wäre. Um mir alle Gelegenheit zu benehmen, ihn für unſchuldig zu erkennen und ihm gegen mich ſelbſt das Wort zu reden, ſchnitt ich das Siegel von dem Umſchlag und ging damit zum Baron. Ich fragte. ob ihm dieſes Wappen bekannt wäre, er ſagte nein. Ich erkundigte mich, ob er des Herrn v. Ln. Wappen kennete, ich hätte von dem Fräulein v. W. einen Brief bekommen, der dieſes Siegel gehabt hätte, und vermuthete, daß Sie es von dem Major entlehnt hätten, weil Sie bei Ihren Briefen ſonſt ein andres Siegel brauchten. Er verſicherte, daß dieſes des Herrn v. Ln. Wappen nicht wäre, und hätte auch nicht die geringſte Aehnlichkeit damit, jenes wäre ihm ſehr genau bekannt. Es befremdete mich dieſes in etwas, ich dachte, wenn der Herr

v. Ln. kein Bedenken getragen hat, ſeinen Namen unter die Briefe zu ſetzen, warum ſollte er ſein Wappen verleugnen wollen? Doch ich ſehe ſelbſten ein, das hieraus nichts zu machen war, es konnte zufälliger Weiſe geſchehen ſeyn, daß er ein andres Siegel gebraucht hatte. Wenn man ſich aber einmal etwas in den Kopf ſetzt, ſo hält es ſchwer, daß man ſich von dieſen Gedanken ſogleich wieder loßmachen kann; wenn man auch wahrnimmt, daß ſie keinen Grund haben. Ich wollte es nun einmal ſo haben, daß der Major die Briefe nicht geſchrieben hätte, und dieſen ſchwankenden Vorſtellungen gab das fremde Siegel, ſo geringe dieſer Umſtand auch an ſich war, eine ziemliche Feſtigkeit; wenigſtens fiel doch mein Verdacht nicht mehr auf den Major alleine, ich theilte ihn ſchon unter mehrere aus. Nun war meine Neugier ſo rege gemacht, dieſer Sache weiter nachzuforſchen, daß geſchäftige Generals nicht begieriger ſeyn können, die geheimſten Anſchläge ihrer Feinde zu entdecken. Ich glaubte, Bornſeil, der mir den Brief, der Ihnen zugehörte, überbrachte, könnte mir in der Sache einiges Licht geben. Ich ließ ihn zu mir rufen, und fragte, von wem er den Brief, den er Vormittage brachte, bekommen hätte. Er ſchien über dieſe Frage ſehr verwirrt, ein neuer Grund mich in meinen Gedanken zu beſtärken. Er wollte nicht mit der Sprache heraus. Da ich dieſes merkte, ſetzte ich deſto heftiger mit Fragen an ihn, und er ſchien oftmals zu zweifeln, ob er ſie mit ja oder nein beantworten ſollte. Dieſes brachte mich auf die Vermuthung, daß ihm eine Rolle war aufgetragen worden, die er aber ſehr ſchlecht ſpielte. Bald hatte ihm ſeine Tochter den Brief ins Haus gebracht, bald hatte ſie ihm ein Unbekannter gegen Abend zum Fenſter hinein gegeben. Bei dieſem letzten Geſtändniß blieb er endlich. Er hat eine ſehr ſchlechte Gabe zum Lügen, und es iſt ein Glück für ihn, daß er in dem jetzigen Kriege nicht zu einem Spion iſt gebraucht worden, das wäre für ihn der nächſte Weg zum Galgen. Wenigſtens trieb er dieſes Handwerk gewiß nicht ſo lange als Käſebier.

Um mich völlig zu überzeugen, daß er mir die Wahrheit geſagt hätte, brachte er mir einen Brief, in welchen die zwei an uns waren eingeſchloſſen geweſen. Sie finden das Original ſelbſt in meinem Briefe. Ich las ſolchen mit großer Aufmerkſamkeit; thun Sie es ja auch, und fand in jeder Zeile für den Major eine Vertheidigung. Wozu dienet die große Sorgfalt, dachte ich, um nicht entdeckt zu werden, die er ganz vergebens anwenden würde, da er ſich in den Briefen an uns genennet hat? Es könnte ſeyn, daß es wegen der Frau v. W. geſchehen wäre, damit Bornſeil nichts ausſchwatzen möchte, daß er von dem Major Briefe an uns zu beſtellen hätte. Das ließe ſich zwar einigermaßen hören: aber im Grunde iſt es nichts. Da der Verfaſſer der Briefe ſich ſchmeichelt, daß wir uns mit ihm in einen Briefwechſel einlaſſen würden; ſo konnte es leicht geſchehen, daß die Frau v. W. einen Brief auffing. Würde ſie nicht, wenn ſie den alten Verwalter in ihrem Hauſe oft hätte ein- und ausgehen ſehen, auf ſeine Verrichtungen daſelbſt aufmerkſam worden ſeyn, und ihn einmal darum befragt haben? der Major hatte uns ja nicht unterſagt, die Addreſſe unſerer Antwort an ihn zu machen, und auf die Art erfuhr ja auch Bornſeil, wer der Verfaſſer der Briefe wäre. Hätte der Major dieſes nicht voraus ſehen und dabei bedenken ſollen, daß ein ſo einfältiger Mann, durch ein gutes Wort von ſeiner vormaligen Gebietherin oder auch durch eine kleine Beſtechung, geſetzt, daß ſie auch nur in einem Kruge Bier beſtünde, ſich leichtlich würde auslocken laſſen, was er in Wilmershauſen zu verrichten habe? Würde er ihr nicht ſelbſt einen Brief in die Hände geliefert haben? Ueberhaupt ſchickt ſich Bornſeil ſo ſchlecht zu einem Liebesboten, daß ich mir nicht einbilden kann, daß ihn der Major dazu ſollte gewählet haben. Er würde eine ſehr geringe Beleſenheit in den Romanen verrathen, die er doch oft blicken läßt, wenn er nicht wüßte, daß ein getreuer Bedienter und ein verſchmitztes Kammermädchen die geſchickteſten Bothſchafter in dergleichen Fällen ſind, ohne daß der dritte Mann dabei nöthig iſt. Das bedenklichſte bei dieſer Sache ſcheint dieſes, daß uns Bornſeil aufbürden ſoll, die Briefe wären ihm von einem Unbekannten gegeben worden, den er wie des Herrn v. Ln. Jäger beſchreiben muß, da ſie ihm doch von einem Kerl ſind zugeſteckt worden, den er für einen reiſenden Handwerkspurſchen gehalten, und da er ihm die Briefe ausgehändiget, geglaubet hat, er reichte ihm ſeinen Reiſepaß zum Fenſter hinein. Alles dieſes zuſammen genommen, macht mir ſo wahrſcheinlich, daß der Major an dieſer Sache keinen Antheil hat, daß ich über dieſen Punkt mit mir bereits ziemlich einig bin. Damit Sie mich nicht für partheiiſch halten, will ich ihn aber doch noch nicht ganz frei ſprechen. Unterdeſſen habe ich mir ſchon ein paar Hiſtörgen zuſammen gedichtet, um dieſe Begebenheit daraus zu erklären. Das eine iſt dieſes. Die Frau v. W. ſcheinet heimlich ſehr unzufrieden, daß der Major ſich vorgeſtern um uns ſo geſchäftig erzeigte. Wir machten in der großen Geſellſchaft eine beſondere kleine aus, und ſie hat geglaubet, bei dem Major etwas mehr als Höflichkeit gegen uns wahrgenommen zu haben; wenigſtens befürchtete ſie ſo etwas in Zukunft. Sie wollte alſo ihre liebe Tochter für aller Verſuchung bewahren, und das Feuer gleich in der Aſche erſticken. Sie miſchte mich mit in den Handel, um Ihnen von dem Herrn v. Ln. eine üble Meinung beizubringen. Ihre Erfindung war eben nicht eine von den beſten, ſie war auch eben nicht übel ausgeſonnen. Vermuthlich trauete ſie uns nicht zu, daß wir ihm einen Vorhalt thun würden, daß er uns beide boßhaft hätte hintergehen wollen: dadurch wäre der Betrug offenbar worden. Sie ſahe ein, daß wir aus Klugheit ſchweigen und ihn nur mit einer heimlichen Verachtung ſtrafen würden. Wenn wir unſern Verdruß wollten ſichtbar werden laſſen, dachte ſie, wäre dieſes nicht eben ſo viel, als ein Geſtändniß, daß jede von uns vorhero ſeine Gunſt gewünſcht hätte? Ja ja, dieſer Einfall ſieht ihr vollkommen ähnlich.

lich. Doch ich habe auch noch andere Gedanken. Sollte wohl mein Oncle oder ſein weiſer Rathgeber an dieſer Erfindung Theil haben? Lampert iſt argliſtig genug zu einer ſolchen Unternehmung, um ſeinen Gönner einen in ſeinen Augen gefährlichen Rival wegzuſchaffen. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß der Major den Herrn v. N. ſehr eiferſüchtig gemacht hat. Wer weiß, ob uns Lampert nicht umgauckelt, ich will einmal dieſes Wort den Dichtern abborgen, es drückt ſeine Unternehmung ſehr wohl aus, und die Frau v. W. unſchuldig iſt. Mein Oncle hat gewiß an dieſem Streiche keinen andern Antheil, als daß er ſeine Einwilligung zu Ausführung deſſelben gegeben hat, und vielleicht die Urſache iſt, daß er iſt ausgelacht worden. Wiewohl, es fällt mir ſchwer zu glauben, daß er ſich aus Kargfeld herſchreibt. Nun ſehe ich recht deutlich ein, daß die Verwechſelung der Briefe nicht dem Zufall zuzuſchreiben, ſondern daß dieſes mit Fleiß ſo geſchehen iſt. Um aber niemanden hierüber Unrecht zu thun; ſo laſſen Sie uns jedermann ſo lange im Verdacht haben, bis wir den Zuſammenhang der Sache vollkommen kennen. Was ich Ihnen ſchon heute geſagt habe, das wiederhole ich hier nochmals: Laſſen Sie Ihren Verdruß nicht ſichtbar werden, damit die Boshaften nicht frohlocken, daß ihnen ihr Streich gelungen iſt. Nur eine kleine Geduld! Wir werden die finſtern Geſichter auch noch brauchen. Wenn wir nur erſt unſere Feinde kennen, alsdenn wollen wir tapfer gegen ſie zu Felde ziehen. Ich werde keine Mühe ſparen, ſie zu entdecken, und wenn ich darüber zu einer klugen Frau ſchicken ſollte. Glauben Sie das nur ganz ſicher

Ihrer

aufrichtigen Freundin
A. v. S.

* * *

XXVIII. Brief.

Das Fräulein v. S. an das Fräulein v. W.

den 5 Novembr.

Das ungezogne Kopfweh! Will es ſich denn noch immer nicht legen? Ich bin ſehr böſe, daß es Sie nun ſchon drei Tage quälet, und mich eben ſo lange des Vergnügens beraubet hat, von Ihnen ein Briefgen zu erhalten; oder wie ich hoffte, Sie ſelbſt hier zu ſehen. Wenn es doch nur wie der Schnuppen anſteckte, oder ſich durch eine Sympathie fortpflanzen ließ; ſo ſollte es gewiß den Urheber der verhaßten Briefe dergeſtalt ängſtigen, daß er es verſchwören würde, ſeine Feder bei dergleichen ruchloſen Händeln jemals wieder anzuſetzen. Ihre Unpäßlichkeit, denke ich, ſoll mit dem böſen Wetter Abſchied nehmen, und morgen haben wir, nach dem Wetterglaſe und Bornſeils untrüglichen Prophezeiungen, einen ſehr ſchönen Tag zu erwarten. Doch ich rede vom Wetter, gerade als wenn ich ſonſt nichts zu ſagen wüßte. Ich habe mir vorgeſetzt Ihnen diesmal etwas ſehr wichtiges zu melden. Was dächten Sie wohl? Vorläufig kann ich Ihnen die Nachricht geben, daß ich in der Lotterie das Schickſal der mehreſten gehabt, und nichts gewonnen habe. Nun werden Sie wohl errathen, daß meine Entdeckung unſere Händel betrifft, ich kann ſie wohl ſo nennen; aber vielleicht bilden Sie Sich nicht ein, daß ich das ganze Geheimniß weiß : : . Iſt das möglich! Auf mein Wort, was ich Ihnen ſage! Hören Sie meinen Bericht hiervon.

Noch den Abend, da ich meinen lezten Brief geſchrieben hatte, machte ich den Bâron zu meinen Vertrauten; ich konnte es ihm unmöglich verſchweigen. Nur verdroß mich, daß ich es von freien Stücken heraus ſagen mußte, ohne daß er mir es anſehen wollte, daß ich was auf dem Herzen hatte. Doch ich ſetzte diesmal alles Ceremoniel bei

Seite. Da er mir nicht mit Ehrerbietung zuvor kommen und mich fragen wollte, warum ich ein ſo verdrüßlich Geſichte machte; ſo ſagte ich es ihm recht deutlich, daß ich über einer gewiſſen Begebenheit, die mir heute zugeſtoßen, ſehr empfindlich wäre. Nun ſchien es, als wenn er ſeine Unachtſamkeit wieder einbringen und mir alles auf einmal aus den Augen leſen wollte. Ich wies ihm die Briefe, und erzählte die Unterredung mit dem Verwalter, er erſtaunte über meine Geſchichte. Ich entdeckte ihm meine Gedanken von der Sache, er hörte mich an, ohne ihnen beizufallen, noch ſie zu verwerfen. Er überdachte alle Umſtände nochmals reiflich und mit ſolcher Aufmerkſamkeit, daß ich glaubte, den Herrn Pitt vor mir zu ſehen, wenn er Krieg und Frieden wägt. Er erklärte den Major gleichſam durch einen Machtſpruch für unſchuldig, endlich gefiel es ihm, auch ſeine Gründe diesfalls anzuzeigen. Er glaubte, daß eine ſo niederträchtige Handlung dem Charakter des Herrn v. Ln. zuwider ſey; er verſicherte zugleich, daß er ſeine

Hand genau kennte, daß aber die Züge des Briefs davon ſehr abwichen. Er war über dieſe Verwegenheit ſo unwillig, daß ich zu der Zeit nicht wünſchte, daß er den Verfaſſer der Briefe entdecken möchte. Doch wie ſeine Hitze bald überhingehet; ſo fing er auch an, dieſe Sache von der ſcherzhaften Seite zu betrachten. Sie iſt ſo verwickelt, ſagte er, daß ſie dem Knoten in einer Komödie nicht unähnlich ſcheinet. Es iſt nichts ungewöhnliches, daß dieſer durch eine Tracht Schläge aufgelöſet wird, wenn ſich die Acteurs nicht anders helfen können. Wir wollen dieſes kräftige Mittel auch hier anwenden, und dem Ueberbringer der Briefe ſeine Mühe dadurch belohnen laſſen, der kann ſie dem wieder zuſtellen, der ihm die Briefe gegeben hat, vielleicht bringt der ſie wieder an rechten Mann. Bei meiner Schweſter und mir fand dieſer Vorſchlag keinen Beifall, der arme Bornſeil wäre dabei am ſchlimmſten wegkommen; der Schluß fiel deswegen dahin aus, dem Verwalter einzuprägen, denjenigen genau zu betrachten, der ihm ein verſchloßnes Briefgen bringen würde, um eine Antwort von ihm abzuholen. Es wurden ihm auch noch andere Regeln auf mancherlei Fälle ertheilet. Nun seyn Sie aufmerkſam, jetzt kommt die Entwickelung. Heute frühe wurde der Verwalter in die Stadt geſchickt, er läßt ſich da kaum auf dem Markte blicken; ſo ruft ihn ein Weib, die eine ganz bekannte Trödelfrau iſt, zu ſich, zeigt ihm ein verſiegelt Billet, und fragt, ob er an ſie etwas abzugeben hätte. Bornſeil ſtellt ſich erfreut darüber und beantwortet ihre Frage mit ja, ſucht alle ſeine Taſchen durch, endlich, da er nichts findet, thut er ſehr beſtürzt, und beklagt, daß er früh im Dunkeln einen unrechten Rock ergriffen habe; verſpricht aber heimzureuten und ihr noch vor Abends einen Brief zu bringen. Der Baron hatte ihm dieſe Umſtände wohl eingepräget. Er gerieth auf die Vermuthung, daß er leichtlich in der Stadt um die Briefe könnte befraget werden. Er kam mit dieſer Nachricht zurück. Wir ſchickten hierauf den Jäger in die Stadt, welcher ſich allerlei Kleinigkeiten bei dieſer Frau kaufen ſollte, um bei dieſer Gelegenheit von ihr auszukundſchaften, von wem ſie das Billet wohl habe; er kann aber nichts von ihr ausforſchen. Unſere Bemühungen wären alſo beinahe fruchtlos geweſen, wenn nicht zum Glück bei ſeiner Anweſenheit ein Mann vor die Bude kommen wäre und gefragt hätte, ob der Brief da ſey, den er mitnehmen ſollte. Sie beantwortet dieſes mit nein, und beſtellt ihn nach einer Stunde wieder. Der Jäger ſchleicht dieſem Manne nach, der ihm ohnedem nicht unbekannt iſt, und bringt ihm im Gaſthofe bei einer freien Zeche zu einem vollkommenen Geſtändniß, doch unter der Bedingung, keiner lebendigen Seele etwas davon zu entdecken, weil es ihm hart verbothen wäre, etwas davon zu ſagen. Sehen Sie nur, wie liſtig der Urheber der geheimen Correſpondenz an uns ſich verborgen hatte. Wenn er nicht durch einen Zufall wäre entdecket worden; ſo hätte man ſeine Verwegenheit nicht einmal ahnden können. Er hat ſich, wie wir aus dem Erfolg ſehen, für unſere Rache ſehr gefürchtet, und auf alle mögliche Art ſich davor ſicher zu ſtellen geſucht. Gegenwärtig beſchäftigt ſich mein Gemüth mit keiner andern Vorſtellung, als mit der, dieſen Frevel beſtraft zu ſehen, und ich bin ſo erfindungsreich, daß immer ein Anſchlag den andern verdringt, meine Rache auszuführen. Der Baron hat verſprochen, mir mit Rath und That an die Hand zu gehn; ich bin aber noch gar nicht mit mir einig, welches Mittel ſich am füglichſten wird anwenden laſſen, den Verwegenen zu züchtigen. Morgen beſuche ich Sie, da wollen wir dieſe Sache gemeinſchaftlich überdenken, wenn uns nicht überflüßige Perſonen in unſerer Geſellſchaft daran verhindern. Doch ich plaudere ſehr viel, und ſage immer nicht, von wem ſich der ſchlimme Streich herſchreibt, und daran iſt Ihnen vermuthlich am meiſten gelegen. Damit ich Ihnen morgen recht ſehr willkommen bin; ſo habe ich mir vorgenommen, den Urheber davon nicht anders als mündlich zu nennen. Ich laſſe Sie in einer völligen Ungewißheit, um mir morgen das Vergnügen zu verſchaffen, Sie noch einmal herumrathen zu laſſen: ich möchte doch ſehen, wen Sie am meiſten im Verdacht haben. Wenn Sie eine ſo unleidliche Neugierde beſäßen, als unſerm Geſchlechte ordentlich zugeſchrieben wird, die aber durchaus ein Fehler einzelner Perſonen iſt, worunter ich gehöre; ſo würde ich mir es zur Sünde anrechnen, Sie ſo lange ſchmachten zu laſſen. Sie ſind aber gewiß hierbei ganz gleichgültig, und überſehen meinen kleinen Eigenſinn. Mein Brief iſt nun lang genug, Ihnen ihr Kopfweh zu vertreiben, oder es zu vermehren, deswegen will ich kein Wort mehr ſagen, als daß ich bin

Ihre

aufrichtige Freundin
A. v. S.

* * *

XXIX. Brief

Fräulein Amalia an ihren Bruder.

Schönthal, den 12 Nov.

Geliebter Bruder,

Du verlangſt, daß ich noch immer auf alles aufmerkſam ſeyn ſoll, was zur Geſchichte unſres Oncles gehöret, in ſo ferne man ihn als Grandiſons Jünger betrachten kann, ich bin auch noch immer geneigt, dein Verlangen zu erfüllen. Jetzo ſehne ich mich recht nach neuen Auftritten, um die langen Winternächte deſto gemächlicher hinzubringen, wenn ich einen Theil davon verſchreibe, ſo wie ich den andern zu verſchlafen gedenke. Wenn mir nur die geringſte Gelegenheit gegeben wird, ſo bediene ich mich derſelben mit Vergnügen, dir von den Begebenheiten in unſerer Gegend Nachricht zu geben: aber eher ſetze ich auch keine Feder an. Wenn ich weiter nichts ſagen kann, als daß wir geſund ſind, ſo ſchweige ich lieber: das kannſt du auch von andern erfahren. Jetzo habe ich einmal wieder etwas erhaſcht, davon ich ſo viel zu ſchreiben gedenke, daß ich wenigſtens ein halb Dutzend Federn ſtumpf machen werde; es betrifft unſern Oncle nur mittelbar und geht hauptſächlich den Herrn Lampert an. Der erſte iſt ganz ruhig, oder muß es vielmehr ſeyn, er verhält ſich wieder paßive, wie Lampert ſpricht, das iſt, er hat einen kleinen podagriſchen Anfall; aber deſto lebhafter iſt der andere. Es iſt, als wenn es dieſe beiden Leute mit einander abgeredt hätten, daß wenn der eine etwas ſeltſames geliefert hat: ſo tritt der andere auf, damit die Schaubühne nicht ledig bleibt. Ich bin gewohnt, nicht nur ſehr lange Briefe wegen dieſer Händel an dich zu ſchreiben, ſondern ich theile dir auch alle diejenigen in Abſchrift mit, die unter uns diesfalls gewechſelt werden, und welcher ich nur habhaft werden kann. Gegenwärtig erhälſt du ein Stück des Briefwechſels zwiſchen mir und dem Fräulein v. W. Die erſten davon enthalten an ſich eben nichts merkwürdiges, und ich war anfangs zweifelhaft, ob ich ſie mit einſchließen wollte; doch da ich ſie nochmals las, ſchienen ſie mir nicht ganz unbeträchtlich. Sie faſſen den merkwürdigen Punkt der Wiederausſöhnung des Herrn v. N. mit der Frau v. W. in ſich; ſie enthalten auch einige Anekdoten, daraus man die dermaligen Geſinnungen der Perſonen, die unſere gewöhnliche Geſellſchaft ausmachen, erkennen kann. In einem davon wird gedacht, daß der Major unſern Oncle eiferſüchtig gemacht hat, und dieſes kann als der Grund von der ganzen Geſchichte, die ich zu beſchreiben gedenke, angeſehen werden. Da ſich unſer Oncle einmal eine Urſache zur Eiferſucht in den Kopf geſetzet hatte; ſo zweifelte er nun, daß das Fräulein v. W. eine Henriette Byron ſeyn könnte, wenn ſie einen andern Mann unſerm Oncle in ihrem Herzen vorzöge. Vermuthlich hatte er hierüber viele ſorgſame Gedanken, und Herr Lampert, nach ſeiner gefälligen Art, machte ſich anheiſchig, geſchickte Mittel ausfündig zu machen, ſolches zu verhüten. Er gerieth auf den boshaften Einfall, im Namen des Herrn v. Ln. an das Fräulein v. W. und an mich zu ſchreiben, uns einen verwünſchten Liebesantrag zu thun und dieſe Briefe mit Fleiß zu verwechſeln, um dadurch den Major bei uns beiden verächtlich zu machen. Ich bilde mir ein, daß ihm dieſe Erfindung einige ſchlafloſe Nächte gemacht hat. Er richtete ſolche in der That ins Werk, und weil ich ſeitdem ein kleines altmodiſches ſilbernes Dösgen bei ihm bemerket habe; ſo glaube ich, der Oncle hat ihn damit für ſeinen klugen Einfall beſchenket. Wenn ich nicht aus verſchiedenen Umſtänden gemuthmaßet hätte, daß dieſe Briefe erdichtet wären; ſo hätte ihm ſein Vorhaben wenigſtens eine Zeitlang gelingen können, ohne daß dadurch ſein Gönner das gerinſte würde gewonnen haben. Im Anfang fiel aller Verdacht auf die Frau v. W. und Fräulein Julgen hat mir geſtanden, daß ſie, nachdem ich ſie auf dieſe Spur gebracht, ſo feſte davon wäre überzeugt geweſen, daß ſie es nur für Scherz angenommen, da ich ihr geſagt hätte, dieſe Erfindung ſchriebe ſich vielleicht aus Kargfeld her. Sie wollte dieſes mir nicht einmal glauben, da ich zu ihr ging, um ihr den wahren Urheber davon zu nennen. Wie wir ihn entdeckt haben, ſolches wirſt du aus meinem letzten Briefe an das Fräulein v. W. ſehen. Ueberhaupt erinnere ich, daß du die Innlagen meines Briefes eher leſen mußt als ihn ſelbſten, damit dir nichts in meiner Erzählung unverſtändlich bleibt. So erbittert wir gegen die Frau v. W. geweſen wären, wenn wir unſern Verdacht gegen ſie gegründet befunden hätten; ſo ruhig waren wir nun, da wir den wahren Urheber dieſer Kabbale entdeckt hatten. Das Fräulein v. W. war ſo großmüthig ihm zu verzeihen, ich hingegen war darauf bedacht wenigſtens auf eine luſtige Art mich zu rächen. Der Baron rieth mir, gegen den Oncle und den kühnen Lampert meinen Unwillen zu verbergen. Er nahm es auf ſich, wegen dieſer Beleidigung uns vollkommene Genugthuung zu verſchaffen.

Leute von dem Charakter eines Lamperts, verdienen in meinen Augen Mitleiden, wenn man ihre Vergehungen nach der Strenge beſtraft. So boshaft ihre Unternehmungen auch oftmals ſcheinen; ſo gehören ſie doch zu den unwiſſendlichen oder wenigſtens zu den Schwachheitsſünden. Ich bin überzeugt, daß Lampert gewiß nicht den Vorſatz gehabt hat, uns zu beleidigen, er ſahe ſeine Erfindung als eine erlaubte Liſt an, ſeinen Gönner von einem ſo großen Uebel als ein Nebenbuhler iſt, zu befreien, und dadurch das Lob eines klugen und erfindungsreichen Mannes zu verdienen. Ich bin geneigt eine größere Beleidigung gleichgültiger zu ertragen, wenn ſie mir zugefüget wird, ohne daß man dabei die Abſicht hat, mich zu beleidigen, als eine geringere, womit dieſe Abſicht verbunden iſt. Der Baron hat eben dieſe Geſinnung. Es wurde dahero in unſerm Rathe beſchloſſen, uns zu ſtellen, als wenn wir die Briefe gar nicht empfangen hätten, und wo möglich, dieſe Gedanken unſerm Oncle und dem Magiſter Lampert ſelbſt beizubringen.

gen. Wenn wir dieſem hätten merken laſſen, daß ſeine verwegne Unternehmung entdeckt wäre; ſo hätten wir nothwendig ſehr böſe gegen ihn thun müſſen, und wenigſtens in Jahrsfriſt hätte er uns nicht dürfen ins Geſichte kommen. Doch dadurch wäre der Baron am meiſten geſtraft, wenn er in Jahr und Tag keinen Spaß mit ihm treiben ſollte. Er nahm ſich vor, bei Gelegenheit ihm eins anzubringen, und ihm jetzo nur allen Argwohn zu benehmen, daß wir hinter das Geheimniß kommen wären. Bornſeil hatte der Unterhändlerin in H. verſprochen, ihr den Brief, den er an ſie abzugeben hätte, noch denſelben Tag einzuhändigen, der Baron nahm ſich die Mühe ihm einen in die Feder zu dictiren, den er den folgenden Tag der Frau bringen mußte, er wurde in Bornſeils Namen abgefaßt. Weil er nicht allzulang iſt, will ich ihn einrücken. Die Aufſchrift war: an Herrn N. N., welcher Peter Bornſeilen einige Briefe hat einhändigen laſſen.

Unbekannter guter Freund,

Nebſt einem ſchönen Gruße melde ich dienſtlich, daß ich ſeinen Brief an unſere gnädige Fräulein und den an die Fräulein v. W. wie auch den meinigen wohl erhalten habe, und wenn ich ſonſt kein Bedenken gehabt hätte; ſo würden ſie auch richtig ſeyn an Ort und Stelle gebracht worden. Aber nehm er mirs nicht übel, ich muß ihm hierdurch melden, daß ich ſie nicht beſtellen kann, und wenn ich ein Kaiſerthum damit verdienen ſollte. Sie ſind nicht mehr in meinen Händen. Es hat ſie mir zwar niemand genommen, ich habe ſie auch nicht verlohren, noch vielweniger bereits richtig beſtellt: ſondern ich habe mich auf eine ſonderbare Manier davon losgemacht. Laß er ſichs erzählen, was ich damit vorgenommen habe. Es befremdete mich nicht wenig, daß mir von einem unbekannten Kerl ein Brief zugeſtellet wurde, darinnen ich zwei andere an die Fräuleins fand, es macht mich ziemlich ſtutzig, daß ſich der Verfaſſer in dem Briefe an mich nicht genennet hatte. Ich dachte deswegen, iſt dir wohl, ſo bleib davon, daß du nicht kriegeſt böſen Lohn. Es iſt gewiß nicht umſonſt geſchehen, daß der Verfaſſer ſich nicht genennet hat, das hat ſeine Urſachen. Wir leben jetzo in gar bedenklichen Zeiten. Briefe zu beſtellen, ohne zu wiſſen, von wannen ſie kommen, iſt gar gefährlich, es kann einer heutiges Tages in Leib- und Lebensgefahr darügerathen. Was deines Amts nicht iſt, laß deinen Fürwitz. Briefe gehören auf die Poſt; ich bin aber weder ein Poſtknecht noch ein Poſtmeiſter jemals geweſen, ſondern meiner Profeßion nach bin ich ein Oeconomus, und wenn ich ihm als ein ſolcher einen Gefallen kann erweiſen, will ich es gern thun; aber zu weiter verſteh ich mich nichts. Durch andrer Leute Schaden bin ich klug gemacht. Andräs, der Großknecht auf hieſigem Edelhofe, hat ſich neulich von dem Herrn Schulmeiſter auch einen Brief laſſen aufſchwatzen, ſolchen in der Stadt zu beſtellen, da er aber damit ans Thor kommt, haben ihn die Soldaten viſentiret, den Brief genommen, aufgebrochen und geleſen. Nicht genug hieran, ſo haben ſie den armen András von Pilatus zu Herodes herum geführet, daß er bald ein paar Schuhe darüber zerriſſen, und nur noch von Glück zu ſagen gehabt, daß ſie ihn nicht gar für einen Spijon angeſehen. Darum dachte ich: mit ſolchen Dingen unbeworren! Ich hielt auch ſogar gefährlich, die Briefe lange in meinem Hauſe zu haben. Wenn ich gewußt hätte, wer er wäre, ſo hätte ich ſie ihm noch denſelbigen Abend wiedergebracht. Die ganze Nacht hindurch iſt mir kein Schlaf in die Augen kommen, und wenn ſich nur was regte, ſo dachte ich, es geſchähe Hausſuchung, man wollte die Briefe holen, und mich in Ketten und Banden ſchmieden. Um nun der Marter loß zu werden, nahm ich ſie frühe, ſo bald der Himmel grauete, band ſie an ein paar große Steine, und trug ſie, wie ein paar junge Katzen, ins Waſſer. Ich hätte zwar den kürzeſten Weg gehen und ſie verbrennen können; aber ich ſorgte, dieſes möchte mir Verdruß bringen, ich habe gehört, daß der

Staupbeſen darauf ſtehet, wenn man die Briefe an andere erbricht, und ein fremdes Siegel verletzt. Da es nun in dieſem Falle nicht ohne Verletzung des Siegels abgegangen wäre; ſo warf ich ſie lieber ins Waſſer. Nehm er es nicht übel, daß ich ſo ſtrenge mit den Briefen verfahren bin, es war mir ſo Angſt dabei, daß wenn ich ſie länger in meinem Hauſe behalten hätte, ſo wäre ich wohl endlich ſelbſten ins Waſſer geſprungen. Ich habe ihm nun als ein ehrlicher Mann geſagt, wo die Briefe hingekommen ſind, und kann einen Eid deswegen ablegen. Er kann ja leichtlich ein paar andere ſchreiben, und ſie auch auf eine andere Weiſe als durch mich beſtellen laſſen, wenn es nöthig iſt. Dieſes hat ihm nachrichtlich melden wollen

P. B.

Mit dieſem Briefe, den der Baron vollkommen nach Bornſeils Schreibart eingerichtet hatte, wurde dieſer nach H. geſchickt, wo der benennten Frau ſolchen auch gegeben, die ihn vermuthlich richtig beſtellet hat. Nun dachten wir auf nichts anders, als den Magiſter Lampert ſeinen Frevel büßen zu laſſen, wir machten einen Haufen Anſchläge, es fanden ſich aber bei jeden Schwürigkeiten. Von ungefehr both ſich hierzu eine Gelegenheit dar, die ſo wunderbar als unerwartet kam. Doch ich will hier in meinem Briefe einen kleinen Abſchnitt machen, damit wir beide, du beim Leſen, ich beim Schreiben, ein wenig ausruhen können.

* * *

XXX. Brief.

Fortſetzung des vorigen.

den 13 und 14 Nov.

Es war am Dienſttage, da wir Nachricht erhielten, daß einige Eſquadrons von der ſchweren Engliſchen Cavallerie in unſere Gegend einrücken würden, Sie trafen Mittwoch Abends ein, wir bekamen alſo Gäſte. Zwei Officiers ritten gerade in den Edelhof, der eine war Rittmeiſter und der andere Cornet. Sie ſchienen im Anfang ein paar ſteife Männer zu ſeyn, der Rittmeiſter ſonderlich hatte eine ſo nachdenkliche Mine, als wenn er glaubte, daß er an dem glücklichen Feldzuge dieſes Jahres keinen geringen Antheil hätte. Wer ſollte denken, daß dieſer Mann beſtimmt geweſen wäre, zwei beleidigte Frauenzimmer zu rächen! Der Baron redete ſie franzöſiſch an, Sie antwortete kurz und gebrochen. Ich nahm mir vor, nicht lange in ihrer Geſellſchaft zu bleiben, doch bei Tiſche fanden wir an dem Rittmeiſter einen ganz andern Mann, er wurde aufgeräumt und redete uns plötzlich in unſrer Mutterſprache an. Der Baron war eben im Begriff, ihm ſeine Bewunderung darüber zu entdecken, da er ihm zuvor kam und anfing, ſein Leben zu erzählen. Er hat einigemal das Glück gehabt, den König nach Deutſchland zu begleiten, und hat ſich auſſerdem ziemlich lange aufgehalten. Nachmittage ſtattete der Herr v. Ln. einen Beſuch bei uns ab. Der Rittmeiſter war ſein vertrauter Freund. Sie hatten einander lange nicht geſehen, und unterhielten ſich eine Zeitlang von den Begebenheiten, die unterdeſſen dem einen ſowohl als dem andern zugeſtoßen waren. Die Geſpräche wurden hierauf, da dieſe beiden einander nichts mehr zu ſagen hatten, ſo mannigfaltig, daß man faſt zu gleicher Zeit vom Kriege, von der Verſchiedenheit der Sitten der Deutſchen und der Engländer, und von Romanen ſprach. Das Capitel von den letztern war das längſte. Der Major machte dem Rittmeiſter ein Compliment dadurch, daß er ſeinen Landsleuten ihr gehöriges Lob gab, daß ſie uns mit verſchiedenen artigen Romans beſchenket hätten. Die vornehmſten wurden genennt und beurtheilet. Beiläufig wurde auch unſerer übermäßigen Verehrer des Grandiſons gedacht. Der Rittmeiſter war hierbei aufmerkſam, und nach dem Geſchmacke der Britten vergnügte er ſich ungemein an dem ſonderbaren, das dieſe Leute von ſich blicken ließen. Der Major erzählte ihm mehr davon, als uns Anfangs lieb war. Um das Ge-

Geſpräch in etwas zu verändern, gedachte der Baron, daß einer von Grandiſons Jüngern zwei Frauenzimmer ſehr beleidiget hätte, die deswegen auf Rache bedacht wären, und fragte mich zugleich, warum ich ſo roth würde, ob ich dadurch meine Rachbegierde verrathen wollte? Hierüber wurde ich in der That roth, dieſen abgenutzten Spaß, die Männer auf Koſten des Frauenzimmers einmal lachen zu laſſen, wendete der Baron diesmal, ſeiner Geſellſchaft zu Ehren, in dieſer Abſicht an. Ich wollte ihm wieder eins verſetzen; doch ehe er mich zum Worte kommen lies, wendete er ſich zum Major und ſagte, er hätte ſchon in unſerer Gegend einmal die gute Sache des Frauenzimmers mit Ruhme vertheidiget, worzu er ſich entſchlüſſen wollte, wenn er hierzu nochmals aufgefodert würde? Der Herr von Ln. machte ſeinen beſten Reverenz, er wollte gleich ſeinen Abſchied fordern, ſagte er, und aufhören, das Vaterland vertheidigen zu helfen, wenn er die Ehre haben ſollte, für die Schönen zu fechten. Die Unterredung wurde über dieſem Punkt ziemlich munter, der Engelsmann wollte an einem ſolchen Glück gleichfalls Antheil haben, und ſie zankten ſich hierüber lange. Da der Rittmeiſter hörte, daß eine Fräulein Baſe des Majors mit im Spiel wäre, wollte er ſich endlich mit ihm dahin vergleichen, daß ſich dieſer ſeiner Fräulein Baſe annehmen ſollte; er hingegen wollte meine Parthie nehmen. Sie waren beide nun nur begierig, den Beleidiger ſowohl, als die Beleidigung zu erfahren, jenen nennte der Baron, und dieſe, ſagte er, beſtünde darinne, daß Lampert, um eine Wette von unſerm Oncle zu gewinnen, welcher behauptet hätte, die Freundſchaft zwiſchen mir und dem Fräulein v. W. wäre unzertrennlich, ſich unterſtanden hätte, einen Zwiſt unter uns erregen zu wollen. Alle ſtimmten damit überein, daß dieſer Frevel müßte beſtraft werden. Der Baron hatte ſogleich eine ſeltſame Erfindung parat, dieſen Vorſatz auszuführen, die von allen belacht wurde; die aber einen ſo allgemeinen Beyfall erhielt, daß ſie der Rittmeiſter, der dabey hauptſächlich ſich mit eingeflochten war, durchaus in Erfüllung bringen wollte. Es koſtete nicht viel Mühe, den Baron dahin zu bringen, ſeinem Gaſte dieſes Vergnügen zu verſchaffen. Die Herren brachten alſo den übrigen Theil des Tages damit zu, einander in allem vollkommen zu unterrichten, was den folgenden Tag ihre Luſt vollkommen machen könnte. Ich ſchlich mich weg, um Fräulein Julgen Nachricht zu geben, was der Baron dem Major vorgeſchwatzt hatte, damit wir einerlei Sprache führten, wenn der Herr v. Ln. etwas gegen ſie davon gedächte. Des folgenden Tages fand ſich dieſer ſehr zeitig bei uns ein, hierauf wurde folgendes Billet nach Kargfeld geſchickt:

An Herrn Lampert,

Vernehmen Sie aus meinem Munde die ſeltſamſte Geſchichte, mein werther Herr Magiſter, die ſich ſeit ihrer Promotion zugetragen hat. Ich habe ſeit vier und zwanzig Stunden einen Mann unter meinem Dache, den wir beide aus der Geſchichte Sir

Grandiſons kennen ⸗ Wen meinen Sie wohl? Ich will ihre Seele nicht lang im Zweifel laſſen. Sind ſie begierig den Hauptmann Salmonet von Perſon kennen zu lernen; ſo kommen ſie eiligſt nach Schönthal, er hat ein großes Verlangen Sie zu ſehen, der Major Ohara hat in einigen Briefen ſehr vortheilhaft von Ihnen geurtheilet. Laſſen Sie noch zur Zeit ihrem Gönner nichts erfahren von dem, was ich ihnen jetzo ſub roſa geſagt habe, damit er nicht in die Verſuchung fällt, Sie zu begleiten. Es iſt heute eine ſehr feuchte Luft und ihm zuträglich, daß er ſich warm hält, damit ihm das Podagra nicht in Leib ſchlägt. Kommen Sie bald, Sie werden mit Verlangen erwartet von

Ihrem

geneigten Freunde
v. F.

Entzückt über dieſe unerwartete Botſchaft, macht ſich Lampert nach Empfang dieſes

Briefgens ſogleich reiſefertig. Es war ſo veranſtaltet worden, daß er auf dieſem kleinen Wege bereits einige Anfechtungen haben ſollte. Einige Reuter mußten ihn überfallen und für einen franzöſiſchen Feldprediger anſehen. Er hat durchaus ein Kriegsgefangener werden ſollen. Man hat ihm geſagt, er müßte mit nach Wilmershaußen in das Staabsquartier folgen. Endlich erhält er auf vieles Bitten ſo viel, daß er einer abgelößten Feldpoſt ein Wahrzeichen mit an uns nach Schönthal geben darf, damit wir ſeine Befreiung deſto ſchleuniger auswirken möchten. In der Angſt wählte er hierzu ſeine Sammtmütze, und er hätte nichts kenntlichers wählen können. Der Cüraßier hatte ſie auf ſeinen blanken Pallaſch geſteckt, da er in Schönthal einritte, und wenn Lampert nicht bald darauf ſelbſt nachkommen wäre, ſo ahndete mir ſchon, daß das Gerüchte in der Gemeinde entſtehen würde, er wäre niedergemacht worden. Doch der Rittmeiſter befahl, daß man ihn ungehindert ſollte paßiren laſſen, und ſchalt den Reuter, daß er die

Zierde des Hauptes eines deutſchen Magiſters ſo ſehr mißhandelt hätte. Lampert erſchien hierauf noch ganz betäubt von Schrecken. Der Rittmeiſter nahm ſein ſteifes Weſen wieder an, die Rolle, die ihm der Major aufgetragen hatte, ſchien ſehr gut mit ihm zu paſſen. Nach den erſten Komplimenten, die auf Seiten des Magiſters mit einer furchtſamen Ehrerbietung gegen den Rittmeiſter begleitet waren, zog er einen Brief aus der Taſche. Sie haben mir zwar ſilentium imponirt, gnädiger Herr, ſagte er zum Baron, ich habe meinem Gönner nichts von der beglückten Ankunft des Herrn Rittmeiſter Salmonets entdecken ſollen: nehmen Sie es aber nicht ungnädig, ich hielt mich in meinem Gewiſſen verbunden, ihm einen Wink davon zu geben. Ich habe mir einmal eine Regel gemacht, kein Geheimniß zu beſitzen das ich ihm nicht entdecken ſollte, ich darf ſolche nicht überſchreiten. Mein Patron bedauert, daß er nicht im Stande iſt dem Herrn Rittmeiſter perſönlich ſeine Aufwartung zu machen, er empfiehlt ſich ihm in dieſem

ſem Schreiben. Er übergab es dem Officier, welcher es erbrach und laß. Ich will es hier einrücken, es veranlaßte eine wichtige Unterredung

Hochgeehrter Herr Rittmeiſter,

Wenn Sie deutſch verſtehen, ſo iſt es gut; wo nicht, ſo laſſen Sie dieſen Brief durch Ueberbringern deſſelben in eine Sprache überſetzen, in welche ſie wollen. Ich erfreue mich ſehr, daß ein Mann, von dem ich in der Geſchichte Sir Carl Grandiſons, meines vielgeehrten Herrn Gevatters, ſo viel geleſen habe, ſich in hieſiger Gegend befindet. Ich möchte Sie gern von Perſon kennen lernen, und würde nicht ermangelt haben, Ihnen in Schönthal aufzuwarten, wenn ich nicht das Bette hüten müßte. Gönnen Sie mir Ihren Beſuch, wenn Sie Ihren Poſten verlaſſen können, Sie werden mir ſehr willkommen ſeyn. Inzwiſchen da man nicht weiß, wie bald Sie etwan Ordre zum Aufbruch erhalten, und mir viel dran gelegen iſt Ihr Portrait zu beſitzen, weil Sie doch auch mit in die Geſchichte Sir Carls gehören; ſo thun Sie mir doch den Gefallen, und laſſen Sie Sich bei Ihrem jetzigen Aufenthalt in Schönthal auf meine Koſten abkonterfeien. Ich habe mir vorgenommen, alle in dieſer Geſchichte vorkommende Perſonen abmahlen zu laſſen, um meine Bildergalerie damit auszuſchmücken, ich habe diesfalls auch bereits nach England geſchrieben. Wenn Sie meine Bitte erfüllen, ſo erzeigen Sie mir dadurch den größten Gefallen von der Welt, und wenn ich im Stande bin, Ihnen Gegengefälligkeiten zu erzeigen; ſo werde ich mir ein Vergnügen daraus machen. Ich verharre mit aller Hochachtung

Dero

ergebenſter Diener
v. N.

Ja ja, ſagte der Rittmeiſter, das iſt der Mann, den mir der Major Ohara beſchrieben hat. Hören ſie einmal, was Aemilie Sir Beauchamps Gemahl von ihm ſpricht.

Leſen Sie dieſen Brief ſelbſt, Herr, ſagte er zum Magiſter, wenn Sie engliſch verſtehen; doch ich will ihnen lieber die Ueberſetzung davon machen. Er ſchlug das erſte Blatt um, und ſtellte ſich, als wenn er auf der andern Seite das fänd, was er ſuchte. Er las folgendes?

Wagen ſie es ja nicht wieder, Sir Carln nachzuahmen, ſie müſſen wiſſen, ſagte er, daß mich Lady Beauchamp mit dieſem Briefe beehret hat. Es iſt ſehr wohl gethan, daß ſie dieſen Vorſatz aufgegeben haben, da ſie an der glücklichen Ausführung deſſelben ſo ſehr zweifeln. Dieſes würde ihr Gemüth nur in einer beſtändigen Unruhe unterhalten haben. Mein Herr geſtehet ſelbſten, daß er in dieſer Unternehmung nicht vollkommen glücklich geweſen iſt, das ſage ich zu ihrem Troſte. Wenn man nicht ſo gut iſt als man ſeyn ſoll, ſo iſt es gnug, wenn man ſich beſtrebt, ſo gut zu ſeyn, als man ſeyn kann. Kein Britte hat bis jetzo Sir Carln erreichet, vielweniger ein Irrländer. Dieſe Ehre iſt einem Ausländer

der vorbehalten geweſen. Sie kennen den Mann aus den Briefen des Gemahls meiner Mutter. Der Herr v. N., was für ein ehrwürdiger Name, der dem Namen Grandiſon gleich kommt! Alle Wetten, die in England ſind angeſtellet worden, daß Sir Carl unnachahmlich wäre, gehen nunmehro verlohren. Zwei Capitaliſten in Londen werden dadurch banquerott. Wir bewundern alle den großen Deutſchen und Sir Carl iſt über ihn vergnügt. Sie wiſſen, wie oft Herr Richardſon mich in der Geſchichte meines Vormundes heulen läßt: jetzo vergieße ich in der That mehrere Thränen, als mir jemals ſind angedichtet worden, lauter Freudenthränen, daß Sir Carl der Gegenſtand einer allgemeinen Bewunderung worden iſt, und daß man ihn ſo glücklich nachahmet.

Wir haben Urſache einander Glück zu wünſchen, ſagte der Baron, daß wir ſo vielen Antheil an einem Manne haben, den man in Brittannien eben ſo hoch ſchätzt; ſo ſehr man ſein Urbild in Deutſchland bewundert.

Bald bekomme ich ſelbſt Luſt, die Secte der Anhänger des Herrn Grandiſons zu vergröſſern, bis jetzo bin ich noch immer neutral geweſen. Was meinen Sie, Herr Rittmeiſter, trauen Sie mir wohl zu, daß ich es in der Nachahmung des Baronets weiter bringen ſollte als Sie? Wenn ich die Ehre bedenke, die mir daher erwachſen würde, ſo möchte ich es faſt wagen ⸗ Aber die Schwärigkeiten, die man dabei zu überſteigen findet ⸗ ⸗

Salmonet. (Ich will ihm nur dieſen Namen geben, weil er doch ſeine Perſon vorſtellte.) Ja, die canalljöſen Schwürigkeiten! Ich habe auch einmal Grandiſons ſpielen wollen, aber bei meiner Treue! Ich hielt es nicht länger als vier Wochen aus, und weiß am beſten, welchen Zwang ich mir dabey angethan habe. Wenn es länger gedauret hätte; ſo wäre ich über den Poſſen crepirt. Spiegeln ſie ſich an meinem Exempel.

Der Baron. Ich erkenne es, bei uns iſt es nun zu ſpät, daß wir erſt anfangen wollten, uns in eine neue Form zu gießen, und wenn man uns beide zuſammen ſchmelzt; ſo würde doch kein Mercur aus uns.

Lampert. Es iſt andem, non ex quovis ligno fit Mercurius. Indeſſen wenn man den edelmüthigen Entſchluß gefaßt hat, eine große Unternehmung auszuführen; ſo muß man ſich keine Hinderniß davon abſchrecken laſſen. Man muß an die Worte des Dichters gedenken: quo bene coepiſti, hic pede ſemper eas. Ich rufe die Sentenz täglich einmal beim Frühſtück meinem Gönner zu, gleich jenem Edelknaben, der ſeinen Monarchen auch täglich an einen gewiſſen Denkſpruch erinnern mußte, und dieſes macht meinen Gönner ſo beherzt, daß er alles, was ſich ſeinem edlen Vorhaben entgegen ſetzt, glücklich überwindet.

Salmonet. Grandiſon wäre der Mann nicht, der er wirklich iſt, wenn er den Doctor Bartlett nicht auf der Seite gehabt hätte; und ihr Gönner würde auch wohl eine ſchlechte Figur machen, wenn ſie ihn nicht unterſtützten.

Lampert. Sie erzeigen mir viel Ehre, mein Herr Rittmeiſter; aber ich verſichere, daß ich weiter nichts als eine cauſſa occaſionalis bin, daß mein Patron dem großen Britten glücklich nachfolget.

Salmonet. Sie ſind ein ſehr beſcheidener Mann; mein Herr, und ſie verdienen meine Hochachtung, daß ſie das Lob, das ihnen mit Rechte zugehöret, auf eine ſo gute und gelehrte Art von ſich ablehnen. Aber helfen ſie mir doch aus dem Traume, was hat es denn mit der Bildergalerie ihres Herrn für eine Bewandniß? Mich dünkt, ſie iſt der Bildergalerie Sir Carls ſehr unähnlich, dort befinden ſich nur die Ahnen deſſelben, und hier will ihr Gönner die Portraits aller der Perſonen, die in der Geſchichte ſeines Freundes genennet werden, aufſtellen.

Lampert. Mein Gönner hat dabei verſchiedene rühmliche Abſichten. Er hält ſich für einen aus der Familie Sir Carls, und alſo glaubt er ein Recht zu haben, alle Anverwandten deſſelben als die Seinigen zu betrachten. Da es nicht wahrſcheinlich iſt, daß er die Engliſchen Freunde jemals von Perſon wird kennen lernen; ſo will er ſich doch wenigſtens aus dem Gemählde einen Begriff von ihnen machen. Ferner hat er hat er ſich vorgenommen, ſeinen hochadelichen Sitz zu einer Schule der Tugend und Weisheit zu machen. Dieſe Bildergalerie wird alſo den beſte Hörſaal derſelben abgeben. Man wird Gelegenheit haben, wenn man den Lehrlingen dieſe Portraits zeiget, auch zugleich den moraliſchen Charakter der Perſonen, die dadurch vorgeſtellt werden, zu entwerfen. Die Tugend wird ihr gehöriges Lob, das Laſter ſeinen Tadel finden.

Salmonet. Der Herr v. N. wird mein Portrait alſo nicht bekommen. Es iſt mir bekannt, daß ihr Herren eben nicht die beſten Begriffe von mir habt. Ich glaube, ihr wäret im Stande, mich neben den ſchelmiſchen Juden Merceda zu ſtellen, und jeder, der vorüber ginge, müßte einen Fluch über uns ausſprechen. Nein, das wäre mir ungelegen! Ich will lieber unbekannt bleiben, als auf eine ſolche Art berühmt werden.

Lampert. Sie haben nichts zu fürchten. Es ſcheinet, daß ihnen Sir Carl Pardon gegeben, und die Beleidigungen, die er von ihnen und dem Herrn Major Ohara erhielt, vergeſſen hat. Es iſt alſo auch unſere Schuldigkeit, daß wir alles mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zudecken. So bald ſie angefangen haben, den Herrn Grandiſon zu verehren; ſo bald ſind ſie aus den Thoren des Laſters zu den Fahnen der Tugend übergegangen. Wenn jetzo Herr Richardſon die Geſchichte des Herrn Grandiſons fortſetzen ſollte, ſo würde er ſie vermuthlich in einem ganz andern Lichte erſcheinen laſſen.

Salmonet. Denken ſie nicht an den verhaßten Richardſon. Er hat mich vor der ganzen Welt beſchimpft, und ich hätte ihn gewiß längſtens den Hals gebrochen, wenn ſich Sir Carl ſeiner nicht annähme. Haben ſie denn alles geglaubt, was er von dem

Major und mir bei den Händeln zu St. James quarre geſchrieben hat?

Lampert. Ich hab im geringſten nicht daran gezweifelt, da Sir Carl den ganzen Vorgang der Sache ſelbſten an den Doctor Bartlett berichtet.

Salmonet. Es iſt wahr, Sir Carl hat mit aller Aufrichtigkeit alle Händel beſchrieben, ich habe den Brief im Original geſehen; Sir Richardſon aber hat geglaubt, daß die getreue Mittheilung deſſelben ſeinem Helden nicht gar zu vortheilhaft ſeyn dürfte, deswegen hat er ſich die Erlaubniß genommen, viele Stellen darinne zu verbeſſern. Er hat aber die Sache, wie jedermann, der nur Menſchenverſtand hat, leichtlich einſiehet, dergeſtalt übertrieben, daß ſeine Erzählung alle Wahrſcheinlichkeit verliehrt. Sir Carl macht ſich ſelbſt oft darüber luſtig: er weiß am beſten, wie wir ihn damals in die Enge getrieben hatten.

Lampert. Sollte aber Sir Carl darein gewilliget haben, daß man die Welt ſo hinterginterginge und ihr Unwahrheiten und Erdichtungen von ihm aufbürden dürfte?

Salmonet. Der Baronet hat hierzu freilich ſeine Einwilligung nicht gegeben, er hat alles hinter ſeinem Rücken gethan. Was ſollte er aber machen, da es einmal geſchehen war? Er mußte es dabey bewenden laſſen.

Der Hr. v. Ln. Sie hätten in der That dieſen Schimpf nicht ſollen auf ſich ſitzen laſſen. In Deutſchland würde kein Officier mit ihnen getrunken haben, bis ſie ihre Sache ausgemacht hätten. Wenn ich an ihrer Stelle wäre; ſo vertheidigte ich mich wenigſtens in Schriften, und ſuchte meine Ehre vor der Welt zu retten. Ich denke, es iſt noch immer Zeit.

Salmonet. Bis jetzo habe ich es auf Bitten des Majors unterlaſſen, dieſer glaubte, Sir Carl würde ungehalten darüber werden, ſie wiſſen wohl, daß er Urſache hat ihn zum Freunde zu behalten. Der Baronet und Beauchamp ſind ein Herz und eine Seele, dieſer letztere, der jetzo Aemiliens Vermögen in Händen hat, würde der Gemahlin des Majors den Augenblick die freiwilligen Renten einziehen, wenn ihm Sir Carl nur einen Wink gäbe. Der Major würde alſo ſehr übel dran ſeyn, wenn er dem Herrn Grandiſon auf ſich unwillig machen wollte. Inzwiſchen iſt ſich jeder ſelbſt der Nächſte. Die Freundſchaft des Baronets iſt mir angenehm: aber ich will ſolche doch lieber vermiſſen als die Achtung der ganzen Welt. Da die Geſchichte des Herrn Grandiſons in Deutſchland ein ſo großes Anſehen erlangt hat, und ich für die deutſche Nation ſehr viele Achtung habe: ſo kann ich es unmöglich zugeben, daß man mir unverdienter Weiſe meine Ehre entzieht. Ich will mich rechtfertigen. Ich will die aufrichtige Relation der Händel mit Sir Carln aufſetzen und drucken laſſen. Ich will mich gegen den unverſchämten Herrn Richardſon vertheidigen. Weiſen ſie mir nur einen Gelehrten zu, der die Sache gut einfädelt: ich bin der deutſchen

ſchen Sprache nicht ſo mächtig, daß ich mich getrauete, dieſen Aufſatz ſelbſten zu verfertigen.

v. Ln. Einen Gelehrten dürfen ſie nicht weit ſuchen, wenn der Herr Magiſter Wilibald in der Geſellſchaft iſt. Er wird ſich ein Vergnügen daraus machen, eine Cauſſa occaſionalis zu ſeyn, ihren Ruhm, der in den Augen der Deutſchen Schiffbruch gelitten hat, wieder herzuſtellen, und er wird, wie ich hoffe, ihre Ehre ſo tapfer vertheidigen, daß man ſie in Zukunft für den herzhafteſten Irrländer halten wird.

Lampert. Ich verbitte dieſe Ehre gar ſehr. Ich werde warlich gegen den Herrn Richardſon nie eine Feder anſetzen, das iſt geſchworen! Geſetzt, aber noch nicht eingeſtanden, er hätte einiges in den Briefen des Herrn Grandiſons an den Doctor Bartlett geändert; ſo würde ich doch nicht im Stande ſeyn, das Publicum davon zu überzeugen.

v. Ln. Ich ſollte meinen, dieſes würde ſich leicht thun laſſen, wenigſtens iſt es wahrſcheinlicher, daß zwei ſo tapfere Männer, als der Herr Major Ohara und der Herr Rittmeiſter Salmonet ſind, den Herrn Grandiſon entwaffnet haben, als daß er beide durch ſeine Fechterſtreiche um Hut und Degen bringt. Dieſe Stelle halte ich für die ſchwerſte in dem Grandiſon, die einer Aufklärung wohl würdig iſt.

Salmonet. Ich werde nicht mit Bitten bei ihnen nachlaſſen, mein Herr, bis ſie ſich entſchlüßen, mir meinen guten Namen wieder zu verſchaffen. Ich will ihnen unter der Mahlzeit den ganzen Verlauf der Sache der Wahrheit gemäß erzählen, bringen ſie es hernach zu Pappier, damit ich dieſe Schutzſchrift in die nächſte Druckerei ſchicken und hernach in ganz Deutſchland bekannt machen kann. Sie ſollen zur Belohnung die Ehre haben, ihren Namen davor ſetzen zu dürfen.

Lampert entſchuldigte ſich mit einem Haufen Complimenten, und glaubte damit durchzukommen, daß er vorgab, er würde ſich das größte Gewiſſen machen, ſeinen Eid zu brechen, den er gethan hätte, nie eine Feder gegen den Herrn Richardſon anzuſetzen: Der Rittmeiſter aber drang ſo heftig in ihn, daß ihm ganz Angſt dabei wurde. Bei der Mahlzeit erzählte der Rittmeiſter ein feines Mährgen, das ſchon den Tag zuvor war ausgedacht worden, von ſeiner Schlägerei mit dem Herrn Grandiſon, und ſprach davon für ſich ſo vortheilhaft, daß dem guten Lampert kein Biſſen ſchmeckte. Er wünſchte diesmal hundert Meilen von Schönthal und dem martialiſchen Britten zu ſeyn, dem er nicht, wie er wollte, zu widerlegen ſich getrauete. Es war auch in der That gefährlich, dieſem Kriegsmanne viel zu widerſprechen, der, wenn man ihm nicht alles glauben wollte, die Stirn in tauſend Falten legte, und gräßlich ſchwur, daß alles wahr wäre, was er ſagte. Unterdeſſen nennte er den Magiſter immer ſeinen beſten Freund, und erwies ihm allerlei Liebkoſungen. Beim Koffee wurde der Spaß vollkommen, wo nicht gar übertrieben. Lampert wollte es durchaus nicht unternehmen, den Herrn Salmonet gegen die Erzählung des Herrn Richardſons zu vertheidigen.

Wollen Sie nicht meiner Bitte Platz geben, mein Herr, ſagte der Officier; ſo werde ich, wenn ſie ſich ferner weigern, nach Kriegsgebrauch mit ihnen verfahren müſſen. Corporals, rief er zum Fenſter hinunter, haltet ein Dutzend Sättel bereit. Nehmen Sie es nicht ungütig, mein Herr, es thut mir leid, daß ich ihre Schultern mit zwölf Sätteln muß beſchweren laſſen, wenn Sie meine Ehre gegen die feindſeligen Angriffe des Herrn Richardſons nicht vertheidigen wollen. Sie werden ſich gefallen laſſen, dieſe Laſt ſo lange zu tragen, bis ſie ſich meinem Abſichten gemäß erklären. Auf dieſe Art habe ich in meinem Vaterlande die Hartnäckigkeit von mehr als hundert Quäckern überwunden, und ſie in zwo Stunden glücklich bekehrt. Ich hoffe nicht, daß ſie mich in die Nothwendigkeit verſetzen werden, ihnen dieſe kleine Unbequemlichkeit ſo lange aufzubürden. Verſuchen ſie es nur ſo lange es ihnen gefällt. Sobald ſie meine Bitte Statt finden laſſen; ſo bald werde ich das Vergnügen haben ſie von dieſer kleinen Beſchwerung zu befreien.

Verlangen ſie nicht Unmöglichkeiten von mir, ſagte Lampert in einem tragiſchen Tone, und beleidigen ſie nicht das Gaſtrecht, das bei den Alten heilig war. Ich bin als ein Freund zu ihnen kommen, warum begegnen ſie mir als einem Feinde? Sie werden an mir nie einen Vertheidiger, wohl aber einen Ankläger bei der ganzen ehrwürdigen Familie der Grandiſonen finden, wenn ſie fortfahren, einen Mann zu beleidigen, für den die weiſeſten der Britten ſelbſt eine Achtung bezeigen, und deſſen Bemühungen um die Gelehrſamkeit ſie bereits belohnet haben.

Salmonet. Glauben ſie nicht, ehrwürdiger Freund, daß ich ſie beleidigen will, entfernt von mir ſei eine ſo tadelhafte Abſicht! Ich werde ſie vielmehr ſelbſt unter der Laſt der Sättel hoch ſchätzen. Ich thue nichts, als was die größten Helden der alten und neuern Zeiten vor mir gethan haben, ich verfahre mit ihnen nach raiſon de guerre. Ein General, der ein Volk in ſeiner Gewalt hat, läßt ſich von ſolchem alle Unterſtützung und Hülfe zu Erhaltung ſeines Endzwecks, das iſt, zu Beförderung ſeiner Progreſſen reichen, die er nur aufbringen kann. Er iſt berechtiget mit militariſcher Execution dieſe Hülfleiſtung zu erzwingen, ohne daß er deswegen ein Feind iſt, er kann (bei alledem) ſogar ein Freund und Bundsgenoſſe ſeyn. Was thue ich anders? Sie ſind in meiner Gewalt, ich verlange eine kleine Gefälligkeit von ihnen, die ſie mir auch leicht erweiſen können, ſie verweigern mir ſolche: ich bediene mich alſo meiner Macht, die mir die Kriegsgeſetze erlauben, meinen Endzweck zu erreichen. Ich bin aber keinesweges ihr

Feind, nein, wir ſind die beſten Freunde, hier haben ſie meine Hand. Ich bin äuſſerſt gerühret, daß ich mich genöthiget ſehe, ihnen auf eine unangenehme Art zu begegnen. Sie werden mich außerordentlich verbinden, wenn ſie mich von der Nothwendigkeit befreien, meinem Vortheil der Heiligkeit des Gaſtrechts vorzuziehen.

Lampert zum Major. Sie bringen alles Unglück über mich, Herr Major! Hätten ſie nicht den Vorſchlag gethan, daß ich die Ehre des Herrn Rittmeiſters gegen die Wahrheit verfechten ſollte: ſo ſähe ich mich jetzo nicht in ſo viele Verdrüßlichkeiten verwickelt. Nun verlaſſe ich mich auch auf ihren Vorſpruch.

Der Major, zuckt die Achſeln.

Salmonet. Hier gilt kein Vorſpruch, entſchließen ſie ſich, aut, aut. Er ſtieg auf vom Stuhle.

Lampert. Hören ſie, Herr von Salmonet, nur ein Wort!

Salmonet. Was denn?

Lampert. Gönnen ſie mir doch wenigſtens nur eine kleine Bedenkzeit, um bei einer Sache von ſolcher Wichtigkeit eine feſte Entſchließung zu faſſen. Erlauben ſie, daß ich einen kleinen Abtritt nehme.

Salmonet. Richten ſie alles nach ihren Gefallen ein, beſter Freund, ich verſtatte ihnen dieſen Zeitraum gar gerne, die Sache zu überlegen, bringen ſie nur eine mir gefällige Entſchlüßung zurück.

Lampert ging hierauf in das Nebenzimmer, wir hörten kurz hernach ſeine Stimme. Der Baron winkte uns, daß wir ſtille ſeyn ſollten, er nahm ſeine Schreibtafel und lehnte ſich an die Thür. Hier iſt es, was er von dem Selbſtgeſpräche des Magiſters aufgeſchrieben hat, man konnte nicht alles vernehmen.

Nein! Jedermann würde mich verachten = Welcher Unterſchied unter den Menſchen! Grandiſon der Menſchenfreund. Ehre genug ſeinetwegen ein Märtyrer zu ſeyn!

Wer kann wider Gewalt und Unrecht ; ; ! Aber gleichwohl ; keine Einwürfe! Ein Abſchaum von böſen Menſchen kann dich nicht beſchimpfen. Getroſt Lamperte! Jezt iſt es Zeit, dir ein Verdienſt zu machen ; , Wohlan, zeige deinen Muth, wie ſpricht der Dichter:

Juſtum et tenacem propoſiti virum,
Non militum ardor, prava jubentium,
Non vultus (cape tibi hoc!)
Non vultus iuſtantis tyranni,
Mente quatit ſolida,

Aber freilich vor der übelunterrichteten Welt ; , Ei kein aber! In Jahr und Tag iſt alles vergeſſen ; . Aber Hannchen wird mir umkehren. Ein ſchwerer Punkt ; in der That, Hic haeret aqua! doch nein, nichts iſt im Stande ; ;

Weiter konnte man nichts verſtehen, es trat in dem Augenblick ein Küraßier von dem Anſehen eines Bramarbas in das Zimmer, der einen Paß examiniren ließ, und durch das Geräuſch ſeiner Stiefeln uns um den letzten Theil dieſes Selbſtgeſpräches brachte. Der Magiſter kam einige Augenblicke hernach ſehr beſtürzt zurück; er glaubte, der Küraßier wäre ſeinetwegen da, um gegen ihn Gewalt zu gebrauchen. Dieſes machte eine plötzliche Aenderung in ſeinem feſten Entſchluß. Wozu dienen alle dieſe Weitläuftigkeiten, ſagte er, da ich bereit bin, ihre Abſichten zu erfüllen. Der Rittmeiſter umarmte ihn, und der Küraßier nahm ſeinen Abmarſch. Lampert ſetzte ſich in einem Winkel des Zimmers, und nach einer Stunde überreichte er die verfertigte Schutzſchrift, die vollkommen nach dem Willen des Officiers eingerichtet war. Der Major rieth ihm, dieſen Aufſatz in die öffentlichen Zeitungen einrücken zu laſſen, weil dieſes der leichteſte Weg wäre, ſolchen allenthalben bekannt zu machen. Lampert bat den Rittmeiſter ſehr angelegentlich, ihn zu beurlauben und ihn mit einem Paſſe zu verſehen, damit wenn er unterweges einer Patruille wieder in die Hände fiele, man ihn nicht für eine verdächtige Perſon halten möchte. Der Rittmeiſter verſicherte, daß er nichts zu befürchten hätte, weil er aber doch darauf beſtund; ſo gab er ihm einen Reitknecht zur Bedeckung mit. Er mußte verſprechen des folgenden Tages wieder zu kommen, aber er hat ſein Wort nicht gehalten. Am Freitage wollte der Rittmeiſter unſern Oncle beſuchen; er wurde aber durch die Ordre zum Aufbruch daran verhindert. Jetzo iſt es in unſerer Gegend wieder ganz ruhig. Der Magiſter hat ſich, wie der Baron erzählet, der geſtern in Kargfeld geweſen iſt, zwei Tage und drei Nächte in einem großen Schlagfaſſe auf dem Boden aufgehalten, und vorgeben laſſen, er wäre in Angelegenheiten ſeines Gönners verreiſt, damit er dem Herrn Salmonet nicht wieder unter das Geſichte kommen möchte. Unſer Oncle iſt ſehr böſe auf ihn, daß er dem Rittmeiſter Gehorſam geleiſtet, und eine Schmähſchrift gegen den Herrn Grandiſon, wie er es nennt, aufgeſetzt hat. Ich will das Original davon meinem Briefe mit beifügen, du wirſt leicht einſehen, welchen

chen Zwang der Magiſter bei Verfertigung dieſes Aufſatzes ſich hat anthun müſſen. Fräulein Julgen iſt mit dieſer heimlichen Rache gegen den boshaften Lampert nicht ſowohl zufrieden als ich. Sie iſt ein liebes frommes Kind, die keine Beleidigung rächen, ſondern nur verzeihen will. Meine ſechs Federn ſind nun eben ſtumpf, ich will alſo mein Paquet geſchwinde zuſammen packen. Wenn es dir in Straßburg nicht ſo wohl gefällt als in London; ſo verſchaffe uns bald das Vergnügen, dich in Schönthal zu ſehen, um von mir die mündliche Verſicherung zu erhalten, daß ich nie aufhören werde zu ſeyn

Deine

A. v. S.

Avertiſſement

An das Publicum.

Es iſt nicht ohne die äußerſte Befremdung zu vernehmen geweſen, was maßen der Herausgeber der Geſchichte Herrn Carl Grandiſons, ſich die ungeziemende Freiheit genommen hat, einige Briefe in beſagter Geſchichte nach ſeinem Gutdünken zu verändern und zu verfälſchen, dergeſtalt und alſo, daß er ſich nicht entblödet hat, aus ſolchen einige wichtige Umſtände ganz und gar wegzulaſſen, oder zu verdrehen; nicht minder ſeine eigenen Erdichtungen und Hirngeſpinnſte an deren Stelle zu ſetzen, und ſie für die reine Wahrheit zu verkaufen. Da nun durch ſolche argliſtige Griffe ſowohl das Publicum auf eine ſchändliche Art iſt hintergangen, als auch verſchiedene Perſonen durch dieſe ungetreue Erzählung an ihrer Ehre und guten Namen heftig ſind gekränket worden: ſo hat man nicht Umgang nehmen wollen, eine abgenöthigte Ehrenrettung der, von dem Herrn Herausgeber ſo feindſelig angegriffenen Perſonen, öffentlich an das Licht zu ſtellen, und dadurch ein unpartheiiſches Publicum von der Wahrheit der Sache genau zu informiren, die fabelhaften Erdichtungen in ihrer Blöße darzuſtellen, und ihre Urheber für ſeine Verwegenheit dadurch einigermaßen büßen zu laſſen.

Nie iſt wohl die Wahrheit mehr geſparet worden, als bei Erzählung des Duells zwiſchen Herrn Carl Grandiſon Baronet an einem, und S. T. Herrn Major Ohara und dem Herrn Hauptmann Salmonet am andern Theile. Ob man gleich genugſam überzeugt iſt, daß jedem vernünftigen Leſer ſogleich bei Erblickung dieſer Relation, welche im 3ten Theile der Grandiſoniſchen Geſchichte und daſelbſt im XIII. Briefe aufgezeichnet zu erſehen iſt, die handgreiflichſten Unwahrſcheinlichkeiten, damit am beſagten Orte einige Blätter angefüllet ſind, nothwendig in die Augen leuchten müſſen, und man alſo die ganze Sache dem vernünftigen Urtheile des billigen Leſers hätte überlaſſen können: ſo hat man doch um der ſchwachen Brüder willen, die des judicii diſcretionis ſich nicht ſonderlich rühmen können, und aus Liebe zur Wahrheit, einige Umſtände dieſer Erzählung in etwas beleuchten wollen, um ſolche von den vorſetzlichen Erdichtungen des Verfaſſers zu ſäubern, und Licht und Finſterniß, das iſt, Wahrheit und Lügen in dieſem Chaos von einander abzuſondern. Es iſt demnach

1.) Ueberhaupt eine ſtrafbare Verwegenheit, wenn dieſer ganze Brief, ſo wie er in bemeldter Geſchichte dem Publico vor Augen liegt, dem Herrn Carl Grandiſon angedichtet wird. Wahr iſt es, daß Sir Carl den ganzen Verlauf des Rencontres mit dem Herrn Major Ohara und dem damaligen Titularhauptmann, jetzigen wirklichen Rittmeiſter in Königl. Großbrittanniſchen Dienſten, Herrn von Salmonet, an Se. Hochwürden, Herrn D. Bartlett, aufrichtig und mit der Wahrheit übereinſtimmend berichtet hat. Es iſt dieſer Brief aber von dem Herrn Herausgeber entweder ganz und gar unterſchlagen, oder durch viele erdichtete Zuſätze ſo verunſtaltet worden, daß ihn Sir Carl gar nicht mehr für den ſeinigen erkennt, wie er dieſes ſelbſt gegen viele glaubwürdige Perſonen, die allenfalls alle mit Namen angeführet werden könnten, geſtanden hat. So iſt auch

2.) Grundfalſch, wenn der Verfaſſer dieſes untergeſchobenen Briefes Sir Carln muthmaßen läßt, die beiden Herren wären gemeine Kerls und keine Officiers, die von der Frau Jervois nur wären herausgeputzet worden, da doch mehr belobter Herr Hauptmann Salmonet jetzo in Deutſchland unter den engliſchen Truppen mit vielem Ruhme ein Geſchwader Reuter commandiret, und ſich vorgenommen hat, die Feinde ſeines Königes und des Vaterlandes zu überwinden, oder zu ſterben. Es konnte auch Sir Carln ganz und gar nicht einfallen, an dem guten

Herkommen dieſer beiden Herren zu zweifeln, da der Herr Major gleich nach den erſten ſteifen Complimenten, die beide Theile einander machten, ſein Geſchlechtregiſter nebſt allen Documenten ſeines guten irrländiſchen Adels, welches zuſammen im Druck einen ziemlichen Quartanten ausmachen dürfte, dem Baronet in einer Schnupftobacksdoſe darreichte, von welcher doch der Verfaſſer ein ganz andres Mährgen erzählet. Man hat nicht Urſache über dieſes compendiöſe Behältniß eines ſo weitläuftigen Werkes in Verwunderung zu gerathen, da man ja ungezweifelt weiß, daß in dem Alterthume eine Abſchrift der ganzen Ilias des Homers, auf Pergament geſchrieben, in einer Nuß iſt aufbehalten worden. Was aber das Geſchlecht des Herrn Salmonets anlangt, ſo glaubt man, daß jeder von der Vortrefflichkeit deſſelben genugſam werde urtheilen können, wenn man ſagt, daß der Herr Großvater oftbenannten Herrn Rittmeiſters unter Cromwells Heere eine anſehnliche Charge hatte, wenn dieſer predigte, ſo verſahe jener die Stelle eines Feldcantors. Aus dem Verhältniſſe eines Paſtoris und Cantoris mit der Gemeinde, kann man das Verhältniß zwiſchen dem Protector Cromwell, dem Anherrn des Herrn Salmonets und andern Gliedern des Brittiſchen Staats vollkommen beſtimmen. Gleichwie ein Paſtor in ſeinem Dorfe und deſſen Filialen der vornehmſte Mann iſt, und nach ihm dem Cantori der zweite Platz gehöret: alſo war auch Cromwell ein Beherrſcher dreier Völker, und Herr Eduard Salmonet war nach ihm der größte im Reich. Ferner und zum

3.) Kann man auch unangemerkt hier nicht vorbeilaſſen, daß der Verfaſſer oftangezogenen untergeſchobenen Briefs einen offenbaren Widerſpruch begehet, wenn er erſtlich den Herrn Grandiſon dieſe beiden Herren für gemeine Kerls halten, und ihn doch kurz hierauf den Degen gegen beide ziehen läßt. Man könnte zwar ſagen, es wäre dieſes eine Nothwehre geweſen: Sed quod negatur. Warum ließ er es denn ſo weit kommen? Warum braviert er die Herren ſo lange, bis ſie endlich böſe werden und vom Leder ziehen? Wenn er ſie für keine Cavaliers hielt, ſo konnte er ja gleich bei dem erſten Wortwechſel ſeinem Bedienten klingeln, um diese Männer, nach dem Ausdruck des Verfaſſers, mit der Verachtung, welche ſie verdienten, nach ihrem Wagen bringen zu laſſen, ohne ſich vorhero erſt mit ihnen zu ſchlagen, und ihnen Cavaliers-Satisfaction zu geben. Man merkt es hier gar zu deutlich, daß ſich der Verfaſſer ſelbſt vergeſſen hat, die Unwahrheit guckt unter ſeiner Erzählung allenthalben hervor. Möchte man ihm dahero nicht mit Recht zurufen: Mendacem opportet eſſe memorem? Nicht weniger iſt es

4.) Eine lächerliche Erdichtung, wenn Herr Richardſon ſeinen Helden ſeine zwei Gegner mit einer ganz unglaublichen und einer Zauberei ähnlichen Geſchicklichkeit entwaffnen, und als ein paar Kartenmänner zu Boden ſtrecken läßt. Er begnügt ſich nicht an einem Siege, den er ſeinem Helden ſo leicht in die Hände ſpielt: Sir Carl muß ſich auch die Mühe nehmen, beide Männer, einen nach dem andern, aus dem Zimmer zu bringen. Wie er das angefangen hat, wird nicht gemeldet, es wäre dieſes auch vergeblich geweſen, denn die umſtändlichſte Beſchreibung dieſes Vorganges würde jedem vernünftigen Leſer doch unbegreiflich geblieben ſeyn. Wenn man nicht Sir Carln für einen Zauberer halten will, der mit bannen und feſte machen umgehen kann: ſo wird man geſtehen müſſen, daß dieſer Auftritt dem Roman ſo ähnlich ſiehet, als ein Tropfen Waſſer dem andern. Risum teneatis amici! Noch eins! Warum ruft denn Sir Carl noch zuletzt, da die beiden Herrn ſchon entwaffnet waren, ein halb Dutzend handfeſte Kerls zu Hülfe? Waren die beiden Herren ſo geduldig als ſie beſchrieben werden; ſo waren die Bediente unnütze, ſie hätten ſchon ſelbſt ihren Wagen geſucht, da ſie bei Sir Carln nichts mehr zu thun hatten. War aber die Gegenwart der Bediendienten nöthig; ſo iſt dieſes ein untrügliches Zeichen, daß Sir Carl mit ihnen alleine nicht fertig werden konnte. Wer findet hier nicht abermal einen Widerſpruch!

Um dem erlauchten Publico nur einigermaßen einen richtigen Begriff von dieſer Affaire zu machen: ſo iſt zu wiſſen, daß Sir Carl den plötzlichen Ausbrüchen des Zorns, denen er von ſeiner erſten Jugend an unterworfen geweſen, nicht widerſtehen konnte, da er in dem unerwarteten Beſuche, mehrgedachter beider Herren Officiers, und der Gemahlin des Herrn Majors, etwas beleidigendes fand. Groſse Männer haben gemeiniglich auch groſse Fehler, ein Wort gab das andere, und Officiers, die Muth beſitzen, laſſen ſich, wie man weiß, nicht gerne beleidigen. Sie waren alſo genöthiget, ihre Ehre mit dem Degen zu vertheidigen. Sir Carl hatte nur einen kleinen Pariſer an der Seite, ſeine Herren Gegner aber ihre Commandodegen. Es wäre ihnen mithin ein leichtes geweſen, dem Baronet, der ſich bei dem Kamin mit einigen Stühlen verſchanzet hatte, eins anzubringen, daß er genug gehabt hätte. Allein, da er offenbar übermannet war, und mit ſeinen Gegnern nicht einmal gleiche Waffen hatte: ſo war der Herr Major ſo großmüthig, ihn ordentlich nach Kriegsgebrauch in ſeinem Bollwerke aufzufordern. Man begehrte, er ſollte das Gewehr ſtrecken, und ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Weil er nun dieſes zu thun ſich weigerte: ſo machte man Mine, ihn hinter ſeiner Verſchanzung anzugreifen. In dieſem Augenblicke aber drang ein Haufe bewaffneter Bedienten in das Zimmer, ihren Herrn zu entſetzen, der eben im Begriff war, Chamade zu ſchlagen. Man bekam mit einem Haufen Feinden zu kämpfen, die allerlei ungewöhnliche Waffen, als Ofengabeln, Aexte, Feuerſchaufeln und dergleichen führten. Hier war nichts anders zu thun, als ſich mit Ehren durchzuſchlagen. Beide Herren thaten ihr Beſtes, der Major Ohara machte ſich Platz bis an die Thür des Zimmers, doch hier hatte ſich ein verwegener Kopf hinpoſtiret, der ſeine Kohlenzange, gleichwie ein Krebs ſeine Scheere ſowohl zu regieren wußte, daß er damit das Ohr des Majors ergriff und ihn dergeſtalt zwickte, daß er ſich ergeben mußte, nachdem er ſowohl als der Herr Salmonet durch einige Gabelſtiche war verwundet worden. Die Ueberwinder trugen beide Herren im Triumph und mit einem großen Jubelgeſchrei in ihren Wagen. So wie nun alle dieſe Umſtände Herr Richardſon mit großer Sorgfalt verſchwiegen, und ſeine romanmäßigen Erdichtungen an deren Stelle geſetzet hat: ſo ſchüttet er

5) Seinen Gift und Galle noch zu guter Letzt über dieſe Herren aus, nachdem er ſie mit vielen unwahrſcheinlichen Umſtänden in ihren Wagen gebracht hat. Weil der ganze Handel ziemlich tragiſch war, und er doch gern ein Luſtſpiel daraus machen wollte: ſo müſſen die beiden Herren, mit denen er bereits ſo übel umgeſprungen, daß es einem jammert, um dem Leſer etwas zu lachen zu

geben, einander nicht anders als ein paar Böcke ſtutzen. Er läßt ihre Köpfe einander in der Kutſchthür begegnen, und ſie müſſen ſich ſo derbe Kopfnüſſe verſetzen, daß man die Maalzeichen davon unfehlbar noch an der Stirn des Herrn Rittmeiſters entdecken würde, wenn die Sache Grund hätte. Man kann alſo auch dieſer Erdichtung mit allem Rechte widerſprechen, und im Gegentheil weiß man vielmehr, aus ganz ſichern Nachrichten, daß beide Herren mit einer großmüthigen Standhaftigkeit ihr Schickſal ertragen haben, und nicht einmal den Affront, den ſie von den Bedienten des Baronets erlitten, zu rächen ſuchten; ja ſie waren ſo edelmüthig, daß ſie ihre Hüte und Degen von Sir Carls Bedienten wollten einlöſen laſſen, welche Siegeszeichen er ihnen aber unentgeltlich überſchickte.

Dieſes iſt itzt die authentiſche Relation, des ganzen Vorganges dieſer berüchtigten Sache, die in Europa hin und wieder vieles Aufſehen gemacht hat. Man hofft die gegenſeigenſeitigen Erdichtungen genugſam widerlegt zu haben, dergeſtalt, daß ein unpartheiiſches Publicum nunmehro keinen Anſtand nehmen wird, ſolche als falſch und ungegründet zu verwerfen, und im Gegentheil die geſchmälerte Ehre des Herrn Majors Ohara und Herrn Hauptmann Salmonets wieder herzuſtellen, und alle ungleiche Urtheile auf den Verfaſſer obenangezogenen Briefs zurückfallen zu laſſen. Wobei man ſich ſchlüßlich zur Gewogenheit eines erlauchten Publici beſtens empfiehlt.

[illegible]

Grandiſon
der Zweite,

oder

Geſchichte

es Herrn v. N***

in Briefen entworfen.

Dritter Theil.

Eiſenach,
Verlegts Michael Gottlieb Griesbach, 1762.

Ad Bibl. Acad. Lund.

Universitäts Bibliothek München

I. Brief.

Lampert Wilibald an den Herrn v. F.

Kargfeld, den 16 Nov.

Es hat mir geſtern das Fräulein v. S. verſichert, daß Eu. Hochwohlgebohrn. Gnaden heute an den Herrn v. S. ein Schreiben würden abgehen laſſen, und ich glaube dadurch eine erwünſchte Gelegenheit zu finden, inneliegenden Brief ſicher nach England zu bringen; da der junge Herr ſich anheiſchig gemacht, von Straßburg aus den Briefwechſel mit den Brittiſchen Freunden zu unterhalten. Sie werden alſo für meinen Gönner die Gewogenheit und für mich die Gnade haben, dieſes Schreiben mit einzuſchließen; auch beigelegtes Zeugniß zu Rettung meiner Unſchuld mit Dero hohen Namen zu bekräftigen. Ich habe nicht Umgang nehmen können, die bekannte Affaire mit dem verwünſchten Salmonet, welcher in Wahrheit ein rechter Satan iſt, an den Herrn Grandiſon einzuberichten, damit dieſer Verwegene für ſeine Bosheit gezüchtiget werde, und meine Unſchuld in puncto der Schmähſchrift, welche ich gegen den Herrn Baronet aufzuſetzen bin gezwungen worden, an den Tag komme.

Es iſt zwar andem, daß meine Hand iſt gemißbraucht worden, aber mein Herz iſt unſchuldig, und dahero hoffe ich, daß dieſer großmüthige Mann deſto geneigter ſeyn wird, mir zu verzeihen, je weniger mein Betragen in dieſer gefährlichen Sache nach reiflicher Erwägung der antecedentium. concomitantium et conſequentium mir zur Laſt geleget werden kann. Hat man, nach dem Urtheile vieler Gelehrten, den Menſchen von dem Schriftſteller zu unterſcheiden, dergeſtalt,

ſtalt, daß die Fehler des einen, dem andern nicht zugerechnet werden: ſo kann ich mit mehrerem Rechte verlangen, daß man einen Unterſchied unter dem Magiſter und dem Menſchen mache. Hat der letztere aus menſchlicher Schwachheit, oder genauer zu reden, aus Klugheit ein größeres Uebel, das ſeiner Ehre eben ſo ſehr als ſeinen Schultern drohete, abzuwenden, ein kleineres angerichtet, ſo hat der Magiſter nichts damit zu ſchaffen. Urtheilen ſie hieraus, ob mein Herr Principal nicht zu weit gehet, wenn er einen ehrvergeſſenen Mammelucken aus mir machen will, weil ich nach den Regeln der Klugheit einmal anders gehandelt als gedacht habe. Ich hoffe aus England, wohin ich appelliret habe, ein günſtiger Urtheil zu erhalten als von meinem Patron, welcher ſo ſehr für die Ehre ſeines Herrn Gevatters eingenommen iſt, daß er mich aus der Zahl der rühmlichen Nachfolger dieſes großen Mannes gänzlich ausſchließen will, ungeachtet ich nach allen Regeln der Beredſamkeit ihn zu überzeugen geſucht habe, daß ich vorzüglich darunter gehöre. Es iſt andem, daß ich an dem unglücklichen Tage, der mich auf einige Stunden zum Sclaven eines Tirannen machte, mich nicht als einen muthigen Achill, aber doch gewiſſermaßen als einen verſchlagenen Ulyß gezeiget habe. Temporibus caute eſt inſerviendum. Wenn ich den ganzen Vorgang der Sache ohne Vorurtheil erwäge, ſo glaube ich mehreres Lob als Tadel zu verdienen.

Es würde mir indeſſen zu einer ungemeinen Beruhigung gereichen, wenn Eu. Gnaden ſich hierüber expectoriren wollten, ob ich in der Standhaftigkeit den Herrn Grandiſon zu vertheidigen hätte fortfahren ſollen, oder ob ich weislicher gehandelt habe, daß ich der Gewalt nachgegeben. Würden ſie die Sache zu meinem Vortheil entſcheiden, ſo hätte ich Hoffnung, wieder an die Tafel meines Patrons aufgenommen zu werden, jetzo werde ich wie ein Ausſätziger geachtet;

mein Herr will weder mit mir eſſen noch trinken, ſo lange er in den Gedanken ſtehet, ich hätte der Ehre ſeines Freundes durch mein Verfahren einigen Eintrag gethan. Jedoch vermuthlich will er nur dadurch meine philoſophiſche Standhaftigkeit prüfen, und ich werde mich bemühen, zu zeigen, daß ich nicht nur in theoria, ſondern auch in praxi eben ſo wohl ein Philoſoph bin, als von

Eu. Gnaden

ein unterthänigſter Diener
M. L. W.

II. Brief.

An Herrn Grandiſon Baronet, von Herrn Lamvert Wilibald, der freien Künſte Magiſter.

Kargfeld, den 15 Nov.

Daß der Rabe ein Rabe bleibt, wenn man ihm auch gleich alle ſchwarze Federn ausrupfen wollte, und daß ein laſterhafter Menſch, dem das Laſter zur andern Natur geworden iſt, ein Böſewicht bleibt, wenn die Tugend auch gleich alle ihre Reizungen anwendet, ihn zu beſſern: ſolches iſt eine betrübte aber unumſtößliche Wahrheit. Ein unedles Metall läßt ſich durch die Kunſt in ein edlers verwandeln; aber bei einem bößartigen Gemüth iſt alle Kunſt verlohren. Laſſen Sie, hoher Gönner, zur Erläuterung dieſer Wahrheit den Rittmeiſter Salmonet als ein Beiſpiel dienen, und erlauben Sie großgünſtig, daß ich

Ihnen das erſchreckliche Bild dieſes Mannes mit lebendigen Farben abſchildern darf. Sein Character iſt Ihnen zwar ſattſam bekannt; allein da er gegen Sie niemals ſeine Boßheit in ihrem ganzen Umfange hat ausüben können: ſo ſchlüße ich daraus wahrſcheinlich, daß Ihr Begriff von dieſem ruchloſen Menſchen, wenn ihm dieſer letzte Name anders noch zukommt, und er nicht vielmehr ein Ungeheuer oder Meerwolf genennet zu werden verdienet, einigermaßen unvollſtändig iſt.

Es kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß er ſich unter den königlichen Truppen in Deutſchland befindet. Ein unglückliches Schickſal wollte, daß er mit ſeinen ihm untergebenen Leuten auf dem Hochadlichen Ritterſitze des Herrn Baron v. F. zu Schönthal einige Tage ſein Quartier bekam. Er legte den Wolfspelz ein wenig im Anfange bey Seite, und trug Verlangen, die Verehrer Ew. Gnaden, von welchen er durch den Herrn

Major Ohara und die Madame Beauchamp einige Nachricht erhalten, perſönlich kennen zu lernen. Jedermann drang ſich zu ihm, um einen Mann, der zufälliger Weiſe nichts geringes beygetragen hat, Dero Ruhm in ein helleres Licht zu ſetzen, gleich einem ausländiſchen wilden Thiere in Augenſchein zu nehmen; doch plötzlich riß ſich dieſer Panther von der Kette, erſahe unter allen Anweſenden mich zum Raube ſeiner Grauſamkeit, ſprang mir auf den Hals und würgete mich wie ein unſchuldiges Lamm, das iſt, er nöthigte mich unter vielen Drohungen, eine ehrenrührige Schrift wider Ew. Gnaden aufzuſetzen, mit dem Vorſatze, ſolche der Welt durch den Druck öffentlich vor Augen zu legen, und dadurch Dero berühmten und heldenmüthigen Namen ein Klebeſleckgen anzuhängen. Ich bin verſichert, daß Sie mir als Dero eifrigſten Verehrer kaum werden zutrauen können, daß ich gegen Dero hohe Perſon die Feder angeſetzt haben ſollte; ich entſetze mich gegenwärtig vor mir ſelbſten und ſchlage mich ins Angeſicht, ſo oft ich daran gedenke. Ich habe die glückliche Gelegenheit, mich um Sie verdient zu machen, aus den Händen gelaſſen; ich habe mich durch Drohungen erſchrecken und eintreiben laſſen, meinen, und welches ich ohne eitlen Ruhm ſage, Ihren ähnlichen Character zu verläugnen, und doch gleichwohl bin ich, welches parador ſcheinet,

integer vitae ſceleriſque purus.

Es iſt wahr, ich habe mich durch dieſe Affaire nicht, wie ich wünſchte, um Sie verdient gemacht, und deswegen bin ich auch nicht geſonnen, mich ſo weiß zu brennen, daß ich alle menſchliche Schwachheit, die ich etwan in dieſer Sache gezeiget, von mir removiren wollte: aber ich habe mich auch keines Hochverraths gegen Dieſelben, wie mir von einigen will aufgebürdet werden, ſchuldig gemacht. Vernehmen Sie den ganzen Verlauf der Sache in zwei Worten, und hernach fällen ſie mein Urtheil.

Nachdem der Rittmeiſter Salmonet ſich auf dem Schloſſe des Herrn v. F. mit mir in eine weitläuftige Unterredung von der Attaque, welche er, nebſt dem Major Ohara auf Dero Perſon in London geführet, eingelaſſen, und ſeine ganze Beredſamkeit angewendet hatte, dieſer für ihn ſo nachtheiligen Begebenheit durch allerlei Erdichtungen einen ſolchen Schwung zu geben, daß ſie mehr zu ſeinem und ſeines Conſorten als zu Dero Vortheil angeblichermaßen ſollte ausgefallen ſeyn; auch hiernächſt den Herrn Richardſon eines gröblichen Falſi beſchuldigte, als hätte er Dero an den Herrn D. Bartlett abgelaſſenes Handſchreiben, worinnen dieſe Sache erzählet wird, unendlicher Weiſe verfälſchet, viele Umſtände herausgelaſſen, verändert, und die ganze Sache ſo bemäntelt, daß Dero Ehre zwar geretttet, ſeine und des Herrn Majors Ehre aber aufs heftigſte dadurch wäre angegriffen und gemißhandelt worden, und er denn nicht gemeinet ſey, länger in den Augen des ganzen erlauchten europäiſchen Publici, für einen Poltron gehalten zu werden, da er insbeſondere in dem jetzigen Kriege, bei den Feinden ſeines Königes und der Brittiſchen Nation, durch ſeine Tapferkeit und Kriegeserfahrung, ſich in eine ſolche Reputation geſetzt, daß ſie ohne Schrecken nicht an ihn gedenken könnten: ſo erſuchte er mich, wie er ſagte, auf Recommendation des Herrn v. Ln. ſeines Freundes, der ein deutſcher Cavalier iſt, wegen meiner von dieſem ihm angerühmten Geſchicklichkeit ſeine gute Sache vor der ganzen honetten Welt öffentlich zu vertheidigen. Zu dem Ende erſuchte er mich im Anfang auf eine freundſchaftliche Art, eine mit vielen Erdichtungen und unwahrſcheinlichen Umſtänden ausgeſchmückte Nachricht, dem von dem Herrn Richardſon Ihrer Geſchichte einverleibten Briefe entgegen zu ſetzen, und mithin gegen den Herrn Richardſon oder vielmehr gegen Hochdieſelben die gelehrten Waffen zu ergreifen. Wie ich nun dieſes höchlich verbat und mich weder durch Verheißungen noch Liebkoſungen zu einen Lügenpropheten wollte mißbrauchen laſſen: ſo erſchien er plötzlich nach abgelegten Fuchsbalg in der Löwenhaut, und unterſtund ſich, durch allerhand militariſche Zwangsmittel, die mir noch, ſo oft ich daran gedenke, einen febriliſchen Schauer erregen, mich zur Vollſtreckung ſeines Willens zu nöthigen. Ich that, was man von dem Character eines ehrlichen Mannes verlangen kann, und widerſtund dem Verſucher maſcule, wie ſolches angebogenes Teſtimonium mit mehrerm bezeiget; jedoch da ich mich in ſeiner Gewalt befand, und er mit mir umſpringen konnte, wie er nur wollte, auch die Gefahr, in welcher ich mich befand, vor Augen ſahe, und zugleich überlegte, daß es mehr eine tadelhafte Hartnäckigkeit als eine lobenswürdige Tapferkeit ſey, ſich einer überlegenen Macht zu widerſetzen, und muthwillig den Kopf gegen die Mauer zu ſtoßen: ſo erachtete ich der Klugheit gemäß zu ſeyn, mich dismal weislich in die Zeit zu ſchicken, und der Gewalt zu weichen. Dieſem Entſchluß zu Folge verfertigte ich zwar den mit Gewalt von mir erzwungenen Aufſatz, jedoch mit der ausdrücklichen Reſervatione mentali, daß ich ſolchen, wenn er auch unter meinem Namen, um ihn, wie ich vermuthe, in Deutſchland mehreres Anſehen zu verſchaffen, ſollte ans Licht treten, niemals für meine Arbeit erkennen, ſondern, ſobald er mir unter die Augen treten würde, ihm eine gründliche Beantwortung entgegen ſtellen wollte.

Ob ich nun gleich nach einer genauen Zuſammenhaltung aller Umſtände mir in meinem Betragen bey dieſer Sache nichts vorzuwerfen habe; ſo kann ich doch nicht umhin, Ew. Gnaden unterthänig zu entdecken, daß meine philoſophiſche Gemüthsruhe ſeit dieſer Affaire vieles gelitten hat. Ich bin ein rechter Heavtontimorumenos und dieſe animi pathemata wirken dergeſtalt auf meinen Körper, daß ſie mich beinahe völlig um meinen guten Appetit und Schlaf gebracht haben, und ich dahero in Sorgen ſtehen muß, eine Auszehrung zu bekommen, wenn Hochdenenſelben nicht gefallen wollte, meine Handlung zu rechtfertigen, mich von aller Schuld und Vergehung gegen Dero hohe Perſon loszuſprechen, auch meinem Patron, dem Herrn v. N. nachdrückliche Vorſtellung zu thun, damit er nicht aus einem übertriebenen Eifer für Dero Ehre mir täglich ſo viele beißende Vorwürfe mache. Ich verlaſſe mich hierinne gänzlich auf Dero angeſtammte Großmuth, ſo wie ich Ihre Gerechtigkeit auffordere und Sie hierdurch beſchwören will, ſich und mich und die ganze ehrliebende Welt, welche durch die Vorſpiegelungen des ruchloſen Salmonets hat hintergangen werden ſollen, an dieſem Auswurf der Natur und der rechtſchaffenen irrländiſchen Nation aufs nachdrücklichſte zu rächen, und dieſe unbeſchreibliche Effronterie entweder dem Parlement, oder der hohen Generalität anzuzeigen, auch ohnmaßgeblich dahin anzutragen, daß dieſer bösartige Menſch von ſeinem Commando avociret, gerichtet und verurtheilet werde, daß er wenigſtens auf zehen Jahre aus ſeinem

Vaterlande zu den wilden Jroquoiſen nach America, wohin er ſich eher ſchickt als in das geſittete Deutſchland, welches er mit Uebelthaten erfüllet, verbannet werde.

Glauben Sie indeſſen nicht, hoher Gönner, daß ich aus einer Privatrache den leidigen Salmonet exemplariſch beſtraft zu ſehen wünſchte, ich würde ihrer Achtung unwürdig ſeyn, wenn ein ſo ſtrafbarer Affect in mir herrſchte, und zu dieſem Wunſche Gelegenheit gegeben hätte. Perſönlich habe ich nach Dero Beiſpiele ihm alles großmüthig verziehen, ich bedaure ihn wie einen armen Sünder, den man an die Gerichtsſtätte führen ſiehet, ich wünſchte, daß ich alles mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe bedecken könnte. Allein nach dem Triebe der Gerechtigkeit, welcher mir eigen iſt, kann ich ſolche Vergehung mit Stilleſchweigen nicht übergehen: denn ich halte dieſes Mittel, der Bosheit Einhalt zu thun, nicht zureichend, wenn man ſie überſiehet, ſondern wenn man ſie an den Tag bringt, daß ſie andern zur Warnung beſtraft werde. Aus dieſem Grunde glaube ich, wenn anders Eu. Gn. nicht durch meine Freimüthigkeit beleidiget werden, daß Dero großmüthige Vergebung und Unterdruckung des ſtrafbaren Attentats, des Majors und des Rittmeiſters auf Dero Perſon, zwar in theſi lobenswürdig iſt, in hypotheſi aber und mit kritiſchen Auge betrachtet, ſcheinet, quod pace tua dixerim, dieſe Großmuth mehr verſchwendet als wohl angewendet geweſen zu ſeyn. Hätten Sie dieſe beiden Männer der Gerechtigkeit damals nicht entzogen, ſo würden ſie vielleicht beide dadurch abgehalten worden ſeyn, neue Uebelthaten zu begehen. Was den Major anlanget, ſo getraue ich mich nicht zu entſcheiden, ob er wirklich durch Ihro Großmuth iſt beſchämet worden und in ſich gegangen iſt; oder ob ſeine gute Aufführung, die er nachher beobachtet hat, nicht eher einer Verſtellung als einer wirklichen Lebensbeſſerung ähnlich ſiehet, wenigſtens iſts es gewiß, daß der Rittmeiſter

meiſter dadurch nur deſtomehr iſt angefriſchet worden, neue molimina gegen Hochdieſelben zu unternehmen, wovon ich auch zugleich ein unglückliches Object geweſen bin. Ich will hiervon nichts weiter gedenken, Sie, hoher Gönner, haben viel zu erleuchtete Einſichten, als daß Sie nicht hierinne mit mir übereinſtimmen ſollten, daß die Boßheit muß beſtraft werden, und daß einfolglich dieſer Ruchloſe, wenn anders in der Welt noch einige Gerechtigkeit gehandelt wird, den an Ihnen und mir verübten Frevel wird büßen müſſen.

Ich habe mich anheiſchig gemacht, den Charakter dieſes Mannes zu ſchildern, aus dem, was ich bereits geſagt habe, iſt er ſichtbar genug; doch damit er deſto deutlicher in die Augen falle, ſo erlauben Ew. Gn. daß ich aus der Geſchichte einige der berühmteſten Böſewichte aufſtelle, und ſie mit dieſem in eine Vergleichung ſetze, um zu beurtheilen, ob die Uebelthaten der erſtern oder des letztern ein größeres Gewicht haben.

Welch abſcheulich Gemählde machen die Liebhaber der Alterthümer von dem Heroſtrat, der den prächtigen Tempel der Diane zu Epheſus in die Aſche geleget! Es iſt nicht zu läugnen, er war ein böſer Bube, allein was that er anders, als daß er einen heidniſchen Tempel und abgöttiſches Bild verwüſtete? der Rittmeiſter Salmonet iſt ein andrer Mann, er verſchwendet ſeine Bosheit nicht an lebloſe Geſchöpfe; er wütet gegen lebendige Creaturen, gegen vernünftige Bewohner der Erde, gegen Leute von Ehre und Verdienſt. Er als ein elender Zwerg ſteigt gleichſam den Rieſen auf die Schultern, und tritt ſie mit Füßen, damit er nur von andern möge geſehen werden. Er iſt wie eine ſchelmiſche Mücke, die ſich unterſtehet, mit ihren vergifteten Stachel ein edelmüthiges Pferd zu verwunden, das doch im Stande iſt, ein ſolch unedles Inſekt mit ſeinem Othem zu verſchlingen.

Brutus und Caßius, die Anführer der Rotte, die dem großen Cäſar den Tod geſchworen

ſchworen hatte, brachten dieſen Helden auf eine grauſame Art um; aber was war ihre Abſicht? Die Freiheit des Vaterlandes zu retten, und Rom von der Knechtſchaft zu befreien, folglich hatten ſie das gemeine Beſte zum Augenmerk. Bin ich gleich nicht ein Held, daß ich, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, mit dem Cäſar könnte in Vergleichung geſetzet werden, ſo war es auch kein Gelehrter, der mit akademiſchen Ehren pranget, wie ich, und vielleicht bin ich, welches ich doch nicht ſage, um eitlen Ruhm zu ſuchen, ein nützlicheres Mitglied des Staates, als dieſer große Römer, wenigſtens habe ich in der Welt nicht ſo vielen Schaden angerichtet, und nicht ſo viele tauſend Menſchen meiner Sehnſucht zum Opfer gebracht. Hat er mich gleich nicht auf eine ſo grobe Art todtgeſchlagen, wie Brutus und Caßius den Cäſar; ſo hat er mich doch auf eine ſubtile Art todtgeſchlagen: denn er hat mir meine Ehre geraubt, weil er meinen Namen gemißbraucht, ſolchen einer Läſterſchrift vorzuſetzen, und mich ſogar gezwungen, ſie zu entwerfen; er hat mich todtgeſchlagen, indem er durch eine ſo tiranniſche Zunöthigung, die mit den ſchrecklichſten Drohungen begleitet war, mich in ſolche Gemüthsunruhe verſetzet, daß es kein Wunder ſeyn würde, wenn ich wie jener Prinz in einer Nacht grau worden wäre, wie denn meine Geſundheit ein merkliches dadurch gelitten, und mein Lebensfaden vieles von ſeiner Länge verlohren hat. Da es alſo erwieſen iſt, daß der Boshafte einen nützlichern Weltbürger todgeſchlagen, als Caßius und Brutus, ſo iſt klar, daß die Uebelthaten des erſtern gröſſer ſind als des letztern, und mithin auch der nachdrücklichſten Ahndung würdig ſind.

Die mehreſten Kaiſer der erſten Jahrhunderte werden als abſcheuliche Unmenſchen von den Schriftſtellern abgeſchildert, die Herren, welche ein ſo ſchreckliches Bild entworfen, haben nie einen Tirannen vor ſich gehabt, ſie würden ſonſt gelinder mit ihnen verfahren ſeyn. Warum muß ein Tiber alle erdenkliche Schmähreden über ſich ergehen laſſen, weil er einen Bürgermeiſter hinrichten ließ, der einige Stücke Geld mit des Kaiſers Bildniſſe bezeichnet, in ſeinen Beinkleidern mit dahin genommen,

> Da, wo man nach der Wand den bloßen Rücken kehrt?

Ein Caligula, weil er die erledigte Oberſtelle im römiſchen Rathe ſeinem Gaule zugedacht hatte; weil er die Verſchwendung ſo hoch trieb, daß er Rebhüner-Eier, Pfauenzungen, und das Gehirne der Krammetsvögel ſpeiſte? Ein Nero, daß er einigen Eſeln, die beſonders bei ihm in Gnaden ſtunden, goldne Hufeiſen auflegen ließ; daß er mit goldnen Netzen fiſchte, und die Stadt Rom einmal anzünden ließ, um als ein guter Kritikus, eine Stelle des Homers, die nicht nach der Natur gemahlet ſchien, zu erläutern? Waren dieſe Herren laſterhaft, tiranniſch und verſchwenderiſch, ſo waren ſie Kaiſer und keine Privatperſonen; ſie ließen bei allem Unfug, den ſie anrichteten, die Gelehrten in ihren Würden, und wenn ja einmal

Nero gegen ſeinen Lehrmeiſter grauſam iſt, ſo darf dieſes Herr Salmonet mit einem Gelehrten, der ihm nie in irgend einer Wiſſenſchaft Unterricht gegeben, nicht gleich nachthun. Ueberdieſes waren jene Herren große Monarchen, die ihrer Unterthanen Leben und Vermögen als ihr Eigenthum betrachteten; allein wodurch hat ein verdammter Irrländer dieſes Recht herbekommen, gegen einen deutſchen Gelehrten einen ſolchen Deſpotiſmum auszuüben? Je weniger ſich dieſe malitiöſe Handlung des Verwegenen durch etwas beſchönigen läßt, deſto größer wird die Sittlichkeit derſelben, und es muß, ohne weitern Beweis zu führen, zugegeben werden, daß, da ſeine Bosheit größer iſt, als der ruchloſeſten Leute, die jemals der Erdboden getragen hat; er auch würdig wäre, ärger als Damien und andre Ungeheuer der Natur, andern zum Abſcheu, wegen dieſer Mißhandlung beſtraft zu werden. Doch hierinne habe ich der Gerechtigkeit nichts vorzuſchreiben. Eu. Gn. werden nach Dero beiwohnenden Klugheit ſchon wiſſen,

ſen, Sorge zu tragen, daß er ſeiner Strafe nicht entgehet. Ich empfehle Hochdenenſelben dieſe Angelegenheit eben ſo ſehr, als meinen Gönner und die geſammte Anzahl Dero Verehrer in hieſiger Gegend, worunter ich vorzüglich gehöre, und verharre mit lebenswäriger Hochachtung

Eu. x.

unterthäniger Diener
M. L. W.

Beilage.

Daß Vorzeiger dieſes, Tib. Plen. Herr Lampert Wilibald, der freien Künſte Magiſter, nicht leichtſinniger Weiſe oder durch Verheißungen und Geſchenke, ſondern vielmehr durch militariſche Bewegungsgründe und Androhung ſchwerer Pön iſt angetrieben worden, auf Verlangen des Rittmeiſters Salmonetti, jedoch wider ſeinen Willen und Neigung, eine der Ehre des hochberühmten Herrn Carl Grandiſons Baronets nachtheilige

Schrift abzufaſſen, ſolche aber, ſo bald er es ohne Leibesgefahr thun können, öffentlich wiederrufen und zum Feuer verdammt; auch eine Abſchrift davon in optima forma in meiner und anderer glaubwürdigen Perſonen Gegenwart, wirklich ins Feuer geworfen und verbrannt hat: ſolches habe hierdurch bei meinem Ehrenwort nicht nur bezeugen, ſondern auf deſſen Verlangen, gegenwärtiges ſchriftliches Teſtimonium hierüber auszuſtellen, nicht ermangeln wollen. So geſchehen Schönthal, den 16 Nov. 17 = =

v. F.

* * *

III. Brief.

Der Herr v. N. an den Baron v. F.

Kargfeld, den 10 Nov.

Wertheſter Freund,

Sie werden ſich verwundern, daß ich an Sie ſchreibe, da wir uns doch mündlich miteinander beſprechen könnten;

es iſt wahr, ich habe keine Abhaltungen, Sie zu beſuchen, ich werde es auch vielleicht heute oder morgen thun, und es kann ſeyn, daß ich Ihnen meinen Brief ſelbſten zuſtelle: aber dem ungeachtet wird er nicht überflüßig ſeyn. Ich will Sie wegen einer gewiſſen Sache, die mir am Herzen liegt, zu Rathe ziehen, und bitte mir dieſen ſchriftlich aus. Wenn wir uns mündlich über dieſe Angelegenheit beſprechen wollten, ſo könnte leichtlich ein Wort das andere geben, Sie kennen meine Gewohnheit, daß ich mir nicht gern widerſprechen laſſe, zum Diſputiren hab ich kein ſonderliches Talent empfangen, und unrecht habe ich auch nicht gerne: inzwiſchen denke ich, einen ſchriftlichen Widerſpruch eher zu verdauen als einen mündlichen. Laſſen Sie Sich alſo die Sache vortragen. Sie wiſſen wohl, daß ich nach dem Beiſpiele meines Herrn Gevatters mich habe verheirathen wollen, im Anfang that ich es nur, um meinem Muſter ähnlich zu werden, und meine Handlungen mit den ſeinigen vollkommen übereinſtimmend zu machen; Da ich aber endlich einſahe, daß meine häuslichen Umſtände es nicht länger leiden wollten, ohne Frau zu leben, und überdieſes die Poſſen mir anfingen zu gefallen: ſo that ich, wie Sie wiſſen, mit Ernſt zur Sache, und hoffte, damit bald zu Rande zu kommen. Allein ich weiß nicht, wie ſich ſeit dreißig Jahren die Welt verändert hat, was man damals in einem Tage ausrichten konnte, dazu braucht man jetzt ein Jahr, und wenn man alles gethan hat, und ſich keine Mühe verdrüßen läſſet, und endlich das Ding bei Lichte beſiehet, ſo weiß man nicht, ob man verrathen oder verkauft iſt. Mir wenigſtens gehet es jetzt ſo, ich weiß nicht, ob ich eine Braut habe oder nicht. Inzwiſchen bin ich kein Feind von der Mode, und wenn es ſo ſeyn muß, daß man bei der Liebe, wie im Kriege, oft eine ganze Campagne mit dem Feinde harcelliret, ohne daß es zu einer entſcheidenden Action kommt, ſo laſſe ich mir es auch gefallen, wenn ſich nur der Sieg auf meine Seite lenkt. Aber hier iſt der Knoten.

Hören Sie ein Wort im Vertrauen! Lampert hat mir wunderliche Dinge von dem Major in den Kopf geſetzt. Er iſt ein ſchlauer Kaper, und macht Jagd auf das Fahrzeug, das für meine Rechnung gehöret, ich denke er hat es ſchon beim Leibe, und wird es bald für eine gute Priſe erklären. Das wäre ein ſchlimmer Streich, wenn er meine Byron entführte, es ſtehet Gefahr dabey, ob ich ſie wieder erhaſchen würde, wie Herr Grandiſon die ſeinige. Doch dieſem Uebel kann ſchon vorgebogen werden, nur ſo, daß ich nicht mit ihm in neue Händel verwickelt werde: das wäre eine Abweichung von Sir Carln, dieſer hat nur einen einzigen Zwiſt mit Sir Hargraven gehabt, und hernach blieben ſie gute Freunde. Doch das wird ſich ſchon geben. Was meinen Sie, habe ich die Sache bei meiner Heirath am rechten Orte angegriffen, oder nicht? Ich verſprach mir einen guten Fortgang von meinem Vorhaben, ich dachte, Herr Grandiſon hat alle Mädchens feſſeln können, eine iſt ihm einige hundert Meilen nachgelaufen, eine andere iſt gar über ihn närriſch geworden, und ſeine Frau hat vor Sehnſucht einen Anfall der Schwindſucht bekommen, daß er nicht ſo bald als ſie gewünſchet, Hochzeit gemacht. Ich habe mein Gedächtniß, meine Leidenſchaften, meinen Körper ſtrappaziret wie die Hunde, um ihm ſo ähnlich zu werden, als mir möglich geweſen; ich habe meine Wirthſchaft, und überhaupt alles, was nur einer Veränderung fähig iſt, nach dem Geſchmack des Herrn Grandiſons eingerichtet; von mir bis auf meinem Wigand, den ich Jeremias nenne, iſt alles Grandiſoniſch, und es fehlet mir nichts, als ein Freſko, den ich mir auch noch anzuſchaffen gedenke: dem ungeachtet will es bei den Mädchens nicht recht mit mir fort. Ich habe hierüber meine eigene Gedanken, und glaube, unſere Nymphen ſind nicht fein genug, die Schönheiten des Verſtandes, die bei andern Nationen am erſten in die Augen leuchten, zu empfinden. Herr Grandiſon iſt auch in Deutſchland geweſen, aber ich habe in ſeinem Buche nichts finden können, daß ſich ein deutſches Frauenzimmer in ihn vergafft hätte, und es ſcheinet, daß er ſich deswegen auch ſo bald wieder aus unſerm Vaterlande fortgemacht hat, weil er darinne nicht ſein Conto gefunden. Indeſſen iſt es doch ein Wunder, daß ſeine Geſchichte bei unſerm Frauenzimmer ſo vielen Beifall gefunden hat, da man weder das Original noch die Kopie nach Würden ſchätzet. Ich vermuthe daher ganz ſicher, daß wenn ich bei dem Fräulein v. W. und ihrer Mutter, meinen Liebesantrag nach deutſchem Gout gemacht, und die Geſpenſtererſcheinung und dergleichen Poſſen weggelaſſen hätte: ſo würde ich bei der Mutter und Tochter weit eher zum Zweck kommen ſeyn, denn was den Vater betrifft, der würde zufrieden geweſen ſeyn, wann ich auch auf türkiſche Manier um ſeine Tochter geworben hätte. Deswegen habe ich den Vorſatz gefaßt, ob gleich Lampert ſehr darwider eifert, meinen Kopf einmal aufzuſetzen, und wie es Sitte iſt in unſerm Lande, um das Fräulein v. W. ordentlich werben zu laſſen. Sie ſollen noch dieſen Winter bei mir einen Pelz verdienen, und wenn ich ihn auch ſollte aus Siberien holen laſſen. Ich habe nicht ein ſo enges Gewiſſen, daß ich mir es gleich zu einem Verbrechen anſchreiben ſollte, wenn ich auf dem Wege, worauf ich bisher Fuß vor Fuß dem Herrn Grandiſon, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, gefolget bin, auch dann und wann ausſteche, und meine eigne Gleiſe mache. Mein drolligter Kerl von einem Magiſter will dieſes zwar nicht gut heißen, und drohet ſogar, in Grandiſonhall mich deswegen zu verklagen: aber wenn ich ihm vorwerfe, daß er ſogar ein Pasquill auf den Baronet geſchrieben hat, ſo muß er ſchweigen. Dieſer Vorwurf iſt ein eiſerner Rinken für dieſen Bär, dadurch ich ihn, wenn er anfängt zu brummen, ſogleich beruhigen kann. Sagen Sie mir doch, ob Sie für nöthig halten, daß ich einen Deputirten an den Herrn v. W. und ſeine Frau abſchicke um noch einmal für mich um das

Fräulein anzuhalten, oder ob ich dieſes in eigner Perſon thun ſoll; desgleichen, wie man es heut zu Tage anfängt, ſich bei den Mädchens einzuſchmeicheln, ob es noch Mode iſt, das Kammermädchen zu beſtechen, Nachtmuſiken zu bringen, Bälle anzuſtellen, und was dergleichen Tändeleien mehr ſind. Ich habe bisher alles dieſes unterlaſſen, weil Herr Grandiſon bei ſeiner Henriette dergleichen nicht gethan hat. Entdecken Sie mir richtig ihre Gedanken über meine Freierei, auch ihren unvorgreiflichen Rath, wie ich es anfangen ſoll, daß ich meinen Vogel abſchieße, und nicht etwan die Pferde hinter den Wagen ſpanne. Tadeln und loben Sie meine bisherigen Unternehmungen wie Sie wollen. Widerrathen Sie mir aber ja nicht die Fortſetzung meiner Liebe, wenn Sie mein Vertrauter ſeyn wollen. Fräulein Amalia hat es gethan, und mir dadurch ein heftiges Podagra erregt, wenn Sie auf ihre Seite treten, ſo bekomme ich den Schlag. Ich will meinen Willen haben, und eine Frau, wenn ich aber ſollte durch die Körbe ſpringen, wie ein Böttger durch die Reife, ſo ſage ich es Ihnen zum Voraus, daß es mit mir ärger wird als mit allen Mädchens, die ſich in Sir Carln verliebt haben. Machen Sie mir gute Hoffnung, geben Sie mir gute Anſchläge, unterſtützen Sie meine Deſſeins; entwerfen Sie einen ganz neuen Operationsplan, wenn der bisherige Ihnen unbrauchbar ſcheinet, und halten Sie mir ein Bein, daß ich mich völlig in den Sattel ſchwingen kann. Dadurch will ich ſehen, ob Sie die Ergebenheit für mich haben, die Sie mir ſo oftmals zugeſchworen, da Sie an eben der Krankheit lagen. Damals war ich Arzt, und ſchaffte Ihnen eine Frau, ſchaffen Sie mir nun auch eine, und leben Sie wohl

v. N.

* * *

IV. Brief.

Der Herr v. F. an den Herrn v. N.

Schönthal, den 21 Nov.

Sie verbinden mich unendlich, daß Sie mich in einer Sache zu Ihrem Vertrauten machen, von der ein großer Theil Ihrer Ruhe und Ihres Glückes abhängt, und ich werde meinen Vorwitz und meine Geſchicklichkeit, ſo viel ich davon beſitze, aufbiethen, um Sie zu überzeugen, daß Sie Ihr Vertrauen nicht übel angewendet haben. Sie haben mir einen doppelten Auftrag gethan, Ihnen meine Gedanken über Ihre bißherigen Unternehmungen in der Liebe gegen das Fräulein v. W. glücklich zu ſeyn, zu entdecken, und wie Sie Sich ausdrucken, einen neuen Operationsplan zu entwerfen, um dieſe Angelegenheit nach Ihrem Wunſche zu Ende zu bringen. Das erſte will ich ſogleich nach Ihrem Verlangen befolgen, und an dem andern will ich Tag und Nacht arbeiten, um ihn ſo vollkommen zu machen, daß Sie an einem glücklichen Fortgang nicht zweifeln dürfen. Herr Lampert, den ich als die Triebfeder aller Verſuche anſehe, Ihre Liebe glücklich zu machen, verdient Ihre Gewogenheit im höchſten Grad, er hat Ihr Vorhaben auf eine wunderbare und ganz neue Art auszuführen geſucht, und wenn es ihm nicht vollkommen geglückt hat: ſo liegt die Schuld ganz und gar nicht an dem Plan und deſſen Ausführung, ſondern vielmehr, wie Sie vortreflich anmerken, an dem verdorbenen Geſchmack unſerer Schönen, die mehr auf die Perſon ſehen, die Ihre Gunſt ſuchet, als auf die Art mit welcher ſie dieſes thut. Unſer Frauenzimmer iſt noch nicht philoſophiſch genug, die Vorzüge des Geiſtes über die Vorzüge des Körpers zu ſetzen. An einen Liebhaber, der ihnen gefällt, iſt alles artig, alles ſinnreich, und aller Witz gehet verlohren, wem die Perſon nicht gefällt. Wenn

Ihre Abſicht einigermaßen fehlgeſchlagen iſt, da an Ihrer Perſon nichts auszuſetzen iſt, ſo kommt dieſes daher, weil Sie gar zu geſchwinde Progreſſen in der Liebe haben machen wollen. Ich habe Ihnen dieſes mehr als einmal zu verſtehen gegeben. Hätten Sie das Fräulein erſtlich zu gewinnen geſucht, und wenn Sie von ihrer Gewogenheit überzeugt geweſen wären, um ſie werben laſſen: ſo würden Sie jetzo nicht ungewiß ſeyn, ob Sie eine Braut haben oder nicht. Sir Carl beobachtete dieſe Regel genauer, er wendete ſich nicht eher an die Freunde ſeiner Henriette, bis er gewiß war, daß ſie ihm für allen Mannesperſonen den Vorzug gab. Sie haben, wie ich glaube, nur im Anfang die alte Regel vor Augen gehabt, daß eine günſtige Mutter auch eine günſtige Tochter machen kann; allein da Sie hernach nicht einmal dieſer Vorſchrift gefolget ſind, ſondern die Frau v. W. gegen ſich unwillig gemacht haben: ſo iſt es Ihnen deſto ſchwerer worden, Ihre Abſicht zu erreichen. Doch dieſe Regel der Alten iſt heutiges Tages ganz aus der Mode kommen, die Töchter ſind nicht mehr ſo fromm oder ſo einfältig, daß ſie ihre Liebe nach den Abſichten der Mutter verſchenken ſollten, ſie haben dieſes Joch längſtens abgeworfen, und ſeitdem ſind ſie ſo widerſpänſtig worden, daß ſie alle diejenigen haſſen, welche die Mutter ſich zu Schwiegerſöhnen wünſchen, wenigſtens laſſen ſie ſich nicht leicht einen Liebhaber aufdringen. Sie haben in der That ein böſes Spiel in Händen: die Gunſt der Mutter iſt verlohren, und die Gewogenheit der Tochter haben Sie nie beſeſſen. Sie verſtehen mich wohl, daß ich unter der erſten einen großen Grad der Freundſchaft, und unter der andern eine wahre Zuneigung meine. Ein Mann, der weniger Herzhaftigkeit beſäße als Sie, würde ſich verlohren ſchätzen, und an eine Sache, die ſo entfernt iſt, als der Friede, gar nicht weiter gedenken. Eine Liebe, die ſich nur mit Möglichkeiten beſchäftiget, gehöret unter die ſüßen Träume und für die Philoſophen. Solche unglückliche

Liebhaber ſind wie die Goldmacher, die Zeit und Geld verſchwenden, das große Geheimniß zu entdecken, und durch den letzten Proceß nicht weiter kommen, als durch den erſten. Doch hierdurch will ich keinesweges ihre Unternehmung tadeln, oder den guten Ausgang derſelben in Zweifel ziehen, ich habe vielmehr die beſte Hoffnung, daß alles nach Wunſche ausſchlagen wird, und laſſe es gegenwärtig meine vornehmſte Beſchäftigung ſeyn, dieſes aufs ſicherſte und geſchwindeſte ins Werk zu ſetzen. Eine Nacht bin ich darüber ſchon um den Schlaf kommen, ohne das geringſte zu erfinden, und dieſen Vormittag habe ich auch mit ſo tiefen Betrachtungen zugebracht, als des Cartes, da er ſeine Welt erſchuf, ob ich gleich noch nicht die rechte Spur entdeckt habe, wie die Sache, Ihre Schöne zu feſſeln, am beſten anzugreifen iſt. So viel habe ich durch mein Nachdenken heraus gebracht, daß das Spiel von neuen muß angefangen werden, wenn Sie etwas dabey gewinnen wollen. Ich will mich mit Ihrer Erlaubniß hinter

Ihren Stuhl ſtellen, damit ich es deſto leichter überſehen kann, und wenn Sie meinem Rathe folgen, ſo denke ich, daß Sie noch den Pot ziehen ſollen. Ich verfalle hier auf meine gewöhnliche Anſpielung, wir haben hierzu gleiche Fähigkeit, nur daß wir in Anſehung der Gegenſtände von einander abweichen. Es iſt nichts in der Welt, das Sie nicht mit etwas aus der Kriegskunſt vergleichen könnten, und ich finde in allen Dingen etwas ähnliches mit dem Spiele. Erlauben Sie, daß ich meine Vergleichung fortſetze. Wenn Sie einen geſchickten Spieler vorſtellen wollen, ſo dürfen Sie nicht erſchrecken, wenn Sie auch dann und wann einmal abgetrumpfet werden, die gefährlichſten Spiele gehen oft am beſten. Werden Sie auch nicht ungedultig oder verzagen Sie an ihrem Glück, wenn Ihnen nicht gleich alles nach Wunſche geher, oder wenn Sie nicht vom Anfang gewinnen, gute Spieler ſehen dieſes niemals gerne. Tarazzoni verlohr vor ſechs Jahren, im Anfang des Carnevals zu Venedig zwanzig tauſend Ducaten, und hatte beim Schluß achtzig tauſend gewonnen. Ich denke Sie ſollen nicht ohne Gewinnſt aufſteigen, wenn Sie nur nicht zu hitzig anfangen, oder wie Sie bisher gethan haben, zuviel auf einmal hazardiren. Dieſes würde geſchehen, wenn Sie entweder in Perſon oder durch einen andern, nochmals um das Fräulein zu voreilig wollten anhalten laſſen, ehe Sie gewiß ſind, daß Sie derjenige ſind, den ſie unter allen Mannsperſonen am meiſten ſchätzt. Setzen Sie auch nicht zu viel Vertrauen in ſich ſelbſten, ich will Ihnen ſchon einen Wink geben, wenn die Reihe an Ihnen iſt, durch den letzten Trumpf, den Sie bis zuletzt in der Hand behalten müſſen, dem Spiel ein Ende zu machen.

Dieſe allgemeinen Regeln ſind zwar an ſich gut genug: aber ihre Anwendung iſt ſchwer, wenn man ſie in der Liebe brauchen will. Ich bemühe mich jetzt, die Karte ſo zu miſchen, daß ich Ihnen ein leichtes Spiel verſchaffe; aber ich verſpreche Ihnen dieſes nicht gewiß. So viel kann ich Ihnen ſicher verſprechen, daß ich alles thun will, was mir in dieſer Sache zu thun möglich iſt. Sie fragen mich, ob die alten Kunſtgriffe ſich bei den Schönen durch Bälle und andere Luſtbarkeiten in Gunſt zu ſetzen, noch eben die Dienſte haben, die ſie ehedem leiſteten, ich getraue mir dieſe Frage mit ja zu beantworten. Das Frauenzimmer beſitzt noch alle die Neigungen, die ſie vor dreyßig oder vor hundert Jahren beſaßen, das Vergnügen iſt ihr Leben, und wer ihnen dieſes verſchafft, den können ſie nicht haſſen. Ich rathe Ihnen, keine Gelegenheit vorbei zu laſſen, dem Fräulein v. W. alles erſinnliche Vergnügen zu machen, und inſonderheit darauf zu ſehen, daß es nach dem beſten Geſchmack eingerichtet iſt. Ich würde Ihnen keinen Beifall verſprechen, wenn Sie nach dem Beiſpiele unſrer Ahnen mit einer Cither unter das Fenſter Ihrer Gebietherin ſchleichen, und ſie durch eine traurige und mit vielen harmoniſchen Seufzern untermiſchte Arie, im Schlafe ſtöhren wollten. Dieſer zärtliche Liebesantrag, der ehedem Wunder gethan, würde jetzt mehr ſchädlich als nützlich ſeyn. Man muß die Sache auf eine andere Art angreifen, ich will Ihnen einmal einen Vorſchlag thun. Künftigen Freitag iſt der Geburtstag des Fräuleins, wie wär es, wenn Sie ihren Hofpoeten durch ein paar Gläſer ermunterten, ein Glückwünſchungsgedichte zu verfertigen, um das Fräulein damit anzubinden? Sie dürfen mir leicht ein gut Wort geben, ſo feiere ich das Geburtsfeſt hier in Schönthal, und bitte ſie alle zu Gaſte, aber alsdenn werden Sie Sich auf eine feine Galanterie gefaßt halten, wenn Sie gegenwärtig ſeyn wollen, die Sie ihrem Glückwunſche beifügen, dadurch ſie erkennen kann, wie hoch ſie von Ihnen geſchätzt wird, und deswegen finde für gut, daß ſich das Geſchenke am Werthe nicht unter funfzig Thaler belaufen darf, ſonſt haben Sie Sich keinen freundlichen Blick zu verſprechen.

ſprechen. Wollen Sie aber ſpärlich haushalten, ſo können Sie eine Staatskrankheit annehmen, und alsdenn iſt das Gedichte, das aber mit einem wohlgeſetzten Brief muß begleitet ſeyn, ſchon alleine zureichend. Ich werde nicht ermangeln, beſonders wenn Sie abweſend ſind, und ich mich alſo keiner Schmeichelei verdächtig mache, Sie aufs beſte herauszuſtreichen, und dieſen klugen Einfall zu loben; auch Ihnen hernach getreulich zu melden, was zu Ihrem Vortheile geſprochen wird. Ich verſpreche mir von dieſem Anſchlage viel gutes, wenn er gut ausgeführet wird. Prägen Sie dem Herrn Lampert wohl ein, daß er in das Gedichte nichts zum Lobe der Frau v. W. mit einfließen läßt, Sie wiſſen, daß das Fräulein nicht gut mit ihr ſtehet. Doch wenn ein unſchuldiger luſtiger Gedanke über ſie, der aber doch nicht ſonderlich beleidigen kann, mit darinne angebracht würde, ſo könnte dieſes denſelben vielleicht deſto mehrern Beifall verſchaffen. Noch einen Punkt will ich berühren,

ren, ehe ich ſchließe, Sie haben mich in Ihrem Schreiben darauf geführet. Sehen Sie ja zu, daß Sie Sich das Kammermädchen des Fräuleins günſtig machen. Ein ſolches Mädchen iſt eine Perſon von Wichtigkeit in dergleichen Angelegenheiten. Dieſe Creaturen beſitzen gemeiniglich das Vertrauen ihrer Gebietherin, und ihr Gutachten giebt oft der Sache einen beſſern Ausſchlag, als das Reſponſum einer ganzen Juriſtenfacultät einem Proceß. Sie ſind eben das in Liebeshändeln, was die femmes gardées im l'hombre, der Skies und Pakat im Tarock und die Läufer oder Springer im Schachſpiel ſind. Es würde nicht überflüßig ſeyn, wenn Sie durch Geſchenke das Mädchen des Fräuleins zu gewinnen ſuchten; allein weil Sie, wie ich weiß, davon nicht viel halten, auch leichtlich ein anderer Sie überbiethen könnte: ſo habe ich einen Vorſchlag, der viel ſicherer iſt, dieſes Mädchen in Ihr Intereſſe zu ziehen. Der Magiſter Lampert muß ſeine Leidenſchaft für die Tochter Ihres Pfarrers Dero Vortheil

theil aufopfern, er muß wenigſtens eine Zeitlang ſich ſtellen, als wenn er eben die Rolle bei der Kammerjungfer ſpielen wollte, die Sie bey dem Fräulein haben. Ihm als einem ſchlauen und gelehrten Manne, der auch ſeinen Liebesanträgen eine logikaliſche Stärke geben kann, wird es nicht ſchwer fallen, ſeinen Endzweck zu erreichen, und alle Anſchläge, die vielleicht von der Gegenparthei auf das Fräulein gemacht werden könnten, zu entdecken, und fruchtlos zu machen. Sollte Herr Lampert Schwürigkeiten machen, wie ich denn vermuthe, daß er eher würde zu bewegen ſeyn, noch ein Paſquill auf den Herrn Grandiſon zu verfertigen, als ſeiner Liebſte untreu zu werden: ſo müßte er auf ähnliche Art, wie er von dem Rittmeiſter Salmonet genöthiget wurde, ſeinem Willen Folge zu leiſten, dahin angehalten werden, Ihren Vortheil ſeiner Neigung vorzuziehen. Doch dieſes alles iſt nur, wie Sie auch ausdrücklich von mir verlanget haben, mein unvorgreiflicher Rath, und es ſtehet Ihnen frei, in wie fern Sie ihn befolgen wollen oder nicht. Ich werde mir es indeſſen zu einer ganz beſondern Ehre anrechnen, wenn Sie davon Gebrauch machen; doch gebe ich mich zufrieden, wenn Sie andere Maasregeln ergreifen. Gelangen Sie bald zu ihrem Zweck auf einem Wege, der Ihnen am beſten gefällt, dieſes iſt der aufrichtige Wunſch

Ihres

gehorſamen Dieners
v. F.

V. Brief.

Der Herr v. N. an den Herrn v. F.

Kargfeld, den 23 Nov.

Ich habe Ihren Brief wohl durchſtudiret, und daraus erſehen, daß Sie eben kein ſchlechtes Geſchick haben, eine Sache, der Sie Sich mit Ernſte unterziehen, nach Wunſch zu Stande zu bringen. Es iſt mir lieb, daß Sie Sich meine Freierei mit Ernſt laſſen angelegen ſeyn, und ich kann Ihnen nicht verhalten, daß Sie Sich dadurch bei mir in ſolchen Credit geſetzt haben, als Sir Beauchamp bei dem Baronet, ich glaube ſogar, Sie werden dieſen ſelbſt abtreiben, wenn unſer Vorhaben gut ausſchlägt. Hier und da haben Sie zwar in Ihrem Briefe etwas eingeſtreuet, dadurch Sie eben keinen Dank verdienen, zum Exempel wenn Sie ſagen, daß ich ein ſchlimmes Spiel in Händen hätte, daß ein andrer ſich für verlohren ſchätzen würde, daß man ſeinem Mädchen Geſchenke machen müſſe, die ſich auf funfzig Thaler belaufen. Man findet heutiges Tages das Silbergeld nicht auf den Gaſſen, wie unter Salomons Regierung. Es ſind ſchwere Zeiten, und das Geld liegt an Ketten. Herr Grandiſon hat zwar ſeiner Braut große Geſchenke gemacht, aber das war ein anderer Umſtand, damals war es Friede und wohlfeile Zeit, und Herr Grandiſon war auch ſicher, daß ihm ſeine Braut nicht wieder umkehren würde; ich hingegen ſtehe in Gefahr, Braut und Maalſchatz zu verliehren. Wenn ich erſtlich das Wort von ihr habe, wohlverſtanden, ihr ungezwungenes dürres Jawort, hernach ſoll ſie einen Diamantſchmuck bekommen, deſſen keine Fürſtin ſich ſchämen dürfte; aber auf gerathewohl verdiſtillire ich keinen Heller an ihr. Glauben Sie nicht, daß mich der Geiz zurück hält, Ihrer Methode zu folgen, und durch Beſtechungen den Anfang zu machen, das Herz des Fräuleins zu gewinnen: ich will, wie Herr Grandiſon, wegen der Perſon und nicht wegen der Geſchenke geliebt ſeyn, dabei hat es ſein Verbleiben. Mit der eigenſinnigen Frau v. W. will ich nichts mehr zu thun haben, ich glaubte, wenn ich ſie und ihren Schatz auf der Seite hätte, ſo wären alle Auſſenwerke und Defenſen der Veſtung in einer Gewalt, wenn ich alsdenn hier meine Batterien anlegte; ſo würde ich dadurch die Citadelle ſelbſt zu commandiren im Stande ſeyn, um ſolche zur baldigen Uebergabe zu zwingen. Allein ſeitdem ich aus ihrer Gunſt delogiret bin, ſo habe ich, wie ich ſehe, das ganze occupirte Terrain wieder verlohren, und er als ein baufälliges Hornwerk, das noch allein in meiner Gewalt iſt, verſpricht mir nicht den geringſten Vortheil, wenn ich von dieſer Seite die Attaque wieder formiren wollte. Ich habe die Belagerung deswegen bereits in eine Bloquade verwandelt, doch habe ich immer ein wachſames Auge in meinem Lager, und hoffe noch par ſurpriſe davon Meiſter zu werden. Das Spiel iſt ſo ſchlimm nicht, als Sie vielleicht denken, über lang oder kurz werde ich doch reuſſiren, beſonders wenn Sie ein getreuer Alliirter von mir bleiben.

Sie erweiſen mir einen groſſen Gefallen, daß Sie mich an den Geburtstag des Fräuleins erinnern, ich werde nicht unterlaſſen, ſie durch einen Glückwunſch anzubinden. Lampert hat ſich ſeit geſtern in ſeine Stube eingeriegelt und geſchworen, wie die Churfürſten, wenn ſie einen neuen Kaiſer machen, nicht eher einen Biſſen zu eſſen, bis er das Werk zu Stande gebracht; doch den Trunk hat er ſich erlaubt, und einige Flaſchen Wein mit in ſeine Studierſtube verriegelt, denen er vermuthlich fleißig zuſprechen wird. Wegen des Geſchenkes habe ich mich ſchon erkläret, und alſo muß ich, weil Sie es für gut finden, eine Staatskrankheit annehmen, ob ich gleich jetzo ſo geſund bin als ein Hecht. Das iſt eine verdammte Mode, daß man die Mädchen, die man liebt, auf ihren Geburtstag anbinden muß. Wer weiß, ob ſie nicht gar zuletzt einen heiligen Chriſt verlangen. Ich möchte Fräulein Julgen nicht in die Meſſe begleiten, vermuthlich würde es da ohne Unkoſten auch nicht abgehen. Nein, ich liebe nach engliſchen Geſchmack, da liebt man gewiß und ohne großen Aufwand: denn was man der Braut ſchenkt, wenn dieſe Sache einmal ins Reine gebracht iſt, das bekommt man mit der Frau wieder, und iſt deswegen für keinen Aufwand zu rechnen.

Lampert will ſich durchaus nicht entſchlieſſen, ſeiner erſten Liebſte untreu zu werden, er will lieber meine Gunſt verlieren, als ſein Mädchen, und hat ſich ſogar verlauten laſſen, daß wenn nochmals mit dieſem verwünſchten Vorſchlag an ihn geſetzt würde, ſo wollte er bei Nacht und Nebel einmal fortgehen, und niemals wieder zum Vorſchein kommen. Ich muß deswegen ein Bisgen laviren, er iſt mir gleichwohl unentbehrlich: ſo einen Hausvogt findet man nicht alle Tage. Indeſſen will ich mein Heil noch einmal an ihm verſuchen, die Gelehrten ſind in puncto Sexti nicht eben ſo gar ehrenveſte, und treiben es oftmals ärger als die Edelleute. Ich denke, man kann ja wohl von zwei Bäumen auf einmal Birnen ſchütteln. Wenn das Kammermädchen nur nicht eben ſo garſtig wäre, als ihre Gebietherin ſchön iſt, ſo würde der Magiſter meinen Befehl eher reſpectiren. Er hat mir indeſſen verſprochen, es auf andere Weiſe dahin zu bringen, daß ſie in mein Horn bläßt, das mag er immer thun, wenn alle Stricke reiſſen

ſen ſollten, ſo bleibt er dennoch das Stichblatt. Sorgen Sie nur dafür, daß der Geburtstag recht hoch gefeiert wird, und geben Sie auf alles genau Achtung, damit Sie auf Erfordern mir einen getreuen Bericht abſtatten können. Allerweile kommt der Magiſter mit dem Briefe, der in meinem Namen an das Fräulein abgefaßt hat, und welcher das Gedichte begleiten ſoll. Wenn beydes wohl gerathen iſt, ſo ſoll er den Filialsſtock zur Verehrung bekommen, welchen ich ihm längſtens zugedacht habe, der vergangenen Sommer dem Metzger iſt abgenommen worden, der ſein Vieh über meine Wieſen hat treiben laſſen. Ich bin einmal wie allemal

Ihr

gehorſamer Diener
v. N.

VI. Brief.

Von ebendemſelben an den Herrn v. F.

den 25 Nov.

Sie haben mir geſtern wiſſen laſſen, daß Ihre Gäſte, die Sie eingeladen haben, heute alle erſcheinen würden. Ich bin darüber erfreut. Den Major Ln. hätten Sie nur weglaſſen ſollen, er gehöret ohnedem nicht in unſere geſchloſſene Geſellſchaft. Ueberhaupt dächte ich, er könnte wieder zu ſeinem Regiment gehen, ich wollte der ſchweren Zeit ungeachtet, gern eine Compagnie Franzoſen bei mir überwintern laſſen, wenn er nur dadurch genöthiget würde, die hieſige Gegend zu verlaſſen. Man weiß indeſſen nicht, wie bald ſich das Blättchen wenden kann. Ich halte es zwar allezeit mit den hohen Alliirten, ſo bald aber mein Vortheil mit ins Spiel kommt, ſo trete ich zur franzöſiſchen Partei. Jetzt würde ich es gerne ſehen, wenn die erſten einmal verlöhren, damit der verwünſchte Major mir nur aus den Augen käme. Wer weiß, ob er es nicht ausſpionirt hat, daß heut der Geburtstag des Fräuleins iſt, und ſich etwan einfallen läßt, ſie mit etwas angenehmern als ein paar Bogen Pappier anzubinden. Ich ſtehe disfalls in groſſer Sorge. Das iſt ſicher, daß er mit der Freundlichkeit und Politeſſe gegen die Mutter, die Tochter meint. Er hat die Regel, die ich nach Ihrem Urtheil ſoll übertreten haben, beſſer in Acht genommen. Wenn er ſich auf kein Angebinde gefaßt gemacht hat, ſo iſt es mir gewiſſermaßen lieb, wenn er ſiehet, daß ich ihm den Rang abgelaufen habe. Damit die Freude deſto unvermutheter kommt und gröſſer wird, ſo bin ich auf den Einfall gerathen, ein Paſtetengehäuſe verfertigen zu laſſen, worinne der Brief nebſt dem Carmen befindlich iſt, wie denn der Ueberbringer dieſes Briefs ſolches in ſeinem Korbe trägt, welches ſorgfältig muß herausgenommen und auf der Tafel gerade an den

Ort geſetzet werden, wo das Fräulein zu ſitzen kommt. Tragen Sie Sorge, daß ſich Niemand an dieſem Schaugerichte vergreift, ſondern das Fräulein erſucht wird, die Paſtete vorzulegen, da wird ſie die Beſcheerung ſchon finden. Sie denken vielleicht, ich käme mit meinem Angebinde ganz wohlfeil weg, glauben Sie es nicht. Lampert hat mehr als einen halben Eimer Wein darüber ausgezecht, und deswegen auch, wie ich vermuthe, auf allen Seiten ſowohl in dem Briefe als in dem Gedichte von Wein geſprochen. Er hat aber demungeachtet ſeine Sache treflich gemacht, und beſonders in dem Briefe ſo viel rührende Stellen angebracht, die das Fräulein ohne Bewegung nicht hat leſen können. Beſonders iſt die Auslegung ihres Planeten recht nach meinem Guſto gerathen. Es iſt zwar nicht alles ſo wie in dem Briefe ſtehet; aber es iſt doch alles gut, und kein Umſtand unwahrſcheinlich. Wenn ich gleich ihren Geburtstag noch nie gefeiert habe, ſo hätte ich es doch thun können, bekräftigen Sie nur alles recht treuherzig, woran ſie etwan zweifelt. Die Liebenden glaubten ehedem einander alles, was ſie ſich ſagten, wenigſtens thaten ſie ſo. Ich zweifle nicht daran, daß dieſes auch noch jetzt Mode iſt. Morgen oder aufs längſte übermorgen, erwarte ich ihren ſchriftlichen oder mündlichen Bericht, wie mein Angebinde iſt aufgenommen worden, was man darüber geſagt hat, und was es für eine Wirkung gethan. Miſchen Sie aber keine locos communes, wie der Magiſter Ihre Betrachtungen nennet in den Brief, ſie gerathen Ihnen ſelten zu meinem Vortheil, und mit verdrüßlichen Dingen habe ich nicht gerne etwas zu ſchaffen. Trinken Sie dem Herrn v. W. einen guten Rauſch zu, und verſichern Sie beiläufig ſeine Gemahlin, inſonderheit aber das Fräulein von meiner Ergebenheit.

v. N.

* * *

VII. Brief.

An das Fräulein v. W. von dem Herrn v. N.

den 25 Nov.

Unter den Tagen, welche ich als Feſttage in meinem Hauſe feierlich begehe, ſtehet Ihr Geburtstag oben an, und Sie können verſichert ſeyn, daß ich ihn heute zum zwanzigſten male, auf eben die Art, wie ich es das erſte mal that, feiern werde, ob mich gleich eine kleine Unpäßlichkeit abhält, dieſes in ihrer Gegenwart zu thun, wie ich mir vorgenommen hatte. Bisher habe ich ein Geheimniß daraus gemacht, jedermann ſtund in den Gedanken, ich feierte den 25 November, weil ich vermuthlich an dieſem Tage mich einmal in einer gefährlichen Schlacht befunden; oder in Italien bei einer gewiſſen Begebenheit, durch einen großen Luftſprung aus einem

Fenſter das Leben gerettet hätte; oder wie andere glauben, weil mir dieſer Tag einmal beſonders glücklich müßte geweſen ſeyn. Dieſe letztern urtheilen nicht unrecht, ob ſie gleich niemals haben errathen können, worinne dieſes Glück eigentlich beſtanden. Es iſt Zeit, daß ich die Neubegierde der Welt vergnüge, und öffentlich geſtehe, daß die glückliche Begebenheit, deren Andenken ich jährlich an dieſem Tage erneure, keine andere iſt, als Ihr Geburtsfeſt. So bald ich nur von Ihrem Herrn Vater das Notificationsſchreiben erhielt, daß ihm ſeine Gemahlin mit einem wohlgeſtalten Fräulein beſchenket, durchdrang mich eine ſolche lebhafte Freude, die noch größer hätte ſeyn können, wenn ich ſelbſt ein Papa worden wäre, und wie ich damals meine Feldzüge noch nicht verwunden hatte, und eben an einer Krankheit ſehr hart darnieder lag: ſo faßte ich den Entſchluß, durch eine außerordentlichen Handlung, wenn ich ungefehr den Weg alles Fleiſches gehen müßte, meinen Namen in guten Andenken zu erhalten, meinen letzten Willen aufzuſetzen, und am Tage Ihrer Geburt, Sie zur Erbin meines ganzen Vermögens ernennen. Doch da ſich meine Geſundheit bald hierauf merklich beſſerte, ſo fand ich gut, dieſen Anſchlag nicht ſogleich ins Werk zu ſetzen. Ihre Schönheit entwickelte ſich hierauf nach und nach, wie eine Roſe, die aus einer kleinen Knoſpe hervorblühet. Man konnte Sie nicht anſehen, ohne Ihnen gut zu ſeyn. Sie waren das artigſte kleine Fräulein, das jemals geweſen iſt; ihre verführeriſchen Augen ſprachen ſchon, ehe Sie den Gebrauch der Zunge kennen lernten. Alle Ihre Minen waren ſinnreich und zeugten von einem lebhaften und durchdringenden Geiſte. Ich erinnere mich noch mit vielem Entzücken derjenigen Liebkoſungen, die Sie mir erwieſen, wenn ich Ihnen eine kleine Spielerei verehrte. Sie hatten mich lieber als ihren Papa. Dieſe Gewogenheit behielten Sie ſo lange für mich bei, bis die Jahre kamen, in welchen das Frauenzimmer anfängt ſich zu ſchämen.

Sie wurden zurückhaltend, und einen Kuß, den Sie mir ſonſt würden für einen Apfel gegeben haben, wollten Sie mir nicht mehr ſchenken, wenn ich Ihnen eine ganze Toilette angebothen hätte. Jedoch erlauben Sie, daß ich Ihnen dieſe Entdeckung mache, je ſpröder Sie wurden, deſto mehr fing ich an, Ihnen gut zu werden, ich wurde Ihnen ſo gut, daß ich Sie gar liebte, und auf dieſen Fuß ſtehet es noch mit uns bis auf den heutigen Tag, Sie ſpielen noch immer die Perſon einer Spröden, und ich die eines Verliebten. Da ich alſo in der Stille mir ſchmeichelte, noch eben den Antheil an Ihrem Herzen zu haben, den Sie mir ehemals in Ihrer Unſchuld freiwillig ſchenkten, und dahero Ihr zurückhaltendes Weſen der zärtlichen Empfindung, für die Ehre zuſchrieb: ſo wollte ich, weil Sie niemals die Verſicherungen meiner Ergebenheit annahmen, ſolche doch durch etwas bezeigen, ohne daß es jemand und Sie auch ſelbſt eine Zeitlang gewahr werden ſollten, und verfiel darauf, daß da ich ſonſten

Ihren Geburtstag zum Spaſe, mit einem Kuchen celebrirte, darauf ich Sie zu Gaſte bat, ſolchen nunmehro aufs feierlichſte, jedoch in der Stille zu begehen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen von dieſer Feierlichkeit, bei der jetzigen Zurückkehr Ihres Geburtsfeſtes, eine kleine Beſchreibung mache.

So bald dieſer glückliche Tag anbricht, kleide ich mich aufs beſte an, als wenn ich bei Hofe erſcheinen wollte. Beim Frühſtück trinke ich Ihre Geſundheit, und wiederhole ſie bei der Mittagsmahlzeit und auf den Abend; alles ſchmeckt und bekommt mir beſſer an dieſem frohen Tage. Ich trinke oft, um mich Ihrer oftmals zu erinnern, und jeder Becher wird mit einem neuen Wunſche für Ihr Wohlergehn begleitet. Eine Begeiſterung, die mich bald überraſcht, macht mich zum Dichter. Zwanzig Lobgeſänge habe ich Ihnen zu Ehren bereits verfertiget, die ich aber als Geheimniſſe verwahre. Der ein und zwanzigſte wagt es endlich, Ihnen unter Augen

gen zu treten, und wird ſich glücklich ſchätzen und dem Dichter Ehre machen, wenn Sie einen günſtigen Blick darauf werfen. Nach dieſer angenehmen Beſchäftigung pflege ich allerlei Werke der Liebe auszuüben. Eine gewiſſe Anzahl der dürftigſten meiner Unterthanen, die der Zahl Ihrer Lebensjahre gleich iſt, wird in meinem Hauſe geſpeiſt, und alsdenn jeder mit einem Gedenkgroſchen regaliret. Der gewöhnliche Tanz unter der Linde auf das Kirchenfeſt iſt gleichfalls ſeit einigen Jahren auf dieſen Tag verleget worden, und um ihn jedermann ſo vergnügt zu machen als er mir ſelbſt iſt, laſſe ich die jungen Burſche nach dem Hammel laufen, der ihnen zu dieſer Luſtbarkeit verehret wird. Den Beſchluß meiner Beſchäftigung macht der Kalender. Ich ſchließe mich in mein Zimmer, und leſe mit Bedacht Ihren Planeten. Hier unterſuche ich, in wiefern dieſe Weiſſagung, die gemeiniglich zutrifft, an Ihnen bereits erfüllet iſt, oder was für Schickſale noch auf Sie warten. Dismal habe ich meine Neugierde zu befriedigen, dieſe Unterſuchung zu erſt angeſtellet, und weil ich mir vorgenommen habe, alles was ich zu Ihrer Ehre auf Ihren Geburtstag unternehme, zu entdecken: ſo ſoll Ihnen die Auslegung Ihres Planeten dismal auch nicht verborgen bleiben.

Ein Töchterlein im Wintermonat gebohren, iſt arbeitſam, trifft ein. Sie können mit aller Arbeit, die ſich für Ihren Stand ſchickt, überaus wohl umgehen, man ſiehet Sie niemals die Hände in den Schooß legen. Sie ſtricken, Sie nähen und putzen dann und wann Ihren Haubenkopf ſo ſchön, als wenn er mit Ihnen zu Gaſte gehen ſollte. **Von gutem Gedächtniß.** Wenn dieſes ſo viel heißt, als beatae memoriae, daß Sie bei jedermann in guten Andenken ſtehen, ſo trifft es vollkommen ein; wenn aber die Erinnerungskraft dadurch gemeinet iſt: ſo kommt es Ihnen nur gewiſſer maßen und unter einer Einſchränkung zu. Sie behalten das in friſchem Gedächtniß, was Sie behalten

ten wollen; aber Sie vergeſſen auch alles, was Sie vergeſſen wollen, in einem Augenblick. Wenn ich Ihnen, da Sie noch klein waren, eine Puppe zeigte, und Sie fragte, ob Sie mich auch lieb hätten, und mich auch lieben wollten, wenn Sie einmal groß würden: ſo bekräftigten Sie dieſes mit einem dreuſten Ja, jetzt wollen Sie nichts mehr davon wiſſen. **Barmherzig**, das ſind die Schönen ſelten, ſo lang ſie ſchön ſind. Seit undenklichen Jahren her ſind die Schönen grauſam geweſen, und ſelbſt das glückſelige Arkadien hat in dem goldnen Weltalter ſpröde Schäferinnen aufzuweiſen gehabt. Indeſſen, wie keine Regel ohne Ausnahme iſt, ſo könnte es ſeyn, daß Sie zu dieſer Ausnahme gehörten, und eine barmherzige Schöne wären. Man ſagt, daß einige große Herren die Staatsmaxime gehabt, daß ſie, um ſich bei ihren Unterthanen eine deſto größere Achtung zu erwerben, erſtlich dem Volk ſchwerere Schatzungen auferleget, hernach aber ſolche vermindert hätten, um ihre Gnade ſehen zu laſſen. Das Frauenzimmer hat oftmals von dieſer Staatsregel Gebrauch gemacht, ſie ſind grauſam, damit ſie hernach deſto ſanftmüthiger ſeyn können, und ihre Gunſtbezeugungen mehrern Eindruck machen. Ich hoffe dieſes auch von Ihnen, ſonſt würde Ihr Planete zum Lügner werden, und das wäre ſchade, er iſt für Sie ſehr vortheilhaft. **Betet fleißig.** Iſt richtig. Man findet unter dem Frauenzimmer überhaupt weniger laulichte Perſonen als unter unſerm Geſchlecht, ſie ſind entweder recht andächtig, oder recht heilloß böſe, und denn beten ſie gar nicht. Zu der letzteren Gattung gehören Sie nicht, dafür bin ich Bürge, folglich ſind Sie zu der erſtern zu rechnen. Ihre ſelige Frau Mutter war auch eine fromme Frau, und die hat Ihnen vermuthlich ihre ganze Frömmigkeit vermacht, weil ſie wußte, daß Ihnen der Vater nicht viel hinterlaſſen würde. **Und wird gemeiniglich eine gute Haushälterin.** Wohlgetroffen! Ob Sie gleich noch nicht Ihren eignen Haushalt führen, und bis jetzo bei Ihrer Frau Stiefmutter Adjudantendienſte thun: ſo bin ich doch gewiß, daß Sie eben ſowohl als die Frau v. W. eine Oeconomie en Chef commandiren könnten. Eine gewiſſe Puiſſance, die Ihnen nicht unbekannt iſt, bewirbt ſich um Sie aus allen Kräften, und wenn Sie noch kein Generalcommando haben, ſo liegt es blos an Ihnen, daß Sie es nicht übernehmen wollen; doch wer weiß, was in dieſem Jahre noch geſchehen kann. **Hält gern mit jedermann Verträglichkeit.** Iſt richtig, will aber doch auch cum grano ſalis verſtanden ſeyn. Zu einer mündlichen Zänkerei ſind ſie wohl ſo leicht nicht zu bewegen: Sie haben lieber Unrecht, als daß Sie Sich in ein Wortgefechte einlaſſen ſollten. Sie haben auch keine Gelegenheit dazu, wer wollte es wagen Ihnen zu widerſprechen? Die Schönen ſind im Stande, die zankſüchtigſten Philoſophen zum Stillſchweigen zu bringen. Ein ſchöner Mund überzeugt, wenn er ſpricht. Aber ſo verträglich Ihr Mund auch iſt, ſo unverträglich ſind Ihre Augen, ſie drohen, ſie gebiethen, ſie ſchelten, ſie tadeln, ſie kündigen den Krieg an, und machen Friede, und das oft in einer Viertelſtunde. Jedoch, da es nicht erlaubt iſt, von einem einzelnen Theile aufs Ganze zu ſchließen; ſo folgt auch nicht, daß wenn Ihre Augen manchmal unverträglich ſind, daß deswegen die ganze Perſon unverträglich ſeyn müßte, und bleibt alſo der Satz überhaupt richtig, daß Sie gern mit jedermann verträglich leben. **Wird doch durch heimliche Feinde angefochten.** Dieſes iſt der ſchwereſte Punkt im ganzen Planeten, den ich noch zur Zeit nicht vollkommen habe erklären können. Um ſicher in der Sache zu gehen, habe ich verſchiedene verſtändige Männer darüber zu Rathe gezogen. Mein Pfarrer, den ich Herr Dobſon nenne, ließ ein ganzes Schwadron ſolcher heimlichen Feinde des Menſchen aufmarſchiren, es waren böſe Leidenſchaften, Begierden und allerlei von ſolchem loſen Geſindel darunter. Meine Pachter halten die jetzige theure Zeit für einen heimlichen Feind, der ſich alle Tage mit zu

Tiſche ſetzt, und von ihrem Brodte ißt. Ein andrer kluger Mann ſagte, daß dadurch mißgünſtige Leute verſtanden würden, die andere beneiden, und ihnen, weil ſie es nicht öffentlich wagen dürfen, durch Argliſt allerlei Unheil zu machen ſuchen. Dieſe Meinung ſcheint die vernünftigſte, und ob es mir gleich nicht in den Kopf will, daß Ihnen jemand feind ſeyn könnte: ſo muß ich es doch glauben, weil es in Ihrem Planeten ſtehet; doch hoffe ich, daß dieſe Feinde Ihnen mit allen Schelmereien nicht viel anhaben werden. **Sie macht ſich durch ihre Tugend und Freundlichkeit bei vielen vornehmen Leuten beliebt.** Das trifft auf ein Haar zu! Wer wollte Sie auch haſſen können? Ihre ſchöne Perſon bezaubert ſchon, und ihrer Tugend und vortreflichen Gemüthseigenſchaften, kann nichts widerſtehen. Wollte der Himmel, daß alles Gute, was Ihr Planet enthält, in dieſem Lebensjahre erfüllet, und ich hierzu als kein untüchtiges Werkzeug mit gebraucht würde! Ich eile meine Gelübde zu erfüllen, und auf Ihre Geſundheit, die mit Epheu bekränzte Flaſche auszuleeren. Allzuglücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich von Ihnen die Erlaubniß erhielt unverbrüchlich zu verharren

Dero

unterthäniger Verehrer
v. N.

Ode.

Du, der du im Falerner Weine
Dich oft mit Luſt bezechet haſt,
Und nicht wie Dichter blos zum Scheine
Mit deinem Becher haſt geſpaßt;
Du, dem bei Chloen es gelungen
Und niemals fehlgeſchlagen iſt,
Daß wenn du ihren Reiz beſungen,
Sie dich auch wirklich hat geküßt.

Horaz, aus einem Deckelglaſe
Trink ich jetzt auf Dein Wohlergehn:
Gib mir dafür in reichem Maaße

Das ſeltne Kunſtſtück zu verſtehn,
Wie man mit zauberiſchen Tönen
Sich in das Herz der Schönen ſchleicht;
So daß der Eigenſinn der Schönen
Die aufgeblaßnen Seegel ſtreicht.

Schon fühl ich mich ganz dichtriſch Feuer,
In altem Rheinwein aufgelößt,
Macht ſich mein Geiſt vom Körper freier,
Gedanken ſind ihm eingeflößt.
Anakreon, elender Schwätzer,
Im Lieben nur ein Idiot,
Warum treibſt du, verdammter Ketzer
Mit dieſer Kunſt nur deinen Spott?

Mir ſoll ein beſſer Lied gelingen,
Wenn ich in reinem Kammerton
Von Iris Reizen werde ſingen,
Dir Meiſterſänger dir zum Hohn!
Dann wird ſich meine Bruſt befiedern,
Verwandelt ſchwing ich mich als Schwan,
Durch Iris Lob, in meinen Liedern,
Zum glänzenden Olymp hinan.

Sie iſt das Meiſterſtück der Götter,
Der Götter Meiſterſtück iſt Sie,
Ja, Momus ſelbſt, der Gott der Spötter
Fand an Ihr keinen Tadel nie.
Zevs, der auf ſeinem Adler reitet,
Wenn er den Blitz aus ſeiner Hand
Auf dick belaubte Eichen leitet,
Hat Ihren Vorzug ſelbſt erkannt.

Um Sie noch ſchöner auszuſchmücken
Hat er den Strahl, der uns verletzt,
Vereiniget mit Ihren Blicken,
Und in Ihr ſchönes Aug verſetzt.
Vom Silbertönenden Metalle,
Das an Apollens Harfe glänzt,
Hat dieſer Gott mit ſchönrem Schalle
Der Stimme Treflichkeit ergänzt.

Die Göttin, die auf wilden Meeren
Ein kleines Muſchelſchiff geſchützt,
Cythere nur kann nichts verehren,
Das Iris nicht bereits beſitzt;
Doch hat ſie ihrem kleinen Dicken
Dem Liebesgotte, wie man ſagt,

Den Pfeil befohlen abzudrücken,
Wenn man ſich ihr zu nahe wagt.

Vom Schilde, das Meduſens Zähne
Aus ſchlangbehaartem Haupte bläckt,
Iſt die vom Witz beſeelte Schöne
Selbſt durch Minervens Arm bedeckt,
Nie darf, zu einem ſichern Zeichen,
Daß ſie der Göttin ganz gehört,
Der Pallasvogel von ihr weichen,
Die Eule, die Athen verehrt.

Er glänzt vom Horizont herunter,
Er glänzt, der ſtolze Tag, der Sie
Der Welt zu ihrem achten Wunder
Und auch zur zehnten Muſe lieh,
Noch achtmal zehnmal kehr er wieder,
Eh von Planeten ſelbſt umringt,
Sie dort bei dem Geſtirn der Brüder
Beim Caſtor und beim Pollux blinkt.

* * *

VIII. Brief.

Fräulein Amalia an das Fräulein v. W.

den 26 Nov.

Da ſehen Sie es nun, daß es nur ein Spaß iſt. Wie geſagt, Sie ſind in das Luſtſpiel eingeflochten worden, und müſſen Ihre Rolle ſpielen, Sie mögen nun wollen oder nicht. Sie ſind aber doch in gute Hände gefallen, da der Baron das Complot unter ſeinem Commando hat. Mein Oncle hätte nicht ſchlimmer wählen, und für Sie hätte dieſe Wahl nicht beſſer ausfallen können. Nun ſind Sie ſicher. Der Baron hat Ihren Liebhaber Ihnen nicht einmal unter die Augen geführet, weil er glaubte, daß ſeine Gegenwart Sie beunruhigen könnte, und er wird dieſes allezeit thun, wenn er es in ſeiner Gewalt hat. Ich fange jetzo an, wirklich Mitleiden mit meinem Oncle zu haben, und wenn Sie es nicht wären, ſo wüßte ich nicht was ich thäte, um ihn glücklich zu machen. Sie ſollen unterdeſſen nach meinem Wunſche einen Freier bekommen, der Ihnen beſſer anſtehet, aber eben ſo aufrichtig liebt als dieſer, und daran zweifle ich auch nicht: ihr Planete verſpricht Ihnen dieſes. Auf mein Wort, ich glaube vollkommen, daß die Planeten eintreffen; der Ihrige paßt ſo gut auf Sie, als wenn er Ihretwegen wäre gemacht worden. Sehen Sie nur, was Lampert für ein ſinnreicher Kopf iſt! Auch im Calender findet er etwas artiges, das ein Liebhaber ſeiner Schönen ſagen kann. Ich muß doch ſehen, ob ſich mein Planet auch ſo vortheilhaft erklären läßt, als der Ihrige. Ich bin im April gebohren, gut, ich will mir ſelbſt die beſte Auslegung darüber machen . . . Verwünſcht! Bald will ich den April wieder auskratzen, und einen andern Monat dafür in den Brief ſetzen. Hätte ich doch nie die Begierde gehabt meinen Planeten zu leſen. Der Kerl, der den Calender ſchreibt, hat, wie ich glaube, mir zum Poſſen dieſe ſchlimme Prophezeihung erdacht, oder eine grundböſe Frau gehabt, die mit mir in einem Monat gebohren worden, und dieſes hat ihn bewogen, die böſe Gemüthsart ſeiner Frau dem Geſtirn zuzuſchreiben, das in dem Monat ihrer Geburt regieret hat. Suchen Sie ja meinen Planeten nicht auf, ſonſt laſſe ich mich nicht wieder vor Ihnen ſehen. Das iſt entſetzlich, daß ich gerade in einem Monat gebohren bin, der den Mädchens ſo fatal iſt! Ich werde künftig meinen Geburtstag verlegen, wie mein Oncle den Tanz unter der Linde. Ich hatte mir vorgeſetzt, wenigſtens ein Dutzend Körbe anzubringen, ehe ich mich der Herrſchaft eines Ehetirannen unterwerfen wollte: aber mein Stolz iſt gedemüthiget, ich werde nicht einen loß werden. Einen lachenden Freier, das iſt nach meiner Erklärung, der nicht einmal rechten Ernſt braucht, darf ich nicht abweiſen, wenn ich nicht befürchten will, daß gar keiner wieder komme. Das ſchlimmſte aus den Planeten, darüber ich mich faſt ärgere, will ich mit Stillſchweigen übergehen.

Nicht wahr, wir waren geſtern ſehr vergnügt? Ich war es inſonderheit, daß Sie den Spaß ſo wohl aufnahmen. Ha! Ha! Ich muß herzlich lachen, ein Glückwunſch in einer Paſtete, das iſt der luſtigſte Einfall, den man erdenken kann. Sie wurden über und über roth bei dem Fund, den Sie thaten. Ich merkte es, ſobald Sie den Deckel aufhoben, ich vermuthete mir aber etwas ganz anders. Ich dachte der Major hätte den Spaß gemacht. Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, habe ich ganz und gar nichts davon gewußt, ſelbſt meine Schweſter nicht. Sie hat vermuthet, daß ihr Mann, um der Tafel ein beſſer Anſehen zu geben, die Paſtete aus der Stadt hätte holen laſſen. Ich bekümmere mich nicht um die Küche, und wurde nicht eher aufmerkſam darauf, bis man Sie nöthigte vorzulegen. Sie ſahe auch ſo ehrlich aus, daß ich ihr keine Schelmerei zutraute. Lampert hat doch manchmal einen Einfall, der werth iſt, belacht zu werden. Der Mann macht gleichwohl ſeinen Vers, der nicht zu verachten iſt. Der Baron hat ihm unter den Fuß gegeben gehabt, einen luſtigen Gedanken über die Frau v. W. mit einzumiſchen. Er hat es gethan; aber zum Glück hat er ſeinen ſatiriſchen Einfall ſo verſteckt, daß er von wenigen bemerkt wurde. Ob ich mich gleich nicht für ſonderlich ſcharfſinnig halte: ſo konnte ich doch leicht errathen, was die Eule, die Athen verehrt, zu bedeuten hatte. Die Auslegung, die der Baron über dieſen dunkeln Ausdruck machte, die fernern Unterſuchungen des Majors zu unterbrechen, war ſehr weit hergeholt, und wollte an keinem Orte recht paſſen. Er ſahe wohl den wahren Verſtand ein: aber es war nicht rathſam, dieſen Text gar zu genau zu erklären.

Aber hören Sie doch, mein liebes Fräulein, warum ſuchen Sie den Major immer gegen mich in Harniſch zu bringen? Sie müſſen einen großen Wohlgefallen daran haben, mich einmal mit ihm zanken zu ſehen, daß Sie uns immer zuſammen hetzen. Nun kann ich Sie doch auch einmal einer Leichtfertigkeit beſchuldigen. Warten Sie, das laß ich Ihnen nicht ſo hingehen. Es kam mir, ich weiß nicht was für eine Luſt an, Ihnen was ins Ohr zu flieſtern, es war eine Kleinigkeit, die ich vergeſſen habe. Warum beſchuldigen Sie mich denn, ich hätte von dem Major geſprochen, da ich doch nicht an ihn gedacht hatte? Wollten Sie ihn für ſeine Neugierde ſtrafen, daß er unſere Heimlichkeit zu wiſſen verlangte? Das war vermuthlich Ihre Abſicht, aber dadurch wurde ich mehr für meine Verwegenheit gezüchtiget, daß ſich mein Mund Ihrem Ohr genähert hatte, als er für ſeinen Vorwitz. Was wird er denken, wenn er ſich einbildet, ich hätte mich in ſeiner Gegenwart über ihn aufgehalten? Ich glaube nicht, daß er mich gnugſam kennet, um mir eine ſolche Unanſtändigkeit nicht zuzutrauen. Was mögen Sie ihm doch für ein Mährgen aufgeſchwatzt haben? Ich zweifle nicht, daß er Sie wieder darum befragt hat, weil Sie nicht geſchwinde genug eine

eine Unwahrheit erdenken konnten, die Sie ihm vorſchwatzten, da er Sie in meiner Gegenwart befragte, was ich von ihm geſagt hätte. Sie werden nun Mühe haben meine Unſchuld zu retten, und ihm die Gedanken zu benehmen, worinne er ſtehet, daß ich mich über ihn aufgehalten hätte, ſo unſchuldig ich auch bin. Thun Sie ja Ihr beſtes an ihm, dieſe Meinung zu benehmen, oder wenn Sie es nicht thun, ſo geben Sie Achtung. Sie werden ſchon auch einmal in ſeiner Gegenwart mit mir heimlich reden, oder ich finde auch wohl eine andere Gelegenheit, Sie ſo bei ihm anzugießen, daß Sie mich verwünſchen ſollen. Ich will Ihnen nun die Abſicht meines Briefs entdecken, ich hatte mir vorgenommen, dieſes in den erſten Zeilen zu thun, und er iſt mir unter der Hand gewachſen, wie das Werk eines Gelehrten, ohne daß ich daran gedacht habe. Mein Oncle hat dem Baron aufgetragen, einen getreuen Bericht von der Aufnahme ſeiner Glückwünſche abzuſtatten, was für Urtheile darüber gefället worden, und ob ſie bei Ihnen einen für ihn vortheilhaften Eindruck gemacht hätten. Ich überſende Ihnen den Entwurf davon zur Durchſicht, verbeſſern und ändern Sie ſolchen nach Ihrem Gefallen, ſchicken Sie ihn aber bald zurück, damit mein Oncle, der ſehr begierig iſt, das Schickſal ſeiner Glückswünſche zu erfahren, befriediget wird. Ich umarme Sie.

IX. Brief.

An den Herrn v. N. von dem Herrn v. F.

den 26 Nov.

Recht gut ſo! Ich wünſche Ihnen Glück zu dem guten Anfang Ihres Spiels oder des Feldzuges, wie Sie Ihre Liebe nennen wollen. Sie haben ſich wohl gehalten, und werden nun bald mehrere Progreſſen thun. Weil ich Ihnen einen Bericht abzuſtatten habe, der Ihnen nicht misfallen kann: ſo hoffe ich, daß Sie mir diesmal alle Locos communes, die mir etwan entwiſchen möchten, gern verzeihen werden, doch werde ich mich dafür, ſo ſehr ich kann, in Acht nehmen. Ich will mich eben nicht ſo genau an Ihre Vorſchrift binden, um Ihnen nach der Ordnung zu melden, wie Ihre Proſe und Verſe ſind aufgenommen worden, was man darüber geſagt hat, und was die verliebte Mine, die Sie haben auffliegen laſſen, für Wirkung gethan: ich will Ihnen aber doch auch keinen Umſtand, der Ihnen nur einiger maßen vortheilhaft iſt, verſchweigen. Der Einfall durch eine Paſtete einen Liebesantrag zu thun, iſt der vortreflichſte von der Welt, Sie hätten Ihrer Geliebten ſolchen nicht artiger in die Hände ſpielen können. Das Fräulein ſchien ganz entzückt, da ſie eine ſo vortrefliche Nahrung für den Geiſt in einem Behältniß entdeckte, das nur einige leckerhafte Biſſen für den Mund einzuſchließen ſchien. Das feindſelige Meſſer hätte zwar beinahe ein großes Unglück angerichtet, und den ganzen Planeten von Ihrem Briefe weggeſchnitten: doch der getreue Sylphe des Fräuleins wollte ſie nicht um das Vergnügen bringen, dieſes Meiſterſtück des Witzes und einer geſunden Auslegungskunſt zu leſen; der Brief und das Gedichte kam mit einer kleinen Verwundung, die einem Ehrenzeichen glich, davon. Die Neugierde aller Anweſenden war ſo groß, daß die wichtigſten Geſpräche dadurch unterbrochen wurden, und einige Minuten ein tiefes Stillſchweigen über die Geſellſchaft ausgebreitet war, bis ſich ſolches in ein lautes Gelächter und frohlockendes Händeklatſchen verwandelte, das einen allgemeinen Beifall anzuzeigen ſchien. Man konnte ſich lange nicht vergleichen, wer die Ehre haben ſollte, beides das Gedichte ſowohl als das Schreiben öffentlich vorzuleſen. Daß es geſchehen ſollte, darüber war man einig, obgleich das Fräulein Einwendungen dagegen machte. Endlich fielen die meiſten Stimmen für den Major aus, welcher beſchämt ſchien, daß er eine ſo ſchöne

Gelegenheit als der Geburtstag des Fräuleins war, aus den Händen gelaſſen, ihr ſeine Hochachtung wodurch zu bezeigen, da Sie Sich derſelben ſo vortreflich zu bedienen gewußt hatten. Zu ſeiner Beſtrafung mußte er ein Herold Ihres Witzes werden, er mußte leſen, ſo gern er dieſe Ehre verbethen hätte. Zu Ihrem Troſte kann ich es ſagen, daß das Fräulein, ſo lange er las, kein Auge von ihm verwendete, und daraus machte ich den Schluß, daß ihr alles ſehr wohl gefiel. Die ganze Geſellſchaft ſprach von Ihnen ſehr vortheilhaft, und ſelbſt der Major mußte Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Das Fräulein ſagte zwar nichts zu Ihrem Lobe: ſie dachte aber deſto mehr. Die Frau v. W. geſtund, daß ſie niemals die Gabe der Dichtkunſt bei Ihnen vermuthet hätte, daß ſie aber Sie um deſto höher ſchätzte. Sie wünſchte zugleich das Vergnügen zu haben, ſich mit Ihnen in einen neuen Zwiſt verwickelt zu ſehen, damit ſie die Ehre hätte, eine poetiſche Abbitte und Ehrenerklärung zu erhalten.

Ihr Gemahl machte die Lobſprüche, die man Ihnen ertheilte, dadurch deſto anſehnlicher, daß er Ihre Geſundheit ausbrachte, die rund um die Tafel fleißig nachgeholet wurde. Ungeachtet ich alle Mühe angewendet habe, das Herz des Fräuleins auszukundſchaften, um zu erfahren, was Ihr Angebinde auf ſolches eigentlich für eine Wirkung gethan: ſo bin ich doch nicht vollkommen glücklich hierinne geweſen. Wenn ich von dem äußerlichen urtheilen wollte, ſo könnte ich Ihnen viel verſprechen; allein die Schönen ſind Meiſterinnen in der Verſtellungskunſt. Sie wurde roth, da ſie den Glückwunſch auf ihren Geburtstag fand, und lachte, da ſie unter dem Schreiben Dero Namen erblickte. Sie gab auf alles genau Achtung, da der Major las, und da er hernach beide Stücke ihr wieder auf einem Teller überreichte, ſo nahm ſie ſolchen mit einer freundlichen Mine zurück. Alles dieſes läßt ſich ſo vortheilhaft für Sie erklären, als der Planet für das Fräulein. Noch mehr, ſie trunk Ihre Geſundheit, ſie lobte

lobte Ihre Aufmerkſamkeit, dieſes war zugleich ein Vorwurf für den Major wegen ſeiner Nachläßigkeit, daß er, der ſie beſtändig begleitet wie ein Trabante ſeinen Planeten, nicht einmal ihrem Geburtstage nachgeſpüret hatte. So eine gute Gelegenheit kommt nicht alle Tage, ſein Wort auf eine gute Art anzubringen. Sie hat Fräulein Amalien gefragt, wie Sie Sich befänden, ob Ihre Krankheit von Folgen zu ſeyn ſchien. Man könnte glauben, daß ſie dieſe Frage aus Eigennutz gethan hätte, um die Erbſchaft, die Sie ihr zugedacht haben, bald hoffen zu können, ja man könnte hierinne dadurch beſtärket werden, daß ſie ſich auch unter der Hand erkundiget, ob Sie ſeit ihrem erſten Geburtstage, nicht wieder an Ihren letzten Willen gedacht hätten; allein ſolche hypochondriſche Gedanken müſſen einen Verliebten nicht einfallen, man kann auch von dieſen Worten eine vortheilhafte Auslegung machen. Ueberhaupt läßt ſich von dem vortreflichen Charakter des Fräuleins nicht vermuthen, daß ſie wünſchen ſollte bald Ihre Erbin zu werden. Alle dieſe Spuren ſind mir aber noch nicht hinreichend, einen ſichern Schluß daraus herzuleiten, daß Sie ſchon ihre Gewogenheit beſitzen, ich will lieber nichts daraus ſchlüßen, als Gefahr laufen, falſch zu urtheilen. Wenn Ihnen das Glück günſtig iſt, ſo wird es uns ſchon andere Proben liefern, daraus wir die Zuneigung des Fräuleins vollkommener und ſicherer ſchlüßen können. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſo verhalten Sie Sich eine Zeitlang nur ruhig, und wenn Sie auch in ihrer Geſellſchaft ſind, ſo beobachten Sie ein gleichgültiges Weſen: man ſtürmet nicht immer bei einer Belagerung, man ſitzt auch wieder eine Zeitlang ſtille, um neue Kräfte zu ſammlen, und hernach einen unvermutheten und deſto kräftigern Angriff zu thun. Die Frau v. W. iſt Ihnen, ſo viel ich ihr habe abmerken können, noch immer nicht recht gut, es liegt nichts daran, ihre Gunſt verſpricht Ihnen ohnehin keinen ſonderlichen Vortheil.

Sie thun indeſſen wohl, wenn Sie, als ein Politikus, eine Staatsfreundſchaft mit ihr unterhalten. Wenn Sie bei dem Herrn v. W. einen Beſuch abſtatten, ſo will ich Sie mit Ihrer Erlaubniß begleiten, damit ich jede Mine und jede Bewegung des Fräuleins ausſtudiren kann, um eine Gewißheit dadurch zu erhalten, was für Geſinnungen ſie von Ihnen hegt.

Fräulein Amalia bringt mir jetzt eine ſchlimme Nachricht, ſie hat eben einen Brief von dem Fräulein v. W. erhalten, darinnen ihr dieſe berichtet, daß ſie heute früh auf ihrem Tiſche ein zuſammengerolltes Pappier angetroffen, und bei Eröffnung deſſelben, ein vortrefliches franzöſiſches Sonnet nebſt ein paar demantnen Ohrenringen gefunden hat. Sie ſind abgeſtochen; Ihr Rival hat einen höhern Trumpf eingeſetzt. Das Fräulein hat eine ſehr große Freude über das Geſchenke. Ihr Lobgedichte, das ſie ſehr heilig in ihrem Putzſchrank aufzuheben verſprach, fällt nun gewiß in das unterſte Fach, wenn es noch drinnen bleibt. Wo ſollten die Ohrengehänge anders herkommen als von dem Major? Ja ja, er hat die rechten Schliche inne, wie man die Schönen bezaubern kann. Er verſtehet das Spiel aus dem Grunde, jetzt ſitzt er im Vortheile und wird ſich ſchwerlich daraus vertreiben laſſen. Doch das Spiel iſt noch nicht verlohren, Sie ſitzen nur hinter der Hand, und an Ihnen iſt nunmehro die Reihe, ihn wieder abzutrumpfen. Wir wollen die Sache ſchon wieder ins Gleiß bringen, wenn Sie nur Standhaftigkeit gnug beſitzen, die widrigen Zufälle, die in dergleichen Umſtänden ſich oft begeben, zu ertragen, ohne an Ihrem Glück zu verzweifeln. Ich bin immer unglücklich im Vergleichen, ſo viel Geſchmack ich auch daran finde. Ich habe Ihre Liebe, in ſo ferne ſie thätig iſt, mit dem Spiel verglichen: jetzt, da Sie Sich nach meinem Entwurf etwas leidend verhalten müſſen, kommt ſie mir vor wie das Podagra. Gedult und ein wenig Schreien ſind hierbei die beſten Arzeneien. Ich rathe Ihnen beides, das erſte, um der Sache gelaſſen zuzuſehen, bis das Schickſal Ihren Rival aus der hieſigen Gränze entfernet, und das andere, um ihre Schöne, wenn ſie über Ihre Unempfindlichkeit und Härte klagen, dadurch zum Mitleiden zu bewegen. Unterdeſſen daß Sie in einer gewiſſen Unthätigkeit ſich befinden, will ich deſto geſchwinder ſeyn im Kabinet, und wie die Miniſter, wenn die Generals in Winterquartieren ſchmaußen, den Plan entwerfen, den Sie hernach ausführen ſollen. So bald Sie Ihre Staatskrankheit Abſchied nehmen laſſen, ſo beſuchen Sie mich, und bringen Sie Ihren Favoriten den Herrn Lampert mit, damit wir alles gemeinſchaftlich überlegen, und wegen Ihren Angelegenheiten ordentlichen Rath halten. Ich verſpreche Ihnen, allen Fleiß und alle Aufmerkſamkeit anzuwenden, ihre Wünſche zu vergnügen, um Sie dadurch zu überzeugen, daß ich kein blos Compliment mache, wenn ich mich nenne

Dero

gehorſamſten Diener
v. F.

X. Brief.

Das Fräulein v. W. an das Fräulein v. S.

den 26 Nov.

Was werden Sie noch aus mir machen, loſes Fräulein! Sie, und der Herr Baron, ſpielen Comödien, daß man Bücher davon ſchreiben könnte. Ich glaube, Sie haben ſich beide vorgenommen, Ihre Nachbarſchaft rund um ſich her in Verwirrung zu ſetzen, und Niemand zu ſchonen, wenn Sie nur etwas zu lachen bekommen. Wenn ich nur eine ſträfliche Mine annehmen könnte, ſo hätte ich Luſt, Ihnen einmal den Text recht zu leſen. Der Brief mit dem Einſchluß, welchen Sie mir heute zugeſchickt haben, hat wunderliche Erſcheinungen bei mir hervorgebracht, ich habe über beide gelacht, den Kopf geſchüttelt, ich bin halb erzürnt bei einigen Stellen geweſen, ich bin wieder gut worden; ich habe ſie noch einmal geleſen, und habe mich niedergeſetzt, Ihnen darauf zu antworten; ich bin aber jedesmal zweifelhaft aufgeſtanden, ohne zu wiſſen, was ich über die Innlage für ein Urtheil fällen ſollte. Mehr als einmal hab ich einige Stellen darinnen verbeſſern wollen, ich hatte bereits die Feder angeſetzt, um ganze Seiten auszuſtreichen, und ſie zu verändern: aber ich habe es immer wieder unterlaſſen, weil ich nicht wußte, womit ich den leeren Raum füllen ſollte. Nun es mag alles bleiben, ich will Ihnen aber meine Kritik darüber machen, eben ſo wie über Ihren Brief, und dadurch werde ich dieſen zugleich beantwortet haben. Ich ſehe wohl, daß es mit der Liebe Ihres Herrn Oncles nur Spaß iſt, oder daß Sie und der Herr Baron einen Spaß daraus machen wollen, da Sie dieſe Sache nun unter den Händen haben, ich bin darüber erfreuet: aber vorher war es in der That kein Spaß. Es ſind noch nicht gar acht Wochen, da Sie über dieſes Capitel mir ein ſo zweifelhaftes Geſicht machten, daß ich es Ihnen anſehen konnte, wie ſehr Sie meinetwegen beſorgt waren. Wenn Sie und der Herr v. F. nicht alle Kräfte und Ihre ganze Kunſt der Intrigue aufgebothen hätten, mich zu befreien, ſo würde ich jetzt ſonder Zweifel Frau v. N. Für eine ſo gute Bemühung muß ich Ihnen ja wohl etwas zu lachen geben, und wider meinen Willen eine Rolle, die Sie mir in dem Luſtſpiele auftragen, übernehmen. Ich verſpreche dieſe ſo gut zu ſpielen als mir möglich iſt, nur daß es immer ein Spiel bleibt, und nicht etwan wieder Ernſt daraus wird. Ich bedaure es, wenn Sie meinetwegen den Herrn von N. ein ſo ſchweres Gebot auferleget haben, von der Geſellſchaft zu bleiben, dieſes wird ihm vermuthlich ſehr beſchwerlich geweſen ſeyn. Ich verlange nicht, daß er ſo eingeſchränket werde, ſonſt ſtehet er Ihnen gewiß nicht lange zu Gebothe. Seine Gegenwart iſt mir niemals beſchwerlich, ſo lange ich nichts davon zu befürchten habe, welches ich jetzt nicht vermuthe. Wir werden nächſtens einen Beſuch in Kargfeld ablegen, ich werde mitgehen, um dem Herrn v. N. eine unſchuldige Freude zu machen. Prägen Sie ihm nur ein feines, ſteifes, zurückhaltendes Weſen ein, und verſichern Sie ihn, daß dieſes das beſte Mittel ſey, von mir recht viel freundliche Geſichter zu bekommen.

Sie ſuchen doch auch alle Gelegenheit auf, ſich luſtig zu machen, und wenn Ihnen aller Stoff zu fehlen ſcheinet, ſo ſind Sie es über ſich ſelbſt, das iſt in der That ein artiger Charakter, der mir gefällt. Das Schickſal entferne uns nie von einander: wenn ich jemals Ihren Umgang vermiſſen ſollte, ſo würde ich das allerſchätzbarſte, das ich beſitze, verlieren. Weil einmal die Planeten unter uns einiger luſtigen Aufmerkſamkeit ſind gewürdiget worden, ſo will ich mir die Freiheit nehmen, über eine Stelle des Ihrigen, eine Anmerkung zu machen, doch in einen gelehrten Streit laſſe ich mich durchaus nicht ein, wenn ich auch einen Preiß von einer Akademie der Wiſſenſchaften dadurch zu verdienen wüßte. Was machen Sie Sich für einen ſeltſamen Begriff von einem lachenden Freier! Sie verſtehen darunter einen halbigten Liebhaber, der keinen Ernſt braucht? Unglückliche Deutung! Gehen Sie zum Herrn Lampert, und laſſen Sie Sich die Sache erklären, er wird es Ihnen ganz anders ſagen. Sie ſind luſtig, aufgeräumt, Sie lachen gerne: gleich und gleich ſucht ſich. Der Mann, den Sie einmal glücklich machen ſollen, wird in ſeinem Charakter Ihnen ähnlich ſeyn. Sie bekommen einen muntern, aufgeräumten, lachenden Freier, der Ihnen das Leben ſo angenehm macht, als Sie es allen, die Ihren

Umgang genießen, zu machen wiſſen. Wollen Sie nun weiter mit dem ehrwürdigen Sterndeuter zanken, der Ihnen ſo viel gutes geweiſſaget hat? Es hat mir nicht an Neugierde gefehlet, Ihren Planeten ganz zu leſen, und die böſen Schickſale, die nach Ihrem Urtheile darinne ſollen enthalten ſeyn, zu erfahren, oder ihnen mit einer guten Auslegung zu ſtatten zu kommen; aber da ich eine ſehr ſchlechte und mangelhafte Edition von einem Calender habe, darinne dieſe unbetrüglichen Weiſſagungen fehlen: ſo muß ich wider Willen dem Befehle nachleben, Ihren Planeten nicht zu leſen.

Thun Sie nur nicht ſo böſe, daß ich dem Major etwas von Ihnen vorgeſchwatzt habe. Sie urtheilen recht, daß ich ihn dadurch für ſeinen Vorwitz habe beſtrafen wollen; aber ich bin darinne nicht mit Ihnen einerlei Meinung, daß ich daran Unrecht gethan habe. Ich glaube vielmehr allen Verdacht dadurch von Ihnen entfernt zu haben. Er konnte denken, wir hätten von Ihm geſprochen, da wir heimlich mit einander redeten; er konnte dieſes aber nicht mehr denken, da ich es ihm öffentlich ſagte, daß wir es gethan hätten. Wenn es wahr geweſen wäre, ſo würde ich es ihm gewiß verſchwiegen haben. Vermuthlich ſahe er es ein, daß ich ihn für ſeine Neugierde, dadurch habe wollen ein wenig büßen laſſen; ſollte es aber nicht geſchehen ſeyn, ſo will ich, wenn er mich wieder fragt, was wir von ihm geſprochen hätten, meinen Fehler wieder gut zu machen, etwas recht ſchönes erdenken, das Sie zu ſeinem Vortheile ſollen geſagt haben. Aber warum dringen Sie denn ſo ſehr darauf, daß ich Ihre Unſchuld retten ſoll? Fräulein, Fräulein! wenn Sie mir etwas verheimlichen, ſo vergebe ich es Ihnen nicht.

Dem Herrn Baron machen Sie mein beſtes Compliment. Sagen Sie ihm, daß ich ſeine guten Bemühungen mit vielem Danke erkenne; aber ich bin wenig mit den Maaßregeln zufrieden, die er anwendet, ſeine gute Abſicht zu erreichen. Warum braucht er ſo zweideutige Ausdrücke, die den Herrn v. N. entweder gegen mich oder den Major aufbringen können? Wer weiß, ob er nicht dadurch in die Verſuchung geräth, ſeinem eignen Kopfe zu folgen, und wenn er ſich nicht mehr in der Irre herum führen läßt, die rechte Spuhr wieder zu ſuchen, wodurch es ihm am erſten gelingen könnte, ſein Vorhaben auszuführen, oder doch wenigſtens mir Angſt zu machen. Ich merke wohl, daß der Herr Baron durch die Verzögerung ihn ermüden will. Es iſt dieſes ein ſehr guter Einfall, aber wann dem Herrn v. N. etwas in den Kopf geſetzt wird, das ihn aufbringen kann, ſo verläßt ihn ſeine Gedult ganz ſicher, und er wird hernach alles anwenden, ſein Schickſal entſchieden zu ſehen, welches auf der einen oder der andern Seite Verdruß erwecken könnte, und dieſen vermeide ich gerne. Doch das iſt noch nicht alles, was mir am wenigſten gefällt, iſt dieſes, daß ich ſo ab-

abgeſchildert werde, als wenn der Major in beſonderm Anſehen bei mir ſtünde. Ich bin in dieſem Stück etwas zärtlich, wenn Sie über ſo etwas mit mir ſcherzen, ſo kann ich gleiches mit gleichem erwiedern, und das bleibt unter uns; wenn aber mehrere Perſonen an dieſem unſchuldigen Scherz Antheil nehmen, ſo entſtehet daraus ein Gerüchte, und das wünſche ich eben nicht. Die Auslegung über die unſchuldige Frage, wie ſich Ihr Herr Oncle befände, iſt höchſtleichtfertig. Ich laſſe mir dieſen Scherz deſto leichter gefallen, da ein ſolcher Verdacht, daß ich nach einer Erbſchaft ſollte begierig ſeyn, nicht leichtlich im Ernſte von mir wird gefaßt werden, es kann auch dieſer Einfall, in der Abſicht, in welcher er iſt angewendet worden, vielleicht von einigem Nutzen ſeyn. Aber ich weiß nicht, was ich mit den Ohrenringen anfangen ſoll, ich kann die Abſicht, warum der Herr v. F. mich damit hat beſchenken laſſen, nicht errathen. Sollte es deswegen geſchehen, damit Ihr Herr Oncle aufgemuntert würde, mir in der That ein Geſchenke zu machen, ſo würde ich dadurch in die äußerſte Verlegenheit geſetzet werden, ich könnte es nicht annehmen, und auch nicht ohne Beleidigung zurück geben, ich würde alſo auf die eine und auf die andere Art anſtoßen. Ueber dieſes, wenn der Herr von N. gegen die Frau v. W. etwas davon gedächte, ſo würde ich ein ſcharfes Examen von ihr auszuſtehen haben, ſie würde es nicht glauben, daß es nur ein Mährgen iſt. Sie wiſſen, was man für Mühe anzuwenden hat, ihr etwas auszureden, das ſie ſich zu glauben oder einzubilden, einmal vorgenommen hat. Wenn Sie nicht verſichert ſind, daß ich davon nichts zu befürchten habe, ſo ſtreichen Sie dieſe Stelle ganz aus. Ich erſehe am Ende des Schreibens an den Herrn v. N. daß er nur eine Staatskrankheit angenommen hat. Nun bedaure ich ihn deſto mehr, und wenn es nicht meine eigne Perſon beträfe, ſo wollte ich eben das thun, wozu Sie Sich anheiſchig gemacht haben, und alles beitragen,

gen, ſeine Wünſche zu erfüllen. Den Augenblick erfahre ich etwas ganz neues, der Major hat Befehl erhalten, wieder zu ſeinem Regimente zurückzukehren. Er iſt nur vor einer Stunde hier geweſen, und hat es meinem Vater geſagt. Ich bin am Ende meiner Gedanken und meines Briefs, und kann in der Eil keinen beſſern Ausdruck finden, ſolchen dadurch zu ſchlüßen, als die Verſicherung, daß ich Sie mit der aufrichtigſten Zärtlichkeit liebe

J. v. W.

XI. Brief.

Das Fräulein v. S. an das Fräulein v. W.

den 30 Nov.

Das iſt zum Todlachen! Keinen luſtigern Auftritt könnte mein Oncle liefern, als den er im Begriff iſt uns ſehen zu laſſen. Vernehmen Sie die große Begebenheit, die ſich in wenig Tagen ereignen wird. Ich zweifle nicht daran, daß das Vorhaben wirklich ausgeführet wird. Es kommt nur auf Sie an, und Sie haben Sich einmal anheiſchig gemacht, das Spiel nicht zu verderben, ich halte Sie nun bei Ihrem Worte. Seyn Sie ſtolz auf die Ehre, die Ihnen zubereitet wird, mein Oncle beſchäftiget ſich gegenwärtig Ihren Namen unſterblich zu machen. So einer edlen Bemühung werden Sie nicht widerſtehen können, ja er wird dadurch Ihr Herz gewiß erobern. Damit ich Sie nicht, nach meiner Gewohnheit, mit einem langen Geplaudere aufhalte, und Ihre Neugierde, die ich ſchon genug gereizt zu haben glaube, lange quäle; ſo will ich es Ihnen mit einem Worte ſagen, daß der Herr v. N. entſchloſſen iſt, eine Akademie der Wiſſenſchaften in Kargfeld zu errichten, die nach Ihrem Namen die Julianen Akademie genennet werden ſoll. Wenn es nicht ein ſo gar artiger Spaß wäre, ſo würde ich nicht zugeben, daß

Ihr Name gemißbraucht wird; doch der Einfall iſt zu luſtig, daß ich mich bemühen ſollte, die Ausführung davon zu hintertreiben. Lehnen Sie dem Baron und mir einmal Ihren Namen, um einen Scherz vollkommen zu machen. Damit Sie an der Sache vollkommenes Licht erhalten, ſo hören Sie jetzt meine Erzählung, und hernach leſen Sie die Innlagen meines Briefs. Es ſind deren viere, ein Brief des Herrn Lampers an den Baron, eine Nachricht von der Einrichtung der Julianen Akademie, ein Verzeichniß der Mitglieder, die ſogleich bei Eröffnung derſelben ſollen aufgenommen werden, und die Antwort des Barons. Ich darf Sie nicht erinnern, daß ich mir die Einſchlüſſe bald wieder ausbitte, Sie wiſſen dieſes ſchon. Laſſen Sie Sich es nun erzählen, wie mein Oncle ſich dieſe Gedanken hat einfallen laſſen, und warum er ſo feſte darauf beharret, ſein Vorhaben auszuführen. Der Baron fand gut, Ihrer Kritik ungeachtet, das Schreiben an meinen Oncle ſo zu laſſen, wie er es entworworfen hatte, ohne darinne das geringſte zu ändern. Sie ſind gar zu zärtlich, und machen ſich über Umſtände, die ich nicht einmal wahrnehme, einen Haufen Bedenklichkeiten. Wir ſind in Schönthal nicht ſo geſinnet. Der Baron blieb bei ſeinem Entſchluß, und ſchickte meinem Oncle den Brief ſo, wie Sie ihn geſehen haben. Den Tag darauf machte er ihm in Perſon einen Beſuch, um zu ſehen, wie er mit dieſer Nachricht zufrieden wäre. Er nahm ſich zugleich vor, dieſe Erzählung zu vermehren und zu verbeſſern, wenn er es rathſam finden würde. Der Herr v. N. iſt mit der Art, wie Sie ſeine Glückwünſche ſollen aufgenommen haben, überaus vergnügt geweſen. Er hat zwar allerlei Betrachtungen angeſtellet, ob die vergnügten Blicke, die der Baron Ihnen bei der Vorleſung der Glückwünſche angerichtet, mehr dieſen oder dem Leſer zugeeignet werden könnten: doch Herr Lampert, der alles gern zu ſeinem Vortheile ausleget, hat das erſtere ſo geſchickt behauptet, daß alle Zweifel verſchwunden ſind. Sein Vergnügen würde vollkommen geweſen ſeyn, wenn ihm nicht der Punct von dem Franzöſiſchen Sonnet und den demantenen Ohrenringen die Freude ſehr gemäßiget hätten. Ich hätte mich mit dem Baron zanken mögen, daß er durch dieſe Erdichtung das unſchuldige Vergnügen meines Oncles unterbrochen hat. Doch eben dieſes hat zu einer neuen komiſchen Handlung Gelegenheit gegeben. Der Herr v. N. hat den Baron erſucht, ihm einen Rath zu ertheilen, wie er dieſen tödtlichen Streich, den ſein Gegner durch ein ſo glänzendes Geſchenke ſeiner Liebe verſetzt zu haben glaubte, fruchtlos machen könnte. Der Baron hat die Verwegenheit gehabt, ihm das anzurathen, was Sie ſo ſehr fürchten, daß er Ihnen ein Geſchenke machen ſollte, das noch zweimal größer wäre, als das Sie von ſeinem Riwal erhalten hätten, oder nach ſeiner Sprache mich auszudrücken, er ſollte einen höhern Matador einſetzen. Fürchten Sie nichts, dieſer Vorſchlag iſt ſogleich verworfen worden.

den. Sie kennen meinen Oncle nicht, wenn Sie glauben, daß er in die Verſuchung gerathen dürfte, bei ſeiner Liebe großen Aufwand zu machen. Sie werden nicht leicht durch ein wichtiges Geſchenke von ihm in Verlegenheit geſetzet werden. Er iſt gewohnt ſeine Anſchläge, die alle ins Große fallen müſſen, mit wenigen Koſten auszuführen. Herr Lampert, der unerſchöpflich iſt an witzigen Erfindungen, und alle Abſichten meines Oncles gern mit den ſeinigen verbindet, um ſie deſto leichter auszuführen, hat ſeit einiger Zeit, ich weiß nicht was für wunderliche Träume gehabt, Kargfeld in einen Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften zu verwandeln. Ich wünſchte, daß er ſo reich an Mitteln als an Anſchlägen wäre, ſo würde er aus dieſen Ort gewiß ein Verſailles oder Paris machen. Sie wiſſen, wenn mein Oncle geheimen Rath hält, daß er darinne Sitz und Stimme hat. Seine Einbildungskraft giebt ihm alſo bei der Unentſchloſſenheit, worinne er den Baron ſiehet, den Herrn v. N. durch gute Rathſchläge

ſchläge zu unterſtützen über ſeinen Gegner die Oberhand zu gewinnen, ſogleich ein Mittel an die Hand, ſeinen Gönner aus der Verlegenheit zu ziehen, und dadurch ſein Vorhaben, das ſchon einige mal von uns auf eine ſpöttiſche Art iſt herumgenommen worden, zugleich mit auszuführen. Er wagt es bei einer ſo günſtigen Gelegenheit noch einmal, den Vorſchlag von Errichtung einer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften en Mignature, zu erneuern, und ſolche die Julianen Akademie zu nennen. Der Baron, dem die geſchickte Wendung des Magiſters, ſein Vorhaben auszuführen, und überhaupt das ſeltſame in dieſem Anſchlage gefällt, ergreift die Parthei des Herrn Lamperts mit einem angenommenen Eifer, und ſtellet dem Herrn v. N.. die Sache aus einem ſo vortheilhaften Geſichtspuncte vor, daß dieſer ihm mit Vergnügen beifällt, und die glückliche Stunde mit Sehnſucht erwartet, in welcher ſie zur Ehre ſeiner Göttin ausgeführet werden ſoll. Lampert hat zu dieſer Abſicht die Aufſätze verfertiget, welche ich Ihnen hierdurch mittheile.

Es iſt auch in der That nichts geringes, und ich beneide Sie bald ſelbſten, daß Ihnen zu Ehren eine Akademie errichtet wird. Wenn Sie nicht ganz und gar ſtoiſch geſinnt ſind, ſo muß eine ſolche Ehre den lebhafteſten Eindruck in ihr Herz machen. Der Entſchluß meines Oncles iſt höchſtgroßmüthig; er als der Stifter einer Akademie, hätte das Recht, ſolche mit ſeinem Namen zu belegen: aber wie vortreflich! er thut darauf Verzicht, um ſie einem Frauenzimmer zu widmen, das er liebt. Es iſt dieſes ein ſo augenſcheinlicher Beweis von ſeiner Leidenſchaft für Sie, daß benannte Ohrengehänge und ich weiß nicht was für Koſtbarkeiten, damit in gar keine Vergleichung können geſetzet werden. Wenigſtens ſind dieſes die Gedanken meines Oncles und des Herrn Lamperts, die Sie ihnen auch ſelbſt nicht würden abſtreiten können. Sie dürfen ſich nicht daran ſtoßen, daß dieſe gelehrte Geſellſchaft aus ganz verſchiedenen Gliedern beſtehet; die anſehnlichſten ſind in keinem Theile der Welt anzutreffen, außer nur in einem Romane. Doch wenn dieſe ehrlichen Leute wirklich wären, ſo würden ſie ſich ſehr wundern, daß unſere Schulmeiſter und Verwalter von ihnen Collegen ſind. Ich habe dieſes ſchon dem Baron vorgeworfen, der auch ein Ehrenmitglied dieſer Geſellſchaft abgeben wird, er hat mir aber verſichert, daß im Reiche der Gelehrten, in ſo fern ſie nur als Gelehrte betrachtet werden, kein Rang beobachtet würde, ſondern daß dieſe Herren auf einen Fuß mit einander lebten, wie die alten Lacedämonier oder die Brüdergemeine zu Herrenhuth, daher käme es, daß der Geringſte in der gelehrten Republick, den angeſehenſten auf einen gelehrten Zwiekampf herausfordern dürfte, welches ſich oft zutrüge; die gelehrten Cavaliers bleiben einander mit der Feder ſo wenig ſchuldig als die Adlichen mit dem Degen. In ſo ferne er ſich als einen Gelehrten betrachtete, te, ſo ſey es keine Schande einen Schulmeiſter auf der gelehrten Bank neben ſich zu haben. Was das ſchlimmſte iſt, ſo gehören die meiſten Glieder dieſer Akademie nur in ſehr uneigentlichem Verſtande zu den Gelehrten. Doch, wie geſagt, dieſes alles macht nichts aus, weil unter den Gelehrten kein Rang beobachtet wird, Lampert aber ein grundgelehrter Mann, alle Mitglieder für gelehrt erkläret hat: ſo iſt dieſe Akademie ſo gut, als wenn ſie aus Staatsminiſtern in Ordensbändern, Prälaten und Superintendenten beſtünde, und Sie erhalten alſo dadurch alle Ehre, die Ihnen eine kaiſerliche Akademie ertheilen könnte, wenn ſie von Ihnen den Namen entlehnet hätte. Ich verſpreche mir vortrefliche Werke von dieſer Geſellſchaft, und mache mir Hoffnung, nicht lange darauf warten zu dürfen, wenn Sie bey dem Entſchluß bleiben, meinen Oncle zu beſuchen. Ich könnte meinen Brief noch ziemlich verlängern, wenn ich heute Luſt zu plaudern hätte, oder mich in eine ordentliche

Beantwortung Ihres Schreibens einlaſſen wollte: ich will aber beides auf eine mündliche Unterredung ſpahren. Wenn Sie eben ſo vielen Geſchmack als ich an dem Witze des Herrn Lamperts fänden, ſo würden die Innlagen dieſes Briefs Ihnen zu einem artigen Zeitvertreibe dienen. Ich liebe Sie von Herzen. = = Das ſollte eigentlich der Schluß von meinem Briefe ſeyn, aber ich erinnere mich eben jetzt noch an einen wichtigen Punkt, den ich nicht mit Stilleſchweigen übergehen kann. Sie ſagen mir ja auf eine recht ängſtliche Art, daß der Major wieder zu ſeinem Regiment gerufen iſt. Das hat etwas zu bedeuten. Ich hatte Luſt ihn zu einem Mitgliede der gelehrten Akademie meines Oncles aufnehmen zu laſſen, und dachte das Vergnügen zu haben, ihn ſehr ſchöne Reden halten zu ſehen, nun komme ich auf einmal um dieſe Freude. Ich verliere ihn nicht gerne aus der hieſigen Gegend, ich geſtehe es. Er iſt ein luſtiger Mann, der alles aus ſich machen läßt, und um uns etwas zu lachen zu geben, gewiß ein gelehrtes Mitglied der Akademie worden wäre. Sie laſſen ihn auch nicht gleichgültig abreiſen, das iſt außer Zweifel. Die Art, womit Sie mir ſeinen Abzug verkündigen, verräth einige Unruhe. Warten Sie, ich habe ein artiges Liedgen gehabt, wenn ich es finden kann, ſo ſollen Sie es bekommen, ich will es gleich ſuchen. = = = Da iſt es! Wahrhaftig, es ſchickt ſich vortreflich auf die Abreiſe des Majors; es paßt aber auch auf Sie wie der Planete. Sie haben den Namen Iris von ihrem Anbeter erhalten, recht als wenn ſie es mit einander abgeredet hätten, das iſt luſtig! Eine Abſchrift davon will ich behalten, es ſind Virtuoſen in der Akademie, ich will einem ein gut Wort geben, oder ich will mich in einer Bittſchrift an das ganze Corpus wenden, damit es collegialiſch componiret wird. Die Melodie ſoll ſo rührend ausfallen, daß es einem jammern ſoll, der es hört. Dichten Sie Sich unterdeſſen ſelbſt eine Melodie, wenn ich Sie beſuche, wollen wir dieſes kleine Con-

cert aufführen. Sie ſpielen und ich ſinge, dabei bleibt es.

CHANSONNETTE.

Iris il faut partir!
Mon coeur rempli de larmes
En quittant tous Vos charmes
Ne ſait que devenir:
Iris il faut partir.
Je m'en vais à l'Armée,
Ne ſoyez pas affligée;
Du bruit de nos combats
Ne Vous effrayez pas.
Nous ſaurons nous defendre,
Avant que de nous rendre,
A de braves François
Ennemis de la paix.

Mon cher Damon allez
Ou l'honneur Vous appelle,
Ne ſoyez moins fidelle,
Tant que Vous vivrez:
Mon cher Damon allez.

Ayez ſoin d'une vie,
Qui n'eſt pas moins cherie,
Et que mon tendre coeur
Aime avec tant d'ardeur.
Complez ſur ma conſtance,
Et ayez l'eſperance,
Qu'un ſi parfait amour
Eſt payé de retour.

XII. Brief.

Vom Herrn Lampert Wilibald an den Herrn v. F.

den 29 Nov.

Wenn es ein Glück zu nennen iſt, zu einer Zeit zu leben, die an großen und merkwürdigen Begebenheiten fruchtbar iſt: ſo ſind die jetzigen Bewohner der Erde allerdings glücklich zu preiſen, daß ſie in einem Jahrhunderte leben, das einen Ueberfluß an Begebenheiten aufzuweiſen hat, die die Geſchichte dereinſt verewigen wird. Ich will nicht an die Helden gedenken, die die Kriegskunſt auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit gebracht haben; ich will jene großen Männer, die ſich am Ruder des Staates einen unvergeßlichen Namen gemacht haben, in keine Betrachtung ziehen: ich will nur einen Blick auf die gelehrte Welt thun, und den Flor der Wiſſenſchaften beſchauen, um darzuthun, daß unſre Zeiten nicht ſchlimmer werden, wie alle verlebte Leute aus Vorurtheil glauben, ſondern daß wir in den beſten und glückſeligſten Zeiten leben.

Die Ausbreitung der Wiſſenſchaften gehöret ohne Zweifel mit zu den merkwürdigſten Dingen, die unſerm Zeitraume ein ſo glänzendes Anſehen geben. Wie viele große Männer könnte ich nennen, wenn es hier der Ort wäre, die durch ihre ausgebreitete Erkenntniß in allen Theilen der Wiſſenſchaften, und beſonders durch die Erfindung wichtiger und neuer Wahrheiten ſich ein ſo ehrwürdiges Anſehen verſchafft haben, daß ſie den berühmteſten Gelehrten aus den berühmteſten Völkern und in den berühmteſten Zeiten die Wage halten, wo ſie ſolche nicht gar übertreffen. Anſtatt aller Beweiſe darf ich nur die Königin der Wiſſenſchaften, wie ſie von einigen Gelehrten mit Recht iſt genennet worden, oder die Seele aller Künſte die herrliche Metaphyſik anführen. Wie dieſe verehrungswürdige Diſciplin den Grund aller menſchlichen Erkenntniß erhält, zu einer jeden wichtigen Handlung aber die mit Vorſatz ausgeführet wird, ein großer Grad der Erkenntniß gehöret; ſo kann ſie auch als der Grund aller großen Begebenheiten, die unſern Zeitraum merkwürdig machen, angeſehen werden. Sie iſt es, durch welche die Fürſten weislich regieren, die Generale Schlachten gewinnen, Städte in ſo viel Tagen einnehmen, als man ehedem Jahre dazu brauchte. Sie iſt es, wodurch das Recht der Völker und einzelner Perſonen entſchieden wird.

Wie könnte das Recht gehandhabet werden, seitdem die Sophiſten unſrer Zeiten die Sachwalter und Advokaten auferſtanden ſind, und der Gerechtigkeit eine wächſerne Naſe angeſetzet haben, wenn die Metaphyſik nebſt ihrer getreuen Geſpielin der Vernunftlehre die Menſchen nicht unterwieſen hätte, das Wahre von dem Falſchen, und das Licht von dem Schatten zu unterſcheiden.

Doch die Wiſſenſchaften würden noch lange nicht in dem Glanze ſtehen, worinne ſie ſich befinden, wenn nicht gewiſſe gelehrte Geſellſchaften wären errichtet worden, die mit zuſammengeſetztem Eifer das Reich der Wahrheiten zu erweitern ſich bemühet hätten. Dieſe verdienen eine beſondere Stelle unter den Vorzügen, womit unſer Zeitraum für andern Zeiten glänzet. Ich habe nur jederzeit bedauert, daß ſolche gelehrte Geſellſchaften bisher meiſtens in den Reſidenzen groſſer Fürſten ihren Sitz gehabt, und nicht auch wie die Muſen auf dem Helikon unter den um ſie herumirrenden Schäfern ſich niedergelaſſen haben. Hierdurch würde ihre Nutzbarkeit viel angenehmer worden ſeyn, wenn ſie ſich auch bemühet hätten, die Geringen im Volke und ſelbſt die Erkenntniß der Landleute zu erweitern, welche doch unſtreitig den größten Theil der Erdbewohner ausmachen. Eine geringe Anzahl der Sterblichen weiß alles, und der größere Theil befindet ſind in der größten Unwiſſenheit. Dieſem Uebel abzuhelfen, ſollte billig die hohe Landesobrigkeit darauf bedacht ſeyn, die Schätze der Wiſſenſchaften, welche die Gelehrten ſorgfältig geſammlet haben, gleich wie das Geld in Umlauf zu bringen, und allen und jeden davon mitzutheilen. Ich habe mir die Ignoranz des gemeinen Mannes jederzeit zu Herzen gehen laſſen, und mich darüber betrübt, auch auf Mittel gedacht, dieſem Uebel abzuhelfen. Schon ſeit einigen Jahren habe ich die Gedanken gefaßt, einem großen Herrn den Vorſchlag zu thun, Schulen für Erwachſene, die ſich den Wiſſenſchaften nicht eigentlich ge-

gewidmet haben, anzulegen, darinne junge Leute ſo lange unterwieſen werden könnten, bis ſie heirathen. Inſonderheit ſollte man ſich des ſchönen Geſchlechts beſſer annehmen, an jedem Orte ſollte für erwachſene Mädchen eine beſondere Schule angeleget werden, darinnen dieſe edlen Creaturen ſo lange einen Unterricht genöſſen, bis die Umſtände ſie nöthigten, einen eignen Haushalt zu führen. Sie ſollten in der Haushaltungskunſt, in der Weltweisheit, Hiſtorie, Poeſie und andern dahin einſchlagenden und dem weiblichen Geſchlecht anſtändigen Künſten und Wiſſenſchaften, theoretiſch und praktiſch geübt werden, damit der Aberglaube, der dieſem Geſchlechte unſern erleuchteten Zeiten zur Schande noch ſo ſehr anhänget, ausgerottet würde, und ſie von ihren Pflichten, davon dieſe Hälfte des menſchlichen Geſchlechts noch ſo ſeichte und unvollſtändige Begriffe hat, eine vollkommenere Känntniß erhielte. Ich wollte mich ſelbſt einer ſo nützlichen Bemühung gern unterziehen, und mit Vergnügen als einen Lehter Lebenslang gebrauchen laſſen. Doch wie der jetzige landverderbliche Krieg viele vortrefliche Projekte vereitelt hat, ſo iſt es auch dieſem ergangen. Es wird dieſer herrliche Entwurf noch eine Zeitlang inter pia deſideria gehören, bis er einmal in einem ruhigern Zeitpunkte, nach dem Wunſche vieler redlicher Männer, ausgeführet wird. Inzwiſchen gereicht es mir zu keiner geringen Freude, daß mitten unter dem Geräuſche der Waffen, unter dem Schutz meines vortreflichen Gönners, die Muſen, die allenthalben verſcheucht werden, in unſern glücklichen Gegenden ihre Wohnung aufzuſchlagen ſcheinen: unſer Kargfeld nimmt an dem Flor der Wiſſenſchaften und an dem Glück unſrer Zeiten, rühmlichen Antheil. In Zukunft werden nicht allein die Reſidenzen der Könige mit gelehrten Geſellſchaften prangen, auch unſre Gegend wird eine aufzuweiſen haben. Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich Ihnen im Namen der ganzen gelehrten Republick, für die Sorgfalt Dank abſtatte, mit welcher Sie meinen Anſchlag, eine Akademie der Wiſſenſchaften im kleinen hier aufzurichten, unterſtützet haben, dergeſtalt, daß das, was bisher in meinen Gedanken nur als eine cauſſa exemplaris exiſtiret hat, nun die Wirklichkeit erhält. Wo finde ich Worte, meine Freude über dieſen großmüthigen und Grandiſons Nachfolgern würdigen Entſchluß auszudrücken? Faſt möchte ich in die Verſuchung geſetzt werden, mit einem Jüngling aus dem Terenz auszurufen: Ah Jupiter! C'eſt preſentement que je mourrois volontiers de peur qu'une plus longue vie ne corrompe cette joye par quelque chagrin. Mein Gönner iſt von dieſem Verhaben jetzt ſo eingenommen, daß er es je eher je lieber ausgeführet zu ſehen wünſchet. Seitdem Sie uns geſtern verlaſſen haben, iſt dieſes ſein und mein einziger Gedanke geweſen, wiewohl wenn ich dem wahren Grunde ſeiner Abſichten nachſpühre, ſo ſind dieſe nicht ſo ſehr auf die Ausbreitung der Wiſſenſchaften gerichtet, als vornehmlich nur Dero Vorſchlag auszuführen, und dem Fräulein v. W. zu ſchmeicheln, wenn dieſe neue Akademie nach Ihr wird benennet werden. Dieſes thut jedoch der guten Sache keinen Eintrag, und kann als ein Adiaphoron angeſehen werden. Wenn Sie es erlauben meine Ahndung zu entdecken, ſo ſehe ich aus dieſer Knoſpe für unſer werthes Vaterland ſehr viel gutes hervorkeimen. Jedermann, auch die geringſten Landleute die weder leſen noch ſchreiben können, gleichwohl aber in manche Theile der Wiſſenſchaften, die ſie ex Praxi erlernen, ein tieferes Einſehen haben, als ſpekulativiſch Gelehrte, werden da mich aufgemuntert, ihr Pfund aus dem Schweißtuch hervor zu langen, ihre beſondere Kenntniß in dieſer und jener Sache zu offenbaren, und folglich das gemeine Beſte zu befördern. Eine glückliche Aemulation wird alle Innwohner dieſer Gegend antreiben, wenn ſie einige aus ihrem Mittel durch beſondere Ehrenzeichen belohnet ſehen, die ſie durch neue Entdeckungen in allerlei nützlichen Künſten und Wiſſenſchaften ſich erworben haben,

Univ. Bibl. München

haben, gleichfalls etwas neues und beſonderes zu erfinden, damit ſie gleicher Ehre theilhaftig werden. Die Innwohner dieſer glücklichen Gegend werden alſo in einer Zeit von wenig Jahren klüger ſeyn als an irgend einem Orte, dadurch werden andere Provinzen aufmerkſam gemacht, und in weniger als einem halben Jahrhunderte wird kein Canton, kein Amt, kein Rittergut, auch wohl kein Dorf anzutreffen ſeyn, wo nicht eine Akademie der Wiſſenſchaften gefunden wird. Hierdurch wird eine doppelte Abſicht erreicht, die unſern Zeiten Ehre macht. Die Wiſſenſchaften gewinnen, wenn durch eine unendliche Menge von neuen Erfahrungen, beſonders in der Naturlehre und Haushaltungskunſt, welche dieſe gelehrte Geſellſchaften auf dem Lande am erſten anzuſtellen geſchickt ſind, die Lehrſätze derſelben genauer und richtiger beſtimmt werden; der größere Haufen der Menſchen wird dadurch gewinnen, wenn durch eine Menge von gelehrten Geſellſchaften die Gelehrſamkeit ſelbſt bekannter und beliebter wird, wenn mehrere dadurch gereizet werden die Wiſſenſchaften kennen zu lernen, und ſich alſo das Glück unſrer Zeiten zu Nutze zu machen. Doch ich laſſe dieſe angenehmen Vorſtellungen noch eine Zeitlang ruhen, mit mehrerer Begierde ſehe ich den Urtheilen der Tirannen in der gelehrten Welt, der gelehrten Zeitungsverfaſſer, die ſie von unſrer Akademie fällen werden, entgegen. Dieſe Leute, die nebſt dem Anſehen der Cenſoren die Macht der Tribunen beſitzen, und das gelehrte Rom in ihrer Gewalt haben, die zugleich allen Neuerungen höchſt feind ſind, und nach dem Beyſpiele der Schöppenſtühle auf Akademien ihre Urtheile nach den Ausſprüchen ihrer Väter abfaſſen, werden groſſe Augen machen, wenn ſie die Nachrichten, die ich von unſrer Societät jährlich in Druck zu geben gedenke, zu Geſichte bekommen werden. Doch in fine videbitur cujus toni, fangen ſie nach ihrer löblichen Gewohnheit an zu bellen, und ihre Beurtheilungen wider uns abzufaſſen, ſo ſollen ſie durch die That widerleget werden, wenn ſie dieſe Akademie in ihrem Flor erblicken werden: iſt ihr Urtheil aber für uns, ſo verdienen ſie die Mitglieder von uns zu ſeyn, und dieſe Ehre ſoll ihnen auch wiederfahren. Wenden Sie alles an, vortreflicher Mäcen, daß ein ſo wichtiges Project als dieſes iſt, bald und glücklich zu Stande kommt. Sie haben den Sachen der erſten Schwung gegeben, bringen ſie auch ſolche nun zur Vollkommenheit. Mein unmasgeblicher Rath dabei wäre dieſer, daß noch zur Zeit ein Geheimniß daraus gemacht würde, damit ein ſo ehrwürdiges und anſehnliches Geſtifte, beſonders für den Spöttereien des Fräuleins v. S. und dem Gifte der Frau v. W. geſichert bliebe, und überhaupt weder ein tadelſüchtiger Momus noch ein verläumderiſcher Zoilus ſein Müthgen daran kühlen könnte. Die Ausführung dieſes Anſchlags gleicht jetzo einer zarten Pflanze, die der geringſte rauhe Wind erſticken kann, die aber wenn ſie einmal beklieben iſt, auch die härteſten Stürme verachtet. Eu. Gnaden überſende ich hierdurch

durch den vorläufigen Plan der zu errichtenden Societät, nebſt dem Verzeichniß der hier zu erwählten Mitglieder, welche beider Stücke ich meinem Gönner vorzulegen die Ehre haben werde, ſo bald ſie von denenſelben ſind gut geheißen worden. Gedrungen durch eine Menge von Geſchäften, die durch dieſes neue Departement der Akademie bei mir vermehret werden, muß ich hier meinem Schreiben ein Ziel ſetzen, wenn ich vorher mir die Erlaubniß genommen Eu. Gnaden zu verſichern, daß ich nie aufhören werde zu ſeyn

Dero

unterthäniger Diener

M. L. W.

* * *

Entwurf einer auf dem Hochadlichen Ritterſitze Kargfeld zu errichtenden kleinen Sorbonne, oder einer gelehrten Geſellſchaft, welche den Namen der Julianen-Akademie führen wird.

Obwohl das Geſchlecht der Gelehrten ſich heutiges Tages ſo vermehret hat, daß dieſe Republick, wenn ſie nicht durch innerliche Krankheiten und Spaltungen wie das perſiſche Reich immer getrennet und geſchwächt würde, allen Potentaten höchſt fruchtbar ſeyn würde, und dahero aus Staatsabſichten die Gränzen des gelehrten Reichs mehr eingeſchränkt als ausgebreitet werden ſollten: ſo wird man doch gewahr, daß es vielmehr noch täglich zunimmt und zahlreicher wird, indem ſich immer mehr und mehr Beförderer der Gelehrſamkeit in unſerm gelehrten Jahrhunderte finden, die wie die Herren Commiſſarien von Penſylvanien unter fremden und den Muſen bisher unbekannten Himmelsſtrichen neue Colonien von Gelehrten errichten, und den Altären der Pallas mehrere Verehrer verſchaffen. Unter dieſen Freunden der Gelehrten gehöret billig ein vorzüglicher Platz für Se. Gnaden den Herrn v. N. Erb- Lehn- und Gerichtsherrn auf Kargfeld und Dürrenſtein ꝛc. Welcher nach reiflicher und genauer Ueberlegung der Sache, und nach eingeholtem Gutachten vieler verſtändigen Leute entſchloſſen iſt, erſtbenennten ſeinen Ritterſitz den Muſen als ein Eigenthum zu widmen, und eine Akademie der Wiſſenſchaften im Kleinen daſelbſt anzulegen. Da Hochderſelbe nun im Begriff iſt, ſolche eröffnen zu laſſen: ſo hat man nicht ermangeln wollen, ſolches hierdurch öffentlich bekannt zu machen, damit auswärtige Gelehrte, die Luſt haben zu Mitgliedern davon aufgenommen zu werden, ſolche kennen lernen, und ſich in Zeiten durch eine gelehrte Abhandlung, die ſie an innenbenannten beſtändigen Secretair derſelben einſchicken, und dadurch zur Ehre eines Mitglieds ſich melden, worauf ſie nach genauer und unpartheiiſcher Prüfung ihrer Arbeit ſich der Aufnahme gewärtigen können. Die Einrichtung dieſer gelehrten Societät iſt folgende.

1.) Es werden darinne keine andere als Mannsperſonen zu Mitgliedern aufgenommen.

men. Denn ob man wohl anfänglich entſchloſſen war, auch das ſchöne Geſchlecht an dieſem Inſtituto Antheil nehmen zu laſſen; beſonders da das Frauenzimmer zu allen Künſten und Wiſſenſchaften vorzüglich geſchickt iſt; auch zum Theil die Schönen in der Gelehrſamkeit bei ſchlechtem Unterricht es ſehr weit bringen, dergeſtalt, daß wenn auf ſie eben die Sorgfalt gewendet würde als auf unſer Geſchlecht, die bärtigten Gelehrten gegen die gelehrten Schönen nur arme Schächer ſeyn würden: ſo hat man doch das Frauenzimmer von dieſer Ehre, in ſo fern gänzlich ausgeſchloſſen, daß ſie niemals in der Akademie, wegen beſorglicher Zänkereien, auch neuen Ketzereien in den Wiſſenſchaften, wozu ſie ein ganz beſonderes Talent haben, wie dieſes aus den Verzeichniſſen ketzeriſcher und ſchwärmeriſcher Weiber zu erſehen, Sitz und Stimme erlangen ſollen. Jedoch wird dem jedesmaligen Präſidenten und übrigen einheimiſchen Mitgliedern freigelaſſen, gelehrte und durch gemeinnützige Schriften bekannte Frauenzimmer, zu Ehrenmitgliedern zu erklären.

2.) Es giebt zweierlei Arten von Gelehrten, einige treiben die Wiſſenſchaften als ein Handwerk, und nähren ſich davon, welche der gemeine Mann Studirte nennt, ſie ſelbſt geben ſich den Namen literati; andere erlangen eine deutliche Erkenntniß nützlicher Dinge durch die Uebung oder durch eignen Fleiß. Dieſe letztern werden Avtodidacti genennt, weil ſie nicht zünftig ſind und von den gelehrten Meiſtern für Pfuſcher und Bönhaſen angeſehen werden. Ob nun gleich zugegeben wird, daß dieſe ehrlichen Leute in der gelehrten Republick unter die Hinterſiedler gehören, ſo iſt doch kein Grund vorhanden ſie aus ſolcher ganz und gar zu verſtoßen, und mithin wird man auch keinen angeben können, ihnen den Zutritt zu unſrer neuen Akademie zu verſperren. Aus dieſer Urſache werden auch Unſtudirte, wenn ſie nur eine gute Erkenntniß nützlicher Dinge beſitzen, als nützliche Mitglieder in derſelben ihren Platz finden.

3.) Die zu errichtende Akademie iſt nicht einer Wiſſenſchaft allein gewidmet, folglich iſt ſie keine Akademie der Bildhauer, der Mahler, der Wundärzte oder der Naturlehrer: ſie wird ſich mit allen Wiſſenſchaften und allen Theilen derſelben beſchäftigen, damit dieſes aber alles in ſeiner Ordnung und Maße geſchehe, ſo ſoll

4.) dieſelbe in drei Claſſen abgetheilet werden. Die erſte iſt der höhern Philoſophie gewidmet, wohin alle abgezogene Wahrheiten gehören, ſie mögen in einer Wiſſenſchaft ihren Sitz haben in welcher ſie wollen. Hier ſollen auch inſonderheit die wichtigſten philoſophiſchen Streitigkeiten unterſucht und entſchieden werden, z. B. Der zureichende Grund, die beſte Welt, die vorhergeordnete Uebereinſtimmung der Seele und des Leibes, die wahre Geſtalt der Monaden, und des mathematiſchen Punctes u. ſ. w. Lauter Dinge, die die menſchliche Glückſeligkeit in der Welt auf den höchſten Gipfel zu ſetzen fähig ſind. Die zweite Claſſe beſchäftiget ſich mit der praktiſchen Philoſophie, hauptſächlich mit der Naturlehre und Haushaltungskunſt. Die dritte gehöret für die ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften. Hier werden Sprachen, Antiquitäten, Hiſtorie, Zeitrechnungen, die Wappenkunſt, Geſchlechtsregiſter, die Tonkunſt und dergleichen unterſucht, erörtert und in ein helleres Licht geſetzt, auch hauptſächlich die Redekunſt und Dichtkunſt getrieben.

5.) Nach der hergebrachten Gewohnheit gelehrter Societäten werden die Mitglieder dieſer Geſellſchaft in ordentliche und Ehrenmitglieder abgetheilet.

6.) Die ordentlichen Mitglieder ſind verbunden zu gewiſſen Zeiten etwas auszuarbeiten. Diejenigen, welche nicht über drei Stunden von der akademiſchen Verſammlung ſich aufhalten, müſſen, wann ſie nicht Ehehaften haben, jedesmal Mittewochs um zwei Uhr Nachmittage in Perſon, und zwar um allen unnöthigen Aufwand zu vermeiden, zu Fuße erſcheinen; die aber weiter von hier wohnen, ſind nicht verbunden bei den ordentlichen wöchentlichen Verſammlungen gegenwärtig zu ſeyn; jedoch müſſen ſie jährlich auf ihren Namens- oder Geburtstag einen ſchriftlichen Aufſatz einſenden, und dafür werden ſie, wenn ihre Arbeit Beifall findet, eine Belohnung erhalten. Die Ehrenmitglieder werden mit aller Arbeit verſchonet, jedoch damit ſie für dieſe Freiheit auch wiederum ein Onus haben, ſo ſind ſie gehalten, realiter etwas zur Ausbreitung dieſer Societät und folglich des ganzen Reichs der Gelahrheit beyzutragen. Man wird ihnen unter den Fuß geben, oder gleichſam ein ſtillſchweigendes Geſetz auferlegen, in ihren letzten Willen dieſe Geſellſchaft reichlich zu bedenken. Dafür haben ſie aber nach ihrem Tode zuverläßig eine Lobrede zu erwarten, auch wird man, nach Beſchaffenheit ihrer guten Geſinnungen, ſich entſchließen, ihr rühmliches Andenken jährlich zu erneuern.

7.) Nach dem vortreflichen Beiſpiele des Herrn Carl Grandiſons Baronets, welcher in dem glücklichen Brittannien alle Bewohner ſeiner Herrſchaften gleichſam zu Akademiſten gemacht hat, indem er eine Art von einer Societät errichtet hat, worinnen anſtatt magerer theoretiſcher Unterſuchungen, practiſche Redner auftreten, die durch wirkliche Beweiſe ihres Fleißes in Erfindung und Verbeſſerung nützlicher Dinge, einer Belohnung ſich würdig machen, hat der vortrefliche Stifter dieſer neuen Akademie der Wiſſenſchaften gleichfalls beſchloſſen, die Mitglieder, welche ſich durch vorzügliche Proben ihrer Geſchicklichkeit hervorthun, auch durch gewiſſe ausgeſetzte Preiße oder Ehrenzeichen von andern zu unterſcheiden. Es iſt zwar für jetzo nicht rathſam erachtet worden, nach dem Beiſpiele der Neuern durch goldene und ſilberne Schaupfennige Preißſchriften zu krönen, vielmehr wird man hierinne die Alten ſich zum Muſter vorſtellen. Wie man bei den Olympiſchen Spielen die Sieger nur mit einem

Kranze beſchenkete, der von ihnen höher als ein goldener Berg geſchätzet wurde, ſo daß große Prinzen nach dieſer Ehre ſtrebten: ſo ſollen auch die Belohnungen dieſer neuen Akademie auf dieſen Fuß geſetzet werden, dergeſtalt daß z. B. die Dichter mit friſchen Kränzen von Eichenlaube gekrönet werden, die Redner welche ſich wohl gehalten haben, ſollen ein paar Handſchuhe oder Perucken bekommen, die, welche in der Wirthſchaft etwas beſonders leiſten, werden einen Kranz von Fruchtähren und Feldblumen nach ländlicher Weiſe erhalten, dergleichen die Schnitter nach der Erndte verfertigen. Denenjenigen, welche ſich in der Compoſition muſikaliſcher Stücke, überhaupt in der Tonkunſt oder der Beurtheilung derſelben hervor thun, ſoll aus einem beſonders dazu gewidmeten Geſellſchaftsbecher der Ehrenwein gereichet werden, u. ſ. w.

8.) Damit es endlich dieſer Akademie auch nicht an einem Namen fehle, ſo ſoll ſie aus beſondern und wichtigen Urſachen die Julianen Akademie benennet, auch ſollen jährlich, wenn bei jetzigen ſchweren Zeitläuften ein Verleger zu finden iſt, die Schriften und Progreſſen derſelben durch den Druck bekannt gemacht werden. Verfertiget auf dem hochadlichen Rittersitze Kargfeld, den 29 Nov. 17 ; ;

L. Wilibald,
Lib. artium M.

* * *

Verzeichniß der großmüthigen Gönner, Muſageten und Gelehrten, welche bei Eröffnung der Julianen Akademie zu Mitgliedern derſelben ſind aufgenommen worden.

Herr Ehrhard Rudolph v. N. Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Kargfeld und Dürrenſtein ꝛc. Stifter und zukünftiger Protector der Akademie.

Herr Hanns George v. W. iſt wegen ſeiner beiwohnenden Gelehrſamkeit und hohen Meriten zum Präſidenten und Obervorſteher derſelben ernennet worden.

Herr L. Wilibald wird die Stelle eines Oberälteſten und Erzſchreinhalters oder beſtändigen Secretärs verſehen.

Vornehme Mitglieder.

Herr Carl Grandiſon Baronet, Lord L. Lord G. Herr Richard Beauchamp Baronet, Herr Reeves Eſq. D. Bartlett, Herr Dobſon, Pfarrer in Grandiſonhall, alleſammt in England. Herr Baron v. F. Herr Rittmeiſter v. H. nebſt deſſen zween Herren Brüder, alleſammt in Deutſchland, Herr v. S. gegenwärtig in Straßburg.

Ordentliche Mitglieder.

Die Claſſe der höhern Philoſophie vacat. Die Claſſe der Naturlehre und Haushaltungskunſt. Herr Peter Bornſeil, ehemaliger hochadlicher Verwalter. Michael Obentraut, jetziger Verwalter in Wilmershaußen. Herr Martin Schießlink, hochadlicher Förſter, Herr Nicolaus Brunnholb, hochadlicher Bader, Hanns Sachs, wohlmeritirter Schultheiß zu Kargfeld.

Nota. Herr Paſtor Wendelin hat die Ehre eines ordentlichen Mitgliedes verbethen, und die ganze Confraternität aufrühriſch gemacht. Vermuthlich iſt ein kleiner Rangſtreit die Urſache hiervon: es ſcheinet, daß ſie dem Oberälteſten nicht gern nachſtehen wollen, doch dieſes wird ſich mit der Zeit ſchon geben.

Die Claſſe der ſchönen Wiſſenſchaften. Herr Wendelin, hochadlicher Gerichtsactuarius, Herr Lorenz Lobeſan, Ludimagiſter und Schulobriſter zu Kargfeld, Herr Fittich, Cantor zu Schönthal, nebſt dem Cantor zu Wilmershaußen und dem Schulmeiſter zu Dürrenſtein.

* * *

XIII.

XIII. Brief.

An Herrn Lampert Wilibald von dem Herrn v. F.

den 30 Nov.

Sie haben meine Erwartung nicht getäuſchet. Ihr Entwurf einer Akademie iſt vortreflich, ich habe ihn nicht ſo bald geſehen, als ich ihn auch ſogleich gebilliget habe. Vergönnen Sie, werther Freund, daß ich bei allem Haſſe gegen die Vorurtheile ein einziges für Sie beibehalte. Ich bin von Ihnen ganz eingenommen, doch bin ich es nicht allein, jedermann hat für Sie in unſrer ganzen Gegend ein günſtiges Vorurtheil, und daher kommt es, wie ich glaube, daß alles was Sie unternehmen Beifall findet. Sie erzeigen mir viel Ehre, daß Sie Ihren Entwurf der zu errichtenden gelehrten Geſellſchaft, nebſt einen Verzeichniß der Mitglieder meiner Cenſur überlaſſen.

Wenn Sie dabey die Abſicht gehabt haben, mich zum erſten Bewunderer Ihrer Unternehmungen zu machen, ſo habe ich Urſache Ihnen verbunden zu ſeyn: Wenn Sie aber von mir Verbeſſerungen Ihrer Einrichtung erwartet haben, ſo haben Sie es nicht getroffen. Ich muß Ihnen das Geſtändniß nochmals wiederholen, daß alles was Sie unternehmen, meinen Beifall hat. Ich würde überdieſes meine Sphäre überſteigen, wenn ich Ihren Entwurf als die Arbeit eines vortreflichen Meiſters der ſieben freien Künſte verbeſſern wollte, ich, der ich nicht in einer freien Kunſt Meiſter bin. Jedoch wenn Sie durchaus mein Urtheil verlangen, ſo kann ich verſichern, daß ich nie etwas ſchöneres weder aus den alten noch neuern Zeiten zu Geſichte bekommen habe. Die Einrichtung Ihrer Akademie iſt vortreflich, und ich verſpreche mir davon nicht nur ſo viel gutes als Sie Sich ahnden laſſen: meine Einbildungskraft ſcheinet noch lebhafter zu ſeyn als die Ihrige. In meinen Gedanken iſt es ſo gut als ausgemacht, daß Sie in kurzer Zeit als ein zweiter Melanchthon communis doctor germaniae ſeyn werden. Ja ich ſehe in meiner angenehmen Vorſtellung Kargfeld ſchon in ein Athen verwandelt. Ich gehe Stundenlang in meinem Zimmer mit einer lächelnden Mine auf und nieder, wenn ich in dieſen Enthuſiasmus gerathe, und alsdenn wirkt meine Einbildungskraft ſo lebhaft, daß ich weder höre, ſehe, ſchmecke, fühle, noch rieche, und wenn mir wie den Ritter Marino eine glühende Kohle auf dem Fuß fiele, ſo würde ich es eben ſo wenig als dieſer empfinden. Ich verwandele das Schloß des Herrn v. N. in ein prächtiges Athenäum, die Verſammlung der Gemeinde unter der Linde wird ein ehrwürdiger Areopagus, der Kirchthurm eine Sternwarte, das Wirthshaus eine Realſchule, und es fehlet mir nichts als der Zauberſtab der Circe, um allen dieſen ſchönen Vorſtellungen die Wirklichkeit zu geben. Sie haben meinen Ehrgeiz nicht wenig geſchmeichelt, daß Sie mir unter dieſer gelehrten Geſellſchaft auch einen Platz angewieſen haben. Ob ich gleich unter ſo vielen großen berühmten und gelehrten Männern keine beſſere Figur ſpielen werde als der leidige Vetter Eberhard unter den Grandiſonen: ſo werde ich mich doch aufs äußerſte beſtreben, weil ich der Akademie nicht durch einen berühmten und gelehrten Namen ein Anſehen machen kann, auf eine andere Art etwas zu ihrer Verherrlichung beizutragen. Sie können es glauben, daß es mir ziemlich ſchwer angekommen iſt, bei geſunden Tagen mein Teſtament zu machen. Dieſes ſtillſchweigende Geſetz, das Sie den Mitgliedern der neuen Akademie auferleget haben, hat mir viele Ueberwindung gekoſtet, ehe ich mich ſtark genug fühlte es zu erfüllen. Ich will Ihnen nur meine Schwachheit geſtehen, ich nahm mir mehr als einmal vor lieber dieſe Ehre zu entbehren, als mich mit den fürchterlichen Gedanken von Errichtung meines Teſtamentes zu quälen. Sie wiſſen, daß es gemeiniglich für ein böſes Anzeichen gehalten wird, wenn man ſeinen letzten Willen aufſetzt, und daß es vielmals eingetroffen hat, daß ſolche ehrliche Leute bald darauf geſtorben ſind. Ich habe nicht Luſt mich zur Reiſe in die andere Welt ſchon fertig zu halten, und hieraus können Sie ſchlüßen, daß ich nichts weniger wünſche, als daß der Akademie zum Beſten mein letzter Wille bald erfüllet werde. Ich habe Luſt den Ausgang des Krieges zu erleben, nicht aus Verlangen ein Greiß zu werden, ſondern um zu ſehen, ob die gerechte Sache triumphiret. Allein verlaſſen Sie Sich darauf, mein Teſtament iſt gemacht, die Akademie iſt reichlich bedacht, und ich habe die Ehre dieſes ſtillſchweigende Geſetz zuerſt erfüllt zu haben. Jedoch damit Niemand Anlaß bekomme ſich an mir zu verſündigen und auf meinen Tod zu hoffen: ſo will ich Ihnen nicht verhalten, daß ich ausdrücklich verordnet habe, daß alles das Gute, welches ich der Akademie zugedacht, ihr nur alsdenn zu ſtatten kommen ſoll, wenn ich nach Einweihung derſelben noch volle dreißig Jahre, das Jahr zu zwölf Monaten, den Monat zu dreißig und ein und dreißig Tagen, den Tag zu vier und zwanzig Stunden gerechnet, werde gelebet haben. Sollte mir aber unter der Zeit etwas menſchliches widerfahren, ſo mag die Geſellſchaft ſich daran begnügen, an mir einen großen Verehrer ihrer Einrichtung gehabt zu haben, ohne eine Beiſteuer zu erwarten.

Es hat Ihnen gefallen mir ein geheimnißvolles Stillſchweigen aufzulegen, und mir zu verbiethen, jemanden etwas von dem Anſchlage, das unwiſſende Kargfeld zu einem Sitze der Wiſſenſchaften zu machen, das geringſte zu entdecken, verzeihen Sie, werther Freund, daß ich dieſes Geſetz übertreten habe. Sie haben eine Gelübde gethan, wie Sie ſagen, Ihrem Gönner alle Ihre Geheimniſſe anzuvertrauen, ich habe ſeit meiner Heirath mir gleiches auferleget, in Anſehung mein Frau. Jetzt gäbe ich den beſten Gaul aus meinem Stalle darum, wenn ich dieſe voreilige Gelübde de wieder zurück nehmen könnte. Ich habe Urſache mich für den glücklichſten Ehemann zu halten, das will ich niemals leugnen: aber wenn mein Glück allein auf der Verſchwiegenheit meiner Frau beruhete, ſo würde es ſehr mäßig ſeyn. Ihnen muß ich es zum Lobe nachjagen, daß ſie durch Ihren höchſtvortreflichen Unterricht, dafür ich Ihnen noch unendlich verbunden bin, ein ſehr vollkommenes Frauenzimmer werden iſt; allein die Natur der Frauenzimmer iſt unveränderlich, ſie ſind alle, ohne Ausnahme, eben ſo begierig Heimlichkeiten zu erfahren, als geneigt ſie auszuplaudern. Um meinem Gelübde ein Genüge zu leiſten hatte ich meiner Frau Ihren Anſchlag nicht ſo bald entdeckt, als Fräulein Amalia von allem aufs genaueſte unterrichtet war. Sie wiſſen wie die beyden Schweſtern einander lieben. Hätten Sie kein Geheimniß daraus gemacht, ſo würde ich ohne Schwürigkeiten die Sache haben verſchweigen können. Doch machen Sie Sich keine Sorge, ich habe ſchon vorgebauet, das Fräulein hat überdieſes ſo viele Hochachtung für ihren ehemaligen Lehrer, daß ſie ihrer muthwilligen Ader ungeachtet, die ſich bei ihr mehr als bei Charlotten zu regen ſcheinet, alles in ihrem Herzen billiget, was ſich von dieſem herſchreibt. Wenn ſie auch gleich Ihre Entwürfe manchmal aus einem lächerlichen Geſichtspunkte betrachtet, ſo iſt ſie doch weit entfernt, ſich Ihnen in der That zu widerſetzen. Ich will Ihnen nach meiner Aufrichtigkeit, das merkwürdigſte von ihren Urtheilen hierüber entdecken. Sie iſt höchſtunzufrieden, daß das ſchöne Geſchlecht von der Ehre ausgeſchloſſen iſt, unter die Mitglieder der Akademie aufgenommen zu werden, ſie ſagte, daß ſie dieſes von der Hochachtung, die Sie jederzeit gegen die Schönen hätten blicken laſſen, ganz gewiß erwartet hätte, daß Sie aber nun gegen Sie ſehr aufgebracht wäre, und alles anwenden wollte, um im Namen aller Frauenzimmer ſich an Ihnen aufs nachdrücklichſte zu rächen. Sie hat einen böſen Anſchlag, Ihre Liebſte, die Tochter des

Paſtor Wendelins, Ihnen abſpänſtig zu machen, und ſie meinem Gerichtshalter zuzuſchanzen. Ich traue Ihr zwar dieſe Leichtfertigkeit nicht zu, doch ſagte ſie dieſes mit einem ſo ernſthaften Anſehen, daß ich Sie warnen will auf Ihrer Huth zu ſeyn, damit Ihnen unter Ihren gelehrten Zerſtreuungen Ihre Beute nicht entführet wird. Sie hat noch hundert andere Anſchläge im Kopfe Sie zu kränken. Dächten Sie es wohl, daß ſie ſich hat einfallen laſſen, nach Ihrem Beiſpiele eine Frauenzimmerakademie zu ſtiften? In der erſten Hitze erklärte ſie zwar nach Gewohnheit der Leute, die in das innere der Wiſſenſchaften keine Einſicht haben, die ganze Einrichtung Ihrer gelehrten Geſellſchaft für pedantiſch: aber hernach wurde ſie anderes Sinnes und nahm ſich vor, Ihnen nachzuahmen. Dieſe Frauenzimmerakademie ſoll unterdeſſen auf einen ganz andern Fuß geſetzt ſeyn, es werden keine gewiſſe Claſſen darinne Statt finden, ſie glaubt, daß dieſe aus den Schulen oder Lotterien entlehnet ſind und beiden iſt ſie gram, den erſtern, weil ſie nicht ohne Entſetzen an die ſträflichen Geſichter gedenken kann, die Sie ihr ehemals ſollen gemacht haben, und nun die Schulen für das Element der Pedanten hält; die letztern haſſet ſie, weil ſie jederzeit verliehrt, ob ſie gleich die artigſten Deviſen wählt. Den Entwurf hat ſie mit weniger Mühe zu der Frauenzimmerakademie verfertiget als Sie den ihrigen, und das iſt auch ganz leicht zu begreifen: eine Kopie iſt leichter zu verfertigen als ein Original. Sie ſoll nur den ſchönen Wiſſenſchaften gewidmet ſeyn, das Fräulein will aber weder Zeitrechnung noch Kritik darunter rechnen, ſondern nur ſolche Künſte, die in den Augen der Frauenzimmer ſchön ſind, das ſind die Wiſſenſchaften neue Moden zu erdenken, neue Brühen zu verfertigen, neue Luſtbarkeiten für das Frauenzimmer zu erſinden, folglich werden in dieſer Akademie Putzmacherinnen, Nätherinnen, Köchinnen und alles was ſich auf innen endiget, zu Mitgliedern aufgenommen werden, ſelbſt die Zigeunerinnen, die aus der Koffeetaſſe prophezeihen oder aus der Hand und der Stirn gut Glück prophezeien, nicht ausgeſchloſſen. Ich habe ihr angerathen dieſe Geſellſchaft eher das Rathhaus der Weiber zu nennen als eine Akademie, damit unſere Gegend, die durchaus dem gelehrten Rom ähnlich werden ſoll, auch darinne demſelben nicht ungleich ſey. Das männliche Geſchlecht ſoll zwar nie Sitz und Stimme darinnen haben, doch ſollen diejenigen von unſerm Geſchlecht, welche zum beſten der Frauenzimmer arbeiten und in ihrer Kunſt etwas beſonderes leiſten, zu Ehrenmitgliedern aufgenommen werden. Süße Herren, Paruckenmacher, Schneider, Schuſter und alle, die durch weiſen Rath oder durch die That etwas beitragen den Reiz der Schönen zu erhöhen, werden das Diploma erhalten. Ich habe mich bemühet ihr zu beweiſen, daß eine ſolche Geſchaft nicht unter die gelehrten Societäten, wie Sie eine zu errichten im Begriffe ſind, gehörte, wir hielten eine ſcharfe Diſputation miteinander. Sie verlangte einen Beweis, warum dieſe ehrlichen Leute, für welche ſie eine Akademie anlegen will, nicht eben ſowohl unter die Gelehrten zu rechnen wären, als der Bader Nikolaus und der Schulmeiſter zu Kargfeld. Ich verſchwendete alle möglichen Diſtinctionen, um ihr dieſen Irrthum zu benehmen und ihr den Unterſchied unter einem Koch, Peruckenmacher und einem Bader oder Schulmeiſter recht deutlich zu machen; allein ich konnte nichts ausrichten. Ich wollte lieber dreimal Doktor werden, als wieder mit einem Frauenzimmer diſputiren. Ihnen iſt es vermuthlich vorbehalten, das Fräulein zu überzeugen, ich habe deswegen den Streit unentſchieden gelaſſen, um in ihrem Amte keinen Eingriff zu thun. Ich ſehe dieſer Entſcheidung mit eben ſo vielen Vergnügen als der Eröffnung Ihrer Akademie entgegen. Wenn es Ihnen mit dieſer ſo wohl gelingt als mit den Verſen bei Fräulein Julgen, ſo ſind Sie nicht mit Gelde zu bezahlen. Leben Sie wohl, vortreflicher Barde, ich bin

Ihr

werther Freund
v. F.

XIV. Brief.

Das Fräulein v. W. an das Fräulein v. S.

den 1 Dec.

Geſtern Abend iſt hier ein ſchrecklicher Diebſtahl verübet worden : : : . Das iſt nichts neues, werden Sie denken bei Erblickung dieſer Zeilen, es ſind heute Steckbriefe hier geweſen. Ein Knecht ſtiehlt einem Alten ſein Geld und ein Pferd, um mit ſeinem Raube deſto geſchwinder fortzueilen, das wird der Innhalt eines weitläuftigen Briefes meiner Freundin an mich,

Ich glaube, das Mädchen wird mir noch Mordgeſchichte erzählen. Das wäre mir recht, daß ich mich an ſolchen nichtswürdigen Dingen blind leſen ſollte. Ich wette, das ſind Ihre Gedanken geweſen bei Eröffnung meines Briefes. Ich habe großes Mitleiden mit dem armen Manne, der vergangene Nacht einen Theil ſeines Vermögens verlohren hat; allein Sie haben ſich geirret, es war weder meine Abſicht Ihnen eine unglückliche Begebenheit, die Sie vermuthlich ſchon wiſſen, zu widerholen, noch weiſe Betrachtungen darüber anzuſtellen. Dieſe darf ich nur anbringen, wenn ich wünſche, daß meine Briefe ſollen ungeleſen bleiben. Es können ſich an einen Orte und zu gleicher Zeit Begebenheiten von einerlei Art zutragen, dieſes iſt wirklich hier geſchehen. Es iſt geſtern ein doppelter Diebſtahl hier verübet worden, aber nicht von einer Perſon, noch in einem Hauſe. Von dem geringern ſpricht jedermann, es iſt darüber ein Unglück in dem Orte, als wenn eine Million aus einem königlichen

glichen Schatz wäre entwendet worden; der größere iſt nicht einmal bei den Gerichten angezeiget worden, der Dieb iſt noch hier und hat die Verwegenheit mit ſeinem geſtohlnen Gute ſich groß zu machen. Denken Sie nur über die Begebenheit! Ich erhielt geſtern Ihren Brief nebſt den verſchiedenen eingeſchloſſenen Schriften etwas ſpäte. Ich war begierig dieſe zu leſen und nahm mir vor das beigelegte Liedgen bis zuletzt zu verſparen, nicht als einen leckerhaften Biſſen, den man verzehret, wenn man ſchon ſatt iſt, ſondern weil ich den Innhalt bereits aus Ihrem Briefe errieth. Ich war noch nicht ganz fertig mit Leſen, da ich gerufen wurde und ſorgte dafür alles in Sicherheit zu bringen, ehe ich das Zimmer verließ; aber das Liedgen, das ich in das Clavier geleget hatte, vergaß ich unglücklicher Weiſe. Ich war nicht gerade in das Speiſezimmer gegangen, ſondern ich hatte noch eins und das andere im Hauſe zu beſorgen. Dieſe Verzögerung macht, daß der Major, welcher gegen Abend wieder zu uns kommen war, ſelbſt auf meine Stube gehet, um mich herunter zu führen, und wie er mich nicht findet und mein Clavier offen ſtehet, ſo ſpielt er etwan ein Stückgen und findet das Liedgen. Der Innhalt hat ihn vermuthlich bewogen, es zu ſich zu nehmen, ich habe den Verluſt auch nicht eher gemerket als heute früh, da ich es leſen wollte. Ich bin in einer entſetzlichen Verlegenheit deswegen und weil ich den Innhalt davon aus Ihrem Schreiben ſchlüßen kann: ſo werde ich mich heute nicht für den Major können ſehen laſſen ohne roth zu werden. Ich wollte lieber einen Dieb, den ich mit Steckbriefen könnte verfolgen laſſen, in meinem Zimmer geſehen haben als einen, dem ich nicht einmal ſeinen Diebſtahl Schuld geben, oder ihn der Obrigkeit zur Beſtrafung in die Hände liefern darf. Erweiſen Sie mir doch, mein liebes Fräulein, einen zwiefachen Gefallen, ich bitte Sie, geben Sie mir wegen meiner Unachtſamkeit einen derben Verweis, und ſchicken Sie mir aufs eiligſte eine andere Abſchrift des Liedgens,

gens, damit ich daraus ſehe, ob ich meine Unruhe zu vermehren oder zu vermindern Urſache habe. Gewiſſermaßen wäre ich berechtiget mit Ihnen zu ſchmälen, daß Sie mir durch Ihre Leichtfertigkeit ein ſolches Unheil zugezogen haben. Wenn ich es thun wollte oder Herzhaftigkeit genug beſäße, ſo hätte ich keine unrechte Erfindung im Kopfe mich ein wenig an Ihnen disfalls zu rächen. Ich dürfte den Major über ſeinen Raub nur zur Rede ſetzen; ich könnte ihm ſagen, ich wäre im Begriff geweſen, Ihnen ſeine Abreiſe zu melden, und weil ich glaubte, daß Sie Sich darüber betrüben würden, ſo hätte ich Ihnen zum Troſt das Liedgen mitſchicken wollen, das er in meinem Clavier gefunden. Wahrhaftig, ich muß Ihnen dieſen Streich ſpielen, um mich aus dem Handel zu ziehen. Er dürfte, wenn ich ein gänzliches Stillſchweigen beobachtete, auf die Gedanken gerathen, als wenn mir ſeine Abreiſe ſo nahe gieng, daß ich ihm zu Ehren ein Abſchiedsliedgen hervorgeſuchet hätte. Es iſt am beſten, daß ich ihm dieſe ungegründeten Gedanken benehme, und die Sache für einen Scherz ausgebe, den ich mit Ihnen habe treiben wollen.

Sie bedauren, daß Sie durch die Abreiſe des Majors um das Vergnügen kommen ihn zu einem Mitgliede in der Akademie des Herrn v. N. aufnehmen zu laſſen, um ſich an den ſchönen Reden, die Sie ihn haben wollen halten laſſen, zu erbauen: Sie können dieſe Freude noch haben; er wird ſich noch einen ganzen Monat hier aufhalten. Allein wenn Sie ihn auch zu einem Mitgliede ernennen ließen, ſo würden Sie doch keine Reden von ihm hören: er würde vermuthlich ein Ehrenmitglied werden. So viel ich aus dem Aufſatze des Herrn Lamperts erſehen habe, gehören nur Pachter und Schulmeiſter unter die ordentlichen Mitglieder der neuen Akademie. Ich habe mich über dieſen Entwurf, und über die Art, wie er ſoll ausgeführet werden, überaus vergnügt. Weil ich mich eben ſo gar ſehr darein vertieft hatte, ging es mir wie es den tiefſinnigen Leuten zu gehen pfleget, da ich dachte, ich hätte alles aufs beſte gemacht, hatte ich das vornehmſte vergeſſen und mich nicht darauf beſonnen das Pappier mit dem Liedgen in meinen Schrank zu ſchlieſſen. Ich will Ihnen Ihre Luſt nicht verderben, und es beruhet nur auf Ihnen, wenn Sie die Akademie wollen eröffnen laſſen, Sie dürfen mich nebſt meinen Eltern nur einladen. Weil der Herr Baron ſelbſten eine Stelle unter den Mitgliedern annehmen will, ſo habe ich nichts darwider einzuwenden, daß Sie meinem Vater die Präſidentenſtelle zugedacht haben. Ich errathe Ihren ſehr leichtfertigen Bewegungsgrund hierzu, und Sie thun ſich vermuthlich auf dieſen Einfall viel zu gute; mir als einer Tochter würde es aber ſehr übel anſtehen, wenn ich mit Ihnen zugleich lachen wollte, dieſe Ernſthaftigkeit werden Sie mir aber gewiß vergeben. Der Herr F. hat in ſeinem Schreiben an den Herrn Lampert eine ſehr lebhafte Satyre angebracht, über die ſeltſamen Anſchläge deſſelben. Der

Entwurf einer Frauenzimmerakademie, der Ihnen angedichtet wird, macht den ſeinigen ſehr lächerlich, und wenn er dieſes nicht einſiehet, ſo hat er nicht Urſache ſich für ſcharfſinnig zu halten: wenn er es aber merkt, daß er Ihnen nur zum Spiele dienen muß, woran ich nicht zweifele: ſo wird alles dadurch rückgängig werden, und Sie kommen um alle die ſchönen Reden, die Sie erwarten.

Jetzt hat mich eben der hieſige Cantor verlaſſen, der mich, wie Sie wiſſen, im Clavier unterrichtet, ich bin dadurch an der Vollendung meines Briefes gehindert worden, und nun mag er auch eine Stelle darinne einnehmen. Er entdeckte mir als ein groſſes Geheimniß und mit einer Freude, der keine gleich iſt, daß er mich am längſten würde unterrichtet haben; er hätte einen anderweitigen Ruf zu einem groſſen Ehrenamte. Ich glaubte, daß ihm eine andere Gemeinde zum Schulmeiſter verlangte und wünſchte ihm hierzu Glück: er eröffnete mir aber, daß er, ſo viel er einſehen könnte, Profeſſor auf der neuen Akademie werden ſollte, die der Herr v. N. in Kargfeld errichten würde. Ob er gleich in der Schule nur bis in die vierte Claſſe kommen wäre und das Latein niemals hätte vertragen können: ſo hätte er doch Luſt ein vornehmer und gelehrter Mann zu heiſſen. Er zweifelte auch nicht, daß er ſeinem neuen Amte mit Segen vorſtehen könnte, weil der Herr Magiſter Lampert ihn verſichert hätte, daß er mit Recht unter die Gelehrten zu zählen ſey. Hierbei gab er mir zu verſtehen, daß ich mich zeitig nach einem andern Lehrmeiſter umſehen könnte, indem es wider ſeinen Reſpect laufen würde, als ein Profeſſor auf dem Clavier zu informiren wie ein elender Schulmeiſter. Ueber dieſes mangelte ihm hierzu auch die Zeit: er müßte künftige Woche ſeine gelehrte Probe thun und eine Lobrede auf einen Virtuoſen halten, der Händel geheiſſen hätte. Ich verwunderte mich über ſein Glück ungemein, und fragte, was er denn zum Lobe dieſes Virtuoſen ſagen wollte, ob ihm ſeine Lebensbensumſtände bekannt geweſen wären, oder ob er etwas von ſeiner Compoſition geſehen hätte. Er verneinte beides und geſtund, daß weil es ihm jetzt noch an guten Büchern fehlte, ſein Amt im Anfang ihm ſauer ankommen würde, er erſuchte mich deswegen, weil er ſähe, daß ich immer in Büchern läſe, ihm einige zu lehnen, die er bei ſeiner Arbeit zu Rathe ziehen könnte. Es war mir unmöglich das Lachen hierbei zu verbergen; doch um dem ehrlichen Manne ſeine eingebildete Freude nicht zu ſtöhren, die nach Ihren Grundſätzen, unter allen Gütern, die wir beſitzen, das vorzüglichſte iſt, ließ ich ihn in ſeinem ſüßen Irrthume, und machte ihm nur eine Erklärung von ſeiner neuen Würde, daß er ohne Abbruch derſelben hier wohnen, Schulmeiſter bleiben, auch mich ferner informiren könnte; wegen des verlangten Buches aber verwies ich ihn zum Pfarrer. Allein er beſchwerte ſich ſehr über dieſen, daß er ihn wegen ſeines Glücks beneidete, ihm auch den Gebrauch ſeiner Bücher zu dieſer Abſicht abgeſchlagen, und ſcharf verbothen hätte, die neue Ehre anzunehmen, vermuthlich, wie er hinzufügte, weil der Herr Pfarr nicht auch zum Profeſſor wäre tüchtig befunden worden, und ihn alſo gleichfalls von dieſer Würde wollte ausgeſchloſſen ſehen. Weil er mir nun heftig anlag, ihm ein Buch zu lehnen, und ich kein anderes beſitze, das ein gelehrter Anſehen hat als mein franzöſiſch deutſches Wörterbuch, worinne auch griechiſche und hebräiſche Werte mit vorkommen: ſo packte ich ihm dieſes auf, und er verſicherte mich, daß dieſes eben das rechte Buch wäre, das er verlangt hätte. Nun bin ich eben ſo begierig als Sie, die gelehrte Akademie eröffnet zu ſehen. Ich überſende Ihnen hier zugleich den Brief des Herrn Lamperis an den hieſigen Cantor, wodurch dieſer in die irrige Meinung gerathen iſt, daß er ſollte Profeſſor werden.

Ich höre, daß wir dieſen Nachmittag einen Beſuch in Schönthal ablegen werden; das hätte ich ſollen zwo Stunden eher wiſſen, um mir die Mühe zu erſpahren einen langen Brief zu ſchreiben. Doch damit ich nicht etwas vergebliches unternommen habe, bin ich entſchloſſen, Ihnen nichts mündlich von dem, was ich geſchrieben habe, zu entdecken, vielleicht ſchickt es ſich auch nicht, daß wir aus der Geſellſchaft gehen, um allein miteinander zu ſprechen. Wenn ich Ihnen meinen Brief in eigner Perſon bringe, ſo werde ich dadurch Gelegenheit bekommen, Ihnen mündlich zu verſichern, daß ich bin

Ihre

aufrichtigſte Freundin
J. v. W.

XV.

XV. Brief.

Lampertus Wilibald, der freien Künſte Magiſter, entbiethet ſeinen Gruß Herrn Theobald Ecken, wohlverdientem Schul- und Singemeiſter zu Wilmershaußen.

Ehrengeachteter guter Freund,

Gleichwie die hohen Cedern auf dem Libanon und die weitausgebreiteten Eichen in den Wäldern, nicht allein in das Regnum vegetabile gehören, ſondern auch den Jſop auf der Mauer und den verachteten Wacholderſtrauch für ihre Mitbrüder und Reichsgenoſſen erkennen müſſen: alſo gehören auch nicht allein große und berühmte Lehrer hoher Schulen und in großen Städten, ſondern auch geringe und verachtete Schulmeiſter auf dem Lande zu der Republick der Gelehrten. Ja ich behaupte mit

Beſtande der Wahrheit, daß dieſe Dii minorum gentium mehrern Nutzen ſtiften, wenn ſie der um ſie her verſammleten Jugend von einem niedrigen Drehſtuhle lehren, wie viel neun mal neun ausmachet, als jene ſtolzen Männer, die von einem erhabenen Catheder das $x = y + z$ herabſchreien, und weil dieſe hottentottiſche Sprache niemand als ſie ſelbſt verſtehet, ſich eine mehrere Unfehlbarkeit als der römiſche Pabſt zueignen wollen. Weil es nun ſo gut als bewieſen iſt, daß er und ſeine Herren Collegen ſammt und ſonders, welche ihrem Amte mit Treue und Eifer vorſtehen, zu den Gelehrten gehören: ſo folgt daraus, daß er und ſeine Herren Amtsbrüder, an allen Ehren und Lorbeerkränzen, welche die Gelehrten erhalten, ihren billigen Antheil haben. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß bisher der Neid der Gelehrten, welche in hohen Aemtern ſitzen, keinen von den geringern gelehrten Mitbürgern zu den Altären der Pallas hat hinzunahen laſſen, um für ſein Opfer den Cranz zu erhalten. Allein, Dank ſey es unſern erleuchteten Zeiten, daß dieſe Tirannen aus der gelehrten Republick verjaget worden ſind, und das gelehrte Bürgerrecht jedem die Vorzüge verſpricht, die bisher nur wenige, die ſich über andere hinweggedrungen, ſich zugeeignet haben. Ich habe es unternommen, eine Reformation in der gelehrten Welt vorzunehmen, und die öffentliche Freiheit wieder herzuſtellen. Damit ich ihm, werther Freund, viel mit wenigen Worten ſage, ſo ſoll er es wiſſen, daß mein vortreflicher Principal entſchloſſen iſt, nach dem Beiſpiele anderer groſſen Herren, und ins beſondere ſeines Herrn Gevatters, eines Großbrittanniſchen Baronets, wenn er weiß, was das für ein Mann iſt, auf ſeinem hochadlichen Ritterſitze eine Akademie zu errichten, in welche nicht allein große und vornehme Herren, als Grafen, Edelleute, Räthe, Profeſſors, Doctores und Magiſtri, ſondern auch Paſtores, Schulmeiſter, ja ſelbſt gelehrte Bauern zu Mitgliedern aufgenommen werden. Nach reiflicher Ueberlegung hat man für gut befunden, auch ihm eine Stelle in dieſer neuen Akademie anzuweiſen. Obgleich keine öffentliche Proben ſeiner Gelehrſamkeit und tiefen Einſicht in die Wiſſenſchaften der Welt vor Augen liegen: ſo hat man doch, wegen ſeines in der gelehrten Welt berühmten Namens, ihm dieſer Ehre theilhaftig machen wollen; denn einer von ſeinen Anherren, der es wenigſtens dem Namen nach iſt, war vor Zeiten ein gewaltiger Diſputator, daß er ſich auch unterſtanden hat, mit dem Doctor Luthern anzubinden. Damit er auch wiſſe, was es eigentlich heiſt, ein Mitglied einer gelehrten Geſellſchaft zu ſeyn: ſo ſoll er freundlich wiſſen, daß er, ſo bald ihm die Akademie dieſe Ehre ertheilet hat, gleichſam ein Profeſſor worden iſt; denn er hat die Macht, in dieſer gelehrten Verſammlung wöchentlich einmal zu erſcheinen, und wenn die Reihe an ihm iſt, ſolche mit einer gelehrten Abhandlung zu unterhalten, da denn alle Anweſende ſeine Zuhörer ſind, und ihn als den Lehrer betrachten. Es iſt dieſes keine geringe Ehre, das kann er glauben, dem Herrn Pfarr iſt ſolche nicht ertheilet worden, und wenn er es genau ſuchen wollte, ſo müßte ihn dieſer, außer auf den Amtwegen, zur rechten Hand gehen laſſen, künftige Mittwoche kann er ſich in ſeinem ſchwarzen Mantel hier einfinden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ſich ſo ſchön anputzen muß als wenn er zur Hochzeit bitten wollte. Damit ihm auch ſogleich, beim Eintritt in die Akademie, eine Ehre widerfähret, ſo habe ich den Auftrag, ihm hierdurch anzukündigen, daß er auf dieſen Tag eine Vorleſung halten ſoll, und zwar, weil man ſich wegen ſeines gelehrten Namens viel von ihm verſpricht, ſo wird ihm aufgegeben, eine Lobrede auf den ſelgen Herrn Händel, königlich-großbrittanniſchen Hof- und Leibmuſikus, welcher vor einiger Zeit ad Patres gegangen iſt, zu halten, worinne er zugleich erweiſen kann, daß die Natur, und nicht die Kunſt, einen Virtuoſen bildet. Er wird ſich hoffentlich befleißigen, dieſe Rede ſo auszuarbeiten, daß ſie allenfalls dem Drucke übergeben werden kann. Eine weitere Nachricht, beſonders von den auszutheilenden Prämien bin ich mündlich zu ertheilen ſo bereit als willig. Lebe er wohl.

* * *

Zu der Eröffnung

Der auf dem hochadlichen Rittersitze zu N.hall errichteten Julianenakademie, ladet alle vortrefliche Mitglieder, Beförderer und Liebhaber der Wiſſenſchaften hierdurch geziemend ein; und handelt beiläufig von der Tirannei der Mode, unterſucht und beantwortet auch zugleich hierbei die Frage: Ob die Welt allezeit barbariſch geweſen, wenn die Gelehrten Bärte getragen haben

M. L. W.

Wer da läugnen wollte, daß die Mode nicht einer grauſamen Sirene ähnlich ſey, welche durch ihre äußerliche Geſtalt die Menſchen an ſich lockt, und gleich einem Ungeheuer, wenn ſie ſich hinzunahen, um es genau zu betrachten, ſie verſchlingt: der würde dadurch zu erkennen geben, daß er unter die Abcſchützen aller menſchlichen Erkenntniß gehöre. Es iſt eine bekannte und von allen Vernünftigen erkannte Wahrheit, daß die Mode es eben ſo zu machen pflegt, wie die Tirannen der griechiſchen und römiſchen Republiken. Dieſe ſchmeichelten ſich erſt bei dem Volke durch allerlei glatte Worte und Verſprechungen ein, und wenn ſie die Herrſchaft erhielten, alsdenn war es um die Freiheit gethan. Eben die Bewandniß hat es mit der Mode, wenn ſie durch ihr gefälliges Anſehen die Menſchen bezaubert hat: ſo herrſcht ſie deſpotiſch und gebiethet über den Verſtand und Willen. Alles muß ſich ihr unterwerfen, und ſelbſt die Beherrſcher der Völker dürfen es nicht wagen ſie ungeſtraft zu beleidigen. Ja, da ſie über den Verſtand zu herrſchen ſich unterwindet: Was Wunder! daß ſich auch die

Sitten ihr unterwerfen müſſen, dergeſtalt, daß ſie ſolche nach ihrer Fantaſie bald ſanfter bald wilder macht, und ihnen mit einer der Zauberkraft der Circe ähnlichen Macht, bald dieſe bald jene Geſtalt zu geben weiß.

Die gelehrte Republick, die durchaus keinen Oberherrn vertragen kann, muß gleichwohl die Geſetze derſelben eben ſo wohl als das ſchöne Geſchlecht verehren, und je weniger die Gelehrten Geſetze erkennen wollen, deſto nachdrücklicher verlangt ſie die Befolgung derſelben. Ein Mädchen das ſich wider die Mode auflehnet, wird belacht; ein Gelehrter, der ihre Geſetze verachtet, hat Leib- und Lebensgefahr deswegen zu beſorgen. Wenn Doris in dem Nachtzeuge ihrer Aeltermutter erſcheinen wollte, ſo würden ſie höchſtens nur die Kinder auf der Gaſſe auszischen; wenn aber ein Gelehrter die aus der Mode gekommenen Lehrſätze der alten Ketzer oder der Platoniſchen Philoſophen wieder wollte aufleben laſſen, und in Activität ſetzen, ſo würde man ihn ſteinigen.

Um dieſe wunderbaren Erſcheinungen zu erklären, muß man wiſſen, daß alles, womit ſich die Mode beſchäftiget, das äußerliche oder das innerliche des Menſchen betrifft. Zu der erſten Gattung gehöret die Kleidertracht, allerlei Gebräuche und Gewohnheiten, die zum Nutzen oder zum Vergnügen und der Verſchönerung des Körpers erfunden werden. Zu der zweiten Gattung aber wird alles das gerechnet, was die Seele und ihre Eigenſchaften, als Verſtand, Willen und Gedächtniß betrifft. Giebt die Mode ein Geſetz von der erſten Gattung, ſo werden diejenigen, die darwider handeln, gelinder beſtraft; wenn ſie aber etwas feſte ſetzt, daß den zweiten Punkt betrifft, ſo ſtraft ſie die Uebertreter ihrer Geſetze aufs ſtrengſte. Geſetzt ſie will, daß der Verſtand etwas als wahr oder falſch erkennen ſoll, daß der Wille etwas verlangen oder verabſcheuen, oder das Gedächtniß etwas behalten oder vertilgen ſoll; ſo muß dieſes aufs genaueſte befolgt werden, oder ſie übt die ſtrengſte Rache an den Ungehorgehorſamen. Wir wollen dieſes durch ein paar Beiſpiele deutlich machen. Da die Mode wollte, daß man ſich die Erde ſo rund als einen Teller vorſtellen ſollte, wurde ein ehrlicher Biſchoff, der ſie ſo rund als eine Kugel machte, und aus dieſer Urſache Gegenfüßer ſtatuirte, verbrannt. Da es einmal Hexen geben ſollte, würde der, welcher ſie geläugnet hätte, als ein Böſewicht ihnen auf den Scheiterhaufen haben Geſellſchaft leiſten müſſen. Heut zu Tage, da ſie aufgehöret hat, die alten Mütter zu verfolgen, darf Niemand Hexen glauben, oder dieſe und jene Unholdin der Obrigkeit anzeigen, wenn er gleich verſichert iſt, daß ſie bös Wetter macht, und Menſchen und Vieh bezaubert, widrigenfalls ſtehet er in Gefahr, als ein unverſchämter Diffamator, in Ketten und Banden geſchloſſen, oder wohl gar als ein Injuriant an den Pranger geſtellet zu werden. Ein Profeſſor würde vom Dienſte geſetzt werden, wenn er unterſuchen wollte, wie viel Engel auf der Spitze einer Nähnadel tanzen könnten, ehemals da die Mode eine ſolche Unterſuchung billigte, würde ein Gelehrter dadurch eine Profeſſur nebſt dem Titul eines Doctoris ſeraphici erhalten haben. Die neueſten Zeitungen melden, daß ein Student iſt entleibet worden, weil er keine Harmoniam praeſtabilitam hat glauben wollen; der Baron von Wolf mußte Landflüchtig werden, weil er ſie lehrte.

Wenn die Mode im äußerlichen etwas befiehlt, ſo verfährt ſie mit den Uebertretern ihrer Geſetze nicht ſo gar ſtrenge, ob es gleich nicht an Beiſpielen fehlet, da ſie auch das rauhe herausgekehret hat; doch gemeiniglich werden ſie dadurch gezüchtiget, daß man ſie verlacht, oder auszischt. An und für ſich ſelbſt betrachtet, liegt zwar des heiligen römiſchen Reichs Wohlfahrt nicht daran, ob man zwei oder drei Zipfel in die Perucken knüpft, ob man den Hut auf dem Kopfe oder unter dem Arm trägt; ob man den Bart wachſen oder abnehmen läßt: allein die Mode will ihr Recht haben, und man muß es ſo machen, wie ſie es befiehlt, wenn man nicht in Schimpf und Schande beſtehen will.

Jedermann wird leicht begreifen, daß wenn die Mode, in der Art zu denken, etwas verändert, wenn ſie neue Lehrſätze oder neue Rechte auf die Bahn bringt, ſolche Neuerungen in die Sitten der Menſchen großen Einfluß haben. Ein neuer Grundſatz, oder ein einziges Geſetz kann die Menſchen wild und grauſam oder auch ſanft und wohlgeſittet machen: die Gelehrten ſind aber nicht einerlei Meinung, ob eine kleine Veränderung der Mode im äußerlichen, auch einen Einfluß auf die Sitten habe. Was liegt daran, ob das ſchöne Geſchlecht, Sonne, Mond und Sterne im Geſichte trägt, ob ſich die Schönen rothe, blaue oder grüne Backen machen, ob die groſſen Perucken, oder die krauſen Haare unſrer ſüßen Herren beſſer gefallen; ob wir allein das Recht haben, zu Pferde zu ſitzen, oder ob die Schönen auch reiten dürfen: hierauf aber wird mit Recht geantwortet, daß dieſe Dinge keine ſolche Kleinigkeiten ſind, als man gemeiniglich glaubt, daß man allerdings hieraus das Genie der Menſchen, und folglich auch ihre Sitten, beurtheilen könne; ja daß die Kleidertracht, die Sitten vielleicht eher als Lehrſätze zu reformiren, und ſie ſanfter oder wilder zu machen, vermögend ſey.

Allein wenn auch alle Gelehrten einerlei Meinung wären, daß von dem äußerlichen in der Mode ein gewiſſer Schluß könnte gemacht werden: ſo würde aus Mangel der hierzu erforderlichen Regeln, die noch nicht gnugſam entwickelt ſind, doch ein großer Streit entſtehen, ob aus dieſer oder jener Gewohnheit eines Volkes, für die Sitten etwas gutes oder nachtheiliges könne geſchloſſen werden. Eben deswegen ſind die gelehrten Unterſuchungen erfunden worden, die entſcheiden ſollen, wo bei zweifelhaften und ſchweren Materien, ſich die meiſten Gründe der Wahrſcheinlichkeit hinlenken. Denn ob es mit Unterſuchung der gelehrten Streitfragen eben die Bewandniß hat, als mit den unzähligen Diſputationen, die jährlich auf Akademien gehalten werden, die mehr ein gelehrtes Spiegelfechten, als ein ängſtlicher Kampf für die Ehre der Wahrheit genennet zu werden verdienen: ſo ſind ſie doch nicht ohne allen Nutzen; denn einmal werden diejenigen, welche ſolche Unterſuchungen anſtellen, in ihrer Meinung, ſie mag nun für oder wider die Wahrheit ſeyn, treflich beſtärket, daß ſie ſich dasjenige, was ſie auf dem gelehrten Kampfplatz oder in Schriften vertheidiget haben, ſich hernach nicht abſtreiten laſſen, und wenn ſie den Kopf darüber verlieren ſollten. Zum zweiten zeigen ſolche Schriften von dem Fleiße und der Scharfſinnigkeit ihrer Verfaſſer, und verſchaffen ihnen oftmals kein geringes Anſehen.

Solcher Streitfragen giebt es unter den Gelehrten mehr als Sterne in der Milchſtraße befindlich ſind, und die im vorhergehenden Satz angeführte Bewegungsgründe haben uns gleichfalls angetrieben, nur die wichtigſten zu unterſuchen. Es iſt bekannt, und zum Theil ſchon oben angeführet, daß die Mode nicht nur mit den Lehrſätzen der Gelehrten, ſondern auch mit dem äußerlichen Anſehen derſelben, oft wunderlich geſpielet hat, beſonders hat ſie ſich beluſtiget, das Haupt dieſer ehrwürdigen Leute, worinne ſie den köſtlichen Schatz der Gelehrſamkeit bewahren, bald auf dieſe bald auf jene Art zu ſchmücken, daß es auch einem Protheus ſchwer fallen ſollte, dieſe verſchiedenen Geſtalten alle nachzumachen. Jedes Jahrhundert hat die Gelehrten in einer andern, ja wohl gar in verſchiedenen Geſtalten geſehen. Einmal ſind ſie in langen Bärten und herabhangenden, ungekämmten Haaren erſchienen, ein andermal ſind beide abgeſtutzt worden, wieder zu einer andern Zeit hat man Scheitel und Kinn beſchoren. Bald haben ſie durch Zipfelperucken und Schnurrbärte ſich ein Anſehen gegeben; bald hat ſie ein kleines Zwickbärtgen geſchmückt; ein andermal haben ſie den

Bart abnehmen laſſen und das Haar gekräuſelt, und hernach das Haupt ſich beſcheeren laſſen und den Bart in Locken gelegt. Es fehlet ſo viel, daß aus dieſen Veränderungen nicht ſollte ein ſicherer Schluß auf die Beſchaffenheit der Gelehrſamkeit und der Sitten gemacht werden können, daß ſolche vielmehr hierzu die vollkommenſte Anleitung geben.

Wir finden verſchiedene Epochen, ſeitdem die Welt bevölkert iſt, in welchen die Menſchen geſitteter als zu andern Zeiten geweſen ſind, und wir finden auch im Gegentheil verſchiedene ſchlimme Zeitläufte, in welchen die Welt in ihre vorige Barberei zurückgefallen iſt. Viele Gelehrte ſind der Meinung, die guten Sitten und die Gelehrſamkeit hätten allezeit ihr Haupt empor gehoben gehabt, wenn das äußerliche Anſehen der Menſchen ſanfter und zärtlicher geweſen; ſie wären aber aus der menſchlichen Geſellſchaft verdrungen geweſen, wenn man ſich ein wildes und furchtbares Anſehen gegeben. Da ſich noch die Menſchen in Thierhäute kleideten und in Wäldern und Hölen wohnten, waren die Gelehrten nicht gewohnt in barbara und celarent zu ſchlüßen. Man wußte zu der Zeit noch nichts von der Kunſt die Haare zu kräuſeln oder den Bart zu ſcheeren. Mit der Zärtlichkeit der Sitten entſtund auch eine gewiſſe Zärtlichkeit in der Tracht. Man war nicht mit dem Anſehen zufrieden, das die Natur den Menſchen ertheilet, man nahm die Kunſt allenthalben zu Hülfe. Die natürliche Erkenntniß war nicht mehr zureichend, ſie mußte durch die Kunſt erweitert werden, und die natürlichen Sitten, worinne Einfalt und Aufrichtigkeit herrſchte, bekamen durch den Anſtrich der Kunſt eine freiere aber gefährlichere Geſtalt. Wenn die Menſchen anfangen zu künſteln ſo künſteln ſie in allem, und dieſes erſtreckt ſich folglich auch auf die Geſtalt.

Hieraus folgt, daß man von der äußerlichen Seite des Menſchen richtig auf das innerliche ſchlüßen kann. Es fragt ſich nun hierbei, ob wir unſer jetziges äußerliches Anſehen oder unſere Tracht zum Muſter nehmen dürfen, wenn wir die Sitten der Vorwelt beurtheilen wollen? Ueberhaupt wird dieſe Frage verneinet, die Kleidertracht iſt bei uns ſo vielen Veränderungen unterworfen und oft ſo wunderbar, daß man uns, wenn man überhaupt einen Schluß davon machen wollte, einen Monat für geſittete Völker halten, und den andern für Tartarn und Kalmucken erkennen würde, und in eben dieſen Fehler würden wir auch verfallen, wenn wir andere eben ſo beurtheilen wollten. Wenn aber die Frage ſo beſtimmt wird: ob wir in der äuſſerlichen Tracht nicht etwas als ein Principium cognoscendi annehmen können, den Zuſtand der Sitten und Gelehrſamkeit daraus zu beurtheilen: ſo wird dieſes allerdings von verſchiedenen Gelehrten behauptet, und haben den Bart der Männer als den Erkenntnißgrund des Zuſtandes der Sitten und Gelehrſamkeit angenommen, weil dieſer nie eine Verändeänderung erlitten als bis dieſe letztere gleichfalls eine Veränderung erlitten haben. Viele neuere Gelehrte ſind der Meinung, daß ein geſchornes Kinn allezeit den Wiſſenſchaften und Sitten vortheilhaft geweſen, daß hingegen der Bart jederzeit ein Zeugniß von der Barbarei der Menſchen abgeleget habe, wie ſie denn das Wort Barbarus von Barba herzuleiten kein Bedenken getragen haben. Da nun die Gelehrten diejenigen ſind, welche in den Zuſtand der Sitten und der Gelehrſamkeit den größten Einfluß haben, und man von den Veränderungen in der Mode, denen ſie ſelbſt unterworfen geweſen, auf jene am ſicherſten ſchlüßen kann: ſo hat man die Streitfrage aufgeworfen: ob die Welt barbariſch geweſen, wenn die Gelehrten Bärte getragen, und man hat dieſes gemeiniglich bejahet. Ich will jetzo mit Erlaubniß dieſer Herren das Gegentheil darthun, und ſolches verneinen.

Um der guten Ordnung keinen Eintrag zu thun, wollen wir erſtlich einen kurzen Auszug von den merkwürdigſten Veränderungen, der Bärte der Gelehrten von Erſchaffung der Welt bis auf unſere Zeiten beibringen, und mit ſolchen den Zuſtand der Sitten und Gelehrſamkeit vergleichen. Wir finden ſo wenig Urſache uns dieſer Unternehmung zu ſchämen, daß wir keinen ſchicklichern Gegenſtand zu dieſer Einladungsſchrift haben antreffen können. Sollte inzwiſchen der Zoilus und Momus ihr ungezäumtes Maul darüber rümpfen: ſo wollen wir ihnen ins Ohr ſagen, daß ein Gelehrter ſogar einen Tractat von den Schuhen der Alten geſchrieben hat, welche doch vermuthlich dem Barte den Rang nicht werden ſtreitig machen. Ja was noch mehr! Haben wir nicht einen gelehrten Vorgänger aufzuweiſen, der ein eignes Buch von dem Barte an das Licht geſtellet hat?

Wir wollen die Unterſuchung, ob Adam im Paradieſe einen Bart getragen hat, zu einer eignen Unterſuchung verſpahren und nur anmerken, daß die alten Väter alle in Bärten abgemahlet werden. Es war in den alten Zeiten ein großer Schimpf, wenn ein Mann ſeines Bartes beraubet wurde oder wenn er gar keinen hatte, und kommt mir daher ſehr glaublich vor, daß die, welchen die Natur dieſen Schmuck verſaget, ſich künſtliche Bärte anſetzen ließen, und ſich damit ſchmückten, wie wir heut zu Tage mit den Perucken zu thun pflegen. Man hielt dieſes Vorrecht der Männer für dem ſchönen Geſchlecht in ſolchen Ehren, daß man den Bart mit Salben beſtrich, oder wenn er im Alter grau wurde, ſolchen färbte. Die alten Philoſophen ſuchten ſich dadurch in beſonderes Anſehen zu ſetzen. Wer den größten Bart unter ihnen beſaß und den ſchlechteſten Mantel trug, bekam die meiſten Zuhörer, eben ſo wie zu unſern Zeiten die Hörſäle am meiſten angefüllet ſind, wo die größte Perucke auf dem Catheder ſtolziret. Die alten Römer ließen den Bart ſtehen und eben ſo lange ſtund auch ihre Freiheit und die guten Sitten, da jene abnahmen, fingen auch dieſe an in Abnahme zu kommen, bis ſie endlich eben ſo wie der Bart plötzlich verſchwanden. Der Kaiſer Hadrian ſtellte zwar dieſen Schmuck der römiſchen Bürger aber nicht ihre Freiheit wieder her. Die Kirchenväter trugen Bärte und dieſer Schmuck wurde hernach durch viele Jahrhunderte beibehalten, bis endlich die Mode nach ihrer Caprice ſie bald ins Exilium ſchickte, bald wieder zurück berief: ſie blieben aber doch im Poſſeß ihrer Rechte bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, da man anfing mit grauſamer Tirannei bald hier bald da etwas davon abzuzwacken, bis ſie zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ganz aus der gelehrten Republick ſind verwieſen worden. Die Schweizer, die das Lob haben, daß ſie nicht leicht eine neue Mode aufkommen, aber auch keine alte gern in Verfall gerathen laſſen, hielten ehemals ihre Bärte in ſolchen Ehren wie ihre Freiheit, daß auch ſelbſt das ſchöne Geſchlecht ganz davon eingenommen war. Leſenswürdig iſt es, was ich bei einem glaubwürdigen Autor hiervon gefunden. Ein Franzöſiſcher Abgeſandter, der an einem Schweizer einen auſſerordentlich langen Bart bemerkte, wollte ihm ſolchen, als eine Rarität, abkaufen, dieſer aber hielt ihn für ein Gliedmaß ſeines Leibes, und folglich war er ihm unſchätzbar. Doch nach einer langen Diſputation, mit dem Abgeſandten, worinne dieſer mit einem Argument von hundert Louis d'ors bewieß, daß der Bart kein Glied des Leibes wäre, ließ der Schweizer ſich überwinden, und verhandelte ſeinen Bart, welcher noch, wie glaubwürdige Perſonen berichten, in der königlichen Kunſtkammer zu Paris zu ſehen iſt. Allein da der arme Schweizer vergnügt, über den guten Handel, nach Hauſe kam, ſo that ſeine Frau das mit ſeinem Scheitel, was der Abgeſandte mit ſeinem Kinn hatte vornehmen laſſen, ſie fiel ihm in die Haare und in kurzer Zeit war ſein Kopf ſo kahl als ſein Geſicht, ja ſie ließ ſich von Tiſch und Bette ſo lang von ihm ſcheiden, bis ihm Haar und Bart wieder gewachſen war.

Aus dem angeführten erhellet, daß die Bärte mehrentheils im Gebrauch geweſen, und daß man auch ihnen oft groſse Hochachtung erwieſen hat. Laſſet uns nun ſehen wie die Sitten und die Gelehrſamkeit beſchaffen geweſen, wenn die Welt bärtig geweſen. In Griechenland blüheten ehemals die Wiſſenſchaften und die Gelehrten trugen Bärte, wenigſtens gilt dieſes von den Philoſophen, die damals den gröſten Theil von der gelehrten Welt ausmachten. Die Sitten der Griechen waren ſo fein, ihre Geſetze ſo vollkommen, daß Griechenland eine hohe Schule der Ausländer wurde, und man allenthalben die Geſetze dieſes Landes einführte. Ein Beweis, daß gute Sitten und Bärte ſich wohl mit einander vertragen können.

Rom war lang ein geſitteter Staat und die Wiſſenſchaften hatten ſich längſt um das Capitol gelagert, ehe man anfing den Männern ihren Schmuck zu rauben und die Bärte zu verheeren. Zwar könnte man den Einwurf machen, daß eben zu der Zeit, da Rom anfing auf den Gipfel ſeiner Größe zu ſteigen, die Bärte abgeſchafft wurden, und daß beſonders dieſe Mode in das güldne Zeitalter der gelehrten Sprache fällt, ja daß eben dieſes auch von unſrer Zeit eintrifft. Jetzt da die Sitten und die Gelehrſamkeit wiederum empor geſtiegen, herrſcht das tiranniſche Scheermeſſer abermal über unſer Kinn; allein nichts iſt leichter als dieſen Einwurf zu widerlegen. Erſtlich bemerken wir überhaupt, daß er gar nicht wider unſern Hauptſatz gerichtet iſt: denn da wir weiter nichts beweiſen wollen, als daß der Satz falſch ſey, wenn vorgegeben wird, daß die Welt allezeit barbariſch geweſen wäre, wenn die Gelehrten Bärte getragen hätten, ſo können wir es zugeben, daß es Zeiten gegeben hat, da die Welt gelehrt und geſittet geweſen, wenn die Bärte in der gelehrten Republick nicht ſind geduldet worden. Aber wir wollen es nur geſtehen, daß wir wirklich die Meinung hegen, daß bärtige Gelehrte für die Sitten und Gelehrſamkeit jederzeit ein gutes Zeichen geweſen, daß hingegen ihr plattes Kinn beiden nichts gutes verkündiget habe. Wir geben zu, daß zu der Zeit, wenn die Gelehrten keinen Bart getragen haben, dann und wann die Welt geſittet und gelehrt geſchienen hat; aber eine andre Frage iſt es, ob ſie es auch wirklich geweſen iſt, ich, meines Ortes, behaupte das Gegentheil. Nie hat es in den Wiſſenſchaften ſo viele Stümper gegeben, und nie iſt Falſchheit, Betrug, Verſtellung und Bosheit mehr im Schwang geweſen, als wenn das männliche Geſchlecht ſich ein weibliches Anſehen gegeben hat. Eben dieſes gilt auch von Rom, da man den Bart ablegte. Es iſt wahr, Horaz, Virgil, Cicero, Cäſar lieferten der Welt Muſter der Dichtkunſt, Beredſamkeit und Hiſtorie; aber keine Regel iſt ohne Ausnahme. Neben ihnen lebte eine unendliche Menge Meiſterſänger, elender Schwätzer und Zeitungsſchreiber, und die Sitten waren zu der Zeit in einem ſolchen Verfalle, daß Cicero ſelbſt Mörder, Rebellen und Diebe vertheidigte, Cäſar ſolche ſchöne Thaten begieng und Flaccus die verbuhlteſten Liedergen von ſeiner Leier hören ließ.

Schade iſt es, daß wir dieſe ſchöne Materie jetzt nicht weiter verfolgen können. Unterdeſſen bleibt unſer patriotiſcher Wunſch dahin gerichtet, daß die Gelehrten einmal das Joch der Mode, die ihnen ihren ehrwürdigſten Schmuck geraubet, hat abwerfen, die Bärte wieder aufleben laſſen, und dadurch einen neuen Beweis geben, daß die Welt nicht barbariſch iſt, wenn die Gelehrten Bärte tragen.

Ich ſchreite nun mit Vergnügen zum Zweck meiner Abhandlung, welcher dieſer iſt, die Eröffnung der gelehrten Geſellſchaft, welche Seine Gnaden, Herr Ehrhard Rudolph v. R., Erb- Lehn und Gerichtsherr auf Kargfeld und Dürrenſtein, unter dem Namen der Julianen Akademie auf erſtbemeldetem ſeinem Rittersitze aufzurichten, und mit ſeiner hohen Protection zu beehren entſchloſſen iſt, anzukündikündigen. Eine ſo patriotiſche Geſinnung als dieſe, iſt zwar über alles Lob erhoben, und ich würde eine Thorheit begehen, wenn ich mich bemühen wollte, dieſen edelmüthigen Entſchluß, der ſein eigner Lobſpruch iſt, nach den Regeln der Redekunſt herauszuſtreichen. Vielmehr will ich den aufrichtigſten Wunſch thun, daß dieſe gelehrte Geſellſchaft, welche ſeit Erſchaffung der Welt die erſte, die in hieſiger Gegend durch eine genauere Verbindung mit der Erweiterung der menſchlichen Erkenntniß ſich beſchäftiget, gleiche Schickſale mit der römiſchen Republick haben möge. In ihrer Entſtehung ſind beide einander ähnlich, Romulus zog einen Haufen Leute an ſich, die nirgend eine Heimath hatten und in den holen Wegen die Reiſenden um ein Allmoſen bathen, daß dieſe ihnen nicht verweigern durften. Es waren Leute, die wegen ihrer Profeßion von den alten Innwohnern des Lateinerlandes verachtet wurden, mit welchen Romulus ſeinen Staat bevölkerte. Mein Patron hat es faſt auf gleiche Weiſe gemacht: die gelehrte Geſellſchaft beſtehet aus Gliedern, die, einige wenige ausgenommen, das gelehrte Bürgerrecht nicht erhalten haben, und alſo bisher in der gelehrten Republick auch keine Heimath hatten. Er richtet, als ein zweiter Romulus, eine neue Colonie von Gelehrten an, die jetzo noch von den alten Gelehrten verachtet werden. Doch wie Rom immer größer wurde und endlich die Herrſchaft über die Welt erhielt: ſo wird, wenn mich meine Ahndung nicht täuſchet, auch dieſe kleine Republick der Gelehrten ihr Anſehen ſo ausbreiten, daß ſie ſich nach und nach auf den höchſten Gipfel ihrer Hoheit empor ſchwingen wird.

Morgen iſt der merkwürdige Tag, an welchem obenbemeldter Ritterſitz des Herrn v. N. zu einem Heiligthume der Wiſſenſchaften ſoll eingeweihet werden, und bei dieſer Gelegenheit werden ſich zween geſchickte und beredte Männer hören laſſen, nämlich: Tit. plen. Herr Balthaſar Eccius, wohl-

[illegible]

meritirter Cantor zu Wilmershauſen, wird in einer Lobrede auf den verſtorbenen Herrn Händel erweiſen, daß die Natur, und nicht die Kunſt, einen Virtuoſen bildet. Wenn dieſer den Rednerſtuhl verlaſſen hat, ſo wird Herr Valentin Striegel, wohlverdienter Schulmeiſter zu Dürrenſtein etwas von den Alterthümern dieſes Orts auf die Bahn bringen. Den Beſchluß dieſer Feierlichkeit wird M. L. Wilibald, dadurch machen, daß er die Statuten der neuen Akademie und die Mitglieder derſelben bekannt machen wird.

Alle vornehme Gönner, Mäcenaten und Muſenfreunde, denen dieſe Einladungsſchrift zu Geſichte kommt, werden demnach geziemend eingeladen, dieſe Feierlichkeit durch ihre zahlreiche Gegenwart zu vermehren, und zwar diejenigen, die ein Exemplar in Goldpappier eingebunden erhalten, haben die Freiheit, zu Pferde oder vermittelſt eines Fuhrwerks hier zu erſcheinen; die aber nur ein ſchlechtes bekommen, können ſich dieſes zur

Nachſicht dienen laſſen, daß man ſie, um allem unnöthigen Aufwande vorzubeugen, zu Fuſſe erwartet. Alle aber werden gebethen ſich aufs ſpäteſte um zwei Uhr Nachmittags allhier einzufinden. Oeffentlich bekannt gemacht, den dritten December.

XVI. Brief.

Fräulein Amalia v. S. an den Herrn v. S. ihren Bruder.

den 6 Dec.

Ich bin eine Zeitlang mit meiner Correſpondenz ziemlich faul geweſen, und will mich bei einem Bruder, wegen meiner Nachläßigkeit, nicht rechtfertigen, den ich geneigter finde ſie zu verzeihen, wenn ich meinen Fehler geſtehe, als wenn ich mich durch eine Schutzſchrift zu rechtfertigen ſuchte. Wir ſind einander um hundert Meilen näher, und meine Briefe kommen ſparſamer, da du weiter entfernt wareſt, ſchrieb ich fleißiger. Ich weiß ſelbſt nicht, was ich für Abhaltungen gehabt habe, dir ſo lange einen Brief ſchuldig zu bleiben, wenn dieſes nicht eine gewiſſen iſt, daß ich nach meiner Gewohnheit ſehr viel auf einmal habe ſchreiben wollen, und nie genug Materie gehabt habe. Nicht als wenn es an Auftritten gefehlet hätte, die würdig geweſen, deine Aufmerkſamkeit zu verdienen, ſondern, weil ich eine ziemlich vollſtändige Sammlung von Briefen in Händen habe, die alles, was hier vorgegangen iſt, ſo ausführlich enthalten, daß mir kein Stoff zu einer beſondern Erzählung übrig geblieben iſt, und ich hatte doch auch Luſt etwas zu erzählen. Jetzt habe ich einmal Langeweile, ſonſt würdeſt du noch keinen Brief von mir erhalten. Ich will, um mir die Zeit zu kürzen, meine Erzählung da anfangen, wo das beigeſchloſſene Paquet aufhöret. Es ſind darinnen funfzehn Briefe nebſt andern Aufſätzen, die in unſern Roman gehören, enthalten, du wirſt hieraus leicht den Schluß machen können nern, daß du dieſe eher leſen mußt, als meinen Brief, ſonſt würdeſt du ſehr herumrathen müſſen, wenn dir nicht ein groſſer Theil deſſelben ſollte unverſtändlich bleiben. Aus dieſer Abſicht will ich einen neuen Abſchnitt machen, der alles in ſich enthält, was zur Vollſtändigkeit der in dem Paquet enthaltenen Nachrichten gehöret.

Am vierten dieſes hatte der Baron die Freude, das lächerlichſte Stück in der Commödie unſers Oncles aufgeführet zu ſehen. Der Entwurf der Akademie hat ihn ſeit acht Tagen auf eine ſo luſtige Art beſchäftiget, daß er ſo munter ausſiehet als an ſeiner Hochzeit. Wir fuhren in beſter Galla nach Kargfeld, um einem groſſen Schmauſe, wodurch unſer Oncle die Einweihung ſeiner Akademie feierlicher machen wollte, beizuwohnen. Von der gewöhnlichen Geſellſchaft fehlte Niemand. Aus einem Haſſe, den der Herr v. N. gegen den Herrn v. Ln. aus bekannten Urſachen heget, war dieſer nicht gebethen worwerden: er erſchien aber doch zu Pferde, ob er gleich kein Programma in Goldpappier eingebunden erhalten hatte. Unſer Oncle bewirthete ſeine Gäſte dismal ſehr gut. Ich bedauerte nur Fräulein Kunigunden, die wegen vieler Anſtalten, die ſie machen mußte, wie ſie ſagte, in fünf Tagen kein Auge zugethan hatte. Das Fräulein v. W. fand an dieſem Tage ihren Liebhaber wie ſie ihn wünſchte. Er war als Wirth und als Stifter einer Akademie ſo ſehr beſchäftiget, daß ihm keine Zeit übrig blieb, an etwas, das dem Fräulein hätte verdrüßlich ſeyn können, zu gedenken. Vielleicht war er auch um deswillen ein wenig artiger, weil der Major gegenwärtig war, den er für ſeinen Rival hält und mit welchem er in neuen Zwiſt zu gerathen, aufs äuſſerſte zu vermeiden ſuchet. Die ganze Geſellſchaft war dismal artig, ſelbſt die Frau v. W., der ich es nicht zugetrauet hatte, daß ſie ihren Herrn zum Präſidenten einer gelehrten Geſellſchaft würde machen laſſen. Doch ſie hatte ſich vorgenommen, uns dismal mit ihrem Gemahl auf Diſcretion verfahren zu laſſen, ordentlich pflegt ſie dieſes Vorrecht nur für ſich zu behalten und aus ihm zu machen was ſie will. Die den Spaß einſahen, waren bemühet ihn nicht zu verderben, und die alles im Ernſte aufnahmen, fingen an große Gedanken von unſerm Oncle zu bekommen. Der Herr v. H. konnte ſich nicht genug wundern, daß ſein Freund noch einen Geſchmack an Wiſſenſchaften fand, die er vor Zeiten aufs äußerſte gehaſſet hatte. Er hörte die Reden mit einer Aufmerkſamkeit an, die ich nie, auch ſelbſt in der Kirche nicht an ihm bemerket habe. Die Alterthümer von Dürrenſtein erhielten bei ihm ſo vielen Beifall, daß er dadurch aufgemuntert wurde, alle Seltenheiten ſeines Ritterſitzes der Länge nach zu erzählen. Nur das einzige war ihm räthſelhaft, warum der Herr v. W. zum Präſidenten einer gelehrten Geſellſchaft wäre erwählet worden, der doch ſeinen Namen nicht zu ſchreiben wüßte, da ihm aber unſer Oncle ſagte, daß es mit einem

Präſidenten einer gelehrten Akademie eben die Bewandniß hätte, wie mit einem General im Kriege, dieſer könnte Veſtungen einnehmen, ohne daß er wüßte, was ein Horn- oder Cronenwerk wäre, ob die Batterien oder die Laufgraben zuerſt müſſen angeleget werden, dieſes gehörte für die Ingenieurs, ſo wie die Gelehrſamkeit für die Mitglieder einer Akademie; ſo beruhigte er ſich, ohne disfalls weiter zu ſtreiten. Nach der Tafel wurde in dem Saale, auf Anordnung des Magiſter Lamperts, ein kleines Gerüſte erbauet, das der akademiſche Lehrſtuhl hieß. Der Herr v. W. mußte das erſte Bret, das dazu ſollte gebraucht werden, entzwei ſägen, und unſer Oncle that den erſten Hieb mit dem Beile in ein Stück Holz woraus die Stützen dieſes kleinen Gebäudes verfertiget wurden. Hierauf brachten ein paar Tiſcher das Werk in kurzer Zeit zu Stande. Sobald der Lehrſtuhl fertig war, ſollte der Saal von den Spähnen wieder geſäubert werden; doch Herr Lampert unterſagte dieſes, und wollte durchaus haben, daß jedes von der Geſellſchaft ſich einen Spahn zum Andenken der feierlichen Eröffnung der Julianenakademie, ausleſen und behalten ſollte. Weil aber niemand nach dieſer Seltenheit ein Verlangen bezeigte: ſo wurden ſie ihm insgeſammt verehret, um ſie als eine Rarität aufzuheben, oder ſie dem Apoll als ein Opfer anzuzünden, damit dieſer den Lehrſtuhl der Akademie in Schutz nähme, auf daß alle, die ſich davon hören ließen, den Beifall der Zuhörer ſich verſprechen könnten. Eine ſolche Zauberei wäre ſehr nöthig, denn alle Mitglieder werden natürlicher Weiſe ihre Zuhörer niemals rühren. Nach dieſer Ceremonie wurde eine andere vollbracht. Ein Cranz von Buchsbaum, in Ermangelung friſcher Eichenblätter, welche im Winter nicht wohl zu haben ſind; wurde in das Zimmer gebracht, an welchen Fräulein Julgen und ich einige Bänder knüpfen ſollten, und welcher hernach über den Lehrſtuhl, gerade über dem Haupte der Redner, ſollte aufgehangen werden. Allein ob ich gleich kein Mitglied dieſer berühmten Akademie bin, ſo proteſtirte ich doch darwider aus allen Kräften. Der Kranz von Buchsbaum verbreitete eine Art von Todtengeruch in dem Saale, daß mir darüber eine Ohnmacht anwandelte. Dieſes bewog den Baron, meinen Oncle zu bereden, dieſen garſtigen Kranz fortzuſchaffen. Er ließ ſich auch mit dem Magiſter in einen Streit hierüber ein, und behauptete, daß der Buchsbaum heutiges Tages eben das ſey, was die Myrthen oder Cypreſſen bei den Alten geweſen, und daß man dieſen alſo nur bei traurigen Begebenheiten brauchen dürfte. Im Gegentheil verträten die Tannen oder Fichten die Stelle des Epheus der Alten, und könnten bei frohen Gelegenheiten gebraucht werden. Die Weinſchenken pflegten Kränze von Tannenzweigen auszuhängen, da nun das Zeichen des Weins jederzeit das Zeichen der Fröhlichkeit geweſen wäre, auch der Wein, oder in Ermangelung deſſelben, die bloße Vorſtellung davon den Rednern und Dichtern große Dienſte leiſtete:

ſo ſchlug er vor, man ſollte einen Kranz von Tannenzweigen über den Rednerſtuhl aufhängen. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, und in kurzer Zeit ſahe man ein Weinzeichen, das Fräulein Julgen und ich mit verſchiedenen Bändern ausgeputzt hatten, an einer ſeidenen Schnur über dem Lehrſtuhle prangen. Herr Lampert, der die Ehre haben wollte den Cranz an die Schnure zu beveſtigen, hatte aber dabei das Unglück, da er wieder vom Stuhle ſteigen wollte, daß er aus dem Gleichgewichte kam, und einen ſo gräßlichen Fall in die Stube that, daß ich glaube, man hat die Erſchütterung, die dadurch verurſacht wurde, auf eine Meile weit verſpühret. Man machte, wie bei merkwürdigen Begebenheiten alles ominös ſcheinet, über dieſen Zufall verſchiedene Auslegungen, der Baron meinte, die Akademie würde, wenn ſie auf den höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit geſtiegen zu ſeyn glaubte, plötzlich in Verfall gerathen und zu Boden liegen. Andere glaubten, weil am Tage ihrer feierlichen Einweihung, die Grundſäule, worauf das ganze Gebäude ruhete, umgefallen wäre; ſo würde es damit keinen Beſtand haben, ſondern ſie würde in kurzem ſo zerſtöhret werden, daß keine Rudera mehr von einer Julianenakademie würden vorhanden ſeyn. Herr Lampert machte, ob er gleich gewaltig hinkte, dennoch von ſeinem unglücklichen Falle eine vortheilhafte Auslegung für die Akademie, er ſagte: weil er eben gefallen wäre, da er ſich zum Beſten derſelben beſchäftiget hätte, ſo ließe ſich hiervon keine andere Auslegung machen als dieſe, daß er, wegen der Akademie, in Zunkunft vieles leiden würde. Er würde fallen unter böſe Zungen: diejenigen Gelehrten welche nicht unter die Zahl der Mitglieder wären aufgenommen worden, und ſich doch in der hieſigen Gegend befänden, würden ihren Gift über ihn ausſchütten und eben ſo viele Schmähreden auf ihn erdenken als ehemals die Bücherabſchreiber auf Doctor Fauſten erdacht hätten, weil dieſer die Buchdruckerei ſollte erfunden haben. Er würde ferner fallen unter den Spott der gelehrten Zeitungsſchreiber, wenn ſie erfahren würden daß ein Magiſter eben das unternommen und ausgeführet hätte, was Kaiſern und Königen zu ſchwer worden wäre: ſo würden ſie, aus Neid, ihn dergeſtalt zwiſchen die ſatiriſchen Sporen faſſen, daß er alle ſeine philoſophiſche Gelaſſenheit würde aufbiethen müſſen, um bei dieſen Anfällen gleichgültig zu ſeyn. Doch wie er ohne ſonderlichen Schaden und ohne jemands Hülfe wieder aufgeſtanden wäre: ſo würde ſeine Ehre und guter Name bei dem Wachsthum der Akademie auch wieder empor ſteigen und über alle Neider und Mißgünſtige triumphiren. Uebrigens fügte er hinzu, wollte er nicht viel Geld nehmen und dieſen Fall nicht gethan haben: die Alten hätten ſich allezeit gewünſcht, daß bei einem außerordentlichen Glücke ſie auch ein kleines Unglück beträfe, und wenn ihnen dieſes nicht von freien Stücken zugeſtoßen wäre, ſo hätten ſie ſich ſelbſt einen Verdruß oder Schaden verurſachet, um die Götter dadurch abzuhalten mit einem großen Glück auch ein großes Unglück zu vereinigen. Cröſus hätte einen Ring von großen Werth ins Meer geworfen, um den Lauf ſeines Glücks in etwas zu hemmen. Er hielt ſich für glücklicher als Cröſus, daß er ſein Vorhaben, Kargfeld in einen Siz der Muſen zu verwandeln, nunmehro ausgeführet ſähe, und ob er gleich nicht die alten Helden zum Vorbild ſeiner Handlungen wählen wollte: ſo wäre doch gewiß, daß ein großes Glück mit einem groſſen Unglück, wie aus der Erfahrung bekannt ſey, vergeſellſchaftet wäre, er glaubte daher, daß er durch dieſes kleine Unglück eine Verſicherung von dem Flor der Julianenakademie, bei welchem er ſich glücklicher ſchäzte, erhalten hätte. Weil der Paſtor Wendelin nicht gegenwärtig war, der ihn wegen ſeiner heidniſchen Grundſäze würde verkezert haben: ſo wurde ſeine Meinung gebilliget, und der Major wünſchte, daß alles Unglück, das die gelehrte Geſellſchaft etwan bedrohen könnte, den Magiſter treffen möchte, damit ihm die Ehre, ein Märtirer derſelben zu heiſſen, niemand ſtreitig machen könnte. Nachdem nun der Speiſeſaal ein gelehrtes Anſehen erhalten hatte, ſo verfügte ſich das Frauenzimmer, und alle die nicht zu der gelehrten Verſammlung gehörten, in das Nebenzimmer, doch ſollte die Thür offen bleiben, damit wir ſehen könnten was vorging. Es wurden zu beiden Seiten des Rednerſtuhls Stühle geſetzt, zur rechten Hand für die Ehrenmitglieder, welches die vornehme Seite hies, und zur linken für die ordentlichen, welches der Magiſter die gelehrte nennete. Alle in dem Verzeichniſſe benannte inländiſche Mitglieder waren gegenwärtig, und weil die gelehrte Bank meiſtens aus Schulmeiſtern beſtehet, ſo führten dieſe erſtlich eine trefliche Motette auf, wobei die beiden Redner ihre Stimme ſingend hören lieſſen. Hierauf verließ der Cantor Eck ſeinen Baß mit einem tiefen Reverenze und betrat den Rednerſtuhl. Der Herr v. W., als Präſident der Akademie, war ſchon unter der Muſik eingeſchlafen, und ſchnarchte ſo ſtark, daß man nichts verſtehen konnte, beſonders da der Redner über ſeine gelehrten Zuhörer ſo beſtürzt ſchien, daß er, ungeachtet ſeiner Brille, nicht eine Zeile ohne Stammlen leſen konnte. Dieſe Rede erhielt unterdeſſen den Beifall des Herrn Lamperts und folglich der ganzen Akademie. Der junge Wendelin hat mir ſolche, nebſt zween Briefen, die ſich darauf beziehen, und wegen ihres Innhalts merkwürdig ſind, verſchafft, dieſe Stücke ſind, nebſt der Abhandlung von den Alterthümern in Dürrenſtein, in dem Päckt in einem beſondern Bogen eingeſchloſſen, welcher den Titul führet: Etwas zur Zugabe nach Leſung des Briefes zu eröffnen. Der Schulmeiſter zu Dürrenſtein hat ſich lange nicht wollen bereden laſſen nach dem Cantor von Schönthal aufzutreten, weil er einige Jahre früher als jener ins Amt kommen iſt, jener aber hat den Vortritt verlangt, weil er ſich Cantor nennen läßt. Dieſe Leute, welche viele Jahre in der vertrauteſten Freundſchaft gelebet haben, ſind über dieſen

Rangſtreit in ſolche Uneinigkeit gerathen, daß ſie einander aufs äußerſte haſſen. Herr Lampert ſoll alle Mühe gehabt haben ſie zu vergleichen, welches endlich durch das Loos geſchehen iſt, wodurch der Cantor den Vorgang erhalten hat. Nachdem die erſte Seſſion der Akademie geendiget war, verwandelte ſich die Scene, und die gelehrten Akademiſten wurden Muſikanten, wir hielten einen kleinen Ball. Doch die Uneinigkeit unſrer Bande verurſachte manchen Uebellaut in der Muſik. Der Schulmeiſter von Dürrenſtein wollte ſich durchaus nicht bereden laſſen, ein muſikaliſches Inſtrument anzugreifen, wenn der Cantor von Schönthal die erſte Violine ſtrich, aber der Befehl unſers Oncles der mit verſchiedenen Drohungen vergeſellſchaftet war, brachte ihn bald zu einer andern Entſchließung. Der Oncle eröffnete den Ball mit dem Fräulein v. W. und beobachtete die Anſtändigkeit gegen ſie, die er den ganzen Tag hatte blicken laſſen. Doch ſo viel Macht hatte er nicht, daß er alle fürchterlichen Blicke gegen ſeinen Rival hätte zurückhalten können, er ſahe ihn oftmals ſo finſter an, daß ich dachte, er würde neue Händel bekommen, doch hielt er ſeine Zunge im Zaum und gab ihm, mit der verdrüßlichſten Mine, die beſten Worte von der Welt. Ich will dismal meinen Brief nicht weiter ausdehnen, er iſt lang genug dich um die Zeit zu bringen, die du vermuthlich ohne denſelben vergnügter würdeſt zugebracht haben. Wenn ich nicht ſchon ſehr müde wäre, ſo würde ich dir noch das Verlangen ſchildern, welches wir haben, dich hier zu ſehen. Es ſtehet bei dir, unſere Wünſche zu erfüllen, und inſonderheit die meinigen, und dadurch werde ich einen Beweiß erhalten, daß du mich ſo liebeſt als du geliebet wirſt, von deiner Schweſter

A. v. S.

◆

XVII. Brief.

Herr Lorenz Lobeſan, Cantor zu Kargfeld an Herrn Balthaſar Ecken, wohlverdienten Cantor und Schulmeiſter zu Wilmershaußen.

Hochgelahrter Hoch- und Wohlfürſichtiger,

Hoch- und Kunſterfahrner Herr Collega,

Derſelbe wird im Beſten vermerken, daß ich ihm mein Anliegen offenbare und mir ſeinen guten Rath über eine Sache ausbitte, die mich weder ruhen noch raſten läßt. Es iſt ihm bewußt, daß ich in acht Tagen eine Predigt nach dem Fuße halten ſoll, wie er und der Herr Schulmeiſter geſtern in dem Saale unſers geſtrengen Junkers ablegten. Ich habe mir bisher zwar ein Gewiſſen gemacht, dem Herrn Pfarr ins Amt zu fallen und einen Hofprediger, auf dem Schloſſe unſers Junkers, abzugeben; aber weil ſich andere kein Gewiſſen daraus machen, auch überdem dieſe Predigten ganz anders beſchaffen ſind, als die man in der Kirche hält, und die Kanzel eine ganz andere Figur hat: ſo glaube ich, daß mir eben das erlaubt iſt, was andere meines gleichen thun dürfen. Zu dem Ende habe ich mich niedergeſetzt und habe hin und her geſonnen, um eine ſolche Predigt, wie die ſeinige war, zu entwerfen, und den Text, den mir der Herr Magiſter vorgeſchrieben, zu erklären. Es wird ihm, ſonder Zweifel, noch erinnerlich ſeyn, daß mir der Herr Magiſter geſtern Abend beim Weggehen ſagte, ich ſollte unterſuchen, ob das ut re mi fa ſol la oder das c d e f g zur Benennung der Töne in der Muſik bequemer ſey. Ich weiß in meinem Leibe keinen Rath, was ich in dieſer kützlichen Materie anfangen ſoll. Der Herr Magiſter iſt mir ſein Tage nicht recht gut geweſen, darum läßt er mich über den ſchwerſten Text predigen. Gleichwohl will ich nicht gerne mit Schimpfe beſtehen, und ein paar parfumirte Handſchuhe, wie er bekommen hat, wären mir auch willkommen. Es iſt aber nicht recht, daß der Herr Magiſter mir, als einem alten Manne, ſo ſchwere Dinge aufbürdet, daß mir ganz ſchwindelt wird vor den Augen, und ein kalter Schweiß vor die Stirn tritt, wenn ich an dieſe Arbeit gedenke. Ich habe überdem noch bei meinem Alter ein gewiſſes Malheur an mir, daß mir oftmals die Gedanken vergehen, beſonders wenn ich etwas aus dem Kopfe entwerfen will. Neulich hatte ich einmal vergeſſen, daß es Sonntag war, ohngeachtet ich den Tag vorher das Kirchenſtück probiret hatte, und wenn mich der Herr Pfarr nicht an das Läuten hätte erinnern laſſen, denn meine Frau hatte es auch vergeſſen, ſo wäre keine Kirche gehalten worden. Einmal mochte ich in der Kirche ein Bißgen eingeſchlummert ſeyn, es war vergangenen Sommer in der Erndte, und da ich erwachte, hatte ich vergeſſen, daß der Herr Pfarr auf der Canzel ſtund, ſing dahero mitten unter der Predigt mit lauter Stimme an den Choral zu ſingen, bis ich meinen Irrthum, mit großer Beſtürzung, inne wurde, und hernach, wegen dieſes Naturfehlers vieles ausſtehen mußte. Das paſſiret mir oftmals, wenn ich gar nicht mit dem Kopfe arbeite, geſchweige wenn ich Briefe ſchreiben oder etwas anders aus dem Kopfe machen ſoll, wenn ich drei oder vier Zeilen zuſammen geſetzt habe, ſo bin ich ſo müde, als wenn ich zur Frohne hätte dreſchen müſſen. Die gemeinen Leute wollen es nicht glauben, daß unſer einer auch ſein Pfund auf ſich hat, und nicht ſpazieren gehet. Der Kirchvater Kleinmann war neulich bei mir, da ſprachen wir eins und das andere, von ungefähr kamen wir auch auf die Schuldiener zu reden. Herr Cantor, ſagte der Tölpel, er hat ja wohl ſeine gute Sache, wenn unſer einer auf der Straße liegen und auf der Kriegsvorſpanne ſich von den Soldaten muß Rippenſtöße geben laſſen, ſo ſitzt er zu Hauſe auf ſeinen Drehſtuhle wie ein vornehmer Herr, ſchwatzt den Kindern was vor, und dafür muß ihn die Gemeinde ernähren. Hört, guter Freund, ſagte ich, ihr redt wie ihrs verſteht, wenn ihr einen Tag auf meinem Stuhle ſitzen und mit dem Kopfe arbeiten ſolltet, ſo würdet ihr anders ſchwatzen, Kopfarbeit iſt gar eine ſchwere Arbeit. Unter uns, ich glaube daß ein Schulmeiſter ein viel ſchweerer Amt hat als ein Pfarrer, der predigt ein paar mal in der Woche, und damit gut. Wir müſſen ſechs Tage Schule halten, und den Sonntag müſſen wir ſingen daß wir ſchwarz werden möchten. Ja, was das meiſte, die Herren Pfarrer haben viele lateiniſche und gelehrte Bücher, da können ſie leicht etwas daraus herſchwatzen, wir haben aufs höchſte den Catechismus und müſſen alles aus den Kopfe machen, dazu kommt die Muſik, das Hochzeitbitten und dergleichen, daß einem das Stückgen Brod ſauer genug wird, und doch ſoll unſer einer keine Arbeit haben. Aber daß ich wieder zur Sache komme, Herr Cantor, wo hat er doch die wunderſchöne Rede hergenommen, die er geſtern hielt? Er kann wohl noch gar Pfarrer werden, die vornehmen Leute hatten an ihm ihre einzige Freude, ſo ſchön hat er es gemacht. Sey er doch ſo gut und ſtecke er mir es im Vertrauen, wie er es angefangen hat, dieſe ſchöne Rede zu Stande zu bringen. Es bleibet unter uns, er kann ſich darauf verlaſſen, daß ich es keinem Menſchen mehr ſagen will, das Geheimniß ſoll mit mir ſterben. Wenn er etwan ein Buch hat, worinne dergleichen Reden ſtehen, ſo leihe er mir es ein paar Tage, ich will es ihm ohne Schaden wieder zuſtellen, und verſpreche nicht mehr daraus zu nehmen, als zu einer Rede nöthig iſt. Will er mir aber den Liebesdienſt thun, und mir die ganze Rede machen, ſo will ich es mit Danke erkennen, und ihm dafür den Telemanniſchen Jahrgang, darum er mich ſo oft gebethen, zur Abſchrift mittheilen. In Erwartung gefälliger Antwort verharre

Des Herrn

dienſtwilliger

L. Lobeſan.

XVIII. Brief.

Antwort auf den vorigen Brief.

Ehrengeachteter Hochgelahrter
Günſtiger guter Freund,

Ich hätte wohl Urſache, ihm die Gefälligkeit, warum er mich erſuchet, abzuſchlagen; er weiß es am beſten, wie er mich gemartert hat, da ich ehemals an ſeine Stelle kommen ſollte, weil er bei dem Herrn v. N. in Ungnade gefallen war, und von ſeinem Dienſte ſollte abgeſetzt werden. Er biß damals um ſich wie ein wilder Kater und ſpielte mir noch dazu den ſchlimmen Streich, daß er, da ich die Probe thun mußte, das Clavier an der Orgel mit Terpentin oder Vogelleim, was es war, beſchmieret hatte, daß mir die Finger darauf kleben blieben, und ich glücklich umwarf. Wegen der telemanniſchen Kirchenſtücke habe ich, da der erſte Groll vorbei war und er bei ſeinem Dienſte blieb, wie ich bei dem meinigen, mir Salvo nore, die Beine bald abgelaufen, ich habe ihm himmelhoch gebethen, mir ſolche, gegen ein gutes Gratial, zukommen zu laſſen, weil unſere Herrſchaft mit meiner Compoſition niemals recht iſt zufrieden geweſen: aber da half weder bitten noch flehen, es war als wenn ich zu einem Stein redte. Wenn er politiſch geweſen wäre, ſo hätte er denken ſollen, eine Hand wäſcht die andere, wer weiß, wo ich den ehrlichen Mann auch einmal wieder brauche, ich will ihm aus dieſer Noth helfen, wer weiß hilft er mir aus einer andern. Wenn ich gleiches mit ſolchem vergelten wollte, ſo würde er mit einer abſchläglichen Antwort müſſen zufrieden ſeyn, ich bin aber nicht ſo geſinnet, und habe ihn ſchon lange alles vergeben, welches er unter andern auch daraus abnehmen kann, daß ich ihm alle Jahr zur Kirmſe habe bitten laſſen, ob er gleich wegen der alten Pike noch nicht über meine Schwelle kommen iſt. Um ihn zu überzeugen, daß ich es gut mit ihm meine, will ich ihm alles getreulich entdecken, wie ich es mit meiner Rede angefangen habe. Ich höre zwar, daß es unter den Gelehrten Mode iſt, daß ſie ihre beſten Fechterſtreiche gern für ſich behalten, und ſie niemanden leichtlich offenbaren: doch weil er mir verſprochen hat, verſchwiegen zu ſeyn und das Geheimniß bei ſich zu behalten, ſo will ich ihm kürzlich melden, wie ich es mit meiner Rede, die der Herr Magiſter gelobt hat, gemacht habe. Es ging mir im Anfang eben ſo wie ihm, ich wußte nicht, wo ich es angreifen ſollte, den Text, den mir der Herr Magiſter vorgeſchrieben hatte, zu erklären. Ich ging zum Herrn Pfarrer, um mich bei ihm Raths zu erholen, und ihn um ein Buch zu bitten, das ich bei meiner Arbeit, brauchen könnte; allein dieſer war böſe, daß er nicht auch ein Mitglied worden war, und wollte mir durchaus kein Buch leihen, ob er deren gleich über ein Halbſchock beſitzt, und manche in Jahr und Tag nicht braucht. Hierauf verfügte ich mich zu unſern Fräulein und bat ſie um das Buch, das ſie braucht, wenn ſie Briefe ſchreibt und ihr nichts einfallen will, ſie gab mir dieſes ohne Schwürigkeit. Ich überſende es ihm im Vertrauen, er muß es aber ja wohl bewahren, daß es nicht ſchmuzig wird und ein Dinten- oder Oehlfleck hinein kommt. In dieſem Buche ſind alle Wörter enthalten, die zu einer Rede gehören, es iſt dahero ein vortrefliches Werk, welches alle Arbeit leichte macht. Man darf nur die Worte aufſchlagen, wie ſie einen von ungefehr in die Augen fallen, und dieſe hernach mit einander verbinden, ſo iſt die Rede fertig. Da ich gehört habe, daß man ſich bei einer Rede, vor allen Dingen, um ein Thema bekümmern muß, eben ſo wie in der Muſik, welches man hernach ausführet: ſo ſuchte ich erſt in dem Buche mein Thema zuſammen, das waren die einzelnen Worte die ich von ungefehr aufſchlug. Dieſe ſchrieb ich fein ordentlich, wie ſie mir das Glück beſcheret hatte, auf ein Pappier, und ſtudirte hieraus meine Rede zuſammen. Es koſtete freilich hin und wieder viel Kopfbrechens, weil manche Worte ſich weder zuſammen ſchicken noch reimen wollten, doch da ich mir vorgenommen hatte, nichts in dem Thema zu ändern, ſo künſtelte ich ſo lange bis alles zuſamſammen paßte. Damit ihm alles deutlich wird, ſo habe ich meine Rede abgeſchrieben und derſelben das Thema beigefügt, woraus ihm alles verſtändlich werden muß. Künftige Mittewoche, wenn ich aus der Akademie komme, will ich bei ihm einſprechen, und die Kirchenſtücke abholen, welche er, ſobald ſie abgeſchrieben ſind, ohne Schaden wieder haben ſoll. Unſer Herr Paſtor hat einen gewaltigen Groll auf mich geworfen, daß ich mit in der Akademie bin und er nicht. Wie iſt denn der ſeinige diesfalls gegen ihn geſinnet? Ich habe vier Groſchen aus der Kirche für den Weg prätendiret, den ich nun wöchentlich von hier nach Kargfeld thun muß, aber der Herr Paſtor will es durchaus nicht in der Kirchrechnung paßiren laſſen, keine Frohndienſte laß ich mir warlich nicht aufbürden. Legt ſich der Herr Pfarr mit mir nicht bald zum Zweck, ſo will ich ihn ſchon kriegen, ich habe ihn ſein Amt müſſen führen lernen, und nun will er über mich herrſchen. Die Welt wird doch immer ſchlimmer. Nebſt einem ſchönen Gruß von meiner Frau bin ich

Des Herrn

dienſtwilliger
B. E.

* * *

* * *

Daß die Natur und nicht die Kunſt einen Virtuoſen bildet, erweiſt in einer Rede Balthaſar Eck, treufleißiger Cantor und Schuldiener in Schönthal.

Hokuspokus,
Affenſpiel.
Advocat.
Kalendermacher.
Aufblehen.
Untervogt.
Austrinken.
Saitenſpiel.
Halskrauſe.
Stempel.
Unterminiren.
Altfränkiſch.
Zipperlein.
Bratenwender.
Heufuder.
Goldſchmidt.
Holzhacker.

Die edle Muſika iſt eine von den freien Künſten und keinesweges ein verächtliches Handwerk oder eine Brodtloſe Kunſt, dergleichen es welche giebt, die Leute ums Geld zu bringen oder ſie zu vexiren. Von dieſem Schlage ſind die Kartenſpiele, die Kartenkünſte worauf etliche Leute ſich ſo viel wiſſen, und was dergleichen Gaukeleien mehr ſind, womit die Hokuspokusmacher umzugehen wiſſen; allein ſie verdienen nicht einmal den Namen der Künſte, ſondern ſollten vielmehr Aeffereien oder Affenſpiele genennet werden. Ein Muſikus iſt ein ehrbarer Mann, der ſeine Kunſt gelernet hat, nicht allein den Leuten die Zeit zu vertreiben, ſondern auch vielerlei Gutes zu ſtiften: denn man kann, vermöge der Muſik, Krankheiten heilen, die Zauberei vertreiben, gute Gedanken einflößen, und dergleichen mehr, das ein andrer wohl muß unterwegen laſſen. Aber nicht jeder, der etwas auf einem Inſtrumente herſtümpern kann, iſt im Stande dieſes zu thun, ſondern nur große Muſikverſtändige, die man Virtuoſen nennet, können ſolche herrliche Dinge ausrichten. Dergleichen Leute werden nun, wie die Erfahrung lehret, nicht durch die Kunſt hervorgebracht, ſondern ſie müſſen von Natur ein gutes Geſchick haben, wenn was rechtes aus ihnen werden ſoll. Dahero hat die Muſik vor andern Künſten etwas zum Voraus, wem die Natur nicht ein Geſchick zur Muſik verliehen hat, der bleibe immer davon oder erwähle ein anderes Metier. Aus dieſer Urſache ſchickt ſich auch nicht jeder zur Muſik, es kann einer eher ein Doctor und Profeſſor werden auf einer Univerſität, als ein tüchtiger Cantor. Bei jenen kommt es auf Geld und gute Worte oder auf gute Patronen an, hierdurch kann einer unter den Gelehrten alles werden was er nur will, aber du magſt ſpendiren wie du willſt; du magſt den Schulzen und Kirchpatron zum Pathen haben, wenn dir die Natur keine gute Stimme in die Kehle und keine Hurtigkeit in die Hände und Füße gegeben hat, daß du nicht laut genug vorſingen, kein Trillo ſchlagen und keine tüchtige Fuge auf der Orgel herraſſeln kannſt: ſo nehmen dich die Bauern nicht zum Cantor, und wenn du könnteſt die Kieſelſteine in Gold verwandeln. Wo die Kunſt alles thut, da iſt die Natur überflüßig, und wo die Natur alles wirket, da braucht es keine große Kunſt. Ein Advocat, zum

Exempel, iſt ein arte factum, er mag eine natürliche Gabe zum Plaudern und Zanken haben, oder von Natur ſo ſanftmüthig ſeyn wie ein Lamm, wenn er in ſeiner Kunſt ausgelernet hat, ſo gewinnt er die ſchlimmſten Proceſſe. Woher kommt das? Aus keiner andern Urſache, als weil er durch die Kunſt aus weiß hat lernen ſchwarz machen, und ihm, gleich wie einem Staar, die Zunge gelöſet iſt, daß er reden kann was er will. Allein laßt ihn einmal einen Triller ſchlagen, ſo werdet ihr ſehen, daß er dieſes zu thun nicht im Stande iſt, wenn die Natur ſeine Kehle nicht dazu aptiret hat. Es hat mit einem Muſikus eben die Bewandniß wie mit einem Kalendermacher, dieſer mag rechnen können wie er will, er mag den Himmel durch ſieben und ſiebenzig Ferngläſer beſchauen, dem ungeachtet wird das Wetterprognoſticon nicht zutreffen, oder die Prophezeihung von Krieg und Frieden in Erfüllung gehen, wenn ihn nicht die Natur zu einen Kalenderſchreiber gebildet und ihm die Gabe, zukünftige Dinge vorherzuherzuſagen, verliehen hat. Hieraus erhellet, was ein Muſikus in eigentlichem Verſtande, welchen man gemeiniglich einen Virtuoſen nennet, für ein Mann iſt, und daß ſolche Leute billig in Ehren zu halten ſind, auch ihnen ein reichlich Auskommen muß verſchaffet werden, denn ſie wachſen nicht ſo zahlreich wie die Schwämme, und können auch nicht durch die Kunſt hervorgebracht werden wie die Orgelpfeifen, ſondern die gütige Natur bringt ſie nur dann und wann hervor, wenn ſie ihr Spiel haben will wie die Weidenroſen, oder die Kornſtengel mit hundert Aehren. Das wiſſen dieſe Herren auch gar wohl, darum blehen ſie ſich nicht ſelten auf wie die Untervögte, und haben ihre Mucken wie die Pferde, die den Sonnenſchuß bekommen. Ich könnte von ihrem Eigenſinne manches artige Stückgen anführen, wenn ich mich nicht der Kürze befleißigen wollte. Nur einger im Vorbeigehen zu gedenken, ſo ſind einige Virtuoſen ſo eigenſinnig, daß ſie ſich durchaus nicht wollen hören laſſen, ſo lange ſie ein volles Glas im Geſichte haben. Ich kenne einen Schulmeiſter, der mein Freund iſt, der dieſen Wurm auch hat und allen Gläſern erſt auf den Boden ſiehet, ehe er ſeine Violine ſtimmt, welches denen, die von ſeiner Kunſt etwas hören wollen, oftmals theuer genug zu ſtehen kommt, weil er auf einen Sitz mehr austrinken kann als zehen Schnitter in der Erndte. Andere laſſen ſich nicht anders als durch Schläge bewegen, ihr Saitenſpiel anzurühren, und thun das gezwungen, was man weder durch gute Worte noch durch Verheiſſungen von ihnen erhalten kann. Einige haben die wunderliche Gewohnheit an ſich, daß ſie ſogleich aufhören zu ſpielen, wenn ſie gelobt werden, und hingegen fortfahren, wenn man ſie für Stümper und Hümpeler hält. Ich habe auch von einem Virtuoſen ſagen hören, daß er ſich allezeit, wenn er ganz beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit ſich hätte hervor thun wollen, in den größten Geſellſchaften entkleidet habe, als wenn er zu Bette gehen wollte. Ein loſer Vogel hätte ihm aber einmal, da er von ſeiner Kunſt ganz bezaubert geweſen, die Kleider verſteckt, daß er im kalten Winter halb nackend hätte nach Hauſe gehen müſſen, und über dieſen Spaß ſeine künſtlichen Finger erfrohren hätte. Einmal da ſich ein Virtuos in hieſiger Gegend einfand, habe ich es mit meinen Augen geſehen, daß er ſeine Perucke an die Erde warf, die Halskrauſe abriß, den Rock auszog und die Weſte aufknöpfte, wenn er ein Stück ſpielte, das ſich beſonders ausnehmen ſollte. Hierauf ging er in der Stube auf und nieder, trat ſeine Perucke und Kleider mit Füſſen, und konnte es durchaus nicht vertragen, wenn ſie jemand aus dem Wege räumen wollte. Es iſt gewiß, daß jedermann, der kein Virtuos iſt, für unſinnig würde gehalten werden, wenn er ſolche Virtuoſenſtreiche machen wollte, ohne einer zu ſeyn, aber bei dieſen gehört es mit zu ihrem Weſen, daß ſie dann und wann etwas ſeltſames von ſich blicken laſſen, und man muß es mehr unter ihre Tugenden als Fehler rechnen, große und berühmte Leute dürfen ſich auch immer etwas mehr herausnehmen als andere, und ihre Fehler ſind wie die Narben, die manche Geſichter mehr verſchönern als verſtellen. Unſre Zeiten ſind nicht arm an Virtuoſen, und unſer Vaterland hat davon auch eine große Anzahl aufzuweiſen. Viele davon kenne ich von Perſon, viele dem Namen nach, einige aus ihren Werken, einige ſind mir auch ganz und gar unbekannt. Wenn ſie freilich alle mit einem Stempel gezeichnet wären, wie die Geleitszeddel, ſo würde man es jedem anſehen, wer ein Virtuoſe iſt, oder dafür will gehalten ſeyn. Ich könnte viele mit Namen nennen und ſie dadurch in hieſiger Gegend bekannt machen, doch weil ich ſie nicht alle kenne, ſo will ich, damit es keinem verdrüßt, alle, außer einem einzigen, auf den ich eine Lobrede halten ſoll, mit Stilleſchweigen übergehen. Er heiſt **Herr Händel**, und ſoll, wenn anders den Zeitungen zu trauen iſt, nicht mehr am Leben ſeyn. Ich habe ihn nie mit Augen geſehen, ob ich gleich in meinem Leben viel Leute geſehen habe; aber ſeit einiger Zeit habe ich von ihm reden hören, er ſoll ein Gaſtmahl des großen Alexander Magnus ſo künſtlich in Muſik geſetzt haben, daß einen alſobald zu hungern anfängt, wenn man dieſes Stück ſpielen hört. Man erzählet überhaupt von ihm, daß er durch die Harmonie der Saiten die Gemüthsneigungen der Menſchen dergeſtalt hätte unterminiren können, daß jedermann nach ſeiner Pfeife habe tanzen müſſen, und deswegen iſt es ihm auch etwas leichtes geweſen, die Gunſt der großen Herren zu erhalten. Er durfte nur das Clavier unter ſeine Finger und das Pedal unter ſeine Füße bekommen, ſo konnte er mit ſeinen Zuhörern machen, was er wollte, ſpielte er ein trauriges Stück, ſo klang dieſes erbärmlich, daß jedermann anfing zu weinen, ſpielte er luſtiges, ſo hüpften ſeine Zuhörer wieder wie die Aelſtern, wollte er haben, daß ſie ſich ſollten bey den Köpfen kriegen, ſo ſpielte er einen Marſch, und durch eine Aria war er im Stande ſie wieder vollkommen zu beſänftigen. Ob er ein Freund von neuen Moden geweſen, läßt ſich nicht gewiß beſtimmen, weil er aber am Hofe gelebt hat, ſo ſcheint es, daß er ſich auch eben nicht ein altfränkiſches Anſehen gegeben. Obgleich einige vorgeben wollen, er wäre mit dem Zipperlein behaftet geweſen: ſo kommt mir dieſes doch ganz unglaublich vor, weil ich noch nie einen Menſchen gekennet habe, der davon einigen Anſtoß erlitten, wenn er das Pedal fleißig getreten hat. Dieſes mag für dismal genug ſeyn von dieſem Ehrenmanne, der unter die anſehnlichen Mitglieder dieſer Akademie gewiß würde ſeyn aufgenommen worden, wenn er nicht zu frühzeitig aus der Welt hätte wandern müſſen. Aus dem angeführten iſt unſchwer zu ermeſſen, daß ein Muſikus nichts kleines iſt, ſondern daß man ihn vielmehr als ein Wunder der Natur betrachten und in Ehren halten muß. Es iſt zu bedauren, daß nicht alle Leute dieſes erkennen, ſonſt würden ſie nicht gegen einen Muſikverſtändigen ſo ſtolz thun. Mancher, der nicht im Stande iſt einen Braten am

Spieſe herum zu wenden, bildet ſich ſo viel ein, daß es Noth thäte, ein Heufuder wich ihm aus, und gleichwohl nehmen ſich ſolche Leute immer am erſten die Freiheit, Virtuoſen zu beurtheilen, ſie auszulachen, und über ſie zu kritiſiren. Es iſt aber am beſten gethan, wenn man ſich von dieſen Leuten nicht anfechten läßt, und dabei denkt wie Goldſchmidts Junge. Das Reden kann man den Leuten nicht verwehren, auch der geringſte Holzhacker redet oftmals, nach ſeinem Holzhackerverſtande, von den wichtigſten Staatsaffairen, dem ungeachtet verliehren dieſe dadurch nichts von ihrer Wichtigkeit.

* * *

Die Alterthümer in und um Dürrenſtein aufgeſucht und beſchrieben, von Valentin Striegeln, Schulmeiſter daſelbſt.

Das Alter ſoll man ehren, dieſes iſt, hochanſehnliche Verſammlung, wie ihnen wohl wird bekannt ſeyn, eine alte Regel und auch eine löbliche und herrliche Gewohnheit, die aber, leider, nicht allezeit beobachtet, ſondern vielmehr von der muthwilligen Jugend aus den Augen geſetzt und verachtet wird. Leute die es beſſer verſtehen, haben dieſe Vorſchrift beſtändig vor Augen, ſie ehren nicht nur die Alten, ſondern auch alles was alt iſt, oder doch von den lieben Alten herſtammt. Meine ſelige Großmutter hatte noch eine Patrontaſche aus dem dreißigjährigen Kriege, die ein Soldat, der bei ihr im Quartier gelegen, vergeſſen hatte, dieſe hielt ſie in ſolchen Ehren, daß ſie keinem andern Behältniß als dieſer ihr altes Geld anvertrauen wollte, und in der Erbſchaft iſt darüber ein ſolcher Streit entſtanden, daß der Proceß viele Jahre gedauert hat, nachdem aber Richter und Advocaten ſich in das alte Geld, das in ſolcher geweſen, ganz friedlich getheilet, iſt die leere Patrontaſche bei der Familie geblieben, wie denn ſolche noch bei mir als eine Seltenheit zu ſehen iſt. Das Alter iſt klüger als die

Jugend, es iſt ehrwürdiger, ja es iſt überhaupt vollkommener, als das, was noch jung iſt, oder doch noch nicht lange gedauret hat, aus dieſer Urſache muß es alſo billig höher geſchätzt werden, als die Jugend. Man ſiehet unter andern dieſes auch an dem alten Gelde, ſolches ſtehet in viel größerm Werth als das neue; der alte Wein wird jederzeit dem jungen vorgezogen; die alte Liebe roſtet nicht, nach dem bekannten Sprichworte, das iſt, ſie verlöſcht niemals ganz und gar, ſondern glimmet immer fort wie das Feuer unter der Aſche. Weil nun das Alter ſo ehrwürdig iſt, ſo darf es niemanden verdacht werden, wenn man diejenigen Dinge, welche alt ſind, und von unſern Vorfahren herſtammen, beſonders hochſchätzt, ſie oft betrachtet, und ihr Andenken zu erhalten ſuchet. Da nun das hochadliche Gerichtsdorf Dürrenſtein, einen beſondern reichen Schatz von alten Ueberbleibſeln und merkwürdigen Dingen aufzuweiſen hat: ſo habe ich mir keine Mühe verdrüßen laſſen, von allen dieſen Dingen genaue Erkundigung einzuziehen, um mich um dieſen Ort, wo ich gebohren bin, und woſelbſt meine Vorfahren, ſeit der allgemeinen Völkerwanderung, gewohnet haben, einiger maßen verdient zu machen.

Billig ſollte ich meine Unterſuchung von der Kirche anfangen, da aber dieſe bei Menſchengedenken, durch eine Feuersbrunſt iſt verzehret worden, und noch bis jetzo keine neue hat können erbauet werden, ſo iſt von derſelben nichts merkwürdiges übrig geblieben, das unter die Antiquitäten könnte gezählet werden, als das Kirchenbuch, welches, dem äuſſerlichen Anſehen nach, ſehr alt iſt, doch läßt ſich das Jahr, in welchem ſolches in die Kirche iſt gebracht worden, nicht beſtimmen, denn die erſten Blätter ſind herausgeriſſen, und die darauf folgenden ſind, weil meine Vorfahren die Herren Schulmeiſter, vermuthlich oft zum Zeitvertreibe darinne ſtudiret haben, dergeſtalt makuliret, daß man nur mit großer Mühe ein und das andere Wort noch leſen kann.

Uebrigens ſiehet man daraus, daß Kargfeld ſchon ehemals gelehrte Schulmeiſter gehabt; denn einer, der ungefehr vor hundert und mehr Jahren mag gelebt haben, hat alles, was ſich in dem Dorfe merkwürdiges begeben, nicht nur fleißig eingetragen, ſondern auch gelehrte Anmerkungen, Randglößlein und Verſe hinzugeſetzt, wie aus folgenden Beiſpiel zu erſehen. Den 20. Nov. das Jahr iſt nicht hinzugefügt, wurde der grobe Flegel, Steffen der Schmidt, mit einer Leichenpredigt beerdiget. Hierbei ſind folgende Verſe am Rande zu leſen:

Hier liegt der Schmidt zu meiner Freud,
In dieſer kleinen Grube.
Macht mir ſo manches Herzeleid,
Der arge böſe Bube.
Thät einſt mit einem eiſern Stab
Viel Streiche auf mich führen.
Nun da er lieget in den Grab
Kann er kein Glied mehr rühren.

Ein anders. Den 12 Auguſt ließ Hanns Höniger, ſonſt vermuthlich Waldeſel genannt, ſein Söhnlein Hännsgen taufen, hatte ein loſes Maul, daß ich dem großen Herrn die Kirche nicht gleich eröffnet, wie er es haben wollen. Am Rande iſt folgendes Glößlein zu leſen. Damit nicht iemand denkt, ich hätte dieſem Manne obigen Namen aus Feindſchaft aufgebürdet, ſo will ich beweiſen, daß ſeine Vorfahren ſo geheißen haben. Sein Vater iſt Thorſchreiber geweſen, ſein Großvater ein Advocat, ſein Urgroßvater ein Arzt, er ſtammt alſo aus einer gelehrten Familie. Da es nun ſonſt gebräuchlich geweſen, daß dieſe ſich lateiniſche Namen gegeben, ſo haben es die Vorfahren dieſes Mannes vermuthlich auch ſo gemacht, ſie hießen Waldeſel und nennten ſich lateiniſch Onager, welches in der geſchwinden Ausſprache onger gleichſam oniger geklungen hat, hierzu iſt mit der Zeit noch ein H geſetzt, und das o Wohlklangshalber, in ö verwandelt worden, da habt ihr Höniger aus Onager ohne Schwürigkeit.

Ich wende mich von dieſem Buche zur Schulwohnung, welche nicht mit abgebrannt, und das älteſte Haus im Dorfe iſt, ſo voller Antiquitäten ſteckt, daß das ganze Gebäude als ein Ueberbleibſel aus dem Alterthum angeſehen werden kann, beſonders da ſeit Menſchengedenken nichts daran iſt gebauet und gebeſſert worden, daß zu beſorgen iſt, es werde einmal unverſehens über den Haufen fallen, und die Hoffnungsvolle liebe Schuljugend, nebſt allen übrigen Menſchen und Vieh, ſo darinne ſind, lebendig begraben. In dieſem Schulhauſe iſt noch bei Lebzeiten meines Vaters eine gebrochene Thür geweſen, welche die Eigenſchaft an ſich gehabt, daß ſich an ſolcher eine Art von Geſpenſtern frühe am Neujahrstage, wenn zum erſtenmal in die Kirche geläutet worden, in Geſtalt der Perſonen, welche das Jahr über geſtorben ſind, haben blicken laſſen, welche über die untere Hälfte der Thür hinein in das Haus geſehen haben, und alsbald darauf verſchwunden ſind. Hieraus haben die Schulmeiſter ſogleich einen

Ueberſchlag machen können, ob das Jahr fett oder mager an Accidenzien ſeyn werde. Doch ſeitdem dieſe Thür Anno Neune durch einen gewaltigen Sturmwind eingeworfen worden, und eine neue an deren Stelle kommen iſt, will ſich heut zu Tage Niemand mehr daran ſehen laſſen. An dem alten Kirchthurm ſoll ein Schallloch geweſen ſeyn, wo man, wenn man den Kopf hindurch geſteckt, alles hören können, was im ganzen Dorfe iſt geſprochen worden, wenn die Leute auch gleich heimlich mit einander geredet haben, aber dieſes Schallloch iſt eben ſo wohl als der Thurm mit verbrannt. Der Wetterhahn auf den Thurme iſt ſo künſtlich zugerichtet geweſen, daß er allezeit gekrähet hat, wenn der Schulmeiſter oder Schulze habe ſterben wollen, oder wenn ein andres großes Unglück den Ort bevorgeſtanden hat. In der Nacht vorher, ehe das Feuer ausgebrochen, hat er auch dreimal laut gekrähet, daß er von vielen Leuten iſt gehöret worden. Vor dem Dorfe auf dem Wege nach Kargfeld, rechter Hand ſtehen drei ſteinerne Kreuze, und man iſt nicht einig, was ſie eigentlich bedeuten ſollen, einige ſagen, es wäre im dreißigjährigen Kriege eine Schlacht bei Dürrenſtein gehalten werden, in welcher drei große Generals geblieben, die an dem Orte wo die Creuze ſtünden, wären beerdiget worden, andere ſagen, dieſe Creuze wären in einer Nacht einmal aus der Erde gewachſen, wie die Schwämme, worauf der dreißigjährige Krieg alsdenn entſtanden wäre. Einige ſchreiben denenſelben allerlei Kräfte zu. Wer zu dreimal dreienmalen um ſolche herumlaufen kann, und zwar in einem Othen, der ſoll einen großen Schatz heben, der, wie man ſagt, darunter verborgen liegt. Wer zornig iſt und über den größten von dieſen Steinen zwölf mal wegſpringt, dem ſoll die Bosheit vergehen, etliche Innwohner probiren dieſes auch mit ihren böſen Frauen, und nöthigen ſie darüber zu ſpringen, ſo oft ſie vorbei gehen, wovon ſie unvergleichlich fromm werden ſollen. Zwiſchen Dürrenſtein und Schönthal auf halben Wege ſtehet der ſogenannte Wunderbaum, welcher von einem unglücklichen Prinzen, der ſeine Liebſte, die eine verwünſchte Prinzeßin geweſen, hier wieder angetroffen hat, und zum Andenken von ihm hieher ſoll ſeyn gepflanzet worden. Die Rede gehet, daß er, anſtatt der Birnen, einmal Aepfel tragen würde, und alsdenn würden die Weiber in der ganzen Welt einen gräßlichen Aufſtand erregen, um ſich die Männer unterthänig zu machen. Bei dieſem Baume würde eine große Schlacht gehalten werden, und obgleich die Weiber unterliegen würden, ſo ſollten ſie doch die Herrſchaft erhalten. Einige ſagen, die Prophezeihung wäre ſchon erfüllt, andere, ſonderlich Weiber, hoffen noch darauf, und meinen, die Prophezeihung müßte nun bald eintreffen, weil der Baum, wegen großen Alters, nicht lange mehr ſtehen könnte. Baldrion, der Wagner hat eine ſeltſame Antiquität in ſeinem Hauſe, die er vorzeigt, wenn man ihm ein gut Wort giebt oder etwas zum Brandeweine ſpendiret. Es iſt ſolches ein Nagel, womit ſein Großvater die Peſt, welche damals in ſichtbarer Geſtalt als ein blauer Dunſt im Dorfe herumgegangen, in einer Kammer ſeines Hauſes in einen kleinen Spalt eingenagelt hat, daß ſie nicht wieder herauskann. Der Nagel ſteckt noch in der Wand, und habe ich ſolchen oftmals geſehen. Desgleichen wird in der Gemeinenlade noch ein Pfefferkuchen gewieſen, der von dem Mehle gebacken iſt, dergleichen es vorzeiten einmal hier geregnet hat. Da ſich auch einsmals ſehr viele Wölfe in hieſiger Gegend haben ſehen laſſen, welche in den Schäfereien großen Schaden gethan, ſonderlich auch den jungen Mädchens nachgeſchlichen, ſolche geherzt und gedrückt, aber ihnen ſonſt kein Leid zugefüget: ſo hat ein Mädchen aus unſerm Dorfe einem ſolchen Wolfe einsmals ein Ohr abgeſchnitten, welches ſich hernach in ein Menſchenohr verwandelt hat, wie dieſe Geſchichte in der Gemeindeſtube abgemahlt noch auf den heutigen Tag zu ſehen iſt. Eben daſelbſt in der Gemeinenlade finden ſich auch einige Steine, mit welchen der Kobold, der in dem Gemeinde-Brauhauſe ſeine Wohnung vor Zeiten aufgeſchlagen gehabt, nach den vorübergehenden Leuten geworfen, auch den daſigen Schulmeiſter, welcher mit Segenſprechen ihn hat vertreiben wollen, eine ſolche Kopfnuß verſetzet, daß er in einem Backtroge hat müſſen nach Hauſe getragen werden. Auch könnte man mit unter die Alterthümer zählen den üblen Geruch, der in der großen Stube in Peter Langhanſens Hauſe anzutreffen iſt. Die Urſache davon iſt dieſe: es waren einmal in dieſer Stube in der Oſternacht ein Haufen junger Leute, die früh morgens wollten die Sonne tanzen ſehen. Um Mitternacht kam der Böſe mit ſeinem Pferdefuße und langen Schwanze unter ſie getreten, und fragte, was ſie da machten, als ſie ſich nun fürchteten, und über dieſen häßlichen Anblick ſich kreuzigten und ſegneten, iſt er zwar bald wieder verſchwunden, hat aber einen ſolchen Geſtank hinterlaſſen, der noch immer nicht aus der Stube kann vertrieben werden, ob man ſchon mehr als einen Malter Wacholdern darüber verräuchert hat. Die Reiſenden und Antiquarii pflegen ſich aus Curioſität allezeit dahin zu verfügen, um von der Gewißheit dieſer Sache Erkundigung einzuziehen, und bezeugen einmüthig, daß ſich alles in der That ſo befinde, und dieſe Hiſtorie keinesweges unter die Mährgen gehöret. Wenn ich weitläuftig ſeyn wollte, ſo könnte ich nun zu den lebendigen Antiquitäten ſchreiten, und die alten Greiße beiderlei Geſchlechts, welche in unſerm Orte ziemlich zahlreich anzutreffen ſind, nach einander beſchreiben. Weil dieſes aber auch zu einer andern Zeit geſchehen kann, ſo will ich es jetzo unterlaſſen, und nur überhaupt anmerken, daß manche große Stadt nicht ſo viele alte Leute aufzuweiſen hat, als unſer Dorf. Deswegen ſtehet auch eine ehrbare Gemeinde in dem Rufe der Klugheit, wie denn andere Oerter, die gröſſer und anſehnlicher ſind, wenn ſchwere und wichtige Händel vorfallen, bei uns ſich Raths zu erholen pflegen. Auch verſtehen ſich unſere Leute meiſterlich aufs Wetter, weil wir ſo viel hundertjährige Calender aufzuweiſen haben. Unſer Dürrenſtein hat ſeit undenklichen Jahren, in Anſehung der Gerichtsbarkeit, zu der Familie unſers geſtrengen Junkers des Herrn von N. gehört, und ſich dabei ziemlich wohl befunden. Wir wünſchen dahero nichts mehr, als eine rechtmäßige Vermehrung und Fortpflanzung dieſer adlichen Familie, von welcher unſer geſtrenger Junker der letzte Zweig iſt. Deswegen wünſchen wir ihm nicht nur eine junge Gemahlin, ſondern hoffen auch, bei unſern Lebzeiten in dieſem ehelichen Luſtgarten ſo viele Sprößlein zu erblicken, als unſer Dorf Alterthümer aufzuweiſen hat.

XIX. Brief.

Herr Lamvert Wilibald an den Paſtor Loci.

Vom Hauſe, den 8 Dec.

Hoch-

Hochgeehrteſter Herr Paſtor,

Es iſt eine Sache von äußerſter Wichtigkeit, die mich nöthiget, die Feder zu ergreifen, und Ihnen das ſchriftlich zu entdecken, was meine Beſcheidenheit mündlich zu thun verbiethet. Der Buchſtabe wird nicht ſchamroth, nach dem Ausdrucke des Fürſtens der Redner und Briefſteller aus dem Alterthume, ich aber würde es werden, wenn ich Ihnen das mündlich ſagen ſollte, was Sie ſchon lange wiſſen. Die verborgene Flamme, welche bisher nur unter der Aſche geglimmet, und die Sie ſelbſt weislich unterhalten haben, fängt nun an lichterloh zu brennen, und da ich in Gefahr ſtehe, davon verzehret zu werden, ſo rufe ich Sie um Hülfe an; denn Sie alleine ſind im Stande, mich von dem Untergang zu befreien, der mich zu bedrohen ſcheinet. Ihnen iſt die Neigung, die ich jederzeit gegen Dero wohlgezogene Jungfer Tochter geſpühret habe, zur Gnüge bekannt. Es iſt Ihnen nicht unangenehm geweſen, wenn ich Ihnen verblümt habe zu verſtehen gegeben, daß ich wünſchte in Ihnen einen Papa zu verehren. Jetzt iſt es einmal Zeit, daß ich dieſes Geſtändniß, daß ich Jungfer Hannchen liebe, und keine andere, als ſie, jemals für meine Gattin erkennen werde, mit klaren dürren Worten thue, die keiner Verdrehung unterworfen ſind. Ich würde mit dieſer Erklärung noch eine Zeitlang hinter dem Berge gehalten haben, wenn eine gewiſſe Figur eines Rechtsgelehrten, der immer um die Pfarre herum ſchwärmet, mir nicht einige Unruhe machte, daß ich mich alſo genöthiget ſehe, Ihnen dieſe cathegoriſche Erklärung zu thun, daß ich Ihre Jungfer Tochter liebe, und mir hierauf eine cathegoriſche Antwort ausbitte. Ich ſage Ihnen nichts neues, ehemals, da Jungfer Hannchen noch bey mir in die Schule ging, unterredeten wir uns bereits davon. Sie nahmen meinen Antrag zwar nur als einen Scherz an, und dachten nicht, daß ich als ein Philoſoph in die Zukunft kunſt einen Blick werfen, und darinne mein Schickſal leſen könnte. Ich wendete allen möglichen Fleis bei dieſem ſchönen Kinde an, um ihr die Grundſätze, welche man von einer tugendhaften Frau verlanget, wohl einzuprägen, damit ich dereinſt durch ihren Beſitz mich für den glücklichſten Mann auf der Erden ſchätzen könnte. Aus dieſer Urſache wollte ich auch nie einiges Lehrgeld von Ihnen annehmen, weil ich mir feſte vorgenommen hatte, dieſe Rahel Ihnen ſelbſt abzuverdienen. Da Jungfer Hannchen die Jahre erreicht hatte, die ſie meinem Unterrichte entzogen, unterließ ich nicht, meine Dienſtleiſtungen gegen Sie zu verdoppeln. Wenn Ihre podagriſchen Zufälle Sie abhielten, Ihr Amt zu verrichten: ſo war ich immer bereit, Sie zu unterſtützen, und ſeitdem Sie dieſe Bereitwilligkeit bei mir bemerkten, wurden Sie das Podagra faſt niemals los. Endlich glaubte ich berechtiget zu ſeyn, mir wenigſtens einige Hoffnung für meine Bemühungen machen zu dürfen, und nahm mir die Freiheit, Ihnen den Vorſchlag zu thun, mich bey Ihrem herannahenden Alter zu Ihrem Amtsgehülfen annehmen zu laſſen. Weil Sie mir aber ſagten, daß es damit noch Zeit hätte, und daß Ihnen der bloße Name eines Subſtituten unerträglicher ins Gehör fiele, als der ärgſte Fluch, weil Sie eine ſolche Antipathie gegen dieſe Art Leute bey ſich verſpürten, daß Sie allezeit einen podagriſchen Anfall bekämen, wenn ſich einer von dieſer Gattung Leute vor Ihnen blicken ließ: ſo gedachte ich von dieſem Vorhaben gegen Sie weiter nichts, und begnügte mich an Ihrer bloßen Freundſchaft und an dem Zutritte, den Sie mir in Ihr Haus verſtatteten. Seitdem aber mein Principal auf meine geſchehene Vorſtellung gut befunden, ſo wohl an ſeiner Perſon als auch in ſeinem Hauſe verſchiedene Veränderungen vorzunehmen, ſo haben Sie dieſe für lauter Ketzereien gehalten, und ein beſonderes mürriſches Betragen gegen mich beobachtet, daß ich glaube, wenn Sie ein Ketzerlexicon ſchrieben, ſo würde ich darin=

darinnen gewiß einen Platz bekommen. Doch weil ich Ihren wunderlichen Sinn mehr dem Alter als einem Haſſe gegen meine Perſon beymaß, ſo ertrug ich alles mit einer mehr als ſtoiſchen Gelaſſenheit, denn Sie gaben mir doch dann und wann wieder einen freundlichen Blick, wenn ich Ihnen Ihr Amt erleichtern half. Unterdeſſen habe ich ſeit einiger Zeit wahrgenommen, daß Jungfer Hannchen, wenn ich Sie beſuche, ſo bald Sie ihr nur einen Wink mit den Augen geben, ſich aus der Geſellſchaft ſchleicht, oder wenn ſie auch da bleibt, ſo präſentiret ſie mir nicht mehr einen Fidibus, zum Zeichen, daß ich die Erlaubniß habe, in ihrer Gegenwart eine Pfeife Toback anzuſtecken; ja was das meiſte, ſo hat ſie ſeit einiger Zeit die Gewohnheit, unter meinen Predigten einzuſchlafen, oder gar nicht in die Kirche zu kommen. Sie will auch keinen Spaß mehr von mir vertragen, und meine luſtigen Einfälle, die ich dann und wann habe, wenn ich auf guter Laune bin, werden von ihr nicht mehr belacht, oder wenn ſie ihnen den Beifall nicht verſagen kann, ſo nimmt ſie eine ſo gezwungene lächelnde Mine an, daß ich daraus deutlich abnehmen kann, daß ihre Geſinnungen gegen mich die ſind, die ſie ehmals waren. Aus allen dieſen Umſtänden kann ich für mich eben nichts vortheilhaftes ſchließen, und dieſe Dinge befremden mich um ſo mehr, je weniger ich mir etwas vorzuwerfen habe, dadurch ich eine Kaltſinnigkeit verdienet hätte. Da Sie mir nun niemals verbothen haben, Ihre Jungfer Tochter zu lieben, ſo mache ich daraus den ſichern Schluß, daß ich hierzu Ihre Einwilligung erhalten habe, denn qui tacet, conſentire videtur, ja Sie haben mich einmal öffentlich auf dem Schloſſe allhier, da Sie den Wein mit ausproben halfen, den die fremden Truppen bei ihrer Retirade im Stiche gelaſſen, mit dem Namen eines Sohnes beehret. Sie werden ſich noch zu erinnern belieben, daß Sie einmal ſagten: Herr Sohn, wir thun des guten zu viel, ein andermal ein mehreres; ich habe zur Gnüge, lieder Herr Sohn. Solche günſtige Adſpecten verliehre ich nicht gern aus dem Geſichte, und trug dahero dieſes ſchmeichelhafte Compliment ſogleich in mein Diarium ein. Nun hoffe ich zwar nicht, daß Sie Ihre Neigung von mir abgewendet haben, allein da mir ſeit einiger Zeit eines und das andere zu Ohren kommen iſt, daß ich mich weder in Sie noch Dero Jungfer Tochter zu finden weiß; ſo habe ich nöthig gefunden alles, was in dieſer Sache unter uns vorgegangen, durch eine kurze Wiederholung Ihnen wieder ins Gedächtniß zu bringen, damit, wenn mißgünſtige Leute Sie bereden wollten, auf die Hinterbeine zu treten, wie man zu ſagen pflegt, Sie ſich eines beſſern beſinnen, und mir Ihr Wort halten, widrigenfalls würden Sie einen ſchweren und langwierigen Proceß mit mir bekommen, welchem Sie doch gramer ſind als einem Subſtituten. Aus dieſer Abſicht, und damit ich weiß, wie ich meine Maaßregeln einzurichten habe, will ich hierdurch in optima forma um Ihre Jungfer

Tochter nochmals anhalten, und verſehe mich bald einer ſchriftlichen oder mündlichen Antwort, die, wie ich hoffe, mein Gemüth, das durch allerlei Gerüchte aus dem Gleichgewichte iſt gebracht worden, wiederum beruhigen werde. Ich thue Ihnen zugleich nochmals den Vorſchlag, mich zu Ihren Amtsgehülfen anzunehmen, und damit Sie ſehen, daß mich nicht der Eigennutz hierzu antreibt, ſo will ich hiermit Verzicht auf alle Pfarreinkünfte thun, ſo lange Sie am Leben ſind, welches der Himmel noch lange bewahren wolle. Mein Principal iſt entſchloſſen, mir die Function, worinnen ich gegenwärtig ſtehe, zu laſſen, folglich kann ich mich wohl ernähren. Hannchen wird als meine Frau Ihnen nicht einen Heller mehr Aufwand machen, als jetzo, da ſie Ihre Jungfer Tochter iſt, ſie bleibet an Ihrem Brode und führet Ihr Hausweſen. Wegen der zu hoffenden Poſterität dürfen Sie ſich keine Sorge machen, ehe es ſo weit kommt, kann ſich vieles ändern, findet ſich indeſſen das Häsgen, ſo findet ſich auch das Gräsgen. Ich getraue mir übrigens die Pflichten eines Amtsgehülfen von Ihnen, eines Haushofmeiſters und eines Hausvaters ganz commod, und ohne daß eine der andern Eintrag thut, zu erfüllen. Daß die von den beyden erſten Gattungen ſich wohl mit einander vereinigen laſſen, davon habe ich Ihnen ſchon gnug Beweiſe gegeben, und mit der letztern hat es ohnedem keine Schwürigkeit. Machen Sie mich durch eine Antwort nach meinem Wunſche ſo vergnügt, als ich Ihre Jungfer Tochter für die übrige Zeit ihres Lebens vergnügt zu machen gedenke, und geben Sie mir die Erlaubniß, daß ich mich in der That nennen darf

Ihren

gehorſamen Sohn
M. L. W.

XX. Brief.

Herr Wendelin der Aeltere an Herrn L. Wilibald M.

Vom Hauſe den 8 Dec.

Als einsmals der große Alexander mit dem Darius, Könige in Perſien, Krieg führte, ſchickte der letztere dem erſten einen Beutel mit Mohnſaamen, und ließ ihm ſagen: Siehe, ſo viel ſtreitbare Männer kann ich gegen dich ins Feld führen, als du hier Mohnkörnlein vor dir ſiehſt. Alexander nahm eine Handvoll in den Mund, und indem er ſie verzehrte, ſagte er: Die Anzahl iſt groß, aber die Kraft iſt geringe. Hierauf ſchickte er dem Darius einen Beutel voll Pfefferkörner zur Vergeltung ſeines Geſchenkes, und ließ ihm ſagen: Verſuche dieſe, die Anzahl iſt geringe, aber die Kraft iſt deſto größer. Sie kommen mir vor, wie der Darius, Sie ſchütten einen ganzen Sack voll Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten vor mir aus, die Sie mir wollen erwieſen haben. Ich kann nicht in Abrede ſeyn, daß nach Ihrer Rechnung eine große Anzahl herauskommt, doch die Erheblichkeit davon iſt nicht größer als die Kraft des Mohnſaamens. Wenn ich mit Ihnen eine Abrechnung halten wollte, ſo könnte ich die Gefälligkeiten, die ich Ihnen erwieſen habe, von vielen Jahren her erzählen, und Ihren kleinen Dienſtleiſtungen, die Sie mir wollen erwieſen haben, entgegen ſtellen. Sind jene an der Zahl nicht ſo groß, ſo ſind ſie es in Anſehung der Wichtigkeit, daß ich ſie wohl mit den Pfefferkörnern des Alexanders vergleichen kann. Legen Sie einige Proben meiner Gewogenheit auf die Zunge einer geſunden Prüfung, um ihnen einen Geſchmack abzugewinnen, ſo werden Sie finden, daß ſie kräftiger und vortrefflicher ſind, als alle Ihre kleinen Bemühungen für mich, die Sie größtentheils freiwillig übernommen haben, und dafür ich Ihnen nur aus Höflichkeit bin verbunden geweſen.

weſen. Ich ſehe dahero gar nicht ein, aus was für einem Grunde Sie eine Belohnung verlangen, wie der Erzvater Jacob; Sie haben mir meine Rahel noch lange nicht abverdienet und werden ſie auch ihr Tage nicht verdienen. Nehmen Sie nicht übel, daß ich dieſes rund heraus ſage, ich bin nicht fähig mich zu verſtellen, ich rede ſo wie ich es meine. Zwar kann ich nicht umhin, die chriſtliche Abſicht die Sie gegen meine Tochter hegen, mit Danke zu erkennen, und ich wollte wünſchen, daß ich mich im Stande ſähe, Ihnen zu willfahren; allein da Sie jetzt noch keine Verſorgung haben, denn was Ihren Vorſchlag betrifft, ſich mir ſubſtituiren zu laſſen, ſo heißt es damit, wie gebethen, abgeſchlagen; da auch über dieſes meine Tochter zu Ihnen keine beſondere Neigung ſpühret, ob ſie Sie gleich übrigens in Ihren Würden läßt; hiernächſt ſehr gefährlich ſcheinet, wenn ich einem Menſchen mein Kind anvertrauen wollte, der die gefährlichſten und irrigſten Grundſätze heget, wodurch ein ſchwaches

Werkzeug leichtlich kann verführet werden: ſo können Sie leicht ſelbſt den Schluß machen, daß wir wohl nie genauer werden vereiniget werden, als durch das Band der Freundſchaft, wenn dieſes noch bey Ihren Grundſätzen länger beſtehen kann. Mein unmaßgeblicher Rath wäre alſo dieſer, ſie ſähen ſich nach einer andern Parthie um, oder verbanneten noch ſo lange die Heirathsgedanken aus Ihrem Gemüthe, bis Sie eine Frau ernähren könnten.

Einigermaßen finde ich mich von Ihnen beleidiget, daß Sie mir meine Tochter abdringen wollen, wenn Sie mir unter die Augen ſagen, daß Sie bereits meinen väterlichen Conſens, ſie zu heirathen, ſtillſchweigend erhalten hätten. Sie mißdeuten ein unſchuldiges Wort, das Sie einmal von mir aufgefangen haben, und ziehen daraus einen höchſtirrigen Schluß. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß ich Ihnen einmal den Namen eines Sohnes beigeleget habe, wiewohl ich mich deſſen nicht erinnere: Ich habe es aber nicht in der Abſicht gethan, wie Sie ſich einbilden. Habe ich Sie ſo genennet, ſo iſt dieſes in Anſehung meines Alters geſchehen, das mich berechtiget, Sie, der Sie jünger ſind als ich, eher einen Sohn als Bruder zu nennen, und dadurch habe ich Ihnen nur meine Freundſchaft bezeigen wollen. Damit Sie ſehen, daß aus dieſem Worte gar nichts zu machen iſt, ſo will ich Ihnen nur das rechte Verſtändniß eröffnen. Wenn ich Sie meinen Sohn nenne, ſo betrachte ich Sie allezeit als meinen Beichtſohn, und in dieſem Verſtande nenne ich auch den Schäfer und den Nachtwächter meinen Sohn. Geſetzt, aber nicht zugegeben, daß ich einmal nicht abgeneigt geweſen wäre, Sie zu meinem Eidam anzunehmen, ſo waren Sie damals noch nicht von dem ſchädlichen und gefährlichen Gifte der Irrthümer, die Sie jetzt öffentlich vertheidigen, angeſteckt, wenigſtens brauchten Sie mehrere Vorſichtigkeit, Ihre gefährlichen Meinungen zu verbergen. Weil ich Ihnen nichts Böſes zutrauete, ſo verſtattete ich Ihnen dann und wann, zu Ihrer eignen Uebung eine Predigt abzulegen, und dieſe Gefälligkeit, die ich Ihnen hierinne erwies, rücken Sie mir nun mit Unrecht als eine große Dienſtleiſtung auf. Wenn ich gewußt hätte, was in Ihrem Herzen verborgen war, ſo hätte ich Sie niemals die Canzel betreten laſſen, noch vielweniger würde ich die theuren Pfänder meiner Ehe Ihrem Unterrichte anvertrauet haben. Meinen Sohn haben Sie völlig verdorben, er diſputirt mit mir oftmals von Dingen, die gar nicht in ſeinen Kram gehören, und wenn ich ihn frage, wo er die verdammten ketzeriſchen Argumente her hat, die er mir vorleget, ſo giebt er zwar vor, daß er dieſe ſchönen Sächelgen auf der Univerſität gelernet habe: aber ich weiß es beſſer, von Ihnen kommt dieſer Unrath. Unſere Univerſitäten ſind, Gott Lob, noch nicht ſo verderbt, wie es ehemals die hohe Schule zu Paris war, wo der Satan in eigener Perſon ſoll gelehret haben. Wenigſtens kann ich mir nicht einbilden, daß

heu-

heutiges Tages ſolche Dinge auf hohen Schulen gelehret werden, wie Ihnen im Kopfe ſtecken. Halten Sie mir dieſen Eifer zu gute, es iſt ein gerechter Amtseifer. Meinem Mädchen haben Sie auch, wie ich jetzt inne werde, verſchiedene ſeltſame Dinge in den Kopf geſetzt, daß ich das Unkraut, das Sie geſäet haben, nun mit vieler Mühe wieder ausrotten muß. Sie hat ſich noch niemals unterſtanden ſich mir zu opponiren, aber jetzt thut ſie es auch wie ihr Bruder. Da ich neulich das gottloſe Buch, wodurch unſer Herr Kirchpatron eben ſo wie Sie in viele gefährliche Irrthümer iſt geſtürzet worden, bei ihr gewahr wurde und mit Recht vermuthete, daß ſie leichtlich mit dem peſtilenzialiſchen Gifte der Neuerungen und Thorheiten, wozu dieſes Buch verführet, könnte angeſtecket werden, ſo wollte ich ihr ſolches nehmen und in den Ofen ſchmeißen. Sie unterſtund ſich aber, nicht nur mich davon abzuhalten und ſich meinem Vorhaben zu widerſetzen, ſondern hatte auch die Verwegenheit, die Lehrſätze und den Innhalt deſſelben zu vertheidigen, ja mir ſogar zuzumuthen, ich ſollte die Skarteque, die ſo vieles Unglück in hieſigem Orte und beſonders auf dem Edelhofe angerichtet hat, ſelbſt leſen. Ich bezeigte ihr aber über dieſe Zumuthung einen ſolchen Eifer und erklärte ihr das vierte Gebot ſo ſcharf, daß ſie ſich ſeitdem nicht unterſtanden hat, wieder einen Blick in das leichtfertige Buch zu thun. Urtheilen Sie hieraus ſelbſt, ob ich Ihnen ſo großen Dank ſchuldig bin als Sie glauben, und ob Sie eine ſolche Belohnung, welche Sie von mir verlangen, verdienet haben oder jemals verdienen können. Meine Kinder haben Sie mit Irrthümern angefüllet, und ich bin froh, daß ich zu rechter Zeit hinter Ihre Schliche gekommen bin, damit Sie nicht noch die ganze Gemeinde verführen. Nach Ihrem bisherigen Betragen, wenn Sie auch entſchloſſen wären Ihre Aufführung zu ändern, werde ich Ihnen nie auf eine andere Art den Namen eines Sohnes ertheilen können, als wie Sie ihn bereits erhalten haben.

Meine Tochter iſt nicht für Sie und Sie nicht für meine Tochter, ich wiederhole dieſes nochmals. Mit dieſer Antwort beruhigen Sie Sich, ohne weiter in mich zu dringen, ich ſage es Ihnen zum Voraus, daß alle Ihre weitern Bemühungen werden fruchtloß ſeyn. Gedenken Sie indeſſen eine Anforderung an mich zu haben, die gerecht und billig iſt, ſo kommen Sie zu mir, wir wollen unſere Rechnungen gegen einander machen und zuſehen, wer dem andern herausgeben muß.

Weil ich doch einmal die Feder ergriffen habe, ſo will ich dieſer Gelegenheit mich bedienen, Ihnen im Vertrauen zu entdecken, daß Sie Sich und Ihrem Patron keine Ehre durch die Neuerungen machen, die Sie ſeit einiger Zeit hier angefangen haben. Sie dienen jedermann zum Gelächter, und die Leute weiſen mit Fingern auf Sie. Neulich kamen ein paar Reiſende zu mir, die mit Fleiß durch hieſigen Ort ihren Weg genommen hatten, um, wie ſie ſagten, den ſeltſamen Magiſter zu ſehen, der ſich durch allerlei lächerliche Poſſen ſo hervor thäte, daß man von ihm in der ganzen Gegend ſpräche. Ein guter Freund von mir, der ſich auf der Akademie aufhält, wo ſie promoviret haben, berichtete mir neulich, daß die philoſophiſche Facultät Ihnen den Gradum nebſt dem Magiſterringe, den Sie mit ſo vielen Stolze am Finger führen, wieder abzufordern im Begriff wäre. Ich kann Ihnen nicht verhalten, daß Sie dieſe Beſchimpfung wohl verdienten. Gewiſſenswegen rufe ich Ihnen zu: Laſſen Sie ab von den Neuerungen, die nur Schaden anrichten und unſere Gemeinde verwirren. Sie haben bisher viel böſe Thaten ausgeführt: unſern Kirchthurm haben Sie um eine Glocke gebracht; den Schulmeiſter bei Ihrem Patron ſo eingeſchwärzt, daß der arme Mann bald einmal Prügel bekommen hätte, welches er mir mit Thränen geklagt. Der Gemeinde haben Sie viele neue Fröhnen aufgebürdet, der Bader hat Ihretwegen ins Loch kriechen ſollen, jetzt martern Sie die armen Schuldiener in der Nachbarſchaft, daß ſie wöchentlich einen beſchwerlichen Weg thun müſſen, dabei bilden Sie ihnen wunderliche Dinge und einen ſeltſamen Stolz ein, daß ſie ſich gegen ihre Pfarrherren auflehnen und nicht mehr Gehorſam leiſten wollen. Mit einem Worte, Sie fangen ſo viel Unheil an, und ich muß täglich ſo viel Klagen über Sie hören, daß, wenn dem Unweſen nicht bald geſteuret wird, der gänzliche Ruin unſrer Gemeinde dadurch zu befürchten ſtehet. Ich will zwar von Ihnen nach der chriſtlichen Liebe das beſte hoffen, und zweifle noch nicht an Ihrer Beſſerung; aber ich kann nicht umhin, Ihnen die Gedanken zu eröffnen, worinne ich ſtehe, daß Sie vielleicht gar unter dem Scheine, einige unwiſſende Leute gelehrt zu machen, eine alte Ketzerei, wovon Sie, wie es ſcheinet, vollſtecken, unter dieſen einfältigen Leuten aufwärmen wollen. Ich warne Sie als ein guter Freund, von dieſem böſen Vorhaben abzuſtehen, oder ich kann Ihnen nicht gut dafür ſeyn, daß Sie ſich durch ſolche gefährliche und weitausſehende Dinge viel Verdruß und Unheil zuziehen werden. Der ich übrigens, wenn Sie angeloben, ſich zu beſſern, verharre

Ihr

aufrichtiger Freund
Wendelin P. L.

* * *

XXI. Brief.

L. Wilibald an Jungfer Hannchen.

den 10 Dec.

Meine Schöne,

Ob ich gleich noch nicht ſo glücklich bin, Sie zu beſitzen, ſo nenne ich Sie doch, in guter Hoffnung, die meinige. Ich zweifle nicht, daß Sie für Ihren demüthigen Verehrer noch immer die Gewogenheit haben, die Sie jederzeit gegen mich haben ſpüren laſſen, wenn gleich ein grauſames Schickſal, welches mich verfolgt, Sie mir zu entziehen drohet. Ich habe es Ihnen mehr als einmal zu verſtehen gegeben, daß ich Sie allen möglichen und allen wirklichen Frauenzimmern auf der ganzen Welt vorziehe, und ob Sie gleich, nach Ihrer Schamhaftigkeit ſich immer geſtellet haben, als wenn Sie meine Sprache nicht verſtünden: ſo bin ich doch jederzeit ſcharfſinnig gnug geweſen, einzuſehen, daß Ihre liebenswürdige Unwiſſenheit, die Sie annahmen, nichts anders als eine Verſtellung war. Wäre ich Ihnen mißfällig geweſen, ſo hätten Sie gewiß nicht Stand gehalten, wenn ich Ihnen unter dieſer oder jener Einkleidung meine Neigung zu verſtehen gab. Sowohl das Stillſchweigen Ihres Herrn Vatters als Ihr eigenes, gab mir zu verſtehen, daß ich ſolches zu meinem Vortheil auszulegen hätte, ich habe dieſes nach den Regeln einer geſunden Erklärungskunſt gethan, und habe mich nicht getäuſchet. Ich erwarte nur einen günſtigen podagriſchen Anfall

fall Ihres Herrn Vaters, der ihn, nach meiner Vermuthung, zu der Entſchließung bringen würde, mich zu ſeinen Subſtituten und zu Ihrem ehelichen Gehülfen anzunehmen; allein da dieſer gewünſchte Zufall ſich nicht nach Wunſche hat ereignen wollen, ſo ſcheint mein Unſtern das Glück, welches ich in kurzer Zeit zu beſitzen hoffte, mir aus den Händen winden zu wollen. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Hochadliche Gerichtshalter zu Schönthal, nicht nur lange ein Auge auf Sie gehabt, ſondern auch dieſes ohnlängſt Ihrem Herrn Vater zu verſtehen gegeben hat. Im Anfang, da mir dieſe Nachricht zu Ohren kam, lachte ich nur darüber, ich ſagte bei mir ſelbſten: von dieſem habe ich nichts zu fürchten, Herr Wendelin iſt ein verſtändiger Mann, und Jungfer Hannchen ſo klug als ſchöne, der gute Advocate wird alle ſeine Fechterſtreiche vergebens anwenden, und als ein Juriſt mir, der ich zur theologiſchen Facultät gehöre, den Vorzug laſſen müſſen. Dieſe Monade von einem Rechtsgelehrten ſchien mir zu klein, daß ich mir ſeinetwegen den geringſten ſorgſamen Gedanken hätte ſollen einfallen laſſen. Aber wider mein Vermuthen wurde ich gewahr, daß, ſeitdem er anfing bei Ihnen anzubauen, ich in Ihrem Hauſe nicht mehr ſo wohl als vorher gelitten war. Ich ſchob dieſes zwar auf das wunderliche Alter Ihres Herrn Vaters und auf ſeinen übertriebenen Eifer, mit welchem er die guten Anſtalten, welche ich ſeit einiger Zeit auf dem Edelhofe gemacht habe, anzutaſten pfleget, endlich, dachte ich, wird die gute Sache doch ſiegen und den Herrn Paſtor Wendelin überzeugen, daß man ein guter ehrlicher Mann, und dabey ein ſtarker Zelot für das Vorurtheil ſeyn kann; doch da mir geſteckt wurde, daß die Kaltſinnigkeit aus einem andern Grunde herrührete: ſo dachte ich, hier liegt die Schlange im Graſe, es iſt Zeit, daß ich aufwache und mein Recht behaupte. Von Ihnen, ſchönes Hannchen, bin ich völlig überzeugt, daß Sie mir jetzt gewogener ſind, als da Sie bei mir in die Schule giengen, und daß Sie die Treue, die mir Ihre ſchönen Augen geſchworen haben, nicht brechen, noch vielweniger als die Tochter eines Geiſtlichen dieſen Stand ſo ſehr verachten werden, daß Sie ihr Herz einem Mitgliede deſſelben entziehen und es an einen Rechtsgelehrten ſchenken ſollten. Ich weiß aber, welchen gefährlichen Nachſtellungen junge Frauenzimmer unterworfen ſind, und wie leicht ſie in ihren Entſchließungen können wankend gemacht werden. Erlauben Sie dahero, daß ich Ihnen, da Sie doch lauter gelehrte Liebhaber haben, alle Gattungen derſelben mit wenig Worten ſchildere, damit Sie hieraus beurtheilen können, welche Parthei Sie zu erwählen haben, und welcher Stand ſich für Sie am beſten ſchickt. Ich habe Ihnen mehr als einmal geſagt, da Sie noch meinem Unterrichte anvertrauet waren, daß es, nach den Sprichwort, verſchiedene Arten von Krebſen giebt, und ſo iſt es auch mit den Gelehrten, es giebt unter ihnen verſchiedene Gattungen, welches Sie auch daher ſchlüßen können, wenn Sie nur einige

Gelehrte in ihren Verrichtungen gegen einander halten. Zum Exempel, Ihr Herr Vater iſt ein Gelehrter und kann keine Proceſſe vertragen, der Gerichtshalter iſt ein Gelehrter und nährt ſich von Proceſſen, kann aber nicht predigen. Ich bin ein Gelehrter und kann nur, vermöge meiner Wiſſenſchaft, den Verſtand beſſern, aber nicht die Geſundheit des Körpers, der Herr Doctor aus H. kann die Geſundheit des Körpers verbeſſern, aber nicht den Verſtand, und iſt doch gleichwohl auch ein Gelehrter. Sie ſollen demnach wiſſen, daß es viererlei Gattungen von Gelehrten giebt, die vornehmſten ſind die Theologen, oder die Geiſtlichen, gegen dieſe habe ich Ihnen jederzeit Hochachtung eingepräget. Sie gehen auf Akademien oben an, wie denn auch auf dem Lande der Pfarrer der vornehmſte Mann im Dorfe iſt, wenn kein Edelmann oder ein Amtmann daſelbſt wohnet. Die Geiſtlichen ſind weiſe, verſtändige, gelehrte Männer, die ſich zu der Wiſſenſchaft ſchicken, der ſie ſich widmen. Sie thun Niemand etwas zuwider, ſondern haben mit jedermann Friede und bücken ſich vor dem ärmſten eben ſo tief als vor Reichen und Vornehmen. Gegen das Frauenzimmer ſind ſie ſelten unempfindlich, ſie verehren das ſchöne Geſchlecht vielmehr aufs äußerſte. Wenn ſie ſich verheirathen, ſo haben ihre Gebietherinnen bei ihnen die beſte Zeit, ob ſie gleich allen Mannsperſonen bei der Trauung die Erlaubniß geben, über ihre Weiber zu herrſchen, ſo begeben ſie ſich dieſes Vorrechtes gemeiniglich freiwillig, und beobachten gegen ſie einen genauen Gehorſam. Daher kommt es, daß die Weiber der Geiſtlichen, weil es ihnen ſo wohl gehet, allezeit hübſch bleiben und niemals vor der Zeit alt werden. Die Ehen der Geiſtlichen ſind auch ordentlich ſehr geſegnet und dauren gemeiniglich lange. Ueberhaupt iſt es eine allgemeine Anmerkung, daß man ein Frauenzimmer, das einen Geiſtlichen geheirathet hat, niemals hat klagen hören. Die Rechtsgelehrten ſind von ganz anderm Schlage. Anſtatt daß alle übrigen Wiſſenſchaften ſich mit Aufſuchung der Wahrheit beſchäftigen, ſo bemühen ſich dieſe die Wahrheit zu unterdrucken, ſie ſind derſelben ſo gram wie die Fiſcher den hellen und klaren Waſſern, dieſe machen ſolche mit Fleiß trübe und jene ſuchen mit Fleiß die Wahrheit zu verſtecken. Alle übrigen Wiſſenſchaften beſchäftigen ſich ferner mit dem Beſten der menſchlichen Geſellſchaft, um ſolche zu erhalten und zu befeſtigen; die Advocaten und Sachwalter lernen ihre Künſte nur, um Zank und Streitigkeiten unter den Menſchen anzuſpinnen, oder die entſtandenen Irrungen zu vermehren und zu vergrößern. Wenn die Menſchen es mit einander abredeten, nur ein einziges Jahr in Ruh und Friede zu leben, ſo würde die ganze juriſtiſche Facultät noch vor Ablauf deſſelbigen durch den Hunger erloſchen ſeyn, und man würde auf den Gaſſen nicht mehr mit ſo großer Behutſamkeit gehen müſſen, um nicht Gefahr zu laufen, an einen Advocaten, Gerichtshalter, Sachwalter und dergleichen ſchädliche Leute anzuſtoßen. Ein Proceß würde alsdenn nicht länger als eine Stunde dauren, da ihn jetzt die Rechtsgelehrten viele Jahre gangbar zu erhalten wiſſen. Weil dieſen Leuten die Wahrheit ſo verhaßt iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſie ſolche meiden und ſich wohl hüten ein wahres Wort aus ihrem Munde gehen zu laſſen, das nicht mit Unwahrheit wohl durchwürzt iſt. Durch die lange Uebung werden ſie wahrhafte Sceptici, die da zweifeln, ob etwas wahres in der Welt anzutreffen iſt. Man kann ihren Worten folglich nicht trauen, ſie ſind wie der Alte in der Fabel, der in ſeine Hand blies, um ſie zu erwärmen, und eben das that, um ſeine Suppe kalt zu machen, ſie vertheidigen mit eben dem Munde heute eine Sache, die ſie morgen aus allen Kräften beſtreiten, was morgen Recht iſt, muß heute Unrecht ſeyn, und was heute gleich iſt, das iſt morgen krumm. Das Frauenzimmer hat von dieſen Leuten alles zu befürchten, weil ſie eine Gabe haben, durch ihre Beredſamkeit die Wahrheit zu unterdrücken und die Unwahrheit auf ihren

Thron zu ſetzen, ſo iſt es ihnen leicht, die Begriffe von Ehre und Tugend nach ihren Gutdünken einzurichten, folglich iſt die Reputation eines Frauenzimmers allezeit in Gefahr, wenn ſie einem Rechtsgelehrten anvertrauet wird. Ihre Treue und ihre Eidſchwüre ſind wie die Lufterſcheinungen, die der geringſte Wind verjaget. Sie lieben indeſſen das ſchöne Geſchlecht, wie die Schmetterlinge die Blumen, dieſe ſetzen ſich in einem Garten bald auf dieſes bald auf jenes Blümchen, verlaſſen ſolches aber hierauf wieder und kehren niemals zu eben demſelben zurück. Die Frau eines Rechtsgelehrten iſt eine unglückliche Creatur, in den erſten Monat der Ehe muß ſie alle Advocatenſtreiche wiſſen und ausüben können, wenn ſie nicht eine ſehr armſelige Figur machen will. Sie muß lügen, ſie mag wollen oder nicht. Ihr Mann darf niemals zu Hauſe ſeyn, wenn der Client mit leerer Hand erſcheinet; er muß beſchäftiget ſeyn, wenn der Cliente ein Lamm kneipt, daß es ſchreien muß; läßt er aber einen Ochſen brummen, ſo iſt der

Herr zu Hauſe, der Client hat die gerechteſte Sache von der Welt, und die Frau ſetzt ihre Ehre zum Pfande, daß der Proceß gewonnen wird. Die dritte Gattung der Gelehrten ſind die Aerzte, das ſind diejenigen Leute, die Sie ſo ſehr fürchten, und in der That ſind ſie allen lebendigen Geſchöpfen furchtbar, wo nicht auch den lebloſen. Ihre Kunſt beſtehet darinne, die Geſunden krank, die Kranken todt oder geſund zu machen. Wer geſund unter ihre Hände fällt, der muß ſo lange ſchröpfen, aderlaſſen und purgiren bis er krank wird, und ein Kranker muß ſich ihren Geſetzen ſo lange unterwerfen, bis er geſund oder todt iſt. Man hat ſeit langen Jahren nicht gehöret, daß die Aerzte einen Patienten verlaſſen haben, um die Schande zu vermeiden, daß ſie die Krankheit nicht heben könnten, kuriren ſie ihre Patienten, wenn ſie nicht wollen geſund werden, gar zu Tode. Denn alsdenn kann man ihnen nicht vorwerfen, daß die Krankheit noch fortdauern ſollte, und mithin iſt ſie gehoben. Nebſt dieſer

Neigung zum kuriren beſitzen ſie auch noch die, alles auswendig und innwendig zu begucken, von der Mücke bis zum Elephanten iſt alles ihrem anatomiſchen Meſſer unterworfen. Alles was Leben und Othem hat und in die Gewalt eines nachforſchenden Medici fällt, muß ſeiner unerſättlichen Neugierde zum Opfer dienen, und iſt dem Schickſal unterworfen, das die Fliegen haben, wenn ſie ſich in eine Spinnewebe verwickeln, nur mit dem Unterſchiede, daß die Spinnen nicht ſo erfindungsreich an Martern ſind, ihre Feinde umzubringen, als die Aerzte, allerlei Thiere hinzurichten. Was ſollte ſich nun wohl ein Frauenzimmer zu einem Manne zu verſehen haben, der ſich ein Vergnügen daraus macht, Menſchen und Vieh zu martern? In der That, es gehöret eine große Entſchließung dazu, einen Arzt zu lieben, nicht zu gedenken, daß er bei dem geringſten Zwiſt, oder wenn er es nur ſonſt rathſam findet, durch ein kleines requieſcat in pace ſich von ſeiner Gattin losmachen kann; wenn es ihm nur beliebet, ſo hat die Frau eines Arztes zehnerlei Verrichtungen mehr auf ſich als eine andere. Sie muß Pulver reiben, Wurzeln ſchneiden, Schachteln und Gläſer verpetſchiren, Pillen vergolden, Tropfen diſtilliren und doch dabei alle Pflichten einer ehelichen Gehülfin erfüllen. Hierzu kommt noch die ſtrenge Diät, die ſie beobachten muß. Alle Leckerbißgen, die dem Manne überaus wohl bekommen, ſind der Frau ſchädlich. Er trinkt Coffee, ſie bekommt Kräuterthee. Er trinkt Wein und für ſie bereitet er einen Habertrank. Er läßt für ſich ſieden und braten, ſie verzehret eine Waſſerſuppe und Salat.

Die vierte Claſſe der Gelehrten beſtehet aus Philoſophen. Dieſe werden zwar unter den Gelehrten für die Geringſten, dem Range nach, gehalten, aber in Anſehung der Verdienſte, ſollten ſie neben den Theologen ſtehen, und ſo war es auch ehedem bei den Alten, da waren die Philoſophen freie Leute, die Aerzte aber Knechte, die Rechtsgelehrten waren damals unter den Gelehrten noch nicht zünftig, und hatten alſo keinen Rang. Seitdem aber dieſe beiden Gattungen der Gelehrten ihr Haupt mit vielem Stolz empor gehoben haben, ſo iſt es den guten Weltweiſen ergangen, wie den hölzernen Wegweiſern an den Straßen, dieſe zeigen jedermann den rechten Weg und kommen ſelbſt niemals von der Stelle. Unterdeſſen obgleich die Philoſophen keinen großen Rang haben, ſo ſind ſie doch angeſehene Leute und es ſtehet beinahe das ganze Reich der Gelehrſamkeit ihnen zu Gebothe. Ihre Wiſſenſchaft iſt einer Zauberei ähnlich, ſie kennen die Leidenſchaften der Menſchen aufs genaueſte, es iſt ihnen alſo leicht, bald dieſen bald jenen Affect zu erregen. Dahero ſind ſie auch gemeiniglich in der Liebe glücklich; alle Wege, ſich in das Herz der Schönen einzuſchleichen, ſind ihnen bekannt, ſie wiſſen durch ihren Verſtand und Witz das ſchöne Geſchlecht zu bezaubern, daß ihnen ein Mädchen ſelten aus dem Garne gehet, wenn ſie auf Eroberungen ausgehen.

Dieſe Leute ſind um deswillen auch bey dem Frauenzimmer wohl gelitten, weil ſie eben ſo ſchwatzhaft ſind als die Schönen, und ſich dahero vollkommen zu ihnen ſchicken, über dieſes verehren ſie das ſchöne Geſchlecht aufs äußerſte. Wenn alle Frauen Sklavinnen ihrer Männer ſind, ſo ſind die Frauen der Philoſophen Königinnen. Sie dürfen es wagen die philoſophiſche Gelaſſenheit ihrer Männer zu prüfen, ohne daher nachtheilige Folgen zu erwarten. Sokrates, einer der vortrefflichſten Weltweiſen aus dem Alterthume, hatte eine ſolche Ehetirannin, die ihr Andenken durch ihre Bosheiten gegen ihren Herrn bis auf unſre Zeiten erhalten hat. Da ſie einsmals dieſen Weltweiſen durch eine Ladung von Schmähreden zwang, ſein Haus zu verlaſſen, und ihm noch darzu ein Geſchirr voll unreines Waſſer über den Hals goß, ließ dieſer Weltweiſe hierüber keine andere Empfindlichkeit ſpühren, als daß er zu ſeinen Freunden ſagte: ich dachte wohl, daß auf dieſes Ungewitter ein Platzregen folgen würde.

Sehen Sie, ſchönes Hannchen, das iſt ein kurzer Abriß aller Gattungen der Gelehrten und ihres Betragens gegen die Schönen. Ich bin verſichert, daß Sie aus allen vier Facultäten Anbether haben: denn der Medikus, welcher ihren Herrn Vater dann und wann in der Kur hat, thut noch allen Gründen der Wahrſcheinlichkeit nicht ſo oft einen Weg von drei Meilen, ſeinem Patienten, ſondern vielmehr Ihnen einen Beſuch abzuſtatten. Ich bin aber verſichert, daß weder die Profeßion eines Rechtsgelehrten noch eines Arztes Ihnen gefallen kann, die beiden andern Facultäten gefallen Ihnen ohne Zweifel beſſer. Da ich nun zu beiden gehöre, ſo hoffe ich nicht, daß Sie, an einen Mann der zu einer andern Facultät gehöret, Ihr Herz, das ohnedem nicht mehr Ihr Eigenthum iſt, verſchenken werden. Indeſſen hat mir, ob ich Ihnen gleich alles Gute zutraue, eine kleine Kaltſinnigkeit, die Sie ſeit einiger Zeit gegen mich haben ſpühren laſſen, einige Unruhe verurſachet. Wenn Ihre Abſicht dabei geweſen iſt meine Liebe nur deſtomehr anzufeuern, ſo will ich Ihnen geſtehen, daß Sie dieſe vollkommen erreicht haben, ich verehre Sie jetzo mehr als jemals, es iſt alſo Zeit, daß Sie meine Marter endigen. Das Nadelbüchsgen, das ich Ihnen vor einiger Zeit verehret habe, rufet Ihnen durch ſeine Deviſe, ſo oft Sie ſolches in Ihre ſchönen Hände nehmen, in meinem Namen zu

Finiſſez mon martyre,
Vous voyez que j'expire!

Jedoch vielleicht hat Ihnen auch der Gehorſam gegen Ihren Herrn Vater, der einige Zeit daher nicht mit mir zufrieden ſcheinet, dieſe kleine Vorſtellung, worüber ich mich ſo ſehr beklage, abgenöthiget. Wollte der Himmel, daß ich Ihre kaltſinnige Mine für einen Beweis annehmen dürfte, daß Ihr Herz deſto feuriger liebt! Ich ſehe den zureichenden Grund Ihres Betragens nicht vollkommen ein, und daher laufe ich immer Gefahr, falſche Schlüſſe zu machen und mich in meinen Urtheilen zu hintergehen. Um dieſem Uebel vorzubeugen, beſchwöre ich Sie bei der Hochachtung, die ich Ihnen gewidmet habe, mir insgeheim in dieſer Sache einige Erläuterungen zu geben, ich hoffe dadurch vollkommen wieder beruhiget zu werden. Kann ich Ihre holden Blicke verdienen, wenn ich mich bei Ihren Herrn Vater wieder in Gunſt ſetze: ſo gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß ich meine ſchönſten Anſchläge daran ſpendiren und eher die Ehre verliehren will eine gelehrte Geſellſchaft geſtiftet zu haben, als mich der Gefahr blos zu ſtellen, Ihre Gunſt einzubüßen. In der Erwartung einer günſtigen Antwort, verharre ich in der unveränderlichen Hochachtung Ihrer ſchönen Perſon

Dero

getreueſter Verehrer
M. L. W.

XXII. Brief.

Lampert Wilibald an den Herrn v. F.

den 14 Dec.

Die Neigung zur Billigkeit und Gerechtigkeit iſt in Dero Hochadlichem Hauſe eine ſo bekannte Tugend, daß auch Ihre vortrefflichen Ahnen davon verſchiedene Zunahmen erhalten haben. Einer Ihrer löblichen Vorfahren hieß Juſtus v. F. oder der Gerechte, ein anderer nennt ſich in einem Vertrage, den er mit den Vorfahren meines Patrons errichtet hat, Aeques, welches ohne Zweifel Aequs, oder der Billige, heißen ſoll, und keinesweges, wie einige glauben, eine fehlerhafte Schreibart des Wortes Eques ſeyn mag, wodurch man dieſen Herrn einer groben Unwiſſenheit beſchuldigen würde. Sie haben ſich auch jederzeit befliſſen, die Gerechtigkeit in den Ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Orten aufs genaueſte und ſorgfältigſte auszuüben, und dadurch bewieſen, daß Sie auf eine rühmliche Art in die Fußſtapfen Ihrer vortrefflichen Anherren getreten ſind. Der Geringſte Ihrer Unterthanen kann ſich rühmen, daß ihm nie der Weg zur Gerechtigkeit verſperret iſt, und der angeſehenſte derſelben darf ſich nicht erkühnen, eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn er nicht die nachdrücklichſte Ahndung davon beſorgen will. Die Gewogenheit, womit Sie mich jederzeit beehret haben, läßt mich hoffen, daß ich von Ihnen eben das erwarten kann, was Sie dem geringſten Ihrer Unterthanen nicht verſagen, und darinne beſtehet, daß man ihre Gerechtigkeit anflehen darf, wenn man von böſen Leuten angetaſtet wird, und ſchleuniger Hülfe vonnöthen hat.

Ich ſehe mich genöthiget, gegen Ihren Gerichtshalter eine gerechte Klage zu erheben, welcher kein Bedenken trägt, das an mir im Großen ſelbſt auszuüben, was er täglich an andern mit ſo vielem Eifer im Kleinen beſtraft.

ſtraft. Wenn ſich jemand erkühnet, einige Rüben von dem Acker ſeines Nachbars ſich zuzueignen, ſo pflegt er dieſes aufs härteſte zu beſtrafen, wenn er aber ſelbſt das Eigenthum eines andern ſich zueignet, ſo macht er hierüber nach ſeinem weitläuftigen juriſtiſchen Gewiſſen ſich nicht den geringſten Kummer. Ew. Gnaden kann ſo wenig als jemanden in der hieſigen ganzen Gegend unbekannt ſeyn, daß ich ſchon ſeit einigen Jahren ein ehrliches Abſehen auf die Jungfer Tochter des Herrn Pfarr Wendelins allhier gehabt habe, ſie zu ehlichen, und mich ihrem Vater als einen Subſtituten beifügen zu laſſen. Er hat mir auch ſo viele gute Vertröſtungen diesfalls gegeben, daß ich nicht mehr an der Erfüllung meines Wunſches zweifelte. Ich glaube nicht, daß ich tadelhaft bin, mich eher um die Quarre als um die Pfarre beworben zu haben, denn außerdem daß dieſes jetzt die allgemeine Mode iſt, und allezeit von hundert meiner Herren Collegen neun und neunzig ſeyn werden, die ſich ein Bisgen verplämpert haben, ehe ſie zu einer Bedienung gelangen, ſo kan auch Niemand einſehen, was daher für großes Unheil erwachſen ſollte. Es iſt vielmehr ganz löblich, daß man ſich in Zeiten um eine Liebſte bewirbt, denn wenn man einmal ins Amt kommt, und die Geſchäfte und Sorgen ſich mehren, ſo hat man nicht Zeit, ans heirathen zu denken, und ehe man ſichs verſiehet, hat man ſich ins Hageſtolzenrecht geſchworen. Genug, ich hatte mir Jungfer Hannchen zu meiner zukünftigen Gattin auserſehen, allein verſchiedene gute Anſtalten, womit ich mich einige Zeit zum Beſten meines Patrons und des Publici beſchäftigte, ſetzten das Ziel meiner Wünſche etwas weiter hinaus, als ich im Anfang dachte. Inzwiſchen da ich mir ſchmeichelte, daß mein Glück gewiß genug wäre, ſahe ich dieſe Verzögerung ganz gleichgültig an: weil ich voraus ſahe, daß vielerlei nützliche Projecte, deren Ausführung Mühe und Sorgfalt erforderte, unterbleiben würden, wenn ich einmal verehlichet wäre, und im Amte ſtünde; doch wider mein Vermuthen fand ich mich in dieſer ſüßen Hoffnung getäuſchet. Ich brachte nicht nur in ſichere Erfahrung, daß Dero Gerichtshalter, ungeachtet es ihm zuverläßig bekannt war, daß ich Jungfer Hannchen als mein Eigenthum betrachtete, ſich die Freiheit genommen, ſie insgeheim zu verehren, ſondern es hat auch derſelbe ſich erkühnet, durch einen Abgeordneten ſein Wort geſtern bei ihrem Vater anbringen zu laſſen, und will mir alſo wider meinen Dank dieſen Biſſen vor dem Maule hinwegnehmen. Es heißt zwar nach dem Sprüchworte: inter arma ſilent leges, und er ſcheinet die Abſicht zu haben, von dieſem alten Canon Vortheil zu ziehen: allein wenn dem alſo iſt, ſo wird er ſelbſt bekennen müſſen, daß er jetzo auch unter die unnützen Meublen gehöret, und er kann ſeine Gerichtsſtube nur immer zuſchlüßen. Da ich nun ſeit vielen Jahren auf dieſes Frauenzimmer eheliche Abſicht geheget habe, und zwar ehe er noch an ſie hat denken können;

ſie auch wegen meines getreuen Unterrichtes, den ich ihr gratis ertheilet, mir mehr als ihrem leiblichen Vater ſchuldig iſt, weil man nach dem Ausſpruche des großen Alexanders denen Eltern nichts als das liebe Leben, denen Lehrmeiſtern aber, daß man wohl lebet, zu verdanken hat: ſo habe ich gleichſam ein jus quaeſitum auf ſie erlanget, und werde mich von meinem Rechte durch einen andern nicht abtreiben laſſen. Zu der Gerechtigkeitsliebe Ew. Gnaden habe ich das gute Vertrauen, daß Sie ihre Autorität in dieſer Sache zu interponiren, und dieſen Verwegenen von ſeinem böſen Vorhaben abzuhalten Sorge tragen werden. Aus dieſer Urſache erſuche ich Hochdieſelben unterthänig, nachdrückliche Dehortatoria an meinen Rival entweder mündlich oder ſchriftlich ergehen zu laſſen, damit ein ſolches unerhörtes Factum der Gerechtigkeit zur Schande nicht von einer Perſon, die zur Aufrechthaltung derſelben beſtimmt iſt, vollbracht, und mir dadurch ein unerſetzlicher Verluſt verurſachet werde. Eine ne ſolche Gnade will ich mit goldenen Buchſtaben in das Buch der Unvergeßlichkeit eintragen, und verharre mit der vollkommenſten Hochachtung

Ew. Gnaden

unterthäniger Diener

M. L. W.

XXIII. Brief.

Beantwortung des Vorigen von dem Herrn v. F.

den 15 Dec.

Werther Freund,

Ich gerieth durch Ihren Brief in große Beſtürzung, da ich wahrnahm, daß mein Gerichtshalter ſich ſollte haben einfallen laſſen, Ihnen Ihre Liebſte abſpänſtig zu machen, und dadurch einem Manne, den ich ſehr hochſchätze, Gelegenheit zu geben, ſich entweder zu Tode zu grämen, oder doch in Verzweiflung zu gerathen. Weil Sie mir die Ehre anthaten und bei mir Hülfe ſuchten, auch mir und allen meinen Vorfahren einen ſonderbaren Trieb zur Gerechtigkeit beilegten, wodurch meiner Eigenliebe nicht wenig geſchmeichelt wurde: ſo nahm ich mir von Stund an vor, Sie zu überzeugen, daß ich nicht aus der Art geſchlagen bin, ſondern meinen Vorfahren in der Liebe zur Gerechtigkeit nichts nachgebe, oder wohl gar in dieſer Tugend ſie noch übertreffe. Ich ließ meinen Gerichtshalter in dem Augenblicke, da ich Ihren Brief geleſen hatte, zu mir kommen, um ihn wegen ſeines böſen Vorhabens Sie zu einen unglücklichen Liebhaber zu machen, zur Rede zu ſetzen, und da ich von ihrer gerechten Sache beinahe überzeugt war, ſo nahm ich mir vor, ihn alsbald aus meinen Dienſten zu entlaſſen, wenn er nicht in ſich gehen, und von ſeinem Anſchlage in continenti abſtehen wollte. Hören Sie nur, was ich für eine Procedur mit ihm vornahm. Herr Gerichtshalter, ſagte ich mit einem ſehr ſträflichen Geſichte, habe ich ſie nicht in meinem Diſtrict zum Richter geſetzt, um die Gerechtigkeit aufs genaueſte auszuüben. Er antwortete ja. Iſt es wohl erlaubt, fuhr ich fort, daß der, der über Recht und Gerechtigkeit halten ſoll, ſelbſt ungerecht handeln darf? Antwort nein. Warum haben ſie dem Herrn Magiſter Lampert ſeine Liebſte abgeſpannet, und dadurch ſeine Liebe und alle ſeine ſüßen Hoffnungen krebsgängig gemacht? Ich ärgere mich wenn ich vernehme, daß jemand in meinem Gerichtsbezirk einen Strohhalm ſich zueignet, der ihm nicht gehöret, und ſie wollen ſich das Herz eines Frauenzimmers zueignen das der Herr Magiſter gebildet hat, und darauf er bereits ein jus quaeſitum zu haben glaubt? Anſtatt über dieſen Vortrag zu erſchrecken fing er an abſcheulich zu lachen, wodurch ich noch mehr entrüſtet wurde, aber er ließ es hierbei nicht bewenden, er fing an ſich ſo geſchickt zu vertheidigen und den ſtatum controverſiae dergeſtalt zu formiren, daß ich den Leviten im Sinne behalten mußte, den ich ihm zu leſen gedachte, und nur froh war, daß er nicht von mir verlangte alles was er gethan hatte, gut zu heißen. Patron, ſagte er, der Herr Lampert muß in der Liebe und in der Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſehr unerfahren ſeyn, ſo gelehrt er auch ausſiehet, wenn er glaubt daß ihn Hannchen jemals mit ihrer Gunſt beehret hat. Sie iſt ihm ſchon gram geweſen da ſie noch bei ihm in die Schule gegangen iſt, und nachher da er angefangen hat ihr dann und wann etwas verbündliches nach ſeiner Art zu ſagen, iſt er ihr ganz unerträglich worden. Sie hat ihm mehr als einmal mit dürren klaren Worten geſagt, daß ſie lieber den Nachtwächter als ihn lieben wollte; allein nach ſeiner Erklärungskunſt hat er auch aus dieſen Worten etwas vortheilhaftes für ſich erzwingen wollen, oder hat ſich wenigſtens eingebildet, daß ſie ſich nur verſtellte. Ich will zwar nicht leugnen, daß der Herr Magiſter dieſes Frauenzimmer eher geliebt als ich, daran aber liegt ganz und gar nichts, man muß ſehen was auf ihrer Seite geſchehen iſt. Sie hat mir mehr als einmal geſtanden, daß Herr Lampert jederzeit das Unglück gehabt hätte, ihr als ein Liebhaber zu misfallen, ob ſie ihm gleich übrigens in ſeinen Würden ließ, auch nicht in Abrede ſeyn wollte, daß ſie ſich manchmal an ihm beluſtigte weil er ſo witzig wäre, daß kein königlicher luſtiger Rath drolligtere Einfälle haben könnte. Da nun alſo, fuhr er fort, ihr Herz res nullius war, ſo hieß es nach der juriſtiſchen Regel cedit prius occupanti, ich ſuchte es zu erobern und war hierinne nicht unglücklich. Gegenwärtig gehört es mir zu; Jungfer Hannchen und ich haben einander eine ewige Treue gelobet, ich habe vor einigen Tagen ordentlich durch einen guten Freund bei ihrem Vater um ſie anhalten laſſen, worauf ich von dem Herrn Paſtor Wendelin die Antwort erhalten, daß heirathen ein ſchweres Werk ſey, er wollte mit ſeiner Tochter die Sache überlegen und erſtlich beten, in acht Tagen ſollte ich darauf ſelbſt nach Karafeld kommen und das Jawort in eigener Perſon abholen. Der Herr Paſtor ſiehet ſchon im prophetiſchen Geiſte voraus daß unſre Heirath im Himmel gemacht iſt, deswegen weiß er bereits die Wirkung ſeines Gebetes und hat mir ſchon einen Termin beſchieden, die Sache ins reine zu bringen. Ich geſtehe Ihnen, werther Freund, daß ich über dieſe Dinge, welche mein Gerichtshalter vorbrachte noch beſtürzter war als über Ihren Brief, vorhero hatte ich Ihnen vollkommen Recht gegeben und war auf Ihrer Seite, nun ſchien es, daß Ihr Rival ein beſſeres und gegründeter Recht als ſie zu dem ſtrittigen Frauenzimmer hätte. Inzwiſchen wollte ich Ihre Parthie nicht ſogleich verlaſſen, und erſuchte ihn mir den Gefallen zu erweiſen, von dieſer Heirath abzuſtehen und Ihnen die Beute zu überlaſſen: er beſchwor, mich aber bei dem Triebe zur Gerechtigkeit, den ich von meinen Ahnen ererbet hätte, keine ſolche Ungerechtigkeit gegen ihn zu begehen und meine Vorfahren dadurch in der Erde zu beſchimpfen. Ich würde, wenn ich unpartheiiſch dächte, ſelbſt erkennen, daß er ſeine Braut mit dem beſten Recht beſäße, und drang ſo heftig auf den angeführten juriſtiſchen Canon, daß ich nicht ein Wort gegen ihn aufbringen konnte. Ich fand mich von ſeiner gerechten Sache vollkommen überzeugt, und verſchwieg ihm dieſes nur aus Freundſchaft gegen Sie. Indeſſen zweifle ich nicht, daß Sie nach Ihrer Scharfſinnigkeit im Diſputiren im Stande wären, neue Zweifel bei mir zu erregen und dem Gerichtshalter ſein Recht von neuem abzudiſputiren, ich thüe Ihnen dahero den Vorſchlag einen gelehrten Kampf mit Ihrem Rival hier anzuſtellen und die Mitglieder der Julianenakademie, oder in ſo fern dieſe Ihrem Gegner partheyiſch ſcheinen möchten, andere gelehrte Männer zu Schiedsrichtern zu erwählen, die ich auf einen Tag, der Ihnen beliebt, zu mir will bitten laſſen, alsdenn ſollen Sie mit ihrem Contrepart ihre Händel durch einen gelehrten Zwiekampf ſchlichten, wer den andern die Braut abdiſputiret, mag ſie heimführen. Sie ſehen, daß ich für Sie nichts weiter thun kann, die gute Sache wird ganz gewiß nach Ihrem Wahlſpruch ſiegen, ich werde mit Vergnügen ſehen, wenn Sie ihren Gegner ſo eintreiben, daß er nicht ein Wort mehr gegen Sie aufbringen kann: ſollte ihnen aber dieſes widerfahren, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich Sie aufrichtig bedaure, und alsdenn wird dieſes mein Troſt ſeyn, daß ich eine vortreffliche Satyre von Ihnen zu Geſichte bekomme, die Sie auf denjenigen zu verfertigen ſich entſchloſſen haben, der bei Hannchen glücklicher ſeyn würde als Sie. Gelingt Ihnen hierdurch Ihr Vorhaben, daß Ihr Nebenbuhler ſich darüber zu Tode ärgert, ſo dürfen Sie das Spiel nur da wieder anfangen wo Sie es jetzo gelaſſen haben, und alsdenn werden Sie doch auf die eine oder andere Weiſe in Ihrer Liebe glücklich ſeyn. Beim Schluſſe meines Briefes fällt mir noch ein ſehr gutes Mittel ein, wie Sie ſich um Ihre Schöne verdient machen und Ihren Rival für ſeine Verwegenheit züchtigen können, Sie haben ja noch den Säbel, den Sie als Huſar ehemals geführet haben, glücklicher Weiſe hat es ſich gefügt daß mein Gerichtshalter auch einige Jahre unter den Huſaren gedienet hat, wie wäre es, wenn Sie, anſtatt ſich mit ihm in einen Gelehrten Wettſtreit einzulaſſen, auf gut huſariſch auf den Hieb eins mit Ihm wagten? Es wird mir ein beſonderes Vergnügen ſeyn dieſem Scharmützel beizuwohnen. Wenn Sie in meinem Gebiethe ihre Sache ausmachen wollen, ſo verſpreche ich Ihnen, im Fall Sie Ihren Gegner aus den Sattel heben, frei und ſicher Geleit: ſollte Ihnen dieſes aber ſelbſt begegnen, ſo mache ich mich anheiſchig, ohngeachtet der Ausſprüche des tridentiniſchen Concilii, Ihnen ein ehrliches Begräbniß zu verſchaffen, wenigſtens würde man auf dieſe Weiſe am erſten ſehen, wer das vollkommenſte Recht zu dem Frauenzimmer hat. Ich überlaſſe Ihnen die Wahl von dieſen Vorſchlägen Gebrauch zu machen oder nicht, und erwarte Ihre Antwort. Uebrigens verharre ich

Dero

geneigter Freund
v. F.

XXIV. Brief.

An Herrn Lampert Wilibald vom Herrn G.

Schönthal den 16 Dec.

Mein Herr,

Ich müßte niemals ein Soldat geweſen ſeyn, oder dieſem Stande eben ſo wenig Ehre als Sie gemacht haben, wenn ich die beleidigende Art, womit Sie mir begegnen, mit Stilleſchweigen überſehen wollte. Es iſt Ihnen nicht genug meine Braut mir abſpänſtig machen zu wollen; Sie haben ſich auch vorgenommen, es bei meinem Principal dahin zu bringen, daß er mich aus ſeinem Dienſt entlaſſen ſoll. Es hat bald das Anſehen, daß Sie mit mir eben ſo umſpringen wollen, als mit dem Verwalter

Bornſeil, der ſo lange er lebet, über Sie ſeufzet: aber hören Sie, nehmen Sie ſich vor mir in acht, an mir finden Sie Ihren Mann, der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er zerbricht. Der geringſte Anſchein einer Bosheit, die Sie gegen mich im Sinne haben, bricht Ihnen zuverläßig den Hals. Ich habe meine Canäle, durch welche ich alles, was Sie gegen mich ſchmieden, gewiß entdecke, und damit Sie überführet werden, daß dieſes keine leeren Worte ſind, ſo will ich Ihnen davon Beweiſe vor Augen legen. Ich weiß, daß Sie einen ſehr langen Brief, der mit den verkehrteſten Einfällen angefüllet iſt, an den Herrn Pfarr Wendelin geſchrieben, und in ſolchem um meine Braut gleichfalls Anwerbung gethan haben; ich weiß auch, daß Sie noch an eben demſelben Tage eine abſchlägliche Antwort erhielten. Es iſt mir nicht unbekannt, daß Sie hierauf, um Ihren Korb in beſter Form Rechtens zu erhalten, ſelbſt an Jungfer Hannchen geſchrieben, und in dieſem Briefe mich und meine Herren Amtsbrüder abſcheulich herum genommen haben, daß wenn ichs genau ſuchen wollte, Sie als ein Pasquillant mir eine kniende Abbitte thun ſollten; aber ich denke von Ihnen: heu quantum diſtas ab ego! Ich will mich mit Ihnen in keine Weitläuftigkeiten einlaſſen, und meine ganze Rache, die ich dießfalls an Ihnen ſuche, ſoll darinne beſtehen, daß ich Ihnen melde, daß Jungfer Hannchen den Brief nicht einmal erbrochen, noch viel weniger geleſen hat, dahero werden Sie auch vergeblich auf eine Antwort warten müſſen. Wenn Sie nicht eben ſowohl ein Gelehrter wären, als ich, ſo würde ich Sie bereits nach Verdienſten gezüchtiget haben: da wir aber in Anſehung des Standes einander gleich ſind, ſo will ich Ihnen alle Rechte eines gelehrten Ritters zugeſtehen, und verſpreche Ihnen als ein rechtſchaffener Mann, wenn Sie etwas an mir zu ſuchen, Satisfaction zu geben. Doch weil ich mich nicht lange mit Ihnen aufzuhalten gedenke, ſo müſſen unſere Händel binnen hier und 24. Stunden ausgemacht ſeyn. Wenn Sie in dieſer Zeit ſich nicht hier in Schönthal nach dem Vorſchlage, den Ihnen der Herr von F. bereits gethan hat, auf dem Kampfplatze einfinden, ſo nehme ich dieſes ſo an, als wenn Sie von allen vermeintlichen Anforderungen an Jungfer Hannchen abgeſtanden wären. Regen Sie ſich hernach, ſo geht es Ihnen übel, und Sie können in angeſchloſſenem Reglement, das ich zu Ihrem Beſten entworfen habe, erſehen, was Sie bei dem geringſten neuen Angriff, den Sie wagen, zu erwarten haben. Wollen Sie ſich aber mit mir in einen Kampf einlaſſen, ſo haben Sie die Wahl des Gewehres, welches wir brauchen wollen, Sie können den Säbel oder die Zunge wählen. Der Herr von F. hat ſich erbothen, bei unſerm Streit aufs gleiche zu ſehen, und dem Theile, welcher überwindet, die Beute zuzuſprechen. Machen Sie ſich aber ja keine Hoffnung, den Sieg über mich davon zu tragen, ich verlaſſe mich auf beides, auf meine gerechte Sache und auf meine Kunſt. Wenn Sie es nicht bereits wiſſen, ſo will ich es Ihnen hierdurch bekannt machen, daß ich die Zunge mit eben der Geſchicklichkeit als die Feder oder den Degen zu regieren weiß. Ich erwarte Ihre Entſchließung, die entſcheiden wird, ob ich mich ihren Freund oder Feind nennen kann.

H.

Anſchluß.

Zweimal drei nützliche Regeln für den Herrn Lampert Wilibald, welche er in Puncto ſeines Betragens gegen mich und ein junges Frauenzimmer, die meine Freundin iſt, zu beobachten, oder wi-

widrigenfalls die darauf geſetzte Beſtrafung ohnfehlbar zu gewarten hat.

* * *

1. Soll er weder directe noch indirecte Jungfer Hannchen mit ſeiner Liebe ferner behelligen, bei Verluſt ſeines rechten Ohres.

2. Er ſoll mir weder bei dieſer Schönen noch bei ihrem Vater, am allerwenigſten aber bei meinem hochgebietenden Herrn v. F. einen böſen Leumund machen, widrigenfalls wird man ihn nöthigen, ein Dutzend Taſſen ſiedendheißen Koffee zu trinken, wodurch ſeine verleumderiſche Zunge dergeſtalt wird verbrannt werden, daß er ſie niemals wieder wird mißbrauchen können

3. Er ſoll ſich nicht gelüſten laſſen, in der Kirche immer die Augen auf ſie gerichtet zu haben, und ſich kühnlich unterfangen, ſie durch das Fernglas zu betrachten, oder man wird ihn auf den rechten Auge blenden laſſen.

4. Wenn ich, als der einzige rechtmäßige Verehrer dieſes Frauenzimmers, derſelben oder ihrem Herrn Vater, meinem inſonders hochgeehrten zukünftigen Herrn Schwiegerpapa einen Beſuch abſtatte, ſo ſoll er ſich nicht erkühnen, heimlich unter das Fenſter ſich zu ſchleichen, um zu hören, was geſprochen wird, widrigenfalls hat er zu erwarten, daß man ihn durch ein paar handfeſte Dreſcher wird greifen, und ohne Barmherzigkeit zu dienlicher Abkühlung ſeiner verliebten Hitze, mit Haut und Haar in die öffentliche Schwämme hinein werfen laſſen.

5. Weil er ſchon ehemals ſoll gedrohet haben, gegen denjenigen, welcher auſſer ihm Jungfer Hannchen lieben würde, eine ſo beiſſende Satyre abzufaſſen, daß der unglückliche Liebhaber ſich darüber zu Tode ärgern müßte, und nun unter der Hand verlauten will, daß er dieſes gefährliche Werk wirklich unter der Feder habe, welches ſeinen Rival, ſo bald er es zu Geſichte bekäme, gleich einem ſchädlichen Baſilisken ums Leben bringen könnte: ſo wird ihm wohlmeinend angerathen, von dieſer böſen Arbeit abzuſtehen, auch ſogleich nach Verleſung dieſes, dasjenige, was er bereits daran ausgearbeitet hat, zu zerreiſſen und ins Feuer zu werfen, oder man wird ihn zu zwingen wiſſen, dieſe Schrift öffentlich zu widerrufen, ſich ins Angeſicht zu ſchlagen, und ſolche zu verſchlingen.

6. Wird ihm auferlegt, das Pfarrhaus nicht nur gänzlich zu vermeiden, ſondern auch keine Briefe, weder an den Herrn Pfarr Wendelin, noch deſſen Tochter abgehen zu laſſen. Im Uebertretungsfall ſollen ihm zweymal zwey und funfzig Streiche nach türkiſcher Manier auf die Fußſohlen, durch meinen Zahlmeiſter richtig zugezählet werden. Wornach er ſich zu achten und für Schaden und Nachtheil zu hüten hat.

XXV. Brief.

Der Herr v. N. an den Herrn v. F.

den 18 Dec.

Werther Freund,

Sie machen mir die Zeit ziemlich lang, ehe Sie mir einmal wieder Lection geben, wie ich in meiner Liebe gute Progreſſen machen ſoll. Ich habe Ihnen, denke ich, Zeit genug gelaſſen Mittel und Wege ausfündig zu machen, wie ich am füglichſten zu meinem Zwecke gelangen kann, wenn Sie noch nichts erfunden haben ſo rühmen Sie ſich nicht, daß Sie ſinnreich ſind. Ich glaubte nicht, daß ich das alte Jahr als ein Junggeſelle beſchlüſſen würde, und war meiner Sache ſo gewiß, daß ich nicht mehr daran zweifelte. Sie wiſſen, daß ich meine Unternehmungen gern bald zu Stande bringe, bald dazu und ſpäte davon das iſt mein Wahlſpruch. Sie haben eine große Gabe zu zaudern, es gehet mit ihren Rathſchlägen und Unternehmungen ſo langſam als auf dem Reichstage zu. Es wäre kein Wunder, wenn ich alt und grau über meiner Freierei würde. Machen Sie, daß die Sache zu Stande kommt, oder ich thue zweierlei, Sie verliehren an mir einen Mündel, der ſich Ihrer Sorgfalt in der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens anvertrauet, und ich wende mich an den Baronet und nehme Ihn zum Führer an. Er ſoll mir eine Vorſchrift ſchicken, wie ich meinen Angriff auf das Mädchen das ich liebe, veranſtalten ſoll. Ich traue ihm zwar bei unſern vaterländiſchen Schönen nicht viel Erfahrung oder Glücke zu: ich weiß aber doch gewiß, daß ich bei ſeinem Rathe beſſer fahren werde als bei dem Ihrigen. Nach dem Sprichwort heißt es zwar, Arzt hilf dir ſelber, es wäre wohl am beſten, daß ich bei mir ſelbſt Rath nähme, denn zu den Magiſter Lampert habe ich, ſeitdem ihn die Tochter meines Pfarrers hat durch den Korb fallen laſſen, nicht das geringſte Vertrauen mehr: allein ich fürchte, daß ich auch nicht die rechte Methode treffen möchte, mich bei dem Mädchen einzuſchmeicheln. Wenn Sie mir verſprechen wollen, künftig eifriger Hand an das Werk zu legen, ſo will ich Ihr Kundmann bleiben und Ihrem Rath ſo genau befolgen, als wenn ich ihn von den ſieben Weiſen aus Griechenland bekommen hätte.

Iſt es denn wahr, was mir neulich Fräulein Amalia ſagte, daß der Major Fräulein Julgen eine prächtige Kutſche geſchenket hat? Eine Windkutſche wird es wohl ſeyn, oder wenn etwas daran iſt, ſo wird es wohl nicht viel mehr als eine alte Karrethe ſeyn, die er einen Marquetender abgekauft hat: Die Officiers ſind ſonſt nicht gewohnt ſo gar viel zu verſchenken, demantne Ohrengehänge und ein Staatswagen ſind ſchon Geſchenke die etwas ſagen wollen, ich weiß nicht was ich davon glauben ſoll. Fräulein Amalia, das loſe Mädchen, ſchlug mir vor, ich ſollte Julgen ein paar Pferde vor die Kutſche verehren, dieſe würden ſolche hinziehen wohin ich ſie haben wollte, ein feiner Rath! Jetzt ſind die Zeiten darnach, daß man ein Geſpanne Pferde verſchenken kann, das iſt kein Fürſt zu thun im Stande. Sie mag ſehen, wo ſie Pferde bekommt, von mir hat ſie keine zu hoffen. Wir haben hier einen ſehr künſtlichen Korbmacher, der ſagte mir vor einigen Tagen, er wollte ſo natürlich eine Portechaiſe flechten, wie man in [illegible] Stadt zu haben pflegt, was meinen Sie, wenn ich eine machen ließ, ich wollte ſie hübſch mahlen und vergulden auch fein ausſchlagen, und ſie dem Mädchen nebſt ein paar Dreſchern, die eher zu haben ſind als ein paar Pferde, auf Weinachten beſcheren laſſen. Sonntags, da dieſe Kerls ohnedem das Brodt nicht verdienen, das ſie verzehren, ſollen ſie allezeit nach Wilmershaußen gehen und Fräulein Julgen in die Kirche und auch ſpatzieren tragen, alsdenn gehen ſie Montags wieder bei mir in die Arbeit. Wenn dieſer Vorſchlag Ihren Beifall findet, ſo ſoll er bald ausgeführet werden.

Sagen Sie mir doch was ich mit meinem Pfarrer anfange, er iſt ein grundböſer Mann.

Wenn er mich in den Bann thun könnte, ſo machte er ſich kein Gewiſſen daraus. Lampert hat ihn bei mir immer die Stange gehalten und mich beſänftiget, wenn ich ihm eins habe verſetzen wollen: aber jetzt da er ihn nicht mehr vertritt, bin ich mehr als jemals gegen ihn aufgebracht. Einige wollen ſagen, er hätte, weil er mir nichts anhaben kann, und doch gleichwohl an mir reiben will, eiſerne Nägel in die Abſätze ſchlagen laſſen, und marſchirte beſtändig über den Grabſtein eines meiner Ahnen, der in der Kirche liegt, mit ſo nachdrücklichen Schritten hinweg, daß dadurch das Geſicht dieſes meines Vorfahren, der, wie Sie wiſſen, in Stein ausgehauen iſt, ſehr wäre beſchädiget worden. Ich habe, um hinter die Wahrheit zu kommen, ihm heute einen Schuh abfordern laſſen, ſolchen in Augenſchein zu nehmen: er hat mir aber dieſen verweigert. Ich kann daraus nichts anders ſchlüßen, als daß er ſich nicht ſicher weiß, und das corpus delicti nicht aushändigen will, weil dadurch die Bosheit an den Tag kommen würde. Er ſoll mir aber den Poſſen nicht umſonſt geſpielet haben, ich will ihn verklagen und ihn ſo hetzen, daß er bald zu Kreuze kriechen ſoll. Lampert meint, er käme darüber vom Dienſte und das wäre ihm auch gar recht. Lampert, der arme Teufel iſt ganz melancholiſch, daß ihm ſeine Liebſte aus dem Garne gegangen iſt, unterdeſſen will er es mit Ihrem Gerichtshalter weder auf den Hieb noch auf eine Diſputation angehen, um ihm ſeine Beute ſtrittig zu machen. Sein Unglück hat ihn ſeit etlichen Tagen ſo ſchmeidig gemacht, daß man ihn wie einen Polzen durch ein Blasrohr ſchießen könnte, da er vorhero in keinem Schlote Raum gehabt hätte. Wenn Sie Ihren Gerichtshalter dahin bringen könnten, daß er ihn ſein Mädchen wieder abträte, ſo wollte ich den alten Wendelin verzeihen. Ich erwarte auf dieſen Brief von Ihnen bald eine Antwort und bin

Ihr
aufrichtiger Freund
v. N.

◆

XVI. Brief.

Der Herrn v. F. an den Herrn von N.

den 18 Dec.

Sie ſind noch ziemlich ungeduldig für einen Liebhaber nach der heutigen Welt. Wenn ich einige Tage ein tiefes Stillſchweigen beobachtet und Ihren Auftrag, Sie bei Ihrer Liebe mit gutem Rathe zu unterſtützen, ßen, gleichſam vergeſſen habe, ſo dürfen Sie deswegen nicht glauben, daß ich dieſe Zeit über ganz und gar müßig geweſen bin: ich habe vielmehr für Sie ſehr vieles gethan, und will Ihnen jetzo davon Rechenſchaft ablegen. Mein Stillſchweigen hat keine andere Abſicht gehabt, als Ihre Gedult zu prüfen, und Sie hätten nur noch einige Tage aushalten ſollen, ſo würden Sie Ihre Probe gut gemacht haben. Dem ungeachtet verdienen Sie vieles Lob, daß Sie über 14. Tage lang ſich haben patientiren können, ohne einen Angriff auf Ihre Schöne zu thun, und ich werde Ihnen bald verſtatten, einen neuen Verſuch zu wagen. Das Feſt ſcheinet hierzu keine unrechte Gelegenheit an die Hand zu geben, und ein Geſchenk zum heilgen Chriſt dürfte Ihnen bei dem Fräulein gute Dienſte leiſten. Ich will mich hierüber hernach weitläuftiger erklären, und mich jetzo nur wegen meines Stillſchweigens rechtfertigen, auch zugleich Ihnen einige neue Anmerkungen, die ich dieſe Zeit über gemacht habe, mittheilen, welche Ihnen bei Ihrem Vorhaben vermuthlich ſehr nützlich ſeyn werden. Um nach dem jetzigen Geſchmack ein vollkommener Liebhaber zu ſeyn, muß man im Anfang der Liebe einen Schüler des Pythagoras vorſtellen, dieſer Weltweiſe ließ ſeine Nach folger einige Jahr lang ein tiefes Stillſchweigen beobachten, ſie mußten ihren Lehrmeiſter nur bewundern, und das glauben, was er ſagte, ohne ihm zu widerſprechen. Heutiges Tages machen es die Anbether einer Schönen eben ſo, ſie reden, wenn ihr Herz ſchon in der vollen Flamme ſtehet, noch nicht ein Wort von der Liebe, oder thun dieſes doch weder mündlich noch ſchriftlich, ſondern bedienen ſich blos der Sprache der Augen, die ziemlich zweideutig iſt, und ſo vielerlei Auslegungen verſtattet, als die Geſetze des Juſtinians. Dieſes Stillſchweigen dauret ſo lange, bis ſie der Gunſt ihrer Gebieterin ganz gewiß verſichert ſind, alsdenn erklären ſie ſich etwas deutlicher, ſie bedienen ſich einer Sprache, die nicht aus Worten beſtehet, die aber gleichwohl die deutlichſte, nachdrücklichſte und beliebteſte Sprache iſt, die gefunden wird, das ſind die Geſchenke. Iſt die Schöne geneigt, den Antrag ihres Verehrers anzuhören, ſo nimmt ſie ſolche an, ſie macht ihm auch wohl ein Gegenkompliment mit einem kleinen Geſchenke, zum Exempel für einen Diamantſchmuck ſchenkt ſie einen Blumenſtrauß, der an ihren Buſen halb verwelkt iſt, für eine andere Galanterie, als Ohrengehänge, Doſen, Sonnenfächer, Lavendelfläſchgen und dergl. giebt ſie zur Wiedervergeltung ein Bandſchleifgen, ein Schminkpfläſtergen, oder eine andere Kleinigkeit, die aber doch jederzeit von dem Liebhaber höher als alle Schätze des Kaiſers von Abyßinien müſſen geſchätzet werden. Nachdem man dieſe Sprache genug gebrauchet hat, ſo bedienet man ſich erſtlich der Zunge oder der Feder, man wiederholt das, was man ſchon zehnmal geſagt hat, und man erhält die Antwort, die man auch bereits ſchon einigemal erhalten hat. Sie ſtehen, wo ich mich nicht irre, noch in dem erſten Grade der Liebe, und ich halte noch nicht für rathſam, daß Sie Ihr Wort, das Sie ſchon einigemal zur Unzeit mündlich angebracht haben, ſo frühzeitig auf dieſe Art erneuern, ſie würden ſich davon nicht die geringſte gute Folge zu verſprechen haben. Ich erlaube Ihnen unterdeſſen, da Sie mit dem Munde noch eine Zeitlang das genaueſte Stillſchweigen beobachten, der Sprache der Augen ſich mit Vortheil zu bedienen, und wenn dem Fräulein nicht gefällt, auf dieſe Art ſich mit Ihnen zu beſprechen, die Beredſamkeit der Geſchenke anzuwenden. Obgleich das Fräulein ſehr ſtoiſche Geſinnungen zu haben ſcheinet, ſo iſt ſie doch ein Frauenzimmer, und dieſes macht mir Hoffnung, daß ſie endlich hierdurch ſich wird überwinden laſſen. Sehen Sie, das ſind die Regeln, welchen ich in einem Zeitraume von mehr als vierzehn Tagen, die ich wie Achilles bei der Belagerung von Troja in einer völligen Unthätigkeit zugebracht zu haben ſcheine, ausſtudiret habe. Es ſind derſelben wenig, aber ſie ſind wichtig und für einen Liebhaber ſicher, ich habe die ganze Geſchichte des Herrn Grandiſons mit dieſen Regeln zuſammen gehalten, und habe befunden, daß Herr Grandiſon in ſeiner Liebe bei allen Mädchens glücklich geweſen iſt, weil er ſie aufs genaueſte beobachtete, daß es hingegen den andern Anbetern des Fräuleins Byron nicht geglückt hat, weil ſie ſolche übertreten oder verachtet haben. Was fehlte dem tapfern Greeville, daß ihn Henriette nicht glücklich machte? Nichts anders, als daß er einen Sprung that in der Liebe, er hatte nicht ſchweigen gelernet, er ſagte jedermann, daß er ſie liebte, und gab ihr dieſes ſelbſt mündlich zu verſtehen, da er noch kaum die Augen durfte reden laſſen. Der weinende Herr Orme war ſchon etwas glücklicher, das Fräulein ſchenkte dieſem Liebhaber ſchon ihr Mitleiden, und dieſes iſt der erſte Schritt zur Erhörung eines Liebhabers. Er wußte zu ſchweigen wie ein Pothageräer, aber weil er ſeine Augen, die immer voll Thränen ſtunden, und von dem Salze derſelben wund waren, nicht wohl brauchen konnte, um durch dieſe den erſten Liebesantrag thun zu laſſen, ſo mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen. Sir Hargrave war gewiß ein Mann, dem die Mädchen nicht lange Widerſtand leiſten konnten; allein er machte es zu arg, er führte die Sprache des Mundes und der Augen zugleich, er redete auch dann und wann andere Sprachen, die nur in Häuſern gebraucht werden, die in keinem guten Rufe ſtehen; mit einem Worte, Augen, Mund und Hände waren an ihm redend, und dieſes verdarb ſein Spiel. Er wollte wie Cäſar auf einmal kommen, ſehen und überwinden, und dieſes gehet nicht bey allen Schönen an. Mit einem Worte, alle Liebhaber von Henrietten übertraten dieſe Regeln, Herr Grandiſon, der bei der Kunſt zu lieben ein glückliches Genie hatte, und bei allen ſeinen Unternehmungen regelhaft verfuhr, hatte auch davon einen guten Fortgang zu erwarten. Er hatte ſich vorgenommen, der Clementine einen Liebesantrag zu thun, und erklärete ihr den Milton, durch dieſes Mittel, da er ihr erzählte, wie die erſten Eltern das Paradies verlohren hatten, bekam er Gelegenheit, das Paradies zu erobern, oder durch den angenehmen Umgang mit dieſem vortrefflichen jungen Frauenzimmer ſich in ihr Herz einzuſchleichen. Er ſagte ihr kein Wort von ſeiner Liebe, aber er ſchielte dann und wann über das Buch weg, und ließ ſeine Augen den ihrigen begegnen, ſie lernten einander verſtehen, und Herr Grandiſon erklärte ihr zweyerlei auf einmal, den Milton und ſeine Liebe. Er hatte ſchon ein gewonnen Spiel in Händen, da er ſeinen Autor weglegte, und ihr mündlich und ſchriftlich geſtund, daß er ſie liebte. Mit der Henriette Byron verfuhr er nicht anders, Sie haben dieſes in einem ihrer Briefe ſelbſt angemerket, daß er in ſeiner Liebe ſehr langſame und bedenkliche Schritte gethan, und den ſchwindſüchtigen Anfall der Fräulein Byron keiner andern Urſache beigemeſſen, als weil Sir Carl nicht ſo geſchwind, als ſie es gewünſchet, Hochzeit gehalten hätte, daraus ſehen Sie ſelbſt, wie genau er die Regeln, die ich Ihnen mittheile, befolget hat. Ich bin durch meine eigne Erfahrung von der Richtigkeit derſelben vollkommen überzeugt worden, ich habe ſie erfüllet, ohne daß ich ſie damals noch kannte. Ich entdeckte meiner Frau alle meine Geſinnungen, ohne ein Wort mit ihr davon zu reden; wenn wir vom Wetter ſprachen, ſo betheuerte ihr der Accent der Worte, und die Art, mit welchen ich ſie vorbrachte, durch tauſend Eidſchwüre, daß ich ſie liebte, und wenn ſie in meiner Gegenwart eine Nadel abſtrickte, ſo war jede Schmaſche beredt:

ich ſahe aus der geſchwindern oder langſamern Bewegung ihrer Finger, wie ihr mein Antrag gefiel. Da ich genugſame Gründe vor mir hatte, ihre Minen für mich günſtig zu erklären, ſo wendete ich die andere Art der Beredſamkeit bei ihr an, um ſie vollkommen zu überwinden, ich wagte es, ihr verſchiedene kleine Geſchenke zu machen, und da ſie dieſe nicht ausſchlug, ließ ich ſie immer höher ſteigen, bis ich ihr einen Ring an den Finger practicirte, der mir ſo hoch zu ſtehen kam, daß ich in der Meſſe damals meine Zeche im Gaſthofe ſchuldig bleiben mußte. Sie beſchenkte mich davor mit einem vierblättrichten Kleeblat, das ſie eben im Garten gefunden hatte. Da ich dieſes erhielt, zweifelte ich nicht mehr an meinem Glücke, ich ſchickte, wie Sie wiſſen, meinen Abgeordneten ab, um das Fräulein zu werben, und war des guten Ausganges meiner Sache ſo gewiß, daß ich diesfalls allezeit tauſend Thaler gegen einen Groſchen hätte ſetzen wollen.

Nun ſind Sie hoffentlich überzeugt, daß ich meine Zeit nicht müßig zugebracht, ſondern mich vielmehr zu ihrem Vortheile beſchäftiget habe. Nach vielem Kopfbrechen iſt es mir endlich gelungen, dieſe Regeln, die ich Ihnen hier mittheile, zu erfinden. Ich billige Ihr Vorhaben, dem Fräulein etwas zum heilgen

Chriſt beſchehren zu laſſen: nehmem Sie ſich aber wohl in acht, ihr eine Korb Portechaiſe zu verehren, Sie dürften vielleicht der erſte ſeyn, der die Ehre hätte, darinne getragen zu werden. Alle Korbmacherarbeit iſt den Liebenden fatal, und wird von ihnen eben ſowohl für ein böſes Anzeichen gehalten, als die unglücklichen Vögel bey den Römern, wenn ſie zu Felde zogen. Ich war bei meiner Liebe ſo abergläubiſch, daß wenn mir jemand mit einem Korbe begegnete, wenn ich ihr aufwarten wollte, ſo kehrte ich ſtehendes Fußes wieder um, und verſparte meinen Beſuch bis auf eine glücklichere Zeit. Sie wiſſen, daß der Unglaube eher mein Fehler iſt, als der Aberglaube. Wenn Sie mir ehemals von Ihren Feldzügen eine Erzehlung machten, ſo erregte ich Ihnen ſo viele Zweifel, daß Sie oftmals eben ſo ungewiß waren, als ich, ob ſich das wirklich zugetragen hätte, was Sie erzählten. Man giebt mir alſo mit Recht den Namen des Ungläubigen, aber bei der Liebe und beim Spiel verdiene ich ihn nicht, ich bin in beiden ſehr abergläubiſch. Der Pabſt Sixt der fünfte, ob er gleich Pabſt war, hatte doch den Aberglauben, alle glückliche Begebenheiten ſeines Lebens ereigneten ſich an einer Mittwoche, und ich habe angemerkt, daß mir das Glück im Spiel zwar alle Tage hold iſt, aber nicht alle Stunden. Die Mitternachtsſtunde iſt mir für den übrigen 23. Stunden des Tages beſonders günſtig, wenn ich das Spiel ſo weit dehnen kann, ſo bin ich Meiſter, und alsdenn gehe ich ohne Gewinſt nicht von der Stelle. Aus dieſer Urſache ſpiele ich niemals am Tage, ſondern jederzeit des Abends nach der Mahlzeit. Behalten Sie dieſes Geheimniß ja bei ſich, wenn meine Spieler dahinter kämen, würden Sie niemals meine Glücksſtunde wieder abwarten wollen. Sie ſehen hieraus, daß ich in gewiſſen Fällen ſehr abergläubiſch bin, und mein Aberglaube iſt dran Schuld, daß ich Ihnen widerrathe, dem Fräulein von W. eine Korb-Portechaiſe zu ſchenken, ich zittere ſchon wegen dieſes Einfalls für Sie, und nehme ſolchen für ominös an. Ich will Ihnen aber einen andern Vorſchlag thun, weil Sie wegen der jetzigen ſchweren Zeit, wie Sie ſagen, keinen großen Aufwand machen wollen, und Ihre Geſchenke, die gleichwohl in die Augen fallen ſollen, gern mit wenig Koſten beſtreiten, ſo nehmen Sie in der Holländiſchen Lotterie einige Looſe und ſchenken ſolche dem Fräulein, Sie können für 100 thl. fünfe bekommen, ſie kann ſich aber auch mit einem begnügen, wenn Sie ſehr ſparſam ſeyn wollen. Gewinnt das Loos, ſo iſt es beinahe ſo gut, als wenn Sie ihr eine Summe, die dem Gewinnſte gleich iſt, geſchenket hätten; verlieret es, ſo haben Sie weiter nichts als eine Hand voll Geld verlohren. Mich dünkt, dieſer Rath iſt nicht zu verwerfen. Wollen Sie aber das gewiſſe fürs ungewiſſe nehmen, ſo kaufen Sie ihr eine Galanterie, und bezaubern Sie die Schöne zur Vergeltung wieder, die Sie bezaubert hat, wenn Sie ſich einer goldnen Uhr oder einer Sache von gleichem Werth hierzu bedienen, ſo iſt dieſes kräftiger als alle verliebte Blicke, die vor ſich eben ſo wenig Kraft haben, als die Stäubgen, womit die Sonne ſpielt, die aber alle zu abgedruckten Pfeilen werden, welche das Herz eines Frauenzimmers durchdringen, wenn Ihnen ein anſehnliches Geſchenke Gewicht und Nachdruck ertheilet.

Ich denke, daß ich Sie nun in Anſehung Ihrer Liebe befriediget habe, ich will Ihnen nur noch ein Wort von Ihrem Pfarrer ſagen. So wenig dieſer ehrwürdige Mann zu dem Innhalt meines Briefes ſich zu ſchicken ſcheinet, ſo muß ich ihn doch eine Stelle in ſolchem einräumen. Ich bedaure ihn aufrichtig, daß er Ihre Gunſt verlohren hat, ich weiß, daß dadurch ſeiner Küche mancher Braten entgehet; allein ich glaube, daß man ihn verleumdet hat, und getraue mir, ihn ganz und gar von dem Verbrechen freizuſprechen, das man ihm beimißt. Wer wollte dieſem Ehrenmann eine ſolche Bosheit zutrauen, daß er das Bild einer Ihrer Ahnen ſollte verunſtaltet haben, den er nie gekannt hat, und der ihn folglich nie beleidiget hat? Sollte er mit Ihnen nicht allerdings zufrieden ſeyn, ſo muß man dieſes ſeiner Schwachheit und ſeiner geringen Kenntniß der großen Welt zu gute halten. Sie bleiben doch Kirchpatron, wenn er Sie auch manchmal auf eine verblümte Art öffentlich tadelt, oder nach der Sprache des gemeinen Mannes von der Kanzel wirft, ich muß mir dieſes ſowohl als Sie gefallen laſſen, und befinde mich auf einen ſolchen Fall allezeit ſehr wohl. Ich kann mir nicht einbilden, daß er ſeinen Amtseifer gegen Sie an Ihren Vorfahren ausüben ſollte; zudem ſcheinet ſein Fuß nicht mehr rüſtig genug, gegen eine ſteinerne Bildſäule dergeſtalt zu wüten, daß ſie davon merklich könnte beſchadiget werden, wenn er ſich auch Hufeiſen hätte auflegen laſſen. Ich habe meine beſondern Gedanken über dieſe Sache, Herr Lampert iſt zur Intrigue gemacht, wer weiß, ob er das nicht ſelbſt gethan hat, was er dem Herrn Wendelin aufbürdet.

Dieſe Vermuthung iſt nicht unwahrſcheinlich, er iſt in ſeiner Liebe bei der Jungfer Wendelin unglücklich geweſen, den größten Philoſophen verläßt ſeine Philoſophie, wenn er ein unglücklicher Liebhaber wird, er denkt auf Rache, wenn er auch übrigens ſo zahm iſt wie ein Lamm. Das Schwerd meines Gerichtshalters hält das ſeinige in der Scheide, daß er ſich öffentlich weder an ihn, noch an ſeine Braut wagen darf; er iſt alſo vermuthlich darauf bedacht geweſen, auf eine verborgene Art ſich zu rächen und dem Pfarrer eine Grube zu graben. Vielleicht hat er ſich einmal in die Kirche ſchließen laſſen, und das Monument ſelbſt beſchädiget, welches er nun auf die Rechnung des Pfarrers ſchreibt. Glauben Sie mir, Herr Wendelin iſt ein ehrlicher Mann, der für Leid in die Grube fahren würde, wenn er die boshafte Beſchuldigung wüßte. Laſſen Sie ſich, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, gegen ihn nichts merken und übergehen ſie die ganze Sache, die ohnedem eine Kleinigkeit iſt, mit Stillſchweigen. So gern ich wünſchte, Ihr Verlangen zu erfüllen, und meinen Gerichtshalter zu überreden, ſeiner Rechte auf Hannchen, die bereits ſeine Braut iſt, zum Vortheil des Herrn Lamperts ſich zu begeben; ſo wenig bin ich im Stande, dieſes ins Werk zu richten. Mein Gerichtshalter will eher das Leben verlieren, als ſeine Braut. Er iſt, wie Sie wiſſen, ein Mann, der Herzhaftigkeit beſitzt und ein gewaltiger Diſputator, daß ihr Herr Lampert gewiß gegen ihn den kürzern ziehen würde, wenn er ſich mündlich oder ſchriftlich, auf den Hieb oder Schuß mit ihm einlaſſen wollte. Ueber dieſes glaube ich, daß mein Gerichtshalter dieſes artige Mädchen wohl verdient; er hat alle Regeln eines Liebhabers, der in ſeinem Vorhaben glücklich ſeyn will, aufs genaueſte beobachtet. Er hat zu rechter Zeit geſchwiegen, und zu rechter Zeit ſeine Beredſamkeit angewendet; und das iſt es alles, was man von einem rechtſchaffenen Verehrer eines Frauenzimmers verlangt. Sein Mitbuhler, der dieſe Regeln übertreten hat, muß ſich ſein unglückliches Schickſal ſelbſt zuſchreiben, und ich hätte ihm dieſes prophezeien wollen. Gedult und ein wenig philoſophiſche Gelaſſenheit, die ſchon ſo viele unglückliche Liebhaber beruhiget und ſie von den gefährlichſten Gedanken abgehalten haben, ſich ſelbſt zu ermorden, ſind die einzigen Hülfsmittel, zu welchen er ſeine Zuflucht nehmen kann, um ſein Unglück ſich erträglich zu machen. Ich habe Ihnen nun alles geſagt, was ich mir vorgenommen hatte, Ihnen zu ſagen, es iſt mir dahero nichts mehr übrig, als Sie zu verſichern, daß ich mit vieler Hochachtung bin

Dero

gehorſamſter Diener
v. F.

Das
Gärtner-Mädchen.

Eine
komiſche Oper,
in drey Aufzügen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1771.

Spielende Perſonen:

Der Graf, in Geſtalt eines jungen Gärtners, unter dem Nahmen Jacob.

Julchen, ſeine Geliebte, die vermeinte Tochter eines alten Gärtners auf dem Lande.

Hannchen, Julchens Geſpielinn.

Mr. Simon, Kammerdiener, des Grafen.

Martin, Hausverwalter bey der Mutter des Grafen.

Ein redender Bauer.

Eine redende Bauerinn.

Bauern und Bauerinnen.

Der Schauplatz ſtellet eine Gegend bey einem Dorfe vor, in der Entfernung ein Ziehbrunn und ein Bauernhaus.

Das Gärtnermädchen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Julchen, mit einen Körbchen voll Blumenkohl und einer Flaſche Milch; ſie ſieht ſich aller Orten um, als wenn ſie jemanden erwartete, ſie ſingt:

Noch liegt er in ſanfter Ruh
Traumt von mir und ſchnarcht dazu;
Läßt mich einſam auf dem Wege.
Trägt mir meinen Korb nicht nach,
Wie er geſtern doch verſprach.
Ja, wo iſt der Träge!
Schlaf nur, ſchlaf, ich gönn es dir;
Aber träume ja von mir,
Fauler, träume ja von mir!

Mein guter Jacob! nun kamſt du zu ſpäte; wenn du aufwachſt, bin ich über alle Berge, er wird ſich recht ärgern daß er ſo verſchlafen iſt.

Zweyter Auftritt.

Jacob, kommt hinter einem Baume vor, und Julchen.

Jacob.

Verſchlafen? Ich wäre verſchlafen? Nein Julchen, ich habe hier unter dieſem Baume ſchon eine halbe Stunde auf dich gewartet.

Julchen.

So? du haſt mich alſo belauſcht? Nun kriegſt du kein Band um deinen Huth von mir; ich wollte heute meine Flaſche Milch recht theuer verkaufen, das Milchgeld darf ich meinem Vater nicht berechnen, und der Hausverwalter der Gräfin giebt mir immer ein paar Dreyer mehr für die Milch, als ich fordere: er iſt mir gut; für dieſes Geld wollte ich dir einen Band kaufen; aber nun kannſt du lange warten.

Jacob.

Du bringſt mir doch eins mit, das weiß ich; und wenn du es nicht thuſt, ſo iſt mir dein Liedgen, das du ſangſt, eben ſo lieb, als ein Band. Aber gieb mir deinen Korb und die Flaſche.

Julchen.

Da haſt du alles. Laß die Flaſche nicht fallen.

Jacob.

Ich gehe mit dir bis ans Zoll-Haus. Es iſt noch frühe, wir können uns Zeit nehmen, ich verſäume nichts an der Arbeit. Im Rückwege laufe ich ſpornſtreichs.

Julchen.

Ja das wäre was! Auf den Abend, wenn wir unter der Linde Pfänder ſpielen wollten, wärſt du müde und fiengſt an zu jähnen. Nein, ich nehme dich nicht weiter mit, als bis an den ſchmalen Bach.

Jacob.

Komm nur bald wieder, Julchen! ohne dich ſchmeckt mir keine Arbeit im Garten, dein Vater mag ſchmälen wie er will; geſtern hieß er mich einen Bengel, da dich Hannchen aus dem Garten rief, aber wer konnte ſich helfen? da du weg wareſt, war es nicht anders, als wenn ein Zentner Bley an meinem Grabſcheit hieng. Hörſt du? komm ja bald wieder!

Julchen.

So bald ich meine Waare verkauft habe. Wenn mir nur nicht Mr. Simon, der Kammerdiener des jungen Grafen, in den Weg kommt, er ſchwazt mir immer ſo viel albern Zeug vor, daß mir die Ohren weh thun, und ich kann ihn niemahls wieder los werden.

Jacob.

Ey was! dieſer Mr. Simon iſt dir zuwieder? das hätte ich nicht gedacht. Wahr-

haftig,

haſtig, wenn er hier iſt ſo geht mirs allemahl durchs Herz. Ich wollte lieber den Wolf im Schaafſtall ſehen, als ihn in unſern Dorfe. Ich dächte, dem könnte kein Mädchen gram ſeyn. Er redet ſo klug, und thut ſo manierlich, wie ein vornehmer Herr, und ſeine Haare ſind ſo künſtlich verſchnitten wie der Buchsbaum um ein Gartenbeet, und er riecht ſo ſüß wie ein Orangen-Blütgen. „Vor acht Tagen roch die Stube, da er lange weg war, noch wie ein Würtzladen.„ Ach, Julchen! für den wohlriechenden Herren aus der Stadt fürchte ich mich rechtſchaffen.

Julchen.

Ich wüſte nicht warum; die Putzdöckgen aus der Stadt ſind nicht für uns Landmädgen, und wir ſind nicht für ſie. Sie mögen bey ihren Stadtjungfern bleiben, und wir bleiben vor uns.

Jacob.

Ja wenn das nur ein obrigkeitlich Mandat wäre! aber du biſt doch gleichwohl ein gar zu allerliebſtes Mädchen, es iſt kein Wunder wenn ſich vornehme Herren in dich verlieben, ich kanns dem jungen Grafen nicht verdenken, daß er vor lauter Liebe ein Fieber bekommen hat. Nicht wahr? er dauert dich?

Julchen.

Je ja.

Jacob.

Du wirſt ihn doch nicht wollen ſterben laſſen? Du biſt mitleidig, und kannſt nicht einmahl zuſehen, wenn ich einem Maulwurf den Kopf einſchlage. Ich fürchte, ich fürchte!

Julchen.

Nun was denn? daß ich in die ungereimten Vorſchläge des Grafen einwilligen werde? Jacob, wenn du ſo was von mir denken kannſt, ſo bin ich dir nicht mehr gut. Gieb mir meinen Korb und geh!

Jacob.

Da biſt du nun gleich böſe. Nein, Julchen! ich fürchte nichts, es war nur ſo eine Grille die mir in den Kopf kam. Ich fürchte nichts.

(Sie thut böſe)

Welch verdrüßliches Geſicht!
Süßes Mädchen, zürne nicht!
Wenn dein Auge mit mir ſcherzt,
Iſt mir Müh und Arbeit Wonne;
Und ich frage nichts darnach,
Daß der lange Sommertag,
Daß die heiße Mittagsſonne
Mir die Wangen ſchwärzt.
Welch verdrüßliches Geſicht!
Süßes Mädchen, zürne nicht.

Julchen.

Das mahl mag dis ſo hingehen; aber, wenn du noch einmahl ſo übel von mir urtheilſt, ſo mach ich dir in acht Tagen kein freundlich Geſichte.

Jacob.

Gieb mir deine Hand darauf, daß du nicht mehr böſe biſt.

Julchen.

Da haſt du meine Hand. Aber wer kommt dort in der Ferne! — Iſt das nicht Herr Martin, der Hausverwalter der Gräfin?

Jacob.

Wo kommt denn der ſo früh her? Ja, ja er iſt es! da, Julchen! haſt du deinen Korb. Du weißt wohl, allen Mannsperſonen die dir gut ſind, deinen Vater ausgenommen, bin ich gram. Ich gehe.

Julchen.

Nun ſo geh nur bald.

Dritter Auftritt.

Julchen, Herr Martin (der Hausverwalter.)

Martin.

Je ſeht doch, ſeht doch! treff ich dich hier an, Julchen! und noch darzu mit einem jungen Kerl aus dem Dorfe? Mädchen, Mädchen! wenn das dein Vater wüßte!

Julchen.

Das kann er immer wiſſen. Es iſt Jacob, der Gehülfe meines Vaters, er trägt mir zuweilen den Korb, wenn ich zu Markte geh, daß mirs nicht zu ſauer wird.

Martin.

Und was giebſt du ihm für ſeine Mühe? Umſonſt iſt der Tod.

Julchen.

Was ſollte ich ihm geben? nichts, es iſt ſein guter Wille.

Martin.

Ja, ja, ſein guter Wille. Er machte aber gleichwohl ſo lange Beine, daß er fort kam, ſo bald er mich ſahe. Ich merke was, ich merke was! (vor ſich) Es wird mir ganz warm ums Herze, ich weiß nicht ob es Liebe oder Eiferſucht iſt. Ich muß hinter das Geheimniß kommen. (zu Julchen) Julchen! kannſt du mir recht ehrlich unter die Augen ſehen?

Julchen.

Warum das nicht? (ſie ſieht ihm ſtarr ins Geſichte.)

Martin.

Iſt nicht Jacob dein Liebhaber?

Julchen.

Mein Liebhaber?

Martin.

Ha! die kleine Schlange, wie ſie mit den Augen blinzet! Nun hab ich genug.

Julchen.

O! die Sonne ſcheint mir ins Geſichte; ich bin ganz verblendet.

Martin.

(Sieht ſich um) Das iſt wahr, Julchen! ich hätte dir bald Unrecht gethan: aber hier iſt Schatten, komm hieher.

Julchen.

Ey, Herr Martin! ich muß gehen, ſonſt verſäum ich den Markt. Ein andermahl wollen wir ſchwatzen, wenn ich Zeit habe.

Martin.

Nein, nein, es iſt noch früh am Tage, du kommſt bald genug in die Stadt; aber antworte mir erſt auf meine Frage, und ſieh mir dabey hübſch aufrichtig ins Geſichte, wenn du ein ehrlich Mädchen ſeyn willſt.

Julchen.

Ein ehrlich Mädchen? O ja, das bin ich (Sie ſieht ihn dreuſte an)

Martin.

Nun ſo ſage mir, ob der hübſche große Junge — — —

Julchen.

O weh, mein Auge, mein Auge!

Martin.

Je was denn, was denn?

Julchen.

Ach da iſt mir eine Mücke ins Auge geflogen, das brennt wie lauter Feuer. Herr Martin! Wenn ich blind werde, ſo hat ers zu verantworten.

Martin.

Die verwünſchte Mücke! Mußte ſie denn der Henker dir eben ins Auge führen? Als wenn der Weg nicht breit genug wäre, daß ſie dir hätte ausweichen können. Könnten doch wohl drey Frachtwagen hier einander ausweichen. Aber es hat nichts zu bedeuten, gieb mir dein Schnupftuch, ich will dir ein wenig friſche Erde auflegen, da wird ſich der Schmerz ſchon legen.

Julchen.

Es iſt nicht nöthig; er wird ſchon ſo vergehen, ehe ich in die Stadt komme.

Martin.

Was willſt du in der Stadt machen? wir brauchen heute nichts von deiner grünen Waare; die Gräfin ſpeiſet auswärts. Es iſt geſtern eine fremde Dame angekommen, mit der ſie nach einer langen Abweſenheit die alte Bekanntſchaft erneuern will, ſie ſpeiſen zuſammen bey der Gräfin Bruder.

Julchen.

So trag ich meinen Kram dorthin: Es iſt gut daß ichs weiß.

Martin.

Den Weg kannſt du erſparen. (Wie viel iſt der Blumenkohl werth, den du hier haſt?)

Julchen.

Alles wohl gerechnet, mit der Flaſche Milch ſieben Groſchen und ein Dreyer. Aber, Herr Martin, nicht wahr? er hätte den halben Gulden voll gemacht wenn er mir abgekauft hätte?

Martin.

Da iſt der halbe Gulden. Wirf den ganzen Plunder hier auf den Acker. Was ſollſt du dich damit tragen? Kehre mit mir um in dein Dorf; ſag deinem Vater, du kameſt aus der Stadt zurück, und hätteſt ſchon verkauft.

Julchen.

Das wäre ſchön, ich ſollte meinen Vater belügen, und das liebe Gut hier verderben laſſen, ohne daß es jemand genüſſen könnte? Und ihn brächte ich ja ums Geld, Herr Martin! das wäre wie auf die Gaſſe geworfen.

Martin.

Nicht doch, Julchen! nicht doch! die Gräfin muß alles bezahlen, das wird in Rechnung ge-

gebracht. Es wird das Jahr lang mehr eingerechnet. Es iſt gleichviel, ob die Waare hier, oder in unſern Keller verdirbt.

Julchen.

Nein, Herr Martin! ſeh er nur dieſe ſchöne groſſe Staude, die hab ich ſelbſt gepflanzet, ich habe ſie viele Wochen lang aufs ſorgfältigſte gewartet, und alle Tage zweymahl begoſſen. Wenn die Sonne heiß ſchien, habe ich ein Tuch darüber geſpannt, ihr Schatten zu geben. Keine Raupe durfte ſich zu ihr nahen. Und mein Vater hat mir dieſe Mühe vergolten: er lobte mich, da ich ſie ihm geſtern Abend brachte, und meine Mühe und Arbeit ſollte nun verlohren ſeyn? Nein, Herr Martin! behalt er ſein Geld, daraus wird nichts.

Martin.

Ja wenn du dieſe Garten-Gewächſe ſelbſt gezogen haſt, ſo iſts was anders, da darf kein Blatt davon umkommen. Kehre nur wieder mit mir um, und hebe alles auf. Morgen gaſtirt die Gräfin, da laſſe ich einen ganzen

Tragkorb voll grüne Waare bey deinem Vater abholen. Komm, kehre nur wieder mit mir um, ich habe heute keine Geſchäfte und will bey euch eſſen.

Julchen.

Ich will wieder mit ihm umkehren, Herr Martin! aber bey uns wird er nicht viel finden.

Martin.

Dafür iſt ſchon geſorgt: ſiehſt du nicht, wie meine Taſchen ſtrozen? (Er zeigt auf die Taſche.) Hierinnen logiren ein paar Feldhüner, ein halber Kappaun. Hier Torte, Zuckerwerk und ein Stück Paſtete. (Er zieht ſein Schnupftuch heraus, worinnen ein Stück Paſtete eingewickelt iſt) Verſuch einmahl hier dieſes.

Julchen.

Ich danke.

Martin.

Du wirſt mir doch keinen Korb geben?

Julchen.

Ich habe keinen Hunger.

Martin.

Närrſches Ding! zier dich nicht. Was gilts, wenn ich Jacob wäre, oder Mr. Simon der Kammerdiener: ſo würdeſt du dich nicht ſo lange ſperren.

Julchen.

Mr. Simon der Kammerdiener?

Martin.

Ja Mr. Simon der Kammerdiener. Nun nimm hin.

Julchen.

Mich hungert nicht.

Martin.

Nur ein bißgen, daß ich ſehe daß du mich nicht verachteſt.

Julchen.

Nicht ein Krümchen.

Martin.

Riech nur, wie delicat. (Sie tritt zurück.)

Julchen.

Pfuy! das ſtinkt ja wie lauter Knoblauch.

Martin.

Koſt es erſt.

Julchen.

Nein.

Martin.

Du mußt es annehmen, du mußt. (Er will es ihr durchaus aufdringen) Da, da! (Sie lauft fort, er lauft ihr nach; da ſie ihm aber zu geſchwind iſt, kommt er zurück, und wickelt die Paſtete wieder ein)

Vierter Auftritt.

Martin.

O, ſie ſoll mir nicht weit laufen! das weiß ich! Mit meinem Naſchkram laſſen ſich ſonſt die Mädchen verteufelt weit locken, ein andermahl wird ſie ſchon mehr Appetit haben.

Mir iſt doch kein Mädchen gram;
Thut gleich eine ſpröde,
Hab ich nur Paſtete,
Mach ich ſie bald zahm.
Gern wie junge Kätzgen
Naſchen ſie;
Und dann ärnt ich Schmätzgen
Von Roſenlippen ohne Müh.

Süß iſt meine Torte, ſüß,
Lernt ſie nur erſt naſchen,
Will ich ſie erhaſchen,
Und das ganz gewiß.
Das ſind Liebespfeile, (er zeigt auf die
Auf mein Wort! Paſtete.)
Und mit dieſer Keule,
Da jag ich Nebenbuhler fort.

Ich muß dem Mr. Simon den Braten aus den Zähnen rücken. (Immer trallert er ein Liedgen von Julchen. Er lauert ihr auf, wenn ſie in der Stadt iſt, er beſucht ſie hier in ihrer Heymath; das iſt bedenklich, ganz gewiß, er liebt ſie. Sie hat ſich in ihn vergafft. Vor etlichen Jahren hat er mir die Kammerjungfer der Gräſin abſpänſtig gemacht, den Streich vergeß ich ihm nicht. Ich ſchwur damahls hoch und theuer, mich auf gleiche Art an ihm zu rächen. Zweymahl iſt mirs ſchon gelungen. Die reiche Wittwe gab ihm den Korb; das war von mir. Das Schminktöpfgen, ſein Doſenſtückgen, wie er das Mädchen nennte, kehrte ihn vierzehn Tage vor der Hochzeit um! er war ehrlich und redlich mit ihr verſprochen, das ſchrieb ſich von mir her. Er wurde darüber raſend. Er wollte ſich erſchieſſen, erſtechen, und ins Waſſer ſpringen. Ach! wenn er doch bey dem guten Vorſatz geblieben wäre! Aber dazu iſt noch immer Zeit.) Er will Julchen wegfiſchen. Sachte, ſachte! du wirſt es nicht übel nehmen, Mr. Simon, wenn ich dir hierinne zuvorkomme. Das Mädchen iſt mir heimlich gut, es iſt ein kleines unſchuldiges Ding. Es kommt noch auf ein paar Rebhüner an, die ich ihrem Vater in die Küche fliegen laſſe, ſo hab ich ſie weg: ey ja, das giebt mir doppelte Luſt. Einmahl krieg ich eine hübſche Frau, und hernach kränk ich dadurch meinen Erbfeind. Ich habe zwar das Heyrathen verſchworen: allein, ich wußte nicht, daß ein Julchen in der Welt wäre. Und ich nähme ja wohl des Schurken ſeine Großmutter, wenn ich wüßte daß ich ihm damit einen Poſſen thäte. — Gut! der Operations-Plan wäre alſo entworfen. Friſch zur Sache! (Er geht eilfertig fort. Mr. Simon kommt ihm eben ſo eilfertig entgegen, und jeder ſcheint über die Anweſenheit des andern beſtürzt.)

Fünfter Auftritt.

Martin, Mr. Simon.

Simon.

Was? iſt er hier Herr Martin? So einen Kellerwurm hätte ich nicht in freyer Luſt geflucht, und er wagt ſich einmahl ans Tageslicht?

Martin.

Je, Mr. Simon! ich bin doch wohl auch werth, daß mich die Sonne beſcheint; das ſchöne Wetter hat mich aus der Stadt gelockt, und die Abweſenheit der Gräfin.

Simon.

Oder vielmehr die ſchönen Mädchen hier im Dorfe.

Martin.

Ha, ha, ha! Auf die Waare verſteht er ſich beſſer als ich. Das mag wohl die Urſache ſeyn, daß er heute ſo früh aus den Federn gekrochen iſt. (Simon lächelt) Getroffen, getroffen! das hab ich wohl gedacht.

Simon.

(Bei Seite.) Ich muß mir mit dem alten Meiſter Abgunſt einen Spaß machen. (laut) Was er für ein Schlaukopf iſt, Herr Martin! Er ſpühret immer in dem innerſten Winkel meines Herzens meine Geheimniſſe aus. Er hats errathen. Ich bin gefeſſelt; Amor hat ſeine Pfeile auf mich abgedrückt. Mein Herz liegt auf der Folterbank.

Martin.

(Bey Seite.) Wenn doch der ganze Kerl drauf läge! (zu Mr. Simon) Ach wie dauert er mich, Mr. Simon! Er ſeufzet? Iſt er etwa in der Liebe unglücklich? Hat ihn wieder ein Mädchen fortgeſchickt? Ich habe allezeit ein herzliches Mitleiden mit ihm gehabt, wenn ihm ſo ein Unglück begegnet iſt. Der Sache iſt vielleicht noch zu helfen, ſag er nur, wo ihn eigentlich der Schuh drückt, ich will ihm mit Rath und That an die Hand gehen.

Simon.

Iſt das ſein Ernſt, Herr Martin?

Martin.

Ja, mein Ernſt, Herr Simon! (Bey Seite) Ha! ich habe ihn treuherzig gemacht.

Simon.

Soll ich ihm meine Schwachheit geſtehen?
Nein, er kann alles von ſelber errathen.

Martin.

Nicht wahr? er hat ſich in Julchens Lärvgen verliebt, und das kleine Ding thut gegen ihn ſo ſpröde? Sie will keine Liebhaber aus der Stadt haben. Das liegt ihm nun ſo auf dem Herzen? Ha ha! ich dächte, ein ſo hoch erfahrner Mann wie er, wüßte die ſpröden Mädchen ſchon zu bezwingen. Aber freylich, Julchen iſt ein Mädchen, um die ſichs wohl der Mühe verlohnt, daß man ſich ein bisgen quält.

Simon.

(Kaltſinnig) Hm! Julchen iſt ſchon ein gutes Mädchen.

Martin.

(Bey Seite.) Ein gutes Mädchen? Holla! ſollte ich mich wohl in der Perſon geirret haben? (zu Mr. Simon.) Nicht wahr? Mr.

Simon! Ich habe alles errathen. (Mr. Simon macht allerhand affectirte Bewegungen und eine verächtliche Mine gegen Martin.) O! nun weiß ich, was die Kreide ſchreibt! Er liebt Hannchen, das ſchwarzäugige Mädchen. Hätte ichs doch gleich denken können, ich weis ja ſeinen Guſto. (Simon ſieht ihn wieder verächtlich an und lacht.) Was? Mr. Simon! Ich hätte es wieder nicht getroffen? Er lacht mich aus? Was gilts, er liebt die Pachters Tochter vom Edelhofe hier, und der karge Vater will ſie einem ſolchen Stutzer aus der Stadt nicht geben? Aber ſie iſt ja auch noch ein bloſſes Kind, was wollte er damit machen? Ihre Thaler mögen zwar alt genug ſeyn, und ſo eine gute Beute läßt man freylich nicht gern entlaufen.

Simon.

Ich kann ihn unmöglich länger in Ungewißheit laſſen, Herr Martin! da er an meinen Schickſalen in der Liebe immer ſo einen

freund=

freundſchaftlichen Antheil nimmt. Ich will ihm den Gegenſtand meiner Wünſche ſchildern, recht nach dem Leben; höre er zu!

Schön iſt mein Mädchen! ihre Haut
Iſt weiſſer noch als Schnee:
Klein, niedlich, aber wohl gebaut,
Iſt meine Galathe!

Martin.

Das iſt Julchens Conterfey.

Simon.

Rund wie der volle Mond, ſo rund;
So glänzend ihr Geſicht!

Martin.

Das iſt Hannchen, meiner Treu!

Simon.

An Schönheit weicht ihr rother Mund,
dem ſchönſten Purpur nicht

Martin.

Das iſt Lottchen, oder Kätchen;

Simon.
Ihr heitrer Blick ſtrahlt Sternenglanz
Aus blauer Augen-Paar;
Martin.
Ey das allerliebſte Mädchen!
Simon.
Es ſchlingt ein bunter Blumenkranz
Sich um ihr goldgelb Haar;
Martin.
Ich dachte gar.
Julchen, Hannchen, Lottchen, Kätchen,
Keine hat von dieſen Mädchen,
Goldgelb Haar.
Simon.
Dennoch iſt es wahr!
Es ſchlingt ein bunter Blumenkranz
Sich um ihr goldgelb Haar.
Martin.
Julchen, Hannchen, Lottchen, Kätchen,
Keine hat von dieſen Mädchen,
Goldgelb Haar.
Simon.
Dennoch iſt es wahr.

Martin.

Ich dachte gar, ich dachte gar.

Ich laſſe mir da von ihm nichts vorlügen; daß ers weiß! Denkt er, daß er ſeinen Spott mit mir treiben will?

Simon.

Mein Herr Martin! ich ſpotte nicht. Eine gewiſſe Galathe, die ich anbete, iſt in dieſer Arie, die ich noch von einer Oper her im Kopf habe, ſo genau abgeſchildert, daß ihr Porträt darnach könnte gemahlet werden. Das goldfarbne Haar iſt nur ein poetiſcher Ausdruck, der ſo viel ſagen will, als von ſchöner Farbe. Die Dichter vergulden alles was ihnen gefällt.

Martin.

Das laß ich gelten: aber was ſoll ich mir lange mit Herumrathen den Kopf zerbrechen? nenn er mir ſein Mädchen ohne Umſchweiſe. Er kann es ohne Gefahr bey mir thun, ich thu ihm keinen Eintrag, er ſeufzt und verdreht die Augen, armer Teufel! die Liebe muß dich rechtſchaffen martern.

Simon.

Ach mein Herz iſt ein Nachen, der auf dem Meere der Liebe von Wirbelwinden herum getrieben wird.

Martin.

Ey wir ſind hier auf dem feſten Lande, was will er da mit den Meere und mit den Wirbelwinden? (Bey Seit.) Ich möchte vergehen, daß ich ihn nicht kann zur Sprache bringen.

Simon.

Ich bin der unglücklichſte Sterbliche unter der Sonnen.

Martin.

Das bedaure ich von Grund meines Herzens.

Simon.

Zwey Mädchen aus dieſem Orte haben mein Herz unter ſich getheilet: ich liebe beyde.

Martin.

Was er ſagt? Zwey Mädchen auf einmahl? das iſt doch ſchnackiſch! (bey Seite) Ueber den verwünſchten Streich! darauf habe ich nicht gedacht. Was iſt da zu thun? Wenn ich ihm die eine abkapere, ſo behält er doch noch die andere, und würde dadurch vielleicht ſeiner Marter loß; und zwey Weiber auf einmahl zu nehmen? wo denk ich doch hin! das wäre wieder die Policey. (zu Simon) Aber welcher giebt er denn den Vorzug? Er kann ſie doch nicht alle beyde zugleich heyrathen. Ich will für ihn wählen.

Simon.

Ich habe ſchon gewählt.

Martin.

(Neugierig.) Welche denn?

Simon.

Beyde! Das verurſacht eben meine Qual, darum vergleiche ich meine Liebe mit einem

Schiffe, um das die ſchäumenden Wellen der Leidenſchaften brauſen.

Martin.

(vor ſich) Ich möchte raſend werden über die tollen Vergleiche! Warum iſt doch meine Fauſt nicht eine Klippe; das Narrenſchiff ſollte bald daran ſcheitern. (zu Mr. Simon.) Mach er ſeiner Schiffarth einmahl ein Ende, ich kann dieſe Vergleiche nicht länger ausſtehen.

Simon.

Mein Herz iſt Ebbe und Fluth.

Martin.

Ach er macht mich noch Waſſerſcheu!

Simon.

Und doch lodern in dieſer Bruſt auch Flammen: Zwey wiederwärtige Elemente kämpfen in dieſer Bruſt.

Martin.

Ey mach er mir mit den Poſſen den Kopf nicht länger warm, oder ich fange auch

Feuer, und da bin ich wie der Aetna, und werfe Flammen und Steine um mich her. Wir wollen wie verſtändige Leute reden. Er liebt alſo zwey Mädchen auf einmahl aus dieſem Dorfe?

Simon.

Mein Liebesſchiff ſchwimmt auf dem Meer,
Bald hoch auf ſtolzer Fluth einher;
Bald ſteigts zum Abgrund tief hinab.

Martin.

Paperlapap.

Simon.

Der Sturm brauſt her aus Oſt und Weſt;
Kein Tau hält mehr den Anker feſt!
Es wanket, es dreht ſich im Kreiſe;
Doch, nach gefährlicher Reiſe,
Kommt es in ſichern Hafen an,
Wo es kein Sturm mehr treffen kann.

(Bey den Worten: der Sturmwind brauſet her, hält ſich Martin die Ohren zu, da dieſes nicht hilft, will er dem Mr. Simon den Mund zuhalten, und da er ihn auch damit nicht zum Schweigen bringen kann, lauft er fort.)

Sechſter Auftritt.

Mr. Simon, Hannchen. (mit einem Rechen in der Hand)

Simon.

Ach, mein ſchönes Kind! biſt du hier? Ich muß dich umarmen.

Hannchen.

Das iſt bey uns hier nicht Mode, Mr. Simon! wenn er küſſen will, ſo kann er bey ſeinen Stadtjungfern bleiben.

Simon.

Weißt du denn auch was Mode iſt? Was hier nicht Mode iſt, will ich ſchon Mode machen. Biſt du noch niemahls geküßt worden?

Hannchen.

O ja ſchon oft, aber nur wenn wir Pfänder ſpielen.

Simon.

Gut! wir wollen Pfänder ſpielen: was ſoll das Pfand thun, das ich in der Hand habe? (Hier muß ſich Simon in Acht nehmen, daß er die Hände ganz frey hat, oder einen Ring anſtecken, oder ſonſt etwas in der Hand habe, oder Hannchens Hand faſſe.)

Hannchen.

Es ſoll ſeiner Wege gehen, und mich mit Frieden laſſen.

Simon.

Nein, es ſoll Hannchen küſſen. (Er will ſie küſſen, ſie ſtößt ihn weg.) Nu beym Pfandſpiel iſt es ja erlaubt, wer wird ſich denn ſo zieren?

Hannchen.

Ey das fehlte mir! Komm er nur nicht, Mr. Simon! ſonſt gerathe ich ihm mit meinem Rechen in die Friſur, oder ich zerkraze ihm das Geſicht.

Simon.

Grauſame! du könnteſt das über dein kleines Herzgen bringen. Ich habe in meinem Leben ſchon mehrmahl geküßt, und es hat mir noch kein Mädchen das Geſichte zerkrazet, wer wird denn über eine ſolche Kleinigkeit einen ſolchen Lerm anfangen?

Hannchen.

Ein Kuß wär eine Kleinigkeit,
Und macht doch ſo viel Herzeleid!
Nein, nein! wer Mädchen Küſſe raubt;
Wird mehr geſtrafet als er glaubt.

Einſt kam ein junger ſüſſer Herr,
In unſer Dorf von ungefähr!
Er ſah mich bey den Blumen ſtehn;
Und ſagte mir: ich wäre ſchön.

Er küßte mich ſchnell wie der Blitz.
Den Augenblick kam unſer Spitz,
Und biß dem guten Herrn ins Bein;
Da fieng er gräßlich an zu ſchreyn.

Am ſeidnen Strumpfe hieng ſein Blut,
Ach! da vergieng ihm Luſt und Muth!
Drum laß er nur das Küſſen ſeyn;
Sonſt beißt ihn unſer Spitz ins Bein.

Simon.

Böſes Mädchen! ich fürchte mich weder für deinen Spitz, noch für deinen Rechen, wenn mir gleich beyde die Zähne weiſen; ein Held der auf Eroberung denkt, läßt ſich nicht durch eine Batterie mit Canonen beſetzt abſchrecken. Soll ich einen Sturm wagen?

Hannchen.

Artig, Mr. Simon! da kommt jemand. Es iſt Julchen.

Siebenter Auftritt.

Hannchen, Simon, Julchen.

Hannchen.

Julchen! willſt du mit auf unſere Wieſe gehn? wir machen heute Grummet.

Julchen.

Immerhin, ich gehe ein Stündgen mit.

Simon.

Nein, Julchen! bleib hier, ich habe dir was in Vertrauen zu ſagen.

Julchen.

In Vertrauen? Wir ſind doch eben ſo vertraut nicht mit einander. Sag ers nur meinem Vater: der wird mirs ſchon wieder ſagen, wenns nöthig iſt.

Simon.

Die Väter müſſen nicht alle Geheimniſſe der Töchter wiſſen. Sie kundſchaften ſo immer mehr aus, als uns lieb iſt. Aber, Hannchen! laß dich von deiner Arbeit nicht abhalten, vielleicht komm ich mit Julchen nach.

Hannchen.

Ach ich bin verzweifelt neugierig! darf ichs denn nicht wiſſen, was er Julchen zu ſagen hat? Ich erfahr es doch von ihr.

Julchen.

Wenn Hannchen fort geht, ſo geh ich mit ihr; ſie darf alles wiſſen was ich weiß. Komm, Hannchen! wir wollen beyde gehen.

Simon.

Nun, Hannchen kan hier bleiben. Aber kannſt du auch etwas verſchweigen?

Hannchen.

Eben nicht viel, beſonders wenn es Geheimniſſe ſind, mein kleines Herzgen wird ſo voll davon, daß es wie ein kleines Töpfgen gleich überlauft.

Simon.

Wenn du plauderſt, ſo kannſt du dich darauf verlaſſen, daß ich dir ein Siegel auf den Mund drücke.

Hannchen.

Ey!

Simon.

Du weißt ſchönes Julchen! der Graf, mein Herr, betet dich an. Deine Tugend hat dir ſeine Hochachtung erworben, wie deine Schönheit ſeine Liebe. Er verabſcheuet alle Unternehmungen, deine Tugend ferner wankend zu machen. Er hat ſich bemühet dich zu vergeſſen, und hat deswegen eine Reiſe nach Paris gethan, um ſich zu zerſtreuen; aber alles iſt vergebens. Die Abweſenheit hat ſeine Liebe nur vermehret, dein Schatten folgt ihm überall. Er wurde tiefſinnig, haßte alle Geſellſchaft, und fiel in Verzweiffelung. Dadurch litt endlich ſeine Geſundheit, er bekam ein heftiges Fieber, und — — —

Hannchen.

Ach der arme Graf, wie dauert er mich! Er iſt doch nicht an dem Fieber geſtorben?

Julchen.

Man ſtirbt nicht gleich. Ich habe noch mein Tage nicht gehört, daß jemand an dem Liebesfieber geſtorben wäre.

Simon.

Du kannſt hierbey ſo gleichgültig ſeyn? Haſt du denn kein Mitleiden mit dem armen Grafen, du kleines Tiegerthier?

Julchen.

Was kann ich dafür, daß er krank geworden iſt: er wird ſchon wieder geſund werden. Was ſoll man da viel Mitleiden haben, wenn ſich jemand das Haus ſelber über den Kopf anſteckt? Das wäre alſo, was er mir zu ſagen hätte?

Simon.

Es iſt noch nicht alles, höre nur. Ein Arzt erräth die Urſach der Krankheit, er lockte meinem Herrn ſein Geheimniß ab, er ſchrieb alles ſeiner Frau Mutter. Untröſtlich über die Krankheit ihres Sohnes, ertheilte ſie ihm ſchriftlich die Erlaubniß, ja, ſie beſchwor ihn bey ihrer Liebe, bey ihrer Zärtlichkeit, dich zu heyrathen: Das war das einzige Mittel ſeiner Geneſung; ſein Glück, ſein Leben, ſtehet nun allein in deiner Hand.

Hannchen.

(Voll Verwundrung.) Was ich höre! Julchen ſoll eine Gräfin werden?

Simon.

Die Hoffnung, mit dir durch ein unzertrennliches Band vereiniget zu werden, belebt ihn von neuen. Es beſſert ſich von Tage zu Tage. Ich bin befehliget, dir den Zuſtand des Grafen zu entdecken, und deine jetzige Geſinnung gegen ihn zu vernehmen. Du ſchweigſt? kannſt du dich einen Augenblick bedenken.

Julchen.

Nein, keinen Augenblick!

Simon.

(Lebhaft.) Das denk ich auch.

Julchen.

Mein Entſchluß iſt gefaßt, daß ich nichts weiter von dem Grafen hören will.

Simon.

(Erſtaunt.) Was! iſt das möglich?

Julchen.

Wer einmahl eine böſe Abſicht gegen mich hat blicken laſſen, den kann ich niemahls lieben.

Simon.

Dieſe Abſicht kam nicht aus böſen Herzen, ſondern aus einer allzuheftigen Leidenſchaft gegen dich, und dadurch verdient ſie Verzeihung.

Julchen.

Ich will ihm gerne alles vergeben; aber mit der Bedingung, daß er nicht weiter an mich denkt.

Hannchen.

Du haſt das Herz, einen Grafen auszuſchlagen? Mir dürfte kein Junker in Weg kommen, ich hielte ihn beym Worte. Ich wüßte nicht was ich thäte, wenn ich eine vornehme Dame werden könnte.

Julchen.

Nein, Hannchen! ich lobe mir den Stand, worinnen ich gebohren bin; der größte Herr könnte mich nicht ſo glücklich machen, als ich jetzt bin.

Wenn ich eine Dame wäre;
Meinſt du, daß mit dieſer Ehre
Auch mein Glück verbunden wäre?
Ich ſage nein!
Fern vom ſtädtiſchen Gepränge,
Schreckt mich nicht der Stutzer Menge,
Hier im ſtillen Hayn.

Wir lächeln dem der uns gefällt;
Und trotzen die vornehme Welt!
So ſtolz wie ſie, und auch nichts minder,
Vergnügt ſind wir, nur viel geſunder!
Und auch ſo reich mit wenig Geld.

Hannchen.

Ja ja, wers nicht beſſer weiß, für den hat unſer Stand auch ſein Vergnügen. (Zuweilen leben wir auch herrlich und in Freuden, aber nur nicht immer. Weißt du noch, wie wir vor 14 Tagen unter der Linde beyſammen waren? da machten wir uns recht luſtig, und tanzten nach einer Leyer ſo gut als nach den Waldhörnern bey des Förſters Hochzeit.) Aber wers doch gleichwohl beſſer haben kann, der hats auch nicht ſchlimm. Ich gehe jetzt mit Luſt ins Grummet, aber wenn ich ſagen ſollte, daß ich nicht lieber einen Sonnenfächer anſtatt des Rechens oder einer Heugabel in der Hand trüge, ſo müßte ichs lügen.

Julchen.

Ich bin auf dem Dorfe gezogen und gebohren,

bohren, ich will auch auf dem Dorfe bleiben ſo lange ich lebe.

Hannchen.

Ich weiß wohl, warum dir das Dorf ſo wohl gefällt; wenn ich an deiner Stelle wäre, ſo dächte ich vielleicht auch wie du. Aber, Mr. Simon; iſt denn der Graf auch werth, daß man ihn liebt? iſt er denn ein hübſcher Herr?

Simon.

So ſchön wie der Adonis.

Hannchen.

O wenn er nicht ſchöner iſt.

Simon.

Wie ſo? der Adonis war der ſchönſte Jüngling, in den ſich die Liebesgöttin ſelbſt verliebt hat.

Hannchen.

Den hab ich nicht gekannt. Ich dachte, er meinte unſern Tobias den Schäfer, der iſt das ärgſte Fratzengeſicht im Dorfe.

Julchen.

Was hilft das ſchönſte Geſichte, wenn ein Schelm im Herzen wohnt!

Simon.

Julchen! du wirſt damit doch nicht den Grafen meinen? Haſt du nicht mehr Reſpect für ſeinen hohen Stand?

Julchen.

Was geht mich ſein Stand an! hat er doch auch keinen Reſpect gegen mich gehabt! Ein junges unſchuldiges Mädchen verführen wollen, pfuy! das iſt eine Schande.

Simon.

Er will ja dieſen Fehler wieder gut machen, er will dich aus deinem niedrigen Stande hervor ziehen, und zu einer Gräfin machen.

Julchen.

Ja wers glaubt! das ſind nur neue Schlingen Mr. Simon! ich kenne ihn und ſeinen Herrn zu gut. Ich bin nicht ſo einfältig als er denkt.

Simon.

Soll ich ſchwören, daß der Graf jetzt die redlichſten Abſichten von der Welt hat? Aber du würdeſt mir doch nicht glauben? Gut, die Mutter des Grafen ſoll dich überzeugen: ſobald du ſagſt, daß du ihn liebſt, wird ſie ſelbſt hieher kommen, dich als ihre Tochter zu umarmen. In dieſe wirſt du doch kein Mißtrauen ſetzen?

Hannchen.

Aber Julchen hat gleichwohl den Grafen niemahls geſehen, wie kann ſie ihn denn lieben?

Simon.

Es iſt genug wenn ſie ſaget, daß er ihr nicht mehr zuwieder iſt. Wenn ihr Herz noch frey iſt, ſo hat er Eigenſchaften genug, ihr liebenswürdig zu werden, ehe ſie ihn ſieht. Sein Rang, ſein Reichthum, ſeine Liebe für ſie, ſind dieſe nicht fähig, Gegenliebe zu erwecken? Ich bin überzeugt, daß ihn Julchen bereits liebt, und der Graf ſelbſt zweifelt auch im geringſten nicht daran.

Hannchen.

Daß dich! Er bildet ſich viel ein: Aber wenn nun Julchen ſchon einen andern liebte, etwa einen jungen Purſchen hier im Dorfe? (Julchen winkt ihr, zu ſchweigen.)

Simon.

Das hat nichts zu ſagen. Der Dorf-Galan wird ſeinen Abſchied bekommen, dafür ſteh ich.

Hannchen.

Aber kann er uns denn den Grafen nicht ein wenig beſchreiben?

Simon.

O ja mit Vergnügen! ſo deutlich als wenn er hier vor uns ſtünde. (zu Julchen.)

Wer meinen Grafen ſieht, der ſpricht:
Er hat ein allerliebſt Geſicht!
Man kann nichts ſchöners ſehn.

Julchen. (Bey Seite)
Für mich iſt nur mein Jacob ſchön.

Simon zu Hannchen.
Aus ſeinen Sieg-gewohnten Blicken
Strahlt Reiz und ſchmachtendes Entzücken!
Er ſieht ſo ungefehr wie ich!

Hannchen.
Daß dich!

Simon zu Julchen.
Er iſt nicht klein, auch nicht zu lang,
Gelenke, wohlgebaut und ſchlank!
Sein Witz fürwahr, da geht nichts drüber!

Julchen. (bey Seite.)
Mir iſt doch mein Jacob lieber.

Simon zu Hannchen.
Sein Fuß iſt ſchmal, doch voll die Wade,
Sein Schritt gemeſſen; wie am Drathe,
Bewegt er ſeinen Leib, wie ich!

Hannchen.

Daß dich!

Simon zu Julchen.

Seiner Stimme Melodie,
O wie zauberiſch iſt die!
Alle Herzen nimmt ſie ein!

Julchen. (Bey Seite.)

Jacob, dieſes Herz iſt dein.

Simon zu Hannchen.

Wohlgeruch erfüllt die Lüfte;
Wenn Roſen oder Ambra-Düfte
Aus ſeinen Locken ſich ergießen.

Hannchen.

Ach! da muß ich nieſen.

Simon.

Nicht wahr? mein Herr Graf iſt ſchön?

Hannchen.

Ich will ihm zu Gefallen gehn.

Julchen.

Ich mag ihn nicht vor Augen ſehn.

Simon.

Du willſt alſo den Grafen mit kalten Blute der Verzweifelung überlaſſen? Du haſſeſt ihn; Du verachteſt ihn alſo?

Julchen.

Ich verachte ihn nicht; aber ich kann ihn auch nicht lieben.

Simon.

Nur noch ein einzig Wort in Vertrauen. (Er redet heimlich mit Julchen, Hannchen ſtellt ſich aufmerkſam, die Unterredung zu vernehmen.)

Achter Auftritt.

Martin, (die Vorigen.)

Martin.

(Im Fond des Theaters vor ſich)

Ha, da ſind ſie beyſammen. Dacht ichs doch wohl, daß dieſes ſeine Mädchen wären.

Wie er ſich da um ſie herum dreht, wie ein Kropſtauber um ein paar Tauben auf einem Kirchdache: was gilts, ſie ſchnäbeln ſich ſchon.

Simon.

Bedenke, daß das Glück und das Leben desjenigen, der dir jetzt unmöglich gleichgültig ſeyn kann, von dieſer Entſchlieſſung abhangt.

Martin.

(Vor ſich.) So recht: Hier hat er einen Korb. Er will ſich das Leben nehmen. Gut! dort iſt ein Brunnen, immer hinein mit dir.

Julchen.

Was ich geſagt habe, dabey bleibt es.

Martin.

(Vor ſich.) Das iſt Waſſer auf meine Mühle.

Simon.

Welcher Donnerſchlag für ein liebendes Herz! Hannchen! was für eine grauſame

Schöne iſt deine Freundin! würdeſt du es auch ſo machen?

Hannchen.

Es käm darauf an; aber ich denke, ich ließe mir zureden.

Martin.

(Vor ſich.) Der Teufel, das Mädchen giebt wohlfeil. Sie dürfte zuſchlagen; ich muß ſie aus einander ſcheuchen. Nun wie ſtehts, Mr. Simon! iſt ſein Schiff in den Hafen?

Simon.

Ach es iſt auf den Strand gelaufen! (zu Hannchen! bey Seite.) Verrathe nicht unſer Geheimniß. Ich habe Julchen mein Herz angetragen, ſie hat es verſchmäht. Ich eile nun, meinem Klagen in dem nahgelegenen Walde freyen Lauf zu laſſen. (Das Echo mag ſie wiederhohlen. Ich will ein Menſchenfeind werden. Ich haſſe mich nun ſelbſt.) Lebe wohl Julchen!

Martin.

Wo will er hin? bleib er doch da, wer wird denn gleich verzagen. Der Baum fällt nicht auf einen Hieb. Da geht er nun gleich da ich komme, bin ich ihm hier denn etwa im Wege?

Simon.

Ganz und gar nicht. (Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Martin, Julchen, Hannchen.

Martin.

Glück auf den Weg! Julchen, nun bin ich dir noch einmahl ſo gut, daß du den Narren fortgeſchickt haſt. Du hätteſt dein Unglück nicht überſehen können, wenn du dich mit ihm verplämpert hätteſt. Denke nur über den Böſewicht! er will auf einmahl zwey Weiber nehmen.

Julchen.

Zwey auf einmahl?

Hannchen.

Zwey Weiber?

Martin.

Ja, zwey Weiber.

Julchen.

Hat ers denn geſagt?

Martin.

Geſagt hat ers eben nicht: aber das iſt leicht zu errathen. Er liebt zwey Mädchen: das hat er geſagt, und will jetzt heyrathen, folglich will er ſie alle beyde nehmen. Das verſteht ſich am Rande.

Julchen.

Es wird ihm wohl nur die Wahl wehe thun.

Martin.

Er hat gewählt, alle Beyde hat er gewählt. Der Henker weiß, was der Kerl vor Streiche in Kopfe hat. Für den mag ſich jedes ehrliche Mutterkind hüten.

Hannchen.

Julchen hat ihm aber den Korb gegeben, es bleibt ihm alſo nur noch eine übrig; und wer mag dieſe ſeyn?

Martin.

Wer anders als du? Ich habe ihm lange angemerkt, daß er dir nachſchleicht, wie der Fuchs einer fetten Henne.

Julchen.

Warhaftig; das wäre eine Parthie für Hannchen! ſie hat ohnedem Luſt in die Stadt. (Julchen und Hannchen geben einander durch Blicke zu verſtehen, daß ſie mit Martin ihren Scherz treiben wollen.)

Martin.

O da finden ſich wohl andre Gelegenheiten; Mr. Simon iſt ein Affe, ein Haſe, ein Taugenichts, ein Betrüger, ein Abſchaum aller Boßheit.

Julchen.

Dem ohngeachtet iſt ihm Hannchen ein bisgen gut.

Martin.

Das wolle der Himmel nicht! Hannchen, du rennſt in dein Verderben, du wirſt den Mamelucken nicht lieben, den Schmetterling, der ſich bald auf dies Blümgen, bald auf jenes ſetzt, und wenn er den Honig weg geleckt hat, wieder davon flattert; den Seeräuber, der alles wegkapert was ihm im Weg kommt; den Türken, der ſchon mehr Weiber gehabt hat als ein Baſſa, und ſie alle hat ſitzen laſſen.

Hannchen.

Er iſt gleichwohl ſo artig, ſo artig, daß man ihm unmöglich kann gram ſeyn. Ich weiß nicht wie es kommt, mir hüpft allemahl das Herz vor Freuden wenn ich ihn ſehe.

Martin.

Das iſt erſchrecklich! der Habicht hat dich in ſeinen Klauen, er wird dich zerreiſſen, er wird dich frikaßiren, daß keine Feder davon kommt.

Hannchen.

Julchen! komm, wir wollen den armen Mr. Simon aufſuchen, und ihm ein wenig Muth machen. Er gieng ſo traurig über deine abſchlägige Antwort von hier hinweg, daß michs recht jammerte. Wer weiß, ob er nicht ſchon vor Verzweifelung an einer Eiche bammelt.

Julchen.

Ja komm! wir wollen ihn aufſuchen, und recht freundlich mit ihm thun, daß er ſich wieder zufrieden giebt, er dauert mich jetzt ſelbſt. (Sie wollen gehen, Martin hält ſie zurück.)

Martin.

Wo wollt ihr hin? ihr Beyde!
Der Böſewicht
Verdienet nicht,
Daß ihr ihn bedauert.
Dort hintern Buſche lauert
Er vielleicht,
Mit lebhafter Freude,
Daß er einen Raub erſchleicht.

Julchen.

Wer wollte ſo was glauben!
Er wird uns nicht gleich rauben,
Dazu hat er uns zu lieb.

Martin.

Traut ihm nicht, er iſt ein Dieb!

Hannchen.

Gleichwohl bin ich ihm doch gut!

Martin.

Was? den Schelm? die Schlangenbrut?
Schreckt dich ſeine Adlers Klaue,
Seine Löwentatze nicht?
O du armes Mäusgen! traue
Dieſem falſchen Kater nicht.

Julchen.

Ach er könnte ſich ertränken!

Hannchen.

Oder gar ans Strumpfband henken!

Julchen.

Da würd ich nie wieder froh;

Martin.

Mag er doch zappeln! er will es ja ſo.

Julchen.

Laß uns hier länger nicht verweilen!

Hannchen.

Komm nur, komm, wir wollen eilen.

Beyde.

Herr Martin geh er mit!

Martin.

Keinen Schritt!

Beyde.

Geh er mit!

Martin.

Ein Schelm geht einen Schritt!

(Sie ziehen ihn hüpfend und ſcherzend mit ſich fort hinter die Scene.)

Ende des Erſten Aufzuges.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Julchen, Jacob.

Julchen.

Das war dir eine Luſt mit dem Verwalter und dem Mr. Simon, du hätteſt dich krank gelacht. Sie müſſen keine gute Freunde mit einander ſeyn, denn Mr. Simon hat dem alten Martin weiß gemacht, er freyete um mich und Hannchen zugleich, darüber thut Herr Martin ſo eyferſüchtig, und hat den Mr. Simon, da dieſer weg war, vor uns ſo herunter gemacht, daß ich mich immer habe müſſen in die Zunge beiſſen. Hannchen, das leichtfertige Ding, ſtellte ſich in Mr. Simon verliebt, darüber wollte der Verwalter aus der Haut fahren. Aber was fehlt dir? du biſt ja ganz verdrüßlich.

Jacob.

Es geht mir was im Kopfe herum.

Julchen.

Schon wieder? du haſt doch immer was im Kopfe. Gewiß eine neue Furcht? Komm mir nur nicht mit deinen Grillen; du weißt — — —

Jacob.

Ja, Julchen! ich weis was, was du nicht weißt, und darüber du dich verwundern wirſt. Für dich iſt es gut, aber für mich — ach! für mich, iſt es erſchröcklich.

Julchen.

Das wird was rechts ſeyn, ich kann mirs einbilden. Wenns für mich gut iſt, ſo iſts für dich gewiß auch kein Unglück. Thue mir nur nicht ſo Geheimnißvoll.

Jacob.

Nun ſo will ich dir alles mit zwey Worten ſagen. Denke nur, was ich den Augenblick gehört habe; du ſollſt die Tochter einer vornehmen

nehmen Frau ſeyn. Die Gärtnerfrau die du für deine Mutter hielteſt, war nur deine Amme, und er dein Pflegvater. Deine rechte Mutter iſt eine Dame von Stande. Sie hat deinen Vater, der auch ein vornehmer Herr geweſen iſt, wieder Willen ihrer und ſeiner Eltern geheyrathet. Du wareſt die einzige Frucht dieſer Ehe. Deine Mutter flohe mit ihrem Gemahl nach America, ſie überlies dich dem Gärtner und ſeiner Frau zur Auferziehung, die dich, weil ſie nichts weiter von deinen Eltern erfuhren, an die Stelle ihres Kindes, das ihnen geſtorben war, annahmen. Dein Vater iſt ſeit einigen Jahren todt, und deine Mutter, kehret nun mit Reichthümern beladen, in ihr Vaterland zurück, ihre Tochter aufzuſuchen, und ihre Güter mit dir zu theilen.

Julchen.

Wer hat dir denn dieſes Mährgen erzählet?

Jacob.

Es iſt kein Mährgen; es iſt alles wahr! Höre nur: Ich war im Garten, und begoß eben deinen Roßmarien-Stock, da kam ein fremder Herr herein, und fragte nach dem Gärtner. Ich führte ihn zu ihm in die Stube, und weil mich dieſer Beſuch befremdete, horchte ich ein wenig an der Thür, da hörte ich das zu meinem Unglück, was ich dir geſagt habe.

Julchen.

(Beſtürzt.) Ich will alles erwarten! das iſt ein neuer Streich von dem Grafen. Ich bin ihm auch ſo gram wie einer Spinne. Es muß kein heßlicherer Menſch unter der Sonnen ſeyn.

Jacob.

Das mahl thuſt du ihm unrecht. Wenn ein Betrug dahinter wäre, ſo würde ihn unſer Alter bald fort complimentiret haben. Wenn es dich betrift, ſo verſteht er keinen Spaaß. Aber er thut ſehr freundlich und vertraut mit dem Fremden, er ſchien von der ganzen Sache unterrichtet. Dein Glück erfreut mich, Julchen! du verdienſt auch ein weit gröſſer Glück, als du hier finden kannſt: aber ich werde dadurch unglücklich.

(Julchen ſteht in tiefen Gedanken.)

Jacob.

Das Glück hebt dich
Hoch über mich;
Ich, Armer, aber bleib im Staube
Weit unter dir!
Es eilt von mir
Hinweg mit ſeinem ſchönen Raube.
Warum, o Glück! bleibſt du allein,
Von meiner Hütte fern?
Um ihrer wieder werth zu ſeyn,
Mach mich geſchwind zum groſſen Herrn.

Sey auch mir hold;
Laß ſchweres Gold
Laß einen Schatz mich Armen graben;

Mach mich nur reich;
So will ich gleich
Mein liebes Mädchen wieder haben.
Denn wird ſie gern ihr Herz mir weihn,
Ja dann ſchenkt ſie mirs gern;
Jedoch, um ihrer werth zu ſeyn,
Mach du mich erſt zu einen Herrn.

Ach liebes Julchen! wenn du nicht mehr hier biſt, da bleib ich keinen Augenblick länger! Doch höre, was mir eben einfällt. Deine Mutter wird ja wohl ein Landguth wo haben, da will ich mich in den Schloßgarten als Gärtner verdingen, damit ich nur das Vergnügen habe, dich zuweilen zu ſehen. Aber du haſt nicht die geringſte Freude darüber, daß du deine rechte Mutter wieder findeſt?

Julchen.

Ja ja, darüber habe ich wohl eine Freude, aber ich ſehe ſchon zum voraus, daß mir dieſe Freude wird theuer zu ſtehen kommen.

Jacob.

Wie ſo? das ſeh ich nicht, du gehſt ja deinem Glück entgegen, du biſt auf einmahl reich und vornehm, und kannſt nun den Grafen ohne Bedenken heyrathen. Er wird ſeinen Antrag bald genug verneuern, und deine Mutter wird mit dieſer Heyrath auch ganz wohl zufrieden ſeyn. Sie iſt ohnedem eine Freundin von der Gräfin, und iſt jetzt bey ihr in der Stadt, wie ich von dem fremden Herrn hörte.

Julchen.

Sie iſt bey der Gräfin? ſo wäre die fremde Dame, von der vorhin der Verwalter ſprach, meine Mutter?

Jacob.

Unfehlbar. Wenn du nun in die Stadt zieheſt, da wird der arme Jacob bald vergeſſen ſeyn, du wirſt nicht mehr an ihn denken, und darüber — ja darüber wird er ſich gewiß zu Tode grämen.

Julchen.

Das kannſt du mir doch gleichwohl zutrauen?

Jacob.

Ja, wenn du einmahl in die groſſe Welt kommſt, Julchen! ſo wirſt du ganz anders denken als jetzt.

Julchen.

Ey groſſe Welt hin, groſſe Welt her! die Welt, worinnen wir Beyde ſind, iſt groß genug für uns, ich verlange keine gröſſere.

Jacob.

Die groſſe Welt ſind die vornehmen Leute; wenn du unter die kommſt, die werden dich ganz umkehren.

Julchen.

Ja unter die ſchickte ich mich! Nein, Jacob! laß dir nur nicht bange ſeyn, ich will meine Mutter bitten, daß ſie mit heraus auf unſer Dorf zieht. Wir bleiben bey einander, und leben in Zukunft ſo vergnügt und glücklich wie bisher, und bekümmern uns nichts um die groſſe Welt. Wenn mich meine Mutter lieb hat, wird ſie mir dieſe Bitte nicht abſchlagen können. Ich will ihr ſchon gute Worte geben.

Jacob.

Damit ſchmeichelſt du dir vergebens; eine vornehme Frau, wie deine Mutter iſt, zieht nicht aufs Dorf.

Julchen.

Wenn ich von hier weg muß, ſo habe ich weiter keine vergnügte Stunde in meinem Leben. Meine Mutter kenne ich noch nicht; ich liebe ſie auch lange nicht ſo ſehr als unſern guten Alten, den ich als meinen Vater geehret habe, und den ich auch allezeit als meinen Vater lieben werde, den kann ich nicht verlaſſen. Nein! es bringt mich kein Menſch von hier weg, und wenn zehn vornehme Damen kämen, die alle ſprächen ſie wären meine Mütter. Und hernach ſollte ich mich von

Hannchen trennen, meiner liebſten Geſpielin? (verſchämt) Und hernach auch von dir, Jacob! — von dir?

Jacob.

Was Hannchen anlangt; für die iſt ſchon Rath, die kann mit dir ziehen und Kammerjungfer werden. Aber ich — ja wenn ich auch Kamerjungfer bey dir werden könnte! Mit dem Gärtner iſts noch in weitem Felde; wer weiß, ob deine Mutter ein Landguth oder einen Garten hat, und ob ſie einen Gärtner braucht? Immerhin kann ich doch brav lauffen! wie wäre es, wenn ich Lauffer bey dir würde? da wollte ich recht ſtolz vor deiner Kutſche her traben.

Julchen.

Was? ich führ in der Kutſche, und du wollteſt neben her lauffen? das wäre mir eben recht! nein, du müßteſt dich allezeit in die Kutſche neben mich ſetzen, daß ich mit dir ſchwatzen könnte.

Jacob.

Ich ſollte mich in die Kutſche neben dich ſetzen? da hätten die Leute in der Stadt was zu lachen; das wäre was neues. So gemein dürfteſt du dich nicht mit mir machen; du dürfteſt nicht einmahl mit mir reden, auſſer wenn du mir was zu befehlen hätteſt.

Julchen.

Ich dürfte nicht mit dir ſchwatzen, und wir dürften nicht beyſammen ſeyn, wenn wir wollten?

Jacob.

Nein! da jagte mich deine Mutter den Augenblick fort. Wir müßten thun, als wenn wir einander nie mit Augen geſehen hätten. Du mußt dich verſtellen lernen.

Julchen.

Das kann ich niemahls; es iſt mir unmöglich. Du machſt mir recht bange; ich ſehe nichts als Zwang, Verſtellung, Verdruß, und Sclaverey vor mir. Wie theuer muß ich dieſe Mutter erkauffen! Ich wollte gleich meine Spaarbüchſe darum geben, wenn ſie weggeblieben wäre.

Jacob.

Aber horch! mich dünkt, ich hörte unſern Alten pfeiffen, du ſollſt nach Hauſe kommen.

Julchen.

Stille! ja ich höre es. Ach! wie iſt mir ſo angſt ums Herz! Wenn ich vor die Gerichte gefordert würde, und wüßte, daß mich unſer grimmiger Amtmann wollte einſtecken laſſen, ſo könnte mir nicht ſo bange ſeyn, als da ich jetzt zu meinem Vater kommen ſoll.

Jacob.

Lebe wohl, Julchen! jetzt duz ich dich zum letzten mahle. Wenn du wieder kommſt, ſo heißts: Willkommen, Fräulein Julchen.

Julchen.

Ich weis nicht, wie du jetzt ſo ſpaſſen kannſt. Mir vergeht alle Luſt! wie vergnügt,

gnügt, wie glücklich, war ich noch vor einer Stunde!

Im Gefühle ſanfter Freuden
Sind güldne Tage mir entflohn;
Zitternd ſeh ich nun von weiten,
Mir manche ſchwarze Wolke drohn!
Hier flatterte der leichte Scherz,
Um mein zufriednes frohes Herz;
Und gern will ich es eingeſtehn:
Seit dem mein Auge dich geſehn,
War dieſe Flur mir doppelt ſchön.
Im Gefühle ſanfter Freuden
Sind güldne Tage mir entflohn;
Zitternd ſeh ich nun von weiten,
Mir manche ſchwarze Wolke drohn.

Zweyter Auftritt.

Jacob, Hannchen.

(Sobald Julchen weg iſt, nimmt Jacob eine heitre Mine an; da er aber Hannchen ſieht, ſtellt er ſich wieder traurig.)

Hannchen.

War nicht Julchen da?

Jacob.

Ja, ſie war hier.

Hannchen.

(Lebhaft.) Ich muß ihr geſchwinde nachlauffen; Ich weiß was neues, das muß ich ihr erzählen; es iſt was gutes! ſie wird ſich recht darüber freuen; aber wo iſt ſie?

Jacob.

Sie iſt nach Hauſe gegangen.

Hannchen.

O da wird ſie es ſchon erfahren haben! Weißt du es etwa auch ſchon?

Jacob.

Was denn?

Hannchen.

Ja du weiſts, ich ſeh dirs an. Ach wie betrübt er da ſieht! Meiner Treu! Wie der

Engel an des ſeelgen Herrn Pfarrers Leichenſtein. Was hilfts! und wenn du dir alle Haare aus dem Kopfe rupfteſt, ſo iſt Julchen für dich ſo gut als verlohren. Sie wird nun eine vornehme Jungfer, und zieht in die Stadt zu ihrer rechten Mutter, die ſich wieder gefunden hat.

Jacob.

Wo haſt du denn das gleich erfahren?

Hannchen.

Je da gieng ich vor der Schenke vorbey, da erzählte es ein fremder Laquay, der ein paar Reitpferde hielt, dem Wirthe. Sein Herr iſt von Julchens Mutter abgeſchickt, ſie aufzuſuchen, und der war ſchon zu dem alten Jobſt, dem Gärtner, gegangen. Ich ſprang gleich fort, und dachte Julchen hier anzutreffen, und ihr dieſe gute Botſchaft zuerſt zu verkündigen.

Jacob.

Ach! dieſe gute Botſchaft iſt für mich ein rechter Donnerſchlag!

Hannchen.

Das glaub ich ungeſchworen. Aber nimm dies nur nicht ſo ſehr zu Herzen. Es giebt mehr Mädchen in der Welt.

Jacob.

Nur keine Julchen.

Hannchen.

O ja, eben ſo liebenswürdige Mädchen als ſie.

Jacob.

Ich will darüber nicht ſtreiten; aber Julchen war mir einmahl gut, und ich war ihr gut; aus uns wäre wohl mit der Zeit ein Paar worden. Ihr Vater iſt mir auch nicht abgeneigt.

Hannchen.

Wer wollte denn einem ſo flinken Kerl, als du biſt, gram ſeyn. Hör, Jacob! mein Vater iſt dir auch nicht abgeneigt, und es iſt dir noch manches Mädchen im Dorfe gut, wenn du es gleich nicht weißt.

Jacob.

Es iſt doch nur ein Julchen in der Welt.

Hannchen.

Ja, nur nicht für dich.

Jacob.

Wenn es wahr iſt, daß ſie ein Fräulein iſt, ſo gräm ich mich zu Tode, daß ich kein Junker bin.

Hannchen.

Ja, die Mannsleute das ſind die rechten, die grämen ſich gleich zu Tode über ein Mädchen; ſie habens aber auch nicht Urſache. Es giebt ja Mädchen genug, ſie haben das Ausleſen darunter. Betrübe dich nur nicht ſo ſehr über Julchen, du wirſt ſchon eine andere finden, die dir eben ſo lieb iſt als ſie.

Wer wird ſich um ein Mädchen quälen!
Haſt du bey einer nur die Wahl?
Die Sterne kannſt du leichter zählen,
Als ihre ungemeſſne Zahl.

Ach leider! leider iſt es wahr,
Jetzt ſind die Freyer rar.

Die eine wendet dir den Rücken;
Ey laß ſie gehn, was liegt daran!
Schon eine andre ſucht mit Blicken
Voll ſchlauer Falſchheit dich zu fahn.
Denn leider! leider iſt es wahr,
Jetzt ſind die Freyer rar.

Voll Ungeduld auf Männer hoffen
Wir, wie auf Treffer bey dem Loos;
Bald denket die, ſie ſey getroffen,
Bald die; denn wir ſind alle groß.
Doch leider! leider iſt es wahr,
Jetzt ſind die Freyer rar.

Jacob.

Und wenn ich unter den Mädchen das Ausleſen hätte, wie unter den Drechslerpuppen in einer Jahrmarktsbude, und fände Julchen nicht darunter, ſo gäb ich vor jede andere nicht zwey Pfennige.

Hannchen.

In einer Wochen wirſt du ſchon anders reden. Wenn Julchen einmahl weg iſt, ſo wirds bey dir heiſſen: Aus den Augen aus dem Sinn. Du müßteſt denn glauben, ſie bliebe dir treu. Aber die vornehmen Gedanken kannſt du dir vergehen laſſen, du armer Tropf! in der Stadt wirſt du bald von einem Herrn ausgeſtochen ſeyn.

Jacob.

Das iſt noch die Frage. Wenn ich heute ein Junker werden könnte, und Julchen bliebe ein Landmädchen, ſo würd ich ihr nicht untreu, und wenn mir ein König ſeine Tochter anböte. Wer weiß, ob Julchen nicht eben ſo geſinnet iſt.

Hannchen.

Ey ja doch, eine ſo vornehme Jungfer würde ſich mit einem ſolchen Burſchen abgeben als du biſt. Nein, dafür ſtehe ich! und wenn ſie dich auch lieben wollte, ſo würde ihre Mutter es ihr ſchon verbieten.

Jacob.

Das läßt ſich nur ſo verbieten; Aber wird ſie denn eben auch gleich alles erfahren?

Hannchen.

Die Mütter ſind ſcharfſichtig, und beſonders die vornehmen Leute, die ſind gar klug. Merkt doch meine Mutter gleich, wenn ein junger Burſche im Dorfe freundlich mit uns thut, und die iſt nur eine Bauersfrau.

Jacob.

Wir wollen es ſchon ſo klug anfangen, daß ſie nichts merken ſoll.

Hannchen.

Du biſt ſonſt nicht dumm, das weiß ich. Du warſt kaum in das Dorf gekommen, da haſt du dir gleich etwas Liebes auserleſen, und was rechts, ein Fräulein! Ja ja, wer weiß was du noch vor groſſe Dinge im Kopfe haſt. Ich denke, ich werde dich noch in einer Kutſche fahren ſehen, mit einem ſchönen Treſſen Kleide und friſirten Haaren. Das ſollte dir nicht übel laſſen. Ich will es wohl noch erleben, daß ein ſtolzer Monſieur aus dir wird.

Jacob.

Wie du ſpotten kannſt! Du wirſt wohl eher erleben, daß ich wie ein Schatten herumſchleiche, und daß mich der Gram unter die Erde bringet.

Hannchen.

So arg wirds nicht werden. Nun! wenn du mir nun gefieleſt, und ich geſtünde es dir; ſollte ich Julchens Verluſt nicht erſetzen können? Du haſt mir ja oft ins Geſicht geſagt, daß ich hübſch wäre; Bald lobeſt du meine Augen, bald meinen kleinen Mund, bald meinen kleinen Fuß, bald mein knappes Mieder. Wann ich nun ſpräche, ich liebte dich; was wollteſt du mir darauf antworten?

Jacob.

Daß ich dir gut bin. Daß ich aber nur allein Julchen lieben kann.

Hannchen.

Nun muß ich dir alles verzeihen; und wenn du mir ins Geſicht ſagteſt, daß du nicht zwey Pfennige für mich gäbeſt. Aber geh, und rufe Julchen, wenn ſie ſich einen Augenblick wegſtehlen kann, ich möchte ihr gerne Glück wünſchen.

Jacob.

Ich will es ihr ſagen, daß du hier biſt, ſie kommt gewiß wenn ſie kann.

Dritter Auftritt.

Hannchen.

Hannchen.

Der arme Schelm! er iſt ganz betrübt; wenn nur Julchen erſt weg iſt, will ich ihn ſchon wieder aufgeräumt machen. Ich bin ihm doch recht gut, bloß weil er ein gut Gemüthe hat; zwar iſt er auch der ſchönſte Kerl im Dorfe, er ſieht aus wie Milch und Blut;

aber was gehet mich das an! ſein gutes Gemüth gehet über alles. Wenn ihn Julchen wegen ihres Standes nicht mehr lieben darf; Ja nun, ſo wirds kein Verbrechen ſeyn, wenn ich ihn liebe; — Aber was iſt das dort für ein Lerm, es iſt ja nicht anders als wenn ein Heer Panduren angezogen käme. Was? Herr Martin läuft voran, und deucht mir, daß man ihn hier höret, und das ganze Dorf läuft hinter ihm her. Ich will mich hinter dieſem Baume verſtecken, und ſehen was es iſt.

Vierter Auftritt.

Martin kömmt gelaufen, ganz auſſer Athem, mit einem Hut voll Aepfel.

Martin.

Das ſind Drachen von Bauren: rechte Teufel; Arm und Bein ſchlagen ſie mir entzwey, wo ſie mich kriegen. (Er ſtolpert, und läßt einige Aepfel fallen.) Hopp hopp!

muß mir der verfluchte Stein auch noch im Wege kommen? (Er läuft hinter die Scene.)

(Ein Haufen Bauren und Bäuerinnen, mit Dreſchflegeln und Gabeln.)

Ein Bauer.

Nur zu, nur zu! wir wollen ihm gewiß noch die Diebesfinger zerhämmern. Er kann nicht weit ſeyn, wir haben die rechte Spur; hier liegt ein Apfel, hier noch einer. (Sie laufen in die Scene, wo Martin hinein gelaufen iſt.)

Martin.

(Kommt auf der andern Seite heraus.) Ach ich kann nicht weiter! ſie werden mich bald zwiſchen den Klauen haben. (Er läuft hinter die Scene.)

(Die Bauern und Bauerinnen.)

Ein Bauer.

Wo der Guckuck mag der Mauſekopf ſtecken! er muß hier im Buſche ſeyn. Hierher! hierher! (Sie gehen ab.)

Martin.

(Kommt wieder auf der andern Seite heraus; (Er ſieht Hannchen.) Ach ich werde maſſakrirt! Hannchen, Hannchen! verſteck mich, die Schelme dreſchen mich ſonſt wie ein Erbsbündel; ſie bringen mich um!

Hannchen.

(Aengſtlich) Was iſts denn für ein Unglück, Herr Martin? Geſchwind, geſchwind! kriech er hier in den Brunnen.

Martin.

Was? In den Brunnen? da erſauf ich ja.

Hannchen.

Er iſt nicht tief! nur immer hinein.

(Martin ſieht mit vielen Zeichen des Schreckens hinunter.)

Martin.

Das wird ein verteufeltes Bad werden! Ich will einen Stein hinunter werfen. (Er ſucht einen Stein, und wirft ihn hinein.)

Wie tief plumpt dieſer Stein
In Brunnen hier hinein!
Und ich ſoll hinter drein?
Ach da kommt kein Gebein
Von mir davon!
Doch die Banditen kommen ſchon.
Hier hilft kein Wehklagen;
Kein Zittern noch Zagen;
Nur guter Muth! und damit plump
hinein.
Plump! (Er ſpringt hinunter.)

(NB. Die Muſick wiederholt das Wort Plump drey mahl, und zeigt ein gewiſſes Entſetzen an, das durch Action ausgedruckt wird; bey der letztern Wiederholung verbirgt ſich Martin.)

Hülfe, Hülfe! das Waſſer ſchlägt mir über den Kopf zuſammen, ich erſaufe!

Hannchen.

Ha ha, das hat keine Gefahr, es iſt kein Tropfen Waſſer in dem Brunnen; er iſt den ganzen Sommer über trocken. Stille! es regt ſich was im Buſche.

Fünfter Auftritt.

Simon, die Vorigen.

Simon.

(Mit groſſen Gelächter.)

Ha, ha, ha! den hab ich bezahlt. Ach, Hannchen! haſt du die Jagd auch mit angeſehen, wie ich den alten Fuchs gehetzet habe?

Hannchen.

Ob ich die Jagd mit angeſehen? Ja ich habe wohl geſehen, daß Herr Martin von dem halben Dorfe iſt verfolget worden, ich weiß aber nicht warum?

Simon.

Ich habe ihm dieſen Streich geſpielet. (Martin ſteckt den Kopf ſachte hervor aus dem Brunnen. Hannchen winkt dem Mr. Simon zu ſchweigen, er ſcheint ſie aber nicht zu verſtehen, und ſieht ſich einige mahl um, da ſich Martin allemahl wieder verbirgt.) Ich habe wohl gehöret, wie er mich vorhin ſo ſchön abmahlte, und ſann auf Rache; das Glück verſchafte mir hierzu bald Gelegenheit. Er riß ſich von euch loß, und gieng nach dem Dorfe; ich ſchlich ihm nach; er blieb bey einem Garten ſtehen, und betrachtete lange einen Baum, voll reifer Aepfel, ſahe ſich hierauf aller Orten um, und da er niemanden gewahr wurde, brach er muthig durch den Zaun; er pflückte ſich in einem Garten den Huth voll Aepfel, das ſah ich, und war wie der Wind in eine Scheuer; ich bot alle Dreſcher auf, ihm den Raub wieder abzujagen, und ihn auszupfänden.

Martin. (Bey Seite.)

O der ruchloſe Bube, der Höllenbrand!

Simon.

Es lief ihm alles nach was Beine hatte. Ha ha ha, der dumme Teufel glaubte, man wollte ihn aufhängen.

Martin. (Bey Seite.)

Davor hatte es gute Wege; aber die Dreſchflegel ſpaßen nicht.

Simon.

Die Furcht machte ihn ſo leicht auf den Füſſen, daß er würde einen Haſen eingeholt haben; er ſezte ſo flüchtig über Hecken und Graben, wie ein Pferd von der Parforce-Jagd. Ha ha ha.

Martin.

Warte! du ſollſt mir den Poſſen nicht umſonſt geſpielt haben, wenn ich mich nur erſt wieder auf deutſchen Grund und Boden darf ſehen laſſen.

Simon.

(Wird den Martin im Brunnen gewahr.) Was Teufel quackt hier vor ein Froſch in dem Brunnen? ſieh da, Herr Martin! was macht er hier? Ich will nicht hoffen, daß er, wie der Apoll, aus dieſer unterirrdiſchen Höhle, Orakel-Sprüche ertheilet; aber wenn er ſich darauf verſteht, ſo ſag er mir doch, wer dem Müller die Aepfel gemauſet hat?

Martin.

Ha Verräther! meine Fäuſte ſollen dir gleich antworten. (Er klettert wieder aus dem Brunnen heraus.)

Simon.

Auf dieſe Sprache verſteh ich mich nicht, Der Kettenhund reißt ſich los, ich muß ihm aus dem Wege gehen.

Sechſter Auftritt.

Julchen, mit einem Sommerhüthgen in der Hand. Hannchen, Martin.

Julchen.

Du haſt wohl lange auf mich gewartet, Hannchen.

Hannchen.

O! Herr Martin und Mr. Simon haben mir hier die Zeit recht gut vertrieben.

Martin.

Ja ein ſchöner Zeitvertreib, wers weiß.

Hannchen.

Wenn du doch einen Augenblick eher gekommen wäreſt!

Julchen.

Warum denn?

Hannchen.

Herr Martin ſollte über ein paar Aepfel, ſo er in einem Garten abgeriſſen hatte, gepfändet werden, und kroch vor Angſt hier in den Brunnen.

Martin.

Kleines Plaudermaul! mußt du denn alles gleich verrathen?

Julchen.

Ein paar Aepfel verlohnen ſich wohl der Mühe, daß man deswegen in einen Brunnen kriecht. Ein Trinkgeld, Herr Martin! hätte alles wieder gut gemacht.

Martin.

Ja wenn mich die Tölpel hätten laſſen zum Worte kommen; aber ſie waren gleich mit Gabeln und Knitteln hinter mich her.

Hannchen.

Nicht wahr? Herr Martin! er hat in dem Brunnen keinen Fuß naß gemacht; und er dachte, er müßte erſauffen.

Martin.

Es lief mir ein ſo kalter Schauer über den Leib, nicht anders, als wenn ein Faß Waſſer über mich hergegoſſen würde. Es war mir nicht anders, als wenn ich biß an die Ohren im Waſſer ſtünde.

Julchen.

Ha ha! darüber muß ich doch lachen.

Hannchen.

Ha ha! nun iſt mirs auch lächerlich. Aber hör, Julchen! ich freue mich über dein Glück, als wenn mirs ſelbſt begegnet wäre.

Julchen.

Wenn es nur ein Glück iſt; ich weiß daß du mirs von Herzen gönnſt.

Martin.

Wie? Was hat Julchen für ein Glück gehabt?

Hannchen.

Sie hat was gefunden.

Martin.

Halt! mich dünkt, ich habe heute was verlohren. Mein Geldbeutel! (Er ſucht beſtürzt in allen Taſchen) nein der iſt hier. Meine Brieftaſche! die iſt auch da. Mein Balſambüchsgen; ach mein Balſambüchsgen! das iſt fort. Nun wenn du es gefunden haſt, es ſoll deine ſeyn.

Hannchen.

Such er nur nicht ſo ängſtlich in ſeinen Taſchen herum. Sein Büchsgen wäre ein rechter Fund, das könnte einen glücklich machen. Nein! Julchen hat was gefunden, das mehr werth iſt, als ſeine ganze Haabſeligkeit; was viel beſſeres.

Martin.

Was beſſeres?

Hannchen.

Ja was rechtes.

Martin.

Nun was denn; was denn? laß doch hören.

Hannchen.

Ihre Mutter hat ſie wieder gefunden! ihre rechte Mutter.

Martin.

(Erſtaunt.) Ihre rechte Mutter? wie viel hat ſie denn Mütter gehabt?

Hannchen.

Ja! eine Adeliche Dame aus der Stadt iſt ihre Mutter, ſie iſt keine Gärtners Tochter.

Martin.

Das iſt Spaaß!

Julchen.

Nein, Herr Martin! komm er nur mit nach Hauſe; da kann er alles erfahren.

Martin.

Hört man nicht wunderliche Dinge in der Welt!

Julchen.

Denke nur, Hannchen! ich ſoll heute noch von hier weg, und zwar wie ich da gehe und ſtehe; ich ſoll nichts von meinen Sachen mit nehmen. Mein Vater ſagte, ich ſollte alles meinen Geſpielinnen zum Andenken verſchenken, und der fremde Herr, der ſich meinen Vetter nennet, verlangt es auch. Da, Hannchen! will ich dir meinen neuen Sommerhuth ſchenken; weil er dir neulich, da ich ihn zum erſten mahl auf hatte, ſo wohl gefallen hat. Mein ganzer Sonntags-Staat ſoll auch deine; du kannſt alles abholen.

Hannchen.

Ach, Julchen! den ſchönen Huth willſt du mir ſchenken?

Julchen.

Ja! da haſt du ihn; Aber warte; bald hätte ich was vergeſſen! das Bandſchleifgen muß ich erſt abſtecken, das geb ich nicht weg.

Hannchen.

Laß es doch dran! es verſchönert den ganzen Huth.

Julchen.

Nein! es hat mirs jemand geſchenkt; du weißt wohl wer; das hebe ich auf, ſo lange ich lebe.

Es iſt der Liebe Pfand!
Nichts ſoll aus meinen Händen
Das mir ſo werthe Band,
Das Schleifgen, mir entwenden;
Beym köſtlichſten Gewand,
Hilft es den Putz vollenden;
Es flattert nur zu Luſt,
Um die getreue Bruſt.

Hier hat es ſeinen Platz!
Wer mir es rauben wollte;
Der raubte einen Schatz.
Ich nähm kein Kleid mit Golde,
Und keinen Spitzen-Latz,
Wenn ichs vertauſchen ſollte.
Um Hals wird mirs recht ſchön;
Am Buſen beſſer ſtehn.

Martin. (bey Seite.)

Es mag doch wohl was dran ſeyn, daß Julchen nicht des Gärtners Tochter iſt. (zu Julchen) Ey, Mamſel Julchen! ich gratulire zur Frau Mama. Nun wird ſich wohl Mr. Simon die Gedanken auf Sie müſſen vergehen laſſen.

Hannchen.

Auch vielleicht noch mehrere Leute; nun gehts bey Julchen aus einem andern Tone.

Martin.

Ja wohl aus einem andern Tone. (zu Julchen) Aber ſie wirds doch nicht übel nehmen, daß ich ihr bin gut gewesen? ich hätte mirs aber nicht träumen laſſen, daß ſie ein Fräulein wäre, ſonſt würde ich mich gewiß ſo was nicht unterſtanden haben.

Julchen.

Er wird mir doch nun deswegen nicht gram ſeyn?

Martin.

Bewahre der Himmel! aber unter gut ſeyn, und gut ſeyn, iſt ein Unterſchied; Verſteht ſie mich?

Julchen.

Wir bleiben gute Freunde; wenn ich ihm gleich keine Milch und Garten-Waare mehr verkauffe. Komm er mit mir jetzt nach Hauſe, wenn er will meinen Vater kennen lernen.

Martin.

Ich will nur noch ein Wort mit Hannchen ſprechen.

Siebenter Auftritt.

Hannchen, Martin.

Martin.

Hannchen! Wenn ich vorhin recht verſtanden habe, ſo haſt du auch Luſt in die Stadt.

Hannchen.

Ja, warum nicht! wenn mich Julchen mit nehmen wollte.

Martin.

Ey, hierzu iſt wohl noch ein anderes Mittel; Ich wüßte einen hübſchen Mann für dich in der Stadt.

Hannchen.

Einen hübſchen Mann? das lieſſe ſich hören.

Martin.

Ja, einen Mann, der ſeine Mittel hat, der einen guten Tiſch führet, der in ſeinen beſten Jahren iſt, ſo ungefehr ein acht und vierziger.

Hannchen.

Einer von 24 Jahren wäre mir freylich lieber.

Martin.

Nun, du darfſt ihn nur von der Seite anſehen; er iſt gerade 24. auf Einer Seite.

Hannchen.

Wer iſt es denn?

Martin.

Ha, ha, ha! Ich ſelbſt; was meineſt du, gefall ich dir?

Hannchen.

(Spöttiſch.) O ja, Herr Martin! vortrefflich: ich habe immer ein Auge heimlich auf Sie gehabt.

Martin.

Ey ſeht doch! aber gefall ich dir auch beſſer, als Mr. Simon?

Hannchen.

Nicht beſſer; aber eben ſo gut.

Martin.

Wenn nun dieſer dich heyrathen wollte?

Hannchen.

Gut! ſo nähm ich ihn.

Martin.

Und mir gäbſt du einen Korb?

Hannchen.

Nein! ich nähm Ihn auch.

Martin.

Was? du wollteſt zwey Männer nehmen? hat dir nicht Mr. Simon die ruchloſen Gedanken ſchon in den Kopf geſetzt? O! der iſt wie die Peſt; er wird die ganze Welt vergiften.

Hannchen.

Er verſteht mich unrecht; ich meyne nur, ich kauffte mit dem, der mit mir kauffen wollte.

Martin.

(Bey Seite.) Ah ha! hier iſt keine Zeit zu verlieren; ich ſehe wohl, wer zuerſt kommt, darf zuerſt mahlen. (zu Hannchen.) Wenn ich dich nun heyrathete, wollteſt du mich auch lieben, wie es einer ehrlichen Frau zuſteht?

Hannchen.

Das käm auf die Probe an; ich weiß ja nicht ob Er mich liebt.

Martin.

Siehſt du mirs nicht an den Augen an, daß ich dich liebe? Ich bin dir immer gut geweſen. Wenn ich dich in der Stadt auf dem Markte nur von weiten ſahe, ſo pochte mir allemahl das Herz; und nun merke ich, daß das Liebe iſt. Ja, die Liebe überfällt mich auf einmahl, wie ein Fieber; ich fühle es über und über, daß ich in dich verliebt bin.

Wenn ich die Liebe fühle,
Gleicht mein Herz einer Mühle!
Da geht es klipp klapp immer fort,
Da hämmerts hier; da klopft es dort!
Seh ich dich nur von weiten,
Klopft mir das Herz vor Freuden.
Klipp, klapp, klipp, klapp.

Hannchen.

Für einen den ich liebe,
Empfind ich gleiche Triebe!
Wie das Eichhörnchen auf dem Aſt
Dort hüpfend ſcherzt, ſo bin ich faſt!
Seh ich Ihn nur von weiten,
Hüpft mir das Herz vor Freuden.
Hüpf, hüpf, hüpf, hüpf.

Beyde. Seh ich $\left.\begin{matrix}\text{dich}\\\text{Ihn}\end{matrix}\right\}$ nur von weiten,
$\left.\begin{matrix}\text{Klopft}\\\text{Hüpft}\end{matrix}\right\}$ mir das Herz vor Freuden!
Klipp, klapp, klipp, klapp.
Hüpf, hüpf, hüpf, hüpf.

Martin.

In meines Herzens Kammer,
Da pocht es wie ein Hammer!
Bald zwickt michs hier in Arm und Bein;
Ja ja, da muß die Liebe ſeyn!
Seh ich dich nur von weiten;
Pocht mir das Herz vor Freuden.
Poch, poch, poch, poch.

Hannchen.

Ein Hühnchen, meiner Treue!
Pickt eben ſo im Eye,
Wie hier mein frohes Herz ſich regt,
Für den, dem es voll Liebe ſchlägt.
Seh ich Ihn nur von weiten,
Schlägt mir das Herz vor Freuden!
Pick, pick, pick, pick.

Beyde. Seh ich dich / Ihn nur von weiten,
Schlägt / Pocht mir das Herz vor Freuden!
Poch, poch, poch, poch.
Pick, pick, pick, pick.

Martin.

Ach wie vortrefflich! den Augenblick gehe ich zu deinem Vater, und will um dich anhalten.

Hannchen.

Nein, damit hat es nichts zu eilen! damit wäre es noch viel zu bald.

Martin.

Ich verſtehe dich ſchon! nein nein, das heißt: ja ja; nicht wahr?

Hannchen.

Ey, wo will er hin? Herr Martin! es iſt alles nur Spaß.

Martin.

Ja, lerne du mir nur den Spaß verſtehn.

Hannchen.

Herr Martin! hör er doch, Herr Martin! (Sie eilt ihm nach.)

Achter Auftritt.

Julchen, Mr. Simon.

Simon. (Freudig.)

Mit welchem Entzücken habe ich den Augenblick aus dem Munde Ihres ehrlichen Pflegvaters die Veränderung Ihres Glücks erfahren, gnädiges Fräulein!

Jul-

Julchen.

Das gnädige Fräulein wollen wir verſparen, bis ich einen Reifrock trage; jetzt bin ich noch Julchen! und wollte der Himmel, daß ichs ewig wäre!

Simon.

Nun gut, Julchen! weil Sie es ſo haben wollen. Sehn Sie, der Himmel iſt ſelbſt geſchäftig, die Wünſche meines Grafen zu erfüllen; alle Ihre Bedenklichkeiten ſind nun gehoben, alle Hinderniſſe, die ſeine Liebe fand, ſind hinweg genommen. Ich bin im Begriff, als Courier ihm dieſe frohe Zeitung zu hinterbringen. O! könnten die Flügel der Winde ſich ihn entgegen tragen; wie bald würden ſie ihn zu Ihren Füſſen ſehen!

Julchen.

Die Veränderung meines Glücks, verändert meinen Entſchluß nicht im geringſten. Reiſe Er immer ab, Mr. Simon! je eher, je lieber, und ſag Er dem Grafen, daß mich der

Stand, worein ich treten ſoll, weder ſo eitel, noch ſo ſtolz macht, an Ihn zu gedenken; daß ich viel lieber in meine armſeelige Hütte zurück kehren will, die ich ohnehin ungern verlaſſe; als jemahls der Seinige werden.

Simon.

Iſt das möglich, ſchönſtes Julchen? Jetzt, da das Glück die Hoffnung des Grafen von neuen zu beleben ſcheint; ſprechen Sie ihm das Todes-Urtheil? Der geringe Stand, worinnen Sie ein ungerechtes Schickſal ſchien verſetzt zu haben, rechtfertigte bisher Ihren Wiederwillen für eine ſo unvergleichliche Verbindung; Aber das Schickſal hat dieſen Fehler wieder gut gemacht; es giebt Ihnen nun alle Vorrechte einer vornehmen Geburt. Sie dürfen nun nicht mehr das Vorurtheil der Welt ſcheuen. Sie haben keine Ausflucht mehr, die Hand des Grafen auszuſchlagen.

Julchen.

Es iſt keine Ausflucht nöthig. Wie vielmahl ſoll ichs Ihm denn noch ſagen, daß ich den Graf nicht lieben kann! Es iſt mir unmöglich; Er wird doch nichts von mir verlangen, was mir nicht möglich iſt. Ach, Mr. Simon! Er thäte mir den größten Gefallen von der Welt; wenn Er abreiſte, und dem Grafen alles ſagte. Die einzige Gunſt die ich von Ihm wünſche, iſt, daß Er aufhört, mich mit der verhaßten Liebe des Grafen zu martern.

Simon.

Das iſt unbegreiflich! das Herz eines Frauenzimmers, auch des unſchuldigſten Mädchens, iſt ein undurchdringliches Geheimniß. Wie kann ſich ſo viel Unempfindlichkeit, ſo viel Grauſamkeit, mit ſo reitzenden ſanften Geſichtszügen vereinigen? Laſſen Sie ihn wenigſtens nur hoffen.

Julchen.

Nein, von mir hat er nichts zu hoffen; ein Wort ſo gut als tauſend.

Simon.

Wenn dein Herz ihm nichts verſpricht,
Raub ihm nur die Hoffnung nicht!
Gönne ſeiner Liebe doch
Dieſe frohen Träume noch;
Er mag ſeufzen, ſich beklagen.
So lang ihm nur die Hoffnung lacht;
Sind Schmerzen, die die Liebe macht,
Noch immer zu ertragen.
Wenn dein Herz ihm nichts verſpricht;
Raub ihm nur die Hoffnung nicht!
Gönne ſeiner Liebe doch
Dieſe frohen Träume noch.

Julchen.

Ich kann mir nicht helfen; was ich geſagt habe, dabey bleibt es. Mach Er dem Grafen ja keine vergebliche Hoffnung, Er würde ihn dadurch hintergehen, und das wäre ein Betrug. Pfuy! Er wird ſeinen Herrn nicht betrügen wollen; halt Er ſich hier nicht länger auf, Mr. Simon! Eile Er, ſeinen Herrn von aller Unruhe zu befreyen.

Simon.

Nein! dieſe betrübte Botſchaft mag ich ihm nicht perſönlich hinterbringen, er möchte mich nicht willkommen heiſſen. Ich verlaſſe Sie! leben Sie glücklich, wenn Sie es ohne meinen Grafen werden können; ich wünſch es von Herzen; aber ich zweifele.

Julchen.

Ich zweifele im geringſten nicht daran.

Neunter Auftritt.

Julchen, Jacob.

Jacob.

Du haſt alle deine Sachen weggeſchenkt, liebes Julchen? Deine Kleider, dein bischen Spaargeld? Alle deine Geſpielen haben ein Andenken von dir bekommen; auſſer ich, mich haſt du alleine vergeſſen.

Julchen.

Von dir nehm ich nicht Abſchied, du begleiteſt mich vielleicht. Hör, Jacob! wenn du nun bey meiner Mutter Dienſte nähmeſt? Dein Einfall war nicht unrecht, ſo bleiben wir ja bey einander, und ich könnte dir alle Tage ſo viel ſchenken als du haben wollteſt.

Jacob.

Je ja! das wär alles ganz gut; aber ich möchte auch gern ein Andenken von dir haben. Weißt du was, Julchen?

Julchen.

Nun was denn?

Jacob.

Ich habe mir unter deinen Sachen was ausgeleſen. Ich habe mirs auch ſchon zugeeignet; wenn ichs behalten darf, will ich dirs ſagen was es iſt.

Julchen.

Du muſt mir nichts nehmen. Ich habe dir ſchon was zugedacht; ich wollte die Freude haben, einen Dank bey dir dafür zu verdienen; aber wenn du mirs nimmſt, ſo ſchenk ich dirs ja nicht. Gieb mirs nur wieder, was du mir genommen haſt.

Jacob.

Da will ich dirs weiſen; es iſt dein Ring mit dem rothen Steine, der wie ein Herz geſchnitten iſt. Er lag in deinem Kammerfenſter, da ſah ich ihn, und dachte, Hannchen, oder eine andere von deinen Bekannten möchten mir zuvor kommen, und ſich ihn ſchenken laſſen, deswegen nahm ich ihn zu mir.

Julchen.

Du haſt mir meine Luſt verdorben. Ich wollte dir eine heimliche Freude damit machen, und ihn in deinen Sonntags-Rock ſtecken, du ſollteſt ihn finden wenn ich weg wäre. Ich weiß wohl, daß dir, unter meinen Sachen, der Ring am liebſten iſt.

Jacob.

Ja wohl iſt er mir lieb; weißt du, wie oft ich ihn dir vom Finger gezogen habe, ohne daß du es merkteſt? Da mußteſt du ihn wieder mit einem Kuſſe von mir auslöſen.

Julchen.

Ach! ich merkt es immer mehr als zu wohl; Aber weil du ſo deine Luſt daran hatteſt, that ich oft, als wenn ichs nicht merkte. Doch eben darum iſt mir der Ring auch lieb; nun will ich ihn behalten, gieb ihn her.

Jacob.

O Kleinod, das an Daphnens Hand
Mehr glänzt und mehr entzückt,
Als ein koſtbarer Diamant,
Der Königs Kronen ſchmückt!
Schön war der Augenblick, da ich
Den frohen Raub begieng;
Wie ſtolz, wie glücklich machſt du mich,
O unſchätzbarer Ring!

Böt man mir eine Krone gleich,
Ich nähm ſie nicht für dich;
Ja ſelbſt kein König wär ſo reich,
Kein Gold bezahlte dich;
Soll ich dich nicht, geliebtes Pfand!
An meinem Finger ſehn,

So ſchmücke meines Mädchens Hand;
Wie weißes Wachs ſo ſchön.

Doch wenn ich dich verliehren ſoll,
So ſey ein Kuß dafür
Zur Auslöſung des Raubes Zoll;
Ein ſanfter Kuß von ihr.
Wenn mein Mund ihre Lippen drückt;
Wenn mich ein ſchlauer Blick
Auf ihre Lilien-Bruſt entzückt;
Wie groß iſt da mein Glück!

Weil du es ſo haben willſt, ſo haſt du den Ring; aber du mußt ihn doch zum wenigſten auslöſen. Ach! es iſt zum letzten mahle.

Julchen.

Nun ja, ich will ihn auslöſen. (Sie küßt ihn.) Nun iſt der Ring wieder mein.

Jacob.

(Betrübt) Ja er iſt dein. Und ich kriege weiter kein Andenken von dir, und gehe alſo leer aus?

Julchen.

Sieh nur nicht ſo ſauer, du ſollſt nicht leer ausgehen. Ich forderte ihn nur dir ab, um zu ſehen, ob er dir auch recht lieb wäre. (Sie ſteckt ihm den Ring an den Finger.) Da Jacob! trag ihn mir zum Andenken, und erinnere dich dabey der heitern Augenblicke, die er uns oftmahls verſchaft hat. Vergiß mich ja nicht wenn ich weg bin!

Jacob.

Mein entzückendes Mädchen! ich ſollte dich vergeſſen? Nein, niemahls! niemahls wird dich dieſes Herz vergeſſen. Ich liebe dich ewig, wenn du gleich mit dem Grafen vermählt biſt.

Julchen.

Wenn du mir daran denkſt, ſo betrübſt du mich nur. Ich habe dem verhaßten Simon, einen Augenblick vorher ehe du kamſt, meine Herzensmeynung von dem Grafen geſagt, er wird mich nun wohl in Ruhe laſſen. Aber er mag thun was er will; ich ſchwöre es dir, Jacob! wenn ich jemahls einwillige, den Grafen zu heyrathen, es mag aus Zwang geſchehen oder nicht, ſo will ich — — —

Jacob.

Ey, wer wird ſchwören? Ich glaube es dir ohne Eydſchwüre, wir wollen nicht mehr davon reden. Liebes Julchen! ehe wir uns trennen müſſen, ſo laß mich aus deinem Munde noch ein Geſtändniß hören, darauf mein ganzes Glück ankommt. Sag mir, daß du mich liebeſt; du haſt mir es noch niemahls recht deutlich geſagt, und daß du als ein reiches, ſtolzes Fräulein, den armen Jacob auch noch lieben willſt. Ich fordre viel von dir, Julchen! allein deine Augen ſagen mir, daß ich nicht zu viel verlange.

Julchen.

(Verſchämt) Du weiſts ja, daß ich dir gut bin.

Jacob.

Du biſt mir nur gut?

Julchen.

Nun, wenn es doch heraus muß, ich liebe dich, und werde niemahls einen andern als dich lieben.

Jacob.

Und du wollteſt den Grafen und alle vornehme Herren, die ſich um dich bemühen werden, mir aufopfern?

Julchen.

Von Herzen gern; wollteſt du doch den Ring von mir, um kein Königreich vertauſchen; du wirſt ja mehr werth ſeyn als ein Ring? Ich wollte dir die halbe Welt aufopfern, wenn ſie meine wäre.

Jacob.

Vortreffliches Mädchen! wie entzückſt du mich! Der Himmel kann unmöglich zwey Herzen, die ſo genau als die unſrigen vereiniget ſind, von einander trennen. Das Glück kann die Scheidewand, die es zwiſchen uns geſetzt hat, geſchwind wieder wegnehmen.

Julchen.

Kein Glücksfall trennet unſer Band!
Hier knüpf ich es mit froher Hand.

Beyde.

Dir ſchwör ich ewge Treue!

Jacob.

Dein Auge, dein beredter Blick,
Verkündigte mir längſt mein Glück;
Nun wiederholts dein Mund aufs neue!

Julchen.

Ich wußt es wohl, du liebteſt mich,
Ich fühlte Zärtlichkeit für dich;
Und das geſteh ich ohne Reue.

Jacob. O Liebe!
Julchen. O Liebe!
Beyde. Wie glücklich machſt du mich!

Ende des Zweyten Aufzuges.

Drit-

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Julchen, Martin.

Martin.

Das iſt ſein Glück daß er fort iſt, zermalmt hätte ich ihn, wenn er mir in die Hände gefallen wäre. Ja, ich laſſe mich nicht foppen! in ein Ragout hätte ich ihn verwandeln wollen. Alſo hat er ein Pferd genommen, und iſt ausgeriſſen?

Julchen.

Ja, er iſt ſchon länger als eine Stunde weg; Aber ich weiß eben nicht, ob ihn die Furcht weggetrieben hat?

Martin.

Nein nein, ich weiß er hat keine Galle; er fürchtet ſich, und hats auch Urſache. Er mag ſich vor meinem Küchenmeſſer hüten.

Julchen.

Ey, Herr Martin! ich hätte nicht gedacht, daß Er ſo grimmig wäre.

Martin.

Ja, ich bin ſchlimm wenn ich anfange. Ich ſeh zwar ganz phlegmatiſch aus, aber der Zorn und die Liebe ſetzen mich gleich ins Feuer. Unter uns geſagt, Mamſell Julchen! ſie hatte mein Herz völlig in Brand geſteckt, da ich mit allen Reſpect von ihr geſprochen. Es loderte wie ein Bund Stroh; Aber, weil ſie nun für mich zu vornehm iſt, ſo hat die geſunde Vernunft den Liebeszunder ſo ziemlich wieder ausgedämpft; doch da mir eben Hannchen in den Weg kam, ſo wars nicht anders, als wenn ein Blaſebalg in meinem Herzen wäre, der den Funken, der nur noch unter der Aſche glimmte, wieder anblies. Sie hätte nur vorhin ſollen da ſeyn, wie ich mein Wort bey Hannchen anbrachte. Sie hatte eine rechte Freude darüber.

Julchen.

Sie hat mir alles geſagt.

Martin.

Wenn ich ihren Vater angetroffen hätte, ſo wäre ſie vielleicht ſchon meine Braut; aber es war niemand zu Hauſe.

Julchen.

Ey, Herr Martin! eilen thut kein gut. Er muß ihrem Vater noch nichts von ſeiner Liebe ſagen, wer weiß obs ihr ein Gefallen iſt?

Martin.

Ja ja, es geſchieht ihr dadurch gewiß kein Herzeleid, das weiß ich.

Julchen.

Vielleicht iſt es ihr mit der Liebe kein Ernſt; ſie ſtellt ſich nur ſo.

Martin.

Wie? kein Ernſt? Ja die Mädchen ſtellen ſich immer ſo, als wenns ihnen mit der Liebe kein Ernſt wäre, und ſie ſehen es doch ſo herzlich gern, wenns Ernſt wird. Nein, ich ſchmiede das Eiſen wenns heiß iſt. Ich hoffe, ſie wird uns auf unſern Ehren-Tag auch ihre Gegenwart gönnen, wenn ſie gleich nun viel vornehmer iſt als wir; aber wir ſind auch keine ſchlechte Leute.

Julchen.

O Herr Martin! bitt er ja noch keine Gäſte.

Martin.

Warum nicht? jetzt geh ich gleich, und bringe alles ins reine.

Julchen.

Ich ſag ihm aber, daß ihn Hannchen nicht liebt; glaub er mir doch! es iſt lauter Schäckerey mit ihr.

Martin.

Sie liebt mich nicht? Es wäre lauter Schäckerey?

Julchen.

Nicht anders! hat ſies ihm nicht ſelbſt geſagt, daß es nur ihr Scherz iſt?

Martin.

Das war Verſtellung von ihr.

Julchen.

Ja Verſtellung! ich weiß es beſſer.

Martin.

Was? Sie treibt ihren Spott mit mir? das iſt erſchröcklich! Das iſt ein Verbrechen; das iſt mehr als Königs-Mord! O, die Otter! ſie bringt mich ums Leben.

Ach, ich bin todt! halb todt bin ich,
Mein Mädchen hintergehet mich;
Sind das nicht verfluchte Ränke!
Sie ſchnurrte mich, nach Katzen Art,
So hübſch, ſo freundlich um den Bart:
Und droht mir doch mit falſcher Kralle.
Gift und Galle
Wünſch ich ihr
An den Hals dafür.

Wenn ich daran gedenke
Ach, ich bin todt! halb todt bin ich,
Mein Mädchen hintergehet mich!
Sind das nicht verfluchte Ränke?

Den Schimpf laß ich nicht auf mir ſitzen. Sie ſoll mich heyrathen, oder ich verklage ſie bey der Obrigkeit. Ich laſſe ſie in den Thurm ſtecken, da ſoll ſie ſo lange bey Waſſer und Brod ſitzen, biß ſie mich von Herzens Grunde liebt.

Julchen.

Das ſind ſchöne Careſſen!

Zweyter Auftritt.

Julchen.

Julchen.

Ich weiß nicht wo Jacob bleibt; ich habe ihn hieher beſtellt, daß wir mit mehrerer Freyheit, als zu Hauſe, noch ein bisgen ſchwatzen könnten. Er läßt ſich aber weder hören noch ſehen. Ich habe ihn ſchon an mehr als zehn Orten vergeblich geſucht, er iſt nirgends anzutreffen. — Mich dünkt, ich höre was; Ja ja, er ſteckt wo, er wird mich wieder belauſchen wollen, wie dieſen Morgen. Ach! es rauſcht was im Laube! er iſt es, er iſt es. Nein! nichts als ein Vogel; da fliegt er hin. Das arme kleine Thier, ich hab es verſtört, vielleicht hatte es auch einen Jacob von ſeiner Art, auf den es wartete. Ich will noch ein wenig verziehen; kommt er nicht, ſo kann ich ihm nicht helfen. Aber dieſen Morgen lockt ich ihn durch ein Liedgen zu mir, vielleicht gelingt mirs damit noch einmahl.

Lauſcht er hintern Roſenſtrauche;
Hätt er ſich wo verſteckt,
So hätt ihn mein forſchend Auge,
Gewiß ſchon längſt entdeckt.
Nun will ich mich verſtecken,
Weil er mich warten läßt;
Ich will ihn wieder näcken,
Weil er mich warten läßt.

Er ſoll mich vergebens ſuchen,
Im Garten, hier, zu Hauß;
Wird er huſten, ruffen, fluchen,
Lach ich ihn heimlich aus.
Ich will ihm Rübgen ſchaben,
Wenn er den halben Tag
Mich ſucht; mag ers doch haben:
Er macht es ja darnach.

Dritter Auftritt.

Julchen, Hannchen.

Hannchen.

So allein, Julchen? ohne daß Jacob bey dir iſt?

Julchen.

Ich warte eben auf ihn. Er iſt nicht zu Hauſe, und auch nicht hier. Ich weiß nicht wo er ſeyn mag; haſt du ihn auch nicht geſehn?

Hannchen.

Nein, ich habe ihn mit keinem Auge geſehn; aber wenn du hier biſt, kann er wohl nicht weit ſeyn.

Julchen.

Er wird ja kommen, ich will noch einen Augenblick verziehen. Weißt du, daß Herr Martin recht böſe auf dich iſt?

Hannchen.

Warum denn? Ich habe ihm ja nichts zu Leide gethan.

Julchen.

Ich wollte es ihm ausreden, daß er nicht zu deinem Vater gehen, und um dich freyen ſollte. Da wurde er grimmig, böſe, und ſagte: du hätteſt nur deinen Spott mit ihm, er wollte dich verklagen.

Hannchen.

Immerhin, das mag er thun.

Julchen.

Er will dich laſſen in den Thurm ſtecken.

Hannchen.

Ey, er iſt doch nicht der Amtmann; wenn er mich verklagt, ſo verklage ich ihn wieder, daß er Aepfel gemauſet hat.

Julchen.

Aber wenn er nun zu deinem Vater gegangen wäre.

Hannchen.

Je nun, ſo hätt ichs ihm nicht wehren können; Aber mein Vater zwingt mich zu keiner Heyrath; ich bin ſeine Gold-Tochter; Er zwingt mich zu nichts in der Welt.

Julchen.

Du haſt wohl deinen Vater noch nicht fragen können, ob du mich begleiten darfſt, weil er nicht zu Hauſe iſt? Ach Hannchen! wenn ich in die Stadt unter die vielen fremden Leute komme, und ich habe niemand bekanntes um mich, ſo ſchäm ich mich halb todt. Ich fragte meinen Vetter, ob ich dich mitnehmen dürfte? er hat es erlaubt, und meine Mutter würde es gerne ſehen; Sie würde dich halten wie ihr leiblich Kind. Hör Hannchen! zieh ja mit mir!

Hannchen.

Von Herzen gern, wenn ich von meinem Vater darf. Du ſagteſt aber vorhin drinnen in dem Hauſe, Jacob wollte auch mit in die Stadt; iſt denn das wahr?

Julchen.

Ja, er hat wohl Luſt dazu, wenns angehet; Aber er hat mir verboten, meinem Vetter etwas davon zu ſagen, vielleicht kommt er in ein paar Tagen nach. Ich wollte eben mit ihm hier noch einmahl davon reden. Ich weis gar nicht, wo er bleibt. Ich wollte mich verſtecken, daß er mich ſuchen müßte; aber nun muß ich ihn ſelber aufſuchen. In einer Stunde kommt die Kutſche, die mich abholt.

Hannchen.

Er iſt doch wohl zu Hauſe, oder im Garten, und wartet auf dich?

Julchen.

Nein, ich hab ihn hieher beſtellt! doch will ich einmahl zuſehen, ob er etwa im Garten iſt.

Hannchen.

Ich will unterdeſſen mit meinem Vater reden, er wird nun wohl zu Hauſe ſeyn. (Julchen geht auf der einen Seite ab, und Hannchen auf der andern. Mr. Simon begegnet Hannchen im Reithabit.)

Vierter Auftritt.

Hannchen, Mr. Simon.

Simon.

War nicht das Fräulein da? Ah ma chere! ich dachte, du hätteſt ſie hier bey dir.

Hannchen.

Nein, ſie hängt zu Hauſe am Nagel.

Simon.

Was?

Hannchen.

Er will da meine Scheere?

Simon.

Ha ha ha! iſt es nicht ein Elend, daß man mit einem ſo ſchönen Kinde nicht anders reden kann, als in der deutſchen Fuhrmannsſprache! Ich frage, ob Julchen hier bey dir war?

Hannchen.

Ja, ſie gieng eben weg. Wo kommt er denn wieder her, Mr. Simon?

Simon.

Ich komme jetzt in wichtigen Geſchäften hieher; ich ſoll den Grafen bey dem Fräulein melden.

Hannchen.

Der iſt ja in Paris, und hat das Fieber.

Simon.

Er iſt wieder friſch und geſund; da ich vor einer Stunde zurück in die Stadt kam, ſtieg er eben aus dem Wagen. Er erfuhr von ſeiner Mutter mit äuſerſten Entzücken, daß Julchen die Tochter ihrer Freundin iſt. Nun will er die Ehre mit ihrem Oncle, der ſchon hier iſt, theilen, ſie ihrer Mutter wieder in die Arme zu geben. In einer halben Stunde wird er hier ſeyn.

Hannchen.

Er könnte immer weg bleiben; wenn er nur wüſte, wie gerne er geſehen würde.

Simon.

Er weiß alles, ſo gut als du und ich; Aber er läßt ſich durch nichts abſchrecken, ſeine Reitze ſind unwiederſtehlich.

Auf ſeinen Wangen ſitzt
Der Liebesgott, und ſpitzt
Den Sieg-gewiſſen Pfeil;
Dann wirft er ihn in Eil,

Oft mit boshafter Luſt,
In junger Nymphen Bruſt;
Wie Zevs den Donnerkeil,
Mit Schrecken ſchwer beladen,
Auf ſchüchterne Dryaden.

Hannchen.

So viel kann ich Ihm ſagen, Mr. Simon! daß Julchen keinen Menſchen in der Welt mehr haßt, als ſeinen Grafen.

Simon.

Und ſo viel kann ich dir ſagen, daß Julchen keinen Menſchen in der Welt mehr liebt, als den Grafen.

Hannchen.

Gewiß, weil Er ihn ſo heraus geſtrichen hat. Nein, ſie glaubt ihm kein Wort.

Simon.

Und du glaubſt mir wohl eben ſo wenig, wenn ich dir ſage, daß das Fräulein, ehe acht Tage vergehen, mit dem Grafen vermählt iſt.

Hannchen.

O laß er ſich doch ſo was nicht träumen.

Simon.

Nun was gilt die Wette?

Hannchen.

Wenn ich nur viel zu wetten hätte; ich wollte ſchon gewinnen.

Simon.

Mein ſchönes Hannchen! ich will dir einen Vorſchlag thun. Wenn aus Julchens Vermählung mit dem Grafen nichts wird, ſo kauffe ich dir eine Meſſe; du ſollſt dir ausſuchen was du willſt, und wenn es hundert Thaler koſtete; Aber wenn die Vermählung zu Stande kommt, ſo ſollſt du mich heyrathen.

Hannchen.

Die Wette gehe ich ein, wenn Julchen den Grafen heyrathet, ſo heyrathe ich Ihn. Ich habe Ihn auch eben ſo lieb, als Julchen den Grafen liebt.

Simon.

Iſt das wahr?

Hannchen.

Ja; er kann ſich darauf verlaſſen.

Simon.

Es iſt ein Wort.

Hannchen.

Ja, hier hat er meine Hand darauf; aber wenn aus Julchens Heyrath mit dem Grafen nichts wird, ſo kauft er mir eine Meſſe für hundert Thaler?

Simon.

Ja, es bleibt dabey.

Fünfter Auftritt.

Martin, die Vorigen.

Martin. (Bey Seite.)

Ha! der Irrwiſch, iſt er ſchon wieder da? — Jetzt hat er den Hirſchfänger an der

---

Seite, er wird doch nicht wollen Händel anfangen?

Simon.

(Der ihn gewahr wird.) Sein Diener, Herr Martin!

Martin.

Sein Diener, ſein Diener.

Simon.

Nun, zürnt er noch mit mir?

Martin.

Wer, ich? Ich ſollte zürnen? Nein, ganz und gar nicht.

Simon.

Er wollte doch vor einer Stunde mir ſeine Fäuſte fühlen laſſen? Hier bin ich. (Er rüttelt an der Degenkuppel.)

Martin.

(Betroffen) Ey nicht doch! Es war ſo böſe nicht gemeint. Er hat ſeinen Spaaß mit mir, und ich mit ihm.

Simon.

Wir ſind alſo gute Freunde?

Martin.

(Schüttelt ihm die Hand) Ja, alte gute Herzens-Freunde.

Simon.

Hannchen! ich verlaſſe dich einen Augenblick; warte hier, ich komme gleich wieder.

Sechſter Auftritt.

Hannchen, Martin.

Martin. (bey Seite.)

Ich muß gelinde Saiten aufziehen, er hat hier einen Stein im Brete. (zu Hannchen) Hannchen, Hannchen! laß dich ja nicht mit dem Simon ein, ich rathe dir es als ein guter Freund. (Sie wendet ihr Geſicht von ihm weg.) Nun was hab ich dir denn gethan, daß du ſo böſe thuſt?

Hannchen.

Er kann noch fragen? Das iſt mir ein ſchöner Liebhaber, der mich will laſſen in den Thurm kriechen. Nein! wir ſind geſchiedene Leute.

Martin.

Was hör ich! Julchen hat gewiß aus der Schule geſchwatzt. Du mußt nicht gleich alles für Ernſt aufnehmen.

Hannchen.

Nimmt Er doch auch gleich alles für Ernſt auf.

Martin.

Es war ja nur mein Spaaß, daß ich dich verklagen wollte.

Hannchen.

Es war auch nur mein Spaaß, daß ich Ihn heyrathen wollte.

Martin.

Was haſt du aber an mir auszuſetzen?

Hannchen.

Ach wohl zehnerley. Er iſt mir zu alt, zu mürriſch; mit Ihm könnt ich mich nicht einen Tag lang vertragen.

Martin.

Je nun, wenn ich alt bin, ſo biſt du deſto jünger; ich will dich ſchon nach meiner Hand ziehen.

Hannchen.

Das würde eine feine Zucht werden. Ich lache und ſchäckere gern, und Er würde den ganzen Tag ſchmälen wollen. Nein, Herr Martin! es ſteht mir nicht an.

Gleich und gleich geſellet ſich;
Für ſtrenge Herrn bedank ich mich,
Die immer brummen, ſchmälen,
Und ihrer Frau befehlen.
Ich tändle, lache, ſchäckre gern,
Und danke für die ſtrenge Herrn!
Für Ihm würd ich auf Erden,
Vielleicht ein Plagholz werden.

Und Er, als Herr und Mann,
Er würde mein Tyrann;
Warhaftig, es iſt nicht für mich,
Nur gleich und gleich geſellet ſich;
Ich tändle, lache, ſchäkre gern,
Und danke für die ſtrengen Herrn.

Siebenter Auftritt.

Martin.

Martin.

Das Mädchen macht mich noch zum Narren! Ich glaube ganz gewiß, der vermaledeyte Simon hat ihr die Streiche in den Kopf geſetzt. Pfuy! (Er ſpuckt aus) Sein Nahme wiederſteht mir, wie ein Rhabarber-Pulver; wenn ich ihn nenne, wendet ſich alles im Leibe bey mir um. Das Mädchen hat mich ordentlich belehrt, ich wollte ſie ihm nur abſpänſtig machen, und nun hab ich mich ſelbſt in ſie vernarrt; wenn ſie mir aus dem Garne geht, ſo ſoll er ſie wenigſtens nicht bekommen, und wenn ich Gut und Blut dabey zuſetzen ſollte. Ha! da kommt Julchen; wäre ſie nur noch ein Bauern-Mädchen, ich wollte ihr den Kopf zurecht ſetzen, daß ſie geplaudert hat.

Achter Auftritt.

Martin, Julchen. (ganz niedergeſchlagen.)

Martin.

Sie hat mir ſchöne Händel gemacht, Mamſell! das iſt gar nicht fein von ihr, ich ſags wie ichs meyne; das iſt gar nicht fein, daß ſie die Leute zuſammen hetzt. Warum hat ſie denn Hannchen alles gleich wieder erzählt, was ich ihr vorhin ſagte, da mir der Kopf ein wenig warm war? Ja nun ſteht ſie da, und kann ſich nicht verantworten.

Julchen.

Ach, mein Herz iſt ſo voll, ſo voll — jetzt kann ich nicht mit Ihm reden; laß Er mich allein.

Martin.

Ey überall nichts als finſtere Geſichter! Ich glaube, ſie fängt gar an zu weinen; was iſt ihr denn wiederfahren?

Julchen.

Das kann ich Ihm jetzt nicht ſagen! geh Er nur ins Hauß, da iſt ſein Graf.

Martin.

(Voll Verwundrung) Wie? der Graf wäre hier? der iſt ja weiter als hundert Meilen von hier.

Julchen.

Ich wollte, daß er hundert Meilen von hier wäre! aber er iſt in unſern Hauſe.

Martin.

Er iſt alſo von ſeiner Reiſe zurück? der liebe Herr!

Julchen.

O, der erſchreckliche Graf!

Martin.

Was ſagt ſie? der erſchreckliche Graf? Ja warum denn erſchrecklich? Er iſt ein allerliebſter Herr! hat ſie ihn geſehen?

Julchen.

Ich verlange ihn nicht zu ſehen; da ich ſeinen Wagen hörte, flohe ich hieher.

Martin.

Das iſt mir ein Räthſel. Der Graf ſoll hier ſeyn, und ſie flieht vor ihn. Den fliehen ſonſt die Mädchen eben nicht, ſie laufen ihm lieber nach. Wunders halben muß ich doch ſehen, was an der Sache iſt.

Neunter Auftritt.

Julchen.

Julchen.

Ich weis nicht, ob ich verrathen, oder verkauft bin. Noch heute hieß es: der Graf wäre krank, er wäre in Paris; und nun iſt er auf einmahl geſund, und zugleich auch hier. Er will mich abholen, und zu meiner Mutter begleiten, darunter liegt gewiß Betrug verborgen. Ach! wie iſt mir das Herz ſo ſchwer! — Was wirds mir helfen daß ich fliehe; er wird mich aufſuchen laſſen, ich werde mit Gewalt fortgeſchleppt werden. Ach, Jacob! könnteſt du mich verlaſſen? Du ſollteſt mich beſchützen, ich hätte mich dir in die Arme werfen wollen, und niemand hätte mich dir entreiſſen können. Vielleicht weint der Unglückliche jezt in einem einſamen Winkel, und will nur ſeine Thränen über unſere Trennung verbergen; aber ich weiche nicht von der Stelle, biß ich ſehe.

Wärſt du hier,
So küßt ich dir,
Der Liebe Zähren von den Wangen,
Und ſanftre ſollteſt du dafür
Aus meinem Aug empfangen;
Das noch in den letzten Blicken,
Dir mit zärtlichen Entzücken

Dein Glücke vor der Welt geſteht,
Und das durch deinen Sieg erhöht.

Zehnter Auftritt.

Julchen, Hannchen, Mr. Simon.

Hannchen.

Komm geſchwind nach Hauſe, der Graf iſt da!

Julchen.

Hannchen! fängſt du auch an, mich mit dem entſetzlichen Grafen zu plagen?

Hannchen.

Ey, der iſt nicht ſo entſetzlich als du denkeſt, das iſt dir ein unvergleichlicher Herr; ich kann ihn nicht ſchön genug beſchreiben. Mr. Simon hat ihn nicht halb ſo ſchön gemacht, als er in der That iſt, und dabey iſt er ſo freundlich, ſo höflich, nicht ein bischen ſtolz, wie ſonſt die vornehmen Herren ſind. Da er durchs Dorf fuhr, lief ich der Kutſche nach; beym Ausſteigen ward er mich gewahr, und kam auf mich zu, er klopfte mich ſo freundlich auf den Backen, als wenn er mich ſchon lange gekennt hätte, und hernach da er wieder fort gieng, machte er einen Diener bis auf die Erde.

Julchen.

Sag mir nur, ob du den Jacob nicht geſehen haſt?

Hannchen.

Ey was Jacob! auf den gäb ich jetzt nicht Achtung, und wenn er über mich wegfiele. Komm nur, daß du den Grafen ſieheſt. (Sie nimmt Julchen bey der Hand, und will ſie fortziehen.)

Julchen.

Laß mich gehen, ich mag von dem Grafen nichts wiſſen noch hören. (zu Mr. Simon.) Hat ers denn ſeinem Herrn nicht geſagt, was ich ihm befohlen habe?

Simon.

Ja; aber er wünſcht das Urtheil ſelbſt aus ihrem ſchönen Munde zu vernehmen. Sobald

bald ſie ihm ſagen, daß ſie ihn nicht lieben, ſo wird er abreiſen, und ihnen niemahls wieder unter die Augen kommen.

Julchen.

Ja, wenn ich das wüßte!

Simon.

Sie können ſich darauf verlaſſen.

Julchen.

O! wenn es an weiter nichts liegt, als daß ichs ihm ſelbſt ſage, daß ich ihn nicht lieben kann, das ſoll den Augenblick geſchehen.

Eilfter Auftritt.

Hannchen, Mr. Simon. (lächeln beyde Julchen bedeutend nach, da ſie fort gehet.)

Simon.

Nun wie ſtehts mit unſerer Wette? nicht wahr? ich gewinne ſie?

Hannchen.

Ja, auf die Art iſt es keine Kunſt; Aber ich laſſe die Wette ſein nicht gelten, weiß er das wohl?

Simon.

Mein gutes Mädchen! das ſteht nun nicht mehr bey dir; du mußt nun Wort halten; warum haſt du gewettet!

Hannchen.

Ja nun, ſo kauf ich ihm einen Jahrmarkt.

Simon.

Doch für hundert Thaler?

Hannchen.

Nein, für vier Groſchen aufs höchſte.

Simon.

Um vier Groſchen haben wir nicht gewettet.

Hannchen.

Ja, vier Groſchen ſind mir ſo viel, als ihm hundert Thaler; ich muß das Spinnrad manchmahl herum drehen, ehe ich vier Groſchen verdiene.

Simon.

Du haſt mir geſagt: daß du mich eben ſo liebteſt, als Julchen den Grafen.

Hannchen.

Ja; aber — — —

Simon.

Kein aber, was du einmahl verſprochen haſt, das mußt du mir auch halten.

Wie froh bin ich, daß meine Liſt
Mir ſo ſchön gelungen iſt;
Nun kann ich mich glücklich preiſen,
Meine Wette iſt gewonnen.

Hannchen.

Er gewinnet durch Betrug,
Das iſt witzig, das iſt klug!
Doch wie wirds am Ende heiſſen?
Wie gewonnen, ſo zerronnen.

Simon.

Nun kann ich mich glücklich preiſen.

Hannchen.

Doch wie wirds am Ende heiſſen?

Simon.

Meine Wette iſt gewonnen!

Hannchen.

Wie gewonnen ſo zerronnen.

Beyde.

Meine Wette iſt gewonnen!
Wie gewonnen, ſo zerronnen.

Zwölfter Auftritt.

Hannchen, Julchen, Simon.

Hannchen.

Du kommſt ſchon wieder, Julchen? und eben ſo betrübt als du weg giengſt? Biſt du zu Hauſe geweſen?

Julchen.

Nein, es war mir nicht möglich, über die Thürſchwelle zu ſchreiten. Es war nicht anders, als wenn mich immer jemand bey dem Rock zurück zöge. Mr. Simon! ſag er doch ſeinem Herrn, was er mir vor Verdruß macht;

wie kann er ſich das grauſame Vergnügen machen, ein Mädchen ſo zu martern!

Simon.

Sagen Sie es ihm ſelbſt, ſchönes Fräulein! hier kommt er eben.

Julchen.

Was? Er kommt? (Sie will fortlauffen; Hannchen hält ſie zurück.) Ey laß mich gehn! Ich ſag dirs, laß mich gehn.

Hannchen.

Du mußt bleiben, ich laſſe dich nicht fort. (Da ſie nicht entfliehen kann, läßt ſie ihr Geſicht auf Hannchens Buſen ſinken, um den Grafen nicht zu ſehen.)

Dreyzehnter Auftritt.

Der Graf, und die Vorigen.

Der Graf.

(mit verſtellter Stimme.)

Wohin? mein ſchönes Fräulein! wohin? Sie werden nicht vor mir fliehen? Erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen die Hand zu küſſen.

Julchen.

(Sie zieht die Hand, die er küſſen will, zurück.) Verſchonen Sie mich mit Ihren Complimenten, Herr Graf! ich mag Sie nicht ſehen.

Der Graf.

Wollen Sie mich nicht eines Anblicks würdigen? Sehen Sie wenigſtens Ihren Sieg, den getreueſten Liebhaber auf den Knien, der von Ihren Reitzen bezaubert iſt, und der durch ſeine Beeiferung wünſcht, Ihr Herz zu verdienen.

Julchen.

Ihre Beeiferungen ſind vergebens. Sie können mein Herz niemahls verdienen, es gehört ſchon einem andern.

Der Graf.

(Indem er ſeine ordentliche Stimme wieder annimmt) Nein, mir gehört es zu, dieſes vortreffliche Herz, entzückendes Julchen! umarme deinen Jacob.

Julchen.

Himmel! was ſehe ich! Ach Jacob!

Der Graf.

Ja, liebes Julchen! der verhaßte Graf, und der geliebte Jacob ſind nur Eine Perſon.

Julchen.

Was iſt das für eine ſeltſame Verwandelung? Ey, Jacob! wer hat dich ſo heraus geputzt? Was ſoll dieſe Verkleidung bedeuten?

Der Graf.

Die Verkleidung hat aufgehört. Jacob hat ſich in den Grafen verwandelt, um dein Glück und das ſeinige heute vollkommen zu machen; Aber der Graf wird den Augenblick wieder Jacob ſeyn, wenn du es verlangſt.

Julchen. (nachdenklich)

Ich merke nun wohl, daß mir Jacob, eben ſo wie der Graf, einen Betrug geſpielt hat.

Der Graf.

Nein, Julchen! erlaube mir den zärtlichen Ausdruck, den du deinem Jacob erlaubteſt. Nein, weder der eine noch der andere hintergehet dich, die Liebe allein ſpielte hier einen kleinen Betrug, aber den unſchuldigſten von der Welt.

Julchen.

Ich haſſe allen Betrug, auch den unſchuldigſten; und wenn mich die Liebe hintergeht, ſo bin ich auch der Liebe gram. Hätte ich gewuſt, daß Jacob ein Graf wäre, ſo wäre ich ihm niemahls gut geweſen; Aber ich weiß, was ich thun will.

Wer mich einmahl hintergeht,
Der ſoll mich nicht wieder fangen;
Wenn er es beſchämt geſteht,
Daß er mich ſchlau hat hintergangen,
Und wenn er gleich beſchwören will,
Mich niemahls wieder zu betrügen;
So ſtraf ich doch die falſchen Lügen,
Und trau ihm weiter nicht ſo viel.

Ich weiß, was mein Vater ſpricht;
Noch hört ich es dieſen Morgen;
Oft hat das ehrlichſte Geſicht
Im Herzen einen Schalk verborgen.
Mein Jacob ſchien ſo fromm und gut,
Und wußte bey der Kunſt zu lieben,
Doch viel Verſtellung auszuüben!
Nun bin ich beſſer auf der Hut.

Der Graf.

Du ſetzeſt ein Mißtrauen in deinen Jacob? O wie ſehr kränkſt du dadurch ſein Herz! Erlaube, daß ich die Urſachen ſeiner Verſtellungen entdecken darf, ſo wirſt du dich wieder mit ihm ausſöhnen.

Julchen.

Das iſt noch nicht ausgemacht. (bey Seite) Ich muß doch den Herrn Grafen ein wenig quälen, er hat mich auch gequält (zu dem Grafen) Ich fange ſchon an, dem Jacob gram zu werden.

Der Graf.

Nein, Julchen! das kann nicht ſeyn; Du liebteſt zu zärtlich, als daß du nicht eine kleine Liſt verzeihen ſollteſt, die die Liebe ſo leicht entſchuldiget.

Julchen.

Es hat ſich auch alles gegen mich verſchworen gehabt, mich zu hintergehen. Sie, Herr Graf! Hannchen, die doch meine vertrauteſte Freundin iſt. Mr. Simon, dem zwar habe

---

ich ſo mein Tage nicht getraut, drum konnte er mir keinen Betrug ſpielen.

Hannchen.

Ich bin unſchuldig, ich kann einen Eyd ſchwören, daß ich nicht wußte, wer Jacob eigentlich war, biß ich den Herrn Grafen ſahe.

Simon.

Mir werden Sie verzeihen, gnädiges Fräulein! Ich bin ein Diener, die Befehle meines Herrn entſchuldigen mich.

Der Graf.

Ehe du deinen Jacob verurtheilſt, ſo hör erſt ſeine Vertheidigung.

Julchen.

Er kann ſich wegen ſeiner Verſtellung nicht vertheidigen.

Der Graf.

Wenn ers nicht kann, ſo wird es die Liebe an ſeiner Stelle thun.

Julchen.

Nun, ſo will ich denn hören, was Sie werden ſagen können.

Der Graf.

Ich ſahe dich, liebſtes Julchen! verſchiedene mahle in dem Hauſe meiner Mutter, vor ungefehr drey Monaten, da ich meine Reiſen vollendet hatte; ob du mich gleich niemahls zu Geſichte bekamſt. Ich konnte deiner Schönheit nicht wiederſtehn, ich liebte dich von dem erſten Augenblicke an. Ich entdeckte dem Simon meine Leidenſchaften, und gab ihm Befehle, von deiner Perſon genaue Kundſchaft einzuziehen; jedermann ſprach in unſerm Hauſe von dir, mit einer Art von Entzücken, dadurch wuchs meine Liebe nur noch mehr. Der Gedanke von dir beſchäftigte mich Tag und Nacht. Simon merkte meine Unruhe, er that mir Vorſchläge, die ſich mit meiner Leidenſchaft und der gewöhnlichen Denkungsart junger Leute von meinem Stande ganz wohl vertrugen; ich gab ihnen Gehör, und ich ſchäme mich jetzt es zu geſtehen, daß ich einwilligte, meine Abſichten bekannt zu machen.

Julchen.

Ja, das waren löbliche Abſichten!

Der Graf.

Sie beleidigten deine Tugend, o wie werth wurdeſt du mir erſt, da du ſie mit Verachtung verworfen hatteſt; wie ſehr wurde ich dadurch gedemüthiget, wie klein wurde ich gegen dir! Ich wünſchte, daß Simon meiner Leidenſchaft nie durch ſeine unbeſonnene Rathſchläge geſchmeichelt hätte.

Simon.

Gnädiger Herr! wenn ich gefehlt habe, ſo ſchreiben Sie es allein meinem Dienſt-Eifer zu; klagen Sie mich nicht an, ſuchen Sie vielmehr meine Verzeihung von dem Fräulein zu erhalten.

Der Graf.

Sie wird in der meinigen mit begriffen ſeyn. Kannſt du mir es wohl verzeihen, beſtes Julchen! daß ich deine Tugend auf die Probe geſezt habe? Ach, wenn du dieſes kannſt! das iſt das einzige was ich mir vorzuwerfen habe.

Julchen.

Wir wollen ſehen, ob Sie ſich nichts mehr vorzuwerfen haben, fahren Sie nur fort.

Der Graf.

Deine Tugend, die durch nichts konnte wankend gemacht werden, erregte in mir das Verlangen, ſie in der Nähe zu bewundern. Ich faßte den Anſchlag, in der Geſtalt eines Gärtners hieher zu kommen, und bey deinem Vater in Dienſte zu treten.

Julchen.

Dieſer Einfall war ſehr romanenhaft.

Der Graf.

Ich wendete eine Reiſe vor, und führte mein Vorhaben aus. Ich genoß nun täglich das Vergnügen, dich zu ſehen und mit dir zu ſprechen; und du wurdeſt die Gehülfin meiner Arbeit, die mir ohne dich unerträglich würde geweſen ſeyn.

Julchen.

Aber mit welcher Abſicht kamen Sie hieher? vermuthlich mit der, welche der Wolf hat, wenn er zu den Heerden ſchleicht?

Der Graf.

Meine Abſicht war nicht untadelhaft, ich geſtehe es; aber zween Tage deines Umgangs machten, daß ich dich als ein Heiligthum betrachtete. Deine Unſchuld, und vornemlich deine Neigung zu mir, die ich durch tauſend kleine Gefälligkeiten bald entdeckte, bezauberten mein Herz, und verwandelten eine wilde Leidenſchaft in die zärtliche Liebe. Aus den Tagen, die ich hier zuzubringen gedachte, wurden Monate, und es würden Jahre daraus worden ſeyn, wenn nicht der glücklichſte Zufall von der Welt, heute alles verändert hätte. Mein Schluß war alſo gefaßt, ich wollte die groſſe Welt verlaſſen, und hier mit dir die Tage meines Lebens, in ſtiller Zufriedenheit, vollenden.

Julchen.

(Zärtlich) Meinetwegen wollten Sie ihren Rang in der Welt, ihre Güter und ihre Bequemlichkeiten verlaſſen? Das alles wollen Sie für nichts achten gegen ein armes Bauern-Mädchen?

Der Graf.

Ja, das war mein feſter Entſchluß, Simon kann es bezeugen.

Simon.

Ja, gnädiges Fräulein! das war der feſte Vorſatz des Herrn Grafen.

Hannchen.

O, was Mr. Simons Zeugniß betrift, das gilt bey Julchen nichts; der ſpricht in einem Athem zehn mahl ja, wenn ſie es haben wollen.

Der Graf.

Mein, Herz, das jetzo ſpricht, iſt ohne weiteres Zeugniß Bürge, daß ich die Warheit ſage; es ſchien mir in der That viel leichter, mich in einen niedrigen Stand um deinetwillen zu verſetzen, als dir einen Rang zu geben, der für dich eine Bürde ſeyn würde; ich kannte deine Abneigung für eine ungleiche Heyrath. Ich fürchte die Spöttereyen der Welt; die Beleidigungen, die du zu gewarten hätteſt, und die ich nicht rächen durfte. Alles dieſes könnte deine Zufriedenheit ſtöhren. Ich hingegen konnte in dem niedrigſten Stande durch dich glücklich ſeyn.

Des Lebens Freude zu genüſſen,
Bedarf das Herz nur Zärtlichkeit;
Hell, wie ein Silberbach, verflüſſen
Dann Tage der Zufriedenheit.
Wenn auch an einem düſtern Morgen,
Sich gleich ein trübes Wölkgen zeigt,
So macht die Liebe Müh und Sorgen
Doch bald wie Roſenblätter leicht.

Was hilft der Glanz von einem Throne,
Wenn er den ſchönſten Reiz vermißt?
Den König drückt die güldne Krone,
Wenn er nicht liebt und zärtlich iſt.
Ein armer Schäfer iſt mit wenig
Vergnügter als ein groſſer Herr;
Die Liebe machet ihn zum König,
Und oft lebt er noch glücklicher.

Julchen.

Sie hätten um meinetwillen Ihr Lebtage ein Gärtner bleiben wollen?

Der Graf.

Befremdet dich das? Grosmüthiges Mädchen! machteſt du es nicht eben ſo? Bliebſt du nicht, als ein reiches Fräulein, deinem armen Jacob treu? Gabſt du ihm nicht die zärtlichſten Verſicherungen deiner Treue, eben da das Glück dich weit über ihn zu erheben ſchien. Dieſer Beweiß deiner Zärtlichkeit hat mein Herz durchdrungen. — O Julchen! was war das vor eine glückliche Stunde, in der du mir deine Liebe geſtundeſt! O Julchen! was machteſt du mir da für ein unſchätzbares Geſchenke mit deiner Hand!

Julchen.

Wenn Sie meine Hand für ein ſo groſſes Geſchenk hielten, warum wendeten Sie alle Mühe an, ſich dieſe Hand ſelbſt zu entreiſſen? Warum mußte Ihr Simon auch heute noch mir im Nahmen des Grafen, Heyrathsvorſchläge thun?

Der Graf.

Ach, liebſtes Julchen! mein Glück war allzu groß, ich wurde auf mich ſelbſt eyferſüchtig. Ich wollte erfahren, ob dir meine Perſon oder mein Stand mehr gefiel; zu meiner vollkommenſten Beruhigung wählteſt du meine Perſon. Ich ließ dich noch auf einer andern

Seite angreifen; ich ließ eine Krankheit vorwenden, um dein weiches emfindliches Herz dadurch zu rühren, und durch das Mitleiden der Liebe einen Eingang bey dir zu verſchaffen; aber dein Herz war nur für den glücklichen Jacob empfindlich.

Julchen.

Wenn ich nun aber mich für Liebe gegen den Grafen hätte bewegen laſſen? So würde Jacob verſchwunden ſeyn, und der Graf hätte mich verachtet.

Der Graf.

O! den Gedanken einer ſolchen Treuloſigkeit verabſcheuet mein Herz. Nein, der Graf hätte dir Wort gehalten. Ich hätte mich über alle Vorurtheile der Welt hinweg geſetzt, um das Glück zu genüſſen, mit dir verbunden zu ſeyn; aber das Glück hat ſelbſt nun alle Schwürigkeiten, die unſre Liebe fürchten konnte, gehoben, es hat uns gleich gemacht. Meine Freude, die ich über die Entdeckung einer wahren Geburth empfand, war unbeſchreiblich. Ich verbarg dir dieſe Freude, deine Geſinnungen gegen mich bey Veränderung des Standes zu erforſchen; Aber kaum hatte ich das vollkommenſte Zeugniß deiner Treue aus deinem Munde vernommen, ſo flog ich nach der Stadt, zu deiner und meiner Mutter, ich entdeckte ihnen meine Liebe zu dir, ich warf mich zu ihren Füſſen, und erſuchte ſie um ihre Einwilligung, mich mit dir auf ewig zu verbinden. Ach, liebſtes Julchen! ich erfuhr hier mit Entzücken, daß meine Wünſche auch die ihrigen waren. Unſere Mütter, die zärtlichſten Freundinnen die jemahls geweſen ſind, wünſchten ihre Kinder mit einander vereinigt zu ſehen. Ihre Freudenzähren begegneten den meinigen. Ich verließ ſie, um wieder hieher zu dir zu eilen, dich auf eine angenehme Art zu überraſchen, und mich dir in meiner wahren Geſtalt zu zeigen, die reitzendſten Augenblicke meines Lebens zu erreichen, die ich jetzt genüſſe. Nun, mein liebenswürdiges Julchen! nun hängt mein Glück von dir ab, kannſt du mir vergeben? (Er nimmt ihre Hand; Simon reicht hinter des Graſen Rücken, Hannchen die Seine, die ſie aber nicht annimmt.) Gehört dieſe ſchöne Hand, die du dem Jacob geſchenket haſt, jetzt auch dem Grafen?

Julchen.

Ja, mein liebſter Graf! Sie gehört Ihnen; ich bin mit der Liebe wieder ausgeſöhnt, ſie hat unſere Herzen vereiniget, nichts in der Welt ſoll ſie trennen.

Der Graf und Julchen zugleich.

Mit dir vereint, winkt jeder Augenblick
Der Zukunft mir Vergnügen zu.

Der Graf.

Du biſt mein Glück.

Julchen.

Mein Wunſch warſt du.

Beyde.

Mit dir wollt ich in Wüſteneyen,
Wie auf dem Throne, glücklich ſeyn.

Julchen.

Sonſt gefiel mirs nur
Hier in dieſer Flur;

Mein Jacob wohnte hier,
Darum gefiel ſie mir.
Aber nun verlaß ich ſie
Ohne Kummer, ohne Müh,
Er wohnt nicht mehr in dieſem Hayne.
Ey was mach ich hier ganz alleine!

Der Graf.

Sonſt gefiel mirs nur
Hier in dieſer Flur;
Mein Mädchen wohnte hier,
Darum gefiel ſie mir.
Doch der prächtigſte Pallaſt
Wär mir ohne ſie verhaßt,
Wenn gleich in ihm die Freuden lachten.
O wie wollt ich ſie verachten!

Beyde.

Mit dir vereint, winkt jeder Augenblick
Der Zukunft mir Vergnügen zu.

Der Graf.

Du biſt mein Glück.

Julchen.

Mein Wunſch warſt du.

Beyde.

Und wenn uns Glück und Lieb erfreun,
Wird uns kein Wunſch mehr übrig ſeyn.

Der Graf.

Laß uns nun zu den Umarmungen unſerer zärtlichen Mutter eilen.

Julchen.

Ich darf doch Hannchen auch mit nehmen?

Der Graf.

Ja, ſie wird uns begleiten. (Simon drückt durch frohe Bewegungen ſeine Freude darüber aus.)

Hannchen.

Aber ich muß doch etwan ihren Kammerdiener heyrathen, Herr Graf?

Der Graf.

Nein, das iſt gar nicht nöthig.

Hannchen.

Unter dieſer Bedingung begleite ich Ihre Braut mit Vergnügen in die Stadt. (Simon geht aus Verdruß weg.)

Julchen.

Du mußt aber auch bey mir bleiben, Hannchen! ich laß dich nicht wieder weg.

Hannchen.

Ich werde mich auch nicht wieder weg ſehnen.

Vierzehnter Auftritt.

Martin, die Vorigen.

Martin bringt eine Bäuerinn auf dem Arme getragen.

Die Bäuerinn.

Hülfe! der Schelm will mich umbringen.

Martin.

Ha, du Hexe! hier iſt kein Pardon; du ſollſt in den Brunnen, und zwar mit dem Kopfe voran.

Der Graf.

Martin! ſeyd ihr unſinnig? was wollt ihr hier machen? (Martin läßt die Frau loß, und ſie läuft fort.)

Martin.

Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr! ich wußte nicht, daß Sie hier waren. Die

Hexe wollte mich an einer Heugabel anſpieſſen; da ich vorhin mit den Bauern Händel hatte, war ſie hinter mich her wie ein Satan, da wollte ich ſie ein wenig Mores lehren.

Der Graf.

Vielleicht hattet ihr ihren Unwillen verdienet. Eilet jetzt in die Stadt, und laßt dieſen Abend eine prächtige Mahlzeit bereiten. Ich empfange meine Braut.

Martin.

Ihre Braut, gnädiger Herr?

Der Graf.

Ja, hier iſt ſie.

Martin.

Fräulein Julchen? Ey darüber habe ich ja eine herzliche Freude. (zu Julchen) Ach Ihro Gnaden! keine beſſere Gebietherinn könnte ich mir wünſchen.

Hannchen.

Ich ziehe nun auch mit, und werde Schlieſſerinn in ihrem Hauſe. Wie wird das ihm gefallen, Herr Martin! wenn ich den Schlüſſel zur Vorrathskammer kriege?

Martin.

Je nun, wenn ich nur den Kellerſchlüſſel behalte. Das Fräulein wird einen ehrlichen treuen Diener nicht verſtoſſen.

Julchen.

Laß er ſich nur nicht bange ſeyn.

Letzter Auftritt.

Simon, die Vorigen, Bauern und Bäuerinnen.

Simon.

Gnädiger Herr! Die jungen Leute aus dem Dorfe haben ſich hier verſammlet. Sie wünſchen, das Fräulein, und Sie, vor Ihrer Abreiſe noch einmahl zu ſehen, und Sie mit ihren Glückwünſchen zu begleiten.

Der Graf.

Kommt meine Freunde! nehmt Antheil an meinem Glück. (Sie geben dem Grafen und Julchen die Hände, mit bäueriſchen Complimenten.) Bewundert die angenehmen Bezauberungen der Liebe; ſie machte hier einen Grafen auf eine Zeitlang zum Gärtner

ner, und erhebt nun ein Gärtnermädchen zu dem Range einer Gräfin; aber glaubt nicht, daß uns dieſe Vorzüge glücklich machen, wir ſind es nur durch die Vereinigung unſerer Herzen.

Julchen.

Werdet alle ſo glücklich durch die Liebe, als ich es mit meinem Grafen bin.

Rund-Geſang.

Der Graf.

Der Liebe ſanft Geſetz verehrt
Der Held, der König, und der Weiſe;
Der Bauer, den der Pflug ernährt,
Der Jüngling, und die muntern Greiſe.
Und alle ſie geſtehn es gern,
Vom armen Sclaven biß zum Herrn,
Kein Glück kann ohne ſie erfreun.

Chor der Bauern und Bäuerinnen.

Kein Glück kann ohne Liebe ſeyn;
Würde ſie dem Leben
Nicht Reitz und Wonne geben,
O ſo wär
Die Welt an Freuden leer.

Julchen.

Daß Mädchen gern bey Spiel und Tanz
Durch Auge, Hand und Fuß entzücken,
Das Haar mit einem Blumenkranz,
Den Buſen ſchön mit Bändern ſchmücken;
Das macht die Liebe; nur für Sie,
Putzt man ſich an, ſcheut keine Müh,
Und eilt vergnügt zum frohen Reyhn!

Chor.

Kein Glück kann ohne Liebe ſeyn.

Simon.

Wär mir ein loſes Mädchen hold,
Die ich als meine Göttin ehre,
So reizte mich kein Berg von Gold;
Und wenn ganz Peru meine wäre.
Doch ſie ſchreckt mich durch Sprödigkeit;
Nun ſuch ich die Zufriedenheit,
Und meines Lebens Glück, beym Wein.

Chor.

Kein Glück kann ohne Liebe ſeyn.

Hannchen.

Ein freyer Sinn, ein muntrer Scherz
Gefällt mir beſſer als die Liebe,

Sie gräbt nur Wunden in das Herz,
Und macht die ſchönſten Tage trübe.
Weil aber Spott und böſer Hohn
Den Jungfern, wenn ſie altern, drohn,
Ja nun! So muß ich doch wohl freyn!

Chor.

Kein Glück kann ohne Liebe ſeyn.

Martin.

Zur Liebe bin ich nicht zu alt,
Doch eben reif genug zum Glücke;
Kein Jüngling zwar mehr an Geſtalt,
Doch auch kein Greiß mit einer Krücke!
Ich freu mich auf die Hochzeit ſchon.
Geſchwind dazu, und ſpät davon!
Weil alle Liebe Liebe ſchreyn.

Chor.

Kein Glück kann ohne Liebe ſeyn.
Würde ſie dem Leben,
Nicht Reitz und Wonne geben;
O ſo wär,
Die Welt an Freuden leer.

ENDE.

Straußfedern.

Erſter Band.

Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai.
1787.

Universitäts-
München
Bibliothek

Präadvis an die Leſer.

Darüber ſind wir wohl alle einverſtanden, daß die Federn, welche die europäiſche Eitelkeit dem Vogel Strauß ausrupft, ſich ungleich beſſer ausnehmen, wenn ſie der ſchönern Hälfte der Menſchheit in unſerm nördlichen Welttheil, zum Spiel des Luxus dienen und eine reizende Phyſiognomie überſchatten, als da, wo ſie Mutter Natur wachſen läßt, um den ungeſtalten Hinterleib des dümmſten Gefieders in den afrikaniſchen Wüſten, mit einer dezenten Decke zu verſehen. Ob Vogel Strauß es unſerm Zeitgeſchmack großen

Dank weis, daß er zu deſſen Befriedigung, ſich den Pfeilen und Schlingen der impertinenten Jäger Preiß geben, ſich von ihnen fahen, rupfen und ausbälgen laſſen muß, das iſt unſer geringſter Kummer: gnug, unſer Bedürfniß berechtiget uns zu Nuß- und Niesbrauch eines jeden Dinges, das zu dieſem Behuf dienet, wenn wir deſſen habhaft werden können. Auf die Art, wie die Acquiſition davon geſchiehet, ob durch gewaltſame Hand, oder den Weg Rechtens, oder durch den Schleifweg der Kontrebande, daran iſt wenig gelegen. Es kommt nur drauf an, den Raub, die Beute, oder den Fund, in ein ſicheres Eigenthum zu verwandeln, das nicht wieder zurückgefordert werden kann.

Unſere Damen prunken ſtolz mit dem emporſtrebenden Federnſchmuck, ob er gleich nicht auf ihrem eignen Grund und Boden gewachſen iſt, ſie wiſſen wohl, daß Vogel Strauß nicht kommen und ſeinen Lendenſchurz von ihnen reklamiren werde: der arme Wicht iſt längſt ausgebälgt, und hat ſeinen Nachlaß zum mindeſten ſchon in die dritte Hand vererbt, ehe ſolcher als eine Korſarenflagge über dem Schirmdach der Kokettterie wehet. Hieraus ergiebt ſich ſonnenklar, daß es mit unſerm Zeitgeſchmack nicht allein verträglich, ſondern in der feinern Welt landüblich ſey, und ſogar für wohlanſtändig geachtet werde, ſich mit fremden Federn auszuſchmücken.

Dieſe neuere Landesſitte hat den alten Fabler Aeſop um alle Reputation gebracht, der die aufgeputzte Krähe, auf eine inſolente Art, von dem geflügelten Pöbel mißhandeln und ſie des erborgten Schmucks berauben läßt. Das loſe Geſindel der neidiſchen Vögel beginnt doch warlich! über ein paar unbedeutende Federn einen ſo wüſten Lerm, als unter unſern Nachbarn und reſpektive Halbbrüdern, die unbändige Patriotenſchaar, um eine orangenfarbene Hutſchleiſe.

Alles wohl erwogen, kann der guten Krähe nichts zur Laſt gelegt werden, als höchſtens eine kleine Eitelkeit, ſich einige Nippes zuzueignen, die ihre Geſchlechtskonſortinnen abgelegt hatten, und welche ſie weiter nicht zierten noch wärmten. Wer weis, wars nicht einmal Eitelkeit, ſondern Bedürfniß der armen Krähe, daß ſie eines verlaſſenen Eigenthums ſich anmaßte. Wahrſcheinlicherweiſe begab ſich das ſkandalöſe Federnſpolium zur Zeit der Mauße, wo die gemißhandelte Krähe ihr eigenes Gefieder eingebüßt hatte, und ſich genothdrungen ſahe zu erborgten Federn ihre Zuflucht zu nehmen, um nicht in unverſchämter Nacktheit einherzugehen. Wenn das übrige Geflügel keine Federn hätte fallen laſſen, ſo hätte ſie auch keine aufleſen können: denn daß Inkulpatin dem ungebehrdigen Vögelſchwarm gewaltſamer oder hinterliſtiger Weiſe das objectum litis aus dem Schwanze gezogen habe, davon ſagt der alte Fabler kein Wort. Wär es aber nicht mißſtändig und unverzeihlich, wenn eine Dame, die verſchliſſenen Kleidungsſtücke, welche ſie abgelegt hat, und davon ſie in ihrer Garderobbe keinen Gebrauch weiter zu machen weis, der Zofe vom Leibe reißen wollte, wenn dieſe ſich eine Kontuſche oder ein Kaſtänchen daraus zuſammenſtickt? Gleichwohl tritt Vater Aeſopus auf, und erzählt mit rechter Schadenfreude die frivole Plünderung, welche das leidige Völklein der Vögel an der wehrloſen Krähe begehet, als rechtmäſſige Ahndung einer ſchwerverwirkten Schuld.

Wir denken über dieſen Punkt, Dank ſey's der modernen Aufklärung unſrer Zeiten,

ten, nicht ſo ſtrenge: die allgemeine Toleranz, die, wie die Liebe, alles duldet, geſtattet, daß wir uns ohne Scheu mit fremden Federn ſchmücken dürfen, und ſeitdem dieſe Eitelkeit Bedürfniß worden iſt, fürchtet niemand ein Kapitalverbrechen zu begehen, wenn er der Sitte ſeiner Zeitgenoſſen folgt.

Scharfſinnige Leſer werden leicht vermuthen, daß dieſer ſonderbare Eingang eines Büchleins, welches dem Verfaſſer entfallen iſt, wie ein Quittenapfel einem wilden Stamme, der nur durch die Operation des Belzens, Pfropfens und Inokulirens in einen Fruchtbaum verwandelt wird, und nun mit fremdem Gute, als mit ſeinem eignen wuchert, keinesweges ein Wurf ins Blaue, ſondern in gerader Direktion nach dem vorgeſteckten Ziel gerichtet ſey. Dieſes Konvolut Erzählungen, iſt nichts anders als ein Bund Straußfedern, die der Verfaſſer aufgeleſen, auf der Jagd erbeutet, auch zum Theil, wie er nicht in Abrede ſeyn kann, da wo ſie gewachſen waren, zu ſeinem Behuf ausgezogen hat, um ſie nach beſtem Vermögen aufzuſchmücken und damit zu kokettiren, wie ein Mädchen mit ihrem Modeputz. Ob ihm dieſer Federnſchmuck zu Geſicht ſtehe oder nicht, das kömmt denen zu beurtheilen zu, deren Kennerauge Büchertrachten ſo ſcharfſinnig meiſtert und würdert, als die Kunſtrichterinnen der Moden den Kopfputz ihrer Nachbarinnen und Geſpielinnen.

linnen. So weit vermeynt der Beſitznehmer ſich inzwiſchen ſicher geſtellt zu haben, daß er die Auspfändung oder die Zurückforderung der Eigenthümer dieſer auf fremdem Grund und Boden erzielten Produkte ſo wenig befahret, als unſre Modegöttinnen befürchten, daß Vogelſtrauß, nach dem Beyſpiel der beſiederten Vorwelt, gegen ſie die unartige [illegible] mit der Krähe ſich erlauben, und ſie der erborgten Schwungfedern berauben werde. Freund Hein hat zuverläßig den ſämmtlichen Autoren, denen dieſe Erzählungen urſprünglich zugehören, bereits den letzten Dienſt erwieſen, ſie insgeſammt ausgebälgt und ihnen ein ewiges Stillſchweigen auferlegt, ihr Geſieder iſt ein Spiel der Winde worden, und dieſer, an keinen rechtmäßigen Erben gediehene Nachlaß, iſt zum Theil ſchon durch die dritte Hand gegangen, ehe der zeitige Redakteur deſſelben ſolchen in Arbeit genommen hat.

So verzeihlich, oder vielmehr durch ähnliche Beyſpiele erwieſen, rechtmäßig dieſe litterariſche Transplantation iſt, ſo unſchädlich hofft derſelbe, daß ſie ihm an Geiſt, Seele und Leib ſeyn ſoll, er beſorget wenigſtens davon keine der ſchädlichen Folgen, welche nach Bemerkung der brittiſchen Aerzte, durch die, unter der daſigen ſchönen Welt üblichen Verpflanzung der Zähne, aus einem Munde in den andern, entſtehen ſollen, daß nämlich alle Infirmitäten der erſten Zahnerwerber den nachfolgenden Beſitznehmern zugleich mit eingeimpft werden: Denn man hat noch kein Exempel: daß der Gebrauch der Straußfedern über unſere Damen, die ſich drein putzen, die Darre, oder eine andere dem Geflügel eigne Krankheit verbreitet habe.

So viel zu nöthiger Notiz und Aufklärung des ehrſamen Publikums, über Bild und Ueberſchrift dieſes neuen Artikels des litterariſchen Luxus, der ſich an die bunten Gewinde der Blumenleſer und die botaniſchen Blätter-Sammlungen *) geſellig anſchließt. Blumen, Blätter und Federn ſtehen in den Regionen des Putzes bereits in untrenn-

---

*) Roſenblatt von und für Damen, Palmblätter, Curioſitätenblätter u. ſ. w.

untrennbarer Einigung, warum ſollte ein allegoriſches Aſſortiment davon, ſich nicht eben ſo gut zuſammenpaaren, um der in unſern Tagen putzliebenden Minerva damit den Hof zu machen.

Leſern, welche Ueberſchriften bey dieſen Geſchichten vermiſſen ſollten, dienet zur freundlichen Nachricht, daß ſie um deswillen anſtatt betittelt zu ſeyn, beziffert ſind, weil die gewöhnlichen Aufſchriften entweder Verrätherinnen des Innhalts oder Betrügerinnen ſind; der Sammler aber weder ſein Spiel zu früh verrathen, noch den Leſer trügen und irre führen mag.

I.

Accisrath **Strume** war, wie viele Leute, die ihn gekannt haben, ſich noch wohl erinnern, ein eignes Original von Manne, der, ohne Miniſter, Held, Genie oder Dichter zu ſeyn, ohne die Talente eines **Vergennes**, **Elliot**, **Göthe** und **Wielands** zu beſitzen, von ſich, nur in einem kleinern Zirkel, ſo viel zu reden machte, als die Innhaber dieſer belobten Namen. Er lebte als ein Sonderling, ohne Freund, ohne Umgang, vergraben in dem Maulwurfshügel ſeiner antiquen Wohnung, an welcher, außer der nothwendigen Reparatur im Dach- und Fachwerk, ſeit der Reformation nichts Weſentliches war verändert worden. Wenn er ja zuweilen daraus hervorkroch und ſich ans Tageslicht wagte, zeichnete er ſich immer durch eine Sonderbarkeit aus, die ſo auffallend war, wie eine Predigt im Stangenzopf des renommirten Seelenhirten, der ſeine geiſtliche Heerde an den Ufern der Spree weidet. Ob er gleich für einen wohlhabenden Mann geachtet wurde, ſo wirthſchaftete er doch als ein Knauſer: ſeine Frugalität erſtreckte ſich ſo weit, daß er, ganz das Gegenbild ſeiner wohlgenährten Kollegen, ſo dürrleibig war wie eine Heuſchrecke. Dem ungeachtet regte ſich zu Zeiten ein gewiſſer Trieb bey ihm, welchem einige Drachmen Kampfer kräftiger widerſtehen ſollen, als die magerſte Diät. Die verborgene Tugend des officinellen Präperats war ihm gänzlich unbekannt, und weil ſeine übrigens robuſte Conſtitution Neutons exemplariſche Enthaltſamkeit ihm nicht geſtatten wollte, der in jungfräulicher Verſchloſſenheit ſeine irdiſche Wallfahrt, der Sage nach, vollendet hat, zog er in reife Ueberlegung, ob es räthlicher ſey, nach Brauch und Sitte der wilden oder geſetzmäßigen Ehe ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, und kalkulirte ganz richtig, daß eine Frau, nach mäßigem Anſchlag, ungleich wenigern Aufwand erfordere, als die koſtſpieligen Surrogaten derſelben; denn er rechnete noch in der erſten Hälfte des laufenden Jahrhunderts.

Nach=

Nachdem dieſer vorläufige Punkt in Richtigkeit gebracht war, ſaumte er nicht zur Wahl zu ſchreiten, und machte einen Aufſatz der Kompetentinnen ſeines Herzens, mit ſo viel Formalitäten, als ob ein Paſtorat zu Hamburg wär zu vergeben geweſen. Drey von dieſen Eheſtandskandidatinnen kamen auf die engere Wahl, von welchen zwey, mit dem eigenſinnigen Klausner, von dem zu vermuthen war, daß er eine gar ſtrenge Obſervanz in ſeinen vier Pfählen einführen würde, ihr Schickſal nicht theilen mochten; die dritte, eine häusliche Nachbarin, die ſehr eingezogen lebte, wie ein einſamer Blumenſtock vor dem Fenſter blühete, und beynahe abgeblühet hatte, entſchloß ſich, mit dem wunderlichen Nachbar ihr Heil zu verſuchen, und unterzeichnete, ohne ſich lange zu bedenken, die von dem zukünftigen Ehedeſpoten entworfenen Heurathstraktaten.

Es befanden ſich ein paar Separatartikel darunter, welche verdienen, in Extenſo hier angeführt zu werden, weil ſie die eigene Mixtur vom Manne charakteriſiren, und der Urſtoff dieſer ganzen Geſchichte gleichſam, als in einer Nuß, darinne verſchloſſen liegt. Sie lauteten alſo: „beſchloſſen, daß meine zukünftige Gattin ſich verbindlich macht, ſo lange unſere Ehe beſtehet, nicht mehr als einmal das Wochenbette zu beſchreiten, um der gewöhnlichen ehelichen Leibesbürde ſich zu entledigen; ferner beſchloſſen, daß ich nicht will gehalten ſeyn, das Kind, welches ſie zur Welt gebären wird, für das meinige zu erkennen, wofern es nicht männlichen Geſchlechts iſt.“ So ſonderbar dieſe Bedingungen waren, ſo bereitwillig ließ ſich die Braut finden, denſelben ſich zu unterwerfen; denn ſie fürchtete, im Weigerungsfall dürften ſich die Ehetraktaten gar zerſchlagen, und hegte zu dem kleinen Ueberreſt ihrer Reize das Vertrauen, daß wachſende Liebe und Zuneigung Sonderlingslaunen, die ein proſelytirender Hageſtolz mit in die Ehe zu bringen pfleget, in der Folge wohl überwältigen, und die verſchraubten Wirbel ſeiner Denkart ſchon anders drehen würden. Allein das war aus einem doppelten Grunde nicht leicht zu vermuthen: ſie waren im Kopf und Herzen des ſtörriſchen Ehekompans vorerſt zu ſehr eingeroſtet, um durch das Oel der Liebe geſchmeidig und bewegſam gemacht zu werden; anderntheils waren beyde Separatartikel zu feſt in ſeinen Plan verſchlungen, daß ſie ſich davon nicht wohl trennen ließen. Der ſpekulative Kopf hatte gefunden, daß die Pfänder der Liebe überhaupt nicht zu den wuchernden, ſondern zu den zehrenden Unterpfändern gehören: daher vermeynte er ſich ſo wenig damit zu befaſſen, als möglich. Wenn er aber doch ja dieſer Laſt nicht enthoben ſeyn könnte, verlangte er wenigſtens einen männlichen Stammerben, theils um ſeinen Namen fortzupflanzen; theils weil er drauf rechnete, daß ein Sohn ſein Glück ſelbſt in der Welt ſuchen könnte. Das Glück der Töchter ſchien ihm mit der zu hoffenden Mitgift in allzugenauem Verhältniß zu ſtehen, und der Gedanke, einſt eine Tochter ausſteuern zu müſſen, war ihm abſchreckender, als dem weiſen Seneka der letzte Aderlaß.

Wär Accisrath Strume ein Mann von gewöhnlichem Schlage und kein Original geweſen, ſo hätte ihm nichts zu ſeinem häuslichen Glück gefehlet. Die junge Frau beſaß alle Eigenſchaften einer zur Bequemlichkeit erfundenen Geräthſchaft, die gerade der Abſicht entſpricht, zu welcher ſie beſtimmt iſt. Sie war ein ganz mechaniſches Geſchöpf, wie der berufene hölzerne Schachſpieler, zog in der Wirthſchaft jeden Stein, welchen ihr der kleinſte Wink ihres Nabobs anwies, und das mit einer Pünktlichkeit, daß auch der Mann nach der Uhr an ihr nichts würde zu tadeln gefunden haben. Dem ungeachtet vergällte närriſche Kaprice, Eigenſinn und Knauſerey bereits den Honigſeim des erſten Spieljahres der Ehe, und wenn ſich dieſer Kontrakt ſo leicht aufheben ließ, wie eine Piketparthie, ſo würden beyde Theile ſich flugs berechnet und aus einander geſetzt haben. Er und Sie verbargen ſich, bey den traulichen

Verhandlungen in der Ehekammer, auch dieſe geheimen Wünſche ihres Herzens keinesweges: **Schatz Strume** wünſchte ſich in ſein Hageſtolziat, und die keuſche **Suſanna** in die einſchläfrige Bettſtätte ihres jungfräulichen Kämmerleins zurück, ob ſie gleich in freudenloſer Einſamkeit bis zu den Jahren der Verzweifelung darinne gehauſet hatte.

Dieſer augenſcheinlichen Anomalie des Ehevereins ungeachtet litten doch die weſentlichen Punkte deſſelben darunter keinen Abbruch. Bey der ſtillen Feyer des jährigen Hochzeitfeſtes, maß die Circumferenz der weiblichen Ehehälfte gerade doppelt ſo viel, als das Jahr zuvor am nämlichen Tage. Es war kein Zweifel, daß dem erſten Separatartikel des Heurathstraktats bald hinlänglich Genüge geſchehen, und die nachgelaſſene Vergünſtigung, die Vermehrung des Hauſes betreffend, ſich bethätigen werde. Es ergab ſich aber ein Umſtand, der das beſagte klare Eheregulativ dennoch auf Schrauben ſtellte, und den eigentlichen Sinn deſſelben zweifelhaft machte. Die Körperform der jungen Frau, die am Hochzeittage einem umgekehrten Kegel glich, hatte ſich ſo cylindriſch gerundet, daß die Vermuthung entſtund, es werde wohl gar das Zeichen der Zwillinge am Ehehorizont zum Vorſchein kommen.

Dieſes unerwartete Phänomenon gab zu lebhaften Debatten Anlaß; das ſchlaue Weib erklärte ihre bevorſtehende privilegirte Entbindung für unbeſchränkte Befugniß, ihren Mann mit ſo vielen Kindern zu beſchenken, als eine verjährte Volksſage der bekannten holländiſchen Gräfin zuſchreiben, wenn nur das Propagationsgeſchäfte mit einem einzigen Kindbette, abgethan würde. Er aber berief ſich auf die Gerechtſame der Geſetzgeber, ihre Verordnungen zu interpretiren, und die Ausleger ihrer eigenen Worte zu ſeyn, verlangte, daß die Natur ſelbſt ſein Hausregiment anerkennen, in ihren Operationen ſich nach ſeinem Willen bequemen ſollte, und vermaß ſich hoch und theuer, keiner andern, als einer ſolitären Leibesfrucht männlichen Geſchlechts, die Prärogative einer rechtmäßigen Deſcendenz zuzugeſtehen.

Je näher der entſcheidende Termin herbeyrückte, deſtomehr wuchs die Beſorgniß der guten Frau, wie der Empfang des kleinen Gaſtes ablaufen werde, im Fall er nicht genau nach der Kapriſe des Vaters ſich arten ſollte. In ihrem Herzen regte ſich bereits, gegen den darunter verwahrten Eheſegen, das Gefühl der mütterlichen Liebe; darum machte ihr die eherne Stirn des unbeweglichen Starrkopfs, in Abſicht ſeiner einmal gefaßten Entſchlüſſe, vielen heimlichen Kummer. Eines Tages erſahe ſie die Gelegenheit, in einer traulichen Eheviertelſtunde, deren es immer einige, auch in den übelgepaarteſten Verbindungen giebt, über dieſe mütterliche Herzensangelegenheit mit ihm gütliche Unterhandlung zu pflegen. Sie ſtreichelte dem grämlichen Ehefreund die ledernen Wangen und ſprach: Schatz, du weiſt, daß ich mich bald hinter den Vorhang ſchleiche; wie? wenn ich dir nun eine Tochter zur Welt brächte, oder gar Zwillinge, was würdeſt du dazu ſagen?

Er. Daß du ein Falſum begangen und mich betrogen hätteſt.

Sie. Du würdeſt mir aber doch wohl den Betrug verzeihen, den ich ohne Vorſatz an dir begienge?

Er. Ich verzeihen? Nun und nimmermehr! Du haſt dich zu einem Jungen anheiſchig gemacht, ich halte dich beym Wort.

Sie. Lieber Mann, ſteht es denn in meiner Macht, dir Wort zu halten oder nicht?

Er. Das iſt deine Sorge, das mußteſt du bedenken, bevor du den Ehekontrakt unterzeichneteſt. Jetzt gebührt dir Präſtanda zu präſtiren.

Sie. Wenn ich aber nicht das Vermögen dazu habe, ſo erkläre ich mich für inſolvent;

oder du mußt dir gefallen laſſen, daß ich dich mit falſcher Münze bezahle.

Er. Wie verſtehſt du das?

Sie. Wenn ich mit einer Tochter geneſe, ſo ſchieb ich ſie dir für einen Sohn in Zahlung unter, wie einen falſchen Thaler, die du ſo meiſterlich anzubringen weiſt.

Der hartſinnige Ehekompan ſchwieg, ſchob ſeine Kaſtormütze von einem Ohr zum andern, und ſtrich mit der Hand über das beinerne Kinn, wie er zu thun pflegte, wenn er eine Sache in reife Ueberlegung zog.

Nachdem er lange ſimulirt hatte, ſprach er: Was geht über Weiberliſt! Du hätteſt ſchweigen und mich betrügen ſollen: aber ſchweigen kann kein Weib. Indeß was ſchadets? Wohlan! ich will betrogen ſeyn, und die ganze Stadt ſoll es mit mir ſeyn, wofern du eine Tochter zur Welt bringeſt. Sie ſoll mir einen Sohn gelten, und als Knabe behoßt und erzogen werden. Nur hüte dich, daß du nicht als eine falſche Münzerin auf der That erfunden werdeſt, und der böſe Leumund dich öffentlich zur Staupe ſchlage.

Die gewiſſenhafte **Suſanna**, die nicht vermeynte, daß die eheliche Entrevüe dieſe Wendung nehmen, und der Nothſchuß, den ſie gethan, weiter reichen würde, als ſie damit gezielet hatte, billigte zwar keineswegs die Grille ihres Mannes; doch da ſie ſich der ehelichen Vormundſchaft deſſelben in allen Stücken zu unterwerfen pflegte, und nur froh war, daß ſie dem Gaſte unter ihrem Herzen eine günſtige Aufnahme im Hauſe ausgemittelt hatte: ſo ergab ſie, kraft ehelichen Gehorſams, ihren Willen in den Willen des Mannes, und machte allerley proviſoriſche Anſtalten, nöthigen Falls deſſen Pädomanie Gnüge zu leiſten.

Wenn Freund **Strume** mit ſeinem Eintritt in die Welt nicht zu raſch zu Werke gegangen wär, ſondern ſolchen in die letzte Hälfte ſeines Jahrhunderts verlegt hätte: ſo wär der zweyte Separatartikel im Ehetraktat, und die ganze Diſpüte über begehrte buchſtäbliche Vollziehung deſſelben, unnütz geweſen, und wahrſcheinlicherweiſe unterblieben. Er würde für ein Spottgeld ſich haben belehren können, daß es bloß von ſeiner Willkühr abhange, das Geſchlecht der zukünftigen Lendenfrucht zu beſtimmen, und bey der Anwendung ſeiner eigenen Thatkraft mit ſolcher Zuverläſſigkeit zu operiren, als ein Töpfer, der es in ſeiner Gewalt hat, einen Topf oder eine Schüſſel von der Drehſcheibe ablaufen zu laſſen. Aber die geheimnißvolle Theorie, die Natur auf dieſem labyrinthiſchen Wege zu beſchleichen, war damals ſelbſt noch nicht empfangen und geboren. Weder ein vorwitziger Franzos hatte hinter den Vorhang der allgemeinen Zeugemutter geſchkelet, und ihr das Geheimniß abgelauſcht, wie eine Knabenfabrik anzulegen ſey; noch hatte der deutſche Orgiet den Ton angegeben, wie das Fortpflanzungsgeſchäfte in eine Kunſtform zu bringen, und nach Willkühr zu betreiben ſey. Weil nun Vater Strumen der kleine Handgriff, auf den die Buchhändler, auch ſonſt viel rechtliche und für die gute Sache patriotiſchgeſinnte Leute, ſo willfährig ſubſcribiret haben, verborgen blieb, und er gleichwohl ſeinen Willen haben wollte: ſo verfiel er auf das Extremum, vi pacti, das Ungefähr zu Erfüllung ſeines Willens zu nöthigen.

Da es an der Zeit und Stunde war, daß das Eheſtandslotto ſollte gezogen werden, kam, wie das der gewöhnliche Fall iſt die Nummer, auf welche der Einſatz geſchehen war, nicht aus dem Glücksrade: das Kind war eine Tochter, aber nach Verſicherung der Bademutter, ſchön wie ein Engel, und erkaufter Verabredung nach, unterließ dieſe dienſtfertige Gehülfin des Betrugs nicht, es für einen Knaben auszurufen. Sobald der Vater die officiale und rechtsbeſtändige Anzeige durch den Mund der Hebamme empfieng, daß ihm ein männlicher'Stammerbe ſey geboren worden, nahm er den Bericht auf Treu und Glauben an,-approfondirte die Sache nicht weiter, ſondern beſchenkte ſie, zu Bezeugung ſeiner Freude, und zum Beweis unbezweifelter Glaubwürdigkeit, mit einem harten Thaler, den er leicht verſchmerzen konnte, weil er, wie der neugebohrne Sohn, nur die äußere Form, nicht aber den Gehalt des ächten Stempels hatte; denn er nahm ihn aus dem Käſtchen, worinne er das falſche Geld verwahrte.

Hierauf warf er ſich in ſeinen Bräutigamsrock und die reiche Weſte, auf welcher alle Knöpfe papillotirt waren, damit ſie nicht anlaufen möchten; denn ſeit der Hochzeit hatte er keinen Gebrauch von dieſem Feyerkleide gemacht, und gieng eilfertig aus dem Hauſe, ohne vorher die Kindbetterin, der glücklichen Entbindung wegen, ſalutirt zu haben. Sie entſchuldigte dieſen Verſtoß gegen die Etikette leicht, und meynte, er ſey drauf aus, Gevattern zu bitten; aber das war dießmal nicht der Fall, ſondern nur gute vollwichtige Louisd'or einzukaßiren, um die er, weil er ſeiner Sache ſehr gewiß war, mit jedermann, dem es lüſtete ſein Geld gegen ihn zu wagen, über die Gewähr ſeines ruchtbargewordenen Separatartikels, eine Wette eingegangen war.

Unterdeſſen wurde die fromme **Suſanna**, die ſich im phyſiſchen Betracht den Umſtänden nach ſehr wohl befand, von der moraliſchen Seite durch heftige Nachwehen gequält, da die Dankſagung in der Kirche und die Taufe ſollten beſtellt werden. Sie machte ſich ein Gewiſſen daraus, den Himmel gleichſam mit Lug und Trug zu äffen, und glaubte, wenn der Name des Täuflings im Kirchenbuche als Knabe, in dem untrüglichen Buche des Lebens aber als Mädchen eingetragen würde: ſo dürfte, wenn dereinſt in jener Welt die Bücher aufgethan und kollazioniret würden, dieſes vorſätzlichen Varianten wegen, über ſie und ihre Mitſchuldigen ein ſchweres Gericht verhängt werden. So viel Unruhe ihr dieſe Betrachtung machte, ſo brachte dennoch Menſchenfurcht vor dem ſtrengen Hausregenten, und die Scheu vor dem Stadtgeſchwätz, die Stimme des Gewiſſens zum Schweigen. Glücklicherweiſe ſtieß ſie auf einen Gedanken, der ſie einigermaßen beruhigte. Sie erinnerte ſich aus einem genealogiſchen Kalender, daß viele chriſtliche Prinzen und Magnaten den Namen **Maria** führen, die doch unbezweifelt männlichen Geſchlechts ſind, ohne zu beſorgen, vom Himmel dereinſt diesfalls in Anſpruch genommen zu werden, und ſo vermeynte ſie, daß es ja wohl verzeihlich ſey, wenn auch ein Mädchen, unter einem männlichen Namen, ſich daſelbſt introduzirte.

Das Kind wurde ohne weiteres Bedenken nach dem Vater **Anton** genannt, als Knabe behandelt und erzogen. Die väterliche Phyſiognomie war aber ſo ausgeartet, daß nicht die geringſte

Spur davon in den Geſichtszügen deſſelben eingedruckt war. Es glich dem Amor, war das ſchönſte Kind in der ganzen Stadt, und alle jungen Frauen, die der Kallipädie befliſſen waren, ließen den kleinen **Anton** holen und begafften ihn Stundenlang, wenn ſie zu Vermehrung des Hauſes Hoffnung hatten, um durch die Wirkung der Imagination das ſchönſte Ideal der Körperform zu erhaſchen und zu kopiren.

Der junge **Strume** wuchs heran, und wurde im Jünglingsalter das Model zu andern Idealen; die ſchöne Welt faßte ihn ins Auge, und die Töchter ſeiner Vaterſtadt, die noch nicht gewählt hatten, nahmen den jugendlichen Adonis zum Maaßſtab ihres präſumtiven Herzgeſpiels an. Wenn einem Liebhaber die Phyſiognomie begünſtigte, ſo verähnlichte ihn die witzige Phantaſie dem allerliebſten Jungen, wie er in der Sprache der Vertraulichkeit hieß, und ein verſchmäheter Champion hatte ſein Mißgeſchick keiner andern Urſache zuzuſchreiben, als daß der weibliche Scharfſinn zu viel Unähnlichkeiten mit der einmal angenommenen Liebhaberform wahrnahm. Obgleich die Strumſche Familie ſo iſolirt war, wie ein Wetterableiter, und außer aller Verbindung mit der geſelligen Welt lebte: ſo ſpannen ſich doch in der Folge nicht nur mancherley Bekanntſchaften aus der Nachbarſchaft an, ſondern es wurden auch Verwandtſchaften zuſammenſtudirt, an die vorher kein Menſch gedacht hatte, und die Erfinderinnen dieſer genealogiſchen Unterſuchungen waren die aufblühenden Mädchen, bey denen ſich das erſte Minnegefühl regte. Sie fanden groß Behagen, mit ihren Geſpielinnen den Namen **Strume** oft hören zu laſſen, und es war deutlich abzumerken, daß nicht der Vater, ſondern der Sohn damit gemeynt ſey. Eine vorlaute Nymphe, die die Meriten des letztern etwas über die Gebühr zu erheben pflegte, und von ihren Freundinnen deshalb genäckt wurde, gerieth zuerſt auf den Einfall, zu ihrer Vertheidigung eine Verwandtſchaft zu allegiren, und in kurzer Zeit war Vetter **Anton** mit der halben Stadt verwandt. Dem ungeachtet war Liebſchaft und Vetterſchaft in gleichem Grade idealiſch; er kam mit ſeinen Mühmchen nie zuſammen, und nahm von ihnen allerſeits nicht die geringſte Notiz; lebte im ſtillen Hinbrüten im väterlichen Hauſe, unter ſtrenger Aufſicht, ſo eingeſchränkt, als in einem Kloſter, und hatte die Function eines Layenbruders darinnen, den Tiſch zu bedienen und die Hühner zu füttern.

Vater **Strume**, der jede Ausgabe ſcheuete, und mit ſo ſpitzen Fingern in den Beutel, wie in eine Pfefferbüchſe griff, um Ziel und Maas nicht zu überſchreiten, erzog die Pflanze ſeiner Ehe wie ein Genie, das alles aus ſich ſelber nimmt, keiner Handleitung und ſchulmäßigen Richtung bedarf, und durch die Schnellkraft des Geiſtes vom Pilz zum Baume emporwächſt. Solang die kirchliche Polizey das Edukationsgeſchäfte der Jugend in Beſchlag nimmt, und dafür ſorgt, daß die zukünftige Weltbürgerſchaft mit der heilſamen Catechiſmusmilch genähret werde, konnte er ſich nicht entbrechen, ohne der geiſtlichen Gerichtsbarkeit reſponſabel zu werden, in der pädagogiſchen Zweygroſchenbude der öffentlichen Schule, für den gelehrigen Sohn, bis ins vierzehnte Jahr das gewöhnliche Lehrgeld wöchentlich zu bezahlen. Sobald dieſer aber in der, durch die Lithurgie verordneten Glaubensprüfung, ſattſam dokumentiret hatte, daß er weder Tritheit noch Monothelet, weder Arianer, Socinianer, noch Schwenkfeldianer ſey, und nun weiter niemand ſich darum zu bekümmern hatte, ob und wie er den eingepflanzten Lehrbegriff nutzen und brauchen wollte: ſo gebot ihm der Vater, zu Erſparung unnöthiger Ausgaben zu valediziren. Er nahm den einzigen Erben ſelbſt in die Lehre, und weil er nichts als kalkuliren konnte, ſo wies er ſeinem Zögling, zu den Vorübungen in der Rechenkunſt, um kein Papier zu verderben, den altfränkiſchen Schiefertiſch an, der bey der Acciseinnahme die Stelle eines Zahlbretts vertrat.

Ungeachtet dieſer dürftigen Erziehungsmethode, bildete glückliche Anlage, und der Trieb durch Lektür beſchäftiget zu ſeyn, Geiſt und Herz des vernachläßigten Jünglings ſo gut, als wenn ihm, durch ein neueres pädagogiſches Manöver, alle Lehren der Weisheit und Tugend, in **Schnepfenthal** beym Butterbrod wären eingetrommelt worden. Die Natur behauptete ſtillſchweigend alle ihre Rechte, und ließ ſich, durch die frivolen Eingriffe des väterlichen Eigenſinns, in der Ausübung derſelben keinesweges ſtöhren; der ſcheinbare Jüngling war ſo ſanft und gediegſam, als ein ſittſames Mädchen, beſaß aber auch ganz die Reizbarkeit und feinere Empfindung des zärtern Geſchlechts. Er erröthete, wenn ihm jemand ſcharf in die Augen ſah, wurde bey der kleinſten Veranlaſſung leicht bis zu Thränen gerühret, und mußte ſich deswegen oft von dem hartherzigen Vater für einen weibiſchen Gecken und Pinſel ausſchelten laſſen.

Die unbehülfliche dämiſche Periode des Jünglingsalters, welche unter dem Namen der Flegeljahre bekannt iſt, und die daran gränzende Wildfangsepoke, ſchlichen bey ihm unbemerkt vorüber, ohne die geringſte Spur ihres Daſeyns, und ohne die Furche der Bübeley in ſeinem Betragen zu hinterlaſſen. Daher ſtund Vetter **Anton**, bey der angeblichen Sippſchaft von artigen Mühmchen. im funfzehnten Jahre, wo die jungen Herren vormals, ehe die Welt frühzeitig klug wurde, des gelben Schnabels wegen verdächtig waren, in ſo gutem Kredit, als ein Menſch von fünf und zwanzig Jahren. Der ungeſtüme Polterer im Hauſe hatte indeſſen von der glücklichen Wendung, welche die Selbſterziehung ſeines vernachläßigten Zöglings nahm, keinen Begriff; und da mit den Jahren ſeine üblen Launen ſich mehrten, wurde der duldſame Sohn oft der Märtyrer derſelben. Der alte Filz fand an dem hoffnungsvollen Zweige ſeines Stammes keine andre Qualität als dieſe, daß er ein unnützes Maul mehr im Hauſe zu ernähren habe, das ſey, pflegte er zu ſagen, der einzige Gewinn aus dem Ehebette. Mutter **Suſanne** war unglücklicherweiſe längſt begraben, und hatte das Geheimniß von der falſchen Münze, die ſie ausprägen half, mit ins Grab genommen. Der Liebling ihres Herzens war noch zu zart, um ihn von der Maskerade, die mit ihm geſpielet wurde, zu unterrichten, und eine alte paralytiſche Haushälterin, des Kindes nachmalige Pflegerin, konnte nicht aus der Schule ſchwatzen; denn die Zunge, das ſonſt ſo geläufige weibliche Sprachorgan, war ihr gelähmt.

Anton hatte bereits ſeine vogtbaren Jahre, jedoch nur im uneigentlichen Verſtande, erreicht, ohne den geringſten Verdacht zu hegen, daß er nicht zu der Heerde gehörte, unter welcher er weidete, und Vater Strume, der aller Vermuthung nach um das Geheimniß wußte, war ſo unſinnig, dennoch auf ſeinem Plane zu beharren, ſich des zehrenden Hausgenoſſen mit guter Gelegenheit zu entledigen, und ihn anzutreiben, unter fremden Himmel ſein Glück zu ſuchen, mit dem Vorbehalt, nichts dazu beyzutragen. Er präludirte oft von ſchweren Zeiten, und dem täglich ſich mehrenden Mißverhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe, in dem fortrückenden Jahrhunderte, rühmte den Naturtrieb der jungen Vogelbrut, welche ausfliegt, Nahrung zu ſuchen, und das Neſt verlaßt, wenn ihr die Flügel gewachſen ſind. Hierauf gieng er deutlicher mit der Sprache heraus: Du Lungerer, ſprach er, wie lange willſt du den Ofen hüten? Ein junger Menſch muß ſich rühren, und nicht wie ein Schlinkſchlank auf der Bärenhaut liegen. Da lob ich mir den Nachbar Franz, der war kein ſolcher Hausunke wie du; der wackere Junge lief ſeinen Eltern davon, ſein Glück zu ſuchen, und hats, meyn' ich, gefunden, hat eine Schwarze geheurathet, und ſitzt warm und weich auf ſeiner Plantage in Surinam.

Aus dieſer paränethiſchen Oration war unſchwer zu ermeſſen, wie ſehr es dem Vater am Herzen lag, dem geliebten Stammerben zu einem ehrlichen Auskommen zu verhelfen; ſie that auch ihre Wirkung, und war, wie eine hölzerne Hand auf einem Kreuzwege, der zuverläßige Wegweiſer aus dem väterlichen Hauſe. Das empfindſame Herz des zur Tranſportation verurtheilten Emigranten wurde dadurch heftig gekränkt, und wenn in den geſelligen Abendſtunden dieſe erbauliche Lektion wiederholt wurde, ſo netzte der gute Anton ſein Lager mit Thränen, über das Urtheil dieſer unverſchuldeten Verſtoßung; ob er wohl nicht vermuthete, daß es damit ſo gar ernſtlich gemeynet ſey, ſondern dieſe unväterliche Aeußerung für einen Ausfluß mürriſcher Laune hielt. Als aber in der Folge der Iſegrim in ſeinem Betragen immer wüſter und wilder wurde, den lieben Jungen marterte und quälte, auch dabey hungern und darben ließ: ſo ſahe ſich dieſer bewogen, dem gegebenen Winke zu folgen, und mit Ernſt auf die in Vorſchlag gebrachte Auswanderung zu denken. Er erſahe ſeine Gelegenheit, that einen mäßigen Eingriff in die reichhaltige Kaſſe, und trat an einem heitern Frühlingsmorgen, im ſtrengſten Incognito, ſeine Pilgerreiſe in die weite Welt an. Allein kaum hatte er ſeine Vaterſtadt im Rücken, ſo befand er ſich in dem Falle eines Sangvogels, der aus dem Gebauer entkommen iſt, ſcheu und unſtet hin und her flattert, und von der gewonnenen Freyheit keinen Gebrauch zu machen weis. Seine geringe Welt- und Menſchenkunde machte ihn furchtſam und unſchlüſſig, was er beginnen, welchen Weg er wählen, und zu wem er Zuflucht nehmen ſollte. Daher ſchien für ihn kein andrer Rath zu ſeyn, als der väterlichen Anweiſung pünktlich nachzuleben, nach Indien zu ſchiffen, eine Schwarze zu heurathen, vorausgeſetzt daß ſie eine Plantage beſitze, und wie Nachbar **Franz** darauf zu wirthſchaften. Er geſellte ſich zu einer Karavane Fuhrleuten, die Meßgüther nach Frankfurt führten, und war Vorhabens, weil er ein ſchlechter Fußgänger war, von da die Reiſe nach Holland zu Waſſer zu machen.

Seine Gewiſſenhaftigkeit hatte ihm nicht erlaubt, den kargen Vater bey lebendigem Leibe völlig zu beerben, und ſich den ſämmtlichen Kaſſenbeſtand als ein Viatikum zuzueignen; ſondern er hatte nur ſo viel zum Darlehn ſich daraus vorgeſtreckt, als ihm zur Reiſe von Hauſe bis nach Amſterdam unumgänglich erforderlich ſchien. Ihm waren die menſchenfreundlichen Anſtalten dieſer reichen Handelsſtadt, die Alimentation hülfsbedürftiger Fremdlinge betreffend, wenn ſie nur keine Krüppel und Greiſe ſind, wohl bekannt. Er wußte, daß der Menſchenhandel daſelbſt eben ſo privilegirt iſt, als anderwärts der Viehhandel, und war Willens, ſein perſönliches Eigenthum bey einem Seelverkäufer um civilen Preiß loszuſchlagen, in der Abſicht, ſolchergeſtalt bald möglichſt nach Indien zu gelangen, und vermöge einer ſchwarzen Liebſchaft ſich dort um eine Plantage zu bewerben. Bey mehrerer Erfahrung würde er die Reiſe nach Amſterdam haben erſparen können; hübſche ſchlanke Jungen gelten aller Orten ihren Thaler, beſonders zu Kriegszeiten, wo nach dieſem Artikel viel Nachfrage iſt.

Die Zeit der Auswanderung des jungen Abentheurers fiel gerade in die Periode des ſiebenjährigen Kriegs, wo das bunte Heer der deutſchen Stände im Hintergrunde des tragiſchen Schauplatzes zum Vorſchein kam. Auf der Reiſe den Rhein hinunter ſtieß der unbelehrte Paſſagier auf einige Naſſauiſche Werber, machte trauliche Kundſchaft mit ihnen, und fiel, wie eine unbedachtſame Fliege, indem ſie ſich des freyen Gebrauchs ihrer Flügel zu bedienen meynt, und keine Gefahr fürchtet, unverſehens in die ausgeſpannten Netze der lauerſamen Spinne. Ehe er ſeine Waare in Amſterdam zu Markte bringen konnte, wurde er als Konterbande weggenommen, und gezwungen, zur Fahne zu ſchwören. Sein Plan wurde durch dieſen Zufall merklich verrückt, und die ſüße Hoffnung, eine Zuckerplantage in der ſüdlichen Hemiſphäre zu acquiriren, ſcheiterte auf einmal: doch machte ihm dieſer Unſtern keinen großen Kummer, der Strich in die Rechnung befreyete ihn wenigſtens von der vermeynten Servitud, eine Schwarze heurathen zu müſſen, welches eigentlich nicht ſeine Sache war.

Er wurde in das Staabsquartier transportiret, paßirte daſelbſt mit ſeinen Konſorten, den Parthern, Medern und Elamithern, die unter allen vier Winden des Himmels zuſammengeworben waren, die Muſterung, und wurde in Betracht ſeines zarten Körperbaues, und der einnehmenden Phyſiognomie, welche dem großen wie dem kleinen Staab auffiel, von dem gemeinen Troß ausrangiret, und zum Fahnjunker erkohren; denn man hielt ihn für einen jungen Wildfang, oder für einen verlohrnen Sohn von guter Abkunft, der aus Uebermuth das pädagogiſche Joch abgeſchüttelt habe, und den Eltern oder ſeinem Mentor entlaufen ſey.

In der Montur glich der täuſchende Wicht dem geheimten Amor. Der ernſte Major ſelbſt konnte ſich nicht entbrechen, ſeiner niedlichen Figur manche Lobrede zu halten. Oft kniep er ihn zum Beweis ſeiner Gunſt in die Wangen, und hatte ſeine Freude daran, wenn der verſchämte Subaltern jungfräulich erröthete. Er war gelehrig, im Dienſte flink und pünktlich, in ſeinem Betragen geſittet und beſcheiden. Dadurch gewann er ſich Achtung und Zuneigung von ſeinen Obern, und alle Kriegskammeraden waren ſeine Freunde.

Er hatte zwey Feldzüge mitgemacht und ſich ſo wohl verhalten, daß der ehrwürdige Graukopf, Baron von **Boßheim**, damaliger Obriſter des Weilburgiſchen Regiments, an dem er einen Vater gefunden, und dadurch die Bedeutung dieſes Namens zuerſt hatte ſchätzen lernen, ihm eine Offizierſtelle verſchaffte, und ihn aus ſeinen Mitteln auf eine edelmüthige Art, wie er zu thun pflegte, equipirte. Fähndrich **Strumme** war wie in die Uniform hineingegoſſen. Wenn er auf die Wache zog, öffneten ſich alle Fenſter zur ſüßen Augenweide der Mütter und Töchter in der verbuhlten Kantonirungsſtadt, wo er überwinterte. Er war der gewöhnliche Innhalt der Sonntagsconverſationen in den weiblichen Beſuchzimmern; nur wurden keine genealogiſchen Tabellen zu idealiſchen Verwandtſchaften entworfen, entweder weil die Sitten hier freyer, oder weil Geſchlecht und Abkunft des liebenswürdigen Ganymeds gänzlich unbekannt waren.

Während ſeiner militäriſchen Laufbahn hatte der jungfräuliche Held nothwendig gar bald die wichtige Entdeckung machen müſſen, daß er mit dem berühmten Ritter **d'Eon** gleiches Geſchlechts und eigentlich für die Schürze, nicht aber für die Schärpe geboren ſey. Die erſte Vermuthung gediehe bald, vermöge der genauen Verbindung mit ſeiner Zeltkammeradſchaft, bey ihm zur völligen

Ueberzeugung, und er wurde dadurch in keine geringe Verlegenheit geſetzt. Er merkte wohl, daß dieſer Irrthum kein Supervidit ſey, ſondern abſichtlich wäre begangen worden; denn er hatte ehedem von den geheimen Artikeln des väterlichen Ehevertrags reden hören. Daher gab er bey reifer Ueberlegung den Anſchlag auf, ſich dem unzärtlichen Vater zu entdecken, um dieſen zu bewegen, ſeine Entlaſſung zu bewirken, und an einem dritten Orte unter eigenthümlicher Flagge ihn ſeigein zu laſſen. Die Furcht, durch Veränderung ſeiner Lage in eine mißlichere zu gerathen, bewog ihn, ſein Geheimniß ſorgfältig zu bewahren; er that dieſes mit großer Vorſicht und Behutſamkeit, und ſpielte ſeine Perſon ſo gut, als weiland, laut Zeugniß des Theaterkalenders, Madam **Böck** die Chevaliers auf der deutſchen, oder Mamſell Fanier Offizierrollen auf der Pariſer Bühne.

In dem unthätigen Feldzuge, wo die Armee der Kraysvölker hinter den Kuliſſen blieb, zog Fähndrich **Strume** in Frankenland umher, und wechſelte in verſchiedenen Garniſonen. Im Spätjahre wurde er nach Fürth bey Nürnberg verlegt; der Tag des Marſches war ein rauher ſtürmiſcher Herbſttag; es regnete, und ſtäuperte, und wehete ein ſchneidender Wind; der gute Fähndrich fror unter ſeinem Regenmantel, daß er zitterte wie ein Eſpenlaub. Die Fourierſchützen giengen vor-

aus,

aus, die Quartiere abzutheilen, und die Offiziers ſchickten ihre Equipagen und Bedienten ihnen nach, um bey ihrer Ankunft alles in Bereitſchaft zu finden. Des Fähndrichs Reitknecht, der lange beym Regiment gedienet hatte, war ein Bramarbas, der außer der Treue und Anhänglichkeit für ſeinen Herrn wenig empfehlende Eigenſchaften hatte. Die Quartiernummer, welche er erhielt, wies ihn in die Behauſung eines Kaufmanns, der in Geſchäften eben abweſend war, und deſſen reizende Tochter der Wirthſchaft vorſtund. Der ungeſtüme Polterer rückte vors Haus, und donnerte alle ſeine Flüche ab, da nicht gleich jemand zum Empfang des ungebetenen Gaſtes zum Vorſchein kam. Mit der Vollmacht vom Magiſtrat in der Hand, ſich hier einzuquartieren, öffnete er die Thür, machte Miene, ſeine Packpferde ins Wohnzimmer zu ziehen, und die erſchrockene Beſitzerin mit ihren artigen Geſpielinnen, die ihr gerade Beſuch gaben, daraus zu vertreiben. Die zagenden Mädchen wußten nicht, was ſie mit dem Unhold beginnen ſollten, der nicht bey Laune ſchien, ein vernünftiges Wort mit ſich reden zu laſſen. Im Grunde wars mit dieſer Drohung nicht ſo gar ernſtlich gemeynt: der ſchnaubende Saul nahm auch Raiſon an, beſonders wenn er ſeinen Herrn im Hinterhalt vermuthete; aber es war eine alte Reutermaxime von ihm, ſich mit martialiſchem Lerm jederzeit anzukündigen, wenn er vom Marſch ins Quartier kam, um den Wirth, wie er ſagte, gediegſam zu machen. Diesmal fand er beſondern Gefallen daran, die ſcheuen Dirnen zu ſchrecken, und an ihrer ängſtlichen Verlegenheit ſeine ſchelmiſchen Augen zu weiden.

Nachdem der Buchhalter und die männliche Hausgenoſſenſchaft herbey gerufen wurde, die mit groſser Beſcheidenheit, aber doch ſehr bündigen Gründen bewieſen, daß die Pferde in den Stall und nicht ins Wohnzimmer gehörten, auch dabey zu verſtehen gaben, daß wenn ſich Freund Unkespunk in dieſe wohl hergebrachte häusliche Ordnung fügen würde, es übrigens an guter Bewirthung nicht fehlen ſollte: ſo ließ er ſich endlich behandeln, und zog Roß und Maul in den Pferdeſtall; doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das beſte Zimmer im Hauſe dagegen ſeinem Herrn eingeräumet würde. Dieſer Punkt fand keinen Anſtand; eine ſo gebieteriſche Anmeldung ließ einen Feldmarſchall vermuthen; man erwartete noch mehreren Troß, und hielt den inſolenten Reutknecht nur für den erſten Vorläufer deſſelben. Als man indeſſen genauere Kundſchaft von dem zu erwartenden illüſtern Beſitznehmer, der in groſſer Eil geheizten und in Bereitſchaft geſtellten Prunkzimmer einzuziehen befliſſen war, und in Erfahrung brachte, daß ein Fähndrich all den Lerm im Hauſe veranlaſſet hatte, erhielt die ganze

Sache durch die gemachte Entdeckung eine komiſche Farbe, und diente der muntern Geſellſchaft, die wieder beym Koffeetiſche Platz genommen hatte, zur angenehmen Unterhaltung. Die jungfräuliche Laune ergoß ſich in mancherley ſchäkerhaften Ausflüſſen über die präſumtive Perſonalität des zu erwartenden militäriſchen Gaſtes, und weil man dabey den ungeſtümen **Paul** zum Maaßſtab ſeines Herrn brauchte, unter der Gewährſchaft des bekannten Sprüchwortes: tel maître tel valet, ſo thaten alle Freundinnen der holden Luiſe Verzicht, eine Eroberung an ihm zu machen; keine begehrte ihn zum Paladin, und er wurde durch einmüthigen Schluß der reitzenden Synode für einen Sauſewind erkläret.

Kaum war dieſes Urtheil ausgeſprochen, ſo wurde es im Geheim ſchon widerrufen, da Fähndrich Strume ins Zimmer trat, mit dem beſcheidenen Anſtand eines geſitteten jungen Mannes der artigen Wirthin die Hand küßte, und die Gerechtſame, die einem Offizier in Kampagne zuſtehen, ein überläſtiger Gaſt im Hauſe zu ſeyn, gar höflich entſchuldigte. Wind und Wetter hatten zwar die ganze Schöpfung der Friſur für dieſen Tag vernichtet, und den Mehlthau der Puderquaſte gierig verſchlungen; aber deſto freyer und natürlicher dehnten ſich die bräunlichen Locken nach den Schultern herab, erhöheten die milchfarbene Stirn und den feinen Karmin der Wangen nur noch mehr. Er öffnete den Mund mit melodiſchem Wohllaut, und ſein elfenbeinernes Gebiß glich, wenn er lächelte, einer Schnur am einandergereiheter Zahlperlen. Das Grübchen im Kinn und die lichtvollen Augen, worinne doch kein wildes Feuer loderte, machten ſeine Phyſiognomie ſo anziehend, daß die Geſpielinnen der beruhigten Wirthin das Loos ihrer Freundin beneideten, und wenigſtens wünſchten, bey ihrer Heimkunſt unter ihrem Dache einen eben ſo behäglichen Ankömmling zu finden.

Luiſe war für Fürth, was Madame Pauline tragiſchen Andenkens *) vor einigen Jahren für Paris war: die erſte Schönheit ihrer Vaterſtadt. Bey einer einnehmenden Geſtalt waren ihr die Talente des Geiſtes im ähnlichen Verhältniß zugetheilt, und das Glück hatte ſeine milde Hand gleichfalls aufgethan, und ihr einen reichen Vater verliehen, deſſen Hinterlaß ſie einſt zur Halbſcheid zu hoffen hatte; der Bruder von ihr ſtund in Lyon in einer Handlung. Sie verlohr ihre Mutter, da ihre Erziehung größtentheils vollendet war, und der Vater verdoppelte ſeine Zärtlichkeit und Aufmerkſamkeit für ſie, theils aus wahrer Zu-

---

*) Sie nahm Gift und ſtarb daran, um, wie man glaubt, ihre Reize nicht zu überleben.

Zuneigung und Vaterliebe, theils aus einer Art von Stolz: es ſchmeichelte ihm, eine liebenswürdige Tochter zu beſitzen. Er ſetzte ſeine kaufmänniſche Ehre darinne, alle Waaren, womit er handelte, in einer gewiſſen Vollkommenheit zu liefern, damit kein Käufer betrogen würde, und geizte mit gleicher Begierde nach dem Ruhme, einen Schwiegerſohn dereinſt eben ſo gut zu bedienen, als ſeine übrigen Kunden. Luiſe, die auf alle Weiſe dieſer Hoffnung entſprach, vielen Verſtand und Anſtelligkeit beſaß, war das Idol des Vaters; er zog ſie über alles zu Rathe, kam jedem ihrer Wünſche zuvor, und überließ ſie ganz ihrer eignen Führung. Ihre Wünſche waren aber alle ſo mäßig und beſcheiden, und aus ihren Handlungen und Benehmen blickte ſo viel Vorſicht und Bedachtſamkeit hervor, daß das unbegränzte väterliche Zutrauen eben nichts Nachtheiliges befahren ließ.

Mutter Natur möchte ein, unter ſo günſtigen Umſtänden, aufblühendes Mädchen verwahrloſet haben, wenn ſie nicht das Vergnügen hätte lieben ſollen. Ihrer Häuslichkeit und Wirthſchaftsſorge unnachtheilig, waren kleine Cotterien, Bälle und Luſtparthien ſehr nach ihrem Geſchmack, und ihr zur Heiterkeit geſtimmter Geiſt gewährte ihr, bey dieſen Gelegenheiten, immer fröhlichen Genuß. Dennoch blieb ſie ſtets in den Gränzen einer beſcheidenen Mäßigung, ließ keinem Vergnügen nach, bot ihm aber gern die Hand, wenn es ihr ungerufen begegnete. Eine Luſtreiſe nach Nürnberg zur Frau Baaſe Kilian, ſchlug ſie, auf erfolgte Einladung, nicht leicht aus, kam immer heiter und zufrieden nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in ihre Heimath zurück, und wußte den Papa mit mancherley Neuigkeiten aus dem Centrum dieſer reichsſtädtiſchen Dynaſtie angenehm zu unterhalten, weshalb er ihr die kleine Ausflucht dahin zur Erholung gern geſtattete.

Wenig Tage vorher, ehe der geſtiefelte Apoſtel Paul vors Haus rückte, für den ſanften Kriegsheld Quartier zu machen, war ſie von Frau Baaſen aus Nürnberg angelangt: aber ſie hatte ihren leichten frohen Muth dort zurückgelaſſen; ihre ſchönen Augen hatten ſich getrübt, und es ſchien, als wenn ſie einen geheimen Kummer verbergen wollte, der ihr doch deutlich abzumerken war. Der gute Vater wurde leicht getäuſcht; denn die Väter ſtehen überall in dem Rufe, daß ſie die unſicherſten Beobachter der Töchter ſind: ein vorgeſchütztes Kopfweh, oder eine angebliche Anwandelung von Schnupfen, kann ihre ganze Pathognomik irre führen. Doch der Scharfblick des argusäugigen Buchhalters, eines Junggeſellen, der etwas lange kurſirt hatte, und deſſen Gepräge ſchon verblichen war, ließ ſich durch dieſen Vorwand nicht blenden, und ſtellte, nebſt den übrigen Inquilinen, über die Sinnesänderung der jungen Herrſchaft, die ſie insgeſammt ſehr lieb und werth hatten, mancherley Betrachtungen an. Das Reſultat davon war dieſes, Mamſell ſey ganz vernürnbergert, habe ihr Herz daſelbſt vermuthlich zurückgelaſſen, und nähre eine geheime Liebſchaft im Buſen. Das ſagte man ſich im Hauſe nur als ein Geheimniß ins Ohr, der geſchäftige Vater erfuhr davon kein Wort, hatte auch weder Muſe noch Talent, eine andere als kaufmänniſche Spekulation zu machen. Da er im Begriff war, abzureiſen, und ſich von der geliebten Tochter verabſchiedete, empfahl er ihr den Gebrauch der Herrmann Schwerſchen Wunderesſenz, und zur Aufmunterung den jovialiſchen Zirkel ihrer Freundinnen.

Fähndrich Strume wurde, auf Befehl der ſchönen Wirthin, wie ein Prinz bedienet; ſie bezeigte die äußerſte Aufmerkſamkeit, um an keiner Bequemlichkeit es ihm fehlen zu laſſen: dadurch wurde der dreuſte Paul ganz in Unthätigkeit verſetzt, der ſonſt immer ein halb Dutzend Forderungen an den Wirth für ſeinen begnügſamen Herrn in Bereitſchaft hatte, deſſen Vormund in manchen Fällen zu ſeyn, ihm ſein Dienſteifer zu berechtigen ſchien. Dieſes zuvorkommende Betragen ſeiner artigen Pflegerin ſetzte den ſcheuen Hausgenoſſen in manche Verlegenheit; er flohe alle menſchliche Geſellſchaft, lebte als ein wahrer Anachoret in ſeinem abgeſchloßnen Zimmer, und wenn ihn nicht der Dienſt aus dem Hauſe rief, ließ er nichts von ſich hören noch ſehen. Man nennte ihn daher beym Regiment nur den Fähndrich Sonderling, und bald wurde dieſer charakteriſirende Beyname auch in der Stadt bekannt. Gleichwohl konnte ers nicht Umgang haben, der gutmüthigen Wirthin zuweilen aufzuwarten, um für tauſend kleine Gefälligkeiten, die ſie ihm bewies, zu danken. Die Gaſtfreundſchaft ſtiftete eine nähere Bekanntſchaft, und aus derſelben entſpann ſich allmählig eine wechſelſeitige Zuneigung. In dem jungen Myſanthropen, der übrigens gültige Urſachen hatte, es zu ſeyn, regte ſich das ihm bisher noch unbekannte Gefühl der Freundſchaft. Jemehr er mit Luiſens edlen Denkart und ihren ſchönen Geſinnungen bekannt wurde, deſtomehr ſympathiſirte ſein gleichgeſtimmtes Herz mit ihr; er fand in ihrem Umgang unausſprechliche Wonne, und anſtatt ihr auszuweichen, ſuchte er ſie auf. In ſeiner natürlichen Unbefangenheit dachte er nicht an ſeine Rolle, und extemporirte ſo viel, daß es den Anſchein bekam, das empfindſame Drama nehme einen ganz andern Gang, als den es nehmen ſollte.

Luiſe wagte es vielleicht nicht in ihren Buſen zu greifen, und zu fühlen, ob ſie Fleiſch und Blut für den zierlichen Paladin habe, deſſen Eroberung ſie gemacht zu haben glauben mußte. Ein ſophiſtiſcher Betrug des Verſtandes beſchönigte die Empfindungen des Herzens durch eben die Ausdrücke von Freundſchaft und Sympathie, die ſie oft von dem neuerworbenen Freunde hörte, in deſſen Munde ſie reine Wahrheit wären. Wenn ſie etwas für ihn empfand, ſo hielt ſie es für den Wiederhall zwoer gleichgeſtimmten Saiten. Aber ſobald dieſer Ton auf zwey Inſtrumenten von verſchiedenen Gattungen, das heißt, in einem männlichen und einem weiblichen Buſen anſpricht, ſo wird die Harmonie verdächtig, und es iſt alles darauf zu verwetten, daß Amor den muthwilligen Finger auf den Tangenten gelegt hat.

Es waren keine teleſkopiſchen Anſtalten nöthig, um die Entdeckung zu machen, welcher Planet eigentlich durch die Sonne gieng. Das ganze Kontor, und alle Geſpielinnen Luiſens, wurden inne, daß die Empfindung für den bey ihr überwinternden Hausfreund, welche ſie Sympathie nennte, nichts anders als ein Symptom der Liebe ſey, und daß **Achylles Strume** die Eroberung ihres Herzens gemacht habe. Der räſonnirende Buchhalter wurde dadurch bewogen, ſein Urtheil über die Nürnberger Laune zurückzunehmen; denn er konnte es nicht reimen, daß in ſo kurzem Zeitverlauf der Caſus in terminis ſich zweymal ſollte begeben haben.

Alle Adſpekten begünſtigten die aufkeimende Leidenſchaft. Der Fähndrich ſchien für ſeine reizende Wirthin eben das zu fühlen, was ſie für ihn empfand; er kannte keine ſeligern Stunden, als die er in ihrer Geſellſchaft zubrachte. Die Unterhaltung wär zwar für den dritten Mann nicht eben ſehr intereſſant geweſen, wie es bey den Novizen der ſcheuen Liebe der gewöhnliche Fall iſt; ſie blieben immer bey der Vorrede ſtehen, und handelten wie das Kapitel der ſüßen Minne ſelbſt ab. Familiengeſchichten und die wechſelſeitigen Lebensläufe waren die unerſchöpfliche Quelle ihrer traulichen Geſpräche; aber die innigſte Theilnehmung, welche Luiſe bey den Schickſalen ihres Freundes blicken ließ, ihr Unwille gegen den unnatürlichen Vater, der ſeinen Stammerben von ſich verſtoſen konnte, wie ein Findelkind, und die Zufriedenheit, daß der heroiſche Entſchluß des letztern, eine Schwarze zu heurathen, nicht war zur Ausführung gediehen, ließen deutlich bemerken, daß ihr Herz dabey im Spiel ſey, und er ſeiner Seits fand groſſes Behagen daran, das ſeinige gegen ein liebevolles empfindſames Mädchen auszuſchütten. Beyde Theile ſchienen ſtille ſchweigend ſich darüber einverſtanden zu haben, einander zu lieben; aber Luiſe wurde mit jedem Tage ſchwermüthiger.

Dieſer Ausdruck ſanfter Melancholie gab ihren Reizen einen neuen Zuſatz, und der ſchmachtende Blick ihrer nußbraunen Augen, der ſich wie Sonnenſtrahl unter Schleyergewölke verbarg, und zuweilen von einer halb ſichtbaren Thräne befeuchtet wurde, that ſelbſt auf das Senſorium des jungen Offiziers Wirkung, der unter dem ganzen Regimente der einzige war, welcher im eigentlichen Verſtande für das ſchöne Geſchlecht nichts empfand. Der zunehmende Tiefſinn ſeiner reizenden Buſenfreundin führete ihn zu ſpät auf die Vermuthung, daß er ihr Freudenſtöhrer ſey, und daß er unvorſätzlicher Weiſe marodiret, Raub begangen und ein Herz in Brand geſteckt habe, deſſen auflodernde Flammen auszulöſchen er unvermögend war. Sein zartes Gewiſſen machte ihm darüber laute Vorwürfe, und er bereuete es oft, daß er nicht den Klausner fortgeſpielt, und lieber den Wohlſtand als das Gaſtrecht verletzet habe. In mancher einſamen Stunde ſann er auf Mittel, den Schaden wieder gut zu machen; aber der einzige Weg, der ſich dazu anbot, die freymüthige Entdeckung ſeines Geheimniſſes, ſchien ihm zu bedenklich, und für ſeine gegenwärtige Lage zu mißlich. Ein andrer Nothbehuf, zu dem er ſeine Zuflucht nehmen konnte, wenn er zu verſtehen gäbe, ſein Herz ſey bereits verſagt, dünkte ihm zu unwirkſam, das Uebel aus dem Grunde zu heben. Denn ſeiner geringen Erfahrung ungeachtet, war ihm wohl bekannt, daß die Liebe eine gar deſpotiſche Leidenſchaft ſey, die keine älteren Rechte anerkennt, und gern in fremde Domänen Eingriff thut.

Dieſer Zuſtand glich einem loſen Sandwege, der den Wandrer ermüdet, ohne ſeine Tritte zu fördern. Fähndrich Strume, der, was den Leichtſinn betraf, den Charakter ſeiner Charge ganz verläugnete, unterlag dem geheimen Kummer, der Vertrauten ſeines Herzens dieſes nicht ganz entdecken zu können, und durch den Irrthum in ſeiner Perſon, es zu leeren Wünſchen und Hoffnungen zu verleiten. Er wurde eben ſo ſchwermüthig, als ſie; tief erſeufzete er oft an ihrer Seite; ein unwiderſtehlicher Trieb zog ihn immer wieder zu ihr hin, ob er ſich gleich vornahm, ihren Umgang, ſo viel möglich, zu vermeiden, und durch ſcheinbare Kälte ihre Wärme zu mäßigen. War's Mitleid mit ihrem Trübſinn; oder Seelenharmonie; oder glaubte er durch ſeine Gegenwart ſie aufzumuntern: es ſtund nicht in ſeiner Macht, ſich von ihr zu entfernen, ſo wenig der fortdaurende Umgang ein Heilmittel der Liebe zu ſeyn ſchien.

Bey den Zuſammenkünften unter vier Augen, welche von den zwey Augen des aufmerkſamen Buchhalters treulich beobachtet wurden, und worüber der ſpekulative Schlaukopf ſonderbare Gloſſen machte, kams immer dem Liebhaberphantom ſo vor, als wenn Luiſens Mimik ihm die ſtumme Frage ans Herz legte: „Nun, mein Herr, wie lange wollen Sie noch den blöden Schäfer ſpielen? Solls nie unter uns zu einer deutlichen Erklärung kommen? Sie ſehen ja, daß ich Ihnen auf halbem Weg entgegenkomme; ein Schritt weiter, wär eine Sünde gegen den jungfräulichen Wohlſtand.“ Er fand ſich dadurch ſo in der Preſſe, daß er nicht wagte die Augen aufzuheben, ſondern erröthend zur Erde niederblickte, und ſein ganzer Anſtand, nebſt dem Ausdruck ſeiner Gebehrden, erwiederte darauf mit einem unhörbaren Seufzer: „Ach Luiſe! — erräth Ihr Scharfſinn nicht, daß ein unüberwindlich Hinderniß mich hält, Ihren Wünſchen zu begegnen? Wär ich, was ich zu ſeyn ſcheine, ſo würde dieſer Augenblick das Band der Zunge löſen; mein Herz würde an Ihren Buſen fliegen, und Ihnen mit Entzücken das Geſtändniß der Liebe thun.“ Ob der empfindſame Fähndrich den Grundtext ſeiner Innamorata richtig interpretirte, und ob ſie ſeine ſtumme Replik, ſo wie ſie hier aus der pathognomiſchen Sprache ins Hochdeutſche überſetzt iſt, vollkommen verſtund, das wird der Erfolg ausweiſen, welchen abzuwarten wir uns wohl werden entſchlieſſen müſſen. Er und Sie beſtrebten ſich um die Wette, ihre Leidensgefühle einander mitzutheilen, fanden eine Art von Wolluſt in der ſtillen Schwermuth, und machten gleichſam das Vorſpiel der qualenvollen Liebe, die ein Jahrzehend nachher die allgemeine Melodie der Romanhelden wurde, welche dem leſeluſtigen Publikum ſo viel vorgewinſelt haben, daß ihm noch die Ohren davon gellen.

Einsmals, als der Fähndrich von der Parade kam, und nach Gewohnheit den Schatten der lieblichen Thränenweide ſuchte, fand er Luiſen ſehr betrübt und niedergeſchlagen; ihre Augen waren roth und entzündet, und eine aufſchwellende Zähre war eben im Begriff, den Weg ihrer Vorgängerinnen zu nehmen. Dieſer rührende Anblick brachte ihn aus aller Faſſung: „Um Gotteswillen, Mamſell, was iſt Ihnen? redete er ſie an. Sie haben geweinet? Ach, Ihre Thränen zerreiſſen mir das Herz!“ Luiſe zimpferte, ſpitzte den kleinen rothen Mund, that verlegen und betreten, ſuchte einen ſcheinbaren Vorwand der weinerlichen Laune, und fand ihn endlich in der abzehrenden Krankheit einer ihrer Geſpielinnen. Er ließ dieſe Urſache, ohne weitere Unterſuchung, gelten. Da aber die in ihrem Auge zitternde Thräne das Uebergewicht bekam, und über die Wangen ſchlüpfte, giengs ihm ſo ans Herz, daß ſein ganzes Mitgefühl rege wurde; er ſchrieb ſie auf ſeine Rechnung, und weil die Natur die Thränendrüſen bey ihm eben ſo reizbar gebildet hatte als bey ihr, perlten zwey helle Tropfen in ſeinen Augen. Ueber den urplötzlichen Ausbruch dieſer Schmerzensergießung vergaß er ſich ſo weit, daß er **Luiſen** umarmte und voll Empfindung ausrief: „reizendes Mädchen! Laſſen Sie mich Ihnen dieſe Thräne von den Wangen küſſen!“ Raſch war ſie weggeküßt, die zaubervolle Zähre; das ſchwache Sträuben half der ringenden Veſtalin nichts; ſie mußte geſchehen laſſen, was ſie nicht wehren konnte. Sie erröthete, wollte über das zu weit gedehnte Recht der Quartierfreyheit ein wenig ſchmollen, und vermochte nicht, ihrem Herzen dieſe Gewalt anzuthun; es blieb ihr nichts übrig, als zu verzeihen. Die Liebe ſchien dieſen Kuß recht abſichtlich mit ihrem Nektar zum Minnelohn quinteſſentiret zu haben, und **Luiſe** fühlte dabey alles das Entzücken, welches Frau Baaſe **Kilian** zu empfinden vorgab, wenn ſich ihre fromme Seele an **Müllers** himmliſchen Liebeskuſſe weidete. Ob übrigens dieſer Minnekuß ſo in Ehren gehalten wurde, wie der Kuß des Friedens von **Lavaters** Munde, den die ekſtatiſche Dame in Bremen empfieng, welche, gemeiner Sage nach, gelobte, ſich nimmer zu waſchen, um den geiſtigen Hauch von den apoſtoliſchen Lippen nicht zu verwiſchen, das läßt ſich aus Mangel zuverläßiger Nachrichten weder behaupten noch verneinen, und muß, wie billig, in ſuſpenſo gelaſſen werden.

So ſtunden die Akzien in dem Gisbertſchen Handelskontor, da der Hauspatron von der ermüdenden Geſchäftsreiſe ganz wohlbehalten in ſeinen vier Phälen wieder anlangte. Seine erſte Sorge war, das liebe Mädchen nach ihrem Befinden, während ſeiner Abweſenheit, zu befragen, um zu erfahren, was die angerühmte Wundereſſenz für Wirkung gethan habe. Papa wurde von ihr aufs zärtlichſte, und mit der heiterſten Miene empfangen, die in ihrer Gewalt war. Sie gab auf alle Fragen beruhigende Antwort; der erfreute Vater prieß dafür die belobte Eſſenz, als eine wahre Lebenspanazee, und ſie kam bey ihm in groſſen Kredit. Hierauf that Luiſe Rechnung von ihrem Haushalt, berührte die Einquartirung, und hielt dem Hausgenoſſen im obern Stockwerk, wegen ſeines guten Verhaltens, eine ſtattliche Lobrede, welche jedoch wenig bey dem Papa verfieng, der ein heimlicher und intoleranter Adhärent des Königs von Preußen war, und von deſſen Feinden, wie Kaiſer Caligula vom römiſchen Volke wünſchte, daß ſie insgeſammt nur einen Hals hätten, damit ein einziger Schwerdtſtreich ſeines Helden ſie in die Pfanne hauen könnte. Ob nun gleich Fähndrich **Strume** an dem damaligen Krieg und Blutvergießen weniger Schuld hatte, als der Stern, der den drey Weiſen aus Morgenland erſchienen war, an dem bethlehemitiſchen Kindermord: ſo mußte er doch nebſt ſeiner ganzen Kriegskameradſchaft die Schuld durch Vater **Gilberts** Unwillen abbüßen, daß er nicht unter der Firma des Helden, welchen der Hauspatron in Protektion genommen hatte, die Waffen führte.

Bey der erſten Bekanntſchaft zwiſchen Wirth und Gaſt, konnte jener ſich nicht enthalten zu hohnlächeln, und im Geheim zu denken: will dieſer Rohrſperling ſich auch mit dem preußiſchen Adler meſſen? Armer Wicht! wärſt du im Neſte geblieben! ſie werden dich rupfen, die Herren Adler, laß dich nur vor ihnen blicken! der Empfang, ſo ſehr ſich um **Luiſens** Willen der artige Inquilin beeiferte, von der vortheilhafteſten Seite ſich zu zeigen, lief daher gar kalt und trocken ab, wodurch dieſer auf den ungegründeten Wahn gerieth, der Vater wittere ſchon etwas von der Liebeley der vielgeliebten Tochter; oder ſie habe ſelbſt ihm dieſe Novelle hinterbracht, die allem Anſchein nach, nicht ſeinen Beyfall möchte gefunden haben. Dieſe Vermuthung wurde dadurch noch wahrſcheinlicher, daß **Luiſe** nach einigen Tagen wieder in ihre trübſinnige Laune verfiel; die angenommene Heiterkeit war nichts weiter, als ein täuſchender Sonnenblick im April geweſen, der nur Dünſte herbey lockt, die den Horizont bald wieder trüben.

Länger konnt es der mißverſtandne Liebhaber nicht aushalten, das gute ſanfte Geſchöpf vom Mädchen, das er mit der wärmſten Freundſchaft umfieng, in dieſer peinlichen Lage zu ſehen; er faßte den heroiſchen Entſchluß, dem Spiel ein Ende zu machen. Die innere Ruhe und Zufriedenheit einer Familie wieder herzuſtellen, die ein erzwungenes Gaſtrecht gegen ihn bisher mit gutem Anſtand ausgeübt hatte, und die er zufälligerweiſe, im Genuß ihres häuslichen Glücks, geſtört zu haben vermeynte. Nachdem er alles reiflich überdacht, und ſein gutes Herz den gefaßten Entſchluß gar ſehr gebilliget hatte, bat er **Luiſen**, mit großer Beklommenheit, um eine geheime Audienz, wozu ein ſchlaues Mädchen, wenn die Liebe im Spiel iſt, leicht Gelegenheit findet. Die Unterhandlung dauerte, bey verſchloſſnen Thüren, länger, als die berühmte Sitzung des Pariſer Parlements, in welcher der berüchtigte Halsbandsprozeß entſchieden wurde; aber ſo wenig vor der Publikation des Urtheils davon ins Pubikum tranſpirirte; eben ſo geheim gieng es in dem Divan der Liebe zu; es wurde keine Sylbe von dieſer myſteriöſen Verhandlung unter vier Augen ruchbar.

Bey ſo bewandten Umſtänden hätte allein der Erfolg Verrath begehen, und einem geheimen Beobachter, über den Inhalt der gepflogenen traulichen Unterredung, Licht geben können: allein dieſer Erfolg war ſo ſonderbar, daß auch die ſcharfſinnigſte Vermuthung daran ſtraucheln, oder irre geführet werden mußte. **Luiſens** Triebſinn war mit einemmal verſchwunden, wie ein Märzennebel vom Hauch des Oſtwinds, oder von den Strahlen der aufgehenden Sonne. Ihre Augen waren heiter wie ein Mayentag, und lachten wieder Freude: Fähndrich **Strume** machte den Liebhaber nach wie vor, nur mit dem Unterſchiede, daß er jezt unverholen dem natürlichen Fähndrichs Berufe folgte, ganz offenbar mit ſeinem Minneſpiel zu Werke gieng, die edle Beſcheidenheit ablegte, und die ſeiner Charge anklebende Dreuſtigkeit von Tag zu Tage mehr verſichtbarte.

Es war wenig Anſchein vorhanden, daß er mit biederſinniger Offenherzigkeit das Geſtändniß gethan hatte, wozu ihn ſein gutes Herz zu überreden ſüchte, um den Knoten einer widerſinnigen Intrike, die nur Unheil anzurichten, und die Gränzen einer ſchäckerhaften Täuſchung zu überſchreiten ſchien, mit einemmal zu löſen. Vielmehr gewann es das Anſehen, daß Luiſens Irrthum gefliſſentlich unterhalten und ſo gar mit unbeſonnener Hoffnung genähret wurde. Weil es indeſſen überaus ſchwer iſt, von einer Thatſache richtig zu urtheilen, von der man nicht vollkommen Beweis hat, ſo dürfte wohl am beſten gethan ſeyn, wenn Worthalter und Leſer über dieſes räthſelhafte Betragen ihr Urtheil vor der Hand noch zu ſuspendiren beliebten, bis alles ſo klar und deutlich am Tage liegt, wie das Chaos der Schöpfung, beym erſten Sonnenſtrahl. Unter den Kontorbedienten gabs über das allzugute Vernehmen der Mamſell vom Hauſe, mit dem verliebten Werber, der nothwendig den Verdacht gegen ſich erregt hatte, daß er auf Kaperey einer reichen Parthie ausgehe, viel geheimes Flüſtern, ſo, daß der gewiſſenhafte Buchhalter es für Pflicht hielt, dem geradſichtigen Vater, der weder zur Rechten, noch zur Linken um ſich blickte, ſondern immer vor ſich hin auf ſein Handelsbuch ſah, einen Wink davon zu geben, was im Hauſe vorgieng. Die Achtung gegen den ehrenveſten Principal und die reizende Hausregentin, die er möglichſt ſchonen wollte, machte ihn ſo kehriſch in der Wahl der Worte, daß er ſo verblühmt ſprach, als ein Orakel und viele Zubereitungen nöthig hatte, ehe er das väterliche Auge in den rechten Sehpunkt rückte. Ein ſo unerwartetes Aviſo war dieſem aus guten Gründen nicht ſehr gemüthlich, daher äußerte er mancherley Zweifel dagegen, und war geneigter ein Wunder zu glauben, und die ſichtliche Aenderung der Gemüthsverfaſſung der ſpleenitiſchen

tiſchen Patientin, lieber für eine Wirkung der oft belobten Eſſenz, als ein natürliches Erzeugniß der ſüßeſten Leidenſchaft zu halten. Gleichwohl nahm er die Sache in Ueberlegung und beſchloß, Luiſen über die Lage ihres Herzens förderſamſt zu ſondiren.

Das rigoröſe Examen wurde gleich den nächſten Sonntag, wo die Handelsgeſchäfte ruheten, angeſtellt und vorläufig das Problem erörtert: ob eine tugendſame Tochter die Befugniß habe, ohne Vorbewußt der Eltern, über ihr Herz zu disponiren. Luiſe wußte, daß Ja und Nein nicht dürfe ihre Antwort ſeyn, auf dieſe verfängliche Frage. Nach des Vaters Grundſätzen, wäre jenes eine gar hetrodoxe Behauptung geweſen; dieſes aber machte ſie ſachfällig. Sie ſuchte einen Ausweg, und behauptete, daß das Herz nicht von der Willkühr des Kopfes abhange, und in ſo fern es einer erwachſenen Tochter zuſtändig ſey, unter die Ausnehmen des vierten Gebots gehöre. Dieſe feine Theorie war dem Vater ganz neu und befremdend, indeſſen begriff er daraus doch ſo viel, als Luiſe damit ſagen wollte, daß die Streitfrage ihrer Seits ausgemacht worden ſey, ehe ſie wäre aufgeworfen worden, und daß ihr Herz bereits gewählet habe.

Ein weiteres artikulirtes Verhör war unnöthig, ſie geſtund ganz unbefangen den Trafik, den der Schleichhändler Amor in der Gisbertſchen Handlung getrieben, und daß er ſeine Waaren zur Zufriedenheit der Intereſſenten bereits umgeſetzt habe. Darüber kams zu lebhaften Debatten, wie ſie in dergleichen Präjudizialfällen zwiſchen häuslicher Majorität und Minorität gewöhnlich ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß da ſonſt die letztere Parthey vertheidigungsweiſe zu Werke zu gehen pflegt, ſie hier die angreifende wurde. Luiſe nahm Bitten und Thränen und das Pathos der weiblichen Ueberredung zu Hülfe, den ehernen Sinn des Vaters zu ſchmelzen, in eine geſchmeidige Form zu gießen, und die altfränkiſche Faſon ſeiner Denkungsart zu moderniſiren. Damals waren zwar alle die herrlichen Bücher noch nicht geſchrieben, welche das Wahlrecht der Töchter gegen den ſtrengen Vaterdespotiſmus mit ſo vieler Wärme und verdientem Beyfall behauptet haben. Aber Luiſe hatte ein Vorgefühl dieſer güldenen Epoke, und trug kein Bedenken, das Reſultat der jüngern Aufklärung zu antizipiren. Sie wußte, wie viel ſie über den Papa in allen gerechten und billigen Dingen vermochte, wie zärtlich er ſie liebte, und wie gern er ihren Wünſchen entgegen kam. Keine Foderung dünkte ihr gerechter und billiger zu ſeyn, als daß er ſich nicht in ihre Herzensangelegenheiten miſchte, ſondern in der Wahl eines Herzgeſpiels ihr eben ſo freye Hand ließ, als in der Auswahl ihres Puzzes. Dennoch beſchied ſie ſich, daß der erſte Wurf nicht gleich ans Ziel treffen; aber der letzte ihr die erwünſchte Beute wohl herabholen würde.

So oft ſie gleichwohl den Verſuch erneuerte, ſo wenig wollte der glückliche Wurf gelingen. Es ſahe freylich einer Inſolenz ähnlich, daß ein junger Abentheurer, der auf einige Monate ins Haus einquartiert war, wo er ſich wohl ſeyn ließ, nun auch raſch in die Familie ſich einquartieren wollte, ohne Legitimation, wovon er eine Frau zu ernähren vermöge. Eben drum erhalten Fähndrichspropoſitionen, nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, immer das Nonacceßit bey der Konkurrenz um den Preiß eines Brautgewerbes. Vater **Gisbert** pflegte zu ſagen: bey einer Freyerey müſſe man fleißig auf die Hinterräder ſehen, ob ſie gut und nachhaltig wären; allein das proponirte Heurathsnegoz ſeiner vielgeliebten Tochter glich einem engliſchen Wisky, dem berufenen halsbrechenden Fuhrwerk, das gar keine Hinterräder hat. Sonach war ſeine Ungeſchmeidigkeit des lieben Mädchens Wunſche nachzugeben, aus dem letztern Grunde ſehr verzeihlich. Er dachte als ein ſolider Mann, und verlangte auch einen ſoliden Mann zum Schwiegerſohne: ſolid heißt aber, wie bekannt, in der Handelsſprache ſo viel als reich, oder wohlbemittelt. Luiſens Bitten und Thränen, beſtürmten, wie Wind und Wellen, vergebens einen unbezwinglichen Felſen; dieſer Orkan trübte die ganze Atmosphäre des Gisbertſchen Hauſes, und es war unbegreiflich, wie der frivole Stifter dieſes Unfugs, das alles ſo geruhig mit anſehen konnte, als wenn er gar nicht mit im Spiel begriffen wär. Seit der geheimen Entrevüe, war er ganz das Widerſpiel von ſich ſelbſt, gleich als ob der ſchalkhafte Amor ein Wunder gethan, und eine neue Schöpfung an ihm hervorgebracht habe. Er machte den wärmſten, den zärtlichſten Liebhaber vor jedermanns Augen. Die ſämtliche Hausgenoſſenſchaft ließ ihm nicht undeutlich ihren gerechten Unwillen vermerken, daß er den innern Frieden dadurch ſtöhre, machte ihm ſcheele Geſichter; der Hauspatron kehrte ihm gehäßig den Rücken und dankte kaum mit einer ſtummen Miene, wenn er ihm einen guten Morgen bot. Das alles ließ der Stöhrenfried ſich nicht irren, er duldete dieſe kaltſinnige Begegnung, als ob er ſie nicht bemerkte, und nutzte jeden Augenblick, ſeinem ſcheinbaren Liebchen einen zärtlichen Wink zu geben, oder ein verſtohlnes Wort zu zuflüſtern. Was konnte nach aller menſchlichen Vermuthung hiervon anders der Grund ſeyn, als eine gewiſſe, ſeinem Geſchlecht anklebende Eitelkeit, die hier übel verſtanden und ziemlich links angebracht zu ſeyn ſchien?

Mit den traulichen Zuſammenkünften hatte es, ſeitdem ſich Mamſell gegen den Papa deutlich expektorirt hatte, ein betrübtes Ende genommen. Sie wurde ſtreng beobachtet, denn Frau Baaſe Kilian war, auf Erfordern, ſchnell von Nürnberg angelangt, und bey ihr als Ehrenhüterin angeſtellt worden. Der ſorgſame Vater fand es bedenklich, eine andre Auskunft zu treffen, und Luiſen zu ihr in die Koſt zu geben: denn er befürchtete, der leichte Schmetterling möchte ihr mit weſentlicher Wohnung folgen, und ſo dürfte der lezte Betrug ärger werden, als der erſte. Allein der hundertäugige Ehrenhüter hat bereits in der Vorwelt zur Genüge bewieſen, daß es das mißlichſte Ding iſt, ein liebendes Mädchen zu hüten. Seitdem hat ſich die Natur der Sachen um nichts verändert, was vermochte alſo Frau Baaſe mit ihren zwey blöden Augen auszurichten, die ſie noch oben drein durch eine Brille waffnen mußte, wenn ſie damit nothdürftig ſehen wollte? Die Gegenwart der gutmüthigen Alten war der Intrike nur mehr förderlich, und jedes Rad lief wie vorhin in ſeinem Gleiſe. Durch Hülfe eines dienſtfertigen Stubenmädchens wurde ein geheimer Briefwechſel errichtet, und die Poſtexpedition gieng Trepp auf Trepp nieder in der beſten Ordnung von ſtatten. Gleichwohl athmeten dieſe Depeſchen keinen Hauch von Zärtlichkeit, kein Wort von Liebe, wie man hätte vermuthen ſollen; ſondern enthielten die ernſthafteſten ceſten Conſultationen, über romantiſche Entwürfe, die in der idealiſchen Welt leicht und behend ausgeführt werden, in der wirklichen dagegen manchen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten unterworfen ſind. Es kam eine heimliche Hauraths, eine Flucht aus dem väterlichen Gewahrſam; oder im Fall der Noth, eine gewaltſame Entführung in Vorſchlag. Das gierige Verlangen des räthſelhaften Paares, ſich mit einander untrennbar zu vereinigen, ließ ſie aber an mancherley Dinge nicht gedenken, die verdienten in reife Ueberlegung gezogen zu werden. Was ſie mit einander beginnen, und wovon ſie leben wollten, wenn auch alles nach Wunſch und Willen der Konſpiranten ablief; ob von dem dürftigen Fähndrichsfutter, oder dem Erwerb ihrer fleißigen Hand; wo ſie einen ſichern Aufenthalt finden würden, dahin der väterliche Arm nicht reichte; ob bey den Amſterdamer Seelverkäufern, oder in dem Elyſium der ſüßen Schwärmerey, unter dem frugalen Schatten der gaſtfreyen Alpen: das war ihre geringſte Sorge, und blieb dem Schickſal überlaſſen; denn alles wurde mit ſo groſem Eifer betrieben, daß kein Projekt zu gehöriger Reiſe gedieh. Glücklicherweiſe machte ein Zufall dieſe weitſchichtigen Anſtalten insgeſamt unnütz, und dieſer Zufall hatte noch überdies das weſentliche Requiſitum eines Glücksfalls, daß er ſich gerade zu rechter Zeit begab, ehe noch die Unbedachtſamkeit den dezidirenden Schritt gethan hatte, dem ſpäte Reue immer nachzuhinken pflegt.

Einem in ganz Deutſchland wohl renommirten Manne, der übrigens von der Exiſtenz der ſchönen Luiſe und ihres Vielgetreuen wenig oder keine Notiz nahm, war es vorbehalten, ohne Abſicht auf Gewinn oder Dank, das verdienſtliche Werk zu thun, und das übel berathne Paar aus aller Verlegenheit zu ziehen. Dieſer Ehrenname war der unſterbliche Erlanger, wie er κατ' ἐξοχὴν genennt wird, welcher, obwohl in ſucceſſiver Folge mehrerer Worthalter mit ſeinem politiſchen Schnak das horchſame Deutſchland nun beynahe ein halbes Jahrhundert in einem Athem unterhalten hat, und noch zur Zeit keine Luſt bezeigt, ſich jubeliren zu laſſen. Als zwey Tage vor Ablauf des alten Kirchenjahres, der Fähndrich um die Mittagszeit von der Wache kam, wo er unter mancherley Sorgen und geheimen Kummer zwey ſchlafloſe Nächte zugebracht hatte, und mit abgebleichten Wangen und matten Schritten die Straße herauf nach ſeinem Quartier ſchlich, ſtund der hartſinnige Schwieger-Papa im Eingang ſeines Gewölbes, drehete ihm diesmal nicht den Rücken zu, ſondern erwartete ſeinen Hausgenoſſen gefliſſentlich, erwiederte deſſen Gruß ganz freundlich, indem er die Mütze abzog, und ihn damit zu ſich winkte.

Auf ein Wort, Herr Fähndrich, was ich ſagen wollte; redete er ihn an: Sind Sie ein Herr Sohn von dem Accisrath Strume in Neuſtadt?

Der Fähndrich ſtutzte, und ſeine blaſſen Wangen unterlief eine angenehme Röthe: „Ja, der bin ich.“

So belieben Sie doch hereinzutreten; hier iſt das neueſte Stück der Erlanger Zeitung, worinn ſich ein Artikel befindet, der Sie angeht.

Der Fähndrich verwundernd: Mich? Herr **Gisbert**?

Ja, ja! Leſen Sie nur:

Er überreichte ihm das notoriſche Löſchpapier, und deutete mit dem Zeigefinger auf die beſagte Stelle. Es war eine gerichtliche Citation, an den, vor einigen Jahren, ohne Vorwiſſen des Vaters in die Fremde gegangenen **Anton Strume** des ab inteſtato verſtorbenen Accisrath **Strumens** eheleiblichen einzigen Sohn, oder deſſen rechtmäſſige Leibeserben, falls welche vorhanden wären, ſich zu dem väterlichen Nachlaß förderſamſt zu legitimiren.

So natürlich die unbeſonnene Liebeskabbale gegen den jungen Fanfaron den Verdacht erwekken muß, daß er von der Seite des Herzens nicht wohl verwahrt geweſen ſey: ſo ein augenſcheinliches Merkzeichen gab er bey dieſer Gelegenheit von der Unverderbenheit deſſelben. Die Nachricht von des Vaters Tode, wirkte eine tiefe Betrübniß in ſeiner Seele, und die reine Natur behauptete ungeſtört ihr Recht. Er vergaß aller Mißhandlungen, die er von Jügend auf von demſelben hatte erdulden müſſen, konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und ſchämte ſich auch nicht, ſolche vor ſeinem Wirth ſichtbar werden zu laſſen, welchem das Phänomenon ſonderbar auffiel, einen Offizier weinen zu ſehen. Er bereuete es, das empfindſame Herz eines Sohnes ſo unvorbereitet mit der Trauerpoſt von dem Verluſte des Vaters überraſcht zu haben, wurde ſelbſt durch dieſe Scene gerührt, und bekam von dem Leidtragenden eine ſo günſtige Meynung, daß von Stund an der entgegengeſetzte Pol ſeines Herzmagneten, ihn nicht mehr vermochte umzudrehen, wenn der luſtige Junker, wie er ihn betittelte, ihm zu nahe kam. Auf dieſe mildere Stimmung hatte indeſſen die vermuthbare Erbſchaft wohl auch einen verborgenen Einfluß. Er hielt es der Mühe werth, unter der Hand Erkundigung einzuziehen, ob der prädendirte Freyer zu einer ſoliden Parthie für ſeine Tochter jezt qualifizirt ſey. In aller Stille ließ er einen Brief nach Neuſtadt, an einen dortigen Handelskorreſpondenten ablaufen, mit einer Anfrage, über die Beſchaffenheit der Strumiſchen Erbſchaftsmaſſe, und in wenig Tagen beſagte die Antwort: daß der Erblaſſer im Geruch eines reichen Mannes verſchieden ſey; auch das Inventarium des ſämmtlichen Vermögens eine beträchtliche Summe nachweiſe, welche für den abweſenden Sohn, deſſen Aufenthalt unbekannt ſey, in Bereitſchaft liege. Dadurch erhielten die Domeſtika des **Gisbertſchen** Hauſes eine ganz andere Wendung, das Embargo, das auf **Luiſens** Freyheit gelegt war, wurde aufgehoben, und ſie des Stubenarreſts entlaſſen: Frau Baaſe deſilirte wieder nach Nürnberg; der Fähndrich war dagegen wie Kind im Hauſe. Vater **Gisbert** wußte ſich keine beſſere Geſellſchaft als ihn, und ſchien es recht drauf anzulegen, daß er in beſter Form Rechtens ſeine Werbung um **Luiſen** bey ihm anbringen möchte.

Er hatte als ein kluger Mann wohl überlegt, daß für ſeine häusliche Ruhe und Zufriedenheit wenig Gewinn zu hoffen ſey, wenn die Heurath, die ſich die eigenwillige Tochter einmal in den Kopf geſetzt hatte, durch gewaltſame Mittel ſollte rückgängig gemacht werden; und da er die Hinderräder bey dieſer Freyerey nun ſo wohl beſchlagen fand, ſo hatte er nichts dagegen, daß ſie ihren Gang vorwärts nähme. Bey dem gemeinſamen Einverſtändniß aller Theile, kam die Sache, unter Vorausbedingung einiger Separatartikel, die in der **Strumiſchen** Familie einmal herkömmlich zu ſeyn ſchienen, gar geſchwind zur Richtigkeit. Sie betrafen jedoch nur außerweſentliche Umſtände der Ehe: daß der Fähndrich die Kriegsdienſte verlaſſen, für ſein Geld wenigſtens bis zum Titularhauptmann avanciren, auch vorher den väterlichen Nachlaß in Beſitz nehmen ſollte, ehe er **Luiſen** zum Altar führte. Es koſtete wenig Mühe, dieſen Punkten Gnüge zu leiſten. Bey der Legitimation zur Erbſchaft wurde zwar ſeine Perſonalität in Anſpruch genommen; die Richter ſtellten ſich ſo dämiſch, da er ſich im Original produzirte, als wenn ſie, während der drey Jahre ſeiner Abweſenheit, den Becher aus dem Fluß der Vergeſſenheit ausgeleeret hätten: ſie wollten ihn nicht mehr kennen, und jeder fragte ſeinen Nachbar: iſt ers, oder iſt ers nicht? Aber da die ſchönen Mühmchen ſeiner Vaterſtadt den Vetter **Anton** in der Perſon des jungen Offiziers einmüthig anerkannten: ſo wagte es die rechtliche Chikane nicht, dieſem unverdächtigen Zeugniß die freche Stirn zu bieten, und fand keinen weitern Vorwand, die väterliche Erbſchaft ihm vorzuenthalten.

Befrachtet als ein reicher Indienfahrer, lief er mit vollen Segeln in den Hafen guter Hoffnung ein, ſein Minneſpiel zu vollenden, und wurde mit einer Salve Frohlockungen von der Braut bewillkommet. Der Neid aber rümpfte die bleiche

Naſe, und das Stadtgeſchwätz ſprudelte Geifer und Galle, daß es einem unbärtigen Narziß, von dem man wähnte, er ſey in ſeine eigne Figur verliebt, geglückt hatte, das ſchönſte und reichſte Mädchen in Fürth, als eine Liebesbeute, zu erhaſchen. Am dritten Weihnachtsfeyertage wurde der charakteriſirte Hauptmann Strume mit Herrn **Gisberts** eheleiblichen einzigen Jungfer Tochter, chriſtlöblichem Gebrauch nach, öffentlich proklamirt und aufgeboten, und da niemand etwas legales dagegen einzuwenden hatte: ſo prangte Tages darauf die Braut in der herrlich aufgeſchmückten Myrthenkrone, und die Hochzeit des homogenen Paares wurde mit allem nur erdenklichen reichsſtädtiſchen Prunk gefeyert. Und — vollzogen? fragt hier die muthwillige Spötterey. Nun ja, ſo taliter qualiter, verſteht ſich, wie des Adepten **Roſenkreuz** bekannte chymiſche Hochzeit, das heißt, wie eine metaphoriſche Ehe vollzogen werden kann. Es wurde an der Braut kein anderer Raub begangen, als der ihres Strumpfbandes, obgleich der friedſame Held ſo gurrig that, als wenn er einen Angriff im Sinne hätte, der des Sieges nicht verfehlen könnte, da er doch wußte, daß im Brautgemache keine Maskenfreyheit gilt.

Es mußte, nach aller Wahrſcheinlichkeit, daſelbſt zu Entdeckungen kommen, die den Erwartungen der Braut nicht entſprachen. Die beſchämte Demüthigung, die dem Bräutigam bevorſtund, mußte ihm eine Schaamröthe über ſein ausſchweifendes Unterfangen abnöthigen, und dieſe war gewiß kein Abendroth, welches einen heitern Tag verhieß. Es war alles drauf zu verwetten, daß die getäuſchte Braut mit einer trübſeligen Miene zum Vorſchein kommen, und die Haube, welche die Schäkerey der Hochzeitgäſte, als Symbol ihrer Beſiegung, in Bereitſchaft hielt, mit Unwillen verſchmähen würde. Allein die Wette wär verloren geweſen: die Neuvermählten ſchienen dem Hochzeitgotte ihr Opfer nicht ſchuldig geblieben zu ſeyn; ſie kehrten mit Entzücken aus deſſen Tempel zurück, erdrückten einander ſchier mit Liebkoſungen, und die zärtliche Luiſe ſah aus, wie die belohnte Liebe. Entweder ſcheuete ſie ſich, den Betrug kund werden zu laſſen, um nicht der Schadenfreude zum Hohngelächter zu dienen; oder ſie ſuchte eine Art von Troſt darinne, bey dem boshaften Streiche, welchen ihr Amor geſpielet hatte, nicht die einzige Betrogene zu ſeyn; oder es war ſonſt ein zureichender Grund ihrer Verſtellung vorhanden, der unter die unbekannten Dinge gehört, über welche, nach dem Sprüchwort, auch die Hierarchie zu urtheilen ſich nicht ermächtiget *). Gnug, wenn

ſie

---

*) De occultis non judicat ecclesia.

ſie in einer Rolle debüttirte, welche ihr nicht natürlich war: ſo nahm ſie ſich dabey ſo meiſterlich, daß der ſcharfſichtigſte Menſchenſpäher durch dieſe Illuſion würde ſeyn getäuſcht worden.

Das hochzeitliche Geräuſch war eben vorüber, da **Luiſens** Bruder aus Lyon, nebſt ſeinem Freunde, dem Herrn **Bertrand**, ſeines Prinzipals Sohne, unvermuthet zu Hauſe anlangte, und große Freude, durch dieſen überraſchenden Beſuch, in der Familie anrichtete. Allein kaum waren die Entzückungen des erſten Empfangs vorüber, ſo gabs überall trübe Geſichter und viel kalte Höflichkeit. Der junge **Bertrand** hatte ſich ſeit kurzem etablirt, führte eine eigne Handlung und ſuchte eine Gattin. Freund **Gisbert** hatte ihm eine ſo reizende Schilderung von ſeiner Schweſter gemacht, daß ihm lüſtete, dieſes Kabinetſtückchen zu beſitzen und eine deutſche Braut heimzuführen. Ueberdies dachte der junge Mann als Kaufmann ſehr ſolid, ſahe bey der vorhabenden Heurath gleichfalls auf die Hinterräder, und hatte alſo mehr als eine Urſache zu wünſchen, an das Band der Freundſchaft noch eine Familienverbindung anzuknüpfen. Er eröffnete ſeinem Freunde dieſes Vorhaben, der es mit Freuden auf ſich nahm, der Unterhändler in dieſer Herzensangelegenheit zu werden, und ſich den glücklichſten Erfolg davon verſprach. Es wurde vorläufig eine Reiſe nach

Deutſchland zur Brautſchau verabredet, und mit franzöſiſcher Eilfertigkeit begonnen. Wie groß war das Erſtaunen der freundlich bewillkommeten Gäſte, als Bruder und Schweſter ihre Matadors einander produzirten, der eine ſeinen Freund, die andere den Herrn Gemahl. Herr Gisbert Junior fiel aus den Wolken, ſtund wie an die Erde angedonnert, ohne Leben und Bewegung über den unvermutheten Fund des Hahnes im Korbe, der im väterlichen Hauſe ihm eine ſo befremdende Erſcheinung war, als ehemals zu Paris den Politikern der Doge von Genua. Der Lyoner Reiſegefährte machte gleichfalls große Augen, wurde bald blaß bald roth, und war zweifelhaft, ob er wähnen ſollte, daß man muthwilligen Spott mit ihm treiben wolle; oder daß ſein Freund nicht mit den neueſten Familiennachrichten müſſe verſehen ſeyn; die Beſtürzung deſſelben ſchien ihn zu rechtfertigen und die letztere Vermuthung zu beſtätigen. Er würde ohne abpacken zu laſſen, in aller Eil, wie ein unakzeptirter Wechſel, mit Proteſt zurückgegangen ſeyn, wenn ein gewiſſes Etwas, das ſich dunkel in ihm regte, den ſchnellgefaßten Entſchluß nicht verworfen, und darauf angetragen hätte, ſolchen wenigſtens zu beſchlafen. Er blieb einen Tag und noch einen, und wieder einen; aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen ein Monat, ohne daß er anſpannen ließ. Es wurde ihm bald klar, daß

Luiſens Reize der Magnet waren, der ihn anzog. Die Unmöglichkeit, ſie zu beſitzen, vermehrte nur ſeine Leidenſchaft; er ſchmachtete in ſtiller Verſchloſſenheit des Herzens, ohne ſeinem Freunde von dem Zuſtande deſſelben Eröffnung zu thun; doch war es leicht abzumerken, woher der brittiſche Spleen, der Gegenfüßler des galliſchen Nationalcharakters, ſeinen Urſprung hatte. Zwiſchen Bruder und Schweſter kams indeſſen zu deutlichen Erklärungen. Er offenbarte ihr die fruchtloſe Abſicht ſeines Beſuchs; ſie entſchuldigte ihre Wahl mit der unwiderſtehlichen Macht der Liebe, und die Eilfertigkeit ihrer Verbindung, mit dem dringenden Verlangen des Kapitäns, welches ihr nicht geſtattete, dem trauten Bruder von der Lage ihres Herzens Nachricht zu geben; ließ dabey nicht undeutlich vermerken, wenn es noch ihr freyes Eigenthum wär, daß ſie mit Vergnügen zu Freund **Bertrands** Vortheil darüber diſponiren würde.

Der Hauptmann hatte ſich während des Lyoner Beſuchs angelegen ſeyn laſſen, mit dem beſten Anſtand von der Welt die Honneurs vom Hauſe zu machen, und ſich um die Gunſt des grämiſchen Schwagers zu bewerben, der deſſen zuvorkommende Gefälligkeit und freundſchaftliche Wärme doch immer mit Kaltblütigkeit erwiederte: denn er konnte dem Bruder Blaurock den Raub der

Cabinerin nicht verzeihen. Herr Gisbert Junior, und le Sieur Bertrand le fils empfohlen ſich endlich. Der gutmüthige Kapitän gab ihnen auf die erſte Station das Geleite: aber es war, als ob die Reiſenden ſeine gute Laune mit über die deutſche Gränze exportirt hätten. Er war ſtill, nachdenkend, ungeſprächig, und ſelbſt Luiſens Liebkoſungen dienten nur zum Palliativ, ihn zuweilen eine Stunde aufzuheitern.

Das häusliche Publikum konnte ſich nicht enthalten, über dieſe räthſelhafte Erſcheinung ſeine weiſen Betrachtungen anzuſtellen. Der Worthalter deſſelben, der ſpekulative Buchhalter, ahndete die gewöhnlichen Folgen einer allzuheißen Liebe: nämlich, ſchnelles Erkalten, und ſtellte den Horoſkop der beglückten **Strume** und **Gisbert'ſchen** Eheverbindung viel anders, als der Gelegenheitsdichter, den die Kontoriſten gedungen hatten, dieſe frohe Begebenheit pflichtſchuldigſt zu beſingen. Indeſſen behielt die poetiſche Gerechtigkeit vor der Hand den Sieg über den Rabenruf des Grübler Hageſtolzes; die Weiſſagung des Hochzeitliedleins traf aufs Haar zu, und früher noch, als ſie eigentlich ſollte. Madam **Strume** beſchenkte ihren Eheherrn mit einem wohlgeſtalten Leibeserben, und die Hebamme verſicherte, daß der Knabe dem Vater wie aus den Augen geſchnitten ſey, ohne ſich darüber zu erklären, ob ſie den Hauptmann damit meyne oder nicht. Er aber nahm den neugebohrnen Sohn ganz unbefangen auf ſeine Rechnung; freute ſich, den Strumiſchen Namen ohne ſein Zuthun fortgepflanzt zu haben, und ließ das Kind unter ſeiner Firma taufen.

Den Großpapa würde der Familienzuwachs entzückt haben, wenn es dem geliebten Enkel beliebt hätte, weniger vorlaut zu ſeyn, und die vier Wände zwey Monat ſpäter zu beſchreyen. Als ein Mann von ſtrenger bürgerlichen Tugend, that ihm die rechtliche Komputation, welche bloß erfunden zu ſeyn ſcheinet, die Uebereilungen der Liebe zu begünſtigen, wenig Gnüge, und wenn er nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur rechnete, ſo ergab ſich immer ein Facit, wobey die Ehre der zärtlichen Tochter noch mehr ins Gedränge kam. Der väterliche Unwille traf inzwiſchen mehr den unſchuldigen Eidam, als die vermeynte Mitſchuldige; der erzürnte Schwiegervater predigte ihm, als Verführer der Unſchuld, eine ſcharfe Moral, und rückte ihm die Verletzung des Gaſtrechts mächtig auf. Der weibliche Hauptmann, der ſich einmal zum Märtyrerthum für Luiſen entſchloſſen hatte, nahm willig alle Schuld auf ſich, bat um Verzeihung, und weil geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind, ſo mußte Vater Gisbert endlich zum böſen Spiel gute Miene machen, und verzieh.

Das Fürther Publikum und das leſende dürften ſich bey dieſer Begebenheit wohl in einerley Falle befunden haben: dem einen wie dem andern war zuverläßig der neue Ankömmling im Gisbertſchen Hauſe eine unerwartete Erſcheinung. Jenes begnügte ſich bey ſeiner Unwiſſenheit, in Beziehung auf die Perſon des Hauptmanns, über die zarte zerbrechliche Schaale der weiblichen Tugend zu gloßiren; dieſes aber hat durch genauere Bekanntſchaft mit dem angeblichen Vater zum Kinde ein gegründetes Recht, an den Strumſchen Erben die Frage gelangen zu laſſen: Woher des Landes? Dieſe Frage wird ſich am füglichſten durch folgendes Fragment aus **Luiſens** Unterredung mit ihrem Paladin, bey der obenerwähnten geheimen Audienz, beantworten laſſen, wodurch das ſo klein geſponnene Geheimniß hoffentlich an die Sonne kommen wird.

Fähndrich **Strume** war ſeinem guten Herzen bey dieſer verſtohlnen Zuſammenkunft keineswegs untreu worden; er faßte **Luiſen** zärtlich bey der Hand, drückte ſie an ſeinen Purpurmund und ſprach: „Woher dieſer geheime Kummer, reizendes Mädchen, der Sie ſichtbar verzehrt, ſeitdem mich mein Glück oder Unſtern in dieſes Haus geführet hat? Eröffnen Sie mir Ihr Herz, ſo wie das meinige Ihnen ſich aufzuſchließen bereit iſt: Sie lieben, **Luiſe**, lieben einen Unglücklichen, der Ihre Liebe nicht erwiedern kann!“ Er ſagte das mit innigſter Empfindung und einer Thräne im Auge.

Sie ſah ihm ſchmachtend ins Geſicht; ihre Wangen bezog eine kleine Schaamröthe, und erwiederte mit Beklommenheit: „Wenn ich Ihrer Vermuthung einräumte, warum könnte der Unglückliche, wie Sie ihn nennen, nicht Liebe mit Liebe erwiedern?“

Er. Weil das Herz, das für Sie ſchlägt, in einem weiblichen Buſen ſchlägt. Ich muß — ich muß Sie aus einem Irrthum reißen, der Ihre Zufriedenheit ſtöhret und Ihr Leben untergräbt. Ich bin der Unglückliche, der Ihnen für Liebe nur Freundſchaft zurückgeben kann. Doch dieſer opfere ich gern das Geheimniß auf, an dem mein Schickſal hängt; es iſt hoffentlich in ſichern Händen.

Luiſe ſtaunte, wußte nicht, ob ſie der angeblichen Metamorphoſe Glauben beymeſſen ſollte oder nicht: allein ein halbverſtohlner Blick unter den Ringkragen beſiegte allen Zweifel; ſie ſank an den Buſen der neugemachten Bekanntſchaft, und benetzte die Entdeckung der unbekannten Länder mit einem Strom von Thränen, welche der entlarvte Fähndrich alle auf ſeine Rechnung nahm. Er meynte, das wären Fluthen, wodurch Flammen ausgelöſcht werden müßten, die er unbedachtſamer Weiſe angezündet habe, und erſchöpfte ſeine Beredtſamkeit, die über ihren Irrthum, ſeiner Meynung nach, troſtloſe Geliebte zu beruhigen.

Sie konnte vor Schluchzen und Thränen lange nicht zum Worte kommen; da ſie aber zu mehrerer Faſſung gelangte, ſprach ſie: „Ach! meine Beſte, wenn ich Sie ſo nennen darf, wir haben uns beyde geirret, ich in Ihrer räthſelhaften Perſon, Sie in der Enträthſelung meines geheimen Kummers. Sie ſind außer aller Schuld, und haben an der Veranlaſſung dazu keinen Theil. Ihr Betragen hat Ihnen meine Achtung und Freundſchaft erworben, und ich bin zuweilen in Verſuchung gerathen zu glauben, daß Sie für mich etwas mehr empfänden; aber mir iſt nie in Sinn gekommen, eine Erklärung ihrer Empfindung zu erwarten: ich habe Ihre Zärtlichkeit für Fähndrichsgalanterie aufgenommen, ohne einmal eine ernſtliche Abſicht zu vermuthen.“

Der Fähndrich war über dies Geſtändniß in äußerſter Verwirrung, ſchob den Ringkragen hurtig wieder zurecht, und bereuete den an ſich ſelbſt begangnen Hochverrath, ſein Geheimniß ausgeplaudert und ſich ohne Noth der Diskretion eines Frauenzimmers Preis gegeben zu haben. Ueberdies wähnte er, Luiſe belohne ſeine Offenherzigkeit nicht mit gleicher Aufrichtigkeit, ſchäme ſich, ihre fruchtloſe Leidenſchaft einzugeſtehen, und ſuche nur eine Maske, ſie dahinter zu verbergen.

„Wie, Luiſe, fuhr er fort, Sie hätten mich nicht geliebt? Wie ſoll ich Ihre zuvorkommende Gefälligkeit, unſern Umgang ohne Zeugen, tauſend kleine Umſtände, die jede Mannsperſon für Avancen würde gelten laſſen; Ihre ſchmachtenden Augen und den täglich ſich mehrenden Trübſinn, bey meinem zurückhaltenden Betragen mir erklären?“

Sie. Ach ich geſtehe es Ihnen zu, daß Ihr erſter Anblick, Ihr jugendlicher Reiz, Ihre Beſcheidenheit, und nachher die Vermuthung, daß ich Ihnen nicht gleichgültig ſey, großen Eindruck auf mich machte; ich hielt Sie für den liebenswürdigſten jungen Mann, der die wärmſte Zärtlichkeit eines Mädchens verdiente; aber wie hätte eine Elende, eine verworfene Kreatur, es wagen dürfen, die Augen gegen Sie aufzuheben? — Eine neue Ergießung von Thränen und ſchluchzendes Seufzen erſtickten ihre Worte.

Er. Um Gotteswillen, Luiſe, was iſt Ihnen? Sie ſetzen mich in Erſtaunen! Reden Sie! — Nach einer zärtlichen Umarmung unter dem lebhafteſten Mitgefühl ihres Kummers — beſtes Mädchen, eine Confidence iſt der andern werth.

Durch Sie hab ich den Reiz der Freundſchaft kennen lernen; Sie ſind die einzige Vertraute meines Herzens, machen Sie mich zu der Ihrigen.

Sie ſchwieg.

Er. Sie kennen mich, Luiſe, wir ſind gleichen Geſchlechts; unſere Sympathie ſchmilzt in warme Freundſchaft zuſammen; was kann Sie abhalten, mir Ihren Gram zu entdecken?

Sie. Nichts, als das Bewußtſeyn meiner Schuld, und die Beſorgniß, Ihre Achtung zu verliehren. Erlaſſen Sie mir das traurige Geſtändniß davon, Sie können alles von ſelbſt errathen.

Er. Sehr naif. Ich kann nichts errathen, Kind, eine Grille martert Sie; was könnte ein Mädchen von Ihrem Verſtande und von Ihren Grundſätzen begangen haben, deſſen Sie ſich zu ſchämen hätte?

Sie. (Ihr Angeſicht verbergend.) Die Unſchuld Ihres Herzens zerreißt das meinige.

Er. (ahndend, wovon die Rede iſt, jungfräulich ſchamhaft.) Ach Luiſe!

Sie. Die letzte Reiſe nach Nürnberg zu Frau Baaſen, vollendete mein Unglück. Ein junger Patrizier, der in ihrem Hauſe Zutritt hatte, bewarb ſich, ſeit einem Jahre, um meine Liebe; meine Unerfahrenheit gab ihm Gehör. Die erſte Leidenſchaft, ſagt man, ſey immer die ſtärkſte; wir wechſelten Herzen und Ringe, und ſchwuren einander den Bund der Treue. Als ein Geſchlechter durft' er die Einwilligung ſeiner Eltern, zu einer Verbindung außer dieſem Stande, nicht hoffen; ſeine ungeſtüme Liebe trieb ihn daher, ein Wageſtück zu beginnen, das nicht leicht des Zwecks verfehlt, die Eltern biegſam zu machen, wenn die Partheyen einig ſind. Ich war thöricht gnug, mich durch Unbedacht und Ueberredung hinreiſſen zu laſſen.

Er. Ach Luiſe!

Sie. Durch den unglücklichen Genuß wurden meine Augen aufgethan. Ach, meine Liebe, wie bangte und bebte mir das Herz, beym Eintritt ins väterliche Haus, als ſich mein guter Vater meiner Wiederkehr ſo herzlich, ſo innig freuete; das Bewußtſeyn meiner verlohrnen Unſchuld lag ſchwer auf mir; alle Heiterkeit war aus meiner Seele verſchwunden. Kurz nachher bezogen Sie hier im Hauſe das Quartier, verſchafften mir einige Zerſtreuung, und aus dieſem Grunde ſuchte ich Ihren aufmunternden Umgang mehr, als daß ich ihn vermied. Seit einem Monat wurde der Briefwechſel mit meinem Verlobten plötzlich unterbrochen; es verbreitete ſich das Gerücht, er ſey tödtlich krank. Sie können denken, wie mich dieſe Nachricht beunruhigte; denn Sie waren ſelbſt Zeuge meines geheimen Kummers, welchen Sie mißdeuteten. Ach! den neunten Tag war er todt. Gott im Himmel! welcher Donnerſchlag für mein geängſtetes Herz war dieſe Bothſchaft! Sie kam gerade zu einer Zeit, wo ich von den Folgen meines Leichtſinns die ſchauervolle Entdeckung gemacht hatte, die mich in Verzweiflung ſetzt.

Er. Ach Luiſe! — —

Dieſes Bruchſtück der geheimen Unterredung, zwiſchen den Hauptintereſſenten der Geſchichte, hat für die letztere zuverläßig denſelben Werth, als ein ausgegrabner Säulenknauf, für die Rudera eines antiken Gebäudes. Der kunſtverſtändige Architekt weis daraus das Ideal des Ganzen, das Zuſammenverhältniß aller Theile, und die Eurithmie des Gebäudes ohne Schwürigkeit zu finden: und eben ſo iſt nun hoffentlich der werthe Leſer über den Zuſammenhang dieſer Geſchichte ſattſam beklügt. Zugleich ergiebt ſich noch zur Zugabe eine gute Lehre für die Lebenspraktik hieraus, was es nämlich um eine herzige Explikation zu rechter Zeit, für eine herrliche Sache ſey. Das Seufzen, Girren und Wimmern ſo manches zärtlichen Paares, das ſich durch die Eingeweide unſrer voluminöſen Romane zum herzlichen Ueberdruß der Leſer wie der Bandwurm fortzuſchlingen pflegt, kömmt bloß daher, weil das leidige Völkchen der Liebenden ſich nicht zu erpliziren weis.

Ein Paar Mondenwechſel ſpäter würde der wechſelſeitige Herzensaufſchluß der beyden Freundinnen, welcher das Band der Vertraulichkeit unter ihnen nur feſter verknüpfte, für die bedauernswerthe **Luiſe** von keinem Nutzen geweſen ſeyn: aber weil ſie den rechten Zeitpunkt nützte, ſich zu erklären, wurde das Wrack der weiblichen Ehre und Zucht noch mit ziemlichen Glück in den Eheſtandshaven eingelootſet, und wenigſtens die Ladung gerettet. Die theilnehmende **Bellona** entſchloß ſich, ihrer unglücklichen Freundin getreuen Beyſtand zu leiſten, um ſie aus ihrer Verlegenheit zu ziehen. Der Plan wurde ausgeſponnen, die Illuſion der bisherigen Intrike fortzuſetzen, um **Luiſens** vernürnbergte Tugend unter dem Mantel der Liebe zu verſtecken, der zur Ehrendecke eben noch nothdürftig hinreichte.

Hauptmann **Strume** hatte nun ſeine Perſon geſpielt, wünſchte mit Ehren von dem Schauplatz abzutreten, und ſich in ſeinem natürlichen Charakter als Frauenzimmer zu zeigen; dieſer war ihm aber fremder, als der angenommene. **Luiſe** mußte ihn anlehren, ſich mit Anſtand darein zu verſetzen; Sie kleidete, ſchnürte, putzte und koeſſirte ihn ſo niedlich, daß er ſich mit Vergnügen in ein liebenswürdiges Mädchen verwandelt ſah. Das geſchahe freylich nur in der traulichen Loge der Verſchwiegenheit, unter vier Augen, bey feſt verwahrten Thüren.

In dieſem geheimen Konklave kamen noch andere wichtige Artikel in Deliberation, beyde Vertrauten verhielten einander nicht die Revolution, die der Lyoner Beſuch in ihrem Herzen bewirkt hatte. Bey dem offenherzigen Geſtändniß ihrer Empfindungen ergab ſichs, daß ſie unter die beyden Reiſegefährten ganz friedlich und ſchiedlich ſich getheilet hatten; Luiſens Freundin empfand für den Bruder derſelben, und ſie ſelbſt für deſſen Freund etwas, das beyde gegen einander bey ihrem Minneſpiel nie empfunden hatten, und Luiſe, die bereits in dem Gefühl der Zärtlichkeit eine kleine Erfahrung beſaß, belehrte ihre noch unkundige Eleve, daß dieſe Empfindung Liebe ſey.

Dieſe Umſtände ominirten für die Strumiſche Ehe keine lange Dauer. So ſehr der ausgeſöhnte Schwiegervater den werthen Eidam hofirte, den er wie ſeinen leiblichen Sohn liebte: ſo wenig wollte ſich dieſer bequemen, in die Sphäre ſeines häuslichen Glücks ſich einzuſchließen. Sein Sinn ſtund in die weite Welt, wie er vorgab.

gab. Er brachte einen reichen Vetter in Surinam aufs Tapet, den er zu beerben Luſt bezeigte. Sobald von einer Erbſchaft die Rede war, mißbilligte zwar Vater **Gisbert** im Grunde das gute Vorhaben einer Spekulationsreiſe eben nicht; nur wünſchte er vorher noch eine in aller Form rechtsbeſtändige Deszendenz von dem geliebten Eidam; denn der kleine Enkel, ſo ein lieber Knabe er war, hatte nicht das Glück, ſeine Approbation zu erhalten. Er ſahe ihn immer für einen halben Baſtard an, und harrete mit Sehnſucht auf einen unbezweifelten Porphyrogennaten. Es wunderte ihn, daß das junge Ehepaar mit dieſer Hoffnung ſo lange zögerte, und wünſchte im Geheim oftmals, daß ſeine Tochter die Bedenkzeit, welche ſie ſich zur zweyten Niederkunft nahm, lieber beym erſten Kindbett genommen hätte.

Allein im geheimen Divan des Ehebetts war es anders beſchloſſen; der großväterliche Wunſch gehörte unter die pia deſideria, und überdies war, ungeachtet des guten Vernehmens des jungen Paars, dem zärtlichen Ehgemahl der Tod geſchworen. Er verſchwand ganz unvermuthet, wie ein ſchön Schattenſpiel an der Wand, und kam nicht wieder zum Vorſchein. Anfangs hieß es, der Kapitän ſey in Familienangelegenheiten in ſeine Heimath gereiſet, nachher ſagte man, der leichte Schmetterling ſey, nach der Sättigung aus dem Blumenkelch der Liebe davon geflattert, um in fremden Fluren neue Nahrung zu ſuchen; einige wollten wiſſen, die Langeweile habe ihn gedrückt, darum ſey er aus Neigung für ſein Metier, nach Pohlen gezogen, und habe unter den Konföderirten Dienſte genommen.

Endlich langten Briefe an, welche alle Klügeleyen der politiſchen Stockfiſchgilde in der Munizipalſtadt Fürth widerlegten. Sie waren datirt aus dem Texel, am Bord des Schiffes der Vigilantia, welches mit erſtem günſtigen Winde nach Weſtindien unter Segel zu gehen, im Begriff war, und enthielten ein Lebewohl für **Luiſen**, und einige beträchtliche Wechſel auf Herrn **Peter Gisbert** geſtellt, welche derſelbe zu honoriren, freundlich erſucht wurde. Papa ſchüttelte ein wenig den Kopf, über die ſtarken Rimeſſen, die der gierige Indienfahrer, auf die windige Hoffnung einer zweyten Erbſchaft kommandirt hatte, leiſtete gute Zahlung, und ſchloß den unruhigen Irrläufer, der ſeiner Meynung nach, Queckſilber in den Adern hatte, in ſein häusliches Abendgebet. Die Vorbitte für den Reiſenden wurde aber gar bald unnöthig befunden und eingeſtellt. Nach Verlauf von wenig Wochen kam die betrübte Hiobspoſt, daß das Schiff Vigilantia an der engliſchen Küſte geſcheitert, und mit Mann und Maus geſunken ſey. Dieſe böſe Zeitung wurde in allen öffentlichen

chen Blättern beſtätigt, und ſelbſt der infallible Erlanger, der auf ſeiner feſten Erdſcholle ſich um Seeſchaden ſonſt wenig kümmert, bekräftigte dieſen Unglücksfall, und berechnete den Verluſt der Aſſekuranten.

Mit dem Schiffbruch hatte es ſeine gute Richtigkeit; nur begab ſich derſelbe früher, als ſich der, von der Gisbertſchen Hausandacht dem Himmel anbefohlne Pflegling, auf der Vigilantia eingeſchifft hatte. Er befand ſich geſund und wohlbehalten zu Amſterdam, und wählte mit gutem Vorbedacht zu der vorgeſpiegelten Seereiſe das erſte beſte Schiff, von dem die Nachricht einlief, daß es verunglückt ſey, datirte die Nachricht von ſeinem Embarkement gar weislich zurück, ließ die Briefe ſchnell ablaufen, und verließ ſich darauf, daß die deutſchen Zeitungen das übrige treulich beſorgen würden. Zu allem Ueberfluß ließ er noch durch die Hand des Kaufmanns, an den ſeine Wechſel aſſigniret waren, eine ſchriftliche Beglaubigung, daß ihn der Ozean verſchlungen habe, an die Behörde gelangen. Nachdem er ſolchergeſtalt ſeine bisherige Exiſtenz ganz vernichtet hatte, ſchlüpfte er raſch in die Wohnung der Mamſell la Valette, einer franzöſiſchen Modehändlerin, und ließ ſich von ihr zum Frauenzimmer umgeſtalten.

Zur allgemeinen Verwunderung des ganzen väterlichen Hauſes, empfieng Luiſe die Trauerpoſt von dem Raube, welchen der Tod an dem geliebten Ehkonſorten begangen hatte, mit großer Standhaftigkeit und Reſignation. Sein Verluſt koſtete ihr weniger Thränen, als das ſcheinbare Verlangen, mit ihm verbunden zu werden. Deſto ſorgfältiger beobachtete ſie die ſymboliſche Trauer: ihr Zimmer war ſchwarz ausgeſchlagen, die Spiegel behangen; ſie ſelbſt, in Boy und Flor verhüllt, nahm die Kondolenzbeſuche mit all dem ſteifen Gepränge einer Primadonna ihrer Vaterſtadt an, und betrauerte den verlohrnen Gatten ſo tief, als wenn er ein Grand von Spanien geweſen wär. Das einzige, was ſie in der That betrübte, war, daß Papa ſo aufrichtig an ihrem Verluſte Antheil nahm und ſich herzlich darüber grämte, daß er den liebgewonnenen Eidam ſobald wieder eingebüßt hatte. Sie unterließ nicht, ihm Troſt einzuſprechen; er bewunderte den Heroismus ſeiner Tochter, welchen er, wie billig, einer höhern Macht zuſchrieb, und tröſtete ſich endlich damit, daß noch glücklicher Weiſe für den kleinen Enkel, der gröſte Theil des väterlichen Nachlaſſes aus dem Schiffbruch war gerettet worden, und ſich in guten Händen befand.

Der jungen Wittwe war nichts angelegentlicher, als ihren Verluſt nach Lyon zu notifiziren, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie die Antwort nicht verbat. Dieſe kam, ſo wie ſie erwartet wurde, der theilnehmende Bruder bedauerte den erlittenen Verluſt, und ſprach als Kaufmann von Erſatz, präludirte von weitem das Thema, das er auszuführen gedachte; doch ohne den Grundakkord volltönig anzuſchlagen, für welchen er eine günſtigere Stimmung des Herzens ſeiner Schweſter abzuwarten nöthig erachtete. Sie bemerkte daraus doch ſo viel, daß ſie wohl dürfte in den Fall kommen, ihren Wittwenſtuhl zu verrücken.

Mit dieſem figürlichen Stuhle hat es eine eigne Bewandniß; bisweilen ſteht er ſo veſt und unbeweglich, an die Erde gleichſam angepflöckt, wie der heilige Stuhl zu Rom, der außer der bekannten Wanderung nach Avignon, ſeit vielen Jahrhunderten nicht aus der Stelle iſt verrückt worden; zuweilen iſt er ſo beweglich und verrückbar, als ein mechaniſcher Drehſtuhl der auf Rädern ſtehet. Die letztere Eigenſchaft kommt ihm zu, wenn die Innhaberin davon die drey lobenswerthen Requiſita hat, die dem andern Geſchlechte überhaupt ſo wohl anſtehen, Jugend, Schönheit und Reichthum. Kommt hierzu noch die vierte Eigenſchaft der Kinderloſigkeit: ſo pflegt ſich gewöhnlich eine ganze Freyerkohorte vor den Wittwenſtuhl zu ſpannen, wie die Trojaniſche Jugend vor das hölzerne Pferd, um ihn an den Seilen der Liebe fortzurücken. Iſt dagegen die Beſitzerin davon eine zahnloſe Matrone, undotirt an Mitteln, und dagegen mit Nachkommenſchaft reichlich geſegnet: ſo ſteht ihr Stuhl ſo unbeweglich, wie der Dreyfuß der Pythia. Keins von den erſten drey Talenten fehlte der jungen Wittwe, darum hatte der Lyoner Freund, ihr bey den gemachten Beſuch ſo tief in die Augen geſehen, daß ihr Bild von dieſer Zeit an, ihn allenthalben umſchwebte. Weil er aber auf die außerordentliche Gefälligkeit nicht rechnen konnte, daß ihm der poſſeßionirte Ehegeſpan gerade zu gelegener Zeit Platz machen, und ſich aus der Welt ſchleichen würde: ſo konſervirte er **Luiſens** Andenken, und das Bild von ihr in ſeiner Seele, wie ein ſchönes Miniaturgemälde, welches das Auge entzückt, wenn man es betrachtet, ohne daß eben das Verlangen entſteht, auch zu der Kopie das Original zu beſitzen.

Freund **Bertrand** hatte der letztern Hoffnung ſich gänzlich entſchlagen, und nach der Zurückkehr aus Deutſchland, ließ er ſeine erſte Sorge ſeyn, eine artige Landsmännin ausfündig zu machen, der er ſein Herz anbieten könnte. Allein die Wahl hielt ſchwer: er hatte ſich einmal zur Regel gemacht, alle Eigenſchaften ſeiner zukünftigen Ehegenoßin nach Nürnberger Maaß und Elle auszumeſſen, und da ergab ſich immer eine merkliche

Diſſe-

Differenz, in Anſehung der Lyoner Schönen, wobey er nie ſeine Rechnung fand. Er wählte und wählte, und war noch zu keinem Entſchluß gekommen, da die Notifikation, von der in Fürth erledigten Ehepfründe, einlief. In dem Augenblick wars beſchloſſen, ſich unter der Vorwendung ſeines Freundes darum zu bewerben. Der Sache ſtund nichts entgegen, als das Trauerjahr, und da dieſes mit dreyhundert und fünf und ſechzig Tagen ablief, als ein gemeines bürgerliches Jahr: ſo befand ſichs nach Vollendung deſſelben, daß die junge Wittwe, von dem traurigen Solitär des Wittwenſtuhls, ſich unter den geſelligen Thronhimmel des Ehebettes, in Sieur **Bertrands** Arme verfügt hatte.

Als er die Braut im Triumph heimführte, und mit ihr den Weg über Straßburg nahm, hatte Luiſe das Vergnügen, in dieſer halbgalliſchen, halbdeutſchen Zwitterſtadt, durch den glücklichſten Zufall von der Welt, eine Freundin anzutreffen, die ſie über alles liebte, und deren Bekanntſchaft ſie vor einigen Jahren, wie ſie ſagte, in Nürnberg gemacht hatte: die beyden Freundinnen trafen in der franzöſiſchen Komödie zuſammen. Madam **Bertrand** unterließ nicht, die angenehme Entdeckung ihrem Manne mitzutheilen, und ihm die ſchöne Straßburgerin vorzuſtellen, der entweder aus Gefälligkeit gegen ſeine Neuvermählte, oder weil er ſie in der That liebenswürdig fand, alle Gerechtigkeit ihr wiederfahren ließ. Da ſein Weibchen unter vier Augen ihre Lobrednerin machte, erwiederte er auf eine verbindliche Art, wie es einem jungen Ehemann zuſtehet, man müſſe **Luiſen** geſehen haben, um nicht von den ſittſamen Reizen ihrer Freundin gefeſſelt zu werden.

Der Aufenthalt in Straßburg dauerte länger, als verabredet war. Es koſtete der jungen Frau viel Mühe, ſich von ihrer artigen Bekanntſchaft zu trennen, man verſprach einen Briefwechſel zu unterhalten; die ſchöne Straßburgerin wurde zu einem Beſuche nach Lyon eingeladen, und gab immer Stoff zur angenehmen Unterhaltung des neuen Ehepaares. Bey der Ankunft in Lyon war Bruder **Gisbert** der dritte Mann in dem kleinen Zirkel der häuslichen Converſation. Seine Schweſter ſprach ſo oft mit Entzücken von ihrer ſchönen Freundin, und der harmoniſche Ehefreund, ganz das natürliche Echo ſeiner unumſchränkten Gebieterin, wiederholte und beſtätigte jedes Wort aus ihrem Munde mit ſolcher Zuverläſſigkeit, als wenn er einen Zeugeneid darüber ablegen ſollte, daß der junge Mann, der ſein Herz in den verführeriſchen Regionen der Liebe, als ein unverpfändetes Eigenthum zu erhalten gewußt hatte, dadurch aufmerkſam gemacht wurde.

Es iſt immer ein gutes Zeichen, wenn eine unter die Haube gebrachte Eheſtandskompetentin den Beruf fühlet, wieder andere Ehen zu ſtiften, das beweißt, daß ſie ſelbſt ein glücklich Loos gezogen hat, wiewohl jene noble Paßion in unſern Tagen immer ſeltener zu werden beginnt. Aus dieſen, oder vielleicht auch aus andern Bewegsgründen, wünſchte Luiſe ihren Bruder mit der ſchönen Straßburgerin zu paaren; ſie unterließ nicht ihm ihre gute Abſicht zu eröffnen, er nahm die Propoſition in Ueberlegung und hoffte, auf den verſprochenen Beſuch in Lyon, um die ſo fein kolorirte Schilderung derſelben mit dem Urbilde zu vergleichen. Allein Fürther Briefe riefen ihn nach Hauſe, ehe ſein Wunſch erfüllt wurde. Der Vater bedurfte ſeines Beyſtandes in der Handlung, und ſehnte ſich, eins von ſeinen Kindern um ſich zu haben, denn der kleine Enkel machte ihm mit ſeinem Geſchrey nur Ueberlaſt. Luiſe ſpedirte ihren Bruder über Straßburg nach Hauſe, und gab ihm an ihre Freundin ſo viel Beſtellungen, daß, wenn ihn nicht aus eignem Antrieb ihre Bekanntſchaft zu machen gelüſtet hätte, ihn doch die Beſorgung dieſer Aufträge zu ihr würden geführet haben.

Nach einiger Zeit erhielt Madam **Bertrand** von Haus aus, durch ihren Bruder ſub roſa die Nachricht, daß die ſchöne Straßburgerin eine Eroberung an ihm gemacht habe. Nachdem der Vater ihm die Handlung übergeben und ſich in Ruhe geſetzt hatte, ſpannte die ſchönre und noch unverſorgte Hälfte ſeiner Vaterſtadt Wimpel und Segel auf, die gute Beute zu erhaſchen. Herr **Gisbert** Junior war unſtreitig in Fürth unter Chriſten und Juden, die anſehnlichſte Parthie. Seine Rückkehr aus Frankreich machte daher gewiſſermaßen Epoke. Der Luxus der Töchter ſtieg ſo merklich, daß die ökonomiſchen Väter beynahe die nämliche Litaney anſtimmten, welche die Hausväter itzt über die koſtſpieligen Revolutionen des Modejournals erheben. Mitten unter dieſen Zurüſtungen verſchwand der unſchuldige Urheber deſſelben, und bald nachher wehete ein konträrer Wind das Gerücht herbey: der Vogel ſey ſeinen Landsmännin aus dem Garne gegangen. Der Erfolg beſtätigte dieſe Sage: eines Tages ließ Herr **Gisbert** ſeinen Gefreundten und Bekannten vermelden, daß er geſtern Abend nebſt ſeiner Braut glücklich von Straßburg arrivirt ſey.

So geſchäftig die Forſchbegierde war, und ſo viel Fragens es in der Stadt gab, wer die Unbekannte ſey, die von allen einheimiſchen Prätendentinnen den Preiß errungen habe; ob ſie deutſcher, oder franzöſiſcher Abkunft ſey? ob ſie jung, ſchön, ſchlank oder wohlbeleibt? ob ſie blond oder eine Brünette; desgleichen ob die Heurath ein Produkt der Liebe, oder eine Finanzoperation ſey? So wenig läßt ſich vermuthen, daß die Leſer über dieſen Punkt gleiche Nachfrage halten und Auskunft darüber begehren werden. Ihnen kann die Sache kein Geheimniß ſeyn: ſie haben ohne Zweifel längſt errathen, daß die ſchöne Straßburgerin eben die reizende Amazone ſey, die bereits die Ehre hat, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Sobald ſie in dem Hauſe der la Valette die Kleidung ihres Geſchlechts angelegt hatte, begab ſie ſich, ihrem Plan zu Folge, nach Straßburg, zu einer gewiſſen Madam **Wandelſtern**, welche junge Frauenzimmer in Penſion nahm, und ihre guten Dienſte in den Straßburger Zeitungen zu dieſer Abſicht anbot. Der neuen Koſtgängerin war dieſe Ankündigung zufälligerweiſe in die Hände gefallen, und hatte ihr Gelegenheit gegeben, bereits von Fürth aus, das nöthige mit der Unternehmerin zu verabreden; daher fand ſie bey ihrer Ankunft alles für ſie in Bereitſchaft.

Madam **Wandelſtern** war eine wackere verſtändige Frau, die im beſten Rufe ſtand, viel Anſtelligkeit und weibliche Kunſtfertigkeiten beſaß, deren ſich die gelehrige Eleve überaus wohl zu Nutzen zu machen wußte. Durch nähern Umgang wuchs das wechſelſeitige Zutrauen; die zurückhaltende Koſtgängerin wurde offener, und entdeckte ihrer guten Pflegemutter einen Theil ihrer Geſchichte,

ſchichte, und weil es ihr bey der nunmehrigen neuen Exiſtenz an Namen, Herkunft und Verwandtſchaft gebrach: ſo verſorgte ſie die freygebige Matrone mit dieſen Bedürfniſſen reichlich, nahm ſie zu ihrer Nichte an, und nennte ſie **Heloiſe Wandelſtern.** Unter dieſem angenommenen Namen lebte ſie zwey Jahr in Straßburg auf einen ſehr anſtändigen Fuß, unterhielt mit **Luiſen** einen ununterbrochnen Briefwechſel, und endlich glückte es dieſer dankbaren Freundin, um die ſich die neue **Heloiſe**, wiewohl unter einer andern Geſtalt, ein gröſſeres Verdienſt erworben hatte, als die heiligen vierzehn Nothhelfer um irgend einen Sterblichen von ihren Pfleglingen, das Negoz für ſie zu Stande zu bringen, das ſo ſehr mit den Wünſchen ihres Herzens übereintraf. Ob ihr gleich aus **Luiſens** Briefen bekannt war, daß ihr Bräutigam, bey Uebernahme der Handlung, im Hauſe ſowohl, als im Kontor, eine große Reform vorgenommen hatte, und nur noch der alte Buchhalter, als ein Inventarien von den ehemaligen Hausgenoſſen übrig war; auch weder Schwager **Bertrand**, noch ihr eigner Herzgeſpan die mindeſte Ahndung davon zu haben ſchienen, daß ſie die ſchöne Straßburgerin ſchon irgendwo geſehen hätten: ſo machte ſie doch mit großer Beklommenheit den Eintritt wieder in das Haus, in welchem ſie beſſern Beſcheid wußte, als der Beſitzer deſſelben, der gleichwohl darinne gebohren war. Der

Schwiegerpapa empfieng die zukünftige Schnur mit herzigem Wohlwollen und Freudenthränen in den Augen, als die erwünſchte Pflegerin ſeines Alters. Dieſer Kontraſt, zwiſchen der erſten und der gegenwärtigen Aufnahme in die Familie, da ſie zum zweytenmal hineinheurathete, brachte ſie beynahe aus aller Faſſung, ob ſie gleich auf dieſe Scene vorbereitet war; und da Vater **Gisbert** ihr den kleinen verwaißten Enkel zuführte, und ihrer Vorſorge empfahl, auch dabey des ſelgen Kapitäns gar oft wehmüthig erwähnte, fühlte ſie, daß ihr die Wangen glüheten. Glücklicherweiſe geſchahe der Empfang im Zwielichten, als ſich eben Tag und Nacht ſcheidete; daher bedeckte der Schleyer der Dämmerung dieſes verrätheriſchen Erröthen, ohne daß es ein ſpähendes Auge bemerkte.

Bey dem hochzeitlichen Gepränge wurde das ganze Regulativ der **Strum'ſchen** Verbindung beobachtet. Die Trauung geſchahe vor dem nämlichen Altar; das Brautpaar wurde von dem nämlichen Prediger eingeſegnet, und der nämliche Gelegenheitsdichter ließ ſeine bezahlte Vene wieder ausſtröhmen und überſchüttete die Neuvermählten mit eben dem Platzregen froher Wünſche und Ahndungen, welche auch alle, wie vormals, nur nach richtigerm Zeitmaaße, in glückliche Erfüllung giengen. Selbſt das Hochzeitbett war daſſelbe, und befand ſich noch auf eben der Stelle, wo die jungfräuliche Braut ihr erſtes Beylager celebrirt hatte.

Bisher nahm alles ſeinen Gang, nach der im Hauſe eingeführten Obſervanz; allein obgleich der verſchwiegene Hymenäus von dem weitern Erfolg keine Sylbe verrathen hat: ſo laſſen doch alle Umſtände vermuthen, daß er ſeiner Funktion, bey der zweyten Vermählung, traulicher vorgeſtanden habe, als bey der erſten. Denn wenn der Strohkranzredner den Einfall gehabt hätte, die Gisbertſche Heloiſe, als ſie am folgenden Morgen mit verſchämter Anmuth zum Vorſchein kam, mit der Abälard'ſchen in Vergleichung zu ſtellen: ſo würde ihm das tertium comparationis nicht gefehlet haben.

Madam **Gisbert** machte nach den Geſetzen des Wohlſtandes, da das hochzeitliche Geräuſch vorüber war, bald die gewöhnliche Ronde von Viſiten durch die ganze Stadt, ließ ſich, als wildfremde in den Häuſern und Familien introduziren, mit welchen ſie ſchon ehemals traulichen Umgang gepflogen hatte, und wunderte ſich ungemein, daß ſie, unter ihrer wahren Geſtalt, bey ihrem Geſchlecht durchaus eine ungleich kältere und ſteifere Aufnahme fand, als vor dem unter der entlehnten. Dafür wurde ſie von Seiten des männlichen Geſchlechts, durch den wärmſten Eifer, ihren Reizen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und bey jeder Gelegenheit ihr was verbindliches zu ſagen, reichlich entſchädiget. Sie lebte mitten in der Stadt ihres vormaligen Aufenthalts, obgleich damals, eben ſo wie jetzt, aller Augen auf ſie gerichtet waren, unerkannt, und mit dieſer Sicherheit wuchs ihre Gemüthsruhe. Demungeachtet iſt es wohl möglich, daß mehrere ſpekulative Köpfe, eben ſo über die Phyſiognomie der Madam **Gisbert** urtheilten und klügelten, als der ſtille Beobachter im Hauſe, der alte Buchhalter, der mächtig windſchief über ſeine neue Prinzipalin philoſophierte. Sein ganz unbefangener Scharfblick, der weder durch Liebe, wie der junge Ehemann, noch durch Neid und Eiferſucht, wie das weibliche Publikum in Fürth; noch durch den Eindruck der Annehmlichkeiten der Geſtalt irre gemacht wurde, wie die jungen Herren, entdeckte zu ſeiner großen Verwunderung, gleich in den erſten Tagen, nach Ankunft der ſchönen Straßburgerin, eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen ihr und dem ſelgen Kapitän, doch ohne nur von weitem ſich eine Möglichkeit zu denken, daß beyde in einer und der nämlichen Perſon exiſtiren könnten. Wenn er auch wirklich auf dieſe ſonderbare Hypotheſe geſtoßen wär, ſo hätten ſie doch ſichtbare Gegenbeweiſe widerlegen müſſen. Es war ja noch ein lebendiger Zeuge von der aktiven Fruchtbarkeit des Kapitains im Hauſe vorhanden, und bey der ſchönen **Heloiſe** arrondirten ſich in der Folge die Anzeigen von ihrer paßiven Fruchtbarkeit mehr und mehr; dieſes brachte den Philoſophen auf eine ſonderbare Theorie, von einer gewiſſen Prädeſtination ähnlicher Phyſiognomien, die in einer Familie durch Heurathen zuſammentreffen müßten. Er verfiel auf die Grille, daß die Ehen in dem Rade des Schickſals, nach gewiſſen ähnlichen Formen aßortiret wären, und weil es Theorienſchmidten nie an Belegen fehlt, ſo fand er eine Menge frappanter Aehnlichkeiten zwiſchen angeheuratheten Schwägern und Schwägerinnen, obgleich in aller übrigen Menſchen Augen beyde einander ſo wenig glichen, als ein Nußknacker der darnebenſtehenden Wachspuppe auf einer Drechslerbude.

Heloiſe, die von dieſem Irrwahne, wozu ſie die Veranlaſſung gegeben hatte, nie ein Wort erfuhr, prieß ſich glücklich, bey dem Looſe, das ſie gezogen hatte. Daß ihre Ehe zu der kleinen Zahl der wohlgelungenen gehört, ſtehet daraus zu beweiſen, weil ſie bis zur Silberhochzeit nur zweymal Thränen vergoſſen hat, einmal bey der Baare des gedoppelten Schwiegervaters, das zweytemal bey dem frühen Ableben ihres untergeſchobenen Deszendenten, der an den Blattern ſtarb, und mit welchem der **Strum'ſche** Name begraben wurde.

Luiſe that, wie billig, zum Vortheil ihrer Schwägerin, Verzicht auf die ihr ſcheinbar angeſtorbene Erbſchaft erſter Ehe, und ſo kam endlich alles wieder ins Gleiche, was ein unbewachter Augenblick eines ſonſt tugendſamen Mädchens verrückt und verſchoben hatte.

II.

Wenn der Erbtruchſes von Waldburg bey guter Laune war, pflegte er bey Tafel, zur Unterhaltung ſeiner Gäſte und Tiſchfreunde, mit der Tockayerflaſche zugleich den reichen Anekdotenſchatz zu entſiegeln, den er beſaß, und gab zuweilen ein Fragment ſeiner Jugendgeſchichte zum Beſten, das, wie Doktor **Luthers** Tiſchreden, den Stempel der Freymüthigkeit, Wahrheit und Offenherzigkeit trug. Seine Suada hatte die Eigenſchaften ſeines Weins; ſie wärmte, ſtärkte und heiterte auf: aber ſie ſprudelte keine poßigen Abentheuer aus, wie die wildgährende Münchhauſiſche Moſtflaſche. Eine ſeiner Anekdoten aus den Lehrjahren der Liebe, mit Tockayer verſetzt, gieng den Gäſten, wie ſich Referent erinnert, immer gar glatt ein. Er getrauet ſich aber nicht zu entſcheiden, ob der Wein oder der Innhalt ſie für die Zuhörer anziehend machte. Hiervon belehrt zu werden, lüſtet ihn, hier einen Verſuch zu machen, wie ſie ſich ausnimmt, wenn ſie ohne dieſes Vehikel ſervirt wird.

Graf **Max** beſuchte, nach Vollendung der gewöhnlichen ausländiſchen Reiſen, die unſre jungen Herren vom Stande zu machen pflegen, um ſich mehr oder minder zu exoteriſiren, die deutſchen Höfe, und begab ſich darauf nach Wien, daſelbſt um ein Engagement oder ein Ehrenzeichen ſich zu bewerben, welches er in der Folge auch erhielt. Seine Abſicht erforderte, ſich auf gewiſſe Art zu produziren, und da in der großen Welt hierzu kein leichter Mittel iſt, als ſich in einen goldnen Rahmen einfaſſen zu laſſen, wenn die Renten es zulaſſen, den Aufwand zu beſtreiten, welches bey ihm der Fall war: ſo glänzte der neue Ankömmling in der prunkvollen Kaiſerſtadt wie ein Kolibri. Er beſaß das Erbguth der Glückskinder! etwas Stolz und Eitelkeit, und weil ihn ſeine Geſtalt ſchmeichelte, ſo veradoniſirte er ſich durch die konvenzionellen Zuſätze ſeines Zeitgeſchmacks, in Abſicht der modiſchen Erfindungen, aufs beſte.

Bey dem allen war er von Seiten des Herzens nicht verwahrloſer, auch hatte er ſeine Sitten und Geſundheit unverdorben ins Vaterland zurückgebracht, ob er ſich gleich der pädagogiſchen Geleitſchaft eines Mentors frühzeitig entlediget hatte. Es gelang ihm, unter Begünſtigung ſeines Namens, und des glänzenden Aufwandes, den er machte, in Wien bald in den Zirkel der großen Welt eingeführt zu werden; viel junge Herren bewarben ſich um ſeine Freundſchaft, und die Damen ſchienen ihm nicht abhold zu ſeyn. In den Aſſambleen negozíirten ſie unter der Hand ihn an ihren Spieltiſch zu ziehen, und bey den Hausbällen war er immer auf ein halb Dutzend Tänze zum voraus engagirt.

Bey dem Taumel von Vergnügen, worinnen er lebte und webte, hatte er nicht Zeit, an eine ſolide Leidenſchaft zu gedenken, oder ſie konnte vielmehr in dieſer Ebbe und Fluth von Zerſtreuungen nicht aufkeimen und Wurzel ſchlagen. Er gehörte, was dieſen Punkt betraf, ohnehin zu der Klaſſe der Ueberhäuptler; es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit mehr bey dem ſchönen Geſchlecht überhaupt wohl akkredidirt und gleichſam das Centrum zu ſeyn, auf welches von allen Seiten her kleine Gunſtbezeugungen zuſtrömten, als an dem Siegswagen einer ſtolzen Liebesgöttin ſich anſchmieden zu laſſen und ihre Feſſeln zu tragen. Seine

Stim⸗

Stunde war noch nicht gekommen, und er befand ſich bey der Freyheit ſeines Herzens ſo wohl, daß er wünſchte, ſie noch lange nicht zu verliehren.

So viel Kapellen und Altäre ehemals das religiöſe Wien allen Heiligen im Kalender geweihet hatte, auf eben ſo vielen loderten, in dem buhleriſchen Wien, die Flammen ungeweihter Liebe; aber das ſittſamere Geſchlecht aus der illüſtern Sippſchaft, die ſich durch die Vorrechte der Geburt oder des Glücks auszeichnet, opferte darauf ungleich ſparſamer, als es die Huldgöttinnen in dem koketten Paris zu thun pflegen. Da die reinere Luſt der obern Regionen, welche der Graf einathmete, das Meteor romantiſcher Liebe nicht begünſtigte, und er zu ſtolz war, zu den gefälligern Najaden der Donau ſich herabzulaſſen: ſo war die Minnerubrik die einzige, welche in der Matrikel ſeiner Galanterie fehlte. Der ſchalkhafte Bogenſchütze lauerte indeſſen im Verborgenen, dieſen hartnäckigen Stoiziſmus, eines Inſurgenten, der ihm nicht huldigen wollte, zum Wurfziel ſeiner unwiderſtehbaren Pfeile zu machen; oder nach einem modernen Ideal, ihm eine Grenade ins Herz zu ſpielen, nachdem ein Augsburger Grabſtichel den Amor mit einer Bärenmütze beſchenkt, und ihn zum franzöſiſchen Grenadier umgeſtaltet hat.

Eines Abends, als der Graf aus der Oper kam und in den Wagen ſteigen wollte, überreichte ihm ein unbekannter Bediente ein Billet von ſeiner Herrſchaft, und wurde augenblicklich in dem Volksgedränge unſichtbar. Der Graf meynte, es ſey eine Einladung zu irgend einer Fete auf den folgenden Tag. In dieſer Erwartung öffnete er das Siegel, ſobald er ins Zimmer trat, um mit dem Kammerdiener den morgenden Anzug, nach Maasgabe des Innhalts, zu reguliren; dieſer aber erforderte ganz andre Konſultationen. Das Duodezbriefchen enthielt keine Einladung zu einem Gaſtmahl, ſondern eine Gewiſſensfrage an ihn mit dieſen Worten:

„Sie haben Augen und ſehen nicht; Sie haben ein Herz und fühlen nicht, was man für Sie empfindet, Herr Graf. Vielleicht iſt beydes nicht Ihre Schuld: der Wohlſtand unterſagt es dem ſittſamern Geſchlecht, gewiſſe Geſinnungen deutlich zu offenbaren. Ein überwiegendes Gefühl des Herzens mag nun bey Ihnen den Schritt entſchuldigen oder verdammen, den ſich meine Freymüthigkeit erlaubt: gnug, Sie ſind von einem Etwas unterrichtet, das Ihnen vorher unbekannt war, und meiner Seits ſind alle Maasregeln getroffen, um mir eine Schaamröthe über dieſes zuvorkommende Geſtändniß zu erſparen. Ihnen kömmt es zu, zu entſcheiden, ob Sie das von Gebrauch machen wollen oder nicht. Im erſtern Fall fragen Sie Ihr Herz, ob es noch frey und ungebunden ſey. Dieſes zu unterſuchen wird Ihnen drey Tage Bedenkzeit gegeben, nach deren Verlauf der Ueberbringer anfragen ſoll, ob Sie für ihn etwas abzugeben haben. Auf jeden Fall verſieht man ſich zu Ihnen, was man von Ihnen erwarten kann: Diſkretion!“

Dieſe Depeſche aus dem Gebiete der Liebe, das der Graf noch mit keinem Fuße betreten hatte, that auf ihn eine Wirkung, die einer Mesmer'ſchen Operation mit dem thieriſchen Magnetiſmus glich: er wurde darüber ganz verzückt, und wußte nicht wie ihm geſchahe. In ſeiner Seele erwachten unbekannte Gefühle: in den reichen Vorrath des todten Zunders ſchlafender Begierden war ein Funke gefallen, der die ganze Maſſe urplötzlich entzündete: die glühende Phantaſie begann ihre Schöpfung, welche Eitelkeit und Selbſtliebe vollendete: das Bild einer Grazie ſchwebte ihm vor, welche der jugendliche Ahnenſtolz mit Rang und Geburt reichlich ausſteuerte. Seine Selbſtheit hatte Naſe gnug, den Wohlgeruch des Opfers zu riechen, das ihm von einer Dame gebracht wurde, und ſeine Figur, von welcher er ohnehin keine geringe Meynung hegte, verdiente groſen Dank damit, daß ſie, ohne ſeinen Vorwiſſen, eine Eroberung gemacht hatte, von der er glaubte, daß ſie den Glanz, ſeine ganze Perſönlichkeit, zum Verdruß des Neides recht emporheben würde, wenn das Gerücht nicht ſäumte, dieſe Novelle gegen die vier Winde des Himmels auszupoſaunen.

Doch durch dieſen ſüßen Minnetaumel gewann er nichts als eine ſchlafloſe Nacht, die ihn um die köſtliche Ruhe brachte, die er vorher, ganz ungeſtöhrt, in ſeinem gleichmäßigen Pflanzenleben genoſſen hatte. Die Morgendämmrung hat vermöge ihrer Narkotiſchen Eigenſchaft das Gute, daß ſie jeden Rauſch der Leidenſchaften mildert, und den Umtrieb der Lebensgeiſter beſänftiget. Das kaltblütige Nachdenken, die Schweſter der Vernunft, gewann im Kopfe wieder die Oberhand über das tumultuariſche Verfahren des Herzens. Sobald die brennende Wachskerze in des Grafen Zimmer, ihren glänzenden Schein anfieng in ein halb ſichtbar Flämmlein zu ſammlen, klingelte er dem Kammerdiener, und verlangte von ihm die wohlgeruchdüftende Brieftaſche aufs Bette. Viel Lerm um nichts, dacht' er bey ſich ſelbſt, nachdem er die inſinuirte Aviſe geleſen und wieder geleſen hatte, bis er ſie aufſagen konnte, wie das Pſalterium Mariä. Alle ſchönen Ideale in ſeiner Imagination, fiengen während der oft wiederholten Lektür an allgemach zu verlöſchen. Ein ganz unwillkommner Gedanke drängte ſich ihm auf, den er nicht abwehren konnte: die ganze Sache ſey eine Attrappe irgend einer ſchäkernden Nymphe, die Spiel und Spott mit ihm treiben, und anſtatt der Göttin eine Wolke ihm wollte zu umarmen geben. Doch bald phoſphoreſcirten die ſchmeichelhaften Vorſtellungen alle wieder in vollem Lichte, und endlich wurde das Konkluſum abgefaßt, der Sache ihren Lauf zu laſſen, nicht weiter darüber zu grübeln, ſondern auf die unbekannte Flagge Jagd zu machen und zu verſuchen, obs der Mühe werth ſey, darauf zu entern; oder den Wind zu gewinnen, und ohne eine Salve zu geben, davonzuſchwimmen.

So lautete wenigſtens das Protokoll des Verſtandes, aber im Herzen waren die White-Boys der Leidenſchaften nun einmal rege worden, daher wurden die Beſchlüſſe des Kopfes wenig reſpektirt. Der Graf empfand eine geheime Unruhe, die das ganze Gleichgewicht ſeiner Seele aufhob; die drey Tage Bedenkzeit dünkten ihm drey Rechtsfriſten eines langverſchleiften Prozeſſes. Er verſuchte es auf mancherley Art, die zögernden Stunden zu beflügeln: er ließ aufſatteln und ritt in vollem Gallopp die Rennbahn auf und ab, warf ſich vom Pferde in den goldnen Phädon; der Jagdzug keuchte unter dem Peitſchenknall des nervigen Kutſchers: aber die unbehägliche Geſellſchafterin, die Langeweile, ſchwang ſich hinter ihm aufs Roß, ſtieg mit ihm in den Wagen, ſaß bey ihm an der Tafel, am Spieltiſch, in der Loge beym Schauſpiel, und theilte mit ihm ſogar das Bette. Nur verließ ſie ihn des folgenden Tages auf einige Stunden im Aſſambleeſaal beym Konzert der Gräfin von St. Julian, wo die ſchöne Welt in Korpore verſammlet war. Er hatte bey dieſer Gelegenheit nicht ermangelt, die ganze Rüſtung der Putzgöttin anzulegen und zur Schau zu tragen; er flimmerte wie ein Cucuju *) auf der Inſel St. Domingo, nahm keine Karte zum Spiel, um deſto ungeſtöhrter Beobachtungen anzuſtellen und die unbekannte Korreſpondentin, die ſeinen Augen die Sehkraft abgeſprochen hatte, vorläufig auszuwittern.

Den Damenzirkel betrachtete er diesmal aus einem ganz andern Geſichtspunkte als ſonſt. Vormals beſchäftigte ſeine Aufmerkſamkeit das Lieblingsſtudium der Höflinge, die bunte Hülſe des Gewandes. Um die Reliquie, die in das ſeidene Tuch geſchlagen war, kümmerte er ſich ſo wenig, als um eine taube Nuß. Jetzt wars ihm mehr um den Kern zu thun, als um die Schau-

---

*) Eine Art leuchtender Käfer, die dreyßigmal mehr leuchtende Materie bey ſich haben, als eins von unſern europäiſchen Johanniswürmchen.

Schaale; er prüfte den Geiſt durch die Aeußerungen der Gebehrden, ſpähete jeden Wink, jede Miene, und fand ſie alle ſo bedeutſam, daß ihm der Blick und die kleinſte Bewegung jeder Dame etwas zu ſagen ſchiene. Die junge Gräfin von Hamilton hatte Vapeurs, darum nahm ſie kein Spiel an, ſaß einſam auf einem Sopha am Orcheſter, und ſchien ihre Aufmerkſamkeit allein mit den ſchmelzenden Harmonien der Virtuoſen zu beſchäftigen. Der lauerſame Späher beobachtete die Einſame lange Zeit mit unverwandten Augen, rückte immer einen Schritt näher, bis er neben ihr zu ſtehen kam. Er bemerkte einen ſanften ſchmachtenden Blick von ihr, der ſeine Richtung nach ihm hinnahm. Das Herz fieng an hoch zu klopfen in ſeiner Bruſt; er erkannte das für ein Anzeichen von ſeinem Genius, der ihn belehrte, daß er gefunden habe, was er ſuchte. Er nutzte die erſte Pauſe durch eine angeſponnene Unterredung, mehr Aufklärung ſeiner muthmaßlichen Entdeckung zu gewinnen. Durch eine muſikaliſche Beurtheilung der angehörten Kompoſition, war der Faden des Geſprächs leicht angeknüpft; die ſchöne Gräfin machte ſchnell die Anwendung ſeiner harmoniſchen Theorie auf ſein feines Gefühl, und ſagte ihm darüber viel Schönes. Ihre Meynungen waren den ſeinigen ganz konform. Ueber ein ſchmelzendes Andante, das recht dazu gemacht war, das Herz zu ſanften Empfindungen zu ſtimmen, gabs eine gar intereſſante Abhandlung, und der Graf wurde völlig überzeugt, daß er ſeine Korreſpondentin entdeckt habe. Sie beſaß ſo viel Reize, daß er mit Entzücken von ihr ſchied, und ſeine Eitelkeit nicht wenig geſchmeichelt fand, eine ſo ſchöne Eroberung gemacht zu haben.

Er brannte vor Verlangen, ſie von dem Scharfblick ſeiner Augen zu überzeugen, und wünſchte nur auf die Erſcheinung des zögernden Merkurs, um ihn mit der Kapitulation ſeiner bis auf dieſen Tag behaupteten Freyheit zu beladen, und ihr ſein Herz zu Füßen zu legen. Der Entwurf dieſer Deklaration beſchäftigte ihn die übrige Zeit; er raſpelte und feilte noch daran, da die Aſſamblee geendigt war, und man auseinander gieng. Indem er im Begriff war, ſich wegzubegeben, trug ſich etwas zu, wodurch ihm das ganze Konzept verrückt, der gemachte Plan geſtöhrt, und ſeine ſichere Vermuthung ſo ſchwankend gemacht wurde, wie ein biegſames Schilfrohr. Eine junge Dame promenirte, von einer vertrauten Freundin vergeſellſchaftet, den Saal auf und ab. Sie giengen vor den veridealiſirten Schweber vorüber, ohne daß dieſer drauf achtete. Die Schöne wollte aber von dem artigen Herrn bemerkt ſeyn, darum ſchlug ſie ihn im Vorbeygehn mit dem Fächer lächelnd auf die Hand und ſprach: „So myſanthrop, Herr Graf? Sie haben heute, wie es ſcheint, für keine Dame Augen?“ Dieſes Wort fiel ihm mächtig auf, und weckte ihn aus dem idealiſchen Traume; er ſuchte eine Entſchuldigung, befand ſich aber in einer ſo ſichtbaren Verwirrung, daß er nur einige übel zuſammenhängende Worte ſtammeln konnte. Eine bey ihm ſo ungewöhnliche Verlegenheit diente der Neugierde zum Köder, und führte allerley ſchäkerhafte Vermuthungen herbey, worunter auch auf die wahre Urſache ſeiner Zerſtreuung angeſpielt wurde.

Was konnte der Graf anders daraus folgern, als daß der zudringlichen Dame die Lage ſeines Herzens kein Geheimniß ſeyn müſſe, daß ſie mit Vorbedacht die erſten Worte der ſchriftlichen Urkunde ihre Gefühle für ihn wiederholt habe, um ihn vorläufig auf die rechte Spur zu führen. Vielleicht ſollte dieſe Wiederholung noch neben her ein Wink ſeyn, um ſie recht ins Auge zu faſſen, und zu errathen, daß ſie für ihn ihre Reize durch die ſorgfältigſte Wahl des Putzes und der Kleidung an dieſem Tage erhoben hätte. In der That erſchien ſie in einer zauberiſchen Fayengeſtalt, und eigentlich iſt doch, wenn die Damen ein offenherzig Geſtändniß ablegen wollten, die Abſicht ihres Putzes nichts anders, als eine verborgne Anfrage der Innhaberin an das andere Geſchlecht überhaupt, oder an ein Individuum, dem die Gabe der Auslegung dieſer verborgenen Schriftzüge zugetrauet wird, des Innhalts: Leſer, wie gefall ich dir?

Der Graf war durch dieſes Improviſo, in Anſehung des Reſultats ſeiner Beobachtungen, ſo irre gemacht, daß er nicht wußte, ob er dieſe Auftritte für ein Spiel des Zufalls erklären, oder welcher von beyden vermuthbaren Kompetentinnen er die geheime Werbung um ſeine Liebe zutrauen ſollte. Er beſchäftigte ſich bis tief in die Nacht, auf der Gedankenwaage Wahrſcheinlichkeiten gegen Wahrſcheinlichkeiten abzuwägen: aber die Schaalen ſchwankten auf und nieder, ohne daß eine über die andere ein merkliches Uebergewicht bekam, bis er der fruchtloſen Mühe überdrüßig, ſich ſchlafen legte, und den weiſen Beſchluß nahm, mit Geduld abzuwarten, was der Erfolg enträthſeln würde.

Der anberaumte Termin, wo der erwartete Liebesbothe zum Vorſchein kommen ſollte, rückte heran. Um ſolchen nicht zu verfehlen und ihn perſönlich zu expediren, legte ſich der harrende Paladin die läſtige Pönitenz eines freywilligen Hausarreſtes auf, und verſagte ſich das Vergnügen, einem herrlichen Dejeuné beyzuwohnen. Schon am frühen Morgen war die Replik mit der Zuſicherung, des noch freyen Eigenthums ſeines

Herzens, und der Vollmacht an die ſchöne Unbekannte, nach eignem Gefallen darüber zu diſponiren, ausgefertiget und beſiegelt; obgleich die Deviſe des Petſchafts den erſten Punkt, durch ein von Liebespfeilen kreuzweis durchbohrtes Herz, zu widerlegen ſchien. Es vergieng eine Stunde nach der andern, von der Frühmetten bis zur Veſperzeit, ohne daß der bleyerne Genius ſeine Ankunft ſignalirte. Des Grafen Ungeduld ſtieg aufs höchſte; unzähligemal ſchellte er den Kammerdiener herbey. Beym Eintritt ins Zimmer war die haſtige Frage: Niemand da, der mich ſprechen will? und auf die verneinende Antwort, erfolgte die zum Ueberdruß wiederholte Ordre: Wenn ein Bedienter anfragt, daß er ſogleich heraufkommt. — Für Beſuch, Niemand zu Hauſe.

Die Sonne war lange zu Rüſte, ehe der Nachtvogel ausflog, und der Unmuth des Grafen hatte ſchon auf ſeine Erſcheinung Verzicht gethan, als er bey Aufgang des Abendſterns dennoch herbeyflatterte. Es war ein wohlgekleideter Bediente, deſſen Livree eben ſo wenig als die Zunge Verrath an ſeiner Herrſchaft begieng. So fein es der Graf drauf angelegt hatte, ihn auszuholen; ſo wenig vermochte er, weder durch die güldne Wohlredenheit, deren er ſich bediente, noch durch den Schraubenbohrer der Argliſt, ſeine Verſchwiegenheit anzuzapfen, daß er etwas von ſeinem

Geheimniß auströpfeln ließ. Da der Graf merkte, daß das Verhör nichts fruchtete, und daß er dadurch keinen Funken Licht in der Sache bekam, zog er andere Regiſter, lobte die unbeſtechliche Treue des gewiſſenhaften Apoſtels, in Erfüllung der Pflichten ſeines Berufs, und gab ſich das Anſehen, als ob er ihn nur habe auf die Probe ſtellen wollen. Hierauf frug er nach der Abſicht ſeiner Miſſion, und erhielt auch über dieſen Punkt keine weitere Auskunft, als daß er Ordre von ſeiner Herrſchaft habe, die Befehle des Grafen zu erwarten, der nun nicht länger anſtund, ihm ſeine Abfertigung zu geben, und durch die Vorſicht und Verborgenheit, womit dieſe Angelegenheit betrieben wurde, in der hohen Meynung von der gemachten Acquiſition beſtärket wurde.

Es war den folgenden Morgen noch früh am Tage, da der nämliche Bothſchafter ſchon mit einer neuen Depeſche anlangte, welche der Empfänger mit Entzücken entſiegelte; ſie war recht nach den Wünſchen ſeines Herzens und von der unbekannten Konzipientin alſo abgefaßt: „Was man wünſcht, lieber Graf, davon überzeugt man ſich leicht. Sie wollen mich überreden, ihr Herz ſey noch frey: ich bin ſo ſchwach, es zu glauben. Aber dadurch wächſt die Verſuchung, einen Angriff auf dieſe Freyheit zu wagen. Sie haben mir, ohne etwas davon zu ahnden, die meinige ge-

geraubt: die Rache iſt ſüß, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Scheuen Sie ſanfte Feſſeln nicht, womit Sie bedrohet werden: ſo laſſen Sie ſich dieſen Abend im Prater finden, in der Allee des fünften Einganges, rechter Hand, von der Leopoldsſtadt herein, um die Zeit, wenn die Promenaden leer zu werden beginnen. Dort wird ſich Gelegenheit ergeben zu prüfen, ob Ihr Herz zärtlicher Eindrücke fähig ſey, und ob Ihre Gefühle mit den Empfindungen der Unbekannten harmoniren, die ſich Ihnen nur unter Vorausſetzung dieſer Ueberzeugung entdecken kann.“

Dieſe willkommene Einladung zu einem Rendezvous verſetzte den Grafen in einen Wonnetaumel, daß er keine Worte zu finden wußte, ſeiner Unbekannten das Entzücken zu ſchildern, welches er empfand, ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Der Tag verſtrich unter mannichfaltigen Zubereitungen und Anordnungen, ſeine Außenſeite in die vortheilhafteſte Form zu bringen, und einen Anzug zu wählen, der im Klärobſkür einer mondhellen Nacht Effekt thun und ſeine ganze Perſönlichkeit releviren ſollte.

Obgleich damals die empfindſamen Mondskontemplationen noch nicht Sitte im Lande waren; ſo unterließ doch der trauliche Freund der Liebenden nicht, durch verborgene Einflüſſe auf die Fibern dern und Nerven ſeiner Pfleglinge, eben ſo gut als in unſerm empfindungsreichern Zeitalter zu wirken. Ein Beweis davon war, daß der Graf, der ſonſt ſo wenig Notiz von dem geſelligen Erdtrabanten nahm, daß er ſich darum unbekümmert ließ, ob er ſich im Drachenhaupt oder im Drachenſchwanz befand, und auch, wenn es dem gefräßigen Ungeheuer eingefallen wär, den ganzen Mond zu verſchlingen, unter allen Sterblichen den begangnen Raub gewiß zuletzt würde bemerkt haben, jetzt mit ungeduldigem Verlangen ſeinem Aufgang entgegen ſahe, und ſobald deſſen bleicher Schimmer die Zinnen der Wiener Palläſte beleuchtete, ein ungewohntes Zucken und Hüpfen in Adern und Nerven fühlte, davon er zuvor nie etwas empfunden hatte. Daher erklärte er ſich dieſes Symptom auch ganz irrig, als frohes Vorgefühl der herannahenden Schäferſtunde, und dachte nicht an die Wirkung einer mächtigen Influenz. Er ließ vorfahren, und rollte in der goldenen Karoſſe nach dem Prater hin, beobachtete ſorgfältig den bezeichneten Eingang, um ihn nicht zu verfehlen, und da dieſer damals nur für Fußgänger eingerichtet war, ſtieg er aus, und wandelte den unabſehlichen Luſtpfad leichtfüßig auf und nieder.

Es war ein ſchöner heitrer Sommerabend, die günſtige Witterung, Rechnung auf gut Glück und Spaziergängerlaune, hatten eine große Frequenz von Perſonen aus allen Klaſſen des geſelligen Wiens herbeygelockt, die ſich im bunten Gemengſel mannichfaltig gruppirten; oder auch einſam, nachdem es ihre Abſichten erforderten, zwiſchen den, Arm in Arm verſchlungene Kohorten, hindurch ſchlüpften, und ſich auf Kundſchaft legten. Die weiblichen Figuren, meiſt alle in die Farbe der Unſchuld gekleidet, glichen den leichten Schatten, die am Geſtade des Tartarus umher ſchweben, ehe ſie der weilende Nachen aufnimmt, um ſie in das unterirdiſche Gebiethe des ernſten Pluto hinüber zu ſchaukeln.

Der Graf beſchied ſich ganz gern, daß ſein Glücksſtern ihm nicht eher leuchten würde, bis die Atmoſphäre rein wäre; er vermuthete aber doch die Gegenwart deſſelben ſchon über dem Horizonte; ſpähete mit groſſer Aufmerkſamkeit die Planeten, die unter den engliſchen Hüthen hervorſchimmerten, beſonders wenn er keine Satelliten in ihrem Gefolge bemerkte. Er hatte zuweilen eine gewiſſe Ahndung, es war, als wenn ihm ſein Genius zuflüſterte: Das iſt die ſchöne Unbekannte! Da ſteht ſie! Dort geht ſie! Ihre ſcheuen Blicke ſcheinen dich nicht zu bemerken; aber ſie hat dich ſchon ins Auge gefaßt, ſie folgt unvermerkt deinen Schritten; ſchon begegnet ſie dir zum drittenmale, jetzt rauſcht ſie im ſeidnen Gewand, wie ein ſcherzender Zephyr neben dir hin.

Ein ſonderbares Ereigniß beſchäftigte eine Zeitlang ſeinen Spähungsgeiſt auſſerordentlich. Zwey wohlgekleidete Frauenzimmer giengen vor ihm her die Allee hinauf, und es kam ihm vor, als wär die Dame dabey, welche in der Aſſamblee die Fächerbadinage trieb. Er bemerkte, daß ſie zuweilen hinter ſich blickte, hielt ſich in einiger Entfernung, ohne ſie aus den Augen zu verliehren und machte über dieſes Phänomenon, das auf ihn Beziehung zu haben ſchien, ſeine Reflexionen. Sein dienſtfertiger Sylphe zupfte ihn ſchon wieder beym Ohr, und gab ihm dadurch einen Wink, daß er ſich in der Interpretation dieſer Seitenblicke nicht irre. Abſicht oder Zufall rückte dieſe Vermuthung auf die höchſte Stufe der Wahrſcheinlichkeit. Eine von den Damen zog mit dem Schnupftuch den Fächer aus der Poſche, welchen ſie, ohne Anſchein es zu bemerken, fallen ließ. Dieſes, als, dem Vermuthen nach, ihm gefliſſentlich in die Händ geſpielte corpus delicti dünkte ihm die Fallbrücke zu ſeyn, die zum Uebergange einer vertraulichen Entrevüe herabgelaſſen wär. Ungeachtet ſeiner Unerfahrenheit, vermeinte er dennoch dieſe Redensart aus dem rothwälſchen Dialekt der Intrike zu verſtehen. Er hob den Fächer eilig auf, verdoppelte ſeine Schritte, und überreichte ihn mit dem artigſten Kompliment, das ihm die Liebe eingab, der Eigenthümerin, an welcher er ein reizendes, ihm aber völlig unbekanntes Geſicht entdeckte.

Sie erwiederte Höflichkeit mit Höflichkeit, ließ es nicht an Dankſagungen und Verneigungen ermangeln; brach aber die Unterredung kurz ab und empfahl ſich.

Dadurch wurde der Graf in ſeinem Glauben dennoch nicht irre gemacht; er vermuthete nur, durch die unzeitige Zurückgabe des Fundes an die Eigenthümerin gefehlt zu haben. War der Fächer abſichtlich verlohren, ſo galt das ja eben keine Einladung zu einer Entrevûe, im Beyſeyn einer läſtigen Zeugin; es konnte nur ein Signal ſeyn, daß man den präſumtiven Finder bemerkt habe, und wodurch ihm angedeutet wurde, ſich in Hinterhalt zu legen, damit er anzutreffen ſey, wenn ſich die ſcheue Donna ihrer Geſellſchafterin mit guter Art würde entledigt haben. Daß er ſo kurz abgefertiget wurde, maß er ſeiner Voreiligkeit bey. Indeſſen wollte er doch das weſentliche der geheimen Ordre befolgen, und beobachtete die beyden Luſtwandlerinnen in der Ferne. Allein da die nächtliche Kühlung anfieng merklicher zu werden, begaben ſie ſich in die große Linden-Allee, ſtiegen in den Wagen, der ihrer daſelbſt wartete und verſchwanden.

Dadurch wurde der Graf inne, daß er ſich abermals in der Perſon geirret habe. Er begab ſich an den angewieſenen Poſten zurück, mit der Ueberzeugung: es ſey vergebene Mühe, ſein Glück zu erjagen, und entſchloß ſich, nun den Augenblick mit Geduld zu erwarten, der ihm ſeine unbekannte Liebſchaft zuführen würde. Jemehr das Getümmel auf der Promenade ſich verminderte, deſtomehr wuchs ſeine Hoffnung zu Erreichung ſeiner Wünſche; er ambulirte den oft betretenen Pfad noch immer unverdroſſen auf und ab. Von Minute zu Minute wurden die Gänge leerer, und endlich herrſchte die feyerliche Stille der Nacht über den ganzen Prater, der vorher der Tummelplatz des Vergnügens und der Intrike war. Nur noch einzelne Grabennymphen, welche die litterariſche Buchmacherinduſtrie neuerlich mit einem Taſchenbuche beſchenket hat, ſchlichen auf ihren Berufswegen ſtill und lauerſam in den dichtbelaubten Nebenwegen umher, und harreten auf ihre Kunden.

Nach und nach fieng das allzulange Zögern an, dem Harrenden bedenklich zu werden, dennoch wollte es ihm das Herz nicht zugeſtehen, daß die Inſolenz ihr Spiel mit ihm trieb. Er war ſinnreich Möglichkeiten ſich zu gedenken, welche die Ankunft ſeiner Liebſchaft verſpäteten. Doch da er endlich anfieng, Morgenduft zu wittern und noch immer kein Signal der Schäferſtunde gegeben wurde, riß endlich der haltbare Faden ſeiner Geduld. Jetzt wurden ſeine Augen aufgethan, und er wurde überzeugt, daß man ihn geäffet habe.

be. Sein Verdruß ſprühete Wuth und Rache, gegen Urheber und Werkzeug dieſer boſhaften Kabale. Er that, was bey dergleichen Widerwärtigkeiten der gewöhnliche Fall iſt, er defilirte ab, unter dem Plotonfeuer aller erdenklichen deutſchen und galliſchen Flüche und Verwünſchungen. Sein Blut war durch dieſen Orkan von Mißvergnügen und Aerger in ſolche Wallung gebracht, daß ihm, ungeachtet der Ermüdung von der langen Promenade, kein Schlaf in die Augen kam. Er ſann und ſpähete bis an den Morgen, die boſhafte Kreatur ausfündig zu machen, die ohne alle Veranlaſſung von ſeiner Seite, ihn ſo mißhandeln konnte. Der ſchlimme Ohrenbläſer Verdacht, raunte ihm bald dieſen bald jenen Namen ſeiner beſten Bekanntſchaften zu; aber ſein gutes Herz ließ das gehäſſige Unkraut des Argwohnes nicht Wurzel faſſen.

Er war noch in tiefen Betrachtungen über das nächtliche Abentheuer begriffen, als zu ſeiner groſſen Verwunderung der geheime Mißionär gemeldet wurde, von dem er glaubte, daß er ſich nie wieder würde blicken laſſen. Der Graf hatte einen wichtigen Anſchlag gegen ihn: er ſollte nicht eher aus dem Zimmer, bis er ausgebeichtet hatte. Allein dieſes Vorhaben, den Knoten der Intrike gewaltſam zu löſen, vernichtete alsbald der Salvuskonduktus, den der vermeynte Staatsgefangene.

ne in den Händen hielt. Schon das Aeußerliche des Brieſchens machte eine freundliche Miene, die Ueberſchrift war mit einem Kranze von Liebſtöckel und Vergißmeinnicht umfaßt, und inwendig waren alle vier Seiten auf die nämliche Art verziert.

Der Kontert hub gleich mit einem ſeufzenden Ach! an: „Ach! geliebter Graf! girrete die unbekannte Schöne, welche peinliche Stunden hat mir der geſtrige Abend gemacht! Ich habe keinen Ausdruck dafür, den Verdruß zu ſchildern, den ich empfand, Ihnen nicht Wort halten zu können. Der Eigenſinn meines Schickſals wollte, daß ich bey einem häuslichen Feſte die Wirthin machen mußte; dieſes ſtöhrte gleichwohl nicht die Hoffnung, mein Engagement zu erfüllen. Aber die unvermuthete Dazwiſchenkunft einer ſehr diſtinguirten Perſon, machte dieſe Hoffnung ſcheitern, die mich erſt der Anbruch des Tages aufzugeben nöthigte. Ich konnte es nicht über mich erhalten, Ihnen von der mißlichen Erfüllung meiner Zuſage, eher Nachricht zu geben. Morgen hoffe ich ganz von meiner Willkühr abzuhangen. Sind Sie geneigt ſich zu überzeugen, ob Täuſchung oder Aufrichtigkeit die Triebfedern meiner Handlungen iſt: ſo laſſen Sie es an dem beſtimmten Orte, zu der gewöhnlichen Zeit auf den Erfolg ankommen, der alles entſcheiden wird.“

Dieſe neue Einladung verſüßte auf einmal die Bitterkeit des Gallengeſchmacks, welchen der Graf von der nächtlichen Kavalkade noch im Gaumen empfand. Das Inquiſitionsgericht, das über den Geſchäftsträger beſchloſſen war, wurde ſuspendirt, der wieder mit neuer Hoffnung belebte Amadis flog ans Schreibepult, und der Ausdruck ſeiner Freude eilte der Feder zuvor. In zwey Minuten war der Liebesbrief expedirt, und der Graf ſtimmte die Palinodie der Invektiven, daß er war plantirt worden, mit Vergnügen an. Aber wenn ſich einmal eine Sache zu Schwürigkeiten neigt, ſo iſt immer ein unwillkommner Umſtand bey der Hand, der den Wünſchen der Theilhaber entgegen ſtrebt. Der Himmel trübte ſich, es fieng an zu regnen, und der neu anberaumte Termin, ſchien eine nächtliche Zuſammenkunft im Freyen wenig zu begünſtigen. Der Graf ſtellte vom frühen Morgen Wetterbeobachtungen an; die Wetterhähne auf den Thürmen wurden fleißig lorgnirt, und alle Stunden wurden dem unkundigen Kammerdiener, der zum Wetterpropheten ganz verdorben war, ſein meteorologiſches Gutachten abgefragt. Glücklicherweiſe brachte ein trüber Tag einen heitern lauen Abend, der alle Erforderniſſe hatte, die zu einer nächtlichen Promenade einladen konnte. Der bärtige Nepomuk wurde beordert, anzuſpannen, der ein halb lautes Kutſcherapophtegma zwiſchen den Zähnen murmelte, das für die verſtohlnen Zuſammenkünfte im Prater, eben nicht die feinſte ſynonymiſche Redensart ſubſtituirte. Er befürchtete wieder eine lange Nachtwache, und das war der Punkt, der ihm bey ſeinem Kutſchermetier am wenigſten behagte.

Doch diesmal gieng alles ſo raſch und glücklich von der Hand, daß Roß und Mann, und Herr und Diener zufrieden geſtellt wurden. Es war ſchon ein gutes Anzeichen, daß der getreue Knappe der Dame, bey dem bezeichneten Eingang des Praters auf der Lauer ſtund, ihren Ritter in Empfang zu nehmen und zu ihr zu geleiten. Er führte ihn durch verſchiedne Seitengänge in eine Art von Laube, wo ihn die ſchöne Unbekannte, allein von einer Kammerfrau vergeſellſchaftet, empfieng. Sie machte ihm ſcherzhafte Vorwürfe darüber, daß er ſo lang auf ſich habe warten laſſen, und ſetzte verbindlich hinzu, daß ſie dieſe Pönitenz gern übernommen habe, um ihre Schuld, ihm mankirt zu haben, dadurch zu verſöhnen. Alle äußern und innern Sinne des Grafen waren geſchäftig, die Phyſiognomie ſeiner Geliebten auszuſpähen, um zu erfahren, ob ſie mit dem entzückenden Ideal, das ihm die Phantaſie vorgezeichnet hatte, übereinträf; allein ſie hatte ihre Reize ſo verſchanzt und verbollwerkt, daß er ihre Wohlgeſtalt nur errathen konnte. Sie hatte, eben ſo wie ihre Vertraute, das Geſicht nicht nur mit einem Schleyer bedeckt, ſondern der Graf bemerkte, daß ſie darunter noch eine halbe Maske trug. Er konnte nur ihren griechiſchen Wuchs, das herrlichſte Zuſammenverhältniß aller Theile ihres wohlgebauten Körpers bewundern, auch ſchimmerte durch den dünnen Flor ein paar lichtvolle Augen und der ſchönſte Purpurmund.

Der Graf machte den ehrerbietigſten Liebhaber, und die Beſcheidenheit mäßigte das Feuer ſeiner Leidenſchaften ſo ſehr, daß er ſich nichts erlaubte, was die Prüfung, die ſtrengſte Tugend nicht hätte aushalten können, und ihrer Seits beobachtete ſie eine ſolche Delikateſſe im Ausdruck, bey dem Geſtändniß ihrer Zärtlichkeit, und ihre Geſinnungen platoniſirten ſo ſehr, daß die hohe Meynung, welche der Graf bereits von ſeiner räthſelhaften Liebſchaft hatte, dadurch mächtig beſtärket wurde. Es ſchmeichelte ihn nicht wenig, daß die Liebe, die er einer Veſtalin mitzutheilen fähig war, über ihr Herz es vermocht habe, ihren Ruf auf ein zweydeutiges Spiel zu ſetzen. Unter dieſer Vorausſetzung konnte er die ſtrengen Maasregeln nicht mißbilligen, die ſie genommen hatte, auch bey der traulichen Zuſammenkunft ſich ihm zu verheelen. Er fand darinne vielmehr einen Beweis ihrer Vorſicht und Klugheit, dem ungeachtet erzeugte Liebe und Neugierde in ihm ein heftiges Verlangen, die ſchöne Unbekannte zu demaskiren. Er that einen

Angriff auf ihr zärtliches Herz, durch den Vortrab mächtiger Konteſtationen, ewger und unwandelbarer Liebe; allein weder der Orkan ſeiner Betheuerungen, noch der Sonnenſchein ſchmeichelnder Liebkoſungen, waren vermögend, ihr die Maske abzuziehen. „Sie müſſen ſich einer Ritterprobe unterwerfen, lieber Graf, ſagte ſie, im zärtlichen Ton, die ihre Dame Ihnen auferlegt. Gehorſam iſt das erſte Opfer, das ich von Ihnen verlange. Meine Verhältniſſe nöthigen mich, zu der genaueſten Prüfung ihrer Geſinnungen, ehe ich mich Ihnen entdecke. Sobald mein Herz und nicht Ihr Mund mich von Ihrer Treue und Verſchwiegenheit überzeugt, werde ich Ihren Wünſchen eher zuvorkommen, als ſie verzögern.“

Der Graf unterwarf ſich dem Ausſpruch ſeiner Gebieterin zwar in aller Demuth; doch unterließ er nicht, Ihr mit Beſcheidenheit zu verſtehen zu geben, daß ſie es ihm ſelbſt unmöglich mache, Ihren Reizen, die ſie mit ſo großer Sorgfalt verheele, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Sie antwortete darauf mit einer Inſtanz: „Wiſſen Sie nicht, ſprach ſie, daß zu den Zeiten der Tourniere oft ein unbekannter Ritter auf der Rennbahn erſchien, für den ſich alle Damen, ungeachtet des geſchloſſenen Helmviſirs intereßirten?

Sie ahndeten die Geſtalt ihres Paladins, und man findet kein Beyſpiel, daß ſie ihr Ideal betrogen hätte, wenn er den Helm ablegte, den Rittersdank zu empfahen. Die Zeiten ſind vorbey, wo ſich die Ritter mit geſchloßnen Helmen maskirten; jetzt iſt die Reihe an den Damen, und es kommt nun auf die Erfahrung an, ob der ritterliche Glaube an das Viſir einer Dame eben ſo ſtark und mächtig ſey, als ehemals der weibliche an das Viſir eines in Protektion genommenen Ritters.“ Der Graf wußte nichts dagegen einzuwenden, und entſchloß ſich, von ſeiner zärtlichen Forderung abzuſtehen.

Unter den Geſtändniſſen wechſelſeitiger Zärtlichkeit, und einem herrlichen Panegyrikus über die namenloſen Reize verſtohlner Liebe, flogen die glücklichen Augenblicke der traulichen Unterhaltung, auf Schmetterlingsfittichen vorüber. Die ſtumme Vertraute wurde laut, und erinnerte ihre Gebieterin, daß es Zeit ſey, die Traktaten für diesmal aufzuheben. Sie brach die Unterredung kurz ab; ehe ſie aber von dem Grafen ſchied, forderte ſie von ihm einen ſeiner ſeidnen Handſchuhe, als ein Liebespfand, um von der Farbe deſſelben ein Kleid zu garniren, daran er ſie bey erſter Gelegenheit, wo ſie öffentlich zuſammenträfen, erkennen ſollte. Dieſe Modefarbe hieß damals, wegen der Aehnlichkeit mit gegerbtem Gemſenleder, Chamois;

der jetzige Zeitgeſchmack würde aber eine ſo geruchloſe Aehnlichkeit verſchmähen, und ſo lange in königlichen oder thieriſchen Exkrementen herum wühlen, bis er eine paſſendere Benennung dafür heraus gefunden hätte. Die Dame zog hierauf gleichfalls einen Handſchuh ab; der Graf entdeckte den ſchönſten ſchwanenweißen Arm und die niedlichſte Hand; er nahm dieſes für ein Signal, zum Valet noch zum Handkuß zu gelangen, drückte die ſchöne Hand mit Innbrunſt an die Lippen, ungeachtet eines ſanften Widerſtandes, den er empfand, und woraus er abmerkte, daß er nicht richtig interpretirt hatte. Es war auch damit in der That nicht auf einen Handkuß abgeſehen. Sobald die ſchöne Hand aus der Gefangenſchaft des Grafen entronnen und der Eigenthümerin wieder freyen Gebrauch davon zu machen erlaubt war, zog ſie einen Ring vom Finger, und ſteckte ihn an den Goldfinger des Grafen, um wie ſie ſagte, ihrer dabey ſich zu erinnern, und ſolchen ſo lange als ſein Herz für ſie etwas empfänd, nicht abzulegen. Der Graf betheuerte, daß er unter dieſer Bedingung den Ring mit ins Grab nehmen würde, und ſie ſchien mit dieſer verliebten Katachreſe zufrieden zu ſeyn.

Die Verabredung zu einer anderweiten Zuſammenkunft auf den folgenden Abend, an dem nämlichen Orte, endigte diesmal die nächtliche Konverſation, und beyde Theile ſchieden mit großer

Zufriedenheit auseinander, wiewohl unter ausdrücklicher Verwarnung, von Seiten der geheimnißvollen Maske, ſie weder zum Wagen zu geleiten, noch mit den Augen ihr zu folgen; oder durch Kundſchafter ſie belauern zu laſſen, welches alles Hochverrath der Liebe gelten ſollte. Der Graf gelobte bey Ritterwort und Ehre, ſtrengen Gehorſam, und erfüllte getreulich, was er verhieß; er dachte an das Schickſal des Orpheus, und erlaubte ſich keinen Seitenblick nach ſeiner Eurydice, aus Furcht ſie auf ewig zu verliehren.

Es giebt kein glücklicher Geſchöpf unter der Sonne, als einen begünſtigten Liebhaber, im erſten Taumel ſeiner Entzückungen. Die ganze Natur rings um ihn her, gewinnt eine transzendentale Eigenſchaft. Wär dem Grafen eine poetiſirende Seele verliehen geweſen, ſo würde er das ſteinerne Wien, nach Dichter Art und Sitte, mit Schmaragden und Rubinen inkruſtiret, den Prater mit Schmelzwerk übertüncht, den Himmel aus Laſurſtein drüber hergewölbt, und alle Sterne brillantirt haben. Aber ſein ganz proſaiſcher Geiſt war dieſer tropiſchen Ausdrücke unkundig, ihm genügte nur an der Behäglichkeit, die er an jedem Dinge, das auf ihn wirkte, empfand. Die mondhelle Nacht goß ihr ganzes Füllhorn voll Empfindſamkeit in ſeinen Buſen, und als das Raſſeln der Räder ſeiner Karoſſe, dieſe nächtliche Stille unterbrach, dünkte es ihm, als rollte er in dem Wagen des Donnergottes auf den Wolken daher. Alle fünf Pforten der äußerlichen Sinne ſtunden nur angenehmen Eindrücken offen; oder jeder derſelben ſchlüpfte, unter einer anmuthigen Geſtalt, in die Seele hinüber. Kurz, er befand ſich in einer ſo heitern Stimmung, daß er ſich Gewalt anthun mußte, um den finſtern Pferdebändiger Nepomuk nicht zu umarmen. Dieſe ſüße Schwärmerey machte alle Schlummerkörner des Traumgottes unwirkſam; dem ungeachtet dünkte dem wachſamen Anachoreten in der Einſamkeit ſeines Schlafgemachs die Nacht nicht länger als ein Hahnenruf, und er lernte bey dieſer Gelegenheit aus der Erfahrung, was es für eine herrliche Sache ſey, wenn man das Herz zu beſchäftigen weis.

Unter den Entwürfen, das empfangene Liebespfand des Ringes, welcher von großem Werth zu ſeyn ſchien, durch eine geſchmackvolle Gegenſteuer, von gleichem oder höhern Werthe zu erwiedern, überraſchte ihn der gewöhnliche Liebesbote mit einer Aviſe, die die frohen Erwartungen von der verabredeten zweyten Entrevüe, für dieſen Abend vereitelten. Die ſchöne Unbekannte beklagte, daß ſie ſich von einer Luſtparthie aufs Land auf keine Art habe loßmachen können, daß ihr Verdruß, über dieſen unangenehmen Vorfall, ohne Gränzen ſey; daß ſie aber einem gebietenden Winke gehorchen müſſe. Sie verhieß, in dem erſten Augenblick, ihre Zurückkunft zu anonciren, und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, den Grafen alsdenn öfterer, und mit minderer Unbequemlichkeit zu ſehen. Das war für einen glühenden Liebhaber nicht die erwünſchteſte Nachricht. Allein Schwürigkeiten ſind, wie man weis, das eigentliche Schwungrad, wodurch eine verliebte Intrike nur einen deſto lebhaftern Gang gewinnt. Die Antwort des Grafen war eine proſaiſche Elegie, mit vielen Exklamationen, und einer förmlichen Injurienklage gegen das eherne Schickſal durchwebt.

Um indeſſen nicht müßig zu ſeyn, und ſich doch mit etwas zu beſchäftigen, das auf die geliebte Unbekannte Beziehung hätte, begab er ſich zu einem Juwelier, um einen Schmuck auszuſuchen, der ihm bey der ſchönen Maske zum Dollmetſcher ſeines wahren Herzgefühls dienen ſollte. Unter dem ganzen Vorrath der Bijoutterien fand er gleichwohl nichts, das ſeinem Wunſch entſprach. Nachdem er lange mit dem Künſtler konſultirt hatte, der ihm mancherley Vorſchläge that, fiel die Wahl endlich auf ein paar Armbänder, wozu der Graf ſelbſt das Deſſein vorzeichnete. Bey dieſer Gelegenheit faßte der Juwelier den Ring ſcharf ins Auge. Der Graf bemerkte es und frug, was er ſonderbares daran fände. „Der Brillant in der Mitte macht mich aufmerkſam, erwiederte dieſer, ich ſuche einen von der Art, und würde gern zweyhundert Doppelſouverains dafür zahlen, wenn er zu verkaufen wär." Der Graf erſtaunte über die Koſtbarkeit ſeiner Liebesbeute, und wurde überzeugt, daß ſolch ein Geſchenk von keiner geringern als einer fürſtlichen Hand könne ausgeſpendet werden. Nach dieſem Maaßſtabe ſteigerte er die Pracht des Gegengeſchenkes, die Armbänder wurden für dreytauſend Gulden behandelt und in Arbeit genommen. Der Graf beſuchte täglich den Juwelier, und ſahe mit Vergnügen, wie ſchön und geſchmackvoll ſein Entwurf ausgeführet wurde. Er hatte eben den herrlich gefaßten Schmuck in Empfang genommen, der ſo verführeriſch in die Augen blitzte, daß er für die weibliche Tugend eher ein Fallſtrick zu werden verdiente, als der berüchtigte Apfel, durch welchen ſich die Mutter aller Lebendigen zum ſchädlichen Genuß verführen ließ, da ihm die erfreuliche Botſchaft, von der Rückkehr ſeiner Liebſchaft in die Stadt, mit angefügter Einladung zu einer nächtlichen Zuſammenkunft, in der traulichen Laube des Praters, hinterbracht wurde. Dadurch wurde ſein Hochgefühl gleichſam von neuem belebt, wie vom erſten launen Athem des Frühlings die ſchlummernde Natur. Er verfehlte nicht, bey guter Zeit, auf dem ihm angewieſenen Poſten ſich einzufinden; allein zu ſeinem großen Verdruß nahm er wahr, daß dieſer bereits beſetzt war. Eine jovialiſche Geſellſchaft ſchäkernder Nymphen, nebſt dem Gefolge ihrer Faunen und Sylvanen, hatten davon Beſitz genommen, und unterhielten ſich mit kleinen Spielen, wobey viel Pfänder eingelößt wurden.

Die ſchöne Unbekannte ließ lang auf ſich warten; der Graf fieng ſchon an, an ſeinem Glück für dieſen Abend zu verzweifeln, da ihr dienſtbarer Geiſt durch Buſch und Hecken hervorbrach, und keuchend die Anweſenheit ſeiner Gebieterin verkündete. Der Graf folgte ihm, durch viel Umwege und abgelegne Gänge, in eine entfernte und einſame Gegend des Luſthayns, wo er ſeine Liebesgöttin, in Geleitſchaft ihrer Vertrauten, endlich fand. Sie glänzte diesmal in einem Nimbus von Galakleidung, ob ſie gleich ihren Kopfputz unter den Schleyer, und das Geſicht unter die Maske verborgen hatte. Nach der erſten Ausſtröhmung des Entzückens, über die glückliche Wiedervereinigung, nach einer Aeonen langen Trennung von acht Tagen, ließ ſie vermerken, daß ſie mit Liſt einer ſplendiden Geſellſchaft, unter dem Vorwand einer anwandelnden Unpäßlichkeit, entronnen ſey, um den Grafen nicht wieder vergeblich auf ſich warten zu laſſen. Sie eignete ſich aus dem Heroiſmus, durch kein Hinderniß von ihrem Vorhaben ſich abſchrecken zu laſſen, einiges Verdienſt um ihn zu, und nutzte dieſen Umſtand als einen verborgenen Beweis

ihrer

Univ. Bibl.

ihrer Zärtlichkeit. Der Graf ließ dieſen auch mit völliger Zuſtimmung ſeines Herzens dafür gelten, und bedauerte nur, daß ſeiner Seits ſich nicht eine ähnliche Gelegenheit darböth, ſeine gleich lebhaften Empfindungen auf eben ſo überzeugende Art ihr zu dokumentiren, um ſie zu bewegen, die neidiſche Maske abzulegen, die ihm den völligen Genuß ſeines Glückes noch vorenthalte. Er ließ einige Empfindlichkeit darüber blicken, daß ſie die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen noch immer bezweifelte, und beklagte ſeinen Unſtern, daß er nicht ſo glücklich ſey, ihr Zutrauen zu gewinnen.

Sie beruhigte ihn durch einen ſanften Händedruck, und erwiederte, daß die Situation, worinne ſie ſich befänd, bedachtſame Prüfung und Vorſicht zum nothwendigen Geſetz ihrer Handlungen mache, und daß er, wenn ſie in der Folge ihm mehrern Aufſchluß von ihrer Lage ertheilen würde, ihr Betragen ſelbſt nicht würde tadeln können. Der ſanfte Druck der ſammetweichen Hand verfehlte ſeiner zauberiſchen Wirkung nicht; der Inamorato fühlte ihn bis in die Seele, und wurde dadurch in ein Entzücken verſetzt, daß er ſich nicht enthalten konnte auszurufen: „Ach meine Theuerſte! Ihre ſchöne Hand ſagt mir mehr, als Ihr reizender Mund. Erlauben Sie, daß ich dieſer ein Dankopfer dafür widmen darf, daß ſie mich von den Geſinnungen Ihres Herzens unterrichtet.“ Mit dieſen Worten überreichte er ihr die prächtigen Armbänder, in dem niedlichſten Futteral, das jemals ein Liebespfand verwahret hat, und welches er zugleich öffnete.

Aber wie ſehr fand er ſich betroffen, da er jetzt mit dem günſtigſten Winde zu ſegeln vermeynte, daß er plötzlich auf einer Sandbank ſtrandete, die ihm an dem Eingange des Havens einen unvermeidlichen Schiffbruch drohete. Die Unbekannte hielt ſich, durch das Anerbieten eines Geſchenkes von Werth, höchlich beleidiget; ſie würdigte dem glänzenden Schmuck keines Anblicks, wand ſich von den Armen ihres Paladins los, nahm eine hohe Miene an und ſprach: „Wie ſoll ich das verſtehen, Herr Graf? Sie trauen mir feile Liebe zu, die zu beſtechen iſt? Ein offenherziges Geſtändniß Ihrer guten Meynung von mir, das mir ſehr ſchmeichelt! — — Gehaben Sie ſich wohl, wir haben nichts mehr mit einander gemein.“ Sie wendete ſich zu ihrer Kammerfrau und verlangte ihren Wagen!

Einer ſolchen Kataſtrophe hatte ſich der Graf nicht verſehen; ſeine Beſtürzung war ſo groß, daß er einige Augenblicke wie betäubt, ſtumm und unbeweglich blieb. Da aber die Konfidente forttrippelte, die Ordre ihrer Gebieterin zu befolgen,

folgen, hielt er ſie zurück, that der erzürnten Dame einen demüthigen Fußfall, drückte ihre Hand feſt an ſeinen Buſen, und beſchwor ſie, ihn wenigſtens nicht ungehört zu verurtheilen. Die zornmüthige Schöne ſchien dieſer billigen Forderung nachzugeben, darum ermangelte er nicht, ſo gut er vermochte, ſeine Apologie zu machen. Es ſey ihm unbegreiflich, ſagte er, wie die ſchuldloſe Abſicht, die ehrerbietigſte Achtung ſeiner reizenden Gebieterin auf eine ihr würdige Art zu Tage zu legen, ſo ganz mißverſtanden werden könnte. Er frug, ob die zeitige Sitte einem Kavalier ein andres Mittel übrig laſſe, ſeiner Dame die Geſinnungen des Herzens ſymboliſch zu erklären, als die Galanteriebude; ſeitdem der Brauch abgekommen ſey, für ſie eine Lanze zu brechen; und ob er nicht auch zu dem Wunſche berechtiget wär, ſein Andenken bey der Dame ſeines Herzens auf einen gewiſſen Gegenſtand zu fixiren, um ſich ſeiner dabey zu erinnern, wenn dereinſt ein weiter Raum ſie beyderſeits von einander trennen und den perſönlichen Genuß verſagen würde?

Keine Argumente ſind ſtärker und überzeugender als die, an welche die Liebe ihr Schwunggewicht anhängt. Die ſchöne Maske ließ ihren Unwillen ſchwinden: dennoch bemerkte ſie, daß eigentlich in der Koſtbarkeit des Geſchenkes etwas

Beleidigendes liege; ſie könne ſich des Gedankens nicht erwehren, der Graf habe mit ihr trockiren wollen. Mit dem Ringe ſeys was anders, hieben komme der Werth in keinen Anſchlag: ſie habe ihm ein Merkzeichen ihrer Zuneigung geben wollen, und habe, ohne weitere Abſicht, dazu genommen, was ihr eben zur Hand geweſen ſey; er aber habe gefliſſentlich auf eine Ausgleichung raffinirt. Eine kleine Badinerie, und ſelbſt eine abgepflückte Roſe aus dem nächſten Buſche würde ſeiner vorgegebnen Abſicht entſprochen, und ſie würde ein Liebespfand von der Art nicht verſchmähet haben. Der Graf bewunderte die feine Delikateſſe ſeiner unbekannten Bekanntſchaft, und war ſelbſt der Meynung, daß die Beſchaffenheit des Geſchenkes Veranlaſſung zu einer Mißdeutung habe geben können; er rechtfertigte ſich aber mit den kräftigſten Betheuerungen, daß ſein Herz ihm von allen den Vorwürfen freyſprach, die ein falſches Licht auf ſeine tadelfreye Abſicht zu werfen ſchienen.

Der kleine Zwieſpalt zwiſchen den Liebenden wurde dadurch völlig gehoben, und der Graf benutzte die Verſicherung völliger Abſolution, die erneuerte Bitte an die Ausgeſöhnte, den unſchuldigen Zankapfel nicht zu verſchmähen, und ihn durch Empfangnehmung der Armbander, von allen Zweifeln einer aufrichtigen Verzeihung zu befreyen.

Sie aber proteſtirte alles Ernſtes dagegen, ſich dieſen Beweis ihrer aufrichtigen Ausſöhnung aufbürden zu laſſen. „Lieber Graf, ſprach ſie in zärtlichem Ton, beharren Sie nicht auf einer Forderung, die mich in Verlegenheit ſetzt. Außer den triftigen Gründen, die Ihnen bereits bekannt ſind, warum ich ihr Geſchenk nicht annehmen kann, hab ich noch einen, den Sie nicht wiſſen: ich bin vermählt, und mein Schickſal hat mich mit einem Gemahl verbunden, der die Schwachheit hat, eiferſüchtig zu ſeyn. Zu welchem Argwohn würde ihn der Anblick dieſes Schmucks verleiten, und wie theuer würde mir das Vergnügen zu ſtehen kommen, ſolchen Ihnen zu Liebe zu tragen. Verwechſeln Sie das Geſchenk mit einem weniger in die Augen fallenden, und rechnen Sie drauf, daß ich ihm den doppelten Werth von dieſem beylegen werde.“

Für einen Liebhaber iſt bekanntlich nichts kränkender und empfindlicher, als ein Refüs der Opfer, die er für den Altar der Liebe beſtimmt, und wenn er ſie ſelbſt eigenhändig darbringt und damit zurückgewieſen wird: was kann er da mit Anſtand anders thun, als augenblicklich einer weniger diffizilen Gottheit, etwan dem Vulkan, oder Neptun ſie übergeben? denn der Rückweg aus der Hand in die Taſche iſt zwar das natürlichſte, aber auch das unſchicklichſte Expediens in dieſem kritiſchen Falle, welches der gedemüthigte Mannesſtolz ſchwerlich ergreifen wird. Der Graf war feſt entſchloſſen, den Najaden des Praters, mit dem herrlichen Armſchmuck, ein Geſchenk zu machen. Er ſchlug den Deckel des Futterals mit ſichtbarem Unwillen zu, und behielt den Schatz in der Hand, um ihn, ohne ein Wort weiter darüber zu verliehren, in das erſte Waſſerbaßin zu verſenken, das ihm im Promeniren aufſtoßen würde.

Die ſtumme Vertraute errieth vermuthlich dieſes Vorhaben, und ließ ſich entweder den Verluſt des Kleinods, oder den Zuſtand des Grafen zu Herzen gehen. Sie brach das pythagoriſche Stillſchweigen, welches einige Augenblicke in der Geſellſchaft herrſchte, und that einen Vorſchlag, der für eine glückliche Eingebung gelten konnte. Sie erſuchte den Grafen, ihr den Schmuck anzuvertrauen, um ſolchen, unter dem Schein einer feilgebotnen Waare, gegen einen geringen Preiß, dem Gemahl ihrer Herrſchaft, wenn dieſe es genehmigte, des folgenden Tages beym Frühſtück vorzuzeigen, welcher kein Bedenken finden würde, einen ſolchen Rathkauf einzugehen. Sollte indeſſen, wider Vermuthen, der Fund nicht gelingen, ſo müſſe ſich der Graf verbindlich machen, ohne Widerrede auf den Abend, bey der gewöhnlichen Zuſammenkunft, die Juwelen zurück zu nehmen.

men. Er goutirte dieſen Einfall von ganzem Herzen, und es war, als wenn ihm ein Centnergewicht abgenommen würde, da er den Armſchmuck, mit dem er nichts anzufangen wußte, als was ihm die Verzweifelung eingab, noch mit Ehren unterbrachte, und ſeine Hand dieſer Bürde entledigen konnte; denn die Dame war ſo gefällig, nach einigen Bedenklichkeiten, die leicht widerlegt wurden, ihre Einwilligung dazu zu geben.

Nachdem dieſer Punkt in Richtigkeit gebracht war, kams zu neuen Sollicitationen um die Vergünſtigung, die ſchöne Unbekannte zu entſchleyern. Der zudringliche Liebhaber wollte keine Maskenfreyheit weiter reſpektiren, und je nachgebender ſie wurde, deſto eifriger beſtund er darauf, ſeinem ungeduldigen Verlangen Gnüge zu leiſten. Sie ſchien nur noch aus Schäkerey zu widerſtehen, um die Neugierde des Grafen, ihre Phyſiognomie völlig zu entdecken, aufs heftigſte zu reizen. Allein da er in voller Erwartung war, ſeinen Wunſch zu erreichen, nahm ſie einen ernſthaften Ton an. „Nicht ſo raſch, lieber Graf, ſagte ſie, die Eitelkeit einer Dame iſt ſehr verzeihbar, ſich ihrem Geliebten in der vortheilhafteſten Geſtalt zu zeigen; die nächtliche Dämmerung würde dieſes Verlangen vielleicht wenig begünſtigen. Morgen wird ein feyerliches Hochamt in der Sankt Stephanskirche gehalten, welchem beyzuwohnen ich nie verabſäume, da ſollen Sie mich ſehen, und an der Garnitur von der Farbe ihres Handſchuhes erkennen, um zu urtheilen, ob meine Geſtalt Ihrem Ideal entſpricht. Auf den Abend wird hier an dieſem Platze Ihre Gegenwart oder Abweſenheit das Signal ſeyn, ob Sie mir den güldnen Apfel zuerkennen oder nicht.

Es wär unbeſcheiden geweſen, gegen dieſes Konkluſum Einwendungen zu machen; der Graf unterwarf ſich mit unweigerlichem Minnegehorſam dem Ausſpruch ſeiner Herzensgebieterin, war nur froh, daß endlich der peremtoriſche Termin zu Entwickelung der Intrike anberaumt war, und dankte für dieſe Gefälligkeit auf die verbindlichſte Art. Die Dame erwiederte, ſie ſey durch ſein Betragen nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß ſie, ohne ihren guten Ruf aufs Spiel zu ſetzen, ſich ihm anvertrauen könne; ſie zweifele auch nicht an ſeiner Treue und Beſtändigkeit. Doch um recht ſicher zu gehen, verlangte ſie den Ring zu ſehen, ob er noch an dem ihm angewieſenen Platze ſey. Der Graf leiſtete augenblicklich dieſem Verlangen Gnüge; er hatte ihn ſeit dem Tage des Empfangs, laut Ordre, nicht vom Finger gebracht. Sie betrachtete ſolchen genau, und gleichſam, als hegte ſie einiges Mißtrauen, ob es auch der rechte ſey, zog ſie ihn ab, und beſahe ihn inwendig, um das Zeichen eines kleinen Stempels zu entdecken, das ſich darinne befand. Da ſie ſich von der Authenticität deſſelben gnugſam überzeugt hatte, gab ſie ihn zurück, bezeigte dem Grafen ihre Zufriedenheit, und ſagte zum Valet: Es bleibt bey der Abrede.

Ehe noch das ſonore Geläute des Stephanthurms die Andacht beflügelte, und im bunten Gedränge, Magnaten und Bürger, Robberonden und Regentücher, Veſtalinnen und Koketten herbeylockte, um den vollen Miesbrauch irdiſchen Genuſſes mit einer kleinen Portion himmliſcher Seelennahrung zu würzen, hatte der Graf, ohne alle Theilnehmung an der religiöſen Fete, in der, wie ein Würzgarten ausgeſchmückten Metropolitankirche, bereits Poſto gefaßt, und eine ſo vortheilhafte Stellung gewählt, daß er das ganze Kirchenſchiff überſehen konnte. Mit dem Scharfblick eines Mautners viſirte er gegen alle Haupteingänge, und examinirte durch das Augenglas jede einpaßirende weibliche Figur, wenn ſie ihm von Extraction zu ſeyn ſchien. Die Verſammlung wuchs nach und nach an, und nun muſterte er unabläßig Reihen und Glieder der glänzenden Gemeine, ohne daß ihm die gewünſchte Entdeckung glückte. Die wenigen vortheilhaften Geſtalten, die ſich von den zahlloſen Altagsgeſichtern auszeichneten, waren insgeſamt mit mindern Reizen begabt, als das Gemälde, welches ſeine Vorliebe, vielleicht mit allzugünſtigen Farben, der Einbildungskraft vorgezeichnet hatte; daher regte ſich auch kein geheimer Wunſch in ſeiner Seele, daß die Unbekannte unter der Zahl der Damen, über die er Reviſion gehalten hatte, ſich befinden möchte. Zu ſeinem Troſte wurde er aber auch keiner Garnitur von der Farbe anſichtig, welche die Perſönlichkeit ſeiner Liebſchaft urkunden und bekennen ſollte.

Er war ſchon ganz mißmüthig über die abermalige Täuſchung ſeiner Hoffnung, und rieb voll Verdruß das Sehglas am Aufſchlag des Kleides, ihm die helleſte Politur zu geben, und es von allen fremden Atomen zu befreyen, um damit zum letztenmal die Ronde der weiblichen Phyſiognomieen zu machen, als noch ganz ſpät, da die Meſſe bereits angegangen war, ein Wagen herbeyrollte, um den eine Menge Bedienten geſchäftig waren, den Schlag zu öffnen. Eine wunderſchöne junge Dame trat in die Kirche, welcher jedermann Platz machte und ihr Reſpekt erwies. Sie war Fürſtlichen Standes, und wurde von einem dienſthabenden Kavalier zu ihrem Betſtuhl geleitet. Der Graf verwendete kein Auge von ihr, und je aufmerkſamer er ſie betrachtete, deſto auffallender war die Aehnlichkeit, die er zwiſchen ihr und der ſchönen Maske wahrnahm: der nämliche herrliche ſchlanke Wuchs, die geiſtvollen Augen, der kleine Purpurmund; Gang, Bewegung,

Hals

Haltung und Ebenmaaß des Körpers, alles glich der geheimnißvollen Schöne im Prater, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Auch traf es zu, daß der Gemahl der jungen Grazie ihr an Jahren weit überlegen war, woher ſich die ihm beygemeſſene eiferſüchtige Laune leicht erklären ließ.

Dem Grafen war die Dame keinesweges unbekannt. Ihr Haus war eins der erſten in Wien; er hatte ſich daſelbſt gleich Anfangs introduziren laſſen, und war mit vieler Diſtinktion aufgenommen worden: aber ihr entſchiedener Ruf, und ſelbſt ihr erhabner Stand, hatten ihn nie auf die Vermuthung fallen laſſen, daß ſie einer ſo gewagten Intrike im Prater fähig ſey. Jetzt wurden ſeine Augen aufgethan; es war ihm unbegreiflich, wie ihn ſein Spähungsgeiſt ſo lange zwiſchen Ungewißheit und Zweifel hatte ſchweben laſſen, und wie es möglich geweſen ſey, nicht gleich beym erſten Anblick zu errathen, welche Wiener Schönheit unter der Maske ſich verborgen habe. Liebe und Stolz vereinbarten ſich, ſein Herz mit dem höchſten Wonnegefühl, deſſen ein Sterblicher fähig iſt, zu erfüllen; es klopfte hoch in der Bruſt, und die Freude über die gemachte Entdeckung hatte keine Gränzen. Noch zum Uebermaaß ſeines Vergnügens glaubte er, an der ſchönen Andächtigen, indem ſie einen Handſchuh abzog, um das Gebetbuch aufzuſchlagen, ſeine Armbänder zu er-

erblicken, woraus er urtheilte, daß das verabredete Glaukom, ſie ohne Verdacht an die geliebte Hand zu ſpielen, bereits glücklich gelungen ſey.

Obgleich die reizende Devote, mehr mit religiöſen als irdiſchen Gedanken beſchäftiget, wenig Notiz von der um ſie her verſammleten Gemeine der Heiligen zu nehmen ſchien, ſo hob ſie doch zuweilen die lichtvollen Augen auf, und ein überſchauender Blick irrete, gleichſam verſtohlen, in den weiten gothiſchen Kirchhallen umher. Der merkſame Beobachter deutete dieſen Adſpekt nothwendig zu ſeinem Vortheil aus, und da zufälligerweiſe ihre Augen den ſeinigen in einem günſtigen Gegenſchein begegneten, verabſäumte er nicht, der Gelegenheit wahrzunehmen, ſie ehrerbietig zu grüßen, welches ſie mit einem ſittſamen Gegengruß erwiederte.

Die Meſſe war nun geſungen, und in dem gewöhnlichen Aufruhr der auseinandergehenden Verſammlung, drängte ſich der Graf zu der Kirchthür, durch welche die Dame den Rückweg zu zu ihrem Wagen nehmen mußte. Er war von ihrem Anblick ſo bezaubert, daß er ſich, indem ſie vor ihm vorüber gieng, einer Ausſtröhmung ſeiner Herzgefühle nicht erwehren konnte, und ihr in den lebhafteſten Ausdrücken ſeinen Dank äußerte, daß ſie ihm Wort gehalten habe. Sie ſchien über dieſe unerwartete Harangue äuſſerſt frappirt, ſahe ihm ſtarr ins Geſicht, und da ſie bald begriff, welcher Irrthum hier obwalte, antwortete ſie ernſthaft, als fänd ſie ſich beleidiget: „Sie irren ſich in der Perſon, mein Herr,“ und wendete ihm ſtolz den Rücken zu. In dem Augenblick nahm er mit großer Beſtürzung wahr, daß er eine neutrale Flagge attakirt hatte; denn die Garnitur des Kleides war von einer ganz andern Farbe, als die, durch welche ſich zu charakteriſiren die Unbekannte verhieß; darauf hatte er in dem erſten Wonnetaumel ſeines Entzückens über die vermeynte Entdeckung gar nicht geachtet.

Voll Verdruß und Verwirrung begab er ſich nach Haus, lauerte mit Ungeduld auf eine Miſſion von ſeiner unzärtlichen Liebſchaft, die ihr muthwilliges Vergnügen daran zu finden ſchien, ihn durch getäuſchte Hoffnung zu näcken. Er erwartete wenigſtens eine gültige Entſchuldigung, und wenn ſein Azor bellte, meynte er, der geheime Bothſchafter melde ſich an der Thür. Allein der Tag verſtrich unter unerklärbarem Stillſchweigen der myſteriöſen Schöne, ohne daß ſie etwas von ſich hören ließ. Die einzige ſchwache Hoffnung, die ihm noch übrig blieb, war auf die abendliche Zuſammenkunft im Prater geſtellt; er begab ſich bey guter Zeit dahin, fand aber daſelbſt alles öde und leer: die Witterung war unangenehm, windig und regenhaft, und der Abend ſehr kühle.

Dem ungeachtet recognoſcirte er alle Avenüen unverdroſſen, auch die beyden entgegengeſetzten Pole der erſten und zweyten Entrevüe, bis tief in die Nacht, und hatte von dieſer fruchtloſen Mühe keinen andern Gewinn, als eine rheumatiſche Beſchwerung, die ihn mit Ohrenzwang und Zahnſchmerz peinigte, und ihn nöthigte, einige Tage das Zimmer zu hüten.

Doch üble Laune plagt einen plantirten Liebhaber immer heftiger als ein weher Zahn. Er harrete, mit heiſſer Sehnſucht, von einem Tage zum andern auf eine Depeſche: allein damit wars altum ſilentium. Seine Gedanken und Kontemplationen führten ihn auf die ſeltſamſten Vermuthungen, und oft nahmen dieſe eine gar tragiſche Wendung, wobey die Empfindſamkeit nicht wenig Nahrung fand. Unter den Möglichkeiten, die er ſich als Urſachen des unerwarteten Stillſtandes der Intrike dachte, war der Verrath derſelben an dem eiferſüchtigen Gemahl der ſchönen Maske diejenige, welcher ſeine Vermuthung das Uebergewicht zu geben am wenigſten Bedenken fand, weil durch dieſe Hypotheſe alle Schuld von ihr abgewälzt wurde; und welcher Liebhaber wünſchet nicht, daß bey allen anſcheinenden Anomalien in der Liebe, der Erfolg ein ſolches Reſultat ergebe? Er wähnte ſogar, daß der Armſchmuck den Verrath möchte begangen, oder doch einen ſchon vorhergefaßten Verdacht beſtätiget haben. Dieſe Vorſtellung trieb er noch weiter, und exilirte ſchon die Unglückliche als Staatsgefangene in ein entferntes Schloß, oder als büßende Sünderin in den Gewahrſam eines Kloſters in Mähren oder Ungarn. Daher legte er ſich fleißig auf Kundſchaft, ob die ſtehenden Ehen in Wien auch alle vollzählich wären, und ob das Gerücht nicht etwas von einer abhanden gekommenen Gattin munkele. Allein es war nichts in Erfahrung zu bringen, daß nicht alle Ehen richtig gepaart wären, oder daß die Totalſumme der ſämtlichen Konſorten eine ungleiche Zahl ſey.

In dieſer peinigenden Ungewißheit über das Schickſal ſeiner Geliebten, würde der Graf noch lange geblieben ſeyn, wenn nicht der Zufall ihm einen Oedipus zugeführet hätte, der ihm das Räthſel, ohne ſelbſt etwas davon zu wiſſen, löſete. Der Juwelier, der den Schmuck gefaßt hatte, kam, den letzten Reſt des bedungenen Kaufpreißes einzukaßiren. Nachdem der Schuldner gute Zahlung geleiſtet und der Empfangnehmer ſich zur fernern Bedienung Sr. Gnaden empfohlen hatte, machte der Graf die Beſtellung eines Schmuckkäſtchens zu Aufbewahrung ſeiner ſämmtlichen Bijouterien. Er arrangirte ſie ſelbſt, und beſtimmte für den Ring den Mittelpunkt des Treſors. Der Juwelier frug lächelnd, wie Saul unter die Propheten komme? und als der Graf nicht verſtund, was er damit ſagen wollte, erklärte ſich der Kunſtverſtändige dahin: daß eine gemiſchte Geſellſchaft von ächten und falſchen Schmuck ſich nicht zuſammenpaſſe, um in einem Behältniß zu koexiſtiren.

Falſcher Schmuck? erwiederte der Graf verwundernd; was wär denn unter dieſen Juwelen unächt:

Antwort: „Dieſer Ring."

Der Graf: Unmöglich! Nach Ihrer eignen Schätzung, hatte er ja neulich einen ſo großen Werth.

Der Artiſt: „Ja, das Original hatte ihn; aber nicht dieſe Kopie."

Der Graf etwas ſüffiſant: Herr, Sie wiſſen nicht was Sie wollen; das iſt ja der nämliche Ring, den Sie mir feil machen wollten; ich habe ihn ſeit der Zeit nicht vom Finger gebracht.

Der Juwelier mit Achſelzucken: „So begreif ich freylich nicht, wie er hat können ausgetauſcht werden; aber dennoch iſt es zuverläßig."

Der Graf fieng jetzt an, den Ring genauer zu betrachten, und der matte Schimmer der falſchen Edelſteine gegen die ächten, der ſich wie Mondenſchein gegen Sonnenglanz verhielt, fiel ihm nun ſelbſt in die Augen. Er erinnerte ſich zugleich, daß die Unbekannte ihr Liebespfand bey der letzten Zuſammenkunft ihn unter einem ſcheinbaren Vorwand abgefordert, und es bey der Zurückgabe wohl könne betrüglich verwechſelt haben. Dadurch wurde ihm ein Licht im Verſtande angezündet, das die ganze Liebesſcene beleuchtete; aber ſo traurig, wie eine Begräbnißfackel ein nächtliches Leichenbegängniß. Er zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß ihm eine Wiener Grabennymphe auf die feinſte Art ſpolirt habe; aber er ließ ihr die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſie den Plan ihres Betrugs ſo meiſterlich angelegt und ausgeführet, daß er nicht Urſache habe, ſich zu ſchämen, der Betrogne zu ſeyn.

Den Verluſt der dreytauſend Gulden verſchmerzte er leicht, und tröſtete ſich damit, daß eine gefräßige Karte beym Pharoſpiel, oft in einem Augenblick, ein gröſſeres Kapital verſchlinge, ohne das Vergnügen zu gewähren, das ihm die ſchönen Ideale von Erwartung und Genuß vorgeſpiegelt hatten. Sein gutes Herz, oder die Liebe, welche einmal darinn feſte Wurzel geſchlagen hatte, war ſo gar geneigt, die Dame d'induſtrie zu entſchuldigen. Die Ausbildung ihres Geiſtes ſetzte Erziehung, und dieſe eine Perſon nicht gemeinen Standes voraus, woher er urtheilte, daß ſie, vom Glück kärglich ausgeſteuert, oder durch den Verluſt ihres Vermögens, in die traurige Nothwendigkeit verſetzt worden ſey, entweder auf

Koſten der Keuſchheit, oder der Ehrlichkeit, ein Miſſiſippi Projekt auszuführen, um ihre Finanzen zu verbeſſern. Ihr ſittſames Betragen ließ vermuthen, daß ſie unter zwey Uebeln, der Debauche und Fripponerie, die letztere für das kleinſte gehalten habe, welches der Exliebhaber für einen Zug ihres nicht ganz unmoraliſchen Charakters erklärte. Er war von ihrer Perſon noch ſo eingenommen, daß er ſich nicht würde bedacht haben, ſie zur rechtmäßigen Beſitzerin der Armbänder zu machen, wenn ſie aufzufragen geweſen wär und ſich hätte geneigt finden laſſen, die auf Betrug angeſponnene Intrike, aus Neigung fortzuſetzen: denn er ſahe den Juwelenraub als ein Lehrgeld an, welches er für den Unterricht in der Normalſchule der Galanterie, bezahlt zu haben, nicht bereuen dürfe. Die tödtende Langeweile, und das unbehägliche Leere, das er in ſeinem Herzen empfand, ſeitdem dieſes nicht mehr beſchäftiget war, und er gleichwohl den verborgenen Reiz dieſes glücklichen Zuſtandes nun auch einmal hatte kennen lernen, waren ihm eine Zeitlang unerträglich. Allein der ſchönſte Traum des Lebens war verſchwunden, ohne Hoffnung ſich von neuem hineinzuwiegen, und der Graf geſtund ein, daß er in der Folge zwar nie ſo theuer, aber auch nie wieder ſo entzückend geträumet habe.

III.

Die Celebrität hat das mit der Liebe gemein, daß ſie eben ſo gerne in Hütten wie in Palläſten hauſet; aber darinne iſt ſie von der mächtigſten Leidenſchaft merklich unterſchieden, daß der Weg, den ſie zu nehmen pfleget, ſich ihren Auserwählten mitzutheilen, ſo mannichfaltig iſt, als der Ausgang aus dem Leb.n; da der Gang der Liebe ſo einfach iſt, als der Eintritt in die Welt. Die letztere iſt eine Freundin dunkler Verborgenheit; die erſtere liebt dagegen grelles Licht, und zieht gern mit Geräuſch in feyerlichem Pomp unter Poſaunenſchall einher. Darinn kommt ſie gleichwohl wieder mit der Liebe überein, daß ſie ſich oft, wie eine gefällige Nymphe, erringen, erſchleichen, erkaufen läßt; doch nachdem es ihrer Phantaſie beliebt, meidet ſie auch wohl den, der ſie ängſtlich ſucht, und dringt ſich dem ungerufen auf, der ihrer gern entbehrte.

In der Stadt Delft, gelegen im Bezirk der Provinz Holland, wohnt ein gar rechtlicher Mann, heißt mit Namen **Wybe Feynje**, ſeinem äuſern Beruf nach Libelliſt und Zeitungsſchreiber, und ſeinem politiſchen Glaubensbekänntniß nach, der Parthey der Patrioten eifrigſt zugethan, welchem ſich neuerlich die Celebrität recht mit Gewalt, wider Dank und Willen aufgedrungen hat. Lange Zeit lebte er innerhalb der Ringmauren ſeiner Vaterſtadt im dunkeln, gleich einem Maulwurf, in ſeiner unterirdiſchen Klauſe, dem gar nicht damit gedienet iſt, daß er daraus hervor und ans Licht gezogen werde. Ungeachtet der voluminöſen Produkte ſeiner politiſchen Suada, behauptete er ein ſtrenges anonymiſches Inkognito. Außer dem Buchdrucker und einigen getreuen Adhärenten auf den Koffeehäuſern, nahm keine lebendige Seele von ſeiner Exiſtenz Notiz, und jenſeit des Schlagbaums war ſein Name noch nie erſchollen.

In dieſer obſkuren Sicherheit ließ er ſichs wohl ſeyn, und ſeine petulante Feder übte aus Uebermuth, gegen die Antipatrioten allen erdenklichen Muthwillen aus, und beſudelte recht gefliſſentlich die Orangenfarbe mit ſeinem Unrath. Aber eine emphatiſche Baſtonade, die er eines Abends auf freyer Straße von unbekannten Händen empfieng, und die, ohne die Dazwiſchenkunft der Engelſchaar einiger Nachtwächter und Gerichtsdiener, ihn leicht dürfte auſſer Stand geſetzt haben, ſeine ſchmähſüchtige Feder jemals wieder ins Tintenfaß einzutauchen, riß ihn plötzlich aus der bisherigen Dunkelheit. Obgleich die Doſis etwas ſtark war, alſo daß ihm alle Rippen krähuten und er ſich nicht enthalten konnte, nach dem Beyſpiel ſeiner Kompatrioten, bey einer gleich dringenden Angelegenheit, einen Theil der Niederlande unter Waſſer zu ſetzen, ſo verhalf ihm doch die Prämie ſeiner Talente zu der Ehre, daß ſein Name in die entfernteſten Regionen erſchall, ſo weit Zeitungen geleſen werden: denn die deutſchen, galliſchen, brittiſchen und nordiſchen Novelliſten ermangelten nicht, dieſe intereſſante Begebenheit ihres Kollegen, aus Theilnehmung oder Schadenfreude, allenthalben auszubreiten, wodurch der Name Wyde Feynze zu einer ſolchen Celebrität gelangt iſt, als weiland der Name eines Plato und Ariſtoteles, oder eines Roußeau und Voltäre.

Von berühmten Leuten wünſcht man immer mehr zu erfahren, als ihre trocknen und dürrleibigen Biographien beſagen, vorzüglich iſt der Unterricht wiſſenswerth und lehrreich, wie und wodurch ein Mann von Rufe, das was er iſt, geworden ſey. Das alles, und nebenher noch mancherley Denkwürdiges, wird dem wißbegierigen Publikum folgende, aus guten Quellen geſchöpfte Urkunde der Familiengeſchichte des berufenen Delfter Libelliſten, ſonnenklar zu Tag legen.

Dieſes altbürgerliche Geſchlecht, das ſeit der Revolution in der Stadt Delft wohnhaft und anſäßig geweſen, hat ſich zwar niemals zu dem Glanze erhoben, daß ein Abkömmling davon, eine Partikel des in unſern Tagen ſo eifrig ambitionirten Duodezſouverains ſeiner Vaterſtadt repräſentirt hätte; doch waren die **Feynzen** von jeher nahrhafte eingeſeſſene Bürger, die gleichweit vom Ueberfluß und Mangel, in einer güldnen Mittelmäßigkeit lebten. Um die Zeit des Aachner Friedens war die ganze Sippſchaft auf vier Augen reduzirt; zwey Brüder, **Adrian** und **Kornelis**, waren noch die einzigen Stammhalter, auf welchen die Hoffnung der Fortpflanzung des Geſchlechts beruhete. **Adrian**, ein Geſchäftsmann und Sachwalter, verheurathete ſich, und wurde Vater des Phönix der Libelliſten. **Kornelis** lebte im Cölibat, trieb einen kleinen Handel, und nährte ſich redlich. Durch ſeine Thätigkeit und einige glückliche Spekulationen wuchs ſein Vermögen, und er bracht es dahin, wohin es mit keinem ſeiner Vorfahren gekommen war, daß er ein reicher Mann und der Cröſus in der Familie wurde.

Obgleich in dem Lande der Freyheit die Gensdarmerie der Themis niemals das Schickſal erfahren hat, reduzirt zu werden: ſo befand ſich doch Bruder Adrian bey ſeiner Aktivität in nicht viel beſſern Glücksumſtänden, als ein reduzirter Advokat; er kam nie auf einen grünen Zweig, und da er ſtarb, beſtund ſein ſämtlicher Nachlaß in nichts mehr, als in dem hoffnungsvollen Erben ſeines Namens, welchen er der Bruderliebe zum Vermächtniß hinterließ. Der reiche Oheim nahm ſich des verwaiſten Neffen als ein wahrer Vater an, und ſorgte für ſeine phyſiſche und moraliſche Erziehung ſo gut als ers verſtund, das iſt, er legte den Plan zum Grunde, der ſeit undenklichen Zeiten in der Familie Herkommens war, ohne vieles Gängeln und Meiſtern, die Kinder aufwachſen zu laſſen, wie die Pflanzen, die der Pflege der Mutter Natur allein überlaſſen ſind, ohne Treibhaus oder andere Beyhülfe der Kunſt in freyer Luft gedeyhen, weder erfrieren noch verdorren, und hundertfältige Früchte bringen.

An zweyerley Dinge gedachte der gute Vetter bey ſeinem Erziehungsplane freylich nicht. Einmal, daß die rohen Naturprodukte doch immer nur herbe und unſchmackhafte Früchte liefern; anderntheils, daß ſein Neffe, bey dem Wechſel der Frugalität im väterlichen Hauſe, mit dem Wohlſtande und Ueberfluß, welcher bey dem reichen Oheim herrſchte, eigentlich aus dem magern Grund und Boden, auf welchem die Familienpflanzen von jeher gut fortgekommen waren, in ein fetteres Erdreich war verſetzt worden, wo es, nach der Anwurzelung, an geilem Ueberwuchs nicht fehlen konnte.

Der gutmüthige **Kornelis** pflegte und wartete die letzte Sproſſe ſeines Stammes mit zärtlicher Treue und Sorgfalt, um einen tüchtigen Baum daraus zu ziehen, in deſſen Zweigen, ſeinem Wunſch und Verlangen nach, eine zahlreiche Nachkommenſchaft hervorblühen ſollte. Er beſtimmte ſeinen Pflegeſohn zur Handlung, und dereinſt zum Erben ſeines ſämtlichen Vermögens. Der kleine **Wybe** war ein ſchlauer, leichtfertiger Schalk, der die Gabe beſaß, bey dem guten geradſinnigen Oheim ſich trefflich einzuſchmeicheln, und die ganze Hausgenoſſenſchaft durch allerley muthwillige Streiche zu necken. Weil er bey ſeinem Protektor immer Schutz und Entſchuldigung fand, ſo wurde er dadurch nur dreiſter und frecher.

Unfug zu beginnen, behielt gegen die Ankläger, und ſelbſt gegen den Hauspädagogen, ſtets die Oberhand, welchem letztern er, auf alle Weiſe, das Leben ſauer zu machen einen innern Beruf fühlte.

Kaum hatte er die Kinderſchuhe vertreten, ſo entwickelten ſich an ihm mancherley Talente und Eigenſchaften, einer mit Schnellkraft begabten Seele. Er war, in Vetter **Kornelis** Hauſe, der Hecht im Karpfenteiche, der die trägen friedlichen Hausthiere der Handelsbedienten und des Geſindes immer aufſtöhrte und in Athem ſetzte; er machte nicht nur unter ihnen öfters Hetzereyen, und fachte den Funken der Zwietracht an, wodurch ſich ſein Partheygeiſt, durch welchen er nachher eine ſo glänzende Rolle geſpielet hat, ſchon frühzeitig veroffenbarte; ſondern er gieng in der Folge ſo weit, den Hausſouverain ſogar mit ins Spiel zu ziehen, indem er, auf der einen Seite, bey dieſem gegen ſeine getreuen Inquilinen Verdacht und Mißtrauen zu erregen wußte; auf der andern aber kein Bedenken trug, mit dieſen gegen ſeinen Wohlthäter zu konſpiriren, ſie unter gehäſſigen Erdichtungen ſcheu und mürriſch zu machen, und gegen ihren Brodherrn aufzuwiegeln, wodurch es ſeiner Schadenfreude gelang, das ganze Haus in Verwirrung zu ſetzen. Bey dieſen progymnaſtiſchen Uebungen verſichtbarte ſich indeſſen ſeine Klugheit mehr, als nachher, in dem Gange ſeiner politiſchen Laufbahn; er wußte ſich immer den Rücken frey zu halten, daß ſein Kredit nie beym Oheim ins Gedränge kam, oder dieſer etwas von ſeinen verborgenen Ränken argwöhnte, die er mit der gleisneriſchen Larve der Treue und Ergebenheit gegen ſein Herzensväterchen zu bedecken wußte.

Allein der Krug geht, wie man ſpricht, ſo lange zu Waſſer, bis er bricht; die häusliche Sphäre wurde für den unruhigen Geiſt des jungen Stöhrenfrieds bald zu enge. Das Kontor war für ihn ein ganz heterogenes Element, und Kaufmannsgeiſt überhaupt nicht das ihm verliehene Pfund, um damit zu wuchern; dagegen hatte er einen ganzen Zentner muthwilligen Spott empfangen, den er zeitig in Umlauf ſetzte, die Läſterchronik ſeiner Vaterſtadt in lyriſcher und epigrammatiſcher Form abzuhandeln, wiewohl das Urtheil des Publikums dieſe Ausflüſſe ſeiner poetiſchen Ader zu Gaſſenliedern und Paſquillen herabwürdigte.

Doch alles das dekredidirte den gurrigen Pflegeſohn in den Augen des nachſichtigen Oheims keinesweges; er verzieh dem jugendlichen Unbedachte leicht die Produkte des Witzes, und freuete ſich vielmehr über die Entdeckung einer Eigenſchaft an dem letztern Zweige der Familie, die niemals ein Erbguth derſelben geweſen war. Was er aber nicht ſo leicht verzieh, war eine gewiſſe philoſophiſche Laune, die er in der Folge an ſeinem Zögling wahrnahm, und darinne beſtund, daß er das Geld als das verächtlichſte Metall betrachtete, das zu nichts tauge, als es wegzuwerfen. Der wohlthätige Pflegevater konnte ſeine Börſe nicht ſo oft füllen, als ſie der verſchwenderiſche Erbe ausleerte. Weil nun der erſtere nicht gemeynt war, ſich von dem geliebten Neffen bey lebendigem Leibe beerben zu laſſen; fieng er an, ihn zu bevormunden, da er bereits zu ſeinen vogtbaren Jahren gelangt war, und beſchränkte ſeine Renten ſehr enge. Aber der unbeſchränkte Republikaner, der von Jugend auf kein pädagogiſches Joch hatte ertragen können, empfand dieſen Vaterdeſpotiſmus ſehr hoch, und weil der Verzehrer den Sparer immer nur als den Verwalter ſeiner Güter anzuſehen pflegt, der für ihn ſäet und erndtet: ſo fand er ſich durch dieſe Prozedur höchlich beleidiget, rächte ſich durch eine beißende Satyre, an welcher er das ſchärfſte Laugenſalz nicht ſparte, und worinne er das Herzensväterchen als einen zähen Filz und ſchlimmen Gauner abſchilderte. Zugleich ſorgte er nicht nur dafür, ſolche ins Publikum zu verbreiten, ſondern auch durch die dritte Hand an die eigentliche Behörde zu befördern. Vielleicht wars mit der unziemlichen Witzeley ſo böſe nicht gemeynt, es iſt, wie die Erfahrung lehret, nun einmal die Schoosſünde der ſogenannten Schöngeiſter, daß ſie bey der gegebenen Alternative, einen witzigen Einfall oder einen Freund zu verliehren, ohne Bedenken den Freund, ihrem Götzen den Witz aufopfern. Aber Vetter **Kornelis** war ein Mann, der ſeine bürgerliche Ehre höher ſchätzte, als ſeinen erworbenen Reichthum, und folglich über dieſen Punkt keinen Scherz verſtund. Er würde dem berüchtigten Gaudieb **Anton Thevenet** lieber ſeine Kaſſe, und der Mißgunſt ſeinen Kredit auf der Börſe, als ſeinen guten Namen dem böſen Leumund ſeiner Mitbürger Preiß gegeben haben. Die vermeynte Schmähſchrift wurmte ihn dergeſtalt, daß er eine große Prämie auf die legale Entdeckung des Verfaſſers ſetzte, und weil der Verräther, nach dem Sprüchwort, nicht ſchläft, beſonders wenn ihn eine verheiſſene Belohnung aufmuntert und zur Sprache bringt: ſo meldete ſich bald der einzige intime Freund, dem der Anonymus die geheime Exploſion ſeiner Laune zur Cenſur mitgetheilet hatte, und führte den Beweis ſo überzeugend, Freund **Wybe** ſey der Antipanegyriſt des liebwerthen Oheims, daß dieſer ſich nicht entbrechen konnte, dem Denunzianten das verſprochene Gratial auszuzahlen.

Ein Schelm verzeiht leicht einem Schurken ein Bubenſtück; wenn aber gutherzige Leute einmal wild gemacht werden: ſo werfen ſie, mit ſtierischer Stoßkraft, ohne Barmherzigkeit, ihren Widerſacher über die Hörner, in ſo fern ſie ſeiner mächtig werden können, empfinden angethanes Unrecht ſehr tief, und ſind ſchwer zu begütigen. Vetter Wyde wurde das Opfer ſeiner ſatyriſchen oder paſquillantiſchen Ader, und empfieng, nach einem ſcharfen Verhör und ernſtlicher Gewiſſensrüge, das Conſilium abeundi aus des erzürnten Oheims Hauſe, mit angehängter Verwarnung, bey Vermeidung des executiven Fauſtrechts, von dem ſtarken Arm der Packträger und Karrenſchieber, ſolches nie wieder zu betreten. Vermöge dieſer unwiderruflichen Sentenz decampirte der Emigrant in aller Stille, und tröſtete ſich, ſo gut er konnte, mit der Hoffnung, daß der Zorn des grimskramenden Oheims mit der Zeit ſchon wieder verrauchen würde. Allein dazu hatte es wenig Anſchein: der Groll hatte in ſeinem Herzen zu tief Wurzel geſchlagen, und alle Liebe und Zuneigung gegen den unartigen Neffen war erloſchen, wie eine Lampe, der es an Oel gebricht. Damit dieſer gleichwohl nicht in die Nothwendigkeit verſetzt würde zu betteln und zu ſtehlen, oder gar zu verhungern, wurde er, zum Viatikum, mit einer jährlichen Leibrente von zweyhundert Gulden ausgeſteuret, die er noch bis auf dieſen Tag bezieht, und die ihn, nebſt dem Ertrag ſeiner Zeitungsbude, welche er bey der litterariſchen Muſe bald eröffnete, ganz bequem bisher ernähret hat.

Nach dieſem häuslichen Friedebruche und endlicher Beylegung der Familienfehde, ſtellte Vetter **Kornelis** mancherley ſolide Betrachtungen an: „Für wen, ſprach er zu ſich ſelbſt, hab ich nun die ſieben und funfzig Jahre meines Lebens gearbeitet, geſorgt und geſpart? Wars nicht darum, den Namen der **Feynjen** aus dem Staube zu heben, und mir bey der glücklichern Nachkommenſchaft, als der Stifter ihres Wohlſtandes, ein dankbares Andenken zu verdienen? Nun, der undankbare Bube, der mein Troſt und meine Hoffnung war, muthwillig meiner Liebe und Wohlthaten ſich verluſtig gemacht, und meinen Plan vereitelt hat, mag ich von dem Frevler weiter nichts wiſſen noch hören. Hat er ſich nicht entblödet, mich bey meinem Leben, vor aller Welt zu Spott und zu Schanden zu machen, was würde er erſt nach meinem Tode thun? Würde er mich nicht verſpotten und verlachen, daß ich gutwilliger Narr, dem Taugenicht mein ſauer erworbenes Vermögen Preiß gegeben, um es lüderlich zu verpraſſen? Bey Gott! die Freude ſoll der Lump nicht haben! Aber, **Kornels**, was ſollſt du mit deinem Gottesſegen anfangen? Einmal kommt doch alles an lachende Erben; du müßteſt denn, um dir einen Namen zu machen, die Kirche, die Kommun, oder ein Spital damit bedenken. Doch bey der todten Hand iſt wenig Dank zu verdienen, das wäre ja eben ſo viel, als wenn du ein Findelhaus damit dotiren wollteſt, wozu du nie dein Kontingent geliefert haſt. Wär's nicht klüger, du machteſt dir vor deinem Ende damit noch einen frohen Tag, ſetzteſt dich in Ruhe, beweibteſt dich, und machteſt eine tugendſame Gattin glücklich, die aus Dankbarkeit dich lieben, ehren und im Alter pflegen würde. Mag ſie doch nach deinem Tode den geſammten Plunder dahin nehmen, um des ſelgen Mannes dabey in Ehren zu gedenken.“ Dieſer Gedanke, der ihm ſchon mehrmal im Fortgange ſeines Lebens aufgeſtoßen war; den aber Gewirre von Geſchäften, Unentſchloſſenheit und tauſend andere Bedenklichkeiten nie hatten anwurzeln laſſen, leuchtete ihm jetzt ſo hell und klar ein, daß er es der Mühe werth achtete, ihn zu beſchlafen. Er that es eine und mehrere Nächte, und fand immer mehr Behagen daran.

Der Hageſtolz iſt kein Naturprodukt des Weiberhaſſes, wie der trügliche Anſchein glauben macht, ſondern eine heterogene Miſtelſtaude, die auf einem Baume wächſt, der gar nicht dazu qualifizirt iſt, ſie zu erzeugen, ob ſie gleich daraus hervorzuſproſſen ſcheinet. Die mit jedem Jahrzehend ſich mehrende Zahl der Eheverächter beweiſt das augenſcheinlich, welchen ſo wenig Haß und Groll gegen das andere Geſchlecht abzumerken iſt, daß ſie vielmehr zu dem ſchmarozzenden Pflanzengeſchlecht gezählet zu werden verdienen, da ſie ihren Scherf zur Bevölkerung ſo gern und willig beytragen, den ſie jedoch nur unter falſchen Stempel ausmünzen.

Myn Heer, **Kornelis Feynje** liebte zwar auch den falſchen Stempel, und hatte ſolchem einen Theil ſeines Wohlſtandes zu danken; aber er brauchte ihn nie in dem angezogenen Fall, ſondern bloß in merkantiliſchen Geſchäften. Eigentlich handelte er nur mit zwey Waarenartikeln, davon der eine weiß, der andere ſchwarz war. Jener beſtand aus ſchleſiſcher Leinwand, die er als Kontrebande nach Irrland verſendete, wo ſie geſtempelt und für ein irrländiſches Produkt wieder ausgeführet wurde; der ſchwarze Artikel war ein Negerhandel, auf der Afrikaniſchen Küſte, beyde hatten ihn zum reichen Manne gemacht, und es war blos ſeiner Betriebſamkeit, ſo wie in frühern Jahren der Dürftigkeit zuzuſchreiben, daß er an keine Heurath dachte. Denn da er zu Vermögen gekommen war, und ihm zuweilen der Spruch einfiel, was wirds ſeyn das du geſammlet haſt? du biſt ja unbeweibt und kinderloß; ſo bereuete er oft, daß er nicht Bruder Adrians Beyſpiele gefolget hatte, der auf gerathewohl heurathete, ohne zu wiſſen, wovon er Weib und Kinder nähren ſollte. Weil aber Bruder **Kornelis** ſeine Lebensart einmal eingewohnt war, und dachte, der Markt ſey verſäumt, und nun ſey's zu ſpät ihn noch zu beziehen, faßte er den Entſchluß, den oft beiobten Neffen an Sohnes Statt anzunehmen und ſein Glück zu machen.

Jetzt, da die Sachen wider alles Vermuthen eine andere Geſtalt gewonnen hatten, kam das Heurathsprojekt ihm wie gerufen wieder in den Sinn, und erhielt nach Beſchaffenheit der vorwaltenden Umſtände, einen mächtigen Schwung realiſirt zu werden. Allein ein Freyer im Herbſte des Lebens, geht bey einer ſolchen Angelegenheit mit ganz anderer Bedächtlichkeit zu Werke, als einer, der im Lenz der Jahre den nämlichen Schritt wagt. Jenen hält jeder Strohhalm auf, der ihm im Wege liegt, und welchen zu überſchreiten er Bedenken findet, wenn dieſer leichtfüßig Bloch und Balken überſpringt. Im geheimen Kabinette war der Operationsplan leicht entworfen; aber im Felde wars nicht ſo leicht, ihn auszuführen. Bey der Generalmuſterung, die der bedachtſame Ehewerber, über die wahlfähigen Subjekte ſeiner Vaterſtadt hielt, gabs immer drey Gründe wider die Eligibilität, gegen einen für dieſelbe. Das Hauptrequiſitum, welches er von ſeiner zukünftigen Ehekonſortin verlangte, war, daß ſie von aller Verbindung mit Gefreundſchaft und Verwandtſchaft, wie eine Inſel vom veſten Lande, ſollte getrennt und geſchieden ſeyn; weder Eltern noch Geſchwiſter, weder Tanten, Vettern noch Baaſen haben; kurz, ſie ſollte von aller Anhänglichkeit an irgend eine Perſon in der Stadt, frank und frey ſeyn, um deſto leichter der Pflicht, ihrem Manne allein anzuhangen, Gnüge leiſten zu können. Der eigenſinnige Freyer wollte dadurch allen fremden Einfluß auf ſeine Domeſtika, und eine überläſtige Familienverbindung vermeiden. Aber ein ſolcher weiblicher Phönix war, wie leicht zu erachten, in ganz Delft nicht zu finden. Er machte ſelbſt gar bald dieſe Bemerkung; doch das konnte ihn, als einen erfahrnen Geſchäftsmann, weder in Verlegenheit ſetzen, noch ſeinen wohl überlegten Entſchluß ändern.

Er machte zu Ausführung ſeines Plans flugs eine kaufmänniſche Spekulation, betrachtete das vorhabende Heurathsnegoz als einen Handel, und da er den Artikel, den er brauchte, in der einheimiſchen Fabrik nicht von der Beſchaffenheit und Güte fand, als er wünſchte, wurde er bey ſich Raths, ſolchen auswärts zu ſuchen und auf ſeine Rechnung kommen zu laſſen. Um die Adreſſe war er nicht verlegen; ein erfahrner Handelsmann weis, ohne groß Kopfbrechen, woher er jede Waare, die er ſucht, ziehen ſoll. So ſeltſam dieſe Prozedur ſcheinen mag, ſo iſt ſie doch eben nicht unerhört, und der Delfter Negoziant hat keinesweges die Ehre, in dieſer Art von Trafik zuerſt die Bahn gebrochen zu haben. Wer weiß nicht, daß laut Zeugniß eines ſehr erhabenen Gewährsmannes, der Vater des Dichters, von Canitz, der gewohnt war, von Hauß aus, durch die Pariſer Schuſter und Schneidergilde ſich bedienen zu laſſen, auf den Einfall kam, ſich auch eine Frau aus Paris zu verſchreiben, die er gleichwohl beym Anprobieren nicht ſo modern und paſſend befand, als die Kleider und Schuhe, die er eben von daher erhielt. Vetter **Kornelis** kümmerte ſich wenig um die Ehre, Urbild oder Kopie zu ſeyn, er wußte auch nicht, daß er in dieſem Handelszweige bereits einen Vorgänger gehabt, ſondern überließ ſich allein den Eingebungen des Merkurs, als des Protektors aller merkantiliſchen Geſchäfte, that und befolgte treulich, wozu deſſen geheimer Inſtinkt ihn antrieb.

In frühern Jahren hatte er, zu Behuf ſeines Verkehrs mit ſchleſiſchem Linnen, verſchiedene Handelsreiſen dahin gethan, und die Töchter des Landes hatten einen ſo bleibenden Eindruck auf ſein Herz gemacht, daß er oft ihr ungedungener Lobredner wurde, und ſie in ſeiner Heimath mit gerathſinniger Freymüthigkeit im Angeſicht ſeiner Landsmänninnen panegyriſirte. „Wer ſich wohl be-

betten will, ſprach er, der führt ein Weib aus Schleſien heim. Unter der Sonne giebts keine beſſern Hausmütter! So anſtellig, häuslich bieder, dabey ſo klug, ſittſam und beſcheiden: ohne alle Prätenſion, nicht herriſch, nicht gebieteriſch; dem Manne unterthan, wie die wohl dieziplinirte Knechtsſchaar dem Hauptmanne zu Kapernaum. Dort zu Lande iſt Er Herr im Hauſe und nicht Sie; ſpricht er: gehe hin, ſo geht ſie; komme her, ſo kömmt ſie: thue das, ſo thut ſie's; da giebts keine Kläfferin, keine Widerſprecherin. Auch liefert die Landesart einen gar feinen Schlag von Mädchen, ſchlank, leicht und gewandt, wie tanzende Nymphen, lieblich anzuſchauen, wie ein Roſen- und Liliengarten, und wie die Sulamithin liebevoll und zärtlich. Ein Sortiment davon würde ſelbſt Salomon, der weiſe König, in ſeinem Harem nicht verſchmähen, wenn er noch lebte, und ihre Meriten all' zu würden und zu ſchätzen wüßte."

Die Wärme dieſer Deklamation beweiſet zur Gnüge, daß Vetter Kornelis wohl wußte, wo er ſein Netz, bedürfenden Falls, auswerfen ſollte, wenn er vor ſeiner Thür nicht fänd, was er ſuchte. Er hatte einen Korreſpondenten in Parchwitz, einem wohlbekannten Städchen in Niederſchleſien, der ſein Kommiſſionär in Handelsgeſchäften war, und deſſen Treue und Sorgfalt, alle

Beſtellungen in der verlangten Qualität zu liefern, er ſchon ſeit mehrern Jahren erprobt hatte. Zu dieſem ehrlichen Manne hegte er das gegründete Vertrauen, daß er nicht entſtehen würde, die verlangte Spedition aufs beſte zu beſorgen, wenn er ihm diesfalls gehörige Ordre ſtellte. Darum ſäumte er nicht, dem Parchwitzer Freund, in ſeinem gewöhnlichen Geſchäftsſtyl, das Heurathsnegoz förmlich zu kommittiren, und ihm freye Macht und Gewalt zu geben, in ſeinem Namen zu kontrahiren und auf Treu und Glauben den Handel abzuſchließen. Doch verlangte er vorher, wie billig, die Muſterkarte nebſt beygefügtem Preißkurant einzuſehen, das iſt, er begehrte ein getreues Konterfey des Frauenzimmers, das ſich entſchließen würde, ſeine Frau zu werden, und wollte zugleich vernehmen, welches pretium affectionis ſie auf ihre Perſon ſetze, oder wie hoch ſie ſich an Mann zu bringen gedenke.

Hier will die Nothdurft erfordern, eins und das andere von dem Kommißionär des Delfter Negozianten beyzubringen, das auf das weſentliche der Geſchichte in der Folge keinen unbeträchtlichen Einfluß hat. Aus dieſem einleuchtenden Grunde wird es die Leſer nicht befremden, wenn nach wohlhergebrachtem Schneiderkoſtum, da, wo ſich der Bauch der Erzählung erweitert, ein Zwikkel eingeſtickt werden muß, und mithin die Relation hier eine unvermeidliche Nath bekömmt, wogegen Referent Gewähr leiſtet, daß alles das Uebrige aus dem Ganzen ſoll zugeſchnitten ſeyn.

Der Parchwitzer Korreſpondent des oft angezogenen Vetter **Kornelis**, hieß weder Schmidt, Schneider, Müller, Becker, auch nicht Wagner, Sattler, Färber, Gerber, noch minder Cellarius, Sagittarius, Piſtorius, Sartorius; oder gar Mylothrus, Artopius, Chryſurgus, Kaloſtrophus; er führte überhaupt keinen Handwerks- oder Profeßioniſtennamen, weder einen deutſchen, noch lateiniſchen oder griechiſchen, worein ſich ſo unzähliche deutſche Geſchlechte brüderlich getheilt haben, ohne das ſtammväterliche Familienhandwerk jemals zu treiben. Sein Name war ganz unſignifikativ. Dem ungeachtet macht es die Lage der Sache nothwendig, ihn nicht unter ſeinem eigenthümlichen Geſchlechtsnamen hier einzuführen, ſondern ihn unter einem ſolchen trivialen Handwerksnamen auftreten zu laſſen. Denn wenn **Wybe Feynje** hinter ein gewiſſes Geheimniß kommen ſollte, welches der Verfolg der Geſchichte enträthſeln wird: ſo könnte er den guten Mann in einen ſchweren Prozeß verwickeln, und dieſer würde alsdenn ſeinen Regreß an den Autor nehmen. Er ſoll **Erdmann Müller** heißen. Unter dieſem Inkognito wird für ſeine Sicherheit hoffentlich gnugſam geſorgt ſeyn: denn wenn das auch ſein wahrer Name wär, ſo würde er doch, nachdem er den locum domicilii verändert hat, unter all den Müllern, deren es Myriaden in Deutſchland giebt, ſchwerlich zu erfragen ſeyn.

Erdmann Müller alſo war ein Kaufmann, und zwar das Faktotum aller Handelsleute nicht nur in der kleinen Landſtadt, wo er wohnte, ſondern auch drey Meilen weit rings umher. Wenn über das Evangelium vom reichen Manne geprediget wurde, konnte ſich die chriſtliche Gemeine nicht enthalten, dieſen gerade ſo, wie ihren begüterten Mitbürger ſich zu gedenken; ob er gleich mit dem Konterfay deſſelben aus den Evangelienbüchern mit Holzſchnitten, in einem langen Barte und altſpaniſcher Tracht, nicht die geringſte Aehnlichkeit hatte. Aber darinne glich er allerdings dem paraboliſchen Praſſer, daß er alle Tage herrlich und in Freuden lebte, wiewohl ohne Abbruch ſeiner Geſchäfte. Er war vielmehr in ſeinem Beruf thätig und unermüdet, und ſo unternehmend, daß er immer hundert Projekte mit ſich herumtrug, wovon er bald das, bald jenes zur Ausführung brachte, und womit es ihm zuweilen wohl glückte; zuweilen aber auch fehl ſchlug. Da er als ein reicher Erbe die väterliche Verlaſſenſchaft antrat, und ſich in der Nothwendigkeit befand, eine Wirthin ins Haus einzuführen, ließ er die goldne Regel eines alten Griechen, den er par Renomme zu kennen zwar nicht die Ehre hatte, ſich geſagt ſeyn: paare dich mit deines Gleichen. Wer aber nach einer gewiſſen Regel ſich beweibt, der heurathet nicht allein mit den Augen, ſondern auch mit dem Verſtande. Folglich überlegte der junge Mann weislich, daß dieſe Gleichheit nicht in der Uebereinſtimmung der Gemüther, oder der Geburt und des Standes, ſondern in Maaß und Gewicht zu ſuchen ſey; daß folglich ſeine zukünftige Gattinn ihm an Vermögen gleich kommen und die Waage halten müſſe."

In der Stadt Liegnitz lebte die ſchöne Wilhelmine, eine elternloſe Waiſe, die für eine der beſten Parthien im ganzen Fürſtenthum gehalten wurde. Sie befand ſich unter der Aufſicht eines Vormundes, der die alten Griechen treflich ſtudiert hatte, und ebendaſſelbe Heurathsapophtegma nicht nur in der Grundſprache *) oft im Munde zu führen pflegte, ſondern es bey ſeiner geliebten Mündel ad praxin zu bringen eifrigſt bemühet war. Daher bewachte er ſie mit ſolcher Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, wie der Drache den Schatz in der Fabel, damit nicht Schalk Amor, durch ſeine bekannten

---

*) [illegible] Soſiadis ſeptem ſapientum conſilia.

kannten frivolen Eingriffe, in die wohlhergebrachten Gerechtſame der Eltern und Vormünder, einen ſeiner gewöhnlichen Schwänke ausgehen laſſen, und über das Herz der jungen Pflegbefohlnen anders diſponiren möchte, als es Seine Wohlweisheit der Herr Senator, nach dem Ausſpruche der ſieben Weiſen, im Sinne hatte. Schwerlich würde dem guten Manne dieſe wohlmeynende Abſicht, mit einer von den andern deutſchen Provinzialinnen gelungen ſeyn; aber in Schleſien, wo laut Vetter **Kornelis** Zeugniß, die weibliche Tugend zu Hauſe iſt, war die Sache praktikabel. **Wilhelmine** war folgſam wie ein Lamm, beugſam wie ein Rohr und lenkſam wie ein Kind am Gängelbande. Sie überließ ſich ganz der Leitung ihres Vormundes, und dieſer hatte ſie mit einer gewiſſen Simplicität auferzogen, deren Beſitz für das ſchöne Geſchlecht durchaus die wünſchenswertheſte Sache wär, und ungleich vollkommenere Gattinnen bilden würde, als die frühe Klugheit der leidigen Modeerziehung. Ihr waren viele Dinge verborgen, davon junge Frauenzimmer von ihrer Gattung gewöhnlich frühzeitig Notiz erhalten und Gebrauch zu machen pflegen. Sie wußte nicht, daß ſie ſchön, noch weniger daß ſie reich war, am wenigſten, daß ſie die Quaterne ſey, auf deren Gewinn ein ganzes Heer Kompetenten ſich geheime Hoffnung machte. Wenn ihr auch zuweilen, durch die dritte Hand, davon ein Wink gegeben wurde, achtete ſie nicht darauf und nahms für Schmeicheley, und was ihr Schönes geſagt wurde, hörte ſie mit Gleichgültigkeit an, gab fremdem Lobe nur einen apokryphiſchen Werth; wenn's aber vom Vormund kam, thats ihr wohl in der Seele, ſie maaß ſeinen Worten völligen Glauben bey, denn jedes derſelben ſtund bey ihr in kanoniſchem Anſehen. Der alte Schlaukopf hüthete ſich gleichwohl ihr etwas zu ſagen, wovon er fürchtete, der Zunder weiblicher Eitelkeit könne dadurch angefacht werden.

Dieſe mit allen Erforderniſſen dodirte Schöne, einen Mann glücklich zu machen, war es, die Herr **Erdmann Müller** bey ſeiner vorhabenden Verheurathung ins Herz geſchloſſen hatte. Seiner ſeits war er ſich aber auch bewußt, daß es ihm an keinem weſentlichen Beſtandtheile eines willkommenen Ehewerbers gebreche; er war ein Mann von Vermögen, welches doch das vornehmſte Ingrediens, einer, zur Hoffnung eines günſtigen Ausſchlags berechtigten Heurathspropoſition iſt; dabey war er von angenehmer Figur, beſaß eine gute Aufführung, und die Jahreszeit ſeines Lebens befand ſich zwiſchen Frühling und Sommer, das iſt, zwiſchen Jünglings- und Mannsalter. Unter ſo günſtigen Umſtänden hielt er es für unnöthig, zu Betreibung ſeines Gewerbes vorerſt den Schleifweg geheimer Liebe einzuſchlagen, ſondern er nahm gleich die ordentliche Landſtraße, wendete ſich geradezu an **Wilhelminens** Vormund, den Senator **Knaus**, und das war ein Wurf, der hier gerade zum Ziele traf. Dem ehrlichen Alten gefiel der Weg Rechtens, welchen der junge Freyer einſchlug, und fand ſich dadurch geſchmeichelt, daß ſein Forum reſpektirt wurde, und nicht nach dem verkehrten Gange, welchen die Heurathsangelegenheiten jetziger Zeit zu nehmen pflegen, die Präliminarien bey der untern Inſtanz bereits unterzeichnet waren, ehe ſie der obern, als ein leeres pro forma, zur Ratifikation vorgelegt wurden. Da nun über dieſes die Rathſchläge der ſieben Weiſen aus Griechenland den caſum in terminis zu begünſtigen ſchienen, und keine Spur vorhanden war, daß die drey Weiſen aus Morgenland eine entgegengeſetzte Meynung geheget hätten: ſo fand der Antrag bey ihm deſto leichtern Eingang, und erhielt ſein Fiat. Die ſittſame Pflegetochter reſignirte ihre Neigungen, Wünſche und Hoffnung, mit vollkommenem Gehorſam in den Willen und das Gutbefinden ihres Vormundes, alſo ſtund dem Glücklichen nichts im Wege, die Braut heimzuführen.

Die Vollziehung dieſer Verbindung beſtätigte zwey Erfahrungen; einmal, daß die Heurathsmaxim der ſieben Weiſen wohlgegründet ſey, da von Solons Zeiten her, bis auf dieſen Tag, die uns gleichen Verbindungen oder die Meſalliancen ſind verſchrien geweſen. Es iſt aber nicht minder eine Mißheurath, wenn ein reicher Mann ein armes Mädchen ſich ehelich beylegen läßt, als wenn die Kinder Gottes von Adel, nach den Bürgertöchtern der Menſchen ſehen, ſie freyen und ſich von ihnen freyen laſſen. Zweytens, daß die Ehen, an welchen die Prädilektion keinen Antheil nimmt, eben ſo gut, und oft glücklicher ausfallen, als die, welche die Liebe ſtiftet. Dieſe zärtliche Leidenſchaft, iſt als Leidenſchaft betrachtet, ohnehin gar nicht dazu qualifizirt, einen verbindenden Kontrakt zu ſchließen: ſie iſt ihrer Funktion nach, eigentlich nicht Stifterin, ſondern Geſellſchafterin der Ehen, wie die Venus von der Sonne. Es iſt aber im Grunde wenig daran gelegen, ob ſie unter dem Namen Luzifer derſelben voranläuft, oder als Heſperus ihr folgt; gnug, wenn ſie ſich nur in ihrem Gefolge befindet. Bey **Wilhelminens** Heurath vertrat die Liebe die Stelle des Abendſterns und folgte der Verbindung, dem ungeachtet war ſie ſo innig, ſo traulich, ſo zärtlich, daß dieſes glückliche Bündniß für den Maaßſtab, durch welchen die Meriten der ſchleſiſchen Ehen zu ermeſſen ſind, gelten kann.

Das erſte Jahrzehend dieſer glücklichen Vereinigung floß dem zärtlichen Paare dahin, wie ein heller Silberbach im Lenz, ehe noch ein Platzregen

gen von den Bergen herab ihn trübet. Doch im zweyten veränderte ſich dieſe günſtige Lage bald merklich. Der Handelsgeiſt des jungen Mannes hatte durch den Zuwachs der weiblichen Illaten einen neuen Schwung bekommen; ſeine Unternehmungen erweiterten ſich, nach Maaßgabe ſeiner Kräfte. Er beſchäftigte tauſend fleißige Hände in ſeinen Fabriken, nahm Antheil an ausländiſchen Geſchäften, machte groſe geldverſchlingende Spekulationen, wobey immer Hoffnung großen Gewinns bey der Entrepriſe im roſenfarbenen Lichte ſich zeigte, die hernach oft in Dunſt und Nebel dahin ſchwand. Sein Hauptfehler war, daß er den Handel als ein Hazardſpiel betrieb: jeder Verluſt diente ihm, wie dem unbedachtſamen Spieler, zum Köder, nur mehr zu wagen, um am Ende alles zu verliehren. Lange ſcheuete er ſich das verborgene Geſchwür zu betaſten, das er in dem Innern ſeiner Kommerzien bemerkte; als er aber die Sonde der Bilanz zur Hand nahm, machte er die traurige Entdeckung, daß bereits Lunge und Leber ſeiner ganzen Handelsverfaſſung infizirt ſey, und daß ihm kein anderes Rettungsmittel übrig bleibe, als die belobte Eſelsmilch fremden Kredits. Er nahm Gelder auf, die er anfangs ohne groſe Schwürigkeit fand: man glaubte ſein Kapital nicht ſicherer und mit mehrerm Vortheil unterbringen zu können, als in der Erdmann Müllerſchen Handlung in Parchwitz, welche bey den ſchleſiſchen Kapitaliſten, ehe ſie den Schaden Joſephs merkten, gerade in dem Kredit ſtund, wie ohnlängſt die famöſe Buchhandlung der Gelehrten bey den deutſchen Scribenten. Denn bey dieſer ließ ſich gar bequem alles unterbringen, was nur ſchwarz auf weiß war, und jene nahm verblichene und verſchlagene Münze, ſo gut wie angeörtes Pathengeld, für voll in Zahlung an. Bey einer ſo augenſcheinlichen Uebereinſtimmung ihrer innern Einrichtung, machten beyde Handlungen auch gleiche Fortüne, und nahmen, wie ihr kränkelnder Zuſtand gleich von der Wiege an befürchten ließ, den Weg des leidigen Bankerotts.

Erdmann Müller hatte noch überdieß, weil er, wie ein Schiffbrüchiger, noch bis auf den letzten Augenblick hoffte, den Strand zu gewinnen; oder zu ehrlich war, mit Vortheil zu falliren, die Unvorſichtigkeit begangen, ſein gutes biederes Weib zu überreden, einigen ungeſtümen Gläubigern mit ihrem geſammten Vermögen, als Selbſtſchuldnerin zu haften. Nichts griff ihm mehr ans Herz, da er ſahe, daß alles verlohren war, als Wilhelminens zukünftiges Schickſal, die ſich für ihn mit einer Großmuth aufgeopfert hatte, davon es kein Beyſpiel giebt: denn ſie ließ ihrem Manne, dem ſie mit eben der Anhänglichkeit beygethan war, als weiland dem Senator Vormund, die übel adminiſtrirte eheliche Vormundſchaft ſo wenig empfinden, daß ſie vielmehr, um ihn nicht zu kränken, eine philoſophiſche Gleichmüthigkeit annahm und dem bevorſtehenden Glückswechſel mit Gelaſſenheit entgegen ſahe. Aber eben das ſetzte den ganzen moraliſchen Werth des edelmüthigen Weibes bey ihm in ein deſto helleres Licht, und marterte ſein Herz mit den peinlichſten Vorwürfen.

So leicht und gemächlich der Schritt vom Mangel zum Ueberfluß ſich thun läßt, ſo ſchwer und mißlich iſt der Rücktritt, von der Staffel des Wohlſtandes zu der Stufe der Dürftigkeit herab, daß es dabey nicht leicht ohne Halsbrechen abgehet. Dem zärtern Geſchlechte koſtet, laut Zeugniß der Erfahrung, dieſer Schritt ordentlicher weiſe noch mehr Ueberwindung als dem Stärkern; wenn er aber einmal gethan iſt, ſo lehret eben die Erfahrung, daß das Weib beugſamer und geſchmeidiger iſt als der Mann, ein widriges Schickſal duldſam zu ertragen. Obgleich Freund Erdmann ſeiner Wilhelmine dieſe Standhaftigkeit in einem hohen Grade zutrauete: ſo wars ihm doch der unleidlichſte Gedanke, ſie im Elend ſchmachtend, dem Hohngelächter und dem Spott der Schadenfreude ihres Vaterlandes Preiß zu geben; denn was ihn ſelbſt betraf, ſo ſtund ſein Sinn in die weite Welt. Er fiel in eine tiefe bange Schwermuth, nahm keinen Antheil mehr an den Freuden der Welt, denen er, nach dem Urtheil derſelben, ſein Glück und Wohlſtand aufgeopfert hatte, und um die Klage der Verſchwendung mit guter Manier einzuziehen, machte er ſich kran*.

In dieſer traurigen Lage war die gutmüthige **Wilhelmine** ſeine einzige Tröſterin, wiewohl ihre ſanfte Beredtſamkeit ihm nur tiefere Wunden ins Herz grub, und nicht vermochte, ſeine trübe Melancholie zu zerſtöhren. Sie litt, nach ihrer zärtlichen Gemüthsart, außerordentlich, durch innigſte Theilnehmung an dem Kummer ihres Mannes. Zu ihrem geheimen Vergnügen bemerkte ſie eines Tages an ihm wieder eine frohe Miene, ob er gleich die Nacht in tiefer Schwermuth zugebracht hatte, und ihm kein Schlaf in die Augen gekommen war. Sein Geſicht war aufgeheitert, er ſprach in einem muntern Ton, und es ſchien ſogar, als wenn die langvermißte gute Laune in ihre alte Wohnung zurückgekehrt ſey. Sie hielt das freylich nur für eine fliegende Viſite, meynte, der unglückliche Projektmacher habe etwas ausgeklügelt, um ſeinen Fall noch eine Zeitlang aufzuhalten, und der ſchöne Traum werde bald wieder verſchwinden. Dem ungeachtet erhielt ſich dieſe muntere Gemüthsſtimmung mehrere Tage, ohne daß der Klügler der Vertrauten ſeines Herzens, das ihr ſonſt nie verſchloſſen war, das mindeſte von ſeinen vermuthbaren Entwürfen entdeckte, ob ihm gleich das Geheimniß auf den Lippen zu ſchweben ſchien. **Wilhelmine** urtheilte ganz richtig; ihr Ehefreund hatte ein neues Handelsobjekt ausgewittert, das vor der Hand zwar ſeine Finanzen nicht verbeſſern, oder die Verwirrung derſelben wieder ins Gleiche ſchieben konnte; das aber vollkommen dazu bequem ſchien, ihn aus einer noch ängſtlichern Verlegenheit zu ziehen. Dieſes Negoz betraf nichts geringeres als ſie ſelber: er gieng damit um, ſein treues liebevolles Weib zu verhandeln, weil ſich eben ein anſtändiger Käufer dazu fand, und in ſeinem Kopfe war dieſer Anſchlag bereits zur Ausführung reif. Nur lag der einzige Stein des Anſtoßes noch im Wege, ob ſie auch in eine ſolche Handelspropoſition einwilligen würde, woran der Unternehmer billig zweifelte, und das war die Urſache, warum er ſo lange zögerte, mit der Sprache herauszugehen; denn er war unſchlüßig, wie er dieſe ſonderbare Inſinuation vorſichtig und fein genug einkleiden ſollte.

Daß die Delfter Kommiſſion zu der Revolution der Mülleriſchen Laune Veranlaſſung gab, iſt wohl unſchwer von ſelbſt zu ermeſſen. Das Verlangen, für **Wilhelminen** eine anſtändige Verſorgung auszufinden, war jetzt das Ziel ſeiner Wünſche, dazu both ſich nun die ſchönſte Gelegenheit dar, und nachdem er alles reiflich erwogen hatte, ſetzte er auf die Ausführung dieſes Plans ſeine Hoffnung und Vertrauen. Einmal mußte nun die Sache zur Sprache kommen, und das geſchahe in der traulichen Bettkammer, wo es zu weitläuftigen Debatten kam, wobey Liebe und Gewiſſenhaftigkeit, Politik und Nothwendigkeit nacheinander das Wort führeten. „Wilhelmine, ſprach er, ich habe eine Bitte an dich, die du mir nicht abſchlagen darfſt.

Sie. Welche?

Er. Daß du mich von nun an für einen todten Mann anſieheſt.

Sie. Lieber Erdmann, wie kann ich das? Du lebſt ja noch.

Er. Thut nichts zur Sache. Mein Leben kann dich nicht weiter intereſſiren; Du mußt denken, ich ſey bereits geſtorben und begraben.

Sie. Darf ich fragen, aus welchem Grunde?

Er. Weil es unumgänglich nothwendig iſt, in Rückſicht deiner zukünftigen Verſorgung, frank und frey zu ſeyn.

Sie. Ich bedarf keiner andern Verſorgung, als die ich von dir erhalte, und wenn du außer Stande biſt, deinen Biſſen Brod ferner mit mir zu theilen, ſo werden ſich wohl noch andre Mittel zu meiner Erhaltung finden.

Er. Beſtes Weib, die haben ſich bereits geſunden! und ſeitdem ſich dieſe gute Ausſicht zeigt, iſt mir das Herz wieder leichter: das Glück hat mir einen Verſorger für dich angewieſen, der mein Stellvertreter in Zukunft bey dir ſeyn wird; dem ich aber alle meine Rechte an dich cediren muß.

Sie. Und das wollteſt du?

Er. Ob ich will? Muß man nicht wollen, wozu man gezwungen wird? Soll ich, wenn ich nun auswandern muß, dich im Elend hier darben laſſen? Lieber will ich ſterben, als dich unglücklich wiſſen!

Sie. Das lezte niemals. Es war eine Zeit, wo ich reich war, ohne es zu wiſſen: es wird auch eine Zeit ſeyn, wo ich arm ſeyn kann, ohne es zu empfinden.

Er. Ich aber werd es empfinden, und das wird mich quälen und mirs Herz zerreißen. Höre, wovon die Rede iſt: Ein holländiſcher Korreſpondent, ein Mann von großem Vermögen, ſchon etwas bey Jahren, hat mir Auftrag gethan, ihm eine Frau von hieſiger Landesart zuzuheurathen. Das wär eine Gelegenheit für dich; du fändeſt eine anſtändige Verſorgung, kämſt hier den Leuten aus den Augen, und ich wüßte meinen Freund nicht beſſer und redlicher zu bedienen.

Sie. Du ſcherzeſt, Erdmann! Wie wärſt du fähig, ein doppelt Bubenſtück zu begehen, deinen Freund zu betrügen, und deine Frau zu verführen, ſich an zwey Männer zu verheurathen?

Er. Gutes Weib, ich bin ja todt, — todt ſag ich dir — mauſe todt! Das iſt eben der politiſche Glaube, den ich, um allen Skrupeln vorzubeugen, von dir fordere.

Sie. Dadurch aber werden ſie nicht gehoben, wenn du etwas von mir forderſt, was gegen das Gewiſſen läuft.

Er. Poſito, wir wären geſchiedene Leute, wenn man dir nun vortheilhafte Vorſchläge zu einer anderweiten Verbindung thät, dann würde deine Gewiſſenhaftigkeit dir doch wohl geſtatten, ſie anzuhören?

Sie. In dem Falle, lieber Mann, befinden wir uns nicht, werden auch hoffentlich nicht darein kommen: alſo kann ich mich darüber auch nicht erklären.

Er. Nun wohlan! ſo ſollſt du, mit Zuſtimmung deines guten Gewiſſens, den Holländer heurathen. Ich will mich in Schanden und Laſter ſtürzen, will dich treiben und drängen, Schimpfs halber eine Eheklage gegen mich zu erheben, um dich von mir ſcheiden zu laſſen; dadurch wird deine Hand frey, und du erhälſt Macht und Gewalt, ſie zu vergeben, an wen du willſt. — Da wärs doch warlich! reine Thorheit, wenn du meinen Holländer verſchmähen wollteſt. Aber freylich, meine arme Seele haſt du alsdann auf deinem zarten Gewiſſen.“

Dieſes kräftige Argument that auf **Wilhelminen** Wirkung; ſie kannte die Entſchloſſenheit ihres Mannes, ein Projekt, das ihm einmal zu Sinne war, es ſey auf welchem Weg es wolle, durchzuſetzen, und zitterte für den Gedanken, daß er durch ihre Bedenklichkeiten aufs äuſſerſte gebracht, in offenbare Seelengefahr ſich zu ſtürzen waghalſen wollte. Alſo ſiegte ihre Gewiſſenhaftigkeit über das Gewiſſen, und da es dem ſchlauen Ehekompan gelungen war, dieſes auf gewiſſe Art zu betäuben, ſo wußte er nun mit ſolcher Beredtſamkeit ſeine Propoſition ins Licht zu ſtellen, daß die gute Frau, die nach Landesart und Sitte, mit dem Geiſt des Widerſpruchs nicht begabt war, ihren Willen in den ſeinigen zu ergeben, weiter keinen Anſtand fand.

Während daß bey Eröffnung des Konkurſes die heilſame Juſtiz ſichs angelegen ſeyn ließ, die ſämtlichen **Erdmann Müllerſchen** Effekten zu verſiegeln und zu inventiren, die Gläubiger um ihre Prioritätsjura ſtritten, und die Sachwalter in der Stille den Quotienten berechneten, der ihnen aus der beträchtlichen Maſſe nach allen Regeln des Rechts anheim fallen mußte, war der gemeinſchaftliche Schuldner geſchäftig, das Ende ſeiner kaufmänniſchen Laufbahn dadurch zu krönen, daß er das ſonderbare Negoz mit ſeinem letzten Eigenthum, das nicht gerichtlich obſignirt und in Beſchlag genommen war, zu Stande brachte. **Wilhelmine** mußte dem Maler ſitzen, der ihr Konterfey der Natur getreu ſchilderte, welches viel Aehnlichkeit mit der keuſchen **Suſanne** hatte, wenigſtens in Anſehung des Ausdrucks ſcheuer Verlegenheit, in dem kritiſchen Falle einer doppelten Herzensangelegenheit. Zu gleicher Zeit entwarf der unter vier Augen pro mortuo erklärte Ehefreund ihr ſittliches Bild ſo wahr und natürlich, daß Pinſel und Feder in Abſicht der Treue und Aufrichtigkeit, mit einander zu wetteifern ſchienen. Da er Freund **Korneils** Charakter längſt ausſtudirt hatte, und wußte, daß er ein edelmüthiger Mann war, ſo ſetzte er das Kaufpretium ſo billig an als möglich, und machte keine andere Bedingung für ſeine **Kurantin**, die angebliche junge Wittwe, die ſich entſchloſſen habe, ihr Glück mit ihm zu verſuchen, als im Fall der Sürvivance einen jährlichen Wittwengehalt von zweytauſend Gulden holländiſcher Währung; doch ganz ohnzielſetzlich dieſe Rente nach eigenem Gutbefinden zu vermehren.

Vetter Kornelis wunderte ſich, bey Empfang der Aviſe, höchlich über die prompte Expedition ſeines Korreſpondenten, erſchrack über die beygefügte Notifikation von dem Ruin ſeiner Handlung, bedauerte, daß ein ſo kluger thätiger Mann fallirt habe, und dankte dem Himmel, daß er mit ſeiner Haabſchaft bereits größtentheils im Trocknen war. Was die Hauptſache betraf, ſo war er mit der gemachten Beſtellung überaus wohl zufrieden. Das überſendete Pröbchen, Wilhelminens Portrait, gefiel ihm ungemein; er fand in allen Zügen den Ausdruck ſanfter Nachgiebigkeit, Herzensgüte und Beſcheidenheit, kein Fältchen, worinn ſich Starrſinn, Eitelkeit oder Stolz zu verbergen ſchien; auch der civile Preiß behagte ihm das, und er urtheilte daraus, daß die Heuratsakzien in Schleſien keinen hohen Cours haben müßten. Daher ſäumte er nicht, Ordre zu ſtellen, den Transport möglichſt zu beſchleunigen, und damit keine Verzögerung ſtatt finden möchte, aßignirte er eine anſehnliche Summe für Fracht und Emballage, wie er ſich mit technologiſcher Wohlredenheit ſeines Gewerbes auszudrücken beliebte.

In der Zwiſchenzeit war er darauf bedacht, zu Empfang der erwarteten Hausgenoßin alles Nöthige in Bereitſchaft zu ſtellen: ſeine Wohnung wurde von innen wie ein Putzſchrank ausgeſchmückt. Zwar verſchrieb er kein modernes Ameublement von Paris, ſondern begnügte ſich mit den ſoliden Geräthſchaften, die einmal vorhanden waren: aber die Diele, die Treppen und Fußböden der Zimmer wurden entweder glatt polirt, oder mit prächtigen Teppichen belegt, ſo daß das ganze Haus für die Füße der Gehenden und Kommenden ungangbar gemacht wurde. Selbſt der Eigenthümer wagte es nicht mehr darinne frey aus- und einzugehen, ſondern bediente ſich nebſt dem Hausgeſinde, nach dem Beyſpiel ſeiner für das Uebermaas der Reinlichkeit allzubeſorgten Landsleute, nur einer Hinterthür und einer verborgenen Treppe; außer dieſer Nothhülfe würde ihn die Reinlichkeit aus ſeinen vier Pfählen völlig vertrieben haben. Alle Sonntage machte er auf ſaubern Sandalen die Ronde durch alle Zimmer, um ſie zu lüften. Als aber ein vorwitziges Lieblingshuhn dieſe Gelegenheit benutzte, ſeinem Pfleger einsmals nachzuſchleichen, und es ſo gröblich verſahe, einen perſiſchen Teppich zu verunreinigen, verfuhr Vetter **Kornelis** gegen die Delinquentin ungleich ſtrenger, als weiland der große Jupiter gegen die an ihn abgeordnete Hundedeputation, welche aus allzugroßer Ehrfurcht das moſaiſche Pflaſter im Olympus ebenfalls beſudelte, und verurtheilte die geſiederte Favoritin ohne Gnade zum Kochtopf. Dieſe Anekdote mag zum Beweis dienen, wie ſehr dem ehrlichen

Holländer die Horizontalfläche ſeines Raritätenkaſtens am Herzen lag. Sein ganzes Sentimentalweſen war, vor Vetter Wydens Verſtoßung, in das Kleeblatt des Neffen, des Huhns und einer vorzüglichen Tulpe in ſeinem Garten gleichmäßig vertheilt, gleichwohl entriß ihm eine Thorheit den erſten, ein Naturfehler das andere; über die letztere zu ſiegen, war Wilhelminen vorbehalten.

Da ſie durch den Partagetraktat der ſämtlichen liegenden und fahrenden Haabe ihres Mannes, nichts von ihren verpfändeten Illaten rettete: ſo gieng ſie mit etwas leichterm Muthe, als bey einigem Anſchein eines Ueberbleibſels zu ihrer Kompetenz würde geſchehen ſeyn, über die vaterländiſche Gränze, unter dem Vorwand, einige weitläuftige Anverwandten im Reiche heimzuſuchen, um ihr Unterkommen da zu finden. Der quaſi defunctus hatte ſie nicht nur ſorgfältig inſtruirt, wie ſie mit Vorſicht, ohne an ſich ſelbſt Verrätherey zu begehen, jedermann nöthigenfalls Rede ſtehen ſollte, ſondern verſahe ſie auch mit Reiſepaſſen, Zeugniſſen ihres ledigen Standes und andern ſchriftlichen Urkunden und Dokumenten, alles von eigner Fabrik, und ſo ſpedirte er, unter Gottesgeleitſchaft, ſeine geweſene Ehehälfte, über Leipzig und Frankfurt, glücklich und wohlbehalten nach Holland. Ob er ſonſt noch einige Verabredungen auf gewiſſe eventuelle Fälle mit ihr nahm, davon läßt ſich, da alles unter vier Augen im Geheim verabhandelt wurde, nichts Zuverläſſiges behaupten: der Erfolg wird hier wohl der beſte Lehrmeiſter ſeyn. **Erdmann Müller** ſelbſt blieb, um allen Verdacht eines unredlichen Bankerots, auch bey Unkundigen, zu vermeiden, an Ort und Stelle, bis zu ausgemachter Sache. Sobald aber das Wrack ſeines geſcheiterten Glücks völlig zu Trümmern gegangen war, entſchwamm er dem Schiffbruch auf einer, der Sage nach, doch nicht ganz ledigen Tonne. Er geſegnete ſein Vaterland, verſchwand, und ließ nichts mehr von ſich hören.

Wilhelmine ſpielte unterdeſſen ihre Rolle zu Delft vortreflich, und vielleicht mehr aus dem Herzen als vom Blatte, das ſie auswendig gelernet hatte. Sie fand an dem ehrlichen **Kornelis** einen ſo biedern, geraden, offenen Mann, der gleich mit dem erſten Handſchlag beym Empfang, ihr ſein ganzes Zutrauen hinzugeben ſchien. Sie wurde davon innigſt gerührt, und machte ſich nicht wenig Vorwürfe, daß ſie ſich hatte bereden laſſen, das Werkzeug des Betrugs zu werden, wodurch dieſer wackere Mann, der auf Treu und Glauben ſie für das annahm, was ſie nicht war, hintergangen wurde. Aber eben dieſe Beherzigung beſtätigte deſtomehr den gefaßten Entſchluß, das ihm zugefügte Unrecht durch ihr Betragen nach Möglichkeit auszugleichen, und dieſer Entſchluß koſtete ihr wenig Ueberwindung. Nach einer gegründeten Klaßifikation der weiblichen Charaktere giebt es überhaupt nur drey Modifikationen derſelben. Einige Weiblein können ſich mit der ganzen Welt komportiren; andere nur mit dem einzigen Manne leben, den ihnen das Schickſal zugetheilet hat, und wieder andere, die Eumeniden ihres Geſchlechts, vertragen ſich mit keinem Manne, er ſey ſo zärtlich, nachgiebig und friedſam als er wolle. Ihre phlogiſtiſche Natur durchdringt Holz und Stein, verzehrt, wie mürben Zunder, das Band der Eintracht, und ſetzt, wie angezündete Schwärmer, den frömmſten Stier in Wuth. **Wilhelmine** gehörte unſtreitig zur erſten von dieſen drey Klaſſen; es lag ganz in ihrem Weſen, ſich wie eine geſellige Rebe an den nächſten Ulmbaum anzuſchlingen, der ihr Schatten gab.

Dieſe, laut Aviſo dem Freund **Kornelis** angerühmte glückliche Gemüthsgabe der verſchriebenen Ehekonſortin, fand er von Tag zu Tage mehr beſtätiget, war mit der gemachten Acquiſition vollkommen zufrieden, und da nichts im Wege ſtund, ſeine Wünſche zu verzögern, verfügte er ſich, nach Landesſitte, mit ſeiner Auserwählten aufs Rathhaus, und ließ die Ehe gerichtlich beſtätigen.

welche er drauf ohne Anſtand, unter den gewöhnlichen Kirchenformalitäten vollzog. Zu verwundern wars, daß Vetter Wyhe dieſe Gelegenheit vorbey ließ, auf Koſten des liebwerthen Oheims, das Zwerchfell des Delfter Publikums zu erſchüttern, und durch ein Epithalamium von ſeiner Art und Kunſt den eingeroſteten Minnetrieb ſeines Agnaten zu beſingen: aber er blieb diesmal ſtumm wie ein Fiſch, obgleich in der Stadt dieſe Liebeserndte im Spätjahr des Hochzeiters, der patriotiſchen Stockfiſchgilde auf der Börſe und in den Kaffeehäuſern reichen Stoff zur Unterhaltung darboth, und auf einige Tage einen völligen Stillſtand aller politiſchen Debatten bewirkte.

Vetter Kornelis hüllte ſich in den Mantel ſeiner häuslichen Zufriedenheit ein, und nahm von all den Kritteleyen nicht die geringſte Notiz. Er befand ſich in den Armen ſeiner Bettgenoſſenſchaft ſo glücklich, wie in den Vorhöfen des Himmels; nur der einzige Gedanke beunruhigte ihn, daß es mit ihm ſchon ſo ſpät am Tage ſey, und das Maas des Genuſſes aller Wahrſcheinlichkeit nach kärglich ihm zugetheilt ſeyn möchte. Wenn ſich Jahre zurückkaufen ließen, würde er gern den ſämtlichen Gewinn aus dem lukrativen Negerhandel aufgeopfert haben, um ſich der Summe der überläſtigen zu entbürden. Daher war er darauf bedacht, von jedem Tage einen guten Gebrauch zu machen und keinen ungenoſſen vorbey zulaſſen, wiewohl er bey dieſem ſcheinbaren ökonomiſchen Verfahren, doch im Grunde mit ſeinem Leben nicht recht wirthſchaftlich zu Rathe gieng.

Wilhelmine hielt treulich, was ſie ſich im Geheim, zu Abbüßung ihrer Schuld, gelobt hatte. Sie war die gefälligſte, zärtlichſte Gattin, dabey kam die Geſchmeidigkeit, ſich nach jeder Lage zu bequemen, in welche ſie das Schickſal verſetzte, ihr ſehr zu ſtatten. Ehe ein Jahr vergieng, war ſie eine meiſterhafte Ueberſetzung eines deutſchen Originals ins Holländiſche. Sie lernte die Sprache, ahmte Landesart, Sitten und Gebräuche der Provinz nach, in welche ſie war verſetzt worden, gewann ſie lieb, und das erhob ihren Werth in den Augen des patriotiſchgeſinnten Holländers dergeſtalt, daß er ganz davon entzückt wurde. Mit biederer Offenherzigkeit geſtand er ihr oftmals ein, daß unter den mancherley Handelsgeſchäften ſeines Lebens, ihm keins beſſer gelungen und mehr nach Wunſch eingeſchlagen ſey, als der Weiberhandel.

Unter den Ehegeheimniſſen, von welchen das Glück oder der Unſtern dieſer ſo wichtigen Verbindung größtentheils abhängt, befindet ſich eins, worauf gerade die wenigſten Kontrahenten achten.

Das iſt ein gewiſſes vorläufiges Ideal, welches ihnen die Phantaſie von der Art und Beſchaffenheit der zukünftigen Verbindung vorzeichnet. Gewöhnlich geht die Einbildungskraft der Freyer zu verſchwenderiſch mit den bunten Farben um, mit welchen ſie es ausmalt, und zuweilen verabſäumet ſie ganz Licht und Schatten nach einem richtigen Verhältniß darinn zu vertheilen. Denn auch die glücklichſte Ehe hat, laut Zeugniß der Erfahrung, ihren Schlagſchatten. Nothwendig ergiebt da der Erfolg ein andres Reſultat, als die frohe Erwartung vorgeſpiegelt hatte, und dieſe Täuſchung wird die unglückliche Mutter des Mißmuths, des Kaltſinns, der Sättigung, des wechſelſeitigen Ueberdruſſes, und der ganzen Litaney von Ehegebrechen, welche die Verächter dieſes wohlthätigen Inſtituts ſo oft mit muthwilliger Schadenfreude zu intoniren pflegen.

Der kaltblütige Grübler hatte das Feuer der Einbildungskraft ſchon längſt gemäßiget, es glimmte gleichſam nur noch unter der Aſche, da er den Entſchluß faßte ſich zu beweiben; er trug daher mehr Schatten als Licht in das Bild ſeiner zukünftigen Ehe, und fand ſich aufs angenehmſte getäuſcht, da er nach Vollziehung derſelben mehr Licht als Schatten darinne fand. Er forderte nichts mehr als Freundſchaft, und fand Zuneigung und Zärtlichkeit. Ihm genügte an Nachſicht und

Ertragung der mürriſchen Laune ſeines herannahenden Alters, und ſeine gutmüthige Gattin würzte mit zuvorkommender Gefälligkeit, ihr ganzes Betragen gegen ihn. Wovon er nur lallte, was ihm als ein halber Wunſch zwiſchen den Lippen ſchwebte, das vollbrachte ſie, in ſo fern es in ihr ökonomiſches Departement einſchlug, mit behender Bereitwilligkeit, ohne ſich dabey ein verdienſtliches Anſehen zu geben, oder ihre Dienſtbefliſſenheit dem werthen Ehekonſorten recht vors Auge zurücken, um damit von ihm Dank zu verdienen. Er fürchtete bey Wilhelminens Eintritt in ſein Haus, eine Dame von bon ton in Empfang genommen zu haben, die das Vergnügen und muntere Geſellſchaft liebte, und hatte ſich bereits darein ergeben, der Neigung einer artigen Frau, die nun einmal ſeinen Augen gefiel, nachzugeben; er vermuthete von ihr, daß ſie den Aufwand lieben, und daß er jede Gunſt und Liebkoſung von ihr durch ein Geſchenk würde erkaufen müſſen: das alles war ihm eigentlich zwar nicht gemüthlich; aber doch erklärte er es für ein gewöhnliches Eheſervitut und den eigentlichen ſauern Apfel, in welchen einzubeißen nur der Eheſcheue vermeiden könne. Zu ſeiner Verwunderung entdeckte er von allen dieſen Eigenſchaften keine an ſeiner Gattin. Sie lebte ſo eingezogen, als die Priorin in einem Karthäuſerkloſter, trug kein Verlangen Bekanntſchaften zu machen, Geſellſchaft in ihrem Hauſe zu ſehen, oder eine glänzende Garderobbe zu beſitzen. Gegen Schmuck und Juwelen und die reichen Geſchenke, wodurch der freygebige Ehekonſort das Band der Liebe immer feſter zu knüpfen, oder aus Dankbarkeit das gute Betragen ſeiner Ehegenoßin zu belohnen gedachte, bezeigte ſie eine gewiſſe Gleichmüthigkeit, und ſchien mehr aus Gefälligkeit als aus Gewinnſucht ſie anzunehmen.

Da Vetter **Kornelis** ſeine von Jugend auf gehegte günſtige Meynung, oder vielmehr ſein Lieblingstheorem von den ſchleſiſchen Ehen, durch eigne Erfahrung ſo herrlich beſtätiget fand, erreichte er die Abſicht vollkommen, durch eine ſo wünſchenswerthe Verbindung vor ſeinem Ende ſich noch einen frohen Tag zu machen, und vollendete das letzte Lebensluſtrum im froheſten Lebensgenuß. Mit dem Eintritt ins große Stufenjahr, das ſo viele alte Knaben mit frohem Muthe überſpringen, und dann mit neuer Hoffnung bis zur höchſten Staffel des menſchlichen Alters hinaufblicken, klopfte Freund **Heins** leiſer Finger an die Thür des glücklichſten Hausvaters in den ſieben vereinten Provinzen, und ſchlüpfte ſo leichtfüßig über den ſpiegelblanken Fußboden des Vorhauſes und der Gemächer, daß die Spur ſeines Fußtritts nichts verunreinigte, und nirgends zu bemerken war. Vorerſt meldete er ſich nur bey dem Hausbeſitzer

beſitzer durch einen ſtumpfen Huſten an; bald aber ſchüttelte er ihn durch Froſt und ſchleichend Fieber. Der **Börhaviſche** Zögling, der herbey gerufen wurde, gegen ſchweres Gold, dem Kranken Geſundheit darzuwägen, zuckte die Achſeln gar bedenklich, erkannte aus dem Symptomen den unheilbaren Marasmus, eine Krankheit, welche den Spätlingen der Liebe, die ſich mit einem jungen raſchen Weibe paaren, auf dem Fuße zu folgen pflegt. Der gute **Kornelis** vertrocknete wie ein Land, wo es im Sommer dürre wird, und ſchrumpfte zuſammen, wie der hagere Tithon, nachdem er Aurorens Bette beſchritten hatte. **Wilhelmine** war ſeine treue Pflegerin und nahm ungeſchminkten Antheil an dem beſorglichen Verluſt ihres Ehefreundes, den ſie in der Qualität als Freund, ohne Verſtellung hochſchätzte. Sie bewachte Tag und Nacht ſein Krankenlager, und war die pünktliche Vollſtreckerin aller Medizinal-Verordnungen des deſpotiſchen Arztes.

Dieſe Sorgfalt und die Aufrichtigkeit, womit ſie die Wiedergeneſung des Patientin wünſchte, bemerkte dieſer mit Vergnügen und wie er merkte, daß ſein Lebenslicht bald auslöſchen würde, machte er ſich dadurch die letzte Lebensfreude, daß er im Geheim beym Magiſtrate einen Schenkungsbrief ausfertigen ließ, mit welchem er ſeine gute Frau eines Tages unvermuthet überraſchte, wodurch ihr, nach ſeinem Tode, der Beſitz ſeines ſämmtlichen Vermögens zugeſichert wurde. Sie erſtaunte über dieſe wichtige Donation, davon ſie vorher nichts geahndet hatte; ſie rechnete nie auf etwas mehr, als die kontraktmäßig ſtipulirte Rente, und war ſo beſcheiden, lange mit ihrem Freunde, über ſeine Freygebigkeit, zu kapituliren, daß ihr der Rathsdeputirte die legale Akzeptation endlich gleichſam abnöthigen mußte. Nicht lange nachher wurde der Erblaſſer zu ſeinen Vätern verſammlet, und nachdem die gebeugte Wittwe ihr Herz durch Thränen genüglich erleichtert hatte, fand ſie mit der Zeit, in dem Bewußtſeyn über eine Tonne Goldes zu gebiethen, für den erlittenen Verluſt einen ſehr ſoliden Troſt.

Noch vor Ablauf des Trauerjahres, bewarben ſich verſchiedene Delfter Magnaten um die Bekanntſchaft der reichen Erbin, und ſelbſt diejenigen Herren, welche die exoteriſche Liebſchaft ihres Mitbürgers ehedem bey öffentlichen Gelagen und in geſchloſſenen Clubbs am meiſten bekrittelt hatten, hegten jetzt für die Sudetten Bewohnerinnen allen Reſpekt, nachdem eine aus den Töchtern dieſes Landes unter ihnen das Bürgerrecht gewonnen hatte, und adoptirten willig Vetter **Kornelis** Grundſätze, in Abſicht der ſchleſiſchen Ehen. Manchem lüſtete es, die wohldotirte Wittwe heimzuführen, es geſchahen ihr durch die Delfter

Heuraths-Mäklerinnen annehmliche Vorſchläge, welche ſie jedoch insgeſammt mit Beſcheidenheit von der Hand wieß.

Indeſſen fand ſich ein angeblicher **Kolonel** in Delft ein, der viel von ſeinen Heldenthaten in Dienſten der amerikaniſchen Staaten zu erzählen wußte, und ſteif und feſt behauptete, daß er es geweſen ſey, der den General **Bourgoyne** in die Enge getrieben und genöthiget habe, nebſt der brittiſchen Armee das Gewehr zu ſtrecken und zu kapituliren; man habe aber ſeine Verdienſte verkannt, darum habe er quittirt und ſey, aus der weſtlichen Hemiſphäre wieder nach Europa zurückgekehrt. Außer dieſer militäriſchen Windbeuteley, war der **Kolonel** ein angenehmer Mann, der viel Welt- und Menſchenkenntniß beſaß, und beſonders um die amerikaniſchen Händel, über welche damals von den Politikern inn- und außerhalb Holland heftig kontrovertirt wurde, guten Beſcheid wußte. Um deswillen war er in allen Geſellſchaften willkommen und ſein Urtheil dezidirte, wenn das Schickſal von Amerika von den Klüglern auf die politiſche Waage gelegt und gewogen wurde.

Durch einen glücklichen Zufall traf er am dritten Orte mit der Wittwe zuſammen, die zwar immer die Einſame in ihrer Wohnung machte, ſich aber doch wohlſtandeshalber nicht entbrechen konnte, die Einladungen einiger zudringlichen Nachbarinnen zuweilen anzunehmen und wiewohl nur ſelten, in einem geſellſchaftlichen Zirkel zu erſcheinen; bey einer ſolchen Gelegenheit geſchah es, daß er ihre Bekanntſchaft machte. Es ſey nun etwas wahres an der allgemeinen Sage, daß die ſimpelſte Uniform auf das ſchöne Geſchlecht überhaupt leichter einen vortheilhaften Eindruck mache, als das prächtigſte Gallakleid; oder war's Prädeſtination; oder zog der **Kolonel**, durch ſein Exteriör und ſeine ſchweizeriſche Zuthätigkeit, die Aufmerkſamkeit der reichen Wittwe auf ſich; gnug er fand Beyfall: die Senſation, die er auf ſie machte, war kein Wurf ins Waſſer, der nach einer kurzen Undulation keine weitern Spuren ſeines Daſeyns hinterläßt, ſondern ein Notabene, ein Knoten ins Schnupftuch, oder ein in die Doſe eingelegter Span, kurz ein Merkzeichen, bey dem man ſich einer Sache erinnert, die man nicht gern aus dem Gedächtniß verliehren will. Der Schweizer bemerkte dieſes Wohlwollen, und er hätte ſeinen Vortheil ſchlecht verſtehen müſſen, wenn er ſolche günſtige Adſpekten nicht hätte benutzen wollen, da ihm ein Glücksſtern in der alten Welt aufzugehen ſchien, den er in der neuen ſchwerlich über ſeinem Horizonte würde gefunden haben. Es glückte ihm in dem Tempel der holländiſchen Veſta, der allem was männlich war, ſeit Vetter

Kornelis Ableben verſchloſſen blieb, ſich einen Eingang zu verſchaffen und Zutritt im Hauſe zu gewinnen.

Auf Adlersfittichen flog das Gerücht durch die Stadt, der Amerikaner habe an der ſpröden Wittwe eine Eroberung gemacht, und werde ſie als eine Liebesbeute mit all' ihrem Reichthum davon tragen; und wie überhaupt jede Volksſage einem Schweifſtern gleicht, der in einem unermeßlichen Kraiß lügenhafter Dünſte eingehüllt, dennoch einen Kern von Wahrheit in ſich ſchließt, ſo war auch hier allerdings etwas wahres an der Sache. So unwahrſcheinlich es war, daß eine geſetzte vernünftige Frau, die ſich keine Uebereilung bisher hatte zu Schulden kommen laſſen, ſich und ihr Glück in die Hand eines herumſchweifenden Abentheurers auf Diskretion dahin geben würde: ſo entſchied dennoch der Erfolg diesmal für den unwahrſcheinlichſten Fall: Madam fand gut ihren Wittwenſtuhl zu verrücken. Während das Publikum pro und contra über das Wörtlein an? diſputirte, ließ die flinke Wittwe vermelden, daß ſie mit dem Kolonel in aller Stille ihre Eheberedung abgemacht habe; daß aber die Verbindung nicht in Delft, ſondern in ſeiner Heimath, unter den Schatten der Alpen, ſollte vollzogen werden.

Die Bedächtler ſchüttelten über dieſe Novelle den Kopf gar bedenklich: doch ſie war ihrer Sache ſehr gewiß, denn der Unbekannte war ihr bekannt genug. Wem würde ſie anders ihre Hand gereicht haben, als dem, der ſich ein ſtillſchweigendes Recht daran vorbehielt, indem er feyerlich darauf Verzicht that? Der begünſtigte Freyer war kein anderer, und konnte kein anderer ſeyn, als der quaſi defunctus, Herr **Erdmann Müller**, ſeligen Andenkens, der nach ſeines Stellvertreters Tode wieder glücklich aufgelebt war, ſeine ehelichen Gerechtſame an **Wilhelminen** reklamirte, und ſie, das Muſter aller Frauen, war auch ſo gefällig, ihm ſolche zuzugeſtehen. Wie ſich der verunglückte Kaufmann in einen rüſtigen Kriegsmann umgeformt hatte; ob er wirklich für die amerikaniſche Freyheit gefochten und Thaten verrichtet hatte, die ihm gegründeten Anſpruch auf den Cincinnatusorden hätten erwerben müſſen, das iſt eine Frage, die ſich ſchwerlich mit Gewißheit entſcheiden läßt. Das iſt keinem Zweifel unterworfen, daß er ein Patent vom Generalkongreß aufzuweiſen hatte, auch viel rühmliche Zeugniſſe ſeines militäriſchen Wohlverhaltens vom General **Waſhington** in ſeiner Brieftaſche aufbewahrte. Weil er aber, wie wir wiſſen, ein groſſes Talent in Ausfertigung ſchriftlicher Dokumente beſaß: ſo wars ein ſehr möglicher Fall, daß er ſich wohl ſelbſt patentirt hatte. Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, Kolonel Müller kurſirte unter ächten andern falſchem Stempel für voll, und niemand nahm ihn ſeiner Ehre und Würde halber in Anſpruch.

Er theilte mit Wilhelminen von neuem Glück und Wohlſtand; ſie ſetzte ein ſo umbegränztes Vertrauen in ihn, daß ſie ihm, ungeachtet der übeln Adminiſtration ihres vormaligen Vermögens, dennoch wieder die Verwaltung des neuerworbenen, in ehelicher Vormundſchaft anvertraute. Aber die Erfahrung hatte ihn endlich klug gemacht, nachdem ihm unter unzählichen mißlungenen Spekulationen, die, an welcher noch die einzige Hoffnung ſeines Glücks hieng, gelungen war, machte er keine mehr als die, im zweyten Theil ſeiner Ehe die Reputation eines guten Hausvaters wieder zu gewinnen, die er durch den erſtern verlohren hatte. Was bey dem kritiſchen Weiberhandel, den die ſtrenge Sittenrichterin die Moral, freylich ſo wenig billigen wird, als Wilhelminens Gewiſſenhaftigkeit ihn jemals gebilliget hat, ſich zu Freund Erdmanns Vortheil ſagen läßt, der ſich dem moraliſchen Richterſtuhl bey dieſer Gelegenheit ganz entzogen zu haben ſchien, das iſt, daß er aller Gemeinſchaft mit ſeiner beurlaubten Gattin ſich, bey Lebzeiten ſeines Ehevikars, entſchlug. Er beobachtete ein ſo ſtrenges Inkognito, daß ſie nicht wußte, wo er hingeſchwunden war, und wenn er ſich, während der Zeit wirklich in einer fremden Heimſphäre befand: ſo koſtete es ihm deſtoweniger Mühe und Vorſicht, ſich zu verbergen. Erſt gegen das Ende des Trauerjahres gab er ein Zeichen des Lebens von ſich, und meldete Wilhelminen ſein gutes Wohlbefinden. Da er nicht zweifelte, daß ſie noch eben die Geſinnungen für ihn hegte, die ſie in der Stunde der Trennung geäuſſert hatte: ſo legte er ihr zugleich den ganzen Plan vor, den er entworfen hatte, ſich auf eine ſchickliche Art, vor den Augen der Welt, wieder mit ihr zu vereinigen, und da die guthmüthige Wittwe dieſe Vorſchläge genehmigte, und ihn zu gleicher Zeit in den Stand ſetzte, den angenommenen Charakter zu behaupten, und unter einer anſtändigen Figur zu erſcheinen, erfolgte alles pünktlich ſo, wie verabredet war.

Zur Niederlaſſung in der Schweiz wurden bald nach den ſcheinbaren Sponſalien die nöthigen Anſtalten gemacht. Der Kolonel legte einen Theil der neuerworbenen Illaten zu Erkaufung eines Landguthes an, wo das wieder zuſammenvereinte Ehepaar in glücklicher Zufriedenheit, und auf einen ſehr anſtändigen Fuß lebt. Wilhelmine beſchäftiget ſich mit Ausübung guter Werke, wodurch ſie noch immer die Schuld, welche ſie durch die Zwiſchenheurath ihrem zarten Gewiſſen aufgebürdet hat, abzubüßen meynt; ihr Ehgemahl aber von robuſterer Sinneskonſtitution, genießt, in Anſehung dieſes Punktes, einer ungeſtöhrten Gemüthsruhe; befördert, um ſeine Thatkraft doch nicht ganz einroſten zu laſſen, die Induſtrie ſeiner Unterthanen, durch Anlegung einiger Manufakturen; wendet ſeine übrige Zeit auf ökonomiſche Verſuche im kleinen, und behauptet mit froher Ueberzeugung, daß eine Frau nach der Haustafel, das wahre ſpagyriſche Brünnlein des Hermogenes ſey, für den, der Verſtand gnug habe, aus dieſer ergiebigen Quelle zu ſchöpfen.

Uebrigens lebt das Müllerſche Paar in kinderloſer Ehe. Bey ihrer vernünftigen ökonomiſchen Einrichtung ſteht nicht zu vermuthen, daß ſie bey Leibes Leben die reiche holländiſche Erbſchaft aufzehren werden. Das mag für Vetter Wyben Wink und Fingerzeig ſeyn, allenfalls ſein Heil zu verſuchen, die gutmüthige Tante, bello modo, zu einer teſtamentariſchen Verfügung zu ſeinem Vortheil zu diſponiren: denn im Weg Rechtens dürfte wohl wenig erſprießliches für ihn zu erlangen ſeyn. Um es an behöriger Nachweiſung nicht ermangeln zu laſſen, wo für den Delfter Jaſon das güldne Vließ der zu hoffenden Erbſchaft aufbewahret wird, dient zur freundlichen Nachricht, daß Frau Tante in einem Schloſſe von etwas gothiſcher Bauart reſidirt, deſſen Wahrzeichen ein Sonnenzeiger über dem Portal iſt, der bey Sonnenſchein die Stunden richtig nachweiſt, wenn die Schlaguhr, nach dem ſonderbaren Regulativ der Hauptſtadt *), die nur um einen Feldweges von dem Landſitze entfernt iſt, immer der wahren Zeit um eine Stunde zuvorläuft.

Wenn Vetter **Wybe** gerade auf dieſen Glückshaven zuſteuret, ſo kann er nicht irren, und die Mühe, den Aufenthalt der Erbnehmerin ſeines Oheims auszuforſchen, wird ſich ohne Zweifel nach Verhältniß ſeines Betragens, entweder durch ein Legat oder durch eine Baſtonade bezahlt machen.

---

*) Davon weis ich gute Auskunft zu geben, ſpricht und ſetzt zugleich hier der Setzer. Das iſt die Stadt Baſel in der Schweiz, hab' ehedem daſelbſt konditionirt und beſinne mich noch wohl, daß es dort eins ſchlägt, wenns zwölfe ſchlagen ſoll. Die Basler ſind ſo hartnäckig auf dieſen Zeitirrthum erpicht, daß allezeit, ſo oft im groſſen Rath vorgeſchlagen wurde, die Stadtuhr richtig zu ſtellen, der Vorſchlag durchfiel. Wirklich glaubte das Volk ſeine Freyheit in Gefahr, wenn ihre Uhren mit denen in der übrigen Welt unter gleichem Meridian übereinſtimmen ſollten.

IV.

Elias Walther — nicht der Minneſinger Walther von der Vogelweide — ſondern vielleicht einer ſeiner ſpäten Nachkommen; aber zuverläßig ein Anherr des überall bekannten **Gottfried Walthers**, zünftigen Tiſchers und Schreinermeiſters aus dem Städtchen Erlenburg, in Schwabenland, dem die Exiſtens dieſes Enkels leider gar theuer zu ſtehen kam, lebte im aufblühenden Lenz des gegenwärtigen, auf der Grube gehenden Jahrhunderts, und niemand würde wiſſen, daß er jemals gelebt hat, wenn nicht der Enkel den Grüblern Gelegenheit gegeben hätte, die Familien-Dokumente umzuſtöhren, woraus ſich denn ergiebt, daß die Lebensläufe des Walther'ſchen Geſchlechts in aufſteigender Linie ungleich intereſſanter ſind, als in der abſteigenden. Dem Enkel hat's unter tauſenden ſeiner unbekannten Zunftgenoſſen geglückt, einen Biographen zu finden,

den, der ſeinen Namen der Vergeſſenheit zu entreiſſen bemüht geweſen iſt. Wär's nicht unverzeihlich, wenn die großväterlichen Denkwürdigkeiten, die ungleich ſonderbarer ſind, als die des Enkels, in ewiger Dunkelheit ſollten vergraben bleiben? Für einer ſolchen hiſtoriſchen Ungerechtigkeit wird dieſe authentiſche Relation ſeiner Geſchichte, den guten Mann, Gott hab ihn ſelig, hoffentlich nun wohl bewahren.

Elias Walther war der Sohn eines ehrlichen Bürgers und Handwerkers im Städtchen Erlenburg. Weil ihn ſein Rektor für einen fähigen Kopf hielt, folgte er der Schule und war Vorhabens, durch Erwerbung des gelehrten Adels ſich empor zu ſchwingen. Seine väterliche Verlaſſenſchaft reichte gerade zu, den Aufwand ſeiner Studien in Leipzig damit zu beſtreiten, wo er ſich auf die Rechtsgelahrheit legte. Am Ende dieſer akademiſchen Laufbahn fand er ſein Erbgut bis auf die lezte Drachme aufgezehrt; dem ungeachtet hatte er nicht Luſt, den Aufenthalt in der geliebten Lindenſtadt mit ſeiner triſten Heimath zu vertauſchen, blieb in Leipzig wohnhaft, als privatiſirender Gelehrter, oder wie ſich dieſe Herren jezt betitteln laſſen: als homme de lettres; wiewohl dieſe Art von litterariſcher Chevalerie, die im Solde der Buchhändler heutiges Tages ganz gemächlich lebt, damals noch gar ſchlechte Figur machte, und wenn alles zu Glücke gieng, das iſt, wenn der gelehrte Independent als Gelegenheitsdichter, Korrektor in einer Druckerey und Handlanger in einer Ueberſetzungsfabrik ſich brauchen ließ, ihren Mann doch nur dürftig nährte. Allein **Elias Walther** hatte andere Hülfsquellen zu ſeiner fernern Subſiſtenz ausgeſpähet. Er war ein flinker rüſtiger Geſell, der bey vollem Genuß einer blühenden Geſundheit, in ſeiner Geſichts- und Körperform viel phyſionomiſche Empfehlungen hatte, und von mancher üppichen Schöne mit verſtohlnen Blicken beäugelt wurde.

Nicht immer waren die Dryaden der Leipziger Linden im Rufe der ſtrengen weiblichen Tugend, die in unſern Tagen das Erbe und Eigenthum der Einwohnerinnen dieſer ſittſamen Handelsſtadt geworden zu ſeyn ſcheinet. Es war eine Zeit, wo die Minneſöldner daſelbſt Fortüne machten, und die Stipendiaten verbuhlter Matronen, der Sage nach, anſehnliche Renten zogen. Dieſe Sage war zu **Elias Walthers** Zeiten nicht bloße Läſterchronik: er ſelbſt war ein redender Beweis davon, daß ſich die Sache wirklich ſo verhielt. Verſchiedene von ſeinen Liebeskunden ſteuerten ihm reichlich, daß er, ohne für den andern Morgen zu ſorgen, gemächlich lebte, und Geld vollauf hatte. Vor allen Liebſchaften zeichnete ſich eine gewiſſe Madam **Fricatelli**, welche ihm mit verzüglicher

Huld beygethan war, in Anſehung der Freygebigkeit aus. Ungeachtet ihres wälſchen Namens ſtammte ſie aus deutſchem Blute, und war in Leipzig gebohren und gezogen; hatte ſich aber an einen Ausländer verheurathet, der in einem Italiänerkeller ſein Weſen trieb, und durch dieſes Gewerbe in der Schwedenzeit zu anſehnlichem Vermögen gekommen war. Dieſe Fremdlinge liebten den Wein, den ſie jedoch nicht anders als gezuckert zu trinken pflegten. Weil ſie nun die innere Güte nicht prüften, ſondern ſich nur an der Süßigkeit begnügten, ſo verkaufte ihnen Signor Fricatelli, unter den Auſpizien der Zuckerſchaale, Meißner Landwein für eitel Hochheimer, und gewann damit zent pro zent. Ob er gleich nach ſeinem Vermögen ſtattlicher hätte leben können, blieb er doch ein Kellerwurm ſein Lebtag, bediente daſelbſt ſeine Gäſte, lebte mehr unter als über der Erde, und nahm an den Begebenheiten der Oberwelt wenig Antheil. Seine Frau hingegen machte die große Dame, und herrſchte in den obern Regionen des Hauſes mit unbeſchränkter Freyheit. In den erſtern Jahren der Ehe hatte der Magnetismus der Liebe noch die Kraft, den Kellerunken bisweilen aus den unterirdiſchen Gewölben hervor ans Tageslicht zu ziehen: er koſte und liebkoſte in unbelauſchter Einſamkeit, manche trauliche Stunde mit der geliebten Ehehälfte hinweg, machte ſie mit den Sitten und Gebräuchen ſeines Vaterlandes bekannt, und berührte bey dieſer Gelegenheit unter andern auch die Cocagna und das Cizisbeat. Jene tumultuariſche Feyerlichkeit war ſeine Lieblingsmaterie, davon er gern ſprach; das letztere war die ihrige, wovon ſie gern hörte. Sie brachte ihn immer wieder auf dieſes Kapitel, und approfondirte die Sache ſo genau, daß ſie ſelbſt Belieben fand, einen Verſuch zu machen, ob ſie auch auf deutſchen Grund und Boden praktikabel ſey. Der Erfolg belehrte ſie, daß weder Klima noch Landesſitte einen Unterſchied mache, und daß das Cizisbeat, wie das Lotto, eine Pflanze ſey, die in Deutſchland ſo leicht als in Genua anwurzele. Da ſie einmal an dieſer Gattung von Männertauſch-Geſchmack gefunden hatte, ließ ſie den Artikel der Cizisbeen in ihrem Hauſe nicht wieder ausgehen, und verſahe ſich immer reichlich damit. Sie liebte die Abwechſelung, und weil ſie in der Wahl eben nicht diffizil war, ſo gerieth ſie nie in Verlegenheit, wenn ſie einen Liebhaber verlohr oder verabſchiedete; denn ſie hatte jederzeit einen Coadjutor in Petto, der bey eintretender Vakanz die erledigte Pfründe in Beſitz nahm.

Seit geraumer Zeit hatte das kokette Weib den Erlenburger Endymion bereits ins Auge gefaßt, und ihm in Geheim die Expektanz auf ihre Liebſchaft verliehen; ſie fand durch eine Unterhändlerin bald Gelegenheit, ihn von dieſen Abſichten einen Wink zu geben, und da er die Buhlerey als einen berufsmäßigen Nahrungszweig betrieb, auch bey dieſer neuen Emplette ſehr gut ſeine Rechnung zu finden vermeynte: ſo ſtund nichts im Wege, den entworfenen Minnetraktat abzuſchließen, als der zeitige Innhaber des Herzens und der Börſe der verſchwenderiſchen Frau, welcher Stein des Anſtoßes doch gar bald auf die Seite geräumt wurde. Beyde Partheyen waren mit einander vollkommen zufrieden: er mit ihren Spenden, und ſie mit ſeinen Talenten. Vorher glich ihre Liebe einem Lohfeuer, das ſchnell und heftig auflodert, aber auch bald wieder verliſcht: er verſtund das Geheimniß, die wankelmüthigſte Lais zu fixiren, und gewann in der Folge in dem Herzen ſeiner Inamorata immer mehr Terrain. Durch ihre Geſchenke wurde er in den Stand geſetzt, als ein Stutzer ſich zu kleiden und viel Aufwand zu machen; ihre Hände waren ſelbſt geſchäftig, ſeinen Putz, in ſo fern er von der Nadel abhieng, in Stickerey und Nätherey zu beſorgen. Geſtickte Weſten und künſtlich durchbrochne Manſchetten hatte ſie unaufhörlich für ihn in Arbeit. Doch ließ ſie es nicht dabey bewenden, ſeine äußere Hülſe nur zu verſchönern; ſie war nicht minder darauf bedacht, den innern Kern auf gewiſſe Art zu veredeln. Bisher hatte er nur geheimen Zutritt bey ihr gehabt; ſie wünſchte aber in der Folge, als Freund vom

Hauſe ihn öffentlich zu introduziren, und da war ein ſimpler Student, wenn er gleich abſolvirt hatte, doch nicht recht Aſſamblee fähig. Darum ließ ſie ihn zum Licentiaten ſtempeln, und würde ihm auch den Doktorhut haben aufſetzen laſſen, wenn nicht ein unverſehener Zufall dieſes Vorhaben vereitelt hätte.

Licentiat **Walther** glänzte nun als eine graduirte Perſon in allen Geſellſchaften, vorzüglich an dem kleinen Hofe der Madam **Fricatelli**. Er verwaltete bey ihr ſein Cizisbeat jetzt öffentlich, begleitete ſie ins Conzert, führte ſie zur Meßzeit in die damals übliche deutſche Oper, machte Luſtparthien mit ihr aufs Land, und regalirte ſie bisweilen in Apels Garten mit einem ſplendiden Frühſtück. Alles das geſchahe mit Vorwiſſen und Genehmigung des nachſichtigen Ehekonſorten, der ſeinen Nationalcharakter ganz zu verläugnen ſchien, und ſeine Frau nach ihrer Art leben ließ, da ſie ihn, nach der ſeinigen zu leben, nicht hinderte, und ihm den Genuß ſeiner Kellerfreuden ungeſtöhrt geſtattete, wo er mit gewohnten Kunden die Abendſtunden vergnügt zubrachte, indeß der Licentiat ihr die Zeit zu kürzen gleichfalls nicht ermangelte. Der Vorwand dieſer Abendbeſuche war ein Triktrak oder auch eine Schachparthie. Wenn aber Geſellſchaft da war, oder ſonſt ein Hinderniß vorfiel, welches die trauliche

liche Zuſammenkunft ſtöhrte, beſuchte der Hausfreund den Keller, geſellte ſich zu den übrigen Weinkunden und verzehrte manchen ſchönen Thaler Geld; denn er führte auch ſeine Freunde dahin, die er mit den ausgeſuchteſten Leckereyen bewirthete und ſie zechfrey hielt.

An dieſem Zuwachs von Kundſchaft ergötzte ſich der Kellerbewindhaber von Grund ſeines Herzens; er nahm den Licentiaten, der ſtets munter und bey guter Laune war, auch überdies prompt zahlte, immer mehr in Affektion, zählte ihn unter ſeine intimſten Freunde, worunter er in gewiſſem Verſtande mit Recht gehörte *); hegte auch von ſeinen Wiſſenſchaften eine ſo günſtige Meynung, daß er ſich über die Blindheit der Juriſtenfakultät nicht gnugſam verwundern konnte, die einen ſolchen Gelehrten bisher überſehen, und noch bey keiner erledigten Profeſſur in Vorſchlag gebracht hatte. Es kann ſeyn, daß an dieſer günſtigen Meynung der Eigennutz einigen Antheil hatte. Der gute wälſche Mann dachte freylich nicht, daß der Gewinn, den er von ſeinem lieben Freunde zog, ein Bächlein ſey, das aus ſeiner eignen Quelle rieſelte, und daß, ſeitdem dieſer im Hauſe accreditirt war, ſein Geld einen

ſo

---

*) Nach dem Sprüchwort: amicorum omnia ſunt communia.

ſo wunderbaren Kreislauf nehme, als nach der Entdeckung des Harvey das Blut im thieriſchen Körper, aus der Kaſſe in den Keller, und aus dem Keller in die Kaſſe zirkulire.

Zwey Jahre dauerte dieſes Freudenleben ununterbrochen fort: allein verpönte Liebe hat immer das Schickſal, daß ſie über lang oder kurz ein betrübtes Ende nimmt. Madam Fricatelli war eben im Begriff, ihren lieben Getreuen auf die höchſte Staffel der Rechtsgelahrheit, zur Belohnung ſeiner Verdienſte, zu erheben; ſie hatte ihm bereits die Promotionskoſten in den Hut gezählt, als durch einen ſonderbaren Unſtern dieſer Plan und die ſchönſte Intrike ihres Lebens geſtöhret wurde. Sie war eines Abends mit ihrem Hausfreunde in einer intereſſanten Schachparthie begriffen, und weil ſie ſich vermuthlich nicht wohlauf befand, wurde das Spiel aus dem Beſuchzimmer in die Bettkammer verlegt, wo beyde Intereſſenten ſich herrlich amüſirten. Zufälligerweiſe wurde deſſelben Tages im Keller früher Feyerabend als gewöhnlich. Mit großer Beſtürzung hörte Signora ihren legalen Schlafgenoſſen die Treppe heraufkeuchen, und verkündigte dem trauten Geſellſchafter, der eben im Begriff war, der Königin Schach zu bieten, dieſe ſchlimme Bothſchaft. Er war vor Kleinmuth und Schrecken ganz außer ſich, und wußte weder Rath noch

Hülfe. Zur Flucht durch eine Hinterthür war keine Gelegenheit; ſich unter das Bette zu verbergen, weder Raum noch Zeit; kein gefälliger Kleiderſchrank bot ſeinen hohlen Rumpf zum Aſyl der bedrängten Liebe an. Madam hatte Urſach, ihren Mann zu ſchonen und ſich, um der Zukunft willen, nicht bey ihm in Mißkredit zu ſetzen; daher bezeigte ſie wenig Luſt, den Verſuch abzuwarten, ob ſeine ſchlafende Eiferſucht erwachen, oder ob er Lebensart gnug haben würde, ihr eine kleine Untreue des Herzens zu verzeihen, wenn ſie ſich auf der That erfinden ließ, und fand es ungleich vernünftiger, allenfalls einen Liebhaber aufzuopfern, als ihre Liebeley. Sie war eine reſolute Frau, und bedachte ſich keinen Augenblick, dem verzagten Hausfreund den Vorſchlag zu thun, ſich zu einer freywilligen Defeneſtration zu entſchließen. Flugs warf ſie ſeinen Hut und Stock und einige Kleidungsſtücke, die er abgelegt hatte, aus dem Fenſter, und da dieſe insgeſamt unbeſchädigt unten auf dem Steinpflaſter anlangten, ermahnte ſie ihn, ſeinen Effekten unverzüglich zu folgen. Dem guten Licentiaten ſchwindelte für der halsbrechenden Luftreiſe, mit welcher es zu damaligen Zeiten allerdings mehr zu ſagen hatte, als heutiges Tages, wo die Blanchard'ſche Erfindung des Fallſchirms einen Liebhaber, der entdeckt zu werden ſich ſcheut, eine ſichere Paſſage zum Fenſter hinaus gewähret.

Noth bricht Eiſen; den Furchtſamen macht die Gefahr beherzt. Schon hatten der Pantoffelgang des heranſchreitenden Hausregenten und deſſen zu fürchtende Rache auf der einen Seite; auf der andern die Bitten und Thränen des angſtvollen Weibes, ſie nicht unglücklich zu machen, dem Unentſchloſſenen determinirt, den Sprung zu wagen. Er ſetzte bereits den Fuß in Fenſterkaſten; doch da er herab auf die Straße blickte, ſchauderte er zurück vor der grauſenden Höhe. Die Haare ſtunden ihm zu Berge, und es war ihm nicht anders zu Muthe, als wenn er im alten Rom, als ein Miſſethater, vom Tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt werden ſollte: „Ach Madame, das geht nicht, ſeufzete er mit bebenden Lippen, da brech ich ſicher den Hals.“ Nur friſch gewagt und unverzagt, lieber Licentiat, ſprach ſie, um ihm Muth zu machen, ’s hat keine Gefahr. Hurtig! hurtig. Augenblicks ſchlug die anſtellige Frau ein langes Handtuch um das Stuhlbein von ihres Mannes Schlafſtuhl, ſetzte ſich darein, um ihn zu beſchweren, und an dieſen Seilen der Liebe geleitet, wagte der zagende Paladin die Luftreiſe zum Fenſter hinaus. Allein die Statur war zu kurz! So ſehr er ſich auch ſtreckte und dehnte, muſte er dennoch einen Raum von fünf Ellen durch die freye Luft wandern, ehe er der mütterlichen Erde in den Schoos fiel, welches ſo unſanft geſchahe, daß er alle Knochen zuſammenſtauchte, und ihm die Ribben krachten. Dabey bekam er im Fallen eine heftige Kontuſion am Kopfe, die ihn ganz betäubte, doch kehrte die Beſinnungskraft bald wieder zurück; er raffte die Vorläufer ſeiner Niederfahrt zuſammen, und taumelte, am ganzen Leibe geradebrecht, die Straße hinab in ſein Quartier.

Eben hatte er den Fuß, oder vielmehr den Kopf auf die Erde geſetzt, denn es iſt ſchwer zu ſagen, welches von beyden Extremen des Körpers zuerſt daſelbſt anlangte, als Herr Fr catelli in ſein Schlafgemach eintrat, der zum Glück mit Abſchließung der Thüren einiger Vorzimmer, und Vorſchiebung der Nachtriegel ſeine Ankunft verzögert hatte, daß alles Nöthige verabhandelt werden konnte, ohne Verdacht zu erwecken. Mit der unbefangenſten Gebehrde einer Lukretie, empfieng ihn die Ungetreue; ſie ſchien vergnügt zu ſeyn, daß er früher als gewöhnlich den Keller geſchloſſen habe. Ihrem Vorgeben nach war ſie der Ruhe benöthiget, klagte über Zahnſchmerzen und entſchuldigte, daß das Bette in einiger Unordnung ſich befände, worein ſie ſchon Beſitz genommen gehabt: aber der wehe Zahn habe ſie wieder daraus vertrieben. Der ſchlaftrunkene Ehegeſpan, der ſich noch überdies in ſeinem Kopfe mit einer Kellerrechnung herumſchlug, wähnte nichts von der Scene, die ſeine zu frühe Ankunft geſtöhret hatte, und da die verſchwiegenen vier Wände auch nichts verriethen, legte er ſich in großer Gemüthsruhe ſchlafen, und der Hausfriede wurde durch dieſen Vorfall nicht unterbrochen.

Der Aeronaut war allein der leidende Theil bey dieſer Begebenheit; Angſt und Schrecken, und die ſchwerfällige Niederlaſſung auf das harte Leipziger Pflaſter, hatten ſein Blut in ſolche Wallung geſetzt, daß er in ein ſchweres Fieber fiel, welches ihm Mark und Bein ausſog, ſo daß ſein Arzt ihn völlig aufgab. Dennoch ſiegte Jugend und eine ſtarke Leibeskonſtitution endlich über die Macht der Krankheit: aber ſeine Geſtalt war verfallen, die Roſen ſeiner Wangen abgeblüht; er glich einem lebendigen Beingerippe. Das waren nicht die beſten Ausſichten für den Nahrungszweig, welchen er im geſunden Zuſtande mit ſo gutem Fortgange kultivirt hatte. Alle ſeine Liebſchaften wurden abtrünnig; denn bey ſinnlichem Liebesverein präſidirt die Göttin der Geſundheit, und ohne ihren Beyſtand verſiegt der buhleriſche Minnetrieb, wie eine Hungerquelle im dürren Sommer. Selbſt ſeine Huldgöttin, für die er doch im Grunde den gefahrvollen Luftſprung gewagt hatte, wurde ihm ungetreu. Die ſolitare Lebensart, während der Krankheit des Hausfreundes, war ihr unerträglich; da er nun ſeiner Funktion nicht gehörig vorſtehen konnte, ſahe ſie die Stelle für erledigt an, und beſetzte ſie anderweit mit einem tüchtigen Subjekt.

Der Patient erholte ſich indeſſen in ſo weit wieder, daß er das Bette verlaſſen und der freyen Luft genießen konnte: aber den frohen Muth und die elaſtiſche Federkraft der Nerven, welche die Seele zur Heiterkeit ſtimmt, konnten Chinarinde und Quaſia ihm nicht wieder geben. Er nahm keinen Antheil an den Freuden des Lebens, war trübſinnig und mißmüthig, und die hypochondriſchen Launen arteten zuletzt in eine tiefe Schwermuth aus. Dieſe Melancholie war nicht ſowohl eine Folge der Krankheit, als der bey der Defeneſtrations-Geſchichte empfangenen Kontuſion am Kopfe. Es ſchien, daß an dem Trieb- und Räderwerk des körperlichen Mechaniſmus etwas verrückt und verſchoben ſey, wodurch die Seele verhindert wurde, eine reine Modulation ihrer Operationen hervorzubringen. Der Arzt befürchtete eine völlige Verwirrung des Verſtandes, ob ihm gleich die wahre Urſache dieſer Verirrungen des Geiſtes ſeines Pfleglings ein Geheimniß blieb. Er erklärte dieſe periodiſchen Zufälle für unheilbare Nervenſchwäche, rieth als ein Palliativ häufige Bewegung, Leibespflege und geſellſchaftlichen Umgang an. Allein der Patient wankte kraftlos bey jedem Schritte, lebte kärglich als ein Knauſer, da ihm alle weibliche Penſionen eingezogen waren, und zehrte von ſeinen Promotionsgeldern, die er noch in Salvo hatte; er war dabey ſo menſchenſcheu, daß ihm ſein eigener Schatten irrte. Dem ungeachtet erholte er ſich, nach Verlauf einiger Zeit, an körperlichen Kräften, und befolgte wenigſtens den Rath des Arztes, oft in den Lindengängen um die Stadt einen Spaziergang zu machen.

Zu Anfang der Herbſtmeſſe lockte ihn eines Tages die günſtige Witterung hinaus ins Roſenthal. Unterweges geſellte ſich ein andrer Spaziergänger zu ihm, der eben den Weg nahm und ſich mit ihm in ein Geſpräch einließ, welchem der Myſanthrop nicht ausweichen konnte. Der Unbekannte ſchien ein gar reputirlicher Mann zu ſeyn; er trug ein ſauberes rothſcharlachnes Kleid, und die Knotenperucke wälzte ſchwere pechſchwarze Locken über die breiten Schultern herab. Die Augen lagen ihm etwas tief im Kopfe, waren dennoch feuerreich und bewegſam; auf der Stirne zeichnete ſich feyerlicher Ernſt in zwo perpendikularen Furchen, zwiſchen den dichten Augbraunen, und die römiſche Naſe glühete nebſt den Wangen, wie die küpferne Sonnenſcheibe durch die Abenddünſte der Atmoſphäre. Er ſchien den Hypochondriſten zu kennen, ob er dieſem gleich unbekannt war. „Wie gehts mit der Geſundheit, Herr Licentiat? frug er im traulichen Ton, — noch immer nicht beſſer?

Walther. Ach mein Herr! bey mir iſt an keine Beſſerung zu gedenken; ich bin zufrieden, wenn's nur nicht ſchlimmer wird.

Der Fremde. Das thut mir leid! Sie müſſen indeſſen die Hoffnung zu Ihrer Geneſung nicht ſinken laſſen.

Walther. Die Hoffnung iſt gar ein ſchwerer Stab, wenn ſich ein Kranker drauf ſteuren ſoll: ſie hat mich ſchon zu oft betrogen.

Der Unbekannte. Faſſen Sie Muth, Sie ſind ein junger Mann; noch iſt nichts verlohren.

Walther. So? meynen Sie? Ich fühle gleichwohl den Verluſt meiner Geſundheit nur allzuſehr.

Der Unbek. Dieſer Verluſt iſt noch zu erſetzen. — Hören Sie 'mal, ſind Sie wohl geneigt, guten Rath anzunehmen?

Walther. Guten Rath? Warum das nicht? Guten Rath nehm ich jederzeit mit Dank an.

Der Unbek. Wohlgeſprochen! Thun Sie, was ich Ihnen ſage: den Plunder von Medizin, die Ihnen Ihr Arzt verſchrieben hat, werfen Sie getroſt zum Fenſter hinaus.

Walther, (dem bey dem Wort Fenſter ſein Raptus ankommt, wild und aufgebracht). Wie?

Was? Zum Fenſter hinaus? Wiſſen Sie, Herr, was das ſagen will: zum Fenſter hinaus? darüber verſteh ich keinen Spas! — — Verflucht und vermaledeyt iſt der, der mich an das zum Fenſterhinauswerfen erinnert.

Der Unbekannte. Ey, Herr Licentiat, ereifern Sie ſich nicht! Ich will ja damit nichts anders ſagen, als daß Sie Ihre bisherige Medizin bey Seite ſetzen ſollen, die Ihnen zu nichts hilft.

Walther, (der ſich begreift). Das iſt was anders! Das konnten Sie mir gleich mit deutlichen Worten ſagen, ohne das fatale zum Fenſterhinauswerfen dabey zu erwähnen.

Der Unbek. Ich wußte nicht, daß Sie dieſes Wort beleidigen würde; doch ich habe Ihnen meine Meynung erklärt. Sagen Sie mir, ob Sie meinen Rath befolgen wollen.

W. Wenn Sie mir eine wirkſamere Arzney vorzuſchlagen wiſſen, allerdings; wenn Sie aber dadurch zu verſtehen geben wollen, daß meine Krankheit unheilbar, und für den Tod kein Kraut gewachſen ſey: ſo will ich lieber methodice an dem Arzt ſterben, als an der Krankheit.

Der Unbek. Sehr vernünftig! doch dahin wars nicht gemeynt. Sie ſollen nicht ſterben. Es iſt allerdings für den Tod ein Kraut gewachſen,

ſen, das hier in dieſem Lebenselixier quinteſſenzirt iſt. Wollen Sie einen Verſuch damit machen, ſo ſtehet Ihnen dies Glas zu Befehl. Es iſt ein ſicheres und gelindes, von Sr. Römiſch-Kaiſerl. Majeſtät allergnädigſt privilegirtes Mittel wider die Hypochondrie.

W. Mit dieſem einzigen Glaſe wollen Sie mich kuriren? Ich habe ganze Eymer Ptiſane ausgeleert, bey Pfunden Rhabarber und China verſchlungen, ohne die geringſte Wirkung davon zu verſpüren; wie ſollte ein Mundvoll von dieſem Elixier das Wunder thun und mich geſund machen?

Der Unbek. Verlaſſen Sie ſich aufs Wort, das Wunder wird geſchehen! Empfinden Sie nicht eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit, kurzen Athem, kützelnden Huſten, Schwindel, Ekel, Beklemmungen unter der Herzgrube, Klopfen oder Schmerzen unter den kurzen Ribben?

W. Ach ja wohl! Mit dem allen bin ich leider geplagt!

Der Unbek. Merken Sie auch wohl zuweilen ein ſaures oder faules, bittres Aufſtoßen, Blähungen, verſtopften Leib, Reiz zum Stuhlgang, und ſehen nicht die Exkremente wie die von den Schaafen aus?

W. Ueber den letzten Punkt weis ich Ihnen keine Auskunft zu geben: aber Sie haben alle übrigen Symptomen meiner Krankheit genennt, daß ich ſie ſelbſt nicht genauer anzugeben wüßte.

Der Unbekannte. Glauben Sie mir, alles das wird mein Arkanum aus der Wurzel heben, und Ihr Uebel wird gleich einem Schatten an der Wand verſchwinden.

W. Was zahlt man für das Glas?

Der Unbek. Ich diene meinem Nächſten ohne Eigennutz und mache Ihnen ein Geſchenk damit, unter dem Beding, wenn das Heilmittel anſchlägt, daß Sie mir ein ſchriftlich Zeugniß von der Wirkſamkeit deſſelben ertheilen, und ſich verbindlich machen, gewiſſen diätetiſchen Vorſchriften, die ich Ihnen für die Zukunft mittheilen werde, genau nachzuleben: ich ſuche Ehre und kein Geld bey meinen Kuren. Auf den Montag in der Zahlwoche treffen wir uns hier nochmalen, um die nämliche Stunde, da ſollen Sie mirs wieder ſagen, daß mein Elixier Wunder gethan hat.“

Licentiat **Walther**, der den wohlmeynenden zudringlichen Mann nicht anders los werden konnte, verſprach von ſeiner Tinktur Gebrauch zu machen, ob er wohl im Grunde wenig Vertrauen dazu hegte; denn er hielt den Rothrock für einen Stor-

Quacker und Wurmdoktor, welches ſein äußerliches Anſehen zu beſtätigen ſchien, und glaubte ſich dunkel zu erinnern, daß er ihn auf einer Bude vor dem Peterſthore habe ausſtehen ſehen. Er verfiel auf dem Heimwege wieder auf ſeine chimäriſchen Ideen, vergaß darüber die ganze Unterredung mit dem Unbekannten, und dachte nicht mehr daran.

Nach einigen Tagen fand er von ungefähr das Arzneyglas in der Taſche, öffnete es aus Neugierde, prüfte den darinn verwahrten Liquor durch Geruch und Geſchmack, und da derſelbe ihm geiſtig und wirkſam ſchien, nahm er einen kleinen Schluck davon, in der Meynung, wenns nichts hülfe, würd's auch nicht viel ſchaden. Wider Vermuthen fand er ſich ſo wohl darauf, daß er Vertrauen zu der Tinktur gewann, und ſie kurmäßig gebrauchte. Sie bewies in der That eine wunderbare Wirkung: Balſam der Geſundheit floß mit ihr durch Herz und Adern, die bleiche Todtenfarbe wich von Lippen und Wangen; mit ihr verſchwand die Hippokratiſche Geſtalt, und die Morgenröthe der Geneſung unterlief die feine Haut des Angeſichts, die ſich wieder anfieng auszuſpannen. Auch reinigte die Kraft der Medizin das Hirn von all dem betrogenen Geſpinnſte der kranken Milz, wie ein Kehrbeſen ein ſchmutziges Zimmer von Staub und Spinnweben. Kurz, der Licentiat war wie neugebohren, ſein Geiſt lebte auf und er wurde ganz wieder, was er vorher geweſen war, der Abglanz einer ſtrotzenden Geſundheit. Alſo ſiegte die Panazee eines verwurfbaren Afterarztes, wie ſich das oft zutragen ſoll, über die Recepte der gratiöſen Fakultät.

Dem dankbaren Geneſeten lag nun nichts ſo ſehr am Herzen, als ſeinen Aeſculap aufzuſuchen, um ihm die gleichſam aufgedrungene Wohlthat der wiedererlangten Geſundheit nach beſtem Vermögen zu vergelten. Er war viel zu ungeduldig, die Zahlwoche zu erwarten, ſondern gieng viele Tage vorher fleißig vors Peterſthor, drängte ſich zu jeder Marktſchreyerbühne, wo er ſeinen Mann zu finden glaubte. Allein er war da nicht anzutreffen wo er ihn ſuchte, und niemand wollte auch von einem Budenarzte, nach der Beſchreibung, die der Frager von ihm machte, etwas wiſſen. Hierauf durchſtrich er die ganze Stadt, legte ſich auf den öffentlichen Häuſern und in Gaſthöfen auf Kundſchaft; doch alle Mühe war vergebens und der Rothrock nirgends zu erfragen. Er muſte ſich gedulden, bis zu dem verabredeten Termin.

Der Montag in der Zahlwoche rückte endlich heran, und zur geſetzten Stunde verfehlte Licentiat **Walther** nicht, ſeinen Weg ins Roſenthal zu nehmen. Kaum war er außer dem Thore, ſo entdeckte er zu ſeiner großen Freude den Cochenillenwurm ſchon in der Ferne, der vom weiten einer überreifen Hambutte glich. Er verdoppelte ſeine Schritte, um ihn einzuholen: denn er konnte wieder friſch zuſchreiten.

Patron, rief er, ſobald ſeine Stimme dem Rothrock hörbar war; verziehen Sie einen Augenblick: Sie ſind mir heut zuvorgekommen.

Der Aeſculap ſahe ſich um. Da er den Patienten erblickte, kam er ihm auf halben Wege entgegen und ſprach: Sieh da! Der Hr. Licentiat! — Nun wie ſtehts mit der Geſundheit?

Lic. Herrlicher, vortreflicher Mann! Empfangen Sie für Ihren mir geleiſteten menſchenfreundlichen Beyſtand den wärmſten Dank von ganzem Herzen, welchen ich unvermögend bin, Ihnen mit Worten auszudrücken. Ihr Elixier hat Wunder gethan, ich bin wieder völlig geſund und befinde mich ſo wohl auf als jemals.

Rothr. Sagt ich das Ihnen nicht voraus? Es iſt mir lieb, der Welt einen nützlichen und brauchbaren Bürger wieder gegeben zu haben.

L. Laſſen Sie ſich tauſendmal umarmen, zur vorläufigen Vergeltung Ihrer hülfreichen Bemühung, und verſchmähen Sie mein kleines Opfer nicht, daß ich, in ihrer Perſon, dem Gotte der Geſundheit widme.

Rothr. Freund, das müßte ein Hahn ſeyn*), und kein Papier mit Gelde. Ich begehre weder Dank noch Lohn von Ihnen, ſondern ein Zeugniß unter Ihrer Hand und Siegel, von der Heilkraft meiner Eſſenz.

L. Das ſteht zu Befehl, nur iſt die leere Zeile mit ihren Namen auszufüllen, der mir zur Zeit unbekannt iſt.

Rothr. Thut nichts zur Sache; das Wort Vorzeiger dieſes, ſagt genug. Aber ich habe Ihnen noch ein diätetiſches Verhalten vorzuſchreiben, dem Sie ſich ohne Widerſpruch unterwerfen müſſen.

L. O! der Schatz von Geſundheit, in deſſen Beſitz Sie mich wieder geſetzt haben, iſt mir ſo theuer und werth, daß ich jede diätetiſche Vorſchrift heilig beobachten werde, die mir den Genuß derſelben verſichert.

Rothr. So geloben Sie mirs mit Hand und Mund, auf Ehre, Gut und Blut, bey Leib und Seele, daß Sie Wein und Liebe zeitlebens meiden wollen.

L.

---

*) Dem Gotte der Geſundheit opferten, wie bekannt, die Alten einen Hahn.

L. Nichts mehr als das? — O, ſolchen wohlthätigen Geſetzen unterwerf ich mich mit Vergnügen. Der Taumel der Liebe hat mich an den Rand des Grabes geführet; dieſer betrüglichen Leidenſchaft habe ich bereits freywillig entſagt, und das Verbot des Weins würde mich wahrlich! nicht abhalten, ein Muſelmann zu werden. Hier Freund, iſt meine Hand!

Rothr. Deſto beſſer, wenn Sie die Bürde nicht drückt die ich Ihnen auflege. Aber bedenken Sie wohl, wozu Sie ſich anheiſchig gemacht haben, damit ich nicht einſt komme Rache zu fordern, wenn Sie ihr Gelübde brechen, und meine Kur ſchanden.

Bey dieſen Worten nahm der Rothrock eine ſo grauſende wilde Gebehrde an, daß ſich der Licentiat darüber entſetzte, und ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab lief. Doch, da er feſt entſchloſſen war, ſeine Zuſage treulich zu halten und dafür hielt, daß alles zu ſeinem Beſten gemeynet ſey, erwiederte er mit Zuverſicht: Ich gebe Ihnen freye Macht und Gewalt, mit mir nach Gutbefinden zu verfahren, wofern ich dem allen nicht getreulich nachlebe, wozu ich mich verbindlich gemacht habe.

Rothr. Ich halte Sie beym Wort. Hoffentlich ſehen wir uns nicht wieder. Gehaben Sie Sich wohl!

Der Licentiat gerührt: Wie? Sie wollen ſich auf ewig von mir ſcheiden, vortreflicher Mann, und benehmen mir alle Hoffnung Sie wieder zu ſehen? Unmöglich können Sie mir dieſen Wunſch verſagen!

Rothr. Wünſchen Sie lieber nichts: meine Erſcheinung würde Ihnen nichts gutes prophezeyhen.

L. So verheelen Sie mir wenigſtens Ihren Namen nicht, damit ich weis, wem ich Leben und Geſundheit zu verdanken habe. Sagen Sie, mein Herr, ich beſchwöre Sie, wer ſind Sie?

Rothr. Der Teufel, Ihnen zu dienen.

Der Licentiat aufſchreckend. Wie? Was? — Nach einem Augenblick der Ueberlegung. Ich weis nicht, was ich von Ihnen denken ſoll. Es ſtehet einem Manne von Ihrer Würde ſchlecht an, eines Patienten zu ſpotten, der Ihnen ſeine Geneſung verdankt, und ſolchen frivolen Scherz mit ihm zu treiben.

Rothr. Scherz bey Seite! Ob ich gleich in der Welt für den größten Lügner ausgeſchrieen bin, ſo hab' ich Ihnen doch die reine Wahrheit geſagt, weil Sie's ſo verlangten. Sie dürfen ſich nicht wundern mich hier zu finden, ich verſäume keine Leipziger Meſſe und treibe da groß Gewerbe.

Der Licentiat mit Zittern und Beben: Hebe dich weg von mir Satan! an mir haſt du keinen Theil: er fieng eine mächtige Exorciſation an, und perorirte lange; aber da er ſich umſahe, verſchwunden war der Rothrock! wiewohl ohne einen merklichen Geſtank zu hinterlaſſen, wie ſonſt ſeine unhöfliche Manier bey dergleichen Gelegenheiten zu ſeyn pfleget. Die Nacht dämmerte ſtark heran; Walther befand ſich mitten im Roſenthale: keine lebendige Seele war um ihn; alles umher ſtill und einſam. Ein kalter Schweiß trat ihm an die Stirn. Er machte, von paniſchem Schrecken befallen, lange Schritte, um die Stadt zu gewinnen, wo er ganz ermattet in ſeinem Quartier anlangte, unter dem völligen Anſchein einer neuen Verwirrung ſeiner Sinnen. Den folgenden Tag lief unter ſeinen Freunden und Bekannten das Gerücht in der Stadt: Licentiat Walther habe wieder ſeinen Raptus. Sie beſuchten ihn insgeſammt, und fanden ihn in einem traurigen Zuſtande. Dem Leibe nach ſchien er eine vollkommene Geſundheit zu genießen, aber die Seele rang mit einer Art von Verzweiflung; er ſchwazte viel von Teufeleyen, von einer Verſchreibung auf Leib und Seele, und mehr dergleichen ſcheinbare Abſurditäten, welche für eitel Fabeley erkläret wurden. Der Arzt kam und verordnete Brechmittel und Purganzen, um oberwärts und unterwärts dem Kranken den Teufelsſpuk aus dem

Leibe zu ſchaffen; dieſer war gleichwohl nicht zu bereden ein Arzneymittel zu nehmen, ſondern ſprach von ſeiner Grillenfängerey, nach dem Dafürhalten ſeiner Freunde, als von einer unbezweifelten Thatſache und betheuerte, daß Ueberſpannung der Phantaſie keinen Antheil an einem ihm zugeſtoßnen Abentheuer im Roſenthal habe, welches ihm beängſtige und quäle; allein er ließ ſich über den eigentlichen Vorgang nicht deutlich aus.

Walther hatte zwey vertraute Freunde, die Wohl und Weh mit ihm theilten, der eine war ſein Arzt, der andere ein Meiſter der freyen Künſte, Magiſter **Engeken** genannt, ein ſpekulativer Philoſoph, der eigene Grundſätze über die Intellektuelle Welt hegte, und in der Folge durch einen Traktat von der Wirklichkeit und Weſen der Geiſter, als Schriftſteller ſich bekannt gemacht hat. Beyde vereinigten ſich, ihrem Freunde ſein Geheimniß abzudringen, und weil der Rothrock dem Patienten kein Stillſchweigen auferlegt und von dieſer Seite vinkulirt hatte: ſo beichtete er aus, und erſtattete getreuen Bericht, mit aller Ruhe des Geiſtes, von der gehabten Entrevüe mit dem leibhaften Dämon Belial. Die beyden Auskultanten hörten ihm vom Anfang bis zu Ende mit groſſer Aufmerkſamkeit zu, ohne den Fluß der Erzählung mit einer Sylbe zu unterbrechen. Als er aber mit ſeiner Relation zu Ende war, lächelte der Arzt ihn an, nahm das Wort und ſprach:

„Lieber Licentiat, beunruhigen Sie ſich nicht weiter, über das vermeynte Abentheuer, das alles, was Sie da erzahlen, hat Ihnen bey wachenden Augen geträumt. Ich will zugeben, daß Sie wirklich einen Spaziergang ins Roſenthal gemacht haben, wiewohl das noch erſt zu erhärten ſtehet; mir iſt glaublicher, daß dieſes Truggeſichte Ihnen innerhalb der vier Wände dieſes Zimmers vorgeſchwebt hat. Aber geſetzt, Sie wären wirklich im Roſenthal geweſen: ſo ſind Sie, nach ihrem eigenen Geſtändniß, ohne von einem Bekannten vergeſellſchaftet, dahingegangen, und da hat, durch eine zufällige Veranlaſſung irgend eines Spaziergängers, der in ſeinem Exteriör etwas auffallendes hatte, ihre lebhafte Immagination den ganzen Traum Ihnen vorgegaukelt. Ich will noch mehr einräumen und zugeben, es ſey hier keine Täuſchung der Sinne vorgefallen, ſondern alles habe ſich nach den Buchſtaben Ihrer Erzählung zugetragen: ſo iſt leicht möglich, daß ein petulanter Menſch von Ihrer Bekanntſchaft, eine unbeſonnene Näckerey ſich gegen Sie erlaubt und die Rolle des Storchers und Teufels geſpielt hat. Wollten Sie mir einwenden, daß gleichwohl das Elixier die ſonderbare Wunderkraft geäuſſert, Ihre Geneſung in wenig Tagen zu befördern:

dern: ſo behaupte ich, daß es nichts gewirket hat! Ihre Natur war zu eben der Zeit, da Sie die angebliche Mixtur brauchten, in der heilſamen Kriſis von dem Uebergange der Krankheit zur Geſundheit begriffen. Was die lang vorbereitete Folge der Kur war, das eigneten Sie, durch Vorurtheil irre geführt, der elenden Quackſalberey eines Betrügers zu.“ Mit einem Worte, der Arzt räſonirte das Wunderbare aus dieſer Begebenheit ſo leicht hinweg, wie Hr. **Hennings** eine Geſpenſtererſcheinung.

Nun war die Reihe an dem Philoſophen, ſeine Meynung zu ſagen; doch deſſen videtur lautete ganz anders. Freund, ſprach er zu dem Licentiaten, erlauben Sie mir eine vorläufige Frage: Glauben Sie an die Exiſtenz des Teufels?

Er. O ja! Warum ſollt' ich nicht dran glauben? Ich habe dieſen Begriff in der Jugend einmal eingeſogen, und er klebt mir noch an, ob ich gleich geſtehe, daß ich mich hernach wenig um die Geiſterlehre bekümmert habe.

Der Magiſter. Nun ſo ſag ich Ihnen, daß weder Muthwille noch Betrug der Sinnen hier obwalte, ſondern das erzählte Faktum eine wahre ſataniſche Erſcheinung geweſen ſey. Es giebt einen Teufel für die, welche einen Teufel glauben, ſo wie es zuverläßig Zauberer, Unholdinnen, Kobolte, Geſpenſter und Ahndungen gegeben hat, da dieſe Dinge Glauben fanden. Alles kommt hier auf Meynung, Denkart und Ueberzeugung an. Denn dadurch erhält die Seele eine Empfänglichkeit mit gewiſſen geiſtigen Subſtanzen, die nicht zu unſerer Körperwelt gehören, auf mannichfaltige Art in Verbindung zu treten, und ohne dieſe Rezeptivität vermag die Geiſterwelt keine Senſation auf die menſchliche Seele zu machen. So wenig ein Blindgebohrner einen ſinnlichen Gegenſtand durchs Auge, oder der Taube einen muſikaliſchen Akkord durchs Ohr zu empfinden fähig iſt: ſo wenig können, ohne dieſe Stimmung des Geiſtes, Einwirkungen anderer geiſtigen Subſtanzen empfunden werden.

Glauben Sie nicht, meine Herren, daß die unermeßne Ausdehnung des Aethers leerer Raum, wüſt und öde ſey, wie das Chaos ehe noch ein Odem des Lebens ſich darinne regte. Die ganze Natur iſt belebt: ſo wie der Ozean von Fiſchen wimmelt, ſo wimmelt der Aether von Einwohnern, die dem Element, das ihnen zum Aufenthalt angewieſen iſt, homogen ſind. Es iſt außer Streit, daß dieſe Weſen in keine Körper eingekerkert ſind; wie können ſich aber geiſtige, unkörperliche Weſen anders äußern, als durch denken, wollen und handeln. Und womit ſollten die Einwohner des Aethers ſich in ihrem eigenthümlichen Elemente beſchäftigen, ohne das Vermögen außer ſich zu wirken. Sollten ſie nur für den Gattungstrieb ihr Daſeyn empfangen haben, oder Raub und Nahrung ſuchen, wie die dämiſchen Fiſche im Meere? Sie würden Langeweile haben, wenn ſie nicht das Vermögen beſäßen, ſich auf gewiſſe Weiſe an die Körperwelt anzuſchließen, und hier Nahrung vollauf für ihre geiſtige Exiſtenz zu finden. Als Geiſter können ſie nur auf geiſtige Subſtanzen, wie zum Beyſpiel auf die menſchliche Seele operiren; aber wie geſagt, nur unter der Bedingung, wenn ſie bey derſelben die Diſpoſition finden, welche dieſe ihrer Einwirkungen empfänglich macht. Folglich können ſie nicht nach Willkühr handeln, ſondern müſſen ſich an die Denkart, Meynungen und Vorurtheile der Menſchen anſchmiegen, in mancherley wunderbaren Geſtalten ſich formen, um ihr Spiel mit den Erdbewohnern zu treiben. Ehemals waren ſie Götter, Faunen und Satyren, wurden nachher Engel, Teufel und Geſpenſter, und würden ſich eben ſo leicht in Sylphen und Gnomen umwandeln, wenn jemals die Welt an dieſe idealiſche Weſen geglaubt hätte.

Am leichteſten finden ſie Eingang, wie ſich aus dieſen Prämiſſen urtheilen läßt, bey Perſonen von einer lebhaftenden oder kränkelnden Einbildungskraft, bey Fanatikern, Enthuſiaſten und

Leuten, die zur Schwärmerey oder Seelenpoeterey einen Hang fühlen. Aus dieſem Grunde, lieber Licentiat, wird es mir ſehr glaublich, daß ein ſolcher Luftgeiſt ihre rege Phantaſie zu ſeiner Operation gemißbraucht, ſich nach den Idealen, die er in Ihrer Verſtellungskraft vorfand, bequemt, ſo gewirket hat, und ſo wirken wird, wie es die Attributen des Teufels erfordern. Allem Anſchein nach macht er auf Ihre Seele Jagd, und hat in dieſer Abſicht Ihnen zwey verfängliche Bedingungen vorgelegt, von welchen er vermuthet, daß ſie daran ſtraucheln werden. Allein laſſen Sie ſich nicht bange ſeyn! Wenn Sie halten was Sie verſprochen haben, ſo kann er Ihnen kein Haar krümmen. Glauben Sie, der Teufel iſt ein Mann von Wort; ja ein wahrer Sklav ſeiner Worte, wie aus vielen Beyſpielen zu erweiſen ſtehet, davon ich Kürze halber, nur zwey zu Ihrem Troſte anführen will. Da er vor Zeiten, in ſichtbarer Geſtalt, auf der hohen Schule zu Salamanka als Privatdozent in einem unterirdiſchen Gewölbe die ſchwarze Kunſt lehrte, bedang er ſich beym Schluß ſeiner Vorleſungen, fürs Honorarium, die Seele des, durchs Loos, zuletzt aus dem Keller tretenden Zuhörers. Die unglückliche Nummer traf einen jungen Grafen von Almeida, der durch ſonderbare Liſt den Klauen des furchtbaren Lehrers entgieng. Der ernſte Meiſter lauerte an der Thür auf ſeinen Raub;

der Graf ſchritt ſeinem Schickſal getroſt entgegen. Auf der oberſten Staffel brüllte ihm der Mordgeiſt entgegen: Halt Geſell, daß ich dir das Genick breche! Es war gerade in der Mittagsſtunde, da der Coetus auseinander gieng, und die Sonne ſtund dem Eingang des Gewölbes gegen über. Ich bin nicht der Letzte, antwortete der Graf ganz ruhig, halte dich an den, der mir folgt und deutete mit der Hand auf ſeinen Schatten. Augenblicks verſchwand der Satan, ließ den verſchmitzten Auditor frey ausgehen, deſſen Körper im Sonnenſchein, nachher nie wieder einen Schatten von ſich warf. Eben ſo hat der Baumeiſter der Straßburger Rheinbrücke ihn hintergangen, der den Tauſendkünſtler bey dieſem intrikaten Bau in Arbeit ſetzte, gegen kontraktmäßige Verheißung der drey erſten Seelen, welche über die Brücke paſſiren würden. Der Baumeiſter gieng die Bedingung ein, dachte wie ein Seelverkäufer, und kümmerte ſich nicht darum, ob er auch das Recht habe, über die Seelen der drey erſten Paſſanten zu diſponiren. Als das Kunſtwerk vollendet war, regte ſich bey dem Architekten doch das Gewiſſen, er verfiel auf ein Expedienz, das ihn aus aller Verlegenheit zog, trieb einen Kater, Hund und Hahn vor ſich her über die Brücke, welche der unſichtbare Gehülfe auch für volle Zahlung anzunehmen kein Bedenken trug, und ſie durch einen mächtigen Sturmwind hinab in den Rhein ſtürzte. Gleichwohl wurde er für dieſen Trug in der Folge reichlich entſchädiget: denn mancher Wanderer, der über die Straßburger Brücke zog, iſt ſeine Beute worden.

Nachdem die beyden Vernünftler ihre Weisheit ausgekramt, und nach ganz verſchiedenen Grundſätzen über die Viſion ihres Freundes-plädovirt hatten, giengs dem guten **Walther** wie dem Eſel zwiſchen den beyden Heubindeln: er wußte nicht, welcher Meynung er beypflichten ſollte. Er wünſchte, daß der Arzt Recht haben möchte, und fand es nicht ganz unwahrſcheinlich, daß der Muthwille ſein freches Spiel mit ihm getrieben habe. Doch fürchtete er, die Wahrheit möchte ſich auf des Magiſters Seite befinden. Ueberhaupt muß man das ſeiner Theorie laſſen, daß keine Hypotheſe bequemer iſt, Wirkungen der intellektuellen Welt in die körperliche zu erklären, und Teufeleyen und Geſpenſtererſcheinungen bey Ehren zu erhalten, als eben dieſe. Alles was man nur will, läßt ſich daraus deutlich demonſtriren: daß es, zum Beyſpiel, zu Vater **Gaßners** Zeiten noch Millionen Teufel gab, daß **Schwedenburg** mit lauter Engel konverſirte, darf gar nicht in Zweifel gezogen werden: die unermeßne Geiſterſchaar wirkte, nach Maaßgabe der Vorſtellungen, Grundſätze und Meynungen, die ſie in dieſem und jenem Winkel der Erde, unter den

Weltbürgern fanden. In unſern Tagen, wo die Sachen eine andere Wendung genommen haben, bilden ſich die vormaligen ſataniſchen oder geſpenſtiſchen Formen zu magnetiſchen Kräften um, und das Unbegreifliche in dem weltbekannten Desorganiſationsweſen, nebſt den unerklärbaren Wirkungen der Manipulation, ſind aller Vermuthung nach, ganz ihr Werk und ihr Betrieb; auch läßt ſich, vermöge Magiſter Engekens Hypotheſe, leicht errathen, wer die unbekannten Obern ſind, von denen jetziger Zeit im Lande viel Redens iſt, und die der Sage nach, ſo mächtig im Verborgenen wirken.

Der Licentiat beruhigte ſich, nach einigem Zeitverlauf, über die ihm zugeſtoßene Begebenheit. Geſundheit und etwas jugendlicher Leichtſinn verſcheuchen bald Kummer und trübe Sorgen aus der Seele. Indeß diente ihm das Argument a tuto, welches ihm der Freund Teufelsadvokat ſuppeditirt hatte, zu einem Bewegungsgrunde, ſeiner Zuſage genau nachzuleben, und Wein und Liebe ewig zu meiden. Bey dieſem Entſchluß ſahe er keine Möglichkeit, in dem geliebten Pleißathen länger zu verweilen, da er ſeinem vormaligen Gewerbe entſagt hatte, und alſo auch keine Weiberrenten mehr zog. Er packte in aller Eil zuſammen, und zog nach Erlenburg in ſeine Vaterſtadt, um da ſein Unterkommen zu finden. Recht wie gerufen langte er, unter den günſtigſten Umſtänden, daſelbſt an. Der einzige Litteratus, der ſich außer der Geiſtlichkeit daſelbſt befand, der Rathsſyndikus, war ſeit kurzem Todes verfahren. Das Dienſtchen nährte ſeinen Mann; er ſuchte drum nach, Rath und Bürgerſchaft, die lieber ein eingebohrnes Stadtkind, als einen Fremdling zu dem eminenteſten Poſten in der Stadt Weichbild erheben wollten, ließen ihm keine Fehlbitte thun, und konferirten ihm dieſe Würde.

Der neue Syndikus machte ſich in kurzem durchaus beliebt, war uneigennützig; ſportulirte mäßig, und ſchlichtete die Rechtshändel lieber durch einen magern Vergleich, als durch einen fetten Prozeß. Er lebte ſtill und eingezogen, unterhielt keinen Umgang, als mit einigen Rathsverwandten, trank keinen Wein und beäugelte kein Mädchen. Kurz, er war ein rechtes Muſter eines ſittſamen jungen Mannes; von exemplariſchem Lebenswandel. Mancher wohlhabende Bürger, deren es daſelbſt vor dem gänzlichen Verfall des Städtchens verſchiedene gab, wünſchte ſich im Geheim den neuen Syndikus zum Schwiegerſohn; theils um der in Erlenburg ungewöhnlichen akademiſchen Titulatur eines Licentiaten willen, theils ſeines perſönlichen Charakters wegen. Es geſchahen ihm unter der Hand einige akzeptable Propoſitionen, welche er ad deliberandum nahm; aber ſich nie weiter darüber erklärte. Ueber dieſe außerordentliche Enthaltſamkeit wunderte ſich die ganze Stadt; man urtheilte verſchiedentlich darüber, und keine Zungen läſtern an kleinen Orten ärger als die mütterlichen, die ihre Töchter für verſchmäht halten. Es lieſ das Gerücht, der Syndikus halts mit ſeiner Köchin. Man ſorgte dafür, daß dieſes Stadtgeſchwätz ihm ſelbſt zu Ohren gebracht wurde, welches er ſich gar ſehr zu Gemüthe zog; denn er war ſich ſeiner Unſchuld bewußt, und über das glich die Haushälterin einer wahren Baſchkiren-Fratze, die nur einen ausgelaßnen Wollüſtling anlocken konnte. So ſehr ihn dieſes Gewäſch kränkte, ſo gebrauchte er doch nicht ſeinen weltlichen Arm, um es gerichtlich zu ahnden, welches von allen wohlgeſinnten Bürgern gar ſehr gebilliget wurde.

In der Nähe des Städtchens lag eine Herrſchaftliche Domäne, wo ein Amtskeller hauſete, ein Mann von fröhlicher Laune, der die Gaſtfreundſchaft gegen Bekannte und Unbekannte mit gleicher Gutmüthigkeit übte, daher es um ſeine Oekonomika nicht zum Beſten ſtand. Er beſaß eine zahlreiche Deſzendenz, eitel Töchter, muntere jovialiſche Mädchen, auf welche die Gemüthsart des Vaters fortgeerbt zu haben ſchien. In Amtsgeſchäften wurde der Erlenburger Syndikus mit dem Vater Nitſchmann bekannt, der, nach ſeiner gaſtfreyen Gewohnheit, ihn zu einer kleinen Exkurſion aufs Land einlud, welcher Bitte nachzugeben er ſich nicht entbrechen konnte. Bey dieſer Gelegenheit wurde ihm die ganze Familie vorgeſtellt. Er war unerſchöpflich, jeder der ländlichen Nymphen etwas Angenehmes zu ſagen, und ſie erwiederten dieſe Artigkeiten mit gleicher Münze, nach beſtem Vermögen. Die Erſtgebohrne der neun Schweſtern, die in ſymetriſcher Abſtufung, vom vollen Lenz der Jugend bis auf das kindiſche Alter herabblüheten, war mit der glücklichſten Phyſiognomie begabt, und machte auf den kalten Stoiker einen ſo unerwarteten Eindruck, dergleichen er ſich nicht erinnerte empfunden zu haben, da er noch in den Gefilden der Liebe als auf ſeinen ordentlichen Berufswegen wandelte. Ein herrliches Mädchen! dacht er bey ſich ſelbſt, ahndete nicht, daß dieſes Urtheil aus dem Herzen käme, und attribuirte es lediglich dem Verſtande. Eine Zeitlang verläugnete er ſich ſeine Leidenſchaft: aber die unerträgliche Langeweile, die er während der Trennung von Marianen empfand, überzeugte ihn bald, daß das Herz hier im Spiel ſey. Er erſtaunte über die gemachte Entdeckung, und ſchauderte davor, wie vor einem unvermutheten Abgrund zurück, der einen verirrten Wanderer in der Abenddämmerung zu verſchlingen droht. Er erinnerte ſich ſeiner Gelübde, und der furchtbare Rothrock ſchwebte ſeiner Einbildungskraft mit lebendigen Farben vor, an den er, ſeit langer Zeit, unter dem Gewühl von Geſchäften nicht mehr gedacht hatte. Sogleich nahm er den förmlichen Beſchluß, um guter Sicherheit willen, den gefährlichen Liebesfunken mit Gewalt zu erſticken, ehe er zur unauslöſchbaren Flamme auflodere. Aber Liebe iſt mächtiger als der Tod, und alles Sträuben gegen ihre Gewalt iſt unnütz und vergebens. Ob ſich gleich der ſcheue Syndikus hoch und theuer gelobt hatte, nie wieder einen Fuß nach Rüdersweil zu ſetzen, wo **Mariane** wohnte: ſo nahm er wider Willen doch, bey jedem Spaziergang, den Weg durch das Thor, welches dahin führte. Seine Füße trugen ihn dann weiter als er dachte; unverſehens ſtund er mit Herzklopfen vor Freund **Ritſchmanns** Thür, unentſchloſſen, ob er einſprechen oder umkehren ſollte.

Ein Syndikus von Erlenburg ſpielte dort zu Lande keine ſchlechte Figur, und war wenigſtens, als präſumtiver Ehewerber, in der ganzen umliegenden Gegend der Matador. Doch wars dem Vater **Ritſchmann** nicht zu verdenken, daß er wünſchte, durch ſie den geſegneten Anfang zu machen, des reichen Ueberfluſſes an Töchtern ſich nach und nach zu entledigen. Er begünſtigte ſeiner Seits die ſich anſpinnende Liebe beſtmöglichſt, und inſtruirte die unerfahrne Schöne treulich,

lich, nach ſeiner ſchnurrigen Art, wie ſie ſich bey dieſer Herzensangelegenheit benehmen ſollte. Eines Tages, da der Licentiat gar traulich und zärtlich mit ſeinem Liebchen gekoſet hatte, nahm er ſie beyſeits und ſprach: „Mariane, merkſt du was? 's hot ſich was gefangen! haſt einen Freyer, einen gar wackern lieben Jungen. Halt ihn feſt, ſo einer kommet dir ſo leicht nicht wieder.“ Allein dieſer väterlicher Unterricht war ganz überflüſſig; Walther hatte als ein Mann, der in den Regionen der Liebe zu Hauſe war, ſo viel Empfehlungen in ſeinem Geſichte und Betragen, daß er nur einem Mädchen ſcharf ins Auge ſehen durfte, um ihr Herz zu beſtricken. Mariane empfand bey leichtem frohen Muthe eben das für ihn, was er unter ſchwerem Seelenkampf für ſie zu empfinden ſich nicht verwehren konnte. Da er ſich inzwiſchen die Liebe nun ſelbſt eingeſtund, und der gefürchtete Rothrock nicht erſchien, von ihm, als einem Bund- und Treubrüchigen, auf friſcher That Rache zu fordern: fieng er an über ſein gehabtes Abentheuer von neuem zu ſpekuliren, und weil das Herz den Verſtand gar leicht zu überzeugen vermag, philoſophirte er jetzt ganz anders über die Sache, als ehemals in Leipzig. Nach dem Maaße, wie ſeine Liebe zunahm, verminderte ſich die Furcht vor dem grauſenvollen Ungethüm. Er wünſchte oft, daß Magiſter Engeken ihn mit ſeiner ſpitzfindigen Pnevmatologie möchte verſchont haben, wodurch er manche Herzensangſt und geheime Unruhe ſich würde erſpart haben; pflichtete ganz der Meynung des Arztes bey, die Erſcheinung für ein Glaukom der Petulanz gelten zu laſſen. Um in der Sache deſto gewiſſer zu gehen, beſchloß er von dieſem alten Freunde, der jetzt unter die Fakultiſten gehörte, ein Reſponſum einzuholen. Er legte ihm den ganzen Statum Controverſiä vor Augen, und bat um ſein gewiſſenhaftes Gutachten in der Sache.

Dieſes erfolgte in kurzer Zeit, mit allen entſcheidenden Gründen, recht nach ſeinem Wunſch und Willen. Der Arzt war der alten Meynung noch immer beygethan, die Begebenheit aus natürlichen Urſachen zu erklären, und ſchien davon ſo überzeugt, daß er kein Bedenken fand, für ſeinen ehemaligen Kunden Bürgſchaft zu leiſten. Er that das in einem drolligen Aufſatz, worinn er ſich zum Selbſtſchuldner für ſeinen Freund anerbot, und dem Licentiaten Auftrag that, in ſo fern der Freund Rothrock ſich einfallen laſſen ſollte, jemals wieder zum Vorſchein zu kommen, um ſeine Schuld einzukaſſiren, ſolchen nur an ihn zu verweiſen, und denſelben zu erſuchen, aus kollegialiſcher Freundſchaft ſich zu ihm nach Leipzig zu verfügen, und ihn als Bürgen für ſeinen Freund zu würgen: wiewohl er ihm die Politeſſe zutraue, daß er als Afterarzt einen Fakultiſten reſpektiren und mit Glimpf behandeln werde. Das Gutachten eines Mannes, der im Rufe ſtund, daß er ein heller Kopf, ein Denker und von keinem Vorurtheil eingenommen ſey, und dem als Mitglied der Akademie der naturae curioſorum doch wohl tiefere Einſichten in die verborgene Natur zugetrauet werden mußten, als einem ſimpeln Magiſter, der nur chimäriſche Ideale ſchien ausgeheckt zu haben, leiſtete gute Wirkung. Walther that mit allen Formalitäten um Marianen legale Anwerbung. Vater Nitſchmann hatte nach Gewohnheit ein groſſes Gaſtgeboth veranſtaltet, ließ Ochſen und Maſtvieh ſchlachten, und die Braut wurde dem willkommenen Freyer mit groſſem Pomp zugeſagt. Mit noch gröſſerm Gepränge wurde die Hochzeit vollzogen, welches zugleich die Stelle der Ausſteuer vertrat.

Als die Neuvermählten von dem Schaaren jovialiſcher Gäſte in das Brautgemach eingeführt wurden; die Witzlinge alle feinen Zweydeutigkeiten und Neckereyen angebracht hatten, der keuſchen Braut eine kleine Schamröthe abzunöthigen, und das hochzeitliche Geräuſch, das durch die antike Wohnung brauſete, ſich nun in nächtliche Stille verlohren hatte, ſchauerte gleichwohl dem Bräutigam ein bänglicher Gedanke durch die Seele. Das kleinſte Lüftchen, das ſich am Fenſter regte, und der laute Unfug einer zahlreichen

Katzenaſſamblee, welche unter mancherley Mißhelligkeiten einige geſtohlne Ueberbleibſel des Hochzeitmahles verzehrten, verſetzten ihn in geheimes Schrecken. Bald wars ihm, als rege ſich was an der Thür; bald toſete es am Fenſter: er fürchtete einen Zuſpruch des Rothrocks auf die eine oder die andere Weiſe. Doch hielt er in ſo weit Kontenanz, daß er gegen die gefällige Braut, die ſich immer näher an ihn anſchmiegte, nichts von dieſen Beſorgniſſen äußerte. Er empfahl ſich in den Schutz der Liebe und vollzog ſeine Ehe glücklich, unter dem höchſten Gefühl der Zärtlichkeit. Da er des folgenden Tages in den Armen der jungen Frau ruhig und ungeſtöhrt erwachte, ohne daß ſich der Theilhaber des gebrochenen Kontrakts gemeldet hätte, beruhigte er ſich völlig, führte nach drey Tagen ſein junges Weib heim, und lebte mit ihr in elyſiſcher Wonne.

Das erſte Jahr der Ehe verfloß dem harmoniſchen Paare wie ein ſchöner Mayentag, und ließ dem begeiſterten Ehemann keine Zeit, an etwas anders zu denken, als auf Genuß der ſüßen Früchte ſeines häuslichen Glücks. In der Folge aber, als die erſte transzendentale Leidenſchaft ein wenig verdünſtet war, entdeckte Mariane an ihrem Manne gewiſſe hypochondriſche Launen, die ſie bey ihm nicht vermuthet hatte. Einigemal gelang es ihr, durch ihr frohes Herz dieſe zu zerſtreuen, und wenn ihre Talente dazu nicht hinreichten, mußte Vater **Nitſchmann** kommen, der eine lebendige Kompilation von Vademekumsgeſchichtchen war, um den Trübſinn des Schwiegerſohnes wegzuſchwatzen. „Dein Mann hat zu viel Arbeit auf dem Halſe, und macht ſich zu wenig Bewegung, tröſtete der gute Vater, der alles gern auf die leichte Achſel nahm, die ſorgſame Tochter; kein Wunder, wenn er zu Zeiten launiſch wird. Auf den Sommer ſoll er zu mir heraus aufs Land, den Brunnen trinken und auf den Herbſt Haaſen ſchießen. Was gilts? da ſolls bald mit ihm beſſer werden. Bis dahin, liebes Kind, mußt du dich gedulden: das Eheſtandswetter iſt wie das im April; heute ſtill und ſonnenreich, morgen ſtürmiſch und unfreundlich.“

Mariane bekam bald Gelegenheit, die ihr angerühmte Geduld in vollem Maaße auszuüben. Die Zufälle ihres Mannes verſchlimmerten ſich von Tag zu Tage; es half kein Zureden, kein Aufmuntern mehr; oft ſchreckte er plötzlich des Nachts auf, erfaßte ſeine ſanftſchlummernde Gattin, ſchüttelte ſie aus dem Schlafe und ſchrie mit gräßlicher Stimme: „Weib! Weib! Du machſt mich unglücklich. Mir vom Geſicht! du verführeriſche Natter!“ Sie umfaßte ihn dann ſanft und ſprach mit bebender Stimme: „Lieber

Walther, was iſt dir? ein böſer Traum quält dich.“ Er begriff ſich darauf alsbald und antwortete: „Verzeihe, liebes Weib, und beruhige dich; ja, ja, es war nur ein Traum, der mich in Schrecken ſetzte.“ Allein was anfänglich der Traum entſchuldigte, das erfolgte bald nachher in wachendem Zuſtande. Der zärtliche Ehekonſort ſagte der guten, biedern Frau ſo viel Abſurdidäten ins Geſichte, als wenn ſie die frechſte verworfenſte Dirne geweſen wär, die ihn mit Liſt erhaſcht, und an Leib und Seele unglücklich gemacht habe. Das geſchahe freylich nur, wenn er ſein böſes Stündlein hatte, ſobald der Paroxiſmus vorüber war, bat er ihr wieder den Unſinn reumüthig ab, wodurch er ſie beleidigt hatte, und war wieder wie zuvor der gefälligſte Ehegenoß. Sie dachte alsdenn an das Aprillenwetter des Ehekalenders, ertrug ihr Kreuz mit Geduld, und ließ alles beym Gleichen bewenden.

Das Uebel des guten Licentiaten ſaß freylich tiefer, als daß es, nach Vater **Nitſchmanns** Vorſchlage, eine Brunnenkur hätte heben können. Die Liebe hatte ihm eine Zeitlang alle Teufelsgrillen aus dem Kopfe wegdemonſtrirt; doch das war nur eine Paliativkur geweſen, ſie kehrten, da dieſe Meiſterin der Ueberzeugung nicht mehr das groſe Wort führte, wie ein aufgeſtöhrtes

Horniſſenheer wieder in ihre alte Wohnung zurück. Indeſſen mußte ſich der Hypochondriſt bequemen, der wohlmeynenden Kur ſeines Schwiegervaters, auf die zudringliche Bitte ſeiner guten Frau, die freylich wünſchte, wieder einen geſcheuten Mann zu haben, ſich zu unterwerfen. Entweder das mineraliſche Waſſer, oder die Haaſenhatze, oder beydes zuſammen that die beſte Wirkung. **Walther** kehrte frohen und heitern Muthes mit ſeiner getreuen Gattin, die ihrer Entbindung entgegen ſahe, in die Stadt zurück.

Sie genaß kurz darauf eines jungen Sohnes, und der Vater empfand große Freude darüber, ein lebendiges Ebenbild von ſich in die Armen zu ſchließen, welches jemals zu erblicken er ſich nicht geſchmeichelt hatte. Ueber dieſe gute Bothſchaft war in Rüdersweil nicht minder viel Jubel; der Schwiegervater, als erbetener Taufzeuge, löſte ſich gleich vorläufig durch einen guten Viktualientransport. Er befrachtete ſein Hausgeſinde mit Kapaunen, einem gemäſteten Wälſchen-Hahn, einem ausgeſchlachteten Kalbe, Wildpret, Fiſchen, Waitzenmehl zu Kuchen, zwey Tragkörben mit Weinflaſchen, das Gewächs vom beſten Jahrgange; denn er verlangte durchaus, daß es bey dem Kindtaufſchmauße ſeines erſtgebohrnen Enkels an nichts fehlen ſollte. Bey Menſchengedenken war in Erlenburg kein ſo herrliches Gaſtgeboth ausgerichtet worden. Die Gevattern und übrigen eingeladenen Gäſte ließen ſichs wohl ſeyn, und nachdem der Wein das kleinſtädtiſche, ehrenveſte Ceremoniel verdrungen hatte, fanden ſie den muntern geſellſchaftlichen Ton, und das Vergnügen herrſchte an der wohlbeſetzten Tafel.

Nach Landesſitte wurde von den Gevattern die Geſundheit des Kindesvaters, der Frau Wöchnerin und des lieben Pathchens ausgebracht: es wär wider allen Wohlſtand geweſen, wenn der erſte, als Wirth vom Hauſe, ſich nicht hätte revangiren und der Ehre bedanken wollen. Der unbezwingliche Abſtemius ſahe ſich genothdrungen, um das Anſehn eines Sonderlings zu vermeiden, bey dieſer Gelegenheit eine Ausnahme von ſeiner Regel zu machen; er ergriff das Glas, koſtete Anfangs nur etwas weniges mit den Lippen; der Wein, den er ſo lange entbehrt hatte, züngelte ihn an: er trank ein Glas, noch eins, wieder eins, und that zum Vergnügen des weinluſtigen Schwiegervaters, der ihn nun erſt für einen ächten deutſchen Mann hielt, den Gäſten ehrlichen Beſcheid.

Das Ehrengelag neigte ſich bereits zu Ende, als eine aufwartende Dienſtmagd hereintrat und meldete, es ſey ein Fremder unten, der den Herrn Syndikus zu ſprechen verlange. Der geſchäftige Wirth, der wenig auf dieſe Anmeldung achtete, beſchied den Fremdling auf den folgenden Morgen; für heute hab er Ehehaften. In wenig Augenblicken kam die hurtige Treppenläuferin zurück, mit dem Vermelden, der Fremde wolle ſich nicht abweiſen laſſen: er müſſe und ſolle den Herrn Syndikus ſprechen, und erwarte ſeiner im Garten. Da ſchoß dem fröhlichen Kindtaufvater auf einmal das Blatt. Wie iſt der Fremde gekleidet? frug er. „Er trägt einen rothen Rock und ein pechſchwarzes Neſt von einer Perucke. Viel mag eben nicht an ihm ſeyn; er ſchäckert ſchon ſeit einer Stunde mit den Küchenmägden: meine Kammerädinnen halten ihn für einen ehrſamen Kammerjäger.“ Ehe noch die geſchwätzige Dirne ihren umſtändlichen Bericht vollendet hatte, fiel ſchon dem erſchrockenen Tiſchwirth, bey Erwähnung des Rothrocks, das Vorſchneidemeſſer aus der Hand, welches er eben aufgehoben hatte, die letzte Mandeltorte zu zerlegen, die mit einer Lava von Zuckerguß überfloſſen, auf der Oberfläche Bruchſtücke von eingemachten Nüſſen und Pomeranzen aufwies, die ſie aus ihrem Krater ausgeworfen zu haben ſchien. Eine bleiche Todtenfarbe überzog die vom Genuß des Weins glühenden Wangen des erſchrockenen Mannes. Vater Nitſchmann, der die Oberſtelle an der Tafel ſich hatte müſſen aufnöthigen laſſen, und dem Tiſchwirthe gegen über ſeinen Platz angewieſen bekam, bemerkte ſogleich die auffallende Veränderung ſeiner Geſichtsfarbe und aller Züge deſſelben: „Sohnchen! Sohnchen! rief er halb laut; was iſt Ihnen? Sie ſehen ja ſo blaß aus, wie eine Leiche! 'S iſt doch nichts Unangenehmes vorgefallen?

Er. (kurz ab) Nichts von der Welt, als eine kleine Expedition.“

Hierauf ſchob er den Stuhl, verließ die Geſellſchaft, und flog als ein Verzweifelter die Treppe herab, dem Garten zu. Die Nacht war bereits hereingebrochen: aber der Vollmond gieng blutroth in Oſten auf, und hüllte ſein rundes Angeſicht in einen Nebelſchleyer, eben ſo wie er in der beliebten Doktor-Fauſtskomödie, auf allen deutſchen Schaubühnen, noch bey Menſchengedenken aufzugehen pflegte. Ach! der trauliche Freund der Liebenden, dem Walther und Mariane ſo manches ſtille Opfer gebracht hatten, vermochte es nicht, das traurigſte Mordſpiel mit ſeinen ſanften Augen anzuſchauen, das ſeit Gründung des Städtchens Erlenburg, bis zu deſſen gänzlichen Verfall, ſich daſelbſt zugetragen hat. Bey des Mondes falbem Schimmer erblickte der Kommende den hölliſchen Wauwau, in der ihm wohlbekannten Geſtalt, ſchon in der Ferne, der mit ſonderbarer Gravität, in dem breiten Buchsbaumgange, von der Lindenhütte her ihm entgegenſchritt. „Verruchter! Treubrüchiger Mann! redete er ihn mit grimmigen Gebehrden an. Du ſiehſt mich nach deinem Wunſche wieder. Aber ich komme jetzt als Geiſt der Rache, ſie aufs ſtrengſte an dir zu üben. — Undankbarer, haſt ſchändlich vergeſſen, daß du mir Leben und Lebensglück zu verdanken haſt! Ich rettete dich aus einer unheilbaren Krankheit, half dir durch meine verborgenen Künſte zu einem Amte, das dich wohl ehrt und nähret. — —

Schandbarer Lügengeiſt! fiel der ehrliche Walther ihm ins Wort, der wohl einſahe, daß mit Bitten und guten Worten beym Teufel Rothrock wenig auszurichten ſeyn möchte: wie kannſt du dich erfrechen, eine ſo ausgeſuchte Unwahrheit mir ins Geſicht zu ſagen? Bin ich mir nicht bewußt, daß ich auf die geſetzmäßigſte Art zu dem Amte gelangt bin, welches ich bisher gewiſſenhaft und mit Beyfall verwaltet habe?

Thor! läugn' ich dir das ab? vernimm, wie ich für dich im Stillen wirkte. Eine Rotte unruhiger Köpfe erklärte ſich gegen dich, und hatte ſich verſchworen, lieber Haab und Gut zu verprozeſſiren, als dich in den Rath aufzunehmen; die Antipatrioten machten aber bey weitem die ſtärkſte Parthey. Ich zerſtöhrte ſie in zwey Tagen, ſchlich zu ihren Weibern, umgaukelte ſie mit trüglichen Träumen: alternde Matronen kützelte ich mit Traumbildern, die keiner andern Auslegung fähig waren, als du werdeſt der Freyer ihrer Töchter werden, und den jungen Frauen zeigte ich dein Bild unter der Geſtalt eines ſchmachtenden Liebhabers; ſie nahmen dich allerſeits in Protektion, ſtimmten die Männer, und da der Wahltag angeſetzt war, ſtimmte die geſammte löbliche Bürgerſchaft einhellig für dich. Das Sprüchwort ſagt ganz recht: Weiberkanäle die beſten Kanäle.

Walther. Ungebetene Dienſte verdienen keinen Dank.

Rothrock. Darum wars auch nicht geſagt. Gleichwohl ſiehſt du, was ich alles zu deinem Beſten gewirket habe. Sollteſt du deiner Seits nicht die zwey elenden Bedingungen erfüllen, zu welchen du dich mit ſo leichtem Muthe verbindlich machteſt?

Walther. Schweig, argliſtiger Betrüger! Du wußteſt wohl, daß mirs unmöglich war, ſie zu erfüllen. Du hatteſt nicht die Abſicht, mir wohlzuthun, ſondern durch ſcheinbare Wohlthaten Gelegenheit zu finden, mich gänzlich ins Verderben zu ſtürzen. Doch läugne ich die Schuld des gebrochnen Kontrakts nicht ab: aber ich habe dir einen Vorſchlag zu thun. Wärſt du wohl geneigt, an meiner Statt einen Bürgen anzunehmen?

Rothrock. O deinen verlognen Aſſekuranten, den Leipziger, kenn ich wohl! der mit ſeiner Seele Mäckeley treibt, und ſie zweymal für einmal loszuſchlagen gedenket. Er ſteht ſchon längſt in meinem ſchwarzen Regiſter, und iſt mir erb- und eigenthümlich zugeſchrieben. — Jetzt zur Sache! (er zog aus dem Weſtengürtel einen blanken dreyſchneidigen Dolch hervor, und aus der Rocktaſch einen Becher, den er aus einer kleinen Flaſche füllte.) „Siehe da zwey Mittel, fuhr er fort, die dich geſchwind und bequem, aus der Unterwelt, an den Ort deiner Beſtimmung befördern werden. Deines Bleibens iſt hier nicht länger; denn deine Stunde iſt kommen. Eins von beyden mußt du augenblicklich wählen. Wollteſt du dich zu keinem entſchließen: ſo iſt dir unverborgen, daß Genickbrechen und Halsumdrehn mir ein gewöhnlicher Handgriff iſt.“

Der bedauernswerthe Walther häſitirte einen Augenblick. Es war ihm freylich bey Erblickung des blanken Dolchs anders zu Muthe, als einem tragiſchen Helden, der auf der Bühne ſeine Seele durch dieſes Werkzeug der Mordkunſt ausblutet, und eine Stunde hernach einen fetten Hammelbraten mit gutem Appetit verzehrt. Es gebrach ihm an Herzhaftigkeit, die Bruſt ſich eigenhändig zu durchbohren: Laß mich, rief er ſtandhaft aus, den Tod des weiſen Sokrates ſterben, und den Schierlingsbecher leeren. Er thats beherzt, in einem Zuge, und indem er den leeren Becher aus der Hand ſetzen wollte, war Rothrock und Becher verſchwunden.

Aber Flammen der Hölle glüheten augenblicklich in Buſen, Mark und Bein; brennende Naphta floß durch Herz und Adern, er gebehrdete ſich wie ein Raſender, lief hundertmal den Garten auf und ab; verſucht's, den höchſten Baum zu erſteigen, um von deſſen Gipfel ſich herab zu ſtürzen, damit er auf einmal der ſchweren Angſt und Marter loß käme.

Indeſſen wurde dem Vater **Nitſchmann** die lange Abweſenheit des Eidams immer bedenklicher. Er hielt geheime Nachfrage bey dem aufwartenden Geſinde, wo ihr Herr ſey? und erhielt zur Antwort: noch immer im Garten beym Fremden; welchen niemand hatte weggehen ſehen. Die übrigen Tiſchgenoſſen bemerkten in der lauten Fröhligkeit des Herzens, und unter mancherley traulichen Geſprächen, die Abweſenheit des Hausvaters nur erſt ſpät. Des langen Tafelns müde, rückten ſie endlich die Stühle; Vater Nitſchmann vertrat die Stelle des Eidams, deſſen Abweſenheit er zugleich beſtens entſchuldigte und hielt die förmliche Abdankungsreden des Gaſtmahls, worinne er es den Geladenen als ſonderbares Verdienſt anrechnete, daß ſie ſeinen Sohn nicht verſchmähen, ſondern auf deſſen ziemlich Bitten ſich bey ihm einfinden, und dieſen frohen Tag in ſeinem Hauſe, durch ihre Gegenwart, deſto feyerlicher machen wollen.

Hierauf ſchlich er ſich aus dem Freudengetümmel abſeits, um den Licentiaten aufzuſuchen, deſſen er im Garten nirgends anſichtig werden konnte, bis er ihn zuletzt unter einem hohen Baume antraf, in der Stellung daran hinauf zu klettern. Daraus vermerkt' er, daß es in ſeinem Kopfe wieder nicht möchte richtig ſey, welches er dem

Genuß des Weins beymaß, deſſen der Letztere ſeit mehrern Jahren ganz entwohnt war. „Söhchen! Söhnchen! Was machen Sie da? Wollen Sie Ihren Gäſten noch eine Schüſſel Aepfel pflücken? Das iſt für diesmal zu ſpät, der Schmauß iſt zu Ende.“ Aber der gute Mann erhielt eine ſo verwirrte Antwort auf ſeine Frage, daraus er nicht klug werden konnte. Er bedauerte den unglücklichen Zuſtand des geliebten Eidams, mit einer väterlichen Thräne, faßte den Faſler bey der Hand, um ihn ins Haus zu bringen. **Walther** ließ ſich leiten wie ein Kind, ohne Bewußtſeyn und Beſonnenheit. Der ſorgfältige Vater brachte ihn, unter Beyſtand des Schreibers in die Expeditionsſtube, und da er an dem Kranken unbeſchreibliche Herzensangſt wahrnahm, auch ſein Blut in voller Wallung ſprudelnd und gährend fand: verſchrieb er, in Ermangelung eines privilegirten Arztes oder Apothekers, die an einem Orte unnütz ſcheinen, wo der Göttin Hygiea ein natürlicher Altar von friſchem Raſen errichtet war, dem Kranken eine gute Portion temperirend Pulver aus einem beſtaubten häuslichen Apothekchen das hülfreich unter dem Bette hervorſah.

Zu gleicher Zeit beorderte er den Stadtbader, mit ſeinem ganzen Apparatus von Schröpfköpfen und Blutegeln, ſtehenden Fußes, beym Syndikus zu erſcheinen. Er gehorſamte zwar ſchnell genug: doch unter pflichtſchuldigſter Anzeige, daß ihm die Egel eben abgängig worden wären. Als er die Schröpfköpfe aus der Taſche zog, belief ſich ihre Anzahl nicht höher als auf vier Stück, drey brauchbare und einem Invaliden. Vater Nitſchmann konnte ſich nicht enthalten, dem Erlenburger Centaur, über dieſe ſichtbare Dürftigkeit am Handwerksgeräth ein wenig den Text zu leſen, die mehr Fahrläſſigkeit als Mangel vermuthen laſſe. Doch dem zweyten Chiron rührte dieſe Merkuriale wenig. Er verſicherte, daß man hier zu Lande, ſich mit dieſer Quadratzahl von Köpfen begnüge. Wenn indeſſen wohlgenährte und blutreiche Perſonen deren mehrere begehrten, ſo wär der Defekt leicht durch Wein oder Biergläſer zu erſetzen. Der Deſpot von Rüdersweil geboth, daß zehn Säugegläſer an den Armen, Rücken und Waden des ſtieren Eidams ſollten appliziert werden. Sogleich war die nöthige Anzahl Spitzgläſer bey der Hand, welche der Bader mit ſolcher Geſchicklichkeit zu enthalſen wußte, daß nichts als der Kelch davon unbeſchädigt blieb.

Nachdem im Hauſe, bey Anziehung des Bürgerglöckchens, Abends um 9 Uhr, es ſtill und ruhig wurde, und die Gäſte, jeder in Geſellſchaft ſeines Ehrenbindels, ſich in ihre Heimath verfügten: war Vater Nitſchmanns erſte Sorge, die gute Wöchnerin, über die Abweſenheit ihres Mannes, unter dem Vorwand eines Jeſuiter-Rauſches zu beruhigen. Die kleine Kopie des Vaters, die ſie in den Armen hatte, machte ihr jetzt mehrere Freude und Spaß, als das Original, und weil Walther den ganzen Tag über heiter und fröhlich geweſen war, ſo tröſtete ſie ſich leicht darüber, ihr nicht gute Nacht zu ſagen. Papa aber ſetzte ſeinen Stab weiter und beſuchte den Kranken, deſſen Zuſtand er ganz leidlich fand. Die Menge Blutes, welches die zehn Schröpfköpfe ihm abgezapft hatten, thaten gewiſſermaßen den Wirkungen der Hölle Einhalt. Er war wieder zur Beſonnenheit gelangt, und der Puls hatte ſich beruhiget. Der Kranke war bey der Faſſung, daß er dem guten Vater ſeine Vorſorge und Aufmerkſamkeit verdankte; und zu gleicher Zeit äußerte, er wünſche einige Augenblicke mit ihm allein zu ſeyn. Das Geheimniß, welches er zu offenbaren hatte, beſtund in einem kurzen Bericht, von der abendlichen Begebenheit im Garten. Er konnte nur mit Mühe ſeine Ideen zuſammenordnen, darum berief er ſich zu völliger Aufklärung der Sache, auf die darüber geführten und in ſeiner verſchloſſenen Repoſitur, unter der Rubrik: Teufeleyen, niedergelegten Privatakten, auf welches alles der geradſinnige Vater im Grunde wenig achtete, und das Geſchwäß für neuerſchaffene Grillen, des bey Annäherung des Winters plötzlich ſich regenden hypochondriſchen Uebels, in ſeinem Herzen erklärte, indeß fand er unnütz, ihn jetzt zu widerlegen. Als ein kluger Mann erachtete er aber doch nöthig zu ſeyn, alle Poſten wohl zu beſetzen. Bey dem Patienten wachte der Schreiber, in der Geſindeſtube gegen über, der ins Haus gehörige Anſpannerknecht und des Amtskellers Kutſcher. An beyde ſpendete er den ganzen Vorrath ſeines Tobaksbeutels aus, um ſie munter zu erhalten, auch band er ihnen wohl ein, wenn ſich etwas im Herrenzimmer regen ſollte, ſogleich zu unterſuchen was es ſey, übrigens der Ordre des Schreibers nachzuleben. Er kroch nun ſelbſt in die Federn und genoß der lang entbehrten Ruhe durch einen robuſten Schlaf.

Mit dem Schlag Zwölfe riß ſich der Kranke, der vorher in einem ſoporöſen Taumel gelegen hatte, mit der Wuth einer Höllenfurie aus dem Bette. Seine Augen waren wild und verſtört, er erpackte den Schreiber mit Rieſenkraft, und ſchleuderte ihn, wie einen leichten Federball, an die Wand, daß er einige Augenblicke betäubt blieb. Dadurch gewann der Raſende einen Vorſprung, und gelangte durch die offenſtehende Hofthür, welche die Wächter in der Geſindeſtube, zu gewiſſen

Bequemlichkeiten, nicht verſchloſſen hatten; denn bey der allgemeinen Freude des Hauſes hatten ſie nicht vergeſſen, ſich auch eine Güte und der Schüſſel und Kanne treulich Beſcheid zu thun. Der Schreiber eilte dem verworrenen Flüchtling nach, der ſich in die Scheuer barg. Da in dem weichen Heu nichts für ihn zu fürchten war: ſo weckte er vorerſt den ſchnarchenden Stalltroſt; es verlief jedoch viel Zeit, eh die beyden Siebenſchläfer ſich ermuntern und bedeuten ließen, ihre Hornlaternen in Bereitſchaft zu ſetzen: man durchſuchte die Scheuer nun ſorgfältig; Martin, der Knecht vom Hauſe den Oberpanſen, die beyden übrigen den untern. Doch ihre Mühe war vergebens und der Flüchtling nicht zu finden.

Plötzlich erhob **Martin** groß Geſchrey. Ach, daß es Gott im Himmel erbarme! Der Lukenladen ſteht auf, den ich, um des Windes willen, erſt gegen Abend zugemacht habe. Was gilts? unſer Herr hat ſich aus der Luke herabgeſtürzt in den Ziehbrunnen, in des Nachbars Garten. Dieſer Bericht beſtürzte den Schreiber dergeſtalt, daß er alsbald fortlief, dem Vater **Nitſchmann** dieſen traurigen Rapport zu erſtatten. Der geſetzte Alte hatte die Kontenanz, dieſe böſe Zeitung mit großer Standhaftigkeit und Gelaſſenheit anzuhören: man muß nicht gleich das ſchlimmſte vermuthen, ſprach er, es giebt ja mehr mögliche Fälle, der Eidam kann aus der Scheuer auch wieder herausgegangen ſeyn, und ſich im Garten, im Hofe, in irgend einem Stalle, Gott weis wo, verkrochen haben. Er fuhr ſchnell in die Kleider, das ganze Haus wurde rege, außer das Schlafgemach der Wöchnerin. Man durchſuchte nochmals die Scheuer. Papa klimmte ſelbſt die ſteile Leiter hinauf, ſahe aus der Luke und horchte hoch auf, ob er etwas im Brunnen plätſchern höre. Doch alles war ſtill und ruhig. Nun wurde eine förmliche Hausſuchung angeſtellt, Wagenremiſen, Hühnerſtalle, Holzboden, Wannen und Fäſſer wurden viſitirt, ohne ein Merkzeichen von dem Irrläufer zu entdecken.

Jetzt bekam **Martins** Vermuthung die meiſten Adhärenten. Sobald der Himmel grauete, wurde der Brunnenmeiſter beordert, mit Stöhrſtangen den Ziehbrunnen in des Nachbars Garten zu ſondiren. Da ergab ſich denn das, was der hoffende Vater nicht hatte vermuthen wollen; der Leichnam des Unglücklichen wurde aus dem Brunnen gezogen.

Marianens Schmerz über dieſen unverheelbaren tragiſchen Zufall zu beſchreiben, oder ihre Nänie nachzulallen, würde verlohrne Mühe ſeyn:

der höchſte Schmerz läßt ſich weder durch Farben malen, noch in Worte übertragen, ſondern allein von empfindſamen Seelen nachfühlen. Zu Entſchädigung dafür giebt Referent dem wißbegierigen Leſern einige hiſtoriſche Korollarien zum beſten, welche noch eins und das andere, was auf die Geſchichte Bezug hat, erläutern.

Nach der Sitte und Denkart damaliger Zeiten, war ein ſogenanntes Eſelsbegräbniß für den geweſenen Syndikus von Erlenburg unvermeidlich; bloß aus Achtung und Schonung gegen den Gränznachbar **Nitſchmann**, ſahe man in ſo weit nach, daß alles in der Stille abgethan wurde, ohne öffentlich entehrende Gebräuche. Die vier Hirten der vier Stadtviertel ſchafften die Waltherſche Reliquie, ehe der Morgen des folgenden Tages heran dämmerte, außer der Stadt, und verſcharrten ſie in einen Raſenrand unter einem Dornſtrauche.

Es gab im Städchen viel Redens und Spekulirens über den Bewegungsgrund zu dieſem unerklärbaren Selbſtmord; dem allgemeinen Urtheil nach konnt's nicht fehlen, der Syndikus mußte den Depoſitenkaſten oder die Sportelkaſſe defraudirt haben. Doch nach angeſtellter Unterſuchung ergab ſicht, daß beyde in der beſten Ordnung ſich befanden und kein Heller veruntraut war.

Der **Waltherſche** Nachlaß ſpeiſete bey weitem nicht ſo viel, daß die junge Wittwe auch bey der kärglichſten Einrichtung davon hätte leben können; dem ungeachtet behauptete ſie, daß man mit noch wenigern auskommen könne, und bewieß dieſe Möglichkeit durch die Geſchicklichkeit ihrer thätigen Hand.

Den kleinen **Wilhelm** erzog ſie mit aller Treue und Sorgfalt, doch beſtimmte ſie ihn nicht zum Studieren, weil ſie dazu keine Mittel hatte. Der Knabe bezeigte Luſt das Schreinerhandwerk zu erlernen, ſie bewarb ſich, ihn bey einem feinen ehrſamen Meiſter unterzubringen; aber keiner wollte ihn in die Lehre nehmen, weil die Todesart des Vaters, nach der abſurden Handwerksphiloſophie, den Sohn mit dem Stempel der Unehrlichkeit gebrandmarkt habe. Allein Bürgermeiſter **Weinreich** ſein Pathe, der vor vierzehn Jahren als Baukammerer, das größte Ehrenbündel vom Kindstaufſchmauße heimgetragen hatte, ließ ſich theils durch die Thränen der Mutter, theils durch die Zurückerinnerung an die, vor dem Taufſtein dem Knaben geleiſtete Zuſage, bewegen, ſein und des Raths ganze Autorität bey dieſer Gelegenheit zu interponiren, der hartnäckigen Erlenburger Schreinerzunft ein Quintlein Vernunft in den Kopf zu demonſtriren. Nach vielen Debatten fand ſich endlich ein zünftiger Meiſter, der den Knaben in die Lehre nahm. Wilhelm zeichnete ſich durch nichts aus, daher iſt nichts von ihm zu ſagen, das einzige ausgenommen, daß er der Vater des berühmten Tiſchlers und Schreinermeiſters **Gottfried Walthers** worden iſt, der als Held eines Volksromans, in der Schreinergilde als ein Fixſtern glänzt.

Verbeſſerungen:

S. 52, dieſer Ehrennahme, l. Ehrenmann.
„ 73, Porphyrogennaten, l. Porphyrogenneten.
„ 86, traulicher vorgeſtanden, l. treulicher.
„ 96, in den goldnen Phädon, l. Phaeton.
„ 126, die erneuerte Bitte, l. durch die erneuerte Bitte.
„ 143, daß ihm alle Rippen trähnten, l dröhnten.
„ 193, unter ächten andern falſche Stempel für voll, l. unter ächtem oder falſchen Stempel.
„ 207, Allein die Statur war zu kurz, l. Allein die Natur war zu kurz.

Straußfedern.

Fortgeſetzt
von
dem Verfaſſer des Siegfried von Lindenberg.

Zweyter Band.

Berlin und Stettin
bey Friedrich Nicolai, 1790.

Universitäts Bibliothek München

Vorbericht.

Sich wegen der Mittelmäßigkeit eines Buches lieber entſchuldigen wollen, als es ungeſchrieben laſſen, das heißt, wie Kato zu einem ſeiner Freunde ſagte, dem Publikum ein verzweifelt leeres Kompliment machen. Zum Glücke las ich das lange vorher im eilften Buche des **Gellius**, ehe ich glaubte, daß ich je in den Fall kommen könnte, eine Vorrede zu ſchreiben, und bedaure ſehr, daß ich nicht alles Gute, was ich las, eben ſo treu im Gedächtniſſe behalten habe. Kein Wort demnach von Entſchuldigungen. Hier, wo ich als Federſchmücker in der Thür meines Ladens ſtehe, würde es ohnehin wunderlich laſſen, wenn ich ſelber meine Waare verſchreyen wollte, die ich nach allen Fundamentalartikeln der Krämerinnung anzupreiſen berechtiget bin, gleichviel, ob ich ſelbſt ſo oder anders über ihren Werth denke. Die Gilde würde mich ausſtoßen, wenn ich ein ſo ſkandaloſes Beyſpiel von Ehrlichkeit zu geben mich erfrechte.

Was ich aber als Autor dieſer Affiſche mit Erlaubniß aller Katonen, und als Marchand-Plumaſſier ohne wider die Gildeartikel der löblichen Krämerzunft zu verſtoßen, ſagen darf und will, das lautet, wie folgt:

Freund Bleckzahn, ſonſt Hein genannt, giebt meinem alten Glauben, der ſchon viele Stöße erlitten hat, einen ſehr derben Stoß. Ich lerne auch durch ihn, daß es mit den Freunden eben die Bewandtniß habe, wie mit den Geſpenſtern: alle Welt ſpricht und erzählt davon, kein Menſch hat welche geſehen. Wer hat dem Hein mehr Ehre erwieſen als Muſäus? Wer hat ihn öffentlicher und ehrenvoller Freund genannt, als er? Dennoch kömmt der Bube hinterrücks geſchlichen, ſchüttelt hämiſch das Repoſitorium *), und ſtürzt es über den Verfaſſer eines Buches, welches noch unvergeſſen ſeyn wird, wenn das unfreundſchaftliche Gerippe zum allerletztenmale auf dieſem Planeten erſcheinet. Fy, Hein! Du biſt ein ſchändlicher Geſelle! Bey jeder Gelegenheit will ich Deine Schande aufdecken. Was kann ich ſchwärzers von Dir ſagen, als daß Du

---

*) S. in Freund Heins Erſcheinungen das 21ſte Kupfer, S. 134.

Deinen Freund erſchlugſt vor der Zeit, gerade da er ganz unbefangen an einer wohlthätigen Kinderklapper drechſelte? Das will ich Dir nachſagen, bis Du auch über mich, wie Du ganz neuerlich noch verſuchteſt, ein Repoſitorium herſtürzeſt, um mir den Mund zu ſtopfen. Freylich kann ich damit der Welt keinen Muſäus wiedergeben, und das thut mir leid: aber jeder wird doch ſehen, daß mirs lieber geweſen wäre, wenn der vortreffliche Mann ſeinem neuetablirten Federmagazine noch ſelber ein Weilchen vorgeſtanden hätte, als daß durch ſeinen Tod dieſes Negoz auf mich vererbet wird.

Indem ich nun hiermit ſeinen ehemaligen Laden in Beſitz nehme, kann es ſeyn, daß es bey vielen Kaufluſtigen meinen Waaren vielleicht

leicht nicht zum Vortheil gereicht, daß ſie in der Bude eines ſo berühmten Federſchmükkers, als **Muſäus** war, feilgeboten werden. Mich ahnet wenigſtens ſo etwas, während vielleicht manch gutes Blut muthmaßet, es ſey merkantiliſche Klugheit von meiner Seite, den Namen eines berühmten Vorweſers zu benutzen. Man hat freylich Beyſpiele, wo ſo was geglücket iſt. So verkauft ſich, um nur Eins anzuführen, im Lüneburgiſchen, Braunſchweigiſchen, und andern Ländern der Portocarrero noch immer recht gut unter **Lorenz Liebrecht's** berühmten Namen, obgleich der gute Mann ſchon ſo lange im Grabe liegt, daß von ſeinen Gebeinen kein Stäubchen mehr übrig iſt. Aber Tabak und Straußfedern ſind ſehr heterogene Artikel,

tikel, die nicht einmal wie Käſe und Bücher in ſofern zuſammenpaſſen, daß man den einen in die Fragmente der andern einwickeln kann. Kein Menſch entſinnet ſich mehr, wie der Portocarrero des ſeligen Lorenz Liebrecht vor dreyßig Jahren roch und riechen mußte; man raucht den heutigen bona Fide weg, weil dieſelbige Firma und eben das blaue Wappen nach wie vor draufgedruckt iſt; zudem kamen mit deſſen übrigen Nachlaſſe auch die Geheimniſſe des Wohlſeligen auf ſeine Erben, mithin ſtehet zu vermuthen, daß der beliebte Portocarrero noch immer nach eben den Regeln, und mit Anwendung eben der probaten Kunſtgriffe fabriciret werde, als wenn Herr Lorenz Liebrecht ſeliger ihm eigenhändig die Gähre gegeben hätte. Dahingegen aber liegen meines ſeligen Vorweſers Straußfedern noch auf allen Toiletten; alt und jung kennt ſie, weis wie ſie beſchaffen ſind, und hats in ſeiner Gewalt, mein Aſſortiment dagegen zu halten. Ferner erbe ich nur von ihm die leere Butike und das Aushängeſchild, ohne Waarenlager, ohne ſeine Kunſtgriffe und Geheimniſſe, u. ſ. w., mithin kann jedermann ſehen und mit Händen greifen, daß meine Waaren, wenn gleich von einerley innerer Bonität, (denn ich habe dieſelbigen Lieferanten,) doch in anderem Guſto gekräuſelt, und von ganz diverſer Appretur ſind. Wer alſo Plümagen und Panaſchen durchaus a la Muſäus verlangt, der merkt es den meinigen beym erſten Anblick an, daß er mit anders bearbeiteter

Waare bedienet wird, und das iſt denn nicht ſeine Sache; wogegen andre, welche eine Feder a la Emmeric oder Waldheim beſſer akkommodirt, vielleicht ihr Fall in dieſer Bude nicht ſuchen werden, und alſo vorüber gehen.

Das alles habe ich gebührend erwogen, und es hat mich nicht abgeſchröckt, dem Wunſche des Herrn Nicolai zu folgen, und mich, während Apoll bey guter Laune war, mit dem durch den Tod meines Vorweſers erloſchenen Privilegio zur Fortſetzung ſeines Negozes belehnen zu laſſen. Indem ich aber ſeinen Laden beziehe, und ſein ſchon allgemein bekanntes Schild aushänge, halte ichs der Beſcheidenheit gemäß, meine Firma hinzuzufügen, damit niemand glaube, als wollte ich ſtillſchweigend inſinuiren, daß ich die Fußtapfen des berühmten Mannes ausfülle. Jeder Kaufluſtige weis nun, woran er ſey, und kein Menſch darf mich mit der gehäßigen Anſchuldigung heimſuchen, daß ich durch Anſchließen an einen berühmten Mann mich geltend zu machen, oder durch Verkriechen hinter einen großen Namen meinen Arbeiten Cours zu geben ſuche.

Ob der Schatten meines Vorweſers damit zufrieden ſey, daß gerade ich es übernommen habe, ſein Negoz fortzuſetzen, das hoff ich dereinſt zu erfahren. Dem Theile des Publikum, dem ich bis jetzt für ſeine Gewogenheit Dank ſchuldig bin, iſt es gewiß gleichgültig, ob dieſe Kleinigkeiten, an denen nur die Appretur mein Eigenthum iſt, Straußfedern oder anders heißen. Sonſt iſt es allerdings eine entſchiedene Sache, daß es Hände giebt, die zum Federſchmücken viel gewandter ſind, als die meinigen: aber das Schlimme dabey iſt, daß faſt alle dieſe das Gewerbe inkognito treiben, und die eignen Federn, welche Gott ihnen wachſen ließ, ganz in der Stille mit den aufgeſchmückten verſchönern, ohne es an ſich kommen zu laſſen, daß ſie zur Zunft der Federſchmücker gehören. Da ſie ihre Waaren zum Theil jenſeits der Pyrenäen herzuholen pflegen, ſo merken, was an der Sache ſey, nur die wenigen, denen jene Gegenden keine Terra inkognita ſind.

Ob Nummer VII, als ein bisher noch ungedrucktes Stück, in dieſe Sammlung gehöret

höret oder nicht, das kümmert mich wenig, wenn es die Leſer ſo amüſiret, als die, denen ich die Schnurre wohl eher erzählte. Vielleicht iſt ſie doch in ſofern Straußfeder, daß der Marſchall die Idee dazu aus einer ähnlichen Quelle entlehnet hat, woraus der groſſe Hagedorn ſeinen Aurelius ſchöpfte. Ich werde auch künftig kein Bedenken tragen, dergleichen, und wenns die Gelegenheit giebt, ganz eigne Erzählungen einzuſchalten, die ich, da die künftigen Theile dieſer Sammlung keiner Vorrede bedürfen, mit einem Stern bezeichnen werde.

Den Kunſtverſtändigen habe ich bey einer ſolchen Kleinigkeit, als dieſe Federn ſind, nichts zu ſagen. Nehmen ſie mir das Schild von der Thür, ſo gebe ich den Handel auf; ſollten ſie mir aber das Sprüchlein des Heraklitus von Epheſus über den Laden ſchreiben: Introite, nam et hic Dii ſunt! ſo ſetze ich ihn noch ein wenig fort, aber freylich nur als Nebenſache, (denn mich dünkt immer, aus eignem Stoff arbeite ſichs am beſten,) mit der ich ſehr zufrieden bin, wenn ſie meine Freunde im Publikum ſo aufheitert, als ſie mir wirklich trübe Stunden verkürzet hat.

Teufel Göbhards Deſcendenz und deren Konſorten, die Schmieder, Wucherer, Gaſtel, und wie die ſehr honneten Seelen weiter heiſſen, können ſich auch an dieſen Straußfedern nicht vergreifen, ohne ſich entweder ein garſtiges Zeichen vor die Stirn zu brennen, oder mein Buch zu ſchmiedern, das heißt: wegzulaſſen, was nicht in ihren Kram taugt, und alſo, indem ſie mich und meinen Verleger beſtehlen, ihre Abnehmer zwiefach zu betrügen. Da ich Einmal die Hetzpeitſche wider dieſe noble Bande ergreifen mußte, werde ich ſie ſo leicht nicht wieder aus der Hand legen, und ſchwerlich je ein Buch ſchreiben, welches ſich auf andre Weiſe nachdrucken ließe, als Schmieder den 6ten Theil des Emmerich aus dem 5ten Bande der **Papiere des braunen Mannes** nachgedruckt hat. In dieſem Theile wurden gewiſſe Wahrheiten ſehr evident gemacht, welche die Ehrlichkeit des Heiligen zu Karlsruh ins Licht ſetzten. Was hatte der beſcheidne Mann, dem ſein Lob ein Greuel iſt, zu thun? — Er ließ Einhundert Seiten aus meinem Buche weg, zog zwey Kapitel in eins, mit eben der Leichtigkeit, womit er das Eigenthum ſo vieler ſündiger Buchhändler an ſich zieht, und giebt dadurch ſeinem edlen und uneigennützigen Gewerbe einen garſtigen Stoß, indem ſogar ſeine Nebenheiligen dies Wunderwerk für eine Betrügerey erklären. Nur auf dieſe Art kann mir künftig nachgedruckt werden, und der unedle Käufer ſoll wenigſtens nur ein verſtümmeltes Buch bekommen. Dieſe Gerechtigkeit iſt das wenigſte, was ich meinen Verlegern, dem beſſeren Theile des Publikum, und mir ſelbſt ſchuldig bin. Geſchrieben zu Itzehoe im Januar 1790.

Johann Gottwerth Müller.

V.

Es war einmal ein König, der hatte eine Königinn und ein Königreich. Mancher König in unſern Zeiten hatte keins von beyden, und das war vielleicht deſto beſſer für ihn.

Das Königreich war wohl das ſchönſte, das man auf einer Landkarte ſehen konnte, obgleich die neueren Geographien ſtockſtill davon ſchweigen, und die älteren verlohren ſind, in denen es bis auf die kleinſte Burg beſchrieben ſtand. Man hielt es damals für das einzige Königreich in Europa, das einen König hatte, und dem Anſehen nach that man daran nicht unrecht, denn unſer König regierte ſo gut und ſo weislich, daß es eine Luſt war. Man durfte in ſeinen weitläuftigen Staaten ein ehrlicher Mann ſeyn, ohne daß einem deswegen Ein Haar gekrümmet wurde; man durfte Verſtand haben ſo viel man wollte; die Vornehmen, und ſelbſt die Präſidenten in den Gerichten mußten ihre Schulden ſo gut bezahlen als der Geringſte im Volke, denn das Sprichwort, daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushacke, ließ ſich dort nicht anwenden, wo jeglicher Richter einen Galgen vor ſeiner Hausthür hatte, — nicht um andre Leute daran henken zu laſſen, ſondern um ſelbſt daran aufgeknüpft zu werden, ſobald er ſichs beygehen ließ das Recht im mindeſten zu beugen, oder nur zu verſchieben. Die Gerechtigkeit wurde ſchnell und unentgeltlich gehandhabet; von Advocaten wußte man nichts; jedermann plaidirte ſeine Sache ſelbſt, und machte ſeine Gerechtſame dem Richter eben ſo begreiflich, als wir dem Anwald; auch war in den Händen des Volkes ein deutliches, in der Landesſprache verfaßtes und genau befolgtes Geſetzbüchlein, alſo gab es wenig Proceſſe. Der Monarch ließ ſich von jedem Menſchen ſprechen, ſah jedem Departement ſcharf auf die Finger, ließ ſich von allem Rechenſchaft geben, und wer ihm ein X vor ein U machen wollte, der hatte es mit ihm zu thun. Seine Armee war auf dem reſpektabelſten Fuße, ſeine Generale hatten von der Picke hinauf gedient, und unter den jungen Fähnrichen und Lieutenanten gab es keinen inſolenten Fant, denn er wußte es ihnen fühlbar zu machen, daß ſie bloß zur Sicherheit und aus dem Beutel des Bürgers ernähret würden. Wegen Zolldefraudationen wurde niemand geſtraft, weil es dort weder Zoll noch Zöllner gab, und die Finanzen fanden ſich beſſer dabey. Kurz er war der Vater ſeines unermeßlichen Volkes. Dafür trugen ihn denn auch ſeine Unterthanen in ihren Herzen, ſeine Nachbaren reſpektirten ihn, und wegen ſeiner unwandelbaren Redlichkeit, Gerechtigkeit, und jener zärtlichen Vaterliebe zu ſeinem Volke hieß er in aller Welt nur König Balowith, das iſt gedolmetſchet: König Biedermann. Es war damals die Mode ſo, den Charakter der Großen durch einen Beynamen zu bezeichnen.

Die Königinn war, wie alle Königinnen, ein Phönix an Schönheit und ein Muſter der Tugend. Ueberdem war ſie munter und geſchäfftig, miſchte ſich nicht in die Regierung, die deswegen um nichts ſchlechter gieng, hielt aber ihre Hofdamen ein biſſel ſcharf in Ordnung, hatte die Augen allerwärts, konnte keine Tagedieberey leiden, fand ihr einziges Behagen, wie Königin Penelope, an nützlichen Arbeiten, mußte immer etwas um die Hand haben, und würde geſtorben ſeyn, wenn man ihr ihren Strickbeutel, Spindel oder Stickrahmen genommen hätte. Daher gab man ihr einen Beynamen, das in der Landessprache ſo viel als äußerſt arbeitſame anzeigt.

Aus dieſem königlichen Ehebette war nur ein einziges Pflänzlein aufgeſproſſet, ein feines junges Herrchen, gut und brav wie der Vater, und lebhaft wie die Mutter. Sein Element war Freude, und er ſuchte ſie mit Geiz, wo junge Leute ſeines Standes ſie zu finden pflegen, auf dem Ball, in den Schauſpielen, in Turnieren, Ringelrennen, prächtigen Jagdpartien u. ſ. w., und war ſtets ſo frohen Sinnes, daß man ſeinen Namen vergaß, und ihn nur Belkemar, das heißt zu deutſch: Prinz Wohlgemuth nannte.

Der biedre König und die arbeitſame Königinn glaubten, daß jegliches Alter ſein Recht haben müſſe, und da ſie in ſeinen Vergnügungen nichts fanden, das dem Range und Wohlſtande zuwider liefe, ſo ließen ſie ihm ſeinen Willen, und rechneten darauf, daß das bischen zu großen Eifers, womit er ſie ſuchte, ſich mit dem erſten Jünglingsalter wohl von ſelbſt verliehren würde. Darinn verrechneten ſie ſich doch in etwas, denn bis in ſein vier und zwanzigſtes Jahr blieb er wenigſtens wie er im funfzehnten geweſen war. — Uebrigens war der Prinz ſchön gebildet, edel gebauet, ſtark und geſund, liebenswürdig in ſeinem Betragen, und aus allem was er that, ließ ſich abnehmen, daß ſein Kopf nicht minder voll durchdringenden Scharfſinnes als voll Feuers ſey.

Kein Menſch konnte begreifen, wie es zugienge, daß dieſer junge Wildfang, ſchmuck, lebhaft und kraftvoll wie er war, ſich um das ſchöne Geſchlecht ſo wenig bekümmerte, als wenn er weder Herz noch Augen gehabt hätte. Indeſſen iſt es gewiß, daß die Freuden der Liebe ſich nicht in ſeinen Zeitvertreib miſchten, dem er ſo begierig nachjagte, und darinn war er allerdings den mehreſten Fürſtenknaben ſehr unähnlich. Ihm war nicht beſſer, als wenn ein glänzendes Feſt alle Pracht eines geſchmackvollen Hofes um ihn her verſammelte, oder wenn er im Forſt den ſchnellfüßigen Hirſch verfolgte, und den wilden Keuler bekämpfte. Oft ſetzte er dem flüchtigen Wilde mit ſolcher Hitze nach, daß er ſich von ſeinem Gefolge verlohr. Mit unter kam es denn wohl bey ſolchen Gelegenheiten, daß der ungeſtüme Mahner, der Magen, zu bellen begonnte, ehe der Prinz ſeine Leute wieder fand; oder daß ihm die trockne Zunge im lechzenden Durſt am Gaumen klebte. Der erſte Junkernhof, oder die erſte Bauernhütte, die er antraf, war alsdann ihm die beſte. Da er ſich nun gemeiniglich nicht zu erkennen gab, ſo begegneten ihm manchmal wunderliche Ebentheuer, die ihm viel Kurzweit machten, und die pflegte er dann den biedern und arbeitſamen Majeſtäten an den langen Winterabenden mit herzlichem Behagen zu erzählen.

Auf eine ſolche Art war er einmal ſo weit von ſeinen Leuten abgekommen, daß er nicht mehr wußte, wohin er ſich wenden ſollte, um einige Labung zu finden. Nach langem Herumkreuzen erblickte er endlich ein kleines Dorf, und man kann denken, ob ſein keuchendes Roß wacker geſpornt wurde? Die erſten Häuſer fand er leer, vermuthlich weil die Leute auf ihren Aeckern waren, und er fürchtete ſchon, die Thüren mit einander verſchloſſen zu finden, als er ein Mädchen von blendender Schönheit erblickte, welches von einem alten abſcheulich häßlichen Weibe, aus einem ländlichen Garten, quer über die Straße, nach einem gegenüber liegenden Bauerhauſe geſchleppet wurde. Die junge Schöne hatte eine Spindel und einen Rocken voll Flachs an der Seite, und die Schürze voll Blumen, die ſie ſich im Garten gepflückt haben mochte. Der alte Drache riß ihr die Blümchen weg und warf ſie in den Fahrweg, gab dem Mädel einige derbe Püffe auf Abſchlag, packte ſie dann beym Arm und ſchrie voll Ingrimm: "Wart du Strähne, hab ich dich nur erſt im Hauſe, ſo ſollſt du mirs fühlen, du Muh, was darnach kömmt, wenn du mir nicht folgen willſt!" — Den Prinzen

zen befremdete dieſer Auftritt; er näherte ſich der Alten, wie ſie eben ins Haus gehen wollte: "Sag mir doch, liebe Mutter, ſprach er freundlich, was hat das junge Mädel peccirt, daß ihr ſie ſo ſcharf züchtiget?" — Die Bäuerinn war von Natur ein Höllenbeſem, und konnt's nicht vertragen, daß jemand ſeine Naſe in ihre Angelegenheiten ſteckte; auch hatte ſie ſchon eine grobe Antwort auf der Zunge: aber ein Blick, den ſie noch zu rechter Zeit auf die prächtige Kleidung des Fragenden, und auf das reiche Geſchirr ſeines ſtolzen Hengſtes warf, machte ſie andres Sinnes. Der Forſcher, meinte ſie, müſſe wohl Etwas ſehr Vornehmes ſeyn, und ſo begnügte ſie ſich ihm, obgleich mit ſauerem Antlitz und Tone zu antworten: "Ey was, Herr! Ich kümmle meine Tochter aus, weil die Flirtje immer gegen den Strom iſt. Ich wills nicht haben, ich, daß ſie ſpinnen ſoll, und ſo ſitzt ſie, ſie, wenn der Hahn krähet, bis die Eulen fliegen, und ſpinnt, und ſpinnt, haſt du nicht, ſo kannſt du nicht. Und das will ich nicht haben, ich! und ſo krieg ich ſie beym Kanthacken, ſieht Er!"

"Hab ich mein Tage! erwiderte der Prinz: Darum handhabet ihr das arme Ding ſo? — Hört, Mutter, wenn ihr die fleißigen Spinnerinnen nicht ausſtehen mögt, ſo könnt ihr dieſe da nur der Königinn geben, ſo iſt ſie in ihrem Elemente. Die Köchen hat auf der Welt nichts lieber, und wird ſie ſpinnen laſſen vom Morgen bis zum Abend, und die halbe Nacht in den Kauf; ich ſtehe euch dafür! Und daß ſie für das Glück Eurer Tochter ſorgen wird, iſt keine Frage."

"Ih, junger Herre, rief das alte Regiſter, wenn Er meynt, daß die Klunte da mit ihrem raren Geſchick ſo ein apartes Stück für unſere gute Frau Königinn iſt, ſo nehm Er ſie hin in Gottes Namen, und Glück auf den Weg! Ich wollte, Er wäre längſt gekommen!"

Während die alte Bäuerinn ihm dieſe Worte unfreundlich genug zubiß, kamen verſchiedne von ſeinem Gefolge daher geſprengt, die ihn ſuchten. Er befahl einem Jagdjunker, das junge Frauenzimmer hinter ſich aufs Pferd zu nehmen, ließ ſich einen Trunk Waſſers reichen, und nun: Ade Mutter! Das ſchöne Mädel zerfloß noch in Thränen, die ihr die Rippenſtöße und Drohungen der Alten ausgepreßt hatten, aber auch weinend war ſie ſchön. Der Prinz ſuchte ſie zu beruhigen, und verſicherte ſie zu dem Ende, daß ihr Fleiß und Geſchicklichkeit ihr bey der Königinn goldne Tage erſpinnen würden: aber das arme Kind war noch ſo bedutzt, und vollends izt durch die Gegenwart ſo vieler Fremden dermaſſen verblüfft, daß ſie faſt kein Wort verſtand. Die Mutter ließ ſie dahinziehen, ohne ihr die mindeſte Rührung zu bezeugen; hergegen einige Bäuerchen, die indeſſen zuſammen gelaufen waren, ſperrten ihre Naſen und Mäuler auf wie die Scheunthore über alle die blanken goldnen Herren um ihre junge Nachbarin her! Die Neugier zwickte ſie tüchtig, zu wiſſen wohin und woher? und ein junger Burſch, der wohl längſt ein Auge auf Röschen gehabt haben mochte, faßte ein Herz, wo keins war, und forſchte bey der Alten; dieſe aber, weit entfernt, ſeiner [illegible] Anfrage, deren Urſache ſie wittern mochte, zu willfahren, ſchnauzte ihn an, und ſchüttete über ihn die Grobheit aus, die ſie anfangs dem Prinzen zugedacht hatte. "Was ſchierts euch denn, Hanns Naſewaſſer? rief ſie. Wenn Euch eines fragt, ſo ſprecht hübſch, Ihr wißts nicht." Das Bäuerlein wagte es nicht, darauf zu repliciren, doch ſchwänzelte er ſo lange um die vergoldeten Herren herum, bis er einem freundlichen Jagdpagen Rede angewinnen konnte. Da hörte er denn, daß der Königsſohn Roſalien nach Hofe zu der Königinn brächte. Der arme Wicht ließ ob dieſer leidigen Mähr die Fittige kläglich hangen; hergegen die Mädel im Dorfe hätten ſich faſt alle vor Neid und Mißgunſt ein Leides gethan, als ſich die Poſt unter ſie verbreitete.

Indeſſen wie mancher ein Schickſal mit ſcheelen Augen anſieht, worüber er ſich vielleicht erhenken würde, wenn es das Seinige wäre: ſo gieng es auch hier. Roſalie war in ihren eignen Augen nichts weniger als neidenswerth. Der Prinz ſtellte ſie der Königinn als die geſchickteſte und fleiſſigſte Spinnerinn im ganzen Lande vor, und die arbeitſame Allerdurchlauchtigſte empfieng das kleine Wunder ſehr huldreich, würdigte ſie eines aufmerkſamen Blickes, und geruhete ſogar, mit Entzücken von ihrer reizenden Beſcheidenheit und einnehmenden Schönheit zu reden. Das war manchen Hofdamen, die es wiſſen wollten, daß ſie die ſchönſten am Hofe waren, kein leichter Schnitt ins Herz, und von der Minute an war ihnen Röschen ein Dorn im Auge. Die Königinn ließ dem ſchönen Mädel ein Apartement anweiſen, welches aus einer ganzen Reihe von Zimmern beſtand, die man für eine unermeßliche Niederlage der berühmteſten und vortreflichſten Spinnmaterialien aus allen Ländern der Welt anſehen konnte. Da war Lüneburger und Uelzener Flachs, Schweizer Hanf, und Rußiſcher Hanf, und Syriſcher Hanf, Flandriſcher Flachs, und Hanf aus Bretagne, Flachs von Ithaka und Oſtindiſche Baumwolle, in großen Banſen, die von der Erde bis an die Decke reichten. Auch war da Spaniſche Wolle in Ueberfluß, Flachs aus der Pikardie, und ſogar ein großer Vorrath von dem

be

berühmten Asbeſt oder Steinflachs, aus welchem die wunderbare unverbrennliche Leinwand verfertiget wird, die man, um ſie zu reinigen, nicht wäſcht, ſondern im Feuer ausglühet. Röschen giengen bey dem Anblicke die Augen über. Ihre Begleiterinn ſagte ihr viel Verbindliches, indem ſie ihr das Loſament anwies, denn ſie berechnete zum voraus, daß eine ſo kunſtreiche Spinnerinn in kurzem die Hauptperſon im Kredit bey der Königinn, und die einzige Gnadenquelle werden dürfte; daher ſuchte ſie ſich in Zeiten einen Stein bey ihr ins Brett zu bringen. Um ſich vollends bey Röschen einzuſchmeicheln, muſterte ſie ihr das ganze Magazin, Sorte vor Sorte, vor, und beſchloß mit der angenehmen Nachricht, ſie könne nach eignem Belieben unter allen dieſen Materialien wählen. Zwar ſey es im Grunde ſehr gleichgültig, fügte ſie in dem freudigen Tone, womit man eine gute Botſchaft bringt, hinzu, was ſie zuerſt nehme, denn ſie könne ihr im Vertrauen ſagen, daß Ihro Majeſtät ihr allergnädigſt erlaube, dieſen ganzen Vorrath aufzuſpinnen.

In den Ohren des lieblichen Mädchens klang jede Sylbe dieſer Nachricht ſo angenehm, als den holländiſchen Patrioten die erſte Poſt vom Anmarſch der böſen Preußen. Kaum war ſie allein, ſo überließ ſie ſich der heftigſten Verzweiflung. Ueberhaupt hatte ſie mit allem was Arbeit heißt den Magen durchaus verdorben; beſonders aber war ihr Abſcheu gegen alle Spinnerey unüberwindlich, und ſie kannte keine heißere Hölle, als die Spindel ſchnellen, oder am Rade zu ſitzen und zu trillern. Freylich iſt nicht zu leugnen, daß man kein ſchöneres Geſpinnſt ſehen konnte als daß ihrige, wenn ſie zuweilen einmal in den herben Apfel biß, den Rocken zur Hand zu nehmen; ihre zarten Finger ſchufen den Flachs in ſo feine, ſchöne und ebne Faden um, daß die Poeten, wenn ſie von dem Haar ihrer Herzensbezwingerinnen redeten, es in der Folge nicht mehr mit Seide, ſondern mit dem Garne auf Röschens Spindel verglichen: aber leider, nahm ſie ſich bey dieſer Arbeit ſo unerhört langſam, daß eine Schnecke gewiß zwey Ellen weit kriechen konnte, während Roſalie einen Ellenlangen Faden zu ſpinnen vermochte. Hätte ſie ſich überwinden können, einen ganzen ausgezeichneten Tag hindurch alles Ernſtes zu ſpinnen, ſo würde ſie dennoch ſchwerlich ein halbes Gebind zuwege gebracht haben; und gleichwohl rechnete man dort nur ſechzig Faden auf ein Gebinde. Nun kann man denken, wie ihr zwiſchen den ungeheueren Flachs- und Hanfhaufen zu Muthe war. Doch, wiewohl ſie kein Mittel ſah, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welche die Abſicht ihrer Mutter ſie verwickelt hatte, war es ihr immer lieb wenigſtens den Händen dieſer bärbeißigen

Zuchtmeiſterinn entnommen zu ſeyn, bey der es nie gut Wetter war wenn der Zahlhaſpel nicht klang. Der Königinn huldreiches Lächeln war doch ganz ein ander Ding als die Ehrentitel und Rippenſtöße, womit Herzmutter ſie daheim zu regaliren pflegte! Noch war ſie am Hofe nicht warm geworden, und ſchon glaubte ſie feſt, es könne keinen entzückendern Aufenthalt geben! — Aber man mußte nicht nur eine Kunſtreiche, ſondern auch eine fleißige Spinnerinn ſeyn, um an dieſem Hofe zu leben! Das war eine vertrackte Klauſel für ein Mädchen, welches ſich von dieſer Seite nicht ſchmeichelte! Röschen fühlte es zu gut, daß ſie es nie ſo weit bringen würde, ſich die Gnade der Königinn zu erſpinnen, weil zu ihrem unüberwindlichen Ekel vor dieſer Arbeit noch die eben ſo unbezwingliche Langſamkeit in derſelben kam. So lag ſie, und ſtrengte ihren Kopf an ein Mittel auszubrüten, wie ſie die Hofluft athmen könne ohne Spinnerinn ſeyn zu müſſen: umſonſt! das Kopfküſſen verſagte ihr ſchlechterdings alle Eingebung. Die Nacht ſchien ihr ſo unendlich lang, als die zierlich aufgeſtapelten Flachsbanſen unermeßlich groß, mit deren Verarbeitung Ihre Majeſtät ſie begnadigte. Kein Schlaf kam in ihre ſchönen Augen, ſo lebhaft war ihre Bekümmerniß; und dennoch fürchtete ſie den Anbruch des Tages, man ſieht wohl warum?

Auch der Prinz ſchloß die ganze Nacht hindurch kein Auge. Sein Stündlein war gekommen! Der kleine Eulenſpiegel, den Coypel ſo treffend malte, und der alte Sünder von Ferney (wie die ausgedienten Sünder ihn nennen,) ſo wahr epigraphiſirte, hatte auf gut Panduriſch ihn beſchlichen, und ſein übelbewachtes Herz ohne allen Widerſtand Beute gemacht. Der zeitherige Kommandant deſſelben, der Durſt nach glänzenden Feſten und rauſchenden Freuden, war durch die Lappen gegangen, wie der Rheingraf von Salm, beym erſten Scharfſchuſſe, den der hinterliſtige Buſchklepper, in Röschens Thränen laurend, unter ihren langen ſeidenen Augenwimpern hervor auf den königlichen Wildfang richtete. So lang die Nacht war, dachte der Prinz nur an Röschen; ihre ſüßen Reize ſpuckten unaufhörlich vor ſeinem geiſtigen Auge, und die rührende Grazie des holden Mädchens ließ ihm weder Raſt noch Ruh. Er weckte mit ſeinen Seufzern ſeine Papageyen aus dem Schlafe; er ſprach laut mit ſich ſelber; kurz, er that alles was ein Verliebter Weiſes und Ueberlegtes zu thun pflegt. Ja, obgleich er ſich bisher um die leidige Poeterey ſo wenig bekümmert hatte, daß man kaum glauben konnte, er wiſſe einen Reim auf Wonne zu finden: ſo drängte ſich doch die ſiedende Materie in dem Vulkan ſeines Herzens dermaßen, daß ſie auch durch den Krater der Feder zur Exploſion kam. Wie aber ſelbſt die Bocca des dreyhörnigten Aetna in jeglicher Eruption nicht lauter Feuer und Lava, ſondern mitunter auch Waſſerſtröme ausſpeiet: ſo war es juſt kein groſſes Mirakel, wenn auch hier in einer langen Ode ſtatt einer glühenden Lavaſubſtanz nur eine Sündfluth warmen Waſſers hervorbrauſete, deren Wogen ſich ſchauerlich an den unzähligen Klippen der O! und Ach! brachen, und eine Legion Herzen und Schmerzen, banger Leiden und ſüßer Freuden, Götterbuſen und keuſcher Muſen, nebſt einer erklecklichen Quantität zarter Triebe und heiſſer Liebe in Charybdiſchen Wirbeln herumriſſen, daß es herzbrechend zu hören, und erbärmlich anzuſehen war! Am Ende lief der ganze Sang auf den Wunſch hinaus, den damals noch keine Petrarchiſche Bettlerode zum Spektakel gemacht hatte, daß er, der Prinz, doch der Flachs ſeyn mögte, den Röschens Silberfinger ſtreichelten, o! und den ihres Honigmundes Roſenlippen, ach! dieſe purpurne Korallenklippen, an denen die Tſchaike ſeiner Freyheit geſcheitert war, herzten und küßten, und mit dem Thau der Liebe netzten!!! — Er hatte auf der Welt kein Arg daraus, daß alles dieſes ein wortreiches Nichts ſey. Hätte er ſich, ohne fühlloſer Flachs ſeyn zu wollen, das Schickſal ihres Flachſes als fühlender Jüngling gewünſcht, das wäre ſehr viel geſagt, und des Wunſches werth geweſen. Aber er war Prinz und in ſeinem

nem Lande hatte es damals faſt mit aller Poeterey und Litteratur von erhabner Abkunft einerley Bewandniß: man brauchte ihr gemeiniglich nur obenhin das Waſſer zu beſehen, um ſie eines Platzes im Hoſpital der Unheilbaren würdig zu finden.

Die Königinn hatte ihrerſeits die ruhigſte Nacht von der Welt; aber ſobald es bey ihr Tag wurde, ließ ſie ſtracks Roſalien rufen. Es war dieſen Morgen große Toilette bey Ihrer Majeſtät; alle Damen vom Hofe waren verſammelt, und alle Augen hefteten ſich auf Röschen. Selbſt der König, der zugegen war und ſie noch nicht geſehen hatte, beehrte ſie mit ſeiner Aufmerkſamkeit und ſprach viel zu ihrem Lobe. Prinz Wildfang war auch da, und dachte freylich ein bischen mehr als ſein Vater, ſagte aber weniger. Die jungen Kavaliere verſchlangen ſie mit lüſternen Blicken, und ließen ſich allerhand Anſchläge in den Kopf kommen; die älteren ſahen ſie mit Erſtaunen, und bekannten, nie ein ſchöneres Geſchöpf erblickt zu haben. Nur wer unter den Damen auf Schönheit Anſpruch machte, ſuchte Fehler an dem lieblichen Mädchen zu finden, welches trotz ſeiner bäueriſchen Haube, des Mieders von grober brauner Serge und des dicken Rockes von Beierwand, ein entzückendes Wunder ſchien. Die Einbildungskraft kann ſich aber auch nichts Schöneres ſchaffen als Röschen mit ihrem ſchlanken Wuchs, den ſanften, und dennoch ſchelmiſchen dunkelblauen Augen, dem ſchönen blonden Haar, dem Roſenmunde, und allen den ſüßen Reizen, die ſich weder nennen noch malen laſſen, ohne welche aber die gröſſeſte Schönheit todt iſt. Sie war in einem Dorfe aufgewachſen, aber ihr Anſtand war nichts weniger, als dorfmäßig; und nach der Grazie zu urtheilen, welche über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen war, hätte man ſie für eine Prinzeßinn genommen, die etwan auf einem geſellſchaftlichen Theater, die Rolle des Milchmädchens ſpielen wollte. Selbſt die ſchlafloſe Nacht that ihrer Schönheit dermalen keinen Abbruch; denn die Verwirrung, in die ſie natürlicher Weiſe beym ungewohnten Anblick einer ſo zahlreichen und glänzenden Verſammlung gerathen mußte, deren Augen nur auf ſie allein gerichtet waren, und die Verlegenheit, worinn ſowohl dieſe Muſterung, als auch die unzähligen Lobſprüche, das blöde Dorfmädel ſetzten, erhöheten das ſanfte Inkarnat ihrer Wangen zum glühenden Karmin, und machten ſie der ſchönen Unionsroſe ähnlich, deren brennender Purpur ſich in das reinſte Weiß verliehrt.

Als der alte König, der, wie geſagt, der beſte Herr war, ſich erhob, warf er im Vorbeygehen einen gütigen Blick auf Röschen. Adieu, ſchöne Spinnerinn! ſagte er: und von nun an behielt Röschen dieſen ſchmeichelhaften Namen. So bald er das Zimmer verlaſſen hatte, befahl die Königinn, Roſalien im Geſchmack des Hofes zu kleiden, und übergab ſie zu dem Ende ihren eignen Kammerfrauen. Der Hofſchneider mußte mit allen ſeinen Geſellen daran, und in weniger als drey Stunden waren ein paar ſchöne Kleider fertig. Die Putzmacherinnen der Königinn hatten immittelſt auch nicht gefeuert, und lieferten Fichüs, Trompeuſen, Dormeuſen, Modeſten, und wie die ſchwere Rüſtung der Schönen, womit ſie manchen Hausvater von Haus und Hof treiben, weiter heißen mag. Die Kammerfrauen zeigten ihr den Gebrauch aller dieſer Siebenſachen, und putzten ſie mit ſo vieler Sorgfalt, als wenn ſie die Königinn ſelbſt unter ihren Händen hätten. Sie ſchickte ſich ſo treflich in dieſe Kleidung, als hätte ſie von Kindesbeinen an keine andere getragen; auch ſtand ihr dieſelbe ſo vortheilhaft zu ihrem Geſicht und Wuchſe, daß der Prinz ſie ſchöner als jemals fand, und ſich nicht enthalten konnte in die ſtärkſten Lobeserhebungen auszubrechen. Die Modenjournaliſten hatten nie eine ſo reiche Erndte gehabt, denn in den nächſten acht Tagen trug man Band, Farben, Gürtel, Hauben, Hüte, Armbänder, Schnallen, kurz, Alles, und ſogar Strumpfbänder à la belle Fileuſe; und nie hat in ſpätern

Zeiten Caca-Dauphin, Vomiſſement de la reine, noch Etwas à la Rodney, Marlborough, Figuro oder Gibraltar ſo allgemein geherrſcht.

Das alles war nun wohl gut, und ſchmeichelte dem kleinen Bauermädel ſehr: aber bey aller dieſer Herrlichkeit war ihr doch verzweifelt ſchlimm zu Muthe. Den erſten Tag hindurch fand ſie zwar ein Mittel, ſich des verhaßten Spinnens zu überheben, indem ſie über heftige Krämpfe in den Fingern klagte. So lange dieſer Tag währte, zerſtreuten die ungemeßnen Lobſprüche, welche jeglicher Mund ihrer Schönheit zollete, den Kummer, der an ihrem Herzen nagte, noch ſo ziemlichermaßen; und jeder Blick in den Spiegel, oder auf ihre prächtigen Kleider, die ihr heute ſo allerliebſt ſtanden, war vollends eine kräftige Panacee ihren Sorgen einigen Einhalt zu thun. Die Kammerfrauen der Königinn hatten ſie wegen ihres ſanften und gefälligen Weſens ſehr lieb gewonnen, denn die Hübſchen unter ihnen waren nicht mehr jung, und die Jungen nicht ein bischen hübſch. Sie führten Röschen im ganzen Pallaſt herum, und zeigten ihr ſogar die ſchönſten Plätze und Straßen der Stadt: die ſchöne Spinnerinn, welcher alles neu war, hatte nicht Augen genug, alles zu ſehen. Aber zum Unglück iſt Ein ſchöner Tag keine Ewigkeit, und verfliegt nur um deſto ſchneller, je ſchöner es iſt. Der Abend kam, und trieb Röschen wieder in ihr häßliches Flachsmagazin, wo alles ihr anekelte! Ihr Mißmuth gewann alle ſeine Stärke wieder! Woher ſollte ſie Finger nehmen, dieſen ungeheueren Vorrath aufzuſpinnen, wenn es ihr auch möglich geweſen wäre, ihren Abſcheu zu überwältigen! Mit Thränen warf ſie ſich auf ihr Lager, und hatte doch endlich das Glück, daß der Schlaf ihre müden Augenlieder ſchloß. Am folgenden Morgen wollte ſie ihre ſchönen Kleider anlegen: aber die Anweiſung der Kammerfrauen hatte ſehr wenig gefruchtet, und nach hundert unnützen Verſuchen, ſich ſo ſchön wie geſtern zu putzen, ſah ſie aus wie eine Eule. Alles ſaß ſchief und linkiſch, und kleidete ſie wie eine Gotteslohnpuppe, und je mehr ſie änderte, deſto ſchlimmer wards. Aergerlich über den ſchlechten Erfolg ließ ſie endlich alles ſitzen wie es ſaß, und griff, obwohl mit widerſtrebenden Fingern, zu der verhaßten Arbeit. Sie breitete Flachs auf ihren Schooß, legte ihn an einen Wocken von Cedernholz, und ſpann, und ſpann bis über den Mittag hinaus: aber ihre Arbeit ſchlug ſo wenig vorwärts wie immer, und die goldene Spindel war bey weitem nicht zum vierten Theile voll, ſo ſauer ſie ſichs hatte werden laſſen, als die Königinn ſie rufen ließ, um ihr Werk zu beſehen. Röschen ließ die Ohren hangen, und ſchlich hin wie der Bauer, wenn er in die Pfertſtube kriegen ſoll. Die Königinn lächelte ihr entgegen; das gab dem Mädel einigen Muth. Ach! rief ſie, ich bin in Verzweiflung, Ew. Majeſtät ſo wenig bringen zu können! Ein heftiger Fluß lähmt mir den ganzen Arm! Wohl hundertmal mußt ich Rocken und Spindel weglegen, und alles was ich mit Schmerz und Mühe zu Stande bringen konnte, ſind dieſe wenigen Faden.

Die Königinn betrachtete die Arbeit, und geſtand, ſie habe nie etwas ſo vollkommnes geſehen! Dies bewundernswürdige Geſpinnſt beſtätigte ſie in ihrer großen Meinung von Röschens Geſchicklichkeit. Sie war die gutmüthigſte Königinn von der Welt, und bedauerte das klagende Mädchen von Herzen, befahl ihr auch, ja und ja des kranken Arms zu ſchonen, und ſagte, ſie wolle ſtracks ihrem Leibarzte auftragen, darnach zu ſehen. Die ſchöne Spinnerinn zitterte vor Furcht, daß der Doktor ihr hinter die Schliche kommen möchte, und verbat ſich den Zuſpruch deſſelben. Ihr Zufall, verſicherte ſie, bedürfe keines Arztes; ſie ſey demſelben vielfältig unterworfen, und nach einiger Ruhe habe er ſich noch immer von ſelbſt verlohren. Die Königinn nahm mit dieſer Antwort fürlieb; aber kaum wandte Röschen den Rücken, ſo ließen die übrigen Arbeiterinnen ihrer Zunge den Lauf. Die ſo auffallend auszeichnende Art, womit man die neue Spinnerinn unterſchied, hatte ihren Neid erweckt, und ſie ſagten ganz laut, es würde ſich ſchon ausweiſen, daß dieſe Krämpfe und Flüſſe nichts anders als Schulkrankheiten ſeyen, und am Ende möchte wohl dieſe Schönheit, mit ihrer ſo hochgeprieſenen Kunſt und Arbeitſamkeit, nichts anders ſeyn, als ein ungeſchicktes Faulthier. Roſalie hörte im Weggehen dies liebreiche Urtheil, und es ſchnitt ihr durchs Herz. Aber noch ſchlimmer giengs ihr, als ſie ſich durch das Vorzimmer der Königinn nach ihrem Magazin begeben wollte. Eine Menge junger Hofdamen ſchlugen ohne Schonung ein Hohngelächter auf, und erſchöpften ſich in ſpöttiſchen Anmerkungen, als ſie Röschens ſaubere Friſur und putzloſen Anzug ſahen. Man kann denken, daß des braunen ſergenen Mieders, des beiderwandnen Rockes, und der Holzſchuhe von geſtern auf die menſchenfreundlichſte Art erwähnet wurde. Ach, ſie hörte ſo viel, daß ſie es nicht ausſtehen konnte! Statt nach ihren Zimmern zu gehen, eilte ſie die Treppen hinunter in die Schloßgärten, um ihrem Herzen in der Einſamkeit Luft zu machen. Nachdem ſie hier eine Weile umher geirret hatte, kam ſie endlich in ein dickes Gehölz am Ende des Parks. Vor Müdigkeit konnte ſie nicht weiter; ſie ſank am Ufer eines reiſenden Baches nieder, der ſich durch dieſe Gegenden ſchlängelte, und überließ ſich den traurigſten Betrachtungen.

gen. Wozu ſollte ſie greifen? Zurückkehren zu ihrer Mutter? — Trotz der barbariſchen Härte dieſer Frau, war ſie mehr als Einmal willens, dieſen Entſchluß zu faſſen; aber wenn ſie recht lebhaft an die grauſame Art zurückdachte, womit ſie, ſeitdem ſie ihren Vater verlohr, immer von der Mutter behandelt war, ſo überfiel ſie ein Schauder, und dieſer Ausweg ward mit Abſcheu verworfen. Zudem, ſo jung ſie war, und ſo wenig ſie noch von der Welt geſehen hatte, fühlte ſie doch den ſtärkſten Widerwillen gegen das Dorfleben; und das bischen Hofluft, welches ſie ſeit geſtern athmete, hatte ihn gewiß nicht gemildert. Auf der andern Seite aber war es ihr ſehr klar, daß ſie Hals über Kopf zum Schloſſe hinaus geworfen, und wohl noch oben drein wacker gezüchtiget werden dürfe, wenn die Königinn ſich überzeugte, was für eine Bewandniß es mit den ſo geprieſenen Talenten ihrer ſchönen Spinnerinn habe! Und wie lange konnte dieſe Dame wohl noch getäuſcht werden? Mit den Ausflüchten war es am Ende; die Flüſſe und Krämpfe waren abgenutzt, und ſie ſah ſich bereits auf dem Punkte, das Mährchen und der Spott aller derer zu werden, von denen ſie geſtern beneidet wurde.

Es war ihr unerträglich, dieſe Schmach, die ſich ihr ſo nahe und unvermeidlich zeigte, abzuwarten. Der Mißmuth, der ſich ihres kleinen Herzchens bemeiſtert hatte, gieng in Verzweiflung über, und weil ſie keinen andern Ausweg zu erſinnen wußte: ſo entſchloß ſie ſich kurz und gut, ſich den Paß zur Welt hinaus zu öffnen. Aber wie und womit? Der Bach floß wohl reißend, aber er war zum bequemen Erſäufen nicht tief genug. Meſſer, Scheere, oder was ſonſt einen Schlüſſel zur Pforte der Schattenwelt hätte abgeben können, von dem allen hatte ſie nichts bey ſich. Mit dem Strumpfbande am Aſte der nächſten Eiche? — Das Band iſt nicht haltbar; und zudem hätte ſie ihrem Tode gern das Anſehen eines Zufalles gegeben. Mit einemmal fiel ihr ein hoher Pavillon ein, den ſie geſtern in der Geſellſchaft der Kammerfrauen beſehen hatte. Schnell raffte ſie ſich auf und lief, um ſich von der Höhe dieſes Gebäudes kopflings hinab zu ſtürzen. Röschen war jung; ſie war ſchön; mitten in ihrem Laufe bedachte ſie das. Ihre Thränen überſtrömten den ſchönſten Buſen, ihre Schritte wurden kürzer und langſamer, die Liebe zum Leben begonnte ſich wieder zu regen, aber die Furcht vor Schimpf und Schande überwog. Schon ſah ſie den Pavillon durch die Bäume, aus deſſen Fenſter ſie die luſtige Reiſe antreten wollte; noch eine Allee entlang, ſo war ſie an dem ſchröcklichen Ziele. Plötzlich, und ohne daß ſie bemerkt hatte, woher er kam, ſtand ein langer, ſchwarzgelber, ſer, reichgekleideter Mann vor ihr. In ſeiner Miene war freylich ſo etwas Schmiederiſches, aber er verſteckte das hinter ein freundliches Lächeln, man hätte ſein Geſicht einen Nachdruck der Ehrlichkeit nennen können. "Wohin, ſchönes Mädchen? ſprach er; mich dünkt, ſie weinen? Vertrauen ſie mir ihren Kummer; er müßte ſehr auſſerordentlich ſeyn, wenn ich keinen Rath dafür ſchaffte.— Ach, ſprach Röschen, für mich iſt nicht Rath, nicht Hülfe! Was nützt mirs dann mein Leid zu klagen?— Ih nu, entgegnete der lange Kumpan: was Ihnen unmöglich ſcheint, iſt mir vielleicht eine Kleinigkeit. Wenigſtens erleichtert man ſein Herz, wenn man ſeinen Kummer ausſchüttet; erzählen ſie mir alſo immer, was Ihnen dieſe Thränen auspreßt! Ich bin reich, ich bin mächtig, ich gelte bey Hofe und in der Stadt. Nützt ihnen das alles nicht, ſo tröſtet ſie vielleicht meine Theilnehmung.— Röschen ſträubte ſich noch ein wenig; wie aber der Mann nicht abließ, ſo gab ſie nach.

"Weil ſie es denn nicht anders wollen, ſprach ſie, ſo will ich Ihnen meine ganze Geſchichte ſehr offenherzig erzählen. Sie iſt wenigſtens mit zwey Worten geſagt. Zu meinem Unglück bin ich von ſehr niedriger Herkunft. Mein guter Vater war ein ehrlicher Bauer, und galt für einen geſcheuten Mann in unſerm Dorfe. Alle Nachbarn und ſogar die umliegenden Dörfer wandten ſich nur an ihn, wenn ein Streit zu ſchlichten, oder ein Verſtoß auszugleichen war, und immer waren ſie mit ſeiner Entſcheidung zufrieden. Er war ſehr verſchwiegen, zurückhaltend, und überall ein Mann von wenig Worten, weswegen man ihn nach unſrer Landesſitte auch nur Vater Still zu nennen pflegte. In ſeiner Jugend war er Soldat geweſen, und wegen ſeines guten Charakters und hellen Kopfes, der Vertraute ſeines Hauptmannes, der ihn nicht wie die übrigen Unterofficiere, ſondern als einen innigen Freund behandelte, und ihn beſtändig als ſeinen Geheimſchreiber um ſich hatte. Daher kam es, daß man in ſeiner Sprache und Sitten nichts von jenem ungeſchliffenen bäueriſchen Weſen fand, welches denen Dorfbewohnern, die nie von ihrem Heerd ſich entfernten, ſo eigen zu ſeyn pflegt. Er liebte mich unausſprechlich, und that was in ſeinen Kräften ſtand, mir eine Art von Erziehung zu geben; ihm allein verdanke ich dieſen Hang zum Guten, und das bischen Licht in meinem Kopfe, denn meine Mutter, o, die iſt gerade das Gegentheil von meinem Vater, grob zum Entſetzen, auffahrend, hart, und nie hat ſie mir in irgend einer Sache den mindeſten Unterricht gegeben. Für mich hatte ſie nur Haß und Strenge; alle ihre Liebe gehörte ganz meinem Bruder.“

"Vielleicht iſt es dem bischen Bildung zuzuſchreiben, die mein Vater mir gab, daß meine Denkart und Neigung ſich weit über meine Herkunft erheben. Oft habe ich bittre Thränen darüber geweinet, daß mein Vater nur ein Bauer war! Aber ich bemerkte bald, daß ich ſchöner ſey, als meine Geſpielen mit einander; das tröſtete mich einigermaßen, und erweckte manche ſüße Hoffnung eines künftigen Glückes in mir. Noch war ich nicht zwölf Jahr, aber ich gieng keinen Teich und keinen Bach vorbey, ohne mirs von ihm wiederholen zu laſſen, daß mein Geſicht nicht beſtimmt ſey, unter einem Strohdache zu veraltern." Bey dieſer Stimmung ſah ich ſehr tief auf die jungen Leute meines Standes und auf ihre plumpen Schmeicheleyen hinab; gleichwohl war ich kaum im vierzehnten, als meinem Vater die vortheilhafteſten Parteyen, die jemals ein Dorfmädel erwarten kann, angetragen wurden: aber ich vergoß ſo viel Thränen, wenn er mir davon ſagte, und ſchwur ihm ſo ernſtlich, ich würde ſtatt einer ſolchen Verbindung lieber den Tod wählen, daß er aus Liebe zu mir ſich entſchloß, meiner Neigung keinen Zwang anzuthun. Freylich war meine Mutter Feuer und Flamme, und lag ihm unaufhörlich in den Ohren, daß er mich durch ſein Nachgeben verderbe: aber er kehrte ſich nicht daran, und warf ſeinerſeits ihr zum öftern vor, daß ſie ganz kein Mutterherz gegen mich habe. O! es daurete nicht lange, ſo erfuhr ich, wie fürchterlich wahr dieſer Vorwurf ſey! Mein Vater verreiſete, ohne uns von ſeinem vorhabenden Geſchäfte Rechenſchaft zu geben; doch verſicherte er, er würde nicht lange ausbleiben. Unfehlbar iſt er umgekommen, denn die Zeit, die er uns zu ſeiner Wiederkunft beſtimmte, iſt, wer weiß wie lange, vorbey, und wir haben nicht die geringſte Nachricht von dem guten Vater! Seit meine Mutter mich in ihrer Gewalt hatte, hat ſie mir alles gebrannte Herzleid angethan, bis endlich vorgeſtern, als ſie mich grauſam behandelte, weil ich nicht genug geſponnen hatte, der Sohn unſers Königs von ungefähr vorbey ritt. Er fragte nach der Veranlaſſung einer ſo barbariſchen Begegnung, und ſie, um ihn zum beſten zu haben, weil ſie die Frage übel nahm, antwortete: ſie ſtrafe mich deswegen, weil ich den ganzen Tag nichts thue als ſpinnen. Der Prinz nahm das für Ernſt, und erſuchte ſie, mich der Königinn zu überlaſſen, die ihre Freude an allerley Handarbeit, beſonders am Spinnen hat: und meine Mutter gab mich den Augenblick hin, und war noch froh dazu, meiner vom Halſe los zu werden. So wurde ich der Königinn als die geſchickteſte und fleißigſte Spinnerinn im ganzen Lande vorgeſtellt; und im ganzen Lande lebt keine Seele, die weniger Talent zu dieſer häßlichen Beſchäftigung hätte. Indeſſen nimmt mich die Königinn, wofür man mich gab, und hat mir eine ſo entſetzliche Menge Arbeit angewieſen, daß mir beym bloßen Anblick die Haare zu Berge ſtehen! Fürwahr, ich glaube ſie hat alles zuſammen bringen laſſen, was jemals Spinnbares auf der ganzen Erde gewachſen iſt! Ich weiß nicht wo ich anfangen ſoll! Und dann, was hilft mir alles anfangen? Wenn ich auch nicht den tödlichſten Abſcheu vor allem hätte, was Spinnen heißt, ſo bin ich doch bey dieſer Arbeit ſo unbeſchreiblich langſam, daß ich in einer ganzen Ewigkeit nichts fertig würde, ſo groß iſt der Vorrath! Gleichwohl giebts kein ander Mittel mich am Hofe zu erhalten, als Spinnerinn der Königinn zu ſeyn; — ach! und ſie glauben nicht, wie mirs bey Hofe gefällt! — Vorgeſtern, geſtern, wie der König, wie jedermann meine Schönheit rühmte, wie jeglicher Mund von meinem Lobe überfloß, ach da hielt ich alle die Träume von Glück ſchon für erfüllt, die vormals meiner kindiſchen Eitelkeit ſo wohl thaten! Ich ſchmeichelte mir, ein Miniſter, oder ſonſt ein großer Herr, würde bey dem einſtimmigen O wie ſchön iſt ſie! etwas mehr empfinden, und mir ſeine Hand und ſein Glück anbieten! — Sie ſehen, daß ich mein Verſprechen, offenherzig zu ſeyn, redlich erfülle! — Ich ſchmeichelte mir ſogar einige Minuten lang, in den Augen des Kronprinzen ſelbſt etwas mehr als Bewunderung wahrzunehmen! Ach dieſe ſüßen Träume mit einander ſind

ver=

verſchwunden! Mir bleibt nur der Schmerz, zu ſehen, daß ich durch meine Ungeſchicklichkeit im Putz die Gaben der Natur ausſchände, und daß die Königinn mich wegen meiner Langſamkeit im Spinnen mit Schimpf und Schande wegjagen wird! Ich werde der Kinderſpott werden! und, ſchlimmer noch als das, das Gelächter aller der Neiderinnen, die geſtern noch vor meiner Schönheit, und vor der Gnade, in der ich ſtand, zitterten! — Weiter habe ich Ihnen nichts zu ſagen, mein Herr! Sie ſehen, daß mir weder zu rathen noch zu helfen iſt. Ich bin indeſſen veſt entſchloſſen, der Schande, die meiner wartet, auszuweichen, und ich weiß wohl, was ich zu dem Ende thun will."

Hm, hm! der Fall iſt ſonderbar genug! begegnete ihr der Unbekannte, doch ſind mir in Praxi wohl noch intrikatere vorgekommen. Was meynen Sie, ſchönes Mädchen, wenn man Ihnen ſtatt des deſperaten Auswegs, den ſie einſchlagen wollen, gelindere und angenehme Mittel an die Hand gäbe, aller Ihrer Noth ein Ende zu machen, würde man wohl ein wenig auf Ihre Erkenntlichkeit rechnen können? Würden Sie wohl zu einiger Gegengefälligkeit ſich bequemen?

"Ach, von ganzem Herzen! rief Röschen haſtig. Alles was in meinen Kräften ſteht, alles, Pflicht und Ehre ausgenommen, würde ich meiner Dankbarkeit mit Freuden aufopfern.“

So! — Das iſt mir lieb! verſetzte er. Ich mache mir ein Vergnügen daraus Ihnen aus der Patſche zu helfen, mein ſchönes Kind, weil ich Sie ſo vernünftig finde: aber laß uns zuvor unſere Bedingungen genau veſtſetzen. Es iſt nur um der Richtigkeit willen. — Er gab ihr darauf ein kleines Stäbchen in die Hand, und bat ſie, es aufmerkſam zu betrachten. Es war ein Dingelchen wie eine Bleyfeder, von einem bräunlichen ſpiegelblanken Holze, deſſen Name bis itzt den Tiſchlern und den Linne'en unbekannt iſt. An jedem Ende war ein ſchillernder Edelſtein in ein unbekanntes Metall gefaßt. Die Steine waren weder Opale, noch Carneole, noch Weltaugen, noch irgend von einer den Blumenbachen bekannten Gattung. Wer ihren Namen gewußt hätte, der würde ohne Zweifel auch das Holz des Stabes und das Metall der Einfaſſung gekannt haben. Röschen beſah das Stäbchen, fand es ſehr artig, und gab es dem Manne mit der Schmiederphyſiognomie zurück.

Dieſes Stäbchen, ſprach der freundliche Kumpan, hat wunderſame Qualitäten. So wie Sie es hier ſehen, dürfen Sie nur eine Knocke Flachs oder

„Hab

Hanf damit berühren, ſo ſpinnet es Ihnen ſo viel und ſo fein Sie wollen.

"Hab ich mein Tage!" rief Röschen, und ſchlug die kleinen Händchen in einander.

Das iſt noch nicht Alles, ſprach der Mann mit dem gleißneriſchen Spitzbubengeſicht: mein Stab kann noch wohl mehr. Berühren Sie mit ihm einen beliebigen Zeug und die dazu gehörige Seide oder Wolle, ſo macht er Ihnen die künſtlichſte Stückerey, die vortreflichſten Teppiche und Tapeten, Hauteliſſe, Baſſeliſſe, was Sie wollen. Oder befehlen Sie Brüſſeler Spitzen, Tunderniſche Knüppels vom ſchönſten Deſſein und Faden? Wie wird jemand ſie ſchöner klöppeln. Wollen Sie Blonden? Entoilage? Ich will den ſehen, der ſie künſtlicher webt. Dies Stäbchen will ich Ihnen auf drey volle Monate leihen, aber nicht anders als unter folgender Bedingung: Heute über drey Monat, keinen Tag früher, keinen ſpäter, komme ich und fodre meinen Stab; ſagen Sie dann, indem Sie mir ihn wieder geben: Hier, Göbhard, iſt Ihr Stäbchen! ſo nehme ichs, und wir ſind quit. Aber, entſinnen Sie ſich am Stichtage meines Namens nicht, und ſagen Sie ſchlechtweg: Hier iſt Ihr Stäbchen! dann, mein ſchönes Kind, bin ich Ihr Herr; ich nehme Sie mit mir wohin mirs beliebt, und ſie ſind verbunden mir zu folgen und zu gehorchen.

Röſchen bedachte ſich einen Augenblick, — nicht ob ſie die Klauſel ratihabiren wollte: denn nichts war ja an ſich leichter als den Namen Göbhard zu behalten, obgleich ihn damals der Bambergiſche Tobias Göbhard noch nicht famös gemacht hatte; und nichts ſchien ihr auch leichter; — ſondern ſie gieng mit ſich zu Rathe, ob ſie dem willfährigen Geſellen nicht noch einen Additionalartikel zu den Pactis conuentis abzwacken könne? Die Qualitas occulta des Wunderſtäbleins kam zwar ihrer Vis inertiae treflich zu ſtatten, und ſie kitzelte ſich inniglich, wenn ſie im Geiſte ſah, wie die Klätſcherinnen, die ſich mit ihren Krämpfen und Flüſſen ſo viel zu Gute gethan, ſich beſchämt auf ihre Läſtermäuler würden ſchlagen müſſen: aber eben ſo ſchwer lagen ihr die beiſſenden Anmerkungen auf dem Herzen, die ſie von dem Antiſchambervölklein über ihr braunſergenes Mieder und ihr blau und roth geſtreiftes Röckchen aus Beiderwand hatte einnehmen müſſen! Den Preis der Spinnerinnen ſchätzte ſie nur deswegen, weil ſie ohne ihn nicht am Hofe bleiben konnte; aber ſie würde lieber dieſem und allen möglichen Höfen Valet gegeben, als ſich bequemt haben, durch eine ſolche Nachteulenfigur dem Spott der illuminirten Geſichterchen zur ewigen Scheibe zu dienen! Nein, die neidiſchen Spötterinnen mußten gedemüthiget werden; wo nicht? ſo war ſie entſchloſſen, lieber den Salto mortale vom Erker des Pavillons zu wagen. — "Herr Göbhard, ſprach ſie, ich gehe den Vertrag ein, wofern ſie zu der Kraft Ihres Stabes alle die ſchönen Sachen zu verfertigen, noch eine hinzufügen wollen. Sie ſehen, wie ich ausgemuſtert bin! Dieſe reichen Kleider dienen mir zu nichts, als mich zur Vogelſcheuche zu machen, weil ich das Talent nicht beſitze, mich zu friſiren und zu putzen. Schenken Sie dem Stäbchen noch die Gabe, mich auf die geſchmackvollſte und kleidſamſte Art zu putzen, und meiner Friſur und übrigen Anzuge, von Kopf zu Fuß, alle die unnennbare Grazie zu verleihen, die ich nicht hineinzubringen weiß; — Sie verſtehen mich: alles das Einnehmende, das Gefallende, welches ich ſehr gut kenne und empfinde, obwohl ichs aus Unbekanntſchaft mit dem Nachttiſche nicht in meiner Gewalt habe. Ich fürchte ſonſt, Ihre drey Monate würden hingehen, ehe ich mich in dieſe ungewohnte Tracht zu meinem Vortheil kleiden lernte. Können Sie Ihren Stab mit dieſer Gabe bereichern, topp! ſo iſt unſer Traktat geſchloſſen."

Ach, rief der Göbhard, nichts iſt leichter als Ihnen dieſe Foderung zu gewähren! Meinesgleichen

Leute verwegern den Schönen nie das Talent ſich mit Geſchmack zu kleiden und zu gefallen, wenn ſie ſich nur ein bischen mit uns verſtehen wollen. Daher ſieht man ſo manches kleine Mädel, in deſſen Kopf durchaus nichts hinein zu bringen iſt, wie von Natur in der Kunſt des Putzes ausgelernt. Manche Frau von vierzig weiß ein Halstuch nicht ſo verführeriſch zu ſtecken, den Hut ſo ſchlau zu ſetzen, noch ſo geſchickt ein paar Liebesgötterchen in eine verrätheriſche Locke zu verbergen, als unſere junge Freundinnen es oft im zwölften Jahre ſchon verſtehen. Sie, ſchönes Mädchen, können ſich auf meinen Stab verlaſſen. Sobald ſie Ihre Friſur, Haube, Hut, Bänder, kurz, was zu Ihren Atours gehört, mit ihm berühren, ſo werden Sie Wunder ſehen! Der Zauber der Mode und des Geſchmacks wird über Sie ausgegoſſen ſeyn; die Grazien werden Sie umſchweben; Sie werden unnachahmlich, unerreichbar ſeyn, und alles um ſich her verdunkeln.

"Und für das Alles brauche ich nur Ihren Namen zu behalten?

Ihn zu behalten oder zu vergeſſen, wie es Ihnen beliebt. Die Hauptſache iſt, daß Sie dieſes Stäbchen annehmen.

"Ach von Herzen! Geben Sie her!"

Nicht ſo geſchwind, ſchönes Mädchen! Erſt werden Sie die Güte haben, unſere Konvention zu beſchwören. Es iſt nur um der Richtigkeit willen.

"Nu denn, ich ſchwöre! Sind Sie nun zufrieden?

Vollkommen! Hier iſt das Stäbchen. Ihr Diener, mein reizendes Kind, bis aufs Wiederſehen!

Mit dieſen Worten entfernte er ſich. Röschen war kaum allein, ſo berührte ſie Kopfputz und Kleidung mit dem wunderbaren Stabe, und ſpudete ſich, das nächſte Baſſin zu erreichen, um ſich in der Silberfläche zu beſpiegeln; denn erſt nach dem Schloſſe zu laufen, um ſich in einem Trümeau zu beäugeln, o, bis dahin wäre ſie vor Ungeduld erſtickt! Sie ſah mit ſüßer Wonne, daß der Unbekannte ſie nicht getäuſcht habe; ſie fand ſich ſo ſchön, ſo ſchön, daß wenig fehlte, ſo wäre ſie ins Waſſer geſprungen ſich ſelbſt zu umarmen; ſie liebkoſete ihr Stäbchen, als wenn es ſie verſtanden hätte, und freuete ſich des geſchloßnen Traktats, denn noch wußte ſie den Nahmen des ſchwarzgelben Geſellen recht gut.

Der Kronprinz hatte den Polarſtern ſeines Herzens heute noch nicht geſehen, aber deſtomehr von ihr gehöret. Es wimmelte dort am Hofe, wie an allen Höfen und leider faſt in allen Zirkeln, vom afterwitzigen Köpfen und ſchaalen Spaßmachern. Dieſes Geſindel irrte ſich im Kompaſſe, und nahm nicht wahr, daß das Liebesſchifflein des Prinzen gerade auf den Herzensport der ſchönen Spinnerinn losſteure; folglich hatten dieſe Leutchen nichts angelegentlicheres zu thun, als Seiner Königlichen Hoheit hundert und aber hundert Döhnchen, Roſaliens Toilette betreffend, vorzuträtſchen. Nicht genug, daß ſie die Epigramme der neidiſchen jungen Hofſchönheiten wiederhohlten, ſie würzten ſie noch mit ihrer eignen Aſa fötida, und keine Vergleichung war ihnen abentheuerlich genug, das linkiſche Ajuſtement des Mädels, an der ſie ſich doch geſtern und vorgeſtern faſt die Gläſer aus den Loupen gekuckt hatten, lächerlich zu machen. Dem Einen gemahnte ſie wie die Hexe von Endor, dem Andern wie die Fee Karaboſſe; der Dritte verglich ſie mit Fanſerlüſchen, und ein Vierter, der gewohnt war ſeine Albernheit mit Gelehrſamkeit zu verbrämen, betheuerte, ſie habe ausgeſehen wie die Strix bubo Linnaei, das iſt gedolmetſcht: wie ein Uhu oder große Ohreule. Freylich iſt nicht zu leugnen, daß ſie um den Kopf einem umgekehrten Beſem nicht übel glich, und daß alles Uebrige dem Kopfputze vollkommen entſprach; aber man mußte ein eiferſüchtiges Mädchen oder ein Hofſpaßmacher ſeyn, um ein Frauenzimmer, welches kaum Einen Tag vom Dorfe war, deswegen lächerlich zu finden. Der Prinz dachte ſo was in ſeinem Herzen, und war ſehr überzeugt, daß Röschen, wie ſie auch gekleidet ſey, immer bezaubernd ſeyn müſſe: aber er nahm ſich ſehr in Acht, ſeine Geſinnung zu äußern, aus Beyſorge, daß man ihm zu tief in den Herzensſchrein kucken möchte, und begnügte ſich, den Schnickſchnack gleichgültig anzuhören.

Wußte ers, daß Roſalie in dem Garten war, oder leitete ihn bloß eine Ahndung auf ihre Fährte, das muß unentſchieden bleiben, weil die Urkunden davon ſchweigen. Genug, er begegnete ihr daſelbſt; gleich da ſie nach dem erſten Experimente mit ihrem Stäbchen, leicht wie ein Reh, einher ſprang, um ſich ein wenig an dem Verdruſſe derer zu weiden, die ihr vor einigen Stunden ſo übel mitgeſpielet hatten. Der Prinz ward ihrer von Ferne gewahr, und glaubte die Göttinn der Liebe in dem Gewande der Göttin des Geſchmacks zu erblicken. Er wandte ſich gegen den Strix bubo Linnaei, und züchtigte ihn mit den feinſten und beißendſten Spöttereyen für ſeinen ungeſalznen und verläumderiſchen Witz, nicht ohne deſſen Conſorten gleichfalls ihr Part angedeihen zu laſſen. Unterdeſſen kam Röschen näher, und er begrüßte ſie mit ſo vieler Achtung, als wenn ſie eine der vornehmſten Damen vom Hofe geweſen wäre. Er fragte ſie im Vorbeigehen, wie ihr der Garten gefalle, und ob ſie ſchon die Waſſerkünſte habe ſpringen ſehen? Sie verneinte das Letztere, und der Prinz erwiederte, er wolle Befehl geben, daß ſie morgen ihrenthalben ſpringen ſollten. Röschen dankte dem Königsſohne mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung, und begab ſich in ihre Zimmer. Die Freude über den Beſitz ihres Stabes, und wohl eben ſo ſehr über das Betragen des Prinzen, war ſo groß, ſo groß, daß huſch der Name des Unbekannten von der Tafel ihres Gedächtniſſes verſchwand, als wäre er mit einem Schwamme weggewiſcht. Vor lauter Wonne konnte ſie kein Auge ſchließen, und hatte ſie die vorletzte Nacht in Kummer vollbracht, ſo verſchwand ihr die gegenwärtige unter lauter ſchmeichelhaften Vorſtellungen, und fröhlichen Planen zukünftiger Glückſeligkeit.

Als die Sonne in ihre Fenſter ſchien, ſtand ſie auf, und der Stab bediente ſie beſſer, als die ausgelernteſte Kammerjungfer des eroberungsſüchtigſten Hoffräuleins es vermogt hätte. O! es war ein Kleinod von dieſer Seite, das Stäbchen; das hatte ſie nun ſchon zwier erprobet! Nun kam es noch darauf an, zu erfahren, wie es mit dem Spinntalent deſſelben ſtehe? Ihr Rocken war noch vom vorigen Tage reichlich genug verſehen; ſie berührte ihn mit dem Wunderſtabe: augenblicklich drehte ſich die goldne Spindel daß ſie pfiff, der Haſpel lief ſchneller wie ein Kreiſel, und, ehe man eine Prieſe Tabak nimmt, war der Flachs zum ſchönſten Garne verarbeitet, das jemals ihr Auge geſehen hatte. Selbſt das Ihrige war nicht ſchöner. Sie wiederhohlte die Operation mit dem nämlichen Erfolg. — Sollteſt du mir, dachte ſie, nicht auch die verdrüßliche Mühe erſparen, den Flachs zu breiten und anzulegen? — Sie nahm einige Knocken und berührte ſie mit dem dienſtfertigen Stäbchen: ſchnupps lag, wie man eine Hand umwendet, ohne Rocken Spindel und Haſpel, das Garn vor ihr. Röschen nahm nur ein wenig mehr davon als die allerfleißigſte Spinnerinn in einem Tage zuwegebringen kann, um es der Königinn gegen Abend vorzulegen; den Reſt verbarg ſie. Darauf gieng ſie hin, die Künſte ſpringen zu ſehen, und vertändelte dann was noch vom Tage übrig war. Als der Abend herannahete, begab ſie ſich in die Galerie, und erwartete daſelbſt mit ihrem Garn in der Schürze die Königinn, welche ſich vorgenommen hatte, im Zwielichten einen Spaziergang zu machen. "Ihre Krämpfe und Flüſſe, ſprach ſie, wären ihr heute nicht ſo beſchwerlich gefallen; ſie hätte daher die Zeit genutzt und unterſtände ſich Ihrer Majeſtät ihr Tagewerk zu präſentiren. Zwar ſey es nicht ſo viel als ſie gewöhnlich zu arbeiten pflege, weil ſie von Zeit zu Zeit noch Schmerzen im Arm empfinde: aber ſie hoffe das zur Zufriedenheit der Königinn einzubringen.“ Es dämmerte ſchon ein wenig, und die Zimmer waren noch nicht erleuchtet, um der beſchloßnen Promenade willen; doch war es zu der Bemerkung, daß das Tagewerk nicht klein ſey, noch mehr als hell genug. Die Königinn befahl indeſſen die Kronleuchter anzuzünden, um auch die Beſchaffenheit unterſuchen zu können, und rief vor Entzücken laut auf, als ſie die Güte und bewundernswürdige Feinheit des Garns wahrnahm. Sie zeigte es ihrem Frauenzimmer, und plauderte ſo lange mit der ſchönen Spinnerinn, daß die Zeit des Spazierens verſtrich, und die Promenade, die hier zu Hofe, wo man den Werth des Fleißes kannte, etwas ſeltnes war, ausgeſetzt werden mußte. Dieß alles brachte Roſalien wieder viel ſcheele Geſichter ein, ſowohl abſeiten der Neidhämmel, als auch derer unter den Damen, die ſich auf die Promenade geſpitzet hatten. Aber die Königinn ſagte ihr tauſend verbindliche Sachen, und befahl ihr, ſich morgen beym Lever einzufinden, und beurlaubte ſie für heute.

Die gute Dame konnte ſich an dem wunderſchönen Garne nicht ſatt ſehen, noch aufhören von demſelben und von dem erſtaunenswürdigen Talent der ſchönen Spinnerinn zu reden, — zur großen Erbauung des ſämmtlichen Frauenzimmers ihres Hofes! Sie konnte ſich nicht entbrechen dem Könige dieſe auſſerordentliche Arbeit während der Abendtafel zu zeigen, und Seine Majeſtät, obgleich ſie für gewöhnlich die Kennerſchaft in Weiberarbeiten nicht ſehr hoch trieben, hatten die Gefälligkeit es unendlich zu bewundern, und fügten ſehr galant hinzu, außer dem Haar der Königinn gebe es nichts ſo ſchönes in der Natur. Die Höflinge fanden das Compliment in ihrem Herzen ein wenig ſtark, aber, wie bereits oben geſagt iſt, die Poeten rafften es auf.

Röschen ſchlief die ganze Nacht hindurch, daß Ein Auge das andre nicht ſah, und nahm am folgenden Morgen den Reſt ihres Garnes. Weil ich ſah, ſprach ſie indem ſie es der Königinn überreichte, daß meine unbedeutende Arbeit das Glück hatte Eurer Majeſtät Beyfall zu erhalten, und Ihnen einiges Vergnügen zu machen: ſo habe ich die Nacht zu Hülfe genommen, um meiner Königinn dieſen Beweis meines Eifers zu Füßen legen zu können." — Ach, das gute Kind! ſprach die Königinn zu ihrer erſten Staatsdame: ihre Anhänglichkeit wetteifert mit ihrer Kunſt und Arbeitſamkeit! — Aber, fuhr ſie fort, und wandte ſich an Röschen: ich will nicht, daß Sie ſich das Nachtſitzen zur Gewohnheit mache, mein

Kind! Sie würde gewiß Ihrer Geſundheit ſchaden. — "O, im geringſten nicht! erwiederte die ſchöne Spinnerinn ich werde die Ehre haben, recht viel für Ew. Majeſtät zu arbeiten, ohne daß es mir ſchadet. Ich bin in der vollen Kraft und Geſundheit meines ſiebzehnten Jahres; Das iſt ein Alter dem nichts ſchwer fällt. Wenn Ew. Majeſtät nur geruhen wollen, mir täglich etliche Stunden zu meinem Vergnügen zu erlauben: ſo bin ich gewiß, daß mir ein Bißchen Nachtſitzen gar keine Beſchwerde macht." Die Königinn verſicherte ſie, es ſey ihr Wille, daß ſie täglich Zeit zu ihrer Erhohlung haben ſolle, ohne daß ſie deswegen ihre Nächte aufzuopfern brauche. Röschen dankte gebührend für dieſe Gnade, und fügte hinzu: "Bevor ich nicht ſo glücklich war, eine Probe meiner Spinnerey vorzeigen zu können, wagte ichs nicht, Ew. Majeſtät zu melden, daß ich Ihnen vielleicht von meiner geringſten Seite empfohlen bin. Wenn ich einiger Geſchicklichkeit mich rühmen darf, ſo iſts im Sticken und im Teppichmachen. Es klingt in meinem eignen Munde verdächtig, wenn ich ſagen wollte, daß ich es mit allem aufnehme, was Flandern und die Gobelins jemals Vorzügliches hervorgebracht haben, und daß meine Nadel ſich allenfalls mit dem Pinſel Ihres Hofmalers meſſen dürfte: aber wollten Ew. Majeſtät ſo gnädig ſeyn und befehlen, daß mir die erfoderliche Zubehör und Werkzeuge geliefert werden, ſo hoffe ich darthun zu können, daß ich nicht zu viel geſagt habe.“

Fürwahr! rief die Königinn: dies junge Frauenzimmer iſt ein Wunder! Und wie gut ſie ſich ausdrückt! Man hat ordentlich Mühe zu glauben, daß ſie erſt vom Dorfe kömmt! Geh Sie jetzt nach ihrem Belieben in den Garten, liebes Kind, und pflücke Sie ſich Erdbeere. — Sehe Sie aber zu, daß die Sonne Sie nicht verbrenne. — Nachher will ich Ihr alles geben laſſen was zur Stickerey und zum Tapetenmachen gehört, und morgen, wills Gott, kann ſie anfangen zu arbeiten.

O! ſie war eine herzensgute Frau dieſe Königinn.

„Ich habe mir noch eine Gnade zu erbitten, ſprach Röschen. Wollten Ew. Majeſtät wohl geruhen zu gebieten, daß man mich ſtill und ruhig in meinen Zimmern laſſe, wenn ich bey der Arbeit bin, und daß niemand mich ſtöhre, oder mir zuſehe? Meine Arbeit erfodert große Aufmerkſamkeit; und die verträgt ſich nicht mit Geſellſchaft. Zudem habe ich eine [illegible] Art der Blödigkeit: ich tauge ſchlechterdings zu nichts, ich bin nicht einmal im Stande zu ſpinnen, wenn mir jemand auf die Hände ſehe.“

So was habe ich wohl eher erlebt, erwiederte die Königinn; und ich weiß noch ganz gut, daß mirs in meiner Kindheit eben ſo gieng, als ich ſchreiben lernte. Wenn mir jemand auf die Hand ſah, ſchrieb ich nichts als Krakelfüße. Jeder Menſch hat ſeine Weiſe. Ich werde gemeſſnen Befehl geben, meine Tochter, daß niemand ihr beſchwerlich fallen ſoll.

Röschen brachte den ganzen Tag herrlich und in Freuden zu, und ſchlief die Nacht hindurch wie eine Ratze. Der Name des Stabſpendirers war ihr zwar entfallen: aber das focht ſie wenig an: Sie zweifelte nicht, daß er ihr, wie es zu geſchehen pflegt, gelegentlich, und wenn ſie am wenigſten daran dächte, ſchon wieder einfallen würde.

Dem Kronprinzen hingegen zwickte der kleine Bube, der ſichs zum Geſetz gemacht hat keinen Menſchen ungeſchoren zu laſſen, verzweifelt am Herzen. Ihm ſchmeckte weder Speiſe noch Trank; er lag auf den Eiderduhnen ſo ungemächlich als Sankt Lorenz auf dem Roſte, er gähnte auf dem Bal, er ſchlummerte in den Schauſpielen wie in den ſalbungsreichen Sermonen des wohlgenährten Erzkaplans, die Jagd ermüdete Seine Hoheit, und nirgends war ihm behaglich, wo Röschen ihm fehlte. Hingegen wo er ſie ſehen, mit ihr reden, oder ihr durch kleine und große Dienſte den Statum ſeines Herzens unter der Hand zu verſtehen geben konnte, da war er in ſeinem Element! Doch, ſo behutſam er ſich auch dabey zu benehmen glaubte, damit weder Papa und Mama, noch ſonſt jemand wittern möchte, wo es ihm ſitze: ſo rochen die alten Hofſchranzen doch ſehr bald Lunte, und verdoppelten desfalls ihre Ehrerbietung für Röschen. Was aber das junge luſtige Geſindel betrifft, das hatte auf hundert Meilweges keine Gedanken darauf, daß des Prinzen ganzes Tichten und Trachten auf einen Herzenstauſch mit Roſalien gerichtet ſey; vielmehr betrachtete jeder von ihnen die ſchöne Spinnerinn als einen Artikel, auf den er ſelbſt Spekulation zu machen habe.

Indeſſen hatte die Königinn Sorge getragen, daß Röschen mit allem was zum Teppichwirken und Sticken an Werkzeug und Materialien gehört, verſehen würde. Und weil ſie es für bedenklich hielt, eine ſo junge und unerfahrene Schönheit völlig ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſo warf ſie die Augen auf eine ihrer Frauen, eine kluge und erfahrne Matrone, die ſchon längſt das geheime Archiv aller ihrer Gedanken und ſekreten Angelegenheiten war. Dieſer befahl ſie ihre kunſtreiche Spinnerinn zur Aufſicht und Leitung in den Ergötzungsſtunden. Frau Ehrentraut freuete ſich des Auftrages, denn ſie war ſehr für Roſalien eingenommen, und nicht jung genug, um ſie mit ſcheelen Augen anzuſehen; auch ſaß ſie ſo feſt in dem Sattel der Gnade ihrer königlichen Dame, daß ſie nicht fürchten durfte durch Röschen bügellos gemacht zu werden. Es war ihr eine Herzensluſt, den rohen Demant zu ſchleifen, und ſeinen Werth zu erhöhen; ſie unterrichtete ihre Anbefohlne in dem feinen Betragen und Tone, — wenigſtens in ſofern ſie ſelbſt ſich darauf verſtand, warnte ſie, wenn je zuweilen das Bäuerchen ſie noch in den Nacken ſtieß, und da ſie viel Verſtand beſaß, ſo machte ſie in kurzer Zeit aus der ſchönen Spinnerinn ein ſehr liebenswürdiges Mädchen. Sie führte ſie anfangs in die öffentlichen Spaziergänge und in die Oper: aber dort drängte alles, was Augen hatte, ſich um ſie her; und hier vergaß das Parterre beydes die Schauſpiele und das Orcheſter, und applaudirte nur der bewundernswürdigen Spinnerinn, aber ſo allgemein und ſo laut, daß ſie darüber in Verlegenheit gerieth. Nicht als ob ihr weniger als andern Schönen am Beyfall gelegen geweſen: o, ſie war viel zu ſehr Mädchen! ſondern ihre Hofmeiſterinn ſagte ihr, es ſey nichts mißlichers für ein junges Frauenzimmer, als zu ſehr bemerkt werden; deswegen werde ſie Roſalien künftig nur ſelten an öffentliche Oerter und in die Schauſpiele führen. Das war kein Waſſer auf Röschens Mühle, denn ſie mochte für ihr Leben gern ſeyn, wo es viel zu ſehen gab und wo man geſehen werden konnte.

Röſe brachte alſo das größeſte Theil ihrer Tage mit herumlaufen zu, und gab ihrer Aufſeherinn nicht viel müßige Zeit; wenn ſie aber in ihren Zimmern eingeſchloſſen war, und man ſie bey der Arbeit glaubte, ſo lag ſie weichlich auf ihrem Sopha hingegoſſen dem Spiegel gegenüber, und weidete ſich am Anſchauen ihrer Reize. Von Zeit zu Zeit wurde dann das dienſtfertige Stäbchen in Thätigkeit geſetzt, bald zum Spinnen, bald zu feinen andern Künſten, und nach Verlauf von etlichen Tagen legte ſie der Königinn zwo geſtickte Weſten vor, die über allen Ausdruck ſchön waren. Dieſe Prinzeſſinn verſtummte vor Bewunderung, und weil morgen wegen des Geburtstags des Kronprinzen groſſe Gala bey Hofe ſeyn ſollte, ſo überſandte ſie die eine ihrem Gemal, die andre dem Prinzen zum Geſchenk. Der König fand die ſeinige ſo vortreflich, daß er ſtracks ſeine Akademie der Künſte zu einer auſſerordentlichen Verſammlung berufen ließ, um ihr dies Wunder vorzulegen. Der Präſident machte eine gelehrte Ode auf die Künſtlerinn, in welcher er ſchwur, daß Minerva nicht werth ſey ihr die Nadel einzufädeln. Der Prinz ſchloß ſich mit ſeiner Weſte ein, ſagte ihr tauſend zärtliche Sachen voll ſenſus communis der Liebe, küßte ſie auf ſeinen Knien, und war eiferſüchtig, daß ein elender Schneider ſie mit ſeinen profanen Händen berühren ſollte. Die Kunſt war ihm der geringſte Werth, und daß jegliches Blümchen wie friſch vom Strauche gepflücket ſchien, bemerkte er heute nur obenhin. Sie kam aus Röschens göttlichen Händen, die theuere, die heilige Weſte! ihr zarter Finger hatte ſie berühret! der Roſenathem ihres ſüßen Mundes hatte über ſie hingewehet! und was der ſehr vernünftigen Ausrufe mehr waren. Der Hofjude hergegen meynte, die wenigen Goldfaden wären kaum des Ausbrennens werth, und ob ein Vergißmeinnichtchen mit blauer oder mit grüner Seide ausgenähet ſey, darum halte ein Wämschen keine Viertelſtunde länger. Aber die übrigen Arbeiterinnen der Königinn waren vor neidiſchem Unmuth außer ſich, und obwohl ſie die Näschen rümpften, ſo nahmen ſie ſich doch, wie Goldſchmids Junge in Acht, daß die Königinn es nicht ſah; denn hier war kein Krampf für Schulkrankheit zu erklären.

Nach einigen Tagen brachte Röschen, die es nie unterließ alle Morgen etwas Garn abzuliefern, der Königinn die erſte Bahn einer Tapete, und verſprach ihr Haupt nicht eher ſanft zu legen, bis ſie ſo viel fertig habe, als nöthig ſey, das Kloſet Ihrer Majeſtät zu tapeziren. Es war die bezauberndſte Hauteliſſe, die alles verdunkelte, was jemals der glücklichſte Pinſel hervorgebracht hatte, und ſtellte das Urtheil des Paris vor, nach einem Gemälde aus der königlichen Bildergalerie, welches man bisher für unſchätzbar hielt, und nun von dieſem wunderbaren Gewebe ſo übertroffen fand, daß es daneben gehalten, wie ein Schild zu einer Bierſchenke gegen ein Gemälde von Rubens abſtach. Unmöglich läßt ſichs beſchreiben, wie hingeriſſen die Königinn bey dem Anblicke war! Sie überhäufte Roſalien mit Lobſprüchen und Liebkoſungen, und ließ keinen Tag hingehen, ohne ihn mit Wohlthaten und Beweiſen ihrer Gnade zu bezeichnen. Es ſchien ihr billig, daß ein ſo ausgezeichnetes Talent derſelbigen Rechte und Vorzüge genießen müſſe, welche ſo manchen unbedeutenden Geſchöpfen durch den blinden Zufall der Geburt an den Kopf geworfen ſind; bey allen Feierlichkeiten am Hofe ward Roſalien ihr Platz unter den Staatsfräulein angewieſen, und auch hier verdunkelte ſie durch ihre Schönheit, und durch den Vorzug, den alle Welt ihr gab, ihre Geſpielen mit einander. Das ſetzte kein gutes Blut bey dieſen jungen Damen, und insgeſamt erzeigten ſie Röschen die Ehre, ihr herzlich feind zu ſeyn, eine einzige ausgenommen, ein Mädel wie ein Engel an Seel und Leib, zu groß zum Neide, und zu gerecht, als daß ſie Verdienſten ihre Achtung hätte verſagen können. Statt nach

Art der übrigen über Röschens Abkunft zu ſpotten, die in ihrem Hochmuthe ſo weit giengen, daß ſie dieſelbe nur die Sau mit dem goldnen Halsbande nannten, behauptete ſie allen dieſen Aeffchen ins Geſicht: Röschens Tugenden, ihre Verdienſte und ihre liebenswürdigen Sitten erhöben ſie gerade ihrer geringen Herkunft wegen mehr, als wenn ſie von vornehmen Eltern abſtammete. Den Leuten von ſogenannter hoher Geburt könne man ihre etwanigen Tugenden nicht hoch anrechnen, denn man ſey ja ohnehin ſchon befugt ſie von ihnen zu fodern; hergegen ſey es eine wahre Schande, daß dieſe gerechte Foderung ſo unausſprechlich oft unbefriedigt bleibe, ſo wie es denen Ständen, die man die niedrigen nennt, zur großen Ehre gereiche, daß ſie durch inneren Werth die Achtung verdienen, welche jene uſurpiret haben. Ungeachtet dieſer Geſinnungen war die ſchöne Leonide des erſten Staatsminiſters einzige Tochter, und die Wurzeln ihres Stammbaums verlohren ſich in die grauen Zeiten des berühmten Königs Blaubart, von dem unſere Kinderfrauen noch itzt zu erzählen wiſſen, obwohl ſie nicht alle wiſſen, daß er König war.

Röschen nahm die gütigeren Geſinnungen der liebenswürdigen Leonide gegen ſich, gar bald und richtig wahr, und vergalt ſie durch die aufrichtigſte Zuneigung. In kurzem knüpfte ſich zwiſchen dieſen beyden jungen Perſonen das feſteſte Freundſchaftsband. Beſonders ſah die Königinn dieſes mit Vergnügen, denn Leonide, die am Hofe wegen ihrer ſchönen Stimme nur Philomele genannt wurde, ſtand bey Ihrer Majeſtät nicht nur dieſes Vorzugs, ſondern noch mehr ihres ſanften Charakters halben in großen Gnaden.

Der Kronprinz befand ſich derweile in ſeiner ſchönen Weiſe um nichts beſſer. Allerdings machte ihm die Ehre, welche ſeiner Siegerinn wiederfuhr, ſehr viel Freude, denn ſie machte es ihm leicht, Roſalien faſt täglich zu ſehen, ohne daß es jemanden auffallen konnte: aber was half das Sehen? es war ihm jetzt faſt unmöglicher, als in den erſten Tagen, nur Einen Augenblick zu einer geheimen Unterredung mit ihr zu finden. Ihre Zimmer waren jedermann ohne Anſehen der Perſon verboten, und ſo wie ſie den Fuß über die Schwelle ſetzte, wich Frau Ehrentrude keinen Fingerbreit von ihrer Seite. Sonſt giebt ein Ball den Liebenden noch wohl Gelegenheit, ihr Herz des ſchweren Ballaſts zu entfrachten: aber hier hätte alle Tage Ball ſeyn mögen, das führete zu nichts, denn Röschen hatte es in ihrem Dorfe nicht höher gebracht, als ſich im May oder beym Erndtefeſt im regelloſen Tanze der Natur um eine Linde zu drehen, und mußte alſo bey den Hofluſtbarkeiten dieſer Art vor der Hand noch eine Zuſchauerin abgeben. Man hatte ihr zwar hier ſtracks einen Tanzmeiſter gegeben: aber er war in der kurzen Zeit noch nicht weiter als zum Reverenz mit ihr gekommen, und alle die Menuetten, Kotillons, Rigaudons und Bourreen waren ihr böhmiſche Dörfer, und ſchienen ihr nicht halb ſo hübſch, als jene kunſtloſe Reigen, die doch wenigſtens Freude ausdrückten. Es war alſo nicht daran zu denken, ihr in dem Kreiſe der Zuſchauer Rede anzugewinnen, wenn er ſich nicht dem ganzen Hofe bloß geben wollte. Freylich hatte er keine Gelegenheit verſäumt, ihr durch Blicke und Galanterien, auch wohl durch abgebrochne Worte ſeine Leidenſchaft zur Kunde zu bringen; auch war er ſo ziemlich gewiß, daß ſie ihn verſtanden habe: aber daran hatte er nicht genug. Er wünſchte zu wiſſen, was für einen Eindruck das auf ihr Herz mache, und ob es geneigt ſey mit dem ſeinigen denſelbigen Strich auf dem Meere der Liebe zu ſegeln? Mit dem bitterſten Verdruſſe nahm er wahr, daß einige Höflinge mit ſchlauer Kühnheit faſt vor den Augen ihrer Hofmeiſterin ihr freche Anträge gethan hatten; ja, er wußte, daß ſogar ein Ambaſſadeur mit völliger Hintanſetzung der Würde ſeines Charakters ſo vermeſſen geweſen ſey, ihre Tugend durch eine ungeheure Summe in Verſuchung führen zu wollen; und wenn ihn etwas tröſtete, ſo war es, daß Roſalie allen dieſen Anträgen mit gebührender Verachtung begegnete, und in allen weſentlichen Dingen die edelſte und erhabenſte Denkart äuſſerte. Uebrigens war ſie freylich in ihren Neigungen und Zeitvertreiben ein wahres Kind. Bänder, Blumen, Nippes, Affen, Vögel, Hunde, o, darüber gieng ihr nichts! Ernſthafte Damen brachten ſie bald zum Gähnen; man mußte im Feuer der Jugend ſeyn, wie ſie ſelbſt, ſonſt war man nicht für ſie. In die Schauſpiele gieng ſie nur gern, um die Menge geputzter Menſchen zu ſehen, und ſelbſt geſehen zu werden. Für den ſatyriſchen Witz der Komiker und das Pathos der Tragiker hatte ſie damals noch nicht viel Sinn, und ein Stündchen Spinkelwinkel oder auch blinde Kuh zu ſpielen, beluſtigte ſie mehr, als alle Jäger, und Mündel, und Sechs Schüſſeln der damaligen Zeit. Bey dieſem ächten Kinderſinne war ſie doch ſcharfſichtig genug, in den Augen des Prinzen zu leſen. Seine Liebe ſchmeichelte ihr zwar, und ihr junges Herzchen zog ihn, auch ohne Rückſicht auf ſeinen Stand, allen Männern vor: dennoch war ſie veſt entſchloſſen, nie ſein Herz ohne ſeine Hand anzunehmen. Auf die Flammen, die ſie in den Augen ſo vieler anderen lodern ſah, achtete ſie weiter nicht; ſie hielt dieſelben für einen Tribut, den jedermann ihren Reizen ſchuldig ſey. Ihr dienſtbares Stäbchen mußte Tag vor Tag wacker arbeiten, und hatte beſonders mit ihrer Toilette vollauf zu thun, obwohl die Königinn ihr jetzt eine eigne Kammerjungfer gegeben hatte. Dem

Unterrichte ihres Tanzmeiſters machte ſie in kurzer Zeit ſehr viel Ehre, und darin miſchte ſich ganz keine Teufeley, denn er verſtand ſein Metier, und ſie war leicht, geſchmeidig, und hatte von Natur viel Grazie in ihren Bewegungen. Dem Schreibmeiſter lernte ſie zwar ſeine ſchönen Züge bald genug nachmalen, aber dem ungeachtet las ſich ihre Schreiberey nicht gut, denn mit der edlen Ortographie wollte es nicht ſo recht fort. Es galt ihr gleich, ob ſie ein Q oder ein K brauchte, und es mogte z. E. von der Arbeit des Malers oder des Müllers die Rede ſeyn, ſo ſchrieb ſie im erſten Falle wie im letzten ihr Mahlen mit einem H, mithin war der Sinn ihrer Phraſen ſehr oft ein Räthſel. Indeſſen da ſie nicht umhin konnte, viele Zeit unter reifen und gebildeten Perſonen zuzubringen, ſo ſtahlen ſich unvermerkt tauſend Kenntniſſe in ihren Kopf, und hellten ihn täglich mehr auf.

Der Prinz hergegen, dem alles daran lag, mit Röschen zu einer Erklärung zu kommen, verlohr täglich mehr von ſeiner Heiterkeit. Er war nicht mehr der fröhliche unbefangene Wildfang, und der Zuname, den man ihm vormals mit ſo vieler Wahrheit gab, war auf dem Wege, eine Lüge zu werden. Der Zwang, den er als ein wahrer Liebhaber ſich auflegte, lieber zu leiden als Röschen in die giftigen Mäuler des müßigen Hofgeſindels zu bringen, und die marternde Ungewißheit verſcheuchten ſeinen luſtigen Humor, der zugleich die Roſen von ſeinen Wangen mitnahm. Er hatte aber, was Prinzen ſonſt niemals haben, einen Freund, der in ihm den Menſchen liebte, ohne an den Thronerben zu denken, nur wenige Jahre älter als er, mit ihm erzogen, und nun ſein Kammerherr und ein rechtſchaffener Mann war. Dieſer ſah die Veränderung ſeines königlichen Freundes, ſo ſehr derſelbe ſie zu verbergen ſuchte, mit geheimen Kummer, und errieth die Urſache ohne Schwierigkeit. Ohne ſich mit ſeiner Entdeckung zu brüſten, beſchloß er dem Prinzen zu dienen, und das um ſo viel williger, da er das ſchöne Herz deſſelben hinlänglich kannte, um zu wiſſen, daß für die Tugend der jungen Roſalia nichts zu befahren ſey. Zwar war er ſelbſt bey dem allmächtigen Reize dieſes Mädchens nicht gleichgültig geblieben; aber er war Freund und Philoſoph genug, ſeine eignen Wünſche dem Freunde in großmüthiger Stille aufzuopfern. Der Prinz und er waren ſelten ohne einander: er nahm alſo der erſten Gelegenheit wahr, Frau Ehrentrude in ein anziehendes Geſpräch zu verwickeln, um dem Prinzen Zeit und Raum zu verſchaffen, der Gebieterinn ſeines Herzens alle ſeine Leiden der Länge nach vorzuſeufzen. Der Prinz ließ dieſe glückliche Konjunktur nicht ungenützt, und ſchilderte der ſchönen Spinnerinn ſeine Liebe mit den rührendſten Zügen. Röschens Buſen ſtieg freylich höher, dennoch hatte ſie die Entſchloſſenheit ihm zu erwiedern: “Ihr Erbtheil, mein Prinz, iſt ein großes Königreich, das meinige ein niedriges Strohdach im Schatten Ihres Thrones. Sie gehören zu den Herren der Erde, ich beſitze nichts als meine Tugend. Der Abſtand von Ihnen bis herunter zu mir iſt zu groß, als daß uns je ein geſetzmäßiges Band vereinigen könnte, und zu einer Verbindung vor der ich erröthen müßte, fühle ich mich, ſo klein mein Glück iſt, nicht geſchaffen; ſchlechterdings nicht! Ich fühle Ihren Werth, fügte ſie mit feſter Stimme hinzu: ‚erhöhen Sie ihn dadurch, mein Prinz, daß Sie eine Neigung unterdrücken, die uns beyde zu nichts führet.“ — Der Amoroſe fiel ihr ins Wort, und beſchwur ſie, dem Adel ſeiner Geſinnungen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Es ſey nicht das erſte Beyſpiel, daß Hirtenſtab und Zepter von den Händen der Liebe vereinigt würden. Ihre Schönheit, ihre Tugend mache ſie den größeſten Prinzeſſinnen gleich, und des erſten Thrones würdig. Tauſendmal lieber, darauf that er einen großen Eid, wolle er der Krone entſagen, als der Hoffnung, ſie durch die heiligſten Bande die Seine zu nennen, — ſie, oder nie ein Weib unter der Sonne! Niemals würde er mit einem Gedanken, nie durch den leiſeſten Wunſch der Ehrfurcht zu nahe treten, die ihrer Tugend gebühre! — Kurz: er betheuerte und bat ſo nachdrücklich, daß Röschen nicht länger widerſtehen konnte; zudem war ewiger Widerſtand bey ſo lauteren Geſinnungen des Prinzen gar nicht in ihrem Plane, vor allen da ihr Herzchen mit im Spiele war, und ihr die Figuren und das Pathos, — wovon ſie im Schauſpielhauſe nichts verſtand, hier, in dem geliebten Munde ſehr verſtändlich machte. So erlaubte ſie ihm, vorausgeſetzt daß ſeine Liebe ſo rein und aufrichtig ſey als er geſchworen, daß er ihr zuweilen davon verſagen dürfe, und legte ihm beyläufig die Wichtigkeit des Meyneids mit vielem Ernſt ans Herz. Der Inamorato ſchwur von neuen, daß es ſchaudrig anzuhören war, die Sonne würde eher ihren Schein verlieren, als ſeine Treue wanken.

Der Kammerherr wußte ihnen faſt täglich Gelegenheit zu Herzensergieſſungen zu verſchaffen, und der Prinz, der nicht auf den Kopf gefallen war, und den ſeine Liebe zu einem Bauermädel ſchon längſt auf ſehr vernünftige Reflexionen über die natürliche Gleichheit der Adamskinder geleitet hatte, ſchloß ſehr bald, daß dieſes kein Werk des Zufalls ſey. Er war kein Prinz wie andre Prinzen, die in dieſem Benehmen des Kammerherrn nichts als die verfluchte Schuldigkeit des Abhängigen gegen den Mächtigern geſehen hätten. Er erkannte das Herz eines Freundes; und die unter den Vornehmeren ſo äußerſt ſeltne Delikakeſſe deſſelben, zu dienen ohne ſeine Dienſte geltend zu machen, erwiederte er mit gleicher Delikateſſe, indem er ihn mit Dankſagungen verſchonte, die ein großmüthiger Mann nie gern anhört. Dafür aber ließ er aus ſeinem Betragen abnehmen, daß er den geleiſteten Dienſt erkenne, und unter zwo Arten des Lohns, die ſich ihm zugleich anboten, wählte er die Edlere: es war ein Regiment vakant, und ein ſchönes an die Beſitzungen des Kammerherrn grenzendes Gut zu Kaufe. Jenes für ſeinen Freund zu erhalten, würde ihm bey dem Könige nur ein Wort gekoſtet haben: aber er glaubte nicht daß der Staat ſeine perſönlichen Verbindlichkeiten bezahlen müſſe. Demnach kaufte er in der Stille das Gut im Namen des Kammerherrn für zwanzigtauſend Biedermannsd'or, welches nach unſerm Gelde an die zwey und dreyßig tauſend Dukaten ausmacht, und überreichte ihm den Kaufbrief in einer ſchönen Doſe mit ſeinem Portrait. Des Prinzen Schatoulle war reich genug, einen ſolchen Aderlaß ertragen zu können, denn die beyden Blutigel, Spiel und Mätreſſen, hatten ihr bisher nie das Blut ausgeſogen, und der Prinz beſaß jene vernunftmäßige Oekonomie, die den künftigen und würklichen Landesherren ſo rühmlich iſt: er warf ſein Geld nie weg; daher fehlte es ihm nie an Vermögen, ſeiner Fürſtlichen Großmuth Genüge zu thun.

Bey aller Behutſamkeit des Kammerherrn war es doch nicht möglich die Liebſchaft des Prinzen vor den Spähern ſo ganz zu verbergen, und es mangelte nicht an dienſtgefliſſnen Zwiſchenträgern, die dem Könige ſowohl als der Königinn die neue Mähr brühwarm zutrugen. Der König lächelte nur, (denn er war im Grunde doch König,) und meynte, daß ſey ein vorübergehender Zeitvertreib; ein flüchtiger Geſchmack eines jungen Menſchen, den er eigentlich nicht ungerne ſehe, weil die Gleichgültigkeit des Prinzen gegen das ſchöne Geſchlecht ihm bisher mancherley Sorge gemacht habe, und weil es am Ende nichts auf ſich habe, als daß etwa der Nymphenwuchs eines Bauermädels verſumſeyet werden könne. — Die Königinn meynte ebenfalls, ein wenig Liebeley werde an ihrem Sohne nicht ſo leicht etwas verderben, als vielmehr ihm noch mehr Politur geben, und verließ ſich übrigens auf Röschens Tugend wie auf ihre eigne. Doch gab ſie der Hofmeiſterinn einen Wink, zwar wie bisher bey dem Zweyſprach der Liebenden zuweilen Ein Auge zuzuthun, übrigens aber doch ein wenig nach Feuer und Licht zu ſehen. — Daß die Abſichten des Prinzen ſehr ernſtlich waren, ließen beyde Majeſtäten ſich nicht träumen.

Unter den jungen Schönheiten am Hofe waren verſchiedne, die ſichs ſeit langer Zeit ſauer werden ließen, nach dem Herzen des Prinzen zu angeln. Als dieſe ſahen, daß Röschen es ihnen weggeſchnappt hatte, ſo verdoppelte ſich ihr Neid und Groll gegen ſie. Damit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ſie alle den Prinzen geliebt hätten; nein! die mehreſten bildeten ſich nur ein, es ſey eine wundergroße Ehre einen Königsſohn, an ihren Siegeswagen gefeſſelt, durch Buſch und Mohr zu ſchleppen. Doch war eine unter ihnen, Namens Grimhilde, die in der That für den Prinzen hell aufloderte. Sie war nicht ohne Schönheit, aber voll Eitelkeit und brennenden Ehrgeizes, verſtellt, rachgierig, ſehr zur Liebe geneigt, unter der Hand ein wenig mehr als galant, und übrigens eine ſchwarze Seele. So lange der Prinz noch kalt gegen das ganze Geſchlecht war, ſtärkte ſie ſich immer noch mit der Hoffnung, daß ihre Reize, die ſie, was man keinen Mädchen verdenken muß, für unvergleichbar hielt, am Ende ſiegen müßten; es war ja unmöglich, daß alle die Avanzen, die ſie dem Wildfange gemacht hatte, und die, wie ſie recht gut wußte, von ihm bemerkt waren, ſo rein verlohren ſeyn könnten, wenn je ſein Herz nur halbwege zu einigem Sentiment käme! Aber als ſie endlich ihren eignen Augen glauben mußte, was ihr bisher unmöglich ſchien, und alles ſie überzeugte, daß der Prinz nicht nur einem andern Gegenſtande, ſondern vollends dem, den ſie am bitterſten haßte, gehuldiget habe: hilf Himmel, da ſpie ſie Feuer und Flamme, und ſchwur dem zärtlichen Paare die allerentſetzlichſte Rache.

In der damaligen Zeit ſah es weit ſchlimmer auf dieſer Erde aus als jetzt, da die Herren zu Glarus die allerletzte Hexe verbrannt haben, und ſomit aller Teufeley der Hals mit Stumpf und Stiel abgeſchnitten iſt. Damals hatte der Böſe noch mächtig ſein Spiel, und wer ſich in der Walpurgisnacht, mit umgekehrten Taſchen, ein dreybekreuztes Meſſer in der Hand, auf einen Kreuzweg legte, der konnte, auch ohne ein Sonntagskind zu ſeyn, die Bock- und Beſemſtielkavalkade der Hexenmeiſter und Druthen, zu ihrem großen Sabbath, mit ſeinen ſichtlichen Augen ſehen. Grimhildis ſandte auf der Stelle zu einer der berüchtigſten Schwarzkünſtlerinnen, mit dem Bedeuten, um Mitternacht zu ihr zu kommen. Sie kannte dieſelbe ſchon lange, und hatte ſich ihrer Kunſt ſchon öfter bedient, beſonders noch neuerlich, wo die alte Radegrid, ſo hieß ſie, ihr behülflich ſeyn ſollen, den Kaltſinn des Prinzen zu überwinden. Mutter! rief ſie ihr ſchäumend entgegen und drückte ihr einige Biedermannd'or in die dürren Fänge, — denn mit dieſer Cärimonie mußte man bey den weiſen Frauen allemal anfangen: Mutter! Ihr konntet vor einiger Zeit meiner Liebe nicht dienen: heute

fodre

ſodre ich etwas leichteres von Euch! Rache, aber fürchterliche, gräßliche Rache! Ich übergebe ihn Euch, den Undankbaren, der mir und Euerer Kunſt zu trotzen wagt, nebſt dem Aſchenbrödel, den er mir vorzieht! Je ſchauderhafter ihr beyde vertilgt, deſto reichlicher bezahl' ich! — An mir ſolls nicht liegen, Herztöchterchen, erwiederte die Zauberinn, wenn Du Deinen Willen nicht kriegſt. Damals konnt ich Dir nicht helfen, weil eine höhere Macht ihn ſchützte; Diesmal . . . Nu, ich ſage nichts, aber Du ſollſt ſehen! — Grimhilde wollte ihr darauf umſtändlich erzählen, wie ſchwer ſie ſich über den Prinzen und Roſalien zu beklagen habe: aber die Druthe unterbrach ſie: Laß gut ſeyn, Herztöchterchen! Hinz wird mirs ſchon ſagen. Wir haben nicht Zeit! Gieb mir nur ein Stück Erbgold, und thu dein Fenſterchen auf. — Hinz war ein großer rabenſchwarzer Kater, der ihr beſtändig auf der linken Schulter ſaß. Das Fräulein gab ihr das verlangte Goldſtück und öffnete das Fenſter. Die Hexe tauchte ihren linken Daumen in eine Büchſe, welche ſie immer bey ſich führte, und ſalbte die Krücke, worauf ſie ſich zu ſtützen pflegte. Darauf murmelte ſie, indem ſie die Krücke rittlings zwiſchen die Beine nahm:

Huck auf! Friſch dran!
Stoß keinerwärts an!

und Huſch! flog der Krückſtock mit ihr und dem Kater zum Fenſter hinaus.

Mit der Ruhe ſeines Herzens hatte ſich bey dem Prinzen das Behagen an ſeinen vormaligen Zeitvertreiben wieder eingefunden. Tags nach der Herrenkonferenz war er in einem dicken Walde auf der Jagd, und ſetzte mit ſeiner gewöhnlichen Hitze einem Hirſche ſo ſcharf nach, daß er ſich bald von ſeinen Leuten entfernte. Plötzlich ſah er in der unwegſamſten Gegend des Forſtes, wo er keinen Menſchen vermuthete, ein prächtiges Zelt vor ſich. Sein Erſtaunen verdoppelte ſich, als eine junge Dame von blendender Schönheit aus demſelben hervor, und ihm gerade in den Weg trat. Ihren hohen Stand verkündigte, außer ihrem Anzuge, die tiefe Ehrerbietung eines zahlreichen Gefolges von andern Damen, die faſt eben ſo reich gekleidet waren, als ſie ſelbſt. Wie der Prinz näher kam, gieng ſie ihm einige Schritte entgegen, und ließ folgende Worte gar ſanft von ihren Roſenlippen fließen: "Prinz, lieben Sie die Ehre, und fühlt ihr Herz bey dem Leiden der Unglückſeligen: ſo wird Sie's nicht gereuen, mir in dies Zelt gefolgt zu ſeyn und mir Gehör verliehen zu haben." Prinz Belkomar war vom Pferde geſprungen, ſobald er die Abſicht der Dame ihm an Bord zu kommen bemerkt hatte. Statt der Antwort bückte er ſich, und bot ihr den Arm. Sie giengen in das Gezelt, welches mit den koſtbarſten Tapezereyen ausgeſchlagen, und mehr als königlich geziert war. Unzählige Wachskerzen ſpiegelten ſich in Kryſtall und Gold, und erſetzten den Abgang der Fenſter. Die Dame begonnte einen weitläuftigen Sermon, deſſen Hauptinhalt dieſer war: Sie ſey eine unglückliche Prinzeſſinn, die nächſte Verwandte und Erbinn weiland ſeines Grenznachbars, des Königs Hildebert, den bekanntlich ein treuloſer Staatsbedienter vor funfzehn Jahren, als ſie kaum den Windeln entwachſen geweſen, vom Throne geſtoßen, ihn ſelbſt in einem Treffen erlegt, ſeine ſchwangere Gemahlinn in ein Gefängniß geſperret, und das Kind, wovon dieſelbe entbunden worden, ermordet habe. Erzählerinn ſelbſt, als die rechtmäßige Erbinn, ſey den Nachſtellungen des Uſurpateurs nicht ohne große Schwierigkeit entriſſen, und von ihrer Mutter einem mächtigen Zauberer, dem weiſen Aſtramont, anvertrauet worden. Dieſer habe ſie in gegenwärtiger Paveiune, worin er ſchon unzähligen erlauchten Unglücklichen Zuflucht gegeben, mit äußerſter Sorgfalt erzogen, und ſey jetzt, ſeit dem Tode ihrer Mutter, ihre einzige Stütze und Schutz. Sie werde in dieſem prächtigen Gezelt, welches an Größe und Bequemlichkeit keinem Palaſt weiche, und durch ſeine Kunſt allen profanen Augen unſichtbar ſey, auf eine ihrem Range angemeſſene Art bedienet, u. ſ. w. Der weiſe Aſtramont, fuhr ſie fort, verſichert mich, die Zeit zum Beſitz meines Erbtheils zu gelangen, und den Tyrannen zu ſtrafen, ſey jetzt vorhanden, wofern ich einen Königsſohn finden könne, der unter gewiſſen Bedingungen, die der Weiſe ihm eröfnen wird, ſich meiner Gerechtſame anzunehmen, Entſchloſſenheit und Muth genug habe. Er zeigte mir die Bildniſſe aller jetzt lebenden Prinzen. Das Ihrige, gnädigſter Herr, (hier ſchlug ſie ſanft erröthend die ſchwarzen Augen nieder,) zeigte mir ſo viel Größe und Erhabenheit, daß ich meinen ehrwürdigen Beſchützer erſuchte, Ew. Hoheit ſeine Bedingungen vorzulegen.

Während dieſer Erzählung, die über eine halbe Stunde dauerte, hatte der Prinz Zeit genug, die Schönheit ihrer Züge zu bewundern. Von Zeit zu Zeit entwickelte ſich ein runder Arm, und in der Wärme des Vortrags ward ein Theil eines Buſens ſichtbar, den keine Göttinn vollkommner haben kann; ja, bey einer pathetiſchen Stelle, die den Prinzen innig zu rühren ſchien, vergißt eine kleine ſammtne Hand ſich, und ſinkt auf die Hand des aufmerkſamen Zuhörers. — Die unglückliche Prinzeßinn erhob ſich beym Schluſſe ihres Berichts vom Sopha; der Prinz will ihrem Beyſpiele folgen: dieſelbe ſchöne Hand hält ihn zurück. "Ich will mit Ew. Hoheit Erlaubniß dem weiſen Aſtramont Platz machen. Wie glücklich würde ich ſeyn, wenn er Sie, ohne Rückſicht auf das, was Sie von ihm hören werden, ſchon ein wenig geneigt fände, ſich meiner anzunehmen."

Hiermit ſchlüpfte ſie in eine Seitenabtheilung, aber nicht ſo flüchtig, daß der Prinz nicht Zeit gehabt hätte den ſchönen Fuß zu bemerken. Sogleich trat ein Greis herein, der ſo alt ſchien als die Welt. Sein Silberbart und das herabfließende purpurne Gewand gaben ihm, ſo ausgedörret er war, ein ehrwürdiges Anſehen. Nachdem er den Prinzen ehrerbietig gegrüßet, ſprach er: Prinz, Ihre großen Eigenſchaften machen mich zu Ihrem Freunde, und mit Vergnügen verwende ich meine Macht zur Vergrößerung Ihres Glückes und Ruhmes. Die ſchöne Prinzeſſinn, welche Sie geſehen haben, hat die zärtlichſte Neigung für Sie gefaßt; Sie iſt Erbinn eines großen Königreichs, welches an Ihre künftigen Staaten gränzt, und es ſtehet bey Ihnen durch die Vereinigung dieſer beyden Monarchien der mächtigſte Fürſt auf dieſer Erde zu werden, wenn Sie ſich von mir leiten laſſen, und meine Gaben nicht verſchmähen wollen. Dieſer Ring, den ich an meinem Finger trage, hat die Kraft, den, der ihn rechtmäßig beſitzt, unüberwindlich zu machen. Hätten Sie das fürchterlichſte Heer wider ſich, und auf Ihrer Seite nichts als Ihren Arm und dies Kleinod, ſo könnten Sie es kecklich angreifen.

Keine Gewalt weder auf noch unter der Erden kann wider den beſtehen, der dieſen Ring an ſeinem Finger trägt. Wollen Sie meiner Prinzeſſinn ewige Liebe ſchwören, ſo ſchenke ich Ihnen den Ring; Sie werden ſich an die Spitze einer mächtigen Partey ſtellen, die des Tyrannen überdrüßig iſt; ſie werden ihn überwinden, und zur Strafe ziehen. Dann hängt es freylich von Ihrer Willkühr ab, der größeſte Eroberer zu werden, und Ihrem Zepter alle Nationen zu unterwerfen, denn Ihr Ring wird Sie nie im Stiche laſſen: ich habe aber das Vertrauen zu Ihrer Weisheit, mein Prinz, daß Sie den Ruhm zween große Reiche gut zu regieren höher ſchätzen, als die Eroberung einer Welt.

Der Prinz hörte dieſen Antrag mit ſichtlichem Erſtaunen, und ſobald der Zauberer die Lippen ſchloß, erwiederte er: Sein Herz und ſeine Treue wären bereits verpfändet; aber geſetzt, daß er über beyde noch ſchalten könne, und die ſchöne Perſon, mit der er ſo eben geſprochen habe, verwürfe ihn nicht: ſo würde er ihr ſeine Dienſte anbieten, und ſich ihren Feinden entgegen ſtellen, ohne den Ring anzunehmen. So glühend er den Ruhm liebe, ſo wolle er ihm doch lieber entſagen, als ſeiner ohne Verdienſt genießen, mithin entſage er zugleich jedem Siege, den er nicht ſeinem Muthe und der Schärfe ſeines Schwerdtes zu danken habe, und verbitte ſich allen übernatürlichen Beyſtand.

Sie ſind ſehr delikat, verſetzte der Alte. Ich kenne Prinzen und Generale die ſchwere Menge, die ſich nach meinem Ringe die Beine ablaufen würden! — Doch, wenn ſie meinen Beyſtand nicht annehmen wollen, ſo verachten Sie wenigſtens meinen Rath und die Einſichten nicht, die mir meine Erfahrung giebt. Ich habe mehr Jahrhunderte durchlebt, als Sie einzelne Jahre zählen; das ſcheint mir einiges Recht zu geben, Ihnen mit dem Lichte meiner Erkenntniß vorzuleuchten. Was Sie da von der Treue ſagen, die Sie einer anderen ſchwuren, das iſt — verzeihen Sie, Prinz! — ein hübſches Geſchwätz. Ich kenne dieſe Andre, denn mir iſt nichts verborgen. Bringt ſie Ihnen ein großes Reich zur Morgengabe? Solche Schwüre werden nur in Romanen gehalten. Laſſen Sie ſich durch ſolche in der Hitze einer blinden Leidenſchaft entſchlüpfte Gelübde nicht hindern der Prinzeßinn ihr Herz anzubieten. Ich weiß, daß Sie auch ohne meinen Ring den Afterkönig überwinden werden, obwohl, wie die Geſtirne ſagen, mit etwas mehr Mühe und Zeit. Sie ſind ſich ſelbſt die große Handlung ſchuldig, ein unterjochtes Land zu retten, und einer geplünderten Erbinn zu ihrem Throne zu helfen. Der Werth ſolcher fürſtlichen Thaten überwiegt

wiegt das eingebildete Verdienſt, einem Dorfmädchen treu zu bleiben unendlich. Und was ſind Ihre Schwüre? Glauben Sie, König Balowith werde ſo ſchwach ſeyn, ſie zu genehmigen? Bauermädel findet man alle Tage, mein Prinz! aber Königreiche ſchüttelt man nicht von den Bäumen. — Der alte Graubart ſetzte noch vieles hinzu, und predigte ſein dürres erdfahles Geſicht kirſchbraun: aber der Prinz beſtand auf ſeinen fünf Augen, und behauptete: alle Königreiche der Welt zuſammengenommen ſeyen einem ehrlichen Manne kein hinlänglicher Preis für ein gebrochnes Wort, und er werde ſich nie überzeugen, daß ein Fürſt Diſpenſation habe weniger ehrlicher Mann ſeyn zu dürfen, als andre Menſchen. Er habe ſein Wort gegeben, und alle Thronen der Erde, und alle Prinzeßinnen in den Kauf, würden ihn nie reizen es zu brechen.

Indem er dieſes ſagte, ſtürzte die Prinzeßinn herein, und lag zu ſeinen Füßen, ehe er es verhindern konnte. Ihre Thränen ſtrömten in ihren Buſen, und mit erſtickter Stimme rief ſie: O mein Prinz! wenn meine ſchwachen Reize nichts über Ihr Herz vermögen, ſo rühre Sie mein Unglück und meine Zärtlichkeit! Dieß Uebermaaß von Liebe wird mir das Leben koſten, wenn Sie fortfahren die glühenden Beweiſe derſelben zu verachten.

Der Prinz war in ſeinem Leben nicht ſo verlegen geweſen. Zwar lag er faſt zugleich mit ihr auf den Knien: aber als er ſie aufgehoben hatte, ſtand er in ſprachloſer Betäubung vor ihr. Er ſah das ſchöne liebevolle Geſicht mit Thränen überſchwemmt; er beſchuldigte innerlich ſich ſelber der Barbarey: aber er konnte ſich nicht helfen; Röschen hatte ſein Herz, ſeine Liebe und ſeine Schwüre; er fühlte ſich entſchloſſen, lieber dem väterlichen Throne zu entſagen, als für einen zweyten ſeine Roſalie hinzugeben. Endlich ſammelte er ſich ein wenig, und ſeine große Seele fand bald einen Ausweg, vermittelſt deſſen er ſeiner Liebe ſo wenig als der Rechtſchaffenheit zu nahe trat, und dennoch ſeiner Großmuth und den Pflichten, die man dem Unglück ſchuldig iſt, Genüge leiſten konnte. Prinzeſſinn, rief er, Ihre Schönheit verdient ein ungetheiltes Herz, und ich kann Ihnen nicht einmal ein Theil des Meinigen anbieten, ohne treulos, mithin in Ihren eignen Augen verächtlich zu ſeyn. Aber ich beſchwöre Sie, meine tiefſte Ehrfurcht zu genehmigen, und mir zu erlauben, daß ich meine äuſſerſten Kräfte für Sie anſtrengen dürfe! Kommen Sie an den Hof meines Vaters, Madame! Er wird mir Truppen geben; er wird mir mit Freuden erlauben, den Eifer Ihrer getreuen Unterthanen zu unterſtützen; und mit noch größerer Freude werde ich mein Blut vergießen um den Räuber ihrer Krone .....

Ich erlaſſe Dirs, Ungeheuer! rief die äußerſt entrüſtete Prinzeſſinn. Geh, Undankbarer, ohne Dein Herz veracht ich Deine Dienſte! Nur Dein Herz verlangt ich! — Ach! meine Liebe, meine Wuth. . . .

Urplötzlich, und ohne daß der Prinz wahrnahm, ob er aus der Luft oder aus der Erde gekommen ſey, ſtand ein wunderſchöner Knabe zwiſchen ihm und jenen beyden. In der Rechten hatte er einen goldnen Lilienſtengel. Der Prinzeſſinn ſtarb das Wort im Munde, und der ſilberbärtige Aſtramont zitterte wie Eſpenlaub. Der Knabe berührte die Dame mit dem Lilienſtengel, und die ſchöne Prinzeſſinn ſchwand in ein kleines bucklichtes altes Weib zuſammen, das ſich auf eine Krücke lehnte, und einen rabenſchwarzen Kater auf der linken Schulter trug. Er berührte den Zaubrer, und weg war Silberbart und Purpurgewand, und der kleine dürre Greis wuchs zu einer groſsen ſchwarzgelben Figur von einem Manne, deſſen Anſehen ſcheuslich war. Beyde nahmen mit gräßlichem Geheule die Flucht. Das ſchöne Kind berührte das prächtige Zelt: es verſchwand, und der Prinz befand ſich allein mit dem Knaben im wildeſten Forſt.

Königsſohn, ſprach der kleine Wunderthäter, Deine Tugend macht Dich meines Schutzes würdig.

Ich habe die hölliſche Täuſchung vernichtet, die Deine Sinne betrog, um die großmüthige Ehrfurcht zu belohnen, die Du vor Deinem Worte hatteſt. Auch der Schwur der Liebe iſt heilig! Gott ſtraft den Meineyd mit Strenge, aber er lohnt die Treue. Die Deinige gegen Roſalien erwirbt Dir die Huld der himmliſchen Mächte.

Der Prinz warf ſich von heiligem Schauder durchdrungen zu den Füßen des Knaben. Mit hohem Ernſt ſprach dieſer: Steh auf, Menſch, und beuge Deine Knie nur vor Gott, der mit gleicher Allmacht Dich aus Staube, und mich aus einem Strahle ſeines Glanzes erſchuf!

Der Erdenſohn gehorchte, und der ſchöne Knabe fuhr mit ſilberner Stimme fort: Die angebliche Prinzeſſinn, die du ſaheſt, iſt eine nichtswürdige Schwarzkünſtlerinn, die Deinen Untergang geſchworen hat. Der Greis, der ſich für meinen Freund, den weiſen Aſtramont, gab, iſt ein Geiſt der Finſterniß. König Hildebert, als deſſen Erbinn ſich Deine Feindinn ankündigte, hat keine Verwandte hinterlaſſen, die nicht ſchon weit in die Jahre wären: wohl aber eine nach ſeinem Tode gebohrne Tochter, die Du zu rechter Zeit kennen lernen wirſt. Hätteſt Du Dich durch die Schönheit der Lügnerinn, und durch die Verheißungen ihres Obern verleiten laſſen; ſo würden die beyden Verworſnen ſich Deiner bemächtigt haben, und Du wäreſt der Gewalt des Verfluchten unterworfen geweſen bis an das Ende der Zeiten. Aber da Dein Herz der Verſuchung überlegen war: ſo will ich Dich zum Lohne Deines Sieges und Deiner Treue auf immer vor ihren Fallſtricken ſicher ſtellen. Da, redlicher Mann, nimm dieſen Ring, und bewahre ihn wie Deine Augen! Er iſt das Gegentheil von dem, den Dir der verworfne Geiſt der Verführung bot. Jener iſt der Ring der Lügen; kaum hätte er Deinen Finger umſchloſſen, ſo würden ihre Blendwerke den unwiderſtehlichſten Eindruck auf Dich gemacht, und Dich hingeriſſen haben. Dieſer iſt der Ring der Wahrheit. Laß ihn nie von Deiner Hand kommen, ſo wird die Hölle nie vermögend ſeyn, durch Phantome und Gaukeleyen Dich zu verblenden, denn Du wirſt alles, was dahin gehöret, in ſeiner wahren Geſtalt ſehen. Sogar wirſt Du Dich ſicher und unbemerkt in die Verſammlungen der Schwarzkünſtler und Dämonen begeben, und ihre entſetzlichen Geheimniſſe beobachten können. Du darfſt getroſt mitten unter ſie treten, ſie werden Deiner nicht gewahr werden. Keine übernatürliche Macht wird Dir ſchaden können, aber vor dem Laufe der Natur, und vor menſchlichen Zufällen ſichert Dich Dein Ring nicht.

Hierauf berührte er ihn mit dem Lilienſtengel und verſchwand. Dieſe Berührung ſchien eine neue Schöpfung in dem Prinzen zu würken; ſein Auge ſah heller, ſein Ohr hörte ſchärfer, ein ſanftes Feuer ſtrömte durch ſeine Adern, ſeine Nerven fühlten ſich geſtärkt, ſein Kopf erhellet, und ſeine Seele wie geläutert. Einige Schritte hin ſah er ſein Pferd an eben der Stelle graſen, wo er es verlaſſen hatte; er beſtieg es und machte ſich auf den Weg, ſein Gefolge wieder aufzuſuchen, welches ſich auch, da er oft ins Horn ſtieß, bald zu ihm verſammelte. In ſeinem Herzen dankte er dem Himmel mit Inbrunſt, der ihn heute aus ſo ſchröcklichen Gefahren errettet hatte, und nahm ſichs aufs feſteſte vor, ſein ganzes Leben hindurch, und ſo viel Schwürigkeiten er auch als König dereinſt finden mögte, ſelbſt auf dem Throne, ein rechtſchaffner Mann zu bleiben. Als er in den königlichen Palaſt zurück kam, vergaß er in Röschens Gegenwart, und bey der unſchuldigen Zärtlichkeit, die er in ihren ſchönen Augen las, gar leicht die peinliche Unruhe, die ihm heute ſeine Jagd ſo verſalzen hatte.

Grimhildis aber und ihre Bundsgenoſſinn Radegrid wollten verzweifeln, daß ihre Büberey fehl geſchlagen war. Die erſtere gab faſt alles Vertrauen auf den Beyſtand der hölliſchen Mächte auf, da ſie ihn nun zweymal zu ohnmächtig befunden hatte. Geh, Elende, rief ſie Radgriden zu: Geh, und lerne von mir, wie man ſich rächet! — In der That hatte ſie beſchloſſen, den Teufeln ihre Künſte zu laſſen, und ſich an menſchliche Bosheit zu halten, um ſicherer zu gehen. Seitdem ſie Röschens Verſtändniß mit dem Prinzen wußte, umringte ſie dies Mädchen mit Laurern, die ihr jegliche Kleinigkeit hinterbrachten. Durch dieſe erfuhr ſie, daß obgedachter Ambaſſadeur, der Roſalien ſo beleidigende Anträge gethan hatte, durch die Verachtung der edelmüthigen Spinnerinn nur noch mehr angefeuert ſey, und in ſeiner Leidenſchaft ſo wenig Maaß und Ziel kenne, daß er auf den Punkt ſtehe, ihr alles aufzuopfern. Er ſah, daß die unerlaubten Wege ihn zu nichts führten, und daß ſein Gold von der armen Tugend verſchmähet wurde; alſo nahm er ſich vor den rechtmäßigen Weg einzuſchlagen. Er bat das beleidigte Mädchen wegen ſeiner vormaligen ſtrafbaren Abſichten um Verzeihung, bezeugte die lebhafteſte Reue, und bot ihr mit ſeiner Hand ſein Glück und ſeinen Rang an. Dies alles erfuhr Grimhilde durch ihre Spionen, und zugleich daß Röschen auch dieſen Antrag, wiewohl ſehr höflich, ausgeſchlagen habe, worüber der Miniſter, den ſie ohnehin als einen Mann von heftigem Charakter kannte, ſo aufgebracht ſey, daß er beſchloſſen habe, alles aufs Spiel zu ſetzen, um ſeine Liebe zu befriedigen. — Grimhildis knirrſchte mit den Zähnen: Was bildet ſie ſich ein, das unverſchämte Bauermenſch? rief ſie. Ein Mann vom erſten Range nächſt dem Throne iſt dem ſchmutzigen Dorfnickel, — (würklich, ſie vergaß ſich bis zu dieſem unanſtändigen Ausdrucke!) nicht gut genug! Ein Prinz, geringer thut es die Flirtje nicht! — Wart, du Stallhammel, ich will dich beprinzen, daß du daran denken ſollſt!

War ihre Sprache eines Frauenzimmers vom Stande unwürdig, ſo war ihr Benehmen es gewiß noch mehr. Sie wußte, daß der Sekretär des Geſandten das Vertrauen deſſelben beſaß; dieſem Menſchen gab ſie ſich preis, um ihn in ihr Intereſſe zu ziehen, und durch ihn gab ſie dem Geſandten ein, Roſalien zu entführen. Dieſer, deſſen Geſchäfte am hieſigen Hofe ohnedem zu Ende liefen, ein Umſtand, den Grimhildis ſehr in Rechnung gebracht hatte, ergriff den tollkühnen Anſchlag mit beyden Händen, der ſeinen Begierden und ſeinem Unwillen Sättigung verſprach. Er unterdrückte den letztern aufs künſtlichſte, und betrug ſich gegen Röschen auf eine Art, die ihr gutes Herz zum Mitleid zwang, daß ſie die Hand eines jungen Herrn ausſchlagen müſſe, der mit ſeinem Range und Reichthume eine ſehr angenehme Figur verband. Insgeheim aber traf er alle gehörigen Anſtalten, ſein Vorhaben ſicher auszuführen; und wie alles reif war, lauerte er nur auf eine bequeme Gelegenheit. Dieſe fand ſich bald, indem der König und der Prinz nur von einem kleinen Gefolge begleitet, nach einem Luſtſchloſſe abgiengen, wo ſie ein paar Wochen zu bleiben gedachten. Röschen ward auf allen Schritten bewacht. Unglücklicher Weiſe beſuchte ſie mit ihrer Hofmeiſterinn, an eben dem Tage, da der König abgereiſet war, einen öffentlichen Spaziergang; auf dem Rückwege in einem einſamen Durchgange, zwiſchen abgelegenen Gartenmauern, der zu einer kleinen Thür des Schloßgartens führte, fielen plötzlich vier vermummte Leute über ſie her, warfen ihr einen dicken Mantel über den Kopf, und ſchleppten ſie, ihres Sträubens ohngeachtet, in einen Wagen, der wie ein Blitz davon jagte. Nach einer guten Stunde, als es ſchon völlig dunkel war, hielt man einen Augenblick an, um friſche Pferde vorzuhangen. Die vier Begleiter verließen den Wagen, um einem Herrn Platz zu machen, den Röschen an der Stimme alſobald für den Ambaſſadeur erkannte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Röschen ihre blutigen Thränen weinte; daß der Geſandte ſie aufs beſte zu tröſten ſuchte und ihr in ſeiner Heimath mit ſeiner Hand ein glänzendes Loos verhieß; daß ſie flehentlich bat ſie zurückzubringen, und daß er kein ſolcher Narr war einen ſo ſchönen Raub freywillig fahren zu laſſen, deſſen Beſitz ihm das gewagteſte Bubenſtück koſtete. Als Röschen ſah, daß ihre Beredſamkeit nichts fruchtete, gerieth ſie in Wuth, und griff ſtatt der Schutzwehre der Thränen zu den Trutzwaffen der Invektiven. Nichtswürdiger, rief ſie, ich will mich nicht länger zu Bitten gegen Dich erniedrigen! Sey verſichert, daß Deine ehrloſe Handlung Dir nichts helfen wird! Den ſchrecklichſten Tod ziehe ich der Schande vor, das Weib eines ſo weggeworfenen Buben zu ſeyn.

Madame, erwiederte er, auch der gelindeſte Tod iſt ein ſehr bitteres Ding; und weil ſie es verſchmähen mir als Gemahlinn anzugehören, ſo bin ichs gern zufrieden, Sie für einen wohlfeileren Preis zu beſitzen.

Roſalie nannte ihn ein ſchändliches Ungeheuer, einen verabſcheuungswürdigen Böſewicht, und lang und kurz. Die Gerechtigkeit des Himmels, der zu ihrer Rettung ſchon Mittel wiſſen würde, ſagte ſie, würde ihm gewiß auf dem Fuße folgen. — Er ließ alle die Ehrentitel zu dem einen Ohre hinein und zum andern herausgehen, und ermunterte ſie ſpöttiſch, ihrem Zorne Luft zu machen; nach erſchöpfter Galle würde ihr ſchon beſſer ſeyn! Was die Rettung des Himmels beträfe, ſo habe es damit gute Wege; die Reiſigen, die ihn begleiteten, wären entſchloſſne

Leute, gut bewaffnet und vortrefflich beritten; er habe des Geldes nicht geſchonet, Pferde aufzutreiben, wie ſelbſt der Kronprinz ſie nicht beſitze. Die Strafe des Himmels beſorge er in ſo ſchönen Armen, und an einem Buſen, wie der Ihrige, nicht ſehr u. ſ. w. Er machte einen Verſuch, ſeine Reden mit einigen Thätlichkeiten zu vergeſellſchaften: aber Röschen ließ dem Weichling fühlen, daß ſie nicht bey Ragouts fins, ſondern bey derberer Hausmannskoſt erzogen ſey, und ſein zu täppiſcher Verſuch brachte ihm nur ein blaues Auge und eine blutende Naſe ein.

Indeſſen flog der Wagen über Stock und Stein, als wäre er mit Englands ſchnellſten Wettrennern beſpannet. Aber in dieſer Haſt, und in der Finſterniß verſah es der Automedon, daß er, ſtatt rechts der Grenze zuzufahren, ſich links dem Herzen des Landes zugewandt hatte. Die abgejagten Roſſe keuchten ſchon athemlos, und noch immer fand ſich kein friſcher Vorſpann. Der aufgehende Mond zeigte endlich dem Kutſcher ſeinen Irrthum, der ihm deſto mehr Angſt machte, da er die Gegend recht gut erkannte, in welcher er war, und von der Heftigkeit ſeines Herrn vielfältige Erfahrungen hatte. Zitternd lenkte er aus dem Wege, und hoffte noch vor Tagesanbruch ſtatt des verfehlten Vorſpannes den folgenden zu erreichen: aber indem er am Saume eines Gehölzes hin, queer über das Feld jagte, um jenſeits deſſelben in eine Landſtraße zu kommen, hatte er das Unglück an einen Stein zu fahren, daß das Rad brach, und Roſalie nebſt ihrem Räuber weit aus der umſtürzenden Chaiſe geſchleudert wurden. Da ſie keinen Schaden genommen hatte, freuete ſie ſich des Zufalles, den ſie als eine Fürſorge des Himmels betrachtete. Der Geſandte hingegen wollte raſend werden; er fluchte wie ein Beſeſſner, und der Sekretär hatte alle Mühe ihn abzuhalten, daß er dem Kutſcher nicht den Degen durchs Herz jagte, ohne zu bedenken, daß er mit dieſem Menſchen ſich ſelbſt aufopfern würde, da nur dieſer des Landes kundig war. Alles war von den Pferden geſprungen, um den Wagen wieder aufzurichten, und zu verſuchen, ob das gebrochne Rad ſich nicht durch Schienen von Baumzweigen und Stricken einſtweilen ausflicken laſſe. Röschen ſuchte indeſſen die allgemeine Verwirrung zu benutzen, und lief dem Walde zu: aber ihr Entführer hatte ſie trotz ſeiner Wuth nicht aus dem Geſicht verlohren, und in wenig Augenblicken war ſie eingeholt. Nun ſchrie ſie aus Leibeskräften um Hülfe, und das war nicht vergebens; drey Männer eilten aus dem Walde hervor, und ſtürzten mit dem Degen in der Fauſt auf den Geſandten los, gerade wie er ihr mit Hülfe zweener Bedienten ſein Schnupftuch in den Mund ſtopfen wollte. Röschen ſah ſie kommen, und verdoppelte

Widerſtand und Geſchrey. Die Mädchenräuber hatten nicht Zeit ſich auf ihre Pferde zu werfen, welches den Kampf noch ungleicher gemacht haben würde, doch vertheidigten ſie ſich ſo herzhaft gegen den muthigen Angriff, als es in ihrer Lage zu erwarten war. Aber die Angreiſenden ſcherzten nicht; beſonders zeichnete einer derſelben, der der Vornehmſte zu ſeyn ſchien, ſich durch außerordentliche Stärke und Behendigkeit aus. Schon hatte er zween zu ſeinen Füßen geſtreckt, und fiel nun ſo raſch als hätte er noch nichts gethan, über den Sekunde her, den er in wenig Augenblicken jenen beyden zugeſellete, als der Geſandte, der ſeinen Liebling ſtürzen ſah, ihn mit der Wuth eines grimmigen Löwen anfiel. Der Kampf war nicht lange zweifelhaft; zwar ward der tapfre Unbekannte in die linke Schulter verwundet: allein in eben dem Augenblicke zog er den Degen aus dem Herzen ſeines raſenden Gegners, und ſah ſich mit kaltblütiger Entſchloſſenheit nach einem friſchen Feinde um. Aber der Streit hatte ein Ende, denn wie die Räuber ſahen, daß ihr Herr zur Erde ſank, überließen ſie Roſalien den Ueberwindern, und ergriffen die Flucht. Die Unbekannten hielten ſich nicht damit auf, ihnen nachzuſehen; alle drey waren verwundet, aber ſie achteten es nicht, und jener tapfre Mann näherte ſich nun Roſalien, um ihr ſeine Dienſte anzubieten. Das arme Mädchen war ſtarr vor Entſetzen und Abſcheu bey der bluſchen Scene. Alle dieſe Hinſinkenden wurden um ihrentwillen erſchlagen! Sie ſchauderte, — ach! und bereuete faſt, um Hülfe geſchrieen zu haben! Händeringend betete ſie, daß die Unbekannten der vierfach ſtärkeren Zahl nicht erliegen mögten! Und doch — wer wußte, ob ſie nicht in eben ſo ſchlimme Hände fiel? Sie war im Begriff, ihrerſeits der Angſt zu erliegen, als zum Glücke die blutige Arbeit ein Ende nahm, und auch der entfloh, der ſie bisher bey den Haaren gehalten hatte, um ihr das Entlaufen zu wehren, wozu ſie doch jetzt zu kraftlos war. Aber kaum eröffnete ihr großmüthiger Erretter den Mund, als ſie in Gefahr ſtand, dem freudigen Erſtaunen zu erliegen. O mein theuerſter Prinz! rief ſie, und würde hingeſunken ſeyn, wenn der Prinz (denn der war es mit dem Kammerherrn und einem ſeiner Kavaliere,) ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen hätte. Er erkannte Roſalien, die in der Unordnung ihres zerriſſenen Anzugs, und des zerrauften Haares ſonſt unkenntlich war, ebenfalls an der Sprache, und nun entſpann ſich ein zärtliches Geſpräch, welches ſo bald kein Ende genommen haben würde, wenn nicht der Kammerherr der Klügere geweſen wäre, und angerathen hätte heim zu eilen, und ſich verbinden zu laſſen. Sie bedienten ſich der Pferde der Ueberwundenen, um nach dem Luſtſchloſſe zu kommen, welches gleich jenſeits des Gehölzes war, und wegelangs erzählte Röschen ihre Geſchichte. Der Prinz erſchrack, als er vernahm, daß der Geſandte es ſey, den er dem Freund Hain zum Ausbälgen überliefert hatte. Aber die leichteſte Ueberlegung zeigte ihm, daß er, anſtatt das Völkerrecht zu verletzen, nichts anders gethan habe, als eine ſchändliche Verletzung deſſelben auf friſcher That zu beſtrafen; und ſo dankte er dem Himmel, daß ihn nach aufgehobener Abendtafel, die der König gern bis tief in die Nacht zu verlängern pflegte, wenn keine Damen zugegen waren, der liebliche Mondenſchein und die Schlafloſigkeit der Liebe zu dieſem nächtlichen Spaziergange verleitet hatten.

Erſt nachdem er Roſalien der Frau des Kaſtellans anvertrauet, und Befehl gegeben hatte die Todten vom Wahlplatze aufzunehmen und den Entflohenen nachzuſehen, ließ er nach ſeiner Wunde ſehen, die, ſo wie die Verletzungen der andern beyden Herren, von keiner Erheblichkeit war. Noch während dieſer Beſchäftigung meldete man ihm einen Kourier von der Königinn, welcher die Nachricht brachte, daß Roſalie aus dem Bezirk des Schloſſes, mithin faſt unter den Augen der Königinn entführet ſey. Ihre Majeſtät wären über dieſe beyſpielloſe Vermeſſenheit äuſſerſt entrüſtet, und hätten bereits alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um den Frevler einzuholen, u. ſ. w. Der Prinz hielt es nicht für nöthig den

Schlaf des Königs unterbrechen zu laſſen, ſondern fertigte den Eilboten ſtehendes Fußes wieder ab, um ſeiner Mutter den glücklichen Zufall zu hinterbringen, durch welchen Röschen bereits in Sicherheit und ihr Entführer beſtrafet ſey.

Von den Entflohenen ward am folgenden Morgen bloß der Kutſcher eingebracht. Von dieſem erhielt man umſtändlichere Nachricht von einem Theile des Planes. Der Ambaſſadeur hatte Roſalien nur bis über die Grenze in ſichere Hände bringen, und dann ſo ſchnell zurückkehren wollen, daß man ſeiner Abweſenheit nicht wäre gewahr worden. Ohne die glückliche Verirrung hätte ſich das auch bey ſo gut gemachten Anſtalten wohl thun laſſen.

Als dem Könige bey ſeinem Aufſtehen die ganze Sache gemeldet wurde, beſchloß er, heute noch nach ſeiner Reſidenz zurück zu kehren; er machte ſich eine Freude daraus, perſönlich ſeiner Gemalinn ihre ſchöne Spinnerin wieder zu überliefern, und die Königinn empfieng ſie mit ſo augenſcheinlichen Beweiſen der höchſten Gnade und Liebe, daß Grimhildis an verbißner Wuth beynahe erſtickt wäre. Aber dieſer Elenden ſtand doch noch ein größeres Herzeleid bevor: ſie mußte umſtändlich erzählen hören, was ſie noch nicht wußte: daß Roſalie ihre Errettung einzig der Tapferkeit des Prinzen zu danken habe. Ihre Galle ward dadurch ſo geſchärft, daß ſie von neuem ſchwur, nicht eher zu ruhen, bis ſie das verhaßte Paar aufgeopfert haben würde.

Dem Herzchen der ſchönen Roſalie that es wohl ſanft, daß der Arm ihres Geliebten es war, der ſie dem Räuber und der Entehrung entriſſen hatte, und der Ruhm, den eine ſo herzhafte That ihm erwarb, erfüllte ſie mit gerechtem Stolze: aber dennoch ſprach Freude und Stolz nicht ſo laut in ihrem Buſen, daß eine gewiſſe ängſtliche Bekümmerniß davor geſchwiegen hätte, die ſie vergebens zu verhehlen ſtrebte. Ihre treue Freundinn Leonide war die erſte, welche dieſe Beklemmung wahrnahm: doch je ſchärfer ſie Roſalien zuſetzte, deſto hartnäckiger behauptete dieſe, ihr fehle nichts. Freylich war aber auch ihr Kummer von ſolcher Art, daß er ſich nicht wohl jemanden vertrauen ließ. Drey Monate, die ein junges Mädchen vor ſich hat, dünken ihm eine Ewigkeit; aber unvermerkt fließt ein Tag nach dem andern hin, und man hat den letzten ſchon im Auge, wenn man glaubt, die Herrlichkeit ſey erſt recht angegangen. Das war Röschens Fall. Schon konnte ſie ohne Regula de Tri und Rechenmaſchine die Stunden bis zu dem fatalen Stichtag berechnen, an dem ſie das Stäbchen abliefern mußte, und noch immer vermochte ſie den Namen des Eigenthümers, den ſie bisher in den Wind geſchlagen hatte, nicht wieder zu finden. Sie quälte ſich Tag und Nacht: aber umſonſt; der leidige Name war ihrem Gehirnchen entwiſcht, und wollte ſich nicht wieder haſchen laſſen. Gleichwohl mußte ſie, dem beſchwornen Kontrakte zufolge, ſich dem Eigenthümer ſtellen, und war verbunden, ihm zu folgen. Das war kein Spaß! denn aus der kurzen Erfahrung, während ſie in der Gewalt ihres Entführers war, erinnerte ſie ſich noch, wie tödtlich die Vorſtellung ſie gemartert hatte, vielleicht auf ewig ihrem geliebten Prinzen entriſſen zu ſeyn! Der Schlaf entfloh, und mit ihm die Eßluſt. Der Morgen fand ihre ſchönen Augen von den Thränen der durchgebangten Nacht geſchwollen, und der Abend traf ſie immer noch auf der Fährte des Namens, der ihr entwiſchte, wenn ſie glaubte, ihn jetzt zu ertappen. So viel erinnerte ſie ſich, daß er ſich hardete, aber ſo eifrig ſie die Erharde, Klukharde, Reinharde, Eckharde, Eginharde, Leonharde, Neidharde, und alle Namen, die ſich harden, durch die Muſterung jagte, ja, obwohl ſie alle Sylben, deren ſie ſich nur erinnern konnte, mit hard zuſammenſetzte: ſo kam doch der fatale Name nicht heraus. Alles, was ſie in ſo verzweifelten Umſtänden thun konnte, war, daß ſie den Stab wacker arbeiten ließ, und ſeine Produkte ſorgfältig verbarg, damit, wofern ſie ja noch ſo glücklich wäre, ihm mit Auffindung des Namens abzuliefern, ihr auf eine Zeitlang noch Mittel in Händen bleiben mögten, ſich bey der Königinn in Gnaden zu erhalten. Indeſſen rückte der Stichtag immer näher und näher, und Röschens Bekümmerniß ward immer ängſtlicher.

Aber Grimhilde arbeitete daran, ihr wohl noch herberen Kummer zu bereiten. In dem Herzen dieſer Signora war der Tod des Prinzen beſchloſſen, und nach manchen gemachten und wieder verworfnen Planen wählte ſie endlich den folgenden. Sie war, wie geſagt, ein hübſches Mädchen, überdem reich und aus einem vornehmen Hauſe; drey Punkte, die ihr eine Menge Anbeter erwarben, beſonders unter den Glücksjägern, die ſich durch ihr Vermögen, und das Anſehen ihrer Verwandten empor zu ſchwingen hofften. Unter dieſen wählte ſie drey, die ihr die tauglichſten ſchienen, und ſuchte die leicht zu findende Gelegenheit, jeden derſelben unter vier Augen zu ſprechen. Natürlicher Weiſe plädirte ein jeglicher die Sache ſeiner Liebe; und Grimhilde, die bisher ihrer nicht geachtet hatte, gab es nun näher, ſchien gerührt, ließ ſich erweichen, und endigte damit, Herz und Hand zu verſprechen, wenn Supplikant ſich zu Einer Probe verſtehen wolle. Es verſteht ſich, daß die Klauſel ſtracks genehmiget wurde. Nach abgenomeinem fürchterlichen Eide der Verſchwiegenheit erklärte ſich die Dame, der Prinz habe ſie auf eine Art beleidigt, die nur mit ſeinem Blute abgewaſchen werden könne. Wolle er ſeine Beſtrafung übernehmen, und ihn auf der nächſten Jagd aus dem Wege räumen: ſo mache ſie ihn zum Herrn ihres Herzens und ihres Vermögens; außerdem ſey nichts für ihn zu hoffen, denn ſie habe geſchworen, und ſchwöre hiermit aufs neue, nur dem ihre Hand zu geben, der ihr das Herzensblut des Prinzen an ſeinem Degen zeigen würde. "Ich ſchäme mich faſt, ſetzte ſie hinzu, einem ſo beherzten Manne, wie ſie ſind, ein Mittel aufzudringen, welches ihn vor aller Gefahr ſichert: aber Sie ſind meinem Herzen theuer, deswegen will ich, daß Sie dieſes Degens ſich bedienen. Ich habe ihn von guter Hand; ſeine Wunden ſind tödtlich, er macht den unverletzlich, der ihn führet, und zugleich ſeinen Gegnern unkenntlich. Mit ihm können Sie ſicher ſeyn, daß kein Menſch nur darauf muthmaßen wird, daß ſie es waren, der meinen Feind aus der Welt ſchickte. Es iſt von der äußerſten Wichtigkeit für mich, daß Sie unverletzt bleiben, denn die leichteſte Wunde könnte Sie in Verdacht ſetzen."

Ein ſchönes reiches Mädchen war damals, wie jetzt, eine gefährliche Verſuchung für einen armen

Schlucker, der dem eigenſinnigen Glücke nachjagt; und ſie wußte ſehr gut, daß ſie in jedem dieſer drey Leute einen Kerl vor ſich hatte, wie ſie ihn brauchte, dem kein Weg abſcheulich war, der zum Glücke führte. Das Argument vom bezauberten Degen that ebenfalls ſeine Würkung, wie das von einem Zeitalter nicht anders zu erwarten iſt, in welchem die im Namen des Teufels gewürkten Wunder wenigſtens ein bischen mehr vor ſich hatten, als die heutigen im Namen des magnetiſchen Bacquets, und wo eine Radgride wohl ſo viel Glauben fand, als heuer Monſieur du Foure de Saint Silveſtre Comte de Satillieu, der ſeine blechernen magnetiſchen Büchſen zu Breslau gegen goldne unmagnetiſirte Ducaten umſetzt. Kurz, Grimhilde überredete einen nach dem andern, gab jedem einen Degen, den die alte Schwarzkünſtlerinn würklich beſchworen hatte, und ſagte ihm, er brauche ſich nicht nach Gehülfen umzuſehen, indem ſie es auf ſich nehme, zween zuverläſſige Männer, deren Muth ihr bekannt ſey, zu ſtellen, die er an einem gewiſſen Zeichen erkennen würde.

Uebrigens war ihr eignes Vertrauen auf die Beſchwörungen der Druthe ſeit den vormaligen Verſuchen nicht weit her; aber ſie kannte den Glauben ihrer Leute, und zweifelte übrigens nicht, drey nereigte Buben würden ſchon, ohne alle Hexerey, mit einem einzelnen Manne fertig werden.

Indeſſen ſagt die Geſchichte doch, daß dieſe drey Leute, wie ſie mit der bezauberten Wehr an der Seite ſich zu ihrem ſchwarzen Vorhaben auf den Weg machten, jedem, der ihnen begegnete, unkenntlich waren, und auch unter einander ſich nicht erkannten, obgleich ſie ſonſt einander nicht fremd waren. Nur bloß an dem Merkmale, das ihnen Grimhildis gegeben hatte, nahmen ſie wahr, wie ſie ſich am Eingange des Waldes trafen, daß jeglicher die beyden Gehülfen vor ſich ſehe, welche dieſes Mädchen ihm verſprochen hatte. Der Prinz fand ſich nicht lange nach ihnen in der Gegend ein, wo ſie ſeiner warteten, und da ihm Röschens unergründliche Schwermuth am Herzen lag, ſo entfernte er ſich bald von ſeinem Gefolge, um ſeinen Gedanken einſam nachzuhangen. Die drey Verbündete hatten ſich dreuſt unter die zahlreiche Suite gemiſcht, und wer etwa ihrer wahrnahm, der hielt ſie bey ihrer Unbefangenheit für Kavaliere, welche vom Prinzen Erlaubniß hätten, dem Jagen beyzuwohnen. Sie aber behielten ihrerſeits den Königsſohn ſtets im Geſichte, und wie er im Getümmel der Jagd ſich von ſeinen Leuten trennte, ſprengten ſie ſeitwärts in den Wald, und folgten ihm von ferne. Er vertiefte ſich bald ſo ſehr in ſeine düſteren Spekulationen, daß er weder des Weges noch ſeines Pferdes wahrnahm, und das letztere machte ſichs endlich bequem, und ſchlenterte im ſanften Schritte fort, als wollte es ſeinen Reiter in den Schlaf wiegen. Der Wald ward ſo dicht, daß die drey Banditen beſorgen mußten, ihren Mann aus den Augen zu verlieren, wenn ſie zu weit hinter ihm blieben; und von ihm bemerkt zu werden, wenn ſie jenes vermeiden wollten. Angreifen durften ſie ihn noch nicht, denn man hörte noch das Toſen der Jagd und das Kleffen der Hunde. Sie wurden eins, abzuſitzen, und ihm zu Fuße zu folgen, bis er ſich weit genug verlohren haben würde; dann wollten ſie plötzlich ihn überfallen, und während zween dem Reiter zu ſchaffen machten, ſollte der Dritte das Pferd zu erlegen ſuchen. Verſchiedne Stellen würden zu ihrem Vorhaben ſehr bequem geweſen ſeyn: aber ſo oft es ans Klappen gehen ſollte, entfiel ihnen der Muth, und ehe ſie ihn wieder fanden, war der Vortheil, den ſie aus der Gegend ziehen konnten, verlohren. So ſchlichen ſie mehrere Stunden lang hinter ihm drein, indeß er langſam fortzuckelte. Endlich ſchien der Prinz aus ſeinem Hinbrüten zu erwachen, er ſah umher, und da er die Gegend nicht ſtracks erkannte, ſo kehrete er um, den Rückweg zu ſuchen, und kam gerade auf die drey Bärenhäuter los. Nun faßten ſie endlich Herz, weil ſie nicht anders konnten, und ſprangen mit dem Degen in der Fauſt hinter dem Dickigt hervor, auch war der erſte ſo glücklich, dem Pferde eine tiefe Wunde in die Bruſt zu verſetzen, ehe der Prinz es verhüten konnte, der kaum Zeit gehabt hatte, ſeinen Degen zu ziehen. In demſelben Augenblick hieb er ſo kräftig von oben hinab, daß der Kerl mit geſpaltenem Schädel hinſtürzte. Die andern beyden ſtutzten, als ſie ſahen, daß es mit der Unverletzlichkeit, die ihre Waffen ihnen verleihen ſollten, nicht allerdings ſeine Richtigkeit habe. Der Prinz benutzte dieſe Verlegenheit, und griff ſie muthig an, und obgleich er einen Hieb über den Arm empfieng, ſo ſtreckte er doch den zweyten Buben zu Boden, und jagte den Dritten, mit Wunden bedeckt, in die Flucht. Sein Pferd ſank unter ihm hin, und hinderte ihn, den Flüchtling zu verfolgen.

Da ihn ſein Ring, den er nie vom Finger kommen ließ, vor aller zauberiſchen Verblendung ſchützte, ſo ſah er freylich die Mörder in ihrer natürlichen Geſtalt, und glaubte ſich auch zu erinnern, ihre Phyſiognomien in der Antiſchamber geſehen zu haben: aber er begriff durchaus nicht, wie drey Edelleute, wenn gleich Krippenreiter, zu einem ſolchen Unternehmen kamen. Obwohl ſeine Wunde ihn ziemlich ſchmerzte: ſo wagte ers doch nicht, ſie hier, wo er noch einmal überfallen werden konnte, zu unterſuchen, ſondern er ſetzte ſeinen Weg zu Fuße fort, bis er an eine lichte Stelle kam, wo er eine Strecke um ſich her ſehen konnte. Hier erſt zog er das Kleid aus, verband ſich mit dem Schnupftuche ſo gut er konnte, und verfolgte ſodann ſeinen Weg, ohne eigentlich zu wiſſen, nach welcher Seite er ſich zu wenden habe. Das Fußwandern war nicht ſo recht ſeine Sache, mithin ermüdete er bald, zudem hatte er viel Blut verlohren, ungeachtet ſeine Wunde nur leicht war. Dies nöthigte ihn, ſich oft zu ſetzen, und darüber ward es Nacht; dennoch wandelte er, ſo oft er ſich ein wenig erhohlet hatte, eifrig fort, und kam auch endlich, nach langem Herumkreuzen, in die richtige Straße. Unweit derſelben lagen auf einer Anhöhe, die rings umher mit Waldung umgeben war, die Ruinen einer verfallenen Burg. Der Prinz, der vielfältig, bey Tage wie des Nachts, hier vorbeygekommen war, hatte nie bemerkt, daß ſich in dieſen unbewohnbaren Schutthaufen, außer Eulen und Fledermäuſen, jemand aufhielt; wie ſehr erſtaunte er alſo, da er das ganze Neſt erleuchtet ſah! Die Neugierde trieb ihn, ſich leiſe durch das Gebüſch zu ſchleichen, und nicht ohne Schwürigkeit überkletterte er eine Menge Steinhaufen, bis er zu den Löchern kam, die vormals zu Fenſtern eines Salons, von dem jetzt nur noch die Mauern ſtanden, gedient hatten. Die Wände und der Fußboden waren mit einem dunkelvioletten Lichte tapeziert und getäfelt, und in dieſer widrigen Erleuchtung ſah er eine Menge ſcheußlicher Leute, rings um eine garſtige, dürre, ſchwarzgelbe Art von Menſchenfigur, deren wilder Blick und entſetzliche Bildung ihn zum Schaudern zwang, und dennoch ihm nicht ganz fremd vorkam. Dieſe gräßliche Figur ſchien, trotz ihres ſchröcklichen Anſehens, ſehr guter Dinge, ſchnitt Kapriolen und that Luftſprünge mit unbegreiflicher Leichtigkeit. Der Prinz zweifelte nicht, daß dieſe abſcheuliche Verſammlung ein Hexenfeſt, und hier der Blocksberg ſeines Landes ſey; aber ſeines Grauſens und des emporſtrebenden Haares ungeachtet, verließ er ſich auf ſeinen Ring, und blieb an ſeiner Stelle, um die abſcheulichen Myſterien anzuſehen. Viele aus dem häßlichen Kreiſe trugen dem ſcheußlichen Weſen in der Mitte verſchiedne Bitten vor, welches ſie theils gewährte, theils abſchlug, und andern, die nichts zu bitten hatten, ſeine Befehle gab. Beſonders warf ſich ein ſchöngewachſenes, und dem Anſehen nach, junges Mädchen, vor dem Scheuſale auf die Knie, und flehete um ſeinen Beyſtand. Der Ton ihrer zitternden und leiſen Stimme ſchien dem Prinzen ſehr bekannt, aber er konnte weder den Inhalt ihrer Bitte verſtehen, noch ihr Geſicht erkennen, da ſie in eine große Kappe gehüllt war, und ihm den Rücken zukehrte; deſto beſſer verſtand er die Antwort, welche ihr die fürchterliche Menſchenfigur ertheilte. "Nein, rief das Scheuſal, mit einer Stimme, die ſo widrig war, als ſeine Geſtalt: Nein! meine Macht erſtreckt ſich nicht über ihn. Unſer Feind hat ihn in Schutz genommen, und deine drey Wichte ſchwimmen ſchon in ihrem Blute. Du dauerſt mich, aber ich kann dir nicht helfen! Vermogt ich ſelber doch als Aſtramont nichts gegen ihn! Aber mein andrer Name dient mir beſſer! Mein andrer Name, der Mädchenhaſcher! In wenig Tagen, fuhr er ſingend und hüpfend fort, haſcht er mir ein Püppchen, ein Püppchen, wie die Erde keins mehr hat."

Darauf ſchlug der häßliche Kerl vor Freuden ein Rad und ein paar Purzelbäume, und tanzte ſodann mit abentheuerlichen Luftſpringen immer rings in dem Hexenkreiſe herum, wozu er mit gräßlicher Stimme folgendes Lied ſang:

O Mädchen, das nach nichts als Putz und Schmuck,
Und nach der Gabe zu gefallen ringt,
Nur gaukelt, tändelt, und die Arbeit haßt,
Du leichtes Flatterköpfchen! hätteſt Du
Dir baß den Namen Göbhard eingeprägt,
So haſcht' ich dich in meiner Schlinge nicht.

Jetzt aber wirſt du mein auf immerdar,
Denn daß ich Göbhard heiße, hat ſchon längſt
Dein leichtes Flatterköpfchen ausgeſchwitzt.

Der hölliſche Geiſt wiederholte dieſen Singſang während ſeines Tanzes ſo oft, daß der Prinz ihn von Wort zu Wort auswendig behielt, obgleich er die Verſe ihres Urhebers ſehr würdig fand. Das Frauenzimmer lag indeſſen noch immer auf den Knien, bis nach geendigten Bockſprüngen ihr abſcheulicher Gebieter ſie anredete. "Steh auf! rief er: wie oft ſoll ichs Dir ſagen, daß Dir nicht zu helfen iſt? Es koſtet mehr Mühe einen Mann zu verführen, als eine Perſon Deines leichtgläubigen und vorwitzigen Geſchlechts; und die mehrſten bringen wir noch ins Netz, wenn wir ſie durch ein Weib hinein locken. Du weißt, daß Deinem Königsknaben auch von dieſer Seite nicht beyzukommen iſt; wenigſtens hat weder Dein Schnäuzchen, noch die angebliche Tochter Hildeberts, ſo ſchön ſie war, Ehre eingelegt. Sie hat meine Macht, und Du die dem Weibe angebohrne Künſte erſchöpft, und eben dieſe ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit erwirbt ihm den Schutz von oben, der alle Macht des Höllenreichs entkräftet. Laß Dir gnügen, daß ich von einer andern Seite Dich zu rächen hoffe, da ich wider ihn nichts vermag! Ach, mit Deinem Geſchlecht iſt eher etwas anzufangen, und ich allein habe mehr junge Mädel weggeſchnappt, als zwanzig meiner Brüder auf hundert andern Wegen, indem ich einzig ihren Hang geputzt zu ſeyn, nebſt ihrer Begierde ſchön zu ſcheinen und der brennenden Sucht, den Männern zu gefallen, zu benutzen wußte. Du, zum Exempel, warum biſt Du mein? Hätteſt Du Dein Köpfchen nicht darauf geſetzt gehabt, den Prinzen erobern zu wollen, ſo hätte ich vielleicht meine Künſte bey Dir verlohren.

Aus dieſem allen nahm der Prinz deutlich ab, daß hier von ihm die Rede, und der ſcheußliche Redner derſelbige böſe Geiſt ſey, der mit ihm als Aſtrament ſprach, und von dem ſchönen Knaben mit dem Lilienſtengel gezwungen wurde, ſich in dem Augenblicke des Verſchwindens in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen. Gern hätte er gewußt, wer das junge Frauenzimmer ſey: aber ſie veränderte ihre Stellung nicht, ſo lange ihr Meiſter ſprach, der zu dem obigen noch ſcharfe Ermahnungen hinzuſetzte, ſo viel Unheil unter den Menſchen anzurichten, als ſie könne, wozu er ihr ſeinen kräftigen Beyſtand verſprach. Weil die Thür verſchüttet war, und das Zimmer keinen Eingang hatte, als durch die völlig eingeſtürzte Decke und Fenſterlöcher: ſo ſchickte ſich der Prinz an, das Fenſter, an dem er lauſchte, voll

Vertrauens auf ſeinen Ring, zu erſteigen, um ſeine Neugier zu befriedigen: aber in dem Augenblicke mogte wohl die beſtimmte Dauer des Sabbats verfloſſen ſeyn. Denn ein ungeheuerer Hahn, ſchwarz wie ein Rabe, den er bis dahin nicht bemerkt hatte, flog von dem alten Gemäuer herunter in den Kreis; ſchlug mit den Fittigen und krähete, daß dem Prinzen die Ohren ſchmerzten. Stracks war alles Licht verſchwunden. Die heilloſe Verſammlung rauſchte in die Luft hinauf, und der Prinz befand ſich allein. Er verließ die Ruinen, und ſetzte ſeinen Weg ſo eilig fort, als Verblutung, Müdigkeit und Finſterniß es erlaubten. Kaum mogte er tauſend Schritt gegangen ſeyn, ſo erblickte er in der Ferne verſchiedne Windlichter, die ihm entgegen zu kommen ſchienen; wie ſie näher kamen, glaubte er ſeinen Namen rufen zu hören, und ſchloß ganz richtig, daß es Leute ſeyn würden, die man, ihn zu ſuchen, ausgeſandt habe, mithin erwiederte er ohne Bedenken den Zuruf, und griff ſich ein wenig an, um deſto eher zu ihnen zu kommen. Die Leute erſchracken ſehr, ihn zu Fuß, abgemattet und verwundet zu finden; er ließ ſich aber nicht auf ihre Fragen ein; warf ſich auf ein Pferd, und floh mit verhängtem Zügel nach der Reſidenz, wo er ſeine Mutter in der tödtlichſten Unruhe fand. Sie harrete ſein mit Röschen und einigen anderen Damen, und ſchrie (das war die Gewohnheit der guten Frau, wenn ſie ſich recht herzlich freuete.) laut auf, als ihr Sohn ins Zimmer trat; aber noch lauter ſchrie ſie, wie ſie ihn von oben bis unten mit Blute bedeckt ſah. Zwar eilte er ſie zu beruhigen, und verſicherte, es ſey mehr fremdes als eignes Blut: aber bey ihr ſchlug das nicht ſo gut an wie bey Röschen, deren Nervenbau auf dem Dorfe mehr Feſtigkeit erlanget hatte, und die noch nicht wußte, daß die Decenz zuweilen eine Ohnmacht erfodre. Sie, ihres Theils, glaubte es dem Prinzen auf ſein Wort, daß er noch lebendig ſey, und an einem leichten Hiebe über den Arm nicht ſterben werde, überließ ſich dem frohen Gefühl ihn wieder zu ſehen, und half ihm treulich ſeine Mutter und die andern ohnmächtigen Damen mit halb vergeudetem Eau de Luce anfeuchten. Die Königinn, als ſie ſich wieder erhohlet hatte, beſtand darauf, den Prinzen in ihrer Gegenwart verbinden zu laſſen, und glaubte es endlich dem Leibchirurgus, daß längſtens binnen vierzehn Tagen alles in integrum reſtituiret ſeyn werde. Unterdeſſen erzählte der Prinz, daß er von drey Buſchkleppern überfallen ſey, u. ſ. w., ohne ſich merken zu laſſen, daß er die Leute vormals irgendwo geſehen zu haben glaube. Jedem war es ein Räthſel, wer eine ſolche Frevelthat gegen den leutſeligſten und menſchenfreundlichſten Herrn angezettelt haben könne, und die Königinn fertigte ſtracks einen Kourier an ihren Gemal ab, der ſich auf einem ſeiner Luſtſchlöſſer befand.

Während aber der Prinz ſich mit den Mördern herumſchlug, und in der gräulichen Mitternachtsſtunde dem Hexenfeſte mit Schaudern beywohnte, ſchwebte der König in Freud' und Wonne, und hatte wohl Urſache dazu. Denn an eben dieſem Tage zeigte man ihm an, daß eine majeſtätiſche Dame um Gehör anſuche; der König, der auch dem Niedrigſten ſich nicht entzog, befahl ſie hereinzuführen, und ſie erſchien von zweenen Greiſen begleitet, deren einer dem Anſehen nach von Stande, der andre aber ein Bauer war, dem man durch die Ruſticität ſeines Aeußern hindurch den geſcheuten Kopf und das redliche Herz anſah. "Ew. Majeſtät ſehen in mir eine Königinn, ſprach die Dame, die nicht ruhen kann, bis ſie den Dank abgeſtattet hat, den ſie Ihnen und Ihrer königlichen Gemahlinn für ſo große Verbindlichkeiten ſchuldig iſt." — "Madame, erwiederte der erſtaunende Monarch, ich weiß nicht, daß die Königinn, oder ich, jemals das Glück gehabt hätten, Ew. Liebden einige Dienſte leiſten zu können, wohl aber, daß wir künftig unſere Zufriedenheit darinn ſuchen werden, Ihren Wünſchen zuvor zu eilen."

Das war kein Kompliment; denn der gekrönte Biedermann war zu ehrlich zu Komplimenten. Die Majeſtät, die Schönheit, und die unausſprechliche Grazie der Dame, hatten ihn in der That frappirt. Er fand Züge in ihrem ſchönen Geſichte, die ihm nicht fremd waren, und doch erinnerte er ſich durchaus nicht, dieſe Dame jemals geſehen zu haben; er fühlte ſich aber ſehr geneigt, ihr alle mögliche Dienſte zu leiſten.

"In der That, Sire, verſetzte ſie, ich bin lebenslang Ew. Majeſtät Schuldnerinn! Zwar habe ich nicht für meine eigne Perſon zu danken, die Ihnen gewiß völlig unbekannt iſt: — aber Sie überhäuften meine einzige theuere Tochter, die Prinzeſſinn Roſalie, mit ſo vieler Gnade . . . ."

Der König unterbrach ſie mit einem Ausruf der Verwunderung, und hatte Mühe zu glauben, daß dieſe reizende Schönheit, die kaum zwanzig Jährchen zu haben ſchien, obwohl ſie würklich über die dreyßig hinaus war, die Mutter der ſchönen Spinnerinn ſeyn könnte. Der alte Herr äußerte aber ſeine Zweifel mit ſo vieler Galanterie und Politeſſe, daß die Königinn ihm nothwendig dafür verbunden ſeyn mußte, und ſich anheiſchig machte, ihm zu ſeiner Ueberführung ihre Geſchichte zu erzählen.

"Ich bin, ſagte ſie, die vormals ſo unglückliche Königinn Roſalinde, Wittwe König Hildeberts, deſſen traurige Schickſale Aufſehens genug gemacht haben. Man gab mir den Namen wegen einer Roſe, die ich am Arme habe. Alle Abkömmlinge meines Hauſes bringen dieſes Maal mit auf die Welt." Indem ſie dieſes ſagte, ſtreifte ſie den Ermel hinauf, und zeigte dem Könige etwas über dem Ellenbogen des ſchönſten Arms, den Abdruck einer Roſe, wie kein Maler ſie natürlicher darſtellen kann, und fuhr ſodann fort:

"Sie erlaſſen mir, Sire, unfehlbar die Geſchichte des Aufſtandes, welchen der grauſame Walderich wider meinen Gemal erregte, als eine weltbekannte Sache, und geſtatten mir, mich auf die Umſtände einzuſchränken, die bisher vom tiefſten Geheimniß bedecket waren. — Nachdem Walderich ſeinen König beſiegt und erſchlagen hatte, gieng ſeine Hauptſorge dahin, ſich im Beſitz des uſurpirten Thrones zu befeſtigen. Er ſperrete mich in ein düſteres Gefängniß, und weil ich in der nahen Erwartung ſtand, Mutter zu werden: ſo beſchloß er, wenn ich von einem Sohne entbunden würde, ihn zu ermorden; wäre es aber eine Tochter, ſie ſorgfältig zu erziehen, um ſie dereinſt mit ſeinem älteſten Sohne, der damals etwa von fünf Jahren ſeyn mogte, zu vermählen, um dadurch ſeinen Nachkommen die Thronfolge zu ſichern. Der treue und brave Ritter, den Sie hier ſehen, war mir ſtets ergeben, obgleich er ſich, um mir deſto beſſer zu dienen, für den wärmſten Anhänger des Tyrannen gab, und ſich deſſen Vertrauen ſo zu erwerben wußte, daß derſelbe ihn zum Oberſten ſeiner Leibgarde ernannte, und ihn in den geheimſten Sachen zu Rathe zog. Er war der einzige, dem ſein Poſten den Zutritt zu mir zuweilen möglich machte, und von ihm erhielt ich auch die Nachricht von Walderichs ſchwarzen Abſichten mit meinem noch ungebohrnen Kinde. Mutter werden, um meinen Sohn erwürgen zu ſehen! — Mutter werden, damit meine Tochter dem Sohne des Böſewichts, der ihren Vater mordete, in die Arme wachſe und ihm die Thronfolge ſichere! — Bey jedem dieſer Gedanken erſtarrte mein Blut in den Adern. Der Ritter tröſtete mich, und zeigte mir eine Möglichkeit, mein Kind, von welchem Geſchlechte es ſeyn würde, dem Tyrannen entziehen zu können; dieſe gründete er auf die Abweſenheit Walderichs, der ſich zu einer Reiſe in die Provinzen anſchickte, um allenthalben in Perſon die Huldigung anzunehmen, und ihn bereits zum Gouverneur der Reſidenz, während ſeiner Abweſenheit, ernannt hatte. Der Anſchlag gelang. Ich wurde glücklich von einer Tochter entbunden, die ich, wegen des Roſenmaals oberhalb des rechten Ellenbogens, Roſalie nannte. Die erſte Sorge meiner Kammerfrau war, dem Kinde ein gelindes Schlafmittel zu geben, damit es nicht ſchreyen mögte; der Ritter ſelbſt trug es in einem verdeckten Körbchen zu meiner Thür hinaus, gab es drauſſen einem Garde du Corps von meiner Wache, und ließ es von demſelben vor ſich her, unter einer ſtarken Bedeckung, nach ſeiner Wohnung tragen. Noch in Gegenwart dieſer Bedeckung gab er Befehl zu einem prächtigen Sarge. Es hielt nicht ſchwer, ſich in einer ſo volkreichen Stadt ein todtes Kind zu verſchaffen; zum Glück war es ein Knabe. Der Ritter ſtach demſelben eine lange Nadel ins Herz, und ſo wurde es, nachdem er den Leichenweibern, über die gewaltſame Todesart des Kindes, das tiefſte Schweigen geboten, für todtgebohren ausgegeben, in den Sarg gelegt, und mit großem Pomp begraben. Unterdeſſen wurde Roſalie einer Amme auf dem Lande vertrauet, als wäre ſie die Frucht einer heimlichen Ehe.

Die Königinn bat hierauf um Erlaubniß, daß der Ritter ihre Geſchichte fortſetzen mögte, und hier iſt ein kurzer Auszug ſeiner ſehr umſtändlichen Erzählung:

Der Tyrann war voller Freuden, als der Ritter ihm meldete, daß die Königinn einen Prinzen auf dieſe Welt gebohren, den er ſtracks in jene befördert habe, und belohnte bey ſeiner Rückkunft ſeinen vermeyntlich lieben Getreuen mit Verſchwendung für einen ſo weſentlichen Dienſt. Dieſer aber war in ſteter Angſt, daß Roſalie entdeckt werden mögte, und ruhete nicht eher, bis er einen ſchicklichen Vorwand zu einer Reiſe aufgefunden, um in eigner Perſon ſeine Prinzeſſinn über die Gränze, in die Staaten des biedern Königs zu bringen. Die Fürſehung ſelbſt ſchien es zu fügen, daß er den andern Greis, der jetzt nebſt ihm die Königinn begleitete, und welcher niemand anders, als der vorgedachte Vater Still war, unter ſehr günſtigen Umſtänden kennen lernte. Dieſer Bauer war im Begriff mit ſeiner Tochter wieder heimzukehren, die er einer Frau auf einem Dorfe in ſeiner Nachbarſchaft zum Stillen hatte übergeben müſſen, weil die Seinige wegen eines Zufalls an der Bruſt bisher nicht ſtillen konnte. Jetzt war ſeine Frau geneſen, und wollte ſelbſt die mütterliche Pflicht erfüllen. Der Ritter erfuhr, daß man dieſem Manne den Beynamen Still, um ſeiner vorſichtigen Zurückhaltung und klugen Verſchwiegenheit willen, beygelegt habe, und ſchloß daraus, daß derſelbe ſeines Zutrauens würdig ſey. Durch große Geſchenke und noch größere Verſprechungen bewog er ihn, die beyden Kinder, die etwa ſieben Wochen alt waren, zu vertauſchen, ohne ſeiner Frau etwas davon zu offenbaren. Damit aber Vater Still von ſeinem leiblichen Kinde nicht ganz getrennet ſeyn mögte, ſo kaufte der Ritter für die Amme in einem andern Dorfe ein artiges Landweſen, von welchem ſie mit dem Kinde, welches für das ihrige galt, ſehr gemächlich leben konnte; und nachdem er ihm, nebſt einem beträchtlichen Koſtgelde und einigen aufzubewahrenden Kleinoden, ein koſtbares Armband eingehändiget, ſchärfte er ihm ein, keiner Nachfrage über Roſalien Rede zu ſtehen, wenn man ihm nicht ein vollſtändiges Verzeichniß dieſer Juwelen vorzeigte; und das Mädchen keinem Menſchen auszuliefern, der ihm nicht das andere Armband brächte. Freudig kehrte er nun zurück, denn ſein Geheimniß war geſichert. Dem Bauern hatte er Röschens Abkunft nicht vertrauet, und die Amme wußte nicht einmal, wer der Ritter ſey. Sie war eine arme Soldatenwittwe, deren Mann den Pflug verließ und in dem letzten Treffen mit ſeinem Könige fiel, und dankte herzlich dem lieben Gott, daß ihre Dürftigkeit in Wohlſtand verwandelt wurde. Man hatte ihr Roſalien als ein in heimlicher Ehe, von vornehmen Eltern, erzeugtes Kind übergeben, und verſprochen, ihr Glück zu machen, wenn ſie ſich anderwärts niederlaſſen, und ſchweigen wollte. Das hatte ſie körperlich beſchworen, und ſo allgemein war die Sit-

ten

Sittenverderbniß noch nicht, daß ein armes Bauerweib ſchon mit Eiden geſpielet hätte.

Die Königinn ſaß indeſſen immer gefangen, und obgleich jeder rechtſchaffne Mann den Tyrannen haßte, ſo ſchienen die Zeiten doch nicht günſtig, etwas zu unternehmen. Alles, was man thun konnte, war, das Feuer unter der Aſche zu nähren, und die Partey der Mißvergnügten zu ſtärken. — Der Ritter erzählte ſodann mit groſſer Ausführlichkeit, wie er ſechzehn Jahre hindurch allmählich die jetzige Revolution vorbereitet, und bey völliger Reife der Umſtände zum Ausbruch gebracht, ſich an die Spitze der redlichen Partey geſtellet, die Königinn befreyet, und den unrechtmäßigen Beſitzer des Thrones, nach einigen blutigen Schlachten, zum Lande hinausgejaget habe. Gleich nach dem erſten glücklichen Treffen habe er, um ſelbſt der Tapferkeit noch einen ſchärfern Sporn zu geben, unter der Hand ausſtreuen laſſen, daß eine Tochter des noch immer geliebten Hildeberts, mithin eine rechtmäßige Thronerbinn, am Leben ſey. Wie er geſehen, daß dieſes Gerücht hin und wieder Glauben gefunden, und daß dadurch der Eifer derer von ſeiner Parthey, die bisher wohl wußten, wider wen, aber nicht für wen ſie fochten, mächtig erhöhet wurde: ſo habe er die Sage öffentlich unterſtützt, und für rathſam erachtet, Roſaliens

Pflegevater zu ſich zu berufen. Unglücklicher Weiſe aber ſey derſelbe vom Feinde in einer Grenzveſtung angehalten, und zum Dienſt unter der Beſatzung gezwungen worden, ſo daß der Ritter ihn erſt, nach völlig geſäuberten Lande, entdeckt, aber auch zugleich als Zeugen aufgeſtellt habe, daß Roſalie noch lebe. Das Volk habe die Poſt mit Jubel aufgenommen, und Roſalindens Ungeduld, ihre Tochter zu umarmen, ſey ſo groß geweſen, daß ſie perſönlich abgereiſet ſey, um dieſer Wonne einige Tage früher zu genießen. In Röschens Dorfe hätten ſie erfahren, daß ſie am Hofe lebe, und unter dem Namen der ſchönen Spinnerinn von beyden Majeſtäten mit Gnade und Ehre überhäuft werde; da ſie nun zugleich vernommen, daß der König auf dieſem Luſtſchloſſe ſey: ſo hätten ſie ſich eilig hieher begeben, um keinen Augenblick den Dank zu verſchieben, für alles, was die junge Königinn Roſalie Ihren Majeſtäten ſchuldig ſey. —

Der Ritter ſchloß hiemit ſeine lange Erzählung, in welcher er die ganze Geſchichte der Revolution, ſamt allen Schlachten und Belagerungen, ſo treulich entwickelte, daß der alte König Mühe hatte, ſich des Gähnens zu erwehren. Die ſchöne Wittwe wiederhohlte die innigſten Verſicherungen ihrer Dankbarkeit, und bedauerte, daß ſie wider ihre Erwarſeng nicht zugleich der Königinn ihre Verbindlichkeit bekennen könne. — Der König verſtand ſie, und verſicherte, daß er ſie morgendes Tages zu ihrer Tochter und ſeiner Gemalinn begleiten würde; er entſchuldigte ſich ſodann wegen der unſchicklichen Fehler gegen Röschen, welche aus der Unbekanntſchaft mit ihrem Stande entſprungen wären, ſagte ihr noch viel Höfliches, und gab Befehl, daß morgen mit dem früheſten alles zu ſeiner Abfahrt bereit ſey. Er bewirthete ſeine Gäſte als König, und begleitete ſie am folgenden Tage nach ſeiner Hauptſtadt, in welcher Röschen dieſe Nacht hindurch mehr als Todesangſt ausſtand.

Die Wunde ihres Geliebten war ihr geringſter Kummer, da der Wundarzt ſie für eine Kleinigkeit erklärte. Der fürchterliche Augenblick war vor der Thür, in welchem der Unbekannte ſein Stäbchen fodern würde! Nur noch ein einziger Tag, ſo mußte ſie ihren Eid erfüllen, und dem unerbittlichen Mahner folgen, — wohin? — ach immer fern von ihrer Königinn, von der ſie mit ſo vieler Güte, mit unzähligen Wohlthaten, mit Ehre, mit Rang, mit allem, was ihr Herz ſich wünſchte, überhäuft war! Fern von der liebenswürdigen Leonilde! Fern von der gütigen Dame Ehrentrude, die ihr ſo lieb, die ihr mehr als Mutter war! der ſie ſo viel zu danken hatte! Fern von einem Hofe, wo es ihr ſo wohl gieng! — und, was all ihr Blut in Eis verwandelte, fern, ewig, ewig fern von dem liebenswürdigſten unter allen Menſchen, dem ſie Ehre und Freyheit, vielleicht gar das Leben ſchuldig war; von dem Abgott ihrer liebenden Seele, dem edlen, dem tapfern, dem zärtlichen Belkomar! Das war mehr, als ſie ertragen konnte! O wie verwünſchte ſie den Leichtſinn, mit dem ſie einen Namen vergeſſen hatte, an welchem ihre ganze Glückſeligkeit hieng! Wie verwünſchte ſie die Flatterhaftigkeit ihrer Jugend, die ſie zum Herumſchlentern und Tändeln hinriß, wenn ſie ſich nützlich beſchäftigen ſollte, und in ihrer Mutter ihr eine Tyrannin zeigte, wenn dieſe ſie mit Ernſt zur Arbeit und zum Lernen anhielt! Wie verwünſchte ſie jene Arbeitsſcheue, nun ſie einſah, daß Fleiß und Uebung ſie endlich zur Fertigkeit, und Fertigkeit bald zur Kunſt würden geführet haben! — O, und die leidige Sucht gefallen zu wollen, und vom Flitterſtaat noch mehr zu betteln, als die Natur ihr ſchon ſo reichlich im ſergenen Mieder gab! — — Sie weinte, ſie weinte, daß man wohl ſagen konnte, ſie ſey in Thränen gebadet, und die Morgenröthe fand ſie in dem unausſprechlichſten Schmerze.

Noch war es nicht lange Tag, als eine Botſchaft, die ihr Befehl brachte, zu der Königinn in das Zimmer des Kronprinzen zu kommen, ihre martervollen Betrachtungen ſtöhrete. Da ſie die Nacht in ihren Kleidern auf dem Sopha durchweinet hatte, war ſie bald im Stande zu gehorchen. Ach, welche Nachrichten! rief ihr die Königinn entgegen. Denken ſie einmal, liebes Röschen! ich hatte ein Ungeheuer unter meinen Staatsbedienten! Dann erzählte ſie ihr, der entkommene Mörder habe ſich kümmerlich nach dem nächſten Dorfe geſchleppet, und als er von dem Wundarzte vernommen, daß ſeine Wunden ihm keine zwey Stunden mehr zu leben erlauben würden, habe er die Gerichte verlangt, und ausgeſagt, daß er von Grimhildis zu dem Verbrechen verleitet ſey, den Prinzen meuchelmörderiſch anzufallen. Kaum habe er dieſe Ausſage beſchworen gehabt, ſo ſey er verſchieden.

Die Königinn hatte noch die letzten Worte im Munde, als ein Hauptmann von der Leibwache, den ſie abgeſchicket hatte Grimhilden in Verhaft zu nehmen, mit der Nachricht hereintrat: er ſey zu ſpät gekommen. Grimhildis habe ſich bereits ſelbſt entleibet. — In der That hatte dieſe abſcheuliche Perſon ſtracks durch einen ihrer Spione erfahren, was bey Hofe vorgieng. Wüthend befahl ſie dem Boten und einigen ihrer Leute, augenblicklich die alte Radgride im Guten oder mit Gewalt zu ihr zu führen.

„Verfluchte, rief ſie ihr ſchäumend entgegen; hätteſt Du die Schwerdter vergiftet, ſtatt Deine armſeligen Beſchwörungen darüber zu ſprechen, ſo wäre wenigſtens meine Rache befriediget! Was hilft mirs nun, daß Du mich beredet haſt, mich in Deine hölliſchen Geheimniſſe einweihen zu laſſen? — Was hilft mirs nun, daß ich durch Dich an Seele und Leib verlohren bin! Aber ganz umſonſt will ich nicht verlohren ſeyn!“ Mit dieſen Worten ſtieß ſie einen Dolch vier oder fünfmal ihr in die Bruſt, und darauf ſich ſelbſt, ehe die über den gräßlichen Auftritt erſtaunenden Bedienten es hindern konnten, ins Herz. In dieſem Augenblicke trat der Hauptmann in das Zimmer. Er ſah ſie noch ſinken, und konnte nun nichts weiter thun, als die Anweſenden gefangen nehmen laſſen.

Roſalien ſtanden die Haare zu Berge, wie ſie dieſe Abſcheulichkeiten vernahm, und der Prinz begriff nun mehr als zu deutlich, wer die fußfällige Schöne in der teufliſchen Verſammlung geweſen ſey. Die Königinn befahl, die Verhafteten in das ſicherſte Gefängniß zu bringen, und gieng hin ſich ankleiden zu laſſen; um aber ihrem Sohne ſowohl die Unruhe über dieſe gräßlichen Vorfälle zu vertreiben, als auch den Schmerz ſeiner Wunde zu erleichtern, ließ ſie

Röschen und Leoniden bey ihm, — nebſt der Dame Ehrentrude, verſteht ſich.

Roſalie war ſo beklemmt, daß ſie den Mund nicht zu öffnen vermogte, und der Prinz war in das tiefſte Nachdenken verlohren, nicht über die Schickſale der abgewichnen Nacht, ſondern über den unergründlichen Harm ſeiner Geliebten. Vergebens nahm Leonide ſeine Laute, und ſang mit ſüßer Stimme ein ſchmelzendes Lied: die beyden Liebenden hörten nicht darauf, und Frau Ehrentraut ſtand am Fenſter, und dachte einem ſonderbaren Traume nach, den ſie heinte gehabt hatte. Als Leonide ſah, daß niemand ihr für ihren guten Willen Dank wußte, trat ſie ebenfalls ans Fenſter, und ſah den Schwänen zu, die ſich im Schloßgarten zu ihrem Morgenfutter verſammelten. Der Prinz ließ dieſe Gelegenheit nicht entſchlüpfen: "Um Gottes Willen, liebſtes Röschen, woher kömmt die tödtliche Bekümmerniß, in der ich Sie ſehe?" — "Wie, mein Prinz! erwiederte Roſalie: Sie liegen da verwundet vor mir; Sie ſind in der ſchrecklichſten Lebensgefahr geweſen, und Sie können fragen, was mich bekümmert?" — "Aber, dieſe Gefahren, ſprach er, ſind überſtanden! Ach, Mädchen, Sie täuſchen mich nicht. Ihr Kummer iſt älter als meine Gefahr, und als dieſe unbedeutende Wunde! Sollte Roſalie Geheimniſſe vor mir haben?— Geheimniſſe vor mir, wenn ſie mich liebt?——

"Bey Gott, Prinz, ich liebe Sie! Vermehren Sie meine gerechte Unruhe nicht durch Ihre Zweifel."

"Sie lieben mich!— Gut; ich will Ihnen ein Beyſpiel der Offenherzigkeit geben. Ich will Ihnen Geheimniſſe vertrauen, die nie wieder über meine Lippen kommen werden?—

Nun erzählte er ihr ſeine Abentheuer von dem zauberiſchen Gezelte und dem ſchönen Knaben mit dem Lilienſtengel; darauf kam er zum Beweiſe, daß die Kraft ſeines Ringes bewährt ſey, auf die Abentheuer der letzten Nacht; er beſchrieb ihr die Hexenverſammlung, und wiederholte ihr ſogar das Liedchen, welches der Dämon zu ſeinem Tanze ſang. Als er in dieſen Verſen den Namen **Göbhard** ausſprach, ſtieß Röschen einen ſo lauten Schrey aus, daß der Prinz zuſammenfuhr und die beyden Damen am Fenſter die Köpfe herumdreheten. Jener faßte ſich aber gleich, als er die Augen ſeines Röschens vor Freude funkeln ſah, und den Ausruf hörte: "Gott ſey Dank für ſeine unendliche Güte gegen mich!" Er drang in ſie, ihm dieſen Ausbruch der Freude zu erläutern, und als die Damen, die wohl merkten, daß man ihrer nicht begehre, wieder nach den Schwänen ſahen, erzählte ſie ihm erröthend das ganze Geſchichtchen mit dem Stabe, ſo kurz ſichs erzählen ließ. Sie konnte ſich von ihrem Entſetzen kaum erhohlen, als ſie hörte, daß der Stabchenverleiher, dem ſie geſchworen hatte zu folgen, wohin er ſie führen würde, ein Teufel ſey; denn ſo gefährlich hatte ſie ſich ihr Loos nie vorgeſtellt, obwohl ſie immer gedacht hatte, daß es mit ihrem Stäbchen wohl nicht ſo ganz mit rechten Dingen zugehen könne. Der Prinz überlegte freylich, daß Röschen ein junges Mädel ſey, der man ihren Mangel an Erfahrung und Mißtrauen zu Gute kommen laſſen müſſe: aber er las ihr doch den Leviten ein wenig, daß ſie ſich ſo leichtſinnig in ein ſolches Bündniß mit einem Unbekannten eingelaſſen hatte. Indeſſen war er froh, ſie durch ſein glückliches Gedächtniß aus der fürchterlichſten Gefahr geriſſen zu haben; und damit der fatale Name ihr nicht von neuem entſchlüpfen müßte, ſchrieb er ihn in ſeine Schreibtafel, und gab ihr dieſelbe. Röschen, einmal gewitzigt, trieb die Vorſicht jetzt ſo weit ſie konnte, und weil es immer möglich war, daß ſie die Schreibtafel hätte verlieren können: ſo kritzelte ſie den Namen mit einer Stecknadel in den Nagel ihres Daumens. Uebrigens konnte ſie nicht Worte genug finden, ihrem Erretter ſo herzlich zu danken, als ſie es wünſchte.

Der Kammerherr des Prinzen kam jetzt herein, die beyden Damen waren es müde, die Schwäne mit geſpannetem Fittig ſegeln zu ſehen, und die Unterhaltung ward allgemein. Man ſcherzte und lachte den Mittag herbey, und nie hatte man den Prinzen ſo fröhlich geſehen; ein munterer Einfall jagte den andern, und ſeine Heiterkeit ſchien anſteckend. Aber dieſe heitere Stimmung ſollte noch erhöhet werden. Der geheime Kämmerier des Prinzen brachte Roſalien die Nachricht, daß ein alter feiner Mann ſie zu ſprechen wünſche. Sie ſtand auf; aber der Prinz, dem alles bedenklich war, was ſeine Göttinn angieng, befahl, ihn hereinkommen zu laſſen. Er kam, und Röschen hatte kaum einen Blick auf ihn geworfen, ſo lief ſie dem Greiſe mit ausgebreiteten Armen entgegen: Mein Vater! o mein lieber, lieber Vater! war alles, was ſie ſagen konnte, indeß ſie ihn feſt an ihr Herz drückte. Dame Ehrentraut zupfte ſie lind am Ermel: Liebe Roſalie, Sie bedenken nicht wo Sie ſind! — Aber Röschen dachte jetzt wenig daran, daß es Oerter giebt, wo ſichs für eine Tochter nicht ſchicken ſoll, Tochter zu ſeyn; ſie ließ ihre Hofmeiſterinn zupfen und flüſtern, und hieng am Halſe des Greiſes, dem in ſprachloſer Freude die hellen Thränen über die Wangen träufelten.

Endlich als der erſte Freudenrauſch ſich legte, ſah ſie das Regelwidrige ihres Betragens ein, und bat die Königliche Hoheit tauſendmal um Verzeihung! Ach, mein Prinz, ſetzte ſie etwas naiv hinzu: an meiner Stelle würden Ew. Hoheit ſich nicht anders genommen haben! Ich glaubte ihn todt, und ſo unverhofft wird er mir wieder gegeben! Er iſt nur ein Bauer, gnädigſter Herr! aber er iſt ein ſo guter, ſo guter Mann, ſo voll Rechtſchaffenheit, ſo voll Ehre, und ſo ein lieber, lieber Vater, daß ich mich freue, ſeine Tochter zu ſeyn! Sein Herz erſetzt tauſendfältig, was das Glück ihm verſagte. — O erlauben Sie mir, mein Prinz, daß ich mich nach meiner Mutter erkundige! Sie iſt hart mit mir umgegangen, aber ich liebe ſie doch!

Madame, ſprach der ehrwürdige Alte, es iſt Zeit Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen. Sie ſind — nicht meine Tochter.

Ich bin wohl recht unglücklich! fiel Röschen ihm ins Wort. Wie, lieber Vater? wollt Ihr zum erſtenmal in Euerem Leben die Rechtſchaffenheit und Ehre verleugnen, die Euch immer ſo heilig war? — und das in dem Augenblicke, wo ich ſie dem Prinzen ſo wahr ſchilderte? —

Ich verleugne ſie nicht, verſetzte er mit Würde, und wenn Ew. Majeſtät nur geruhen wollen, einige wenige Augenblicke ihr Urtheil zu verſchieben, ſo wird eine Dame, die jetzt bey der Königinn iſt, Ihnen beſſer und vielleicht glaubwürdiger als ich, ſagen, daß Sie die Tochter eines großen Königs, und unumſchränkte Beherrſcherinn eines mächtigen Reiches ſind. Ich freue mich, der erſte zu ſeyn, der Ew. Majeſtät in dieſer Würde begrüßt.

Roſalia war wie aus den Wolken gefallen, und ehe ſie noch den Gebrauch der Zunge wieder fand, führten der biedre Monarch und ſeine Gemahlinn ſchon die verwittwete Königinn herein, die nun ihrerſeits erſtaunte, ihre Tochter ſo wunderwürdig ſchön zu finden. Die Erkennungsſcene und das Gratulationsweſen waren nicht ein Haar anders, wie man ſie in zehntauſend eben ſo wahrhaftigen Geſchichten ſchon zur Gnüge finden kann: alſo kein Wort darüber. So auch nichts von der Freude Roſaliens, ihrem Geliebten eine Krone zum Mahlſchatz zubringen zu können, noch von allen den übrigen Freuden. Wie das alles vorbey war, und alle Welt ſich an der natürlichen Roſe auf Roſaliens Arm ſatt geſehen hatte, zog Vater Still die Juwelen hervor, welche ihm der Ritter vormals eingehändiget hatte, und überreichte ſie der jungen Königinn, deren Mutter das andere Armband hinzufügte. Roſalie ſah nun wohl, daß ihr Pflegevater recht gut wußte, was er that, als er einem wohlhabenden Hüfnersſohne nach dem andern, ihre Hand verſagte; [illegible], wäre ſie auch ewig unerkannt geblieben, ſo war ſie mit dem geringſten dieſer Kleinode doch reicher, als alle die Freier zuſammengenommen. Sie verſicherte den wackeren Greis, daß es ihr erſtes Regierungsgeſchäfte ſeyn würde, ihn für alles, was ſie ihm ſchuldig ſey, ihre Dankbarkeit zu beweiſen, und die Urkunden verſichern, daß ſie überſchwenglich ihr Wort erfüllet habe. Uebrigens hielt der König die friſchen Fiſche für die beſten, und warb zur Stelle für ſeinen Sohn um Roſaliens Hand, ehe ſich andere Bewerber einfinden konnten. Hildeberts ſchöne Wittwe empfand, daß ſich unmöglich ein vortheilhafteres Bündniß knüpfen ließe, und überdem hatte ſie die Augen der beyden Liebenden hinlänglich beobachtet. Sie antwortete dem Könige ſehr graziös: Sie ſey nicht gewilligt, in die Rechte ſeiner Gemahlinn zu greifen, welcher allein es zukomme, das Schickſal ihrer Spinnerinnen zu beſtimmen. Damit war nun alles richtig, und damit ganz nichts unentſchieden bliebe, wurde der Tag zur Vermählung beſtimmet.

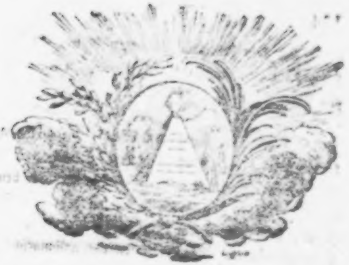
Am folgenden Tage, bald nach der Mittagstafel, als jedermann ſich in ſein Zimmer begeben hatte, meldete man Roſalien, daß ein ſchwarzgekleideter Herr, von düſterem Geſicht, nach der ſchönen Spinnerinn frage. Sie befahl ihn herein zu führen, und erkannte beym erſten Blick den Urian. Er näherte ſich ihr mit der Mine des Hogarthiſchen Teufels, der dem Apoſtel Paul heimlich das Schemelbein unter dem Leibe abſäget, und ein eiskalter Schauder überlief ſie beym Anblick des gefährlichen Gaſtes, nun ſie deſſen Natur kannte. Der ſaubere Geſell ſchien ſich hämiſch an ihrer Unruhe zu weiden, während ſie mit Zittern aufſtand, den Zauberſtab aus einem wohlverwahrten Schreine zu langen. Aber, als das Mädel ihm ſagte: "Hier, Göbhard, iſt Ihr Stäbchen!" da ſchnitt er ein ſo jämmerliches Geſicht, wie ſein muthmaßlicher Deſcendent, der Bamberger Tobias, wenn der Carlsruher Chriſtel, oder ein anderer Schnapphahn ihm eine Gelegenheit, ſich an einem Manne von Genie zu verſündigen, unter den gierigen Krallen weg ſtibitzt. Er nahm den Zauberſtab und verſchwand ſo ſtandesmäßig, daß viel Räucherpulver und Zugluft erfoderlich war, ſeine Spur zu vertilgen.

Roſalie lebte und regierte ſehr glücklich mit ihrem Gemale; ſie erhob ihren Pflegevater zu hohen Würden, und ſchenkte ihrem Milchbruder, der zu nichts, als zum Bauer taugte, ein ſtattliches, mit Ochſen weiden und Holländereyen wohlverſehenes Rittergut; ſie vermälte ihre liebe Leonide mit dem Kammerherrn, und belohnte jeden, den ſie nur einen Schatten von Verbindlichkeit hatte, mit fürſtlicher Großmuth. Den kleinſeeligten Neidhämmeln vergab ſie; von ihren Unterthanen wurde ſie angebetet; jedermann liebte und bewunderte ſie; nur ihre mürrige Pflegemutter ſagte oft zu ihrem Manne: Alles in der Welt kann ich begreifen, nur das nicht, wie unſe Röſe ſich durch ihre Spinnerey einen weißen Fuß bey der Königinn machen konnte? Denn, ſoll mirs Gott zeugen! ſie war wohl die faulſte und ungeſchickteſte Strühne, die mein Tage auf zwey Beinen gegangen iſt.

* * *

VI.

Univ. Bibl.
München



VI.

In Oeſtreich, zu Wien, lebte vormals ein Graf, der viele Ahnen hatte, und Geld wie Heu, und einen meſſingenen, ſchön vergoldeten Schlüſſel an der Hüfte, nebſt einem Stempel auf der Bruſt, und viele liegende Gründe und Schlöſſer, überdem auch das einzige, **einem jeden** einleuchtende Dokument der Vornehmigkeit; einen groſſen Haufen Tagediebe von Sekretären, Läufern, Kammerdienern, Jägern, Lakeien, Vorreitern, Köchen und Küchenjungen, u. ſ. w., die alle von Silber ſtarreten. Eins gieng ihm dermalen noch ab: der Bart; indeſſen war kein Zweifel, daß der nicht mit der Zeit ſchon kommen, und den Weisheitszahn mitbringen würde.

Der Graf erkannte den Werth ſeiner Ahnen, ſeines Schlüſſels, ſeines Stempels, ſeines Goldes, ſeiner Ritterſitze und ſeines Troſſes; aber an dem allen gnügte ihm nicht. Er beſaß Ehrſucht für Zehne, und brannte vor Ungeduld, in einem hohen Amte zu glänzen. Staatsminiſter oder Feldmarſchall, das galt ihm vor der Hand gleich, denn er war jung genug mit ſeinen zwey und zwanzig Jahren, um an ſeiner Kraft und Talent zu Allem im mindeſten nicht zu zweifeln. Andre Leute aber mußten die Sache wohl nicht für ſo dringend anſehen, denn ſie ließen ihn dreißig Jahr alt werden, und noch war er nicht Feldmarſchall, noch Staatsminiſter. Doch hatte er dem letzteren bereits einen merklichen Schritt entgegen gethan, denn er war ſchon Präſident in einem anſehnlichen Departement; aber in ſeinen Augen war das nichts, ſo lange es noch jemand über ihm gab. Sein Ehrgeiz ward mit jedem Tage glühender, und er ſtrengte alle erlaubten Kräfte unabläßig an, um ſich durch einen raſchen Sprung in eins der beyden erſten von den vier oberſten Hofämtern zu ſchwingen, da ihm der Schneckengang allmählicher Beförderung viel zu ſäumig war. Ausſichten waren vorhanden, denn der Obriſthofmeiſter war ein ſteinalter Herr, und der Obriſtkämmerer, zu deſſen Stabe er als Kammerherr gehörte, war wohl nur in den funfzigen, hatte aber vormals ſo viel gelebt, daß er jetzt immer in den Umſtänden war, von einem Tage auf dem andern, mit Freund Hein kapituliren zu müſſen. Einer oder beyde waren ihm alſo wahrſcheinlich nicht lange mehr im Wege. Und um die ſonſtigen Schwürigkeiten, die wie Gebirge vor ihm lagen, zu überſteigen, ſollte ihm eine Gattinn zur Scala dienen. Die junge Comteſſe Leonore war weder reich, noch ſchön, noch liebenswürdig; aber gewiſſe, dem Grafen kund gewordene Connexionen gaben es in ihres Gemals Gewalt, ſein Glück zu machen, wie er ſelbſt es wollte. Auf dieſe richtete er ſein Auge, warb um ſie, überwog ſeine Mitwerber an Reichthum, erhielt ihre Hand, und ſchwang ſich empor.

Der Graf war zwar unermeßlich reich, aber von einem großen Theile ſeiner Glücksgüter hatte er nur den lebenswierigen Niesbrauch; nach ſeinem Ableben ſollten ſie ſeinem erſtgebohrnen Kinde zufallen; ſtürbe er aber kinderlos, ſo ſollten ſie auf einen Seitenverwandten kommen. Für Leonoren war es alſo ein ſehr wichtiger Umſtand, je eher je lieber das Eija Polleija in ihrem Hauſe zu hören, denn die Geſundheit des Grafen war nicht die ſtärkſte, und wenn er ohne Leibeserben der argen Welt Valet gab, ſo blieb ſie, nach ihrem Range zu rechnen, in weniger als mittelmäßigen Glücksumſtänden zurück. Gleichwohl vergieng ein volles Jahr ohne die geringſte Anwartſchaft zur Fruchtbarkeit, und ihre Beſorgniß hierüber war nicht gering, denn nichts auf der Welt gieng ihr über Reichthum. Endlich konnte ſie ihren Kummer nicht länger allein tragen; ſie ſchüttete ihn in den Schooß einer jungen verwitweten Baronne aus, mit der ſie, der Verſchiedenheit des Charakters ungeachtet, in der genaueſten Freundſchaft lebte, und die zugleich ſehr hoch in der Achtung des Grafen ſtand. Emilie fand die Sorgen der Gräfinn ſehr gegründet, und weil ſie dem Prolifikationsweſen ihrer Freundinn durch Rath und That nicht förderlich zu ſeyn wußte, auch an irgend ein Pulvis prolificus ſo wenig glaubte als an Baron Hirſchen's Luftſalz oder an den Doktor Anton Heins und ſein Elixirium Naturæ completum, ſonſt aber doch offnes Kopfes war: ſo rieth ſie ihr zu einem freylich etwas gewagten Schelmenſtücke, erbot ſich aber für den guten Erfolg zu bürgen. Ihre Lage iſt ſehr mißlich, ſagte ſie, woferne der Graf vor Ihnen aus der Welt geht. Ueberreden Sie die Welt, daß Sie ſeit etlichen Wochen in einer gewiſſen Hoffnung leben, und für das übrige laſſen Sie mich ſorgen.

Aber Emilie! ....

Aber Gräfinn! Ich finde Sie luſtig mit Ihren Bedenklichkeiten. Seyn Sie nur ſchwanger; ich ſtehe Ihnen für eine verſchwiegene Wehemutter, und ſchaffe Ihnen zu rechter Zeit ſo viel Kinder als Sie Luſt haben zur Welt zu bringen. Sie ſpielen in einem prächtigen Bette die Rolle der Wöchnerinn, und erſparen ſich die Wehen. Wohlfeileren Kaufes kann man nicht Mutter werden! — Friſch, Liebe! Sie haben Herzweh, Uebelkeiten, Zahnſchmerz, — was weiß ichs? Nach einiger Zeit kömmt Sodbrennen, Mangel an Athem und ſo weiter. Ein bischen Grimaſſe verdirbt nichts; zum Exempel: Sie können kein Brod riechen, dejeuniren mit geſalzenem Hering, ſteuren auf Dinge, die für kein Geld herbeyzuſchaffen ſind, auf Schellfiſche im Auguſt, auf einen Märzhaſen im Januar, und machen Gemal und Domeſtiken das Leben ſauer. Das iſt nicht ſchwer. Meine Partie iſt nicht ſo leicht, und nicht allerdings die ehrlichſte; aber was thut man nicht für eine Freundinn.

Leonoren war es mit dem Widerſtande kein rechter Ernſt. Der Eigennutz und die Beſorgniß Wittwe zu werden ſprachen zu laut, und am folgenden Morgen war ſie geſegnetes Leibes. Eine junge unerfahrne Frau iſt ſonſt kein Adam Rieſe, aber dieſesmal rechnete Emilie für Leonoren, und that ihr zu rechter Zeit kund, daß ſie binnen vier und zwanzig Stunden entbunden werden müſſe, ſandte ihr auch die Hebamme, hatte aber das Mißvergnügen, perſönlich dem Akte nicht beywohnen zu können, weil ſie Tags vorher von einem heftigen Fieber befallen war. Dennoch aber waren alle Anſtalten ſo gut getroffen, daß man des Nachts um drey Uhr den Herrn Grafen weckte, um ſeiner Excellenz zu einer neugebohrnen Comteſſe zu gratuliren. Beyde erlauchten Eltern hätten freylich wohl ſogern ein Söhnlein gehabt: indeſſen nahmen ſie fürlieb mit dem was da war, beſonders Leonore; denn das Geſchlecht des Kindes änderte nichts in der Erbfolge, weil in dem Teſtamente ausdrücklich ſtand: "Das erſtgebohrne Kind, "welches gedachter mein Neffe in rechtmäßiger Ehe "erzeugen wird."

Leonore bezahlte ihre Handlanger nach der Wichtigkeit des Dienſtes, und alles blieb in der tiefſten Verſchwiegenheit begraben. Sie befand ſich ſo wohl, daß ſie in der fünften Woche ſchon zur Kirche gehen konnte; aber die arme Emilie war ihr Fieber noch nicht los. Endlich wurde auch dieſe wieder hergeſtellet, und nun waren die beyden Damen vollends gar ein Herz und eine Seele.

So ſehr übrigens der Gräfinn an dieſem Kinde gelegen war, ſo herzlich war ihre Abneigung gegen daſſelbe, und nur ein ſo großes Intereſſe konnte ſie bewegen dieſen Widerwillen zu verbergen, und mit großer Sorgfalt über die Erziehung der kleinen Thereſe zu wachen. Der Graf hingegen, der, ſeine Ehrſucht abgerechnet, ein ſehr edler Mann war, freuete ſich des Eheſegens von Grund des Herzens; das kleine Mädel war ſein Augapfel; Stundenlang konnt' er's auf ſeinem Schoße hätſcheln, und ihres erſten Lächelns freuete ſein Herz ſich inniger, als vormals ſeine Ambition des erſten freundlichen Lächelns des Cäſar Auguſtus. Er haderte mit dem Schöpfer, daß die Sprachwerkzeuge ſich ſo langſam entwickelten, und ſtarb beynahe vor Ungeduld, daß das kleine Roſenmündchen, deſſen Weinen ihm ſogar melodiſch dünkte, den ſüßen Vaternamen noch nicht lallen wollte. Leonore bewunderte dieſe ſtündlich zunehmende Zärtlichkeit, und lachte oft gegen Emilien über die ſogenannte Stimme der Natur, mit der es, wie ſie aus dieſem Beyſpiele deducirte, auf klares baares Vorurtheil hinauslaufe. Emilie behauptete, aus dieſem Beyſpiele laſſe ſich ſo was nicht erhärten, ſondern bloß, daß allenfalls nicht jedes Wohlwollen Naturgefühl ſey; ja, ſie erbot ſich zu einer Wette, daß Thereſe bey keimender, und vollends bey reifer Vernunft, die Zärtlichkeit des Grafen in reichem Maaße erwiedern würde, denn, ſagte ſie, es giebt würklich ein ſympathetiſches Gefühl zwiſchen gewiſſen

Menſchen, von dem man weiter keinen Grund anzugeben kann.

Die Behauptungen der beyden Damen mögen einſtweilen auf ihrem eignen Werthe beruhen; es iſt eine kitzliche Sache, die Zwiſtigkeiten der Philoſophie im Unterrocke zu ſchlichten. Genug, drey Monate vergiengen über dieſem freundſchaftlichen Diſpüt. Und alles war übrigens ſtill und wohl. Aber im vierten verlohren ſich bey der Frau Gräfinn in der That gewiſſe Symptome, auf welche Dame Luna Einfluß haben ſoll, und andre, auf die ſie gewiß und wahrhaftig keinen hat, fanden ſich ein. Die Aeuglein wurden ein biſſel trübe, die Eßluſt war nicht wie gewöhnlich, es war einem früh Morgens ſo, man wußte nicht wie, der Magen ſchlug zu ſeiner Entfrachtung den verkehrten Weg ein, und dergleichen mehr. Die Aerzte erklärten alle dieſe Symptome auf die natürlichſte Art von der Welt: aber Leonore zweifelte immer noch, man weiß nicht ob an ſich, oder an dem Grafen. Endlich gab die Schnürbruſt den Ausſchlag, und gerade wie Thereſe ein Jahr alt war, vermehrte ſich die Familie durch einen Sohn, von dem Leonore im Ernſt entbunden wurde. Der Graf war vor Freuden außer ſich; aber ſo lieb ihm der kleine Leopold war, ſo blieb Thereſe dennoch ſein Herzblättchen. Die Gräfinn hingegen fühlte den

Wider=

Widerwillen gegen das arme Mädchen in eben dem Grade zunehmen, wie ihre ungemeßne Liebe zu ihrem Sohne wuchs. Sie bereute den unredlichen Streich, den ſie geſpielet hatte, und war in Verzweiflung, daß eine Fremde ihrem leiblichen Kinde das gröſte Theil ſeines Vermögens wegſchnappen ſollte. Hundertmal ſtand ſie auf dem Sprunge, dem Grafen rein aus zu beichten: aber Emilie wußte ihr die Folgen eines ſolchen Geſtändniſſes, unfehlbaren Haß des Grafen, unausbleibliche Eheſcheidung, Einſperrung in ein Kloſter, u. ſ. w. ſo fürchterlich vorzumalen, daß ſie ihr Bekenntniß wenigſtens immer von einer Zeit zur andern verſchob, in Hoffnung, daß ſich wohl einmal ein Zuſammenfluß günſtiger Umſtände ereignen könnte, der dieſen Schritt minder gefährlich für ſie machte.

Die beyden Kinder wuchſen indeſſen. Thereſa verſprach die entzückendſte Schönheit, und Leopold der vollkommenſte Kavalier zu werden; und der Graf ſparte weder Fleiß noch Koſten, beyden die edelſte Erziehung zu geben. Die Kinder liebten einander mit einem ſolchen Uebermaaß von Zärtlichkeit, daß der Vater ſein innigſtes Vergnügen, Leonore hingegen ihr blaues Wunder daran fand; während jener ſich über dieſe ſtarke Zuneigung, die er treuherzig der Kraft des Blutes zuſchrieb, den Kopf nicht immindeſten zerbrach, konnte dieſe über das, was ſie unbegreifliche Kraft des Vorurtheils nannte, nicht genug erſtaunen. Die Eintracht der beyden Kinder wuchs mit ihnen, und nichts von allem was ſonſt Geſchwiſter alle Augenblicke entzweyet, war jemals vermögend den Samen der Zwietracht unter ſie zu ſtreuen; ſie ſchienen nur für einander zu leben, und ihr einziges Glück in gegenſeitigen Gefälligkeiten zu finden. So wurde Thereſe ſechzehn, und Graf Leopold funfzehn Jahr alt, und da ſie ſich für leibliche Geſchwiſter hielten, ſo gieng ihre gegenſeitige Zuneigung, ſo groß ſie war, nicht über die Grenzen des Blutes hinaus.

Leonorens innere Unruhe nahm derweile unaufhörlich zu. Ihre Qual ward durch den Haß geſchärft, den ſie für Thereſen fühlte, und den ſie nicht ſo ganz verbergen konnte, daß dieſes liebenswürdige Kind ihn nicht empfunden hätte. Vergebens ſuchte dieſe durch verdoppelte Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht das Herz der Mutter zu erobern: Leonore konnte ihres Widerwillens nicht Meiſterinn werden, und ſah in dem lieblichſten Geſchöpfe nur die Vervortheilerinn ihres Sohnes. Gern würde ſie das Mädel etwa unter dem Schein einer Entführung auf die Seite geſchafft, und in ein entferntes Kloſter geſperret haben, daß weder Hund noch Hahn darüber gekrähet hätte, wie denn in katholiſchen Ländern dergleichen nicht eben ſchwer zu bewerkſtelligen iſt: aber Emilie wußte dieſen unmenſchlichen Einfall geſchwind zu hintertreiben. Sie gab ſich nicht lange damit ab, ihr die Verſündigung an der Menſchheit oder das Schwierige in ihrem Anſchlage vorzuhalten, ſondern ſie zeigte ihr mit zwey Worten: das heiße ein Verbrechen begehen um ſich die Frucht einer glücklichen Liſt zu rauben. Der Beweis war leicht geführet; ſie durfte Leonoren nur auf die dürren Worte des Teſtaments aufmerkſam machen, in welchem dem erſtgebohrnen Kinde nicht die Eltern noch das nächſtgebohrne, ſondern ausdrücklich und namentlich ein weitläuftiger Verwandter des Erblaſſers ſubſtituiret war. Die Gräfinn war alſo in der Nothwendigkeit, wenn ſie nicht der Erbfolge und zugleich dem Glanze entſagen wollte, entweder zu beichten, oder aber ihren Haß zu verbeißen, und Thereſens wie ihres eigenen Augapfels zu warten. Emilie rieth ihr unerſchütterlich zu dem letzteren.

So ſtanden die Sachen, als Leonore plötzlich von einer ſchweren Krankheit befallen wurde, die ſo gewaltſam Ueberhand nahm, daß ihr die Aerzte den Staab brachen, und die Prieſter die Sakramente gaben. In dieſen Umſtänden fürchtete ſie weder den Zorn ihres Gemahls noch deſſen Folgen, und offenbarte ihm das Geheimniß, welches ihr ſeit funfzehn Jahren faſt das Herz abdrückte. Der Graf war wie vom Donner gerührt. Geliebt hatte er Leonoren nicht einmal vor der Hochzeit; erſt nachdem ſie ihm Erben gegeben hatte, ward ſie ihm als Mutter ſeiner Kinder achtungswürdig: aber in dieſem Augenblicke empörte ſich ſein Innerſtes, und er fühlte ſich von Abſcheu und Verachtung durchdrungen. Gleichwohl, da er ihre bittre Reue ſah, und erwog, daß ſie nur wenige Minuten noch zu leben habe, verbarg er ſeine Gefühle, und drang nur in ſie, ihm alle Umſtände dieſes Betruges zu entwickeln. Auch verſchwieg ſie ihm nichts, außer dem Antheile, den ihre Freundinn Emilie an dieſer Geſchichte hatte, und ſchob alles auf die Hebamme, welche hier nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden konnte, weil ſie längſt hingegangen war dem Richter aller Richter Rede zu ſtehen. Mit dieſer gab ſie vor, die ganze Sache gekartet, und durch ſie das untergeſchobne Kind erhalten zu haben, deſſen wahre Abkunft ſie nicht wiſſe.

Der Graf verſäumte keinen Augenblick, dieſe Ausſage der Sterbenden in Gegenwart behöriger Perſonen wiederhohlen zu laſſen, und erklärte ſodann öffentlich, daß Thereſe nicht ſeine Tochter ſey. In ſeinem Herzen gieng indeſſen eine kleine Aenderung vor, aber nicht von der Art, wie leider! viele

Leſer vermuthen mögten. Er hatte bisher Thereſen als ſein liebſtes Kind geliebet; jetzt, da ſie nicht von dem Weibe gebohren war, welches er nunmehro herzlich verachtete, ward ſie ihm unendlich theurer, denn ſie ward ihm hochachtungswürdiger. Was für Blut in ihren Adern fließen mogte, ſo war es doch nicht Leonorens verächtliches Blut. Er ließ die beyden Kinder vor ſich kommen. "Mein Sohn, ſprach er: Thereſe iſt nicht mein Kind noch Deine Schweſter! Liebe Thereſe, ich bin ſo unglücklich; Dein Vater nicht zu ſeyn! aber hier haſt Du meine Hand, liebes Mädchen, und mein heiliges Wort: ſo lange ich lebe, ſollſt Du immer in mir den zärtlichſten Vater finden! — Euere auſſerordentliche Liebe gegen einander, meine Kinder, macht mir Hoffnung, daß ihr euch ohne Widerwillen in meine Wünſche fügen werdet, Du, Leopold, aus kindlicher Pflicht, und Du, Thereſe, aus Erkenntlichkeit. Nie werde ich mich gewöhnen können, Thereſen anders als mein Kind anzuſehen. Ich bin nicht Dein Vater, meine Liebe, aber ich will es ſeyn! Ich will die Ungerechtigkeit des Glückes wieder gut machen! Ich beſtimme Dir meinen Sohn zum Gemal. Die liebevollſten Geſchwiſter ſollen die zärtlichſten Gatten werden! Das iſt mein Wille; und von heute an mögen mir die reichſten und mächtigſten Partien für meinen

Sohn angetragen werden, ſo bleibts dennoch bey meinem Entſchluſſe.

Ein Mädel im ſiebzehnten und ein junger Menſch im ſechzehnten ſind keine Kinder mehr, und unſre beyden jungen Leute begriffen die Veränderung ihrer Lage und Verhältniſſe in ihrem ganzen Umfange. Thereſe war innigſt von den gütigen Geſinnungen des Grafen gerührt, und Leopold fühlte ſich glücklich daß ſein Vater ihn dazu beſtimmte, ſeine liebe Thereſe mit dem Schickſale auszuſöhnen. Beyde umarmten die Knie des Grafen, und ſagten ihm, ſo gut ſie konnten, was ihre Herzen empfanden.

Da Thereſe bisher als Gräfinn, mithin in allen kleinlichen Vorurtheilen der Leute von ſogenannter Geburt erzogen war: ſo galt es in ihren eignen Augen ſogar für keinen unbedeutenden Klex, auf dieſer Welt wie vom Himmel gefallen zu ſeyn. Dieſe eingebildete Schmach hielt ſie für völlig getilgt, wenn Graf Leopold ſie zu ſeiner Gemahlinn erhob, alſo wandte ſie alles mögliche an, die Bruderliebe deſſelben in ſtärkere Gefühle umzuſchaffen; und das gelang ihr nur gar zu ſehr. Kein Polizeygeſetz war ihnen weiter im Wege; beyder Seelen ſchienen in einander zu fließen; nie ſah man eine glühendere Liebe, und der alte Graf freuete ſich ſeiner Idee, in der Ueberzeugung, das eheliche Band könne nie ein glücklicheres Paar verknüpfen.

Leonorens Herz war nicht ſobald ſeiner ſchweren Bürde entlaſtet, als ihre verzweifelten Geſundheitsumſtände ſich ſchon zu beſſern ſchienen. Bereits am folgenden Tage ſchöpften die Aerzte einige Hoffnung, und in kurzem war ſie außer Gefahr, obgleich ſie ſehr langſam zur völligen Geſundheit kam. Emilie war eine der erſten, die von ihrem Bekenntniſſe hörten, und zitterte vor Furcht, daß ihre Freundinn ſie kompromittiret haben mögte. Kaum war ſie von dieſer Seite beruhigt, als ſie mit Beſtürzung den obgemeldeten großmüthigen Entſchluß des Grafen vernahm, über den Leonore von Sinnen kommen wollte. Mit dem Freymuthe, wozu eine vieljährige Freundſchaft berechtiget, ſtellte die Baronne ihm die Unſchicklichkeit dieſer Verbindung vor, und führte ihm alles zu Gemüthe, was auf einen Kavalier von dem älteſten Adel, und auf einen ehrſüchtigen Charakter Eindruck machen kann: aber alles das hatte er ſelber ſich ſchon geſagt. Statt ihn zu erſchüttern, hatte ſie das Mißvergnügen ihn hoch und theuer beſchwören zu hören, daß er mehr noch als das für Thereſen thun wollte, wenn mehr möglich wäre, und daß er ſeinen Vorſatz ausführen würde, ſobald Leopold zwanzig Jahr ſeyn würde. Das war nun freylich noch vier Jahre hin; während dieſer Friſt, dachte Emilie, lieſe mancher Eimer Waſſers aus der Donau ins ſchwarze Meer, und es könnten ſich vielleicht Umſtände erzeugen, die den Grafen auf andre Gedanken brächten. Um aber nichts unverſucht zu laſſen, dieſe Verbindung, die ſie ſchlechterdings mißbilligte, zu trennen, ſuchte ſie den jungen Grafen durch die ernſthafteſten Vorſtellungen herumzulenken, zeigte ihm, wie er ſeinem eignen und ſeiner Nachkommen Glück in den Weg trete, und erſchöpfte ihre ganze Beredſamkeit. Alles das war Oel ins Feuer gegoſſen. "Glück! rief der Jüngling: Was iſt Glück? Nennen Sie mir eins ohne Zufriedenheit! Die meinige hängt an Thereſen; Ich entſage jedem Glücke, wenn ich für dieſen Preis Thereſen erkaufe, und mögte nur darum König ſeyn, um ihr recht viel aufopfern zu können! Für ſie zu leben, Thereſen zu lieben, Thereſen glücklich zu machen, nur das iſt Glück!" — Das junge Frauenzimmer war eben ſo ungeſchmeidig, als Emilie bey dieſer ihr Heil verſuchte. Vergebens ſtellte ſie dem Mädel vor, daß der Haß Leonorens ſich verdoppeln würde; — daß ſie die ganze mächtige Familie des Grafen ſich zu Feinden machen, — daß ſie unausſprechlich elend ſeyn würde, wenn ihr Gemal dereinſt nach verträumten Rauſche ſeine Thorheit einſähe und bereuete. "Ach, Madame, ſprach ſie, was liegt mir an der Feindſchaft der ganzen Welt, wenn Er mich liebt? —

Er ſollte bereuen? Sie kennen ihn nicht! gnädige Frau! Sie kennen ihn nicht! Und ſollte er je bereuen, o ſo opfre ich ihm mein Leben, mit der ſüßen Freude, daß ich einſt ihn glücklich machte, und dann von neuem ihn glücklich mache!"

Leonore, die ihren Sohn weit lieber mit der babyloniſchen Hure vermälet hätte, durfte es nicht wagen, einem Gemale, deſſen Herz ſie völlig von ſich entfernet hatte, in dieſer Sache die geringſte Vorſtellung zu thun; aber durch ihren unauslöſchlichen Widerwillen und durch die Baronne Emilie getrieben, lag ſie tagtäglich ihrem Sohne in den Ohren, die aber allen ihren Remonſtrationen taub blieben. Seine ewige Antwort war: "Sprechen Sie mit meinem Vater. Er hat mir zu ernſtlich befohlen, Thereſen als meine Zukünftige anzuſehen, und ich habe ihm zu aufrichtig Gehorſam verſprochen, als daß ich in dieſer Sache, die ihm ſo ſehr am Herzen liegt, einen andern Willen haben dürfte, als den ſeinigen." — Leopold wußte wohl, daß ſie bey ſeinem Vater dieſe Saite nie berühren würde.

Nach allen dieſen fruchtloſen Traktaten griff man zu allerhand Verſuchen, das Unkraut der Zwietracht unter der lieblich grünenden Weizenſaat der Liebe zum Keimen zu bringen: aber der edle Acker trug ſo was nicht. Sie waren einer des andern ſo gewiß, ſie kannten jeder die geheimſten Falten im Herzen des andern ſo genau, und dieſe Herzen waren ſo unzertrennlich gebunden, daß es dem Teufel ſelbſt zu ſchwer geweſen ſeyn würde, Hundehaare, wie man ſagt, zwiſchen ihnen zu hacken. Wenn dem einen etwas wider den andern ins Ohr geblaſen, oder in namenloſen Briefen geſteckt wurde, ſo theilte er es ſtehendes Fußes dem andern mit, und gemeiniglich hielten ſie die Rechtfertigung für überflüſſig, zumal da ſie leicht erachteten, von wannen der Wind blies und wohin er fahren ſollte.

Inmittelſt waren ein paar Jahre hingeſchlüpft, und das Feuer in den beyden liebenden Herzen fieng nach und nach ſo lichterlohe an zu brennen, daß dem Papa nicht wohl dabey zu Muthe ward. Um allem beſorglichen Uebel vorzubeugen, wurde er Raths, den peremtoriſchen Termin der vier Jahre abzukürzen, und die beyden Leutchen friſch weg zuſammengeben zu laſſen. Zudem verfiel ſeine Geſundheit täglich mehr und mehr, und er wollte doch ſo gern vor ſeinem Tode noch ſeine Thereſe, die er immer noch mit väterlicher Zärtlichkeit liebte, ſo glücklich ſehen, als er ſie machen konnte. Er gab demnach Befehl zum Brautſchmuck, und ließ alle Anſtalten zu dem Freudentage machen, den er über vierzehn Tage feſtſetzte. Das war ein Jubel für die beyden Ver-

Verliebten; und eine köſtliche Ausſicht für die Poeten; aber für Emilien, die nun einmal ihren Kopf darauf geſetzt hatte, dieſe unſchickliche Verbindung rückgängig zu machen, war die neue Poſt ein Donnerſchlag. Sie beſchloß das Aeuſſerſte zu wagen, und ließ den alten Grafen insgeheim, aber dringend erſuchen, wegen einer wichtigen Angelegenheit zu ihr zu kommen. Er flog zu ſeiner Freundinn, und kam erſt nach einigen Stunden blaß und entſtellt zurück. Die beyden Liebenden, die ihm, ihrer Gewohnheit nach, entgegen ſprangen, erſchracken vor dem Anblicke, und getrauten ſich nicht, ihn anzureden; mit abgewandtem Geſicht, um eine Thräne zu verbergen, gieng auch er vorüber, und winkte dem jungen Grafen, ihm in ſein Kabinet zu folgen. Lange hielt er ihn umarmt, wollte gern reden, und ſchien es nicht zu vermögen. Endlich brach er das grauſame Stillſchweigen. „Mein Sohn, ſprach er, ich habe Dir ein entſetzliches Geheimniß zu eröffnen! Sammle Dich! Sey ein Mann, und zeige, daß die Sorgfalt, mit der ich Deine Seele zu bilden ſuchte, nicht verſchwendet ſey! Nimm alle Kräfte zuſammen, und höre mir zu. O Gott! möchte das Beyſpiel Deines unglücklichen Vaters Dir Dein ganzes Leben hindurch eine Warnung ſeyn!“

Er war erſchöpft, athemlos, und bedurfte einiger Minuten, ehe er ſich hinlänglich faſſen konnte, um ſeine Erzählung zu beginnen, wie folgt:

"Ich heyrathete Deine Mutter nicht aus Liebe, ſondern aus Ehrgeitz, weil ich nur durch ſie mir den Weg zu den Würden bahnen konnte, die mein einziges Augenmerk waren. Mein Herz glühete und glühet noch jezt von der heftigſten Liebe zu einer gewiſſen Dame, welche damals nicht die meinige werden konnte, weil ihre Hand nicht mehr frey war, die ſie, das las ich in ihren Augen, mir vielleicht nicht verſagt haben würde. Zween Tage nach meiner Hochzeit hatte ihr Gemahl das Unglück mit dem Pferde zu ſtürzen, und mußte in der Blüthe ſeiner Jahre an den Folgen dieſes Falles ſterben. — Jeſus Maria! wenn ſein Tod verhängt war, warum ſtarb er nicht zween Tage — o nur zwo Stunden vor jener fatalen Hochzeit, aus welcher der Jammer meines ganzen Lebens entſprang. Mein Ehrgeitz war unermeßlich, aber meine Liebe hatte keine Grenzen; jenen würde ich dieſer ohne Bedenken aufgeopfert, würde alles abgebrochen, würde das ländliche Leben, an der Hand der Geliebten, dem Kaiſerthrone ſelbſt vorgezogen haben! Aber das unglückliche Band war geknüpft, und mitten im Glanze war ich, den Millionen Unſinnige beneiden, das elendeſte Weſen in der

Schöpf

Schöpfung! Ich hoffe mich auf Dein eignes Zeugniß berufen zu können, mein Sohn, daß ich Deiner Mutter nichts entgelten ließ; ſie war unſchuldig; mein Ehrgeiz hat mich nie zu Ungerechtigkeiten verleitet: ſollte mein Unglück es thun? — Die einzige Unwürdigkeit, wenn Du willſt, deren ich mich ſchuldig weiß, iſt, daß ich Deine Mutter heirathete, ohne ſie zu lieben, und ſogar während mein Herz von einer andern erfüllet war. Rechtfertigen kann ich mich deswegen nicht; aber höre meine Entſchuldigung, und ſey Richter: Das edle Weib meiner Liebe war nicht mehr frey, wie ich ſie kennen lernte; ihr Gemal war ſechs Jahr jünger als ich, ſtark, blühend, die Geſundheit ſelbſt, und ihn zu überleben, war auch der geringſte Anſchein nicht vorhanden; ich war überzeugt und bin es noch, daß meine Liebe nur mit meinem Leben enden könne; meine Lage machte mir eine Verbindung nothwendig; alles was Weib heißt war mir, die Einzige ausgenommen, völlig gleichgültig, ſo nahm ich die, von der ich gewiß wußte, daß ſie nur meinen Reichthum liebte und meine Abſichten befördern konnte, mit dem feſten Vorſatze, ſie niemals empfinden zu laſſen, daß mein Herz einer andern gehöre, niemals ihr Zärtlichkeit zu heucheln, aber ſtets ihr mit dem Grade des Wohlwollens zu begegnen, den ſie verdienen würde. Dieſen letzteren Artikel meines Vorſatzes habe ich nicht nur redlich, ſondern überſchwenglich erfüllet. Mit übertriebner Güte habe ich bis auf dieſen Tag eine Frau ertragen, die jeder andre vor vielen Jahren . . . . Laß mich davon abbrechen, mein Sohn! Sie iſt Deine Mutter."

"Meine Geliebte, wie ich Dir ſagte, war Wittwe, als kaum das Sakrament der Ehe mich an eine andre mit unauflöslichen Banden gefeſſelt hatte. Mich folterte die Reue, und in ihrem himmliſchen Auge überraſchte ich oft eine Thräne. — Jeder verſchluckte ſeinen Schmerz, und ſchmiegte ſich in das eiſerne Joch der Unabänderlichkeit, ohne die Lippen zur Klage zu öffnen; nur in unſeren Augen laſen wir unſere Gefühle. Täglich wurden ihr die glänzendſten Partien angetragen, und ihr Vater ſtürmte unaufhörlich mit Vorſchlägen auf ſie los: aber Einmal ihr eigner Herr behauptete ſie ihre Freyheit. Ich fühlte den Werth des Opfers, welches ſie mir, oder vielmehr ihrem Herzen brachte, und betete ſie nur deſto mehr an; aber meine Ehrfurcht war ſo groß, als meine Liebe; heilig, wie die Mutter des Erlöſers, war mir das edle Weib. Wir ſahen uns täglich, ohne daß ich durch den leiſeſten Wunſch ſie zum Erröthen gezwungen hätte; Liebe in den Augen eines Engels zu leſen, war mir genug. So verging ein Jahr; wir vertraueten unſerm Platonismus, wurden ſicher, und eine einzige ſchwache Viertelſtunde zeigte uns, daß wir Menſchen waren."

"Jüngling! in Deinem feurigen Alter glaubſt Du mirs wohl nicht, daß ich, ſo bald meine Vernunft wiederkehrete, mich meines Sieges nicht freuete? und dennoch iſt es ſo. Bis auf den heutigen Tag iſt keiner vergangen, an dem ich nicht jenen unglücklichen Taumel unſerer Sinne, der uns auf wenige Minuten unſer ſelbſt und der Würde unſrer Liebe vergeſſen machte, mit der ſchmerzlichſten Reue gebüßet hätte, obwohl ich erſt ſeit heute weiß, welch ein unerſchöpflicher Quell von Weh, aus dieſem einzigen ſchwachen Moment für mich entſprang. Noch einmal ſag ichs: mögte der Fehltritt Deines Vaters Dir Lebenslang zum Schröckbilde und zur Warnung dienen! Wunderlich verketten ſich oft die Schickſale der Menſchen, mein lieber Sohn! Die kleinſte Handlung, bey der Dein ſchützender Engel Dich verließ, trägt oft noch ſpäte Früchte, deren Bitterkeit Dein und vieler andrer Menſchen ganzes Leben vergiftet."

"Ich wußte bis jetzt nicht, daß unſere beyderſeitige Schwachheit andere Folgen gehabt hatte, als unſre Reue, und meinen Schmerz über die unheilbare Schwermuth, die ſich von Stund' an meiner angebeteten Freundinn bemeiſterte. War es Scham, war es Mißtrauen, genug, ſie verſchwieg mir, was ſie Mittel fand, der ganzen Welt zu verhehlen, daß ſie auf dem Wege ſey, Mutter zu werden; und dieſe unglückliche Verſchwiegenheit hätte mich und alles, was mir auf Erden lieb iſt, beynahe in einen Abgrund von Verbrechen geſtürzt, von dem ich nicht einmal Ahnung hatte! — Ich leſe Deine Ungeduld auf Deiner Stirn, mein Lieber! Aber nur einige Augenblicke gedulde Dich noch! Du wirſt früh genug wünſchen, daß ich nie geendiget haben mögte. Ich kenne Dein Herz; es iſt dem meinigen nur gar zu gleich! O, mein Einziger! meine Jahre haben nicht, wie ſie pflegen, mein Gefühl geſtumpft; von ihm ſchließe ich auf das Deinige! Ich zittre, Dir eine Entdeckung mitzutheilen, die Dein Eingeweide zerreiſſen wird, aber ich muß! —"

"Du kennſt Deine Mutter und ihren Hang, alles um ſie her durch Aufwand und Pracht zu verdunkeln, und erinnerſt Dich noch recht gut, daß ich öffentlich erklärte, Thereſe ſey meine Tochter nicht; jetzt kann ich Dir über dieſen Punkt die vollſtändigſte Auskunft geben. Meine Geliebte kannte die ängſtliche Beſorgniß Deiner Mutter, durch meinen Tod in eine Art von Mittelmäßigkeit zurückgeſtoßen zu werden, an die ſie nicht ohne Grauſen denken konnte. Sie beſchloß, dieſe Beſorgniß zum

Vortheil des Kindes anzuwenden, welches ſie unter ihrem Herzen trug, und rieth Deiner Mutter, welche alle Hoffnung, beerbt zu werden, völlig aufgegeben hatte, und darüber der Verzweiflung nahe war, ſich zu ſtellen, als lebte ſie in naher Erwartung, und ſich auf die Weiſe den Beſitz meines Vermögens zu ſichern; ſie verſprach, ihr verſchwiegne Leute, und nach Verlauf der gebührenden Zeit ein Kind zu verſchaffen. Deiner Mutter konnte nichts erwünſchter kommen, als ein ſolcher Anſchlag, der ohne allen Zweifel nie ans Licht gekommen ſeyn würde, wenn ſie Dich nicht in der Folge gebohren hätte. Alles ward glücklich ausgeführet, ſie ſpielte ihre Role ſo, daß ich nicht auf den entfernteſten Schatten eines Verdachtes kam, und meine Geliebte ſandte zur verabredeten Zeit das Kind, von dem ſie ſelbſt ſo eben entbunden war, Deiner Mutter, die es noch jetzt für ein erkauftes Kind hält. Alſo, mein unglücklicher Freund, iſt Thereſe meine Tochter und Deine Schweſter. Euer Bündniß iſt unmöglich und wäre Blutſchande, und die ganze Glückſeligkeit meines Lebens, auf die ich. . . .

Er konnte nicht ausreden. Der liebevolle Jüngling lag ohne Lebenszeichen zu den Füßen ſeines Vaters.

Der Graf wollte alles Aufſehen vermeiden, und gab ſich viele Mühe, ſeinen Sohn wieder zurecht zu bringen, aber umſonſt. O Gott! rief er mit gerungenen Händen: ich war es, der in meiner Unwiſſenheit dies ſtrafbare Bündniß beſchloß! Laß den Verbrecher allein büßen, und vergieb meinen Kindern!

Wie er ſah, daß ſein Beyſtand nichts fruchtete, rief er ängſtlich um Hülfe. Thereſe, die eine ſo lange Unterredung ohnehin ſchon beunruhigte, war eine von den erſten, die auf ſein Geſchrey herbey eilten: Meine Tochter, ſprach er, Dein Bruder bringt mich unter die Erde! — Das arme Mädchen war zu erſchrocken über den Zuſtand ihres Geliebten, als daß ſie dieſen Worten hätte nachdenken können; ſie vereinigte ihre Hülfe mit den übrigen, aber es dauerte lange, ehe Leopold ein Lebenszeichen von ſich gab. Man brachte ihn mit einem hitzigen Fieber in ſein Bette. Thereſe ſaß neben ihm; ſie nahm ſeine Hand: "Mein theuerſter Graf, wie kommen ſie in den Zuſtand? Kann es ein Unglück für Sie geben, wofür meine Liebe Sie nicht entſchädigen könnte?" — "Fragen Sie mich nicht, liebe, liebe Thereſe! von mir ſollen Sie die Nachricht nie erfahren, die mich zu Boden ſchlägt! Gott gebe, daß Sie ſtärker ſeyn mögen, als ich! Aber, einziges Mädchen, vergieb, vergieb mir, wenn ich nie aufhören kann, Dich anzubeten!" — In dieſen letzten Worten fand das Mädel ſo wenig Sinn, daß ſie

dies

dieſelben, zumal bey dem Feuer, womit er ſie ausſprach, auf Rechnung des Fiebers ſetzte. Im Begriff zu antworten, wurde ſie zur Gräfinn gerufen. Dieſe harte Dame hatte richtig genug bemerkt, daß ihr Gemal ihr nur vergeben hatte, weil er glaubte, der Tod habe ſchon die Hippe aufgehoben, ſie weg zu mähen; und daß ſeine Großmuth ihn abhielt, ſeine Abſolution in articulo mortis nach ſo unverhofft erfolgter Geneſung, wieder für null und nichts zu erklären. Am ſicherſten hatte ſie das aus dem kleinen Umſtande abgenommen, daß er ſie, ſeit ihrer Beichte, nie wieder in der Klauſur jenes Zimmers beſucht hatte, in welchem ſonſt den Damen der Zuſpruch ihrer Ehekonſorten, wenn er nur nicht zu ungewöhnlicher Zeit kömmt, am liebſten zu ſeyn, und in welchem manche Matrimonialfehde ausgeglichen zu werden pflegt. Ueberdem ſah ſie, daß er ſich um ſie gar nicht bekümmerte, von ihrem Thun und Treiben ganz keine Notiz nahm, und daß es ihn Ueberwindung koſtete, ihr vor den Augen der Welt nicht geringſchätzig zu begegnen. Bey ſolchen Aſpekten am Eheſtandshorizont, trauete ſie dem Frieden nicht, und lebte in ſteter Beſorgniß, daß ſich ein Ungewitter über ihrem Kopf zuſammen ziehen, und bey erſter Gelegenheit ausbrechen mögte. Sie ließ ſich zwar keine Mühe verdrieſſen, ihren Gemal durch das Teleſkop der Laurer und Horcher zu obſerviren; weil aber ſein Kabinet, welches eine dicke Scheerwand ohne Thür von ihrem Schlafgemache ſchied, den Spähern unzugänglich war; ſo hatte ſie Mittel gefunden, an einer bequemen Stelle ein Loch durch die Mauer zu praktiziren, — nicht, um mit ihren Sponſen, wie Thisbe mit ihrem Pyramus, im heimlichen Zwieſprach traulich durch dieſe Oeffnung zu koſen, ſondern um horchſam die Conſtellation zu erlauſchen. Ein Stich mit einer dicken Nadel durch die Tapete war übrigens hinreichend, daß ſie die Leute erkennen konnte, deren Stimme ihr unbekannt war. Vor dieſem Loche brachte ſie manch Stündlein zu, und erhorchte manche Heimlichkeit ſowohl des Grafen als andrer Leute; aber unter dieſem allen war bisher nichts vorgekommen, was ſie etwas näher betreffen hätte. Nach und nach gewann ſie Luſt und Liebe zum Dinge, und ſetzte aus Neugier fort, was ſie aus Beſorgniß des böſen Gewiſſens angefangen hatte. Heute ſah ſie ihren Gemal, von dem ſie wußte, daß er in großer Haſt ausgefahren ſey, niedergeſchlagen und leichenblaß zurückkommen, und hörte, daß er ſich ſtracks mit ſeinem Sohne in ſein Kabinet verſchloſſen hätte. Alſobald lieh ſie der tauben Wand ihr ſcharfes Ohr, und verlohr keine Sylbe von der ganzen Erzählung. Sie begriff augenblicklich, wie ſie nur vom Sturz mit dem Pferde hörte, daß die Geliebte des Grafen nie-

mand

wand, als Emilie ſey, und war kaum ſo ſehr Herr ihrer ſelbſt, daß ſie bis ans Ende zuhören konnte. Nunmehr glaubte ſie genug Priſe über ihren Eheherren zu haben, um den Kamm empor zu heben, und ihrerſeits das Rauche herauskehren zu dürfen. Sie konnte den Grafen kraft ſeines eigenmündigen Geſtändniſſes überführen, daß er die Ehe ein bischen mehr als geknickt; und ihr, bewahre Gott! ihr war ſo was — wenigſtens nicht zu beweiſen. Doch hatte ſie, ſo ergrimmt ſie war, nicht den Muth, ihre Galle ſofort unmittelbar über den Grafen auszuſchütten; vielmehr ſchiens ihr gerathner, zuförderſt einen tüchtigen Akt der Auktorität zu exerciren, damit Seine Excellenz daraus gewahren könnten, daß ſie nicht gemeynet ſey vörderhin zu kuſchen, ſondern vielmehr von Stund' an ſich als Frau vom Hauſe, und als beleidigte Frau zu geriren, und die formidablen Rechte des Pantoffels geltend zu machen. Zu dem Ende ließ ſie, wie geſagt, Thereſen eincitiren, um an dieſem unſchuldigen Geſchöpfe zuerſt ihr Müthchen zu kühlen.

Sie verbiß anfangs ihre Wuth, und war ſo boshaft, dem armen Kinde die ganze Geſchichte ihres Urſprungs und ihrer nahen Blutsfreundſchaft mit dem jungen Grafen umſtändlich, und mit den bitterſten und kränkendſten Ausdrücken zu erzählen; ſodann aber gieng ſie zu den beſtickten Figuren über, belegte ſie mit den verächtlichſten Namen, die je einem Kinde der Liebe, von einem Heringsweibe gegeben werden können, ſchonte Emiliens und des Grafen eben ſo wenig, und gebot ihr endlich, nie wieder vor ihre Augen zu kommen, und ſtracks ihr Haus zu verlaſſen, welches ſie von einem ſolchen Schandbalge nicht länger beſchimpft und bemakelt wiſſen wolle.

Die Dame hatte den Effekt ihrer Methode nicht gut kalkulirt, da ſie es darauf angelegt hatte, Thereſen recht weh zu thun. Es iſt recht gut, daß den gemeinen Seelen die Organiſation der feineren Herzen verborgen iſt; in dieſer Unkunde ſtumpfen ſie ſelber oftmals den zweyſchneidigen Dolch ihrer Bosheit, und gleichen dem Kapwein, der leichtlich Kopfſchmerz erweckt, aber ihn wieder heilet, wenn er gehäuft getrunken wird. Vielleicht hätte die Gräfinn Thereſen in eben den Zuſtand verſetzt, in welchem ſich Leopold befand, wenn ſie ihr die zu Boden ſchlagende Geſchichte ſanftmüthig, mit liebreicher Theilnehmung hinterbracht hätte. Jetzt aber war die Heftigkeit und das unwürdige Benehmen der Gräfinn ein Gegengift, denn es weckte den Stolz des Mädchens, und dieſer diente ihrem Schmerze zum Gegengewichte, durch welches ihr Muth einigermaßen aufrecht erhalten wurde. Dennoch aber giebt es keine Farben, den Zuſtand ihrer Seele zu ſchildern. Ihre ungewiſſe Abkunft war nun in ein kränkendes Licht geſetzt; ihre Liebe war nach den Lehren der Kirche ein Verbrechen, bey dem das fromme Mädchen, ſo wie der mit den Jahren etwas bigot gewordne Graf, ungeachtet der Unwiſſenheit, in welcher ſie allerſeits geweſen waren, ſich ſchon in Satans Krallen glaubte, — und doch lag dieſe Liebe ihr am Herzen! Nun verſtand ſie, was ihr ſo eben in Leopolds Munde Sterbenswahrheit ſchien, und zitterte für ihn noch mehr als für ſich ſelber! Aber alle dieſe und noch mehrere Gefühle wichen auf einen Augenblick dem Stolze und ihrer gerechten Empfindlichkeit. »Frau Gräfinn, ſprach ſie, weil ich alſo nicht die Ehre habe Ihnen durch irgend ein Band, welches mich zur Ehrfurcht verpflichtete, anzugehören, noch angehören zu können, ſo wird es Sie nicht befremden, wenn ich Ihnen ſage, daß ich an meinem Aufenthalt in Ihrem Hauſe ſo unſchuldig bin, als an meinem Daſeyn; daß Sie tauſendmal ſtrafbarer ſind als ich; daß Ew. hochgräfliche Gnaden ganz allein es ſind, die durch Ihre unerlaubten Abſichten Ihr Haus entehren; und endlich, daß, weil Seine Excellenz mein Vater ſind, gleichviel hier, auf welche Art? es ihm allein zukomme, über mein Schickſal zu gebieten. Halten ſie mirs demnach zu Gnaden, daß ich bey ihm den

Troſt und Rath ſuche, den ich von Ihnen nicht erwarten kann."

Die Gräfinn wollte aus der Haut fahren, aber Thereſe fand nicht für gut, die Exploſion ihrer Raſerey abzuwarten, und eilte mit zerfleiſchten Herzen zum Grafen, der in ſchmerzlichen Betrachtungen hinbrütete, und mit Grauſen an dem Gedanken klebte, daß er es ſey, der in den Herzen ſeiner Kinder ein blutſchänderiſches Feuer anzündete, welches (er kannte dieſe Herzen und maß ſie nach dem ſeinigen,) ſie lebenslang unglücklich und ewig ſtrafbar machen mußte! Noch ein Haar breit, ſo war vollendet was ihm die abſcheulichſte aller Abſcheulichkeiten ſchien! Auf dieſer Folterbank krümmete er ſich, wie Thereſe hereinwankte und ſich zu ſeinen Füßen warf. "Gnädiger Herr! rief ſie und ſchmolz in Thränen: erbarmen ſie ſich meiner! In welchen unabſehbaren Abgrund von Elend bin ich geſchleudert! ...."

"Jeſu! Meine Tochter! war Dein Bruder vermögend, Dir zu erzählen, was ..."

"Nein, gnädiger Herr! der junge Graf hat mir nichts geſagt. Die Frau Gräfinn hat ..."

"Die Gräfinn?" — Er hob ſie auf, und umarmte ſie mit heißer Vaterliebe. — "Die Gräfinn, ſagſt Du? Woher weiß ſie dieß Geheimniß?"

Das war nun mehr gefragt, als Thereſe beantworten konnte. Indeſſen mußte ſie ihm auf ſein Geheiß alles wiederhohlen, was ſie von Leonoren gehöret hatte; Zwar unterdrückte oder milderte ſie alles was dieſe Dame wider ſeine Perſon ausgeſtoſſen hatte: aber von dem was ſie ſelbſt angieng, verſchwieg ſie keine Sylbe, und eben ſo treulich referirte ſie jene Antwort, die ſie der Gräfinn im gerechten Unwillen, ertheilet hatte. "In Ihre Arme; gnädiger Herr, fuhr ſie fort, werfe ich mich jetzt. Ich könnte mich leicht wegen der unglücklichen Leidenſchaft die mich verzehrt, rechtfertigen: aber bey Ihnen brauche ich das nicht. Die einzige Gnade, die ich mir zu erbitten wage, iſt, daß Sie ſich als meinen Vater beweiſen, und mich nicht, wie die Frau Gräfinn, aus dieſem Hauſe, welches ich freylich verlaſſen muß, als eine Verbrecherinn ſtoßen. Erlauben Sie mir, den Reſt meines Lebens in einem Kloſter zuzubringen, damit Zeit, Entfernung, Vernunft und meine Thränen dieſe Liebe, deren Strafbarkeit ich erkenne, zur Tugend erhöhen!"

"Kind, ſprach der Graf, und umarmte ſie von neuem, ſchon iſt dieſe Bitte ein Beweis von erhabner Tugend! Ich bin Dein Vater! Die Natur hat ſich nicht in mir verleugnet, ehe ich wußte daß ichs war: ſo lange ich lebe will ich Dirs beweiſen, daß wie ein Vater ſein Kind zärtlicher liebte. Die Gräfinn hat nichts in einem Hauſe zu gebieten, in welchem meine Güte ſie ſelber nur tolerirt. Noch heute ſoll ſie erfahren, daß meine Schonung keine Schwachheit war. Ihr unedles Betragen gegen Dich, und die unfehlbar unwürdigen Wege, auf denen ſie mein Geheimniß erſchlich, machen meiner Nachſicht ein Ende. — Es ſcheint gefährlich, meine Tochter, in dieſem Zimmer mich über Deine Bitte zu erklären. Hier hören, wie es ſcheint, die Wände."

Er ſchloß ganz richtig, daß die Tapete irgendwo eine Oeffnung verbergen müſſe, und führte Thereſen in ein andres Zimmer, wo ſie vor Wandohren ſicher waren. Hier eröffnete er ihr, daß er beſchloſſen habe, ſie als Koſtgängerinn in der Königinn Kloſter zu geben, deſſen Oberinn nahe mit Emilien verwandt und ſeine Freundinn war. Zugleich zeigte er ihr an, es ſey ſein ernſtlicher Wille, daß ſie, wenigſtens ſo lange er leben würde, den Schleier nicht nehmen ſollte. Sie beſchwur ihn hierauf, daß er ſie nicht vorher, wie er Willens ſchien, mit der Baronne zuſammenbringen mögte; denn ſie trauete ſich nicht Standhaftigkeit genug zu, bey dem Anblick ihrer Mutter dem Vorſatze ins Kloſter zu gehen getreu bleiben zu können. Der Graf ließ ſich das gefallen, ließ ihr nicht Zeit Sinnen zu ſammeln, ſondern brachte ſie in der erſten Betäubung zu den Auguſtiner Kanoniſſinnen nach St. **Agnes zur Himmelspforte**; hier ſtieg er aus und befahl ſeinen Leuten nach zwey Stunden wieder zu kommen, weilte einige Minuten im Kloſter, warf ſich dann in einen Miethswagen, und eilte was die Pferde laufen konnten nach der Dorotheergaſſe, woſelbſt er Thereſen bey den ſogenannten **Königlichen Klaſſerinnen** ließ, und ſich zu den Auguſtinerinnen zurückbegab, ſeinen Wagen zu erwarten. Durch dieſe kleine Vorſicht hoffte er die etwanigen Spåher irre zu führen, und Thereſen vor allem Nachforſchen zu ſichern, indem man ſie nach verlohrner Fährte am wenigſten ſo nahe bey der Kaiſerlichen Burg und ſeinem eignen Hauſe (er wohnte in der Herrengaſſe,) ſuchen würde.

So lange Thereſe in der Betäubung und im Herzunwallen war, gieng alles gut: aber kaum ſah ſie ſich allein in einer Zelle, und ohne Hoffnung den jungen Grafen wieder zu ſehen, ſo ſchwand jedes andre Gefühl vor der mächtigeren Liebe. Sie dachte nicht an die Würde des Gott geweiheten Ortes, noch an ihre eigne, und überließ ſich dem bitterſten Schmerze. Alles ſchien ihr nunmehr eine gelegte Karte, ein Gewebe ſchwarzer Kunſtgriffe, die nichts anders zum Zwecke hätten, als ſie von ihrem Geliebten zu trennen. Der Zuſtand, in dem ſie ihn verlaſſen hatte, vermehrte ihren Jammer; ſie nannte es grauſam, unmenſchlich, äußerſt, äußerſt barbariſch, in ſolchen Umſtänden von ihm gewichen zu ſeyn! Kurz, ſie war dem Wahnwitz nahe. Die Verwandte ihrer Mutter war eine vernünftige Dame, die wohl einſah, daß hier nichts unrechter angewandt ſeyn würde, als Strenge; ſie begegnete ihr auf die liebreichſte Art, nahm zärtlichen Antheil an ihrem Schmerz, und brachte ſie allmählich zu einiger Faſſung; aber über ihre Liebe vermogten ihre Vorſtellungen ſo wenig, als Thereſens eigne Vernunft. Unaufhörlich fragte ſie nach Leopolds Befinden, und weil niemand ihr über den Punkt Auskunft geben wollte, ſo glaubte ſie, er ſey geſtorben, und fiel in ihre vorige Verzweiflung zurück. Das bewog endlich die Oberinn, ihr reinen Wein einzuſchenken. Leopold, ſagte ſie ihr, ſey in der Beſſerung, Emilie todt, und zwar ſo unerwartet, daß der Graf ſeine Gemalinn deswegen in Verdacht habe. Ihm ſey beydes, dieſer Verluſt und ſein Verdacht ſo ſchmerzlich, daß er darüber in einer ſchweren Krankheit und faſt ohne alle Hoffnung liege. Uebrigens habe die Baronne dem jungen Grafen eine ſehr beträchtliche Summe in ihrem Teſtamente vermacht, um, wie ſie ſagte, die unwandelbare Freundſchaft und vielen Dienſte ſeines Vaters, mit einem Zeichen ihrer Dankbarkeit zu erkennen.

Dieſe Nachrichten waren niederſchlagend genug: aber das liebende Mädchen gieng den gewöhnlichen Gang der Leidenſchaft, und empfand den Tod ihrer Mutter und die Lebensgefahr ihres Vaters nicht ſo tief, als daß Leopold ihrer vergeſſen zu haben ſchien. Die Vorſteherinn des Kloſters wunderte ſich darüber nicht. Sie war mit den menſchlichen Herzen bekannter, als Kloſterfrauen zu ſeyn pflegen, und hatte Scharfſinn genug, einzuſehen, daß es weit leichter ſey, bey geſchwiſterlicher Zuneigung, zur Liebe über zu gehen, als Liebe in kälteres brüderliches Wohlwollen umzuwandeln. Zu jenem Falle hat die Natur ſchon den Weg gebahnt, vom Kleinern zum Größern; nur die von der Wiege an eingeſchärfte Lehre verzäunet den Uebergang. Reißet dieſen Zaun nieder, ſo iſts nur ein kleiner Schritt, und iſt der einmal gethan, ſo mögt Ihr ſehen, wie Ihrs anfangt, die Natur zu zwingen,„daß ſie rückwärts gehe! Vergebens flechtet ihr den Zaun wieder hin, der Schaden iſt einmal geſchehen. Das überlegte die weiſe Kloſtermutter, und foderte von Thereſen keine Unmöglichkeit, obgleich ſie ſich mit rathen und ermahnen ſo ſtellete.

Fünf Monate verlebte Thereſe in Gram und Kummer und nagender Eiferſucht; denn wie konnte Leopold ſie vergeſſen haben, wenn nicht eine andre ſein Herz erfüllte? — Die Syllogiſmen der Eiferſucht taugen mehrentheils nach Form und Materie nichts.

Endlich glaubte die Oberbraut der Himmelsbräute, es dem kranken und irrſamen Schäflein nicht länger verhehlen zu dürfen, was ſie wußte, wenn anders nicht das lezte Fünklein am Dochte ihrer Vernunftslampe, und am Lebenslichte wohl oben drein, in große Gefahr kommen ſollte, zu verlöſchen; denn Thereſe glich nur noch einem wandelnden Schatten, und in ihrem Kopfe fieng es an ſehr poetiſch auszuſehen. Die gute Dame ſagte ihr demnach, daß ihr Vater geſtorben ſey, und daß weder die Gräfinn noch ihr Sohn ihren Aufenthalt wüßten, wohl aber alle beyde, vermuthlich aus ſehr verſchiedenen Abſichten, unter der Hand weder Geld noch Mühe ſpareten, ihn auszukundſchaften. Dieſe Nachrichten, die man ihr vorenthalten hatte, um nicht Oel ins Feuer zu gießen, thaten gerade eine ganz andere Würkung, ſie heilten radicaliter den freſſenden Krebs der Eiferſucht, durch den ſehr plauſiblen Schluß: Er ſucht mich, folglich liebt er mich. Und was wohl ſo viel werth war, als dieſe Kur: ſie weckten ihre Tugend aus dem tiefen Schlummer, ſchmückten das Lämplein der Vernunft, und goſſen das Oel dahin, wo es nöthig that, zur Nahrung des Dochtes.

Dies Lämplein leuchtete ihr denn wacker vor, ohne juſt von ſo ausgebreiteter Nutzbarkeit zu ſeyn, wie heuer die Scheinlaternen zu Paris, die mit ihren Pfählen das ungeſunde Blut abtreiben, und das alte Sprüchwort*) im gedoppelten Sinne, als Werkzeuge der Entdeckung, und als Surrogate des Galgens, wahrmachen.

Bey dem wohlthätigen Scheine dieſer Lampe ſah ſie mit Entſetzen, daß es vielleicht gefährlicher für ſie ſey, dem jungen Grafen, als Leonoren in die Hände zu fallen, und daß ſie von ſeiner Liebe ungleich mehr zu befahren habe, als von jener ihrem Haſſe. Sie bat ihre liebreiche Verwandte, ihr mit Rath und Hülfe beyzuſtehen, und dieſe gab ihr die Verſicherung, daß ſie, auch wenn ſie entdeckt würde, vor eigenmächtiger Gewalt hier ſicher ſey. "Weder der einen, ſagte ſie, noch dem andern werde ich ſie ausliefern, ſo lange mich nicht höhere Befehle dazu zwingen. Ihr Vater hat mir ſeine Tochter auf die Seele gebunden, und ich habe mehr Geld für ſie in Händen, als nöthig iſt, Sie für Ihr ganzes Leben aller Unruhe zu entnehmen, Sie mögen in der Welt, oder in einem Kloſter leben. Aber meine liebe Tochter, Ihr längerer Aufenthalt in meinem Hauſe ſcheint mir nicht rathſam. Früh oder ſpät wird man ſie hier entdecken, und was haben Sie dann nicht von der rachgierigen Gräfinn zu befürchten! Ich bin daher der Meynung, daß Sie ſich in ein Kloſter außer Wien begeben, und will desfalls ſogleich an meine Schweſter ſchreiben, welche ſechs Meilen von hier Oberinn iſt, und ſie mit Vergnügen in ihr Haus aufnehmen wird."

---

*) Les filous craignent les Réverbères.

Thereſe dankte ihr herzlich, und bezeugte die größeſte Ungeduld, je eher, je lieber, aus der Nachbarſchaft der Gräfinn und ihres Bruders wegzukommen. Die ehrwürdige Dame ſchrieb ihrer Schweſter, wie wichtig das Pfand ſey, welches ſie ihr anvertrauen wolle, und gleich nach der Zurückkunft des Boten reiſete die unglückliche Thereſe ab, fand an der neuen Vorſteherinn faſt noch mehr wieder, als ſie an jener im königlichen Kloſter verlaſſen hatte, und wurde hier faſt auf den Händen getragen, weil ihr Koſtgeld anſehnlich, und dieſes Haus nicht reich war. Einige Wochen vergiengen ihr ruhig genug, und ihre Liebe, ſo unauslöſchlich ſie war, ſchmiegte ſich doch täglich mehr unter die Geſetze der Vernunft. Da ſie zu keiner ſtrengen Klauſur verbunden war, ſo brachte ſie ein großes Theil ihrer Zeit in dem Kloſtergarten zu, oft in Geſellſchaft einiger Nonnen, öfters

Allein. Hier vergoß ſie ihre Thränen, und flehete zu Gott um Erbarmen mit einem ſchwachen Mädchen, welches ſich von einer Liebe, deren Sündlichkeit ihr ſchwer auf dem Gewiſſen lag, nicht losmachen konnte!

Graf Leopold ſah die Sache ein wenig philoſophiſcher an. Er wußte, daß der Ewige nicht ſtracks mit dem hölliſchen Feuer zufährt, wo die Menſchen mit dem Richtſchwerdte zufahren; und da er den Samen Abrahā ſo um ſich her leben und weben ſah, ſo erinnerte er ſich recht gut, daß derſelbe weiland das Volk Gottes geweſen ſey, ungeachtet die Ehegattinn Abrahams ſeines leiblichen Vaters leibliche Tochter war. Sein Gewiſſen war alſo, in Abſicht ſeiner Leidenſchaft an ſich, ſehr ruhig; den Höchſten konnte ſie, wie er glaubte, nicht beleidigen, und die Menſchen eben ſo wenig, ſo lange er den weiſen und nothwendigen Polizeygeſetzen nicht Trotz bot, denen er Trotz zu bieten, nicht geſonnen war, obgleich er wider die Nothwendigkeit ihrer Exiſtenz murrete. Indeſſen durchſtreifte er Tag vor Tag alle Kirchen der Nonnenklöſter in Wien, verſchwendete beträchtliche Summen an alles, was in dieſen heiligen Zwingern beſtechbar war, und beſoldete Kundſchafter zu Dutzenden, um ſeine Schweſter aufzuſpüren; ja, er hielt ſogar Späher, welche den

Spionen ſeiner Mutter auflauerten, um, wo möglich, ihre Entdeckungen früher als ſie zu benutzen. Die Liebe und der Wunſch, das unſchuldige Mädchen vor dem unverſöhnlichen Haſſe der Gräfinn zu ſchützen, waren es nicht allein, die ihn zu der unermüdeten Nachforſchung ſpornten; er hielt ſich verbunden, ein gewiſſes Geſchäft, nicht mit der Geliebten, noch der Schweſter, ſondern mit **Thereſen, der Tochter Emiliens**, abthun zu müſſen.

Er wußte übrigens, daß ein neuer Intendant, den ſeine Mutter angenommen hatte, ihr Faktotum war, auf den ſie ſich vorzüglich bey der Ausſpähung Thereſens verließ. Die Liebe hat mehr Verſtand, als die oft glücklichere Rachgier; ſie hauchte ihm ein, einem ſeiner Getreuen den Auftrag zu geben, ſich in das Vertrauen dieſes Intendanten zu ſchleichen, und der Emiſſar nahm ſich ſo gut, daß er in kurzem das Faktotum des Faktotums wurde, und den jungen Grafen von allem unterrichten konnte, was ihm zu wiſſen nöthig war. Durch dieſen erfuhr er, daß Leonore endlich den vormaligen Aufenthalt Thereſens bey den Klariſſernonnen, im Königinnkloſter, erkundet habe, ihr auch ſchon näher auf der Spur, und entſchloſſen ſey, ſie durch Liſt oder Gewalt in ihre Hände zu bringen. Nicht lange darauf meldete ihm dieſer Mann, daß Thereſens Zufluchtsort entdeckt, und alle Zurüſtung, ſie wegzufiſchen, bereits getroffen ſey. Aus dem Orte mache der Intendant das tiefſte Geheimniß, um vor aller Indiſkretion ſicher zu ſeyn, aber die Helfershelfer, ſieben an der Zahl, den Intendanten und ihn ungerechnet, wären ſchon beordert, ſich heute Abend in der Dämmerung, an einem gewiſſen Orte auſſerhalb der Stadt, den er dem Grafen genau bezeichnete, wohl beritten und bewaffnet, zu verſammeln. Mit einiger Behutſamkeit würde es alſo ihm, dem Grafen, nicht ſchwer fallen, ihrer Spur zu folgen. Das übrige müßten Zeit und Umſtände an die Hand geben. "Damit ich aber, ſetzte der Mann hinzu, nicht der Erſte ſey, der eine Kugel vor den Kopf kriegt, wenns etwa zum Handgemenge kömmt, ſo ſage ich Ihnen zur Nachricht, daß ich einen ſchneeweißen Engländer reite. Daran werden Ihre Begleiter mich hoffentlich auch im Finſtern kennen." — Der Graf hätte alles auf der Welt darum gegeben, den Ort zu wiſſen, um Thereſen warnen zu können; da das aber nicht möglich war, freuete er ſich, wenigſtens ſo viel zu wiſſen, und beſchloß, auf Gefahr ſeines Lebens, zu verhindern, daß Leonore nicht die Früchte ihres Unternehmens erndte.

Der Kloſtergarten lag am Felde, hart an der Landſtraße, und durch eine hohe Mauer gieng eine

Pforte, die kloſtermäßig ſtark und wohl verwahret zu ſeyn pflegte, jetzt aber von Wind und Wetter und dem nagenden Zahne der Zeit ein wenig wandelbar zu werden ſchien. Die eingemauerten Angeln wackelten zwiſchen den lockeren Steinen, und eine Reparatur war nothwendig, damit nicht etwa ein Lämmlein, vom Höllenwolf irdiſcher Buhlſchaft, aus dem geiſtlichen Pferche gemauſet werden mögte. Man wollte ohnehin ſeit zween Tagen ein paar unbekannte Leute, mit nicht viel Gutes ominirenden Schnäbeln, gewahret haben, die allenthalben herumzwickerten, jedem im Dorfe Rede anzugewinnen ſuchten, und von denen niemand wußte, woher oder wohin? Es ſchien demnach unaufſchieblich, den Pferch vor Einbruch und Ausbruch zu ſichern. Die Priorinn machte bey der Gelegenheit die Anmerkung, daß die Pforte überall ein unnützes Ding ſey, und ward Raths, ſie ein für allemal zumauren zu laſſen, um für den Augenblick wohlfeiler wegzukommen, und fürs künftige dem Hauſe die koſtſpielige Reparatur eines überflüßigen und gefährlichen Thorweges zu erſparen. Nun hatte aber die Mauer neben der Pforte ebenfalls gelitten, und um gründlich zu verfahren, mußte man eine Strecke von vier bis fünf Fuß an jeder Seite niederreißen. Einen gefährlichen Hiatus gab das freylich: aber binnen dreyen Tagen verſprach man ihr alles nett und fertig zu liefern, und des Nachts konnte die

Veſti

Oeffnung einſtweilen mit Brettern vernagelt und mit Wächtern beſetzet werden. Das geſchah, und die Oberinn ließ ſichs nicht verdrießen, in jeder Nacht einmal oder zwier perſönlich Runde zu gehen, und die Poſten zu viſitiren; auch war ſie am Tage viel zugegen, um die Arbeit zu fördern. Thereſe, in einem der glänzendſten Häuſer erzogen, fand, trotz ihres Grames, das Kloſter zur Verzweiflung langweilig, dieſer kleine Bau gab ihr einige Zerſtreuung, und ſie ſah am erſten Tage fleißig zu, wie die Arbeiter das ſchadhafte Theil der Grenze zwiſchen ihr und der Welt abtrugen. Am zweyten Morgen kam ſie mit der Priorinn gegangen, und ſchauete durch die Oeffnung ein wenig in die ſündige Welt hinein, als etliche Reiter ihres Weges daher ritten, und ohne auf das Loch im Kloſter zu achten, fürbaß zogen. In einer kleinen Entfernung kamen wieder einige, unter denen ſich beſonders ein Rothrock und ein Schimmelreiter ausnahmen. Dieſe äugelten ſcharf nach der offnen Mündung des heiligen Schafſtalles, oder vielmehr nach den beyden Kläusnerinnen. Die Oberinn nahm Thereſen beym Arm, und eilte den profanen Blicken zu entfliehen: aber die Reiſigen hatten ſie ſchon zu genau ins Auge gefaßt, und ſprengten der Oeffnung zu, während die erſteren Reiter, auf ein gegebenes Zeichen, ſich zu ihnen geſellten. Zween ſprangen aus dem Sattel, und bemächtigten ſich Thereſens, indeß die andern mit dem Piſtol in der Hand die Arbeiter in Reſpekt hielten. Der Rothrock nahm das zeterſchreiende Mädel vor ſich aufs Roß, und fort mit ihr über Stock und Stein, des Weges zurück, den ſie gekommen waren. Die Straße gieng auf ein kleines Gebüſche zu, und die Räuber waren ſehr verlegen, als ſie ſich am Eingang deſſelben, durch fünf oder ſechs Kavaliere, die ihnen, nebſt einigen Bedienten, in geſtreckten Galop entgegen ſprengten, den Paß verrennet ſahen. Einer unter dieſen flog gerade auf den Rothrock zu, und foderte ihm, mit der Piſtol in der Fauſt, das Frauenzimmer ab. Die Antwort war ein Schuß, den aber die Uebereilung unſchädlich machte. Der Angreifende verſtand das Ding beſſer: er griff dem Rothrock in den Zügel, und zerſchmetterte ihm mit ſeiner Kugel den Kopf, daß Hirn und Blut über Thereſen herſprützten. Darauf bemächtigte er ſich des Mädchens, riß ſich ohne viel Federleſens aus dem Gedränge, und überließ es ſeinen Freunden, ihm den Rücken zu decken, während er ſeine ſchöne Beute aus dem Schuß zu bringen ſuchte. Der Schimmelreiter machte aber der Fehde bald ein Ende, die ſonſt hartnäckig geworden ſeyn dürfte, denn man griff ſchon zum Schwerdte, und die Räuber hatten keine andre Wahl, als entweder ſich hier tapfer durchzuſchlagen, oder ſich zurück ins Kloſterdorf, dem

Galgen und Rade entgegen, jagen zu laſſen. Er holſterte ſeine Schlüſſelbüchſe gelaſſen ein, warf ſich keck zwiſchen die Kämpen, und rief den Seinigen zu: "Kinder, wofür balgen wir uns! Das Mädel, ſeht Ihr, iſt heidy, und unſer Führer liegt unter der Mähre; wer bezahlt uns unſer Blut? Laßt uns keine Narren ſeyn! Wer ſeine Haut dran wagt, muß doch wiſſen für wen und für was. Ich denke, jeder zieht ſeinen Hals aus der Schlinge, ſo gut er kann." — Als die Leute ihren Unterbefehlshaber ſo reden hörten, und ſahen, daß die ſtärkere Gegenpartey mit ihnen ohne Zweifel fertig werden würde; ſo foderten ſie freyen Abzug, der ihnen gar willig zugeſtanden wurde. Die Kavaliere folgten ihrem Freunde und Thereſen, und der Schimmelritter mit den Seinigen vertheilte ſich, als er durchs Gebüſch war, auf verſchiednen Wegen, um dem Nachſetzen deſto leichter zu entgehen.

Thereſe, die ohnehin ſchon nicht mehr ihrer Sinnen recht mächtig war, hatte, als ihr die Kugeln um die Ohren pfiffen, das Bewußtſeyn völlig verloren, und ihre Erretter eilten, ſo ſchnell die Pferde laufen konnten, einem Landgute zu, welches einem aus der Geſellſchaft gehörte. Hier entlarvten ſich die Herren, man trug die ohnmächtige Schöne auf einen Sopha, und ein wenig Ungariſch Waſſer, nebſt

der

der Stimme ihres Bruders, brachten ſie bald wieder zu ſich ſelbſt. "O Gott, meine theuere Thereſe! rief er, wie ſie die Augen aufſchlug: ſo bin ich endlich ſo glücklich, Dich wieder an mein Herz zu drücken!" — Wenig fehlte, ſo wäre ſie von neuem in Ohnmacht gefallen, ſo heftig ſetzten Freude und Angſt ihrem beunruhigten Herzen zu. Sie entwand ſich ſeinen Armen: "Graf, rief ſie: unſer Schickſal iſt abſcheulich genug; häufen Sie nicht Schande auf Schande! Sie ſind es ohne Zweifel, der mich den Räubern entriß? Soll ich Ihnen für den Dienſt verbunden ſeyn, ſo laſſen Sie mich glauben, daß ich ihn mehr den zärtlichen Bruder, als der blinden Leidenſchaft des Liebhabers, ſchuldig ſey! Denn ich kann mir nicht vorſtellen, daß der edle Leopold mich gerettet hätte, um ſelbſt mein Räuber zu werden."

"Gott ſey Dank! erwiederte er: meine Thereſe läßt mir Gerechtigkeit wiederfahren. Ich leugne es nicht, meine Liebe hat nichts von ihrer Stärke verlohren, und wird ſich ewig gleich bleiben: aber ich bin nicht ſo unſinnig, zu vergeſſen: was wir den Geſetzen ſchuldig ſind. Werde ich das Opfer derſelben, ſo ſey es durch die Ehrfurcht, die ich ihnen beweiſe, und nicht durch Uebertretung. Sie richten meinen Wandel; mein Herz wird Gott richten! Gott, den nur Wille und Vorſatz beleidigt! Gott, der den

Herzen ſeine Schwächen gewiß vergiebt, die nicht in Thaten ausbrechen!" —

Er breitete ſich weitläuftig über dieſen Gegenſtand aus, um Thereſen die Gewiſſensangſt zu benehmen, in welcher ſie oft zu empfinden glaubte, daß die Flammen des ewigen Feuers ſchon an ihr leckten. Darauf erzählte er ihr, daß er, ſeitdem er das Krankenbette verließ, keine Mühe ſich verdrießen laſſen, ſie aufzufinden, nicht um ſie von der unglücklichen Leidenſchaft zu unterhalten, die in ſeinem Herzen unendlich glühen würde: ſondern um ihr ein Vermögen zuzuwenden, welches die Baronne, ihre Mutter, ohne allen Zweifel ihr zugedacht habe, weil ſie ihn zum Herrn darüber gemacht, und wohl eingeſehen habe, daß ihr Vater nicht ſo viel, als er wohl wünſchte, für ſie würde thun können. Ich will, ſagte er, daß meine Thereſe anſtändig, unabhängig, und ohne Sorgen leben könne. — Ferner berichtete er, wie der Schimmelreiter geſtern früh ihm die erſte Nachricht gebracht, daß Leonore von ihrem Aufenthalte unterrichtet ſey, und beſchloſſen habe, ſie in ihre Gewalt zu bringen; worauf er ſogleich ein halbes Dutzend ſeiner Freunde verſammelt habe, um nebſt einigen zuverläſſigen Bedienten, der Expedition auf dem Fuße zu folgen, und wo möglich ſie zu vereiteln. Dieſes ſey ihm über ſeine Erwartung geglückt, denn er habe nicht geglaubt, ihrem Zufluchtsorte ſchon ſo nahe zu ſeyn, und in dem Gebüſche Halt gemacht, um der Bande einen etwas größeren Vorſprung zu laſſen. Als er ſeinen Weg fortſetzen wollen, wären jene ſchon wieder zurück gekommen, ſo ſchnell, daß er und ſeine Freunde kaum Zeit gehabt, die Maſken vorzunehmen. Das übrige wiſſe ſie: Er wiederhohlte die Verſicherung, daß er bloß als Bruder gehandelt habe, und als ein Mann, deſſen Pflicht es nach dem Tode ſeines Vaters ſey, ſie wider eine Feindinn zu vertheidigen, die er als Sohn nicht zur Verantwortung ziehen dürfe. Ihre Ehre, ihre Würde ſey ihm tauſendmal lieber, als ſein Leben; ſie habe nichts von ihm zu befürchten, und ihre Tugend ſey in dem Schooße der ſeinigen und in ſeinem Arm ſo ſicher, als in den geweiheten Mauern. Ohne Zweifel ſey ihm nichts ſo theuer, daß ers nicht freudig aufopfern würde, wenn ihn ein geſetzmäßiges Band mit ihr vereinigen könnte; aber da das unmöglich ſey, und das Beyſpiel ſeines unglücklichen Vaters ihm ſtets vor Augen ſchwebe: ſo halte er, Unglück gegen Unglück gerechnet, es für edler, und ihrer beyder würdiger, durch ſchuldloſe Tugend unglücklich zu ſeyn, als durch Fehltritte ihr Unglück zu verdienen.

Sein hohles Auge und ſein bleiches abgehärmtes Geſicht gaben ſeinem Vortrage allerdings viel Rührendes, aber ſie waren es doch nicht, was Thereſen zu den heißen Thränen zwang, mit denen ſie ihn anhörte. Nein, Thereſe, die unerſchütterlich geweſen ſeyn würde, wenn ſie den Grafen ſchwach gefunden hätte, war ſchwach, da ſie ihn ſtark fand. Seine Tugend entkräftete die ihrige. Sie, die bisher ſo eifrig gewünſcht hatte, ihr Herz von ſeiner Liebe heilen zu können, ſie, die ſichs bisher angelegen ſeyn ließ, ſich ſelbſt zu überwinden, wollte jetzt vor Schmerz vergehen, da ſie glaubte, aus den Verſicherungen des Grafen abnehmen zu müſſen, daß er kälter gegen ſie geworden ſey. Ach! der offne Höllenſchlund war ihr in dieſem Augenblicke weniger fürchterlich, als die Vorſtellung, von ihm nicht mehr geliebt zu ſeyn! Gleichwohl erhielt ſie es über ſich, dieſe Gefühle nicht an den Tag zu legen, die ein etwas größerer Kenner des weiblichen Herzens unfehlbar vorausgeſetzt haben würde. Sie überhäufte ihn mit Dankſagungen über den geleiſteten Beyſtand, und für die Güte mit der er für ihre Glücksumſtände zu ſorgen bereit ſey; bat ihn aber das Vermächtniß ihrer Mutter ruhig zu behalten, indem ihr Vater ihr ſo viel ausgeſetzt habe, daß ſie ihr Leben in einem Kloſter zubringen könne. Die einzige und letzte Gewogenheit, um welche ſie ihn bitte, ſey, daß er ſie wieder in das Kloſter zurück bringen laſſe, aus dem man ſie entführet habe.

Der Graf hob mit einem tiefen Seufzer die Augen gen Himmel, und gab, ohne ihr zu antworten, Befehl, ſich zum Aufbruch anzuſchicken. Sobald die Pferde ſich nur in etwas erhohlet hatten, wurde ein Wagen für Thereſen angeſpannet, dem die Herren das Geleite gaben. Sie war nur fünf Stunden weggeweſen, und fand daher im Kloſter noch alles in Unruhe und Wirrwarr. Man hatte die Bauern aufgeboten, ihr nachzuſetzen, von denen verſchiedne, mit ihren ſchwachen Pferden, ſchon wieder zurück gekommen waren, ohne etwas anders, als den erſchoſſenen Intendanten gefunden zu haben. Die Oberinn war übrigens die einzige Perſon unter dem Kloſtervölklein, welcher Thereſens geheime Geſchichte bekannt war; die andern Damen muthmaßten mehrentheils alle ein geheimes Verſtändniß; und wer da weiß, oder auch nicht weiß, wie viel Elend und Jammer unter dem Schleier wandelt, der wird eben ſo leicht glauben, als verzeihen, daß manche der jüngeren Nonnen ſich herzlich an Thereſens Stelle gewünſcht habe. Es ſetzte daher große Augen, als der Graf die ſchöne Reißgängerinn wiederbrachte, und dieſe ſich mit Affekt der Oberinn in die Arme warf, und von ihr mit der lebhafteſten

Freude empfangen wurde. Die alte Dame winkte den anweſenden Schäflein, deren Neugier von Thereſens Geſchichte doch ſo gern ihr Part gehabt hätte, in ihre Klauſen zu gehen, und blieb mit den beyden Liebenden allein. Thereſe ſtellte ihr darauf ihren Erretter in der Perſon des Grafen vor, erzählte ihr Abentheuer, und erleichterte ihr Herz durch ungemeſſene Lobſprüche, die ſie dem Benehmen ihres Bruders, und dem Heroismus ſeiner Tugend gab, auf eine ſolche Art, daß die weiſe Matrone wohl ſah, die Liebe des unglücklichen Mädels habe noch nichts von ihrer Stärke verlohren. Indeſſen dankte ſie dem Grafen, und erhob ſeine Großmuth.

Leopold fieng abermals an; von Emiliens Vermächtniſſe zu reden, und ließ nicht eher ab, bis Thereſe es annahm. Er beſprach ſich ſodann mit der Priorinn über die beſten Maaßregeln, ſeiner Schweſter dieſes Vermögen zu ſichern, und der Herzensgefühle ward mit keiner Sylbe gedacht. Aber, als es an das Scheiden gieng, da erwachten dieſe mit ſolchem Ungeſtümm, daß gar bald von dem kaum erſt ſo hoch geprieſenen Heroismus kein Spührchen ſichtbar blieb, und Thereſe überzeugt wurde, ihr Bruder ſey eben ſo unheilbar wie ſie. Die ehrwürdige Matrone war in der unbeſchreiblichſten Verlegenheit mit dieſen beyden Weltkindern, deren Schmerz in Wahnſinn ausartete, und würde, ſo ſehr war ſie gerührt, von ihrem eignen Blute hingegeben haben, wenn ſie den beyden Unglücklichen vom heiligen Vater in Rom hätte Diſpenſation verſchaffen können! Endlich würkte doch ihr ſanftes und weiſes Zureden ſo viel, daß ſie die jungen Leute einigermaßen zur Vernunft brachte. Sie verſtand die Kunſt, dem wunden Herzen zu ſchmeicheln, die, wenn es doch Klöſter geben ſoll, jeder Obere in denſelben verſtehen ſollte; ſie griff den Grafen zuletzt bey ſeiner Schwäche an: Mein Kleid, ſagte ſie, und meine Gelübde haben mich nicht fühllos für fremdes Leiden gemacht. Unendlich würde mein Schmerz ſeyn, lieber Graf, wenn das Uebermaaß des Ihrigen mir die Verbindlichkeit auflegte, Ihnen den Troſt zu verſagen, den ſie künftig in meinem Hauſe finden könnten! — Leopold nahm dieſe ſehr unbeſtimmten Ausdrücke für eine Erlaubniß, Thereſen wieder ſehen zu dürfen, die er für keinen Preis verſcherzen wollte, je weniger er ſie gehofft hatte; ſie galt ihm für einen kompleten Seneka, und beruhigte ihn ſo, daß er in ziemlicher Faſſung Abſchied nehmen konnte.

Die Oberinn ließ Thereſen ein paar Tage in ihren eignen Betrachtungen hingehen; am dritten ſtellte ſie ihr die unaufhörliche Unruhe vor Augen, die mit ihrem Aufenthalte in dieſem Kloſter verbunden bleiben müſſe. Die Gräfinn, die nun Einmal wußte, daß ſie hier ſey, konnte neue Verſuche machen, und dann dürfte vielleicht nicht immer ein Schimmelreiter bey der Hand ſeyn, ihren Bruder zu rechter Zeit zu warnen. Und der Graf ſelbſt war noch gefährlicher als ſeine Mutter; die Probe lag vor Augen. All das bischen Beruhigung, welches Thereſe mit heiſſen Gebet und Thränen, in einer Trennung von ſo vielen Monaten, errungen hatte, war durch eine einzige Zuſammenkunft vernichtet. Nur Zeit und Abweſenheit konnten heilen; jede neue Zuſammenkunft mußte das Feuer immer ſtärker anſchüren. Dies und dergleichen mehr führte die gutmüthige Nonne, die für Thereſen die wärmſte Freundſchaft im Herzen trug, dem liebeſiechen Mädel zu Gemüthe. Sie ſtellte ihr ferner vor, daß Leopolds Leben ſogar in ſteter Gefahr ſchwebe, ſo lange ihr Aufenthalt bekannt, und ſie den tollkühnen Unternehmungen der Gräfinn ausgeſtellet bliebe, die, ſo viel man ſie kenne, es ihr nimmer vergeben würde, die Tochter ihres Vaters zu ſeyn. Schon ſey Ein Menſch um ihrentwillen, mit allen ſeinen Sünden belaſtet, und mitten in einem ſo entſetzlichen Verbrechen, hingeriſſen worden, dem furchtbaren Richter Rechenſchaft zu geben; ſchon ſey um ihrentwillen das Blut mehrerer vergoſſen; könne es ihr gleichgültig ſeyn, noch mehr Greuel zu veranlaſſen?— "Und wie nun, meine liebe Tochter, wenn der Böſewicht, in deſſen Gewalt ſie waren, richtiger gezielet hätte, als Ihr Bruder ihn angriff?— Was dieſesmal nicht geſchah, kann das nächſtemal geſchehn. Oder ſchmeicheln ſie ſich wirklich, daß eine Frau, die Einmal ſo weit gieng, ein geweihetes Haus zu profaniren, und Sie gleichſam aus dem Schooße Gottes zu rauben, es bey dem Einen Verſuche bewenden laſſen werde? Glauben ſie kecklich, liebes Kind, dieſe mißlungene Unternehmung wird ihren Haß ſchärfen. Wer bürget Ihnen, daß Gott und ſeine Heiligen nicht endlich Ihnen den Schutz entziehen, den Sie durch Härtigkeit des Herzens, in gefliſſentlicher Pflege einer unnatürlichen Leidenſchaft doch wohl nicht zu verdienen meynen?—" Als die gute Dame ihr alles, was ſie dienſam glaubte, ans Herz gelegt hatte, zog ſie daraus den Schluß, ſie müſſe ihren Bruder nicht wieder ſehen, und abermals einen andern Zufluchtsort ſuchen. Thereſe ſah die Nothwendigkeit allerdings ein, wiewohl ſie nur durch ihre Thränen antwortete. Und doch — Ihn nicht wieder ſehen, Ihn, der ſein Leben für ſie aufs Spiel geſetzet hatte! — wo war die Hölle, die heißer glühen konnte als dieſer Gedanke?

Die Oberinn deutete Stillſchweigen und Thränen unrecht, und ſtrengte ſich an ihr noch mehr Gründe vorzuhalten. Der Heldenmuth in der Liebe, ſagte ſie, ſey ein mißliches Ding, und nichts ſey weniger zuverläſſig, als das menſchliche Herz; die ſtärkſte Tugend habe ihre ſchwachen Augenblicke, welche gar leicht in eine Stunde der Verſuchung fallen könnten. Nur Flucht gewähre Sicherheit. — Sie verwies ſie auf das Beyſpiel ihrer eignen Eltern, die mit etwas weniger Selbſtvertrauen nicht gefehlt haben würden. Sie ſey überzeugt, fuhr ſie fort, daß Thereſe die Tugend dem Leben vorziehe: aber ſehr viele, und ſelbſt Emilie, hätten eben ſo gedacht, hätten feſt geglaubt, nie ſtraucheln zu können, und wären dennoch gefallen. Uebrigens, geſetzt, daß ſie ſich hinlänglich auf ſich ſelbſt verlaſſen könne: ſo ſey doch ſehr zu befürchten, daß bey dem Grafen die Leidenſchaft, den guten Willen und die beſten Entſchließungen überwiegen könne; ferner, geſetzt ſie ſey hier vor Gewalt von Seiten Leonorens ſicher: wer gewußt hätte Emilien ans Leben zu kommen, der würde in ſo wenig Monaten den Weg nicht verlernet haben. "Ich rede, ſo beſchloß ſie, offenbar gegen meine Vortheile, denn mein Haus iſt arm, die Koſtgängerinnen ſind ſeine beſte Stütze, und mein Herz verliert, wenn Sie uns verlaſſen, den ſüßen Umgang einer theueren Freundinn: aber ſchließen Sie aus dem Opfer, welches ich dem Herrn und Ihrem Heile zu bringen bereit bin, auf die Lauterkeit meiner Geſinnungen, auf die Größe meiner Liebe zu Ihnen, und auf das, was ſie verbunden ſind zu thun."

Thereſe ermannete ſich, und erklärte, daß ſie bereit ſey, ihrem mütterlichen Rathe zu folgen. Die Frage war aber jetzt, wohin? Ein Kloſter mit dem andern zu vertauſchen, wäre der kürzeſte Weg geweſen: aber die Oberinn war ihm nicht geneigt, ohne Zweifel, weil ſie beſorgte, daß Thereſe ihrem Hauſe abſpenſtig gemacht werden mögte. Eine nunmehro ſo reiche Koſtgängerinn war ein Kleinod, und ſie hoffte die Sachen ſo zu lenken, daß das junge Frauenzimmer bald wieder in aller Sicherheit bey ihr leben könne. Sie bewog demnach eine Dame, welche ſich aus Unzufriedenheit mit der Welt, die ihrer überdrüßig war, in dieſem Kloſter aufhielt, Thereſen eine Freyſtatt auf ihren Gütern zu geben; denn ſie erinnerte ſich noch von ihrer Jugend her, daß dort eine kleine Meierey war, abgelegen von aller Welt, rings mit Wald umgeben, wo man nicht einmal eine Wohnung vermuthet hätte. Die Dame übernahm es, für die Verſchwiegenheit des alten Pächters, der dort mit Weib und Kindern hauſete, Bürgſchaft zu leiſten, und beorderte ihn, Thereſen, die ſie für ihre Nichte gab, ſelber abzuhohlen. In dieſer Einöde lebte ſie vier ganzer Jahre, erſt in allem Weh der Liebe, nach und nach ruhiger, zuletzt mit weiſer Ergebung in ihr unabänderliches Schickſal, ohne andern Umgang, als mit ihren Wirthen und den beyden Töchtern des Hauſes. Jährlich beſuchte die Eigenthümerinn ſie, und die Oberinnen der beyden Klöſter unterhielten einen fleißigen Briefwechſel mit ihr. Ihr Bruder war bald nach ihrer Entfernung im Kloſter geweſen, hatte erſt die Verändrung ihres Aufenthalts nicht glauben, und dann verzweifeln wollen, als er ſie endlich glauben mußte, und die Vorſteherinn, bey allen ſeinen Bitten, unbeweglich verſchwiegen blieb. Mit der Zeit ſchien auch er etwas ruhiger zu werden, aber das war nur Schein, und der innere Gram nagte deſto ſchärfer an ſeinem Leben, je mehr er ihn verſchloß. Er ſchlug die vortheilhafteſten Anträge aus, und hatte ſogar den Muth, ſich der Ungnade ſeines Monarchen auszuſetzen, der ihn mit der einzigen Erbinn eines der erſten Häuſer verbinden wollte. Seelen, wie die ſeinige, lieben nur Einmal.

Mit dem Ende des vierten Jahres erhielt die ſchöne Klausnerinn von der Priorinn die Nachricht, daß die Gräfinn Leonore geſtorben ſey, und übrigens war es mit ihr ſo weit gediehen, daß ſie Leopolds Namen leſen und ausſprechen konnte, ohne daß ihr das Blut in die Wangen ſtieg. Sie dankte der heiligen Jungfrau für dieſe Sinnesänderung, und da ſie ſich Feſtigkeit genug zutrauete dabey zu beharren, und von Leonoren nichts mehr zu befürchten hatte: ſo wünſchte ſie ſich in das Kloſter zurück. Aber die Oberinn war entweder von dieſer Feſtigkeit nicht ſo überzeugt, oder ſie war Nonne genug, den Widerſtand anzuwenden, um das Gelüſten zu ſchärfen: ſo viel iſt gewiß, daß ſie ſich weigerte, Thereſen vor der Hand aufzunehmen. Dieſe harrete alſo noch ein halbes Jahr in ihrer Einöde aus, ehe ſie wieder ins Kloſter gieng, wo die Freude des Wiederſehens von beyden Seiten gleich war. Fünftehalb Jahre im Walde hatten die ſchöne Anachoretinn ſo ſehr von der Welt entwöhnet, daß ſie derſelben völlig zu ent-

ſa

ſagen beſchloß. Die Oberinn freuete ſich zwar dieſes Vorſatzes, prüfte aber die Aufrichtigkeit deſſelben, und fand ihn dem Hauſe zu vortheilhaft, als daß ſie ihn zu hartnäckig hätte bezweifeln ſollen, denn Thereſe erklärte ſich; daß ſie ihr ganzes Vermögen dem Kloſter ſchenken wolle. Dieſer Umſtand machte aber die Zuſtimmung ihres Bruders nothwendig; man war alſo genöthigt, ihn von den Geſinnungen ſeiner Schweſter zu unterrichten, und die Oberinn des Königinnkloſters übernahm dieſes Geſchäffte, ohne ihm den Aufenthalt derſelben zu entdecken. Er war es gern zufrieden, daß Thereſe wenn ſie dereinſt ſtürbe, über das Ihrige nach Belieben ſchalten mögte, und entſagte förmlich allen Anſprüchen: aber er widerſetzte ſich aus allen Kräften ihrem Vorſatze, den Schleier zu nehmen, und ſchrieb zu dem Ende verſchiedne Briefe, worinn er ſie auf das rührendſte abmahnete, ohne den Liebhaber reden zu laſſen. Man glaubte nicht, dieſe Briefe unterdrücken zu müſſen; Thereſe las ſie, beantwortete ſie, blieb ihrem Entſchluſſe getreu, und trat das Probejahr als die eifrigſte aller Novizen an. Im Laufe deſſelben hatte ſie ſogar den Muth ihren Bruder zu ſprechen, der ſo inſtändig darum bat, daß die Oberinn ſowohl, als die Novizenmeiſterinn dafür hielten, weil von

Seiten Thereſens nichts zu beſorgen ſtehe, würde es grauſam ſeyn, ihm ſeinen Wunſch zu verſagen. Die angehende Nonne ſah ihn alſo als einen theueren Bruder, dem ſie die größeſten Verbindlichkeiten hatte; doch wagte ſie es nicht, ihm zu viel Zärtlichkeit zu beweiſen, aus Beſorgniß, eine zu lebhafte Scene zu veranlaſſen. Er ſchien ſie zu verſtehen, richtete ſich nach ihr, und zwang ſich, Herr über ſich zu bleiben. Sonſt war dies eine ſehr entſcheidende Prüfung für Thereſen, ſelbſt die Oberinn zitterte, als ſie den jungen Grafen wieder ſah, und trauete es dem Mädchen nicht zu, einen Anblick auszuhalten, der einen Stein hätte rühren können. Der vormals ſo blühende Jüngling hätte Schellenbergen zu einer Darſtellung des Freund Hein ſitzen können; der Gram hatte ihn aufgezehrt; ſeine Gebeine ſchlotterten in der lockeren Haut; die Augen lagen tief in ihren Höhlen, zwiſchen eingefallenen Schläfen; die bleichen Lippen bedeckten kaum noch die Zähne; der ſchwere Athem, die erdfahle Farbe, kurz: Alles, Alles machte ihn zu einem lebendigen Konterfey der Schwindſucht. Thereſe erſchrack bey der Erſcheinung des jammervollen Märtyrers der Liebe: aber ihr Vorſatz wurde eben dadurch mehr geſtärkt, als entkräftet. Das Grab, in welches ſie ſich lebendig ſtürzte, war eine unüberſteigliche Scheidewand mehr, die ſich zwiſchen ihr und dem Grafen erhob, und ſie hoffte, er würde endlich der Unmöglichkeit nachgeben, indem ſie ſein unwandelbares Herz nach dem ihrigen maß, welches aus etwas leichterem Stoffe gebildet ſchien. Zeit, Entfernung, und kühle Ueberlegung waren bey ihr ſo würkſam geweſen; ſollte von dem allen Nichts auf ihren Bruder würken? nicht jenes gewaltige Feuer zu der ſanften Wärme mäßigen können, die dem Herzen wohlthut, ohne es zu verzehren? — Das wünſchte, das hofte ſie; ja, ſie erwartete es, und glaubte, der Graf würde ſich um deſto eher finden, wenn ſie die Hinderniſſe der Religion zu den Hinderniſſen des Blutes fügte. Zum Unglücke aber war der Graf überzeugt, unmöglich könne etwas der Religion gemäß, in ihr gegründet, und dem höchſten Weſen gefällig ſeyn, was ſo, wie die Klöſter dem Menſchenglück entgegen ſey; und ein Vorurtheil konnte von dem hellen Kopfe nicht erzwingen, was ſelbſt die Ehrfurcht vor weiſen und nothwendigen Geſetzen nicht über ſein Herz erhielt.

Thereſe, welche in ihrem Abſchiede von der Welt eine Partey ergriff, die ſowohl das Nachtheilige ihrer Geburt, als die Verirrungen ihres Herzens beraubt. Thereſe hätte gern ihrem Bruder gerathen, dem Beyſpiele zu folgen, und eine Verbindung zu ſuchen, die ihn von ſeiner erſten Liebe heilen könne: aber ſie war ihrer ſelbſt nicht ſo gewiß, daß ſie ſichs getrauet hätte, ſeine abſchlägige Antwort, ohne geheimes Behagen, oder ſeine Einwilligung ohne Verdruß hören zu können, mithin wagte ſie es nicht, eine gefährliche Situation zu veranlaſſen. Beym Abſchiede bat der Graf, ſie mögte ihm den Tag ihrer Einkleidung wiſſen laſſen, und ſie verſprach es.

Wozu es ihr ſelbſt aber an Muth gebrach, das ſuchte ſie durch die Oberinn ins Werk zu richten. Dieſe wandte ihre ganze Suade an, ihn zu bewegen, daß er in den Armen einer würdigen Gattinn jenes Vergeſſen der Vorzeit ſuchen mögte, welches ſeine Schweſter in dem heiligen Orden, durch deſſen Vermittlung ſie ihr Herz dem Ewigen darbrächte, unfehlbar finden würde. Er hörte ihr eine Weile zu, und als er glaubte, daß ſie ſich erſchöpfet habe, verſicherte er ſie, daß er ihre Theilnehmung und die liebreiche Abſicht ihrer Bemühungen innigſt erkenne, bat aber ihn mit fernern Zure-

den

dem zu verſchonen, und ſich zu begnügen, daß er ſich, ſo viel Thereſen betreffe, zur Vernunft und zur Unterwerfung bequeme. — Ich bewundere, ſprach er, ihre Tugend, die mir das theuere Mädchen noch ehrwürdiger, noch liebenswerther macht; ich lobe ihre Veränderung, und widerſetze mich ihrem Entſchluſſe nicht, von dem ſie die Ruhe hofft, die ich ihr wünſche: aber ihr nachahmen? nein! das ſteht nicht in meiner Gewalt. Alles, was ich vermag, iſt, daß ich ihr meine Verzweiflung verhehle: aber mein Herz kann nie einer andern gehören.

Thereſe erfüllete ihr Verſprechen, und meldete ihm ungefähr einen Monat vor ihrer Einkleidung den Tag, der zur Ablegung des unnatürlichſten Gelübdes angeſetzt war. Sie erhielt keine Antwort, und, trotz aller Reſignation, wuchs ihre Unruhe von Stunde zu Stunde. Der Tag, der ſie auf lebenslang von der Welt trennen ſollte, brach endlich an, und die Feyerlichkeit gieng vor ſich: noch keine Sylbe von dem Grafen. Mit bebender Stimme ſprach ſie das Gelübd, und ihr Herz ſeufzte: Er hat mich vergeſſen! — Vergebens ſuchte ihr banges Auge ihn in den Tempel. Er war nicht zugegen, wie ſie vermuthet hatte. Er konnte es nicht ſeyn, denn Gott hatte bereits des Leidenden ſich erbarmet. In eben der Stunde, in welcher Thereſe den Schleier empfieng, ſenkte man den edlen Unglücklichen ins Grab.

◆

VII.

Referent verdankt das folgende Geſchichtchen der mündlichen Ueberlieferung einer Sächſiſchen Gräfinn, welche es aus dem eignen Munde der Hauptperſon, an der Tafel eines Deutſchen Herzogs empfangen hat. Er giebt es hier, ſo gut er ſich deſſelben nach beynahe dreyßig Jahren erinnert, das heißt: getreu in Abſicht der wichtigſten Umſtände, aber weder mit des Marſchalls noch der Gräfinn eigenen Worten. Ohne demnach etwas mehr als feilſchaugeſchmückte Straußfeder zu ſeyn, hat dieſe hier wenigſtens in ſofern das kleine Verdienſt der Neuheit für die Leſewelt, daß ſie noch in keines Federſchmückers

Bude

Beute geworfen iſt, obwohl es einige giebt, die ihr ähnlich genug ſehen. Uebrigens glaubt Referent, eine Feder, welche ein Maréchal de France an der Tafel eines regierenden Herrn geſliſſentlich fallen ließ, und die von einer Hofdame des Aufnehmens werth geachtet wurde, die dürfe ein ehrbarer Federſchmücker wohl dem ehrbaren Publikum, beiderſeitiger Zucht und Ehrbarkeit unbeſchadet vorlegen. So viel zur Vorklage; und nun zur Sache:

Man weiß wie ſchnell Madame de Pompadour die Helden einander ablöſen ließ, welche unter ihrem Cotillon hervor an die Spitze der franzöſiſchen Heere ſchlüpften. Einige ſchreiben das ihrer Politeſſe zu, welche beſorgte, der große Guelphe Ferdinand möchte es überdrüßig werden, mit einer Handvoll tapfrer Leute immer einen und denſelben Feldherrn zu ſchlagen; andre glauben, ſie habe jeden ihrer Freunde gern ein Pavillon d'Hannovre in der Nähe von Paris gönnen wollen; andre noch ſind der Meynung, ſie habe ſich beſſer darauf verſtanden, ſich einen Liebhaber, und ihrem Liebhaber ein Freudenmädchen, als einen Heerführer zu wählen. — Einer der berühmteſten dieſer Feldherren marſchirte in einem der letzten Jahre des ſiebenjährigen Krieges, mit ſeinem ganzen Heuſchreckenſchwarme, durch einen Strich Weſtphalens, den die Fro-

Irokeſen von der Seine bereits zur Wüſte gemacht hatten. Die Jahreszeit, die dem kriegeriſchen Deutſchen noch eben nicht läſtig fiel, ſchien den froſtigen Franzmännern, deren viele kein Hemde unter der Montur, und noch mehrere keine Strümpfe unter den Kamaſchen hatten, ſchon unerträglich, und behagte dem übelbekleideten Körper ſo wenig, als der kraftvolle Pumpernickel dem ſchwächlichen Magen. Doch entſchädigten ſie ſich einigermaßen in Hinſicht des letzteren durch die Fröſche, an denen kein Mangel in den Sümpfen war. Denn die Störche fanden dort herum in den ausgehauenen Wäldern und verwüſteten Dörfern; nicht mehr wo ſie bauen konnten, und dem deutſchen Soldaten ekelt bekanntlich vor der loſen Speiſe. Beyde ſchmälerten alſo den leichtfüßigen Jägern dieſen Fang nicht.

Dies bey Seite geſetzt, iſt es immer gewiß, daß die franzöſiſche Armee einen der allerbeſchwerlichſten Märſche that, die ſich denken laſſen. Alle Regenwolken des ganzen Himmels ſchienen ſich über Weſtphalen zuſammen gezogen zu haben; die Wege waren grundlos, und wurden durch die erſteren Rüſtwagen, Munitionskarren und Artillerietrains für die folgenden immer grundloſer; Roſſe und Fußknechte blieben hie und da im Schlamme ſtecken, und, was das Herzbrechendſte war: faſt die ganze Toilettenbagage der

Offi

Officiere wurde von dem ewigen Regen völlig durchweichet. Das Rouge à la Pompadour, das Blanc de Perles und die ſonſtigen Schönheitspülverchen waren jämmerlich zu Salben geworden, und der Haarpuder bedurfte nur eines Zuſatzes von Eiern, um ſie und fertiger Pfannenkuchenteig zu ſeyn. Das war ein großes Elend!

Der böſe Herzog Ferdinand beunruhigte überdem noch den Marſch durch die ungeſchminkten Todtenköpfe, die der Geier allerwärts hatte, und durch die Preußiſchen Dragoner, die ſich's getroſt in die Friſur regnen ließen, und keine andre Schminke kannten als Feindesblut; ſo daß der franzöſiſche Lieutenant nicht einmal ruhig bey ſeiner Maitreſſe in der Chaiſe ſitzen konnte, und noch oben drein ihr die Kleider garſtig machte, wenn er nach einem ſolchen Huſch wieder zurück aus dem Schlacker und Moraſte kam. Das war ein erbärmlicher Zuſtand!

Hatten ſie ihr Weſen getrieben, dieſe ſchwarzen und blauen Helden, vor denen, wie Referent mehrmals mit eignen Augen ſah, alles zitterte was Franzmann hieß: ſo führte le diable den verwünſchten Obriſtwachtmeiſter Glaſenapp mit Luckners ungekämmten heiligen Engeln herbey; Meſſieurs mußten abermals aus den Chaiſen, und Zeugen ſeyn wie hie und da ein Bagagewägelchen und ein Trupp Herren mit papiernen Manſchetten weggekapert wurden. Der häßliche Gianaty!

In dieſen trübſeligen Umſtänden brach der Abend an. Für den Dûc und Marſchall von Frankreich, der das Heer kommandirte, war in dem Hauſe eines Landpredigers Quartier gemacht. Es iſt nicht zu leugnen, das Quartier war herzlich elend; Dach und Wände ſperreten das Maul auf; der Regen ſtrömte zu unzähligen Oeffnungen hinein; und es war nicht viel Wahrſcheinlichkeit, daß Monſeigneur im Bette würden trocken bleiben können: aber das Ding war unabänderlich; das Hauptquartier konnte nirgends ſo ſchicklich ſeyn als in dieſem Dorfe, und die Wohnung des Pfarrers war unter allen hieſigen Ruinen noch die erträglichſte. Gleichwohl hieß es keine Kleinigkeit, nur die Lichter brennend zu erhalten, ſo nach Herzensluſt pfiff der Wind durch Mauern und Fenſter. Le maudit pais!

Aber es war der Herren Froſchjäger eigne Schuld, daß es dort an einem guten Obdache ſogar nur für den Hund eines Freundes fehlte. Zu ihrer ewigen Schande weiß jegliches Kind, wie kannibaliſch die feinſte Nation Europens in Deutſchland gehauſet hatte. Hannover und die Länder ſeiner Alliirten

ten litten nicht von Kriegern, ſondern, nach franzöſiſcher Art und Sitte, von Mordbrennern; und die Baſchkiren von der Loire und Rhone autoriſirten ja durch ihr Beyſpiel jene Greuel der Ruſſiſchen Barbarey in Preußen. Ihre eignen Horden waren es, die ſeit einigen Jahren mit den Hütten des friedſamen Landmannes Krieg geführet, und dieſe Gegenden unwirthbar gemacht hatten. Indeſſen peſtirete Monſeigneur, und war entſetzlich ungnädig über das angewieſene Loſament. Der Pfarrer bedauerte von Herzen, daß ſein Haus und Dorf vom Kriege ſo viel gelitten hätten, daß es nunmehr an den alltäglichſten Bequemlichkeiten fehle, und ſetzte als ein Mann der nichts mehr zu verlieren hat hinzu: gleichwohl freue er ſich, daß Son Alteſſe bey ihm doch noch um vieles beſſer wären, als Sie vielerwärts, und ſelbſt in den Vorſtädten von Celle ſeyn würden. — Der Franzoſenhetmann fühlte ſein Unrecht, obgleich er es nicht war, der in Celle den Mordbrenner geſpielet, und dieſe Gegenden verheeret hatte. Er entrunzelte ſeine Stirn, that mit Höflichkeit einige gleichgültige Fragen, und fand an dem Prediger einen ziemlich gelehrten, ſehr vernünftigen, und für einen Deutſchen ſehr witzigen Mann, der ihm Hochachtung abzwang; darauf ſoupirte er in der Geſchwindigkeit mit einem Rebhuhne und einigen petits pâtés aux grenouilles, expedirte ſeine Adjutanten, und warf ſich auf ſein Bette, um wo möglich ein paar Stunden zu ruhen, denn Monſeigneur war ſehr müde, und wollte vor Tage ſchon wieder aufbrechen.

Ein Oberfeldherr hat vermuthlich ein wenig mehr Dinge, die ihm durch den Kopf gehen, als ein Knabe mit dem erſten Portepee, der doch nicht ſelten ſich weiſer dünkt. Kein Wunder alſo, daß es dem Marſchall erſt im Bette einfiel, er habe gleichwohl im Vorbeyfahren ein Gebäude mitten im Dorfe bemerkt, welches ihm in der Dämmerung ſehr anſehnlich vorgekommen ſey. Er ließ den Pfarrer wieder rufen, und fragte unmuthig, aus was für Urſachen man ihm dort kein Quartier gemachet habe? — Weil Monſeigneur dort ſehr unverträgliche Wirthsleute gefunden hätten, verſetzte der Prediger.

"Parbleu! ich werde ſie zur Räſon zu bringen wiſſen!"

Pardonnez-moi! Bey Menſchengedenken iſt noch niemand lebendig wieder herausgekommen, der ſich in jenes Gebäude wagte. Es iſt der Edelhof, Monſeigneur, den aber die Eigenthümer vorlängſt verlaſſen mußten, weil das ganze hölliſche Heer mit allen Haustruppen des Teufels darinne kantonniret.

Der Marſchall ſchlug ein lautes Gelächter auf. Er war von den heilloſen Grundſätzen des Seelenverderbers Voltaire angeſteckt, und hatte es gleich dieſem ſeinen witzigen Landsmanne, den Glauben an Teufel und Geſpenſter lange ſchon den alten Weibern beiderley Geſchlechts überlaſſen. Das Döhnchen, wie ers nannte, ſetzte ihn alſo in guten Humor, und er ſcherzte mit dem Prediger, daß ein ſo verſtändiger Mann über dergleichen Ammenmährchen nicht hinweg ſey. Zugleich aber befahl er ſeinen Leuten, ſtracks in jenem Gebäude ſein Bette aufzuſchlagen. Der ehrliche Pfarrer bat ihn dringend, das Ding unterwegs zu laſſen, denn, ſagte er, mit dem Geſpenſterweſen mag es bewandt ſeyn, wie es will, ſo iſt dies wenigſtens erweisliche Thatſache, daß noch kein Menſch wieder zum Vorſchein gekommen iſt, der ſichs unternahm, dort zu übernachten.

"Ich werde der Erſte ſeyn!"

Erlauben Sie mir Ihnen zu widerſprechen, Sie werden es nicht. —

Er belegte dieſe Verſicherung mit verſchiednen Beyſpielen, und erzählte unter andern, daß noch vor kurzem ein paar franzöſiſche Officiere aller ſeiner Vorſtellungen ungeachtet das Abentheuer gewaghalſet hätten, die aber gleich vielen andern zu ungläubigen oder zu beherzten Leuten, noch jetzt wiederkommen ſollten.

Der Marſchall fragte, ob unter allen dieſen Leuten je ein Maréchal de France geweſen ſey? und als der Paſtor erwiederte: ſeines Wiſſens nicht, ſo gab er ihm lächelnd ſein Ehrenwort, daß er wiederkommen würde, und wiederhohlte ſeine Befehle. Seine Leute, die noch immer gehoffet hatten, des Predigers Vorſtellungen würden ihn bewegen, umarmten ſeine Knie, und baten ihn um der Mutter Gottes willen, ſeinen Vorſatz zu ändern, und ein ſo koſtbares Leben, woran die Wohlfarth von mehr als achtzig tauſend Seelen hange, nicht auszuſetzen: Aber auch das fruchtete nichts. Er beharrete auf ſeinem Entſchluſſe, es lieber mit allen Geſpenſtern die er nicht glaubte aufzunehmen, als Gefahr zu laufen hier in ſeinem Bette zu ertrinken. Meſſieurs mußten alſo gehorchen, und wandelten mit allem was zum Nachtlager eines franzöſiſchen Generals erfoderlich iſt dem Schloſſe zu. — König Friedrich hätte an einem Bund Stroh und ſeinem Mantel genug gehabt.

Zitternd — aber gewiß nicht vor Froſt; denn die Angſt ſich in der Heimath des Teufels zu wiſſen, henkte ihnen Schweißtropfen an jegliches Haar, —

giengen ſie in das erſte beſte Zimmer, welches einigermaßen bewohnbar war, rüſteten es für ihren Herrn zu, machten ein tüchtiges Feuer im Kamin, erleuchteten die Treppe und den Korridor, der zu dem Zimmer führte, und meldeten ihm, daß alles zu ſeiner Aufnahme bereit ſey. Der Prediger ſuchte nochmals ihn herum zu lenken; als er aber ſah, daß all ſein Bitten und Abmahnen nichts verſchlug, ſprach er: Ich waſche meine Hände! Indeſſen, da ich Sie nun doch ſo entſchloſſen finde, ſo wünſchte ich, daß Monſeigneur Dero ganze Armée mitnehmen mögten! —— pour la mettre à l'abri du gros tems, ſetzte er freylich hinzu; und Monſeigneur, dem der launigte Freymuth des Mannes nicht mißfiel, lächelte über den Wunſch, der gewiß von Herzen gieng, ſagte dem Pfarrer gute Nacht, und begab ſich, in Begleitung ſeines Kammerdieners, in das übelberüchtigte Logis. Es war im erſten Stocke, weil in allen Zimmern des Erdgeſchoſſes entweder die Thüren, oder die Fenſter, oder alles beydes fehlte. Er ließ ſich entkleiden und gieng zu Bette. Seine Uhr, ſein Degen und ein Paar gut geladene Piſtolen, nebſt einigen ſcharfen Patronen, lagen neben ihm auf einem Tiſche, auf welchem zwey Flambeaux mit brennenden Wachskerzen ſtanden. Der Kammerdiener ſtreckte ſeinen Leichnam am Kamin, auf ein für ihn bereitetes Lager, und fieng, müde von den Be-

Beſchwerlichkeiten des Tages und den Launen ſeines Herrn, bald an zu ſchnarchen.

Der Marſchall dachte dem allen nach, was ihm der Paſtor geſagt hatte, und fand es je länger je lächerlicher. Er glaubte im Geiſt, alle ſeine Regimenter in Schlachtordnung vor ſich aufmarſchirt zu ſehen, um ſich her die Adjutanten, und die Generale, die nur auf ſeinen Wink warteten, ihre Brigaden ins Feuer zu führen. "Pfuy, ſprach er zu ſich ſelbſt: alle dieſe Legionen unerſchrockner Krieger lachen vielleicht morgen Deiner Befehle, wenn ſie hören, daß ihr Heerführer hier — bald hätte ich geſagt: wie eine alte Femme lag, und ſelbander den Teufel, als wärs ein Preußiſcher Todtenkopf, erwartete! — Nein, den Schimpf will ich nicht verdienen! Weg mit dem ſchnarchenden Lümmel!" — Gedacht, gethan; er weckte den Kammerdiener, und gebot ihm, nach der Pfarre zurück zu kehren und dort zu ſchnarchen. Der Menſch warf ſich auf die Knie, und bat vor Gott und nach Gott, er mögte ihm doch erlauben zu bleiben: aber nein! der Marſchall, der nichts fürchtete, als den Verdacht der Furchtſamkeit, wiederholte ſein Geheiß mit einem Tone, der ſchlechterdings Gehorſam forderte. Halbtodt vor Angſt, ſo mutterſeelen allein, durch das wüſte

Gebäude wandeln zu ſollen, gieng der arme Schelm, und der Marſchall blieb allein.

Bald darauf dachte er: "Was unter Menſchen nothwendig iſt, wird in einem unbewohnten Hauſe überflüßig. Wozu die Schildwachen vor der Thür des Vorzimmers?" — Er ſtand auf, und ſagte den beyden Grenadieren, ſie ſollten ihren Poſten unten bey den anderen am Fuße der Treppe nehmen, damit er durch das Ablöſen nicht im Schlafe geſtöhret würde. — Wie Sie befehlen, mein Général! ſagten die Helden, denen ſich ſchon längſt das Haar unter der Mütze ſträubte, und die ſich das nicht zweymal ſagen ließen. Es war ihnen vermuthlich ſehr gelegen, unten an der Treppe denn noch ſelb vierte, und, bey etwanigen Ereigniſſen, der Hausthür und dem Poſten vor derſelben hübſch nahe zu ſeyn. Ein kluger Soldat denkt zum voraus auf die Retraite.

Der Marſchall ſchloß die Thür wieder ab, ſchob den Riegel vor, ſtellete den Wecker ſeiner Uhr auf drey, und war nun in ſeinem Bette ſo allein, als ein Mann von ſeinem Stande es ſeyn konnte. Ein großes Vorgemach, ein langer Korridor, und eine hohe Treppe ſchieden ihn von allem, was Menſch heißt, und man müßte Alles in der Welt vor der Fauſt weg leugnen, wenn man ſeinen furchtloſen

Muth bezweifeln wollte. Ihm aber war auch das noch nicht hinreichend. Ein beherzter Mann, meynte er, brauche keine Kourage von den Lichtern zu borgen, und damit löſchte er ſeine Wachskerzen aus; doch nahm er vorher Piſtolen und Degen zu ſich ins Bette. Er war herzlich müde, und ein wenig Schlaf würde ihm willkommner geweſen ſeyn, als den Leſern des Modejournals die Theaternachrichten: aber umſonſt wälzte er ſich von einer Seite auf die andre; ihn floh der Schlaf wie einen Unglücklichliebenden, oder wie einen redlichen Mann, der morgen hundert Thaler bezahlen ſoll, und heute noch nicht zum erſten Gulden derſelben Rath weiß. Gleichwohl ſchien hier alles ſehr einſchläfernd zu ſeyn: das Zimmer groß und öde, wies nichts als die nackenden Wände, die durch das Kaminfeuer ſchwach und widerlich erhellet wurden; von ferne hörte man zwar die Ronden und Patrouillen, und das Qui vive der Schildwachen an den Eingängen des Dorfes und vor den Quartieren der Rangofficiere: aber dergleichen ſtöhret die Ruhe eines Soldaten nicht; und im ganzen Schloſſe herrſchte eine ſchauervolle Stille, die nur zuweilen durch die großen Regentropfen unterbrochen wurde, welche ein Windſtoß gegen die Fenſter ſchleuderte. Kein Mäuschen rührte ſich, und der Holzwurm fängt bekanntlich erſt gegen Morgen an zu bohren. Endlich ſchlug das Glöcklein des

Kirchthurms zwölfe. Im Hui änderte ſich die Lage der Dinge ſo, daß man mit einem ganzen Quentchen Opium im Leibe die drey Bände des **Lebens eines Lüderlichen** hätte durchleſen können, ohne nur zu nicken. Ein Knall, als wenn eine ganze Batterie von Dreyßigpfündern abgefeuert würde, erſchütterte das Gebäude bis in ſeine Grundfeſten, und in dem Augenblicke erloſch das Feuer im Kamin, als wäre es ausgegoſſen. Der Marſchall fuhr ein wenig zuſammen, faßte ſich aber gleich wieder, und hörte einen Augenblick nichts mehr, als den Nachhall des Knalles. Bald aber begonnte es von weiten zu toſen und zu rumoren; allmählich kam es näher und näher; über, unter, neben ſeinem Zimmer hauſete und ſauſete es, als würden Rüſtwagen gefahren, Fäſſer gewälzt, Kegel geſchoben, Braupfannen geſchmiedet, Kugeln gerollet, Holz geſpalten, Trommeln gerühret, und auf Keſſeln gepauket. Es wogete vom oberſten Boden bis in den tiefſten Keller. Thüren wurden aufgeriſſen und zugeſchlagen, Ketten wurden Trepp auf, Trepp ab, geſchleift, Waſſermühlen ſchienen zu brauſen, Pochwerke, Eiſenhämmer, mit Einem Worte: alle Arten des gräßlichſten Getöſes wechſelten und vereinigten ſich, und aus allen Winkeln erſcholl Winſeln und Geheul.

Der Callus, womit die Philoſophie das Herz des Marſchalls umzogen hatte, ſchien unter dieſen Umſtänden denn doch nicht ſo recht feſt wider Hieb und Stich zu ſeyn, denn ſein Unglaube fieng ein wenig an zu wanken; indeſſen fiel das ungeheure Toſen nur ſeinen Ohren beſchwerlich, ohne ihm Furcht zu machen. Rührt dieſer Lerm, ſprach er bey ſich ſelbſt, von Geiſtern her, ſo wäre es thöricht ſich zu fürchten; Geiſter ſind unkörperliche Weſen, und können Dir mithin nichts anhaben. Wird er aber von Menſchen bewürkt, — ſteckt etwa eine Spitzbubenrepublik in dieſem Schloſſe, ſo haſt Du nicht viel mehr zu befürchten. Du darfſt nur Deinen Namen nennen. Ein Feldherr in der Mitte ſeines Heeres hat nichts von Leuten zu befahren, die, wenn er morgen nicht wieder zum Vorſchein käme, gewiß ſeyn müſſen, daß von ihrem Schlupfwinkel kein Stein auf dem andern bleiben wird. — Das Räſonnement war ſo ganz übel nicht, obgleich es Lücken genug übrig ließ, an die der Marſchall von Frankreich nicht dachte. Die Geiſter, zum Exempel, konnten ihn in häßliche Schlingen locken, und die Spitzbuben konnten ihm das Lebenslicht ausblaſen, ehe ſie ſich die Mühe gaben, zu erfragen, wer er ſey? — Doch ihn beruhigte ſeine Logik, und das war für den Fall genug. Zuweilen iſt es gut, wenn man nicht gar zu haarſcharf philoſophiret.

Indeſſen es mogten hier Geiſter, wie er halb und halb geneigt wurde, zu glauben, oder Menſchen, welches ihm doch noch wahrſcheinlicher war, ihr Weſen treiben; ſo fand ers immer ein wenig albern, daß ſie um eines einzelnen Mannes willen ſo viel Spektakel machten.

Der Unfug mogte nun wohl eine gute Viertelſtunde creſcendo gedauret haben, als ſich doch Symptome ereigneten, die unmöglich alle von Menſchen hervorgebracht werden konnten, ſondern, wie er ſelbſt nunmehro glaubte, den Höllenbehemoth (mit dem Kirchenliede zu reden,) oder deſſen Engel zu Urhebern haben mußten, denn nun verbreitete ſich der Spuk, ohne draußen aufzuhören, auch bis in ſein Zimmer. Ein ſchneidender Wind pfiff ihm um die Ohren; eiskalte Hände ſtreichelten ihm über die Wangen, und brennendheiße über die Füße; es war als wenn etliche hundert Paar Katzen ſich ihr gräßliches Epithalamium ſchrien, und eben ſo viele Doggen überbelleten das Katzengeheul. Feuerflammen, roth, grün und blau, fuhren aus Decke, Wand und Fußboden, erhelleten das Zimmer auf Augenblicke, ſo, daß er die Stickerey ſeiner Madratze deutlich erkennen konnte, und wechſelten dann wieder mit einer Finſterniß, die zum Greifen war. Das alles konnte noch als Menſchenwerk hingehen; aber ſeine Wachskerzen entzündeten ſich zugleich und erloſchen wieder, aus ſeiner Matratze und aus ſeinem mitgebrachten Feldtiſche fuhren eben ſolche Flammen hervor, als aus den Mauern, während unſichtbare Hände ihn mit ſeinem Feldbette in wiegenartige Bewegung ſetzten. Bey ſeinen eignen mitgebrachten Sachen war keine elektriſche oder mechaniſche Vorrichtung denkbar. Innmittelſt nahm das Getöſe immer zu. Ueber ſeinem Haupte wurden ſchwere Ketten geſchüttelt; Baſſa manelka! Baſſa maſſenga! der ſchröckliche Zuruf des fürchterlichen ſchwarzen Huſſaren ſchallete von allen Seiten in den Galop unzählicher Pferde; Säbel klirreten, Kugeln ziſchten, — kurz, es war ein vermaledeyetes Koncert, welches ſich endlich in ein zwar minder fürchterliches, aber deſto unleidlicheres Weibergezänke und Kindergeheul auflöſete, immer weiter ſich entfernte, und zuletzt ganz ſich verlohr. Nun herrſchte etwa eine Minute lang die tiefſte ödeſte Stille, und der Marſchall, dem noch die Ohren gelleten, ſchmeichelte ſich bereits, daß das Teufelsfeſt zu Ende ſeyn würde. — Urplötzlich flammete eine Feuerpyramide mitten im Gemach, vom Fußboden bis hoch empor an die Decke, leuchtete, ſpielte alle möglichen Farben, und verwandelte ſich allmählich in eine menſchenähnliche ſtrahlende Geſtalt von rieſenmäßiger Größe, welche aus Flamme und Lichtſtrahl zuſammen gewebet ſchien, und das ganze Zimmer, gleich der Mittagsſonne, erhellete. Die Erſcheinung ſah ihn ein Weilchen ſtarr an, näherte ſich dann mit majeſtätiſcher Langſamkeit dem Bette, und winkte dem Marſchall aufzuſtehen. Dieſer hielt ſich bey keinem Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn auf, ſondern griff gelaſſen nach dem Piſtol, zielte richtig, und jagte dem flammenden Rumormeiſter eine Kugel durch die Bruſt, daß ſie in die gegenüberſtehende Wand fuhr. Die Erſcheinung drohete ihm ernſthaft mit dem Finger, als wollte ſie ihm ſeine Unbeſonnenheit verweiſen, und ſchwebte vollends bis an ſein Bette. Hier wiederhohlte ſie ihr Winken, und der Marſchall, der begierig war zu wiſſen, wo hinaus dies alles wolle, ſtand auf und warf den Schlafrock um ſich. Der präſumtive Höllenbürger winkte ihm nunmehr, ihm zu folgen. "Wart, bis ich wieder geladen habe!" ſprach der Feldherr. Die Erſcheinung bewegte den Kopf, wie wenn man jemandes Schwäche bemitleidet, und ſchien zu lächeln, als wollte ſie ſagen: Armer Stackel mit Deinen Schlüſſelbüchſen!

Indeſſen lud er, und das glühende Phänomen gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er eilen möge. "Gieb Geduld! rief der Marſchall: hab ich doch warten müſſen, bis Du kamſt!" Das Geſpenſt legte mit ernſter Gebehrde den Finger auf den Mund, ihm zu bedeuten, hier müſſe nicht geredet werden. Als er fertig war, nahm er den bloßen Degen unter den Arm, und in jede Hand eins ſeiner Piſtolen, wobey die Erſcheinung abermals mit ſpöttelndem Lächeln den Kopf wiegete.

Der Geiſt bewegte ſich nach der Thür. Er ſtreckte nur die Hand gegen ſie aus, und ſie ſprang auf, obgleich der Marſchall gewiß war, ſie verriegelt und abgeſchloſſen zu haben. Die Erſcheinung war wenigſtens noch einmal ſo hoch als die Thür, dennoch ſchwebte ſie hindurch ohne ſich zu bücken: die Mauer und Oberſchwelle waren ihr ſo wenig ein Hinderniß, als Fenſterſcheiben es den Lichtſtrahlen ſind, und es war mithin bloße Politeſſe gegen den Herrn Ataman der Franzkoſaken, daß ſie die Thür aufſprengte. Dieſer folgte ihr auf dem Fuße. Von Zeit zu Zeit ſah ſie ſich nach ihm um; ihr Glanz erleuchtete alles weit um ſich her; ihre Bewegung war kein Gehen, ſondern das Schweben einer Wolke, bald höher, bald niedriger, aber ſtets über dem Boden hin, ohne ihn zu berühren. Das herabfließende Strahlengewand dieſer organiſirten Flamme war diaphan wie ſie ſelbſt; er nahm ſie in demſelben wahr, beynahe wie man den Docht in der Flamme eines Lichtes ſieht, aber heller; denn durch ſie ſelber hindurch konnte er ſtarkmarkirte Gegenſtände, die nahe vor ihr waren, einigermaßen bemerken. Sie führte ihn durch ſeine Antiſchamber, und dann weiter Trepp auf Trepp ab; durch Korridore und Galerien, durch Stuben und Kammern, durch Säle und Salons, durch Küche und Keller, nicht anders als wollte ſie ihn im ganzen Schloſſe orientiren. Allenthalben die ödeſte Einſamkeit und die grauenvolleſte Stille! Jede Thür flog auf, ſobald der Geiſt ſeine Strahlenhand ausſtreckte, und ſchloß ſich wieder, ſobald ſie hindurch waren. Der Marſchall begriff nicht, was aus der endloſen Wanderung herauskommen ſollte, und verlohr die Geduld. "Warſt Du, rief er, vormals etwa Kaſtellan des Schloſſes? Wenn Du ſonſt nichts zu thun haſt als mir die Hausgelegenheit zu zeigen, ſo wärs jetzt genug, dächt ich!" — Der Geiſt blickte ihn gräßlich an, und bedräuete ihn heftig mit aufgehobner Hand, indeß er den Finger der andern auf den Mund legte, Stillſchweigen zu gebieten, vielleicht damit die ſchauerige Todesſtille der mitternächtlichen Stunde ja nicht durch Menſchenſtimme entweihet würde! Indeſſen fuhr er fort ihm vorzuſchweben, und nachdem er ihn durch Ställe und über Heuböden geſchleppet hatte, führte er ihn endlich in einen Hof, der, ſo viel der Marſchall bey dem Lichte ſeines glühenden Wegweiſers, welches dem Tage nichts nachgab, ſehen konnte, keinen weiteren Ausgang hatte. Hier hoffte er endlich ſich das Ende der beſchwerlichen Wallfarth zu erleben, von der er, kalt wie es war, zum wenigſten einen guten Schnupfen davon zu tragen erwartete: aber das hieß ohne den geiſtigen Wirth gerechnet. Der Hof war ſehr geräumig, der Regen ſtark, der Boden ſchlüpfrig und ſchlammigt, und die leichten Babouſchen nebſt dem ſeidnen Schlafröckchen des Marſchalls waren bald innewendig ſo naß wie auswendig; dem Apoſtel des Erebus hergegen ſchien der Platzregen nicht beſchwerlich zu fallen, er leuchtete wie vorher, blieb durchſcheinend wie er im Schloſſe war, und ſah oft zurück ob der Erdenſohn auch richtig folge, freundlich, wenn er nahe hinter ihm war, drohend, wenn er ein paar Schritte zurück blieb. So machte das Geſpenſt dreymal die Tour, aber in einer Schneckenlinie, daß es beym dritten Umgange in dem Mittelpunkte des Hofes war. Hier fühlte der Marſchall plötzlich die Erde unter ſeinen Füßen weichen; er that einen behenden Sprung zurück, und ſah daß er an der Oeffnung eines Souterrains ſtand, die vorher zuverläßig nicht vorhanden war, und über welcher die Erſcheinung bereits ſchwebte. Sie ſenkte ſich hinab, winkte ihm, und er folgte.

Das ſtrahlende Phantom ſchwebte ihm die ſehr verfallene Treppe hinunter ganz langſam, langſam vor, und blickte bey jeglicher etwas mißlichen Stelle hinter ſich, als beſorgte es, er mögte Schaden nehmen. Ueber anderthalbhundert hohe Stufen führten den Feldherrn in den Schooß der Erde hinab, und ſchon glaubte er, es würde bis an den Mittelpunkt derſelben ſo fortgehen, als zuletzt ein großes eiſernes Thor den Paß verſperrete. Das wandelnde Flammengewebe machte ſein gewöhnliches Manövre, und beyde Flügel ſprangen mit einem Getöſe auf, wovon das unermeßliche Gewölbe lange und fürchterlich wiederhallete. Das Souterrain war in Felſen gehauen. Durch viele labyrinthiſche Gänge, die ſich in verſchiedenen Richtungen durchkreuzten, ſchwebte ſein leuchtender Führer vor dem Marſchall her bis zu einem Seitengewölbe, in welchem ein ganz glücklicher Haufen gemünzten Silbers lag. Hier ſtand die Erſcheinung ſtill, und gab ihm durch Zeichen zu vernehmen, daß ihm dieſer anſehnliche Schatz geſchenket ſey. Es ließ ſich das geſagt ſeyn; „Mon Dieu! ſprach er bey ſich ſelbſt: die Weſtphäliſchen Geſpenſter ſind doch ſehr honnete Leute!“ Zugleich bückte er ſich eine der Münzen aufzunehmen, um Bild und Ueberſchrift zu beäugeln: aber das Geſpenſt ergriff mit einer ſo eiskalten Hand die ſeinige, daß ihm alle Nerven erſtarreten, und belehrte ihm durch Pantomime, er müſſe nichts anrühren, ſondern ein Zeichen dabey legen. Der Marſchall beſann ſich nicht lange, und warf ſeipe Nachtmütze auf den Haufen. Der gigantiſche Irrwiſch ſchien mit ſeiner Folgſamkeit zufrieden, und winkte ihm weiter zu gehen. Nach einigem Herumſtreifen durch viele krumme Gänge kamen ſie zu einem zweyten Haufen; die Erſcheinung giebt ihm abermals zu verſtehen, auch dieſer ſey ihm beſtimmt, und deutet an, er ſolle etwas dabey legen. Er wirft einen Pantoffel darauf. Ein dritter Berg bringt ihn um den zweyten Pantoffel, und ein vierter um den Schlafrock. Der hölliſche Johanniswurm leuchtet ihm immer weiter vor, und führt ihn in ein fünftes Gewölbe. Hier hörten die alten ſchimmlichten Thaler [illegible] Gold kam an die Reihe. Wiederhohlung der Cerimonie. Der Anblick war einladend, und den Marſchall dünkte, ein Schatz von vierzig bis funfzig Scheffeln goldner Münzen ſey wohl eins ſeiner Piſtolen werth, deren Unbrauchbarkeit gegen ſeinen durchſichtigen Führer er ohnehin ſchon des breiteren erprobet hatte. Ein zweyter Goldberg koſtet ihn nichts als das zweyte Piſtol, und auf einen dritten, wohl ſo groß als die beyden erſteren zuſammengenommen, wirft er ſeinen Degen.

Nun führet ihn der Legat des Höllenbehemoth durch viele mäandriſche Krümmungen des Labyrinths in einen weitläuftigen Salon. Hier waren ſilberne und goldne Gefäße aller Art und Größe, vom Pokal bis zu dem Geſchirr welches die Bettgardinen bedecken, und vom Schwenkkeſſel bis zur Badewanne in ungeheueren Haufen aufgethürmt; der Leuchter, Schüſſeln, und des ſonſtigen Geräthes nicht zu gedenken. Viele Dinge, die man nie anders als von Holz oder Eiſen zu haben pflegt, waren hier aus gediegenem Silber und Golde. Der Feldherr erſtaunte, und wußte nur nicht, woher er Wagen und Pferde genug nehmen ſollte, all den unſchätzbaren Reichthum zu transportiren. Er war gewiß, daß alle Rüſt- und Bagagewagen, ſo zahlreich ſie im ſiebenjährigen Kriege bey den franzöſiſchen Armeen waren, nicht auslangten, nur die Hälfte dieſer dem Anſehen nach ſeit einer Ewigkeit zuſammengehäuften Schätze wegzubringen, und daß alle Pulvertonnen ſeines Heeres mit einander bey weitem nicht das gemünzte Gold und Silber faſſen könnten. Gleichwohl war er nicht willens, nur Einen verſchimmelten Thaler, noch weniger eine einzige goldne Lichtputze oder Senflöffel im Stiche zu laſſen.

Aber auch dieſes Geſchenk ſollte durch ein hingelegtes Zeichen in Beſitz genommen werden, und Monſeigneur hatten nichts mehr, als Dero Hemde. Sie zogen es aus, warfen es auf einen der größeſten Py-

Pyramiden, und trabten in dem leichten Ajuſtement welches Mutter Natur Ihnen verliehen hatte, hinter dem phoſphoreſcirenden Führer her. Aber aller Welt Reichthümer ſchützen nicht ſo gut wider den Froſt, als ein einziger guter Fuchspelz! Monſeigneur in ſeiner ungewohnten Nudität machte die Erfahrung davon. Er war reicher als alle Könige und alle Juden der Erden, und ihn fror, daß er die Kollik hätte kriegen mögen; vergebens wechſelte er mit kurzem Hundetrott und hüpfendem Tanzmeiſtergang, um ſich ein wenig zu erwärmen: das Souterrain war der excellenteſte Eiskeller den es jemals gegeben hat; und die [illegible] der transparenten Geſellen, ſo entbehrlich ſie das Sonnenlicht machten, hätten übrigens von erwärmender Kraft gerade ſo viel als eine Schellfiſchnaſe, oder ein Nordlicht. Seine einzige Hoffnung war, daß die ſubterraniſche Proceſſion bald ein Ende nehmen würde. Er hätte eine gar höfliche Supplik desfalls ſchon auf der Zunge: aber er verſchlukte ſie wieder, aus Beyſorge, ſein Pharos, der, wie er ſchon zwier geſehen hatte, der Redſeligkeit faſt abhold war, mögte am unrechten Orte aufhören die Honneurs zu machen. Ließ ihn Lucifers Deputirter hier im Stiche, ſo war nichts entſchiedner, als daß er im Dunkeln nie den Rückweg aus dieſen verſchlungenen Irrgängen treffen würde. Und fürwahr, er hatte nicht Lust, im Reiche der Gnomen, wo seine Armee, wenn sie auch alle Spürhunde der Pariser Policey zu Hülfe nahm, ihn weder vermuthet noch gefunden hätte, vor Frost und Hunger umzukommen. Um also einen Schabernack dieser Art wenigstens nicht zu veranlassen, trippelte er harpokratisch hinter dem schwebenden Rengebere drein, nicht ohne Besorgniß daß es verschwinden mögte, bevor es ihn aus dem Eingeweide der Erde wieder bis auf die Oberfläche derselben bugsiret hätte. In dieser geheimen Unruhe bestättigten ihn verschiedne Menschenschädel und ganze Gerippe, die sich nun in seinem Wege fanden, und immer häufiger wurden, so daß es zuletzt um ihn her wie in einem Beinhause aussah. Bald fand er sogar [illegible] noch nicht völlig vermoderte Leichname, die er an ihren Kleidern für Officiere vom Regiment Auvergne zu erkennen glaubte. Er zweifelte nicht, daß diese es seyn würden, von denen ihm der Pfarrer gesagt hatte, und muthmaßte, daß sie gleich ihm von dem gefährlichen Gesellen hieher gelokt, an den üblen Influenzen einer totalen Gespensterfinsterniß gestorben wären. Es reuete ihn, daß er sich nicht vorher einen wohlverklausulirten Salvum Konduktum von dem delegirten Beelzebubs hatte ertheilen lassen; doch faßte er Herz, schritt über die Leichname hinweg, und beſchloß, wie es auch gehen mögte, ſein Abentheuer bis zu Ende zu beſtehen, — obwohl es ihm von Zeit zu Zeit ein biſſel eishafter durchs Rückgrad hinabſchauerte.

In dieſer Faſſung ließ er ſich von dem Flammenkompan noch durch viele dädaliſche Gänge laleriren, bis zu einer Art von kleinen Kabinet, in welchem ſo ebenhin für ihn und die Strahlengeſtalt Raum genug war. Das viele was er erhalten hatte, ſchärfte, wie es zu gehen pflegt, nur den Durſt nach mehrerem; er erwartete hier nichts geringers, als hoch aufgeſchichtete Berge von Goldbarren, und ſtutzte wie er nichts als einen Kaſten etwan anderthalb Fuß hoch, und eben ſo lang und breit antraf. Freylich war der Kaſten von flammenden Golde; doch was machten ihm die paar Lumpencentner Gold mehr oder weniger, die der Bettel wiegen konnte, wenn er nun auch voller Dukaten war? — Aber ihm giengen die Augen über, als das Geſpenſt die leuchtende Rechte, dieſen allgewaltigen Hauptſchlüſſel, ausſtreckte, und der Deckel des Kaſtens in die Höhe flog! Brillianten von Erbſengröße bis zur Haſelnuß, einige gar wie die dickſten langbärtigen Nüſſe, und noch größer, funkelten ihm entgegen! Für den Viertelkaſten hätte man die Welt kaufen können!

Die belebte Scheinlampe gab ihm zu verſtehen, auch dieſes ſey ihm beſcheret, zuckte aber die Achſeln, und machte einige Geſtus, welche deutlich anzeigten, weiter habe ſie nichts. Der Marſchall fühlte ſich kaum vor Freude, gerieth aber doch in einige Verlegenheit, als die freygebige Feuerſäule ihn auf die gewohnte Art bedeutete, er müſſe auch dieſes Acceſſorium ſeines Glückes durch ein beygelegtes Zeichen in Poſſeß nehmen. Was konnte er hinzulegen ſo wie er da ſtand, im Paradieſiſchem Koſtume, ohne Kleider, ohne alles? Geſetzt er hätte, wozu er ſehr bereit war, einen Finger aus der Hand geben wollen, ſo fehlte ihm ein Meſſer zur Amputation. Demüthig ſuchte er dem Phantom ſeine Verlegenheit zu verſtändigen: aber der [illegible] ergrimmte über ſeine Tergiverſation, und ſchüttelte ſich vor Zorn, daß Flammen und Funken weit umher ſprüheten. Schon ſtreckte er ſeine feurige Hand gegen den Marſchall aus, der nichts geringers befürchtete, als daß ihm der Dämon den Hals umdrehen würde. Dieſes, und vielleicht die vorhergegangene Erkältung führten ihn auf die Erinnerung, daß er doch noch Etwas bey ſich trage, was zum Zeichen dienen könne. Den Brillianten, dachte er, wird das nicht ſchaden. Satans Emiſſar ſchien in ſeiner Seele zu leſen, und klopfte freudig in die Hände! Monſeigneur ſetzte ſich über den Kaſten in Poſitur, ließ ſichs ein wenig ſauer werden, das Dokument der Beſitznehmung recht vollſtändig zu liefern, erwachte durch dieſe Anſtrengung von dem wunderlichen Traume, und fand ſich in den Ruinen des Pfarrhauſes in eben dem Bette, worauf er ſich geworfen hatte, nur mit der kleinen Differenz, daß der Marſchall von Frankreich ſo hübſch in ſeinem letzten Zeichen lag, daß eine der Badewannen ihm jetzt das wünſchenswürdigſte Stück aus ſeinem ganzen Traume ſchien, wäre es ſtatt des Goldes auch nur gemeine Bötticherarbeit geweſen.

Verbeſſerungen.

Manches kontrebande Komma oder Semikolon, welches hie und da der Aufmerkſamkeit des Korrekters entſchlupfet iſt, wird der Leſer ſchon von ſelbſt finden und verzeihen. Auch iſt die allgemeine Anzeige hinreichend, daß an mehreren Stellen Ball, feſt, mochte, vermochte gedruckt iſt, ſtatt Bal, veſt, mogte, vermogte, wie ich zu ſchreiben gewohnt bin. Aber folgende Druckfehler bitte ich vor dem Leſen zu verbeſſern, und mit der weiten Entlegenheit meines Aufenthalts vom Druckorte zu entſchuldigen.

S. 3. Z. 5. für fanden lies: befanden. S. 20. Z. 2. für alles ihr l. alles ſie. S. 21. Z. 1. für kriegen lies kriechen. S. 22. Z. 15. für zuſtöſen l. zuſtoſen. [illegible] Z. 3. v. u. für reiſenden l. reiſſenden. S. 32. Z. 9. für Stuckerey l. Stikkerey. S. 41. Z. 16. für Fleiſes l. Fleißes. S. 70. Z. 7. für erdpfahles lies erdfahles. S. 96. Z. 16. für Luftſpringen lies Luftſprungen. S. 99. Z. 4. v. u. für floh lies flog. S. 114. Z. 15. für [illegible] l. Schloßgraben. S. 115. Z. 11. lies: kam er, zum Beweiſe daß. S. 116. Z. 14. für laß l. las. S. 122. Z. 3. für den l. dem. S. 143. Z. 2. für Deiner l. Deine. S. 150. Z. 6. für hren l. ihrem. S. 157. Z. 8. für Klaſſeeinnen lies Klariſſerinnen. S. 159. Z. 7. für den l. dem. S. 185. Z. 9. für nichts lies Nichts.

Straußfedern.

Fortgeſetzt
von
dem Verfaſſer des Siegfried von Lindenberg.

Dritter Band.

Berlin und Stettin
bey Friedrich Nicolai, 1791.

Universitäts-
München
Bibliothek

VIII.

Traue keinem verſöhnten Feinde! ſagt das Sprüchwort, und es hat Recht; denn es iſt, wie alle Srüchwörter, ein alter Erfahrungsſatz; aber es würde ſich beſtimmter ausdrücken, wenn es ſpräche: Traue demjenigen ſo leicht nicht wieder, der Dich Einmal vorſetzlich beleidigte. Man hat tauſend Beyſpiele, daß der Beleidigte von ganzem Herzen verzeihet, gegen eins, wo der Beleidiger aufrichtig vergeben hätte. Das klingt widerſinnig, aber es iſt wahr, ſeitdem die Welt ſteht; es läßt ſich leicht erklären; es wird durch jegliches Menſchen Erfahrung beſtätiget: gleichwohl iſts eben ſo gut, als ob es noch nie geſagt wäre. Gutmüthige Leute werden immer am erſten von jener Klugheit verlaſſen, die der Schalk nie aus den Augen läſſet. Ihnen zu Liebe hat Referent die folgende Geſchichte aufgefriſchet. Man muß verzeihen! das iſt brav; das iſt edel. Aber Thorheit iſts, die ſich gemeiniglich ſelbſt beſtrafet, wenn man ſich mit dem Manne wohl verwahret glaubt, dem man ſchon einmal etwas zu vergeben hatte.

Baron Kurd, ein junger Schleſiſcher Edelmann, war des alten, reichen und wunderlichen Grafen Wenzels Grenznachbar. Jenem gaben Freund und Feind das Zeugniß, daß er einer der liebenswürdigſten Menſchen ſey; dieſer hingegen war ein Iſegrimm, der auf ſeine Ahnen und Ehrenſtellen und alten Thalerſäcke pochte, daß es eine Art hatte, und alles in der Welt für Schoſel achtete, was von dieſen drey Seiten her nicht ſo pochen durfte als er. Da die Wildbahnen dieſer beyden Edelleute an einander grenzten, und Kurd den widerwärtigen Humor des alten Nachbars Brandpots kannte: ſo ermahnete er die Seinigen, beſonders ſeine Jäger und Förſter zum öftern, alles zu vermeiden, was dem Grafen irgend einigen Vorwand zum Krakeelen bieten könne, in zweifelhaften Fällen lieber fünf gerade ſeyn zu laſſen, und bey Kleinigkeiten allenfalls Ein Auge zuzuthun, damit, wenn ja die nachbarliche Eintracht dermaleinſt gebrochen würde, er und die Seinigen in alle Wege ſchuldlos ſeyn mögten. Er fürchtete den Grafen nicht, aber er liebte den bürgerlichen Frieden, und haßte aus wahrer Liebe zur Gerechtigkeit den Teufel ſelbſt noch etwas weniger, als die geblendete Dame Themis und ihren beutelſegenden und ruhezerſtöhrenden Anhang. Zudem wußte er ſehr gut, daß nächſt einer eiferſüchtigen Frau niemand einem das Leben ſo blutſauer machen könne, als ein böſer Nachbar, der nicht Luſt hat Frieden zu halten. So lange es alſo nur einigermaßen mit Ehren angieng, ließ er das bekannte: Affe, was haſt du wackre Kinder! ſtets die Baſis ſeines Betragens gegen den Nachbar Wunderlich ſeyn.

Graf Wenzel hingegen hielt es für jedermanns verfluchte Schuldigkeit, Segel vor ihm zu ſtreichen, alſo nahm er des gutmüthigen Nachbars Nachgeben in Kleinigkeiten für gebührenden Reſpekt, ſo wie deſſen Durchdiefingerſehen bey nicht ganz verächtlichen Vorfällen für Furchtſamkeit, und wurde in eben dem Maaße inſolent, in welchem der Baron ſich der Mäßigung befliß, ſo daß er nach und nach ſich immer dreuſtere Eingriffe in deſſen Gerechtſamen erlaubte, und endlich ſo weit gieng, mehr als fünfhundert Gänge über die Grenze hinüber, angeſichts der freyherrlichen Bedienten ein Stück Hochwild zu pürſchen. Jedermann weiß,

daß

daß Jagdgerechtigkeit ein kitzliches Kräutlein Rührmichnicht ſey; und Baron **Kurd**, der ſchon hundert ſolcherley Vorfälle ignoriret hatte, wo etwa nur von einem Grünſpechte, oder allenfalls von einem Sperlinge mit langen Ohren die Rede geweſen war, hielt es beydes für ſchimpflich und gefährlich, hier zu ſchweigen. Doch wollte er nicht ſtracks mit dem Schwerdte der Gerechtigkeit dreinſchlagen, ſondern er ſchrieb zuvor höflich doch ernſtlich an den Nachbarsmann, um wo möglich ohne offne Fehde mit ihm auseinander zu kommen. Doch befahl er zugleich ſeinen Forſt- und Jagdbedienten, jeglichem, weß Standes er ſey, der ſich in ſeinen Wildbahnen mit Gewehr betreten ließe, ohne den Rechten gemäß den Stein abgeſchroben zu haben, flugs das Gewehr zu nehmen; welcher Befehl denn auch an den gehörigen Orten angeſchlagen wurde.

Statt des Barons Mäßigung als eine freundſchaftliche Höflichkeit zu erkennen, nahm der Nachbar deſſen Zuſchrift ſehr griesgrämig auf, zerriß ſie, warf ſie dem Ueberbringer ins Geſicht, und ſprach von Strohjunkern, und von der Hetzpeitſche, wenn ihm ſolche Boten fürder zu Geſichte kämen. Nun waren alſo die ernſthafteſten Folgen unvermeidlich, und jedermanns Aufmerkſamkeit war auf dieſen Handel gerichtet. Zu allem Glücke fügte ſichs, daß der Biſchof von Breslau in dieſe Gegend kam.

Dieſer Prälat kannte beyde Parteyen ſehr gut, beſonders den Grafen, deſſen Gemahlinn ſeine Nichte war; er ſchlug ſich ins Mittel, führte mit vieler Mühe den Grafen unter vier Augen zur Erkenntniß ſeines Unrechts, brachte ſodann die beyden Nachbarn zuſammen, und ſöhnte ſie aus. Der Baron nahm ſich bey dieſer Zuſammenkunft mit ſeiner gewöhnlichen Großmuth, und wollte von keiner Genugthuung hören, ſondern wie der Graf nur den Mund zur Entſchuldigung öffnete, umarmte er ihn, und bat, Se. Excellenz möchten einer Irrung nicht mehr gedenken, die ihm nur desfalls unangenehm geweſen ſey, weil ſie das gute Vernehmen zwiſchen ihm und einem Nachbar, deſſen Freundſchaft er zu ſchätzen wiſſe, unterbrochen habe. Der Graf beantwortete dieſe Höflichkeit wie ſichs gehörte, und der Prälat, der den Baron, obgleich er ein Proteſtant war, ſehr ſchätzte, that alles was er konnte, um dieſe Ausſöhnung zu beveſtigen. Am folgenden Tage ſtattete der Baron einen Beſuch bey dem alten Grafen ab, welchen dieſer in Geſellſchaft des Biſchofs erwiederte. Sie luden einander zu ihren Schmäußen und Jagdpartien; alles war will und wohl, und das Reich Gottes ſchien gut verwahret.

Abſeiten des Barons war das auch ſo; er hatte als beleidigter Theil dem Grafen aus Herzensgrunde vergeben; und weil dieſer ſich jetzt außerordentlich gut gegen ihn nahm, ſo freuete er ſich, aus einem bitterböſen Nachbar einen guten Freund gemacht zu haben. Bey dem Iſegrimm hingegen war das nicht ſo. Er hielt des edelmüthigen Nachbars freundſchaftliches Betragen für Verſtellung; er vergab es ihm nicht, Recht zu klagen gehabt zu haben, und glaubte nicht, daß ein ſo muthwillig beleidigter Mann es gut mit ihm meynen könne. Nach ſich maß er den Baron, und trauete ihm nicht, da von ſeiner eignen Seite die Ausſöhnung nur geheuchelt war. Alſo haſſete er ihn von ganzem Herzen; indeſſen als ein alter Hofmann barg er den Schalk meiſterlich, und lauerte auf Gelegenheit, ſein Müthchen zu kühlen, wie der Kater auf die Maus. Nun bot ſich ihm zwar manch kleines Gelegenheitchen, dem Baron ein böſes Stündlein zu machen: aber die verachtete er ſchlau, und machte jenen dadurch ſicher, in Hoffnung, daß ſich wohl einmal Umſtände ereignen würden, wo ers dem Baron recht im vollen Maaße empfinden laſſen könne, was es auf ſich habe, von einem ſolchen Manne gehaſſet zu ſeyn!

So vergiengen ein paar Jahre. Das Vertrauen des Barons ſtieg ſo hoch, daß er ſogar den Grafen, der übrigens ein weltkluger und in Geſchäften ſehr geübter Herr war, in mancher wichtigen Angelegenheit zu Rathe zog. Dieſer glaubte, Freund **Kurd** wolle ihm nur an den Puls fühlen, und rieth ihm ſtets auf die beſte Art. Endlich wurde **Kurd** durch eine Erbſchaft genöthiget, eine Reiſe nach Berlin zu thun. Die Sache fand ſich durch die Rechtsgelehrten, welche die Hände darinn gehabt hatten, ziemlich verwickelt, und erfoderte ſeine Gegenwart auf eine längere Zeit, als er geglaubet hatte. Dadurch wurde das Kommerz mit Nachbar **Wenzel** einſtweilen unterbrochen.

Bis dahin hatte ſich der Baron gegen mancherley Anträge tapfer gewehret, welche ſämtlich dahin zielten, ihm eine Konſortinn zu Tiſch und zu Bett zu geben. Nicht als ob er ein Feind oder Verächter des ehelichen Standes geweſen wäre, denn dazu war der Mann zu edel und zu gut; ſondern ſtatt die Abſicht zu haben, ſein Geld mit anderm Gelde zu verkuppeln, war er vielmehr aufs veſteſte entſchloſſen, entweder ſein Herz mit einem Herzen zu verbinden, oder in Ermangelung ſolcher Ausſichten lieber im Cölibat zu bleiben. Noch hatte der kleine geflügelte Schäker ihn nicht gehohnneckt; die Mädel in ſeinem Reviere hatten ihn umſonſt aus blauen oder grauen oder braunen Augen die Verſicherung leſen laſſen, daß er eine milde Siegerin finden würde; umſonſt hatte ſo manche, troz aller Arbeitsſcheu, ihr Strickzeug mit in Geſellſchaft genommen, um ihre kleine Hand zu zeigen; vergebens hatte ſo manche den ſchönen Buſen nur dünne beflohret; vergebens entwickelte ſo manche im geflügelten Tanze die Grazie des ſchönſten Baues und der geſchmeidigſten Leichtigkeit: von allen entwickelte ihm keine ſo viel Feinheit des Verſtandes und Güte des Herzens, als er von einer Gefährtinn ſeines ganzen Lebens wünſchte; mithin glitten alle die Pfeile, die aus Augen, Händen, Buſen, Taillen, Füßen, und was Amor ſonſt für Flitzbögen haben mag, geflogen kamen, an ſeinem Herzen ab, oder machten höchſtens eine ſo leichte Schramme, daß vier und zwanzig Stunden nachher keine Spur davon übrig war.

Aber in dem königlichen Berlin erwartete ihn der ſiegſichere Schütze. Dort lebte in ſtiller Eingezogenheit, von wenigen genau gekannt, von jedermann bewundert, die ſchöne **Adelheid**, ein Mädchen voll himmliſcher Reize, wie die Göttinn von Amathunt, ausgebildeten Geiſtes wie Minerva, witzig wie **Lichtenberg**, reich genug an Ahnen und Gelde für jeden, der nicht Fürſt war, und bey dem allen ſanft wie die Grazien, und beſcheiden wie das liebliche Veilchen im Thal. Eine vortreffliche Mutter hatte ſelbſt ſie erzogen, ohne eins der franzöſiſchen Sträußermädchen, welche in Deutſchland die Mamſell ſpielen, zu Hülfe zu nehmen. Dieſe Mutter war ſeit zwey Jahren todt, und **Adelheid** lebte in dem Hauſe ihres Vaters in freywilliger Klauſur könnte man ſagen; denn man ſah ſie nur ſelten in Geſellſchaften und faſt nie in den Schauſpielen und andern öffentlichen Beluſtigungen; ſie wußte daheim die ſüßlichten Wente von ſich zu entfernen, ſtopfte aus guten Gründen ſtracks einem jeden den Mund, der irgends Miene machte, ihr ein Herzensſpolium Schuld zu geben, wenn es auch der wackerſte Mann war, und befliß ſich eines ſolchen Wandels, daß ſelbſt des übelberüchtigten Ehrn **Blaſius** famoſes **liebBeckſchen**, welche doch wohl bey Leibesleben die ehrloſeſte Meuchelmörderinn aller guten Namen war, es nimmer würde gewagt haben, ihre Natterzunge an **Adelheids** Unbeſcholtenheit zu üben. Das iſt alles geſagt, was ſich ſagen läſſet.

Adelheidens liebſte, aber auch faſt tägliche Geſellſchaft war die junge Baronne **Wilhelmine**, ein liebenswürdiges Frauenzimmer, lebhaft, geiſtreich und gut; wenn ihre Freundinn nicht zugegen war, fand man ſie ſehr ſchön; aber ſah man beyde neben einander, ſo war es freylich als wenn die Morgenſonne und der untergehende Mond zugleich über dem Horizonte ſind. Die beyden Schönen waren innige Freundinnen; heute war **Adelheid** bey der Baronne, und dieſe war morgen bey jener. So hielten ſie es, ſo viel ſichs thun ließ, Tag für Tag. Baron **Kurd** lernte **Adelheiden**

bey **Wilhelminen** kennen, welche ſeines Vatersbruders Tochter war, und bey ihrer verwittweten Mutter faſt eben ſo eingezogen lebte, als **Adelheid** bey ihrem Vater. Von dieſer Stunde an waren alle die blauen und grauen und braunen Augen u. ſ. w. in ſeiner Heimath gerächet, und **Kurd** lebte nur für **Adelheiden.**

Er lauerte bald den Typus der Wechſelbeſuche aus, und wußte ſich immer ſo einzurichten, daß er das ſchöne Mädchen mit dem dunkelblauen ſeelenvollen Auge bey ſeiner Kouſine fand, wenn er die Tante beſuchte; und daß er der Tante jetzt ſehr fleißig aufwartete, verſteht ſich von ſelbſt. **Adelheiden** war es gar nicht auffallend ihn dort ſehr oft zu treffen; denn was iſt natürlicher, als daß ein Neffe, der fremd in einer Stadt iſt, ſeiner dort einheimiſchen Tante fleißig zuſpricht? Zwar unterhielt er ſich wohl ſo viel mit ihr, wie mit den beyden andern Damen: aber einmal war das ja immer in Gegenwart der reſpektablen Tante; zweytens, ſo vielfältig er den Stoff der Unterhaltung abzuwechſeln wußte, ſo lenkte er das Geſpräch doch nie auf Liebe; und wenn er ſie, ſo oft ſie früher aufbrach als er, nun auch in ihren Wagen führte, oder ſonſt Gelegenheit nahm, ihr einige Höflichkeiten zu erweiſen, ſo waren die letztern immer durch die gegenwärtigen Umſtände veranlaſſet, und alles mit einander nichts weiter, als jene feinere Aufmerkſamkeit, die das ſchönere Geſchlecht von allen geſitteten Perſonen des ſtärkeren zu fodern berechtiget iſt. Daß er aber manchmal die veranlaſſenden Umſtände mit groſſer Feinheit herbeyzuführen wußte, das entgieng ihrem in Abſicht ſeiner völlig unbefangenen Beobachtungsgeiſte. Und wie konnt' es anders ſeyn, da ihm die gute Kouſine treulich die Hand bot?

So ſchlich ſich der ſchlaue Mann unvermerkt in ihr Herz. Ohne durch die mindeſte Spur zu verrathen, daß er bis über beyde Ohren in das Netz des kleinen Gottes gefallen ſey, war er ſtets heiter, aufgeweckt, zeigte ſeinen Verſtand, ſeinen feinen aber argloſen Witz, und die vielen ſchönen Seiten ſeines Herzens. Er flößte ihr die Hochachtung ein, die er wirklich verdiente, und allmählich verwandelte dieſe ſich in zärtere Gefühle. Seine Kouſine war es, die ihm dieſen Plan vorgezeichnet hatte, als den einzigen zwar nicht unfehlbaren, aber möglichen Pfad zu dem Herzen ihrer ſchönen Freundinn. Aus guter Kenntniß hatte ſie ihm die Warnung gegeben, daß ein jedes andres Benehmen und zu voreilige Beweiſe von Liebe **Adelheiden** unfehlbar revoltiren wurden; und **Kurd** hatte allen erfoderlichen Verſtand, einen klugen Rath anzunehmen und zu benutzen. Ihrerſeits legte Kouſine **Minna** denn auch die kleinen runden Hände nicht in den Schooß. Sie billigte den ihres irrigen Bedünkens etwas romantiſchen Hang zur Herzensunabhängigkeit nicht, von welchem ihre liebe Freundinn Fait machte, und war überzeugt, daß ihr edler Vetter ganz der Mann ſey, der **Adelheiden** glücklich machen könne. Demnach wußte ſie ſtets auf eine ungekünſtelte Art Gelegenheiten zu finden, des lieben Kouſins in Ehren zu gedenken. Sie gab ſich nie das Anſehen, als wolle ſie **Adelheiden** auf den Werth ſeines Herzens, oder überhaupt nur auf einen ſeiner vielen Vorzüge aufmerkſam machen: ſie hatte nur immer etwas von ihm zu erzählen, ſein Zeugniß anzuführen, auf ſein Urtheil ſich zu beziehen, ein Billet von ihm mitzutheilen, oder wegen eines andern, welches ſie an ihn zu ſchreiben hatte, die Freundinn in Rath zu nehmen. So ward Baron **Kurd** ein Theil von **Adelheidens** Herzen, ehe das ſchöne Mädchen es gewahrete; Minna hingegen bemerkte mit Luchsaugen jeglichen kleinen Fortſchritt. Es gedieh allmählich ſo weit, daß, wenn Minna den Kouſin tadelte oder ſich über ihn beklagte, **Adelheid** den Abweſenden mit einer Wärme vertheidigte, mit einer Wärme, die deutlich genug verrieth, daß der Baron nunmehro mit einer beſtimmten Erklärung nichts mehr wagen würde.

Sobald die gute Kouſine dem lieben Vetter dieſe Gewißheit gab, ſäumte er nicht das Eiſen zu ſchmieden, derweile es glühete. Die Schöne gerieth in merkliche Verwirrung; das war kein ſchlimmes Zeichen. Der Baron war dringend, und erkämpfte von einem Mädchen, welches nicht gewohnt war ſich zu zieren, gar bald die günſtige Antwort: Ihre Hand ſey von dem Willen ihres Vaters abhängig; beſtimme dieſer ſie dem Herrn Baron, ſo würde ſie ſich ihren Gehorſam wenigſtens nicht zum Verdienſt anrechnen.

Baron **Kurd** ſteckte ſich hinter einen vornehmen Freund, der das Herzensnegoz am beſten bey dem Vater betreiben konnte. Papa warf zwar den Antrag eben nicht weit von ſich; denn der Baron war reich, jung, liebenswürdig und von gutem Adel. Gleichwohl ſieht es doch aus, als ſey man mit ſeiner Tochter verlegen, wenn man ſo ſtracks zuplumpt; alſo nahm er einige Dilation zu reiflicher Ueberlegung der Sache, auch Einholung benothdürftigter Erkundigung, und präfigirte Terminum zur Abgabe ſeines Beſcheides über einen Monat a dato. Der Baron ließ ſich dieſes Aufſchubs wegen keine grauen Haare wachſen. Wenn es nur auf Erkundigungen ankam, ſo war er ſeiner Sache darinn ſehr gewiß, daß keine einzige Nachricht zu ſeinem Nachtheile lauten konnte, oder ſie mußte offenbar erlogen, mithin ohne Mühe zu widerlegen ſeyn. Seine Güter waren frey und im beſten Stande; ſeine baaren Kapitale waren ſicher belegt; ſein Stammbaum war ohne Tadel, und an ſeinem Charakter war gleichfalls nichts auszuſetzen. Er hatte keuſch und züchtig gelebt in Worten und Werken: daraus ließ ſich präſumiren, er werde ſein Gemahl lieben und ehren, wie ſolches der ſelige Lutherus in ſeinem Kommentar über das ſechſte Gebot fodert. Eines ſo guten Leumunds ſich bewußt, war er ſehr ruhig, und wandte dieſe Zwiſchenzeit an, ſich in der Gunſt ſeiner theueren **Adelheid** immer veſter zu ſetzen. Das gelang ihm nun freylich, aber dennoch konnte er aus dem Munde des lieben Mädchens kein ausdrückliches Geſtändniß erhalten, und mußte ſich bloß an **Wilhelminens** Verſicherungen begnügen, daß ſeine Aktien täglich ſtiegen.

Adelheid's Zurückhaltung war kein Eigenſinn, mauvaiſe honte, noch irgend etwas, das ſich in die weitſchichtige Rubrik weiblicher Launen bringen ließe. Gern hätte ſie dem lieben Jungen die Freude gemacht, ihm ihre Zärtlichkeit ſo warm zu ſchwören, als ihr Herz ſie empfand: aber dieſes Herz war voll ſorgſamer Ahnungen! Sie kannte ihren Vater, und hielt ſich abſeiten ſeiner nicht eher für ſicher, als bis das: **Hans, wilſt du Gretchen zum ehelichen Gemahl haben?** Antwort: **Ja!**

Ja!, ſamt allem was dem anhängig, in beſter Form abgethan ſeyn würde. Dieſe Beſorgniß, und ihr veſter Entſchluß, ſich dem Willen ihres Vaters zu unterwerfen, feſſelten ihr die Zunge. Sie wollte dem Baron kein Recht geben, ſie heute oder morgen treulos, undankbar u. ſ. w. zu ſchelten.

Ihre Ahnungen waren nicht eitel. Papa, dem der junge Mann zwar ſehr gefiel, erkundigte ſich doch hie und da nach ihm, und fand ihn bey allen rechtſchaffnen Leuten als einen jungen Herrn von außerordentlichem Werthe akkreditiret, deſſen Vermögen ſehr beträchtlich ſey. Papa hörte das letztere ſehr gern, und ſah den perſönlichen Werth, nun er Einmal da war, als eine Sache an, die ebenfalls nicht ganz zu verachten iſt, obwohl er dafür hielt, daß man, wenn die Hauptpunkte: **Geburt** und **Vermögen**, nur ihre Richtigkeit hätten, auf ſo winzige Nebenumſtände bey der Zuſammenjochung hofmänniſcher Deſcendenz nicht eben ſo genau zu ſehen brauche. Indeſſen wußte er, daß, nach dem Sprüchwort, alle Freyer reich ſind, und wollte auf kein bloßes Hörenſagen zu Werke gehen. Da er nun erfahren hatte, daß ſein alter Univerſitätsfreund, Graf **Wenzel**, des Freyherrn **Kurd von** *** Grenznachbar ſey: ſo dachte er, eine Frage ſteht frey, und beſchloß, dieſen Herrn zu Rathe zu ziehen.

Graf Iſegrimm freuete ſich, als er das Sendſchreiben ſeines alten Kameraden empfieng. Eine geheime Stimme flüſterte ihm zu, daß er nun Junker Kurd's Wohl und Wehe zu beliebiger Diſpoſition in Händen habe, und er nahm ſich vor, von dieſer über alle ſeine Erwartung favorablen Konjunktur den Gebrauch zu machen, den er, nach Beſchaffenheit der Umſtände, als den ſchmerzlichſten für den Baron erkennen würde. Er verlohr keine Zeit mit Beantwortung des Briefes, ſondern ließ ſtracks anſchirren, und erhob ſich alſoſort in eigner Perſon nach Berlin, um die Rationes dubitandi und decidendi an Ort und Stelle einzuſammeln und zu erwägen. Die Gemüthsart und Glücksumſtände des Papa waren ihm ſattſam bekannt; es kam bloß darauf an, zu erfahren, wes Geiſtes Kind Fräulein Adelheid ſey. Er nannte nur ihren Namen, und jeder Mund ſprach Wunder! Das war ihm erfreulich zu vernehmen. Nun beſuchte er den Baron, und ſagte, er ſey zwar nur erſt wenig Stunden in Berlin, und habe doch ſchon ſo etwas munkeln hören, daß er willens ſey, die Zahl der glücklichen Ehen zu vermehren? — Der Baron, der ſich keines Argen verſah, trug kein Bedenken, dem vermeynten Freunde zu geſtehen, daß es nur bloß noch an der förmlichen Einwilligung des Vaters fehle, die er aber unfehlbar erwarte. Der Graf, deſſen Abſicht dahin gieng, zu erforſchen, ob Liebe oder Intereſſe den jungen Freyer leite, ſtellte ſich unwiſſend, und fragte nach dem Namen der Zukünftigen. **Kurd** nannte ihn; und froh jemanden zu haben, dem er ſein Herz ausſchütten konnte, ſprach er von ihr mit allem Entzücken der glühendſten Liebe. — Ich kenne den Vater, ſprach der Graf, wir ſind noch Freunde von der Univerſität her. — Der Baron griff das augenblicklich auf, und empfahl ihm aufs dringendſte, dieſe Freundſchaft zum Vortheil ſeiner Liebe anzuwenden. Der Nachbar verſicherte, er ſtehe mit Gut und Blut in jeder andern Angelegenheit zu Befehl, nur in dieſem Punkte müſſe er ſich entſchuldigen. Ein einzigesmal habe er ſich in Heurathsgeſchäfte gemiſchet, und das ſey ihm ſo übel gedankt, daß er das Handwerk abgelobet habe. „Doch darauf rechnen Sie veſt, ſetzte er hinzu, daß ich nicht ermangeln werde, alles das viele, was ich zu Ihrem Lobe ſagen kann, getreulich zu ſagen. Kann das Ihnen förderlich ſeyn, ſo bin ichs zufrieden. Aber explicite Sie zum Schwiegerſohne empfehlen, das iſt wider meine Grundſätze.“

Wie er nun aus allem, was er hörte und ſah, zur Gnüge abnahm, **Adelheid** ſey in alle Wege das tauglichſte Werkzeug ſeiner Rache, welches er ſich wünſchen konnte: ſo blieb ihm nichts mehr übrig, als das Fräulein ſelbſt zu ſehen, und mit eignen Augen zu urtheilen, ob die allgemeine Stimme nicht ein wenig ins Schöne gemalet habe? Fand er Adelheiden dem Bilde nur einigermaßen ähnlich, ſo war es bey ihm entſchieden, daß er das Mädchen für ſich ſelbſt nehmen wollte; denn er war, was wir gefliſſentlich nicht zu voreilig melden wollten, ſeit drey Monaten Wittwer. Dies war unſtreitig die bitterſte Kränkung, die er dem Baron zufügen konnte. Fand er ſie etwas tief unter der Schilderung, aber doch noch fähig, einen wackeren Mann glücklich zu machen: ſo wollte er ſich begnügen, dieſe Verbindung zu ſtiften; erkannte er aber Adelheiden für eine Perſon, die den Baron wahrſcheinlich eher unglücklich als glücklich machen könne: ſo beſchloß er, die Sache ihren Gang gehen zu laſſen, in Hoffnung, daß ſich wohl jemand finden würde, der es verſtände, Adelheidens günſtige Diſpoſitionen zu benutzen. Das war ſein Plan, und um denſelben auszuführen, wartete er nicht länger, als bis Adelheidens Vater am folgenden Morgen nach Hofe gefahren war. Kaum hatte ſein ausgeſandter Kundſchafter ihn davon benachrichtiget, ſo fuhr er nach dem Hauſe ſeines Freundes, und bedauerte ſehr, ihn nicht vorzufinden, wartete aber indeſſen dem Fräulein auf.

Er war ſechs und ſechzig Jahr alt, mußte ſichs aber geſtehen, in ſeinem Leben kein ſolches Frauenzimmer geſehen zu haben. Das Bild, welches man ihm von ihrer Sittſamkeit, von ihrer Schönheit, von ihren Tugenden gemachet hatte, ſo ſchön es war, gemahnete ihn, nun er ſie ſelber ſah, wie weiland **Schwarzens** in eben ſo viel deutſche Alexandriner gezwängte Ueberſetzung der **Aeneis** neben dem Originale. Anderthalb Stunden verſchwanden ihm wie ein Augenblick, ihre Schönheit bezauberte ihn, und ihr feiner Verſtand riß ihn hin. Der Vater kam nach Hauſe, und freuete ſich des unerwarteten Gaſtes. Die beyden Excellenzen ſchloſſen ſich ein, und Papa war begierig zu erfahren, was der Graf zu dem vorgeſchlagenen Eidame ſagen würde.

„Hm! ſprach der Graf, die Partie wäre ganz nicht unrecht. Baron **Kurd** hat ſchon was einzubrocken, ſeine Güter können ſich wohl ſehen laſſen, und das Kerlchen ſelbſt iſt ſo uneben nicht. Ich weis nichts wider ihn einzuwenden. Ich kenne ihn genau, und wer nur ſich das wider ihn ſagte, der kriegte es mit mir zu thun; das muß ich ſagen. Aber — ich komme ſelbſt nach Berlin, um Ihnen eine andere Partie vorzuſchlagen, die Sie ohne Zweifel des Ueberlegens werth finden werden. Ein Mann von reifen Jahren, von höherer Geburt und älterem Adel, in anſehnlichen Bedienungen, Wittwer, kinderlos, ungebundener Herr über ein Vermögen, womit er den Baron zweymal auskaufen kann, mächtig durch ſeinen Einfluß, überdem Ihr alter Freund, der nichts als die Perſon Ihrer Fräulein Tochter verlangt, — kurz, ein Schwiegerſohn, wie Sie ihn brauchen, bietet ſich Ihnen an, und iſt bereit, jeglichen Punkt des Ehezarters Ihrem eigenen Ermeſſen zu überlaſſen. — Was ſagen Sie dazu? Sie haben die Wahl.“

Dem Vater lief der Mund voll Waſſers! Er war einer aus der Zahl derer, von denen geſchrieben ſtehet, daß ſie klüger ſind in ihren Geſchäften, als die Kinder des Lichts, und wußte wohl, wie groß der Vorzug des Soliden vor der Liebe und der häuslichen Glückſeligkeit ſey. Er deklarirte dem zufolge, daß alle dieſe Cirkumſtanzien ihm ſehr annehmlich ſchienen, und daß, wenn ſonſt wider den Mann ſelbſt nichts einzuwenden wäre, es keiner weitern Ueberlegung brauche. Er habe ſein Kind in der Furcht des Herrn erzogen, und wiſſe, daß ſie keinen andern Willen haben dürfe als den ſeinigen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach würde alſo der Graf wohl den Pelz verdienen.

„Oder vielmehr erſparen, fiel dieſer ihm ins Wort. Selbſt iſt der Mann! Ich habe meine eigne Sache plaidiret. Steht Ihnen mein Antrag an, ſo will ich Ihrem Homme d'Affaires den meinigen zuſchicken, damit er ihm das Detail meines Vermögens vorlege. Dann können wir, wenn Ew. Excellenz es gut finden, morgen die Eheſtiftung aufſetzen."

Die väterliche Excellenz war deß ſehr wohl zufrieden, und die Excellenz auf Freyersfüßen ſchied friſch und fröhlich von dannen.

Der armen Adelheid ſtarb der Biſſen im Munde, als ihr der Papa über Tiſche ankündigte, daß ſie heute ihren künftigen Gemahl geſehen habe. Sie hatte nicht den Muth, die kleinſte Einwendung zu machen, und hätte ſie ihn auch gehabt, ſo kannte ſie die Gemüthsart ihres Vaters zu gut, der ſie allenfalls bey den Haaren zum Altare geführet haben würde. Längſt hatte ſie ſich auf einen ſolchen Fall gefaßt gemacht, und veſt ſich vorgenommen, ihr unvermeidliches Schickſal durch vergeblichen Widerſtand nicht zu erſchweren. Zwar fielen ein paar Thränen auf ihren Teller, aber Papa war ſo gütig, keine Notiz davon zu nehmen. Nach ſeiner Theorie war Rang und Reichthum die Baſis aller menſchlichen Glückſeligkeit. Dieſe Baſis nach allen ihren Dimenſionen vergrößern zu können, das war ihm des Biſſes in den ſauerſten Apfel werth,

werth, und für den Preis hätte er ſelber ohne Bedenken die Aeltermutter des Teufels geheurathet. Mit den Thränen ſeines Kindes, meynte er, habe es nicht viel auf ſich. Es ſey gleich viel, ob ein Mädel mit Lachen oder mit Weinen in den Eheſtand trete; denn eins wie das andre nehme gemeiniglich ein Ende, und man befinde ſich doch allemal beſſer, wenn man über etwas Unangenehmes getröſtet ſey, als wenn man ſich in einer geträumten Rechnung auf ewige Liebe betrogen finde. Und alles beym Lichte beſehen, wenn nur das Waſſer zum Kopfe hinauskomme, ſo laufe es auf Eins hinaus, ob es als Schweiß von der Stirn, oder als Thräne von den Augen getrocknet würde. So viele Töchter wären eine Laſt der Familien, daß die wenigen ſich glücklich ſchätzen müßten, denen es ſo gut würde, den Glanz des Hauſes vermehren zu können.

Alles das hatte der Ehrenmann dem Töchterlein gar oft und viel geprediget. Zwar hatte es dem jungen Fleiſche und Blute nie recht eingewollt, doch würde ſie ſich wenige Wochen früher mit viel beſſerem Anſtande in den Willen des deſpotiſchen Vaters zu fügen gewußt haben, als jetzt, da ſich Amor ein wenig tiefer in ihr Herz geniſtet hatte, als ſie willens geweſen war ihm zu erlauben. Nimmehr gehorchte ſie mit blutendem Herzen und mit der

Gewißheit, ihr ganzes Leben hindurch zum Elende verdammet zu ſeyn. Sie war nicht eitel, nicht ehrſüchtig, nicht geizig. Rang und Gold waren ihr keine Entſchädigung für die getäuſchten Wünſche ihres liebenden Buſens, und ſie ſah in dem Greiſe, dem ſie die Blüthe ihrer Jugend aufopfern ſollte, jetzt nichts als einen verabſcheuungswürdigen Henker, anſtatt daß ſie vor ein paar Monaten ihm und jeglichen andern mit Gleichgültigkeit die Hand würde gegeben haben.

Aus dem Geſagten fällt es in die Augen, daß **Wilhelmine** ſehr irrete, wenn ſie das Beſtreben ihrer Freundinn, die Freyheit des Herzens zu bewahren, für einen romantiſchen Hang nahm. Es war vielmehr große Klugheit von Seiten eines jungen Frauenzimmers, welches ſeine Lage und den Charakter ſeines Vaters kannte, ſein künftiges Schickſal muthmaßete, und wohl wußte, daß ihr daſſelbe bey einem freyen Herzen ohne Verhältniß erträglicher ſeyn müſſe. **Wilhelminens** Irrthum war indeſſen verzeihlich; denn **Adelheid** hatte demſelben nie eine Sylbe entgegengeſetzt. Bey der wärmſten Freundſchaft für die Baronne war ſie eine viel zu gute Tochter, als daß ſie ein Benehmen und Beſorgniſſe hätte in das wahre Licht ſtellen ſollen, welche ſich auf die Kenntniß eines Vaters gründeten, von dem ſie vorher ſah daß er ihre Hand dem Meiſtbietenden, ohne weitere Rückſicht auf die Perſon, verſchachern würde.

Der Vater gieng inzwiſchen ſeinen Gang ſo raſch, als wenn er beſorgte, der alte Freyer möchte noch vor der Hochzeit ſterben. So wie er von der Tafel aufſtand, that er dem Herrn, welchen Freund **Kurd** zum Herzensmakler gebrauchet hatte, zu wiſſen, daß aus dem intendirten Kommerz nichts werden könne; und, ehe noch am folgenden Tage der Mittag ins Land kam, war der Ehezarter ſchon zur Unterſchrift fertig, und vom Käufer approbiret. Kreti und Plethi strömeten herbey, der ſchönen Braut zu einem Glücke zu gratuliren, von dem ſie ſich gern mit ihrem Blute losgekaufet hätte; und der böſe Nachbarsmann triumphirte laut gegen ſeine Freunde, daß er dem Baron einen ſolchen Liebesdienſt erwieſen habe.

Was für eine Poſt dieſes dem armen **Kurd** ward, wird jeder, der irgend einmal in redlichem Herzensnegoz geſtanden hat oder ſtehet, von ſelbſt ermeſſen. **Wilhelmine** flog zu **Adelheiden**, und ließ ſich von ihr die Sache umſtändlich erzählen. Das unglückliche Schlachtopfer ſchüttete ſein volles Herz in den Buſen der Freundſchaft aus, und gab nach langem Sträuben dem Bitten der Baronne nach, mit dem abgewieſenen Liebhaber noch Einmal zuſammen zu kommen. Das war nun allerdings ein Zweyſprach ſo traurig, als jemals einer von irgend einem Aktuar der Liebe zu Protokoll genommen ſeyn mag. **Kurd** erſchöpfte ſich in Klagen und Bitten, ſie möchte wenigſtens verſuchen, dem unbefugten Deſpotiſmus in etwas die Stirn zu bieten. Ihr Vater dehne ſeine Rechte über die Gebühr aus; eine mit gültigen Gründen unterſtützte verneinende Stimme ſey alles, was einem Vater zukomme, und nichts in der Welt ſey unbefugter, als ein Befehl, der das Band der Ehe in die ſchändlichſte Sklavenkette verwandeln müſſe. Er wolle ihr mit einem unwiderſprechlichen Zeugen darthun, daß Graf **Wenzel** ſelbſt deklariret habe, es würde ihm nie eingefallen ſeyn, ſich um ihre Hand zu bewerben, wenn er nicht die Abſicht gehabt hätte, ihm, dem Baron, einen Strich durch die Rechnung zu machen, u. ſ. w. Dies alles wirkte zwar ſehr auf **Adelheidens** Gefühl, aber nicht auf ihren Willen. Sie blieb dabey, ihrem Vater zu gehorchen; und alles was der Baron von ihr erhalten konnte, war die Verſicherung, daß es ihr lieb ſeyn würde, wenn er ein Mittel fände, dieſe verhaßte Verbindung rückgängig zu machen; doch verſprach ſie, daß ſie ſuchen wollte, einigen Aufſchub zu gewinnen. Hiemit ſtand ſie auf, und eilte ſich hinweg zu begeben, nicht anders als hätte ſie ſchon ihre Pflicht durch dieſe Einräumung, wer weis wie ſehr, verletzet.

Der Baron ſtand keinen Augenblick über die Mittel in Zweifel, dem böſen Nachbar die Heurathsluſt zu vertreiben. Kaum hatte ſich **Adelheid** entfernt, ſo griff er nach ſeinem Hute mit einer Haſt, die der Kouſine verdächtig ſchien. Sie war nicht verliebt, mithin ihrer Sinnen mächtig.

„Wohin, Vetter!!“

„Ih, mein Gott! dem Grafen eine Lektion zu geben.“

„Nicht doch, Lieber! Ich fürchte, Sie holen ſich eine, an der Sie lebenslang zu verdauen haben. Uebereilen Sie ſich nicht. Es würde ſchön laſſen, vorausgeſetzt, daß der Graf ſolch ein Narr wäre ſich zu ſtellen, — es würde ſehr ſchön laſſen, ſage ich, gegen einen faſt ſiebenzigjährigen Stümper meinen jungen kraftvollen Vetter im Felde zu ſehen! Haben Sie daran gedacht, Baron?“

„Aber wiſſen Sie ein andres Mittel?“

„Zur Stelle weiß ich keins, das unfehlbarer wäre, Ihre Sache ganz zu verderben. Ohne Zweifel ſtrecken Sie den alten Mann in den Sand. Nu ſagen Sie mir einmal, mit welchem Anſtande wird Adelheidens Vater Ihnen, dem Landflüchtigen, dem Geächteten ſeine Tochter geben können? — Glauben Sie, daß **Adelheid** jemals eine Hand annehmen wird, die von dem Blute ihres Verlobten raucht? — “

Das war ſehr einleuchtend geſprochen. Indeſſen räumte ſie ihm ein, daß ſie gegen einen ſolchen Schritt nichts einwenden könnte, wenn bloß die Rede davon wäre, ſich für den unedlen Streich des Grafen Gerechtigkeit zu verſchaffen, die hier freylich von den ſchweigenden Geſetzen nicht zu erlangen ſey. Jetzt aber komme es darauf an, auf eine ſolche Art dieſe Verbindung zu hintertreiben, die dem Baron ſelber den Weg nicht verſperre. — **Kurd** mußte das freylich zugeſtehen, er bekannte aber, daß er kein andres Mittel erfinden könne. Die Zeit wird uns ſchon eins an die Hand geben; ſprach die Kouſine, und ließ ſich von ihm geloben, daß er ſich keine Thätlichkeiten von irgend einer Art gegen den Grafen erlauben wolle.

Der Graubart war indeſſen voller Freuden, daß ihm ſeine Rache ſo trefflich gelang. Er hatte alle Bedingungen blindlings unterſchrieben, ſo wie ſie von dem Vater entworfen waren, ohne mehr als einen einzigen Artikel, worinn ein Reukauf ſtipulirt wurde, hinzuzuſetzen, und wartete nun ſeiner Braut fleißig auf. Dieſe begegnete ihm mit einer ſo froſtigen Höflichkeit, daß er blind hätte ſeyn müſſen um nicht zu ſehen, hier ſey mehr im Spiele als ſittſame Blödigkeit eines jungen Mädchens. Demungeachtet that er alles mögliche, ſich einigermaßen bey ihr einzuliebeln, und das um deſto angelegentlicher, da ſie ihm, ſo wie er ſie näher kennen lernte, immer theuerer wurde. Er ſchmeichelte ſich, die außerordentlichen Vortheile, welche ihr aus der Verbindung mit ihm zuwüchſen, würden der Eitelkeit einer achtzehnjährigen Schönheit willkommen ſeyn, und ihr Herz zu Gunſten des Gebers ſtimmen; aber er ſah, daß ſie ihm für alles was er that und thun konnte, nicht mehr Dank wußte, als wenn er ihr auf einige abgebrochne Nehnadeln Knöpfe von Siegellack gemacht hätte. Das fieng an ihm verzweifelt im Kopfe herumzugehen. Noch ſchlimmer ward ihm zu Muthe, als ſie, nach der vorgemeldeten heimlichen Zuſammenkunft mit Baron **Kurd**, die Liebesverſicherungen des Alten lächerlich zu machen begonnte. Schwur er ihr glühende Liebe, ſo bat ſie ihn, in ſeinen Jahren ſich nicht einer Leidenſchaft preis zu geben, die nicht ſelten, wie man ihr oft geſagt, dem jungen kraftvollen Herzen zu mächtig ſeyn ſolle. Bat er um Gegenliebe, ſo verſicherte ſie, daß ſie alle Hochachtung für ihn fühle, die **ſeine Jahre und Erfahrung** verdienten; und ſprach er von ewiger Zärtlichkeit, ſo entfiel ihr in der größeſten Höflichkeit ein Wörtlein des Zweifels, ob eine glühende Kohle in einem Becken von Schnee wohl lange zu erhalten ſey? Vergebens ſuchte er allen ihren Wünſchen zuvorzukommen; er fühlte ſtündlich mehr, daß **Adelheid** dem Vater mit Widerwillen gehorche. Statt in ſich zu ſchlagen, und es ganz natürlich zu finden, daß ein Mädchen von achtzehn für einen um funfzig Jahre älteren Freyer keine Zärtlichkeit fühlen könne, zerbrach er ſich den grauen Kopf, die Urſache ihrer Abneigung gegen ſeine Perſon auszuſpüren, und glaubte endlich, der Baron habe ſich vielleicht ſchon ihres Herzens bemeiſtert.

Um dieſes gründlich zu erfahren, ließ er ſichs viel koſten, die Kammerjungfer des Fräuleins auf ſeine Seite zu bringen; aber zum Glücke wußte dieſe ihm nichts zu vertrauen. Sie nahm ſeine Louisd'or, und verſicherte ihn, von der Seite habe Seine Excellenz nichts zu beſorgen; es ſey gewiß, daß der Herr Baron dem Fräulein nie aufgewartet, und daß ſie niemals ſeiner erwähnet habe. Kenne ſie ihn, ſo könne es nicht näher als von Anſehen ſeyn. Sie habe mit der größeſten Gleichgültigkeit gehöret, daß er dem Papa vorgeſchlagen ſey, und eben ſo gleichgültig, daß dieſer den Antrag abgelehnet habe. — Dieſe Nachricht that dem Alten ſehr wohl; er drang in **Adelheid**, ſeinen glücklichen Tag zu beſtimmen, aber ſie verwies ihn zur Geduld. Das Kammermädchen wurde von neuem beſchenkt und befragt, ob vielleicht irgend ein andrer das Herz erobert habe, welches ſich ihm ſo hartnäckig verſchloß? Das Mädchen betheuerte, ihr Fräulein ſcheine von Natur nicht den mindeſten

Hang zur Liebe zu haben, und wenn der Graf ihr Herz nicht beſitze, ſo ſey es ſo frey als ein Vogel in der Luft. — Indeſſen hielt die Kammerjungfer es für ihre Schuldigkeit, **Adelheiden** von allen dieſen Schritten ihres Bräutigams Nachricht zu geben. Dieſe fühlte ſich beleidigt, daß der Graf ihren Domeſtiken durch Beſtechung abkaufen wollte, was ſie ſelbſt ihm bey jeder Gelegenheit offen genug und unentgeltlich zu verſtehen gab, und klagte dieſe Unwürdigkeit ihrer Freundinn. **Wilhelmine** ſchloß daraus, daß der Graf ſehr zum Argwohne geneigt ſey, und hoffte in dieſer Gemüthsart ein Mittel zu finden, ihm die Verbindung mit dem Fräulein auf immer zu verleiden.

Das Mittel war augenſcheinlich unfehlbar, und hatte in der Ausführung keine ſonderliche Schwürigkeit; aber freylich war es für eine Perſon von **Adelheidens** Grundſätzen ein wenig kitzlich. Auch wollte ſie lange nichts davon hören, und hätte **Minna** nicht heimlich hingeſandt und den Baron zum Sukkurs rufen laſſen, ſo würde ſie mit ihrer eignen Beredtſamkeit bey ihrer ſchönen Freundinn nichts ausgerichtet haben. Aber dieſer umarmte ihre Knie, und ſprach mit dem heißen Flehen und den unwiderſtehlichen Thränen der Liebe, bis ſie endlich nachgab. um ihn nicht zur Verzweiflung zu bringen.

Die Kouſine ſprach demnach mit der Kammerjungfer, lobte ſie ſehr wegen ihrer Ergebenheit für ihre Herrſchaft, gab ihr Erlaubniß, die Geſchenke des Grafen nach wie vor zu nehmen, überreichte ihr ſelbſt eine Rolle mit funfzig Louisd'or, und verſprach ihr noch drey ſolche Rollen, wenn ſie behülflich ſeyn wollte, dem Grafen eine Naſe zu drehen. Wer gern tanzt, dem iſt leicht geſpielet; das Mädel mochte den alten Iſegrimm ohnehin nicht leiden, und bot mit Freuden ihre Dienſte an. So vertrauete ihr denn die Kouſine das Verſtändniß ihres Fräuleins mit dem Baron, und gab ihr die erforderliche Lektion für den alten Freyer. Mamſell Jettchen verſprach ihre Role ſo zu ſpielen, daß es eine Freude ſeyn ſollte, und wartete nur auf Gelegenheit.

Dieſe fand ſich geſchwind genug; denn Adelheid wußte dem Alten gar bald neuen Stoff zu einer Konferenz mit ſeinem Orakel zu geben. Das Zöſchen nahm ſich vortrefflich. „Herr Graf, ſagte ſie, ich wünſchte Sie wären ſo gnädig, ein armes von ſeiner Herrſchaft abhangendes Mädchen mit Ihrem Golde nicht in Verſuchung zu führen!“ — Dieſe paar Worte und die Verlegenheit, welche die kleine Hexe affektirte, waren ſchon hinreichend, den Grafen zu beunruhigen. Er ſetzte ihr zu, und ſie wußte ſich meiſterhaft wie die liebe Unſchuld zu ſtellen, der es leid thut, ſich verſchnappet zu haben, die ſich gern herausreden will, und ſich nur deſto tiefer verwickelt. Der Graf vergoldete ſeine Beredtſamkeit aufs neue, und Jettchen gab endlich nach. „Fürwahr! ſprach ſie, Ew. Excellenz ſind ſo gnädig und großmüthig, daß es Sünde wäre länger zu ſchweigen. Aber es iſt doch auch Sünde, die Geheimniſſe meiner Herrſchaft zu verrathen!... Gewiß! der Herr Baron iſt Ew. Excellenz nicht im Wege. Kontrair, es iſt ihr lieb, daß Sie an ſeine Stelle traten. Einen Herrn von Ihren Jahren überlebt man leichter, als den jungen blühenden Baron; und uns liegt ein wenig daran, je eher je lieber Wittwe zu werden. Weiter fragen Sie mich nicht! .... Zwar .... Ja, wenn Ew. Excellenz mir Ihr Wort geben wollten, keiner Seele etwas wieder zu ſagen, dann .... Und doch — Herr Graf! die Sache iſt gar zu wichtig!“

Der Alte war auf der Folter. Er gelobte die ſtrengſte Verſchwiegenheit, und verſprach ihr goldne Berge.

„Schwören Sie bey Ihrer Ehre, Herr Graf?“

„Bey meiner Ehre!“

„Sie müſſen die Hand auf die Bruſt legen.“

„Bey meiner Ehre!“ ſagte der Graf, und legte die Hand auf die Bruſt. Und nun beichtete ſie los, und eröffnete ihm, daß zwar der Baron ſo wenig Antheil an dem Herzen des Fräuleins habe als er; wohl aber ſtehe ein gewiſſer Johanniterritter, jung und ſchön wie die Liebe, ſo ſehr bey ihr in Gunſt, daß ihm nichts zu wünſchen übrig ſey. Trotz ihrer Sittſamkeit beſuche er ſie Tag für Tag insgeheim, vermittelſt eines Schlüſſels zur Gartenpforte, und wenn es Seiner Excellenz gefällig wäre, einmal Zeuge einer ſolchen Zuſammenkunft zu ſeyn, ſo könne er ſich mit eignen Augen überführen.

Der Graf hielt ſie beym Worte, und ſchlich ſich dermalen ſehr mißvergnügt weg, nachdem er ſein Verſprechen, reinen Mund zu halten, nochmals wiederholen müſſen. Ein paar Tage nachher, als er von Adelheiden weggieng, gab ihm die Kammerjungfer einen Wink. Er verſtand ihn, und hielt ſich einen Augenblick an der Treppe auf. Das Orakel im Korſet ließ ihn nicht lange warten, und führte ihn eine Hintertreppe hinauf in ein Kabinet mit Glasthüren, durch welche er alles, was in dem daranſtoßenden Zimmer vorgieng, wahrnehmen konnte. Sie bat ihn um des Himmels willen, ſeines Schwurs eingedenk zu ſeyn, und ſie nicht unglücklich zu machen; darauf verließ ſie ihn. Kaum hatte er hier ein ungeduldiges Viertelſtündchen geſchildert: ſo ſah er, daß Jettchen einen jungen Menſchen in das Zimmer ließ, und die Thür leiſe hinter ihm zumachte. Es war ein ſchöner Junge, ſchlank wie eine Tanne, und ein Geſicht wie ein Engel. Der ſchöne Jüngling nahm aus den Taſchen eines Oberrockes, den er auszog, ein paar Terzerole, warf ſich auf den Sopha, und legte ſeine Waffen neben ſich, vermuthlich um ſie auf den Nothfall bey der Hand zu haben. Nicht lange nach ihm kam Fräulein Adelheid. O mit welchem Entzücken flog ſie dem Geliebten in die Arme! Mit welcher Innigkeit drückte ſie ihn an den ſchönen Buſen! „Vergieb, vergieb! ich ließ Dich warten!“ — „Süßes Mädchen, Dein Kuß macht alles gut!“ — Sie ſchienen einander nicht wieder aus den Armen kommen zu können. Endlich ſank der Ritter wieder auf den Sopha, und zog das Mädchen auf ſeinen Schooß. Adelheid ſchlang den ſchönen Arm um ſeinen Hals, und ſpielte mit den Locken des Blondins, während ſein Mund auf ihrem Buſen ruhete. Sie überließen ſich den zärtlichſten Liebkoſungen ſo ſehr, und ſprachen von dem Grafen in ſolchen Ausdrücken, daß er wirklich die Piſtolen vor Augen haben mußte, um nicht loszuplatzen. Er hätte indeſſen gern das Ende abgewartet, aber der junge Mann mit dem leinwandnen Kreuze auf der Bruſt hob die Schöne ſanft von ſeinem Schooße auf, und führte ſie in ein anſtoßendes Schlafzimmer; ſie folgte willig und er vergaß die verzweifelten Piſtolen nicht. Der Graf, der nun nichts mehr ſehen konnte, ſtand über eine halbe Stunde auf ſeinem Poſten mit Aug und Ohr auf der Wache. Endlich kamen ſie wieder zum Vorſchein, und es iſt nicht zu leugnen, daß Adelheidens Friſur und Anzug ein wenig in Unordnung waren. Der Ritter hüllete ſich wieder in ſeinen Oberrock, die Schöne umarmte ihn noch einmal, und verließ ihn nach tauſend Küſſen. Bald öffnete Jettchen die Thür, winkte dem Ritter, und führte ihn weg.

Der Graf wäre nun ebenfalls gern gegangen, aber alle Thüren fand er verſchloſſen, und mußte ſich bis zur Dämmerung gedulden. Man ließ ihn mit Vorbedacht ein wenig lange in dieſer gefänglichen Haft, um der erſten Hitze ein wenig Zeit zum Verrauchen zu geben. Endlich kam Jettchen ihn zu erlöſen.

„Nun, mein Herr Graf? — Haben Ew. Excellenz genug geſehen?“

„Mädchen, Du biſt mein Schutzengel!“

„Aber um Gotteswillen, reinen Mund, Herr Graf!“

„Sey ohne Sorgen!“ ſprach er, und war ſehr entſchloſſen ſein Wort zu halten, denn er hatte völlig Sinnen geſammelt, und Zeit genug gehabt, einen Plan auszubrüten, der ſeiner würdig war. Die Liebe war ihm vergangen, und zu ſeinem Groll gegen den Baron geſellete ſich die glühendſte Nachgier gegen ſeine Verlobte. Hingehen und dem Papa ſagen was er geſehen hatte, und dann es etwa einem lieb Beckſchen zum Austrompeten ins Ohr flüſtern, das — war nicht einmal ſein erſter flüchtiger Gedanke. So kleinlich rächet ſich kein Mann wie er. Nein, er wollte den Baron mit Adelheiden verbinden, dann bekannt machen was er geſehen hatte, und eine Partey durch die andre ſtrafen. Wenn ſie einander dann recht unglücklich machten, ſo war ſein Triumph vollkommen. In dieſer Abſicht beſuchte er den Baron. „Mein Freund und Nachbar, ſprach er, empfangen Sie mich nicht mit dem finſteren Geſichte! Ich komme, Ihnen den Frieden zu bringen. Hören Sie mich an! Ich habe mein Wort gehalten, und gebührenden Ortes alles Gute beſtätiget, was man von Ihnen gehöret hatte, wie das eines rechtſchaffnen Mannes und Ihres Freundes Schuldigkeit war. Ich habe frank und frey hinzugeſetzt, es ſey nichts in der Welt gegen Sie einzuwenden, und ich würde das Rauche verteufelt herauskehren, wenn jemand nur ſich ſo viel zu Ihrem Nachtheil muckſte. Das habe ich geſagt, Herr, und Sie können fragen. Aber, weil ich dem Mädel ein wenig gut bin, und einer doch ſich ſelber der nächſte iſt: ſo trug ich mich ſelbſt an, und ließ dem Vater die freye Wahl. Se. Excellenz ſtimmeten für mich, und alles war klapp und klar zwiſchen uns beyden. Der Ehezarter wurde aufgeſetzt und unterſchrieben. Aber kuck, da kömmt mirs vor, ſo dünkt mich, als wenn 's Mädel mich nicht mag. Und bewahr mich Gott in Gnaden, daß ich — — Na, Sie verſtehen mich wills Gott! Sehn Sie, hätt ich das nur ſich ſo viel gepräſümiret, daß Sie 'n Stein bey ihr im Brete hätten, ſo wär ich kein Narr geweſen, mich an ſie zu machen. Aber ſo ſagte mir der Vater, ſein Kind — — Na, wie denn die Alten ſo ſprechen. So glaubte ich denn, ich ſey wohl ſo gut als ein andrer. Ich finde aber, ſo dünkt mich, daß das Mädel immer Aufſchub über Aufſchub ſucht, wenn ich vom Hochzeittage ſo etwas auf die Spähne werfe. Ich meynte in der Erſt, daß das jüngferliche Ziererey wär, wollts mit Kareſſen zwingen und ſo weiter; aber Prohſtemahlzeit! Und nu kömmt mirs vor, ſo dünkt mich, daß ſie roth wird wie Scharlaken, wenn Baron Kurd nur genennet wird. Hahaaah, dacht ich, kuckſt du mir da heraus! Und ſo wollt ich mir lieber 'n Finger abbeißen, als Euch im Wege ſeyn, Kinderchen, wenn Ihr zwey beyden Euch eins ſeyd. Ich habs mit guten Worten und Geſchenken über Geſchenken geprobiret, weil das Hemd mir doch näher iſt als

der

der Rock, ob ich ſie ausſtechen könnte; aber Flöten ſind hohle Pfeifen! Freylich muß ſie mir nu wohl Topp halten, wenn ich drauf beſtehe, denn der Ehezarter iſt unterſchrieben, verſtehn Sie, und die Liebe wird mit der Zeit wohl kommen; aber, wie ich ſage, Gott ſoll mich bewahren, daß ich — — Na, Sie wiſſen was ich ſagen will. Alſo kurz und gut, Herr, ich will ein Freundſchaftsſtück an Ihnen beweiſen. Sind ſie noch in das Mädel verliebt. Kavaliers Parol, ſo ſtehe ich ſie Ihnen ab.“

Der Baron war aller ſeiner Faſſung benöthigt, um die bübiſche Excellenz nicht kopflings die Treppe hinunter zu werfen. Mühſam zwang ſich der offne, des Heuchelns nicht gewohnte Mann, den Fuchspelz umzuhängen, und dem Patron für ſeine unerhörte Großmuth einigen Dank zu ſagen. Nur der Gedanke, daß nichts ſüßer ſey, als einen heilloſen Betrüger in ſeinen eignen Schlingen zu fangen, konnte ihn zur Gelaſſenheit bewegen. „Ich hatte mir zwar, ſagte er, das Fräulein bereits aus dem Sinne geſchlagen; aber da Ew. Excellenz ſelbſt meine Hoffnungen wieder erwecken, ſo faſſe ich den Kavalier bey ſeinem Worte.“

Als der Graf von dieſer Seite ſicher war, ſo begab er ſich zu dem Vater, und ſagte ihm: „Ich habe nicht Urſache über Ihre Tochter zu klagen.

Sie begegnet mir wie einem Groſsvater. Und unter uns, das könnte ich den Jahren nach zur Noth wohl ſeyn. Aber es kömmt mir vor, dünkt mich, daß ſie nur bloß Vaters Willen thut, und aus Gehorſam — — Sie wiſſen was ich ſagen will. Das iſt nun aber meine Sache nicht. Ich habe das Fräulein lieb, und wollte ſie glücklich machen. Geld und Gut habe ich wills Gott genug dazu; aber dar ſcheint ſie nicht nach zu fragen, und nach meiner Perſon auch juſt nicht viel. Sie wird alſo, ſcheints, mit mir ein Glück machen, das iſt in ihren Augen nicht weit her iſt. Das war Eins. Zweytens lacht mir alle Welt in den Bart, daß — nicht daß ich noch ans Heurathen denke, denn ich bin wills Gott noch nicht veraltert; ſondern daß ich in meinen reifen Jahren ein ſo junges Frauenzimmer gewählet habe. Wider eine Perſon in den dreyßigen würde kein Menſch was einwenden. Das waren zwey. Drittens iſt mein Onkel, der Biſchof, übel darauf zu ſprechen, daß ich, ſchreibt er, die Seligkeit meiner Seele mit einer Lutherſchen Frau in Gefahr bringen will. Das iſt nu wohl meine Sorge juſt nicht, vielmehr ſchmeichle Ich mir die Augen meiner Frau zu öffnen, und ſie in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurückzuleiten; aber der Biſchof und mein Beichtvater ſehen die Sache bedenklich an, und meynen, ich ſey zu tief in die Jahre, als daß ich junge Mädchen dahin bringen könnte, die Saloppe umzukehren. Und, ſetzen ſie hinzu, wenn meine Frau die Kinder, die Gott uns geben wird, mit ihren grundſtürzenden Irrlehren anſteckte, ſo wäre ich für die Seelen verantwortlich. Das waren drey. Viertens, ſo kömmt mirs vor, dünkt mich, als wenn Fräulein Adelheid ein wenig ſo — wie ſoll ich ſagen? — nu, daß ſie, wenn es auf ihre Wahl ankäme, den Baron lieber nähme als mich. Das iſt ein kritiſcher Punkt! Gott bewahre mich in Gnaden, Ihr' Excellenz, daß ich das geringſte Mißtrauen gegen des Fräuleins Charakter und Grundſätze hegen ſollte: aber der Baron iſt doch mein Nachbar; der Teufel iſt nachgehend, und Feuer und Stroh brennt. Ich ſage das nur ſo, und will gern ſo was nicht befürchten; aber des Gedankens würde ich mich doch nicht entſchlagen können, daß die beyden Leutchen mir von Grund der Seelen das ewige Leben wünſchten, nach dem ich mich vor der Hand wills Gott noch nicht ſehne. Iſts alſo nicht beſſer, Ihr' Excellenz, daß ich großmüthig mit den beyden Leutchen umgehe, die der liebe Gott recht für einander gemacht zu haben ſcheint? Der Eine iſt mein guter Freund und Nachbar, und die Andre iſt ein Mädchen, das ich — bald hätt ich geſagt, anbete. Laß ſie einander nehmen, weils doch ſcheint, daß ſie für einander beſtimmet ſind. Ich will ihnen aus dem Wege treten, und wenigſtens Einmal in meinem Leben ein freundlich Geſichtchen von dem Fräulein verdienen.“

Der Papa verſtand keinen Spaß. „Mein Herr Graf, ſagte er, ich dringe nicht in Ihre geheimen Gründe, denn die vier Punkte ſind es doch wohl nicht, die einen Mann wie Ew. Excellenz determiniren? — Auf Liebe haben Sie hoffentlich bey einem jungen Mädchen wohl nie gerechnet, und mehr als willigen Gehorſam, dächt ich, könnten wir von meiner Tochter füglich nicht erwarten. Ihre Jahre hätten Sie früher in Erwägung ziehen müſſen; und daß der Herr Biſchof Ihr Fürmund ſey, davon haben Sie vorher nichts geſagt. Wir Lutheraner ſind nicht fürs Proſelytenmachen, alſo ſind Sie vor Verführung ſicher; und um auch meine Tochter ſicherzuſtellen, können wir zu dem Ehekontrakt noch hinzufugen, daß ſie beſtändig einen lutheriſchen Kaplan haben ſolle. Der wird dann ihren Glauben ſchon aufrecht erhalten. Ihr vierter Punkt iſt zu beleidigend für mein Kind, deſſen Tugend ich kenne, als daß ich ihn einer Antwort würdigen ſollte. Kurz, mein Herr, ich habe Ihnen meine Tochter nicht angetragen; die Ehepakten ſind unterzeichnet, und ich bin der Mann nicht, der mit der Ehre ſeines Hauſes ſpielen läßt. Ich bedaure alſo, wenn ſich etwa eine ſortablere

Partie für den Herrn Grafen gefunden hätte, daß ſie zu ſpät kömmt.“

„Dacht ichs doch, erwiederte der Alte, daß Sie mir unrechte Abſichten beymeſſen würden! Ich ſchwöre es Ihnen bey meiner Parol, daß ich keine andre Partie intendire. Der Gehorſam des Fräuleins iſt wahrlich mit einem Widerwillen verbunden, den all mein Thun und Sagen nicht hat überwinden können, und es würde mich ſchlecht kleiden, wenn ich Adelheiden zum Opfer ihres Gehorſams machen wollte. Ich hatte drauf gerechnet, daß ich ſie durch mein Benehmen gewinnen würde; aber nee! ſie ſcheint ſich täglich mehr Zwang anzuthun, mir nur nicht unfreundlich zu begegnen. Und mit dem Kaplan, gehorſamer Diener! Ich traue den Kaplanen weniger als den jungen Barons! Kurz, Ihr' Excellenz, ich finde daß Sie mit Recht ſagen, ich hätte dies und das früher in Bedenk nehmen müſſen. Aber ſpäte Klugheit iſt eben auch Klugheit. Ich hatte die Abſicht, daß ich die Tochter meines alten Freundes glücklich machen wollte; ich ſehe daß ich gerade das Gegentheil hervorbringe, und zugleich mich ſelbſt unglücklich mache, und trete zurück, um meinem Freunde Platz zu machen, den ſie mir vorzieht. Laſſen Ihr' Excellenz ſich rathen! Geben Sie Ihre Fräulein Tochter dem Baron! Sie machen zwey junge Leutchen glücklich, deren Herzen brechen werden, wenn ich auf meinem Rechten beſtehe!“

„Brechen!!! — Um Verzeihung, Herr Graf! ſeit wann ſind denn Ew. Excellenz ſo großmüthig? — Ich dringe Ihnen mein Kind nicht auf, und habe es Ihnen nicht angeboten. Sie ſelber haben mich bewogen, die Unterhandlung mit dem Herrn Baron abzubrechen; die Eheſtiftung iſt unterſchrieben; die Sache iſt ſtadtkündig. Soll meine und meines Kindes Ehre von den Launen Ew. Excellenz abhangen? Meine Tochter iſt bereit Ihnen ihre Hand zu geben; Sie wiſſen nichts auf ſie zu ſagen: alſo, mein Herr, werden Sie ſo gnädig ſeyn, binnen acht Tagen entweder meine Tochter zu heurathen, oder dem ſechs und dreyßigſten Artikel des Kontrakts nachzuleben.“

Dieſen Artikel hatte der Graf, dem immer bange war, das Mädchen möchte ſich auf die Hinterbeine ſetzen, als ein kluger und bedächtiger Mann nicht vergeſſen hinzuzufügen, und lautete derſelbe dahin, daß, im Fall eine von beyden Parteyen zurücktreten würde, wäre es der Bräutigam, er zwanzigtauſend Reichsthaler, wäre es aber die Braut, ſie das Duplum dieſer Summe unverweigerlich auszahlen ſolle. Der Papa approbirte das, weil er ſeinerſeits beſorgte, dem Grafen möchte ein

Paroxiſmus von Neue anwandeln; auch that er noch folgende Klauſul hinzu: Stürbe aber der Bräutigam vor der Hochzeit: ſo ſollten der Braut, ſo wie im umgekehrten Falle dem Bräutigam, völlig alle in den Ehepakten ſtipulirten Vortheile verbleiben, nicht anders, als wenn die Heurath wirklich vollzogen wäre. Dieſe Klauſul wurde hinwiederum vom Grafen genehmiget.

Dieſer Artikel war jetzt eine harte Nuß für den Alten. Entweder mußte er ihn erfüllen, oder ſeine Stirn preisgeben, und zu dem einen hatte er ſo wenig Luſt als zum andern. Ohne eben geizig zu ſeyn, wußte er, daß zwanzigtauſend Thaler viertauſend Louisd'or ausmachen; aber er wußte auch, daß das junge Weibchen eines nicht geliebten Mannes gar leicht ſo viel in Arithmeticis gethan haben möchte, den Mann, den Ritter und den Baron zuſammen addiren zu können; hieraus mußte ein Facit entſtehen, wozu er ſeinen Kopf nicht hergeben mochte. Zudem, anſtatt über den Baron zu triumphiren, gab er ſich demſelben vielmehr offenbar in die Hände, wenn er ſich nach dem, was er geſehen hatte, mit dem Fräulein vermählte; — und natürlicherweiſe war ſein Groll gegen den Baron ſehr gewachſen, indem er dieſem Kavalier noch gerechtere Urſache zur Feindſchaft als mit der alten Jagdgeſchichte gegeben hatte. —. Wäre ihm die

heſtige

heftige Gemüthsart des Vaters nicht zu genau bekannt geweſen, ſo würde er demſelben vielleicht die Rittergeſchichte erzählet haben; aber wenn Papa in der erſten Hitze Lärm gemacht, und der Baron einigen Wind von der Sache bekommen hätte, ſo wars mit dem ſchönen Projekt zur Rache vorbey. Alles dieſes wohl erwogen beſchloß er, die Großmuth des Vaters noch einmal zu attakiren, und wenn das nicht glückte, ſich lieber von ſeinen Louisd'or zu ſcheiden. Er ſtellte des Endes dem Vater vor, daß er ja nicht aus frivolen Gründen zurücktrete, ſondern einzig aus wahrer Liebe zum Fräulein. Er ſey bereit, in dieſer Minute ſie zum Altare zu führen, wenn er die kleinſte Wahrſcheinlichkeit ſähe, ſie glücklich zu machen. Da aber dieſe ſich nicht zeige, ſo fühle er ſich edel genug, ſein eignes Glück und ſeine liebſten Wünſche dem vortrefflichen Mädchen aufzuopfern. Bey ſo bewandten Umſtänden fände der Articulus XXXVI. des Ehezarters nicht ſtatt, u. ſ. w. Papa lachte ihm ins Geſicht, und ſetzte ihm bloß die zwey Worte: Heurathen oder Zahlen! entgegen. Der Graf beliebte nach manchem Aber das letztere. Papa verbot Adelheiden, fernerhin an den Grafen zu denken; Adelheid that das der Kouſine zu wiſſen; durch die Kouſine erfuhr es der Kouſin, und am folgenden Tage ſchon erneuerte dieſer ſeinen Antrag. Der Vater hielt es jetzt nicht mehr für nöthig, Bedenkzeit zu nehmen, und innerhalb vierzehn Tagen wurde förmlich geworben, das Jawort ertheilet, und Hochzeit gemacht.

Der böſe Nachbar freuete ſich inniglich, wie alles ſo weit war, und verſchmerzte die Summe gern, welche ihm die Geſchichte gekoſtet hatte. Für ſein Vermögen war der Verluſt nicht wichtig, und für ſein böſes Herz ſchien der Gewinn ſehr groß. Er wußte es in die Wege zu richten, daß er die Kammerjungfer ſprechen konnte.

„Na, Jungfer Jettchen, wie ſchicken ſich unſere Leute?"

Vortrefflich, gnädiger Herr Graf! Sie ſind Ein Herz und Eine Seele. Der Herr Baron trägt ſeine ſchöne Gemahlinn auf den Händen, und meine junge Dame begegnet ihm wie ſichs gebühret."

„Und der Ritter?"

„Der Ritter lebt mit dem Herrn Baron in der vertraulichſten Freundſchaft. Er und meine junge Dame ſehen ſich alle Tage, ohne daß Ein Menſch es übel nimmt, und wenn meine Herrſchaft auf ihre Güter geht, wird er ſie begleiten."

„Vortrefflich! Da, nimm hin, Mädchen! Die Nachricht iſt nicht zu bezahlen! — Ach, wie froh bin ich, daß ich mich aus der Patſche zog! Hätte ich Dich nicht gehabt, Jettchen, ſo ſäß ich nu tüchtig in der Dinte! — Aber wann geht der Baron auf ſeine Güter?“

„Spätſtens in vierzehn Tagen, Ihro Excellenz!“

Er machte ſogleich Anſtalt, am folgenden Morgen abreiſen zu können, und brachte dieſen Abend damit zu, von ſeinen Bekannten Abſchied zu nehmen, und jedem ins Ohr zu ſagen, was er geſehen hatte, nicht ohne die Geſchichte mit ſehr giftigen Verzierungen zu bordiren. Seine Excellenz hatten indeſſen den Verdruß, daß keine Seele Ihnen Glauben beymaß. Die liebenswürdige Adelheid ſtand bey jedem, der ſie nur irgends kannte, in zu großer Achtung; und ſelbſt wer ſie nur dem Namen nach kannte, der widerlegte den Grafen damit, daß kein ſolcher Johanniterritter, wie er ihn ſchilderte und nannte, in ganz Berlin ſey. Er behauptete dagegen, man könne ihm nicht abſtreiten, was er mit ſeinen ſichtlichen Augen geſehen habe, und reiſete ſehr überzeuget ab, um in ſeiner Nachbarſchaft das ärgerliche Stücklein aus der Läſterchronik aufs eiligſte zu verbreiten, und alle Gemüther wider Baron Kurd und deſſen junge Gemahlinn einzunehmen.

Der Baron wunderte ſich gar nicht, als er in den nächſten Tagen von verſchiedenen Perſonen gefragt wurde, ob er einen ſolchen Ritter kenne? Lächelnd gab er allen Leuten zur Antwort: nein; er habe bloß gehöret, daß Graf Wenzel vor ſeiner Abreiſe eines ſolchen Mannes hie und da gedacht haben ſolle, und es werde ſich zuverläßig bald entwickeln müſſen, was es mit dieſem Ritter für eine Bewandniß habe.

Er beſchleunigte indeſſen ſeine Abreiſe, und nahm den Ritter mit. Der Graf hatte mit großer Geſchäftigkeit aller Orten erzählt: ſein Nachbar habe ſich mit einem zwar bildſchönen Fräulein vermählet, deſſen Tugend ſich aber ſehr billig finden laſſe; die ausgemachteſte Prüde von der Welt vor den Leuten, und — wie man freylich von Prüden gewohnt ſey, in den Armen eines gewiſſen Kavaliers die perſonificirte Wolluſt. Darauf folgte dann, was ſeine Augen geſehen hätten, — zwar nur durch eine Fenſterthür, aber am hellen Tage; und es verſteht ſich, daß er alles, was nach ſeiner Vorausſetzung in dem Seitenzimmer geſchehen ſeyn konnte, ebenfalls mit ſeinen ſichtlichen Augen geſehen zu haben verſicherte. Der Landadel mußte nun wohl glauben, was ein ſo angeſehener Mann als Augenzeuge erzählte; dennoch hatte der Graf das Mißvergnügen zu hören, daß jedermann den

Baron bedauerte, ja ſogar, daß einige wackere Männer es ihm ins Angeſicht für befremdend erklärten, daß er ſeinen Nachbar und Freund nicht vor der Hochzeit gewarnet habe. Alle Welt aber war neugierig, die junge Baronne zu ſehen.

Sie kam an, und hatte ſich kaum von der Reiſe ein wenig erholet, ſo ſtattete ſie den Damen in der Nachbarſchaft ihre Beſuche ab. Der Ritter begleitete ſie aller Orten. Der böſe Nachbar, der ſie gleich in den erſten Tagen am dritten Orte traf, erkannte den jungen Kavalier mit dem leinwandnen Kreuze für eben den glücklichen Liebhaber, den er durch die Glasthür geſehen hatte, und ließ ſeinem Witze auf Rechnung des geduldigen Ehemannes freyen Lauf. Der Ritter war ein allerliebſter Junge, ſchlank wie die junge Birke, ein Geſichtchen wie Milch und Blut, lebhaft, voller Einfälle, und äußerſt angenehm im Umgange; er verließ die Baronne ſo wenig als ihr Schatten; ſie hatte die ausgezeichnetſte Aufmerkſamkeit für ihn; das alles machte die Erzählungen des Grafen ſehr wahrſcheinlich. Man wunderte ſich, daß der Baron, der doch zum Sterben verliebt in ſeine Gemahlinn ſchien, und als ein Mann von Ehre bekannt war, der außerordentlichen Vertraulichkeit ohne die mindeſte Unruhe zuſehen konnte; ja, daß man ihm keine Spur von Verdacht anmerkte, wenn ſie und der ſchöne Rittersmann ſich oftmals halbe Stunden hindurch von der Geſellſchaft entfernten. Unter den Damen ſahen viele das glückliche Loos der Baronne, die von dem Gotte der Ehe und dem Gotte der Liebe recht in die Wette begünſtiget war, mit ſcheelen Augen an; und unter den Männern beneidete jeder den Ritter, und viele bedauerten die unbegreifliche Blindheit des Barons. Einige, welche ſich durch genauere Freundſchaft berechtiget glaubten, konnten ſich nicht erwehren, ein Wörtlein der Warnung fallen zu laſſen, und andre nahmen ſich die Freyheit, ihn mit ſeiner beyſpielloſen Bonhommie ein wenig aufzuziehen. Er nahm jenes nicht übel, und ließ ſich durch dieſes nicht aufbringen. Mit dem heiterſten Geſichte vertheidigte er die Tugend ſeiner Frau und den Charakter ſeines Freundes; beyde, ſagte er, wären mit einander aufgewachſen, und gewohnt, ſich für Geſchwiſter zu halten. Wer ſo wie er den Ritter kenne, der würde ſo wie er die innige Freundſchaft dieſer beyden Perſonen ehrwürdig finden müſſen. Die übrigen möchten denken was ihnen beliebe, bis es ihnen einmal ſo gut würde, ſich nähere Kenntniſſe zu erwerben. — Eine ſolche Antwort mußte ihm nothwendig noch mehr Epigramme zuziehen, aus denen er ſich aber eben ſo wenig machte.

Als man mit den Cärimonienviſiten rund war, giengen die Schmäuſe an. Das neuvermählte Paar gab dem ganzen benachbarten Adel ein ſüperbes Feſt, und die Nachbarn erwiederten es nach der Reihe. Der Baron, der kein ſo gelaſſener Ehemann war als er ſchien, wählte einen dieſer Tage, den Schwätzern das Maul zu ſtopfen und den Grafen zu demüthigen, deſſen wärmſter Freund der Kavalier eben nicht war, der heute die Fete gab. Die Geſellſchaft war außerordentlich zahlreich und glänzend, und die jungen Schönen freueten ſich ſchon zum voraus auf den Maskenbal, der den frohen Tag beſchließen ſollte. Man aß, man trank, man ſcherzte, bis endlich die mehrſten ſich verlohren, um in ihre Maskenkleider und Dominos zu ſchlüpfen. Im Tanzſaal verſammelte ſich alles wieder. Der Baron und ſein junger Freund waren im Domino, und hatten die Masken auf dem Hute. Niemand war heitrer als der Ritter; er flatterte um die Damen her, ſagte ihnen tauſend artige Sachen, kokettirte mit allen, und wo er nur eine Liebeserklärung anbringen konnte, da that ers ohne Umſtände. Einige, die Vertrauen genug auf ihre Reize ſetzten, der ſchönen Baronne ihren Anbeter wegkapern zu können, antworteten ihm nach ihren Abſichten; die übrigen nahmen ſich jegliche nach ihrer Art. Die Devoten ſeufzten, die Begueulen ſetzten ſich in Poſitur, ihm die Augen auszukratzen, die Prüden fanden ſich beleidigt, die Precieuſen zierten ſich jämmerlich, die Vernünftigen nahmen ſeinen Scherz für das was er war, die Witzigen bezahlten ihn in ſeiner Münze, und die liebe Einfalt ſagte: So müſſen Sie mir nicht kommen. Ein ſehr hübſches Mädchen, an die er ſich zuletzt und ſehr ernſthaft wandte, ſagte ihm ziemlich trocken: ſie glaube, ohne ſehr von ſich eingenommen zu ſeyn, daß ſie wohl ein ungetheiltes Herz verdiene; das ſeinige ſcheine ihr aber anderweitig bereits ſo gut angebracht, daß ſie, freymüthig zu geſtehen, ſich keinen Platz in demſelben wünſche.

Sie hatte das nicht ſo leiſe geſagt, daß der alte Graf und einige andre Perſonen, die nahe genug waren, es überhöret hätten. Der Alte trat herbey und drohete dem Ritter mit Lachen, er werde ihn, er wiſſe ſchon wo, verklagen. „O daran zweifle ich nicht, verſetzte dieſer mit einiger Bitterkeit: ich kenne die gnädigen Geſinnungen Ihrer Excellenz!“ — Darauf wandte er ſich auf eine luſtige Art an die Umſtehenden: „Sie haben gehöret, ſrach er, daß ich dieſer ſchönen Maske mein Herz und meine Liebe aufs ehrerbietigſte anbot, und wie übel ich aufgenommen werde! Die mehrſten Damen hier um mich her ſollen mir bezeugen, daß ich ihnen denſelbigen Antrag that. Ich ſtrecke meine Finger empor, und ſchwöre, daß ich es bey ihnen allen und bey jeglicher insbeſondre ſehr ernſtlich gemeynet habe, — ſo ernſtlich, daß ich meinen Antrag öffentlich wiederhole, und jede hiermit um ein wenig Liebe bitte. — Wären ihrer noch mehrere, ſo iſt in meinem Herzen für alle diejenigen Raum, die mir in dem ihrigen ein Ehrenplätzchen zugeſtehen. — Sie ſchweigen, meine Damen? — Heute muß wohl mein unglücklicher Tag ſeyn, denn fürwahr, ich bin nicht gewohnt von Ihrem Geſchlechte rebütiret zu werden. Was haben Sie an mir auszuſetzen? Bin ich nicht jung? nicht reich? und giebt es keine Leute, die ein bischen häßlicher ſind, als ich? —"

„Sur mon honneur! rief der böſe Nachbar, Sie ſind ein ſonderbarer Menſch! Hab ich mein Tage geſehen, daß ...."

„Schweigen Sie, ſchweigen Sie, Herr Graf! fiel ihm der heitere Jüngling ins Wort: Sie ſind alt genug, recht viel geſehen zu haben; aber von mir zu lernen ſind Ew. Excellenz noch lange nicht zu alt. Seit Ihrer guten Zeit giebt es Erfindungen, Entdeckungen, Aufſchlüſſe, Fortſchritte in allen Künſten, von denen man ſich vor vierzig, funfzig Jahren nichts träumen ließ. Hätten Sie z. E. wohl je geglaubt, daß alle dieſe Damen, ſo ſpröde mich auch manche unter ihnen abfertigte, mich lieben werden, ſobald ich ein wenig Ernſt zu der Sache thun will? Ich habe ein gewiſſes Etwas in meiner Macht, welches mir Privilegien giebt, an die Sie nimmer gedacht haben; ich darf z. E. mein Herz unter alle dieſe Damen theilen, und jede wird ſich recht gut dabey befinden; ich darf ihnen vielleicht einmal ſagen, daß ich in Berlin von einer Dame geliebt werde, die ich ihnen allen vorziehe, und keine wird mir desfalls die Nägel weiſen; ich kann vermittelſt meines Taliſmans es ſehr leicht in die Wege richten, daß die Väter, die Ehegatten, die Verehrer aller dieſer Schönen um uns her mich in eigner Perſon bitten ſollen, die Liebe ihrer Gattinnen, Töchter oder Geliebten immer ein wenig zu erwiedern. Ich bin ſo glücklich, mein Herr, daß ich mit dieſer ganz erträglichen Figur noch niemals einen Eiferſüchtigen gemacht habe, wenn ich Sie ausnehme . . . .

(Sollte der hübſche junge Menſch, ſo flüſterte eine Devote der Nachbarin ins Ohr, ſo unglücklich ſeyn, Sie wiſſen wohl was verlohren zu haben? — Daß Gott erbarme? erwiederte die Nachbarin; freylich hat er nicht ſo viel Bart als eins im Auge leiden kann, und viel Silber in der Stimme! — Der Ritter hatte kein Arges aus dem leiſen Zweyſprach der Damen, und fuhr fort, wie folgt:)

. . .

.... Ich muß aber geſtehen, Herr Graf, daß mir bis auf dieſen Augenblick daran gelegen war, Ihnen durch meinen Taliſman Ihre Eiferſucht nicht zu benehmen, die mich unendlich beluſtiget....

„Junger Herr ....“

„Ey, Herr Graf, wir haben Damen um uns, und der Ton den Sie anſtimmen, taugt nur unter vier Augen. Ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen in dem jungen Herrn einen jungen Herrn finden, der dies Kreuz nicht umſonſt auf der Bruſt trägt. Uebrigens für heute keine Rankûne! Dies iſt ein Tag der Freude. Ich habe es ſehr gelaſſen ertragen, was Ew. Excellenz hinter meinem Rücken allen, die hier zugegen ſind, von meiner Wenigkeit zu ſagen beliebten. Fällt es Ihnen ſchwer, mich gelaſſen davon reden zu hören, ey nu, ſo wollen wir morgen mit ſo vieler Heftigkeit darüber ſprechen als Sie für gut befinden. Nur heute laſſen Sie mich noch leben! Heute habe ich mir vorgenommen, alle dieſe Schönen zu erobern. Wachen Sie über Ihre Herzen, Mesdames! Ich ſage es Ihnen vorher, die Zurückhaltendſten unter Ihnen, und die, welche mich vorhin am härteſten angelaſſen haben, werden die eifrigſten ſeyn, mich heute noch mit Gunſtbezeugungen zu überhäufen. Mein Taliſman wird Wunder thun.“

Ein paar witzige Damen beſorgten vielleicht, der Graf, auf den dieſes alles ganz deutlich gemünzet war, möchte die Freude durch eine unzeitige Lebhaſtigkeit ſtöhren. Sie ſtellten ſich demnach dem Ritter entgegen, und foderten ihn lachend auf, bey ihnen zuerſt ſein Heil zu verſuchen. Bringen Sie es dahin, rief eine von ihnen, daß ich Ihnen nur erlaube die Spitze meines Fingers zu küſſen; ſo will ich Sie für mein ganzes Geſchlecht quittiren. — Der Ritter fuhr in ſeiner luſtigen Prahlerey fort: „Meine Gnädigſte, ſprach er, ich bin gütig genug, Ihnen dieſe hohe Meynung von ſich zu verzeihen, zu der Ihre Schönheit Sie unſtreitig gegen jeden andern als mich berechtiget. Ehe vier Stunden vergehen, wird unter uns beyden von Handküſſen nicht mehr die Rede ſeyn. Um den Hals ſollen Sie mir fallen, an Ihr trotziges Herzchen ſollen Sie mich drücken, herzen und küſſen ſollen Sie mich, und mit allen dieſen ſchönen Masken in die Wette mir ſagen, daß Sie mich lieben. Nehmen Sie das nicht für Scherz! Ich verpfände meine Ehre, daß ich im Ernſt rede, und trotz der kleinen Airs die Sie ſich jetzt geben, würden Sie ſich ſehr formaliſiren, wenn ich Ihnen nicht heute noch ſage, daß ich die Liebe erwiedre, die ich von Ihnen fodre, und daß ich Ihnen ſo viel Platz in meinem Herzen gebe, als irgend einer der anweſenden Damen, die Baronne ausgenommen, welche mit Recht mein Idol iſt, da ſie die älteſten Briefe hat. Ihr allein, mit der ich hundertmal in Einem Bette ſchlief, und einer gewiſſen Dame in Berlin, mit der ich in der engſten Vertraulichkeit lebe . . . . .

„Ritter, Sie vergeſſen ſich!“ rief die Maske, und kehrte ihm den Rücken. „Und Sie beleidigen mich, ſchöne Maske! rief er ihr lachend nach. Aber ich will mich rächen, fuhr er fort: zur Strafe ſollen Sie mein hübſches Geſicht in der erſten Stunde nicht wieder ſehen.“ Mit dieſen Worten zog er die Larve vom Hute, nahm ſie vor, und gieng mit angenommenen Trotze in ein Nebenzimmer, wo er ſich auf ein Kanape warf. Der Wirth war in einer Huſarenmaske. „Kamrad, rief ihm der Ritter zu, ſteh hier ein biſſel Schildwache bey mir, und halt mir die Damen vom Leibe!“ Der Huſar zog ſeinen Säbel, und bewachte ihn mit großer Gravität.

Er mochte dort etwa eine halbe Stunde geſeſſen haben, und man dachte faſt nicht mehr an ihn, als zwey ſehr elegante Masken in den Saal traten; den Herrn erkannte man augenblicklich für den Baron, aber vergebens bemühete man ſich, die Dame zu errathen; ihr Gang, ihre Stellung, die Juwelen, womit ſie bedecket war, alles an ihr war unbekannt, aber ſchön genug, die Neugier zu rechtfertigen. Sie war groß, vortrefflich gebauet, und nymphenhaſt von Taille; ein paar große dunkelblaue Augen, ein ſchöner Buſen, die kleinſte Hand und ein allerliebſter Fuß ſchienen ſehr gute Bürgen für ihr Geſicht zu ſeyn, ſo wie ihr außerordentlich reicher Anzug und ihr edler Anſtand eine Perſon von Rang und Erziehung verkündigte. Man foderte ſie zum Tanze auf; ihr Tanz war ſo ſchön als ihr Gang, aber auch an ihm erkannte man ſie nicht. Man wandte ſich an den Baron: er ſcherzte über die Neugierde; — an die Baronne: ſie wunderte ſich, daß man eine Dame nicht erkenne, mit der man den ganzen Tag in Geſellſchaft geweſen ſey. — Auf dieſen Wink muſterte man die Damen, und ſiehe, es fehlte keine einzige, und die ſchöne Unbekannte war übrig. Der roſenfarbne Domino ſtreckte ſich noch immer, von ſeinem Huſaren bewacht, auf dem Kanape in dem offnen Seitenzimmer, und ſchmollete. Ein paar Damen wollten ihn bereden, die ſchöne Ueberzählige wenigſtens zum Sprechen zu bringen: aber der fürchterliche Huſar ſtrich ſeinen zottigten Knebelbart, und wies ihnen den Säbel.

Es war ein Problem, ob dieſesmal die männliche oder weibliche Neugier die ſtärkſte ſey? Die jungen Herren zeigten ſich wenigſtens ſehr geſchäftig um die liebenswürdige Fremde, deren kleinſte

Bewegung voll Grazie war. Die Schöne weidete ſich ein Weilchen an der allgemeinen Ungeduld und gab endlich den dringenden Bitten, ſich zu demaskiren, nach. Der Graf ſchrie laut auf, und niemand wußte, ob er ſeinen Augen trauen dürfe, als man den ſchönen Johanniterritter in ein entzückendes Mädchen umgeſchaffen ſah, welches der Baron den Anweſenden als ſeines Vaternbrudertochter, die Baronne Wilhelmine von **, vorſtellete. — Indeſſen lag der roſenfarbne Domino noch in ſeiner vorigen Stellung. Man holte ihn troz dem ſchnurrbärtigen Krieger herbey, und bat ihn, ſich zu entlarven. Er gehorchte, und mit Erſtaunen ſah man ein magres, vierzigjähriges Geſicht, welches den mehrſten völlig fremd war, und worinn die übrigen den Sekretair des Barons erkannten. Dieſer hatte ſich in einem ähnlichen Domino und Maske an die Stelle des angeblichen Ritters auf das Kanape geſchlichen, während Wilhelmine ſich entritterte, um die Kleidung ihres Geſchlechts wieder anzulegen.

„Wie ſtehen wir nun mit einander, Mesdames? ſprach die reizende Kouſine. Ich habe Ihnen viel Liebe angetragen, und um ein wenig Gegenliebe gebeten. Ich gebe mit dem leinwandnen Kreuze meine Anſprüche nicht auf. Schöne Komteſſe, finden Sie mich jezt würdig, die Spitze Ihres Fingers küſſen zu dürfen?"

Sie umarmte die Damen nach der Reihe, um ihrem Taliſman Ehre zu machen, und wandte ſich dann an den Nachbar Iſegrimm: „Und wir, Herr Graf, wollen wir jetzt ein wenig laut werden? Sie ſehen, daß ich kein ſo fürchterlicher Rival war, deſſentwegen Ew. Excellenz Urſache gehabt hätten, ſo raſch mit meiner Freundinn zu brechen. Trauen Sie künftig den Kammerjungfern und den Fenſterthüren etwas weniger, und ſeyn Sie immer ſo gnädig, Sie, der ſich auf unſre Rechnung ſo viel erlaubte, mir jetzt zu erlauben, daß ich die Geſellſchaft mit Ihrer Geſchichte unterhalte.“

Der Graf war außer ſich vor Schaam und Wuth. In eben der Sache und auf dem Wege, wo der Baron angeführet werden ſollte, von dieſem Gegenſtande ſeines Grolles bey der Naſe genommen zu ſeyn, das war unerträglich! Deſſen Glück befördert zu haben, dem er ein lebenswieriges Unglück zu ſchmieden gedacht hatte, das war eben ſo unerträglich! Und hier dem Hohne des ganzen Adels dieſer Gegend mit enthülletem Herzen bloßzuſtehen, — öffentlich an ſeinen eigenen Pranger geſtellet zu ſeyn, das war, wenigſtens für den Augenblick, das unerträglichſte von allem. Doch bemeiſterte er ſeinen Grimm, und machte der Kouſine mit lachendem Munde ein Kompliment, wie es einem Höflinge gebühret, mir nichts, dir nichts. „Ah, meine Gnädigſte, ſprach er, wenn Sie kein fürchterlicher Rival wären, ſo geſtehen Sie mir wenigſtens, daß Sie es ſo ſehr zu ſeyn ſchienen, daß wohl ein jüngerer Mann als ich ſeine Sache aufgegeben haben würde. Ich berufe mich desfalls auf dieſe ganze Geſellſchaft. Laſſen Sie uns das Vergangene vergeſſen; ich bin nicht der, der am wenigſten Urſache zu klagen hat, aber dieſen ſchönen Augen ergebe ich mich auf Diskretion." —

„Alſo ſchlagen Sie ſich morgen wohl nicht mit dem Ritter?"

„Mit allen Rittern in der Welt, deren Sekundant Sie nicht ſind!" —

Wilhelmine glaubte die Sache hinlänglich weit getrieben zu haben, und überließ ihn den Gefühlen, die ſeine glatte Zunge zwar verleugnete, die aber deutlich genug auf ſeinem glühenden Geſichte zu leſen waren. Nicht lange nachher brachte ihm einer von ſeinen Leuten, dem er ohne Zweifel einen Wink gegeben hatte, ein Papier. Er warf einen flüchtigen Blick darauf, ſchützte einen dringenden Vorfall bey der Geſellſchaft vor, und begab ſich nach Hauſe. Wer ihn kannte, der warnete die Neuverehelichten, ſich vor ſeiner Rache zu hüten; der Baron meynte aber, wenn der Mann ihm nur nicht das Haus über dem Kopfe anzünden wollte, ſo hätte ſeine Rachgier nach dem heutigen Vorgange weiter nichts auf ſich; denn allem Anſehen nach würde nunmehr wohl niemand ſo leicht die Partey des Grafen wider ihn nehmen. Sein eignes Verfahren könne er vor aller Welt rechtfertigen, denn nichts ſey erlaubter, als daß ein Liebender ſeinen Nebenbuhlern, und beſonders dem unwürdigen Betragen eines Mannes, der auf nichts weiteres ausgegangen ſey als ſein Glück zu zerſtöhren, entgegen arbeite. Hierauf erzählte er umſtändlich, wie es ihm in ſeiner Bewerbung um Adelheid gegangen ſey, ohne zu vergeſſen, daß der Graf ſelbſt geſtanden habe, er heurathe dieſes Fräulein bloß, um über den Baron zu frohlocken. Auch entwickelte er das nachfolgende niederträchtige Benehmen des Grafen, der ſein Fürſprecher ward, nachdem er ſich berechtiget glaubte, Adelheidens Tugend zu bezweifeln, und, als das Band geknüpfet war, dann erſt bekannt machte, was er Schändliches zu wiſſen glaubte. Uebrigens, fuhr er fort, ſchmeichle er ſich, daß niemand die Art der Rache tadeln würde, welche er und Wilhelmine jetzt an dem Grafen geübet hätten; es ſey das wenigſte was ſich habe thun laſſen, und eigentlich nichts als eine öffentliche Rechtfertigung wegen des Verdachtes, welchen der Graf wider Adelheid bey allen und jeden erwecket habe. Daß dieſe Rechtfertigung nicht publik

genung

genug ſeyn, und nicht ohne die tiefſte Beſchämung Seiner Excellenz beſtehen könne, das ſey des Herrn Grafen eigne Schuld, der immer Urſache habe froh zu ſeyn, daß er, der Baron, es verachte, den kaſſirten Greis zu gebührender Strafe zu ziehen. Er glaube indeſſen, daß derſelbe ſchon dadurch genug geſtrafet ſey, daß er ihn durch Adelheiden glücklich ſehen müſſe.

Es war faſt niemand unter den Anweſenden, der dem Baron nicht laut beygeſtimmet hätte. Selbſt die Freunde des Grafen wußten nichts zur Entſchuldigung ſeines ſo ſchwarzen Planes zu ſagen.

Man wunderte ſich, daß Wilhelmine die Role des Ritters ſo täuſchend hatte ſpielen können. Das war aber eine Frucht der geſellſchaftlichen Bühnen, und vielleicht eine von den wenigen wohlthätigen, die jemals auf dieſem bedenklichen Stamme gewachſen ſind. Ihr verſtorbener Vater, der ſich mit Philoſophiren nicht viel befaßte, hielt große Stücke auf dieſe Art die Jugend zu bilden; beſonders war es ihm, der ſich grämte keinen Sohn zu haben, eine Freude, ſeine Minna in Beinkleiderrolen zu ſehen. Daß der Graf ſie in der Verkleidung nicht erkannte, war kein Wunder, denn er hatte ſie vorher niemals geſehen, und nach der

Scene der Glasthür gegenüber hatte ſie ſich vollends gehütet, ihm nicht zu Geſicht zu kommen.

Die liebenswürdige Kouſine wurde, ſo lange ſie bey ihrer Freundinn blieb, von den Damen mit Liebkoſungen überhäufet, von den Männern bewundert, und von manches Jünglings Seufzern begleitet, als ſie mit dem Winter nach Berlin zurückkehrte. Graf Wenzel ärgerte ſich dermaßen darüber, daß er allen Freunden des Barons die unverſöhnlichſte Feindſchaft ſchwur. Man ließ ihn ſchwören, und war unſtreitig bey ſeinem offenbaren Haſſe glücklicher und ſicherer, als man es bey ſeiner verſtellten Freundſchaft ſeyn konnte.

IX.

Eucharis war zu ihrer Zeit das ſchönſte Mädchen in Kreta, und zugleich das liebenswürdigſte; der Neid ſelbſt mußte das geſtehen.

Ihr braunes Auge, ihr dunkelblondes Haar, ihre Nymphengeſtalt reizten den Lüſtling; ihr geſunder und ausgebildeter Verſtand entzückte den Denker; ihr Witz bezauberte den ſchönen Geiſt; und ihr vortreflicher Charakter, ihre Beſcheidenheit, ihre Sanftmuth, ihre Entfernung von allem, was Prätenſion, Koketterie und Einbilden auf eigne

Vorzüge heißt, machten, daß ſogar ihr Geſchlecht ſie — nicht haßte.

Eucharis hatte Schaaren von Bewundrern, unter denen wohl mancher ſich insgeheim mit mächtigen Wünſchen tragen mochte; aber ſie hatte keinen erklärten Anbeter. Der Wüſtling wagte ſich nicht an ſie, und der beſſere Kenner ihres Werthes hielt ſich in der Entfernung, denn Eucharis war arm, und ihre Eltern waren als die wunderlichſten Menſchen bekannt, die jemals in Jupiters Vaterlande geathmet hatten. Niemand mochte ihnen nahe kommen.

Ihren Vater nannte man nur den Menſchenfeind, und man hatte beynahe Recht ihn ſo zu nennen, denn ohne eben von Natur ein bösartiges Weſen zu ſeyn, und ohne eigentlich die Menſchen zu haſſen, verachtete er ſie und all ihr Thun und Treiben von ganzem Herzen. Dieſe ſonderbare Geſinnung, eine Frucht des Hochmuths und der Faulheit, hatte nothwendig vielen Einfluß auf ſein Benehmen; der Mann war der unerträglichſte Geſellſchafter von der Welt, ſeine Sitten waren unleidlich rauh, und er hatte keinen einzigen Freund. Trotz dieſer Stimmung, die vermuthlich in ſeinen jüngern Jahren, wo nicht milder geweſen ſeyn, doch nicht ſo ſichtlich zu Tage geleuchtet haben mochte, war er dennoch vermählt. Seine Gattinn war ſchön und tugendhaft, aber in ihrer Gemüthsart herrſchte Etwas ſo rauhes, ſo düſteres, ſo furienhaftes, und dieſes Etwas wurde durch das Schickſal, an einen Mann, der wenig Mittel aber deſto mehr Gelüſte beſaß, gefeſſelt zu ſeyn, dermaßen geſchärft, daß ihre Säure und Mürrigkeit nicht auszuſtehen war. Brummend ſtand ſie auf, polternd verlebte ſie ihren Tag, und murrend ging ſie zu Bette. Ihr bloßer Anblick tödtete jegliche Freude, und in ihrer Gegenwart würde ſelbſt auf den Lippen des Weiſen von Abdera das Lächeln geſtorben ſeyn. Alle Welt nannte ſie nur die Freudenſcheuche, und man kannte ſie unter keinem anderen Namen.

Der Menſchenfeind ſtammte aus einem Hauſe, welches in Kreta für ſehr vornehm galt; aber ſein Vater hatte ihm nicht ſo viel hinterlaſſen, daß er unabhängig leben konnte, und er ſelbſt glaubte ein zu erhabenes Weſen zu ſeyn, als daß er dem Staate auf eine oder andere Art hätte dienen ſollen, um ſeine Umſtände zu verbeſſern. Nach ſeiner Denkart war ihm alles verächtlich, was andere Menſchen hochſchätzen; mithin hatte er wider jeden Stand wer weiß wie viel einzuwenden. Die Prieſter galten bey ihm für Betrüger, die das Volk mit ſelbſtgeſchmiedeten Orakeln bey der Naſe führten. Die Armee war ihm ein Haufe feiler Menſchen, die ihr ſklaviſches Blut dem Deſpotiſmus und der Eroberungsſucht verkauften. In den obrigkeitlichen Perſonen ſah er nur Tyrannen des Volkes; in den Richtern nur Blutigel, die nach barbariſchen und vieldeutigen Geſetzen, welche ſie noch weniger als das Volk verſtänden, mit der Ehre, der Freyheit, dem Eigenthume und dem Leben des Bürgers ſpielten, für eine Handvoll Gold ſiebenmal durch die Hölle liefen, und für ein ſchönes Weib keine Ungerechtigkeit zu ſchwarz fänden; und in den Anwälden, die nun wohl zu ſeiner Zeit würklich nicht viel taugen mochten, ſah er nichts als eine geſetzmäßige Räuberbande, deren gefährliche Beredtſamkeit das helle Sonnenlicht verdunkle, den Mohren ſchneeweiß tünche, und den Schwan in einen Raben umſchaffe — alles für die Gebühr. Mit dieſen letztern zugleich verachtete er folglich auch die Beredtſamkeit, als in deren faſt ausſchließlichem Beſitze damals die Gerichtshöfe waren, weil alle Rechtshändel bloß mündlich, und nicht wie jetzt, in dicken Aktenſtößen verhandelt wurden, Predigten nicht Sitte, und anderweitige Veranlaſſungen zu öffentlichen Reden ſehr ſelten waren. Die Aerzte hielt er nicht der Mühe werth ihrer zu ſpotten; deſto bitterer aber fiel er über diejenigen her, die an dieſe methodiſchen Mörder, wie er ſie nannte, und an ihre vorgebliche Kunſt glaubten. Die Handlung, dieſes Band der entlegenſten Nationen, erklärte er rund weg für eine Peſt der Erde, für die Verderberinn der Menſchen. Sie bringe, ſagte er, zu den entfernteſten Völkern, hohle von daher unbekannte Laſter, und bringe ſie dorthin; ſie ſey die Mutter des Geizes und der Habſucht, die Lehrerinn unzähliger Bedürfniſſe, die Schöpferinn des Luxus u. ſ. w. Den Ackerbau fand er ſehr gut für Sklaven, und das Seeweſen für Raſende, die vielleicht ſorgten, der Tod möchte ſie daheim nicht zeitig genug finden. Die ſchönen Wiſſenſchaften erklärte er für klare baare Narrenpoſſen, denn was ſey wohl die Geſchichte, als ein Gewebe von Lügen, Muthmaßungen und unerwieſenen Dingen? — als eine Reihe von Staatsromanen, die man nun ſo für baares Geld annehmen ſolle, da doch jedermann wiſſe, wie ſchwer es halte, einen Vorfall aus unſerer eigenen Zeit zu verificiren? Was ſey die Poeſie? und was für Vorzüge habe ſie vor der Kunſt, Hirſenkörner auf eine Nadelſpitze zu werfen? — Wozu nütze endlich all der Plunder? Wolle man ſagen, die Geſchichte bilde doch den Politiker: ſo müſſe wenigſtens vorher erwieſen werden, daß die Politik ſelbſt etwas werth ſey, was niemand erweiſen könne. Wenn die Menſchen ehrlich und gut wären, ſo würde es ganz keine Politik geben, denn was ſey die Politik anders, als die Kunſt zu betrügen?

Wie er von den einträglichen Gewerben und von den ſchönen Wiſſenſchaften urtheilte, ſo ſprach er auch von den ſchönen Künſten und von den Handwerkern. Maler, Bildhauer, Tonkünſtler, alles das waren Narren in ſeinen Augen und unnütze Menſchen; und die Profeßionen, deren Unentbehrlichkeit er nicht ganz wegdemonſtriren konnte, als da ſind die Schmiede- Weber- Tiſchlerkunſt ꝛc. die erklärte er für ſchickliche Beſchäftigungen des Pöbels, weil es doch nun einmal Pöbel gebe und geben müſſe.

Alle Welt tappte ſeines Erachtens im Dunkeln. Er ſeufzte über die Blindheit des Geſchmeißes, welches uneingedenk der menſchlichen Würde ſich mit allen dieſen Beſchäftigungen abgeben mochte, denn wie er verſicherte, ſchickte ſich nichts für den Menſchen, als — Forſchen nach Wahrheit.

Luſtig wars, daß er dieſes Forſchen nach Wahrheit in eine Reihe metaphyſiſcher Salbadereyen ſetzte, die weder er noch andre Leute verſtanden, und in ein ſeichtes phyſikaliſches Gewäſch, das eben ſo albern und unbegreifljch war. Aber ein Wunder war es nicht, daß ein Vermögen, welches urſprünglich ſchon zu ſeinem Unterhalte zu klein war, und für deſſen Vermehrung er ſo ganz nichts thun wollte, mit jeglichem Tage mehr zuſammen ſchmolz.

Indeſſen iſt ſchwerlich ein Geck jemals ſo ſehr Geck geweſen, daß ſich nicht noch größere gefunden hätten, die ihn bewunderten. Es gab Leute, die ſein zuverſichtlicher Ton einnahm; andere, denen das Abſurdeſte immer das Liebſte iſt; wieder andere, die, ohne auf ſeine einſeitigen Uebertreibungen zu achten, und ohne zu bedenken, daß es thöricht ſey, den Mißbrauch einer Sache mit der Sache ſelbſt zu verwechſeln, nur auf das Körnlein Wahrheit ſahen, welches unter dem Schutthaufen ſeiner Sarkaſmen als Baſis lag; noch andre, denen alles, was ſie nicht flugs begriffen, Weisheit ſchien, und die, wenn ſie ihn ſo mit großen metaphyſiſchen Wörtern um ſich werfen hörten, die ſie nicht verſtanden, begierig waren, ſeines Unterrichts zu genießen, und ſo weiſe zu werden, als er. So bildete ſich ihm nach und nach ein kleiner Anhang und eine Schule. Der Menſchenfeind fieng an, gleich anderen Sophiſten, öffentlich zu lehren, und ſo lange das dauerte, befanden ſeine Finanzen ſich nicht übel dabey.

Aber die Herrlichkeit währte nicht lange. Seine Vorleſungen waren ein Gewebe von Unſinn, von dem die Zuhörer je länger je weniger verſtanden, und ohne Zweifel war er mit ihnen in einerley Falle. Dieſe wurden mithin des düſtren Pedanten gar bald überdrüßig, und blieben einer nach dem andern weg. Weil nun die leeren Bänke nicht bezahlen, ſo verſank er mehr als je in Armuth und Mangel. Schon lange hatte er ſich damit durchgeholfen, ein Grundſtückchen nach dem andern zu verſilbern; wie aber dieſer Behelf überhaupt der kürzeſte Weg iſt ſich zu Grunde zu richten, ſo iſt er auch der, welcher aller Möglichkeit dem Bettelſtabe zu entgehen, gemeiniglich den Hals abſchneidet. Bey unſerm Manne traf dieſes ein. Der letzte Acker wurde verkauft und aufgegeſſen, und nun ſah ſich der tiefſinnige Metaphyſiker in der bitterſten Dürftigkeit, und was noch ſchlimmer iſt, ohne alle Reſſource. Das ſchärfte nur ſeinen Widerwillen gegen die Menſchen. In jedem Armen ſah er ein Inſekt, in jedem Glücklichen einen Gegenſtand ſeines Haſſes, und ſtatt darauf zu ſinnen, wie er ſich Freunde erwerben könne, brachte er vielmehr durch ſeine Bitterkeit alle Welt wider ſich auf.

Eucharis war allein von mehreren Kindern übrig geblieben; die andern hatte der Tod vor dem gänzlichen Verfalle der Familie hinweggenommen. Sie war achtzehn Jahr alt, und in der vollkommenſten Blüthe der Schönheit; ſie fühlte ihr trauriges Schickſal, aber es ſchlug ſie nicht nieder; am wenigſten kränkte es ihr Herz, daß ſich niemand um ihre Hand bewarb. Das ſchöne Mädchen beſaß eine männliche Seele, und ertrug mit gleicher Gelaſſenheit die Launen des Glücks und die Unarten ihrer Eltern, von deren Gemüthsart ſie nichts geerbt hatte. Ihrer Mutter glich ſie freylich an Tugend und übertraf ſie an Schönheit; aber ſie hatte von ihrer Säure, von ihrem ſtörrigen, unfreundlichen Charakter, von ihrer Sucht über Alles zu brummen und zu ſchelten eben ſo wenig, als von der wunderlichen Denkart und der ſchiefen Richtung des väterlichen Kopfes. Man las die Herzensgüte und Sanftmuth auf ihrer edlen Stirn, der Verſtand blitzte aus ihrem ſchönen Auge, und in ihre kleinſten Bewegungen ergoß ſich jene ſüße Grazie, die ſo unwiderſtehlich die Herzen an ſich zieht. Die beyden Halbwilden, denen ſie das Daſeyn verdankte, hatten ſie zwar jedes nach ſeiner Art bilden wollen; aber das ſchöne Naturell des Mädchens ließ ſich nicht überwältigen. Manche Gegenſtände wurden ihr nur deſto lieber, je mehr ihr Vater dawider deklamirte. Die ſchönen Wiſſenſchaften, der Zauber der Muſik würkten mit Allmacht auf ihre Seele, und zur Malerey hatte ſie einen ſo ſtarken Hang, daß ſie ſchon in ihrem achten Jahre, ohne alle Anleitung, ſehr artig zeichnete. Ihr Vater wollte darüber aus der Haut fahren; er ſchalt entſetzlich mit dem guten Kinde wegen dieſes, wie er ſagte, verderblichen Hanges zu einer ſchnöden und verächtlichen Kunſt; und ihre Mutter, als eine äuſſerſt rührſame und geſchäftige Hausfrau, die immer auf den Beinen war, nie Ruhe hatte noch andern

Ruhe gönnete, alles Vergnügen haßte, und ſich unaufhörlich abäſcherte, kiff und brummete noch mehr. Sie wollte, daß ihre Tochter ſich in allen Punkten nach ihr bilden, und nichts lernen ſollte als nähen, ſpinnen und den Hausſtand wacker regieren. Auf der andern Seite wollte der Menſchenfeind ihr den Kopf mit ſeinen metaphyſiſchen Schwindeln füllen, und ihr ſchlechterdings ſein tolles Lehrgebäude beybringen. Eucharis aber fühlte ganz keinen innern Beruf, das Opfer ſeiner philoſophiſchen Traumgeſichter zu werden, noch ſich das Hirn über der Unbegreiflichkeit ſeines nagelneuen Syſtems austrocknen zu laſſen; anderntheils aber war ſie eben ſo wenig aufgelegt, bloß als Spinnerinn und beym Feuerheerde zu vegetiren. Sie liebte die weiblichen Arbeiten, war Meiſterinn in allen, und verſtand, einem Hausweſen vorzuſtehen; aber ſie glaubte, wenn ſie den Tag hindurch genug geſponnen, genähet, geſticket und nach dem Kochtopfe geſehen habe, ſo müſſe es ihr frey ſtehen, der unſträflichen Neigung, ihr Herz zu bilden, und ihren Geiſt mit angenehmen, nützlichen und edlen Kenntniſſen zu bereichern, den Reſt ihrer Zeit widmen zu dürfen. Sie las demnach mit brennendem Eifer die beſten hiſtoriſchen Schriftſteller ihrer Zeit, die Dichter, Redner und Sittenlehrer, um ihren Verſtand zu ſchmücken, und ſich in jener Moral veſtzuſetzen, die uns mit Ehre durchs Leben führet, und uns dem edleren Theile der menſchlichen Geſellſchaft achtungswürdig macht.

Da ſie weder unnütze Schriften, noch mit der heutiges Tages ſo gewöhnlichen Flüchtigkeit las, ſo zog Eucharis außerordentlichen Nutzen aus ihren Leſereyen; indeſſen mußte ſie ſich vor ihren Eltern ſorgfältig in Acht nehmen. Sie war arbeitſam wie ihre Mutter, und alles ging ihr flink von der Hand, zugleich war ſie jung und voller Kräfte, denn ſie hatte jene geheime Operationen, von denen man ſagt, daß ſie zu unſerer Zeit den Mädchen, beſonders den Töchtern edler Herkunft, die Roſen von den Wangen und die Lebensgeiſter aus den Nerven ſtehlen, weder aus ihren Büchern, noch durch den Umgang kennen gelernt. Es griff ſie folglich eben nicht ſehr an, wenn ſie nach reichlich vollbrachtem Tagewerke dem Schlaf' einige Stunden entzog, um den Grazien und Muſen zu huldigen. In ihrer Nachbarſchaft wohnte eine reiche und vornehme Wittwe, die ſich durch ihren Charakter und Geiſt noch über ihre Reichthümer und Herkunft erhob. Aſpaſia liebte die Muſen, und war vertraut mit ihnen; ſie ſchätzte die ſchönen Künſte, war Meiſterinn in mancher, und Kennerinn in allen; ſie ehrte die Talente, und unterſtützte ſie. Dieſe Dame hatte unſere Eucharis ſchon als Kind ſehr lieb gewonnen, denn ihr richtiger Blick unterſchied die glücklichen Anlagen des Mädchens ſehr bald. Sie war es, die unter der Hand ihre Seele bildete, ihre Neigungen lenkte, ihrer aufkeimenden Talente pflegte, und ihr heimlich die Bücher verſchaffte, die ihre Wißbegierde befriedigen, und ihrem Geiſte die gehörige Richtung geben konnten. Das war eine große Wohlthat, denn wer damals Buch ſagte, der ſagte Schatz im doppelten Sinne. Man mußte reich ſeyn, um ein Buch — das heißt: die Abſchrift eines Buches, bezahlen zu können; und weil das Abſchreiben theuer war, ſo verſchwendete man es nicht an elende Schmierereyen, die jetzt durch die Preſſe für einen kleineren Preis als damals ein einziges Exemplar koſtete, vertauſendfältigt werden. Funfzig Konvolute waren vielleicht ſchon eine beträchtliche, und hundert eine wichtige Bibliothek für einen Privatmann; auch las man die Bücher nicht: man ſtudirte ſie, und da es nur wenig Bücher gab, ſo wußte jedermann die beſten derſelben auswendig.

Aſpáſia war aber nicht blos mit ihrem Homer, Euripides, Thucydides, Xenophon u. ſ. w. vertraut, ſondern ſie vereinigte mit den Wiſſenſchaften die ſeltenſte Fertigkeit in der Muſik, und führte den Pinſel mit unnachahmlicher Kunſt. Die Apellen, die Parrhaſiuſſe ihres Zeitalters bewunderten ihre Werke, und erkannten die Ueberlegenheit ihres Geiſtes,

ſtes, der mit allem, was Dichtkunſt und Litteratur Vorzügliches hatte, genähret, und mit dem feinſten Sinne für die ſchöne Natur begabet war. Anhänglichkeit an ihre Freunde hatte ſie dahin gebracht, ſich viel mit der Portraitmalerey zu beſchäftigen; ihr Kabinet war mit den Bildniſſen derer tapezieret, die ſie ſchätzte oder genauer kannte, und ſelbſt in ihren hiſtoriſchen Meiſterſtücken gab ſie dem weiſen Neſtor das ehrwürdige Antlitz ihres längſt begrabenen Vaters, dem Achill die Geſtalt und Züge ihres verſtorbenen Gemals, und den Gorgonen die ſchönſten Lineamente der Freudenſcheuche *). Der entſchiedene Hang zur Malerey, den ſie an ihrer jungen Nachbarinn bemerkte, war die erſte Veranlaſſung, ſich dieſes armen Mädchens unter der Hand anzunehmen. Sie gab ihr Unterricht im Zeichnen, lehrte ſie nachgehends den Pinſel führen, und weil es ohne innige Bekanntſchaft mit den ſchönen Wiſſenſchaften noch nie einen großen Künſtler gegeben hat,

---

*) Die Künſtler haben Unrecht, wenn ſie ihre Phantaſie erſchöpfen, die Gorgonen, beſonders Meduſen, die gerade durch ihre Schönheit ſo gefährlich war, als Scheuſale vorzuſtellen. Meduſa war, bevor ſie den Zorn Minervens auf ſich lud, das ſchönſte Geſchöpf; auch ließ ihr ja die Göttinn, vielleicht um deſto empfindlicher zu ſtrafen, alle übrigen Reize, und begnügte ſich, das ſchöne Haar des übermüthigen Mädchens in Schlangen zu verwandeln. Was man von dem gemeinſchaftlichen Auge der Gorgonen, von ihren Zähnen und Krallen findet, ſind offenbar jüngere Verbrämungen.

hat, ſo ſparete ſie keine Mühe, die Seele ihrer jungen Freundinn zu ſchmücken, und ihre Neigung zu den Wiſſenſchaften zu nähren, indem ſie dieſelbige befriedigte.

Dieſes edle Benehmen auf der einen, und die Lernbegierde auf der andern Seite, mußten dem Menſchenfeinde mit großer Behutſamkeit verborgen werden. Dame Freudenſcheuche, nu, die muthmaßte freylich wohl ſo was; aber da Eucharis die folgſamſte und ehrerbietigſte Tochter war, die ihr geſetztes Tagewerk immer vor der beſtimmten Zeit fertig hatte, um noch etwas darüber beſchaffen zu können, und weil Aſpaſia eine reiche unbeerbte Wittwe war, die ihr tauſend Gefälligkeiten erwies, und zu erweiſen ſtets bereit ſtand, auch heute oder morgen vielleicht ein vernünftiges Teſtament machen konnte: ſo ließ ſie wohlbedächtig fünf gerade ſeyn, und gab es nicht nur zu, daß Eucharis, ſo oft Aſpaſia es wünſchte, ganze Tage bey dieſer Dame zubringen durfte, ſondern ſie ſchärfte ihr noch wohl gar ein, ſich ja und ja in ihrer Gunſt recht veſtzuſetzen. Auch ließ ſie ſich gegen ihren Gemahl nichts davon merken, daß Aſpaſia ſeine Tochter zur Malerey und zum Menſchenverſtande verführe.

Eucharis wuchs unvermerkt heran, und war, wie geſagt, ungefähr achtzehn Jahr, als ihr Vater nichts mehr zu verkaufen hatte. Sie hatte den Unterricht ihrer edlen Gönnerinn treflich benutzt, und beſonders in der Malerey alle Feinheiten der Kunſt, die ihr ſo neidlos und uneigennützig enthüllet wurden, aufgefaſſet; aber darinn war ſie von ihrer erhabnen Lehrerinn verſchieden, daß ſie mehr Geſchmack an der hiſtoriſchen als an der Portraitmalerey fand. Ein Portrait von ihrer Hand war nur vortreflich; ein Stück aber, an welchem ihre Phantaſie mit gebildet hatte, war beynahe unübertreflich. Kenner, denen Aſpaſia einige Gemählde der jungen Künſtlerinn vorlegte, ſagten das, ohne zu wiſſen, daß Eucharis die Schöpferinn der Meiſterſtücke ſey, deren Schönheit ſie bewunderten, mithin begonnte das Mädchen allmählich an ſeine Geſchicklichkeit zu glauben. Aber ſtatt ſich durch ihr aufkeimendes Selbſtgefühl zum Hochmuthe verleiten zu laſſen, freuete ſie ſich bloß, in ſich ſelbſt einige Hülfsmitttel zu finden, durch welche ſie ſich bey dem völligen Verfalle des väterlichen Glückes wenigſtens vor Mangel zu ſichern hoffte; auch beſchloß ſie, ungeſäumt von ihren Talenten Gebrauch zu machen, aber Aſpaſia widerſetzte ſich ihrem Entſchluſſe. „Ich beklage, ſprach das edle Weib, daß mein Vermögen nicht größer iſt, aber ich ſchmeichle mir, liebe Eucharis, daß Sie es, ſo wie es iſt, mit mir theilen werden. Es reicht wenigſtens aus, mich, Sie, und Ihre Eltern gemächlich genug zu ernähren;

nen; es iſt unabhängig, und fällt einmal an entfernte Verwandte. Bitten Sie alſo Ihre Eltern, von heute an nur Ein Haus mit mir zu machen, und in einer freundſchaftlichen Gemeinſchaft der Güter zu leben; ſie werden meine Einkünfte mit mir, ich ihre Tochter mit ihnen theilen; der Gewinn iſt auf meiner Seite.

Eucharis fühlte die Großmuth dieſes Erbietens ſo lebhaft, als das Drückende ihrer häuslichen Lage; aber ſie kannte auch die unverträgliche Gemüthsart ihrer Eltern, und beſorgte mit Fug und Recht, daß ſie Aſpaſien ſtatt des Dankes das Leben verbittern, und ſich gar bald um das ungewohnte Glück bringen würden; denn ſie ſelbſt, ſo ſehr ſie Tochter war, mußte ſich in jeglichem Augenblicke ihres Lebens erinnern, daß dieſe unerträglichen Menſchen ihre Eltern waren, um nicht die Geduld zu verlieren. Es fiel ihr ſchmerzlich, ihrer Gönnerinn dieſes vorſtellen zu müſſen, um ihren edlen Antrag abzulehnen, den ſie für ihre Perſon allein nicht annehmen konnte, weil ſie ihre Eltern, trotz aller Unarten derſelben, zärtlich liebte, und veſt entſchloſſen war, jedes Schickſal derſelben, wenn ſie es nicht erleichtern könnte, wenigſtens mit ihnen zu theilen.

Aſpaſia ließ ſich durch die Einwendungen ihrer jungen Freundinn nicht irre machen, und drang ſo liebreich und ſo unwiderſtehlich in ſie, daß ſie endlich nachgeben mußte. Nun kam es nur darauf an, das wunderliche Paar zu überreden; und hier fand ſich nicht ſo viel Schwierigkeit, als Eucharis beſorget hatte. Krippenreiterey und Ahnenſtolz vertragen ſich ja heutiges Tages noch ſehr gut in Einer Perſon; und damals war es im Ganzen mit den Thorheiten wie es heute iſt. Der Menſchenfeind, der ſich vermöge ſeiner Herkunft, wie billig, aus beſſerem Stoffe gebildet glaubte, und dem ſein Hochmuth nicht verſtattete, durch irgend eine ehrliche Arbeit ſein Brod zu verdienen, ſchämte ſich weiter nicht, ſich den Tiſch von fremder Großmuth decken zu laſſen, und glaubte noch wohl gar, ſeiner Nachbarinn viel Ehre zu erzeigen. Es wurde alſo veſtgeſetzt, daß die Familie zu Aſpaſien ziehen ſollte, ſobald dieſe Dame von einem Landgute zurückkommen würde, welches ſie an der entlegenſten Küſte der Inſel beſaß, und wohin ſie unumgänglich genöthiget war, eine Reiſe zu machen. Sie drückte ihre liebe Eucharis an ihr Herz, gab ihr eine mehr als hinlängliche Summe, wovon ſie während dieſer Trennung mit ihren Eltern leben konnte, und reiſete ab, mit dem zärtlichen Verſprechen, daß das ſehnliche Verlangen nach ihrer Eucharis ſie treiben würde, ihre Wiederkunft aufs möglichſte zu beſchleunigen.

Aſpaſia kam glücklich an Ort und Stelle. Am Tage nach ihrer Ankunft wollte ſie, nach einem heißen Tage, der friſchen Abendluft am Ufer des Meeres genießen. Zwo von ihren Frauen begleiteten ſie, und in einiger Entfernung folgte einer ihrer Sklaven. Plötzlich ſprangen einige Bewaffnete hinter einer Erhöhung des Geſtades hervor, bemächtigten ſich ihrer und der Kammerfrauen, ſchleppten ſie in eine Schaluppe, und ruderten aus Leibeskräften einem Schiffe zu, welches eine Strecke in die See hinein, hinter einem Felſen vor Anker lag. Der wehrloſe Sklav entfloh, und brachte vergebens auf die Beine, was auf dem Gute und in der Nachbarſchaft war. Die Seeräuber hatten ihre Beute ſchon am Bord, und entfernten ſich mit vollen Segeln.

Die Nachricht verbreitete ſich bald nach der Hauptſtadt. Aſpaſiens Inteſtaterben ſtreckten keinen Finger aus, zu erforſchen, wohin der Korſar ſie geführet habe; im Gegentheil, ſie bemächtigten ſich ihres Vermögens, und befürchteten nur, daß Nachrichten von Aſpaſien einlaufen, und ſie gezwungen ſeyn möchten, dieſelbe mit einem anſehnlichen Löſegelde loszukaufen. Anders verhielt ſich Eucharis. Das erſte Gerücht hätte ihr beynahe den Tod verurſacht; Aſpaſia war ihr über allen Ausdruck theuer, alles was dieſe liebenswürdige

Frau ſeit zehen oder eilf Jahren für ſie gethan hatte, ſchwebte ihr lebhaft vor Augen; — aber an das was dieſelbe noch thun wollte, dachte ſie in dieſen ſchmerzlichen Augenblicken nicht. Aus der reinſten, uneigennützigſten Freundſchaft ſtrengte ſie alle ihre Kräfte an, den Ort zu erfahren, wohin Aſpaſia geſchleppt oder verkauft ſeyn möchte; aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Ihre großmüthige Freundinn blieb für ſie verloren, und je mehr mit jedem Tage die Unwahrſcheinlichkeit ſtieg, daß man jemals Nachricht von ihr erhalten würde, um deſto mehr wuchs der Gram des lieben Mädchens. Ihre häusliche Lage war fürwahr nicht geſchickt, ihren Schmerz zu mildern! Sie hatte keinen Vater, keine Mutter, an deren Buſen ſie Troſt finden konnte; vielmehr mußte ſie vor dieſen griesgrämiſchen Geſchöpfen ihren Harm verbergen, um ſich kein Ungewitter auf den Hals zu ziehen. Die äußerſte Dürftigkeit, der ſie ſo gern abgeholfen hätte, kam noch hinzu; — nicht als ob Eucharis ſie für ſich ſo unerträglich gefunden hätte, ſie war ja von der Wiege an der Armuth gewohnt; aber es zerriß ihr das Herz; ihre Eltern an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel leiden zu ſehen; zu ſehen, wie nun ſonſt nichts mehr zu verkaufen war, als von den armſeligen Ueberbleibſeln des Hausgeräthes Ein unentbehrliches Stück nach dem andern verkauft werden mußte, um nur das Leben zu friſten. Denn ſogar das Haus, welches ſie bisher in der Hauptſtadt bewohnet hatten, war fort, und die Familie lebte ſeit einiger Zeit in der Dunkelheit auf einem elenden Dorfe.

Eucharis ſah wohl ein, daß die letzten etlichen Möbeln und Kleider bald aufgezehret, und alsdann gar keine Auswege dem Verhungern zu entgehen, mehr möglich ſeyn würden. Sie wagte es, ihrem Vater dieſes auf die beſcheidenſte Art vorzuſtellen, geſtand ihm, daß ſie einige Talente erworben habe, und bat ihn, ihr zu erlauben, daß ſie dieſelben zu ſeinem Unterhalte anwenden dürfe. Der Menſchenfeind fuhr erſt entſetzlich auf, warf ihr ihre niedrige Denkart vor, die, ſeines Blutes unwürdig, an ſo verächtlichen Beſchäftigungen Geſchmack finden können! — Nach und nach aber machte er im Herzen doch ſelbſt die Reflexion, daß ihm vom Himmel nichts herabfallen würde, und mit Ungeſtüm rief er dem Mädchen zu: Seinetwegen möge ſie machen was ſie wolle, wenn ihr vor dem Verhungern ſo bange ſey. — Eucharis ließ ſich das nicht zweymal ſagen. Sie entwarf zwey Gemälde, die Verwandlung der Daphne und eine Andromeda, und führte ſie mit ſo vieler Kunſt aus, daß ſelbſt ihr Vater ſeine Bewunderung nicht unterdrücken konnte; — denn obſchon er es für eine Unwürdigkeit erklärte, irgend eine Kunſt zu üben, ſo war er doch Kenner in vielen, denn er war als der Sohn eines vornehmen Mannes in einem glänzenden Hauſe erzogen, und unter Kunſtwerken und Männern von Geſchmacke aufgewachſen; und in ſeinem Zeitalter war es überhaupt nicht ſchwer, zu einem gewiſſen Grade von Kennerſchaft zu gelangen, weil nicht nur alle angeſehenen Privathäuſer, ſondern alle öffentlichen Gebäude, Tempel, Plätze, Spaziergänge, Bäder u. ſ. w. mit Meiſterſtücken der bildenden Künſte gezieret waren.

Dieſes abgerechnet, war aber damals eine ſchlimme Zeit. Du mochteſt das entzückendſte Gemälde hingezaubert haben, das ſchönſte Basrelief oder die bewundernswürdigſte Statüe mochte unter Deinem ſchaffenden Meißel hervorgegangen ſeyn, die Muſen und Grazien ſelbſt mochten Dir Deine Verſe eingehauchet, und der Sohn der Maja Deine Proſe gebildet haben: alles das half Dir nichts, wenn Du keinen Namen hatteſt, oder keine Kabale für Dich geſchäftig war. Hingegen warſt Du Einmal berühmt, oder trugen Dich ein paar Dutzend Schreyer gleichſam auf ihren Schultern empor, und hatteſt Du übrigens die Stirn, kecklich Dein eigner Herold zu ſeyn: ja dann mochteſt Du hinkleckſen was Du wollteſt, Deine Statüen mochten verkrüppelt, Deine Verſe Waſſer oder Eiter, und Deine Bücher aus dem Ermel geſchüttelt ſeyn, das hinderte nichts;

man riß ſich um Deiner Hände Werk. Freylich thaten das nur die Flachköpfe, die Dunſe, und das plattfüßige Geſindel, das ſich ſo gern das Anſehen von Aufklärung und Geſchmack geben möchte; aber dieſe machten, trotz der ſchön verzierten Hippodromen, Kolonnaden und Amphitheatern, und trotz der Homere, Platonen, Luciane und anderer großen Muſter, den größeſten und bemittelſten Haufen aus. Gott Lob, daß es bey uns anders iſt! daß wir von keinen Kabalen wiſſen, daß unſer Publikum ſich keinen Staub in die Augen ſtreuen läßt, ſondern ein Gemälde nach ſeiner Schönheit ſchätzet und bezahlt, es ſey von Battoni oder von einem Künſtler, deſſen Namen bisher niemand kennet! und daß unſere Buchhändler, im gleichen Maaße für ihre Ehre und für die wahren Bedürfniſſe des Publikums beſorgt, ein Meiſterwerk, womit ein noch ganz unbekannter Mann von Genie ſeinen allererſten Schritt auf der Bahn zur Unſterblichkeit wagt, lieber und theuerer kaufen, als die Sommernachtsträume manches allezeitfertigen Polygraphen, der ſich am Ende ſelbſt für einen großen Mann hält, wenn ein Rudel Dunſe oder Präkonen gewiſſer Art, ihn lange genug dafür ausgeſchrien haben! Gott Lob endlich, daß in unſeren Tagen der geſunde Geſchmack und eine Unbefangenheit, die ſich nicht mehr irre leiten läßt, allgemein herrſchen, daß keine Kabale mehr Platz greifen kann, daß das falſche, aber beſchützte

Verdienſt das wahre aber unbeſchützte nicht mehr unterdrücken kann, daß der geringſte unter uns mit eignen geſunden Augen über Geiſtes- und Kunſtwerke urtheilet, daß man wirklich ein Mann ſeyn muß, um Etwas zu gelten, daß man alsdann aber auch wirklich gilt, und daß es keine Wanzen mehr giebt, die am Verdienſte nagen!

In den Tagen der Eucharis war es — wie es war. Ihre Gemälde waren vortreflich, das leugnete niemand; aber — ſie waren nicht vom Parrhaſius, noch vom Zeuxis, noch vom Apelles; ſie hatten ihren Werth nur durch ſich ſelbſt, und borgten ihn nicht vom Namen des Meiſters; keine Kabale poſaunte vor Eucharis her; ihre Arbeiten, ſo vollendet ſie ſeyn mochten, konnten nichts gelten. Wer hätte die Werke eines unbekannten und unberühmten Pinſels, ſo wundervoll ſie waren, neben den Kabinetsſtücken geprieſener, aber vielleicht nicht größerer Meiſter aufhangen mögen? — Eucharis mußte froh ſeyn, ihre Daphne für das Drittheil des Werthes an den Mann zu bringen, indem ſie die Andromeda in den Kauf gab.

Das brachte den alten Menſchenfeind vollends ins Feuer. Zog er vormals auf die Künſte los; ſo ſchrie er jezt mit der bitterſten Heftigkeit über das geſchmackloſe Geſindel, das mit Kennerſchaft prunken wollte. Hatten ihn vormals die Talente ſeiner Tochter aufgebracht, ſo wüthete er nun, daß dieſen Talenten nicht nach Verdienſte gehuldiget wurde. Seine Galle ſchärfte ſich aufs äußerſte; er ſchwur, es nicht bey der Verachtung und dem Haſſe gegen ſein Zeitalter bewenden zu laſſen, ſondern in jedem Menſchen einen Feind zu ſehen, die ſchwerſte Rache — wo möglich an der ganzen Nation, zu üben, und beym Throne anzufangen.

Der junge Monarch, der damals in Kreta regierte, war zwar ein Abkömmling des Minos, und ein Herr, der mit fürſtlichen Eigenſchaften viele Tugenden des Privatmannes vereinigte; aber alle Tugenden ſeines großen Ahnherrn hatte er doch nicht geerbet. Er ließ ſich leicht von ſeiner Heftigkeit hinreiſſen, wo der gerechte Minos erſt kaltblütig unterſuchet hätte; er unterſchrieb ein Todesurtheil ſo gleichgültig, als die Beſtallung eines Hofbedienten; er war argwöhniſch, mißtrauiſch, voll vorgefaßter Meynungen, die er nur fahren ließ, um ſie gegen andre eben ſo voreilige zu vertauſchen, und ſo abergläubiſch als eine Amme. Noch war er unvermält, dennoch fehlte es ſeinem Hofe nicht an Glanz, denn ſeine Schweſter, die Prinzeßinn Arſinon, war mit aller Pracht einer Königinn umgeben. Sie verdiente die Liebe ihres königlichen Bruders und die Anbetung der Nation, denn ſchwerlich ließ ſich mehr Schönheit der Seele und des Körpers in Einer Perſon vereinigen: aber ſo ſehr er ſie liebte, ſo hatte ſie doch von ſeinen Launen und Ungleichheiten unſäglich viel auszuſtehen: denn dieſer Fürſt war ſo veränderlich, und ging ſo ſchnell von einer Meynung zur andern über, daß es keine Kleinigkeit war, ihn zu ſtudiren. Nur zwo Neigungen ſtanden veſt in ſeiner Seele: die Liebe zur Jagd und zu den Waffen. Wenn er in keinen Krieg verwickelt war, ſo wären Jagden und kriegeriſche Feſte an ſeinem Hofe der immerwährende Zeitvertreib. Beydes, meynte er, härtete den jungen Ritter ab, und machte ihn gewandt. Da gab es denn nach damaliger Art heute Wettrennen mit Streitwagen, morgen mancherley Kämpfe zu Roß und zu Fuß, übermorgen gymniſche Uebungen; man glaubte, immer in Olympia zu ſeyn. Alle Fremde waren bey dieſen Feſten willkommen, und bey größeren Feyerlichkeiten wurden oft benachbarte Prinzen mit ihrer Ritterſchaft eingeladen.

Während der Menſchenfeind in ſeiner einſamen Bauernhütte ſchmachtete und Galle ſammelte, gab der König eins der glänzendſten Feſte dieſer Art. Ein junger Fremder zog durch ſeine ſchöne Figur, durch ſein majeſtätiſches Weſen, durch ſeine prächtige Rüſtung, und durch ein nicht zahlreiches aber glänzendes Gefolge, welches aus lauter Perſonen vom erſten Range zu beſtehen ſchien, alle Augen auf ſich, noch mehr aber durch ſeine unbegreifliche Fertigkeit in allen ritterlichen Uebungen. In jeglicher Art der Wettkämpfe verdiente er den Preis, aber auf eine ſo entſchiedene Art, daß der König, die Kampfrichter, Damen, Zuſchauer, und ſelbſt die grauen Veteranen, denen ihr hohes Alter die Schranken verſchloß, einſtimmig geſtanden, ſie hätten nie einen ſolchen Kämpen geſehen! An einem von dieſer Seite ſo ſpartaniſchen Hofe, wie dieſer hier, wo nach dem Beyſpiele des Monarchen jeder Höfling, wenn er auch im Herzen ſich keinen Helden fühlte, doch in Führung des Schwerdtes und der Lanze, im Wettlaufe im vollen Küras, im Ringen, im Lenken der feurigen Streitroſſe und des leichten Wagens, und in den übrigen gymniſchen Uebungen für einen Meiſter zu gelten ſuchte, an einem ſolchen Hofe war das was Unerhörtes. Der Wurfſpieß des Unbekannten traf auf zwanzig Schritte weiter den Mittelpunkt des Ziels; ſeine flüchtigen Roſſe erflogen das Maal; die leichtfüßigſten Wettläufer keuchten in großer Ferne athemlos hinter ihm; die ſchwere Wurfſcheibe von ſeinem nervigten Arme geſchleudert, verlor ſich in der Luft, wie die ſteigende Lerche; die geübteſten Ringer mußten den Sand küſſen, und gut war es für ſeine Gegner im Schwerdtkampfe, wenn unter ſeinen Hieben die Funken aus dem Helme ſprüheten, daß hier nur mit ſtumpfen Schwerdtern gekämpfet wurde. Alle Männer ſahen ihn mit geheimen Neide, und alle Schönen thaten heimliche Gelübde für ihn, denn damals war der kühne, unerſchrockne, tapfre Jüngling in den Augen des Mädchens das, was die zweyſeitigten Biſambüchſen mit dem Breloquengeläute an ihren zwey Uhrketten, an denen zuweilen nur — die Uhren fehlen ſollen, heuer in den Augen unſerer blaßwangichten Töchter edler Herkunft zu ſeyn pflegen.

Der Unbekannte empfing, unter dem lauten Jauchzen des Volks, aus den Händen der Prinzeßinn den Preis, einen Kranz von Oel- und Lorbeerreißern. Der Monarch überhäufte ihn mit Lobſprüchen und Ehre, bat ihn, einige Zeit an ſeinem Hofe zu weilen, führte ihn an ſeiner Hand in den Pallaſt, und in die Zimmer, die er ihm beſtimmte, und der Fremde nahm das alles mit dem Anſtande eines Mannes an, dem nichts Ungewöhnliches widerfährt; nur wich er den Fragen des Königs aus, der, wie jedermann, begierig war, ſeinen ritterlichen Gaſt näher zu kennen, den er nach ſeiner Pracht, und nach der tiefen Ehrerbietung, womit ihm die Herren von ſeiner Suite begegneten, noch mehr aber nach der Würde in ſeinem Betragen, für einen Mann von ſehr hohem Stande, nach ſeinen Thaten aber für einen Halbgott halten mußte. Der

Fremdling ließ ſich entwaffnen, und der furchtbare Gott der Schlachten ſchien in den ſchönlockichten Apoll verwandelt! Ueber der Tafel zeigte er, daß er im Umgange ſo liebenswürdig, als in den Waffen fürchterlich ſey. Er ſprach mit der Feinheit eines Hofmannes, mit der Weisheit eines Philoſophen, und mit dem attiſchen Witze eines Zöglings jener Aſpaſia des großen Perikles, nachdem der Gegenſtand es mit ſich brachte. Er war die Seele des Gaſtmahls; ſeine Heiterkeit würzte den Wein, und keine Stirn war ſo finſter, die nicht ſein Scherz entrunzelte. Der König war entzückt von ſeinem Gaſte, und die Prinzeſſinn hing an ſeinen Lippen mit heimlichem Behagen.

„Ich muß wiſſen, wer der Mann iſt, es koſte was es wolle!“ ſagte der König bey ſich ſelbſt.

„Iſt dieſer ſchöne Jüngling keiner der Dioskuren *), ſo — verſtehe ich nichts davon!“ dachte der Polemarch **), den der Unbekannte ein wenig unſanft aus dem Sattel geworfen hatte.

„Die Götter haben ſich verſehen, wenn ſie dieſen jungen Herkules zu etwas wenigerm als eines

---

*) Kaſtor und Pollux.

**) Oberfeldherr.

Königes Söhne gemacht haben!“ dachte die Prinzeſsinn.

„Ich will bald erfahren, woran ich bin! dachte der König, und gab ſeiner Schweſter einen Wink, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, den Unbekannten ins Verhör zu nehmen. Die Gelegenheit war leicht gefunden; nach aufgehobener Tafel führte der König die Prinzeſsinn und den Fremden in ein Fenſter, während der Hof ſich aus Reſpekt in die Tiefe des Saals zurückzog; und als er das ſchöne Paar in ein Geſpräch verwickelt hatte, war es ihm leicht, ſich unter einem ſcheinbaren Vorwande zu entfernen. — Kaum wandte der Monarch den Rücken, ſo brach der Unbekannte das bisherige Geſpräch ab, und ging raſch auf Gegenſtände über, die ihm wichtiger waren.

„Prinzeſsinn, ſprach er, ſind Sie gewohnt, die Ueberwundenen mit Lorbeern zu bekränzen? Ich habe zwar Ihre Ritter entſattelt, Ihre Ringer in den Sand geſtreckt, Ihre Schützen übertroffen; — das mag Kreta mir verzeihen. Wer zu Olympia den fünffachen Preis erkämpfte, konnte hier nichts Wenigers thun *). — Dennoch bekenne ich mich über-

---

*) Ein Mann, der in den Olympiſchen Spielen den vollſtändigſten Preis errungen hatte, bedeutete in Griechenland ſehr viel.

überwunden. Was der Blüthe Griechenlands und den tapfern Kretenſern nicht glückte, Prinzeßinn, das konnten Sie mit Einem Blicke. Ihnen gebühret der höchſte Preis! Die Athlotheten *) haben unrecht gerichtet.

Das Kompliment war nach den damaligen Sitten ſehr galant, und die Schönen, wenn ſie zehnmal Prinzeßinnen waren, kratzten keinem Menſchen die Augen aus, weil er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ, denn damals war die Tugend noch keine Grimaſſe.

Der Unbekannte fuhr fort, ohne auf Antwort zu warten, und ſagte ihr, er ſey bloß um ihrentwillen hierhergekommen, nicht um zu ſehen, ob der laute Ruf von ihren Vorzügen etwa zu wenig ſage? — denn das ſey ihm zu glaubwürdig verſichert, daß es unmöglich ſey, genug zu ſagen, und daß ein bewundernswürdiges Gemälde von ihr, welches er in Theſſalien geſehen, nicht die Hälfte ihrer Reize darſtelle; — auch nicht, um ſo vieler Schönheit und Grazie Trotz zu bieten, ſondern einzig um ihr zu huldigen; um ihr ſeine Siegeszeichen zu Füßen zu

---

viel. Ihm wurden zu Olympia Statuen errichtet. Der Fremde durfte alſo wohl mit Selbſtgefühl reden, obgleich er unbekannt war.

*) d. i. Kampfrichter.

zu legen; um aus ihrem Munde zu erfahren, ob, wenn ihr königlicher Bruder ihn der nächſten Verwandſchaft würdig fände, ihr Herz nichts dagegen einwenden würde? Er ſey zwar nur der Kronprinz von Cypern, aber wäre er Erbe der ganzen Erde, ſo würde er dennoch ihre Hand nicht dem bloßen Gehorſam ſchuldig ſeyn wollen. Er bat ſie um Verzeihung, daß er alles dieſes ihr in den erſten Augenblicken ihrer Bekanntſchaft ſage; aber ſeine Lage und die Beſorgniß, daß er bey ſeinem kurzen Aufenthalte vielleicht keine ſo günſtige Minute mehr treffen möchte, entſchuldige ihn. Er ſey gewiß, daß der König, ihr Bruder, ſeinen Anträgen nicht zuwider ſeyn werde; aber noch Einmal, fuhr er fort, Prinzeſſinn! Ihr Herz iſts, was ich wünſche; und dieſes will ich weder der förmlichen Anwerbung des Königs von Cypern, noch dem Willen des Königs von Kreta verdanken. Meine glühende Liebe, meine tiefe Ehrfurcht, der zärtlichſte Dienſteifer, vermögen die nicht, Sie zu rühren, ſo ſoll der König nie erfahren wer ich bin; bis jetzt iſt das ein Geheimniß, welches ich nur Ihnen vertraue. Würdigen Sie mich aber, ſchöne Arſinoe, meine Wünſche und meine Maßregeln zu genehmigen: ſo wird unmittelbar nach meiner Abreiſe eine Geſandſchaft von meinem Vater, dem mein Glück ſehr am Herzen liegt, an Ihrem Hofe eintreffen, und ſolche Vorſchläge thun, daß ich an der Genehmigung des Königs nicht zweifle.

Prinzeßinnen ſind Mädchen wie andre Erdentöchter. Die unſrige glühete wie eine junge Roſe von holder jungfräulicher Schaam. Es war vielleicht das erſtemal, daß jemand ihr ſein Herz antrug, obgleich ſchon Fürſten genug um ihre Hand geworben hatten. Ihr Herz hatte vom erſten Augenblicke an ſich für den liebenswürdigen Fremdling erkläret, und daß er der berühmte Erbe eines mächtigen Reiches, ein tapferer Mann, ein großer Feldherr, und der Sohn eines nahen Bundesgenoſſen war, that ihm übrigens keinen Schaden. In ſeinem Verfahren war etwas Edles und Erhabenes; die Feinheit ſeiner Denkart, die auf ihre Koſten nicht glücklich ſeyn wollte, ſprach ſo wahr für ſeine Liebe; auch das verdarb ſeine Sache nicht. Abzuweiſen den ſie verwirft, das iſt wohl noch nie einer Schönen ſchwer gefallen; aber aus Situationen wie dieſe hier, wo man nicht verwirft, folglich nicht abweiſen will, und dem Etikettenkodex zufolge doch auch nicht ſo ſtraks annehmen darf, — die Ueberraſchung mit in Anſchlag gebracht, — aus einer ſolchen Situation ſchicklich ſich zu ziehen, ohne zu viel oder zu wenig zu thun, das hat etwa ſeine Schwierigkeiten! Die junge Prinzeßinn ſchwieg einige Augenblicke mit niedergeſchlagenem Auge; — das

war

wär kein Zeichen von ſchlimmer Vorbedeutung. Ihr ſchöner Buſen hob ſich ſanfter und bebender; — auch das war kein Haſe, der einem Abergläubiſchen quer über den Weg läuft. — Endlich faßte ſie ſich hinlänglich, um ihm ſagen zu können: ſein Antrag befremde ſie in der That; Perſonen ihres Standes gehörten dem Staate, und ihr Herz habe keine Stimme. Sie würde ſich immer beſcheiden, daß ihr Bruder ihr König ſey, dem es zukomme, über ihr Schickſal zu gebieten, wie er es ſeinen Abſichten und der Wohlfarth ſeines Reichs am zuträglichſten finde.

„Gut, Prinzeßinn! Aber geſetzt, der König fände, daß ſeine Abſichten und meine Wünſche überein einſtimmten: würde ihr Herz nicht murren? — Würden Sie ſich nicht für ein unglückliches Opfer des Staates halten? — Dürft ich hoffen, daß Sie mir ohne Widerwillen gegen mich Ihre Hand geben würden? — Ich will Sie nicht übereilen, Prinzeßinn! Drey Tage kann ich an Ihrem Hofe bleiben. Die Zeit iſt freylich zu kurz, Ihnen den ganzen Umfang meiner Liebe zu beweiſen; aber vielleicht iſt ſie Ihnen hinreichend zur Unterſuchung, ob Sie heimlich über Gewalt klagen würden, wenn der König für mich ſpräche? Ich ſchwöre es Ihnen bey der cypriſchen Göttinn, dann verſchwinde ich ſo unerkannt als ich kam, und Sie ſollen nie von mir hören, bis das Gerücht Ihnen ſagt, daß ich Ihren Abſcheu mit meinem Leben gebüßet habe."

„Prinz, was kann ich Ihnen ſagen? Mein Herz kann weder lieben noch haſſen. Gehorſam iſt die erſte Pflicht der erſten Unterthaninn. Uebrigens ſind Verdienſte, wie die Ihrigen, in der ganzen Welt vor Abſcheu geſichert."

Ihre Wange färbte ſich noch höher indem ſie dieſes ſprach, und um der Unterredung ein Ende zu machen, winkte ſie einer von ihren Damen; bald darauf kam auch der König wieder, und der Fremde, der die letzten Worte der ſchönen Arſinoe zu ſeinem Vortheile auslegte, ergriff von ſelbſt die erſte Gelegenheit, dem Erben des Minos ſeinen Stand und Namen zu eröffnen. Der König, dem der Ruf unendlich viel von dieſem Prinzen geſagt hatte, bezeugte alle die Freude, die er über die Gegenwart eines ſolchen Gaſtes wirklich fühlte; aber nun wurde ſeine Neugier von einer andern Seite rege. Der junge Held kam nicht umſonſt! Was konnte ihn herführen? — Der Vorwand, ſich gegen die Kretenſiſche Ritterſchaft zu verſuchen, ſchien ihm für einen ſolchen Mann zu geringfügig. In den Prinzen zu dringen, ehe dieſer ſelbſt ſich näher eröffnete, wäre ſo unſchicklich als unnütz geweſen, und die Herren im Gefolge deſſelben ſchienen unerforſchlich; — vermuthlich, weil ſie nichts wußten. Ein einziger unter ihnen, Therſander, der, was er wirklich war, ſeines Herrn Vertrauten zu ſeyn ſchien, und den der König aus dieſer Urſache auf mancherley Art auf den Zahn fühlen ließ, war von dem Geheimniſſe des Prinzen unterrichtet, aber Therſander war den Höflingen des Königs zu fein.

Indeſſen wurde dem Prinzen alle die Ehre erwieſen, die ſeinem Range und ſeinen perſönlichen Verdienſten gebührten, und die ganze Zeit ſeines dortigen Aufenthalts war Ein Feſt. Er aber heftete ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Prinzeſſinn, und ſah mit innigſter Freude, daß ſie ſich aus ihrem Gehorſam kein Verdienſt machen würde, wenn der König ihm ihre Hand bewilligte. Es giebt ja tauſend Kleinigkeiten, aus welchen ein Liebender dieſes ſchließen kann, die vielleicht kein andres Auge bemerkt. — Nun trug er weiter kein Bedenken mehr, ſich gegen den König näher herauszulaſſen. Dieſem mißtrauiſchen Herrn, der ganz andre Geheimniſſe hinter dem Beſuche des Königsſohnes vermuthet hatte, fiel ein ſchwerer Stein vom Herzen. Er umarmte den Prinzen, und verſicherte ihn, daß er nichts wünſchenswürdigers kenne, als dieſe Vereinigung ihrer Häuſer. Und in der That war dieſes eine große Partie für ſeine Schweſter. Er führte ihn ſofort zu derſelben, und erſuchte ſie, den Kronprinzen von Cypern als ihren künftigen Gemahl anzuſehen, — eine Wahl, von der er nicht zweifelte, daß ſie nicht ihren völligen Beyfall finden ſollte. Die junge Prinzeßinn beantwortete dieſe Eröffnung der königlichen Willens-Meynung, wie es einer Perſon zukömmt, die ſelbſt keinen Willen haben darf; doch bey aller Sittſamkeit, mit der ſie ihren Gehorſam ausdrückte, ſah man dennoch, daß ihr Herz dieſesmal mit ihrer Pflicht in keinem Mißverſtändniſſe war. Der Prinz fühlte ſich nicht vor Entzücken, und ſagte, was bey dergleichen Gelegenheiten Millionenmal geſagt ſeyn mag, aber vielleicht nie mit mehr Wahrheit, noch auf eine ſo einnehmende Art. Ohne Zweifel hörte die Prinzeßinn ihm mit Vergnügen zu, aber dem Könige mochte es, wie billig, Langeweile machen. Ohnehin war es ganz nicht in ſeiner Natur, lange auf einer Stelle auszudauern, und alles war fertig zur Jagd. Der Prinz konnte nicht umhin, dem Monarchen, der bis dahin nie geliebet hatte, und dem, die Vortheile bey einer Heyrath abgerechnet, alles andere Schnickſchnack ſchien, zu folgen; alles was er konnte, war, ſeinem Therſander einen Wink zu geben, den dieſer gewandte Hofmann verſtand, und bey der Prinzeßinn zurück blieb, um die Sache ſeines Herrn ausführlicher zu plaidiren. Er that dieſes mit vieler Geſchicklichkeit; aber vielleicht lebte damals auch kein Fürſtenſohn, von dem man ſo viel Gutes und Großes ſagen konnte, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Seine Großmuth, ſeine feine Seele, ſeine Unerſchrockenheit, ſein tapferer Arm, und mehr als das: ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine ächte Größe, das Unwandelbare in ſeinem Charakter, das waren die Züge, die Therſander mit vielem Fleiße ausmalte, während er ſich das Anſehen gab, als befriedige er bloß die Neugier der Prinzeſſinn und ihrer Damen, die nach dem Cypriſchen Hofe, nach dem alten Könige, nach den Reiſen des Prinzen, und nach hundert Dingen fragten. Er war ſchlau genug, indem er Eine Frage beantwortete, zehn andre zu veranlaſſen, und zu bemerken, daß ſeine künftige Gebieterinn ihm mit einem Vergnügen zuhörte, welches ſie nicht zu verbergen vermochte. Das gab ihm Muth, ein wenig mehr zu beantworten, als in mancher Frage lag, bis er ſich endlich in eine zuſammenhangende Erzählung einzulaſſen Gelegenheit nahm, die er mit dem feinſten Lobe ſeines Herrn durchwebte, indem er gar nicht zu loben ſchien. Nachdem er von der Erziehung des Prinzen geſprochen, und den letzten glorreich geendigten Krieg berühret, in welchem der Prinz die Armee ſeines Vaters kommandirte, einen großen Strich von Aſien zur Unterwürfigkeit zwang, allenthalben ſich als einen großmüthigen Ueberwinder

der zeigte, und früh ſeinen Namen berühmt und ehrwürdig machte, kam er auf deſſen Reiſen. Dem Reiche ſeines Vaters hatte er einen tiefen Frieden zubereitet; er haßte das unthätige Leben, und erhielt Erlaubniß, Griechenland zu durchreiſen. Tharſander, von der Wiege an ſein Geſpiele, ſein nachmaliger Gefährte in den blutigen Arbeiten, war auch nun ſein unzertrennlicher Begleiter. Sie hielten ſich in Corinth, in Athen und andern Oertern auf, wohnten den Iſthmiſchen und den Olympiſchen Spielen bey, und der Prinz verließ beyde als Sieger, u. ſ. w. Ein wichtiger Zug in der Geſchichte war, daß der erhabne Reiſende die ſchönſten Töchter Gräciens ſah, und ſeine Freyheit behielt. — Er dachte übrigens ſeine Reiſe noch nicht ſo bald zu endigen, aber ein Kourier brachte ihm den Befehl, nach Cypern zurückzukehren, und den Feyerlichkeiten beyzuwohnen, welche bey dem Verlöbniſſe ſeiner Schweſter, um die ſich der König von Lemnos bewarb, angeſtellt werden ſollten. Er nahm alſo den Rückweg, und kam unter einem angenommenen Namen nach Lariſſa in Theſſalien. Der Prinz, als ein großer Verehrer der ſchönen Künſte, der in Griechenland ſeinen Geſchmack gebildet hatte, unterließ nicht, in dieſer Stadt einen Maler zu beſuchen, von deſſen Ruhme ganz Griechenland erfüllet war. Der Künſtler zeigte dem Prinzen verſchiedne Stücke, die ſeinem Pinſel viel Ehre machten;

dieſer kaufte und bezahlte gut. Noch mehr, er ſprach als Kunſtverſtändiger, und wählte mit ſo feiner Einſicht, daß der Maler ſich durch einen ſolchen Käufer ſehr geehrt fühlte, und ihn in ſein Arbeitszimmer führte. Hier legte er ihm Meiſterwerke vor, die das Kaufgut unendlich übertrafen, womit er die müßigen Reiſenden abzuſpeiſen pflegte, die ſo gern berühmte Männer zu überlaufen pflegen, um daheim doch Red und Antwort geben zu können, wie ſo ein Mann — ſeine Schlafmütze trägt. Unter dieſen Gemälden, die der Künſtler dem albernen Angaffen der Ungeweiheten nicht Preis gab, zog den Prinzen ſofort das Bildniß einer über allen Ausdruck ſchönen Blondine an ſich, aus deren dunkelblauem Auge ſo viel Geiſt und Sanftmuth leuchtete, daß es unmöglich war, ohne die tiefſte Bewunderung vor dieſer göttlichen Geſtalt zu ſtehen. Der Prinz fragte mit bebender Stimme, welche Gottheit dieſes hohe Ideal in die Seele des Künſtlers gegoſſen habe? — Auf dieſe Frage trat ein Frauenzimmer mit einer Palette in der Hand hinter einer Staffeley hervor, und verſicherte, dies ſey kein Ideal, ſondern vielmehr ein äußerſt ſchwacher Abriß einer Prinzeſſinn, deren Schönheit der Kunſt des Pinſels ſo ſehr überlegen ſey, als die Vorzüge ihrer Seele dieſem himmliſchen Geſichte. Sie könne, fuhr das Frauenzimmer fort, mit Ueberzeugung davon ſprechen, denn ſie ſey nicht nur eine gebohrne

Unterthaninn des Vaters dieſer Prinzeßinn; ſondern ſie könne ſich rühmen, bey der verſtorbnen Mutter derſelben in vorzüglicher Gnade geweſen zu ſeyn. Sie habe das Original dieſes Gemäldes von der Geburt an gekannt, und täglich die Reitze deſſelben und ſeine Tugenden wachſen ſehen, bis zu dem Augenblicke, in dem das Unglück ſie, die Malerinn, ihrem Vaterlande entriſſen, und wo es unmöglich geſchienen habe, daß dieſe Prinzeßinn noch irgend einer größern Vollkommenheit fähig ſey. Wenn Sie, ſetzte die Frau hinzu, niemals in Kreta waren, ſo reiſen Sie ſtehendes Fußes hin, ſehen Sie die himmliſche Arſinoe, und urtheilen Sie dann, ob ich zu viel geſagt habe!

Die Prinzeßinn erröthete, und unterbrach den Erzähler; aber Therſander, der keiner von jenen abgeſchmackten Weihrauchkrämern war, wußte das Urtheil der Malerinn mit vielem Scharfſinne zu rechtfertigen, und berief ſich zum Ueberfluße auf ſeinen Herrn, welches hier gewiß ein Argument an Ort und Stelle war. Darauf ſpann er den Faden ſeiner Geſchichte weiter fort, und meldete, wie der Prinz jegliches Wörtchen von den Lippen der Malerinn begierig aufgefangen, und die Frau mit Fragen beynahe getödtet habe. Dieſe habe ihm über jeden Punkt Auskunft gegeben, und die plötzlich entſtandne Liebe deſſelben zum unauslöſchlichen Feuer

am

angefacht. Die Wärme, womit ſie von der Prinzeßinn geſprochen, habe den Prinzen ſo für dieſes Frauenzimmer intereſſiret, daß er zu erfahren wünſchte, durch welchen Zufall ſie ihrem Vaterlande entriſſen ſey? — Die Frau berichtete ſeufzend, ſie ſey auf einem Spaziergange am Geſtade von Seeräubern entführet, die ihr nie verſtatten wollen, an ihre Freunde zu ſchreiben, obwohl ſie ſich zu einem anſehnlichen Löſegeld erboten. Ohne Zweifel hätten ſie befürchtet, der König von Creta möchte, wenn er auf dieſe Art nähere Nachricht von ihnen und ihrem Schlupfwinkel erhielte, Ernſt zur Sache thun, und ihnen das Handwerk legen. Sie hätten ſich demnach lieber an dem begnügen wollen, was ſie an Kleinoden bey ihr gefunden, und was ſie, als Sklavinn, habe gelten können, und ſie an einen Sklavenhändler, einen ihrer Hehler, abgeſetzt. Als dieſer erfahren, daß ſie einigermaßen mit dem Pinſel umzugehen wiſſe, habe er ſie nach Lariſſa an den großen Mann verkauft, bey dem ſie jetzt noch ſey.

O Ceres! rief die Prinzeßinn, ohne Zweifel iſt das Aſpaſia, die vor Jahr und Tag bey Leſſus von Seeräubern fortgeführet wurde!

Therſander verſicherte, daß das der Name dieſer Perſon ſey, die ſo viel Bekanntſchaft mit den ſeltnen

nen Eigenſchaften der Prinzeßinn geäußert habe. Arſinoe verwies es ihm, daß er dem Könige nicht ſofort von ihrem Aufenthalte Nachricht gegeben, damit ihrer Sklaverey, die einer ſolchen Dame gedoppelt hart fallen müſſe, aufs ſchleunigſte ein Ende gemacht würde. — Therſander erwiederte, daß ſie aus dem Verfolge ſeiner Erzählung abnehmen würde, daß für Aſpaſien vor der Hand nichts zu thun ſey, als hier einsweilen diejenigen zur Verantwortung zu ziehen, die ſich, wie er vernommen, ſo voreilig in ihr Vermögen getheilt hätten. Er baue in dieſem Stücke auf der Prinzeßinn eigne Geſinnungen, und ſey überzeugt, daß ſie die Gerechtigkeit des Monarchen auffodern würde. — Darauf ging die Erzählung weiter.

Der Prinz erbot ſich zur Stelle gegen Aſpaſien, ſie für jeden Preis loszukaufen, aber ſie verſicherte ihm, daran ſey gar nicht zu denken. Sie ſelbſt habe ihrem Herrn ſchon längſt die größeſten Anträge desfalls gemacht: aber dieſer große Künſtler, der ſich mit Miniaturarbeiten ganz nicht befaſſe, beſtehe darauf, ſie nicht eher freyzugeben, bis ſie ſeine einzige Tochter in dieſer Art der Malerey zur Vollkommenheit gebracht habe. Alſo vermehre ſogar ihr bischen Talent ihr Unglück und eine Dienſtbarkeit, die ihr um ſo viel drückender ſey, da ſie ſich aus Liebe zur goldnen Freyheit gleich nach dem Tode der verſtorbenen Königinn dem Hofe entzogen habe. — Sie geſtund dem Prinzen, daß ihr Schiler jenes vortrefliche Portrait nach einem Miniaturgemälde verfertiget habe, welches ſie mit aus Kreta gebracht. Die Korſaren hätten ſich auf ihr flehentliches Bitten an der reichen Einfaſſung begnügt, und ihr das Bild gelaſſen, welches ſie unendlich höher ſchätze als die Juwelen, womit es gezieret geweſen.

Der Prinz ließ den Maler rufen, der ſich während dieſer Unterredung entfernet hatte, und bat ihn, einen beliebigen Preis auf ſein ſchönes Gemälde zu ſetzen. Der Mann forderte als ein Virtuoſe, und der Prinz gab ihm die Summe gedoppelt. Zugleich aber beſtellete er bey Aſpaſien eine treue Kopie ihres Miniaturgemäldes, denn das Original wollte ſie für keinen Preis veräußern. Als er das Haus des Künſtlers verlaſſen hatte, ſprach er mit Therſandern in ſolchen Ausdrücken von der Prinzeßinn, daß dieſer leicht begriff, der junge Held habe endlich ſeine Siegerinn gefunden. Er ſchätzte jeden Augenblick für verlohren, den er entfernt von Kreta zubrachte, und wartete nur, bis Aſpaſie ihre Kopie vollendet haben würde, der er faſt nicht von der Seite wich; und luſtig wars zu ſehen, wie er, indem er ſie beſtändig antrieb ihre Arbeit zu beſchleunigen, ſie immer durch ſeine Fragen nach dem

Prinzeſſinn von der Vollendung abhielt. Aſpaſia verglich dieſe Theilnehmung, dieſe angelegentlichen Erkundigungen, mit der Größe die über das Weſen ihres Kundmannes ausgegoſſen war, und mit ſeiner fürſtlichen Freygebigkeit, und ſchloß daraus, daß er nicht das, wofür er ſich gab, ſondern unfehlbar von einem ſolchen Stande ſeyn müſſe, daß er Anſpruch auf die Hand der Prinzeſſinn machen könne. Sie verbarg ihm dieſe Folgerungen nicht, und der Prinz entdeckte ſich dieſer unglücklichen Dame unter dem Siegel der Verſchwiegenheit.

Als der Prinz zum letztenmale zu Aſpaſien kam, hatte ſie ein kleines Bildniß auf dem Tiſche liegen laſſen, welches er begierig ergriff, in der Meynung, daß es die für ihn vollendete Kopie ſey. Er ſah den Irrthum gleich, doch geſtand er, daß er nächſt der Prinzeſſinn von Kreta nichts ſchöneres geſehen habe. — Dieſe junge Perſon, ſagte Aſpaſia, trage ebenfalls nicht wenig dazu bey, daß ſie ihren Sklavenſtand unerträglich finde. Es ſey eine Freundinn, an die ſie ſich gewöhnet habe, und für die Aſpaſiens gegenwärtige Lage ein Unglück mehr ſey. Sie habe ſie, um ſich ihren Schmerz zu erleichtern, aus dem Gedächtniſſe gemalet; freylich ſey das kein Erſatz dafür, des holden Mädchens entbehren zu müſſen! — Hierauf ſchilderte ſie die Lage und den Charakter ihrer jungen Freundinn umſtändlich, und mit ſo vieler Wärme, daß der Prinz [illegible], und Therſander noch mehr für dieſelbe eingenommen wurden. Sie beſchwor den Prinzen, wenn er nach Kreta käme, ſich in Knoſſus, der königlichen Reſidenz, nach ihr zu erkundigen, und ſie von dem unglücklichen Schickſale ihrer Aſpaſia zu unterrichten. Ihr Name ſey Eucharis. Sie bat ihn, ihr zu erlauben, daß ſie Therſandern unterrichten dürfe, wie und wo der Menſchenfeind zu finden ſey. Sie dann übergab ſie dem Prinzen das vollendete Bildniß der ſchönen Arſinoe, mit der Bitte, dieſe Prinzeßinn zu verſichern, daß die Dienſtbarkeit ihren ehrfurchtsvollen Geſinnungen nichts benommen habe.

Der Prinz flog nach Knoſſus, und langte glücklicherweiſe am Tage vor jenem Feſte an. Nichts konnte ihm gelegner kommen als dieſe Feyerlichkeiten, die es in ſeine Gewalt ſtellten, die nähere Bekanntſchaft durch einen vortheilhaften Eindruck vorzubereiten. Er ſah die Prinzeßinn im Tempel der Ceres, und wenig fehlte, ſo hätte er ihre Bildniſſe ins Feuer geworfen, ſo unendlich fand er das bewundernswürdige Original über dieſe ſchwachen Abbildungen erhaben. Am folgenden Tage war er einer der erſten vor den Schranken, und hatte das Glück die Aufmerkſamkeit der Prinzeßinn auf ſich zu ziehen. — Das Uebrige der Geſchichte, die

Ner

Referent ſehr ins Kurze zuſammenzieht, war der Prinzeſſinn bekannt, — den Leſern des Referenten nicht minder.

Therſander beſchloß ſeine Geſchichtsklitterung mit einer geſchickten Empfehlung der jungen Eucharis. Er bat um Verzeihung, daß er dieſer Perſon, die weder mit der Prinzeſſinn noch mit ſeinem Herrn in einiger Beziehung ſtehe, ſo ausführlich erwähnet habe; aber, ſagte er, bey der Güte und Großmuth, die ich an der künftigen Beherrſcherinn des reichen Cyperns bewundre, — noch mehr, bey der Achtung, die Sie für Aſpaſien äußerten, erkühne ich mich zu hoffen, daß Sie auch meinen Schmerz einiger Aufmerkſamkeit würdigen werden! Bis jezt habe ich die Aufträge dieſer reſpektablen Frau noch nicht ausrichten können. So ſorgfältig ich die ganze Stadt durchſuchen ließ, konnt' ich doch weiter nichts in Erfahrung bringen, als daß Eucharis mit ihrer ganzen Familie plötzlich verſchwunden ſey, ohne die mindeſte Spur von ſich zurückgelaſſen zu haben.

Arſinoe, die dem Kavalier mit vielem Vergnügen zugehöret hatte, ſagte ihm viel Gütiges über ſeine Erzählung, und entließ ihn mit der Verſicherung, daß ſie keine Mühe ſparen würde, Aſpaſiens Freundinn aufzufinden, wofern ſie noch in den Staaten ihres Bruders ſey. — Therſander ſtattete dem Prinzen nach deſſen Zurückkunft umſtändlichen Bericht ab, und verdiente ſich ganz laut ſo vielen Dank, als ihm vorhin [illegible] die Prinzeſſinn heimlich ſagte, bey der der Prinz und alle die Details ſeines Charakters, ſeines Lebens, ſeiner Thaten, und ſeiner Liebe ſehr viel gewonnen hatte. Der Prinz verlängerte ſeinen Aufenthalt noch um einen Tag, den er größtentheils bey ſeiner Geliebten zubrachte; darauf riß er ſich los, und ſegelte voll ſüßer Hoffnungen nach Cypern, [illegible] vorher dem Könige verſprechen müſſen, daß [illegible] Braut in Perſon abholen wolle. Therſander begleitete ihn mit ſchwererem Herzen; er konnte ſich nicht beruhigen, daß ſeine, und bisher auch der Prinzeſſinn Nachforſchungen den Aufenthalt der reizenden Eucharis nicht hatten entdecken können. Er ſchrieb allerdings dieſe peinliche Unruhe ſeiner Menſchenliebe überhaupt, und ſeiner Hochachtung für die würdige Aſpaſia zu; aber gleichwohl war es ihm, als ließe er etwas in Kreta zurück! — Die Prinzeſſinn ihres Theils dankte dem Himmel, daß er ihr ein Loos beſchied, wie es ſelten den Königstöchtern zu Theile wird. Sie liebte zum erſtenmale, und alles lächelte dieſer Liebe; ſie gab ihre Hand, ohne ſich dem Staate aufzuopfern, und ihr Geliebter war nicht nur Prinz, nicht nur Kronerbe, ſondern der edelſte und berühmteſte Mann ſeines Zeitalters. Was übrigens Eifer und Macht vermochten, das wandte ſie an, um von Eucharis Nachricht einzuziehen; aber vergebens durchſtreiften ihre Boten ganz Kreta, ſie kamen einer nach dem andern zurück, ohne ihr auf die Spur gekommen zu ſeyn. Der Glücklichſte unter ihnen hatte zwar das elende Dorf entdeckt, wo der Menſchenfeind einige Monate nach ſeiner Entfernung von Knoſſus ein armſeliges Leben geführt; aber auch hier war er plötzlich verſchwunden, und da er vermöge ſeiner bekannten Gemüthsart mit keinem Menſchen Umgang gepflogen: ſo hatte ſich auch niemand bekümmert, wohin er gegangen ſeyn könne. Ja, er mochte wohl ſchon lange weggeweſen ſeyn, ehe ſeine nächſten Nachbarn ihn nur vermißten. Arſinoe betrübte ſich darüber, denn außer der Gefälligkeit, die ſie dem Freunde ihres Geliebten durch die Aufmerkſamkeit auf ſeine Empfehlung zu erzeigen wünſchte, wäre es ihr nicht nur lieb geweſen, die edle Aſpaſia durch Beſchützung ihrer Freundinn zu verbinden; ſondern ſie ſelbſt war äußerſt ungeduldig, ein Mädchen kennen zu lernen, das nächſt ihr die ſchönſte Griechinn ſeyn ſollte! — Da ein feiner Kenner und Hofmann dieſes der Prinzeßinn ſelbſt geſagt hatte, ſo überſetzte ſie dieſes nächſt ihr die Schönſte beſcheidentlich in die Allerſchönſte, und — ſo ſehr war ſie Ausnahme von der Regel, — bedauerte nur deſto herzlicher, daß das ſchönſte Mädchen zugleich das unglücklichſte ſeyn ſollte, und daß ſie, ſo ſehr ſie Fürſtinn war, zur Milderung ihres Verhängniſſes durchaus nichts vermochte. — Dem Referenten thut dieſes ebenfalls leid; aber man muß ja leider in dieſer Welt viel tauſend Dinge gehen laſſen wie ſie können!

Bald nach des Prinzen Abreiſe meldete man dem Könige von Kreta, ein ſonderbarer Menſch habe ſchon einigemal Gehör verlangt; man habe ihn abgewieſen, aber er komme immer wieder, und immer in der Abenddämmerung, werde ſtets dringender, und verſichre, er wiſſe dem Monarchen einen außerordentlichen Dienſt zu leiſten. Der König, welcher glaubte, es ſey die Pflicht eines Regenten, jeden zu hören, war ungehalten, daß man den Mann abgewieſen, und befahl, ihn ſofort zu melden, wenn er wieder käme. Der Hofſchranz bückte ſich, pries die erhabne Denkart des Monarchen, und gab allerunterthänigſt zu vernehmen, daß der ſonderbare Mann gleich jetzt da ſey. — „Nu, ſo laßt ihn gleich jetzt kommen, rief der Herrſcher: das Ohr eines Königs muß ſelbſt dem Geringſten ſeiner Unterthanen offenſtehen!"

Der Hofſchranz bückte ſich noch tiefer, ging, und führte den Mann ein.

Der König ſtutzte ein wenig, wie er den Ankömmling erblickte. Es war eine lange, hagere Figur mit kleinen, ſchwarzen, feurigen Augen, düſter von Anſehen, eine Glatze auf der Scheitel, eine Habichtsnaſe zum Vorgebirge, — über das ein langer, dicker Bart, der bis auf den Magen hinabfloß. Seine Kleidung war eine Art von Mantel nach cyniſchem Schnitte, und unter demſelben ein langes bis auf die Ferſen hinabwallendes Gewand, beynahe wie es die Egyptiſchen Prieſter trugen, aber bemalt und verbrämt mit Drachen, Baſilisken und allen Zeichen des Thierkreiſes. In der Hand hatte er ein kleines Stäbchen von Ebenholz, und am Gürtel eine breite Täſche. In ſeiner Miene war eben nichts Ehrwürdiges, aber etwas Impoſantes; ſein Gang war veſt, und ſein Anſtand zuverſichtlich. Er näherte ſich dem Monarchen, ohne das geringſte Zeichen der Ehrerbietung.

„König! ſprach er, ich ſehe, es koſtet viel Künſte, ehe man einen Deinesgleichen ſprechen kann. Das iſt nicht hübſch, und ich rathe Dir, das abzuſtellen, wärs auch nicht immer, daß jemand in der Abſicht käme, Dir nützlich zu ſeyn. — Denn damit Du es gleich Anfangs wiſſeſt, ich verlange nichts von Dir, und habe nichts von Dir zu bitten. Ich komme um zu geben. Aber, fuhr er fort, indem er ſich umſah, ich habe ja verlangt, Dich allein zu ſprechen?“

Der König, den dieſer ſonderbare Eingang frappirte, winkte dem Kammerherrn, der den Mann eingeführet hatte, und ſo gern dieſer geblieben wäre, ſo bückte er ſich, und führte ſich ab.

„Auf Antrieb des großen Geiſtes, ſo hub der Magus ſeinen Spruch wieder an, hab' ich mich entſchloſſen, dich glücklich zu machen. Aber ſag mir, König, haſt Du Luſt, glücklich zu ſeyn? Ihr Könige ſeyd es ſo ſelten! — Haſt du Luſt?“

„Bin ich nicht Menſch?“ erwiederte der König.

„Wohl Dir, wenn Du das fühlſt! — Aber ſchlimm, wenn nur der allgemeine Wunſch der Menſchheit: glücklich zu ſeyn, Dich an Deine Menſchheit erinnert!“

Der Magus eröfnete dem Könige hierauf, daß er von Jugend auf nach höhern Einſichten geſtrebet, ihrenthalben die Welt durchreiſet, dreyßig Jahre unter den Prieſtern zu Memphis, andre dreyßig Jahre unter den Brachmanen und Gymnoſophiſten am Ganges, und zehn Jahre in Aethiopien gelebet; und indem er die Weisheit aller großen Männer vereinigt, die er in einem ſehr langen Leben allenthalben aus der Quelle geſchöpft, dürfe er ſich rühmen zu der höchſten Erkenntniß gelanget zu ſeyn, die je ein Sterblicher erreichet habe, obgleich er geſtehe, daß ihm für die nächſten hundert Jahre, die er in einer völligen Abſonderung von den Menſchen zuzubringen gedächte, noch genug zu lernen übrig ſey in Dingen, die noch nie in irgend eines Menſchen Sinn gekommen ſeyen. Um die Wahrheit ſeiner Worte zu beſtätigen, hieß er den König auf die Wunder merken, die er vor ſeinen Augen verrichten wollte. Er ſtellte einen Tiſch zwiſchen ſich und den Monarchen, und verwandelte ſein ebenholznes Stäbchen in eine Schlange, die Schlange in einen Vogel, dem der König mit einem Pfriemen durch das Gehirn ſtechen mußte, worauf der Zaubrer ihn wieder belebte, und that noch einige ſolcher Mirakel mehr, die man heutiges Tages thun kann, ohne eben bey den Prieſtern der Iſis gehauſet, oder im Ganges gebadet zu haben, — wie Ihr aus Wieglebs natürlicher Magie des breiteren ſehen möget. Damals hatte man aber keinen Wiegleb, und mit einigen chemiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſen, die heuer ſehr trivial ſeyn würden, konnte man nach Herzensluſt für einen Zauberer gelten.

Der König war — was ihrer viele, ſeitdem es Könige giebt, geweſen ſeyn ſollen, was ſich übrigens auch oft genug neben dicken Aberglauben findet, — ein wenig Freygeiſt, und hatte wohl eher dans ſon petit particulier ſehr redſelige, aber gar ketzeriſche Noten zum Lucian elaborirt, dem bekannten Spötter, der weder an das Grab des Jupiters, obgleich es in Kreta gezeiget wurde, noch an den Minotaurus glaubte. Anfangs alſo waren ihm die zweymal dreyßig und zehn Jahre verdächtig bey einem Manne, der dem Anſehen nach überall noch keine ſechzig haben mochte, und er lächelte, als derſelbe von künftigen hundert Jahren ſprach. Aber als der todte Vogel vor ſeinen Augen wieder belebet wurde, fand er den Schluß ſehr natürlich, daß wer Todte erweckte, auch wohl ſein eignes Leben nach Willkühr verlängern könne. An ſeiner Stelle hätte jeder ſo geſchloſſen, der nicht ſelbſt ein ähnlicher Magus war. Frappirt von allem was er ſah und hörte, verſuchte ihn der Monarch, einem gewiſſen Eurymedon, der ſeit einiger Zeit ſein Liebling war, zu erlauben, daß er an dieſen Wundern Theil nehmen dürfe. — „Ein andres Dokument Deiner Menſchheit! ſagte der Mage, aber laß ihn kommen!“

Eurymedon kam. „Haſt Du eine Silbermünze bey Dir?“ fragte der Mage. Eurymedon reichte ihm einige Stücke. „Nimm das größeſte, ſprach jener, und betrachte es recht wohl oder zeichne es, damit du es wieder kennen mögeſt. — Nun lege es in meine Hand." — Das geſchah, und vermittelſt ſeines Stäbchen ſchmelzte der Wundermann die Münze in ſeiner hohlen Hand, und nachdem er die flüßige Maſſe lange genug umgerühret, ſtellte er die Münze wieder her. Der König und ſein Favorit standen da mit großen Augen, und dachten weder bey dieſer, noch verſchiedenen folgenden Verwandlungen an das trügeriſche Licht der ſinkenden Abenddämmerung; — und daß Behendigkeit keine Hexerey ſey, fiel ihnen gar nicht ein, denn dieſes Sprüchel iſt bey weitem nicht ſo alt, als unſere Geſchichte, wo nichts durch Behendigkeit, ſondern alles durch Dämonen, Kräuter und Inkantationen bewärkt werden mußte.

Der Mann ſetzte ſie immer mehr in Erſtaunen, und als vollends die Lichter angezündet wurden, da gingen die Wunder erſt recht hinter dem Tiſche hervor. Zum Beſchluſſe befahl er dem Günſtlinge alle Lichter auszulöſchen bis auf eins, welches er vor ſich auf den Tiſch ſetzte. Dieſes blies er ſelber aus, und ſtand nun mit ſtrahlendem Antlitz und Händen, wie mit Feuer überzogen, vor ihnen. Er berührte das ausgeblaſene und noch glimmende Licht mit ſeinem Stabe, und die Flamme war wieder da.

„Du ſiehſt, guter König, daß ich die Elemente und Geiſter beherrſche, und daß Deine Macht ein Stäubchen gegen die meinige ſey. Ein Hauch aus meinem Munde, und ihr ſeyd da geweſen, Du und alle hundert Städte auf Kreta! Ich ſchaffe, ich vernichte, ich tödte, ich beſeele, wie michs der große Geiſt heißt. Erkenne die Wohlthat der Götter, die dich würdigen, mich zu Dir zu ſenden! Mein Schüler kannſt Du noch nicht werden, Deine Jugend iſt Dir noch im Wege; aber nach jenen hundert Jahren, von denen ich ſagte, will ich Dich an den Ganges führen, und wenn ich meinem Körper ſeine Auflöſung geſtatte, ſollſt Du der Erbe meiner Weisheit und meiner Geheimniſſe ſeyn. Bis dahin will ich ſehen, ob Du in den Prüfungen beſteheſt, und wie Du mit denen Kenntniſſen, die ich Dir nach und nach zum Verſuche mittheilen werde, haushalten wirſt? — Vor allen Dingen will ich Dir ein und andres Mittel verleihen, die Menſchen kennen zu lernen. Sie ſind nicht, was ſie ſcheinen. Laß uns bey den Weibern anfangen, denn bey Deinem warmen Blute möchts nicht gut thun, wenn Du der Ehrlichkeit Deiner Höflinge zu genau an den Puls greifen könnteſt, ehe Du Philoſoph genug biſt, die Menſchen nicht zu haſſen, obſchon Du weißt, daß ſie nicht viel taugen. Erſt mußt Du verzeihen lernen, daß man Dir Wind verkauft, und daß der, der Dir am meiſten ſchmeichelt, vielleicht im Herzen Dein bitterſter Feind iſt. Alſo für erſt die Weiber, weil Du mit ihnen in wenigen Verhältniſſen ſtehſt. — Laß uns den Anfang — denn auch dieſe Kenntniß muß ſtufenweiſe gehen, — laß uns den Anfang mit ihrer Tugend machen. Haſt Du Luſt, ſo will ich Dich bis auf einen gewiſſen Grad in den Stand ſetzen, darüber urtheilen zu können, ob ein Weib ihrem Manne treu iſt; ob ein Mädchen würklich die ſtrenge Zucht im Herzen habe, mit der es von außen prunkt.“

Der König war ein junger Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren, und unvermählt. Das Ding kam ihm ſehr luſtig vor, einem jeden ſo kurzweg ſein Eheſtandshoroſkop ſtellen zu können, und manchen Prüden ein Wörtchen ins Ohr ſagen zu dürfen. Er bat den Magen, ihm ſogleich dieſes köſtliche Geheimniß mitzutheilen. — „Sachte! Sachte! rief dieſer. Das Ding iſt nicht ſo raſch gethan, als gewünſcht; es fodert Zeit. Ich werde Dir durch meine Frau und Tochter einen Rock ſticken laſſen, und das mit einer Kunſt, die Dich in Erſtaunen ſetzen ſoll. Dieſes Kleid wird die Eigenſchaft haben, daß die Stickerey einem jeden unſichtbar iſt, deſſen Gattinn, oder iſt er unverheyrathet, deſſen Schweſter über ihre Grenzen ging. Hat er weder Schweſter noch Weib, ſo entſcheidet die Tugend ſeiner nächſten

ſten Blutsfreundinn, ob er die wunderbare Arbeit ſehen wird oder nicht. — Denn, verlaß Dich veſt darauf, weſſen Frau, Schweſter, oder nächſte Freundinn nicht reiner Lehre iſt, der ſieht nichts als den bloßen ſchwarzen Stoff, wo andre ein Meiſterwerk erblicken werden, dem die Kunſt des größeſten Malers weichen muß *).

Der König fragte begierig, wie viel Zeit er brauche? und der Magus meynte, unter drey bis vier Monaten ſey nicht daran zu denken; doch hoffe er, der König werde nach etlichen Wochen ſchon den Anfang der Arbeit in Augenſchein nehmen können. Er brauche ihm und den Seinigen nur ein paar ruhige Zimmer im Pallaſte einzuräumen, und zu verfügen, daß ihm die benöthigte Seide, nebſt Gold- und Silberfaden gereichet werde. Dabey bedung er ſich bloß dieſes aus, daß niemand ſich erkühne, den Schleyer ſeiner Frauenzimmer aufzuheben. — Der König gelobte ihm das bey ſeinem Worte, verſprach ihm alles was er forderte, und drang in ihn, noch dieſen Abend die beyden Damen zu hohlen, damit

---

*) Wenn es wahr iſt, daß dieſes Mährchen würklich vom Könige Richard Löwenherz, der im 12ten Jahrhundert lebte, und bekanntlich viele Fabliaux geſchrieben haben ſoll, herrühret: ſo könnte dieſes wohl die Quelle ſeyn, aus welcher Till Eulenſpiegel oder deſſen Biograph, einen ſeiner bekannten Schwänke geſchöpfet hatte, denn Till ſtarb, ſeiner Grabſchrift zufolge, im Jahr 1350.

damit er baldmöglichſt mit der Arbeit anfangen könne.

Der Zögling der Brachmanen war ſo gütig ſich das gefallen zu laſſen, und ging mit eben ſo weniger Cärimonie, als er gekommen war. Der König fühlte ſich nicht vor Freude, und dachte ſich zum voraus alle die Späßchen, die ihm ſein Rock machen würde. Auf dem Halme konnte ihm zudem ſein künftiges Korn nimmer verkauft werden, denn er war veſt entſchloſſen, keiner Prinzeßinn die Hand zu geben, deren Bruder ihm nicht die ganze Stickerey ſeines Rockes vorrezenſiren würde; und nach der Erndte glaubte er vollends ſicher zu ſeyn, denn ſeine Gemahlinn, wenn er ihr das Geheimniß des Rockes vertrauete, würde gewiß zweymal zuſehen, meynte er, ehe ſie ihn der großen Brüderſchaft inkorporirte.

Mit Eurymedon ſtands nicht ganz ſo luſtig. Er war argwöhniſch und eiferſüchtig im höchſten Grade, ſowohl auf die Gnade des Monarchen, als auf ſeine Frau. Bey dem Könige verſchwärzte er alle Welt, damit ja niemand an der Gunſt deſſelben Antheil erlangen möge; und ſeiner Frau, deren Tugend er nicht viel trauete, war er ein entſetzlich ſtrenger Aufſeher. Sie war jung, ſchön und ſehr lebhaft; er war nicht mehr jung, aber wunderlich,

Univ. Bibl.
München

lich, mürrig, rechthaberiſch, beißend, und ohne alle Gefälligkeit gegen ſie; mithin trauete er ihr weder viel Liebe für ſeine Perſon zu, noch jenen Heroiſmus, auch einem nicht geliebten Gemahle Farbe zu halten. Er achtete weder ſie noch ihr Geſchlecht, aber er war verliebt in ſie; und dieſe Leidenſchaft, die ſonſt die Leute ſanft und gefällig zu machen pflegt, machte ihn gegen ſeine Gattinn nur heftiger und unerträglicher; es war mit ihm nicht auszukommen. Bey ſo bewandten Umſtänden ſchien ihm das Kleid, wozu der König ſich ſo unermeßlich freuete, ein fürchterliches Geſchenk. Ihm war himmelangſt, daß er Dinge ſehen möchte, die er für keinen Preis zu ſehen wünſchte, — oder vielmehr, daß die wunderbare Stickerey für ihn unſichtbar ſeyn würde! — Der König hingegen hatte von der jungen **Iſmene** die beſte Meynung; er hielt ſie, troß ihrer Lebhaftigkeit, für die unſträflichſte Frau am ganzen Hofe, und ließ ſichs nicht träumen, daß Eurymedon ſo viele Unſchuld in Verdacht haben könne; folglich glaubte er, ihm eine große Gnade zu erzeigen, indem er ihn an ſeinem Vergnügen theil nehmen ließ. Und da er ſich zum voraus damit kitzelte, das vollſtändigſte Verzeichniß aller bepflanzten Stirnen zu erhalten: ſo befahl er ſeinem Günſtlinge die tiefſte Verſchwiegenheit in Punkto des Magen.

Dieſer Magus nahm noch an demſelbigen Abende, nebſt zwo Frauensperſonen, die ſo gut verhüllet waren, daß man nicht einmal ihren Wuchs unterſcheiden konnte, ſeine Zimmer in Beſitz, und verhieß dem Könige, die geheimnißvolle Arbeit ſo ſehr zu fördern, als es die Konſtellationen nur erlauben wollten, unter denen ſie einzig könne vorgenommen werden. So oft er in den folgenden Tagen den König ſah, ſetzte er ihn durch ein neues Wunder in Erſtaunen; doch gab er ihm nicht ſo oft Audienz, als dieſer ihn zu ſehen wünſchte; vielmehr machte er ſich rar, und das mußte ſich der König ſchon gefallen laſſen.

Daß die ſchöne Arſinoe ſich grämte, während bey ihrem Bruder der Himmel voller Geigen hing, das verſteht ſich von ſelbſt. Ihr geliebter Prinz ſchwebte ja auf den ungetreuen Wellen! Hundertmal des Tags wurde aus dem Fenſter geſehen, ob der Wind noch weſtlich ſey? — ob auch ein Sturmverkündigendes Wölkchen am Horizonte aufſteige? — bis man endlich berechnen konnte, er müſſe nunmehr in dem reichen Cypern angelanget ſeyn. Nun wünſchte man Oſtwind, damit bald Nachricht von ihm kommen möge! — Aber alle dieſe großen und kleinen Unruhen waren nichts, gegen die viel ängſtlichere Sorge: Wird er auch getreu bleiben? — Wird ſein königlicher Vater auch ſeine Wünſche genehmigen? —

Iſmenen, die bey ihr ſo ſehr in Gunſt ſtand, als der eiferſüchtige Gemahl dieſer liebenswürdigen Frau bey dem Könige, vertrauete ſie ihren Kummer; aber ſo herzlich Iſmene die Prinzeßinn liebte, ſo war ihr Blut doch viel zu leicht, und ihre Lebhaftigkeit zu groß, als daß ſie fremdes Leiden ſo recht hätte fühlen können. Nahm ſie doch eignen Kummer ſehr auf die leichte Schulter, und begnügte ſie ſich doch, bey den Tollheiten ihres Mannes bloß die Achſeln zu zucken! — „Prinzeßinn, Sie ſind ſchön zur Bewunderung, und reizend zum Entzücken; wer Einmal Sie liebte, wird ewig Sie lieben müſſen! Und der alte König? Ach, lieber Himmel! alle Welt rühmt ſeine Weisheit; ſollt' er bey dieſer Gelegenheit anfangen zu radottiren? — Und geſetzt, was mir unmöglich ſcheint, der Prinz wäre flatterhaft, oder Papa wäre nicht zu handhaben: nu denn, Cypern mit all ſeinem Golde und all den fetten Fluren, iſt nicht das einzige Königreich, das würdig wäre, ſo vieler Schönheit durch ſeinen Thronerben zu huldigen. Hundert und aber hundert Herzen werden Ihnen zu Fuße fallen, und unter all den Hunderten wird doch Eins des Aufhebens werth ſeyn?“ — Wenn die ſchöne Tändlerinn das oder etwas Aehnliches geſagt hatte, ſo ließ ſie das Ding gut ſeyn.

Für ein Mädchen, das würklich liebt, wenn ſie auch Prinzeßinn wäre, iſt indeſſen ein ſolcher Troſt nicht ſehr wichtig. Aber Arſinoe bedurfte bald keines Troſtes mehr, denn ein leichtes Jagdſchiff, welches der Prinz ſtracks nach der erſten Unterredung mit ſeinem Vater abgefertiget hatte, brachte Briefe von ihm, voll Zärtlichkeit für die Prinzeßinn, voll Freundſchaft für den König. Sein Vater, ſchrieb er, habe bereits die Herren ernannt, die als Geſandte nach Kreta abgehen ſollten, ſobald ſeine Schweſter die Reiſe nach Lemnos angetreten hätte; der erhabne Greis fühle ſich verjünget durch die frohe Ausſicht, daß ihm dieſe Tochter, die ihn jetzt verlaſſe, ſo bald und würdig erſetzet werden ſolle, u. ſ. w. So war denn nun auch Arſinoe beruhigt. Der König, der Hof der ſie anbetete, jedermann nahm an ihrer Zufriedenheit Antheil. Alles war vergnügt, nur Eurymedon nicht.

Dieſem Manne lagen ſeine eignen Sorgen ſo drückend am Herzen, daß er durchaus nichts anders denken konnte. Der leidige Rock ſpukte ihm unaufhörlich im Kopfe; bald brannte er vor Ungeduld, daß er nur erſt fertig ſeyn möchte; bald ſann er auf Mittel, den Philoſophen aus dem Wege zu räumen, damit das vermaledeyete Kleid nie fertig würde! Endlich konnte er ſeine Laſt nicht länger tragen; er ſchüttete ſein Herz einem vertrauten

Freunde aus, dieſer einem zweyten, der zweyte einem dritten, und ſo fort, ſo daß in kurzer Zeit nicht nur jeder Hofmann, ſondern noch mancher Bürger das königliche Geheimniß ſo gut wußte, als Seine Majeſtät ſelbſt. Nur das ſchöne Geſchlecht erfuhr nichts davon.

Den König zwickte indeſſen die Neugier. Schon etlichemal hatte er ſich bey dem Magus erkundigt, ob er noch nicht bald den Anfang der Arbeit ſehen könne? aber noch immer war nichts zu ſehen! Gleichwohl waren ſchon einige Wochen vergangen, und wenn Geduld überall im Verzeichniſſe der königlichen Tugenden zu finden iſt, ſo ſtehet ſie doch gewiß nicht oben an. — Eurymedon, dem die Sache von einer peinlicheren Seite am Herzen lag, ſuchte eben nicht, ſeinen Herrn in dieſer Tugend zu ſtärken. „Sind Sie nicht König?“ ſprach er. — Dieſe Wahrheit fiel dem Erben des Minos aufs Herz. „Was wirds denn nun machen, ſagte er, wenn ich den Rockfabrikanten einmal überraſche?“

Gedacht, gethan! Auf Eurymedon gelehnt erhob er ſich nach dem Apartement des Weiſen. Die Trabanten an der Thür glaubten nicht, daß der gemeßne Befehl niemanden einzulaſſen, ſich auch auf den Monarchen erſtrecke, der dieſen Befehl gegeben hatte, und traten zurück. Der König ſchritt über die Schwelle des Vorzimmers, und ein Donnerſchlag, dem mehrere folgten, bewillkommte ihn. Das Zimmer füllte ſich mit einem dicken Dampfe; eine ſcheußliche Geſtalt vertrat ihm den Weg. Die Wetterſchläge verdoppelten ſich, — dem Könige ward nicht wohl zu Muthe, und dem Favoriten ſchlotterten die Knie.

Indem ſtand der Weiſe vor ihnen; der Qualm verzog ſich, und die ſcheußliche Geſtalt zerfloß in Nebel. „Vorwitziger Sterblicher! ſprach der Magus, Du ſieheſt, daß ich Deiner Wachen nicht bedarf, um mich zu ſchützen! Danke es meiner Neigung zu Dir, und den großen Abſichten, die ich Deinetwegen habe, wenn ich Dich nicht, wie Du verdienſt, dem Grimme meiner unſichtbaren Diener preisgebe! — Erinnere Dich, daß ich Ruhe in meinen Zimmern gefordert habe! — Du aber (zum Günſtling), in deſſen Seele ich leſe, für Deine Neugier iſt hier nichts zu ſuchen, und Du würdeſt beſſer gethan haben, Deinem Herrn abzurathen.“

Der König, ſo ſtolz er ſonſt war, ſuchte den Zauberer zu beſänftigen, und verſprach, daß er nicht wieder beunruhigt werden ſollte. Bloß der lebhafte Wunſch, die wundervolle Arbeit beginnen zu ſehen, habe ihn vermogt, ihn in ſeiner Wohnung zu beſuchen, und er ſey ganz nicht gemeynet, weder ſeine Ruhe noch ſeine Geſchäffte zu unterbrechen.

„Du willſt Nationen beherrſchen, erwiederte der mürriſche Philoſoph, und kannſt Dich ſelbſt nicht beherrſchen? — König, Du biſt noch weiter von der Weisheit entfernt, als Du ſollteſt!! — Nicht um dieſe Neugier zu befriedigen, die Du Kindern und, — ſolchen Leuten, als dem da neben Dir, überlaſſen müßteſt, ſondern aus höhern Urſachen will ich Dir die Arbeit zeigen. Nimm dieſen Stab in die Hand; er wird Dich vor den Dämonen ſichern, die Du außerdem zu fürchten hätteſt, wenn Du meine Werkſtätte betrittſt. Läſſeſt Du ihn entſchlüpfen, ſo ſtehe ich Dir für nichts!“

Mit dieſen Worten übergab er ihm das Stäbchen aus Ebenholz, und führte ihn in die geheimnißvolle Werkſtätte. Eurymedon wollte folgen, aber der Wahrſager ſtieß ihn zurück, und warf ihm ohne Komplimente die Thür vor der Naſe zu; im Umgange mit den Geiſtern ſchien dieſer ſonderbare Mann ſich völlig aller Achtung für Menſchen entwöhnet zu haben.

Er ging mit dem Könige durch etliche Zimmer, bis in das letzte, wo zwo Frauensperſonen an einem großen Stickrahmen ſaßen, die ihre Schleyer ſo geſchwind niederſchlugen, daß der König von ihrer Phyſiognomie nichts würde unterſchieden haben, wenn er auch mit völliger Faſſung hineingetreten wäre. Er näherte ſich dem Rahmen, und ſah in demſelben ein außerordentlich zartes Gewebe geſpannet, auf welchem einige Figuren unter der Nadel hervorgingen, die ihn durch ihre unbegreifliche Schönheit in Erſtaunen ſetzten. Noch war zwar nichts ganz vollendet als eine Helena, aber die war ſo gearbeitet, daß der König ſeinen Augen nicht trauete, ſondern das Gefühl zu Hülfe nahm, um ſich zu überzeugen daß es würklich aus Seide genähet ſey, was ein Wunder des kunſtreichſten Pinſels ſchien. — Der Zögling der Brachmanen ſagte dem Könige: da nur Männer und Verwandte völlig unbeſcheltbarer Frauen das Vergnügen haben könnten dieſe vortrefliche Stickerey zu ſehen: ſo habe er lauter ſolche Gegenſtände gewählet, die das ſchlaue Verfahren verbuhlter Weiber, die Grimaſſen der Prüden und Begueulen, die Kunſtſtückchen der Heuchlerinnen und die Buhlkünſte der Betſchweſtern ins Licht ſtellten. In der angefangenen Partie werde der König ſchon ſelbſt die verſchmitzte Schmeicheley der Helena bemerken, wie ſie dem Menelaus um den Bart gehe, während Paris ſchon alles in Bereitſchaft habe, ſie nach Troja zu führen, und wie ſie dieſen verführeriſch locke, um ihn immer veſter zu verſtricken, während ſie jenen durch die ausgeſuchteſten Liebkoſungen einſchläfere. Ferner machte er ihn aufmerkſam auf das Gewand der Helena, und auf einige andere Schönheiten der Arbeit. Auch erklärte er ihm die übrigen Vorſtellungen, die nur noch mit den erſten Grundzügen auf den Stoff gezeichnet waren. Da war jene ſehr ſchöne aber ſehr prüde Königinn von Lydien, die es ſo verzweifelt übel nahm, daß ihr Gemal, aus Eitelkeit ſolch ein göttliches Weib zu beſitzen, einem ſeiner Kavaliere Gelegenheit gab, die Schöne in einem Augenblicke zu belauſchen, wo ſie von der Scheitel bis zur Ferſe durchaus mit nichts als den Wundern ihrer eignen Schönheit bekleidet war. Ihre ſtrenge Zucht fühlte ſich dadurch ſo ungeheuer disguſtirt, daß ſie eher weder Raſt noch Ruhe hatte, bis der junge rüſtige Gyges (ſo hieß der Kavalier,) dem alten kraftloſen Kandaules (ſo hieß der König,) den Dolch ins Herz ſtieß, und ſich durch den Beſitz der Krone und der ſchönen Königinn die Befugniß gab, die abgedachten Wunder ihrer Schönheit, die er Einmal verſtohlen geſehen hatte, ſo oft zu ſehen und zu genießen, als es ihm behaglich war!! — Der Mage verſicherte den König, dieſes Stück würde ihm, wenn es ausgeführet ſey, noch weit mehr Bewunderung abzwingen als die Helena, denn, ſagte er, meine Leute haben es ſchon einmal gearbeitet.

Ferner zeigte er ihm den ebenfalls nur erſt mit Kreide abgeriſſnen Entwurf der Geſchichte

Paulinens, jener bekannten Römiſchen Gleißnerinn, die ihre Tage im Tempel am Fuße des Altars zubrachte, und denen gar übel mitſpielte, die ſich gelüſten ließen ihr von Liebe vorzuſchwatzen; die aber einem derſelben, der den Pfiff beſſer verſtand, und ſich in eine Gottheit verkleidete, in eben dem Tempel die Nägel — nicht wies. —

Der König, der mit Recht von der Helena auf das Künftige ſchloß, ſagte den beyden Künſtlerinnen viel Galantes, und ſchob es dem Magus ins Gewiſſen, ob er über ſeine, des Königs, Ungeduld zürnen könne? Er beſchwur ihn, jeden günſtigen Augenblick zu benutzen, um das Werk zu vollenden, und verſprach ihm Belohnungen, die alle ſeine Erwartungen übertreffen ſollten.

„Sohn der Erde, rief der Magus, glaubſt Du würklich, mich belohnen zu können? Was kannſt Du mir geben? Dein Gold? — Ich bedarf keines Goldes! Dein Reich? — Ich ſehe alle Reiche der Erde unter meinen Füßen! — Doch danke ich Dir für Deinen guten Willen! Hör, bändige Deine Leidenſchaften, ſtrebe nach Weisheit, mach Dich meines Schutzes würdig, das iſt der Lohn den ich wünſche! — Jetzt geh! Die Mächte, die, Deinen Augen unſichtbar, uns umſchweben, ertragen die Gegenwart des Ungeweiheten nicht länger!“

Er führte den Monarchen ſchnell bis in das Vorgemach, wo Eurymedon an den Fingern nagte, nahm ſein Stäbchen zurück, und verließ ſie mit der Warnung, ſich eilends zu entfernen, und nie wieder zu wagen, was ſie heute gewagt hätten.

Der König eilte in ſein Kabinet, und konnte der Exklamationen kein Ende finden. Eurymedon hingegen war auf der Folter, und je öfter der König rief, ſelbſt Minervens Finger könne nichts ſo Göttliches hervorbringen: deſto näher fühlte er ſich der Verzweiflung. Ein Auge hätte er gegeben, um mit dem andern nur einen einzigen Blick auf dieſen Probierſtein der weiblichen Tugend werfen zu können! Seinetwegen hätten, ſtatt aller der Herrlichkeiten, die ihm der König beſchrieb, Baſilisken und Amphisbänen, oder gar das fürchterliche Haupt der Gorgone, darauf ſtehen mögen, wenn er nur überall Etwas auf dem Kleide erblickt hätte! Er wünſchte ſo ſehr als der König, daß der alte Trismegiſt erſt fertig ſeyn möchte, um nur den wüthigen Argwohn gerechtfertiget zu ſehen, den wohl in ganz Knoſſus nur er wider Iſmenen zu hegen fähig war; während der Monarch, der jetzt für die Unſchuld ſeiner Schweſter, (die er nie bezweifelt hatte), ſeinen Eid zu leiſten bereit war, die Zeit nicht abwarten konnte, ſich an den verlängerten Phyſiognomien ſeiner Höflinge zu ergötzen. Indeſſen waten es noch viele Wochen bis dahin; und um ſich dieſe möglichſt zu verkürzen, begab ſich der König nach einem ſeiner Luſtſchlöſſer, am Geſtade des Meeres, wo er gern zu ſeyn, und gemeiniglich in der ſchönen Jahreszeit zu reſidiren pflegte. Ehe er mit dem Hofe aufbrach, gab er die gemeſſenſten Befehle, den Tiſch des alten Philoſophen eben ſo zu beſorgen, als wenn er ſelbſt zugegen wäre, und die Wachen vor deſſen Zimmern zu verdoppeln, damit derſelbe auf keine Weiſe beunruhiget würde.

Auf einen fürchterlichen Sturm, der über vier und zwanzig Stunden gewüthet hatte, folgte ein ſo lieblicher Abend, daß der König in Verſuchung gerieth, einen Spaziergang längſt dem Ufer zu machen. Der einzige Eurymedon begleitete ihn, und der volle Mond erleuchtete ihre einſame Bahn. Als ſie eine kleine Strecke gegangen waren, erblickten ſie in einiger Entfernung drey oder vier Fiſcher, die ihren Nachen auf den Strand gezogen hatten, und außerordentlich beſchäftigt ſchienen. Die Neugier trieb den Enkel des Minos näher hinzu, und er ſah, daß die guten Leutchen ſich bemüheten, eine prächtig gekleidete Dame wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, die ſie aus dem Waſſer gezogen hatten. Die Dame war in der Blüthe der Jugend, und — wenigſtens nach dem Urtheil des Monarchen, die größte Schönheit, die je vor ſeine Augen gekommen

men war. Er fühlte ſich von Mitleid durchdrungen, und befahl ſeinem Günſtlinge, in der größten Eil ſeinen Arzt und eine Sänfte herbeyzuſchaffen.

Eurymedon flog, und der König that ſein Beſtes, die Schöne wieder zum Leben zu wecken; aber damals trugen die Könige nicht, wie die Fabrikanten des Eau de Luce von Ludwig XV. behaupteten, beſtändig ein Fläſchen mit dieſem Waſſer in der Taſche, noch weniger verſtanden ſie ſich, wie Peter der Große, aufs Aderlaſſen. Seine Bemühungen fruchteten weiter zu nichts, als ihn zu überzeugen, daß die Dame nicht völlig todt ſey. Er fragte die Fiſcher, aber ſo dringend, als er in ſeinem Leben noch nichts gefraget hatte, wie dieſe Perſon hierher komme? — Einer von ihnen erwiederte: der Sturm habe ſie zween Tage lang an ihrer Nahrung gehindert; jetzt hätten ſie gehofft, den Schaden ein wenig einzubringen, aber die See gehe noch zu hohl, um ſich weit hinaus zu wagen, mithin wären ſie genöthigt geweſen, ſich nahe an der Küſte zu halten. Da hätten ſie denn dieſes Mädel treiben ſehen, wären hinzugerudert, und hätten ſie mit der Planke, woran ſie ſich geklammert, in ihr Fahrzeug gezogen; und weil ſie damals noch geathmet, ſo wären ſie mit ihr nach dem Strande gefahren, um zu verſuchen, ob ſie wieder zurecht zu bringen ſey. Sie habe auch die Augen aufgeſchlagen, nachdem ſie viel Waſſer von ſich gegeben, ſey aber gleich wieder in dieſe tiefe Ohnmacht gefallen. — Während dieſer Erzählung kam Eurymedon zurück. Der Arzt rieth, ſich hier nicht mit vergeblichen Verſuchen aufzuhalten, ſondern ſie ſo ſchnell als möglich nach dem Schloſſe zu bringen. Der Monarch belohnte den Fiſchern ihre Menſchenliebe mit königlicher Großmuth, und begleitete die Sanfte bis ins Schloß, wo er die Dame in das prächtigſte Zimmer bringen ließ, und ſie dem Frauenzimmer, ſeiner Schweſter und der Sorgfalt des Arztes übergab.

Nach vieler Mühe erhohlte die Schöne ſich endlich. Sie ſchien erſtaunt, ſich an einem fremden Orte, und von lauter Unbekannten umgeben zu ſehn, aber ſie hörte mit ſichtlichem Vergnügen, daß ſie in dem Pallaſte des Königs von Kreta ſey. Die Prinzeßinn Arſinoe näherte ſich ihrem Bette, wünſchte ihr Glück zu ihrer Rettung, und ſagte unter andern Höflichkeiten, der König, ihr Bruder, den ſie nie ſo voll Theilnehmung geſehen habe, würde ſehr erfreuet ſeyn, zu erfahren, daß eine ſo bewundernswerthe Schönheit, vor der ſelbſt das Meer Ehrfurcht getragen, auch von den Folgen ihres Unfalles dem Anſehen nach nichts weiter zu fürchten habe. — Die ſchöne Fremde erwiederte: ſie beklage ſich jetzt über den erlittenen Schiffbruch und die ausgeſtan-

den

dene Lebensgefahr nicht mehr, da beyde ihr Gelegenheit gegeben hätten, ihre künftige Schweſter zu umarmen. Mein Bruder, fuhr die Dame fort, der Sie mit einer ſo mächtigen und zärtlichen Leidenſchaft verehret, als nur Sie allein einzuflößen vermögen, hat mir, wie ich jetzt ſehe, viel zu wenig geſagt, obgleich ſein Herz unerſchöpflich an Ihrem Lobe iſt.

Arſinoe erkannte an dieſen Worten die junge Königinn von Lemnos, die Schweſter ihres lieben Prinzen, und ihre Freude war doppelt groß, ſie gerettet zu ſehen. Sie erzählte ihr, wie vielen Antheil der König an ihrer Rettung habe, und wie bekümmert er geweſen ſey, daß aller Beyſtand ſo lange vergeblich geſchienen, u. ſ. w. Während die beyden Damen einander noch mit Verbindlichkeiten überhäuften, kam der König ſelbſt, dem man es, ſeinem Befehle gemäß, gemeldet hatte, daß die Fremde wieder zu ſich ſelber gekommen ſey. Er trat an das Bette, ſein Anblick und die Erinnerung, in welchem Zuſtande er ſie geſehen, trieb der Königinn das Blut in die Wangen, und hatte der Monarch ſie vorher in dem todesähnlichen Zuſtande bewundert, ſo erſtaunte er jetzt vor ihrer Schönheit! Seine Schweſter empfing ihn mit freudigen Glückwünſchen; ſeine Großmuth, ſagte ſie, habe bloß dem Unglücke zu Hülfe eilen wollen, und ſey durch ſeine menſchenfreundliche Handlung ſelbſt belohnet, indem er in dieſer ſchönen Unbekannten der erhabnen Königinn von Lemnos das Leben gerettet. — Ein ihm unbekanntes Gefühl zwang nun dem Könige das Blut ins Geſicht; er erſchrack bey dieſer Nachricht, ohne zu wiſſen, warum? und hatte viel Mühe, ſich nur in ſofern zu faſſen, daß er der Königinn ein paar Worte ſagen konnte, wie die Umſtände, ihr Stand, und ihr perſönlicher Werth ſie erfoderten. Bald aber brach er die Unterhaltung ab, und entfernte ſich mit ſeiner Schweſter, unter dem Vorwande, daß die Königinn vor allen andern Dingen der Ruhe benöthiget ſey.

Weil die Gerettete eine Königinn, und der Retter ein König war; ſo wußte man es in kurzer Friſt von einem Ende des Reichs bis zum andern, daß der Monarch die junge Königinn von Lemnos gerettet habe. Von den Fiſchern, die das Beſte bey der Sache gethan hatten, war weiter die Rede nicht. Dieſesmal ſtiftete das Gerücht das Gute, daß verſchiedne Perſonen von dem Gefolge der Königinn, die gleich ihr den Wellen entgangen waren, ſich bey ihr einſanden; unter dieſen waren die beyden Geſandten des Königs von Lemnos, die ſich auf einer großen Trümmer des Maſtes geborgen hatten. Auch waren zwey Kriegsſchiffe von denen, die der Königinn zur Bedeckung gedienet hatten, das eine in die Mündung des Fluſſes Ceratus, das andre in den Hafen zu Hieronoros, beyde ſehr beſchädigt eingelaufen, auf welchen ſich mehrere Herren von der königlichen Suite befanden. Das Schloß lag zwiſchen gedachtem Hafen und dem Ceratus, mithin ſammelten ſich die vornehmen Lemnier bald zu ihrer Königinn.

Dieſe erhohlte ſich in wenig Tagen, und jeder Morgen ſchien ihr neue Reize zu verleihen. Mit der Geſundheit und Schönheit kam auch die Heiterkeit des Geiſtes wieder, ſo, daß der König ſichs nicht länger bergen konnte, daß ſein Herz ihre Beute geworden ſey. Er liebte, und fühlte nur zu gut, daß er nie vermögend ſeyn würde, ſich von dieſer Leidenſchaft zu heilen! Dieſe Ueberzeugung brachte ihn zu einem ſolchen Unmuthe, den man wohl Verzweiflung nennen könnte, und der den Umſtänden leider ſehr angemeſſen war, denn was ſah er vor ſich, als lebenswieriges Elend? Ach, noch wenige Tage nur, oder höchſtens Wochen, ſo wurde die geliebte Fürſtinn ſeinem trunknen Blicke auf ewig entführet! ſo flog ſie in die Arme eines glücklichen Nebenbuhlers! — Er ſchlug ſich mit tauſend Gedanken; bald ſtellete er ſich vor, die Königinn habe bloß ihrem Vater gehorchet, und werde für ihren Gemahl, den ſie noch nicht kannte, und der ſchon ziemlich in die Jahre war, vielleicht Widerwillen, wenigſtens Gleichgültigkeit empfinden, und dann für das ganze Leben unglücklich ſeyn! — und er hingegen würde ſie durch ſeine Liebe, durch ſeine Ehrfurcht, durch ſein Zuvorkommen, durch ſeine unwandelbare Aufmerkſamkeit ſo glücklich gemacht haben! — Bald gab er ſeinem Kopfe die Tortur, um Mittel auszufinden, wie er jenes Band zerreiſſen, und die ſchöne Königinn für ſich behalten könne. „Was iſt dabey Unrechtes? fragte er ſich ſelbſt. Ich trenne ein Band, was nicht die Liebe knüpfte. Sie kann ihn nicht lieben, den ſie nicht kennt; der Glanz eines Thrones, das iſt alles! Aber was für eines Thrones? Ich habe Vaſallen, die mächtiger ſind! — Und er? Er kann ſie nicht lieben, die er nicht kennt; Staatsurſachen, — die Verbindung mit Cyperns Macht und Reichthum, das iſt ſeine Liebe!“ —

Er ſtand auf dem Sprunge zu dem entſcheidenden Argument der Monarchen zu greifen, zehntauſend Mann das Schwerdt zücken zu laſſen, und zweyhundert Segel ins Aegäiſche Meer zu ſchikken, — aber — „Was wird die Welt, was die Geſchichtſchreiber dazu ſagen? — Die Welt? Hm! — Die Geſchichtſchreiber? Nu, man giebt ihnen Penſion, ſo ſagen die Schurken, was man will. — Aber die Thucydiden! die Xenophonten! — Schlimm, daß es unbeſtechliche

Menſchen giebt, und zum Unglücke ſind nur dieſe gerade die unſterblichen! — Enkel des gerechten Minos, du warſt auf dem Wege eine ſchändliche Ungerechtigkeit zu unternehmen! Die Nachwelt würde auf deinen Namen ſpeyen! Nein, ich will die Ehre und das Gaſtrecht nicht entweihen; ich will die Königinn nicht zurückhalten! — Zurückhalten? — Wenn ſie nun freywillig zu bleiben ſich bewegen ließe?.... Nein! Nein! Dann wäre ſie ein elendes Weib, ein verächtliches Geſchöpf, deſſen Treue, deſſen Ehre mir verdächtig ſeyn müßte! in deſſen Arm ich nie mich ſicher glaubte!“ —

So plagte ſich der arme König, der, wie geſagt, im Grunde ein edler Mann war, und ſo viel Gutes und würklich Königliches in ſeinem Charakter hatte, daß man ihm ſeine Menſchlichkeiten allenfalls zu gute halten konnte. Seine Tugenden lagen in ſeinem Herzen; ſeine Fehler in ſeiner Erziehung. Arſinoe bemerkte ſeinen Kummer, denn dieſe innern Kämpfe, und die Siege, die er über ſich ſelbſt errang, griffen ihn an; ſie faßte das Herz ihn zu fragen, und er ſtand nicht an, ihr ſein Innerſtes zu eröffnen.

„Ich ſoll ſie verlieren, rief er, die Einzige, mit der ich auch ohne Diadem glücklich ſeyn würde! — Mußt' ich darum ſie finden, ſie retten, ſie kennen lernen, um für mein ganzes Leben elend zu ſeyn? — Warum zeigte mir ſie das Schickſal nicht einige Monate früher! ich hätte um ihre Hand geworben, ihr Vater würde zwiſchen mir und einem Könige von Lemnos nicht zweifelhaft geweſen ſeyn, wir hätten ein doppeltes Band geknüpft, wir wären glücklich geweſen!“

So gings noch ein feines Weilchen fort. Arſinoe hörte ihm mit innigſter Theilnehmung zu, und ſuchte ein Tröpflein balſamiſchen Troſtes in das zerrißne Herz zu träufeln: aber das war Ailhaudiſches Pulver bey dickem Blute! Sein Schmerz vermehrte ſich nur! Er rief einmal über das andre: er ſey der unglücklichſte Fürſt unter der Sonne! bis jetzt habe er nie geliebet, und nun, da eine Leidenſchaft, wie noch kein Sterblicher je empfunden, ſich ſeines ganzen Weſens bemeiſtre, ſo müſſe es für einen Gegenſtand ſeyn, der ihm auf ewig entriſſen werde! — den er nur gefunden habe, um ihn unwiederbringlich zu verlieren! — und wie die klägliche Litaney weiter lautete. Er gewann alſo durch ſeine Vertraulichkeit weiter nichts, als daß er jemanden hatte, dem er die Ohren vollklagen konnte; wiewohl auch das iſt viel!

Er hatte die Königinn nach Knoſſus geführet, und gab ihr zu Ehren Feſte über Feſte. Der ganze Hof ge-

gewann eine andre Geſtalt; Sparta ſchien in Sybaris umgeſchaffen; die Streitroſſe wichen auf eine Zeitlang den Tänzern und Mimen; der ganze Sophokles und Euripides wurden von Ort zu Ende durchgeſpielt; es wurden Waſſerfahrten und Luſtgefechte auf dem Ceratus angeſtellet; kurz, den König ausgenommen, lebte alles gar herrlich und in Freuden. Dieſen verzehrte der Kummer mitten in ſeiner Pracht, und er würde ſogar den Schüler der Brachmanen und das Wunderkleid obendrein vergeſſen haben, wenn ihn Eurymedon, dem der König von ſeiner Herzensangelegenheit nichts offenbaret hatte, nicht daran erinnert hätte.

Der alte Magus wurde alſo um Erlaubniß gebeten, den Fortgang der Arbeit in Augenſchein nehmen zu dürfen, und er war ſo gütig, ſie auf den folgenden Tag zu ertheilen, geſtattete auch, daß der König ſeinen Günſtling mitbringen dürfe. Dieſer letzte hatte vor Furcht und Erwartung die ſchlafloſeſte Nacht, und zählte die Augenblicke, bis er über den wahren Zuſtand ſeiner Strin das geheimnißvolle Orakel gefragt haben würde. Die fürchterliche Minute kam. Der Weiſe empfing ſie im Vorzimmer, murmelte einige Beſchwörungen, um die Dämonen den Ungeweiheten günſtig zu machen, hieß ſie beyde das Stäbchen faſſen, und führte ſie in das Arbeitzimmer, wo die beyden verſchleyerten

ten Damen an dem Nähramen ſaſſen. Bey dem erſten Blick, den der König im Hineintreten auf die Arbeit warf, entfärbte er ſich wie eine Leiche, rieb ſich die Augen, ſah hin, trat näher, ſah wieder hin, und erblickte nichts als einen zarten ſchwarzen Flor. Nie war es ihm ſchwerer geworden ſich zu faſſen. Arſinoe gefallen! Wie? Wann? Durch welchen vermeſſenen Sterblichen? — Es brauſete fürchterlich in ſeiner Seele! Doch raſte er ſich zuſammen, um, was er für die Schande ſeines Hauſes hielt, den Fremdlingen und ſelbſt dem Eurymeden nicht preis zu geben. — Als wenn die Ehre eines Mannes von der Keuſchheit ſeiner Schweſter oder Frau abhinge!! —

Der Magus las die Gemüthsbewegungen des Königs auf ſeiner Stirn, aber er ließ ſich nichts merken. „Nu, was ſagſt Du? ſprach er: Waren wir nicht fleißiger als Du erwarteteſt? Sieh den König von Sparta! Du kannſt ihm jegliches Haar im Barte zählen. Haſt Du je was vollendeters geſehen? Und hier das Auge der Helena, mit welchem Ausdruck es dem Paris lächelt, während ſie dem Könige liebkoſet! — Sieh dort in der Entfernung das Meer, wie ſeine ſchäumenden Wogen ſich an dem Geſtade brechen! Iſt Dein Auge ſcharf genug, das Schiff dort in dem fernſten Hintergrunde in allen ſeinen Theilen zu unterſcheiden? Du wirſt finden, daß auch nicht das unbedeutendſte Seilchen fehlt; gleichwohl kannſt Du es mit dem Flügel einer Weſpe bedecken. Das iſt das höchſte Meiſterſtück der Kunſt, und zeig mir den Maler, der etwas ähnliches hervorzubringen vermag? — Aber was ſagſt Du zu der Lydierinn? Iſt es der Phantaſie möglich, ein ſchöneres Weib zu denken?

„O! ſie iſt entzückend!“ rief der König, der alle Fragen und Exklamationen des Weiſen mit Bewundrung und Erſtaunen bezahlet hatte. „Sie iſt entzückend! Man ſollte ſagen, dieſer Buſen wallete einem entgegen! Nicht wahr, Eurymedon? ſcheint er Ihnen nicht zu athmen?“

„Wahrlich, antwortete dieſer, er ſcheint von einem leiſen Seufzer zu ſchwillen!“

Das war nun vollends ein Donnerſchlag in den Ohren des Königs. Eurymedon ſah alſo, was er nicht ſah! — Die Wahrheit aber iſt, daß Eurymedon ſo wenig ſehen konnte als der König, daß er voller Verzweiflung war, und Gift und Galle in ſeinem Herzen kochte! Sein Argwohn war alſo beſtätiget, Iſmene war ungetreu! — Denn in ſeiner eignen Beſtürzung hatte er von der Verlegenheit ſeines Herrn nichts bemerkt; vielmehr glaubte er ſteif und veſt, der König ſehe alles, was der Magus ihnen vordemonſtrirte, ſo wie der König ganz nicht zweifelte, daß Eurymedon den Götterbuſen würklich von unterdrückten Seufzern geſchwellet ſehe, deſſen er ſelbſt ſich nur aus dem hingezeichneten Abriſſe erinnerte, den er jenesmal bey dem Weiſen geſehen hatte. So beſtärkte einer den andern in ſeinem Wahne, und der Magus kitzelte ſich, ſie beyde zu Narren zu haben, und einem Monarchen, wie einem Laſtträger begegnen zu können. Denn, Du ſollſt wiſſen, lieber Leſer, wofern Dein Scharfſinn es nicht längſt errathen hat, daß dieſer Magus, der ganzer dreyßig Jahre zu Memphis, zehn Jahre im Aethiopien, und noch dreyßig Jahre bey den Gymnoſophiſten gelebet, überhaupt aber kaum funfzig Jahre auf dem Nacken hatte, kein andrer war, als der Menſchenfeind mit der Freudenſcheuche und der ſchönen Eucharis. Dieſer hämiſche Burſche, der das ganze Menſchengeſchlecht in Averſion genommen, und den Vorſatz gefaſſet hatte, ſo viel Unheil zu ſtiften, als er mit eigner Sicherheit vermögen würde, hatte ſein Dorf verlaſſen, und ſich in einer noch entlegneren Gegend ſo lange aufgehalten, bis ſein Bart, den er ins Wilde wachſen ließ, ihn verſtellte. Mit einer braungelben Farbe machte er ſich vollends unkenntlich; dazu kam noch die Glatze, die durch ſorgſältiges Ausrupfen der Haare leicht fabriciret und unterhalten war, und der ſeltſame Anzug that das übrige, ſo, daß er ſicher den ganzen Tag öffentlich in Knoſſus hätte herumgehen können, ohne von ſeinen nächſten Verwandten erkannt zu werden. Seine Frau hatte ſich willig nach ſeinem Plane bequemet; aber mit Eucharis war es ihm ſchwerer geworden, und er hatte ſeine ganze väterliche Gewalt, die damals bekanntlich ſehr ausgedehnet war, ins Spiel bringen müſſen, um ſie zum Gehorſam zu bewegen. Im Vertrauen auf die Unwiſſenheit der damaligen Zeiten, auf ſeine Kenntniß einiger phyſikaliſchen und chemiſchen — jetzt Kleinigkeiten, damals tiefen Geheimniſſe, auf einige Taſchenſpielerkünſte, und auf die Leichtgläubigkeit des Monarchen, nahm er ſich vor, den Magen und Thaumaturgen zu machen, und wenigſtens auf einige Zeit den Hof und manche Familie in Verwirrung zu bringen. Vor der Hand gab ihm das auf einige Monate für ſich und die Seinigen Ueberfluß; und, wenn die beyden Damen, die während dieſer Friſt durch keine häuslichen Geſchäfte geſtöhret wurden, brav auf die Seide und Goldfaden des Königs losarbeiteten, ſo gab das Kunſtprodukte, wovon ſichs in der Folge noch einige Zeit leben ließ. Da es nicht anging, die Damen unkenntlich zu machen: ſo mußte ſie niemand ohne Schleyer ſehen, und im übrigen zweifelte er nicht, ſeine Maaßregeln ſchon ſo nehmen zu können, daß er zu rechter Zeit aus dem Staube käme. Das war der Plan dieſes Caglioſtro; und nun ſiehet man, warum weder Therſander noch Arſinoe, ſelbſt nicht mit dem langen königlichen Arme, die verſchwundene Eucharis erreichen konnten.

Der König ſtand noch einige Augenblicke vor dem Rahmen, und gab ſich alle Mühe unbefangen auszuſehen, was ihm nicht ſo gut glückte als dem Eurymedon. Er bat den Magus die Arbeit zu beſchleunigen, und verließ ihn.

„Nun, Eurymedon? was ſagen ſie zu meinen Stickerinnen?“ rief der König, ſobald er in ſein Zimmer zurückgekommen war.

„O, ſie arbeiten bewundernswürdig! antwortete dieſer: Es ſey unmöglich daß man etwas Vollkommneres ſehen kann!“ — und nun ging er alles durch, was ihm der König nach ſeinem erſten Beſuche bey dem Philoſophen ſo umſtändlich beſchrieben hatte, ſchrie über Mirakel, und ſchwur, er würde Tage zubringen können, und dennoch an dieſen Meiſterſtücken ſich nicht ſatt ſehen; kurz, er log daß die Balken hätten brechen mögen, um nur ſeinem Herrn den Verdacht nicht kommen zu laſſen, daß er zur großen Brüderſchaft gehöre! Aus dem düſteren Weſen des Monarchen konnte er übrigens nichts ſchließen, denn er war deſſen ſeit mehreren Tagen gewohnt; und obgleich ihm der König nichts von der Urſache ſeiner Schwermuth vertrauet hatte, (denn er liebte die Vertraulichkeit ſelbſt gegen ſeine Favoriten nicht,) ſo war Eurymedon doch viel zu ſehr Hofmann und Beobachter ſeines Fürſten, als daß er den Eindruck nicht hätte wahrnehmen ſollen, den die ſchöne Königinn von Lemnos auf denſelben gemacht hatte. Und würklich, ſo tief der König das Geheimniß ſeiner Liebe in ſeinem Herzen vergraben glaubte: ſo war doch vielleicht kein einziger von allen Hofleuten, der nicht, wenn er die Epoche dieſer Schwermuth mit der ungewöhnlichen Galanterie des Königs kombinirte, der Sache einigermaßen auf den Grund geſehen hätte.

Als Eurymedon noch in dem Buſen, der göttlichen Helena vertieft war, meldete man dem Könige die Ankunft der Cypriſchen Geſandten. Ungelegener hätten ſie ihm gewiß nie kommen können. Er verſchloß ſich in ſein Kabinet, und überließ ſich den wüthendſten Gefühlen. Bisher war ihm nichts ſo lieb geweſen als ſeine Schweſter, und noch jetzt, ſo ſehr er wider ſie aufgebracht war, konnte er ſich nicht entſchließen, ſie ſeinem Unwillen aufzuopfern. Auf der andern Seite war ihm der Prinz von Cypern theuer und ehrwürdig; er konnte es eben ſo wenig über ſich erhalten, dieſem jungen Helden ein Mädchen zu geben, das ſeiner ſo ganz nicht würdig war! — Er, ſo groß, ſo bieder, ſo liebevoll! —

Sie ſo ehrvergeſſen, ſo treulos! Ja, datirte ſich noch ihr Fehltritt vor der Zeit her, ehe ſie dem Prinzen ihr Herz und ihre Treue verſprochen hatte, ſo wärs allenfalls noch hingegangen; aber einen ſolchen Liebhaber zu verrathen, das ſchien dem Könige abſcheulich! Dieſer Gedanke empörte ihn bis zu einer Wuth, die er kaum bemeiſtern konnte, und wäre die arme unſchuldige Prinzeſſinn, indem er ihn dachte, zugegen geweſen, ſo würde es wahrſcheinlich eine blutige Scene gegeben haben. Alles kam aber auch zuſammen, was ihn wider ſie aufbringen konnte: denn außer dem Klecks, den ſie ſeiner Ehre anhenkte, war ſie Schuld, daß er jene wunderbare Stickerey nicht mehr ſehen konnte, die ihn bey der erſteren Anſicht durch ihre Schönheit ſo hingeriſſen hatte; ferner war ja ſeine Geliebte die Schweſter des Prinzen von Cypern; wer fühlt nicht, was das ſagt? — Nur der ſimpelſte Gedanke von der Welt, daß der Magus ein Betrüger ſey, der ihm das erſtemal eine Stickerey, das zweytemal einen leeren Zeug gewieſen, kam dem guten König gar nicht.

Es war ihm unmöglich ſein Gemüth zu beruhigen, und mit ſich ſelbſt einig zu werden. Alles was er vermogte, war, daß er ſich äußerlich zur Gelaſſenheit zwang. Er gab den Geſandten mit vieler Pracht eine öffentliche Audienz, empfing ſie äußerſt gnädig, und gewährte ihren Antrag, ohne noch im

Herzen entſchloſſen zu ſeyn, ob er ſein Wort halten, oder es zurücknehmen würde: denn ſo ungern er dem Prinzen eine unwürdige Perſon geben wollte, ſo wenig konnte ers über ſich erhalten, eine Schweſter öffentlich zu beſchimpfen, die ihm bis dahin ſo theuer geweſen war.

Eurymedon machte ſo viele Umſtände nicht. Er zwang ſich nur, ſo lange er bey dem Könige war, um es zu verhehlen, daß er nichts geſehen habe; wie er aber nach Hauſe kam, ließ er ſeinem Unwillen den Lauf. Iſmene, die beſtändig heiter zu ſeyn pflegte, war es heute noch mehr als gewöhnlich. Sie empfing ihn mit der fröhlichſten Laune, und jeden, der nur kein eiferſüchtiger Ehemann war, hätte ſie entzücken müſſen: Eurymedon hingegen warf ihr eine Menge bitterer Vorwürfe an den Kopf, die ſie Anfangs für Scherz nahm. Aber, als er fortfuhr, immer derber wurde, und endlich ihre Tugend geradezu angriff, nahm ſie das im Gefühl ihrer Unſchuld ſo übel auf, daß ſie augenblicklich nach dem Pallaſte eilte, ſich der Prinzeßinn zu Füßen warf, und um Schutz gegen Eurymedon bat, zu dem ſie nie wieder zurückzukehren gewillet war. Arſinoe ſuchte ſie zu beſänftigen, und ſtellte ihr vor, daß ſie durch eine ſolche Trennung nur Aufſehen machen, den Vorwürfen ihres Gemahls Gewicht geben, und ſich den Urtheilen des Publikums aus-

ſtel-

ſtellen würde. Setzte ſie hingegen, bey dem Bewußtſeyn eines ruhigen Gewiſſens, der Unart ihres Gemahls nichts als Geduld und Sanftmuth entgegen: ſo würde ſie am Ende alle rechtſchaffnen Leute auf ihrer Seite haben. Wenigſtens ſo lange als Eurymedon es bey Vorwürfen unter vier Augen bewenden ließe, halte ſie ein gelaſſenes Benehmen für das Zuträglichſte. Zu Extremen zu ſchreiten ſey dann erſt Zeit, wenn Güte vergebens verſucht ſey. Sie fügte zu dieſen Vorſtellungen alles hinzu, was ihrer Meynung nach Eindruck machen konnte; beſonders ſtellte ſie ihr vor, die Ehre würde erfodern, daß ſie, wenn ihre Ehe getrennet würde, ſich der Welt völlig entzöge, und ihr Leben im Bezirk eines Tempels zubrächte. Nun gebe ſie es aber ihrem eignen Ermeſſen anheim, ob eine ſo junge, muntre, an das Geräuſch des Hofes gewöhnte Perſon einen ſolchen, keine Rückkehr geſtattenden Schritt thun müſſe, bevor ſie durch die äußerſte Nothwendigkeit dazu gezwungen ſey? — Iſmene konnte allen dieſen Vorſtellungen das Vernunftmäßige nicht abſprechen, und erklärte ſich, ihr Schickſal ſo lange mit möglichſter Faſſung tragen zu wollen, als die Prinzeßinn noch in Kreta ſeyn würde. — Von dieſer Stunde an wich Iſmene der Prinzeßinn nicht von der Seite, und dieſe gab dem Eurymedon einen ſehr ernſtlichen Wink wegen ſeines unartigen Betragens gegen das liebenswürdigſte Weib, und

ſuchfruchtete damit ſo viel, daß er ſich wenigſtens einigermaßen zur Mäßigung zwang, mit Vorbehalt, ſeiner Wuth den Zügel völlig ſchießen zu laſſen, ſobald die Prinzeßinn, mit der er es nicht aufzunehmen wagte, nach Cypern gegangen ſeyn würde.

Der König ſtellte indeſſen eine Menge Spione ins Feld, die ſeine Schweſter aufs genaueſte beobachten mußten; aber ſo ſorgfältig ihm von jedem Schritte, jedem Worte, jedem Blicke Rechenſchaft gegeben wurde: ſo ging doch aus dem allen auch nicht die geringſte Kleinigkeit hervor, die der Prinzeßinn auf die entfernteſte Art hätte nachtheilig ſeyn können; vielmehr wurde es klar, daß ſie ſchlechterdings mit keinem Kavalier in irgend einiger Verbindung ſtehen konnte. Das wäre nun wiederum eine Veranlaſſung geweſen, den Magus und ſeine Ehrlichkeit in Verdacht zu ziehen; aber nein! lieber bildete der König ſich ein, der heimliche Liebeshandel ſeiner Schweſter ſey abgebrochen.

Daß übrigens der König durch dieſen geheimen Kummer nicht von ſeiner Liebe für ſeine künftige Schwiegerinn geheilet wurde, bedarf keiner Anzeige. Auch verſteht ſichs von ſelbſt, daß er ſofort, wie er ihren Namen erfuhr, ein paar leichte Schiffe, eins nach Cypern, das andre nach Lemnos abgefertigt hatte, um die Nachricht von ihrer glücklichen Rettung zu überbringen, ſo wie von der Sorgfalt die er tragen würde, ſie unter einer ſichern Bedeckung nach Lemnos geleiten zu laſſen. Er hatte auch ſogleich zur Ausrüſtung eines anſehnlichen Geſchwaders Befehl ertheilet, und man wußte ſogar den Admiral ſchon, der die Ehre haben ſollte, ſie zu kommandiren; aber ſeine geheimen Befehle gingen dahin, mit dieſer Ausrüſtung ſo langſam als möglich zu Werke zu gehen. Mit Todesangſt ſah er dem unglücklichen Tage entgegen, an dem er die ſchöne Königinn auf ewig verlieren ſollte, und ſuchte ihn, ſo weit ſichs thun ließ, hinauszuſetzen; aber trotz alles Zögerns ließ ſichs doch endlich beſtimmen, daß die Escadre innerhalb acht Tagen in ſegelfertigem Stande ſeyn werde, und nun gab es ganz keinen anſtändigen Vorwand mehr, die Königinn aufzuhalten. Mit jedem Tage wuchs ſein düſterer Trübſinn; niemand wußte ihm etwas recht zu machen, und der ganze Hof hieng den Kopf, weil der König ihn hieng. Die ſchöne Königinn hatte bereits den Tag zu ihrer Abreiſe veſtgeſetzt, als der Kourier, den der König nach Lemnos geſandt hatte, in Begleitung einer Lemniſchen Galere zurück kam, und die Nachricht brachte, daß der König von Lemnos ſeiner jungen Gemahlinn habe entgegen ſegeln wollen, und in eben dem Sturme, in welchem ſie an der Kretenſiſchen Küſte Schiffbruch gelitten, in der Gegend von Samos verunglückt ſey, nicht ohne allgemeinen Verdacht, daß ſein Neffe und Thronfolger die Hand dabey im Spiele gehabt habe. Die Galere, berichtete er weiter, habe eine Geſandtſchaft am Bord, welche zunächſt die königliche Wittwe komplimentiren, und ſodann nach Cypern gehen ſollte, um dieſelbige Verbindung für den neuen Monarchen zu ſuchen, deſſen Gemahlinn er mit der Krone zu erben wünſchte.

Der König von Kreta begab ſich ſofort zur Königinn, um ſie auf die unangenehme Nachricht vorzubereiten. Die Faſſung, womit ſie dieſelbe aufnahm, erwarb ihr allgemeine Bewundrung, und die Größe der Seele, mit welcher ſie den Verluſt einer Krone betrachtete, bewies, daß ſie weit über Kronen erhaben war. Der König trug darauf an, daß ſie bis zur Ankunft ihres Bruders, der mit dem eheſten erwartet wurde, in Kreta bleiben, und daß dieſer ſie von jenen Geſandten, die ſie von Cypern abgehohlet hatten, empfangen mögte; und in ſeinem Herzen nahm er ſich vor, die neue Ambaſſade ſchon bis zur Ankunft des Prinzen zu amüſiren.

Arſinoe freuete ſich innerlich über die glückliche Wendung, die das Schickſal eines Bruders, den ſie zärtlich liebte, ſo unverhofft zu nehmen ſchien; ſie hoffte, ſeine Schwermuth würde nun verſchwinden, und da zwiſchen ihr und der Königinn die Gleichheit der Seelen eine ſehr warme Freundſchaft hervorgebracht hatte: ſo ſetzte ſie ſich vor, ihm bey ihrer Freundinn die Bahn zu brechen. Sie nahm der erſten Gelegenheit wahr, und ſchilderte der erröthenden Königinn den traurigen Zuſtand, worinn ihr Bruder bisher ſich befunden, und ſeine Verzweiflung über das Unglück, daß er dann erſt ihre Bekanntſchaft machen müſſen, als ſie bereits durch ein ehrwürdiges Band gebunden war. Die Königinn unterbrach dieſe rührenden Schilderungen, und verſicherte die Prinzeßinn, der König habe mit ihr geſcherzt, denn gegen ſie ſelbſt habe er nie die kleinſte Spur von Liebe geäußert. Noch mehr, er habe ſeit der Nachricht vom Tode des Königs von Lemnos ſtets affektiret, ſie nicht anders als in Begleitung eines zahlreichen Hofes zu beſuchen; er ſcheine ihre Blicke zu vermeiden, und wenn ja ihre Augen einander begegneten, ſo leuchte aus den ſeinigen wohl Bekümmerniß und Grimm, aber keine Liebe. „Gleichwohl, fuhr ſie lächelnd fort, wiſſen Sie, Prinzeßinn, daß meine Landesleute in dem verdienten Rufe ſtehen, daß ſie meiſterlich das Herz aus den Augen zu leſen wiſſen.“ — Arſinoe erwiederte: dieſesmal müſſe die Nationalkunſt doch wohl ein klein, klein wenig geſchwanket haben, denn ſie dürfe ihres Theils verſichern, daß ſie in den Augen und dem Tone ihres Bruders den unverkennbarſten Ausdruck der wärmſten und wahrſten Liebe gefunden habe. — „Gut! rief die Königinn, wer nichts weiter vor ſich hat, als das bloße Indigenat von Cypern, der ſteht natürlicherweiſe in allen Landesvorzügen einer Prinzeßinn nach, die einſt Cyperns Herrſcherinn ſeyn wird. Das iſt billig! Aber Madame, wenn ich einräume, daß der Weg zum Cypriſchen Throne Ihnen unſere Kunſt, des Herzens geheimſte Gefühle aus den Augen zu leſen, vor uns übrigen erleichtert, und wenn es Ihnen würklich gegeben iſt, beſſer als ich zu ſehen, daß der König von Kreta liebt: ſo geſtehen Sie mir wenigſtens, daß er ein ſehr beſcheidner Liebhaber ſey; denn vor meinen Augen und Ohren iſt ihm auch nicht das kleinſte Merkmal von Liebe entſchlüpft. Ein paar Seufzerchen, o ja! Aber man ſeufzt vor Betrübniß wie vor Liebe, und ſo beweiſen die weiter nichts.“

Arſinoe wurde bey dieſer ernſtlichen Verſicherung ſehr beſtürzt. Eine bange Ahndung fiel ihr aufs Herz, und ſie wußte ſich die Stimmung und das Benehmen ihres Bruders durchaus nicht zu erklären. Uebrigens hatte die Königinn vollkommen Recht, wenn ſie verſicherte, daß ſie ganz kein Anzeichen von Liebe habe wahrnehmen können: denn der verwünſchte Rock der nun bald fertig ſeyn mußte, geſtattete ihm nicht, eine Leidenſchaft zu äuſſern, von der ſeine Seele erfüllet war. Freylich, als der Tod des Königs von Lemnos ihm die Möglichkeit zeigte, glücklich werden zu können, überließ er ſich einige Augenblicke dem ſüßen Gefühl der Liebe und Hoffnung; ja, in der erſten Freude war er ſchon auf dem Wege zur Königinn, um ihr ſein Herz und ſeinen Thron anzubieten; aber noch in ſeinem Vorzimmer fiel ihm der verzweifelte Rock ein! In dem Augenblicke unterjochte der Hang zum Mißtrauen, dieſer herrſchende Zug im Charakter des Königs, alle andere Gefühle. Ohne auf alles das zu achten, was die ganze Welt zum Lobe der Königinn ſagte, und was er ſelbſt an ihr bemerket hatte, kehrte er kurz um, und meynte, es ſey ſchon Unglücks genug durch eine Schweſter beſchimpft werden, ohne daß man ſich noch der Gefahr auszuſetzen brauche, eine Gemahlinn von gleichem Schlage zu bekommen. Nach dieſer treflichen Reflexion faßte er den veſten Vorſatz, gegen die Königinn ſo zurückhaltend zu ſeyn, daß kein Wort, kein Blick ſeine Liebe verriethe, und zuvor die Probe zu machen, ob ihr Bruder, der Prinz von Cypern die Stickerey des furchtbaren Kleides würde ſehen können.

Indeſſen ſetzte die Schwachheit und der unweiſe Argwohn des Königs den ganzen Hof in Verwirrung. Jedermann nahm die ſchröckliche Unruhe des Monarchen, und ſeine Entfernung von allen

Geſchäften wahr, und keine Seele konnte den Grund derſelben errathen. Alles ſtockte, alles blieb unentſchieden, ſeine ganze Thätigkeit war hin! Selbſt Arſinoe, die ſich vorgeſtellet hatte, er würde ſeit dem Tode des Königs von Lemnos auf Einem Beine tanzen, und nun ihn ſo über allen Ausdruck unerträglich ſah, erkühnte ſich nicht, ihn um die Urſache ſeiner ſo außerordentlichen Veränderung zu fragen. Vielmehr war ſie in weit größerer Verlegenheit, als alle übrige die ihm nahe kamen; denn ſie bemerkte, daß er zu Zeiten Blicke voll Wuth auf ſie warf, und daß, obſchon er ihr nichts Hartes ſagte, der Ton ſeiner Stimme doch nichts weniger als liebreich war. Das arme Mädchen ängſtigte ſich; je mehr ſie ihr ganzes Betragen unterſuchte, deſto unſchuldiger fand ſie daſſelbe, und deſto weniger begriff ſie, wodurch ſie ſich die Ungnade des Königs mogte zugezogen haben. Ihre Sehnſucht nach der Ankunft des Kronprinzen vermehrte ſich, denn ſie hoffte, daß ihr Bruder ſich dann entweder ändern oder erklären würde; bis dahin lebte ſie in ſteter Unruhe und Furcht.

Die verwittwete Königinn erwartete den Prinzen mit eben ſo großer Ungeduld. Nach dem, was ihr Arſinoe geſagt, und was ſie ſelbſt in den erſten Tagen nach ihrem Schiffbruche deutlich genug in den Augen des Königs geleſen hatte, war ſie im

Herzen über ſein ſonderbares Stillſchweigen ſehr empfindlich. Es verdroß ſie, daß ſie ſich mit der Eroberung eines Fürſten geſchmeichelt hatte, den ſie liebenswürdig fand. Nun weiß man, daß nichts die Schönen mehr geniret, als die Gegenwart eines Mannes, an dem man ſo ſich geirret hat: mithin konnte nichts natürlicher ſeyn, als der eifrige Wunſch, je eher je lieber nach ihrem Vaterlande zurückkehren zu können. Drey Herzen ſchlugen alſo ſehr ungeduldig nach dem Prinzen, aber aus ſehr verſchiedenen Gründen: das eine aus Argwohn, das andre aus Beſorgniß und Liebe, das dritte aus Empfindlichkeit.

Endlich brachte ein leichtes Schiff die Nachricht, daß der Prinz unterwegs ſey. Der ungeduldige König hatte ſich vorgenommen, wofern ſeine Keuſchheitsprobe bis dahin fertig ſeyn würde, dieſem erhabnen Gaſte entgegen zu gehen, und ihn beym Ausſteigen aus dem Schiffe zu empfangen, um mit ſeinen Zweifeln deſto eher aufs Reine zu kommen. Damals herrſchten die Könige auch über die Etikette, welche heut zu Tage über die Könige herrſcht, und der Monarch vergab ſeiner Würde nichts, wenn er den Bräutigam ſeiner Schweſter an den Grenzen ſeines Reichs empfing. — Der König ſandte ſofort nach dem Magus, und dieſer ſchlaue Schalk, der in der Stille auf alles aufmerkſam war, was im Palaſte vorging, ſtellte ſich ein.

„Ehrwürdiger Vater! rief ihm der König entgegen, ich rüſte mich zu einer Reiſe, und Ihr würdet mich ſehr verbinden, wenn Ihr . . . .“

„Das Kleid fertig ſchafftet? fiel ihm der angebliche Theurge ins Wort. Ich weiß Deine Gedanken und die Abſicht Deiner Reiſe, denn mir iſt unter dem Himmel nichts verborgen. Dein Kleid iſt ſo gut als fertig, es kömmt nur noch auf einige Cärimonien an, die ſehr nothwendig ſind. Du ſollſt wiſſen, daß durch gewiſſe Dämonen, die ich an den Rock gebunden habe, die Wunder deſſelben bewürket werden. Es gehören fürchterliche Beſchwörungen in einer beſondren Konſtellation dazu, dieſe Geiſter zu zwingen, daß ſie thätig bleiben, wenn das Kleid in die Hände eines ungeweiheten Beſitzers übergeht. Wäreſt Du durch das heilige Feuer gegangen, und hätteſt Du ſiebenmal im Indus gebadet, ſo wäre die Sache leicht, und ich hätte nicht nöthig gehabt den heutigen Tag abzuwarten, an dem die Geſtirne günſtig ſind. Jetzt ſende mir ſieben große goldne Schalen, ein goldnes Rauchfaß, ein zweyſchneidiges Schwerdt, ein ſchneeweißes Lamm und einen ſchwarzen Hahn, nebſt ſieben Haaren von Deinem Haupte. Die Götter werden uns gnädig ſeyn! Aber nimm Dich in Acht, nichts zu reden was von böſer Vorbedeutung ſeyn könnte; denn obwohl Du nicht bey den Geheimniſſen zugegen ſeyn kannſt, ſo opfre ich doch in Deinem Namen. Mach indeß alle Anſtalten zu Deiner Reiſe, und beginne ſie zur guten Stunde morgen mit dem Aufgang der Sonne. Sie wird glücklich ſeyn!“

Der Hexenmeiſter gieng, und die verlangten Sachen wurden ihm gebracht. Er foderte noch ſieben Kohlenpfannen mit glühenden Kohlen und einige andre Alfanzereyen, und dann verſchloß er ſich in ſeine Zimmer. — Kurz vor der Abenddämmerung, als der König ſich mit Eurymedon allein in ſeinem Kabinete befand, kam er wieder, und brachte ihm den wunderbaren Rock, der in ein geſticktes Tuch von unbeſchreiblicher Schönheit gewikkelt war. „Dieſes Tuch, ſagte er, ſchenken Dir meine Arbeiterinnen. Es iſt ebenfalls magiſch, aber von andrer Art. Bewahre es wohl! Einſt, wenn Du es am wenigſten denkſt, wird es Dir von groſſem Nutzen ſeyn. Leb wohl! Auf die Anſtrengung des heutigen Tages bedarf ich der Ruhe.“

Hiemit verließ er den König. Dieſer ſchlug das Tuch mit klopfendem Herzen auseinander, und biß die Zähne zuſammen, als er an dem Rocke nichts als das ſchwarze Gewebe ſah! Da er aber dermalen nichts anders erwartet hatte, ſo faßte er ſich, und befahl dem Eurymedon, einige Herren, die im Vorzimmer waren, hereinzulaſſen. Sie erſchienen, und alle Augen hefteten ſich auf den ſchwarzen Rock; denn weil Eurymedon obgedachtermaßen aus der Schule geſchwatzt, und man geſehen hatte, daß der Magus beladen zum Könige gegangen, und leer zurückgekommen war, auch überdem ein Rock aus ungewöhnlichem Stoffe vor ihnen lag; ſo zweifelte kein einziger, daß dieſes die fürchterliche Weiberprobe ſey. Der König ertheilte einem jeden ſeine Befehle für die wenigen Tage ſeiner Abweſenheit, und wandte ſich unter andern an den Oberaufſeher ſeiner Garderobe, mit dem Auftrage, dieſes Kleid noch in einen der Reiſekoffers legen zu laſſen.

„Ein ſuperbes Kleid!“ ſagte hier ein Kavalier; — „Eine bewundernswürdige Arbeit!“ ſprach dort ein andrer; — „Man kann nichts Schöners ſehen!“ ein dritter. Kurz, ein jeder gab ſein Scherflein Bewundrung, denn ein jeder glaubte ſeine Ehre verwürkt, wenn er mit dem Bekenntniſſe nichts als einen ſchwarzen Rock zu ſehen, zugleich die Untreue ſeiner Frau dokumentirte. Doch ſagt man, ihre Faſſung habe ſie nicht bis nach Hauſe begleitet, und nie hätten ſo viele der vornehmſten Damen des Hofes eine ſo ſchlimme Nacht gehabt, als dieſesmal. Dem Könige, der nicht wußte, daß Eurymedon geplaudert hatte, koſtete es viele Mühe, ſeinen Grimm zu verbeißen. Er hielt alle dieſe Leute für unbefangen; ſie bewunderten alle aus Einem Munde, folglich ſahen ſie. Er ſah nichts: folglich war die Prinzeßinn ſtrafbar. — Es ſammelten ſich noch mehrere Herren vom Hofe, alle waren entzückt! — „O ihr Mächte des Olymp und des Erebus! ſeufzte er bey ſich ſelbſt, muß ich denn unter allen dieſen Menſchen der Einzige ſeyn, den die Schande trift?“ — Aber gerade daſſelbe dachte jeder der Anweſenden in ſeinem Herzen.

Unter allen trug keiner mehr Wuth mit ſich nach Hauſe, als Eurymedon. Er, der ſelbſt nicht hatte ſchweigen können, ſetzte kein Mißtrauen in die Verſchwiegenheit des einzigen Freundes, dem er ſein drückendes Geheimniß mitgetheilet hatte. Jeder, den er fragte, wie ihm der Rock gefalle, ſchrie Wunder! Der König ſelbſt ſchien ſo zufrieden! Die Arbeit an dem Tuche war ſo unbeſchreiblich ſchön! — Kurz, ſeine Schmach war entſchieden, und Iſmene war ein weggeworfnes Weib! Voll von dieſem nagenden Gedanken kam er in ſeine Wohnung, und ließ ſich, ſo früh es noch war, gleich entkleiden, weil er morgen einige Stunden vor Tage ſchon bey dem Könige ſeyn ſollte. Er warf ſich aufs Bette, obgleich er auf keinen Schlaf rechnete, und beſchäftigte ſich mit ſeiner Schande und hundert wüthigen Anſchlägen zur Rache. Nach Mitternacht hörte er ſeine Gemahlinn zu Hauſe kommen, denn da die Prinzeßinn keine Reiſe vorhatte,

hatte, ſo war es bey ihr nicht ſpäter als gewöhnlich Nacht geworden. Ihr Schlafzimmer war von dem ſeinigen nur durch eine dünne Breterwand geſchieden, und hatte mit demſelben ein gemeinſchaftliches Vorgemach. Man hatte ihr geſagt, daß ihr Gemahl ſchon ruhe, folglich ließ ſie ſich, um ſeinen Schlaf nicht zu ſtöhren, geſchwind und in der Stille zu Bette bringen; auch ſchlief ſie bald ein, aber ein brennender Durſt erweckte ſie wieder. Nun pflegte man ihr zwar gemeiniglich einen Pokal mit Waſſer in ihr Zimmer zu ſtellen; heute Abend aber war das vergeſſen worden, weil ſie ſich mit dem Auskleiden ſo kurz expediret hatte. Klingeln wollte ſie nicht, um ihren Mann nicht zu wecken; weil ſie aber hörte, daß ihre Kammerfrauen noch laut waren, ſo ſtand ſie leiſe auf, nahm das Nachtlicht, und ging hin, um Waſſer zu fodern. So ſehr ſie ſich in Acht nahm, kein Geräuſch zu machen, ſo hörte Eurymedon doch, daß ihre Thür aufging; wie ein Pfeil flog er aus dem Bette und nach ihrem Zimmer; erſt lauſchte er an der Thür deſſelben, aber als er nichts vernahm, ſo ſchlich er an ihr Bette, fuhr grimmig mit beyden Händen hinein, und fand es ledig. Nun ward er raſend! Er ſchoß zur Thür hinaus und durch das Vorzimmer. In dem Augenblicke trat eine Kammerfrau herein, welche Iſmenen leuchtete; in der einen Hand hatte ſie das Licht, in der andern ein großes Trinkgeſchirr.

In ſeiner ſinnloſen Wuth, durch die plötzliche Helligkeit geblendet, noch blinder vor Eiferſucht, nahm er die Kammerfrau für ſeine Gemahlinn: Ha, Schändliche! ertappe ich Dich ſo! rief er, und fuhr gleich einem Raſenden auf ſie los; das arme Ding erſchrak und wollte ihm ausweichen, er hatte ſie aber ſchon bey Rock und Haaren gefaßt. In dem Beſtreben ſich von ihm los zu machen, ſtieß ſie einen Tiſch um, fiel über denſelben her, und riß den Eiferſüchtigen, der ſie nicht fahren laſſen wollte, mit ſich zu Boden. Im Fallen erloſch das Licht, und der Pokal zerbrach in tauſend Trümmern. Die Frau raffte ſich auf, aber Eurymedon, der über den Fall erſchrocken war, und das Waſſer, welches ihn umfloß, für Blut hielt, ſchrie wie beſeſſen über Mord und um Hülfe.

Das fürchterliche Gepolter war in der öden mitternächtlichen Stille durch das ganze Haus erſchollen, und ſein Zetergeſchrey brachte vollends die Bedienten in Aufruhr. Was Beine hatte, lief herzu, theils halb angekleidet, theils faſt nackend. Man brachte Licht, und für einen gleichgültigen Zuſchauer würde es die luſtigſte Scene geweſen ſeyn, die wimmelnde Gruppe in dem ſeltſamſten Koſtume, und den Hausherrn wie eine gebadete Katze auf der Erde zu ſehen, wo er aus Leibeskräften brüllete, ohne daß ihm etwas Leides widerfahren war, die

Ueberſchwemmung abgerechnet. Sein Haushofmeiſter, ſein Sekretair, und wer ſonſt in ſeiner Gegenwart den Mund öffnen durfte, reckte ihm zu, und wollte ihm auf die Beine helfen; aber er ſchrie als wenn er geſpießet wäre, befahl alles Geſinde herbeyzurufen, gebot den Mörder zu greifen und foderte den Wundarzt.

Niemand machte größere Augen als die Kammerfrau, die ihn zu Falle gebracht hatte, wie ſie ſah, daß es ihr Herr ſey, von dem ſie angegriffen worden. Sie hatte ihn in der erſten Beſtürzung ſo wenig erkannt, als er ſie; und wenn er ſie für ſeine Gemahlinn anſah, ſo hielt ſie ihn für einen betrunknen Sklaven, der außer dem Durſte noch für andre Bedürfniſſe Befriedigung ſuchte. Ihr Scharfſinn half ihr jetzt den Knoten ſehr leicht löſen, aber die ganze Geſchichte ſchien ihr ſo lächerlich, daß ſie ſich nicht entbrechen konnte, aus vollem Halſe zu lachen. Dieſes unbeſonnene Gelächter hätte dem jungen lebhaften Dinge ſchlimm bekommen können; denn Eurymedon gerieth wie billig in eine Wuth, die ihn auf einmal des Schreckens und ſeiner Wunden vergeſſen machte; ohne alle Hülfe ſprang er aus ſeinem Blute auf, und nur die ſchnellſte Flucht rettete ſie, ſonſt würde er ſie erdroſſelt und mit den Zähnen zerriſſen haben.

Als er nun ſo auf ſeinen Beinen ſtand, merkte er endlich, daß er weiter nicht verwundet ſey; er befahl, ihm zu leuchten, ihm zu folgen, alle Ausgänge zu beſetzen, und nichts entwiſchen zu laſſen! Hiemit fing er an alle Winkel des Hauſes zu durchſtöbern, unter alle Tiſche und Bettſtellen zu kucken, und alle Schränke aufzuſchließen. Iſmene, die bis dahin ein tiefes Stillſchweigen beobachtet hatte, ſagte ihm als er unter ihr Bette leuchtete: „er würde beſſer thun, wenn er ſich hübſch zu Ruhe legte.“ — „Und ſie würde beſſer thun, fuhr er ſie an, wenn ſie ſich weniger Mühe gäbe, ihn um alle Ruhe zu bringen.“ — Die Dame achtete es nicht der Mühe werth ihm zu antworten; ſie ging in ihr Kabinet, um den Reſt der Nacht in einem Seſſel zuzubringen; er aber, nachdem er jeglichen Winkel durchſchniffelt hatte, warf ſich unmuthig aufs Bette, und machte Kalender. Das konnte er leicht an den Fingern abzählen, daß unter einem ſo zahlreichen Hausgeſinde, welches bey dem Auftritte zugegen geweſen, und Zeuge ſeines kindiſchen Schreckens und ſeines Verdachtes war, nicht jedermann reinen Mund halten würde. Er hatte Weltklugheit genug um zu wiſſen, daß der Günſtling eines Monarchen viele Feinde habe, und daß es beſonders ihm an ſolchen nicht fehle. Das waren ein paar Umſtände, die ihn nicht zweifeln ließen, der König würde bey ſeinem Aufſtehen ſchon die ganze Geſchichte wiſſen. Er erinnerte ſich des hämiſchen Gelächters der Kammerfrau, und ſorgte in kurzem das Mährchen des Hofes und das Hohngelächter der Stadt zu werden; jedweder würde ſich befugt halten, ihn als einen Viſionar zu verſpotten, und als eine Memme zu verachten; — und was das ſchlimmſte war; er konnte dieſe Befugniß nicht allerdings ableugnen. Dieſe Reflexionen marterten ihn ſo ſehr, daß er Haus und Habe dafür gegeben hätte, ſeine Gemahlinn in flagranti ertappt zu haben; denn es ſchien ihm in gewiſſen Augenblicken doch noch erträglicher, durch ſeine Frau, als durch eignes Verdienſt das Stadthiſtörchen zu werden.

Eine gute Stunde mochte er ſich ſo gequälet haben, als plötzlich ein ſtarkes Gepolter ſeine peinlichen Betrachtungen unterbrach. Was anders konnte das ſeyn als der Galan, den er vorhin nicht gefunden, und der jezt ſich aus dem Staube mache? Konnte er ihn ertappen, ſo war er wenigſtens von dem Vorwurfe der Viſionen gerettet: denn wenn, nach einem ſehr unphiloſophiſchen Vorurtheil, die Lüſternheit einer Frau ihrem Manne Schimpf macht: ſo macht; nach ſehr philoſophiſchen Principien, Eiferſucht aus der Luft gegriffen, oder bloß in einer argwöhniſchen Gemüthsart gegründet, dem Grund und Boden, der ſie hervorbringt, Schande! — „Dasmal ſollſt du mir nicht entwiſchen!“ rief er,

ſprang

ſprang aus dem Bette, ergriff das Nachtlicht, und riß mit ſolcher Haſt die Thür auf, daß die Zugluft das Licht auslöſchte. Das hielt ihn weiter nicht auf; er lief im Dunkeln durch das Vorzimmer, der Treppe zu, woher ſeines Erachtens das Getöſe gekommen war, und hörte würklich jemand, der mit leiſen Tritte vor ihm hingieng. Raſch eilte er dem Wandler nach, kam aber in unſinnigen Eifer, der ihm nicht verſtattete genau auf das Lokale zu achten, der Treppe zu nahe, und ſtürzte über etwas das ihm zwiſchen die Beine kam, kopflings hinunter. Sein Zetergeſchrey und das Bellen eines großen Hundes, brachten bald einige vom Geſinde herbey, die ganz natürlich glaubten, ihr Herr habe bloß wieder eine Viſion; aber ſie erſchraken, als ſie ihn dermalen würklich in ſeinem Blute ſchwimmend fanden, welches aus einigen dem Anſehen nach ſehr ſchweren Kopfwunden ſtrömete.

Man eilte ihm zu Hülfe, und er nahm das auch an, rief aber immer, man ſollte den Mörder veſtmachen, der ihn die Treppe hinabgeſtürzet habe. Einige Leute durchſuchten denn auch alles mit der größten Sorgfalt: aber ſie fanden nichts als einen großen Hund, der ihnen von der Treppe herunter entgegen bellete, und als er gute Freunde an ihnen fand, hinter ihnen her ſchwänzelte, während ſie Hausſuchung anſtellten. Die ganze Sache hieng aber eigentlich ſo zuſammen: als Eurymedon von der Kammerfrau niedergeriſſen wurde, und auf ſein Geſchrey das ganze Haus zuſammenlief, kamen auch die Stallbedienten. Einem derſelben gehörte jener große Hund, der ſich bey dem ganzen Hausgeſinde ſehr eingeſchmeichelt hatte. Das Thier, welches immer im Stalle bey ſeinem Herrn ſchlief, folgte demſelben, als dieſer mit den übrigen zu Hülfe eilte, und weil er hie und da einen Rippenſtoß abkriegte, wie alles unter einander lief, und Eurymedon unter jede Bettlade kuckte, ſo legte er ſich in einem Winkel neben der Treppe zu Ruhe. Zum Unglücke fiel es dem Eiferſüchtigen ein, nachdem er vom Boden bis in den Keller vergebens herumgekrochen, daß über der Treppe hoch in der Mauer ein Schrank ſey, der ſeit undenklichen Zeiten wegen ſeiner Unbequemlichkeit nicht gebraucht wurde. Um nichts undurchſucht zu laſſen, befahl er einen Bedienten, den Schrank zu viſitiren, ob vielleicht der Mörder den er ſich träumte, dort verborgen ſey? Der Burſch lachte zwar innerlich über den Wahnſinn ſeines Herrn, doch erkletterte er mit Hülfe eines Stuhls, auf deſſen Lehne er ſtieg, das alte Behältniß, in welchem nichts als Spinneweben waren. Wie nun jeder des Weges ging den er gekommen war, verſäumte man, den Stuhl wegzunehmen; und als es ſtille im Hauſe wurde, erwachte der Hund, und ſtieß im Dunkeln an den Stuhl, der mit großem Getöſe die Treppe hinunter fiel. Das war nur das Gepolter, welches den Ehrenmann zum zweytenmal aus den Federn ſprengte; und was er für einen davonſchleichenden Buhler hielt, war niemand anders als der ehrliche Hund, der ihm zwiſchen die Beine kam, und ihn ſo geſchwind dem Stuhle nachſchickte.

Als man dem Verwundeten dieſes alles vorſtellte, konnte er nicht umhin, es ſelber für wahr zu halten; jetzt erlaubte er endlich, daß man ihn zu Bette brachte, und lieber Arzt und Wundarzt aufſuchte, als einen Mörder, der nicht vorhanden war. Iſmene hatte zwar das Gepolter und Getümmel im Hauſe um deſto beſſer gehöret, da ſie ſich nicht wieder gelegt hatte; aber ſie hielt ſich ruhig in ihrem Kabinet, indem ſie in dem ganzen Spektakel nichts als einen neuen Paroxyſmus von Hirnwuth erwartete, und billig Bedenken trug, ſich dem Geſinde bloß zu ſtellen. Als man ihr aber meldete, daß ihr Gemahl ſehr verwundet ſey, überwog das gute Herz den Unwillen, ſie flog nach ſeinem Zimmer, und fand ihn an Leib und Seele in ſehr ſchlechten Umſtänden; die Schmerzen und das innere Gefühl von Schaam vermehrten ſeine natürliche Mürrigkeit, mithin empfing er ſie nicht ſehr graziös, und belohnte ihre Theilnehmung mit einem Strome der bitterſten Vorwürfe. Das hielt ſie indeſſen nicht ab, alle Vorkehrungen zu machen, die ſeinen Zuſtand mildern konnten, und bey dem erſten Verband ſeiner Wunden, welche die Aerzte für ſehr gefährlich erklärten, zugegen zu bleiben.

Das war alſo das erſte Unglück, welches der Menſchenfeind anrichtete.

Der König erfuhr ſogleich bey ſeinem Erwachen den Unfall ſeines Günſtlings, und beſuchte ihn noch vor ſeiner Abreiſe. Gern hätte er den wahren Verlauf der Sache von ihm gehöret, aber dem Kranken war das Reden aufs ſtrengſte unterſagt, und ſchwerlich würde er, wenn er auch hätte reden dürfen, reinen Wein eingeſchenkt haben. Iſmene ſagte, ein ungewöhnliches Geräuſch habe ihn veranlaßt, Diebe im Hauſe zu vermuthen, und indem er dieſe aufſuchen wollen, ſey er die Treppe hinabgefallen. — Der König bezeugte das herzliche Mitleid, welches er würklich fühlte, und trat ſeine Reiſe mit ſchwerem Herzen an.

Der Kronprinz von Cypern war freylich aufs angenehmſte überraſcht, als er bey ſeinem erſten Schritte auf den Kretenſiſchen Boden von dem Monarchen ſelbſt empfangen, und nach dem obgedachten Luſtſchloſſe geführet wurde; aber er nahm auch ſogleich das düſtre und verlegene Weſen deſſelben ken wahr, und gerieth darüber in keine geringe Unruhe. Dieſe wurde dadurch nicht vermindert, daß der König ihn einlud, hier einen oder ein paar Tage auszuruhen, ehe er ſich nach Knoſſus erheben würde. Er verbarg indeſſen ſeine Beſtürzung, und ſchüttete bloß ſeinem Therſander, vor dem er nichts geheim hielt, ſein Herz aus; dieſer ſuchte ihm zwar die ängſtliche Beſorgniß auszureden, daß entweder der König, oder gar Arſinoe ihre Geſinnung geändert habe: aber ſeine Beredtſamkeit richtete um ſo viel weniger aus, da ihm ſelbſt nicht wohl bey der Sache war.

Am folgenden Morgen ließ ſich der König mit dem fatalen Rocke bekleiden, und eilte ſogleich zu ſeinem Gaſte, als er hörte, daß derſelbe aufgeſtanden ſey. Der Prinz erſchöpfte ſich an Höflichkeit und Freundſchaftsbezeugungen: aber der König nahm alles das mit der ſichtlichſten Unruhe und Zerſtreuung auf. Nach einer nicht kurzen Unterhaltung, während welcher er vergebens bald ein Federchen von ſeinem Kleide las, bald ein wenig Staub von demſelben klopfte, lud er endlich den Prinzen zu einem Spaziergange ein, und führte ihn in ein dichtes einſames Luſtgehölz. Hier entfernte er ihn unvermerkt von dem Gefolge, und als ſie weit genug waren, um von niemand verſtanden zu werden, fragte er ihn endlich mit gezwungenen Lächeln: ob er ſeinen Anzug nicht prächtig fände? Es nehme ihn Wunder, daß er denſelben ganz nicht zu bemerken ſcheint. — Der Prinz verſetzte: Wenn man ſo glücklich ſey das Antlitz eines ſo erhabnen Monarchen zu ſehen, ſo ſey es unmöglich, auf etwas anders zu achten. Die Merkmale des Wohlwollens, die er in den Blicken des Königs beobachtet, und die Aufmerkſamkeit auf das kleinſte Wort aus einem ſo weiſen Munde habe ihn ſo beſchäftigt, daß er würklich in dieſem Augenblicke erſt wahrnehme, daß der König ein ſehr einfaches und trauriges Kleid trage. Er wolle hoffen, daß dieſe Farbe des Leids keine nahe Veranlaſſung habe.

Der König, deſſen ängſtliche Erwartung jede Sylbe von den Lippen des Prinzen wegzuhaſchen ſchien, ſtand wie verſteinert bey dieſer Antwort, die ihm Todesſchweiß aus der Stirn preßte; endlich ſchwankte er zu dem nächſten Baume, in deſſen Schatten ſie ſich niederließen. Der Prinz bemerkte die Verändrung des Monarchen, und fragte: ob ihm nicht wohl ſey? — Der König verſicherte ihn, er habe in ſeinem Leben nicht ſo entſetzlich gelitten! „Gern, fuhr er fort, würde ich Ihnen meinen Schmerz zu verhehlen ſuchen, aber Sie müſſen ihn mit mir theilen, ich mag wollen oder nicht! Unſer Schickſal iſt gemeinſchaftlich, mein Prinz! Sie werden Ihr Unglück und das meinige beſeufzen!

gen! Dieſe Arſinoe, von der Sie gleich jetzt mit ſolchem Entzücken ſprachen, iſt ein Scheuſal, eine Treuloſe, deren Aufführung — — Prinz! errathen Sie, was ich mich ſcheue zu ſagen! — Aber von dieſer Seite allein ſind wir nicht unglücklich! Die Königinn von Lemnos, dieſe Schweſter, die Ihnen ſo theuer iſt, hat der meinigen nichts vorzuwerfen! Ach! ich betete ſie an, dieſe reizende Verbrecherinn; aber dieſer Augenblick giebt mir den verhaßten Beweis, daß ſie ſo wenig als meine unwürdige Schweſter die Liebe eines edlen Herzens verdienet!"

War der Prinz bey der erſten Anklage wie vom Blitze getroffen, ſo gab ihm die zwote das Bewußtſeyn wieder. Er kannte ſeine liebenswürdige Schweſter zu gut, und indem er es für unmöglich hielt, daß ſie wider ihre Ehre geſündiget haben könne, wurde ihm zugleich die Beſchuldigung ſeiner Geliebten verdächtig. Der junge Krieger fühlte, daß es ihm heiß vor der Stirn wurde; doch hielt er, in Betracht der Würde des Anklägers und ſeiner Verhältniſſe zu ihm, ſeine Lebhaftigkeit im Zügel, und fragte mit anſcheinender Gelaſſenheit, auf was für Beweiſe oder Thatſachen der König ſeine ſchröckliche Sentenz wider dieſe beyden Damen gründe? — „Mit Erröthen muß ich bekennen, ſprach der König, daß ich Ihnen meine Schande nicht würde ofſenbaret haben, wenn ich von der, die Sie betrifft, nicht die Ueberzeugung erhalten hätte. „Nur die Gewißheit, daß die Königinn der Tugend entſagte, giebt mir den Muth, Ihnen die Unwürdigkeit meiner Schweſter zu geſtehen, und . . . .“

„Um Gottes willen, rief der Prinz, der ſeiner Ungeduld nicht mehr Meiſter war; martern Sie mich nicht länger! Eine ſo ſchwere Anklage muß ſich auf Thatſachen gründen. Würdigen Sie mich einer vollſtändigen Erzählung, auf welche Art Sie die Verirrungen der beyden Prinzeßinnen entdeckten!“

Der König konnte dieſe Lebhaftigkeit dem Liebenden und dem Bruder nicht verargen. Er erzählte ihm, wie vor etwa drey Monaten, auf Befehl eines höheren Weſens, ein Theurge zu ihm gekommen ſey, der ſich erboten habe, ihn zur höheren Weisheit zu führen. Dieſer habe, da er ihn vor der Hand zu den erhabnen Geheimniſſen noch nicht einweihen könne, den Anfang ſeiner Wohlthaten damit gemacht, daß er ihm Mittel darbiete in das Innere der Menſchen zu dringen. Dieſes magiſche Kleid, zum Exempel, ſey die zuverläſſigſte Weiberprobe. — Er theilte dem Prinzen ſodann das Geheimniß des Rockes umſtändlich mit, und die ganze Geſchichte deſſelben, und ſchloß mit der Verſicherung, daß Arſinoe innerhalb dieſer drey Monate gefallen ſey, weil er die bewundernswürdige Stickerey, die ihn Anfangs ſo hingeriſſen, nicht mehr ſehen könne, indeß ſein ganzer Hof über ihre Schönheit erſtaune; und daß die Königinn in eben die Klaſſe der gefälligen Schönen gehören müſſe, weil ihr Bruder das Kleid ebenfalls einfarbig finde. Nichts in der Welt ſey entſchiedener.

In der Seele des Prinzen herrſchte während dieſer Relation ein ſonderbares Gemiſche von Freude und Unwillen. Er war entzückt, die Anklage der Prinzeßinnen ſo albern begründet zu finden, daß ſie in Nichts zerfiel; zugleich aber war er aufgebracht, daß der König auf ſo unſinnige Gründe hin die Tugend derſelben nur Einen Augenblick habe bezweifeln können. Der Prinz hatte auf ſeinen Reiſen viel geſehen und gehöret; er hatte noch mehr geleſen, und weder Ariſtoteles noch Epikur konnten die Magie, Theurgie, Goetie, Thaumaturgie, kurz: allen Umgang mit Geiſtern ernſthafter bezweifeln, als er. Wie demnach der König mit ſeiner Erzählung fertig war, gab er ihm zu verſtehen, daß er nicht begreife, wie ein Herr von ſeinem Verſtande ſich ſo leicht von einem Betrüger habe hinreißen laſſen! — Der König empfand das ein wenig übel: „Wie? rief er, halten Sie meine Ueberzeugung für blinden Aberglauben? Eurymedon, meine Generale,

nerale, meine Miniſter, eine Menge der vornehmſten Hofbedienten ſehen auf dieſem Kleide die reichſte und vortreflichſte Arbeit; Sie und ich ſehen nichts! Kann was deutlichers ſeyn?" — „Alle dieſe Leute, erwiederte der Prinz, ſind kühn genug, ihren Monarchen zu hintergehen; das iſt das Einzige, was mir deutlich iſt. Können Sie glauben, Sire, daß alle dieſe vielen Leute ohne Ausnahme lauter unſchuldige Schweſtern und unbeſcheltbare Gattinnen haben? Mein Glaube an Tugend und an die guten Sitten in Knoſſus iſt ſehr groß, aber ich bekenne, ſo weit geht er nicht. Sollten ſich nicht wenigſtens Etliche gefunden haben, die nichts mehr als wir geſehen hätten? — Da ſie alle einſtimmig bewundern, ſo iſt nichts natürlicher als der Schluß, daß ſie alle den Rock ſo ſchwarz finden als er iſt." —

Der König wollte das nicht an ſich kommen laſſen, denn, ſagte er, die Leute hätten ja ganz kein Intereſſe dabey, die Unwahrheit zu ſagen. Niemand wiſſe ja, was der Rock für Wunderkräfte beſitze, und daß es bedeutend ſey, etwas oder nichts auf demſelben zu ſehen. Der einzige Eurymedon ſey von dem Geheimniſſe unterrichtet. — „Das iſt hinlänglich, verſetzte der Prinz, um es dem ganzen Hofe bekannt zu machen. Verſichern Sie ſich, daß dieſer Eurymedon geſchwatzet habe. Laſſen Sie uns gleich einen Verſuch machen. Dort gehen zwey Bauern, die gewiß von dem Geheimniſſe nichts wiſſen.“ — „Ich bins zufrieden!“ ſprach der Enkel des Minos, und rief die Leute herbey. „Von welcher Farbe iſt dieſes Kleid?“ fragte der Prinz den Jüngſten, der ein Burſch von etwa zwanzig Jahren ſeyn mochte. „Was wirds Wunder ſeyn? ſchwarz iſts!“ antwortete das Bäuerchen.

Der Prinz: Siehſt Du nichts Buntes drauf? keine Blumen? keine Menſchen?

Der Bauer: Herr, vexier Er keene Leute! He wird ja ſelber wohl geſehn ha'n, daß nix druf ſieht.

Der König: Biſt Du verheyrathet?

Der Bauer: Ih, wo ſoll unſer eens 'ne Frau herkriegen? Ja, vorm Jahre oder ſo, da riſſen ſich die Mädeln! Hätt 'ch nur gepfiffen, 'ch hätt 'n Schock für eene gehatt.

Der König: Haſt Du eine Schweſter?

Der Bauer: Ih, das iſt eben das Unglück! wohl ha' ich eene!

Der König leiſe: Sehen Sie, mein Prinz?

Der Prinz: Wie alt iſt Deine Schweſter?

Der Bauer: Ih nu, ſie wird irgend 'n halb Jahr ſeyn. Eh'r ſie da war, hätt ich's Wählen gehatt; war ich doch der eenzige Erbe? nicht wahr? —

Und nu, ſieht Er, nach zwanzig Jahren fällts der Mutter noch 'nmal ein zu kindern, und nu ſind 'r ſchon zwey Schweine zum Trank, da bedanken ſich die Mädeln.

Der Prinz lächelte, und wandte ſich zu dem ältteren Bauer. „Sag mir die Wahrheit, Landsmann! ich kann mich nicht überreden, daß dieſer Rock durchaus ſchwarz ſey?“

„D. a. Bauer: Herre, leg Er Seinen Eid druf ab, 's iſt ſo ſchwarz als en Rappe.

Es fand ſich bey näherer Nachfrage, daß dieſer Bauer ein Wittwer war, und zwo Töchter hatte, deren eine im eilften, die andre im zehnten Jahre war. Die Bauren wurden mit einem Geſchenk entlaſſen, und ſchlenderten fort. Als ſie ein paar Schritte gethan hatten, ſagte der ältere: Nee führwahr, hätt ichs doch mein Tage nicht gedacht, daß ſichs mit 'nem Könige ſo gut ſprechen ließ. — Mit 'nem Könige? rief der Jüngling mit Beſtürzung. — Ih, was ich dir ſage! der mit der ſchwarzen Schulmeiſterjacke, das war unſer König. Ich ha'n hundertmal geſehn, wie ich Dich ſehe. — Na, Gott laß'n lange leben! ſprach der junge Bauer. Er iſt mein Seel ſo manierlich als unſer einer, und hat mir auch 'n paar hübſche Goldgulden in die Patſche

ſche geſtreckt ..... Weiter konnten die Herren nichts verſtehen.

Der König rief einem von ſeinem Gefolge, und befahl ihm, die Bauern im Auge zu behalten, und ſich unter der Hand aufs genaueſte zu erkundigen, ob ſie verheyrathet wären oder Schweſtern hätten u. ſ. w. Indeſſen gab er ſich auf dieſen Verſuch doch noch nicht, ſondern er hielt dem Prinzen die Wunder vor, die der Theurge verrichtet hatte, auch behauptete er, der Mann könne nicht die Abſicht haben ihn betrügen zu wollen, indem er alle Belohnungen mit Verachtung abgewieſen. — Der Prinz verſicherte hingegen, er habe wohl andre Wunder geſehen, die dennoch keine Wunder waren, und belegte dieſe Verſicherung mit Beweiſen. Was aber die Uneigennützigkeit des Rockfabrikanten betreffe, ſo habe derſelbe, um deſto beſſer zu täuſchen, ſich freylich ſo ſtellen müſſen. Uebrigens erinnere er ſich, daß der König ihm von ſieben großen goldnen Gefäßen geſagt; und er zweifle nicht, der Magus werde ſchon die Kunſt verſtehen, dieſe und ſich ſelbſt zu rechter Zeit unſichtbar zu machen.

„Das hoffe ich ihm zu verwehren! ſprach der König. Aber ich ſelbſt habe doch, als ich den Weiſen überraſchte, mit meinen Augen die Arbeit geſehen, die ich jetzt nicht mehr ſehe. Widerlegen Sie mir das!“

Der Prinz fragte: ob er den würklich glaube, ihn überraſcht zu haben? — und ob er irgend einen Beweis habe, daß dieſer Rock und jenes Stück Arbeit würklich ein und daſſelbe Ding ſeyen? — Der Weiſe müſſe ja ſein Handwerk nicht verſtehen, hätte er ſich nicht jeden Augenblick auf einen unangekündigten Beſuch gefaßt gehalten! Und die Identität der damals vorgezeigten Stickerey und des gegenwärtigen ungeſtickten Kleides ſey völlig unerweislich. — Uebrigens möchte der König mit der ganzen Suite des Prinzen die Probe machen, und er verbürge ſich, daß kein Einziger den Rock anders als ſchwarz finden werde.

Durch dieſe und andre Gründe brachte der Prinz ſeinen königlichen Freund zum Schweigen, aber es fehlte doch noch viel an der völligen Ueberzeugung deſſelben. Nichts klebt veſter als Aberglaube, und von Zeit zu Zeit dünkte dem Könige, ſein Theurge, der ihm ein ſo langes Leben und ſo hohe Weisheit verſprach, könne doch wohl ein großer Mann ſeyn. Gleichwohl legte er, ſobald er in ſein Zimmer trat, das magiſche Gewand ab, und fertigte ſofort einen Officier mit dem Befehle ab, den Philoſophen und ſeine Arbeiterinnen in Verhaft zu nehmen.

Weil der König wußte, daß alles zum Empfang des Prinzen in ſeiner Hauptſtadt bereit war, ſo brach er am folgenden Tage auf. Den Pomp des Einzuges, die Ehrenbogen und das Gepränge zu beſchreiben, wäre überflüßig, denn ſogar in den Zeitungen überſchlägt man dergleichen. Es ſey alſo genug, zu berichten, daß ſie ſo glücklich anlangten, als fürſtliche Reiſende gemeiniglich anzulangen pflegen, und daß der König noch unterwegs von dem zurückkehrenden Officiere die Nachricht erhielt, daß der Philoſoph mit ſeiner Familie verſchwunden ſey. Der König war von Natur heftig, und gab auf der Stelle Befehl, die Flüchtlinge aufzuſuchen und zu verhaften, wo man ſie fände, und wenn es am Fuße des Altars wäre. Dieſe Flucht, und die erlangte Gewißheit, daß es ſich mit den Familienumſtanden jener beyden Bauern würklich ihrem Berichte gemäß verhalte, öffneten ihm völlig die Augen, und er beſchwur den Prinzen mit Beſchämung, daß er ihm ſeinen unwürdigen Verdacht wider die beyden Damen verzeihen, und die ganze Sache in Vergeſſenheit und Verſchwiegenheit begraben mögte.

Der Prinz wurde von ſeiner Schweſter mit allen Merkmalen der innigſten Freundſchaft empfangen, und die Augen der Prinzeßinn ſtrahlten von der ſanften Freude der Liebe, die das ohnehin entzückende Mädchen noch unendlich verſchönerte. Der König fand nicht dieſelbe Bewillkommung. Die Prinzeßinn empfing ihn freylich mit vieler Zärtlichkeit und Ehrerbietung: aber jedermann ſah ihr eine gewiſſe furchtſame Verlegenheit an, die dem Werthe der verbindlichen Sachen, die ſie ihm ſagte, ſehr viel benahm. Die Königinn begrüßte ihn mit aller Achtung, die ſeinem Range gebührte, aber das war auch alles; denn übrigens war ſie ſo froſtig, daß es ihm ſchwer wurde, ſeinen Schmerz darüber zu verbergen.

Uebrigens machte der König allen denen Herren, die ſich ſo eifrig bewieſen hatten, den ſchwarzen Kittel zu bewundern, ein ſehr finſtres Geſicht; beſonders würde Eurymedon ſeinen Unwillen empfunden haben, wenn er nicht in ſo mißlichen Umſtänden geweſen wäre, daß die Aerzte ihm den Paß bereits unterſchrieben hatten. Eine ſolche Lage foderte Mitleid, keinen Zorn; auch bemeiſterte der König den ſeinigen ſo gut, daß er unmittelbar von den Damen zu ſeinem Favoriten ging, der dem königlichen Pallaſte gegenüber wohnte. Der König fand ihn ſo ſchlecht, daß er wohl ſah, er könne es ſicher dem Rhadamant und ſeinem großen Ahnherrn, dem Minos, überlaſſen, ihn in der Unterwelt zu richten. Seines Theils vergab ers ihm, daß er in Abſicht auf den Rock nicht mit der geraden Wahrheit herausgegangen; und er that das um ſo viel williger und herzlicher, da Eurymedon ihm geſtand, er habe ſich bloß geſtellet, als ſehe er die Stickerey, um

nicht

nicht beſchämt vor ſeinem Könige, und beſchimpft vor dem ganzen Hofe zu ſtehen: denn er ſey veſt überzeugt geweſen, daß der König und andre Leute die Stickerey ſähen, die ihm unſichtbar ſey. Ja, er getraue ſich zu behaupten, daß von allen, die damals zugegen geweſen, kein einziger aus einem andern Grunde den Rock bewundert habe, der ihm das Leben koſte. Der König war im Begriff ihm zu antworten, als ihm gemeldet wurde, daß man ſo eben den angeblichen Theurgen gefänglich eingebracht habe, daß aber die beyden Frauenzimmer bis jetzt noch nicht gefunden ſeyen. — Der aufgebrachte Monarch war froh, die Hauptperſon in ſeiner Gewalt zu wiſſen, und gab dem Eurymedon nach, der ihn aufs dringendſte bat, das Verhör, welches der König ſogleich mit dem Gefangenen anſtellen wollte, hier in ſeiner Gegenwart zu halten. Dieſe Bitte war nichts als eine Würkung ſeiner Eiferſucht, die ihn auch in ſeinen letzten Stunden nicht verließ: denn trotz allem, was er aus dem Munde des Königs ſelbſt gehöret hatte, ſaß ihm doch noch einiger Glaube an den Magus in einem Winkel des Herzens. Eurymedon hatte ſein philoſophiſches Syſtem aus dem Pythagoras und Plato zuſammengeſchmolzen, und man weiß, wie ſehr die Lehren dieſer beyden Weltweiſen zur Myſtik und Theurgie führen.

Der Delinquent wurde demnach vorgeführt, und erſchien in einer etwas veränderten Geſtalt, denn er hatte auf ſeiner Flucht das magiſche Gewand abgelegt und den Bart anders geſtutzt, ſo daß er ohne die Schlauigkeit des Officiers, der ihn ausgeſpüret hatte, wahrſcheinlich nicht wäre entdeckt worden; denn auch die Zigeunerillumination ſeines Geſichtes war durch die angewandten Gegenmittel ſchon ziemlich abgebleicht. Eurymedon erinnerte ſich dunkel, daß er dieſen Menſchen, ſo wie er jetzt ausſah, ſchon irgendwo geſehen habe; während der König ihn anredete, und dieſer, ſtatt um Gnade zu bitten, des Monarchen aufs bitterſte ſpottete, und wider ihn und das ganze Menſchengeſchlecht Gift und Galle ſpie, erkannte er ihn völlig, und war nunmehr von allem Glauben an den Mann und deſſen Magie auf Einmal geheilet. Er raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, ihm den Unfug vorzuhalten, den er geſtiftet, und beſonders das Unglück, worinn er ihn ſelbſt gebracht hatte, indem er ihn der Verachtung der liebenswürdigſten Gattinn und dem Tode ſelbſt entgegen geſtürzet. — Der Menſchenfeind hielt es wahrſcheinlich nicht der Mühe werth, ſich mit einem Sterbenden, den er von je her verachtet hatte, einzulaſſen; er antwortete ihm bloß durch einen Blick voll Geringſchätzung, und kitzelte ſich damit, dem Könige hundert beleidigende Wahrheiten und beißende Winke an den Kopf zu werfen.

Sein Leben hielt er doch verloren, alſo wollte er in ſeinen letzten Stunden wenigſtens ſeinem Stolze, oder vielmehr ſeiner Eitelkeit noch volle Labung geben, und ſich daran weiden, einen Mann zu mißhandeln, der Tauſende ſeines gleichen mit Einem Winke vernichten konnte. Würklich brachte er den Monarchen dadurch ſehr auf, der ihn ohnehin ſchon weit ſtrafbarer fand, nun er hörte, daß er ſein gebohrner Unterthan ſey, und ihm viel zu ſchenken glaubte, wenn er ihn nur zum Schwerdte verurtheilte. Dieſer raſche Ausſpruch beugte den Trotz des Unglücklichen nicht, denn er war auf eine härtere Strafe gefaßt. Ohne den König nur eines Blickes zu würdigen hörte er den Befehl, ſogleich das Blutgerüſte auf dem Marktplatze zu errichten, damit morgen die Erde von einem ſolchen Buben gereiniget ſey; und ſeine Mine änderte ſich nicht, als er in den Kerker zurückgeführet, und mit Feſſeln belegt wurde.

Der König brachte, was viel geſagt iſt, die Nacht gewiß weit unruhiger zu, als der angebliche Theurge, und ſobald es am folgenden Morgen der Wohlſtand erlaubte, beſuchte er den Prinzen, bey dem er Therſandern und die Cypriſchen Geſandten fand, die ſich aus Ehrfurcht ſofort beurlaubten, als ſie ihn hereintreten ſahen. Er klagte dem Prinzen, daß er an der Königinn eine ungewöhnlich froſtige

Höflichkeit wahrgenommen, die ihn ſo muthlos mache, daß er es nicht wage, ihr die Gefühle zu ſchildern, die ſie ſeinem Herzen eingeflößt. Der Prinz trug kein Bedenken ihm zu eröffnen, daß beyde Damen von dem unglücklichen Verdachte unterrichtet wären, den der König wider ihre Tugend gefaſſet habe; und das hätte nicht anders ſeyn können, da nicht Eurymedon allein, ſondern mehrere Herren vom Hofe, aus eigner Leichtgläubigkeit, oder auf Treu und Glauben des Rockes, und des königlichen Zeugniſſes von der Schönheit ſeiner magiſchen Stickerey, ihren Gemahlinnen Verdruß gemacht hätten. Er habe das gleich gemuthmaßet, und es ſey ihm ſo eben von Kleanth und Diozippus, den Cypriſchen Geſandten, beſtätiget. Er getraue ſich zwar nichts zu verſprechen, indeſſen wenn der König ihm erlauben wolle, zuvor mit ſeiner Schweſter zu reden, ehe er ſelbſt ſich ihr eröffnete: ſo hoffe er doch ſie ſo vorzubereiten, daß der König wegen des Vorgefallenen keine gar zu ſchlimme Aufnahme finden ſolle.

Das war ein Tröſtlein balſamiſchen Troſtes in das leidende Herz des Königs, der den Kaltſinn ſeiner Geliebten und die Zurückhaltung ſeiner Schweſter ebenfalls der wahren Urſache zugeſchrieben hatte, und deswegen ſehr bekümmert war. Er umarmte ſeinen Freund, beſchwur ihn, ſein Fürſprecher zu ſeyn, und verließ ihn, damit er ihm Freyheit ließe, dieſes Geſchäft je eher je lieber auszuführen. Er ſelbſt warf ſich in ſeinen Wagen, um auf einem ſehr nahe vor der Stadt belegenen Luſtſchloſſe die Veranſtaltungen zu einer ſüperben Fete zu treffen, wozu ſeine Schweſter ihm zum Vorwand dienen ſollte, womit er aber eigentlich die Königinn zu überraſchen dachte. Unterwegs bot ſich ihm ein Schauſpiel, welches ihn zu jeder andern Zeit außerordentlich gerührt haben würde. Er hatte geſtern das Todesurtheil wider den Rockfabrikanten gefället. Man hatte die ganze Nacht an dem Blutgerüſte gearbeitet, und gerade als der König durch eine nicht ſehr breite, aber deſto längere Straße fuhr, wurde der arme Sünder vor Gericht geführet, um ſein Urtheil mit allen Formalitäten publiciren zu hören, und ſodann die fatale Operation des Halsabhackens mit ſich vornehmen zu laſſen. Zufällig war ein ſchwerbeladenes Fuhrwerk in dieſer Straße umgeworfen, wodurch ſowohl die hochnothpeinliche Proceßion als der königliche Wagen gezwungen wurden Halt zu machen. Der Anblick eines Menſchen, der den Monarchen ſo ſehr beleidigt hatte, brachte ſein ohnehin warmes Blut in Wallung; aber das war es nicht alles, was ihm beſchieden war. Ein Mädchen, ſchön wie der junge Tag, und reizender als alle Huldgöttinnen, arbeitete ſich durch die Menge, drang durch die Garden des Königs, warf ſich neben ſeinem Wagen nieder, und bat ihn mit einem Strome von heißen Thränen, ſein Herz der Gnade und dem Erbarmen zu öffnen, und einem unglücklichen alten Manne zu verzeihen, der allerdings geſündiget habe, aber doch eher ſein Mitleid als ſeinen Zorn verdiene. Fodre aber die Gerechtigkeit ſchlechterdings Blut, ſo ſehe er hier die eigentliche Verbrecherinn vor ſich im Staube! Sie ſey es, die den ganzen Handel eingeleitet habe! Sie ſey es, die allein ſeinen Zorn verdiene, und ſie flehe ſeine Gerechtigkeit an, ihren Vater freyzugeben und wider ſie das Schwerdt zu kehren.

Der König war ſehr erſchüttert. Er konnte nicht umhin, die unbeſchreibliche Schönheit der jungen Grazie, und noch mehr ihren Edelmuth zu bewundern. Er mußte ſich ſogar zwingen, das Erbarmen zu unterdrücken, welches ihm ihre Reize, ihre Thränen, ihre demüthige Stellung, und der rührende Ton ihrer flehenden Stimme abzwangen. Es ſcheine ihm nicht, ſprach er, daß ihr Antheil an den Betrügereyen ihres Vaters von Belang ſeyn könne; indeſſen wolle er die Sache unterſuchen, und wäre ſie ſeine Mitſchuldige, ſo ſey es billig, daß ſie ſeine Strafe ſo wie ſein Verbrechen theile. Sie möge mit ihrem Vater in das Gefängniß zurückkehren; alles was er ihr verſprechen könne, ſey dieſes, daß ihr Verhaft ſehr kurz ſeyn ſolle, wenn er ſie unſchuldig finde. Bis dahin wolle er die Strafe ihres Vaters verſchieben. — Er gab zu dem Ende dem Officiere, der die Bedeckung des Delinquenten führte, die nöthigen Befehle, und weil immittelſt die Hinderniſſe aus dem Wege geräumet waren, ſo ſetzte er ſeinen Weg fort; Eucharis aber ſtellete ſich neben ihren Vater. Dieſer hatte von der Antwort ſeines Souverains nichts verſtehen können, und glaubte, daß es nun zum Tode gehe. Er verlohr dadurch nichts von ſeinem unfreundlichen Anſtande und von jenem ſtolzen Gleichmuthe, dem man, die Wahrheit zu ſagen, nicht alle Größe abſprechen konnte. Das einzige, was ihn anzufechten ſchien, war, daß Eucharis ſich blindlings der Gefahr und dem Unwillen des aufgebrachten Königs preisgegeben hatte.

Das Gedränge um ihn her war ſehr ſtark, und jedes Auge war auf das junge Frauenzimmer gerichtet; jedermann opferte ihr den gerechten Zoll des Mitleids und der Bewunderung, aber unter allen Anweſenden war keiner in ſo außerordentlicher Bewegung, als Therſander. Die Neugier hatte ihn und etliche Herren von der Suite des Prinzen herbeygeführet; es war ihm weniger darum zu thun, dem gerichtlichen Akte beyzuwohnen, und die Förmlichkeiten der Kretenſiſchen Juſtiz zu beobachten, als einen Menſchen, den er für den kühnſten und unverſchämteſten aller Betrüger hielt, in ſo kritiſchen Augenblicken zu betrachten. In dieſer Abſicht war er ausgegangen, und er holte den Zug gerade zu der Zeit ein, als der umſtürzende Wagen den Weg verſperrete. Kaum hatte er einen Blick auf den Gefangenen geworfen, als das ſchöne Mädchen herbeyflog, und den kommandirenden Officier flehentlich bat, ſie mit den Ketten zu belegen, die ihr Vater trug; ſie wolle vor den Richtern darthun, daß ſie allein ſtrafbar, und ihr Vater unſchuldig ſey. Therſander erkannte in dieſer himmliſchen Geſtalt augenblicklich das ſo lange und vergebens geſuchte Original des Gemäldes, welches, ſeitdem er es in Lariſſa geſehen hatte, ſeinem Herzen unauslöſchlich eingedrückt war. Das Mädchen war in ihren Thränen ſo ſchön, ihr Schmerz war ſo rührend, daß ſie ihn, der von Natur ſehr gefühlvoll war, auch ohne jenen vorhergegangenen Eindruck würde eingenommen haben; kein Wunder alſo, wenn ſich jetzt eine ſo warme Leidenſchaft ſeiner Seele bemeiſterte, daß er ſein Leben für dieſe junge Perſon gewagt haben würde. — Indem kam der König; und der Officier, der das Mädchen aus Herzensgrunde bedauerte, gab ihr einen Wink, ſich demſelben zu Füßen zu werfen, und ſeine Gnade anzuflehen. Therſander drängte ſich haſtig zum Wagen, und ärgerte ſich über die ſtrenge Antwort, die der erbitterte Monarch der reizenden Supplikantinn gab. Seine erſte Bewegung war, ſich bey dem Könige, der ihm um ſeines Prinzen willen ſehr viel Gnade bewies, für ſie zu verwenden: aber wie er den Mund öffnen wollte, machte er die Ueberlegung, daß es würkſamer ſeyn würde, wenn er den Prinzen, und zumal die Königinn von Lemnos für die ſchöne Eucharis intereßirte. Er zog ſich demnach unter das Volk zurück, und folgte dem Menſchenfeinde bis zu dem Gefängniſſe, wo er wartete, bis die Gaffer ſich verlaufen hatten; darauf ging er hinein, und verlangte mit den beyden Gefangenen zu reden. Es war keine Ordre vorhanden, die das verboten hätte, und ſein Rang bey dem Prinzen von Cypern gab ihm ſo viel Anſehen, daß der Kerkermeiſter geglaubt haben würde, die Ordre, wenn ſie gegeben wäre, gehe Leute wie Therſander nichts an. Man öffnete ihm alſo ein Zimmer, und brachte die Gefangnen zu ihm. Dieſe ſchienen erſtaunt, als ihnen ein reichgekleideter Fremder, deſſen Mine Achtung und Ehrfurcht einflößte, entgegen trat, und ſie mit der höflichſten Art begrüßte; er ließ ihnen aber keine Zeit ſich den Kopf darüber zu zerbrechen: „Weiſer Mann, ſprach er zu dem Vater, Ihre unglückliche Lage geht mir zu Herzen, und ich beſuche Sie in der Abſicht, Ihnen einige Beruhigung zu bringen. Erlauben Sie ſich immer etwas Hoffnung. Ich bin ſo glücklich, mich der vorzüglichen Gnade des Kronprinzen von Cypern rühmen zu dürfen, und will alles anwenden, was ich bey meinem Herrn vermag, daß er ſich Ihrer bey dem Könige annehme. Ich zweifle nicht, mein Prinz wird ihn vermögen, daß er ſein ſtrenges Urthel kaſſiret! Und Sie, ſchöne Eucharis, ſehen in mir einen Freund Ihrer beſten und würdigſten Freundinn, der edlen Aſpaſia! Sie lebt zu Lariſſa in Theſſalien, und trägt für Sie noch immer dieſelben Empfindungen in ihrem großen Herzen.“

Die Freude des lieben Mädchens über die unerwartete Nachricht, daß ihre Aſpaſia noch lebe, war wohl ſo groß, als die, welche ſie über die Hoffnung empfand, daß der König vielleicht noch zur Verzeihung zu bewegen ſey; und ſie verhehlte das nicht. Ihr Herz war es längſt gewohnt, zwiſchen dieſer Dame und ihren Eltern keinen Unterſchied zu machen. — Ihr Vater bewies ihm gleichfalls die größte Verbindlichkeit für ſeine Theilnehmung an dem Schickſale eines Mannes, der auf der Welt nichts mehr habe als ſeinen Muth.

Therſander glaubte beyden eine Gefälligkeit zu erweiſen, wenn er ihnen Nachricht gäbe, wie er mit Aſpaſien bekannt geworden ſey, und als er das mit wenig Worten gethan, bat er ſie ſo dringend, ihm ihre Aufträge zu geben, wenn ſie ihn fähig glaubten, irgend etwas zu ihrem Vergnügen ausrichten zu können, daß Eucharis endlich das Wort nahm, und ihm ſagte: da die Güte und Größe ſeines Herzens ihn treibe, ihnen mit ſo vieler Wärme in ihrem Unglücke zu Hülfe zu kommen, ſo wolle ſie von ſeiner Großmuth Gebrauch machen, und ihn von ihren Schickſalen und Abſichten unterrichten. Ihr Vater habe verſchiedenen Großen, und dem Könige ſelbſt, ein paar Gemälde, auf die er einigen Werth geſetzet, feilbieten laſſen, man habe dieſelben aber ſo niedrig taxiret, daß er ſie endlich für einen Spottpreis losſchlagen müſſen. Aus Unwillen über den Geſchmack dieſer Kenner habe er beſchloſſen, ihnen allen, und dem Könige zuerſt, ein Stückchen zu ſpielen, um ſich an ſeinem Zeitalter zu rächen, und die Weisheit deſſelben zu dokumentiren. Als der fatale Rock abgeliefert geweſen, habe er ſich leicht die Rechnung gemacht, daß der König während ſeiner Reiſe überzeugt werden müſſe, daß er hintergangen ſey: deswegen hätten ſie ungeſäumt den Palaſt verlaſſen, ohne das mindeſte mitzunehmen, als einige Miniaturgemälde, welche ſie, und etliche Stickereyen, welche ihre Mutter während ihres dortigen Aufenthaltes verfertiget hätten. Von allem, was dem Könige gehöre, hätten ſie nichts berühret; auch habe ihr Vater alle Geſchenke und Belohnungen, die ihm der König angeboten, ſchlechterdings verworfen. Seine Abſicht ſey nur geweſen, ſein Müthchen an den Leuten, die ſich für Kenner gäben, zu kühlen, nicht aber ſich zu bereichern. Sie wären zu einem Landmanne geflüchtet, der einer von Aſpaſiens Pächtern ſey, und in dem nächſten Dorfe, kaum eine Viertelſtunde von der Stadt wohne, in der Ueberzeugung, daß man, wenn ihnen ja nachgeſetzt würde, ſie eher in den Seeſtädten, als ſo nahe bey der Reſidenz ſuchen würde. Sie hätten den Vorſatz gehabt, nach Cypern zu gehen, ſobald ſie die Reiſekoſten beſtreiten könnten. Um dieſe herbeyzuſchaffen, hätten ſie ihren Wirth mit den Gemälden und Stickereyen nach der Stadt geſandt; der Mann ſey aber erſchrocken zurückgekommen, mit der Nachricht: er habe die Sachen nur einem einzigen vornehmen Officier feilgeboten, dem nichts davon angeſtanden, und als er weiter gehen wollen, habe er durch öffentlichen Ausruf den Befehl bekannt machen hören, daß, wer Nachricht von ihnen geben könne, bey ſchwerer Strafe gehalten ſeyn ſolle, es anzuzeigen, wogegen demjenigen ein großer Preis verſprochen wurde, der ſie zum Verhafte bringen würde. Der Mann habe hoch und theuer geſchworen, er würde ſie nimmermehr verrathen, und da ſie längſt von ſeiner Redlichkeit überzeugt geweſen, ſo hätten ſie beſchloſſen bey ihm verborgen zu bleiben, bis Gras über die Geſchichte gewachſen wäre, oder bis ihr Vater durch Herſtellung ſeiner natürlichen Geſtalt, woran er ſchon gearbeitet, ſich wieder öffentlich zeigen könne, ohne für den Wundermann angeſprochen zu werden. Das würde auch geglückt ſeyn, wenn nicht derſelbe Herr, dem ihr Wirth die Sachen angeboten, eine Weile nachher auf den Einfall gekommen wäre, daß dieſe Stickereyen in derſelben Manier gearbeitet ſchienen, als ein gewiſſes Tuch, welches ihr Vater dem Könige geſchenkt habe. Von nun an habe er ſich ein Geſchäft daraus gemacht, an jedem Markttage die Landleute zu beobachten, um ſeinen Kaufmann aufzuſpüren; und als ihm das gelungen, ſey es ihm leicht geweſen, dem Manne mit einigen Soldaten bis an ſeine Wohnung nachzuſchleichen, und ihren Vater aufzuheben. Sie und ihre Mutter wären zufällig im Garten beſchäftigt geweſen ihrer Wirthinn pflanzen zu helfen, und der Officier habe auch weiter nach ihnen nicht gefragt, und ſich an der Hauptperſon begnüget, auch überhaupt ſich ſehr gütig gegen ihren Vater betragen, indem er, um ihn dem zuſammenlaufenden Volke nicht auszuſetzen, die Dämmerung abgewartet, ehe er ihn in die Stadt führen laſſen. Unter andern Geſprächen habe er ſelbſt ihm erzählt, wie er ihm auf die Spur gekommen; er habe ihm Muth eingeſprochen, und ihn damit getröſtet, ſo wie zufällig ihres Vaters Prophezeyung, daß das Tuch dem Könige, wenn ers am wenigſten dächte, von großem Nutzen ſeyn würde, jetzt durch ſeine Verhaftung eingetroffen ſey:

ſo könnte ſich eben ſo leicht ein Zufall ereignen, der den Zorn des Monarchen milderte.

„In der That, fuhr die ſchöne Rednerinn fort, waren wir für das Leben meines Vaters nicht beſorgt; einige Monate Gefängniß ſchien uns das Härteſte zu ſeyn, was ihm bevor ſtehen könnte. Indeſſen ſandten wir heute mit dem früheſten zur Stadt, um alles ausforſchen zu laſſen, was ihn angehen konnte. Urtheilen Sie von unſerm Entſetzen, als wir hörten, der König habe ihn zum Tode verurtheilt! Ich flog nach der Stadt, um mein Leben für ihn darzubieten oder mit ihm zu ſterben. Das Uebrige wiſſen Sie. Und jetzt, mein theuerſter Herr, bitte ich Sie, einen treuen Menſchen zu meiner Mutter zu ſenden, deren Angſt in dieſen Augenblicken unausſprechlich ſeyn muß…"

Theiſander unterbrach ſie mit der Bitte, ihm zu erlauben, daß er das Geſchäft, die Thränen einer leidenden Gattinn und Mutter zu hemmen, keinem als ſich ſelbſt vertraue. Er halte es nur für nothwendig, vorher den Kronprinzen von Cypern, deſſen Schweſter, und die Prinzeßinn Arſinoe um ihren Schutz und Fürſprache anzuflehen; das ſey nur eine ſehr kleine Verzögerung, die er durch Hülfe ſeines ſchnellen Pferdes ſchon einzubringen denke.

Der Menſchenfeind und ſeine Tochter ergoſſen ſich aufs neue in Dankſagungen, und gaben ihm die nöthige Anleitung das Aſyl der Mutter zu finden, und einige Merkzeichen, wodurch er ſeine Sendung beglaubigen, und das Zutrauen der ſtörrigen Dame gewinnen konnte. Hierauf verließ er ſie mit einem Herzen voller Liebe, aber auch ſo voller tödtlichen Unruhe, daß es ihm ſchwer wurde, dieſe Gefühle tief genug in ſeinem Buſen zu verſchlieſſen. Er eilte nach Hofe, und brauchte ſeinem Herrn und der Prinzeßinn nur zu ſagen, daß es der Vater der Eucharis, und dieſes von der edlen Aſpaſia mit ſolcher Wärme empfohlne Mädchen ſelber ſey, denen das Richtſchwerdt über dem Haupte ſchwebe, um die Protektion dieſes würdigen Paars zu erhalten. Mit der Königinn von Lemnos hielt es ſchon ſchwerer; ſie kannte weder Eucharis noch Aſpaſien, wohl aber fühlte ſie den Verdruß, den ihr der leidige ſchwarze Rock gemacht hatte! Doch auch ſie war großmüthig genug ihre Empfindlichkeit fahren zu laſſen, und verſprach ihren Beyſtand.

Nun er dieſes große Geſchäft ſo glücklich zu Stande gebracht hatte, warf er ſich auf das ſchnellſte Pferd des Prinzen, um den verſprochnen Beſuch bey der Freudenſcheuche ſo geſchwind als möglich abzuſtatten. Er fand ſie ohne Schwierigkeit, und war angenehm überraſcht, Aſpaſien bey ihr anzutreffen, die wenige Augenblicke vor ihm angelanget war. Die Freudenſcheuche war in der quälendſten Angſt, und Aſpaſia theilte ihren gerechten Kummer mit ihrer gewöhnlichen Herzlichkeit. Therſander eröfnete der unglücklichen Frau die Urſachen ſeiner Sendung, und die gegenwärtige Lage der Sache, nach welcher ſie ihre Thränen trocknen, und einen glücklichen Ausgang erwarten dürfe, und hemmte den ergiebigen Strom ihrer Ausrufe und Dankſagungen, indem er ſich an Aſpaſien wandte, und ſie bat, ihm mit zwey Worten Auskunft zu geben, durch welche Schickung des Himmels er ſo glücklich ſey, ſie in Kreta zu ſehen? — Ihre Schülerinn, erwiederte Aſpaſia, ſey nach einer kurzen Krankheit geſtorben; dieſen unerwarteten Schlag habe ihr geweſener Herr, der Maler, ſich ungemein zu Gemüthe gezogen, und ihn als eine Strafe Gottes angeſehen, dafür, daß er ihr trotz alles gebotenen Löſegeldes die Freyheit verſagt. Um den Himmel zu verſöhnen habe er ſie nun — faſt möge ſie ſagen aus dem Hauſe getrieben, beladen mit Geſchenken an Gelde, an Reiſebedürfniſſen, und an verſchiedenen theils koſtbaren, theils ſeltnen und kuriöſen Sachen. So ſey ſie in Kreta angelanget, und habe ſich vorgenommen gehabt, ihre Freunde zu überraſchen. Da nun ihr Weg durch dieſes zu ihren Gütern gehörige Dorf gegangen, habe ſie vor dem Hauſe dieſes Pächters angehalten, den ſie von jeher als einen treuen und ihr vollkommen ergebenen Menſchen kenne, um ſich bey ihm vorläufig nach einigen Umſtänden zu erkundigen. Von ihm habe ſie erfahren, daß der König, nachdem er vernommen, daß ſie noch am Leben ſey, ihren zu voreiligen Erben alles, was ihr zuſtändig geweſen, wieder abgenommen, und unter die Adminiſtration eines ſeiner Räthe gegeben habe. Zugleich habe er ihr offenbaret, daß die Mutter ihrer lieben Eucharis bey ihm verborgen ſey.

Theſander dankte ihr, und empfahl ſich den Damen, mit dem Verſprechen, ihnen vielleicht noch heute zum zweytenmal ein glücklicher Bote zu ſeyn. Als er im Begriffe war, ſich auf ſein Pferd zu ſchwingen, gab ihm die Liebe noch einen glücklichen Gedanken ein: er bat die Freudenſcheuche, ihm die Gemälde zu zeigen, die Eucharis während der Rockfabrik verfertiget hatte. Ohne ſich jetzt die Zeit zu nehmen ſie zu bewundern, ſteckte er ſie ein, und drückte der Dame eine ſchwere Goldbörſe in die Hand, mit dem Bedeuten, daß er, wenn dieſe Summe nicht hinreiche, bey ſeiner Wiederkunft das Fehlende nachtragen werde. „Großmüthiger Mann!“ rief ſie; aber er war ſchon auf dem Roſſe, und ſprengte mit verhängtem Zügel davon, glücklicher im Beſitze dieſer Kleinigkeiten, welche die Hand ſeiner Geliebten hervorgebracht hatte, als der König von Kreta im Beſitze ſeiner Krone. Die beyden Damen waren ganz für ihn eingenommen; beſonders ſchloß Aſpaſia, als eine Menſchenkundige Frau, aus der Wärme, mit der er von ihrer Eucharis ſprach, aus dem ſchweren Beutel, den er — wohl zu merken für ihre Malereyen gab, ohne nur nach den Stickereyen der Mutter zu fragen, aus dem Beben ſeiner Hand, indem er dieſe Sachen empfing, und aus andern nur ſeinen Augen bemerkbaren Umſtänden, daß ſein Herz von dieſem ſchönen Mädchen gerühret ſey. Schon in Lariſſa hatte ſie den würdigen Mann geſchätzt, dieſe Bemerkung machte ihr ihn theuer.

Therſander kam faſt zu gleicher Zeit mit dem Könige in den Palaſt an. Dieſen Fürſten hatten ſeine heimlichen Anſtalten ein wenig länger aufgehalten als er Willens geweſen war, und der Prinz ſcherzte über dieſe Saumſeligkeit. Für einen Liebhaber, ſagte er, der von dem Unwillen ſeiner ausgeſöhnten Gebieterinn nichts mehr zu befahren habe, bezeuge er verzweifelt wenig Ungeduld, die Wonne der Verſöhnung zu ſchmecken! — Je weniger der König eine ſo freudige Nachricht zu erwarten ſich berechtigt fühlte, deſto lebhafter entzückte ſie ihn. Er eilte zu der ſchönen Königinn, und fand, daß ſein Fürſprecher nicht zu viel geſagt habe. Die Prinzeßinn und der Prinz kamen ein Weilchen nach ihm, und glaubten dieſen günſtigen Augenblick, da ſeine Seele in einem Meere von Seligkeit ſchwamm, zum Vortheil der armen Gefangnen benutzen zu müſſen. Arſinoe brach die Bahn, und bat ihren Bruder, zum Denkmal eines ſo glücklichen Tages dieſen Unglücklichen zu verzeihen, zumal da ihre Schelmerey weiter nichts geſchadet habe. — „Wie? fiel ihr der Monarch in die Rede: rechnen Sie den Tod Eurymedons, der in dieſer Nacht geſtorben iſt, für nichts?“ — Die Königinn nahm nunmehr das Wort, und ſagte: für ihre Perſon rechne ſie ihn allerdings für Etwas, aber für ein wahres Glück; denn eben dieſer Eurymedon ſey der gefährlichſte Freund geweſen, den je ein König haben könne. Wer das Vertrauen eines Fürſten nicht mit Wahrheit und Offenheit bezahle, der verdiene den Tod eines Eurymedons zu ſterben. Hätte dieſer Mann, auf deſſen Gattinn nicht der mindeſte Verdacht fallen könne, endlich geſtanden, daß er nichts als einen ſchwarzen Rock ſehe: ſo würde er ſeinem Souverain vielen Verdruß, und ſich den Tod erſparet haben. — Der Prinz verſicherte, er müſſe der Königinn beypflichten, und zugleich zu dem, was die Prinzeßinn bemerkt, noch dieſes hinzufügen, daß der König in dem angeblichen Theurgen eigentlich einen Mann ſtrafen würde, dem er den künftigen Glanz und die Ehre ſeiner Regierung ſchuldig ſey. Denn, indem er ihn mit dem Rocke getäuſchet, habe er ihn tauſend andern weit gefährlichern Täuſchungen entriſſen, von denen er ſonſt vielleicht nie frey geworden wäre. Der Rock ſey in den Händen des Königs in der That ein Probirſtein geweſen, und habe ihn die Glattzüngler und zweydeutigen Menſchen an ſeinem Hofe zum Theil kennen gelehret. Der gerechte Widerwille, den er dieſen falſchen Leuten bezeuget habe, und die Achtung, die er gewiß von nun an der entſchiedenen Redlichkeit bezeugen werde, müßten unfehlbar ſeine Hofleute zur Aufrichtigkeit gewöhnen; und dann ſey er ſo glücklich, als jemals ein Monarch ſeyn könne. Ueberdas habe ihm der Philoſoph die unbezahlbare Warnung gegeben, den glänzenden Verſprechungen eines Menſchen, deſſen Kräfte und Fähigkeiten man nicht hinlänglich kennet, nie zu trauen. Uebrigens ſey der Philoſoph durch den fürchterlichen Anblick des nahen Todes ſchon hart genug beſtraft, und er wage es, vereint mit den beyden Prinzeßinnen zu bitten, daß der König ihnen einen Unglücklichen ſchenken wolle, der ſich wenigſtens dadurch von einer guten Seite gezeiget, daß er von allem, was dem Könige zuſtändig geweſen, durchaus nichts mit hinweg genommen habe als einige wenige Unzen Seide, welche ſeine Leute verarbeitet hätten.

Der König, dem ſo eben eine Beleidigung verziehen war, welche die Damen ſonſt ſo leicht nicht zu verzeihen pflegen, konnte drey ſolchen Fürbittern nicht widerſtehen; er gab Befehl die beyden Inquiſiten auf freyen Fuß zu ſtellen, und Therſander bat ſichs von ihm zur Gnade aus, den unglücklichen Leuten ihre Freyheit ankündigen zu dürfen. Das wurde ihm ohne Schwürigkeit zugeſtanden, und er eilte mit ſeiner frohen Nachricht dem Gerüchte ſelbſt zuvor. Der Stolz, womit der Menſchenfeind dem Tode getrotzet hatte, ſo lange er ihn für unvermeidlich hielt, wich jezt doch ſanfteren Gefühlen, und der natürlichen Liebe zum Leben. Er that, was er vielleicht nie gethan hatte: er umarmte ſeinen edlen Befreyer mit wahrer Dankbarkeit. Was Therſandern weit mehr rührte, waren die Freudenthränen der ſchönen Eucharis, die ihn tauſendmal ihren Wohlthäter und den Retter ihres Vaters nennte. — Er gab ihr Rechenſchaft von ſeinem Beſuche bey ihrer Mutter, und überraſchte ſie mit der zwoten Freude: der Wiederkunft ihrer Aſpaſia.

Nichts glich ſeinem Eifer; in wenigen Minuten war ein Wagen da, der ſie vor der Hand zu dem Pächter bringen ſollte, er begleitete ſie dahin, und war Zeuge einer der froheſten Scenen. Als ihn ſeine Pflicht nach der Stadt zurückrief, nahm er ſich das Herz der jungen Eucharis zu ſagen, daß er dieſen Tag für den würdigſten ſeines Lebens erkennte; aber, ſezte er leiſe hinzu, indem ich ihre Freyheit bewürkte, habe ich die meinige auf ewig verloren. — Nichts konnte ſchöner ſeyn, als des lieblichen Mädchens Erröthen! Er kürzte ihre Verwirrung ab, indem er ſchnell Abſchied nahm.

Am folgenden Tage führte Aſpaſia ihre Klienten in die Stadt, und nahm wieder von ihrem Hauſe und Gütern Beſitz. Sie ſprach mit ſo vieler Hochachtung von Therſandern, daß Eucharis ſich nicht enthalten konnte, ihr das leiſe Geſtändniß ihres Erretters zu vertrauen. Aſpaſia hatte genug geſehen, um überzeugt zu ſeyn, daß dieſes Geſtändniß keine bloße Galanterie ſey, wie ſie ein junger Hofmann für jedes Mädchen in Bereitſchaft hat, und wünſchte ihr Glück, das Herz eines ſolchen Mannes gerührt zu haben. Therſander erhielt die Beyſtimmung ſeines Prinzen, und bewarb ſich nun förmlich um ihr Herz, das Mädchen war zu unſchuldig, ſich zu zieren; und die Eltern erkannten in ſeinen Wünſchen ein Glück, welches ſie nimmer ſo groß gehoffet hatten.

Wenig Tage nach des Menſchenfeinds Befreyung wurde die Vermählung des Cypriſchen Prinzen und der reizenden Arſinoe mit einer Pracht vollzogen, wovon man bisher in Kreta kein Beyſpiel hatte. Der König von Cypern bewilligte mit Freuden das Bündniß zwiſchen ſeiner Tochter und dem

Enkel des Minos. Beyde hohen Paare lebten glücklich und lange. Ihre Prinzen waren die lieblichſten Bübchen, und ihre Prinzeßinnen die ſüßeſten Mädel von der Welt. Eucharis zog mit ihrem edlen Gatten nach Cypern. Aſpaſia wollte ihre Freundinn, und Iſmene die Prinzeßinn Arſinoe nicht verlaſſen. Die letztere vermählte ſich mit Cleanth, dem Cypriſchen Geſandten, der ſie für ihre unglückliche Ehe mit Eurymedon entſchädigte. Dem Menſchenfeinde gab der Prinz ein artiges Landgut, von dem er anſtändig leben konnte, und als er das konnte, haßte er die Menſchen nicht mehr; ſeine Frau hingegen behauptete lebenslang ihren Namen. Sie wogte im Hauſe herum, hielt ihr Geſinde wacker zur Arbeit, und wenn ſie niemanden plagen konnte, plagte ſie ſich ſelbſt, ſtand früh auf, ging ſpät zu Bette, und hörte keine Muſik lieber, als das Schnurren ihrer Spindel.

X.

In einer der ſchönſten Provinzen Frankreichs lebte ein Herr aus einem uralten Geſchlechte. Acht Monate im Jahre hauſete er gewöhnlich auf ſeinen Gütern, und verzehrte ſeine Einkünfte unter ſeinen Unterthanen; bloß die rauhe Jahrszeit brachte er in der Stadt zu. Seine Unterthanen liebten ihn auch deswegen, und weil er überhaupt ſehr gütig gegen ſie handelte; ſeine Güter befanden ſich wohl dabey; ſein Vermögen wuchs mit jeglichem Jahre; ſeine Bauern wurden wohlhabend. In der Hauptſtadt ſeiner Provinz hielt man ihn für einen vernünftigen Mann; hingegen in Paris und Verſailles, wohin er niemals kam, hielten die, ſo ihn und ſeine Exiſtenz nicht vergeſſen hatten, ihn für einen kapitalen Narren, gerade weil er ſo weiſe war, den Schweiß ſeiner Bauern dort nicht zu verjunkern, ſondern lieber das größte Theil deſſen, was dieſe Leute aufbringen müſſen, unter ihnen ſelbſt wieder in Umlauf zu bringen ſuchte.

Er ließ ſich um des Tadels der Pariſer willen ſeinen Biſſen nicht ſchlechter ſchmecken, und ſeinen Schlaf nicht verkümmern. Nach ſeinen Begriffen mußte jeder gute Bürger dem Vaterlande und der Menſchheit nützlich zu ſeyn ſtreben; und da glaubte er nun, wer dem Vaterlande als Kammerjunker, als Hofmarſchall, als Generalpächter ꝛc. ſeine Kräfte opfere, der diene ihm allerdings auf eine unbeſchreiblich nützliche Art; das ſpreche für ſich ſelbſt. Aber wer als Edelmann und Gutsbeſitzer ſeine Unterthanen wohlhabend und glücklich zu machen ſtrebe, ſie väterlich ſchütze, ſie vor allen Bedrückungen ſichere, ſie zur Arbeitſamkeit und Indüſtrie zu ermuntern ſuche, und ſie in den Stand ſetze, ihr Kontingent zu den Millionen, wovon jene Herren ſalariret werden, beytragen zu können, ohne ſelbſt zu verhungern, der diene dem Vaterlande doch ebenfalls auf eine nützliche Art.

So dachte dieſer Mann, der reich, und vornehm, und unabhängig genug war, um in ſeiner Gegend ſehr angeſehen zu ſeyn. Er lebte dieſer Denkart ganz gemäß; er beſuchte ſeine Unterthanen in ihren Häuſern und bey ihren Arbeiten auf dem Felde; er kannte die Geſinnungen und häuslichen Umſtände eines jeden, und behandelte ſie nach Maßgabe ſeiner Kenntniß; er ſtand ihnen bey mit Rath und That; er erſtickte ihre Fehden im Aufkeimen; er ſorgte für den Unterricht ihrer Kinder, ſuchte die beſten Schullehrer auf, und beſoldete ſie gut, und verließ ſich, was die Aufſicht betraf, nicht bloß auf ſeine Paſtores, ſondern er ſelbſt beſuchte die Schulen wöchentlich ein paarmal, und zwar an unbeſtimmten Tagen und Stunden. Seine Nachbarn fanden, daß das ein gar mühſeliges Leben ſey; er aber hielt das für die verdammte Schuldigkeit eines Gutsbeſitzers, und weiter für nichts. Auch erzog er ſeinen einzigen Sohn und Erben in eben dieſen Grundſätzen.

Dieſer junge Menſch wuchs heran. Der Vater that alles für ihn, was er konnte, und griff mit Freuden in den Beutel, wenn es für ſeinen Sohn war. Er hielt ihm die vorzüglichſten Lehrer in allem, was der Jüngling zu lernen wünſchte, und er wünſchte vieles zu lernen, denn er hatte von Natur vielen Hang, ſowohl zu den Wiſſenſchaften, als zu den galanten Exercitien; ſeine Seele war für jene geſchaffen, ſein Körper ganz für dieſe gebauet.

Wie es dem Vater Zeit dünkte, ſandte er ſeinen Sohn nach Paris, damit er ſeine Studien vollenden, in den Leibesübungen ſich vervollkommen, und nebſt einiger Menſchenkunde denjenigen Grad von Politur erwerben möchte, den man unmöglich anders als in der großen Welt erlangen kann. Sobald er ihn aber für geſchickt genug hielt, berief er ihn wieder zu ſich, aus Sorge, der Jüngling möchte, wie viele ſeines gleichen, vom Durſte nach Ruhm — oder beſſer zu ſagen: vom Glanze der Uniform gelockt werden, und Kriegsdienſte nehmen. Das würde dem Vater ſehr empfindlich gefallen ſeyn; nicht eben, als ob er dem Soldatenſtande abhold geweſen wäre, dazu war er zu ſehr Edelmann: ſondern weil man im Felde erſchoſſen werden kann, und die Kugeln vor den einzigen Erben und Stammhaltern altadlicher Familien weiter keinen Reſpekt haben. Dieſe Sorge war aber in alle Wege überflüßig, denn der Sohn hatte am Kalbfelle keine Freude; er war von einem ſanften, liebenswürdigen Charakter, ein Freund der Ruhe und der Muſen, der ſich nirgend beſſer befand als in ſeinem Kabinete mit ſeinem Plutarch oder Plato. Es gefiel ihm nicht in dem brauſenden Cirkel, der von Haus zu Haus, von Freuden zu Freuden rauſchte, immer zu leben glaubte und niemals lebte. Auf den erſten Wink ſeines Vaters ließ er die Koffer packen, ſchickte Karten pour prendre congé an ſeine Bekannte, und Louis neufs an ſeinen Buchhändler, Schneider, Kaufmann, Speiſewirth, u. ſ. w.

warf ſich in ſeinen Wagen, und kehrte Paris den Rücken.

Sein Vater empfing ihn mit der innigſten Freude, und um ihn deſto ſicherer bey ſich zu behalten, ſchlug er ihm vor, eine Stelle im Parlamente ſeiner Provinz zu kaufen. Der Sohn nahm den Antrag mit Vergnügen an, die Stelle wurde gekauft, er trat ſie an, und er verwaltete ſie ganzer zehn Jahre mit einer Rechtſchaffenheit, wie man ſie ſelten findet, die aber in der That ein wenig alltäglicher ſeyn müßte, als ſie zu ſeyn pflegt. Indeſſen, wenn die ſeinige muſterhaft war, ſo boten ſeinem guten Charakter zween Umſtände ſehr die Hand: er war ſchon durch ſein mütterliches Vermögen ziemlich reich ohne habſüchtig zu ſeyn, und niemand konnte gegen das ſchöne Geſchlecht gleichgültiger ſeyn als er. Zwo große Verſuchungen fielen alſo bey ihm völlig weg: die reichen Buben konnten ihn nicht, wie ſo manchen hungrigen Schlucker oder gierigen Wolf, mit ihrem Golde, noch die ſchönen Sünderinnen mit ihren Reizen beſtechen.

Dieſe Gleichgültigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht beruhete bey dem Präſidenten gewiß nicht auf Geringſchätzung, noch weniger hatte ſie ihren Grund in einer zu hohen Meynung von ſich ſelbſt: denn er ehrte jedes würdige Frauenzimmer, und er war kein Geck. Die Schuld lag theils an ſeinem Temperamente, theils an der beſtändigen Beſchäftigung mit ernſthaften Studien. Auch lebte vielleicht nie jemand, dem man weniger Gleichgültigkeit zugetrauet hätte, denn in ſeinem Aeußeren war etwas ſo Einnehmendes, ſo viel Gefälligkeit und Politeſſe, beſonders im Umgange mit Damen, daß er vielmehr galant ſchien, und würklich leichte Arbeit gefunden haben dürfte, wenn er ſich aufs Erobern hätte legen wollen.

Die Wahrheit zu ſagen, es gab mehr als eine Schöne, die nichts lieber geſehen hätte, als wenn der Präſident ſich mit ihr in ein Herzensnegoz hätte einlaſſen wollen; ja einige präadviſirten ihn ſogar mit ſo vieler Deutlichkeit, als irgend die weibliche Delikateſſe erlaubt, daß ſie keine grauſamen Ueberwinderinnen ſeyn würden; aber er nahm von allen den gütigen, oder zärtlichen, oder ſchmachtenden Blicken ſo wenig wahr, daß er, wenn es ſeinen Eid gegolten hätte, ſelten nur einmal würde haben angeben können, ob ſie aus blauen oder braunen, aus ſchwarzen oder grauen Augen geſchoſſen waren. Die Schönen ärgerten ſich über eine ſolche Fühlloſigkeit, aber weil ſie ſich über alle und jede erſtreckte, ſo ward ihm keine einzige feind, ſondern einige Damen von Einſicht muthmaßten lieber auf eine gewiſſe Kargheit der Natur gegen ihn; andre, die ſo tief nicht ſahen, glaubten nur, ſein Stündlein ſey noch nicht gekommen, und hofften geduldig und ſchweigend, daß es noch wohl kommen könne. Selbſt die, welche völlig an ihm verzweifelten, verbargen weiſlich ihre Empfindlichkeit über ein Herz, das, um Alles mit Einem Worte zu erſchöpfen, beynahe ſo wenig Gefühl für die Liebe hatte, als Schmieder in Karlsruhe für Redlichkeit und Ehre. — (Es iſt freylich hart, einen würdigen Mann mit dem weggeworfenſten Auswurfe der Menſchheit zu vergleichen; aber hier iſt es um ein ſtarkes und jedem verſtändliches Gleichniß zu thun, um ein Non plus ultra zu bezeichnen).

Verbiſſen aber die Schönen ihren Verdruß, ſo that es der Vater des Präſidenten nicht. Dieſer wünſchte einen Namen in Flor zu erhalten, der ſeit ſo vielen Jahrhunderten berühmt war! Mit ihm und ſeinem Sohne würde er ausgeſtorben ſeyn! Er ſelbſt war in den ſiebzigen, das heißt: über die Jahre des Heyrathens weit hinaus; und obwohl er Erfahrung genug hatte, an dem Propagationsvermögen einer ſchönen jungen Frau nicht zu zweifeln, und Reichthum genug beſaß, eine ſolche einhandeln zu können: ſo hatte er doch gute Gründe, ſeine eigenen Talente nach gerade ein wenig ſtark zu bezweifeln; und zur Graſemücke zu dienen, das — war ihm durchaus nicht gemüthlich. Alle Hoffnung, ſein altes Geſchlecht nicht verlöſchen zu ſehen, beruhete demnach auf ſeinem Sohne, und dieſer war der determinirteſte Hageſtolz unter dem weiten Himmel! Das wurmte den alten Herrn. 'Zehntauſendmal ſtellte er dem Präſidenten die Sache gar glimpflich vor, ohne etwas auszurichten; endlich nahm er ſich ernſthafter, und lag bey jeglicher Gelegenheit und Ungelegenheit dem Sohne ſo laut und ſo anhaltend in den Ohren, daß dieſer es von Herzen ſatt und überdrüßig wurde, immer gegen ein und daſſelbe Anmuthen proteſtando einkommen zu müſſen. Der junge Mann liebte nur ſeine Bücher, und kannte keinen reizendern Aufenthalt als ſein Studirzimmer; hier verlebte er alle die Stunden, die ſeine Amtsgeſchäfte ihm frey ließen; unter Damen kam er nur, wenn es der Wohlſtand nicht anders erlaubte, oder wenn er ſie an Oertern traf, wo er ſie gewiß nicht ſuchte, ſo daß er mitten in einer der ſchönſten, volkreichſten und feinſten Städte Frankreichs als ein Einſiedler lebte. Dieſe Ruhe unterbrach nichts als das dringende Anhalten ſeines Vaters, und gerade dieſe Unterbrechung war ihm die peinlichſte, die er ſich denken konnte. Er arbeitete an ſich ſelbſt, um ſeine Abneigung, mit der er an den Eheſtand dachte, zu überwältigen, er ſuchte dem Papa zu willſahren, er dachte ſich zu deſſen Argumenten noch andre Gründe hinzu, aber umſonſt! Bey jedem Grunde fand er auch eine Widerlegung, die ihm bündig ſchien, und ſo ſehr er das ganze Korpus der Damenſchaft in Ehren und Würden hielt, ſo widerlich war unſerm Kläusner der Gedanke, ſich mit einem einzelnen Mitgliede deſſelben an die Ruderbank der Matrimonialgalere ſchmieden zu laſſen, aus welcher keine Erlöſung iſt.

Müde, Tag für Tag dieſelbe Leyer ſchnarren zu hören, und gleichwohl entſchloſſen, ſeinen Nacken nicht unter das Joch einer Geſetzgeberinn zu beugen, fand er einen Ausweg. Er kaufte ganz in der Stille ein angenehmes Landgut, deſſen Herrenhaus mit ſeinen Gärten am Ufer des Stromes lag, und ſobald er mit dieſem Handel zur Richtigkeit war, verkaufte er ſeine Bedienung, und reiſete ſtehendes Fußes ab. Er hatte das Haus mit allem Hausgeräthe, wie es lag und ſtand, an ſich gebracht, mithin war alles, wie er anlangte, in Bereitſchaft ihn aufzunehmen. Hier ergab er ſich ungeſtöhrt ſeiner Neigung zum Studiren, und wenn er Bewegung brauchte, ſo half er ſeinem Gärtner den Garten beſtellen.

Einige Wochen lebte er in ſeinen vier Pfählen ſo glücklich, als er ſich ſeit langer Zeit nicht gefühlt hatte. Seine Einſiedeley war ein kleines Paradies, ſeine Bibliothek war auserleſen, ſeine Gärten waren ſchön, und ſeine Bedienten eilten aus herzlicher Anhänglichkeit den Wünſchen eines ſo guten Herrn zuvor. Er hatte keine Predigten anzuhören, und konnte ganz ſeinem Hange folgen. Keine Klaglibelle ſtöhrten ſeine Ruhe, und keine Solicitanten thaten Anfälle auf ſeine Rechtſchaffenheit. Er brauchte nicht nach Geſetzen zu ſprechen, welche

Bar,

Barbaren mit Blute ſchrieb, und die kleinen Streitigkeiten ſeiner Unterthanen waren leicht verglichen ohne Kodex und ohne eine eiſerne Konſtitution. In der Stadt, die er verlaſſen hatte, war er vier und zwanzig Stunden lang das Mährchen des Tages, und dann vergeſſen. Der Einzige, dem er länger am Herzen lag, war ſein Vater.

Dieſer gute und übrigens ſo vernünftige Mann hatte ſichs nun ein für allemal in den Kopf geſetzt, Enkel haben zu wollen, und was ſich in einen grauen Kopf ſetzt, das pflegt veſt zu ſitzen. Das Glück, die Zufriedenheit ſeines einzigen Sohnes — hm! was war das mehr, wenn nur ſein Name nicht ausſtarb? Der unerwartete Entſchluß des Präſidenten hatte ihn ſonderbar überraſcht; indeſſen der Präſident war ſein eigner Herr, und er hatte kein Recht ihn weder zu einer Heyrath zu zwingen, noch in dem Gebrauch ſeines mütterlichen und ſelbſt erworbnen Vermögens zu beſchränken. Alles, was ihm nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen freyſtand, war, auf Mittel zu ſinnen, wie ſich das froſtige Blut des Sohnes erwärmen, das ſchußveſte Herz erweichen, und jene bis itzt unbezwingbare Gleichgültigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht in ſanftere Gefühle umſchaffen laſſen mögte?

Er berief ſeine Freunde zuſammen, um mit ihnen über dieſe Mittel zu rathſchlagen. Jeder ſagte ſeine unmaßgebliche Meynung, vertheidigte ſie ſehr maßgeblich, nahm es übel daß ſie nicht jedwedem einleuchtete, und beſchloß, der junge Mann ſey nicht geſcheut. Das Synedrium ging auseinander und kam wieder zuſammen, ohne ſich über die Maßregeln zu vereinigen; Papa wurde der Deliberationen müde, dankte ſeinen Freunden, und nahm ſich vor, einen Anſchlag auszuführen, den er ganz für ſich ausgebrütet hatte.

Der Kläusner lebte inmittelſt ganz ruhig im Schooße der Muſen, und wußte ſichs mit jedem Tage mehr Dank, daß er ſich in dieſer lieblichen Einſiedley vor dem Geräuſche der Welt, und vor den ſchönen Augen geborgen hatte, die ihn dort von allen Seiten angriffen, und hier ihm nicht läſtig werden konnten. Er dankte Gott, der ihm einen ſolchen Sinn gegeben hatte, daß er nicht, wie die übrigen Gecken, ſein Glück in die Hände eines Weibes, das hieß: eines ſchwankenden, launiſchen, tändelnden, grillenhaften Geſchöpfes, ſtellte, das nur geſchaffen ſchien, die Plage des Mannes zu ſeyn. Nein, er war nicht wie andre Leute, und erneuerte mit jeder Stunde ſein Gelübde, nicht wie andre Leute zu werden. Amor hörte die frevelhaften Gelübde, und lächelte.

In ſeine Betrachtungen tief verſunken wandelte unſer Miſogyn einmal, wie er immer, wenn der Tag kühler wurde, zu thun pflegte, in einem reizenden Gebüſche von Roſen, Jeſmin und Jelänger je lieber, am Ufer des Fluſſes, der ſeinen Garten begränzte. Plötzlich weckte ihn ein ängſtliches Geſchrey mehrerer Menſchen aus ſeinen ſtoiſchen Traumen. Er eilte ans Ufer, und ſah ein umgeſchlagnes Fahrzeug und einige Schiffleute, die ſich zu retten ſuchten. Nahe am Ufer kämpfte ein junges Mädchen mit den Fluthen, die ein andrer als er, aufs wenigſte für eine Najade gehalten hätte; man konnte nichts ſchöners ſehen! Lieblich ſpiegelte ſich die Abendſonne in den ſilbernen Wellen; aber lieblicher noch war das Geſichte des Mädchens! Der Philoſoph durfte faſt nur die Hand ausſtrecken um ſie zu retten, auch ſäumte er keinen Augenblick ſeinen Seneka wegzuwerfen, und die Schöne aus der Fluth zu ziehen. Die Schiffleute, welche mit dem ungetreuen Elemente vertrauter waren, halfen ſich ſelbſt durch ſchwimmen.

Das ſchöne Mädchen war kaum am Ufer, ſo fiel ſie in eine tiefe Ohnmacht, und zur Ehre ſeiner Menſchlichkeit ſtand der Präſident keinen Augenblick an, ſie in ſeine Arme zu faſſen und nach dem Schloſſe zu bringen, während der Gärtner ſich in einen Nachen warf, und den Schiffern zu Hülfe kam. Er trug ſie in ſein Zimmer, legte ſie auf ſein Bette, und wuſch ihr das Geſicht mit Eau de Luce, aber die Ohnmacht war hartnäckig. Er klingelte; aber ſein Kammerdiener, der kein Miſogyn, und nicht gewohnt war, um dieſe Tageszeit von ſeinem Herrn gerufen zu werden, hatte ſich ein wenig ins Dorf geſchlichen, wo er mit einem hübſchen Bauernmädel liebelte; und die andern Bedienten machten ſich ebenfalls dieſe Stunden zu Nutz, in denen der **Präſident**, der überhaupt wenig Aufwartung brauchte, ihrer niemals zu bedürfen pflegte. Weibliches Geſinde war gar nicht im Schloſſe; nur einige alte Frauen aus dem Dorfe kamen täglich zu beſtimmten Zeiten, um für die Reinlichkeit der Zimmer und des Geräthes zu ſorgen. Der Philoſoph hatte alſo keinen Menſchen zur Hand, der ihm behülflich ſeyn konnte die Schöne zu beleben, — und alles wohl erwogen war es auch eine eigne Sache, ein Frauenzimmer, das, nach der Kleidung und Wäſche zu urtheilen, nichts Gemeines zu ſeyn ſchien, in dieſen Umſtänden der Sorgfalt und den indiſkreten Augen der Livree zu überlaſſen! Er fuhr alſo fort ſie zu reiben und mit Spiritus zu beſpritzen, und hatte auch endlich die Satiſfaktion, daß ſie athmete und ein paar große Himmelblaue Augen aufſchlug.

Der Philoſoph beklagte ihren Unfall mit ſo vieler Höflichkeit und dem ihm eignen einnehmenden Weſen, daß die Schöne, ſo beſchämt ſie war, in einer ſolchen Verfaſſung vor einem fremden Manne zu ſeyn, nicht umhin konnte ihn zu verſichern, ſie halte es bey dieſer widrigen Begebenheit für ein großes Glück, an einem ſo verbindlichen Kavalier ihren Retter gefunden zu haben. Sie erſuchte ihn erröthend, ihr ein Mädchen zu ſenden, die ihr aus den naſſen Kleiden hülfe, und er bedauerte, daß in ſeinem ganzen Hauſe kein weibliches Geſchöpf vorhanden ſey; indeſſen machte er ſelbſt ein großes Feuer in dem Kamine, und da es keine Damenwäſche in ſeiner Klauſe gab, ſo trug er einen Schlafrock und von ſeinem eignen Leinengeräthe das feinſte herbey, was er finden konnte, und bat ſeinen ſchönen Gaſt, ſich einsweilen damit zu behelfen. Darauf verließ er ſie, und rief und ſuchte ſo lange umher, bis er endlich einen von ſeinen Leuten fand, den er ins Dorf ſchickte, um die Tochter des Schulzen, ein feines Mädel, herzurufen, damit ſie der ſchönen Fremden aufwarten und zur Hand ſeyn möchte.

Er that alles dieſes mit unbeſchreiblicher Geſchäftigkeit, und mit einem Eifer, von dem er ſich keinen Grund anzugeben wußte; das fühlte er aber, daß nichts in der Welt ſey, was er nicht mit Freuden für ſie thun würde.

Als Anette, ſo hieß des Schulzens Tochter, ſich einfand, ſtellte er ſie der fremden Dame vor, die ſich inmittelſt der trocknen Wäſche bedienet hatte, und in ſeinen Schlafrock gehüllet einen allerliebſten Jüngling abgab. Er führte ſeinen Gaſt in ſein ſchönſtes Zimmer, wo ſie außer einem Koffer und einigem andern Geräthe, welches der Gärtner mit ſeinen Burſchen und den Schiffern aufgefiſchet hatte, einige Erfriſchungen fand. Uebrigens war der gute Mann in einer ihm ganz ungewöhnlichen Verwirrung und Unruhe. Bald heftete er ſprachlos ſeinen Blick auf die unbekannte Schöne, bald redete er, ohne zu wiſſen, was er ſagte, oder was er ſagen wollte. Endlich gedieh es mit ihm doch ſo weit, daß er ſie bat, etwas zu genieſſen; aber ſie dankte ihm, und bezeugte, ſie ſey von dem Schröcken und der Erkältung ſo erſchöpft, daß ein wenig Ruhe das Nothwendigſte ſey, deſſen ſie bedürfe. Die Art, mit welcher ſie ihm dieſen Wink gab ſie in Freyheit zu laſſen, war ſo ſittſam und ſo voll liebenswürdiger Verſchämtheit, daß er noch mehr für ſie eingenommen wurde. Er erſuchte ſie, in ſeinem Hauſe nach ihrer Willkühr zu ſchalten, wünſchte ihr eine gute Nacht, und verließ ſie, obgleich ihm nicht anders war, als hielt ihn eine unſichtbare Gewalt zurück.

Das Frauenzimmer brachte die Nacht auf einen ſo angſtvollen Abend im tiefſten Schlummer zu. Anders verhielt ſichs mit dem Präſidenten. Dieſer ſchloß kein Auge; er dachte dem Vorfalle nach; ſeine Einbildungskraft malte ihm die Schöne, wie ſie von den Wellen herbeygetragen wurde, wie ſie gleich einer ſchlafenden Grazie auf ſeinem Bette lag, wie ſie allmählich ſich erhohlte, wie der ſchöne Buſen, an den ſich der naſſe Flor geſchmieget hatte, ſich zu heben begann, wie ein langſamer Odemzug das wiederkehrende Leben verkündigte, wie das große blaue Auge ſich öffnete, wie mit dem aufwachenden Bewußtſeyn die liebenswürdige Röthe der jungfräulichen Schamhaftigkeit die bleiche Wange färbte! — und man muß ſeiner Phantaſie die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß dieſer ihr erſter Verſuch in der Malerey ein Meiſterſtück von Treue und Wärme war. — Nach und nach warf er einen Blick auf ſich ſelbſt, und auf die unbekannten Gefühle, die in ſeinem Herzen walteten. „Sollte das wohl Liebe ſeyn? — Liebe? — Hm! — Warum nicht gar! So ſchnell kann Liebe nicht kommen! Nein, dies bange Beben, dieſe lebendige Theilnehmung iſt Menſchenliebe, iſt Sorgfalt für ein Geſchöpf meinesgleichen, deſſen Leben in Gefahr war! weiter nichts." — So ſuchte er ſich über ſeine Gefühle zu täuſchen, ohne ſich gleichwohl beruhigen zu können. Indeſſen, wenn er ſichs auch hätte eingeſtehen müſſen, daß die Liebe ſich ſeines Herzens bemeiſtert habe: ſo würde er ſichs dennoch abgeleugnet haben, ſo beſchämend dünkte ihm eine ſo plötzliche Umſchmelzung ſeiner ganzen Denkart.

In ſolchen unruhigen Betrachtungen traf ihn die aufgehende Sonne. Gewohnt an jedem Tage den erſten Strahl dieſes ſchönen Geſtirns zu begrüſſen, verließ er ſein Bette. Er ließ ſich prächtiger ankleiden als er ſonſt pflegte, und kaum war ſeine Toilette gemacht, ſo mußte ſein Kammerdiener ſich nach der Fremden erkundigen. Er hörte, daß ſie bereits munter ſey und ſich vollkommen erholet habe. Dieſe Nachricht entzückte ihn; er ließ ſich bey ihr melden, und wurde angenommen. Mit einem Herzklopfen, welches ihm ſein künftiges Schickſal zu weiſſagen ſchien, trat er in ihr Zimmer, und fand ſie unendlich ſchöner als geſtern; ſein Herz klopfte heftiger; ſein Odem ſtockte: er begann ein Kompliment, und ſtammelte, und verwickelte ſich ſo, daß die Dame unbegreiflich unerfahren hätte ſeyn müſſen, wenn ſie die Allmacht ihrer Reize über ſein Herz nicht wahrgenommen hätte.

Sie that als merkte ſie nichts, und empfing ihn mit den verbindlichſten Dankſagungen, die ihm Zeit gaben ſich zu faſſen, und eine ordentliche Unterredung zu beginnen. Das Mädchen hatte Verſtand und Witz, jedes Wort drang von ihren Lippen in ſeine Seele; die lebhaften Wendungen, die ſie ihren Gedanken gab, das feine Gefühl, welches ſie äußerte, die gründlichen Bemerkungen, die ihr zu entwiſchen ſchienen, das Geſchliffene ihres Ausdrucks, alles das verſtärkte den Eindruck, den ſie auf ihn gemacht hatte. Ihr leichter Morgenanzug war geſchmackvoll und elegant ohne Pracht, ihr lichtbraunes Haar floß in großen wallenden Locken über einen Nacken von Elfenbein; ihr ſchönes Auge war durch den ſüßen Schlaf ſo neu beſeelt, die Roſen auf ihren Wangen ſo erfriſcht, und der melodiſche

Ton ihrer Stimme drang ſo unmittelbar ans Herz, daß es unmöglich war, ſich ein holderes, ſüßeres Geſchöpf zu denken. Setzet noch hinzu, was in der That keine Kleinigkeit iſt, daß in der Wärme des Geſprächs zuweilen die Oeffnung des Halstuchs ſich auf einen Augenblick vergrößerte, ein kleiner Fuß ſichtbar wurde, ein Arm, den die Liebesgötter gedrechſelt zu haben ſchienen, das ſeinige that; und dann, daß unſer Mann alles dieſes dem Grabe entriſſen hatte: ſo werdet Ihr geſtehen, daß ſeine Philoſophie hier einen verzweifelten Stand haben mußte! Er war wie an ihre Gegenwart gefeſſelt, und obgleich er ſelbſt es fühlte, daß er ſeinen Beſuch über den Wohlſtand hinaus verlängerte: ſo konnte er ſich dennoch nicht zum Weggehen entſchließen, ſo daß die Mittagstafel gedecket war, ohne daß er ihr Freyheit gelaſſen hätte, ſich völlig anzukleiden. Immer fand er Mittel, ſie von einer erſchöpften Materie auf eine neue zu bringen, und ſie in Erzählungen zu verwickeln, in die ſie vielleicht ſich gern verwickeln ließ: denn ein nur einigermaſſen hellſehender Beobachter würde ohne Zweifel wahrgenommen haben, daß der ſchönen Unbekannten ihr Wirth ſo liebenswürdig ſchien, als dieſem ſein Gaſt.

Sie hatte ihn gebeten, ihr ein Fuhrwerk zu verſchaffen, welches ſie in die Hauptſtadt der Provinz bringen könne, wohin ſie in dringenden Angelegenheiten müſſe: denn zum Glücke ſey ihr Koffer nicht nur gerettet, ſondern auch vom Waſſer faſt gar nicht durchdrungen. Sie würde, ſagte ſie, ſehr unglücklich geweſen ſeyn, wenn er mit einigen wichtigen Papieren verloren gegangen wäre, die ſie ihrer Mutter zur Entſcheidung eines Proceſſes, von dem ihre ganze Wohlfahrt abhange, überbringen müſſe. — Der Präſident faßte ſich geſchwind. Er bedauerte, ſeine Equipage einem Freund geliehen zu haben, der ſie ihm erſt nach etlichen Tagen wiederſenden werde. Hier, auf ſeinem Gute, ſey das Fuhrwerk überhaupt rar, und die Zeit des Pflügens mache den Bauern ihre Pferde unentbehrlich. Er wolle gern alles mögliche thun; gleichwohl zweifle er, ſie eher wegſchaffen zu können, bis ſeine eignen Pferde wiedergekommen ſeyn würden. Er beſchloß mit den dringendſten Bitten, daß ſie es ſich bis dahin in ſeinem Hauſe möchte gefallen laſſen. — Das ſchöne Mädchen ſchien über dieſe Nachricht ſehr betroffen. Dieſe Verzögerung, ſprach ſie, würde ihrer Mutter viel Unruhe machen, und könne ihrer Sache nachtheilig ſeyn. Ihr geſtriges Unglück habe ihr eine ſolche Furcht vor dem Waſſer beygebracht, daß ſie es vielleicht nie wieder wagen würde, den Fuß in ein Schiff zu ſetzen, ſo ſehr ſie auch bisher die Waſſerfahrten geliebet habe. Er würde ſie daher aufs Aeußerſte verbinden, wenn er ihr erlaube, einen von ſeinen Leuten zu ihrer

Mutter zu ſenden, damit ſie von dort her einen Wagen und einen ſichern Begleiter bekäme. — Der Präſident ließ ſogleich einen Bedienten rufen, dem er in ihrer Gegenwart befahl, die Aufträge, welche ſie ihm geben würde, aufs genaueſte zu vollziehen, dem er aber insgeheim gebot, keinen Fuß aus der Stelle zu ſetzen, und ſich bis auf weitere Ordre verborgen zu halten. Handelte er aber in dieſem Punkte nicht gar zu redlich, ſo wendete er hingegen alles mögliche an, ihr den Aufenthalt auf ſeinem Gute angenehm zu machen, und ſie vor der kleinſten Anwandlung von Langerweile zu bewahren. Nie wurden Küchenzettel mit ſchärferer Kritik elaboriret, nie ſorgſamer dem Hausherrn präſentiret, nie von demſelben reiflicher ponderiret, nie gewiſſenhafter exekutiret! Nie war ein Philoſoph von der miſogyniſchen Zunft in ſeinem Anzuge, an ſeiner Tafel, in ſeiner Unterhaltung, in ſeiner Bibliothek, in ſeinem Gemäldekabinet, auf ſeinen Spaziergängen, bey allerliebſten ländlichen Feſten, kurz: in allem ſeinen Thun und Laſſen ſo galant, ſo — unſteif, ſo allerliebſt, als unſer Mann in dieſen Tagen! Alles an ihm verkündigte ſichtbarlich den Liebhaber, ehe er ſich ſelber noch geſtand, daß er liebe: denn, wenn er ſich ſelber fragte, ſo wußte er für alles das, und für ſeine unermüdliche Aufmerkſamkeit, ganz andere Namen.

Indeſſen trieb ihn dieſe, von ihrem erſten Keime an heftige Leidenſchaft, ſich nach den Veranlaſſungen zu erkundigen, durch die ein ſo liebenswürdiges Mädchen beynahe das Leben eingebüßet hatte? Er fragte, von welchem Orte ſie abgereiſet ſey, und warum ſie ſich ſo unvorſichtigen Schiffern anvertrauet habe? — Sie gab ihm über alles die hinreichendſte Auskunft. Ihre Mutter habe gewiſſer Dokumente bedurft, die ſie perſönlich von einem Verwandten habe abholen müſſen, weil es ſehr bedenklich ſeyn würde, ſie einer dritten Hand zu vertrauen. Auf ihrer Reiſe nach dem Gute des gedachten Freundes habe ſie verſchiedene unangenehme Vorfälle gehabt, und überdem ſey ihr Kammermädchen unterwegs krank geworden. Weil nun ihr Verwandter ebenfalls am zurückgetretnen Podagra liege, und gerade dieſer Schiffer, der aus ihrem Wohnorte, und ihr ſehr bekannt ſey, dort vorbey gefahren, ſo habe ſie ſich ein wenig zu raſch entſchloſſen, die Reiſe nach der Hauptſtadt zu Waſſer zu machen, und das kranke Mädchen zurück zu laſſen. Sie nannte ihm zugleich ihren Namen, und erzählte, was landkundig war, daß ihr verſtorbner Vater aus einem angeſehenen Hauſe ſtamme, daß aber ſeine Vorfahren ihr Vermögen in Hofdienſten zugeſetzt, und nichts als Schulden hinterlaſſen hätten, weswegen ſie nicht mit allen dem Anſtande in der Welt erſcheinen könne, den ihre

Geburt erfodre. Von dem Proceſſe, der jetzt zum Spruche ſtehe, hange das ganze Wohl ihrer Mutter, und auch in ſofern das ihrige ab, daß ſie dadurch in Stand geſetzt werden könne, in ein Kloſter zu gehen.

Dieſer Bericht nahm den Präſidenten vollends ein. Er kannte die Familie dem Namen nach; und den podagriſchen Murrkopf von Verwandten ſogar von Anſehen. Er wußte, daß ein ſolcher Proceß anhängig ſey, und bedauerte faſt, daß er ſeine Stelle verkauft habe, weil es ihm ſonſt möglicher geweſen ſeyn würde, dieſer Familie zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das ſchöne Mädchen ſah' aus allen Umſtänden, daß der Präſident würklich Feuer gefangen habe. Sie war ein Schlaukopf, und nahm ſich vor, die Sache ſo weit zu treiben als ſie gehen könne, denn der Präſident war der ſchönſte Mann von der Welt. Die Unterredungen wurden häufiger, länger, und lebhafter; die Augen des Liebhabers wurden beredter und ausdruckvoller; ſeine Aufmerkſamkeit, die ſich bis auf die geringſten Kleinigkeiten erſtreckte, und weit über die Sorgfalt hinaus ging, die man, ſelbſt bey vieler Höflichkeit, gewöhnlich einem Gaſte erzeiget, dieſe Aufmerkſamkeit war ein deutlicher Kommentar der Augenſprache; und ein zärtliches Billetchen, dem bald mehrere folgten, ſprach verſtändlicher als alles. Das war ihr aber nicht genug;

nug: noch fehlte eine mündliche Erklärung in beſter Form, und unſer Kläusner erklärte ſich, aber mit Feuer! aber als ein Liebhaber, der ſeinen Kopf darauf geſetzt hat, ewig zu lieben! Die Schöne, welche keine Kunſt geſparet hatte, ihn bis dahin zu führen, erröthete, ſchlug die Augen nieder, zitterte, ſtammelte, ſchien endlich alle Kraft zuſammen zu raffen, und bat ihn, das Herz einer Unglücklichen, die im Begriff ſey ſich dem Altare zu widmen, nicht zu dem Wahne zu verleiten, daß es in der Welt, der es entſagen müſſe, und der es ſo gern mit Freudigkeit entſagen möchte, Etwas zu regrettiren habe! Ihre Gefahr im Waſſer ſey minder groß geweſen, als die jetzige. Sie ſey der Verſtellung nicht gewohnt, und wäre ſie es, ſo würde ſie ſich ewig ſchämen, vor dem großmüthigen Manne, dem ſie das Leben verdanke, den kleinſten Gedanken ihrer Seele zu verſtecken; alſo leugne ſie nicht, daß Verdienſte, wie die ſeinigen, ihr die gleichmüthige Ruhe, mit der ſie wenig Tage vorher ins Kloſter gegangen ſeyn würde, bey einem längern Aufenthalte ſehr verkümmern könnten. Sie bitte ihn um die Erlaubniß, die kurze Zeit bis zur Ankunft des Wagens, der ſie auf ewig von einander entfernen würde, in ihrem Zimmer zubringen zu dürfen: denn das Unglück, welches von der Wiege an ſich an ihre Schritte hefte....

Er ließ ſie nicht ausreden; er umarmte ihre Knie, und beſchwur ſie von keiner Trennung, nicht einmal auf Augenblicke, zu reden. Er bat ſie mit aller Inbrunſt der glühendſten Liebe, ihn für ſein ganzes Leben zu beglücken, ſeine Hand anzunehmen, und ſein Vermögen mit ihm zu theilen. Zwar ſey er nicht ſehr reich, ſo lange ihm Gott ſeinen Vater erhalten würde; aber er beſitze genug, um in ſeiner Wahl einzig der Stimme ſeines Herzens folgen zu dürfen, u. ſ. w. Endlich beſchloß er mit der dringenden Bitte, ihm am folgenden Morgen ihre Hand zu geben.

Die Schöne ſperrte ſich gewaltig wider dieſen Antrag, und machte viel Schwierigkeiten; allmählich wich ſie ſeiner dringenden Beredtſamkeit, und endlich wurde ſie dergeſtalt in die Enge getrieben, daß ſie nur noch acht Tage verlangte, um mit ihrer Mutter die Sache überlegen zu können. Der Neubethörte ließ ſich auf keinen Aufſchub ein; er bat, er flehete, er netzte ihre Hände mit ſeinen Thränen, er umarmte ihre Knie, kurz, er ſtand ſo auf ſeinen fünf Augen, daß das Mädchen nachgeben mußte. Sie that dieſes äußerlich mit dem größten Widerſtreben, innerlich aber mit der unausſprechlichſten Freude. — „Potz Herrich! ſprach Anette, die alles das gehört und geſehen hatte, zu ſich ſelbſt, was die vornehmen Leute nicht für artliche Speranzen und Kumpriolen machen, ehe ſich das eins wird!“

Der Präſident machte große Anſtalten zum morgenden Hochzeitfeſte: er ließ Ochſen und Maſtvieh ſchlachten, die dem Volke preisgegeben werden ſollten, er ließ Kälber und Schöpſe und Schweine abſtechen, im Hühnerhofe wurde ein entſetzliches Blutbad angerichtet, der Keller wurde aufgethan, und große Weinfäſſer auf den Schloßplatz gebracht; alles im Hauſe lief unter einander, alles tummelte ſich, die ganze Küche war Feuerheerd, und der Koch hatte zehn kluge Frauen aus dem Dorfe zu Hülfe geholt. Der Morgen kam; die ganze Gemeine jung und alt in Sonntagskleidern verſammelte ſich vor dem Schloſſe, und folgte dem Brautpaar in die Kirche. Zwölf junge Mädchen, ſo ſchön ſie im Dorfe zu finden waren, gekleidet in die Farbe der Unſchuld, und mit Myrthen und jungen Roſen gekränzt, empfingen ſie am Kirchhofe, und ſtreueten Blumen vor ihnen her bis zum Altare, wo der Pfarrer ihnen den Segen ertheilte, und ihre Hände vor allem Volke vereinigte, worauf er ſich dem jubelnden Zuge anſchloß, um an der Freude und an den Schmäuſen dieſes frohen Tages ſein beſchieden Theil zu nehmen.

Die Einrichtung war ſo getroffen, daß man gegen Mittag aus der Kirche kam. Die Gemeine lagerte ſich auf dem Hofe um lange Tafeln. Die Geiger und Pfeifer fiedelten und blieſen wacker zum Schmauſe, und nach dem Schmauſe zum Tanze.

der bis an den ſpäten Abend dauerte. Alles lebte herrlich und in Freuden! Und wie könnte eine Dorfſchaft anders als ſich freuen, wenn ihr Junker ſich vermählt? Sie wird ja, wie ein Weiſer ſagt, dadurch von der Sorge erlöſet, daß es ihr künftig an Herren fehlen möchte.

Während unſer Präſident nur eben noch mit der Naſe über die Fluthen des Wonnemeers, in welchem er ſchwam, emporragte, und die höchſte Seligkeit, die ſich auf Erden denken läßt, mit langen geizigen Zügen trank, hatte ſein Vater, der mit vergeblicher Ungeduld auf Nachrichten aus dem Hauſe ſeines Sohnes wartete, verzweifelt lange Weile. „Ich muß doch lieber ſelbſt ſehen, wie es ſteht!“ ſagte er, und ließ ſechs raſche Hengſte vorſpannen. Zween Tage nach der Hochzeit langte er auf dem Landſitze des Präſidenten an, und wurde mit einer Heiterkeit empfangen, wie er ſie nie an ſeinem Sohne gefunden hatte. Das war dem Alten behaglich. — „Ich finde Dich ſehr munter, mein Sohn!“ — „Ein Wunderwerk der Liebe, mein beſter Vater!“ — „Brav! brav! rief der Greis, und drückte ihn mit Freudenthränen an ſeine Bruſt: Ich bin zufrieden, mein Sohn! Denn, wenn Ein Frauenzimmer Dir Liebe einflößen konnte, ſo werden es mehrere können!“ — Der Sohn betheuerte, das ſey unmöglich; ſein Herz ſey auf ewig verpfändet. — „Schnack! rief der frohe Vater:

ter: Ich verzweifle an keinem Dinge mehr, nun ich Dich verliebt ſehe! Wir werden Enkel erleben!"

„Wills Gott werden wir!"

„Du wirſt mir die Freude machen und heyrathen, mein lieber Sohn!"

„Ich habe ſie Ihnen gemacht; ich bin ſeit vorgeſtern vermählt, lieber Vater! Verzeihen Sie der erſten Trunkenheit der Liebe, daß Sie es noch nicht wiſſen! Morgen mit dem Tage wollte ich zu Ihnen eilen, Sie überraſchen, Ihnen das theure Weib, von nun an Ihre Tochter, zuführen, und ....."

„Wie? rief der Vater mit bebender Stimme, Du haſt die Perſon geheyrathet, die Du aus dem Waſſer retteteſt?" —

„Ich bin ſo glücklich! Sie iſt mein! Gott ſandte ſie mir, um mich von jener Widerſetzlichkeit gegen die Lieblingswünſche des beſten Vaters zurückzubringen. O, gewiß war jenes Widerſtreben ſelbſt ein Werk des Himmels, der mich für dieſes herrliche Weib aufbewahren wollte!"

Der Vater ſtand wie von einem Wetterſtrahle durchdrungen. Der Präſident hielt dies Verſtummen, dies Erblaſſen, dies ſtarre Auge für Würkungen der zu plötzlichen Freude, und bereuete ſchon, daß er ihm die Nachricht von ſeinem Glücke nicht behutſamer beygebracht habe. Er blieb aber nicht lange in dieſem Irrthume; der Greis ſchlug die

Hände zuſammen, und rief mit dem Ausdrucke des bitterſten Schmerzes: „Was haſt Du angefangen! Gott, mein Sohn, mein lieber Sohn, was haſt Du angefangen!“ — „Ich habe Ihre ſehnlichen Wünſche erfüllet!“ ſprach der junge Ehemann. „Meine Wünſche? unterbrach ihn der Vater mit einer Wuth, die ſich der Präſident nicht zu erklären wußte: Unglücklicher! ſprich vielmehr, Du haſt alles gethan, was ich von dem ungerathenſten Sohne befürchten konnte! Du habeſt Dich mit unauslöſchlicher Schmach bedeckt! Du habeſt Dich zum allgemeinen Scheuſal gemacht! — Doch, fuhr er mit milderer Stimme fort, ich vergebe Dir, weil Du nicht wußteſt, was Du thateſt; aber Du mußt Deine Frau verlaſſen, fliehen, nie wieder vor Deine Augen kommen laſſen.“

„Gütiger Gott! rief der Sohn, ſollt ich meine Schweſter geheyrathet haben? Reden Sie, mein Vater! Iſt dieſes Frauenzimmer, ohne daß ich es weiß, Ihre Tochter? Das wäre der einzige Fall, der mirs möglich machte eine Frau zu verlaſſen, der ich ſo öffentlich vor Gott und der Gemeine die Hand gab.“

„Sie iſt nicht Deine Schweſter; aber dennoch kann euere Ehe nicht beſtehen. Sie muß getrennet werden, mein Sohn! ſie muß!“

„Nimmer! Nimmer! — Kommen Sie, mein Vater! Sehen Sie das liebe holde Geſchöpf....“

„Lieſ

„Lieb und hold? — Ih nu', davon kann Dir mancher wackre Mann Zeugniß geben, der die Liebe Holde für ſeine zwölf Louisd'or die Nacht — Das war ihr Preis, mein Sohn! Verſtehſt Du mich?“

Er erzählte ihm hierauf umſtändlich, daß die Holde nichts weiter ſey, als was man in Frankreich eine Femme du monde nennet, das heißt: ein vornehmes Freudenmädchen, oder vielmehr ein Freudenmädchen für Vornehme und Reiche, welches er für eine ziemliche Summe gedungen habe, ihre angewieſene Role zu ſpielen. Das angebliche Unglück ſey mit ihr und den erkauften Schiffern verabredet; man habe nicht gezweifelt, daß er auf das Geſchrey den Nothleidenden zu Hülfe eilen, — oder doch, wenn er etwa wider ſeine Gewohnheit dieſen Abend nicht im Garten zubrächte, dem Mädchen, welches dann ſchon ohne ihn ins Trockne kommen werde, eine Zuflucht und ſeinen Beyſtand nicht verſagen würde. „Ich rechnete, fuhr der Vater fort, auf die Reize, den Geiſt, und das bezaubernde Weſen dieſer außerordentlich ſchönen Perſon. Ihre Schönheit ſollte Dich frappiren. Eine gut exekutirte Ohnmacht ſollte Dich um ihr Leben beſorgt machen; eine anhaltende Unpäßlichkeit als Folge des Unglücks ſollte ihr allenfalls zum Vorwande eines längeren Aufenthalts dienen. Man intereßiret ſich unfehlbar für Unbekannte, denen man große Dienſte geleiſtet hat; von dieſem Intereſſe zu ſanfteren Gefühlen Dich zu leiten, und allmählich Deinen Widerwillen gegen das ſchöne Geſchlecht zu vermindern, das wars, was ich von ihrer Geſchicklichkeit erwartete. Ich hoffte, wenn Deine Unempfindlichkeit nur Einmal überwältigt wäre, ſo würdeſt Du auch von einer honetteren Perſon gerührt werden können, und dann hätte ich die erſte Gelegenheit benutzt, Dich mit einem würdigen Mädchen zu verbinden. Dieſe Erwartung gebe ich auch noch nicht auf, vielmehr glaube ich mich nun erſt völlig dazu berechtigt; denn eine Ehe mit einem öffentlichen Freudenmädchen ſagt ſo viel als nichts, und Du ſelbſt als Rechtsgelehrter wirſt wiſſen, daß Du befugt biſt auf die Scheidung zu klagen, und daß Du den Proceß ſchlechterdings gewinnen mußt."

„Ach! rief der Präſident mit dem Tone des innigſten Schmerzens: in ihren Augen las ich nicht was ſie war; ſie ſchienen mir ſanft und unſchuldig! Alles, was ich an ihrer ganzen Perſon wahrnahm, iſt ſchön und liebenswürdig. Ich habe Vorzüge des Geiſtes bey ihr gefunden, die wohl ein kälteres Herz als das meinige hätten feſſeln können."

„Alles das, fiel ihm der Vater ins Wort, alles das, liebſter Sohn, kann Dich vor vernünftigen Leuten entſchuldigen, aber es iſt kein Rechtsgrund, der die Trennung Deiner Ehe verhinderte. Und jetzt, da Du Deinen Irrthum einſieheſt, wird die Vernunft . . . . ."

„Die Vernunft! rief der Sohn: Hab' ichs Ihnen nicht tauſend und aber tauſendmal geſagt, während Sie mir vom Morgen bis in die Nacht Liebe und Ehe predigten, daß Vernunft und Liebe ſich nicht vertrügen? — Damals wünſchten Sie, mich etwas weniger vernünftig zu finden, und jetzt verlangen Sie, daß ich bey der heftigſten Leidenſchaft ſo viel Vernunft brauchen ſoll, als der kälteſte Menſch nur haben könnte! — “

„Man muß Vernunft brauchen, verſetzte der Vater, ſobald die Ehre ſpricht . . . . “

„Die Ehre! — O, die Ehre will, daß man ſein bloßes Wort erfülle, um ſo mehr Verbindundungen, die man vor dem Altare, unter dem Siegel des Staates und der Religion, und vor den Augen des Volks geſchloſſen hat! Ich habe ihr Treue geſchworen; ſie iſt mein Weib, das Weib meines Herzens, meiner Liebe! Ich bete ſie an, und ich ſollte mich von ihr trennen? War ihr voriger Wandel nicht rein, ſo wird ihr künftiges Leben das auslöſchen. Sie hat gefehlt; gut! ſie wird ſich künftig deſto aufrichtiger vor Fehltritten hüten. Nicht was wir waren, was wir ſind, entſcheidet über unſern Werth.“

„Das ſpricht mein Sohn? — (Mit verbißner Wuth:) Die Ehre gebeut, daß man unwürdigen Leidenſchaften entſage; daß man die Macht der Geſetze wider Verpflichtungen um Hülfe anru:

anrufe, zu denen man durch ſchändliche Perſonen verleitet iſt! — (Sanfter:) Und wenn ich auch ſchwiege, ſo denk an das Blut, das in Deinen Adern fließt! Denk an das Geſchlecht, mein Sohn, deſſen Erhaltung auf Dir beruhet! Was für einen Zweig pfropfeſt Du in den edlen Stamm, der durch ſo viele Jahrhunderte ſich tadellos erhielt! Nein, er muß abgeriſſen werden! er muß! Ich will glauben, daß Dein Herz bluten wird, denn ich kenne die Gewalt der erſten Liebe: aber dieſe Wunde wird heilen, die Schande hingegen würde unauslöſchlich ſeyn. Deine Kinder würden das Andenken ihres Vaters verfluchen, indem ſie ſich durch eine ſchimpfliche Exiſtenz ſchleppten; denn was werden ſie ſeyn, dieſe Kinder, die . . . .“

„Menſchen! Menſchen werden ſie ſeyn, und weiſe, würdige Menſchen, wenn anders Erziehung etwas vermag. Abkömmlinge Adams und Noahs werden ſie ſeyn, und wiſſen, daß alle Menſchen gleich ſind.“

„Wahnſinniger! — — Hör mein letztes Wort: entweder entſagſt Du dieſer Verbindung, oder ich enterbe Dich!“

„Ich begreife nicht, worüber Sie ſich beſchweren können! War ichs, der dieſe Perſon aufſuchte? — Belehren Sie ſelbſt mich nicht, daß Sie es ſind, der ſie in meine Einöde ſandte, der ſie unterrichtete, der ihr jegliches Wort, womit ſie ſich bey mir geltend machen ſollte, in den Mund legte, der ihr den Plan vorzeichnete, den ſie nur um eine Kleinigkeit weiter ausgeführt hat als Sie es wünſcheen? — denn der Segen des Prieſters macht weiter keinen Unterſchied, als daß er unſerer Liebe Geſetzmäßigkeit giebt; auch ohne ihn würde ich ſie lieben, ſie ewig, ewig, und nie eine andre lieben! Als ich die erſten Keime dieſer Leidenſchaft in meiner Bruſt empfand, da dachte ich an Sie, mein Vater! Ich ſchilderte mir die Freude mit der Sie vernehmen würden, daß meine Gleichgültigkeit verſchwunden ſey! Das glühende Verlangen Ihre Wünſche zu erfüllen, der kindliche Gehorſam miſchte ſich ins Spiel. Bisher war mirs unmöglich geweſen mich nach dieſen Wünſchen zu bequemen; meine ganze Denkart, mein ganzes Weſen empörte ſich dawider. Jetzt fühlte ich die erſten Regungen der Liebe; mit einiger Anſtrengung würde ich ſie überwältigt haben, aber mein Vater ſchwebte mir vor! es war mir Gewiſſensſache, dieſem aufkeimenden Gefühle nicht entgegen zu arbeiten, ſeiner vielmehr zu pflegen, und mich meiner Sinnesändrung zu freuen. Ueberdas, als ich die Art, wie dieſe Perſon zu mir gekommen war, ernſtlich in Erwägung zog, glaubte ich die Fügung einer höheren Hand zu erkennen. Wie? dieſe liebenswürdige Frau, die bey dem heiterſten Wetter, bey dem ruhigſten Strome, bey der Führung erfahrner Schiffer in Gefahr kömmt, die ich aus den Fluthen rette, die ich zum Leben wecke, für die ich zum erſtenmal etwas empfinde, ſollte nicht für mich beſtimmet, ſollte mir nicht vom Himmel zugeführet ſeyn? Hier, wo ſelbſt mein Herz mich treibt meinem Vater zu willfahren, ſollte Widerſtreben kein Verbrechen wider göttliche und menſchliche Geſetze ſeyn? — So dachte ich, mein Vater! und ſo würden Sie, und jeder Mann von Ehre und Rechtſchaffenheit an meiner Stelle gedacht haben. Ich glaubte, jeder Verzug den Wünſchen eines Vaters nachzuleben, jetzt, da ich ſie befriedigen konnte, ſey ſtrafbar; ich eilte, mich mit dem entzückenden Geſchöpfe zu verbinden; ſie iſt mein; ich bin unausſprechlich glücklich im Beſitze dieſes ſanften, liebreichen Weſens; dieſer Beſitz iſt Ihr Werk: ich kann meinem Daſeyn entſagen, aber nicht Louiſen! Jeder Verſuch dieſes ſüße Band zu trennen, wäre Ungerechtigkeit, wäre Verbrechen! Was ſie war geht mich nichts an; jetzt iſt ſie ein Engel, den Gott geſandt hat mich zu beglücken! mich mit der höchſten Seligkeit zu überſchütten! So lange ſie, ſeit dem Augenblicke, wo ſie die Meinige wurde, auf dem Pfade der Ehre und Tugend wandeln wird, habe ich kein Recht zu einiger Klage. Bin ich hintergangen, ſo iſts nicht in Hinſicht auf ihren gegenwärtigen, ſondern auf ihren vormaligen Werth. Nun lehrt mich aber die geſunde Philoſophie, daß ein Ding nicht das ſey, was es war, ſondern das, was es iſt; und die Religion lehret mich, daß das gegenwärtige Leben die Verſchuldungen des vorhergegangenen auslöſcht.“ —

Er hätte noch lange fortgeredet, aber der Vater, dem alles dieſes Nichts geſagt hieß, unterbrach ihn, und drang bald heftig, bald glimpflich in ihn, ſeine Einſtimmung zu einer Klage auf die Scheidung zu geben. Der Sohn rechnete ſich das als katholiſcher Chriſt, dem die Ehe kein bürgerlicher Kontrakt, ſondern ein heiliges Sakrament iſt, zur ſchweren Gewiſſensſache; als Philoſoph, den keine Vorurtheile täuſchen ſollen, zur lächerlichſten und unverzeihlichſten Schwachheit; und als rechtſchaffner Mann, dem jeder freywillig eingegangene bürgerliche Kontrakt ehrwürdig iſt, zur Schande. Der Liebhaber unterſtützte den Chriſten, den Philoſophen und den ehrlichen Mann. Habe ich, ſagte er, mich mit Louiſen vermählt, oder mit ihren Ahnen? oder mit den Fehlern ihrer Jugend, in die ſie nicht wieder fallen wird? Habe ich nur mit Einem Worte nach ihrem vorigen Wandel gefragt? Hat nicht mein Vater ihr alle die Unwahrheiten, die ſie mir ſagte, in den Mund gelegt? — Wäre Sie mir auf meine erſte Frage mit dem offnen Bekenntniſſe aller ihrer Schwachheiten entgegen gekommen: ſo — hätte ich ſie freylich nicht geheyrathet, aber ich hätte ſie nicht minder geliebt, denn dieſe Liebe war ſchon ſo glühend wie jetzt in meinem Herzen. Dieſe Liebe hätte mich unfehlbar zu Laſtern fortgeriſſen, die ich von jeher verabſcheuete; ich hätte das himmliſche Mädchen in dem Abgrunde erhalten, dem ſie jetzt ſich glücklich entwunden hat; und wer kann ſagen, wie tief ich ſelbſt hinabgeſunken ſeyn würde? denn nur der erſte Schritt hat ſeine Schwierigkeit; die andern folgen ungezwungen. — Es iſt immer beſſer wie es jetzt iſt; ich habe das Verdienſt aus einem bewundernswürdigen Frauenzimmer, das gewiß nicht zum Laſter geſchaffen war, ein edles Weib gemacht zu haben; mein Gewiſſen iſt befriedigt. — O! ein Brandmaal, eine unvergängliche Narbe im Gewiſſen, welches jeder in ſeinem Buſen fühlt, ſagt etwas mehr als eine Lücke im Stammbaum, von dem der Philoſoph nichts weiß! —

Als ſein Vater ihn ſchlechterdings unerſchütterlich fand, verließ er ihn voll Wuth, und eilte nach der Stadt. Das Erſte, was er that, war, ein halbes Dutzend der berühmteſten Parlamentsadvokaten zuſammen zu rufen, und ihnen die Sache vorzulegen. Die Herren konſultirten gar fleißig, und waren, wie man leicht erachtet, einſtimmig der Meynung, daß der Vater zur rechtlichen Klage befugt ſey, und daß die Ehe des Sohnes allerdings quoad vinculum diſſolviret werden müſſe, weil ſie aus mehreren Rechtsgründen null und nichtig ſey. — Der Sohn konſulirte keinen Anwald, ſondern urtheilte nach ſeiner eignen Einſicht, daß ſeine Ehe rechtsbeſtändig ſey und bleiben müſſe, trotz allen Parlamentsadvokaten in Frankreich, wenn er mit dem Vater keine gemeinſchaftliche Sache mache! denn hier war nicht die Rede von einem verführten Jünglinge, der noch unter väterlicher Gewalt ſtand, ſondern von einem reifen Manne, der dem Vaterlande über zehn Jahre in einer reſpektablen Stelle mit Ruhm und Ehre gedienet hatte, der Rechts und Links unterſcheiden konnte, und mit ſeiner Frau zufrieden war. Als Ancien Préſident kannte er die Geſetze und den Rechtsgang beſſer als der Papa, und war wegen des Erfolgs ohne ſonderlichen Kummer. Weil er aber ſehr gut wußte, daß ein Rechtshandel, bey dem die Richter und Advokaten ſamt ihrem Appendix ihr Schäfchen ſcheren können, und wenn er ſo klar wäre als zweymal zwey vier macht, oftmals erſtaunlich viel Zeit bis zur Entſcheidung erfodert: ſo ſah er wohl vorher, daß die Sache ſehr weitſchichtig werden müſſe, weil ſein Vater ſehr reich, und er ſelbſt ſehr bemittelt war. Um allem Uebel, welches aus proviſoriſchem Verfahren entſtehen konnte, vorzubeugen, glaubte er demnach, es müſſe ſeine erſte Sorge ſeyn, ſeine Frau in Sicherheit zu bringen.

Sobald der alte Herr ihn verlaſſen hatte, eilte der Präſident zu ſeiner Frau, die von ſeinem gehabten Beſuche nichts wußte. Sie flog ihm mit offnen Armen entgegen; nie, dünkte ihn, ſah er ſie ſo ſchön! „Wiſſen Sie, wer jetzt bey mir war?“ — „Nein!... Aber ich fürchte..... Dieſe Unruhe in Ihrem Blicke.....“ — „Ich habe einen harten Stand gehabt, Madame! Mein Vater iſt entſchloſſen unſere Verbindung zu zerreiſſen..... Sie kennen ſeine Gründe, und ich kenne den Mann! Er iſt eiſern; er wird alles anwenden ſie geltend zu machen; er dringt mit aller Güte eines liebenden, mit allem Ernſte eines aufgebrachten Vaters in mich; er [illegible] er.....

Fühllos und ohne Lebenszeichen ſank das ſchöne Weib zu ſeinen Füßen hin. So gewiß ſie einen ſolchen Vorfall hatte erwarten können, ſo ſehr ſie geſtrebet hatte ſich darauf zu faſſen: ſo überwog er doch, nun er eintrat, ihre Kräfte. — Die Wahrheit zu ſagen, als der Präſident ſie hinſinken ſah, erinnerte er ſich jener angeblichen Ohnmacht, die, wie ſein Vater ſagte, nur ſeine Theilnehmung erwärmen, und allenfalls dienen ſollte, gewiſſe Attitüden auf eine Art hervorzubringen, die in ſolchen Umſtänden, wenigſtens von Seiten der Dame unſchuldig ſchienen. Er fühlte eine leichte Anwandlung von Verdacht, daß auch hier die Kunſt ihr Spiel treibe; aber als er einen Blick auf die todtenblaſſen Wangen warf, die vor wenig Sekunden wie Roſen blüheten, als er keine Spur von Puls, keine Bewegung des Herzens fühlte, ſtieß er ein Angſtgeſchrey aus, rief er, zerſprengte er die Klingel, und ſeine Leute fanden ihn in Verzweiflung. Die ernſtlichſten Mittel wollten nicht anſchlagen; ſein Kammerdiener, der ein Wundarzt war, öffnete ihr die Ader: es erfolgte kein Blut. Nach vielen Bemühungen ſchlug ſie zwar die Augen auf, aber nur um in eine noch tiefere Ohnmacht zu ſinken, und der Kammerdiener erklärte, daß er ihr Leben in Gefahr glaube. Der Praſident war außer ſich. Ein Arzt, der mit der größten Schnelligkeit aus einem benachbarten Städtchen herbeygeholet wurde, kam immer noch früh genug, um Stundenlang ſeine Kunſt vor ihrem Bette in Uebung zu ſetzen, denn erſt um Mitternacht ſtellete ſich das Bewußtſeyn wieder ein. Das erſte, was ſie wahrnahm, als ihr ſchönes Auge ſich öffnete, war ihr Gemahl, der ſie unterſtützte, um ſie in einer ſitzenden Stellung zu erhalten. „Ich ſehe mich in Ihren Armen, ſtammelte ſie: ich ſterbe vergnügt!“ — „Ja, Louiſe! rief er: ja, Du biſt in meinen Armen, und keine menſchliche Macht ſoll Dich mir entreißen!“

Dieſe wenigen Worte thaten mehr Würkung, als alle Weisheit der Fakultät. Sie winkte den Anweſenden ſich zu entfernen, und kaum waren ſie allein, ſo begann ſie ein rührendes Geſtändniß. Sie war aus einem guten Hauſe. Ein unwürdiger Verführer hatte ſich ihre Unerfahrenheit zu Nutze gemacht, und dann ſie verlaſſen. Von Reue zerriſſen, und von Scham gehindert ſich den beleidigten

Eltern in die Arme zu werfen, ſey ſie durch den eindringenden Mangel noch tiefer geſunken. Jeden Schritt von dem Pfade der Tugend habe ſie mit bittren Thränen bezeichnet! Ihr ernſtlicher Vorſatz ſey geweſen, den Pfad der Unordnung zu verlaſſen. Eine mäßige Summe, die ſie erſparet, und fünfhundert Louisd'or von ſeinem Vater hätten ihr dazu behülflich ſeyn ſollen. — So weit ging alles gut; jetzt erſtickte ein Thränenſtrom ihre Stimme. Sie ſtrengte ſich an aufzuſtehen, um ſich ihm zu Füßen zu werfen, aber kraftlos ſank ſie zurück. Der Präſident ergriff ihre Hände, und beſchwor ſie ſich zu beruhigen; ſein Vater habe ihm alles erzählt; er wiſſe das Uebrige. — „O nein! unterbrach ſie ihn, Sie wiſſen es nicht! Sie kennen den Umfang meiner Strafbarkeit nicht! Was andre zu ihrer Entſchuldigung anführen würden, das vermehrt in meinen Augen mein Unrecht! Daß ich Sie durch eine Erzählung täuſchte, die völlig wahr iſt, nur daß ich nicht die Perſon bin, die ich zu ſeyn vorgab, das werfe ich mir am wenigſten vor; es war die Vorſchrift Ihres Herrn Vaters, die ich befolgte. Aber mein Auftrag war ausgeführet, ſobald ich wahrnahm, daß ich einen lebhaften Eindruck auf Ihr Herz gemacht hatte. Jetzt hätte ich Sie verlaſſen müſſen; aber indem ich Sie zu rühren ſuchte, wurde ich ſelbſt gefeſſelt. Vielleicht war meine Seele der Ihrigen zuvorgekommen! Ich liebte! Ich

fühl

fühlte, daß ich Sie ewig lieben würde! Und, daß ich trotz dieſer Liebe, die Ihr Schutzgott hätte ſeyn müſſen, dennoch die Decke nicht von Ihren Augen riß, daß ich das Bündniß, von dem ich vorherſah, es könne nicht beſtehen, dennoch knüpfen ließ, — daß ich den Mann, den ich anbetete, dennoch nicht von dem Vorwurfe rettete, ſeine Hand einem entehrten Mädchen gegeben zu haben, das iſt mein größtes Verbrechen! Ich würde mich weniger verachten, wenn ich ohne Liebe der Sache den Lauf gelaſſen hätte, auf dem ſie mit ſolcher Entſchloſſenheit beſtanden; aber..... Doch was helfen hier Worte ohne Reue? denn ich würde heucheln, wenn ich ſagte, daß ich etwas bereue, wozu mich, ich fühle es, wenn es noch erſt zu thun wäre, die unüberwindlichſte Leidenſchaft fortreiſſen würde. — Lernen Sie mich ganz kennen! Nie war ich Verführerinn, und wenn Schwüre aus meinem Munde glaubwürdig ſind, ſo ſchwöre ich Ihnen den heiligſten Eid, ich war ſo weit von dem Gedanken entfernt, Sie zu Fehltritten verleiten zu wollen, daß ich Sie vielmehr verachtet und mich Ihnen entzogen haben würde, wenn ich an Ihnen nicht den edelſten Mann gefunden hätte! Sie zu beſitzen war allerdings mein unwiderſtehlicher Wunſch, aber ich wollte Sie ohne Laſter beſitzen; wärs nur auf eine Stunde geweſen, ſo hätte ichs mit jedem Tropfen meines Blutes — was ſage ich? mit dem unüberſehlichſten Unglücke aller meiner künftigen Tage erkauft. Drey Tage war ich glücklich! Wenig genug für ein ganzes Leben, aber mehr als ich hoffte; und genug, mir das Schickſal, das meiner wartet, ſo ſchröcklich es ſeyn mag, zu verſüßen. Geben Sie mich dem Unwillen des Grafen preis! er iſt Ihr Vater; er wird Ihnen, der nur irrte, der nicht fehlte, verzeihen! Vereinigen Sie ſich mit ihm wider mich! Von Ihrer Hand wird.... O! von dieſer theuren Hand, die ich ewig lieben werde, nehme ich alles ohne Murren an, was mir vom Grafen, deſſen Werkzeug ich war, — der weniger befugt iſt über mich zu klagen, unerträglich ſeyn würde.“

Ihre wenigen Kräfte waren ſichtlich erſchöpft. Der Präſident umarmte ſie, beſchwur ſie, ſich zu beruhigen, und betheuerte, daß ſie ihm lieber ſey als jemals, und daß nur der Tod ſie von ihm trennen könne. „Glauben Sie nicht, ſagte er, daß ich mit Eiden und Gelübden ſpiele! Mein Wort vor dem Altare iſt mir unverletzlich, und die Liebe, die Sie mir eingeflößet haben, kann nur im Grabe enden.“ — Er unterließ nichts, was er dienlich glaubte, ſie wegen ſeiner Geſinnungen außer Sorgen zu ſetzen, denn gerade, was ſie das ſchwerſte Theil ihres Verbrechens nannte, würde ihn vollends hingeriſſen haben, wenn ſeine Liebe noch einiges Zuſatzes fähig geweſen wäre. Er fühlte tief in ſeinem Herzen, daß dieſe Frau durchaus zu ſeiner

Exiſtenz nothwendig, und daß er gegen das ganze übrige Geſchlecht noch eben ſo gleichgültig ſey, oder vielmehr noch viel gleichgültiger, als vorher. Liebe, aber Liebe, wie ſie, nach Allem, was wenigſtens er beym ſchönen Geſchlechte bemerket hatte, nicht leicht in ein weibliches Herz kömmt, war das ein Verbrechen? O, vielmehr enthob ihn ihre Beichte dem nagenden Kummer, ob dieſes ſanftſcheinende, dem Anſehen nach nichts als Liebe athmende Geſchöpf auch würklich liebe, oder nur Zärtlichkeit heuchle? Mit dieſem ängſtlichen Zweifel hatte ihn die Nachricht von ihrem vormaligen Stande erfüllet; der Zweifel verſchwand; er war glücklich, und ſtärkte ſich in dem Entſchluſſe, ein Glück, das für ihn ſo ſehr wahres, ſo ſehr einziges Glück war, keinem Vorurtheile aufzuopfern. Iſt nicht, ſprach er bey ſich ſelbſt, mehr Freude im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen? Wie, und ich ſollte ein holdes, anmuthvolles Geſchöpf verſtoßen, weil es geſündigt hat und Buße thut? —— Nun ſie mein iſt, ſoll ſie mein bleiben.

Seine Liebkoſungen beruhigten ſie, denn ſeine Liebe war alles, was ihr am Herzen lag; gegen ihr künftiges Schickſal war ſie gleichgültig. Schon am folgenden Tage befand ſie ſich gut genug, Bewegung ertragen zu können, deren er ſie jetzt nicht überheben konnte. Er wußte, was Lettres de cachet für Dinger ſind, und daß ſeine Frau, wenn ſie ihm Einmal proviſorie entriſſen würde, gar leicht, ſelbſt wenn er den Proceß gewönne, für ihn völlig verloren ſeyn könne; es war nothwendig, ſie an einen ſichern Ort zu bringen. Da ſein Vater anderthalb Tage brauchte, um von ſeiner Einſiedley nach der Stadt zu kommen, ſo bedurfte es keiner übertriebnen Eil, und wenn er in der folgenden Nacht abreiſete, ſo behielt er auf alle Fälle immer noch einen großen Vorſprung. Er befahl ſeinem Kammerdiener, auf deſſen Treue er ſicher rechnen konnte, alle Vorkehrungen zu machen, und er ſelbſt wendete jeden Augenblick an, die Heiterkeit in der Seele ſeines Weibes wieder herzuſtellen. Sie hatte nicht den Muth, ihre Augen zu ihm zu erheben, doch erzählte ſie ihm die Geſchichte ihrer Verirrung vollſtändig, ohne Schleyer und Schminke, aber mit einer Zerknirſchung, die gewiß nicht erkünſtelt war. Sie nannte ihm ihre Familie; es waren wackre Edelleute in Champagne; er faßte den Entſchluß, ſie mit ihren Eltern wieder auszuſöhnen, und ſetzte dem zufolge ſeiner Reiſe, die nach ſeinem erſten Plane nach Paris gehen ſollte, ein andres Ziel. Die Eltern glaubten, nicht weniger großmüthig ſeyn zu müſſen, als ein Mann von ſeinem Range; ſie vergaben ihrer Tochter, um die ſie ganzer neun Monate getrauert hatten, und deren Geſchichte deutlich bewies, daß ihr Herz die Tugend geliebt hatte, ſelbſt indem ſie ſich dem Laſter überließ.

Der Vater des Präſidenten machte indeſſen den Proceß anhängig, und verfolgte ihn mit Hitze, und mit der Unbiegſamkeit eines acht und ſiebzigjährigen Greiſes, der nie einem andern Kopfe als ſeinem eigenen gefolgt war. Der Sohn wählte die kluge Partie, die Sache in die Länge zu ziehen. Er wußte, daß Proceſſe eine Art von Hazardſpielen ſind, in denen man oft bey der größten Hoffnung des Gewinnſtes verliert, und daß ſie dieſes in vielen Ländern ſo lange bleiben werden, bis es einmal Sitte wird, daß die Urtheile nicht nur mit den Rationibus dubitandi und decidendi, ſondern auch mit den Stimmen jedes einzelnen Mitgliedes der Gerichte namentlich, dem Publikum ſchwarz auf weiß vorgelegt werden; welches ſimple Mittel das gewiſſeſte, vielleicht das Einzige iſt, die Rechte eines jeden zu ſichern, und der Ungerechtigkeit vorzubeugen. Entweder, dachte der Präſident, ermüde ich meinen Vater, die Zeit mildert ſeinen Unwillen, und giebt Gelegenheit zur Verſöhnung; oder ſein Tod macht aller Fehde ein Ende. Das letztere geſchah, und der Greis ließ ſich auf ſeinem Sterbebette noch bewegen ein Teſtament zu kaſſiren, welches er in der erſten Hitze zum Nachtheil ſeines Sohnes gemacht hatte. Der Präſident, der ſeine Jugend nicht der Wolluſt gewidmet hatte, lebte lange und in ungeſtöhrter Liebe mit ſeiner Gattinn, die für das Muſter einer vortreflichen Frau gelten konnte, durch große Tugenden das Andenken ihrer Verirrung völlig auslöſchte, und jeder ſchönern Seele Hochachtung abnöthigte. Beyde behielten den Geſchmack an der Einſamkeit bey, und ließen es ihr Geſchäft ſeyn, Menſchen zu beglücken.

Straußfedern.

Vierter Band.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai,
1795.

Universitäts
München
Bibliothek

XI.

Es war einmal ein Edelmann, der hatte einen Sohn. Der alte Herr war ein ehrlicher biederer **Junker von altem** Schroot und Korn, der ſeinen Haſen im Lauſe, und ſein Rebhuhn im Fluge ſchoß, und immer noch Röcke mit ſteifen Schößen trug wie Anno vier und funfzig. Der junge Herr war ein allerliebſter ſtämmigter Bengel von circa zwanzig Jahren, ſchlank wie eine Eiche, geſchmeidig wie ein Beſenſtiel, beredt wie eine Karpe, geſcheut wie eine Auſter, manierlich wie ein Drömlinger Bauer, und fromm wie der Eſel im Hamburger Dom, der nie aus der Kirche kömmt. Bey allen dieſen Vollkommenheiten wußte er noch ſeinen Cellarius auswendig von Ort zu

Ende; ihr konntet ihn die Kreuz und die Quere fragen, ſo blieb er euch keine Antwort ſchuldig. In einem ſo zarten Alter iſt das keine Kleinigkeit; aber ſein armes Fundament war es auch gewahr worden, denn durch dieſen fleiſchigen Weg hatte ihm der Hofmeiſter alle Kenntniſſe beygebracht.

O! er war ein excellenter Mann, dieſer Hofmeiſter! Zwey Fuß maß er im Diameter! Zwölf Kannen Merſeburger trank er wie nichts, einen Stock ſpielte er wie ein Korporal, und die Motion, die er ſich auf dem Fundamente ſeines Eleven machte, erhielt den lieben dicken Mann geſund.

Als der junge Junker gelahrt und groß genug war ſich das Näschen allein putzen zu können, brachte ihn der alte Junker, der einen Miniſter aus ihm machen wollte, nacher Leipzig auf die Unverſtät, und der Hofmeiſter ſchlenterte mit, um ſich eine Motion zu machen.

Ganz Leipzig ſtrömte zuſammen, als die beyden alten übelgeleckten mit dem jungen ungeleckten Bären angezogen kamen. Das Knäblein wurde inſkribiret, und Papa zog nebſt dem Mentor, an den ſich Mama gewöhnt hatte, den weiten Weg wieder heim, nachdem er ihm empfohlen hatte das Bürgerkroop zu meiden, wacker fleißig zu ſeyn, aber doch die Flinte nicht zu negligiren.

Die Landsleute ſtellten ſich ein, denn der Junker hatte Geld wie Heu und wußts nicht zu gouverniren. Die Landsleute ſagten ihm, man brauche das Geld um aufzuwichſen, und er wichſte auf bis das Geld alle war, dann ſpedirte Mama friſches anher.

Die Landsleute ſagten ihm, er müſſe nicht wie ein Krautſchuſt aufziehen, und er ließ ſich Kleider machen mit Geld und Silber auf dem Schnitte, und die Stiefel poliren, und Schuhſchnallen machen wie Kutſchengeſchirr, und 'n Haarbeutel in den Nacken binden, — et cetera.

Sein erſtes Kollegium war die Logik. Fünf Stunden las immer der Magiſter noſter, die ſechſte — das war Sonnabends — examinirte er. Der Magiſter noſter war ein loſer Vokativus; er ſah unſerm Junker die Weisheit an der Naſe an, und that ihm die Ehre, die erſte Frage an ihn zu addreſſiren. Der Junker ſtand wie Butter an der Sonne, tremulirte wie Eſpenlaub, und weil er ſah, daß ihm die Antwort durchaus nicht kommen wollte, ſo fuhr er ſchon mit den Händen an das Höschen, (wie ers beym Mentor, der zu den Präparatorien zur Exekution zu gemächlich war, unter ſolchen Umſtänden thun mußte,) in der Meynung, der Magiſter noſter werde ihm nach eben der Methode die Antwort unten einbläuen, damit er ſie von oben wieder von ſich geben könne, ſo oft es Noth thue; — denn alles was ihm ſo, gleichſam klyſmatiſch, beygebracht war, das vergaß er nicht ſo lange der Wind wehete und der Hahn krähete. — Der Magiſter noſter ſah, daß der Junker in Aengſten war, alſo gab er ſich, ehe dieſer noch den erſten Knopf entfeſſelte, auf ſeine Frage: Was iſt die Logik? ſelber die Antwort: die Logik iſt die Kunſt, ſeine Vernunft in Erkenntniß der Dinge zu eigner und fremder Belehrung behörig zu brauchen. — Der Junker begriff von dem allen zwar kein Jota: aber er war doch geſcheut genug auf der Stelle wahrzunehmen, daß der freundliche Docent keine feindſeligen Abſichten wider ſeine Muſculos gluteos im Schilde führe. „Ganz recht, rief er: ganz recht! belehrig zu brauchen!“ und zog flugs und fröhlich die Hand vom Latze zurück. Schade wars, daß der Magiſter ſo voreilig war! es würde eine erbärmliche Komödie gegeben haben.

Nach und nach wurde er ein wenig entdorflümmelt, denn von der Natur war er nicht ſo ganz verwahrloſet als von ſeinem fetten Edukator, der trotz ſeiner theologiſchen Kandidatenſchaft bey einem Apotheker in Frankreich ſerviret zu haben ſchien, weil er ſich durchaus mit dem Geſichte des Zöglings nicht abgab. Die Neckereyen ſeiner Landsleute fielen in keinen ganz unfruchtbaren Boden, denn um der Schmäuſe und des Aufwichſens willen nahm man ſich vor plumpen Neckereyen in Acht; ja etliche waren gar ſo ehrliche Seelen, daß ſie ſich Mühe gaben, ihn unvermerkt ein wenig zu ſchleifen. Alle dachten ſie aber nicht ſo, ſondern verſchiedne hatten bloß ihr Feſt mit ihm, und beluſtigten ſich an den Eulenſpiegeleyen, wozu der Schöps ſo leicht zu verleiten war. Unter dieſen Spaßvögeln war beſonders einer, der ſich gar ehrlich gegen ihn ſtellte, bey jeder Gelegenheit ſeine Partey nahm, und ſein ganzes Vertrauen erwarb, obgleich Er es gemeiniglich war, der den andern die Bolzen drechſelte. Dieſer ſetzte ihm in den Kopf, was an ſich allerdings ſehr wahr iſt: es gebe für einen jungen Mann keine trefflichere Schule, als den Umgang mit Damen. Du biſt ein wackrer Kerl, ſagte er, ein fideler Burſch, haſt was gelernt, haſt Möpſe und alles, aber der Pli, Bruder, der Pli! Man ſieht, daß Du wenig in honoriges Kommerz gekommen biſt. Sackerlot, Kerl, Du biſt nicht gemacht in einer räucherigten Burg zu verſauren! Sieh, wir ſprechen unter uns, ich war ein Klooß, als ich aus der Mutter Schooße kam; die Weiber haben mich geformt. Möpſe hats freylich gekoſtet, und die wirds Dich eben auch koſten; das iſt die Melodie darauf; aber was will das ſagen? haſt Du die zeitlichen Güter doch! Komm, Junge, ich will Dir Roulanz geben! Ich will Dich in den beſten Häuſern introduciren! Ehe vier Wochen vergehn, biſt 'n andrer Kerl!

„Ih nu, wie Du meynſt, Barón! — obſchonſt ich, was das anlangt, mir mein Tage mit's Weibſen nicht gern ſchleppen that. Das iſt ſo voll Carmohnjen, da ſoll ich kratzfüßeln, Erlauben Sie die Güte zu haben! Will ich Ihnen die Ehre haben zu ſagen! Wie befehlen's? und was mehr für dummen Schnack. Siehſt, Baron, ich bin 'n alter Edelmann, und mich hat kein Menſche was zu befehlen und zu erlauben, wenn Papa 'mal vorbey iſt, kein Menſche, ſiehſt Du, als Gott und der Kaiſer. Und was die Ehre anlangt, laß Dir ſagen, ſo mach ich mich nicht ſich das von Ehre draus, ob ich ſo 'n ſchnirpſches Ding was ſage oder nicht. Aberſt, wenn Du meynſt, ſo kannſt mir immer mal intriziren. Kann ja 's Gelag mal verſchlagen. Aberſt kuck, Bruder, wenn Deine Madamms man nicht hochmüthig werden, daß ſich 'n alter Kafflier mit ſie abgiebt? hä? und würd' mich denn zu dreiſt, als wenn unſereins Ihresgleichen ſeyn thät? Des Teufels, Baron, wenn ichs leide! Mama hat mich wohl zehnmal geſagt, daß das Bürgertakelzeug, upgrti wenns 'n biſchen mehr hat als alle Tage, 'ne verfluchte Impertinentigkeit uf dem Leibe hat; und ſieh, ſo laß ich mir nicht kommen!“

Der Baron ſagte, es ſey nun freylich ein Unglück, daß man in Ermanglung der Nobleſſe mit Bürgern fürlieb nehmen müſſe: aber die Leutchen wären ganz artig nach ihrer Art, und machten ſich eine Ehre daraus, wenn der Kavalier ſich zu ihnen herabließe. Auch hätten viele ein delikat Glas Wein, und einen guten Tiſch; und wenn die Frau oder Tochter vom Hauſe hübſch ſey, ſo müſſe man dies und jenes nicht ſo genau nehmen. Uebrigens hätten Frauenzimmer jegliches Standes das Recht, Aufmerkſamkeit und Politeſſe ſelbſt von Edelleuten zu fodern. Hierauf gab er ihm viel gute Lehren, wie man ſich in anſtändigen Geſellſchaften zu verhalten habe; und um zu ſehen, ob er den Unterricht gefaſſet, ſtellte er eine Dame vor, und der Junker mußte dann ins Zimmer kommen, ihr die Hand küſſen, ſie begrüßen, ſie quaſi in den Wagen heben, auf der Promenade führen, u. ſ. w. Anfangs kleidete das den Tapps wie den Bären das Tanzen; nach etlichen hundert Verſuchen, die den Baron unendlich beluſtigten, giengs doch einigermaßen, nur mit dem Diskurs wollts nicht fort; da ſtieß beſtändig der Bauer Seine Gnaden in den Nacken.

Endlich nahm ihn der Baron mit zu einem Privatkoncerte, und als er hier einigemal gut genug fortgekommen war, und ſich wenigſtens gewöhnet hatte, ſeine Welt zu ſehen: ſo ſtellte er ihn in einigen Häuſern als einen reichen Kavalier aus ſeinem Vaterlande vor, und hatte ſeine heimliche Freude an dem linkiſchen Weſen und der Natürlichkeit des guten Junkers.

Aber nicht lange, ſo rührte ſich in der Bruſt unſers Kamtſchadalen ein Etwas, das bisher in tiefem Schlummer lag. Er hatte ein Herz, der Burſche, und dieſes Herz fieng Feuer aus den Augen einer entzückenden Blondine. Jetzt kam das Ding anders, und er gab ſich nun Mühe über Mühe ſolche Manieren anzunehmen, die ihn bey ſeiner Ueberwinderinn beliebt machen mögten. Kein Wunder! die Liebe öffnete ihm die Augen, wie ſie ſo vielfältig zu thun pflegt.

Von nun an ergriff er jede Gelegenheit ſeiner Schönen aufzuwarten; ſie hingegen war über die unverlangte Ehre dieſer öfteren Beſuche in einiger Verlegenheit, denn ſie begriff ſehr leicht, was ihn herführe. Seine Blicke, ſeine Seufzer, und ſelbſt ſeine Gegenwart in ihrem Hauſe und an jedem dritten Orte wo er ſie wußte, ſprachen deutlich genug. Sey es, daß ſie keinen Beruf fühlte einen

Neuling zu bilden, oder, daß ihr die Eroberung aus andern Urſachen nicht behaglich war: genug, der Junker war ihr läſtig; ſie haſchte nach jeder Gelegenheit ihm das zu verſtehen zu geben, ſie that als merkte ſie von ſeiner Herzensdiſpoſition durchaus nichts, ſie zog ihn erſt mit Feinheit, und als das nichts half, mit Bitterkeit auf, und ſpottete endlich über dieſen und jenen ſeiner Fehler. Der arme Schelm that ſein Beſtes, ſich von dieſen Fehlern frey zu machen, und gewann dadurch in jedermanns Augen ſehr, nur nicht in den ihrigen. Unglücklicherweiſe hatte er ſeit einiger Zeit eine gewiſſe Röthe auf Wangen und Naſe, die leichter entſteht als ſie zu heilen iſt. Weil nun die gelindern Abweiſungen ihn nicht vertreiben konnten, ſo ſuchte ſie ihn durch kräftigere Beſchwörungen zu bannen, und deklarirte bey der erſten Veranlaſſung, nichts in der Welt ſey ihr ekelhafter, als eine kupfrige Naſe.

Er, der ihr zu Gefallen verſucht haben würde den Mond vom Himmel zu holen, war ungemein betreten, als er dieſe Erklärung hörte, von der er nicht ermangelte die Anwendung auf ſich zu machen. Er klagte ſein Leiden dem Baron, und gerade als ob der Fluch auf ihm ruhe, daß ihm Alles, Gelehrſamkeit, Weisheit, Schönheit, von unten auf beygebracht werden ſolle, ſo antwortete ihm dieſer Herzensfreund aus dem Stegreif: das ſey eine Kleinigkeit, die von Vollblütigkeit und einiger Schärfe komme. Er ſelbſt habe noch viel ärger ausgeſehen, aber einige Schröpfköpfe, die er ſich auf Anrathen eines Wundarztes an dem Orte habe appliciren laſſen, den Smelfungus an der Pontiſchen Venus ſo bewundernswürdig fand, hätten das Uebel radikaliter gehoben.

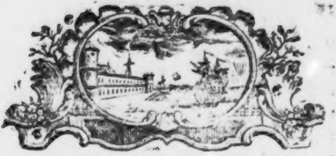
Der Junker ſprang dem Rathgeber vor Freuden an den Hals, erſtickte ihn faſt mit Küſſen, und hätte lieber ſogleich auf der Stelle den Theil, den ihm die Skarifikationen ſeines Orbils wie mit Sohlleder überzogen hatten, zum Schröpfen darbieten mögen. Er fragte nach der Wohnung des Wundarztes, und der Baron verſprach, ihm denſelben Morgen mit dem früheſten zu bringen. Auch lief der Spottvogel ſogleich zu einem Feldſcherer, und unterrichtete ihn was zu thun ſey.

Am folgenden Morgen führt er den Chirurgen zu dem Patienten, der ſeiner im Bette wartet. Die Operation geht vor ſich, der Feldſcherer ſkarificiret ihn dermaßen, daß alles Eine Wunde iſt, ſetzt Schröpfkopf neben Schröpfkopf, und zieht ihm mehrere Teller voll Blut ab. Als er nun glaubt, daß er für einige Tage Schmerzen genug haben werde, empfiehlt er ſich, und geht. Der Baron eilt zu der Dame, und entdeckt ihr den Eulenſpielgelſtreich. Sie, die gern ihr Theil an der Farce haben will, ſchickt zu dem Junker, und läßt ihn gar höflich bitten, ſich zu ihr zu bemühn. Der arme Teufel, der vor Schmerzen nicht gehen noch ſtehen konnte, findet die Einladung zu reizend. Er ſchleppt ſich zu ihr, er trifft ſie in der Gartenlaube, er muß ſich neben ſie auf die Bank ſetzen, er verbeißt ſeine Tortur, ſo gut er kann, und vermehrt ſie, indem er ſie durch Verändrung der Stellung zu mildern ſucht. Sie findet Mittel, ihn eine gute Stunde aufzuhalten, und nie dünkte einem Liebhaber eine Unterhaltung mit ſeiner Göttin ſo lang! Endlich bittet ſie ihn, ein Pferd zu probiren, womit ſie morgen ihren Bruder an ſeinem Geburtstage überraſchen wolle. Sie wiſſe niemanden, der ſo ſehr Kenner ſey als er. Er leugnet ſeine Kennerſchaft; ſie dringt in ihn; er ſucht es abzulehnen; ſie ſchmollt, daß er ihr eine ſo kleine Gefälligkeit verſagt. Was ſoll er thun? Er folgt ihr in den Hof; das Pferd wird vorgeführt; er ſagt ihr ſeine Meynung; umſonſt! er muß es beſteigen. Mit unſäglichen Schmerzen probirt ers im Schritt und im Trott, erklärt es für die impertinenteſte Schindmähre um nur aus der Sache zu kommen, und wickelt ſich endlich los ſo gut er kann.

Einige Tage litt er in Geduld, und tröſtete ſich mit der Hoffnung, daß wenigſtens ſein Kupferhandel aufhören würde: aber mit Entſetzen bemerkte er, daß die Naſe vielmehr noch mit brennenderm Roth überzogen ſey. Er klagt das dem Barone, und dieſer räth, die Operation zu wiederholen, weil die Köpfe wohl nicht lange genug gezogen hätten. Er würde ſich unfehlbar dazu bequemet haben, wenn ihm nicht zufällig ein Arzt in den Weg gekommen wäre; dieſen fragte er um Rath, und der Mann ſagte ihm gerade heraus, man habe ihn zum Beſten gehabt.

Der Junker hatte Muth. Er foderte den Baron, und empfieng einen Stich durch die Seite, von dem er nur mit vieler Mühe geheilet wurde. Nach ſeiner Heilung kam er für die Schlägerey aufs Karcer. Als er wieder frey war, beſtellte er Extrapoſt, ſchmiß ſeiner Schönen die Fenſter ein, und reiſete zu ſeiner Mama, ohne vom Kupfer befreyet zu ſeyn.

* * *



XII.

Zu allen Zeiten haben die Menſchen ſich gern deutlich machen wollen, was ſie ſich unter dem Worte Schickſal zu denken hätten. Man ſieht dies hohe bedeutungsvolle Wort ſo unendlich oft geſchrieben, man hört es täglich nennen, und vielleicht hat ſich keiner etwas deutliches dabey gedacht, ja es kann immer noch die Frage aufgeworfen werden, ob es dem menſchlichen Verſtande möglich ſey, ſich unter dieſem Worte etwas beſtimmtes zu denken; es iſt für uns eine Art von Symbol, ein dunkles Bild, unter welchem wir gewöhnlich den Gang der Umſtände zuſammenfaſſen, deren natürlichen, nothwendigen Zuſammenhang wir recht gut einſehen. Oft beehren wir einen Zufall mit dieſem

Namen, der für uns bloß deswegen Zufall iſt, weil wir uns nicht um die Urſachen ſeines Entſtehens bekümmert haben; oft ſogar laſſen wir uns von unſrer menſchlichen Schwäche ſo weit verleiten, unſre armſeligſten Fehler einem höhern, unſichtbaren Weſen zur Laſt zu legen, in einer bedauernswürdigen Vergeßlichkeit nennen wir zuweilen die Folgen eines Rauſches oder einer Unmäßigkeit Schickſal, wo wir bloß uns ſelbſt und unſre Sinnlichkeit anklagen ſollten.

Man hat viel darüber geſtritten, ob und wie ſich der freye moraliſche Wille mit dem Schickſal vereinigen ließe. Der Leſer darf nicht fürchten, daß ich geſonnen ſey, zu dieſem Streite auch mein Scherflein beyzutragen; dieſe ernſthafte Einleitung ſoll mir dazu dienen, Ihn auf meine wahrhafte Geſchichte um ſo aufmerkſamer zu machen. Es iſt die Geſchichte eines Mannes, der lange Zeit von Widerwärtigkeiten verfolgt wurde, die ihm durch alle ſeine Plane kreuzten, der im bittern Unmuthe hundertmal ſein hartes Verhängniß anklagte, der es immer von neuem verſuchte, gegen dieſes ſogenannte Verhängniß anzukämpfen. Der geneigte aufmerkſame Leſer mag entſcheiden, ob er nicht meiſtentheils ſelber Schuld an ſeinem Schickſale war.

So ernſthaft ich aber auch angefangen habe; ſo darf doch Niemand eine Erzählung im hohen tragiſchen Style von mir erwarten, in welchem der Held durch tauſend Leiden, eines fürchterlicher, als das andere, endlich dahin gebracht wird, daß er ſich, den Himmel und das Verhängniß verwünſcht, in aufgethürmten Bildern ſpricht, und ſich in die Dunkelheit ſeiner Metaphern verliehrt; alles dies will ich dem Leſer erſparen, weil wir jetzt an ähnlichen Erzählungen ſchon außerordentlichen Ueberfluß haben. Man wird auch bald inne werden, daß mir der Held meiner Geſchichte, Anton von Weiſſenau, zu einer ſo fürchterlichen Darſtellung gar keine Gelegenheit giebt.

Er war der Sohn einer ziemlich reichen Familie, die in einer angenehmen Gegend des ſüdlichen Deutſchlands auf ihrem einſamen Gute lebte. — Der Sohn zeigte von Kindheit auf viele Fähigkeiten, man ließ ihn daher ſchon ſehr früh in allen nur möglichen Wiſſenſchaften unterrichten. Der Vater verſchrieb ſich einen Hofmeiſter, der auf einer der dortigen Univerſitäten für einen Polyhiſtor galt, und gab ihm ein ſehr anſehnliches Gehalt, um ſeinen talentvollen Sohn in allen möglichen Kenntniſſen vollkommen zu machen. Neben dieſem Hofmeiſter wurden noch andere Lehrer gehalten, die ihn in der Muſik und im Tanzen unterrichten mußten. Anton hatte ein gutes Gedächtniß, und einen Verſtand, der ſchnell eine Sache, wenn ſie nicht zu ſchwer war, begriff, er war dabey gut gewachſen, und hatte vor allen Dingen ein anſehnliches Vermögen zu hoffen; zum Unglück war er dabey der einzige Sohn, ſo daß Hofmeiſter und Eltern, Frauen und Fräulein, Nachbarn und Bauern ihm von Kindheit an ſchmeichelten, daß alles bewundert ward, was er nur ſagte und that, und er auf dieſe Art eitel und eingebildet ward, daß er ſich ſchon früh für verſtändiger als alte Männer hielt, und ſich eben dadurch die Verachtung manches geſcheidten Mannes zuzog.

Als man glaubte, daß er von ſeinem Hofmeiſter nichts mehr lernen könne, ward er auf eine Univerſität geſchickt. Er vertauſchte ſie bald mit einer proteſtantiſchen, um dort mit mehr Bequemlichkeit die Aufklärung ſtudiren zu können. Er legte ſich anfangs mit großem Eifer auf die ſchönen Wiſſenſchaften, er machte viele Verſe und ſchrieb ſogar ein Schauſpiel: aber bald behagte ihm dieſer leere Schaum, wie er es nannte, nicht mehr, er trieb nun die Philoſophie aus allen Leibeskräften, ſuchte alle möglichen Syſteme und Hypotheſen zu faſſen und zu begreifen, er las täglich den Plato und Ariſtoteles, Des Cartes und Newton, Leibnitz und Wolf. Von jenen kühnen Träumen des menſchlichen

chen Geiſtes, die man die offenbarte Philoſophie nennen könnte, ging er endlich zur kritiſchen über, und ward in kurzer Zeit ihr wärmſter und eifrigſter Anhänger, weil ſie ihn über alles erhob, was je Leute, die man für geſcheidt gehalten hatte, geſagt und geſchrieben hatten. Bald war er in der ganzen Stadt als der ärgſte philoſophiſche Klopffechter bekannt, in ſeinem Zimmer und auf der Straße, bey Beſuchen und auf Spaziergängen hatte er die Wuth zu widerlegen und Proſelyten zu machen. Leute, die nicht ſo ſtreitſüchtig waren, vermieden ihn gern.

Nach dreyen Jahren kam er zur Freude ſeiner Eltern und Verwandten in ſein Vaterland zurück. Schon nach einigen Wochen nannte man ihn in der ganzen Gegend nur den philoſophiſchen Edelmann, er ſuchte alle Gutsbeſitzer zu bekehren, er ſprach mit dem Feuereifer eines Apoſtels, und alle die Leute, bey denen es ihm nicht gelang, haßte und verachtete er. Da die Bekehrungen in unſern Zeiten nicht mehr ſo gut gerathen, als vor dieſem, ſo ſah er ſich bald einſam und verlaſſen; um ſo emſiger ergab er ſich nun ganz dem Studio ſeiner Lieblingswiſſenſchaft. Man ſah ihn nicht anders, als in Geſellſchaft eines Buchs oder mit gen Himmel gerichteten Augen in tranſcendentalen Regionen mit der Seele wandernd.

Welche Früchte, welche neuen bisher ungeahndeten Entdeckungen wird dieſer Eifer nicht hervorbringen! — Doch vielleicht, daß ſich die Scene ändert; denn ſonſt dürfte dieſe Erzählung leicht für meine Leſer ſehr langweilig werden. — Ich ſehe wenigſtens ſchon in der Gegend dort ein Mädchen, die vielleicht bey ihm das Bekehrungsgeſchäft mit beſſerem Erfolge verſucht: gelingt es ihr nicht, ſo gebe ich ihn ſelber völlig verlohren.

Ohngefähr eine Viertelmeile von Weiſſenau lag das Gut des Herrn von Birkheim. Sein Vater war als Kaufmann ein ſehr reicher Mann geworden, er hatte ſich nach deſſen Tode adeln laſſen und ein anſehnliches Gut gekauft, eine reiche Frau geheyrathet, und mit ihr eine Tochter gezeugt, die er nach dem Tode ſeiner Frau ſelber erzog. — Als er älter wurde, fiel es ihm nach und nach ein, daß das Geld für den Adelsbrief ziemlich unnütz ausgegeben ſey, und er ſuchte es nun von allen möglichen Dingen wieder abzuſparen; darüber kam er ſo ſehr in die Gewohnheit des Sparens hinein, daß er in der ganzen Gegend für einen Geizhals ausgeſchrien war. In keinem Fehler nimmt der Menſch ſo leicht und ſo geſchwinde zu, als im Geize, bald lebte der Herr von Birkheim einſam auf ſeinem Gute, von Niemand beſucht, da er ſelber keinen Freund oder Bekannten beſuchte;

bald ſchaffte er alle Bedienten ab, die Gouvernante ſeiner Tochter ward fortgeſchickt, und er ſaß nun mit dieſer allein in ſeinem Schloſſe, nur von einem ſteinalten Bedienten und einer alten Köchinn aufgewartet. Er las manche neuere Bücher über die Erziehung, und keine gefielen ihm ſo ſehr, als die, welche auf Einſchränkung der Bedürfniſſe drangen, darauf, daß man junge Leute, beſonders Frauenzimmer, mehr von den Wiſſenſchaften zurückhalten ſollte. Der Vater befolgte alle dieſe Vorſchriften bey ſeiner Tochter ſehr genau, er hielt ihr keine Lehrer und Lehrerinnen, die alte Köchinn war neben ihrem eigentlichen Amte ihre Kammerjungfer und Aufwärterinn, Sittenmeiſterinn und Lehrerinn. Da das Mädchen auf die Art keine Lehrſtunden hatte, konnte ſie deſto fleißiger ſpazieren gehen; ſie wußte weder Aſtronomie, noch Mathematik, weder Philoſophie noch Muſik, aber auf ihren einſamen Spaziergängen bildete ſich ihr geſunder, natürlicher Verſtand aus, unbefangen geht ſie dort durch die Allee, um einem Philoſophen den Kopf zu verdrehen, der alles, was ſie nicht weiß, an den Fingern herzählen kann.

Auf einem Spaziergange begegnete Anton der jungen reizenden Caroline; ſie ſang ein luſtiges Liedchen, und ging ſchnell mit einer Verbeugung an ihm vorbey. Er las grade eine tiefſinnige

Unterſuchung über das Weſen des menſchlichen Verſtandes. Ihr ſchwarzes Auge ſtreift ſeinen finſtern Blick, der ſich ſchwer und langſam vom Buche aufhebt; ſie geht vorüber, und er kann es nicht unterlaſſen, ihr nachzuſehn. — Gedankenvoll ſetzt er ſich auf eine Raſenbank, er glaubt noch über die menſchliche Seele nachzudenken, und wiederholt ſich im Grunde nur in der Phantaſie die leichtſchwebende Geſtalt des Mädchens. Was iſt es, das dieſe Vorſtellung unaufhörlich in ſeine Seele zurückbringt? Er kann es nicht begreifen, und verfällt in angenehme Träumereyen, als Caroline wieder von ihrem Spaziergange zurückkömmt. Er ſteht ehrerbietig auf, macht eine tiefe Verbeugung, und vergißt es darüber, ihr in's Geſicht zu ſehen. Als ſie fort iſt, will er ihr nach, um den Blick ihres ſchwarzen freundlichen Auges aufzufangen; er ſteht unſchlüſſig, die Zeit verläuft, und ſie iſt verſchwunden. Unwillig nimmt er die philoſophiſche Abhandlung aus dem Graſe auf, und geht nach Hauſe.

Tiefſinnig, als wenn er eine Unterſuchung über die Unſterblichkeit der Seele anſtellte, ſetzt er ſich in einen Stuhl. Er frägt ſich: was ihm ſey? und kann auf dieſe Frage in dem ganzen Wörterbuche ſeines Verſtandes keine Antwort finden; er greift nach ſeinen Büchern und wirft ſie ſogleich wieder weg, denn ſie kommen ihm alle abgeſchmackt vor.

Der Leſer wird es ſogleich errathen, was die Urſach dieſer gänzlichen Veränderung war; nichts anders, als Liebe. Mit dieſem Worte bezeichnen wir täglich gewiſſe Erſcheinungen in der menſchlichen Seele, die uns ſehr räthſelhaft, ja unbegreiflich vorkommen würden, wenn wir uns nicht daran gewöhnt hätten, das Wort Liebe zu nennen, und uns nun einzubilden, wir hätten ſie erklärt; jedermann verſteht dies Wort anders, in jeder Seele zeigt ſich dieſe Verwandlung auf eine verſchiedene Weiſe. Was war es aber eigentlich, das in dem einzigen Blicke lag, der bewirkte, daß Anton ſo plötzlich ſein Steckenpferd ſo abgeſchmackt fand? — Ihr, die ihr die menſchliche Seele in ihre kleinſten Beſtandtheile zerſpalten wollt, antwortet lieber nicht, denn ich werde euch nie Recht geben. Schweigt ebenfalls, ihr kalten materiellen Philoſophen, die ihr den Knoten zerſchneidet, ſtatt ihn aufzulöſen, und die ihr alles auf einen phyſiſchen Trieb hinausleiten wollt, denn euch werde ich noch weniger glauben.

Mag es zugehen wie es will, genug, Anton war ſeit dieſem Tage ein ganz andrer Menſch. Er ſperrte ſich nicht mehr auf ſeinem Zimmer ein, er ließ ſich neue Kleider machen, er gieng oft ſpazieren, und am liebſten in der Nähe des Schloſſes, wo Caroline wohnte. Er ſah ſie zuweilen am

Fenſter, zuweilen begegnete er ihr auch in der Allee; er ward jedesmal, wenn er ſie ſah, verwirrt und ſchüchtern; er hatte es ſich ſelbſt noch nicht geſagt, daß er liebe, wie hätte er es ihr ſagen können?

Einige Wochen waren ſo verfloſſen, als Anton mit ſich einig ward, daß er wohl verliebt ſeyn müſſe. Er verglich es mit dem, was er ehemals in Romanen und Schauſpielen über die Liebe geleſen hatte, und zweifelte dann wieder; er ſchlug eins der neueſten Bücher nach, und berechnete, wie viel Verſtand er wohl noch verliehren müſſe, um ſich mit Ehren als Liebhaber produziren zu können; denn er fand ſich gegen jene Verliebten außerordentlich kaltblütig und vernünftig. Er ließ endlich die Bücher liegen, und beſchloß, unvorbereitet, und wenn es nicht anders ſeyn könnte, auch unpoetiſch einen Sturm auf das Herz des geliebten Gegenſtandes zu verſuchen.

Die Gelegenheit dazu fand ſich ſehr bald. An einem ſchönen Sommertage ſaß er wieder in der Allee, die nach dem Schloſſe des Hrn. von Birkheim führte, als Caroline herunter kam, um ſich im Schatten der Bäume zu erquicken. Anton machte wieder ſeine Verbeugung, Caroline die ihrige, indem ſie im Begriff war, weiter zu gehen.

Jetzt ſammelte der furchtſame Liebhaber allen ſeinen Muth, und bot ihr ſeinen Arm beym Spazierengehen an; das Mädchen nahm ihn, und ſie ſchlenderten neben einander den Gang hinunter. Anton drückte ſich faſt das Herz ab, um dem Fräulein etwas Schönes, Zärtliches oder Verbindliches zu ſagen: aber wenn er eben damit über die Zungenſpitze fuhr, ſo kam es ihm jedesmal ſo abgeſchmackt vor, daß er es eilig wieder zurücknahm. Wie viele Komplimente, wie viel ſüßer Unſinn ging an dieſem Tage verlohren! Man ſprach vom ſchönen Wetter, von der Ausſicht, von den Annehmlichkeiten eines Spazierganges, und von dem Vergnügen, daß man ſich habe kennen lernen. Sie waren zu einer Laube gekommen, und beyde ſetzten ſich ſchweigend nieder. Caroline machte eine Bemerkung über die Stille, und Anton ergriff endlich dieſe Gelegenheit, um eine Liebeserklärung vorzubereiten.

Sie wollen mir alſo erlauben zu ſprechen? fragte er mit einem bedeutenden Blicke.

Warum wollen Sie erſt auf meine Erlaubniß warten?

Und wovon ich nur immer will, Sie zu unterhalten?

Mir wird jede Unterhaltung von Ihnen angenehm ſeyn.

Nun ſo ſehen Sie denn zu Ihren Füßen (er kniete nämlich plötzlich nieder) einen Menſchen, der Sie anbetet, für den es, ohne Sie, kein Glück in dieſem Leben giebt. Ja, mein Fräulein! Sie haben meinen Stolz gedemüthigt, und mich aus dem Gebiete des Unſinns ins ſchöne menſchliche Leben zurückgerufen. Zu Ihren Füßen will ich meine Philoſophie und alle meine Träumereyen abſchwören, zu Ihren Füßen eine geſundere und beſſere Weisheit lernen. Glauben Sie mir, Schönſte, Theuerſte, ich frage nichts mehr nach den Kategorien und Denkformen; mein erſtes moraliſches Princip iſt jetzt die Liebe, und ſeit ich Sie kenne, wünſche ich nichts ſehnlicher, als die Gegenſtände außer mir zu erkennen.

Mit einem lauten Gelächter ſprang Caroline auf und ließ ihn auf den Knien liegen; er blieb noch lange in dieſer Stellung, denn dieſe unerwartete Wendung hatte ihn überraſcht, dann ſtand er langſam auf, und ging mit bekümmerten Blicken nach Hauſe. Sein Muth war völlig niedergeſchlagen, und nirgends, weder beym Ariſtoteles, noch Plato, weder bey Kant, noch Karteſius konnte er Troſt für ſeine Leiden finden.

Caroline erzählte indeß mit lautem Lachen der alten Köchin ihr Abentheuer; ſie war anfangs über die unvermuthete Wendung des Geſprächs erſtaunt und betreten geweſen, und der Schluß war ihr ſo ſpashaft und komiſch vorgekommen, daß ſie ganz athemlos vor Lachen nach Hauſe gelaufen war. — O du weißt nur nicht, welch Schickſal deiner harret, ſonſt würdeſt du, ſtatt zu lachen, Thränen vergießen, du würdeſt nicht eines unglücklichen Liebhabers ſpotten, der dir nur darum mißfällt, weil er auch im Feuer der Leidenſchaft ſeine Philoſophie nicht vergeſſen kann; könnteſt du in die Zukunft ſehen, o ſo würdeſt du dich ihm ohne Bedenken in die Arme geworfen haben. Hat man dir nie geſagt, daß Amor ein rachſüchtiger Bube ſey, und daß er jede Verſpottung der Liebe hart beſtraft?

In einer benachbarten kleinen Stadt wohnte ſeit undenklichen Zeiten ein alter Edelmann. Er war von altem Hauſe, hatte ein anſehnliches Vermögen, das er in der Stille verwaltete, und dabey ſo wenig ausgab, als es nur immer möglich war. Er war ſchon über ſechzig Jahr, und unverheurathet, aber von einer feſten und dauerhaften Geſundheit; alle Frauenzimmer vermied er, als ein ächter Hageſtolzer und erklärter Weiberhaſſer. Die ähnliche Stimmung der Gemüther, ein gewiſſer Zug der Sympathie führte dieſen Herrn von Ahlfeld mit dem Herrn von Birkheim zuſammen, ihre

Bekanntſchaft ward bald zu einer vertrauten Freundſchaft. Lange gingen ſie oft mit einander ſpazieren, und theilten ſich ihre Ideen über die beſte Oekonomie mit, oder einer beſuchte den andern. Der alte Hageſtolz gab dem Herrn von Birkheim manchen guten Rath, wie er den Garten beſſer benutzen könnte, oder ein Kornfeld mit einer andern Frucht beſäen; Birkheim befand ſich jedesmal wohl dabey, und die Bande der Dankbarkeit knüpften ihn noch feſter an ſeinen Freund.

Als beyde ohngefähr ſeit einem halben Jahre mit einander Bekanntſchaft gemacht hatten, verſpürte man plötzlich an dem Herrn von Ahlfeld eine ſehr auffallende Veränderung. Er war ſonſt ein Anhänger der Mode geweſen, die er mit ſeinem Gelde zugleich von ſeinem Vater geerbt hatte, alles, was er trug, war auch eigentlich aus der Garderobe ſeines verſtorbenen Vaters; man mußte oft über die ſeltſame Carricatur lachen, wenn er mit ſeinem rothen Sammtrocke, mit langſamen, gravitätiſchen Schritte über die Straße gieng. Jetzt erſchien er mit einemmale in einem Kleide von feinem rothen Tuche nach dem neueſten Schnitte, mit einem neuen Degen und einer Perücke mit heruntergekämmten Haaren, die ihm einen Anſtrich von Empfindſamkeit gab. Es iſt wahr, er blieb immer noch, wie zuvor, Carricatur, aber man konnte jetzt wenigſtens nicht mehr die Schuld auf ſeinen Schneider ſchieben. Sein alter Freund fragte ihn oft und dringend, was ihn zu dieſer ſeltſamen Verwandlung vermogt habe, aber er wich immer ſorgſam ſeinen Fragen aus; er ſpielte den Geheimnißvollen, um ihn nach einiger Zeit mit einer Erklärung deſto angenehmer zu überraſchen.

Caroline bemerkte bald, daß alles, was der alte Hageſtolz vornahm, nur gegen ſie gerichtet ſey, und dieſe Entdeckung machte ihr nicht wenig Angſt. Sie ging ihm allenthalben aus dem Wege, aber er folgte ihr allenthalben, der Herr von Ahlfeld ſagte ihr immer etwas Schmeichelhaftes, und unterließ nicht, ihr jedesmal Süßigkeiten vom Conditor mitzubringen. Sie Sind ja wahrhaftig ganz wie die jungen Herrn, rief ihm manchmal der Herr von Birkheim zu, ich kenne Sie nicht wieder; Sie ſind mit einemmale ganz jung geworden, und ſo artig, wie ich auch wohl zuweilen in meiner Jugend war. — Ahlfeld freuete ſich innerlich über dieſes Lob, aber Caroline konnte weder die Artigkeit, noch die Jugend an dem Hageſtolzen finden.

Er übte ſich aber unaufhörlich in einem angenehmen Betragen, er machte, wenn er allein war, Komplimente vor ſeinem Spiegel, er ſuchte ſeinem Geſichte ein jugendlicheres Anſehen zu geben, er las neuere Bücher, um mit der Sprache der Liebhaber bekannt zu werden. Er erſchrack aber, da er nichts, als wilde Ausrufungen fand, ein ewiges Niederſtürzen vor dem geliebten Gegenſtande, entſetzliche Flüche und Schwüre. Er überlegte, daß dazu ein Körper gehöre, der mehr abgehärtet ſey, als der ſeinige, und eine Lunge, von einem dauerhafteren Stoffe, er legte daher dieſe Bücher wieder fort und ſtudierte ſich in die Sprache der *Baniſen*, und des *im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavaliers* hinein; er fand hier beſſer ſeine Rechnung, und lernte es ſehr bald, in zierlich geſetzten ellenlangen Perioden ſeine Zärtlichkeit vorzutragen. Nachdem er an einem Morgen alles wohl überlegt hatte, gieng er, mit zierlichen Phraſen ausgerüſtet, nach dem Schloſſe des Herrn von *Birkheim*, um heute einen entſcheidenden Schlag zu wagen.

Caroline glaubte am heutigen Tage vor ihrem Anbeter Ruhe zu haben, und ſaß mit einer weiblichen Arbeit auf ihrem Zimmer, als der Herr von *Ahlfeld*, ſchön geſchmückt und mit einem feſtlichen Anſtande hereintrat. Er ſetzte ſich zu ihr, man ſprach anfangs über gleichgültige Gegenſtände, aber das Fräulein merkte doch, daß ihr Liebhaber etwas auf dem Herzen habe. Endlich ergriff er ihre Hand, und ſagte mit einem feyerlichen Ton:

„Mein Fräulein! ſollten Sie es wirklich ganz unbemerkt gelaſſen haben, wie mein Herz ſeit einiger Zeit unaufhörlich zu dem Ihrigen hingezogen wird? Dieſes Attachement, betheure ich Ihnen mit dieſem ehrerbietigen Handkuſſe, iſt nicht, wie Sie vielleicht glauben könnten, ein Werk des Zufalls, oder eine vorübergehende Neigung: nein, meine Verehrungswürdige, es iſt ein unwiderſtehlicher Hang, der Wille des Verhängniſſes, der mir dieſe grauſamen und zärtlichen Feſſeln anlegt. O mein Fräulein, leſen Sie in meinen Augen die Zärtlichkeit, die mein Herz hineingeſchrieben hat; leſen Sie dort, und antworten Sie mir ebenfalls durch einen gütigen, mildſtrahlenden Blick: wollen Sie mich aber unausſprechlich glücklich machen, o ſo erlauben Sie ihrer Zunge die wenigen Worte zu ſagen: ich liebe Sie!“ —

Nach dieſer Rede kniete er ehrfurchtsvoll nieder und erwartete in dieſer demüthigen Stellung ſein Todesurtheil, welches ihm auch ohne Zweifel geſprochen ſeyn würde, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Herr von Birkheim von ohngefähr hereingetreten wäre, um dieſer Scene ein Ende zu machen. Die verwirrte und beſchämte Caroline entlief in ein ander Zimmer, der Liebhaber hob ſich langſam vom Boden auf, und der Vater konnte vor lautem Lachen noch immer nicht zu Worte kommen.

Worüber lachen Sie? fragte Ahlfeld halb verwirrt.

Worüber? Zum Henker, über Sie! — Hat Sie meine Tochter endlich gedemüthigt? Nun, das iſt mir ſchon Recht! — Ja, ja, Herr von Ahlfeld, jedem ſchlägt endlich die Stunde, da hilft kein Sträuben. Man kann den Weibern auf lange, aber wahrhaftig nicht auf immer entlaufen!

Laſſen Sie uns ein geſcheidtes Wort mit einander reden, lieber Herr von Birkheim.

Herzlich gern, lieber Freund!

Nun eröffnete der Verliebte dem Vater ſein zärtliches Herz und hielt förmlich um ſeine Tochter an. Der Vater freute ſich über den Antrag, und ſagte endlich: „Aber eins, lieber Freund! muß ich Ihnen noch zu überlegen geben, nämlich, ob Ihre Liebe ſo ſtark iſt, daß Sie meine Tochter ohne alle Ausſteuer nehmen wollen. Nach meinem Tode iſt ſie natürlicherweiſe die Erbin meines ganzen Vermögens: aber ich habe mir feſt vorgenommen, ſo lange ich lebe, auch nicht einen Heller davon herauszugeben, und dieſen Vorſatz werde ich gewiß nicht brechen.“

Der Liebhaber bat ſich über dieſe unerwartete Bedingung einige Tage Bedenkzeit aus, die ihm vom Vater gern zugeſtanden wurden; ſchon am folgenden Tage kam Ahlfeld zurück, und ging den Vorſchlag des Vaters ein. Die Alten waren nun einig, ſie wollten es jetzt verſuchen, die Tochter dahin zu bringen, daß dieſe ihren Plan eben ſo annehmlich fände.

Caroline hatte ſich auf den Antrag ſchon gefaßt gemacht, ſie erſchrack daher nicht, und verbarg den Widerwillen gegen ihren Liebhaber ſo gut es ihr möglich war. Sie gab keine entſcheidende Antwort, und ſowohl der Liebhaber als der Vater verließen ſie in der Hoffnung, daß ſie ſich gewiß zu dieſer vortheilhaften Heyrath bequemen werde.

Troſtlos ſaß indeß das Mädchen, und dachte auf Mittel, um dem Schickſal, das ihr ſo fürchterlich war, zu entfliehen. Sie bereuete jetzt ihr Betragen gegen den jungen Weiſſenau, ſie bat ihn im Herzen tauſendmal um Vergebung, denn er war ihre einzige Hoffnung.

Anton war nicht weniger betrübt als ſie, mit traurigem Auge ſah er oft nach dem Schloſſe hinüber, er wagte es nicht mehr in der Allee ſpazieren zu gehen, weil er fürchtete, Carolinen zu begegnen und ſich von ihr verhöhnt zu ſehn. Caroline im Gegentheil, ging jetzt häufiger als ſe in die Allee, ſie erwartete alle Tage ihren philoſophiſchen Liebhaber, der jetzt, gegen den Herrn von Ahlfeld gehalten, ein Adonis ſchien.

Ein Ohngefähr führte ſie endlich wieder beyde zuſammen. Sie grüßten ſich, er wollte vorbeygehn, ſie erkundigte ſich nach ſeinem Befinden, nach der Urſach ſeiner Traurigkeit. Er benutzte dieſe günſtige Gelegenheit, um ihr noch einmal ſeine Liebe zu erklären, eine Erklärung, die jetzt ohne Lachen angehöret ward. Caroline erzählte ihrem Liebhaber die Gefahr, in der ſie jetzt ſchwebe, ihm auf ewig entriſſen zu werden. Anton war erſtaunt, und wußte kein anderes Mittel, als ſich ſelbſt als Sohn dem Herrn von Birkheim anzutragen: der Schritt ſchien bedenklich, aber der einzige, der ſich jetzt thun ließe.

Der Vater quälte indeſſen die Tochter um eine entſcheidende Antwort, ſie antwortete in zweydeutigen Ausdrücken, ſo lange es nur möglich war, da aber der Vater zornig auf eine beſtimmte Erklärung drang; ſo ſagte ſie endlich mit feſter Stimme: ſie könne nie die Gemahlin des Herrn von Ahlfeld werden.

Der Vater wüthete, da er ſeinen Plan in Gefahr ſah zu ſcheitern, ſeine Tochter war ſchon ſeit langer Zeit ſeine Sorge wegen der Mitgift geweſen, jetzt ſah er die erwünſchteſte Gelegenheit, ſie ohne Ausſteuer zu verheyrathen, und dieſe Gelegenheit ſollte er nicht benutzen dürfen.

Meine Tochter iſt eine Boshafte, eine Ungehorſame, die ihren Vater ins Grab bringen wird! rief er dem eintretenden Herrn von Ahlfeld entgegen. — Caroline entfernte ſich. — Sie iſt ungehorſam? fragte Ahlfeld mit einem betrübten Ton. — Ja, antwortete der Vater, ſie ſchlägt Ihre Hand aus, ſie — o ich bin von Sinnen! Ich habe ſchon Gäſte zur Hochzeit eingeladen, ich habe ſchon nach der Reſidenz des benachbarten Fürſten an den Prior, meinen Vetter geſchrieben, er kömmt gewiß, um ſie beyde zu trauen, und hätte aus Freundſchaft gewiß nichts für die Mühe genommen, ſondern es ſich im Gegentheil zur Ehre gerechnet! — Und nun ſind mit einemmale alle meine Freuden, alle meine ſchönen Plane zu Grunde gerichtet!

Der junge Herr von Weiſſenau ließ ſich jetzt zu einem geheimen Geſpräch mit dem Vater ſeiner Geliebten melden; dieſer erſtaunte nicht wenig, da ſich noch ein Liebhaber ſeiner Tochter fand. Anton bat ſo dringend und beweglich um ſeine Einwilligung, daß der Alte mehr als einmal in Verlegenheit gerieth; er ſahe die Halsſtarrigkeit ſeiner Tochter, er erwägte ob dieſer Liebhaber nicht auch vielleicht die Bedingung eingehn würde, die er dem Herrn von Ahlfeld vorgelegt hatte; er beſann ſich eine Zeitlang und verſprach ihm endlich ſeine Tochter, wenn er ſie ohne Ausſteuer nehmen wollte. — Nichts weiter? rief Anton entzückt, o, ſo bin ich ein glücklicher Menſch! — Aber vergeſſen Sie nicht, rief ihm Birkheim nach, daß dazu die Einwilligung Ihrer Eltern nothwendig iſt! — Anton flog nach Hauſe.

Was thuts, ſagte der Vater zu ſich ſelbſt, wenn ich auch ſchon dem Herrn von Ahlfeld mein Wort gegeben habe? Die Familie des Weiſſenau iſt reicher und angeſehener, er iſt jung und hübſch, und meine Tochter wird wenigſtens gegen dieſe Heyrath keine Einwendungen machen; ich werde ſie noch vortheilhafter los, als ich jemals gedacht hätte.

Anton ging ſogleich zu ſeinen Eltern. Sein Vater war ein harter und rauher Mann, eingebildet auf ſein Vermögen und ſeinen Adel, man kann daher vermuthen, welchen Eindruck die Bitte ſeines Sohnes auf ihn machte. — Schämſt du dich nicht, ſagte er mit der größten Unfreundlichkeit, mir ſo etwas nur zu ſagen? — Meinem Sohne ein Mädchen ohne Ausſteuer! — Von bürgerlicher Abkunft, deren Vater ſich erſt durch Geld in unſern Stand hat hineinſchleichen müſſen! Ein Mädchen, der es ſchon eine Ehre ſeyn müßte, wenn du nur an ſie dachteſt, dieſe verſpricht man dir unter ſo ſchimpflichen Bedingungen, und du haſt ſogar die Frechheit, meine Einwilligung zu ſolcher Meſalliance zu hoffen?

Die Bitten, die Thränen des Sohnes waren vergebens, noch mehr aber die philoſophiſchen Gründe, mit denen er beweiſen wollte, ſein Vater habe Unrecht, er ſahe das Verhaltniß von einer ſchiefen Seite an; das Glück des Sohnes müſſe ihm, wenn er ihn liebe, theurer als alle ſeine Vorurtheile ſeyn. — Der Vater nannte ihn einen Narren, und ging fort, ohne ihn weiter anzuhören.

Anton war troſtlos, Caroline ebenfalls, als er ihr die Nachricht überbrachte. Der Herr von Birkheim dachte jetzt wieder an den andern Liebhaber, und drohte ſeiner Tochter, ſie zu einer Verbindung mit dieſem zu zwingen. Jedermann machte Plane, Anton und Caroline entſchloſſen ſich zur Flucht.

Der Prior aus der Reſidenz kam unterdeſſen an. Man entdeckte ihm die Lage der Sachen, und er ſprach weitläuftig und lange mit Carolinen, er zergliederte ihr die Pflichten eines Kindes gegen ihre Eltern; er ſchalt auf die thörichte Liebe, die gewöhnlich unter jungen Leuten herrſcht, und ſie zu tauſend dummen Streichen verleitet; er bewies ihr aus dem alten und neuen Teſtamente, daß es ihre Schuldigkeit ſey, den Befehl ihres

Vaters zu erfüllen; er lobte endlich den alten Bräutigam und ſchimpfte auf Anton: aber alle ſeine Bemühungen waren vergebens, er gewann nichts weiter damit, als daß das Mädchen noch halsſtarriger wurde, daß ſie endlich geradezu erklärte, nur der Eigennutz ihres Vaters ſey an ihrem Unglücke Schuld.

Der Prälat kam in Verlegenheit, Herr von Ahlfeld war in Verzweiflung, der Vater wüthete. — Alle machten Verſuche, ſie dem Befehl des Vaters geneigt zu machen, ſogar die alte Köchin trat mit hinzu, um das Herz ihres Fräuleins zu rühren, aber dieſe blieb, wie vorhin, bey ihrem Vorſatz.

Der Prälat verſchloß ſich nun mit dem Vater, um mit ihm zu überlegen, welche Mittel man in dieſer Lage ergreifen müſſe. — Am folgenden Morgen ward Caroline ſchon ganz früh, als noch alles in der Gegend ſchlief, in einen Wagen gepackt, der Prälat ſetzte ſich zu ihr, der alte Bediente begleitete ſie, und ſo fuhr man nach einem Kloſter, das ſeitwärts und einſam ohngefähr ſechs Meilen von dem Schloſſe Birkheim lag. Die Priorin war eine Freundin des Prälaten, ihr ward Caroline mit dem Bedeuten überliefert, eine ſtrenge Aufſicht auf ſie zu haben. Der Prälat fuhr fort und Caroline ſaß in ihrer einſamen Zelle und weinte.

Man war entſchloſſen, ſie ein halbes Jahr hindurch hier leben zu laſſen. Der Vater glaubte, daß die Einförmigkeit der Lebensart und die Langeweile ſie dann wohl bewegen würden, ihre Hand dem Herrn von Ahlfeld zu geben.

Anton war in Verzweiflung, daß Caroline abgereiſet ſey, und daß Niemand wiſſe, wohin. Er fragte Jedermann, und keiner konnte auf ſeine Fragen Antwort geben. Er hatte einen ſehr ſcharfſinnigen und weitläuftigen Plan erſonnen, mit ſeiner Geliebten zu entfliehen, und dann die Einwilligung ſeiner Eltern zu erzwingen, und nun war Caroline fort, und alle ſeine ſcharfſinnigen Erfindungen waren umſonſt.

Unter dem Vorwande, einen Freund zu beſuchen, reiſte er nach einer Woche ab, und ſtreifte allenthalben in der Gegend umher, um Carolinen wiederzufinden. Er beſuchte alle kleinen Städte und Dörfer, lauerte bey jedem Hauſe, wo es ihm nur auf irgend eine Art wahrſcheinlich war, daß ſie ſich aufhalten könne: aber bis jetzt war ſeine Mühe noch immer vergebens geweſen. — In einer Dorfſchenke hörte er einſt von ohngefähr erzählen, daß man vor drey Wochen ein ſehr ſchönes Fräulein in das benachbarte Kloſter gebracht habe, die ſehr betrübt ausgeſehen hätte. — Anton ſchloß mit Recht, daß dieß ſeine Geliebte ſeyn würde. — Er hatte nun nichts angelegentlicheres zu thun, als Tag und Nacht um das Kloſter herumzuſchleichen, und zu erwarten, ob er nicht einmal ſeine Geliebte ſehn würde. Er gewann bald durch Geld und Freundlichkeit ein junges Mädchen, das im Kloſter eine Art von Aufwärterin war, und dieſe erzählte ihm endlich für gewiß, daß Caroline hier ſeit einiger Zeit wohne. Anton hatte itzt ſogar das Glück, ſie einmal an einem Fenſter in der Ferne zu ſehen; die Augen der Liebhaber ſind ſchärfer als die Augen der übrigen Leute; er erkannte ſie ſogleich, und bemerkte ſogar, daß ſie traurig ſey. Auch Caroline mußte ihren Geliebten geſehn haben, denn ſie kam jetzt häufiger, als ſonſt, an das Fenſter; ſie winkten einander zu, aber wie wenig ſind Liebende mit ſtummen Winken zufrieden? — Anton erſann ein neues Projekt, und als es völlig zu Stande war, ſchrieb er ſeiner Geliebten folgenden poetiſchen und philoſophiſchen Brief.

Geliebte!

So hab' ich Dich endlich doch wiedergefunden, trotz der Bosheit meiner und Deiner Verfolger! Die Liebe beſiegt alle Hinderniſſe, und ſie wird auch uns glücklich machen. Aber laß uns jetzt nicht von neuem die koſtbare Zeit verſäumen, da wir beyde wiſſen, was wir von unſern Eltern zu hoffen haben: freywillig werden ſie nie unſre Hände in einander legen, wir müſſen ſie zwingen! — Wie? hör' ich Dich fragen. — Nun ſo höre mich, theureſte Geliebte, und willige in meinen Vorſchlag. — Ich habe eine Stelle entdeckt, wo ich bequem über die Mauer des Kloſters ſteigen kann; von dort komme ich leicht zu dem Fenſter, an welchem ich Dich nun ſchon zu meiner Freude ſo oft geſehen habe. Beſchreibe mir, wo ich von dort aus Dein Zimmer finde, und ich komme dann morgen in der Nacht zu Dir. — Keine Einwendungen, wenn Du mich liebſt, Theureſte; ich ſehe Dich jetzt ſchon als meine Gattin an, und was findeſt Du denn an dieſem Schritte tadelnswürdiges? Laß keine falſche Schaam, kein Vorurtheil, keinen von den gewöhnlichen Einwürfen in Deinem Herzen gegen mich ſprechen; denn an dieſer Nacht, an dieſer Erfüllung meiner Bitte hängt das Glück unſers ganzen künftigen Lebens. — Ich verlaſſe Dich dann vor Anbruch des Morgens, und wir haben uns ſelber als Mann und Frau den Segen geſprochen. Mögen Sie Dich doch dann im Kloſter aufbewahren; mag mir mein hartherziger Vater ſeine Einwilligung verſagen; mag der Deinige Dir eine Ausſteuer verweigern: uns kann dann alles gleichgültig ſeyn. In Dir ſchlummert dann ein Pfand, das ſie bald wider ihren Willen zwingen wird, ſich zu vergleichen, und uns Sohn und Tochter zu nennen. Den Eigenſinnigen muß man mit Eigenſinn begegnen, um ihren Trotz zu beugen: darum, Geliebte, willige in meinen Vorſchlag. Thuſt Du es nicht, ſo bin ich elend, und auch Du biſt es; denn Dein Vater wird gewiß am Ende Mittel finden, Dich mit dem alten verliebten Gecken zu verbinden, und dann ſind wir auf ewig auseinander geriſſen. — Oder wünſcheſt Du lieber mich ſterben zu ſehen und Dich an einen alten, abgeſchmackten Narren ſchmieden zu laſſen: nun wohl, ſo zerreiß dieſen Brief und antworte mir nicht. — Doch nein, warum will ich denn zweifeln? Du ſiehſt Dich ſelbſt als meine geliebte Gattin an, und wenn es einſt Dein Wunſch war, mich Gemahl nennen zu können, warum wollteſt Du mir denn nicht noch heut Dein Zimmer und Deine Arme öffnen? Worinn liegt die Sünde, wenn wir ein Glück genießen, das unſer Eigenthum iſt, und wenn dieſer Genuß zugleich die Quelle unſrer künftigen Seeligkeit iſt? — Schicke mir durch die Ueberbringerin dieſes Blattes ein paar Worte, in welchen Du mir die Lage Deines Zimmers beſchreibſt. Ich ſage Dir Lebewohl, bis ich Dich ſelbſt in meine Arme ſchließe.

Der Deine bis in den Tod.

Dieſen Brief gab er dem Mädchen, das ihn noch an eben dem Tage Carolinen überbrachte. Dieſe erſtaunte, als ſie den Vorſchlag ihres Geliebten begriff, überlegte eine Zeitlang, was ſie antworten ſollte, und ſchrieb ihm endlich folgendes:

Mein Theuerſter!

Ihr Brief hat mich überraſcht. Ich fühle es, daß ich viel dagegen ſagen könnte und ſollte. Ich bin im Begriff, es zu thun, und dann lege ich doch wieder die Feder nieder. — Da es Ihr Glück entſcheidet, wie Sie ſagen, da Sie es als einen Beweis meiner Liebe anſehn; ſo kommen Sie in der folgenden Nacht. Das bewußte Fenſter wird offen ſeyn, es ſtößt auf einen langen Gang, dieſen gehn Sie ganz hinunter. Die letzte Thür zur rechten Hand iſt die meinige. Ich zittre, indem ich Sie erwarte. Leben Sie wohl!

Caroline.

Wie groß fühlte ſich unſer Held, als er dieſe Zeilen erhalten hatte; er ward dadurch völlig von Carolinens Liebe überzeugt; er fühlte ſich in eben dem Augenblick über alle Zufälligkeiten, über den Eigenſinn ſeiner Eltern, und den Geiz des alten Birkheim erhoben. Er hatte nun ein Mittel ausfindig gemacht, das ihm ohne allen Widerſpruch den Beſitz ſeiner Geliebten verſicherte; ſtolz ſtand er da, wie der Regent ſeines Schickſals, und ſagte eine Tyrade nach der andern, die alle beweiſen ſollten: der Menſch vermöge alles, wenn er es nur ernſtlich wolle. — Mit heißer Sehnſucht erwartete er die folgende Nacht; er ſchlief nur wenig, der Gedanke an Carolinen erhielt ihn wach.

Seine Geliebte konnte noch weniger ſchlafen; bald gereute ihr die Antwort, die ſie ihm gegeben hatte, bald ſah ſie wieder aus dem Fenſter, ob die Sonne nicht bald aufgehen wollte, bald gingen ihr die Stunden zu langſam, bald zu ſchnell. — Der Tag erſcheint, und ein Wagen fährt bey dem Kloſter vor. Die junge Gräfin von Werdenburg ſteigt mit ihrer Mutter aus der Kutſche, die Mutter empfiehlt der Priorin ihre Tochter, die auf ein Jahr hier wohnen ſoll, und fährt wieder fort. Man giebt der Gräfin ein Zimmer, das ihr trübe und melancholiſch vorkömmt. Die Priorin, die ſich der reichen Gräfin gern verbindlich machen will, zeigt ihr mehrere Zimmer, und auch das, welches Caroline bewohnt. Die Ausſicht in einen Garten, die freye Luft, die größeren Fenſter, alles gefiel der Gräfin, und ſogleich wird Carolinen vorgeſchlagen, aus dieſem Zimmer auszuziehn und ein andres in Beſitz zu nehmen. Daß ſie ſich weigerte, kann man ſich denken; ſie erſchöpfte alle möglichen Entſchuldigungen, die man alle ungültig

gültig fand. Halb und halb gab ſie endlich ihre Einwilligung, und es ward ſogleich eine Aufwärterin gerufen, die ihre Sachen mußte einpacken helfen. Die Gräfin bezieht das Zimmer, und Caroline das, welches erſt für ihre Nebenbuhlerin beſtimmt geweſen war.

Das erſte, was ſie that, war, daß ſie im heftigen Verdruß einen Brief an ihren Geliebten ſchrieb, worinn ſie ihm den unglücklichen Zufall meldete, der ſo plötzlich ihren Plan zerſtört habe. Sie gab der Vertrauten den Brief, und ging ſinnend im Zimmer auf und ab. — Spät am Abend kömmt die Vertraute zurück; der Herr iſt nirgends zu finden, ruft ſie unwillig, und giebt Carolinen das Billet zurück; ich bin drey Stunden nach ihm herumgelaufen, ſchicken Sie es ihm lieber morgen früh, vielleicht daß ich ihn dann treffe.

Caroline, die wohl wußte, daß es morgen, auch noch ſo früh, immer ſchon zu ſpät ſeyn würde, ſteckte das Billet betrübt ein, und überließ ſich ihrem Tiefſinn, der ſich bald in Angſt verwandelte. Bey jedem Geräuſch glaubte ſie ihren Geliebten zu hören, der die beſchriebene Thür in einem unglücklichen Mißverſtändniß eröffnet. Wie ſoll ſie es verhindern? Sie wohnt auf der ganz entgegengeſetzten Seite des Kloſters. Sie fährt zuſammen, wenn ſich die Wetterfahne dreht; Verdruß und Angſt haben ſie endlich ſo ermüdet, daß ſie auf ihr Bette ſinkt und einſchläft.

In der Mitternachtsſtunde, als alles ſchlief, ging Anton mit pochendem Herzen nach dem Kloſter hin; er ſieht die Lichter ausgelöſcht, und ſteigt leiſe über die Mauer hinüber und durch das offene Fenſter. Den Gang hinunterſchleichend, nähert er ſich ſchon der bezeichneten Thür. — Unglücklicher! wird dich keine böſe Ahndung zurückhalten, und dir ſagen, daß du der Narr des Zufalls biſt? — Nein, er öffnet die Thür, und ſteht im Zimmer der Gräfin.

Er war erſtaunt, als er Niemand fand; er glaubte, Caroline würde ihm ſogleich froh entgegenhüpfen und ihn an ihren Buſen drücken. Er horchte und hörte ein leiſes Athemholen, trat an's Bett und ſahe ein Frauenzimmer, die er noch immer für Carolinen hielt, im tiefen Schlafe. Noch immer verwundert, wollte er ſie leiſe wecken, aber von der Reiſe ermüdet, ſchlief die Gräfin ſehr feſt. Er nahm ſie endlich in ſeine Arme, und bedeckte Mund und Buſen mit tauſend Küſſen, indem er ſie unaufhörlich ſeine geliebte Caroline nennt.

Die Gräfin erwachte endlich, und that einen lauten Schrey, als ſie ſich ſo unvermuthet in den Armen eines Mannes fand. — Sey doch ſtill, theure Caroline! ſprach er ihr ins Ohr, komm zu Dir und erkenne mich deinen Geliebten. —

Die Gräfin aber ſchrie nur noch heftiger, ſie rief mit kreiſchender Stimme um Hülfe, und der unglückliche Anton ſtand wie aus den Wolken gefallen, ungewiß, ob er da bleiben, oder den Rückweg nehmen ſollte. — Er vermuthete endlich den Zuſammenhang der ſonderbaren Begebenheit, und machte ſich eben zur Retirade fertig, als er ſchon in der Ferne Weiberſtimmen in einem verworrenen Chor hörte. Er machte die Thüre auf, und der Schimmer von vielen Lichtern kam ihm entgegen, alte und junge Nonnen, halb angezogen und in völligen Negligee kamen, auf ihn zu, und ſchrien immer noch um Hülfe, ob ſie gleich alle ſchon beyſammen waren, Carolinen ausgenommen. Er ſchlug den Mantel über das Geſicht und ging vor, alle wichen ihm erſchrocken, wie einem Geſpenſte, aus, er erreichte das Fenſter, die Mauer, und durch einen Sprung war er wieder im freyen Felde.

So iſt denn alles, rief er aus, gegen mich und meine Liebe verſchworen! Ich bin der unglücklichſte Menſch und mein Schickſal das grauſamſte. — Betrübt ſchlich er fort.

Die Gräfin mußte indeß ihr Abentheuer erzählen, man beklagte ſie recht ſehr, und errieth gleich, daß das Ganze eine Verabredung mit Carolinen ſeyn müſſe. Man erinnerte ſich der hartnäckigen Weigerung, ihr Zimmer zu verlaſſen, man hielt alle Umſtände genau zuſammen, und die Vermuthung ward zur Gewißheit. — Am Morgen ließ die Priorin das unglückliche Mädchen rufen: Sie dürfen, ſprach ſie in einem rauhen Ton zu ihr, nicht länger hier verweilen, und den Aufenthalt der Unſchuld entweihen; reiſen ſie ab, und ſeyn ſie froh, wenn wir den ganzen Vorfall, der ſo ſehr zu Ihrer Schande gereicht, verſchwiegen halten.

Man ſchickte einen Bothen an ihren Vater; er war erſtaunt und in Wuth, er durfte es nicht wagen, ſie wieder zu ſich kommen zu laſſen, da er dieſe Probe ihres unternehmenden Geiſtes erfahren hatte. Er mußte alſo ein andres Mittel erſinnen.

Ziemlich weit von ihm, in einer anſehnlichen Stadt lebte eine Muhme von ihm, eine alte Jungfer von funfzig Jahren. Man hatte ihm geſagt, daß alte Jungfern am liebſten und genaueſten die Unſchuld bewachten, daß es leichter ſey, den Satan ſelbſt, als ſie, zu betrügen, ſo daß der alte Birkheim glaubte, ſeine Tochter könne nirgends einen beſſern Schutz finden. — Er ließ alſo

Carolinen abholen, und ſchickte ſie mit einem Briefe, in welchem er die ſtrengſte Aufſicht anbefohl, an ihre Tante. — Anton, der noch immer in der Gegend geblieben war, erfuhr vom Kutſcher den Ort, nach welchem Caroline hingeführet wurde, er beſuchte ſeine Eltern auf einige Tage, um ſich mit neuem Gelde zu verſehen, und ging dann, wohin ihn das Schickſal zu neuen Abentheuern und neuen Unglücksfällen rief.

Die Tante, zu der man Carolinen brachte, war wirklich für das Amt einer Aufſeherin, wie geboren. Ihre Augen waren vom Alter nicht geſchwächt, ſondern ſie ſahe damit beſſer, wie manches zwanzigjährige Mädchen; ſie war nicht pflegmatiſch, ſondern im Gegentheil in einer beſtändigen Thätigkeit, nach allem, was in ihrer kleinen Wirthſchaft vorfiel, ſah ſie ſelbſt; ſie lebte in der Stadt faſt ohne alle Bekanntſchaft, ſie war beſtändig in ihrem Hauſe eingeſchloſſen, zum Ueberfluß waren vor ihren Fenſtern eiſerne Gitter, aus denen ſie, oder das Mädchen, die ihr aufwartete, nur ſelten herausſahen. Kurz, alles, das Haus ſowohl als ihre Bewohner, hatten ein ſo menſchenfeindliches Anſehen, daß ſich ſo leicht Niemand dieſer Gegend näherte.

Hier nun ſollte Caroline, ſo lange bis ſie ſich gebeſſert habe, lebendig vergraben werden.

Sie machte ein ſehr verdrüßliches Geſicht, als ſie in das Zimmer der ehrwürdigen Tante trat: dieſe las den Brief, und empfing ſie wie ein Schlachtopfer, an dem ſie alle ihre Launen üben könne. Das arme Mädchen fand es hier in der großen Stadt einſamer, als in dem Kloſter, das ſie verlaſſen hatte, oft ſehnte ſie ſich dorthin zurück, und beweinte dann mit häufigen Thränengüſſen den Verluſt ihres Liebhabers. Sie wußte nicht, was aus ihm geworden war, wo er nach dem Abentheuer geblieben ſey, ob er ihren jetzigen Aufenthalt erfahren habe, ob er noch an ſie denke, und was der zärtlichen Beſorgniſſe und Fragen mehr waren, in denen die Liebe ſo außerordentlich erfinderiſch iſt.

Ihr Geliebter hatte ſie indeſſen nicht vergeſſen, er ging täglich dem Hauſe vorüber, in welchem ſein Mädchen gefangen ſaß; ihm ſchauderte die Haut, wenn er die dicken eiſernen Stäbe ſah, und noch mehr, wenn das ſchwarzbraune Geſicht der Tante zwiſchen ihnen durchblickte: die Fenſter waren zwar par terre, aber für ihn unzugänglicher, als eine Dachſtube; die Thüre des Hauſes war beſtändig verſchloſſen, die Magd war ebenfalls eine alte Jungfer, und ihrer Herrſchaft treu ergeben, weil beyde mit einander aufgewachſen waren. Er ſah gar keine Hoffnung und keinen Ausweg, er verwünſchte ſein grauſames Verhängniß, das ihm alle ſeine Wünſche vereitelte.

Dem Hauſe der Tante gegenüber war ein Gaſthof, der einem Mann gehörte, der ziemlich dick war, und deſſen junge und hübſche Frau unſern Liebhaber oft ſehr freundlich angeſehen hatte, wenn er vor dem Hauſe auf- und abgegangen war. Lange ſann Anton, ob er nicht alle dieſe Umſtände ſo beugen und richten könne, daß ſie ihm günſtig würden, und alle zu einem Zwecke dienten. Wenn er nur im Hauſe des Gaſtwirths ſeyn könnte, ſo konnte er hoffen, vielleicht einmal ſeine Geliebte zu ſprechen, ſie wenigſtens häufiger zu ſehen. An einem Mittage ſah er endlich, daß die Tante ihr Eſſen aus dem Gaſthofe holen ließ, und in demſelben Augenblick war auch ſein Plan gemacht.

Er ging nun noch häufiger in der Straße auf und ab, die Augen immer nach den Fenſtern der ſchönen Frau im Gaſthofe gerichtet; ſie bemerkte ſeine Aufmerkſamkeit und ſah ihn jedesmal nach, wenn er vorbey ging; nach einigen Tagen grüßte man ſich ſehr freundlich, und beyde warteten nur auf eine Gelegenheit um ſich mündlich noch näher kennen zu lernen. —

Dieſe fand ſich bald, da ſie von der Frau des Hauſes emſig geſucht ward. Anton war auf der Promenade, und es war ſchon ſpät; Jedermann ging ſchon nach Hauſe, nur ein ſehr elegant gekleidetes Frauenzimmer ging noch auf und ab; als Anton näher kam, ſah er, daß es die hübſche Frau aus dem Gaſthofe ſey. Er verſäumte nicht, die Unterredung anzufangen, und ſie klagte, daß eine Freundin ihr Wort nicht gehalten habe, und ſie ſie nun auf der Promenade ſo lange vergebens habe erwarten müſſen. Nur Ihre angenehme Geſellſchaft kann mich entſchädigen, ſchloß ſie, und er reichte ihr den Arm, um ſie nach Hauſe zu führen.

Unterweges freute man ſich ſehr, daß man ſich habe kennen lernen, Anton wünſchte, daß er öfter das Glück haben möchte, Madam zu ſehn; Madam Lindner antwortete, daß das Glück auf ihrer Seite ſeyn würde, daß aber ihr Mann übertrieben eiferſüchtig ſey, und daher keine Beſuche von jungen Leuten in ſeiner Familie dulde. — Sie alſo würden mich nicht ungern ſehen, Madam? fragte Anton mit einem zärtlichen Blick. — Ein ſanfter Händedruck war die Antwort. — Nun ſo werd ich bald das Vergnügen haben, Sie recht oft zu ſehen! — Er küßte ihre Hand, ſie ſtanden vor dem Hauſe und ſie verließ ihn. — Anton warf noch einen ſchwermüthigen Blick nach den Fenſtern ſeiner unglücklichen Geliebten: ja, rief er aus, ich muß dich befreyen, arme Caroline! gebe nur der Himmel, daß mein Projekt diesmal gelingen möge! —

Am folgenden Tage ſtand Herr **Lindner** in ſeinem Zimmer und rauchte ſein Pfeifchen, als ein Bedienter von ſonderbarem Anſehn hereintrat. Er trug eine abgeſchabte Livree, und vom alten Hute hing ein langer Flor über den Rücken; eben ſo war ein ſchwarzer Flor um den linken Arm gewickelt. Sein Geſicht war betrübt; er wiſchte ſich die Augen und machte ein paar tiefe Verbeugungen. — Was will Er, mein Freund? fragte **Lindner** mit einer tiefen Baßſtimme. — Ach, verehrungswürdiger Herr, klagte der Bediente in einem weinerlichen Tone, ich komme her, Sie recht ſehr um eine Gefälligkeit zu bitten.

Lindner. Hier wird nichts gegeben, mein Freund. —

Bediente. Ich verlange auch kein Allmoſen.

Lind. Nun, was verlangt Er denn?

Bed. Haben Sie Zeit, und wollen Sie die Gewogenheit haben mich anzuhören?

Lind. Red' Er.

Der Lakey von der traurigen Geſtalt räuſperte ſich und hob dann ſeine Erzählung an: Ach, mein werthgeſchätzter Herr, ſo wie Sie mich da vor ſich ſehn, bin ich ein ehemaliger Bedienter von einem Herrn, deſſen Gut vier Meilen von hier liegt.

Sehn Sie, es war ein chriſtlicher und guter Herr, aber, Gott hab ihn ſelig, nun iſt er verſtorben, wie Sie auch an meiner Trauer ſehn können, und ich bin außer Dienſt geſetzt. Nun würde es mir freylich wohl nicht an einer neuen Herrſchaft fehlen, wenn ich mir die Mühe geben wollte, mich darnach umzuſehn; aber ſehn Sie, mit Ihrer Erlaubniß, ſo ein chriſtlicher Mann der ſelige Herr auch war, der gewiß keinem Menſchenkinde zu großen Ueberlaſt machte, und der auch als ein völliger Chriſt geſtorben iſt, und mir etliche hundert Thaler in ſeinem Teſtamente vermacht hat: ſehn Sie, ſo hab' ich doch, wie man wohl zu ſagen pflegt, im Lakeyenſtande ein Haar gefunden. Nicht, als ob die Arbeit zu ſchwer wäre, nein, Gottlob, grade umgekehrt; aber man ſieht doch gern gerade aus, und wünſcht mit der Zeit auch einmal ein nahrbarer und ſezhafter Mann zu werden, der doch auch ſeine Familie ehrlich und fleißig ernährt; und ſehn Sie, das kann man als Bedienter zeitlebens nicht, und darum bin ich eigentlich zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, hochgeſchätzter Herr, einen armen, verwaiſ'ten Teufel für Geld und gute Worte in Ihre Dienſte zu nehmen, damit er einmal als Koch ſein Stückchen Brod eſſen kann; denn ich denke immer, wer andern zu eſſen giebt, für den fällt auch wohl ſelber etwas ab, und das liebe Eſſen iſt denn dabey doch eine Waare, die nie aus der Mode kommt.

Er iſt ziemlich weitläuftig, mein Freund, ſagte der Gaſtwirth, indem er ihn noch einmal genau betrachtete. Wenn wir über das Lehrgeld einig werden können, ſo will ich ihn behalten.

Mit dem Contrakte wurde man bald fertig, und der neue Lehrling ward in die Küche eingeführt.

Wie freute ſich Anton über ſeine glückliche Liſt, als er mit der weißen Küchenſchürze herumlief! Wie erſtaunte die Frau, als ſie am Mittage ihren Liebhaber als Küchenjungen vor ſich ſtehen ſah! — Unſer verliebter Projektmacher hatte nun vor's Erſte alle ſeine Zwecke glücklich erlangt; er war ein Mitglied des Hauſes geworden, ohne vom Wirth erkannt zu ſeyn; die Frau hatte geglaubt, es geſchehe ihrentwegen, und er hoffte ſie durch ſeinen Verſtand bald in ſein eigentliches Intereſſe hineinzuziehen. Er wünſchte nun nichts ſehnlicher, als daß die Magd der alten Tante einmal krank werden möchte, um ſo glücklich zu ſeyn, ſeiner Geliebten das Eſſen hinüberzutragen.

Auch dieſer letzte Wunſch ward erfüllt, und er beſtand ſo lange darauf, daß man ihn hinüberſchikken ſolle, bis es geſchah. Caroline hätte ſich bald durch ihre Freude verrathen, als ſie ihren Ge-

Geliebten wieder vor ſich ſah, er winkte, ſie mäßigte ſich, und die Tante war diesmal einfältiger als gewöhnlich, und hatte nichts gemerkt.

Er ſahe nun Carolinen täglich, und ſie unterhielten ſich durch zärtliche Pantomimen, die wachſame Alte aber verhinderte beſtändig, daß ſie mit einander ſprachen. An einem Tage war die Gelegenheit günſtig, und Anton gab ſeiner Geliebten einen Zettel und eine Feile, die er zu dieſer Abſicht beſtändig bey ſich trug. — Fliehen Sie, ſtand auf dem Papiere, benutzen Sie dieſes Inſtrument, ich ſehe keine andre Rettung.

Halb wider ſeinen Willen war unterdeß die Bekanntſchaft mit Madam Lindner auch fortgeſchritten. So ſehr ihn in manchen Augenblicken die Untreue ärgerte, die er täglich gegen ſeine Vielgeliebte beging, ſo war doch die Schönheit der Frau und die günſtige Gelegenheit gar zu verführeriſch. Er hätte ſich auch den Haß der Frau zugezogen, oder hätte ſich ihr wohl gar verdächtig gemacht, wenn er eine Intrigue plötzlich wieder abgebrochen hätte, die er doch ſelber eingeleitet hatte, und der zu gefallen er ſich nur, wie ſie ſich einbildete, verkleidet in ihr Haus geſchlichen hatte. — Was konnte er alſo thun? Unter einer zwiefachen Geſtalt diente er der himmliſchen und irdiſchen Venus.

Er konnte es nicht vermeiden, daß ſein Herr ihn nicht bisweilen verſchickt hätte; er wurde an einem Tage ſehr verlegen, als er mit einer Rechnung in das Zimmer eines alten Univerſitätfreundes trat, der ſich ſeit einiger Zeit in dieſer Stadt niedergelaſſen hatte. Anton war ſogleich erkannt, und um nicht das Gefährlichſte zu wagen, mußte er ſeinen Freund Milberg zum Mitwiſſer ſeines Geheimniſſes machen. Man lachte und trank auf die Geſundheit der unbekannten Geliebten, denn Anton war doch ſo klug geweſen, ihm nicht den Zuſammenhang der ganzen Sache zu entdecken, er hatte ihm bloß geſagt, daß er dieſe Verkleidung nöthig gefunden habe, um eine Intrigue, die ihn jetzt beſchäftige, zu Ende zu führen. Beyde trennten ſich, indem natürlicher Weiſe Milberg die ſtrengſte Verſchwiegenheit verſprach.

Anton lebte indeß in einer großen Einförmigkeit fort, er ſah Carolinen oft, ſprach ſie aber nie, weil dies die Wachſamkeit der alten Tante unmöglich machte. — Mit Schrecken ſah er an einem Morgen vor ſeinem Gaſthofe den Herrn von Birkheim und den alten Ahlfeld aus einem Wagen ſteigen; ſie kamen, um zu ſehen, ob ſich Caroline nach einem halben Jahre gebeſſert habe. Die beyden Angekommenen logierten in Lindners Gaſthofe und es ward ihm ſehr ſchwer, ſich vor ihren Blicken zu verbergen.

Aber bald drohete ihm noch ein neues Unglück; die Eiferſucht bereitete ſeiner Seele neue Schmerzen. Sein Freund Milberg begegnete ihm auf der Straße, und redete ihn an: ſage mir, lieber Freund, was iſt das für ein Mädchen, das dir gegenüber wohnt? — Wo? — In den Fenſtern mit den Eiſenſtangen bey dem alten häßlichen Weibe. — Ich erinnere mich. — Sie iſt ein Engel; ich gehe alle Tage vorbey, um nur zuweilen das himmliſche Geſicht zu ſehen; ich denke, Sie muß mich bald kennen lernen. Weißt du nicht, ob man in dem Hauſe Zutritt haben kann?

Weiter war nichts nöthig, um Antons Seele mit der peinlichſten Unruhe zu füllen. Schon ſieht er in ſeinem Freunde einen neuen Nebenbuhler, ſchon hadert er von neuem mit dem Schickſale, das ihn ohne Raſt verfolgt; er ſieht kein anderes Mittel als die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes auf einen andern Gegenſtand zu lenken. Daher beſchrieb er ihm die Schönheit der Madam Lindner, behauptete, daß eine Bekanntſchaft mit dieſer ungleich leichter und dankbarer ſey, als mit der Schönen hinter dem Gitterfenſter, geſtand endlich, daß er ſelbſt mit dieſer in einer vertrauten Verbindung ſtehe, jetzt aber dieſer Intrigue überdrüßig ſey. — Milberg ward wirklich auf die Erzählung ſeines eiferſüchtigen Freundes aufmerkſam, und da dieſer ihm oftmals verſicherte, daß Madam **Lindner** nicht zu den grauſamen Schönen gehöre, beſchloß er würklich, einen Angriff auf ihr Herz zu verſuchen.

Er ging vor dem Hauſe vorbey, und ſahe ſie am Fenſter; die Beſchreibung und die Lobeserhebungen ſeines Freundes ſchienen ihm nicht übertrieben. Er ſuchte nun ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, aber alle ſeine Mühe war umſonſt. Er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern ging um ſo fleißiger durch dieſe Straße, und ward aus Eigenſinn am Ende wirklich in Madam **Lindner** verliebt. Wenn er ſie auf der Straße ſah, ging er ihr nach, in der Kirche ſtellte er ſich neben ſie und ſuchte ſie anzureden; aber ſie gab weiter gar nicht auf ihn Acht, oder ſchreckte ihn mit einer ſehr kurzen Antwort zurück. Es mag beym erſten Anblick ſonderbar ſcheinen, daß viele Weiber, die ſich kein großes Bedenken daraus machen, ihrem Manne untreu zu ſeyn, ihrem Liebhaber eine unwandelbare Treue ſchenken. Dies gehört zu den eigenſinnigen und wunderbaren Launen des weiblichen Geſchlechts, die ſich am Ende auf eine feine Delikateſſe hinausführen laſſen, die dem männlichen Geſchlechte ganz zu fehlen ſcheint.

Milberg ward durch ſein Unglück gegen ſeine Geliebte und gegen ſeinen Freund aufgebracht; da ihm alle Beſuche mißglückten, beſchloß er ſich an beyden zu rächen; er dachte auf ein Mittel, ſeiner Rache auf eine gute und würkſame Art genug zu thun. — Anton ſah indeß mit blutendem Herzen den alten Ahlfeld täglich ſeine Geliebte beſuchen, er verwünſchte ihn im Herzen, aber dieſe Verwünſchungen konnten ihm nichts helfen, er mußte in jedem Augenblicke fürchten, daß Caroline ihre Einwilligung zu der verhaßten Verbindung geben würde. — Milberg ſprach ihn wieder und ſagte, daß er eine Bitte an ihn habe: Madam Lindner, ſagte er, iſt gegen alle meine Bitten taub, für alle meine Aufmerkſamkeiten blind und unempfindlich geweſen; ich achte ſie ſeitdem um ſo höher, nur fürchte ich, daß ich ſie durch meine Zudringlichkeit beleidigt habe, und das würde mich kränken. Um mich zu überzeugen, daß ſie keinen Groll gegen mich hat, mußt du ſie überreden, daß ſie mich in deiner Geſellſchaft in meinem Gartenhauſe beſucht, wir wollen dann froh mit einander ſeyn, und wenn es nöthig ſeyn ſollte, eine allgemeine Verſöhnung feyern.

Anton hatte viel dagegen einzuwenden, aber ſein Freund hörte nicht eher auf ihn zu bitten, und zu quälen, bis er ihm verſpochen hatte, bey ſeiner Geliebten alles mögliche anzuwenden, um ſie in die Geſellſchaft ſeines Freundes zu führen. Madam hatte noch weit mehr dagegen einzuwenden, ſie gab aber auch den dringenden Bitten ihres Liebhabers nach, und der Tag ward feſtgeſetzt, an welchem ſie den Freund in ſeinem Gartenhauſe beſuchen wollten. — Sie ahndeten nicht, daß dieſer Tag für ſie ein Tag des Unglücks ſeyn würde.

Milberg machte alles zu ihrem Empfange bereit, er ordnete die Tafel ſehr geſchmackvoll an, ſchrieb aber in der Bosheit ſeines Herzens zugleich einen Brief an den eiferſüchtigen Mann, worinn er ihm meldete, daß wenn er ſeine Frau in artiger Geſellſchaft finden wollte, er nur nach einem Gartenhauſe, welches er ihn näher bezeichnete, um eine gewiſſe Stunde kommen ſollte. —

Madam Lindner lies ſich von Anton, der ſich am heutigen Tage wieder in ſeine ordentlichen Kleider geworfen hatte, nach dem Gartenhauſe führen. Man iſt, trinkt und lacht, als man plötzlich ein Gepolter vernimmt.

Milberg geht fort, um zu ſehen, was es giebt und kömmt nicht wieder; das Gelärm nähert ſich immer mehr, ſchon unterſcheidet man die tiefe Baßſtimme des alten Lindner, Madam will in Ohnmacht fallen, und Anton weiß nicht was er thun ſoll. Die Thür öffnet ſich, und der erboßte Mann tritt herein, die Frau fällt würklich in Ohnmacht

macht und Anton erſchrickt. Alles iſt erſtaunt ſich hier anzutreffen, der Liebhaber kann nicht begreifen, durch welchen unglücklichen Zufall ſich der Mann hieher verirrt habe, und der Mann ſteht wie verſteinert, da er den Küchenjungen als einen jungen Herrn und als den Liebhaber ſeiner Frau wiederfindet. Hinter dem Herrn Lindner zieht eine ganze Schaar von Marquers, Köchen und Hausknechten einher, jeder mit den Waffen ſeines Standes verſehen, alle ſtehn ſtarr da und betrachten den verwandelten Küchenjungen, der ſich Mühe giebt, Madam, die noch immer in Ohnmacht liegt, ins Leben zurückzurufen. — O glückliches Naturell der Weiber! Wenn Euch ein Unfall begegnet, der Euch in eine peinliche Verlegenheit ſetzen könnte, der Euer Herz mit Schmerzen erfüllen würde, o ſo entzieht Euch eine mitleidige Ohnmacht plötzlich dem Schauſpiel, euer Genius entrückt eure Seele in fremde Gefilde, und Ihr vergeßt auf eine Zeitlang das Unglück, das Euch niederdrückt!

Sie ſchlug endlich die Augen wieder auf, und Anton zog den Degen um ſich durch ſeine Feinde einen Weg zu bahnen; ſie wichen ihm alle aus, und er gewann das freye Feld. — Hier ſah er in großer Eil den Herrn von Ahlfeld mit mehreren Bedienten zu Pferde vorbeyſprengen; er erfuhr von dem einen, daß Fräulein Caroline ihrer Tante entwiſcht ſey, und man ihr jetzt nachſetze.

Unglücklicher Anton! rief der Liebhaber jetzt in Verzweifelung aus. — Sie iſt entflohen, entflohen ohne dich; ein Freund hat dich verrathen, eine Geliebte verläßt dich, alle Plane, die ich aufbaue, wirft das verhöhnende Schickſal wieder um; ich verliere meine Zeit und meine Mühe in einem langweiligen, unaufhörlichen Spiele, das mich nie gewinnen läßt. — Er bedachte in der Leidenſchaft nicht, daß er manches aus ſeinem Plane wohl hätte weglaſſen können, und daß er das Schickſal alſo ſehr mit Unrecht anklage.

Wohin ſollte er ſich nun wenden? — Wohin war Caroline entflohn? — Er überläßt ſich auf gut Glück dem Wege, ſchweift umher, ſucht Carolinen in allen Dörfern und in allen Wäldern, und nach einigen Wochen kömmt er müde und verzweiflungsvoll in der Reſidenz des benachbarten Fürſten an. Er geht durch alle Straßen, er kehrt in einem Gaſthofe ein, er frägt auf eine verſteckte Art nach ſeiner Geliebten; aber da iſt kein Menſch, der ihm Antwort geben kann.

Er hoffte immer noch, Nachrichten von ſeiner Geliebten zu bekommen, darum blieb er länger in der Reſidenz. Er machte auch einige Bekanntſchaften, die ihm die Zeit verkürzten, und nach einiger Zeit zog eine hübſche Kaufmannsfrau, die ihm gegenüber wohnte, ſeine Augen auf ſich. Sie bemerkte ihn ebenfalls, und ohne daß er es wollte, war bald ein Augenſpräch zwiſchen ihnen entſtanden. Da er Carolinen nicht wiederfand, ſo ſuchte er ſich zu zerſtreuen, und dies Abentheuer ſchien ihm alſo recht von ſelbſt in den Weg zu kommen. Der Mann dieſer Frau handelte mit Tüchern und andern Sachen, die zum Anzug gehören. Anton bemerkte den Augenblick, in welchem der Mann ausging, und ſogleich war er ſelber bey der ſchönen Frau im Laden. Sie ward roth, verlegen, und fragte: was zu ſeinem Befehl ſtehe? Er forderte eine geſtickte Weſte, und die Frau ſuchte ihren ganzen Laden durch, ohne das Verlangte finden zu können, und ſchämte ſich endlich, da eine Menge von Weſten vor ihr lagen. Er bezahlte, was ſie gefordert hatte, ohne auch nur im mindeſten zu handeln, und da er nur gegenüber wohnte, nahm er die Weſte ſelbſt mit ſich.

Es ſchien ihm jetzt eben nicht unſchicklich, daß er ſich nach ihrem Befinden erkundigte, wenn er vorbeyging; daß er ſich bey dieſer Frage etwas lange aufhielt, und hundert andre Fragen und Bemerkungen in ſie verflocht, kann man leicht vermuthen.

muthen. Sie verſtanden ſich bald beyde, und Caroline war halb vergeſſen. — Der Leichtſinnige! vielleicht aber, daß ſeine Strafe nicht ausbleibt.

Er lernte auch den Mann kennen. Herr Wagemann war eine kleine, ziemlich alte Figur; er war vierzig Jahr alt, und gegen jedermann freundlich und höflich; er hatte ehedem Philoſophie ſtudirt, und in müßigen Stunden war ſie noch jetzt ſein Steckenpferd. Er freute ſich jedesmal, wenn er in einem Geſpräch weil und daher ſagen konnte, nur mußte der andre oft ſehr von der Langeweile leiden, wenn er ihm alle ſeine Gründe auseinander ſetzte. Dieſer Mann gewann bald den Held unſrer Geſchichte ſehr lieb, weil dieſer noch immer nicht ganz den Philoſophen verläugnen konnte. Sie diſputirten oft mit einander, und einer überzeugte den andern nicht. Anton ward auch zuweilen zum Mittagseſſen gebeten, und hatte nun deſto öfter Gelegenheit, die liebenswürdige Frau zu ſprechen, und ſeine Unterhandlungen fortzuſetzen. — Sie waren bald mit einander einig, und jetzt beſuchte ſie Anton zwar nicht mehr ſo häufig öffentlich, aber deſto öfter ſchlich er ſich heimlich zu ihr.

Er trat an einem Morgen ans Fenſter — und — ſieht er recht? — darf er ſeinen Augen trauen? — Caroline ſitzt in dem Anzuge eines Dienſtmädchens in dem Laden der Madam Wagemann! — Nein, er irrt ſich nicht, ſie iſt es, und er taumelt erſchrocken zurück.

Er freute ſich, daß er Carolinen wieder gefunden hatte, und doch verdroß es ihn halb; vorzüglich, daß er ſie jetzt, und unter dieſen Umſtänden wiederſah, und beſonders in jenem Hauſe. Dann überlegte er wieder, daß dies ihm eigentlich lieber ſeyn müſſe, daß der Umgang mit dieſer Frau ihm vielleicht ſelber behülflich ſeyn könne, um Carolinen wieder in eine anſtändigere Lage zu verſetzen. — Er wiegt ſich mit hundert Vorſtellungen ein, und redet einer Leidenſchaft das Wort, indem er noch über Carolinens Zuſtand nachzudenken glaubt.

Er ſchlich zu Madam Wagemann hinüber. — Haben Sie, fragte ſie ihn, das hübſche Mädchen bemerkt, das ſeit geſtern in meinen Dienſten iſt? — O ja! — Ey, wie lebhaft Sie antworten; nur keine Untreue, mein Herr! — Wie können Sie daran denken? Aber wo haben Sie ſie her? — Sie kam geſtern zu mir, und bat ſo flehentlich, daß ich ſie in meine Dienſte nehmen ſollte, daß ich's dem armen hübſchen Kinde nicht abſchlagen konnte.

Anton fand bald Gelegenheit, Carolinen allein zu ſprechen; um ſich nicht zu verrathen, mußten ſie beyde die Freude über ihr Wiederſehn unterdrücken. Er verdeckte ſein Verhältniß mit Madam Wagemann, und vertröſtete ſeine Geliebte auf eine baldige Befreyung aus ihrem jetzigen Stande. Er verſprach alles anzuwenden, um ſobald als möglich mit ihr glücklich zu ſeyn.

Sie erzählte ihm, wie ſie an demſelben Abend entflohen ſey, als ſie mit Ahlfeld hätte verlobt werden ſollen; nach manchen Drangſalen habe ſie ſich hieher gewandt, und um nicht ſo leicht aufgefunden zu werden, Dienſte genommen.

Die Frau Wagemann war auf ihren Liebhaber eiferſüchtig, und ließ ihn daher in ihrem Hauſe nicht allein; auſerdem fand ſich aber auch keine Gelegenheit, daß Anton ſeine Geliebte ſprechen konnte, und ſo ſchlich eine Woche nach der andern hin. — Den Nachbarn und Freunden Wagemanns war indeſſen das Verhältniß zwiſchen der Frau und dem jungen Menſchen nicht verborgen geblieben; es giebt immer eine Menge dienſtfertiger Leute, die ſich ein großes Verdienſt daraus machen, auch den Ehemann über ſolche Verhältniſſe aufzuklären, nicht aus Liebe zur Tugend, ſondern aus bloßer Freude an Zwiſt und an Klätſchereyen.

Der philoſophiſche Kaufmann hörte aber nur wenig auf das, was ihm alle ſeine Nachbarn ſo häufig ins Ohr ſagten. — Ich bin, ſagte er zu ſich ſelbſt, der Treue meiner Frau verſichert, denn ſie hat ſie mir verſprochen; ſie hat bisher alles gehalten, was ſie verſprochen hat, warum ſoll ich denn nun glauben, daß ſie gerade dies Verſprechen nicht halten wird? Es giebt hier nur zweyerley Fälle. Entweder meine Frau liebt mich, nun ſo bin ich gewiß, daß ſie mir ihre Treue bewahrt: oder ſie liebt mich nicht, was kann mir dann vernünftigerweiſe daran liegen, wenn ſie ihre Treue bricht? —

Man ſieht, Herr Wagemann war zu einem Ehemann geboren, und wenn alle Männer ſo dächten, würde man nicht ſo oft in den Familien die traurigen Scenen ſehn, die die Eiferſucht veranlaßt.

Das Ohrengeſpräch mit dem Kaufmann hatte gar kein Ende, ja man ſagte es ihm bald laut. In allen Geſellſchaften fing er an mit ſeiner Kaltblütigkeit der Gegenſtand des Spotts zu werden;

man nannte ihm ſo oft das Wort Ehre, und ſuchte ſein Gefühl dafür empfindlich zu machen, daß ſein Blut am Ende anfing ſchneller zu laufen. Fremdes Gefühl ſteckt uns oft an, wir nehmen weit leichter von einem Fremden ein Vorurtheil auf, als wir uns von ſeinen Gründen überzeugen laſſen. Er nahm ſich aber dennoch vor, ſeine Frau nicht eher zu beſtrafen, bis er ſich mit ſeinen eignen Augen von ihrer Untreue überführt hätte, und dazu fand ſich ſehr bald Gelegenheit.

Er that eines Tages als wenn er ausgehe, und ſah, daß bald nachher Anton nach ſeinem Hauſe hinüberſchlich. Durch eine Hinterthür kam er nun zurück, öffnete ſich mit ſeinem Hauptſchlüſſel die Zimmer, und ging in einen Saal, der dicht an die Schlafſtube ſeiner Frau ſtieß. Er hätte nicht nöthig gehabt, durch die Spalte der Thür zu ſehn, um völlig von ihrer Untreue überzeugt zu ſeyn; aber er wollte dennoch auch ſein Auge überzeugen, und nun ſah er eine Scene, die Julio Romano vielleicht ſehr mahleriſch würde gefunden haben, und auf die Aretino vielleicht ſehr niedliche Verſe gemacht hätte; ihm gefiel aber dieſe Perſpektive gar nicht, und ſeinem Gedächtniſſe wollte kein einziger Vers beyfallen. — Er ſchlich ſich wieder fort und nahm ſich nun feſt vor, ſich an ſeiner Frau auf eine exemplariſche Art zu rächen.

Er verbarg indeß dieſen Vorſatz ſehr geſchickt; er war gegen ſeine Frau und ihren Liebhaber eben ſo freundlich, als gewöhnlich, und ſprach eben ſo gern als ſonſt über philoſophiſche Materien. Acht Tage waren indeß verfloſſen, als Wagemann unſern Helden zum Mittagseſſen zu ſich bat; es war oft geſchehen, und niemand fand darinn etwas Auffallendes. — Anton kam, der Kaufmann war ſehr vergnügt, und trank bey Tiſche mehr, als gewöhnlich, ſo daß er am Ende einen ziemlichen Rauſch zu haben ſchien. Die Frau und ihr Liebhaber lachten oft über ſeine Spaße und komiſchen Stellungen, und er lachte ſelber aus vollem Halſe mit. Gegen Abend ſchlug er ſelbſt zuerſt vor, nach der Komödie zu fahren, und man nahm gern ſeinen Vorſchlag an; die Frau bat nur um die Erlaubniß, auch ihr Mädchen mitnehmen zu dürfen, und der Mann willigte um ſo lieber ein, weil er dieſe mit in das Complot gegen ſeine Ehre verwickelt glaubte. Man fuhr weg, und der Kutſcher hatte ſchon am vorigen Tage ſeine Ordre bekommen. Der Wagen hält ſtill, alle erſtaunen; der Mann bittet ſeinen Freund auszuſteigen und zu klingeln; dieſer thuts. — Wo ſind wir denn? ruft die Frau; die Klingel wird gezogen, eine große eiſerne Gitterthür geht auf, und der Wagen rollt hinein.

Anton ſteht noch immer in tiefen Gedanken vor der Thür, immer im Begriff, noch einmal zu klingeln, um zu ſehen, wo ſeine beyden Geliebten geblieben ſind. — Die Thür öffnet ſich wieder, der Wagen fährt wieder heraus, der Kaufmann nur allein drinnen, der aus vollem Halſe lacht, als er **Anton** noch vor der Thür ſtehn ſieht.

Ein altes Mütterchen ging grade durch die einſame Straße, und **Anton** geht auf ſie zu, um zu fragen, was das große Gebäude mit der eiſernen Thüre für ein Haus ſey. — Dies Gebäude da? je, das **Zuchthaus**, lieber Herr. — **Anton** fahr zuſammen.

Wird das Schickſal, ſagte er ergrimmt durch die Zähne murmelnd, noch nicht bald müde ſeyn, mich zu verfolgen? — Diesmal ſagte er weiter nichts, denn der Schmerz und Zorn fielen ihn zu plötzlich an.

Er ging mit der alten Frau, die in der Nähe wohnte, und da in ihrem Hauſe grade ein Zimmer leer war, zog er bey ihr ein. — Er erfuhr von ihr, daß der Präſident von **Mohrfeld**, ein ſehr ſtrenger und harter Mann, neben andern Geſchäften auch die Oberaufſicht über das Zuchthaus habe; daß er die Züchtlinge ſehr ſtreng halten ließe; daß ſie ſelbſt einmal in Gefahr geweſen ſey, hineinzukommen, weil ſie aus chriſtlicher Barmherzigkeit zwey armen verliebten Leuten in ihrem Hauſe Zuſammenkünfte verſchafft habe; daß die Frau des Präſidenten aber eine deſto gutherzigere Dame ſey, daß ſie beſonders viel von den Herren Geiſtlichen halte, und in manchen Stunden auch über ihren Mann viel vermöge. — Anton ließ von allem dem, was ſie ihm erzählte, kein Wort auf die Erde fallen.

Wagemann und der Präſident waren ein paar alte Freunde; daher war es dem Kaufmann ſehr leicht geworden, mit ihm die Beſtrafung ſeiner Frau zu verabreden. — Dem Präſidenten fiel bald Carolinens Schönheit auf, und da er hörte, daß ſie unſchuldig ſey, gab er ihr heimlich ein Zimmer in ſeinem Hauſe zu bewohnen, und beſtürmte ſie täglich mit Bitten und Verſprechungen. Caroline aber war taub für ſeine Stimme; ſie dachte nur immer an ihren unglücklichen treuloſen Liebhaber.

Dieſer hatte noch immer nicht gelernt, daß ſeine Plane nichts taugten, und hatte ſchon wieder einen andern fertig, der ſo genau auf die Umſtände kalkulirt war, daß er gar nicht zweifelte, er müſſe den glücklichſten Erfolg haben. Schon am folgenden Morgen geht er in dem eleganten Anzuge eines Geiſtlichen dem Hauſe des Präſidenten vorbey;

die ſchlanke Figur, das blühende Geſicht zogen die Aufmerkſamkeit der Präſidentin auf ſich; er ſahe ſie und grüßte ſie ſehr ehrerbietig; freundlich erwiederte ſie dieſen Gruß. — Täglich ging er ein paarmal vor dem Hauſe vorbey; ſie ſtand jedesmal am Fenſter, jedesmal wechſelte er mit ihr ein paar zärtliche Blicke. — Die Alte war die Vertraute ſeiner Intrigue, und ſie rieth ihm jetzt, ein Billet an die Präſidentin zu ſchreiben, das ſie ſelber überbringen wolle. — Er folgt ihrem Rath, und die Alte macht ſich auf den Weg.

Die Präſidentin freut ſich, eine alte Bekanntſchaft wieder zu ſehen, ſie nimmt den Brief, und die Alte entfernt ſich wieder, um am Nachmittage Antwort zu holen. Sie hat ſchon angefangen, ihn zu leſen, aber ihr Mann iſt heimlich ins Zimmer getreten, und nimmt ihr itzt mit einer plötzlichen Wendung den Brief aus der Hand. — Er lieſt, und ſie kann nichts anders thun, als in Ohnmacht fallen.

Schönſte Frau,

Werden Sie meine Kühnheit zu groß finden, wenn ich, als ein Unbekannter, es wage, Ihren unwiderſtehlichen Reizen zu huldigen; wenn ich ſogar wage, Ihnen dies zu geſtehn? Aber verbieten Sie der Sonne zu leuchten, und Ihrer Schönheit

heit, die Augen aller Männer auf ſich zu ziehn. — O hören Sie einen unglücklichen Liebhaber an, der aus mehr als einer Urſache Sie zu ſprechen wünſcht, den das Schickſal zur Verdammniß ſcheint auserleſen zu haben, daß er in hoffnungsloſer Liebe verſchmachten ſoll. Hören Sie mich an, das Haus der Ueberbringerin iſt ein Zufluchtsort für geheimnißvolle Geſtändniſſe; wenn Sie mich unausſprechlich glücklich machen wollen, ſo machen Sie, daß ich Sie heut Abend dort ſprechen kann, nur auf wenige Minuten, nur um Ihnen ein Geheimniß und eine Bitte vorzutragen, an deren Erfüllung mein Leben hängt. — Finden Sie dieſe Worte zu dreuſt, und habe ich überhaupt, von Ihrer Schönheit geblendet, zuviel gewagt, zürnen Sie auf mich; ſo muß ich mich unterſchreiben

der Unglücklichſte aller Sterblichen.

Er hatte dieſem Briefe mit Vorbedacht dieſe zweydeutige Wendung gegeben, weil er der Präſidentin ſeine Liebe zu Carolinen und ihr Schickſal entdecken wollte: ob dieſer Plan klug geweſen wäre, ſteht noch immer zu bezweifeln, da er aber ſogleich in der Anlage durch einen Zufall ſcheiterte, ſo hat die Erfahrung nichts darüber entſcheiden können.

Der Präſident wüthete, und ſeine Frau warf ſich ihm zu Füßen; ſie betheuerte ihre Unſchuld, er hörte ſie nicht. — Wie kann der Bube ſo frech ſeyn, rief er aus, wenn er Sie nicht geſprochen hat? — Aber ich ſchwöre Ihnen, daß es ſo iſt. — Gut, wir wollen ſehn, ſetzen Sie ſich nieder und ſchreiben, was ich Ihnen diktiren werde.

Die Frau ſetzte ſich nieder, und der Präſident diktirte folgendes Billet:

Mein Herr!

So gerne ich Ihren Vorſchlag annähme, ſo ſeh ich mich doch gezwungen, heute zu Hauſe zu bleiben. Aber um vier Uhr bin ich allein, machen Sie mir das Vergnügen, mich zu beſuchen, aber in weiblichen Kleidern, die Ihnen gewiß ſehr gut ſtehen müſſen. Ich bin

Ihre Freundin.

Wie freute ſich Anton, als er dieſes Papier erhielt! Er ahndete nichts von ſeinem Unglück. — Die Alte mußte ſogleich einen weiblichen Anzug beſorgen; er kleidete ſich an, und ging mit tauſend Hoffnungen nach dem Hauſe des Präſidenten. — Ein Bedienter führte ihn in das Zimmer der Präſidentin, und bat ihn nur einen Augenblick zu verweilen, da die Praſidentin Beſuch habe, der ſich aber bald entfernen würde.

Anton hört Jemand kommen, er wird blaß, denn es iſt der Präſident. — Da meine Frau, fing dieſer an, noch nicht das Vergnügen haben kann, Sie zu ſehen, ſo wäre es ſehr unartig von mir, eine ſo ſchöne Dame ganz allein zu laſſen. — Man ſetzt ſich, und der Präſident fängt ein Geſpräch an, das dem verkleideten Anton die höchſte Angſt verurſacht. Er ſteht auf um ſich zu entfernen, er verſpricht ein andermal wieder zu kommen, aber der Präſident nöthigt ihn ſo dringend da zu bleiben, daß er es nicht abſchlagen konnte. — Gut, daß ich daran denke, fing der Präſident wieder an, Sie können mir vielleicht einen Rath ertheilen, in einer Sache, die mir ſehr auf dem Herzen liegt. — Ich? — Ein unverſchämter junger Geiſtlicher hat die Frechheit, ſich in meine Frau zu verlieben, das könnt ich ihm vielleicht noch verzeihen; aber ſehn Sie, er erkühnt ſich, ihr dieſen ſchändlichen Brief zu ſchreiben. — Er gab Anton ſeinen eigenen Brief; der unglückliche Liebhaber machte Mine vom Stuhl zu fallen. — Nun, was ſagen Sie, fragte der Präſident, wie würden ſie dieſen Niederträchtigen beſtrafen! — Ich würde ihm verzeihn, ſagte Anton ſtotternd! — Da ſind Sie frömmer, als ich, denn das iſt gar nicht mein Wille, ſondern ich habe dieſen Unverſchämten kommen laſſen, um ihn recht derb zu züchtigen. —

Anton zitterte heftig; der Präſident winkte, und vier Bedienten traten herein, jeder mit einer großen Ruthe bewaffnet. — Sie warfen ſich auf ihn, und vollzogen eben die Exekution an ihm, die vor einiger Zeit in Paris an den erklärteſten Jakobinerinnen zur Freude vieler Zuſchauer vollzogen worden iſt. Bey jedem Streiche rief **Anton** aus: O Schickſal, Schickſal! welch ein ſchändliches Ende nehmen auf deinen Befehl alle meine Plane!

Als dieſe Züchtigung vorbey war, glaubte er ſich entfernen zu können, aber der Präſident trat ihm in den Weg. — Wir ſind noch nicht fertig, ſagte er, wir wollen noch beyde einen guten Freund beſuchen, einen Prälaten, dem ich doch einen Geiſtlichen überliefern will, der ſeinem Stande ſo große Ehre macht.

Anton's Bitten waren vergebens, er war die Treppe hinuntergeführt, es war unterdeß Abend geworden, eine Kutſche hielt vor der Thür und man ſtieg hinein. — Vor dem Hauſe eines Priors ward ſtill gehalten, man ging hinein, der Präſident voran, und das Mädchen, das ihm folgt, ſinkt dem Prior weinend in die Arme, es war **Caroline**, ſeine Nichte.

Sie hatte in der Dunkelheit vor dem Hauſe die Hand ihres Geliebten ergriffen, und war ſtatt ſeiner in den Wagen geſtiegen; ſie bat jetzt knien̄d den Präſidenten im Namen ihres Liebhabers um

Verzeihung, der ihm nach der harten Züchtigung auch gern vergab, ſo wie ſeiner Frau, die jetzt den Schein der Unſchuld für ſich hatte. Anton ward geholt, er überließ ſich ganz der Empfindung der Zärtlichkeit, als er Carolinen wieder ſah, und damit er endlich einmal etwas zum Lobe des Schickſals ſagen könne, kam noch an demſelben Abend Carolinens Vater an und trat bey dem Prior ab; vom allgemeinen Flehen beſtürmt, verſtand er ſich zu einer anſehnlichen Ausſteuer, und Anton erhielt nach ſo vielen Leiden und Widerwärtigkeiten zu ſeiner Verbindung mit Carolinen die Einwilligung ſeiner Eltern.

Der Kaufmann Wagemann nahm ſeine Frau, allen ſeinen Nachbarn zum Trotz, wieder zu ſich; er war ſeitdem noch hartnäckiger in ſeiner Philoſophie geworden, und lebte mit ihr, wie ehedem. —

Am Hochzeittage ſagte Anton, indem er ſeine Frau in ſeinen Armen hielt: o Schickſal, ſo haſt du dich endlich mit mir verſöhnt? —

So tief liegen manche Schwachheiten im Menſchen. Das Schickſal hatte es nie der Mühe werth gefunden, ſich mit ihm zu entzweyen.

Der alte Ahlfeld ſagte um ſich zu tröſten: Ich ſehe, das Schickſal will durchaus daß ich kein Hahnrey werden ſoll.

XIII.

Gerade in einer der beſten Reden, die einer der berühmteſten Prediger von der Kanzel hielt, war es, in welcher der junge Baron von Biederfeld ſeine Augen auf das junge, ſittſame Fräulein von Bergen warf. Die Kirchen dienen ſehr oft zum Gottesdienſte der Liebe, und die beyden jungen Leute ſahn ſich hier öfter; er ging ihr nach, wenn ſie die Kirche verließ, und fand jedesmal Gelegenheit, ihr etwas Verbindliches zu ſagen, oder ihr in dem Gedränge den Arm zu bieten, ſo daß die arme Amalie jedesmal mit einem feuerrothen Geſichte aus der Kirche in die freye Luft trat.

Ihrer Mutter, die eine ſehr kluge Frau war, entgingen, trotz ihres ſcharfſichtigen Blickes, alle dieſe Kleinigkeiten, wie es denn ſehr oft bey verſtändigen Leuten der Fall iſt. Sie erhalten ihren Scharfſinn in einer ununterbrochenen Thätigkeit, und überſehen völlig eine Menge von geringfügigen Umſtänden, die nur gar zu oft, im Fortlaufe der Zeit, ihre klug ausgedachten Plane zertrümmern. Amaliens Mutter war eine Frau mit einer faſt männlichen Gemüthsart; ſie hatte in ihrer Jugend viel geleſen und gedacht, ja ſich ſelbſt mit einigen Büchern der Gelehrſamkeit bekannt gemacht; ihr Vater hatte ſie früh an einen Mann verheyrathet, der ihr gleichgültig war, und den ſie nach der Hochzeit nur aus Pflicht und Gewohnheit liebte. Ihr waren daher alle Empfindungen der Liebe, und ihre Leiden und Freuden, unbekannt geblieben. Die Liebe iſt es eigentlich, die dem edlen Charakter die letzte Vollendung geben muß; bey ihr waren, bey allen Vortrefflichkeiten, die rauhen und widrigen Ecken geblieben. Sie hatte ihre Tochter nach einem eigenen Syſteme erzogen, das ſie aus keinem Buche gelernt hatte; ſie hatte vorzüglich geſtrebt, Amalien zu ihrer Vertrauten zu machen, die ihr keinen ihrer Gedanken, nicht die unbedeutendſte ihrer Empfindungen verſchwiege; es war ihr auch bis in das achtzehnte Jahr ihrer Tochter gelungen, ſo daß das Verhältniß zwiſchen beyden mehr wie zwiſchen zwey Geſchwiſtern war, als wie man es gewöhnlich zwiſchen Eltern und Kindern findet.

Aber in dieſes achtzehnte Jahr fiel die merkwürdige Predigt, in welcher ſich Biederfeld und Amalie zum erſtenmale ſahen. Wer kann die magiſche Kraft beſchreiben oder begreifen, die ſo oft in einem einzigen Blick eines ſchönen Auges liegt? Amalie konnte dem Zuge gar nicht widerſtehen, der jedesmal in der Kirche ihren Kopf dahin drehte wo Biederfeld ſtand, und Biederfeld hatte jedesmal eine ſolche Stellung gewählt, daß er in der ganzen Kirche nichts weiter als ſeine geliebte Amalie ſehn konnte.

Man traf ſich von ohngefähr in Concerten und in der Komödie, man ſprach mit einander, und hatte ſich hunderterley unbedeutende Sachen zu erzählen. Biederfeld hätte gern um die Hand des Mädchens angehalten, allein ſein Vermögen war zu klein, um dieſen verwegenen Schritt zu wagen, und da er wußte, daß die Frau von Bergen zwar ſo viel beſaß, um mit ihrer Tochter anſtändig leben zu können, aber nichts weniger als reich war, ſo verwünſchte er in manchen Stunden den Zufall, ſeine Armuth, und die drückenden Verhältniſſe unſrer Welt. Hundertmal nahm er ſich vor, Amalien zu vergeſſen und ſie nicht weiter aufzuſuchen, und das Schickſal ſpielte ihm immer den Streich, daß er ſie noch an demſelben Tage irgendwo ſah, und wenn er nur einen einzigen ſtreifenden Blick ihres glänzenden Auges auffing, ſo hob ein Seufzer ſeine Bruſt, und alle ſeine Vorſätze kamen ihm ſo abgeſchmackt vor, daß er ſich ſelbſt hätte verachten müſſen, wenn er noch weiter daran gedacht hätte ſie auszuführen.

Amalien ging es faſt eben ſo. Sie konnte es ſelbſt nicht begreifen, warum es ihr unmöglich ſey, ihrer guten Mutter von Biederfeld und ſeiner Schönheit zu erzählen. Sie hatte ſchon oft ſeinen Namen auf der Zunge, aber wenn ihr dann der gütige aber doch ernſte Blick ihrer Mutter begegnete, ſo ſchlug ſie beſchämt die Augen nieder, und fing von irgend einer Kinderey zu reden an, die ihr aber gegen ihre Liebe ſehr ernſthaft und bedeutend vorkam.

Es kam aber bald eine Zeit, wo ſie aus einer andern Urſache ſchwieg. Jetzt kamen ihr ihre Empfindungen nicht mehr kindiſch und abgeſchmackt vor, ſo daß ſie ſie aus Schaam verbarg, ſondern ſie fühlte ſich nun über ihre Mutter erhaben, ſie machte aus ihrer Liebe ein Geheimniß, weil ſie ſich einbildete, kein anderes Weſen könne die hohen und lautern Empfindungen ihres Herzens begreifen, jedes fremde Ohr dünkte ihr unheilig, um ihm den Namen Biederfeld und ihre Wünſche anzuvertrauen. Sie ward jetzt nachdenkend und liebte die Einſamkeit, ſie las Gedichte mit Entzücken, und ſaß ſtundenlang in Träumereyen verlohren, ſo daß ſie nichts ſah und hörte, was um ſie her vorging, und wie aus dem Schlafe auffuhr, wenn die Mutter ſie zuweilen rief. Dieſe aber bemerkte noch immer nichts, ſondern meinte, das luſtige, flüchtige Mädchen komme nun nach und nach zu Verſtande.

So gewiß iſt es, daß alle Menſchen, die wir im gemeinen Leben klug und verſtändig nennen, nur bis auf eine gewiſſe Linie mit ihrer Klugheit reichen, und ſich jedesmal verrechnen, wenn ſie ſich weiter wagen. Die Frau von Bergen hatte nie geliebt, ſie verſtand alſo alle Symptome der Liebe an ihrer Tochter unrecht; ihre ganze Erziehung bis dahin war ſehr gut und conſequent geweſen, ſie hatte für alle Fälle ſtets die beſten und wirkendſten Mittel in Bereitſchaft, aber hier verließ ſie ihr guter Genius völlig, ſo daß ſie ihre Tochter ganz frey und ungehindert den Weg gehen ließ, den ſie ſich ſelber ohne alle andre Beyhülfe gebahnt hatte.

Es gab freylich auch manche Stunden, worinn Amalie ſich das unvernünftige ihrer Leidenſchaft vorwarf, und wenn nur jemand geweſen wäre, dem ſie ſich ganz hätte vertrauen können, ſo wäre auch ihre Heilung vielleicht nicht unmöglich geweſen. Aber vom erſten Augenblicke hatte ihre Liebe den Reiz des Geheimnißvollen bekommen, das bewog ſie, alles was vorfiel, jeden Blick und jede unvermuthete Zuſammenkunft, jedes geſprochene Wort und jede kleine Aufmerkſamkeit als ein heiliges Geheimniß zu betrachten, deſſen Verrath ihr Unglück machen würde. — Er war ſo ſchön und liebte ſie ſo innig, wie hätte ſie ſo grauſam ſeyn können, ihn nicht mit aller Zärtlichkeit wieder zu lieben?

Er drückte ihr eines Tages ein Billet in die Hand, ſo daß es niemand bemerkte. Sie beſann ſich am Abend lange ob ſie es leſen ſollte, ja ſie hatte ſchon angefangen ſich auszuziehen, um ſich ſchlafen zu legen, als ſie es dennoch erbrach, und unter langem Herzklopfen folgende Worte las:

„Die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts ver„dient auch die höchſte Liebe; für Sie war mein „Herz geſchaffen, weil es der Liebe am meiſten „fähig iſt. Vom erſten Augenblicke, in welchem „ich Sie ſah, war es Ihr Eigenthum. Die „Bande, die mich feſſeln, ſind zu ſüß, als daß „ich jemals ſtreben könnte, ſie zu zerreißen: „aber wäre es Ihnen wohl möglich, für die

„heſ-

„heftigſte Liebe unempfindlich zu ſeyn, wenn „das höchſte, das einzige Glück meines Lebens „darinn beſteht, Ihnen nicht gleichgültig zu „ſeyn?“

Amalie las das Billet, und las es immer wieder von neuem, ſie wußte es ſchon auswendig, als ſie noch immer nicht den Inhalt ganz begriffen hatte. Sie überlegte dann lange, wie ſie ſich nehmen ſolle, ſie ergriff die Feder, um in ein paar Zeilen zu antworten, und kam in zehn Briefen, ohne daß ſie es bemerkte, in ſo weitläuftige, rührende Tiraden hinein, in denen ſie von Unglück und Liebe, von Sehnſucht und Unmöglichkeit, Thränen und Verzweiflung durcheinander ſprach, daß ſie vor ſich ſelber erſchrack, und es nur nach einer großen Selbſtüberwindung dahin brachte, daß ſie ihrem Liebhaber in wenigen und zweydeutigen Worten Beſcheid gab. Sie legte ſich hierauf zu Bette, konnte aber die ganze Nacht nicht ſchlafen.

Die Erklärung von beyden Seiten war nun förmlich geſchehen, und mit der Annahme des erſten Briefes war zugleich eine große und ununterbrochene Correſpondenz eröffnet. Der Liebhaber fand faſt an jedem Tage Gelegenheit, ſeinem Mädchen einen Brief zuzuſtecken oder zuſtecken zu laſſen. Geheime Zuſammenkünfte wurden veranſtaltet, und alles ging den Weg den ſolche Intriguen gewöhnlich nehmen, das Geheimniß wird zur Gewohnheit, und mit jedem neuen Tage werden neue Billette geſchrieben, oder neue Zuſammenkünfte veranſtaltet.

Einige aufmerkſame Beobachter, deren Geſchäft es iſt, alle Anekdoten und Familien-Vorfälle zu wiſſen, und die über alle Liebſchaften ein förmliches Regiſter halten, wollten nach einem halben Jahre bemerken, daß ſich Biederfeld und Amalie weit ſeltner an öffentlichen Oertern ſähen, weit weniger mit einander ſprächen, und ſich oft beyde zu vergeſſen ſchienen. Sie ſchloſſen auf einen Zank, auf eine Kälte, die gewöhnlicherweiſe irgend einmal bey ſolchen Begebenheiten eintritt, und oft durch die kleinſten Zufälligkeiten veranlaßt wird; ob ſie ſich irrten oder nicht, wird der Leſer aus dem Verfolge dieſer Erzählung erfahren, aber Amalie gab ihnen wenigſtens zu ihren Schlüſſen alle Gelegenheit, denn ſie war außerdem zerſtreut und traurig, man bemerkte daß ſie oft für ſich ſeufzte, ein geheimer Kummer ſchien an ihrem Herzen zu nagen.

Ihrer Mutter ſelbſt war ſeit einiger Zeit dieſe Veränderung im Weſen Amaliens aufgefallen, ſie hatte aber nur wenig daraus geſchloſſen, weil ſie überzeugt war, ihre Tochter würde ſich ihr ſchon entdecken, wenn ſie irgend etwas auf dem Herzen hätte. Amalie aber entdeckte ihr nichts, ſondern bat bloß um die Erlaubniß, irgend ein muſikaliſches Inſtrument lernen zu dürfen; ſie wählte vor allen übrigen die Laute, und ſagte, ſie hätte von einem Frauenzimmer ſprechen hören, das ſie vorzüglich gut ſpiele, man ſchickte nach dieſer, und Amalie nahm täglich eine Stunde.

Bey den erſten Stunden war die Mutter ſelbſt zugegen, und freute ſich über die ſchnellen Fortſchritte die ihre Tochter machte. Amalie begriff in kurzer Zeit die Anfangsgründe der Kunſt, und ihre Lehrmeiſterinn war außerordentlich mit ihr zufrieden. Die Mutter, die oft Beſuche zu geben hatte, oder durch ein andres Geſchäft abgehalten wurde, ließ ihre Tochter nachher in ihren Lehrſtunden allein, und ſchon nach einigen Wochen konnte ihr Amalie am Abende kleine Arien auf ihrer Laute vorſpielen.

Plötzlich blieb die Lehrmeiſterinn aus, ſie ſchien verſchwunden, denn Niemand konnte von ihr Nachricht geben. Die Mutter war betrübt, daß die Lehrſtunden unterbrochen wurden, und Amalie noch mehr, die gerade im Begriff geweſen war, auf der Laute eine Künſtlerinn zu werden. Amaliens Betrübniß kehrte wieder, und die Mutter erkundigte ſich nun ſelbſt bey ihr, was ihr fehle, erhielt aber keine befriedigende Antwort.

Um dieſe Zeit ward eine Vermählung bey Hofe gefeiert, und die öffentlichen Luſtbarkeiten, die Pracht der Reſidenz, zog den Adel der Provinzen nach der Hauptſtadt. Unter den Fremden, welche täglich ankamen, befand ſich auch der Graf Holfeld, einer der reichſten Edelleute, und aus einer der angeſehenſten Familien; er war ein Mann, der durch ſeine angenehme Bildung und durch einen edlen Anſtand ſich jedermann empfahl, er war dreyßig Jahr alt, und hatte ſich auf Reiſen gebildet; er beſaß nicht jenes abgeſchmackte, galante Weſen vieler jungen Herrn, aber ſeine Unterhaltung war dafür auch um vieles angenehmer und verſtändiger, wenn nämlich der, mit dem er ſprach, Verſtand genug hatte, um ſeinen Witz zu verſtehn.

Der Graf ſah Amalien von ohngefähr im Theater, und vom erſten Augenblick intereßirte er ſich für ſie; er machte die Bekanntſchaft der Mutter, und war häufig und am Ende faſt täglich in ihrem Hauſe; er verſäumte nichts, um ſeine Aufmerkſamkeit für Amalien zu beweiſen, er war ihr Begleiter zu allen Concerten und Bällen, und die ganze Stadt ſprach ſchon von ihm als dem künftigen

Gatten des Fräulein von Bergen, als Amalien dieſer Gedanke noch gar nicht eingefallen war.

Die Mutter ſah die Zuneigung des Grafen mit Wohlgefallen, ſie hatte bis jetzt ihrer Tochter in Anſehung ihrer Hand völlige Freiheit gelaſſen, und ſchon mehrere Parthien zurückgewieſen, weil die Liebhaber nicht gewußt hatten, ſich Amaliens Liebe zu erwerben; ſie war überzeugt, ihre Tochter würde die Verdienſte des Grafen erkennen, und nichts gegen ſeinen Antrag einzuwenden haben. — Amalie ſchien auch dem Grafen entgegenzukommen, ihre Heiterkeit kehrte etwas zurück, und ſie war ſehr gern in ſeiner Geſellſchaft.

Die Mutter irrte nicht, wenn ſie einen Heyrathsantrag des Grafen erwartete, denn kaum waren vierzehn Tage verfloſſen, als der Graf ihr ſeine Vermögensumſtände auseinander ſetzte, und um die Hand ihrer Tochter bat. Sie antwortete, daß dies ganz allein von Amalien abhinge. Der Graf verließ ſie, und die Mutter ließ die Tochter rufen, um ſie ſelbſt um ihre Neigung zu fragen.

Das Zimmer ward verſchloſſen, und die Mutter fing an: Liebe Tochter, du haſt geſehn, daß es nie meine Abſicht geweſen iſt, dich zu irgend einer Heyrath zu zwingen, wenn die Parthie auch noch ſo vortheilhaft war, ich habe alles immer auf deinen Ausſpruch ankommen laſſen: der Graf hat um dich angehalten, ſage mir aufrichtig, kannſt du ihn lieben?

Ich erkenne, antwortete Amalie, die Vorzüge des Grafen, ich ſchätze ihn ſo, wie ich bis jetzt noch keinen Mann geſchätzt habe, ich würde an ſeiner Seite eine glückliche Gattin ſeyn, aber liebſte Mutter, ich kann ihn nicht heyrathen!

Du achteſt ihn, du würdeſt mit ihm glücklich ſeyn, und kannſt ihn doch nicht heyrathen? Wie verſtehſt du das?

Amaliens Augen floſſen von Thränen über, ſie ſtand auf, und ſank zu den Füßen ihrer Mutter nieder, ſie ſchluchzte und konnte nicht ſprechen. Ein gewaltiger Schmerz ſchien ihr Inneres zu erſchüttern, einzelne Ausrufungen entfuhren ihr unwillkührlich.

Was iſt dir, meine Tochter? rief die Mutter aus. Was iſt dir, mein Kind? — dein Herz wird zerriſſen, ſchütte dein Leiden aus in den Buſen deiner Mutter.

Ach! rief Amalie, Ihre Tochter iſt ſehr unglücklich; darf ich Ihnen mein Unglück vertrauen?

trauen? Wird ſich Ihre zärtliche Liebe nicht in Haß und Abſcheu verwandeln? — Ach nein, denn meine innere Quaal, meine Verzweiflung hat mich ſchon hinlänglich beſtraft.

Nun ſo rede, meine Tochter! O ich unglückliche Mutter! Sollte ich mich in dir geirrt haben? — Sollte alle meine Zärtlichkeit, meine liebevolle Sorge unnütz geweſen ſeyn? —

Ich will ſie nicht hintergehn, ſagte Amalie mit einem ſchmerzlichen Ton, ich habe Sie lange genug hintergangen, aber jetzt will ich aufrichtig ſeyn. — Ja, Mutter, Sie ſehn zu Ihren Füßen ein unglückliches, ein verführtes Mädchen, die deſto unglücklicher iſt, da der geliebte Verführer ſie nach dem Verluſt ihrer Unſchuld verlaſſen hat.

Die Mutter erſchrack. Welcher Schmerz, von ihrem einzigen, geliebten Kinde dies Bekenntniß zu hören; ſie betrachtete ſie lange ſtumm, dann hob ſie ſie ſanft von der Erde auf, und ſchloß ſie in ihre Arme.

Du biſt doch mein Kind, meine geliebte Tochter, rief ſie aus. — Laß uns jetzt daran denken, wie wir dein Unglück erleichtern, ſtatt darüber zu klagen. Trockne deine Thränen, und vertraue dich mir ganz; dieſer Fehltritt wird dir für die Zukunft die beſte und lehrreichſte Warnung ſeyn.

Amalie weinte von neuem, und beſchwor ihre Mutter, ihr zu verzeihen. Sie entdeckte ihr, daß ſie ſich ſeit zwey Monaten ſchwanger fühle, und die Mutter fing an, über ihren Zuſtand nachzudenken.

Meine Tochter, fing ſie an, der Graf will dich heyrathen, und ſein Antrag iſt für uns der vortheilhafteſte. Es wäre etwas leichtes, die Heyrath jetzt zu vollziehen, und ihn zu hintergehen; man könnte ihn auch mit deiner Niederkunft betrügen, aber mein Gefühl empört ſich dagegen. Das Geheimniß könnte endlich doch entdeckt werden, und du wärſt dann doppelt unglücklich. Auch verheimlichen wollen wir deine Schwangerſchaft nicht, um dich nach der Entbindung mit ihm zu verheyrathen, ſondern die ganze Welt ſoll ſie erfahren. — Nur muß alles nach meinem Plan mit großer Behutſamkeit und Vorſicht gethan werden, beſonders muß der Graf noch einige Zeit hingehalten werden. — Frage mich jetzt noch nicht, wie alles dies veranſtaltet werden ſoll; genug, ich werde dir alles weitläuftig vorſchreiben, was du thun und laſſen ſollſt. — Aber jetzt erzähle mir umſtändlich deine Geſchichte.

Ich ſoll alſo alle Schmerzen von neuem empfinden? ſagte Amalie. — Sie bedachte ſich einen Augenblick, und dann erzählte ſie, was der Leſer zum Theil ſchon weiß, ihre Liebe gegen Biederfeld, wie dieſe Leidenſchaft entſtanden und gewachſen ſey, und welchen unglücklichen Ausgang ſie endlich genommen habe.

Ich bat Sie ſo inſtändig, ſagte ſie, mir auf der Laute Unterricht geben zu laſſen; ach! dies war nichts als eine Erfindung meines Liebhabers, weil er dies Inſtrument vorzüglich gut ſpielte. Er kam in Weiberkleidern, und wir waren täglich allein. — Seine Liebe, meine Schwachheit, — die Gelegenheit, — ach! ich vergaß endlich mich und die Tugend, und ſtürzte in den Abgrund, der mich ſeitdem ſo elend gemacht hat. — Kaum war der Fehltritt geſchehn, ſo verließ mich der Ungetreue plötzlich; er kam nicht wieder, und ich habe ſeitdem nicht einmal einen Brief, nicht eine einzige Nachricht von ihm erhalten, wo er ſich aufhält.

Amalie weinte und ſeufzte von neuem. Die Mutter tröſtete ſie, ſoviel ſie konnte. Wir müſſen, ſagte ſie endlich, auf Mittel denken, deine Schande zu verhüten. — In acht Tagen ſollſt du verheyrathet ſeyn, aber nicht an den Grafen, ob ich dich gleich für ihn beſtimmt habe.

Ich bitte Sie, liebe Mutter, ſagte **Amalie**, erklären Sie mir das Räthſel, das mir durchaus unbegreiflich iſt.

In acht Tagen, antwortete die Mutter, biſt du verheyrathet, in drey Monaten Wittwe, jedermann erfährt dann deine Niederkunft, und du wirſt dann die Frau des Grafen.

Das alles iſt mir noch immer unbegreiflich, ſagte **Amalie**; — wen ſoll ich denn in acht Tagen heyrathen?

Laß mich nur ſelber den Plan ausführen, den ich entworfen habe. Der Graf muß ſich auf ein paar Tage entfernen; erwiedre ſeine Liebe, wenn er mit dir davon ſpricht. —

Schon am folgenden Tage ſagte die Frau von **Bergen** mehreren ihrer Anverwandten, daß der Graf **von Silberſee** ſich um ihre Tochter bewürbe; ſie kenne ſeine Familie und ſeine Güter, die ſehr anſehnlich wären, nur von der Reſidenz weit entlegen. Er habe ihr geſchrieben, daß er in einigen Tagen ſelber kommen wolle, um **Amalien** den Vorſchlag zu thun.

Der Graf **Holfeld** beſuchte indeß **Amalien** täglich, und ſagte ihr, daß er ſich jetzt genöthigt ſehe, auf einige Zeit nach ſeinen Gütern zurückzureiſen, weil ihm ſeine Mutter geſchrieben habe, ſie ſey krank geworden, und wünſche ihn zu ſehn.

Er reiſte ab, und die Mutter freute ſich darüber, daß ein Zufall ſich ſo gut in ihren Plan füge. — Kaum war er abgereiſt, ſo ward ein Ehekontrakt aufgeſetzt, in welchem der Graf von Silberſee als ihr Eidam genannt war. Der Notarius ſchrieb in ihrem Zimmer den Kontrakt fertig, und der Graf von Silberſee trat in das Zimmer, ein Mann, der ziemlich alt war, und eine große ſchwarze Perücke trug, und ein prächtiges Kleid, — Amalien umarmte und unterzeichnete. — Die Mutter, denn niemand als ſie, war dieſer Graf, entfernte ſich darauf wieder, kam in ihren weiblichen Kleidern zurück, und unterzeichnete noch einmal. Dann ging der Notarius zu einigen Verwandten, und erhielt auch ihre Unterſchrift.

Es war ſehr gut, daß die ſtrenge, unerbittliche Obrigkeit nie etwas von dieſem Unternehmen einer zärtlichen Mutter erfahren hat. Sie würde nur den Betrug geſtraft haben, ohne die mütterliche Liebe in Anſchlag zu bringen.

Man fuhr mit einigen Freunden auf ein benachbartes kleines Gut; die Mutter ſpielte hier die nämliche Rolle. **Amalie** ward mit dem Grafen getraut, und weder die Gäſte noch der Prediger hatten die Mutter erkannt; denn die Mutter hatte vorgegeben, ſie ſey krank, und müſſe alſo in der Stadt zurückbleiben.

Man blieb einige Tage auf dem Gute. **Amalie** ging und fuhr mit ihrem Gemahl, dann mußte der Graf von **Silberſee** abreiſen, um auf ſeinen Gütern manche Sachen, die dort vorgefallen waren, in Ordnung zu bringen. — Der Graf **Holfeld** war indeß zurückgekommen, ſeine Mutter war geſtorben.

Amalie hatte ſchon vorher, auf Anrathen ihrer Mutter, ein paar Worte an ihn geſchrieben, worinn ſie ihm meldete, daß ſie den Bitten und Befehlen ihrer Mutter nicht habe widerſtehen können, den Grafen **Silberſee** zu heyrathen; ſie bitte um ſeine künftige Achtung, wenn ſie auch jetzt nicht mehr auf ſeine Liebe rechnen dürfe.

Der Graf war wirklich über dieſen unerwarteten Vorfall niedergeſchlagen. Er beſuchte die Mutter und die Neuverheyrathete; man ſah, daß der Graf **Amalien** immer noch liebte. Er bat um die Erlaubniß, ſie in der Abweſenheit ihres Mannes zuweilen beſuchen zu dürfen; ſie ward ihm gern zugeſtanden.

So vergingen zwey Monate. Amalie weinte noch zuweilen über ihren Verführer, ſie war aber doch mehr getröſtet. Sie zeigte zuweilen Briefe von ihrem falſchen Gemahl, und ſagte dann, daß ſie ſich ſchwanger fühle.

Nach drey Monaten erhielt ſie einen Brief, worinn der Graf Silberſee ſchrieb, daß er krank geworden ſey. Sie war darüber, wie es einer rechtſchaffenen Frau geziemt, betrübt; ſie wollte durchaus abreiſen, aber ein unglücklicher Fall, der in ihrer Schwangerſchaft gefährlich war, hielt ſie zurück, und nach einigen Tagen erhielt ſie die unglückliche Nachricht vom Tode ihres Gemahls. Die ganze Stadt wußte ſie in wenigen Stunden.

Ein lautes Jammern und Wehklagen im Hauſe! Vielleicht ſind wenige wirklich geſtorbene Ehemänner ſo aufrichtig bedauert worden, als dieſer, der nirgends exiſtirt hatte. Alle Bedienten gingen ſchwarz. Amalie ließ ſich vor niemand ſehn; man fuhr vor, um zu condoliren, und alles was zur Trauer und den dabey üblichen Ceremonien gehört, geſchah in aller Form.

Der Graf Holfeld freute ſich im Herzen über dieſen glücklichen Zufall. Er beſuchte nach einiger Zeit die troſtloſe Wittwe, und glaubte zu bemerken, daß ſie noch freundſchaftlicher als vordem mit ihm umgehe.

Die Mutter war mit der Tochter aufs Land gereiſt; der Graf hatte ſie begleitet. Amalie kam nieder, und der Graf war Pathe des jungen Sohns.

Der Graf erklärte ſich immer deutlicher für Amalien. Sie hatte ſich an ſeine Geſellſchaft und ſeine Liebe gewöhnt. Das Trauerjahr war zu Ende, er hielt um Amalien an, Mutter und Tochter willigten ein, und die Verlobung ward nach wenigen Tagen gefeyert.

Ein Fremder ſtürzt plötzlich in den Saal, und Amalie fliegt ihm wie unwillkührlich in die

Arme. Es war Biederfeld. Ein allgemeines Erſtaunen! Holfeld ſtand verſteinert da! —

O ich habe Dich wieder! rief Biederfeld aus, und drückte die verlohrne Geliebte feſter an ſeine Bruſt.

Was wollen Sie? rief die Mutter, die jetzt die ehemalige Lehrmeiſterin ihrer Tochter erkannte. — Amalie lag halb ohnmächtig in ſeinen Armen, und konnte nur das Wort ſtammeln: Treuloſer! —

Nein, das bin ich nicht, rief er aus, bey Gott nicht! — Er erzählte nun weitläuftig, wie er vor einem Jahre plötzlich in ein Duell ſey verwickelt worden, nach welchem er auf einige Zeit habe entfliehen müſſen. Er ſey hierauf gefährlich krank geworden, und habe alſo ſeiner Geliebten keine Nachricht von ſich geben können. Jetzt komme er zurück; ſein reicher Onkel ſey geſtorben, und habe ihn zum Erben eingeſetzt, und ſein einziger Wunſch ſey jetzt, durch die Hand Amaliens beglückt zu werden. —

Der Graf Holfeld ſah jetzt den Zuſammenhang der Geſchichte, und verließ die Geſellſchaft mit ſchwerem Herzen, aber ohne, wie ein jüngerer Liebhaber vielleicht gethan hätte, in Verzweiflung zu fallen. — Die Verlobung der lange Getrennten ward nun gefeyert, und die Mutter war vergnügt darüber, daß ihr Plan nun unnütz ſey; denn, ſagte ſie, jedes Geheimniß kann doch endlich entdeckt werden, und ſetzt dann immer die Perſonen, die dabey intereſſirt ſind, in ein verdächtigeres Licht, als ſie eigentlich verdienen.

XIV.

Das Landgut des Grafen Maienthal lag in einer ſehr angenehmen Gegend des ſüdlichen Deutſchlands. Hier durchlebte er im Sommer in Geſellſchaft ſeiner einzigen Tochter ſeine Tage, im Winter genoß er mit ihr die Freuden der nahgelegenen Reſidenz, bis mit der erſten Frühlingsſonne er wieder auf ſein Gut zurückeilte, wo die ſchöne Natur ihn weit mehr anzog und feſſelte, als alle geräuſchvollen Freuden der Stadt. So verfloß ein Jahr nach dem andern im angenehmen Wechſel. Sein einziges Kind, ſeine Julie, war in ihr achtzehntes Jahr getreten, und da der Vater ſein herannahendes Alter fühlte, ſo entſtand bey ihm der Wunſch, ſein Kind bald und glücklich verheyrathet zu ſehen. Allein, ſo oft er Julien dieſen Wunſch merken ließ, ſchlug ſie die Augen beſcheiden nieder; und wenn er fragte: ob denn nicht einer von den jungen Männern ihrer Bekanntſchaft einen vortheilhaften Eindruck auf ihr Herz gemacht; ſo verſicherte ſie mit einem zärtlichen Handkuſſe, ſie kenne keinen Mann, bey dem ſie lieber ſey, als bey ihrem Vater, Verheyrathung ſey Trennung von ihm, und die könne ſie und werde er nicht wünſchen. So wenig Eindruck indeß die Männer auf Juliens Herz machten, ſo viel Eindruck machte ſie auf das Herz der Männer. Julie war ein reizendes Geſchöpf, von vorzüglichem und feinem Verſtande, und ohngeachtet ſie eine Menge Grillen und Sonderbarkeiten beſaß, ſo gaben ſelbſt dieſe ihr einen Reiz mehr, beſonders in den Augen gewiſſer Männer, welche gewiſſe Sonderbarkeiten in einem weiblichen Charakter gern ſehen, und behaupten, daß durch ſolche Unregelmaßigkeit und Abweichungen von der gewöhnlichen Denkart ein Weib weit intereſſanter werde, als die, welche in die Form der Convenienz gegoſſen ſind. Dieſe Sonderbarkeiten rührten von ihrer frühſten Erziehung durch ihre Mutter her. Der Vater ſtand ehemals in den Militärdienſten des Landesfürſten; die häufigen Geſchäfte, welche mit ſeinem hohen Poſten verbunden waren, ſeine Vorliebe für die Kriegesdienſte machten, daß er in den erſten vierzehn Jahren Juliens gar keine Aufmerkſamkeit auf ihre Erziehung wenden konnte. Die Mutter, welche es recht gut meinte, bildete, ohne daß ſie es wußte und wollte, ihre Tochter zu einer wahren Romanenheldin. Sie ging bey ihrer Erziehung von dem richtigen Grundſatze aus, daß die Tugend weit leichter durch Beyſpiele, als durch Lehren, erlernt werden könne, und ſtellte deswegen die Clariſſe, die Henriette, Biron, und wie die Tugendheldinnen weiter heißen, ihrer Tochter als Ideale auf, nach denen ſie ſich bilden müßte. Julie hatte kaum die Fibel aus der Hand gelegt, als ſie in dieſe Tugendſpiegel ſehen mußte, und was Wunder, daß ſich durch dieſe Lektüre nach und nach ein Ideal weiblicher Sittſamkeit in ihrem Kopfe bildete, mit dem ſie ſich in der Welt ganz gewiß wacker lächerlich gemacht haben würde, wenn nicht zum Glücke die Mutter geſtorben wäre. Juliens Vater forderte darauf ſeinen Abſchied, und erhielt ihn mit einer anſehnlichen Penſion; die Tochter mußte nun mehr in die Welt treten, als bisher, und da konnte es dem ſonſt ſehr geſunden Verſtande Juliens nicht entgehen, daß der

Grandiſons wohl nicht viel zu finden ſeyn dürften, und daß ſie ihre Forderungen mächtig herunterſtimmen müßte, oder ſie wenigſtens nicht laut werden laſſen dürfte, ohne ſich unausbleiblich lächerlich zu machen. Aber bey alledem hatte ſie für die männlichen Vollkommenheiten einen ganz andern Maaßſtab, als andere junge Damen. Ein Liebhaber, welcher das Herz ſeiner Geliebten durch Fröhlichkeit, Laune, oder gar Witz erobern will, war ihr ganz unausſtehlich. Sie betrachtete ihr Herz zwar als eine Veſtung, welche ſie einmal einem Liebhaber übergeben wolle, allein nicht anders, als nach einer förmlichen Bloquade von einigen Jahren. Erſt mußte ihr Liebhaber ſchmachten, dann leiſe und vorſichtig ſich nahen, mit Feinheit und Blödigkeit ſeine Liebe erklären, nachdem er durch einige Dutzend nicht bloß guter, ſondern edler Handlungen ſeine Rechte dokumentirt hatte. Unter den jungen [illegible] ihrer Bekanntſchaft war nun leider kein einziger, welcher ſich dieſem Ideale nur von ferne genähert hätte. Zwar waren eine ganze Menge wohlhabender junger Leute, von vielem Verſtande und ſehr bravem Herzen unter den Bekannten des Grafen, aber ſie hatten alle etwas im Charakter, was Julien höchſt mißfiel, und dies beſtand in einer bewundernswürdigen Geſchmeidigkeit des Umganges, in muthwilligem Witze und in einer groſen Galanterie. Die gute Julie konnte nicht begreifen, wie dieſe jungen Herren mit dieſen Eigenſchaften ein ſo ausgezeichnetes Glück in den weiblichen Cirkeln machen konnten. Geſchmeidigkeit im Umgange, dachte ſie oft bey ſich, o wie nahe gränzt dies an Hintergehen, muthwilliger Witz, wie nahe an Verläumdung, Galanterie und Schmeicheley, wie nahe an Zudringlichkeit. Sie fing an, ſowohl die Damen, als Herren im Stillen zu verachten, und was ſehr natürlich damit zuſammenhangt, ſich ſelbſt recht groß und erhaben zu fühlen. Ihre Lektüre ging indeß auf eine andere Claſſe von Büchern über. Es entſtanden auf einmal eine Menge Leute, welche an die Stelle der Convenienz die Natur ſetzten, und zu dem Ende eine Menge Vorurtheile kräftig beſtritten. Man errichtete Treibhäuſer für die menſchlichen Fähigkeiten, in welchen junge Leute in unglaublich kurzer Zeit dergeſtalt gebildet wurden, daß ſie an Kenntniſſen alle Menſchen, ihre Erzieher ausgenommen, übertrafen. Andere trugen die Gleichheit in dieſen Erziehungsanſtalten auf den ganzen Staat über, und bekämpften das Vorurtheil des Adels, predigten die Gleichheit der Menſchen, und bewieſen durch klägliche Geſchichten, daß eine Baroneſſe, wenn ſie ſich in ihren Hofmeiſter verliebt, nichts vernünftigers thun könne, als ihn heirathen. Salzmann ſetzte das menſchliche Elend in das helleſte Licht, und Kotzebue erfand das untrüglichſte Mittel, eine glückliche Ehe zu führen, indem er den betrogenen Meinau als einen Narren darſtellt, der endlich zur Vernunft zurückkehrt, und ſein untreues Weib wieder aufnimmt. Nun waren zwar eine Menge von dieſen Büchern gar nicht nach Juliens Geſchmack, denn vieles paßte nicht in ihr Syſtem, und die unſchuldige Eulalia Meinau würde, wenn unſere Heldin Gericht über ſie gehalten hatte, ſchwerlich ſo gelinde gerichtet worden ſeyn, als es ihr Ehemann thut. Aber deſto begieriger las ſie alles, was gegen den Adel geſchrieben wurde, und ſie fing nach und nach an, einen Vorzug zu verachten, den ſie bloß ihrer Geburt ſchuldig war. Das gute Kind bemerkte nicht, daß die Eitelkeit im Hintergrunde ſtehe, daß ſie dieſe Idee vorzüglich darum ſo gern verfolge, weil ſie mit Leuten umgeben war, welche dieſen Vorzug mit ihr theilten, und ihr verhaßt waren; ſie glaubte nicht, daß bloß Sucht nach Auszeichnung ſie antreibe, unter ihrem Stand zu bleiben, damit die, denen ſie ſich dadurch gleichſtellte, dadurch angetrieben werden möchten, ſie über alle andere zu erheben. Für Ideen dieſer Art war der Cirkel, in welchem ſie lebte, keinesweges geſtimmt, und da ſie einigemal etwas davon laut werden ließ, und die Damen darüber ſpöttelten, die Herren dagegen ſie eine kleine Schwärmerin nannten; ſo war ſie intolerant genug, dieſe zu verachten, den Umgang mit ihnen als ein nothwendiges Uebel anzuſehen, und ihre beſſern Ideen in ſich zu verſchließen.

Der Vater ſchüttelte oft den Kopf zu den Behauptungen ſeiner Tochter, er konnte die Quelle des Uebels gar nicht entdecken, denn er hatte nie an den Fortſchritten der Litteratur, welche doch in unſern Tagen bewunderswürdig ſind, und von deren Einfluß auf junge Mädchen er ſich gar nichts träumen ließ, Antheil genommen. Das einzige Buch, was er las, war der Gellert, und vorzüglich liebte er, weil das Podagra ihn oft quälte, deſſen Troſtgründe bey einem ſiechen Leben; da aber ſeine Tochter ſehr geſund war, er ihr alſo das Buch nicht füglich empfehlen konnte, und das Magazin für die Erfahrungsſeelenkunde mit dem vortreflichen Artikel der Seelenheilkunde in den dortigen Gegenden nicht bekannt war; ſo überließ er ſeine Tochter ihrer guten Natur, war aber aufmerkſam auf eine Gelegenheit, ihr die närriſchen Grillen zu vertreiben.

So verging noch ein Jahr. Der Graf C. fühlte Juliens Liebenswürdigkeiten tief, und beſchloß ſie zu erobern. Er bot ſeinen Witz, ſeine Laune, ſeine dichteriſchen Talente vergebens auf, er ſparte die Geſchenke an Juliens Kammerfrau nicht: aber vergeblich. Bey allem Zureden ihres Vaters blieb Julie kalt. Aber, Julie! warum willſt du dem Manne deine Hand verſagen? Er iſt reich, von altem Adel, ein wackrer Offizier, ein ſchöner liebenswürdiger Mann von dem beſten Herzen.

Ach, lieber Vater! ſagte Julie, ich war mit ihm in Geſellſchaft, als es neulich brannte, ſtatt zu Hülfe zu eilen, ſcherzte er und lachte über den ſonderbaren Anzug der Löſchenden.

Du biſt eine Närrin, ſagte der Vater, was ſollte er helfen? Jedoch thue, was du willſt.

Julie gab ihm einen Korb. Der Baron S. hatte ſich mit einem ſeiner Freunde beym Spiele veruneinigt, jener hatte ihn gefordert, und der Baron ſich mit ihm geſchlagen. Er bewarb ſich um Julien und erhielt einen Korb. Der Graf M. zeichnete ſich durch Liebenswürdigkeiten des Körpers und des Geiſtes aus, aber er liebte das grauſame Vergnügen der Jagd, er bewarb ſich um Julien, und erhielt einen Korb.

Die eleganteſten Männer der ganzen Reſidenz abzuweiſen, ohne daß irgend eine ihrer Freundinnen einen hinreichenden Grund davon anzugeben wußte, war zu viel, als daß man nicht hätte auf die Vermuthung kommen ſollen, daß ſchon ein anderer glücklicherer dies ſpröde Herz erobert habe. Man forſchte, man beſtach die Bedienten, ſie wußten nichts. Nun, ſo iſt ſie eine Närrin, ſagten die Damen. Aber, räumen ſie ein, ſagte Graf Blumenthal, eine ſehr liebenswürdige.

Graf Blumenthal fand dieſe Bemerkung durch ſein eigen Herz beſtätigt. Er liebte Julien längſt, und war im Begriff, ihr ſeine Hand anzubieten, als jene drey Cavaliere in dem Zeitraume eines halben Jahres einen Korb erhielten. Dies machte ihn ſtutzig, er fürchtete, und nicht ohne Grund, auch ihm könne es ſo ergehen. Zwar hatte ihn bis jetzt Julie in allen Geſellſchaften, in welchen ſie mit ihm zuſammengetroffen war, kaum bemerkt, denn er ſpielte den Gleichgültigen gegen ſie, um ſie deſto beſſer beobachten zu können. Eine lange Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß um das Herz eines Mädchens mit Sicherheit zu erobern, man es vorher genau kennen müſſe, er erkundigte ſich alſo in der Stille nach der Urſach der Abweiſung jener Liebhaber, erfuhr ſie von der Kammerjungfer der Gräfin, lächelte und bildete ſeinen Plan im Stillen.

Aber Julie! ſagte der alte Graf zu ſeiner Tochter, willſt du mir denn die Freude, Enkel zu ſehen, ſchlechterdings verderben? Ich gehe in mein drey und ſechzigſtes Jahr, drey redliche Männer haſt du abgewieſen, mache mir nicht den Verdruß und verſchmähe den vierten.

Aber, lieber Vater! erwiederte Julie, überzeugen ſie mich nur erſt, daß die Männer wirklich Männer in der edlen Bedeutung des

Worts waren. Haben ſie denn nicht ſo oft die ſchaalen Galanterien gehört, mit welchen ſie ein jedes Frauenzimmer, dem ſie ſich naheten, beſtürmten? Alles dies war bey ihnen nur Phraſe, auswendig gelernte Worte, welche ſie geſchickt der Gelegenheit, die ſich darbot, anpaßten.

Aber ſie liebten dich doch.

Es iſt wahr, dies ſagten ſie, und ſie bekräftigten dies durch eine Menge von Worten, welche recht gut auf einen ſolchen Zuſtand paßten. Aber, wer ſteht mir dafür, daß dies nicht auch Phraſen waren, welche ihnen die Convenienz grade für dieſe Gelegenheit eingab? Ueberhaupt, theuerſter Vater! iſt noch nie die große Welt und ihre glänzenden Freuden mir ſo klein und armſeelig erſchienen, als in dieſem Winter. Alles um mich her iſt geſchminkt, und dem Auge, welches dies bemerkt, und dazu gehört wahrlich nicht viel, bieten dieſe übertünchten Figuren einen eklen Anblick dar. Ich geſtehe Ihnen, daß ich mit innigem Vergnügen an die Claſſe von Menſchen mich ſchließen würde, welche wir tief unter uns glauben, an die bürgerliche. Denn bey ihr iſt eigentlich Wiſſenſchaft und Kultur, und was noch mehr gilt, Herzensgüte und Biederkeit zu Hauſe, und geſetzt ein Mann bürgerlicher Herkunft ſagte meinem Herzen zu, ich würde ihm wahrlich meinen adlichen

Rang mit Vergnügen aufopfern, und mein vorurtheilfreyer Vater würde mich dabey unterſtützen.

Der alte Graf ſahe ſeine Tochter mit Erſtaunen an, ſie fuhr mit mehrerem Eifer fort. Mit einem Worte, theuerſter Vater! meine Lage hier iſt mir unerträglich, Sie wünſchen mich verheyrathet, wohl, Ich will Ihrem Wunſche nicht entgegen ſeyn, aber ich fühle es, unter dieſen Menſchen finde ich den Mann nicht, welcher meinem Herzen entſpricht. Alle die Seelen, welche mich hier umgeben, haben einerley Phyſiognomie; alle ſind in der Welt vergriffen, der eine nur die wenig veränderte Copie des andern. Alſo, theuerſter Vater! ſenden Sie mich fort in die Einſamkeit zu meiner Tante, bey ihr auf dem Lande will ich unter den Edelleuten der Nachbarſchaft mir einen Gatten ſuchen, und wenn ich ihn dort nicht finde, und ſie dennoch auf meine Vermählung beſtehen; ſo will ich einem bürgerlichen meine Hand reichen, wenn ich verſichert bin, mit ihm glücklich zu ſeyn.

Der Graf warf einen ſehr zornigen Blick auf ſeine Tochter, ſie fuhr etwas furchtſam fort: Verſprechen ſie mir wenigſtens dem Vorſchlage, mich zu meiner Tante zu ſenden, nachzudenken. Ich verſichere ſie nochmals, ich muß fort von hier, ich verachte die Menſchen, mit denen ich umgeben bin, zu tief, ich habe keine Freundin hier, denn der ganze weibliche Theil des hieſigen Adels iſt ahnenſtolz, eitel, mediſant und coquett, und der männliche! — Nochmals theuerſter Vater! überlegen Sie meinen Vorſchlag.

Ein Bedienter trat hinein, eben als der Vater im Begriff war, zu antworten, und meldete den Grafen Blumenthal. Julie verließ das Zimmer, nachdem ſie von ihrem Vater das Verſprechen erhalten, daß er der Sache weiter nachdenken wolle.

Herr Graf, ſagte der junge Blumenthal, ich komme zu ihnen wegen einer Sache, welche mein Herz ſehr nahe angeht, ich liebe ihre Tochter, und was ſie ſonderbar genug finden werden, ich wende mich in dieſer Sache an den Vater.

Er ſetzte dem Grafen darauf ſehr weitläuftig die Gründe ſeines Betragens aus einander, fragte ihn ganz dreiſt, aus welcher Urſache ſeine Tochter jene liebenswürdigen Cavaliere verſchmäht, und nachdem er dieſe offenherzig erfahren, bat er ihn, ſeiner Tochter von ſeiner Liebe zu ihr nichts zu ſagen, man müſſe alles von der Zeit hoffen.

Von der Zeit? die wird ihnen wenig Troſt gewähren, Julie will fort, will zu ihrer Tante, einer alten Hofdame, der Frau von **Beverſtein**, welche keine andre Geſellſchaft hat, als ein Dutzend Canarienvögel und einen Sekretair.

Der Graf erzählte darauf die ganze Unterredung, welche er ſo eben mit ſeiner Tochter gehabt, es kam zu neuen Erläuterungen, und endlich entfernte ſich **Blumenthal** nach einer dreyſtündigen Unterredung.

Mein Kind, redete der Graf am folgenden Tage ſeine Tochter an, ich habe deinen Vorſchlag überlegt, wenn du gewiß biſt, daß keiner von allen jungen Männern jemals einen vortheilhaften Eindruck auf dein Herz machen wird, wenn du dies ganz gewiß weiſt, dann kann ich mich deiner Abreiſe zur Tante mit gutem Grunde nicht widerſetzen, aber —

Ich danke Ihnen mein Vater, fiel ihm **Julie** ein — ich danke Ihnen, daß Sie mir meinen eifrigſten Wunſch gewährt haben.

Aber mein Kind, fuhr der Vater fort, wenn du glaubſt, daß du dort unter vielen jungen Leuten wirſt wählen können; ſo irrſt du dich ſehr. Deine Tante iſt in die ſiebzig, eine wunderliche alte Frau, auf ihrem Schloſſe iſt es öde, kein Menſch beſucht ſie. Ich dächte alſo, du verſuchteſt es in dieſem

Sommer, und kämeſt auf den Winter wieder zu mir zurück. Wenigſtens verſpreche ich dir nur deine Entfernung für dies halbe Jahr.

Julie war mit dieſem Vorſchlage am Ende zufrieden, und reiſte nach einer Woche ab. Ihre Tante kam ihr einige Meilen entgegen, erzählte ihr viel von der angenehmen Lage des Schloſſes, ihrer Lebensart und von ihren Canarienvögeln. Julie hörte dies alles ſtumm an, denn ſie entwarf in Gedanken Plane, wie ſie künftig in der Einſamkeit leben wollte, nur von der ſchönen Natur und ihren Büchern umgeben. Sie kamen in das Schloß, ein junger, mehr als wohlgebildeter Mann empfing ſie, er war ſchwarz, aber ſehr nett gekleidet, und trug eine große ſchwarze Perücke, welche ihm ein melankoliſches Anſehn gab. Ey, Herr Sekretair, rief ihm die Tante zu, ſind Sie ſchon zurück? Ew. Hochgrafliche Gnaden allerunterthänigſt aufzuwarten, erwiederte er ſchnarrend.

Nun wohl, legen Sie mir nur die Rechnungen morgen vor.

Liebe Nichte, ſagte die Tante, als ſie allein waren, das iſt der ſonderbarſte Mann, welchen ich noch bis jetzt habe kennen lernen. Seine Rechtſchaffenheit iſt unbegränzt, und ich wollte ihm mein ganzes Vermögen auf Jahre anvertrauen, aber ſeine Meynungen ſind ſo ſonderbar, beſonders aber ſeine Ideen vom weiblichen Geſchlecht.

Sie machen mich neugierig, Tante.

Er iſt ein Weiberfeind.

O er kennt gewiß die Damen in der Reſidenz, und da iſt es ihm wahrhaftig nicht zu verdenken.

Du haſt es errathen. Er behauptet, es gäbe kein einziges Weib von feſtem Charakter.

Und das ſagt er Ihnen in die Augen, wahrlich das macht mir von ſeiner Galanterie nicht die beßten Begriffe.

Ich habe ihn ſo lange gequält, bis er mir ſeine Meynung ſagen muſte. Stelle dir vor, er war erſtlich Sekretair bey der Baroneſſe C., verließ aber dieſen Dienſt, weil ihm die Tochter der Baroneſſe im Wege war.

Wie ſo?

Er behauptet, jedes Mädchen unter dreyßig ſey eine Närrin. Der Herr Sekretair iſt ſelbſt ein Narr! erwiederte Julie hitzig.

Nun, nun, Kind! fahre nur nicht ſo auf, ſagte die Tante, dir wird er es nicht ſagen, und mir kann er es ſagen, denn ich bin ja in ſeinen Augen ſchon majorenn. Ich habe dir dies alles auch nur erzählt, damit dir manches nicht auffällt, was er vornimmt, denn er hat dir ſeine Sonderbarkeiten und Grillen, wie ein junges Frauenzimmer. So hat er zum Beyſpiel mit mir ausgemacht, daß es ihm freyſtehe, das Haus zu verlaſſen, wenn du eine Dame wäreſt, wie ſie in der Reſidenz gewöhnlich ſind. Ich bewilligte dies ſehr gern, weil ich wußte, wie vortheilhaft du dich von den dortigen Mädchen unterſcheideſt, und ich ſeinen ſehr feinen Beobachtungsgeiſt kenne, der in dir gleich das beſſere Mädchen unterſcheiden wird.

Aber ums Himmels willen Tante, laſſen Sie ſich denn von dem Menſchen tyranniſiren? Wie darf er es wagen, Ihnen ſo etwas zu ſagen? Ihnen ſolche Bedingungen zu machen?

O er kennt ſich, er weiß, wie viel er mir iſt. — Und nun fing die Tante eine lange Erzählung von der Treue und dem Dienſteifer ihres Sekretairs an, ſeine Wohlthätigkeit gegen Arme; ſeine Unerſchrockenheit in Gefahren, welche er bey einigen Gelegenheiten gezeigt, ward dabey nicht vergeſſen. Kurz, ſchloß ſie, es iſt ein vortrefflicher Mann, ſeine Weiberfeindſchaft ausgenommen.

Sie machen mich neugierig, Tante, doch ich werde ihn ja wohl bey Tiſche kennen lernen?

Nein, mein Kind! ſobald er hörte, daß du ankommen würdeſt, bedang er ſich aus, nicht mit mir zu eſſen; und ich bewilligte ihm dies gleich; indeß will ich auf ein Mittel denken. — —

O es iſt gar nicht nöthig, liebe Tante, rief Julie verdrüßlich, in der That, man muß ſich entweder über alle Weſen erhaben fühlen, oder das Bewußtſeyn haben, daß man gar keinen Werth habe, wenn man ſich ſo beträgt.

Nun, nun, mein Kind! ſagte die Tante, du brauchſt dich ja darüber nicht zu ereifern, wir laſſen den Narren gehn und nutzen ſeine guten Seiten.

Nach Tiſche zeigte die Tante Julien den Garten und die ganze Gegend um ihr Gut. Sie ſtanden auf einem Hügel, auf welchem ein kleines Luſthaus ſtand, von dem aus man eine reizende Gegend überſah. Julie war von der ſchönen Ausſicht entzückt. „Wie trefflich, ſprach ſie, muß der Anblick der untergehenden Sonne von hier aus ſeyn.

Den wirſt du nicht oft genieſſen, ſagte die Tante, der Sekretair hat dieſen Platz zu ſeinem Lieblingsaufenthalt gemacht. Der fatale Sekretair, erwiederte Julie ſehr ärgerlich, ich ſehe ſchon, mit dem werde ich mich noch oft zanken.

Das will ich mir denn doch verbitten, ſagte die Tante, er könnte mir den Dienſt aufkündigen, und das wäre mir ſehr unangenehm. Zudem, was thut es, wenn er hier iſt: du kannſt vor ihm ganz ungeſtört hier ſitzen, er wird dich nicht anreden.

Aber er wird mir vielleicht ausweichen, ich werde ihm ſeine Freude verderben, und das quält mich.

Beſorge nichts, Kind! rief die Tante lachend, du biſt ihm zu gleichgültig, als daß du ihn geniren ſollteſt.

Unausſtehlich! rief die ſanfte Julie, ſtampfte mit dem Fuſe; und da ſie den Sekretair auf der andern Seite den Hügel hinaufgehen ſahe, ſo zog ſie ihre Tante mit Gewalt am Arme weg. Dieſe, da ſie Juliens Heftigkeit nicht widerſtehen konnte, wollte ihr folgen: allein die Tante war alt, Juliane riß ſie am Arme fort, ſo heftig, daß ſie den Sekretair zur Hülfe rief.

Kommen Sie doch, Herr Sekretair, hier läuft man vor Ihnen. Vor mir? erwiederte er.

Ja, ja, erwiederte die Tante; ich habe Julien Ihre Ideen über die Weiber mitgetheilt. —

Daß z. B. kein Weib von einem feſten Charakter und kein Frauenzimmer unter dreyßig recht bey Sinnen ſey — ſagte Julie.

Wenn ich dies geſagt habe, erwiederte der Sekretair mit der größten Kälte, ſo habe ich der Frau Gräfin das Reſultat meiner Beobachtungen unverholen vorgelegt. Sie, Gnädigſte — indem er ſich mit einer kalten Verbeugung gegen Julien wandte — ſind eine Ausnahme von der Regel; Ihnen gelten alſo meine Grundſätze natürlich nicht.

Noch ehe Julie antworten konnte, hatte er ſie verlaſſen.

Julie kam nach Hauſe mit dem heftigſten Verdruß im Herzen. Offenbare Verachtung ihres Geſchlechts wäre noch verzeihlich geweſen, denn im Grunde verachtete ſie es ja ſelbſt, ſich ausgenommen: allein Verachtung gegen ſie ſelbſt war unverzeihlich, und verdiente eine Strafe. Aber welche? Den Sekretair lächerlich zu machen? Geſetzt,

ſetzt, dies wäre möglich geweſen, ſo fragte ſich doch noch immer, in weſſen Gegenwart? Es gab hier im Schloſſe keine Geſellſchaft, und nur wenn eine Menge anderer Zeugen der Ueberlegenheit unſers Geiſtes über jemand ſind, hat Spotten Reiz. Verachtung war hier noch weniger am rechten Orte; wie würde der Sekretair triumphirt, wie würde er allenthalben verbreitet haben, auf dem Schloſſe ſey ein Frauenzimmer von gewöhnlichem Schlage angekommen, welches die Wahrheit ſeiner Grundſätze durch Verachtung derſelben beweiſe. Die gute Julie ſann hin und her, und fand endlich nur ein einziges kleines Mittelchen, nämlich ihn durch Liebe zu quälen. Gelingt es mir, rief ſie freudig aus, ihn in mich verliebt zu machen, ſo bin ich wahrlich auf das vollkommenſte gerächt. Zuerſt iſt denn die Falſchheit ſeiner Grundſätze augenſcheinlich bewieſen; zweytens wird er, wie jeder Liebhaber, ſich vor der Welt lächerlich machen; drittens wird er die Qualen unerhörter Liebe empfinden, und ich werde mich für den unzähligen Verdruß an ihm rächen, welchen mir ſeine Grundſätze gemacht haben. Ja, ja, es muß gehen, es muß gehen, rief ſie froh aus, und klatſchte in die kleinen Hände. Sie ſah den Hügel, den Lieblingsplatz des Sekretairs, aus dem Fenſter; ſie wollte gleichſam ihre Rolle einſtudiren, mit zwey Sprüngen war ſie die Treppe herab in dem Garten, den

Hügel hinauf. Ja, ja, es muß gehen, es muß gehen, rief ſie fröhlich.

Was denn, Julie, rief ihre Tante, welche mit dem Sekretair auf einer Bank ſaß, was denn?

Julie erröthete. Ich wollte nur ſehen, ſprach ſie, ob es möglich wäre, die Sonne von hier aufgehen zu ſehen, aber ich merke wohl, ich werde noch eine halbe Stunde warten müſſen, ehe ſie herauskömmt — —

Ein ſchallendes Gelächter des Sekretairs und der Tante unterbrach ſie: Mädchen! ſagte die letztere, ſieh dich doch um, es iſt ja bald Mittag.

Julie erröthete von neuem, der Sekretair ſagte der Tante etwas ins Ohr, ſie lächelte und er entfernte ſich.

Was ſagte Ihnen der Sekretair, fragte Julie empfindlich. Ja nun, eine Kleinigkeit, welche dich zwar anging, aber —

Was unterſtand er ſich, ſagen Sie —

Er meinte, du müßteſt wohl an etwas gedacht haben, woran du nicht ſollteſt, weil du ſo roth geworden wäreſt.

Warten Sie, Herr Sekretair, rief Julie heftig, warten Sie, das ſoll ihnen vergolten werden, Abbitte ſollen Sie mir thun, fußfällige Abbitte.

Sie entdeckte nun ihrer Tante den ganzen Plan. Er ward ſehr gebilligt, aber an der Ausführung deſſelben ſehr gezweifelt. „Er iſt keiner ſo warmen Empfindung, als die Liebe iſt, fähig, ſagte die Tante, doch es kömmt auf den Verſuch an.

Nach einigen Tagen war der Geburtstag der Tante. Dies wußte Julie, und wollte ihn gern auf eine der Tante angenehme Art feiern. Wem ſollte ſie die Anſtalten dazu übertragen? Wem anders als dem Sekretair. Eine ſo ſchöne Gelegenheit, mit dem Menſchen zu ſprechen, fand ſich in einem Jahre nicht wieder. Sie ließ ihn alſo rufen, und trug ihm ihr Begehr vor.

Er übernahm das Geſchäft ſehr gern, bat aber im Voraus um Verzeihung, daß er ſelbſt ſchon einige Anſtalten zur Feier des Geburtstages ſeiner Gebieterin gemacht, es verſtehe ſich; daß die ſei-

Univ. Bibl.

nen den ihren nachſtehen müßten, ſo fern beyde unverträglich wären. Julie hatte eine Illumination und eine Art Feuerwerk veranſtaltet, zudem vier Kinder gekleidet, und vier Mädchen eine Ausſteuer zugeſagt.

Der Tag kam endlich. Die Tante hatte die Illumination und das Feuerwerk betrachtet, als ſich plötzlich von Ferne ein ſehr angenehmer Geſang hören ließ. Man ging hin und fand außer den vier Kindern, welche Julie gekleidet hatte, noch acht andere, welche durch die Güte des Sekretairs gekleidet worden. Mehrere Mädchen zeigten ihrer Gebieterin ein Papier, in welchem er ihnen eine Ausſteuer verſprochen, und am Ende der Allee wartete der Aelteſte des Dorfs mit einem großen Paquet Papiere auf ſie.

Gnädige Frau, ſprach der Bauer, als die Gräfin näher kam, in dieſem Paquete ſind die Akten aller der Prozeſſe, welche jetzt in der Schwebe waren. Der Herr Sekretair hat nicht eher nachgelaſſen, bis wir uns gütlich verglichen. Hier (indem er eine Menge anderer Papiere herauszog) hier ſind die Dokumente darüber, und dieſe Akten legen Sie, als ein Bekenntniß unſerer Thorheit, bey ſich nieder, und vergeben Sie uns des guten Willens wegen, mit dem wir unſere Thorheit wieder gut zu machen ſtreben.

Die Gräfin war gerührt, ſie wandte ſich zum Sekretair. Ich danke Ihnen, ſprach ſie, ich danke Ihnen recht ſehr, daß ſie mich in meinen Bemühungen, die Prozeßſucht unter meinen Bauern zu vertilgen, unterſtützt haben, aber die Kleidung dieſer Kinder, die Ausſteuer dieſer Mädchen, ſie koſtet Ihnen ja beynah ihr ganzes jährliches Gehalt, und überdies liegt für mich ein Vorwurf darinn; kurz, über dieſe Veranſtaltung bin ich beynah böſe. Sie näherte ſich hierauf dem Sekretair, ließ einen verſtohlenen Blick auf Julien fallen, welchen jene ſehr gut bemerkte, und worüber ſie ſich nicht wenig ärgerte.

Julie hatte anfangs nicht ohne Neid geſehen, daß der Sekretair ſie in allen Anſtalten zu dieſem Feſte übertroffen, ſie hatte mit inniger Schadenfreude den Verweis angehört, welchen die Tante dem Sekretair gegeben; aber das folgende Lachen, der Blick des Sekretairs verwundete ſie tief in ihrem Innern, es war ausgemacht, man lachte über ſie, ihr Blut fing an zu kochen, und ſie ſchwur, die erſte, die beſte Gelegenheit zu ergreifen, um ſich ihrem Plane gemäß zu rächen.

Bey alledem war Julie zu gutmüthig, um das Edle, was in der Handlungsweiſe des Sekretairs lag, nicht eben ſo tief, als das ſie Beleidigende,

gende, durchzufühlen. Sie hatte daher eine wahre Hochachtung gegen ihn in ihrem Herzen, welche durch eine Menge der edelſten Handlungen, welche ihr faſt täglich von ihm zu Ohren kamen, vermehrt ward.

Nach einigen Tagen fing nun Julie ihre Operation gegen das Herz des armen Sekretairs an. Sie hatte eine Art Plan entworfen, nach dem ſie zu Werke gehen wollte. Zuerſt hatte ſie ſich vorgenommen, in ſeine Ideen vom weiblichen Geſchlechte einzuſtimmen, dann ihn durch eine Reihe Handlungen zu überführen, daß ſie zu der Ausnahme ihres Geſchlechts gehöre; ferner wollte ſie, wenn er dann, von ihrer Schönheit, ihrem Verſtande, ihrer Herzensgüte entzückt, ſich ihr liebevoll näherte, ihn eine Zeitlang in der Entfernung halten, dann näher zu ſich ziehen, und endlich ihn auf einmal unbarmherziger Weiſe zurückſtoßen, und ihn auslachen.

So war alſo aus der Romanheldin und Philoſophin eine kleine Coquette geworden, welche ganze Feldzüge gegen das männliche Herz entwarf; wie mächtig ihr aber ihre Ideen über die Männer und deren Werth dabey im Wege ſtanden, wird ſich im Folgenden zeigen.

Schon der erſte Theil ihres Planes mißglückte beynahe ganz. Der Sekretair hatte von dem weiblichen Geſchlecht ſo herabwürdigende Begriffe, daß ſie ohnmöglich ohne Wegwerfung ihrer ſelbſt darinn einſtimmen konnte. Denn eine Ausnahme unter den Weibern zu ſeyn, war bey ihm ungefähr ſo viel, als ein Mann, der grade ſo ehrlich iſt, daß er der Gerechtigkeit entgeht. Bey den häufigen Unterredungen über dieſen Gegenſtand entdeckte Julie jedoch zwey Seiten, welche ihrem Herzen ſehr zuſagten: die erſte war die feſteſte Anhänglichkeit an jede Art von Tugend, beſonders an die mit ſchwärmeriſcher Gröſſe verknüpfte; die zweyte, tiefe Verachtung des Adels. Durch dieſe erſte Seite hatte nun Julie, wie ſie ſich einbildete, einen ganz ſichern Weg zu ſeinem Herzen gefunden; ſie durfte nur jene Heldentugend, wenn ſich die Gelegenheit darbot, ſo üben, daß der Glanz derſelben ſein Auge blendete, und in die Verachtung des Adels konnte ſie aus vollem Herzen einſtimmen.

Die arme Julie bemerkte dabey nicht, daß Sie gefangen war, ſtatt in die Schlinge zu locken. Sie liebte den Mann, in dem ſie anfangs ſo viel von ſich verſchiedenes vermuthet hatte, daß ſie ihn mit einer Art von Haß verfolgte, und in dem ſie jetzt eine ſo große Aehnlichkeit der Geſinnungen bemerkte. Die beyden Herzen kamen unvermerkt näher, ſie berührten ſich ſchon in einigen Punkten, und Julie, die noch immer piquirt war, weil er ihr Geſchlecht im Ganzen verachtete, fiel endlich, um ihn davon zurückzubringen, auf ein ſehr gefährliches Mittel.

Sie beſchloß nämlich; es ihm durch ihr Betragen plötzlich ſo nahe zu legen, daß er ſich, ohne eine Unart zu begehen, gegen ſie erklären müßte. Sie hatte den Schritt, welchen ſie thun wollte, ſorgfältig überlegt, und beſchloß ſogar, wenn er ihr ſeine Liebe geſtanden, ihm Gegenliebe zuzugeſtehen. Sie glaubte, durch dies Bekenntniß werde er eine wahre Hochachtung gegen ſie faſſen müſſen. Er werde nunmehr an ihren vorurtheilsfreyen Geſinnungen nicht mehr zweifeln können, und wenn auch ſeine erſtere Erklärung nur mit halben Herzen geſchehen; ſo werde ihre Gegenerklärung das ganze Werk vollenden.

Aber der Sekretair wußte alle Stöße, welche ſie nach ſeinem Herzen that, ſo geſchickt zu pariren, daß nicht ein einziger traf, er blieb kalt, höflich, unterwürfig, ſprach von ſeiner Verachtung des weiblichen Geſchlechts nur aufgefordert, ſah ſie ſtets als eine Ausnahme an, allein mit ſo vieler Kälte, daß ſie nicht ohne Grund glaubte, in Gedandanken werfe er ſie mit allen andern Mädchen in eine Claſſe.

Da der Sekretair weder eine Spur von Liebe, noch von Zuneigung zeigte, ſondern nur dann von einem milden Feuer ergriffen ward, wenn er gegen das Vorurtheil des Adels ſprach; ſo beſchloß Julie alles zu wagen, und zuvorkommend ihm ihre Liebe zu erklären. Er wird in Verlegenheit kommen, er hat Stolz und Eitelkeit, es wird ihm ſchmeicheln, daß ein Frauenzimmer ſich ihm anträgt. Ich, eine Gräfin, werde ihm in einem vortheilhaften Lichte erſcheinen, indem ich einen ſo auffallenden Beweis meiner vorurtheilfreyen Denkungsart lieſere. So dachte Julie bey ſich, und ging in den Garten, um ihn aufzuſuchen.

Sie fand ihn, und wie ſie es gewünſcht, allein. Ein Geſpräch war bald angeknüpft. Julie rückte verſchämt ihrem Ziele näher, und endlich geſtand ſie mit zitternden Lippen, daß ſie ihn liebe. Der Sekretair flog auf ſie zu, drückte einen heftigen Kuß auf ihre Wange, ſtürzte zu ihren Füßen, dann ſprang er auf, fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſprach kalt: Julie! Sie ſind ein Engel, mein thörichtes Herz liebt Sie, wozu ſoll ich mich verſtellen; Sie haben meine Vernunft auf eine harte Probe geſetzt, aber Gott ſey Dank!

ſie iſt überſtanden. Ich vergeſſe, was vorgegangen iſt. Wären Sie meines Standes, könnte ich Sie je meine Gattin nennen, dann Julie, dann wäre ich der Glücklichſte von allen Sterblichen, aber ſo — — Leben Sie wohl.

Er küßte ihre Hand und verließ die arme Julie, welcher auf einmal deutlich war, daß ſie den Mann, welchen ſie zum Spaß hatte quälen wollen, ſelbſt liebe. Sie ſchämte ſich innerlich, daß ſie ihre Grundſätze ſo weit vergeſſen, daß ſie einen Mann an ſich gelockt, ſie verachtete ſich, daß ſie den armen Sekretair ſo ſehr gequält, und zermarterte nun ihren Verſtand mit Erfindung eines Mittels, was ſie verdorben, wieder gut zu machen.

Ich muß ihn nochmals ſprechen, ſagte ſie bey ſich. Man ſuchte ihn, aber vergeblich, er hatte geſagt, erſt gegen Abend werde er zurückkommen. Julie ging einſam auf und ab, und überlegte, was ſie thun wolle. Ja, ſprach ſie endlich, das, das ſey die Strafe für mein Vergehen, ſie iſt die einzige, die gerecht iſt.

Der Sekretair kam, und ward auf Juliens Zimmer gerufen, er war bleich wie Wachs, und fragte zitternd, was ſie befehle. Julie hieß ihn ſich zu ihr ſetzen, und legte nun ein Bekenntniß von allen kleinen Cabalen ab, welche ſie angewandt,

wandt, um ſein Herz zu erobern, ſie verſchwieg ihm keinen der kleinen Kunſtgriffe, mit welchen ſie ihn gequält hatte, ja ſelbſt wie ſie gegen ihn hätte verfahren wollen, wenn er ſich weniger heftig geäußert hätte, ſagte ſie ihm.

Er ließ ſie ausreden. Ich danke Ihnen, fing er dann an, daß Sie mir die Augen geöfnet haben, ich danke Ihnen, Sie haben mein Unglück gewollt, Ihr Wunſch iſt erfüllt. Mein Verſtand muß Sie verachten, verabſcheuen, mein Herz kann es nicht. Ich will Sie fliehen, ich will in den Krieg, eine Kugel wird mitleidig gegen mich ſeyn.

Aber lieber Sekretair, wenn ich Ihnen ſage, daß ich grauſam für meine Coquetterie geſtraft bin, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich Sie liebe.

Was hilft das mir, Sie ſind Gräfin, das einzige Mittel, alles wieder gut zu machen, iſt durch ihren Stand Ihnen benommen.

Julie erhob ihr naſſes Auge gen Himmel. Werden Sie mir eine Bitte abſchlagen? fragte ſie endlich leiſe.

Nein.

Sie wollen fort?

Unwiderruflich.

Schieben Sie dieſen Entſchluß noch acht Tage auf, — harren ſie noch acht Tage.

Er verſprach es, und ſie ſchieden.

Am andern Morgen kam die Tante ſehr früh auf Juliens Zimmer. Liebes Kind! ſprach ſie, ſtelle dir vor, der Sekretair iſt dir närriſch geworden, er hat die ganze Nacht, ſtatt zu ſchlafen, geweint, mit ſich geſprochen, und bittet heute um ſeine Entlaſſung. Aber, liebes Kind, du biſt ja blaß: mein Himmel!

Es kam zu Erklärungen, Julie geſtand ihrer Tante alles, und fragte ſie um Rath. Ja, ich kann dir nur zweyerley rathen, ſagte ſie. Entweder du machſt's durch eine Heyrath gut, was du ſchlimm gemacht haſt, doch du wirſt die Einwilligung deines Vaters zu dieſem Romanen-Entſchluß nie erhalten; oder du laſt ihn laufen. Freylich hat er dieſe Nacht von Erſchießen geſprochen, aber was thut das, am Ende iſt es doch ein recht nobler Tod.

Aber, liebe Tante! ich ſage ihnen ja, daß ich ihn liebe. O ich verwünſche den Entſchluß ihn zu erobern, ich wollte — ja ich wollte — Liebe Tante! nehmen ſie ſich meiner an.

Nun ſo ſchreib die Lage der Sachen an deinen Vater. — Aber, wenn er dir nun den Befehl zuſchickt, ſchleunig zurückzukommen, wenn er dich von deinem Geliebten trennt. Ich wüßte wohl ein Mittel, durch welches dein Vater gezwungen würde, ſeine Einwilligung zu geben.

Und dies iſt?

Eine heimliche Heyrath. Freylich kann dein Vater dir eben ſo leicht fluchen, als ſeine Einwilligung geben.

Fluchen, ſeufzte Julie, ich will es überlegen, in einer Stunde ſchicken ſie mir den Sekretair.

Die arme Julie war in einer üblen Lage. Sie liebte ihren Vater, und konnte den Kummer, welchen ihr Schritt ihm machen würde, gar nicht berechnen, aber ſie liebte auch den Sekretair. Er war unglücklich, und das durch ſie, ein Grund, ihm ihre Zuneigung zu ſchenken, er war ein ſchöner Mann, auch dies hatte vielen Eindruck auf

Juliens Herz gemacht, er liebte ſie, wie konnte ſie ihn dafür haſſen, er hatte ihr nie eine fade Schmeicheley geſagt, er hatte viel edle und ſchöne Handlungen verübt, und dafür ſollte er nun unglücklich werden.

Nein nimmermehr, nimmermehr ſollſt du edler Mann mich verkennen. Ich will meinen Grundſätzen treu bleiben, und wenn dies Herz darüber brechen ſollte.

Nach dieſem tragiſchen Ausrufe überlegte ſie nun ihre ganze Lage. Der Sekretair war eine Mittelart zwiſchen Grandiſon und Werther, dies behagte ihren romanhaften Ideen ſo ſchön. Ueberdies war er bürgerlich, alſo fand ſich hier eine trefliche Gelegenheit, der ganzen Welt eine Lehre zu geben, kurz, Julie beſchloß nun ernſtlich, ihn zu heyrathen. Selbſt die heimliche Heyrath ſchloß ſich ſo innig an ihre Ideen an, es hatte für ſie etwas reizendes, der ganzen Welt und ihrem Vater zu trotzen, und ſie beſchloß, den Sekretair heimlich zu heyrathen.

Er kam nach Verlauf einer Stunde. Julie machte ihm ihren Entſchluß bekannt, er weigerte ſich, die Tante, welche gegenwärtig war, redete ihm zu, verſprach zur Unterſtützung des neuen Paars, wenn der Vater ſeine Einwilligung verſagen ſollte, jährlich einige hundert Thaler. Der Sekretair gab endlich nach, und nun verabredete man den Plan.

Der Pfarrer des Dorfs ſollte ſie Abends in der Kirche trauen, vorher noch wollte die Tante, um aller Verantwortung zu entgehen, abreiſen, und das Ehepaar ſollte unmittelbar nach der Trauung die ganze Nacht hindurch nach einem gewiſſen Schloſſe, deſſen Caſtellan der Sekretair kannte, fliehen. Sie konnten dieſen Ort am Abend des künftigen Tages, wenn ſie, ohne zu ruhen, reiſten, bequem erreichen, und unſere Heldin beſchloß auf Anrathen ihres Liebhabers alle ihre Kräfte aufzubieten, um künftigen Abend in Sicherheit zu ſeyn. Von da aus ſollte Julie an ihren Vater ſchreiben, und die Tante machte ihr ſo viele Hofnung zur Vergebung, daß die Braut heiter ward, und den Augenblick herbey wünſchte, welcher ſie mit ihrem geliebten Gegenſtand auf ewig vereinigen ſollte.

Die Tante reiſte ab, der Prieſter ſprach ſeinen Seegen über das neue Paar, welches in Entzücken ſchwamm. Vor dem Dorfe ſtand der Reiſewagen, ſie fuhren die ganze Nacht, und langten am Abend des folgenden Tages in dem Dorfe an, in welchem das Schloß lag. Man trat in dem Wirthshauſe ab, der Sekretair ſchickte nach dem

Schloſſe, und entfernte ſich auf eine halbe Stunde von Julien; der Bothe kam wieder und bat ſie inſtändigſt, recht bald hinzukommen. Die Nacht war indeß angebrochen, der Sekretair führte ſeine Gattin, in ſeinen blauen Reiſemantel gehüllt, nach dem Schloſſe. Alle Säle waren erleuchtet. Man feyert heut eine Hochzeit dort, ſchreibt mir mein Freund, ſagte ihr Gemahl zu Julien. An ſeinem Arme ſchwankte ſie die Stiege hinauf, die Flügelthüren flogen auf, eine glänzende Geſellſchaft ſtellt ſich Juliens Blicken dar. Ihr Gemahl warf ſeinen Mantel weg und ſtand plötzlich als Graf Blumenthal mit Orden und Bändern geziert vor ihr.

Es lebe das neue Brautpaar! rief die ganze Geſellſchaft.

Ihr Vater, ihre Tante lieſen auf Julien zu. Sey ruhig, Kind, ſprach die Tante. Niemand, als ich, dein Vater und dein Gemahl weiß um deine Narrheiten, und Niemand ſoll ſie erfahren. Blumenthal hat eine Reiſe auf ſeine Güter vorgegeben, und iſt, wie wir ausgeſprengt haben, eine Zeitlang deinetwillen auf unſerm Schloſſe geblieben. Hier ſeyd ihr zuſammen richtig geworden, und dies Feſt iſt ein Vermählungsfeſt.

Ja, ja Julie, ſprach der Vater, du mußt dich nun zum zweytenmale trauen laſſen, da kann ich dir nicht helfen.

Nur feſt in der Rolle geblieben, ſagte Blumenthal zu ſeiner Braut. Haben Sie ſich doch ein halbes Jahr in der Comödie, welche ſie mit mir ſpielten, nicht ein einzigesmal verſehen.

Julie fiel ihrem Bräutigam um den Hals, verſprach Beſſerung, und nach einem Monate fügte eine glänzende Hochzeit die Hände und Herzen dieſes liebenswürdigen Paars für immer zuſammen.

XV.

Der Baron Löwenheim lebte ſchon ſechs Monate in Paris, ohne ein einziges Abentheuer gehabt zu haben. Seine angenehme Figur hatte etwas Bäuriſches, und war daher wenig geſchickt, auf die eleganten Damen der feinen Welt Eindruck zu machen. Seine Tage in Paris verfloſſen unter einer Menge öffentlicher Vergnügungen, welche zu genießen ſein anſehnliches Vermögen ihm erlaubte. Er war der Sohn eines reichen Mannes, und nach der Hauptſtadt von Europa geſchickt, um hier die Politur zu bekommen, welche man, wie die Franzoſen behaupten, nur bey ihnen erhält.

Fritz, ſagte der Vater, als er abreiſte, hüte dich vor Händel, und vor den Franzöſinnen. Ich bin in meiner Jugend auch in Paris geweſen, und kenne das Terrain, ſchlüpfrig und glatt. — Sieht dich ein Mädchen an, ſie will dich betrügen; kömmt ſie dir entgegen, fliehe ſie, ſie iſt eine Schlange.

Fritz hörte dies an, reiſte ab, und wartete mit Sehnſucht auf ein Abentheuer. Ein Mädchen, dachte er, mich betrügen? Wofür hätte ich denn die Menſchen ſtudiert? Nur der fällt in ihre Stricke, der ſie nicht kennt; derjenige, der ſie kennt, zieht Vortheil aus den Fallen, welche ihm gelegt werden.

Indeß wollte ſich kein Abentheuer finden. Fritz war ein ächter Deutſcher, ſteif, ſparſam und ſehr bieder. Wenn ſich alſo auf der Promenade eine Alte mit einem: Monſieur! ma maitreſſe vous a vû paſſer, elle ſera ſeule dans une heure, an ihn drängte; ſo antwortete er ganz kalt: Madame! il me faut dans une heure faire viſite à ma belle, und verließ das gutmüthige Weib.

Des Morgens beſuchte er gewöhnlich ein Coffeehaus unweit der neuen Brücke. Er hatte ſchon mehrere Morgen bemerkt, daß in einem gegenüberliegenden Hauſe hinter einem vergitterten Fenſter, ſo oft er vorbeyging, eine Dame ſtand, welche ihm ſchwermüthig nachſah, und wenn er in das Coffeehaus getreten, langſam das Fenſter ſchloß. Da er dies einen ganzen Monat hindurch bemerkt hatte; ſo wuchs die Hoffnung in ihm, ein Abentheuer zu finden, nur war er über die Art ſeines Benehmens ſehr uneinig.

Er glaubte nicht beſſer thun zu können, als wenn er einem ſeiner Freunde, dem Marquis du Falois, welcher mit ihm in einem Hotel wohnte, den ganzen Vorfall, aber unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, entdecke, und ſich ſeinen Rath erbitte. Er that es, und der Marquis rieth ihm fürs Erſte, recht oft täglich vor dem Fenſter vorbeyzugehen. Man wird ja ſehen, was zu thun iſt, wenn ſich das Ganze erſt näher entwickelt. Fritz folgte dem Rathe ſeines Freundes mehrere Tage hindurch. Er fand nichts, was ihn hätte auf die Spur bringen können, was die Dame von ihm verlange. Er grüßte ſie, allein ſie dankte nicht. Verdrüßlich über ſeine vergebliche Mühe, ging er eines Tages dicht unter ihrem Fenſter weg, als plötzlich ein Papier zu ſeinen Füßen fiel. Er hob es auf, und ſteckte es, ohne es zu leſen, in die Taſche, eilte nach dem Coffeehauſe, erbrach es hier, fand es mit einigen Goldſtücken beſchwert, damit der Wind es beym Hinunterwerfen nicht fortwehen könne, und las mit Erſtaunen folgende Worte:

Mein Herr!

Ihr Aeußeres ſagt mir, daß Sie zu einer Nation gehören, deren Biederkeit in der ganzen Welt berühmt iſt. Sind Sie ein Beſchützer der Unglücklichen, o! ſo beſchwöre ich Sie, retten Sie mich aus den Händen eines Böſewichts, aus den Händen meines Gemahls. Er hat mich um meines anſehnlichen Vermögens willen geheyrathet, und unter dem Vorwande des Wahnſinns hat er mich einſperren laſſen, um meiner loszuwerden. Suchen Sie keine Hülfe bey der Obrigkeit, er hat von ihr die Erlaubniß, mich ſo zu behandeln, auf den falſchen Bericht eines niederträchtigen Arztes erſchlichen. Ich beſchwöre Sie bey allem, was Ihnen theuer iſt, retten Sie mich.

Antoinette Morval.

Fritz blickte traurig nach dem Hauſe, welches die Unglückliche einſchloß. Es war ſchwarz, finſter, alle Fenſter vergittert, im dritten Stockwerk lebte die Unglückliche.

Wem gehört das Haus? fragte Fritz den Aufwärter.

Dem Kaufmann George.

Und wer wohnt in demſelben?

Im unterſten Stockwerke der Wirth ſelbſt, das zweyte ſteht gegenwärtig leer, und im dritten wohnt ein Herr Mozval, welcher von ſeinen Renten lebt.

Iſt der Mann verheyrathet?

Das kann ich nicht ſagen; er hat eine Dame bey ſich, ſehen Sie, dort ſteht ſie hinter dem Gitter, das kann leicht ſeine Frau ſeyn.

Fritz, welcher hier Gelegenheit hatte, eine edle That zu verrichten, brannte vor Begierde, die Unglückliche zu retten. Sein nächſter Gang war nach dem Kaufmann George, dem er das zweyte Stockwerk abmiethete, ſein zweyter zum Marquis du Falois, welchem er den Brief Antoinettes zeigte, und ſeine weitere Schritte erzählte.

Sie ſind ein edler junger Mann, ſagte der Marquis, wahrlich ſich einer Unglücklichen ſo dringend und thätig anzunehmen, verräth eine ſehr ungewöhnliche Großmuth. Allein junger Mann, ich bin hier in Paris wohnhaft, ich weiß, welche Schwierigkeiten ein Unternehmen der Art hat, und wie vielen Aufwand es erfordert. Haben Sie auch hinreichend Geld, ſagen Sie mir recht aufrichtig, haben Sie auch hinreichend Geld?

Fritz zog ſeine Börſe hervor und ſagte: Erlauben Sie, daß ich ſogleich meine Capitale überſehe. Hier ſind acht, neun, hundert, tauſend Thaler in Louisd'or.

Gut, ſagte der Marquis, die können wir brauchen.

Hier iſt ein Wechſel auf zwölfhundert Thaler in Golde.

Sehr gut, ſagte der Marquis, zwölfhundert Thaler ſind ſehr gut.

Auch habe ich hier noch einen brillantenen Ring, welchen ich im Nothfalle zu Gelde machen kann.

Iſt nicht zu verachten, iſt gut, iſt ſehr gut. Sie ſind ein Philoſoph, mein Herr, ein wahrer Philoſoph, der nicht nur gute Zwecke hat, ſondern auch zur Erreichung derſelben kräftige Mittel anwendet. Zeigen Sie doch den Ring. Wahrlich unter Brüder tauſend Louisd'or werth. Da hätten wir alſo ſiebentauſend zweyhundert Thaler, an die

achte

achtehalbtauſend Thaler zuſammen, iſt gut, ſehr gut. — Aber nun, theuerſter Freund! eine einzige Frage. Ich habe in der Welt gelebt, die Bosheit der Menſchen geht weit. Sind Sie auch von der Wahrheit deſſen, was Madam Ihnen geſchrieben, überzeugt? Sagen Sie mir aufrichtig, ſind Sie davon überzeugt?

Ja, erwiederte **Fritz**.

Das iſt gut, mein Theurer, ſehr gut. Aber woher? Ich ſehe nicht ein, ſagte **Fritz**, welche Urſache Madam haben ſollte, mich an ſich zu locken; ich werde ſie der Tyranney ihres Mannes entreißen und über die Gränze bringen.

Das iſt brav gedacht, mein Theurer, ſehr brav; aber denken Sie denn das ganze Unternehmen ohne alle andere menſchliche Hülfe auszuführen? brauchen Sie keinen Vertrauten, ſagen Sie? Ich ſtehe Ihnen mit meinen geringen Kräften gern zu Dienſten.

Fritz willigte endlich ein, daß der Marquis um alle ſeine Schritte in dieſer Sache wiſſen ſolle; er zog noch denſelben Tag in das Quartier, welches unter der ſchönen Unglücklichen lag, ein.

Am andern Tage machte er beym Wirthe des Hauſes ſowohl, als bey Herrn Morval, ſeine Viſite. Er fand einen ſehr ſtrengen, und finſtern Mann an ihm. Der Baron erzählte von ſeinen großen Gütern in Deutſchland. Was hilft Geld und Gut, ſagte Morval heftig, wo die Ruhe der Seelen fehlt?

Man kann ſie ſich durch gute edle Handlungen erwerben.

Oft auch nicht, ſagte Morval noch finſterer, wir hängen hier in der Welt von einer Menge Umſtänden ab, die angenehm, oder unangenehm auf uns würken. So habe ich das Unglück mit meiner Frau, ſie hat einen ſtillen Wahnſinn, was hilft mir nun mein Reichthum. Kommen Sie, Freund, Sie ſollen mein Unglück ſehen. Er führte ihn in das Zimmer, in welchem Antoinette ſich befand. Sie lag auf einem Sopha und ſchlug ihr Auge matt gegen ihren Gatten auf. Sie wollte ſprechen, ihr Gemahl ſah ſie wüthend an, und ſie ließ ihren Kopf auf die Schulter ſinken, und ſchwieg.

Nun, was ſagen Sie dazu? fragte ihn Morval, iſt meine Antoinette nicht ein reizendes Geſchöpf? Wäre ſie nicht das erſte Weib in Paris, wenn ſie das Unglück nicht hätte?

Fritz empfahl ſich bald, er hatte nun die Dame in der Nähe geſehen, und das Leiden, welches ſo ſichtlich auf ihrem Geſichte ausgedrückt war, hatte eine ſolche Würkung auf Fritzens Herz gemacht, daß er ſich nicht wenig in die Dame verliebte.

Gegen Abend kam der Marquis. Lieber Freund! rief ihm Fritz entgegen, Ihr Verdacht gegen die Dame iſt ungegründet, ganz und gar ungegründet, alles was ſie mir geſchrieben hat, iſt wahr. Ich habe ſie ſelbſt geſehen.

Und gehört und entdeckt, daß ſie redliche Abſichten hat?

Das nicht, das würde mich noch nicht überzeugen, aber meine Menſchenkenntniß hat mir Blicke in Morvals Herz thun laſſen.

Ach ſo — Sie ſind alſo ein Menſchenkenner?

Als ich zu Morval ins Zimmer trat, ſchien er mir ein wenig zuſammenzufahren, doch will ich das nicht verbürgen, aber ſehr auffallend war es doch, daß er bey einem ganz gleichgültigen Geſpräche die Bemerkung machte, daß alle Güter ohne Seelenruhe nichts hülfen; denn ſehen Sie mein Beſter, dieſe Bemerkung gab ihm ſein aufgeregtes Gewiſſen ein.

Richtig bemerkt, ſagte der Marquis, ſehr richtig.

Meine Antwort, daß die Ruhe unſerer Seelen in unſerer Gewalt ſtehe, machte ihn noch finſterer; merken Sie wohl, noch finſterer; er ſeufzte nicht, wie man wohl thut, wenn man eine traurige Wahrheit widerlegen muß, ſondern er wurde finſterer, ſein aufgeregtes Gewiſſen ſträubte ſich gegen meine Wahrheit. Der allerſtärkſte Beweis aber, daß Morval ein böſes Gewiſſen habe, war der, daß er mich unaufgefordert zu ſeiner für wahnſinnig ausgegebenen Frau führte, gleichſam, als wenn ich ihm es ſchlechterdings nicht aufs Wort glauben würde. Freund! da habe ich denn den Engel in der Nähe geſehen, es iſt eine unbeſchreibliche Schönheit. Der Mann muß ſeiner Frau wohl verboten haben, ein Wort zu ſprechen, troß dem öffnete ſie ihre Lippen zu einigen Worten, allein, wie ich von der Seite bemerkte, ſah der Mann ſie ſo wüthend an, daß ſie aus Furcht vor nachherigen übeln Begegnungen ſtill ſchwieg.

Ja, ſagte der Marquis, jetzt glaube ich es auch, der Mann iſt ein Tyrann und das Weib unſchuldig. Aber haben Sie noch keinen Plan, ſie zu retten, erdacht?

Doch ſagte Fritz, ich bemerkte, daß die ganze Haushaltung des Herrn Morval aus einem ſehr hübſchen Mädchen und einer alten Haushälterin beſteht. Die erſtere iſt wahrſcheinlich des Herrn Maitreſſe, und über ſie werden vielleicht die Reize meines Bedienten, der ein ſehr hübſcher Kerl iſt, ſiegen, wenigſtens kömmt es auf den Verſuch an. Mislingt er; ſo ſoll Geld bey beyden das gewöhnliche Wunder thun. Sind wir erſt ſo weit, dann ſchreiben ſie an Morval und beſcheiden ihn unter dem Vorwande eines Geldgeſchäfts auf irgend ein Caffeehaus. Während er aus dem Hauſe iſt, hebe ich die Dame in den Wagen und wir rollen über die Gränze.

Gut ausgedacht, ſehr gut ausgedacht, ſagte der Marquis, thun Sie das, und thun Sie es ſobald als möglich, ehe Ihr Geld durch einen langen Aufſchub ſich verſplittert.

Man fing noch denſelben Abend an, an der Ausführung des Projekts zu arbeiten. Johann erhielt Geld und mußte unter dem Vorwande, ſich mit den Leuten, mit welchen er in einem Hauſe wohnte, bekannt zu machen, die hübſche Louiſe, ſo hieß das Mädchen, beſuchen. Er wurde mit vieler Auszeichnung aufgenommen. Er erzählte, ſo gut es im gebrochenen Franzöſiſch ging, viel von Deutſchland, wie wohlfeil es dort ſey, daß die Leute dort im Ganzen weit fetter und langſamer

wären,

wären, als in Frankreich, und was der Unterhaltungen mehr waren. Die Kammerjungfer hörte ſehr aufmerkſam zu, und fragte ihn, indem ſie zärtlich ſeine Hand drückte, ob auch alle Bedienten ſo ſchön in Deutſchland wären, als er. Er erwiederte: „noch weit ſchöner“! Ach fuhr ſie fort, ein Mann wie du, wäre für mich ſchön genug.

Johann ſetzte nun ſeine beßte Galanterie in Bewegung, er hatte von ſeinem Herrn Geld zu Geſchenken für Louiſen erhalten, und überreichte ihr einige Kleinigkeiten, welche ſie auch annahm und mit einigen zärtlichen Küſſen belohnte.

Als Johann von allem dieſen ſeinem Herrn Bericht abſtattete; ſo rief dieſer in vollem Eifer aus: Man ſieht doch, daß die Boshaften ſich untereinander nie getreu ſind, wäre es möglich, daß bey einem ehrlichen Mädchen in dem Zeitraume einiger Stunden ein Bedienter durch Geſchenke ſo viel ausrichten könnte! Fritz warnte darauf Johann vor den Schlingen, welche ihm nun das Mädchen legen würde, gab ihm noch einige Regeln, welche ſeine Menſchenkenntniß ihm an die Hand gab, und befahl ihm, nun auch die Alte zu gewinnen.

Am folgenden Abend war Morval zu Hauſe. Johann wandte ſich alſo an die Alte, um das

Mädchen zu ſprechen, einige Louisd'or machten ſie ſehr bald nachgiebig. Johann ſprach Louiſen, von beyden Seiten gelobte man ſich ewige Liebe und Treue, und man ſchied.

So lebte Fritz mehrere Wochen hintereinander; endlich wagte er es und ließ durch ſeinen Bedienten beyden Mädchen den Vorſchlag thun, ihm eine Unterredung mit ihrer Frau zu verſchaffen. Lange weigerten ſich beyde, Geld und Drohungen drangen endlich durch. Louiſe benachrichtigte Antoinetten, daß Fritz ſie ſprechen wolle, und er ging eines Abends, als man überzeugt war, daß Morval nicht zu Hauſe kommen werde, auf Antoinettens Zimmer.

Es wäre unnütz, die zärtliche Unterredung, welche Fritz mit Antoinetten hatte, weitläuftig zu erzählen. Ihre Schönheit, ihr Unglück rührten ihn bis zu Thränen; er verſprach, auch wenn es mit Aufopferung ſeines ganzen zeitlichen Wohls ſeyn ſollte, ſie zu retten, entdeckte ihr weitläuftig ſeinen Plan, welchen ſie ſogleich billigte; und beſchloß endlich damit, daß ſie ihn vor Louiſen warnte.

Fritz ließ am andern Tage Louiſen und die Alte zu ſich kommen, ſagte, da ſie an dem Verbrechen Morvals Antheil genommen; ſo erfordere eigentlich die Gerechtigkeit, ſie der Obrigkeit zu übergeben. Da es ihm aber mehr um Rettung der Unglücklichen als um Beſtrafung des Böſewichts zu thun ſey, ſo wolle er jeder von ihnen, wenn ſie dazu beytrügen, daß er die unglückliche Antoinette entführen könne, hundert Thaler ſchenken. Nach vielen Debatten von beyden Seiten kam man endlich überein, und Fritz, welcher in Antoinetten ſchon ſeine künftige Gattin erblickte, war außer ſich vor Freuden, und vergaß nicht, alle ſeine Schritte dem Marquis zu erzählen.

Dieſer machte in der Stille alle Anſtalten zur Abreiſe. Fritz hatte ſich noch eine Unterredung mit Antoinetten ausgemacht, in welcher er beſchloß, ihr ganz geradezu zu entdecken, daß ſeit der letzten Unterredung ein anderes Intereſſe, als das allgemeine der Menſchheit, ihn an ſie feßle. Er hatte alle Urſach mit dem Erfolge ſeines Geſtändniſſes zufrieden zu ſeyn. Der Tag ihrer Flucht ward auf übermorgen angeſetzt; der Marquis hatte das verabredete Billet geſchrieben, und Morval in ein von ſeiner Wohnung weit entlegenes Haus beſchieden, alles war zu ihrem Glücke bereit, als Antoinette durch Louiſen unſerm Fritz ſagen ließ, ſie fühle ſich unpäßlich und ſey nicht im Stande, eine ſo weite Reiſe zu ertragen. Man denke ſich Fritzens Verlegenheit; alle Anſtalten mußten abgeändert werden, und noch volle acht Tage dauerte es, ehe unſer Held zum Ziele ſeiner Wünſche kam.

Indeß machte ein beträchtlicher Diebſtahl bey einem Goldſchmiede in Paris ſehr vieles Aufſehen. Das beträchtliche Silber, welches geſtohlen worden, und die Frechheit, mit welcher der Diebſtahl verübt war, hatte die Aufmerkſamkeit der Polizey im hohen Grade rege gemacht. Man war daher auf alle Abreiſenden ſehr aufmerkſam, und in den Gränz-Provinzen, nach welchen ſich die Diebe wahrſcheinlich mit ihrer Beute würden gewandt haben, waren die ſtrengſten Befehle zur Anhaltung aller Verdächtigen gegeben.

Der Tag, an welchen unſer Held ſeine Schöne aus ihrem Kerker erlöſen ſollte, war endlich da. Der Marquis hatte alles eingeleitet, Morval verfügte ſich gegen Abend an den beſtimmten Ort.

Fritz ſchlich ſich, ſobald er von dem Ausgehen Morvals durch Louiſen gewiſſe Nachricht erhalten hatte, auf Antoinettens Zimmer; ſie packte eine Menge Schmuck, Kleider und Silberzeug zuſammen. In einem Nu war dies durch Johann auf den Wagen gepackt, und eine halbe

Stunde, nachdem Morval das Haus verlaſſen hatte, ſetzten ſich Fritz, Antoinette und Johann in eine Chaiſe, und hatten in kurzer Zeit Paris weit hinter ſich.

Nachdem die Liebenden etwa eine Stunde abgefahren waren, kam Morval zu Hauſe; er wüthete gegen Louiſen und die Alte, bat den Wirth, Poſtpferde für ihn zu beſtellen, und als dieſe kamen, ſetzte er den Entflohenen in möglichſter Eile nach.

Fritz ließ ſich indeſſen von ſeinem Unglücke nichts träumen. Er fuhr die ganze Nacht hindurch und näherte ſich der Gränze, als in einer kleinen Stadt dem Poſthalter die Eile auffiel, mit welcher Fritz die Poſtpferde beſtellte.

Das Gerücht des zu Paris verübten Diebſtahls, und die Verfügungen der Obrigkeit, waren auch hieher gedrungen. Der Poſtmeiſter ſchöpfte Verdacht; er verzögerte die Abreiſe unſers Helden ſo lange als möglich; und da dieſer Geld über Geld bot, ſo ſchien dem Poſtmeiſter am Ende die Sache doch wohl werth, der Obrigkeit angezeigt zu werden. Er ging alſo zum Richter: dieſer erſchien bald im Poſthauſe, examinirte unſern Fritz, und befahl ihm endlich, ſeine Coffres aufzuſchließen.

Aber was man darinn fand, diente wahrlich nicht, ihn von dem Verdacht zu reinigen, welchen man auf ihn geworfen hatte. Ringe, einzelne Armbänder, ſilberne Tabatieren, Leuchter, alles lag in dem Coffre von Madam in bunter Unordnung durch einander. Man bat alſo unſern Helden mit aller Höflichkeit, eine kurze Zeit hier zu verweilen, bis man ſich von ſeinem Stande und von ſeinen Geſchäften zu Paris näher würde unterrichtet haben.

Fritz dachte raſend zu werden, und er wunderte ſich ſehr über die Kaltblütigkeit, mit welcher Madam den ganzen ſo unangenehmen Vorfall anſah. Allein er hatte kaum eine halbe Stunde in der peinlichſten Ungewißheit über ſein künftiges Schickſal zugebracht, als die Thüre aufflog und Morval mit einer Piſtole und einigen Gerichtsperſonen hineindrang. Auf dies Signal fiel Madam in Ohnmacht, und Fritz ſtand vor Schreck außer ſich da, und wußte nicht, was er anfangen ſollte. Morval wüthete, ſprach von Galeeren und Ketten, bis es endlich nach einer halben Stunde zu Unterhandlungen kam, welche der wüthende Ehemann ſelbſt vorſchlug. Fritz mußte nämlich dem Ehemanne tauſend Thaler geben, und jedem der anweſenden Gerichtsperſonen hundert; der Ring, welchen Fritz der Madam zum Geſchenk gemacht hatte, war natürlich mit eingeſchloſſen, und ſo waren die Partheyen von beyden Seiten beſänftigt, und eben wollte alles abreiſen, als unvermuthet noch mehr Geſellſchaft eintraf.

Dieſe Geſellſchaft war nämlich niemand anders, als die Marechauſſée, welche willens war, dem Herrn Morval und Conſorten eine ziemlich unangenehme Viſite zu machen. Die Polizey hatte nämlich ſchon längſt einen Verdacht auf Herrn Morval geworfen, daß er wohl bisweilen das Eigenthum anderer für das ſeine anſehe, und man hatte daher, als ſich verſchiedene Umſtände vereinigten, und den Verdacht des neulichen Diebſtahls auf ihn warfen, ohne weitere Umſtände eine Hausſuchung bey ihm angeſtellt. Louiſe und die Alte waren, nachdem man in Morvals Hauſe verſchiedene der entwandten Sachen gefunden, ſogleich gerichtlich verwahrt worden, und die väterliche Polizey ſuchte nunmehr auch den, wie man Anfangs glaubte, entflohenen Morval zu erhaſchen. Louiſe und die Alte wurden verhört, und mußten die Tour angeben, welche er genommen; man ſetzte ihm ſogleich nach, und kam eben zur rechten Zeit an, um eine neue Spitzbüberey zu verhindern.

Fritz erſtarrte beynah, als ſich ihm der ganze Zuſammenhang der Geſchichte nach und nach aufſchloß; er mußte nach Paris zurück, um gegen Morval zu zeugen. Unter andern Bekanntſchaften, welche er im Gerichtsſaale wieder erneuerte, gehörte außer Louiſen und der Alten auch der ſaubere Herr Marquis, welcher die Hand bey der Einleitung der ganzen Geſchichte mit im Spiele gehabt, und welcher nun ſeinem verdienten Schickſale entgegenging.

Die Geſchichte war nun geendigt, und Fritz erhielt Muſe, über das Ganze nachzudenken. Man glaubt vielleicht, er werde klüger geworden ſeyn, er werde weniger Zutrauen in ſeinen Verſtand

ſtand und in ſeine Menſchenkenntniß geſetzt haben — Ach nein; er machte nur bey ſich aus, daß es in der Sprache ſowohl, als in den Geberden der Menſchen Zweydeutigkeiten gäbe, und das Schickſal allein Schuld an ſeinem Unglück ſey, indem die erſte Unterredung mit Morval immer im Grunde aus lauter Zweydeutigkeiten beſtanden habe. Indeß machte Fritz dennoch, daß er aus Frankreich kam, wo ihm Damen und Herren ſo übel mitgeſpielt hatten.

XVI.

Und wenn die Göttin der Liebe mit allen Grazien vom Himmel ſtiege, wenn ſie beym Styx geſchworen hätte, mich Ihnen untreu zu machen, bey Gott, es ſollte ihr nicht gelingen!

Was der Mann nicht alles verſpricht, ſagte Sophie lächelnd, und wandte ſich zu ihrer Freundin, wenn er nur die Hälfte von dem hält, wahrlich, ſo werde ich eine glückliche Frau werden.

Ja, Sophie, fuhr Karl in vollem Eifer fort, ich fühle, welch eine reine Flamme der Liebe meinen Buſen durchglüht, und wenn mein Blick Ihre Vollkommenheiten überläuft, ſo bin ich überzeugt, daß es ihr nie, nie an Stoff fehlen werde.

Aber, lieber Karl, fiel ihm Sophie ein, lieber Karl, ich kenne Ihr Herz, ich weiß, daß Sie nicht anders ſprechen, als Sie denken, aber ob Sie einſt nicht anders denken werden? Wer hat ſeine Empfindungen in der Gewalt? Jetzt bin ich jung, bin, wie Sie ſagen, ſchön; nun wir wollen hübſch annehmen, aber wenn mich nun auf einmal die Blattern befielen? oder ein Gott mich plötzlich in ein altes, häßliches Mütterchen umſchaffte? —

Sophie, wollen Sie mich wild machen? glauben Sie, daß ich zu jenen armſeligen Geſchöpfen gehöre, welche nur den Körper an ihrer Geliebten bewundern?

Nicht doch, Karl; aber ſehen Sie, Schönheit iſt bey einem wohlconditionirten Verſtande und Herzen wahrlich keine verächtliche Zugabe; und es wäre nicht das erſtemal, daß man ein Mädchen von vielem Geiſte und Herzen über eine fade Schönheit überſehen hätte.

Aber wer thut das, Sophie? Wer?

Sie würden mir alſo keine Inklination vergeben? Würden ſie in meiner jetzigen Lage gleich als eine Untreue betrachten?

Sophie!

Antwort Karl!

Ja.

Nun ſehen Sie, ich bin weniger intolerant, als Sie — ich würde, wenn ich hörte, Karl hat ein kleines Liebesverſtändniß mit der und der, bey mir ſelbſt ſprechen: Sie iſt reizender, ſie hat mehr Geiſt, mehr Gefühl, als du, das attachirt deinen Karl; er bewundert ihre Schönheit, er verehrt ihren Geiſt, warum ſoll er das nicht? Ich kenne ſein Herz, es iſt ſo gut, ſo ſchön, und daher empfindet es die Vorzüge eben ſo tief, als ſeine Pflicht. Dies Gefühl iſt mir Gewährsmann, daß ſeine Zuneigung nie in Untreue ausarten werde. Er wird daher, wenn er ja auf einige Stunden mich vergeſſen ſollte, mit verdoppelter Liebe zu mir zurückkehren; kurz ich würde ganz ruhig ſeyn.

Sophie, Sie tödten mich mit dieſer Kälte! Iſt das Liebe, ſind das die Empfindungen, welche dies Leben hindurch ausreichen ſollen? — — —

In dieſem Tone ging es noch eine Weile fort, der Streit ward immer hitziger, Sophie führte die Gründe für ihre Meynung an, er ſetzte ihr die feurigſten Deklamationen entgegen; und endlich ſchied man, ohne daß einer den andern überzeugt hatte, und Karl nicht ohne Empfindlichkeit, daß er ſich in der Denkart Sophiens geirrt habe.

Die Scene, wo dies vorfiel, war das Landgut des Vaters unſerer Sophie, dicht daneben lag das Landgut des Vaters unſers Karls, die beyden jungen Leute waren mit einander aufgewachſen, eine Liebe hatte ſich früh in ihre Herzen feſtgeſetzt, und da beyde das gehörige Alter erreicht hatten: ſo waren ſie mit Bewilligung beyderſeitiger Eltern mit einander ſeit einem Monathe verſprochen, und ein Jahr darauf ſollte die Verbindung geſchloſſen werden.

Sowohl Karl als Sophie, hatten das Unglück gehabt, ihre Mütter ſehr früh zu verlieren, doch verlor Sophie die ihrige früher, als Karl. Gram und das Leben in der Welt, ein nicht ſehr feſter Körper, waren die Urſachen der Kränklichkeit von Sophiens Vater, ſie feſſelten ihn Winter und Sommer an ſein Gut, und ſeine Tochter war ſeine einzige Geſellſchaft. Karls Vater dagegen mit einer dauerhaften Geſundheit ausgerüſtet, war den Freuden der Stadt bey weitem noch nicht in dem Grade abgeſtorben, daß der Winter auf dem Lande ihm nicht Langeweile gemacht hätte. Er zog regelmäßig mit dem Eintreten der kalten Tage in die Stadt, wo er blieb, bis ihn der Frühling nach ſeinem Gute zurückrief.

Der Herbſt näherte ſich jetzt, die Blätter wurden welk, der Wind pfiff durch die entblätterten Bäume. Sophiens Vater ließ ſchon alle Abend Caminfeuer machen, und Karls Vater ſehnte ſich nach der Stadt. Sein Sohn bat ihn, er möchte ihn bey ſeiner Braut laſſen. Der Alte nannte ihn ganz kaltblütig einen Narren, welcher die kurze Zeit ſeiner Freyheit nicht gut anzuwenden wiſſe, und befahl ihm, mitzureiſen. Gegen den alten hitzigen Mann half das Widerſetzen nicht viel; Karl packte alſo zuſammen, nahm den zärtlichſten Abſchied von ſeiner Braut, und war in wenigen Tagen mit ſeinem Vater in der Stadt.

Schauſpiele und Aſſembleen jagten ſich im fröhlichen Wechſel, die Zeit flog mit Blitzesſchnelle vorüber, der Carneval mit ſeinen Freuden nahete zum großen Vergnügen der eleganten Welt. Den Tag vor der Redoute ſprach man in allen Zirkeln nur von dem Vergnügen, welches man morgen genießen wolle, und da Karl eben heute erſt einen höchſt zärtlichen ſentimentalen Brief an ſeine Geliebte verfertigt, und morgen alſo nichts zu thun hatte, ſo beſchloß er auch hinzufahren.

Es fiel ihm ein, weil der Winterabend ſo ſchön und klar war, aus der Aſſemblee zu Fuße nach Hauſe zu gehen. Kaum war er aus der Thür getreten, als ein kleiner Junge auf ihn zu trat, ihm einen Zettel überreichte, und ſogleich in die nahgelegene Straße verſchwand.

Karl eilte nach Hauſe und traute ſeinen Augen kaum, als er folgende Worte las:

Mein Herr!

Eine Dame wünſcht ſehr das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft zu genießen, und die morgende Redoute dazu benutzen zu können. Sie wird daher für Sie an einem ſchwarzen Kleide und einer goldenen Sonne auf der Bruſt kenntlich ſeyn. Dies Billet bringen Sie mit.

„Sonderbar! rief **Karl**, als er geleſen hatte, wahrlich ſehr ſonderbar! ſollte dies wohl eine Coquette ſeyn, die ſich während des Carnevals theurer verkaufen will, als ſonſt? wahrſcheinlich! Doch, es kömmt auf die Probe an.

Der Abend kam. Karl, aus Neugierde, war eine der ersten Masquen. Er durchlief den Saal nach allen Richtungen, er ſah jeder Dame, welche ihm aufſtieß, ins Geſicht; vergeblich. Es ſchlug eilf, zwölf Uhr, die Dame kam nicht. Endlich, als Karl voll Aerger ſchon fortgehen wollte, ſchwebte an dem Arme eines Mannes mit einer ganzen Masque eine Geſtalt auf ihn zu, eine Geſtalt, welche man ſehen muß, um nachzufühlen, was der feurige Karl dabey fühlte. Er redete ſie mit aller der Ehrfurcht an, welche ihre Geſtalt zu fodern ſchien. Die Dame forderte zum Beweiſe, daß ſie mit dem Manne ſpreche, mit welchem zu ſprechen ſie gewünſcht hatte, ihr Billet zurück, erhielt es, und that nun die ganz unvermuthete Bitte an Karl, ſie nach Hauſe zu begleiten.

Karl wich ein paar Schritte zurück, beſonders als er die Bedingung hörte, unter welcher er allein das Vergnügen haben könne, die Dame zu begleiten, welche keine andre war, als ſich die Augen verbinden zu laſſen. Die Dame, welche ſeine Feigheit, die ſich in dieſem Augenblicke wenigſtens äußerte, bemerkte, ſagte mit einem imponirenden Tone ein paar Worte, welche das Ehrgefühl des Jünglings in einem ſo hohen Grade rege machten, daß er beſchloß, ihr zu folgen, und wenn ſie ihn nach der Hölle führete.

Man kam an den Wagen. Bediente in blauen Ueberröcken mit breiten Treſſen um die Hüte empfingen ſie. **Karl** ſtieg ein; die Mannsperſon, welche die Dame begleitete, verband ihm die Augen, und im Gallop rollten die vier muntern Rappen mit ihnen fort. Endlich hielt man. **Karl** fühlte, daß man eine Auffahrt hinanführe, der Wagen hielt unter einem Thorwege, einige Lichtſtrahlen von den Fackeln drangen durch das Tuch in ſeine Augen, er ward eine ſehr bequeme Treppe hinaufgeführt, und das Tuch ward ihm endlich in einem prächtigen Saale von den Augen genommen. Die Mannsperſon entfernte ſich, und die Dame behielt die Masque vor dem Geſichte.

Wenn Sie, mein Herr! — redete die Dame **Karln** an — wenn Sie verwundert ſind über die Art, mit welcher ich Ihre Bekanntſchaft gemacht habe; ſo werden Sie es wahrſcheinlich noch mehr über das Geſchäfte ſeyn, welches auszurichten ich Sie inſtändigſt bitte. Sie erwarteten vielleicht, daß das Billet, welches Sie von mir erhielten, der Eingang zu einem Liebeshandel ſeyn ſolle. Sie glaubten vielleicht, in mir ein Frauenzimmer zu finden, für welche der Name Buhlerin ein Ehrentitel iſt; Sie haben ſich geirrt. Ihre vorzüglich ſchöne Geſtalt, ich geſtehe es gern, hat auf mich Eindruck gemacht, aber nur in ſo fern ich aus ihr auf ein Herz ſchließen konnte, welches fähig iſt, mich zu verſtehen und mich zu beurtheilen.

Reden Sie, Madam, reden Sie, und ſeyn Sie verſichert — — Keine Betheurungen, mein Herr! bevor Sie wiſſen, was ich Ihnen zu ſagen habe, und was ich verlange. Ich bin keine Prinzeßin, welche Sie aus einem Zauberſchlaffe erlöſen ſollen, ſondern ich möchte gern eine wohlthätige Fee ſeyn, und Sie zu dem dienenden Geiſte machen, durch welchen ich den armen Sterblichen meine Wohlthaten zukommen laſſen könnte. Setzen Sie ſich, und hören Sie mich an.

Dürft' ich bitten, ſagte Karl, die Maſque, ſie hindert Sie, und —

Und Sie ſind neugierig, wie eine Fee ausſieht. — Häßlich, mein Herr! häßlich, wie die Nacht. Ich bin ein Frauenzimmer, und möchte nicht gern in Ihren Augen verliehren, indem ich mich Ihnen in meiner wahren Geſtalt zeigte. Auch wiſſen Sie, haben wir Frauenzimmer das Unglück, daß wir uns nur in der Ehe ohne Maſque zeigen. — Keine Antwort, ich bitte. Hören Sie mich an. Ich habe einmal die Grille, ganz und gar unbekannt zu bleiben, wenn ich Wohlthaten erzeige; nun hatte ich vor zwey Jahren einen Bedienten, welcher ſich in eine meiner Kammerjungfern ſterblich verliebte. Das Mädchen taugte nicht viel, ſie forderte eine Menge Geſchenke von ihm; der gutherzige Menſch gab was er hatte, und als er endlich nichts mehr geben konnte, ſo machte er Schulden, indem er ſich immer noch mit einer kleinen Verſorgung, welche ich ihm einſt verſprochen hatte, tröſtete. Allein der alte Mann, auf deſſen Tod ich ihn angewieſen hatte, lebte länger als die Gläubiger des armen Kerls warten wollten. Er ward endlich ſo gedrängt, und die eigennützige Creatur, welche ihn ausgeplündert hatte, machte ſo ernſthafte Anſtalt, ihm ihre Liebe zu entziehen, daß der arme Menſch ſich endlich zu einem Diebſtahl entſchloß, und einige hundert Thaler aus meiner Schatoulle entwandte, theils um ſeine Schulden bezahlen, theils um ſeine eigennützige Geliebte fernerhin beſchenken zu können. Ich vermißte das Geld, forſchte nach, und traf auch den Thäter. Meine Mutter war grade damals geſtorben, eine Menge Ideen gingen durch meinen Kopf, ich ſah nur den Diebſtahl, und hörte nur er ſey begangen um Schulden zu bezahlen. Zu heftig jagte ich den Menſchen auf der Stelle aus dem Dienſt, und da meine andere Domeſtiquen den Vorfall nicht verſchweigen konnten; ſo war für ihn kein anderes Mittel, als dieſe Stadt zu verlaſſen. Seit einem halben Jahre iſt er wieder hier, in der

Vorſtadt in einem kleinen Häuschen, deſſen Wirth Meier heißt, und welches auf der Steinſtraße liegt, dort kämpft er mit Krankheit, Mangel und Reue. Ich kann mich ſeiner nicht öffentlich annehmen, denn wen ſoll ich ſenden? Einen meiner Domeſtiquen? welch ein Beyſpiel für ſie, wenn ſie ſehen, daß ich einen Menſchen, welcher mich beſtohlen, unterſtütze. Einen meiner Freunde? Ich habe deren wenige, und auch denen mag ich nicht wiſſen laſſen, in welchem Grade und gegen wen ich wohlthätig bin. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als die Hülfe eines völlig Fremden anzuflehen. — —

Nur die Art gnädige Frau! — gewiß ſie verzeihen meiner Aufrichtigkeit, könnte ihrem Rufe leicht — — — Sie verſtehen mich.

Mein Herr, ſagte die Dame mit einer auffallenden Verlegenheit, mein Herr — — ich will eben ſo aufrichtig ſeyn, als Sie — mein Ruf und deſſen Sicherſtellung iſt nur mir überlaſſen. — — Kurz, händigen ſie dem Unglücklichen dieſe Summe von mir ein, und verſchweigen Sie ihm, daß Sie von ſeiner ehemaligen Herrſchaft kommen.

Karl verſprach es. Auf der nächſten Redoute, ſagte die Dame, ſehen wir uns wieder, und Sie ſtatten mir zugleich Bericht ab, ob und wie Sie Ihr Geſchäfte beendigt haben.

Die Dame klingelte, zwey Bedienten verbanden ihm die Augen, führten ihn durch mehrere Straßen, und ließen ihn endlich an einem großen Platze ſtehen.

Karl überlegte die ganze Nacht hindurch, wer wohl die Dame ſeyn könne? und was Ihre Abſichten ſeyn dürften? Er fand ihre Grille kleinlich, die ganze Erzählung übelzuſammenhangend, und doch, wenn er wieder auf das Geld ſah, welches er dem Unglücklichen einhändigen ſollte, ſo wurde ihm alles wieder unbegreiflich; er hatte die Summe von fünfhundert Thalern erhalten, wozu dieſe große Menge Geld? Da er aus dem ganzen Handel nicht klug werden konnte; ſo entſchloß er ſich, am Morgen ganz in der Frühe nach dem bezeichneten Hauſe zu gehen, den Bedienten auszufragen, bey wem er gedient, und gegen wen er ſich vergangen, um auf dieſe Art der Dame und ihren Abſichten auf die Spur zu kommen.

Am folgenden Morgen ging Karl nach dem Hauſe, welches ihm die Dame beſchrieben hatte. Er fand es ohne Schwierigkeit; allein wie groß war ſein Erſtaunen, als er erfuhr, daß weder ein

Mann dort wohne, welcher krank geweſen ſey, und Mangel gelitten, noch jemals dort gewohnt habe. Karl ging in tiefen Gedanken zurück. Er durchlief die Stadt, ſah alle Häuſer an, welche Auffahrten hatten, ſah nach allen Fenſtern dieſer Häuſer, ob er etwa die Unbekannte erblicke; vergeblich. Er konnte es ſich nicht mehr läugnen, er fühlte einen unwiderſtehlichen Hang, das Abentheuer, welches ihm ein Zufall entgegengeführt hatte, fortzuſetzen, und zu beenden. Die Dame hatte durch das Wunderbare, welches die ganze Begebenheit hatte, ſein Herz und Phantaſie ins Spiel gezogen, und gewann es immer mehr, je tiefer unſer Held der ganzen Geſchichte nachdachte und ſich in Vermuthungen verlohr.

Kaum hatte die Stunde zur Aſſemblee geſchlagen, als unſer Held mit neugierigen Augen den ganzen verſammelten Damenzirkel durchlief, aber vergebens; er fand keine einzige Geſtalt, welche an Majeſtät und Grazie mit der Dame, die ſich ſo geheimnißvoll ankündigte, zu vergleichen geweſen wäre. Er erkundigte ſich bey mehrern Freundinnen, jedoch ohne ihnen ſeine Begebenheit mitzutheilen; niemand kannte ein Frauenzimmer von der Geſtalt und dem Wuchſe. Kurz unſer Karl mußte noch bis zur nächſten Redoute warten, ehe er die mindeſte Nachricht erhalten konnte.

Schon vor neun Uhr war er im Saale, und erſt gegen eilf kam ſeine Fee. Er ſagte ihr ganz kurz, daß er und warum er ihren Auftrag unerfüllt gelaſſen, und bat ſie, ihn mit andern zu beehren. Die Dame erwiederte darauf, er möchte ſie begleiten, vielleicht könne ſie ſich ſeiner bedienen; er willigte ein, und grade auf dieſelbe Art, wie das erſtemal, ward er nach dem Hauſe der Dame geführt.

Ich weiß, ſagte die Dame, daß Ihre Mühe, den Menſchen aufzufinden, vergeblich geweſen, die Quelle, aus welcher ich die Nachricht geſchöpft habe, iſt alſo nicht rein geweſen, oder vielleicht hat der Menſch, welcher mir dies geſchrieben, eine bloße Vermuthung für Gewißheit genommen. Dem ſey nun wie ihm wolle, ich habe dies Geld einmal zur Unterſtützung Unglücklicher beſtimmt, es iſt in Ihren Händen, ſie thun mir einen Gefallen, wenn Sie es dazu anwenden. Für wen Sie es aufwenden wollen, und wozu, bleibt Ihnen gänzlich überlaſſen, nur wünſchte ich ſehr gern, die Anwendung zu wiſſen, weil doch jeder das Land gern kennt, auf welches er ſeinen Saamen ausſtreuet.

Karl verſprach es.

Und jetzt, ſprach die Dame, von etwas andern! Es iſt noch früh, kann ich auf das Vergnügen rechnen,

nen, Sie noch auf eine Stunde bey mir zu ſehen? Ja. — — Nun dann, ſind Sie muſikaliſch? — Sie öffnete bey dieſen Worten ein Klavier und ladete ihn durch einen Wink ein. Karl ſchlug dies ab. Sie machte einige ſo ſtolze Gänge auf dem Klavier, daß Karl ſie bat ſtehen zu bleiben, und zu ſpielen. Sie ſpielte einige Sachen, und Karl entzückt über ihr Spiel bat ſie zu ſingen. Ich kann nicht wegen meiner Masque.

O, wenn wird dieſe fallen? ſprach Karl. Wann? rufte die Dame, wann, nie vielleicht.

Eine Erklärung über dieſe Worte verbat die Dame gänzlich. Unter dem Streite darüber verging die Zeit. Karl wurde auf die oben beſchriebene Art von der Dame entlaſſen, nachdem ſie mit ihm eine Zuſammenkunft auf der nächſten Redoute verabredet hatte, wo er ihr von der Anwendung des Geldes Rechenſchaft ablegen ſollte.

Karls Seele wurde von dieſem Vorfall wunderbar geſtimmt. Wer iſt dieſer Engel? dachte er bey ſich, ſo gut, ſo mildthätig und ſo unglücklich! Das letztere ging ihm beſonders nahe. Sie hatte, ſo ſchien es ihm, einen geheimen Kummer, den ſie Niemand vertrauen durfte, oder wenigſtens ihm, als einem Fremdling, nicht vertrauen konnte.

Er wollte ihn erforſchen, er wollte ihr Herz ergründen, koſte es, was es wolle. Das Wundervolle der Begebenheit zog ihn an, die Wohlthätigkeit der Dame intereßirte ihn, und ihr Unglück erregte ſein Mitleid.

Am andern Morgen ging er über eine der vielen Brücken der Stadt. Ein Mann in einem ſehr von der Zeit ausgebleichten Kleide ſtand an dem Geländer und ſah tiefſinnig in den Strom hinab. Endlich hob er ein großes mattes Auge zum Himmel empor, rief: In Gottes Namen! gab ſich einen heftigen Schwung, und warf ſich in den Strom. Karln, welcher ein wenig Schwimmen gelernt, jagt ſein gutes Herz in einem Augenblicke nach. Er packte den Mann, und ſchleppte ihn ans Ufer, begleitete ihn von dort nach ſeiner Wohnung, in welcher er die tiefſten Spuren des drückendſten Mangels gewahr ward. Er fragte nach der Geſchichte des Unglücklichen. Er war Muſikus, ohne jedoch Talente für die Kompoſition zu haben. Seine mechaniſche Geſchicklichkeit hatte ihn in dieſer großen Stadt ſehr berühmt gemacht. Er war in die Kapelle des Fürſten aufgenommen worden, und hatte hierdurch und durch eine Menge Stunden, welche er gab, ſich jährlich ein anſehnliches Geld erworben. Auf dieſe Ausſicht hatte er geheyrathet, und jetzt, da er ein geliebtes Weib und drey Kinder beſitzt, fällt er im vergangnen Winter und zerbricht den rechten Arm. Er wird ihm ſchlecht geheilt, und verliehrt dadurch die Fähigkeit, ſeinem Poſten beym Fürſten und ſeinen Stunden vorzuſtehen. Der Fürſt entläßt ihn alſo mit einer Penſion von fünfzig Thalern. Seine Frau ſtrengt ihre Kräfte an, um durch Handarbeit ſo viel zu erwerben, als hinreicht, ſie alle gegen Mangel zu ſchützen; nur Nachtwachen können dies zu Wege bringen. Sie übernimmt ſie gern, aber ihre Natur unterlag der Anſtrengung; ſie erkrankte. Vergeblich fleht der arme Mann das Mitleid anderer an; er wird abgewieſen, und jetzt überläßt er ſich der Verzweiflung, und entſchließt ſich, durch einen ſchnellen Tod ſein elendes Daſeyn zu enden.

Dieſer Unglückliche ſchien unſerm Karl vorzüglich der Wohlthat ſeiner Unbekannten werth zu ſeyn. Er ſchenkte ihm alſo die ganze Summe, welche er von ſeiner Dame erhalten, und legte noch hundert Thaler dazu. Die Geſchichte dieſes Muſikus machte Lärm in der Stadt; man erinnerte ſich ſeiner, und ſchämte ſich innerlich, ihn ſo lange vergeſſen zu haben. Eine Menge Wohlthaten, welche im Stande waren, den Unglücklichen auf lange Zeit vor Mangel zu ſchützen, wurden ihm gegeben, und ſo das Glück einer guten Familie wieder hergeſtellt.

Nicht weniger ſprach indeß die Stadt von dem edlen jungen Manne, welcher ſo großmüthig ſein Leben aufzuopfern bereit war, um einem Unglücklichen beyzuſpringen. Allein dies kümmerte unſern Karl weniger, als der Beyfall der Dame, welcher ſich nur durch ein Billet äußerte, welches Karl nach einigen Tagen zu Hauſe vorfand.

Mit welcher Begierde erwartete nunmehr Karl den Tag der Redoute. Er kam endlich; er ſah ſeine ſchöne Unbekannte und redete ſie an; ein einziger Händedruck ſagte ihm mehr, als alle Verſicherungen der Hochachtung und der Zufriedenheit, welche ſie gegen ihn äußerte. Sie fuhren nach Hauſe, und wie ſtaunte Karl, als die Unbekannte hier freywillig auf ihn zuflog, die Masque abnahm, und einen Kuß, zu feurig beynah, auf ſeine Lippen drückte.

Er fühlte ſich glücklich, er fühlte ſich für ſeine That tauſend, tauſendmal belohnt; allein zwiſchen dieſen Empfindungen der Zufriedenheit und Freude keimte eine andere auf, eine andere, die deiner Ruhe, arme Sophie! ſo leicht gefährlich werden kann.

Als die Dame die Masque abgezogen, erblickte Karl ein Geſicht, welches er noch nie ſo reizend und einnehmend geſehen zu haben ſich erinnerte. Es war vollkommen ſchön, und dabey ſo voll des innigſten Ausdrucks jener Schwärmerey, welche die weichgearteten Männerherzen, dergleichen Karl beſaß, nach ſich zieht, daß von dieſem Augenblick an ein leichter Grund zu einer Leidenſchaft gelegt wurde, welche ſeiner Treue gegen Sophiens gefährlich werden zu wollen ſchien.

Seine Wohlthätigkeit gegen den Muſikus wurde von der Dame mit gerechtem Beyfall belohnt. Sie ſchloß mit einer Zärtlichkeit, welche ſie gegen ihn durch ſein ſchönes Herz rechtfertigte. Sie ſah ihn an, bewunderte und lobte ſo ſtark und fein, daß Karl ſich ganz vergaß, und bis Morgens gegen ein Uhr die Zeit verplauderte. Die Mannsperſon, welche die Dame ſtets begleitete, führte Karl diesmal aus dem Hauſe, und kaum waren ſie auf der Straße, als ſein Begleiter ihm ſagte: O Sie Glücklicher, der Sie die Liebe einer ſolchen Dame beſitzen!

Liebe? ſagte Karl etwas verlegen.

Und ich bin der erſte, welcher Ihnen dies ſagt? Und Sie haben noch nichts gemerkt? daß eine geheime Leidenſchaft die Fürſtin — — — Himmel was habe ich geſagt —

Sie waren an die beſtimmte Stelle gekommen, und trotz alles Geldes, welches Karl ſeinem Begleiter bot, wenn er ihm ſagen wollte, wer die Dame ſey, und ob ſie ihn wirklich liebe, war doch kein Wort aus ihm herauszubringen.

Mit einer unbeſchreiblichen Unruhe kam Karl nach Hauſe, überlegte alles, was er in dieſer Nacht erfahren, und ſeine Eitelkeit, der Gegenſtand der Liebe einer Fürſtin zu ſeyn, hub ſich mächtig in dem Jünglinge. Sophie war in den Hintergrund getreten, die Schönheit der Fürſtin hatte ſie verdrängt. Er ſah ſie den ganzen Tag hindurch, und ungeachtet er ihren Namen weder wußte noch erfahren konnte, ſo beſchloß er doch dies gefährliche Abentheuer zu verfolgen; möchten die Folgen für ihn ſeyn, welche ſie wollten.

Auf der nächſten Redoute ſah er ſeine Dame wieder. Er hatte beſchloſſen, auszumitteln, ob und wie ſehr ſie ihn liebe, und, im Fall er ſich keiner ſchimpflichen Abweiſung ausſetzte, ebenfalls ihr die Leidenſchaft zu entdecken, welche ſein Herz für ſie zu fühlen anfing. Kaum befand er ſich daher mit ihr zu Hauſe, als er ſie bat, ihre Maſque wie das vorigemal abzunehmen; ſie that es, und ein Blick voll milden Feuers traf Karls Augen, grub ſich aber ſogleich in den Boden.

Gnädige Frau, fing Karl an, Sie ſagten neulich, daß Sie mich kennten, daß Sie mich ſchätzten; darf ich hoffen, daß dieſe Empfindung gegen mich mehr als augenblicklich ſeyn wird?

O Herr v. N., ſagte die Dame, meine Achtung gegen einen Mann, welcher ſein Leben an die Rettung eines Unglücklichen ſetzt, wird nur mit meinem Leben erlöſchen. O daß ich je der reinen, ſeligen Empfindung theilhaftig werden könnte, welche beym Andenken dieſer That Ihre Seele durchſtröhmen muß; aber für mich iſt alle Freude dahin, auf ewig!

Dahin! ſagte Karl, dahin auf ewig! Das wolle Gott nicht, das iſt nicht. Was gehörte zu meiner Handlung, als heißes Blut? Aber wer Jahre lang eine Wohlthätigkeit übt, ſo im Stillen, ſo im Verborgenen, wie Sie, muß glücklich leben, weil er einen Schatz in ſeinem Buſen trägt, deſſen Zinſen Zufriedenheit ſind.

Und wenn nun das Leben ohne Liebe dahin fließt, wenn ich nun flehe und ſeufze um Theilnahme an der Freude, welche ich hie und da ſchaffe, um Mitleid bey den Trübſalen, welche das harte Schickſal mir auflegt, und mein Gemahl ſich kalt von mir wendet, und an den Spieltiſch eilt, um das Wohl von Familien in einem Abend auf eine Karte zu ſetzen; wenn ich, um ſeinen Vorwürfen zu entgehen, mich an fremde Buſen werfen muß, daß ſie mit mir weinen, fremde Menſchen zum Werkzeuge meiner Pflicht machen muß, — die Dame war an Karls Bruſt geſunken, — o das ſchmerzt, wenn wir die Menſchen in denen verachten lernen, welche unſer Daſeyn zunächſt umgeben, wenn wir in der Welt nur auf Fremde ſtoßen. —

O, ſagte Karl voll Enthuſiaſmus, Sie nennen einen Fremden doch wohl nicht den, welcher mit Ihnen gleich fühlt, und dann, Theuerſte, ſind alle edle Menſchen ihre Freunde, und wenn ſie Bettler, und Sie eine Fürſtin wären!

Die Dame fuhr ſichtbar erſchrocken auf. Wer um Gotteswillen, wer hat Ihnen meinen Stand verrathen? O ich Unglückliche, ich bin wieder um eine Hoffnung ärmer. In Ihnen glaubte ich einen Freund zu finden, der mich um mein ſelbſt willen liebte und ehrte, und jetzt — Ich Unglückliche, was habe ich gethan! Küſſe auf Ihre Lippen gedrückt, an Ihrer Bruſt geweint! Seyn Sie barmherzig, verlaſſen Sie mich, und verſchweigen Sie, was Sie erfuhren.

Ich Sie verlaſſen, Fürſtin! ich Sie verlaſſen! Nein, nein! nicht eher, als bis ich auf meinen

Knieen Ihnen geſtanden, was ich für Sie fühle. O Fürſtin! dieſer Edelmuth, dieſes Unglück, fordert meine Hochachtung, aber dieſe Schönheit ändert dieſe Empfindung in Liebe um. Warum habe ich Ihren Stand erfahren! warum konnte ich nicht zu Ihnen hintreten, und Ihnen als einem mir gleichen Frauenzimmer mein Herz anbieten, welches —

Mir gehört! ſchrie hier lachend jemand hinter Karln, welcher beſtürzt aufſprang. Es war Sophie, welche ſich todt lachen wollte.

So, junger Herr, ſagte ſie, ſind das die Empfindungen, welche für ein Leben mit mir ausreichen ſollten? Iſt das die mir geſchworne Treue? Glauben Sie, daß ich es gleichgültig anſehn kann, daß Sie meiner Couſine ein Herz antragen, welches Sie dieſen Sommer mir ſo oft, und unter tauſend Schwüren zugeſagt haben?

Sophie! ſagte Karl ſtammelnd.

O ihr Männer ſeyd Helden! Erinnern Sie ſich noch, wie Sie dieſen Sommer prahlten? wie Sie mir es übel nahmen, als ich behauptete, Sie könnten mir wohl einmal auf ein paar Tage untreu werden? Ich nahm mir vor, Sie zu beſtrafen. Meine Couſine, welche mich beſuchen wollte, mußte auf meine Bitte Ihnen ein Abentheuer in gen Weg werfen, und welch ein Abentheuer! ſchlecht erdacht, ſchlecht ausgeführt! und doch ſind der junge Herr, durch ihre Liebe zum Wunderbaren gereizt, durch Eitelkeit beſtochen, und durch Schönheit überliſtet, in die gelegte Falle gelaufen. Lieber Karl, wie weit hätte dies alles noch getrieben werden können, wenn ich Sie recht tief hätte kränken wollen! —

Sophie! ſprach Karl gerührt, können Sie mir vergeben?

Vergebung habe ich Ihnen ja ſchon vergangenen Sommer verſprechen. Aber, lieber Karl, ohne eine kleine Lehre kommen Sie nicht weg, und die wollte ich wohl, daß ſie alle junge Männer ſich recht tief ins Herz ſchrieben.

Nun, und die iſt? fragte Karl.

Verſprecht Treue in Rückſicht eurer Handlungen. Empfindungen kann kein Menſch geloben: über dieſe iſt er nicht Herr. Aber dann, wenn er durch dieſe Empfindungen ſich zu unrechtmäßigen Handlungen verleiten läßt, wie, unter uns geſagt, Sie lieber Karl eben im Begriff waren, dann kann nur die Liebe, — ſie küßte ihn zärtlich, — das Verdammungsurtheil zerreißen.

XVII.

Bey dem Regimente des Fürſten * zu * ſtand ein junger Edelmann als Offizier in Dienſten, welcher alle Fehler, aber auch alle gute Eigenſchaften junger Leute im hohen Grade in ſich vereinigte. Er war ausdauernd, ausgelaſſen, eigenſinnig, flatterhaft, großmüthig, muthig, muthwillig, verliebt, wild, und vereinigte alle dieſe Eigenſchaften in einem ſo ſchönen Körper, daß beynahe kein Mädchen ihn ungeſtraft anblicken durfte, und keines ihn verachtete, als das er verſchmäht hatte. So ſehr er indeß bey allen Damen als Flattergeiſt bekannt war, ein Titel, der immer auf eine liebenswürdige Mannsperſon hinweiſ't, ſo war er beynah noch mehr berüchtiget, wegen ſeiner heterodoxen Meynungen vom weiblichen Geſchlechte und von der Ehe. Er hatte dieſe — Prinzipien kann man es wohl bey ihm nennen, unvorſichtigerweiſe einem ſehr guten Freund offenbart, dieſer liebte die Dame, mit welcher ſein Freund eben im Begriff ſtand zu brechen; was war natürlicher, als daß, um dieſen Bruch zu befördern, und um die Liebe der Dame auf ſich zu ziehen, der gute Freund ſeines Freundes Grundſätze ihrer ganzen Dimenſion nach vortrug, und daß ſie in allen weiblichen Cirkeln bekannt wurden. Das Beſte für Reitzenſtein (ſo hieß der Lieutenant) war, daß die Damen nur affektirten, als wenn ſie ihn dieſer Grundſätze wegen haßten, im Herzen aber es gar nicht für möglich hielten, daß irgend ein Menſch ſie hegen könne; die gutgeartetſten gaben zwar am Ende ſich ſelbſt zu, daß ein Menſch, dem alle Eroberungen ſo leicht geworden, dieſe ſchiefe Anſicht haben könne, aber hielten ſich wieder für allmächtig genug, durch ihre Reize ihn zurückzuführen. Freylich gab es da ſehr bittere Erfahrungen für diejenigen, welche dies unternahmen, ſie wollten feſſeln, und wurden gefeſſelt, und wenn der Schmetterling davon flatterte; ſo nahm er das weibliche Herzchen mit ſich.

‚Aber Herr Lieutenant, ſagte ſein Hauptmann, wollen ſie ſich denn nicht einmal fixiren? Sie ſind ein ſchmucker Mann, haben etwas vom Daumen zu ſchieben, ſehen ſie ſich um unter den Töchtern des Landes (der Hauptmann hatte zwey ſehr häßliche Fräulein), wählen Sie ſich eine ſchmucke Dirne, ziehen Sie auf Ihr Landgut, und leben Sie ſich ſelbſt.'

Alſo heyrathen? ſagte der Lieutenant; wenn Sie wüßten, wie mich dies Wort ſchaudern macht! Mir fallen eine Reihe Vorſtellungen, eine Menge Ideen ein, welche, recht gelinde ausgedrückt, nicht zu den angenehmſten gehören. Sehen Sie einmal unſere Weiberchen und Mädchen an, was ſind ſie? Putznärrinnen. —— — Sie werden ſagen, Sie meinten den beſſern, den kultivirtern Theil, der Lektüre hat; aber bey Gott, ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn Sie nicht von der kultivirteſten Dame in zwey Stunden erfahren, was ſie geleſen; glücklich ſind Sie, wenn Sie nicht hören müſſen, wie ſie es geleſen, nicht hinunterſchlucken, wie ſie es verſtanden.

Wie einſeitig! ſagte der Hauptmann.

Wie man es nimmt, antwortete Reitzenſtein, was ich Ihnen jetzt geſagt, iſt ein ziemlich treues Bild des Verſtandes der meiſten Damen, ſie haben alle ein ſehr gutes Gedächtniß, ſie heben die Ideen auf, welche man ihnen anvertraut, packen und ſchnüren ſie ſorgfältig zuſammen, geben ſie bey Gelegenheit zurück, freylich ſind die feinſten Ecken beſchädigt, aber was thut das? der Herr, dem ſie vorſchwatzen, wird wohl gelehrt genug ſeyn, das nicht zu beachten, oder eingeſchränkt genug, es nicht zu merken.

Und dann iſt ja doch das Herz die Hauptſache.

Ja, das Herz, wo bleibt dies in der Welt, was ſoll es auch da? Lieber Freund! ich hätte große Luſt ein neues Moralprinzip aufzuſtellen, oder vielmehr ein altes zu erneuern.

Nun, ſagte der Hauptmann lachend.

Unſere Weltleute handeln ſammt und ſonders vom erſten bis zum letzten aus Egoismus, nur äußert ſich dieſer auf ganz verſchiedene Art; bey Männern wird er Ehrgeitz, oder bey der gröbern Sorte Habſucht; bey den Weibern der feinern Claſſe iſt es Eitelkeit auf Verſtand mit der gehörigen Portion auf Schönheit und Putz, bey der gröbern nur auf Schönheit und Putz und einer Art Häuslichkeit.

Und ſollte es gar keine Ausnahme geben? Sie zucken die Achſeln. Das iſt hart. Aber mein ſyſtematiſcher Herr, wenn die Weiber ſo ſind, wie Sie ſagen, warum jagen Sie ihnen denn nach? Warum ſuchen ſie jede mit einer Art Aengſtlichkeit zu erobern.

Mein Gott, erwiederte **Reitzenſtein**, aus jener hohen Toleranz, welche ſich auf alles erſtrecken muß, was Menſch heißt. Sie haben eben geſehen, daß ich mit den Männern nicht zufrieden bin, ſoll ich denn dieſe darum haſſen, weil ſie meinem Ideale nicht entſprechen? derſelbe Fall iſt mit den Weibern. Und dann — was ſie noch gar nicht bedacht haben, womit ſoll ich die müßige Zeit ausfüllen, welche ich täglich habe? Mit Studieren? Das wird man leicht ſatt. Mit Trinken? Es iſt mir von der Natur zuwider. Mit Spiel? Es langeweilt mich. Die Weiber dagegen bieten ein unaufhörliches Studium und ein amüſantes Spiel zugleich dar. Wenn ich mich einer Dame nähere, ſo beſchäftigt es mich ein paar Wochen lang, ihren ganzen Verſtand, und das was man gewöhnlich das Herz nennt, zu anatomiren, alle die kleinen Nüancen, die feinern Abweichungen zu ſtudieren, an denen die Weiber ſo reich ſind. Dann ſuche ich ſie zu erobern, benutze ihre Schwächen, beluſtige mich an ihren Vertheidigungsanſtalten, und wenn ich endlich an der Dame nichts mehr zu ſtudieren finde, dann gebe ich ſie auf.

Und glauben Sie denn würklich, daß keine Dame fähig ſey, Sie in die Bande der Ehe zu ſchlagen?

Wer kann für ſich ſtehen, lieber Freund! jeder Menſch hat die Fähigkeit, ſich zu verirren, nur iſt nicht jeder Menſch ſo aufrichtig, ſeinen Irrthum zu geſtehen. Ich für mein Theil würde, wenn ich mich bis zum Eheſtande hin verirrte (es iſt Gott ſey Dank ein weiter Weg, und man kann ſich in der Zwiſchenzeit oft beſinnen), noch vor dem Altar meinem guten Freunde ins Ohr raunen, daß ich jetzt eine große Thorheit beging.

Es wurde über dieſen Punkt noch viel von beyden Seiten geſprochen, der Hauptmann hätte ſo gar gern ſeine beyde Töchter dem Lieutenant rekommandirt, aber jener ließ ihn gar nicht dazu kommen. Man trennte ſich, wie gewöhnlich bey Streitigkeiten dieſer Art, keiner überzeugt und einer auf den andern in einem gewiſſen Grade erbittert.

Den Lieutenant könnte ſich nach dieſem Geſpräche leicht Jemand als einen faden Gecken denken, welcher jedem Mädchen nachjagt, und in deſſen Munde die Menſchen- und Weiber-Kenntniß Re-

densart

ungsart war, allein man würde ſich darin ſehr irren. Der Lieutnant war in Rückſicht ſeines Kopfes und Herzens ein ſehr achtungswürdiger Mann, nur gehörte er zu jenen Menſchen, welche ihre beſſere Natur aus einer Art von Trägheit nicht aufkommen laſſen, deshalb ihre ſchiefen Anſichten und beſſere Empfindungen Jedermann vor Augen legen, und nun je nachdem der iſt, mit dem ſie zuſammentreffen, bald für edle, bald für phantaſtiſche, bald wieder für närriſche Menſchen gehalten werden.

Als der Lieutenant eines Abends zu Hauſe kam, fand er ein kleines Paquet mit einer Adreſſe an ihn, er öffnete es, und fand einen Brief eines ſeiner Freunde, eines Mahlers, mit einem Miniatur-Gemälde. Ein Mädchen, ſchrieb ihm ſein Freund, ſehr wohl gekleidet, ſey ihm auf der Promenade begegnet. Das Geſicht habe ſo viel Anziehendes für ihn gehabt, daß er die Schöne am ganzen Nachmittag verfolgt habe, um dieſe Züge ihr abzuſtehlen. Es ſey ihm ſo ziemlich geglückt, allein freylich habe er die Lebhaftigkeit, die Seele, welche im Original gelegen habe, nicht in das Gemälde übertragen können, ſondern alles unintereſſante, welches er erblicke, ſey vom Künſtler, alles Schöne gehöre der Natur. Er ſende ihm jedennoch dieſe unvollkommene Copie, weil er ſeine Vorliebe für Gemälde kenne.

Man wird oft bemerkt haben, daß es Claſſen von Schönheiten unter dem weiblichen Geſchlechte gibt, und daß ſelten ein Menſch für alle dieſe Arten Empfindung habe. Gemeiniglich rührt ein großes und noch mehr ein ſchwärmeriſches Geſicht den fein empfindenden Menſchen weit mehr, als jene lebhaften Brunetten, denen die Schalkheit und der Witz aus den Augen ſpricht, und die mit einer Art von Sturm auf das männliche Herz eindringen. Das Geſicht, deſſen Abbildung unſer Held jetzt in der Hand hielt, war eins von den wenigen, wo Hoheit und Schwärmerey innig verſchmolzen waren. Beſonders rührte den Lieutenant ein wehmüthig ſchwärmeriſcher Zug unter dem Auge, welcher der ganzen Phyſiognomie, die ſonſt ſehr an das Heroiſche gränzte, das Intereſſe einer Unglücklichen gab.

Da die Stadt, in welcher der Maler ſich aufhielt, nur wenige Meilen von der Garniſon des Lieutenants lag, ſo ſprengte unſer Held, theils aus Neugier, theils aus Sucht ein Abentheuer anzuknüpfen, theils aber aus wahrem Intereſſe, welches er an dem ſchönen Geſichte nahm, gleich am folgenden Tage herüber, und erkundigte ſich bey ſeinem Freunde nach dieſer Dame. Er erfuhr aber nichts, als ſehr wenige und übelzuſammenhängende Nachrichten. Wo die Dame wohne, wußte der Maler zwar, aber nicht wie ſie heiße, nicht, womit ſie ſich beſchäftige. Leute welche in der Nähe wohnten, ſagten, ſie habe Niemand, als einen kleinen Knaben bey ſich, werde von der Tochter ihrer Wirthin aufgewartet, lebe ſehr ſpärlich und ärmlich, und gehe faſt nie aus.

Dies verſteckte und geheimnißvolle Weſen reizte den Lieutenant noch mehr, er ging, ihren Namen zu erfahren, zu der Obrigkeit des Orts, einige Goldſtücke, welche er den Unterbedienten der Polizey zukommen ließ, verurſachten, daß man ihm ſchon morgen die gewünſchte Aufklärung über dieſen Punkt verſprach, er quartierte ſich in einem Wirthshauſe ohnfern ſeiner ſchönen Unbekannten ein.

Der Burgemeiſter des kleinen Städtchens hatte die Schwachheit, die Polizey der größern nachahmen zu wollen. Reitzenſtein hatte nach den Liſten von den Häuſern und ihrer jetzigen Bewohner gefragt, die erſten waren natürlich vorhanden, aber die letztern waren bey einigen tauſend Einwohnern nicht nöthig, alſo, wie der Burgemeiſter ſagte, verlegt. Er beſchloß indeß ſogleich morgen zu ihrer Anfertigung die nöthigen Anſtalten zu treffen, wenn er erſt über den befragten Punkt die gehörige Auskunft gegeben hätte.

Die Verwunderung, welche der Lieutenant geäußert hatte, daß der Burgemeiſter eine Perſon, welche in der Stadt wohne, nicht kenne; die Data welche er von dieſem Frauenzimmer erfuhr, die Erinnerung an Paris, wo, wie er einmal geleſen hatte, man auf Leute der Art ſehr aufmerkſam ſey, alles dies machte, daß er am Ende die Dame für verdächtig hielt, und er beſchloß dem Lieutenant ein Beyſpiel einer exakten Polizey zu geben, daß er in Verwunderung gerathen ſollte.

Als es alſo Abend geworden war, nahm der Burgemeiſter zwey ſeiner Gewaltigen zu ſich, und begab ſich nach der Wohnung der Dame. Er klopfte und wurde eingelaſſen. Er zog ſogleich Feder und Papier aus der Taſche und fing ein förmliches Verhör an, in welchem die Dame, welche ſich als eine Wittwe, Namens **Müller**, angab, den Punkt, wovon ſie lebe, ganz und gar nicht befriedigend beantworten konnte. Zwar zeigte ſie einige Koſtbarkeiten, einiges Geld vor, allein als es zum Hauptpunkt kam, woher ſie dies Geld erhielte, verſtummte ſie und weinte. Dies beſtärkte den Burgemeiſter in ſeinem Verdacht, er that immer verfänglichere Fragen, und die Dame weinte.

Bis jetzt hatte der Burgemeiſter die Dame noch nicht genau angeſehen, der Eifer für ſein Amt hatte ſeine Augen nicht zum Betrachten ſo vieler

Netze kommen laſſen. Jetzt aber erhob er ſich, um ſie zu ermahnen, die Wahrheit zu geſtehen; und als er ihr ſo gegenüber ſtand, als er ihr ſo grade in die blauen Augen ſahe, ſo regte ſich ein ihm bis jetzt unbekanntes Gefühl, die Liebe nämlich, und er beſchloß nicht etwa, die Dame dieſer peinlichen Unterſuchung zu entlaſſen, ſondern ſie zu arretiren, ihr aber in ſeiner Wohnung eine gute Stube und Pflege zu geben.

Als er der Madam **Müller** dieſen Entſchluß eröffnete, bat ſie mit einer Standhaftigkeit, welche den Burgemeiſter frappierte, um die Erlaubniß, ihr Kind mitnehmen zu dürfen; er geſtand es nach einigen Weigerungen zu, und nun machte ſich, da es ſchon Nacht geworden war, die ganze Geſellſchaft auf den Weg nach der Wohnung des Burgemeiſters.

Reitzenſtein war durch die mondhelle Nacht zu einem kleinen Spaziergange gereizt worden, und es war ſehr natürlich, daß er zu demſelben die Straße wählte, in welcher die Dame wohnte, die ihn intereſſirte. Gegen eilf Uhr ſahe er den Burgemeiſter, zwey Häſcher und eine Dame mit einem Kinde aus dem Hauſe treten. Das Kind weinte, und eine weibliche Stimme von einer ſeltenen Anmuth ſuchte es zu beruhigen. Er ſah endlich das Geſicht der Dame, es war ſein reizendes Portrait; er trat auf den Burgemeiſter zu, welcher ihm entgegenrief:

Sehen Sie hier, mein Herr, das heißt Polizey, wenn man verdächtige Leute bey Nacht und Nebel arretirt, um ihre Ehre zu ſchonen, im Fall ſie doch unſchuldig wären.

Iſt ſie etwa — fragte Reitzenſtein leiſe — Ey, der Henker weiß, was ſie iſt, ſagte der Burgemeiſter laut, eben deswegen arretire ich ſie, es könnte doch etwas dahinter ſtecken.

Die Dame trat herzu. Mein Herr, ſagte ſie, ohngeachtet ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, ſo liegt mir doch daran, daß meine Unſchuld an dieſem Vorfall allen Leuten, auch Ihnen bekannt werde. Ich weiß zwar nicht, wie Sie mit dieſem für mich ſo unglücklichen Vorfall zuſammenhängen, aber ich flehe Ihr Mitleid an, mir, auf welche Art es auch ſey, Gerechtigkeit zu verſchaffen.

Aber, mein Herr Burgemeiſter, warum haben Sie dieſe Dame arretirt?

Dem Burgemeiſter fiel hier ſehr zur Unzeit ein, daß er Obrigkeit des Orts ſey, er antwortete ſehr trotzig, und drohete auch den Herrn Lieutenant arretiren zu laſſen. Dies brachte den Lieutenant auf, und da der Burgemeiſter unvorſichtiger Weiſe würklich Ordre gab, ihn zu greifen; ſo entſtand auf der Stelle eine kleine Schlacht, in welcher der Lieutenant die zitternde Dame aus den Händen ihrer Verfolger befreyte, und ſie eben im Triumph in ihre Wohnung einführen wollte, als der Burgemeiſter mit einer anſehnlichen Schaar zurückkam, und ſowohl den Lieutenant, als die Dame, mitzugehen nöthigte.

Des Burgemeiſters Anſehn war beleidigt, das war mehr, als er vergeben konnte. Reihenſtein ſah die unangenehmen Händel voraus, in welche ihn ſeine Hitze verwickelt hatte, und bot für ſeine und der Dame Befreyung vergeblich Geld über Geld. Der Burgemeiſter zeigte am folgenden Morgen durch einen Boten den Vorfall bey der Garniſon des Lieutenants an. Dieſer erhielt ſogleich den Befehl nach ſeiner Garniſon zurückzukehren, und jener, den Lieutenant loszulaſſen. Die Madam Müller blieb im Verhaft.

Die ganze Geſchichte machte in der Garniſon nicht wenig Aufſehen. Die Damen triumphirten, ärgerten ſich aber innerlich, daß der Lieutenant nicht um ihrentwillen in Arreſt ſey. Dieſer ſaß vier Wochen, und hatte Zeit genug, Plane zu machen, und Entwürfe zu erſinnen, wie er nach ſeiner Entlaſſung der Dame nachſpühren wollte.

Nachſpühren, ſage ich, denn er hatte ein Billet von ihr erhalten, welches ſie an ihn in ihrem Gefängniſſe, aus dem ſie mit ihrem Kinde zu entwiſchen Gelegenheit gefunden, zurückgelaſſen hatte.

Nicht nur das Intereſſe, welches jeder Unglückliche einem edlen Herzen einflößt, auch nicht die Sucht allein, eine ſchöne Dame zu erobern, oder ein Abentheuer zu finden, ſondern eine reine Liebe, eingeflößt von der hohen Schönheit der Dame, hatte in ſeiner Seele Platz genommen, und dieſe wurde durch die Vorſtellung vermehrt, daß er am ganzen Unglück der Dame, genau genommen, Schuld ſey, indem er den Burgemeiſter zuerſt auf ſie aufmerkſam gemacht, und er beſchloß dies auf die beſtmöglichſte Art wieder gut zu machen.

Aber es ſchien, als wenn der Himmel ſelbſt ihn verhindern wollte, ſo ſchnell ſeine Gewiſſensſchuld abzubüßen. Kaum war er ſeines Arreſtes entledigt, als er in eine heftige Krankheit verfiel, aus welcher er ſich kaum und nur langſam erholte. Müde des Militairdienſtes, und der Cabalen, welche ſein Hauptmann gegen ihn ſpielte, forderte er ſeinen Abſchied, erhielt ihn, und hatte nun nichts wichtigers, als ſich an den Burgemeiſter zu wenden, ob dieſer ihm nicht etwas Auskunft geben könne, wohin die Dame geflohen ſey.

Der Burgemeiſter konnte ihm nur wenig ſagen, er hatte ſie als eine Dame vom Stande, welches ihre Art zu reden und ſich zu betragen genugſam bewies, in ein Zimmer ſeines Hauſes einquartirt, und vor ihrer Thüre einen von den Gehülfen der Gerechtigkeit geſtellt, aber dabey nicht bedacht, daß das Zimmer zwey Thüren habe; durch dieſe zweyte unbeſetzte Thür war ſie in ein anderes an den Garten ſtoßendes Zimmer, und durch dies in den Garten und von da aufs Feld entkommen. Einige Leute wollten ſie auf dem Wege nach der Stadt, wo Reitzenſtein ſonſt in Garniſon ſtand, geſehen haben, und auf Nachfrage des Burgemeiſters an dem Thore, durch welches ſie hätte einpaſſiren müſſen, hatte ſich gefunden, daß eine Dame mit einem Kinde von ähnlicher Kleidung am frühen Morgen einpaſſirt ſey; aber mit dieſer Nachricht endigten ſich auch alle Spuren.

Nachdem Reitzenſtein dem Burgemeiſter lange Vorwürfe über ſeine Nachläßigkeit gemacht hatte, welcher dieſe einzig und allein damit entſchuldigte, daß er zu erhitzt über den Schimpf geweſen ſey, welcher ſeiner Autorität durch das Betragen des Lieutenants wiederfahren ſey, und der Offizier den Ehrenmann endlich durch Wein und Geld beſänftigt hatte, ſchwang er ſich auf ſein Pferd und ſprengte nach der Stadt zurück, um ſeine Schöne dort aufzuſuchen.

Auf dem Wege nach Hauſe begegnete ihm einer ſeiner ehemaligen Cameraden, und erzählte ihm

Wunderdinge von einer Dame mit einem Kinde, welcher er ſo eben begegnet ſey; dabey beſchrieb er ſie ſo genau, daß Reitzenſtein keinen Augenblick zweifeln konnte, ſein Freund ſpreche von Madam Müller. Beyde durchſtrichen nun die ganze Gegend, in welcher der Offizier die Dame geſehen hatte, vergeblich; erſt gegen Mitternacht kehrte Reitzenſtein unbefriedigt und müde nach Hauſe.

Als er am folgenden Tage die Promenade beſuchte, fiel ihm eine Geſellſchaft in die Augen, die durch ihren Anzug und ihr Erſtaunen bey jedem Gegenſtande ſich ſogleich als Fremde ankündigten. Reitzenſtein wollte eben vorübergehen, als er unter der Geſellſchaft eine Dame bemerkte, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit ſeiner Unbekannten hatte; er ging ihr nach und ſah von weitem, wie ſein ehemaliger Hauptmann ſich an die Geſellſchaft anſchloß, und mit ihr nach einem der vornehmſten Gaſthöfe der Stadt ging. Er folgte, und nahm an der table d'hôte Platz, fragte den Wirth, wer die Fremden wären, welche bey ihm logirten, und erhielt zur Antwort, es ſey der Hr. v. Stromfels, der ein Gut zwölf Meilen von der Stadt beſitze, und eines Prozeſſes wegen ſich hier aufhalte.

Die Aehnlichkeit, welche Reitzenſtein an der Fräulein Stromfels mit ſeiner Geliebten bemerkt hatte, machte ihn nach einer Bekanntſchaft mit der Familie begierig, und er wußte nicht anders dazu zu gelangen, als daß er ſeinen ehemaligen Hauptmann bat, ihn der Familie als ſeinen Freund vorzuſtellen.

Es geſchah. Die Familie beſtand aus dem Herrn von Stromfels, ſeiner Frau und Tochter, und zwey alten Tanten. Er ward als ein junger, wohlgebildeter, reicher und heyrathsfähiger Cavalier mit Auszeichnung aufgenommen, und er fing an, Fräulein Caroline, welche ein ganz artiges Mädchen war, zum Zeitvertreibe Galanterien vorzuſagen, welche dies gute Kind in aller Unſchuld für Ernſt hielt, und ihrem Vater von der Eroberung, welche ſie gemacht zu haben ſich einbildete, ſo viel täglich erzählte, daß dieſer, als er endlich ſeinen Prozeß gewonnen hatte und nach dem Gute zurückreiſte, dringend bat, Reitzenſtein möchte ihn, wo nicht begleiten, wenigſtens gewiß verſprechen, ihn zu beſuchen.

Die Begleitung ſchlug Reitzenſtein nun zwar ab, aber zu kommen, verſprach er, beſonders da er die ganze Gegend durchſtreifen wollte, um ſeiner Dame auf die Spur zu kommen, von der er, aller angewandten Bemühungen ungeachtet, in der Hauptſtadt nichts hatte entdecken können. Acht Tage nach der Abreiſe der Stromfelſiſchen Familie beſchloß er ihr zu folgen. Als er am Abend vor der Abreiſe durch die Straßen ging, ſahe er an dem Fenſter eines niedrigen Hauſes Madam

Müller ſitzen; er eilte hinauf, trat ohne anzuklopfen ins Zimmer. Sie ſchrie auf, als ſie ihn erblickte, und machte Anſtalt ihm zu entfliehen. Er ergriff ihre Hand, und erzählte nun die ganze Art und Weiſe, wie er ſie dem Aeußern nach habe kennen lernen, wie er begierig geweſen, ſie zu ſehen und mehr von ihr zu erfahren, wie er ſich an den Burgemeiſter gewandt, und ſo die unſchuldige Urſache ihrer Verhaftnehmung geworden, und wie er ſie aufgeſucht habe, um alles wieder gut zu machen, was er ihr Leides zugefügt.

Madam Müller antwortete auf dies alles mit der Beſcheidenheit und Artigkeit, mit der eine gebildete Frau zu antworten pflegt. Sie vergebe, ſprach ſie, von ganzem Herzen alles das, was er ihr zu Leide gethan, weil es wider Willen geſchehen ſey, gutmachen ließen ſich geſchehene Dinge nicht, Mangel wiſſe ſie durch Sticken und andere Handarbeit abzuwenden. Wenn ich aber einmal, ſchloß ſie endlich, und Thränen drangen aus ihren Augen, wenn ich aber einmal durch Krankheit gehindert ſeyn ſollte, für dieſes Kind zu ſorgen, und dann Sie, als Menſchenfreund, während meiner Krankheit oder nach meinem Tode die Stelle ſeines unglücklichen Vaters vertreten wollten: dann will ich Ihnen in der Ewigkeit meinen heißeſten Dank ſagen, und da ich Ihnen nicht lohnen kann, will ich für Sie beten.

Reitzenſtein verſprach es gerührt, und bat, weil ſein Herz zu voll war, ſich wegbegeben, und zugleich um die Erlaubniß, morgen wiederkommen zu dürfen. Madam Müller geſtand ihm dies zu, und er ſchrieb an die Stromfelſiſche Familie, er werde in den erſten vierzehn Tagen wohl ſchwerlich daran denken können, ſie zu ſehen.

Woran er aber deſto häufiger dachte, war Madam Müller. Die Schönheit im Unglück hat überhaupt etwas ſehr anziehendes für edle Herzen, ſchwerlich wird ſich ein unbefangener und fein fühlender Menſch entſchließen können, eine weinende Schöne für ſchuldig zu halten. Reitzenſtein beſonders hatte bey dem Umgang in vornehmen Häuſern zwar ſehr oft empfindſame ſchwärmende Mädchen, aber noch nie eine Unglückliche geſehen, deſto überraſchender war ihm dieſer Anblick. Hierzu kam, daß die Krankheit, von welcher er ſich noch ſeit kurzem erholt hatte, einen großen Theil ſeines ehemaligen Syſtems über die Entbehrlichkeit einer Gattin eingeriſſen hatte. Pflege und Wartung, ſagte er vor dieſer bittern Erfahrung, kann der Reiche ſich durch Geld verſchaffen, Mitleiden, wenn er ja ſo ſchwach iſt, dergleichen zu bedürfen, werden ſeine Freunde ihm geben, und was kann eine Gattin mehr? — Aber in ſeiner Krankheit fühlte er den großen Unterſchied zwiſchen dem Mitleid eines Freundes und dem einer liebenden Gattin, jenes war rauh und zurückſtoßend, dieſes ſanft und erquickend, die Pflege und Wartung geſchah des bloßen Geldes wegen. Das ſahe Reitzenſtein zu augenſcheinlich, eine Gattin, fühlte er, würde ihn aus Liebe pflegen und warten. Kurz alles, was er in geſunden Tagen für Kleinigkeiten angeſehen hatte, ward ſehr wichtig, da er krank war, und er hatte wenigſtens darin nachgelaſſen, daß er eine Ehegattin nicht mehr für eine Laſt, ſondern für eine im Nothfalle zu entbehrende Sache hielt. Sein geſunder Verſtand führte ihn bald dahin, daß er die Vortheile und Nachtheile des Eheſtandes gegen einander abwog, und fand, daß in einer glücklichen Ehe die erſtern bey weitem die letztern überwögen. Um nun ein glücklicher Ehemann zu werden, ſah er ſich unter ſeinen Bekanntſchaften überall um, allein er fand kein einziges Fräulein, auf welches die Schilderung, welche er einſt ſeinem Hauptmann von dem Verſtande der Damen und ihrem Herzen überhaupt entworfen hatte, nicht gepaßt hätte, und beſchloß daher die Zeit geduldig zu erwarten, in welcher ihm eins von denen Mädchen aufſtoßen würde, welche, wie er ſehr richtig glaubte, ſelten genug wären. Jetzt trat ihm auf einmal Madam Müller in den Weg mit aller der Liebenswürdigkeit, welche ein männliches Herz erobern, und mit aller der Guthmüthigkeit, welche es feſtzuhalten im Stande iſt. Seine Wahl fiel daher auf ſie allein, bald ſchoß ihm der Gedanke durch den Kopf ſie ſey nicht adlich, und eine Heyrath mit ihr beſchimpfe ihn zwar nicht, werfe aber doch immer einen kleinen Flecken auf ihn, und ſchließe ihn von manchem Vergnügen und mancher Geſellſchaft aus.

Man muß zur Ehre ſeines Herzens geſtehen, daß er nicht viel Zeit brauchte, um ſich ſelbſt dieſe durch die früheſte Erziehung eingeſogenen Vorurtheile zu widerlegen, und daß in wenig Wochen der Entſchluß reifte, ſeine Hand Madam Müller anzutragen, welche er bey der Krankheit ihres Kindes als eine zärtliche Mutter und gute Hausfrau hatte kennen lernen. Er ging deswegen eines Morgens zu ihr, ſagte ihr die Sache ganz kurz, und bat ſie um eine entſcheidende Antwort. Sie wich aus, ſie gab ſich alle erſinnliche Mühe, ihm ſeinen Entſchluß auszureden, aber vergeblich, er blieb ſtandhaft bey demſelben, und ob ſie gleich weinte, wobey ſie ihm jedoch immer verſicherte, daß ſie gegen ihn ſelbſt nicht das mindeſte habe; ſo drang er dennoch ſo lange in ſie, bis ſie ihm auf den folgenden Tag eine völlig entſcheidende Antwort verſprach.

Mit dem Bewußtſeyn ſeines guten Willens ging Reitzenſtein nach Hauſe, mit der feſten Hoffnung eine günſtige Antwort zu erhalten, begab er ſich am folgenden Tage nach der Wohnung der

Madam Müller; aber wie ſehr erſchrack er, als der Wirth ihm ſagte, Madam Müller habe geſtern in der größten Eil ihre Sachen gepackt, fortſchaffen laſſen, habe das laufende halbe Jahr die Miethe bezahlt, und dieſen Zettel an Reitzenſtein zurückgelaſſen.

„Vergeſſen Sie eine Unwürdige, die es nicht „verdient, das Weib eines edlen Mannes zu ſeyn; „aber wenn der Zufall Ihnen meine Geſchichte zu „Ohren bringen ſollte, edler Mann! ſo verachten „Sie mich nicht. Das Andenken an Sie ſteht in „meinem Gedächtniſſe und Herzen.“

Dies neue Hinderniß, welches ſich ſeinem Glücke entgegenſtellte, vermehrte ſeine ſeit einigen Jahren nicht ſehr fröhlige Laune in dem Grade, daß ſie ihm ſelbſt unerträglich würde. Er wünſchte ſich eine Geſellſchaft, in welcher Anſtand und Schicklichkeit ihn zwängen, ſeine Launen zu bekämpfen und ſo zu unterdrücken. Ihm fiel die beynah vergeßne Einladung bey den Herrn von Stromfels ein, er meldete ſich bey der Familie an, und reiſte einige Tage nach dem unangenehmen Vorfalle hin, mit dem Entſchluſſe, ein paar Wochen dort zu verweilen.

Er wurde von allen ſehr freundſchaftlich, von Fräulein Caroline aber ſehr kalt bewillkommt, dieſe letztere hatte ſich vorgenommen, wegen ihrer verſchmähten Liebe (denn was war der ſo lange aufgeſchobene Beſuch anders, als eine Verſchmähung derſelben) ſich an ihm zu rächen. Reitzenſteinen fiel die Aehnlichkeit des Fräuleins mit ſeiner Geliebten von neuem auf, ſeine Zuneigung ging halb und halb von dieſer auf jene über. Das gute Kind war bald verſöhnt, und Reitzenſtein fand eben, daß das Fräulein zwar nicht ſo viel Verſtand, noch ſo feine Empfindung habe, als Madam Müller, aber doch nicht wenig von beyden, als ein Vorfall alle Projekte der Familie mit Reitzenſtein und des letztern mit dem Fräulein vereitelte:

Es war ein ſehr ſchöner Morgen, Reitzenſtein war früh auf, beſuchte den Garten, er kam in eine Ecke deſſelben, und trat dort in ein noch nie von ihm bemerktes Garten-Cabinet. Er ſah an der Wand mehrere Familien-Bildniſſe hängen, und unter andern ein mit einem Vorhange bedecktes. Er zog dieſen zurück und erſtaunte nicht wenig, als er das Porträt der Müller hinter demſelben erblickte. Wie kommt, fragte er ſich ſelbſt, dieſes Gemälde hieher? Er beſchloß vorſichtig zu verfahren, weil er wohl vermuthen konnte, daß hier ein Geheimniß zum Grunde liege, deſſen Erforſchung ihn durch Unvorſichtigkeit leicht erſchwert, wo nicht unmöglich gemacht werden könnte. Mit dieſen Gedanken begab er ſich nach dem Schloſſe zurück. Unterwegs begegnete ihm der alte Herr von

Stromfels, welchem er eine kleine Promenade verſchlug; er eilte nach jenem Winkel des Gartens, in welchem er das Cabinet mit dem Bilde gefunden hatte, ungeachtet der alte Herr ihn bat, jenen melancholiſchen Theil des Gartens nicht zu betreten.

Warum melancholiſch? fragte Reitzenſtein.

Dort, theuerſter Freund! erwiederte jener, iſt der Ort, wo ich mich meinen Gefühlen ganz überlaſſe, wo ich um die mir Abgeſtorbenen weine.

Sie waren an das Cabinet gekommen; Reitzenſtein ſahe die Gegend umher an. Dichte Cypreſſen und dunkle Taxus ſtanden um das Cabinet gepflanzt. Sie traten hinein.

Sehen Sie, ſagte Stromfels, dies war mein Vater, dies meine Mutter, dies mein älterer Bruder, hier hängt das Bild meiner jüngeren Schweſter. —

Und das verhüllte Gemälde?

Laſſen Sie das, lieber Reitzenſtein, meine alten Wunden dürften neu werden, wenn ich Ihnen die ganze Geſchichte erzählen ſollte.

Iſt die Perſon, welche dies Gemälde darſtellt, auch verſtorben?

Nein, ſagte der Alte mit einem Seufzer, oder ja, was man hatte und verlohr, ſchändlich verlohr, iſt auch todt. Er ging zum Gemälde, zog den Vorhang weg, und ſah mit Thränen nach dem Gemälde, zu dem er die Hände ausſtreckte. O Louiſe, rief er ſchmerzhaft, als du mir noch gehörteſt, als du mit der Engelmiene der Unſchuld um mich ſpielteſt, da, da fühlte ich es nicht ſo, was es hieß, dich verliehren, aber jetzt!

Wenn es Ihren Schmerz nicht zu ſehr erneuert, ſagte Reitzenſtein, ſo bitte ich um die Erzählung, vielleicht, lieber Alter, vielleicht kann ich Oel in Ihre Wunden gießen.

Nein, Reitzenſtein, das können Sie nicht, Sie können ihre entweihte Ehre Louiſen nicht wieder geben, Louiſe iſt todt, denn ihre Unſchuld iſt dahin. — Doch hören Sie mich, nur verzeihen Sie, wenn ich eine Menge kleiner Umſtände übergehe, welche, ob ſie gleich nicht unmittelbar zur Geſchichte gehören, ſie doch weit intereſſanter machen würden. Aber die Rückerinnerung an dieſe verwundet mein Herz zu tief, alſo nur die Hauptſachen. — Das Gemälde da ſtellt meine älteſte Tochter vor; ob ich ſie geliebt, und wie ich ſie geliebt, weiß nur der, der mein Herz ganz kennt: ich gab ihr eine Bildung auf Koſten meines Vermögens, und ich will es geſtehen, auf Koſten meiner jüngern Kinder. So ward ſie ſechszehn Jahr alt, die Krone der Nachbarſchaft, geliebt von jedem, der ſie ſah. Ich hatte in meinem Hauſe einen jungen Menſchen in Dienſten; ſein Vater hatte mir einſt einen wichtigen Dienſt geleiſtet, und da er geſtorben war, hielt ich es für billig, daß meine

Dankbarkeit gegen den Vater auf ſeinen dürftigen Sohn forterben müſſe. Ich nahm ihn zu mir. Er ſah meine Louiſe von Jugend auf, wuchs mit ihr heran, ward mit ihr unterrichtet, ach! und liebte ſie, ungeachtet ſeine Geburt ſo unendlich tief unter der meiner Louiſe war. Der Menſch hieß Müller, ſein Vater war Unteroffizier unter meiner Schwadron. Ich hatte von dieſer Liebe nichts bemerkt, bis plötzlich meine Louiſe in ihrem achtzehnten Jahre, als ich unvorſichtig genug war, ihr eine anſehnliche Partie aufdringen zu wollen, mit dieſem Müller heimlich entwich und ſich vermählte. Der Schritt war geſchehen. Ich ſchwor bey meiner Ehre, ſie nie eher wieder zu ſehen, bis ſie dieſen Flecken ihrer Ehre durch eine anſtändige Partie ausgewaſchen hätte. Ich gab ihr meinen Fluch, als ich hörte, daß ſie ihrem Gatten ein Kind, mir einen Enkel gebohren. Ach! mein Fluch traf nur zu ſchrecklich; nach einigen Jahren ſtarb ihr Mann, das Vaterherz konnte ich nicht verläugnen; da ich hörte, daß ſie im äußerſten Mangel lebte, ſo ſchickte ich ihr von Zeit zu Zeit kleine Summen, mit dieſen und ihrer Hände Arbeit hat ſie ſich bis jetzt ernährt. — Aber nun kommt das Schrecklichſte; ſie wurde eine liederliche Dirne, ſie hielt ſich einige Meilen von der Stadt auf, in welcher Sie einſt in Garniſon ſtanden. Ich hielt geheime Kundſchafter, welche mich von ihrer Lebensart unterrichten mußten. Denken Sie ſich meinen Schmerz, als ich hörte, daß ſie mit einem Offizier Umgang gehabt; denken Sie ſich meinen Kummer, als ich vernahm, daß ſie dieſes Menſchen wegen arretirt, aus dem Arreſt entſprungen, und ihm nach der Hauptſtadt gefolget ſey, daß ſie jetzt in die weite Welt gegangen, und nicht an die Thränen ihres armen alten Vaters denkt. — Stromfels verhüllte das Gemälde, und Reitzenſtein trat ſtill mit ihm aus dem Gartenhauſe.

Und ſind Sie denn ſo gewiß, fragte er, daß Ihre Kundſchafter Ihnen nichts Unwahres geſchrieben haben?

Es ſind ehrliche Leute.

Vielleicht ſelbſt falſch berichtet.

Ach, nein, nein, ſagte der Greis, und nun Reitzenſtein, geben Sie mir meine Ruhe wieder, wenn Sie können!

Vielleicht, ſagte Reitzenſtein. Sie wollten ihr den Fehltritt, welchen ſie begangen, unter der Bedingung vergeben, daß ſie ihn bereute, und ihn durch eine Heyrath, welche ihrem Stande gemäß wäre, wieder gut machte?

Das will ich, ſagte Stromfels, das habe ich geſchworen.

Und wenn ſie nun unſchuldig wäre, wenn der Offizier, mit dem Sie ſie eines verbotenen Umgangs beſchuldigen, zwar nicht mit den reinſten Abſichten ihre Bekanntſchaft gemacht, dennoch ein rechtſchaffener Mann wäre, wenn er ihr ſeine Hand angetragen hätte, gerührt durch ihre Häuslichkeit, Verſtand und Herz, und ſie im Gefühl des Fluchs ihm als eine ſeiner Unwürdige dieſe Heyrath ausgeſchlagen hätte?

Dann, ſagte Stromfels, dann würde ich beyder Hände in einander legen, und ſprechen: Kommt an meine Bruſt, meine Kinder! und zwar du, Louiſe! an mein Vaterherz.

Nun wohl, Stromfels, ich bin dieſer Offizier, ich kann Sie durch einen ſchriftlichen Beweis von dem Edelmuth Ihrer Tochter überzeugen. Leſen Sie.

Er gab ihm den Zettel, welchen ihm Louiſe kurz vor ihrer Flucht aus der Hauptſtadt geſchrieben hatte. Nehmen Sie mich, fuhr er gerührt fort, nun als Ihr Kind auf, ich eile, Louiſen zu ſuchen.

Er ſuchte nicht vergebens, die öffentlichen Blätter, welche obwohl auf eine die Ehre Louiſens nicht beleidigende Weiſe gebraucht wurden, die unermüdeten Nachforſchungen Reitzenſteins, lieferten nach Ablauf eines halben Jahres das ſchöne unglückliche Mädchen in die Arme ihres Geliebten. Der Vater verwandelte ſeinen Fluch in einen Seegen, welcher tauſendfältiges Glück dem neuen Ehepaar trug.

Straußfedern.

Fünfter Band.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1796.

Univ. Bibl.
München

XVIII.

In einer angeſehenen Stadt Deutſchlands lebte Werner, ein Mann, der wegen ſeiner gründlichen Kenntniß der Rechte in der Gegend weit umher ſehr berühmt war: aus entlegenen Städten kamen ſogar oft Leute zu ihm, um ſich ſeines Raths zu bedienen, oder ihm verwickelte Prozeſſe aufzutragen. Auf dieſe Art hatte ſich Werner in vielen Jahren ein ſehr anſehnliches Vermögen geſammelt, und da er ſehr ſparſam lebte und ſtets fleißig arbeitete, wuchs ſein Capital mit jedem Jahre.

Werner hatte eine ſchöne Tochter von achtzehn Jahren, der es nicht an Liebhabern fehlte, weil ihr Vater in der Stadt für einen reichen Mann bekannt war; hundert Schmetterlinge umflogen vergeblich den goldenen Schein ihres Vermögens, ſie amüſirte ſich mit allen, ohne einem einzigen auch nur den kleinſten Vorzug zu geben. Keiner von allen Freyern verſtand die Kunſt, das Herz der Tochter oder des Vaters zu rühren, der ihren Aufwand von Witz und Windbeuteleyen nur als eben ſo viele Feuerwerke anſah, die angezündet würden, um ſeine Tochter zu beluſtigen, und die nicht die mindeſte Spur zurücklaſſen, wenn ſie eine Zeitlang geleuchtet haben. Er wünſchte ſich immer einen Schwiegerſohn, der die Rechte vollkommen inne habe, damit er ihn dereinſt im Alter bey ſeinen verworrenen Arbeiten unterſtützen, und dem er ſein groſſes Capital von Schikanen, Rechtsverdrehungen, und die ganze Alchymie ſeiner erworbenen Erfahrungen vermachen könne. Werugr hatte keine männlichen Erben, und es ſchmerzte ihn daher ſchon außerordentlich, daß ſein Familiennahme mit ihm verlöſchen ſolle; aber den Gedanken konnte er durchaus nicht ertragen, daß alle ſeine Gelehrſamkeit, das Pfund, mit dem noch ſo mancher hätte wuchern können, mit ihm ſolle begraben werden. Er warf daher ſeine ſcharfſichtigen Augen umher, um unter den vielen Jünglingen und Männern einen Mann nach ſeinem Herzen zu entdecken, aber er fand nirgends, was er ſuchte.

Der eine war ihm zu klug und vorſchnell, ſprach für einen jungen Menſchen viel zu vernünftig und abſprechend, ſo, daß er ſich in ſeiner Geſellſchaft einigemahl einfältig vorgekommen war, und dies Gefühl war ihm unerträglich, beſonders aber in der Gegenwart von jüngern Leuten. — Ein andrer trug Hut und Rock viel zu ſehr à l'Anglois, als daß zu hoffen ſtand, man könne aus ihm einen vernünftigen Rechtsgelehrten ziehn. — Ein dritter, der ſich weniger nach dem Modejournal trug, war zu empfindſam, ſprach mit Enthuſiasmus gegen die unnöthige Verlängerung der Proceſſe, und verglich zuweilen die Advokaten mit ungeſchickten Badern, die oft, um eine Krankheit zu heben, dem Patienten ſo viel Blut ablaſſen, daß er hernach an einer Entkräftung ſtirbt. — Noch ein andrer war ihm zu philoſophiſch, und wollte alles auf das erſte Princip der Moral zurückführen, ſprach von den verſchiedenen Denkformen, und verſtand ſich im Gegentheil nicht auf die mannichfaltigen Münzſorten des deutſchen Reichs. — Ich kann hier unmöglich alle Liebhaber Louiſens ſchildern, weil ich ſonſt eine Bildergallerie aller jungen Leute der Stadt liefern müßte; ſo wie es nothwendig war, ſich geſchmackvoll zu kleiden und das Theater zu beſuchen, eben ſo nothwendig war es, eine Zeitlang in Louiſen verliebt zu ſeyn, ihr auf allen Schritten zu folgen, und täglich einigemahl ihrem Fenſter vorüberzugehn.

Louiſe ſchien, wie geſagt, eine von den unempfindlichen Schönen zu ſeyn, die alle Huldigungen mit eben der Kälte empfangen, mit der ſie die Zeitungen leſen, denn ſie intereſſirte ſich wirklich für einen Artikel im Modejournal weit lebhafter, als für alle franzöſiſchen und griechiſchen Epigramme, die die jungen Herren an ſie richteten. Aber für jedes Herz liegt ein Pfeil in Amors Köcher verſteckt, um auch einmahl eine poetiſche Redensart anzubringen, und eben ſo allgemein angenommen der Satz iſt: „Alle Menſchen müſſen ſterben;“ eben ſo allgemein richtig iſt die Behauptung: „Alle „Menſchen müſſen ſich Einmahl verlieben.“ —

Vielleicht bloß um dieſen Satz nicht unwahr zu machen, kam Eduard Schmidt, ein junger, wohlgewachsener Menſch, in Louiſens Geburtsſtadt an. Er machte mit Herr Werner Bekanntſchaft, weil dieſer einen verwickelten Prozeß für den Onkel des jungen Menſchen übernehmen ſollte. Dieſer Onkel war ein reicher Kaufmann, und hatte ſeinen elternloſen Neffen zu ſich genommen, der faſt alle ſeine Geſchäfte betrieb. Der alte Werner ſah den jungen Eduard faſt täglich, und dieſer ſah faſt eben ſo oft deſſen Tochter; Louiſens

Schönheit zog ihn an ſich, und er gehörte ſchon nach einigen Tagen unter die Anzahl ihrer öffentlichen Liebhaber.

Eduard hatte kaum einige Wochen hindurch ſo Louiſen die Cour gemacht, als er ſich plötzlich zurückzog, und ſie doch in derſelben Zeit viel lieber, als vorher, hatte. Er wollte nicht gern zu dem groſen Haufen gehören, der aus Eitelkeit oder Langeweile das Mädchen belagerte, er ſchätzte ſie zu ſehr, um ihr eine alberne erzwungene Achtung zu beweiſen, die die meiſten Liebhaber nur zeigen, um ihren Witz geltend zu machen, oder um in der Uebung zu bleiben, Abgeſchmacktheiten zu ſagen. Es gibt gewiſſe empfindſame Herzen, die nur auf einzelne Tage den ſogenannten galanten Ton der Welt annehmen können, und auch dieſe Tage nachher bereuen, die die Narrheit haben, noch etwas auſſer ihrem Verſtande zu achten, nämlich ihr Herz: zu dieſen Thoren gehörte Eduard, denn man kann dieſe Leute allerdings Thoren nennen, weil ſie ſich in der groſen Welt nur gar zu häufig lächerlich machen, nachher ihre Empfindungen verſchlieſſen, und von jedermann verkannt, und für einfältig gehalten werden. Die Empfindſamkeit iſt auch jetzt ſo etwas verächtliches geworden, daß es ſelbſt die Schüler nicht mehr der Mühe werth finden, ſich mit ihr einzulaſſen. Man findet allenthalben Leute, die über die Empfindungen ſpotten, alle unſre Luſtſpiele ſind noch immer voll davon, daß man nicht zu ſtark fühlen ſolle, obgleich die wenigen empfindſamen Carrikaturen, die man vielleicht noch findet, gewiß nicht des Aufwandes von Witz werth ſind, den man dabey anzuwenden ſtrebt.

Louiſe bemerkte mit Mißvergnügen die Zurückziehung des jungen Fremden, und eben dadurch, daß ſie ihn nun gar nicht mehr zu bemerken ſtrebte, ward ihr Auge immer unwiderſtehlicher zu ihm hingezogen. Wir finden in tauſend Büchern tauſend Vorſchriften, wie man einer ſo gefährlichen Leidenſchaft, als die Liebe iſt, entgehen könne: alle dieſe Regeln aber ſcheinen von Leuten erfunden, die nicht verliebt waren, oder wenigſtens den Zuſtand des Verliebtſeyns ſchon lange vergeſſen hatten, denn ihr Rath iſt in den vorkommenden Fällen gar nicht auszuführen. So wandte Louiſe nicht ihre Blikke von Eduard ab, ſondern ſie ſah ihm heimlich nach, wenn er die Straße hinunterging, in Geſellſchaften erkundigte ſie ſich nach ihm, wenn es auf eine gute Art geſchehen konnte, es war ihr intereſſant, wenn er anders, als gewöhnlich gekleidet, und in welche Häuſer er hineinging.

Eduard ahndete von dem allen nichts, er war zu beſcheiden, um es ſich zuzuſchreiben, wenn

Louiſe aus dem Fenſter ſah, indem er durch die Straße eilte, er bemerkte nicht den freundlichen Gegengruß, den er für ſein ziemlich linkſches Compliment erhielt. Er ſuchte ſich über ihre Unempfindlichkeit zu tröſten, und den Nahmen Louiſens aus ſeinem Gedächtniſſe zu verdrängen.

Aber dieſe Bemühung war durchaus vergebens, denn da er mit dem Vater faſt täglich Geſchäfte hatte, ihn an manchen Tagen ſo gar mehr als einmal ſah; ſo ward er dadurch nur gar zu oft an ſeine unglückliche Liebe erinnert. Er öffnete jedesmahl mit einem tiefen Seufzer die Thür des Hauſes, er ſah ſich jedesmahl um, ob nicht vielleicht durch einen Zufall Louiſens Zimmer offen ſtehe, oder ob ſie ihm nicht vielleicht auf dem Gange begegne, er wünſchte täglich ſeine Geſchäfte für ſeinen Onkel geendigt, und erſchrack dann wieder vor dem Gedanken der Abreiſe. Ein Verliebter weiß ſelten genau, was er wünſcht, ſeine Ideen ſind ſo dunkel und verworren, wie eine Gegend, die nur ſchwach vom Monde erleuchtet wird.

Herr Werner war eines Tages ſo eben ausgegangen, als Eduard in das Haus trat, um ihn zu ſprechen, Louiſe begegnet ihm und entſchuldigte ihren Vater. Er bat um die Erlaubniß, ihn im Hauſe erwarten zu dürfen; Louiſe führte ihn auf das Zimmer ihres Vaters, und leiſtete ihm aus Höflichkeit Geſellſchaft. — Beyde waren in einer ziemlich großen Verlegenheit, man ſuchte aus allen Ecken mühſam ein Geſpräch hervor, das nur ſo eben noch zuſammenhielt, Eduard ſchoß endlich dadurch förmlich-Breſche und hob alle Verlegenheit auf, indem er Louiſen auf die feurigſte Art von der Welt ſeine Liebe erklärte.

Louiſe war lange zweifelhaft, wie ſie ſich nehmen ſolle, dieſe Erklärung kam ihr zu unerwartet, als daß ſie irgend einige Maaßregeln auf dieſen Fall hätte nehmen können; in dieſer Verlegenheit geſtand ſie ebenfalls ihre Zuneigung, ſie hatte alle die gewöhnlichen Waffen des weiblichen Geſchlechts verloren, und ſo endigte ſich die Scene mit Küſſen und Umarmungen.

Man erlaube bey dieſen Abſchnitte der Geſchichte dem Verfaſſer eine kleine Ruhe, die er dazu anwenden will, dem Leſer eine Anmerkung zu ſagen.

Erſtlich will ſich der Verfaſſer entſchuldigen, daß er dieſe rührende und herzbrechende Scene nicht dramatiſirt hat, der ſchlechteſte von unſern Romanſchreibern würde es nicht unterlaſſen haben. Der Leſer verzeihe mir aus Güte und Nachſicht, denn zu meiner Rechtfertigung kann ich auch nicht ein einziges Wort ſagen; zum etwannigen Erſatz verſpreche ich aber noch eine Scene in dieſer Erzählung, die in beſter Form dramatiſirt ſeyn ſoll, d. h. ſo langweilig, als möglich. — Und nun zur Anmerkung:

Ich habe nämlich bemerkt, daß ich bey meinen Erzählungen meiſtentheils viel zu ſehr grade ausgehe, daß ich oft rechts und links eine Menge von witzigen Anſpielungen oder tiefſinnigen Betrachtungen ungenutzt liegen laſſe. Es iſt aber wirklich mit dem Witze und den recht tiefen pſychologiſchen Bemerkungen eine ganz eigene Sache, man ſieht die Umriſſe manchmal wie in einem Nebel vor ſich liegen, und wenn man nun näher tritt, um die Idee zu erhaſchen, ſo verſchwindet alles in die Luft. Es gehöret Glück dazu, um aus dieſen Ahndungen, chemiſch etwas Anſchauliches zu präpariren; und nachmal, wenn es geräth, iſt es denn doch nur ein höchſt trivialer Satz, der, wenn man ihn liegen und kalt werden läßt, die langweiligſte und alltäglichſte Behauptung iſt, oft die Paraphraſe eines elenden Sprichworts, das jedes alte Weib im Munde führt. Es geht grade ſo, wie mit manchen neuern Entdeckungen in der Philoſophie. — So hätt' ich gewiß bey dieſer plötzlichen Liebes-Erklärung, die Eduard nur in der höchſten Verlegenheit wagte, die aber gänzlich dieſe Verlegenheit hob, gar manches über das Aneinandergränzen der beyden Extremen einſchalten können, wie jeder Ton im Menſchen eben ſo gut, wie auf dem Clavier, ſeine Octave von ſelbſt anſchlägt, wie alſo Unverſchämtheit und Rothwerden, Trotz und Demuth oft unmittelbarer zuſammenhängen, als man gewöhnlich glaubt: — aber wie geſagt, alle dieſe Ideen, an die ſich wieder viele andere Bemerkungen reihen laſſen, ſind mir ſo behende entwiſcht, daß mir nichts übrig geblieben iſt, als die Erinnerung daran, daß ſie in meinem Kopfe waren.

So weit meine Anmerkung für den Leſer. Er mag daraus ſehen, daß man den Gedankenreichthum eines Schriftſtellers nicht immer darnach beurtheilen kann, was man im Buche gedruckt vor ſich ſieht.

Kaum hatten ſich die beiden Zärtlichen eine ewige, felſenfeſte Treue geſchworen, als der Rechtsgelehrte Werner in das Zimmer trat. Louiſe entfernte ſich mit Ehrerbietung vor der Gelehrſamkeit ihres Vaters, und die beiden Männer gingen an ihre Geſchäfte. Aber der Schreibtiſch ſammt allen Seſſeln tanzten und walzten vor den Augen des bezauberten Liebhabers, er war immer im Begriff, dem Vater den Schwur ſeiner ewigen Treue zu wiederholen und ihn geliebte Louiſe zu nennen; der Alte hielt den jungen Menſchen für etwas betrunken, weil er heute gar nicht klug aus ihm werden konnte. Eduard entfernte ſich ſobald als möglich.

Der Weg war nun einmahl gebrochen, und die beiden Liebenden ſahen ſich täglich, außer den mündlichen Geſprächen aber wechſelten ſie noch Briefe, Eduard nahm ein Zimmer in einem Hauſe, das dem Wernerſchen grade überſtand, und er ſah nun auch noch ſo viel aus dem Fenſter, als es nur ſeine Geſchäfte zulaſſen wollten.

Je mehr Eduard nach und nach der öffentliche und ernſthafte Liebhaber Louiſens wurde, um ſo mehr zogen ſich die übrigen jungen Herrn zurück, ſie ſahen, daß ihnen endlich jemand vorgezogen wurde, die Coquetterie war alſo in demſelben Augenblicke auf beiden Seiten eingeſtellt, in welchem Louiſe die Eitelkeit ihrer Anbeter beleidigt hatte. Louiſe vermißte ihre vorigen Beſuche nicht, und der Vater, den ſeine Arbeiten beſchäftigten, bemerkte keine Veränderung.

Den Liebenden verfliegen Wochen und Monathe wie angenehme Tage, ihre Phantaſie iſt unaufhörlich beſchäftigt, ſie haben ſtets mit ſo wichtigen

gen Vorfällen zu thun, daß ſie gar nicht die Abſchnitte der Zeit bemerken würden, wenn ſie nicht eines Spazierganges wegen ſehnlichſt auf den einen Tag hofften, und ihnen ein andrer wieder wegen einer kleinen Zwiſtigkeit auf ewig merkwürdig bliebe. Auf dieſe Art war jetzt ein halbes Jahr verfloſſen, und Louiſe wunderte ſich ſehr, als es ſo plötzlich und unerwartet Winter ward, und Eduard ſtampfte mit den Füßen, als er einen Brief von ſeinem Onkel bekam, in welchem ihm dieſer befahl, die Stadt zu verlaſſen und zu ihm zu kommen.

Nun waren beide in der heftigſten Bewegung, man ſeufzte und weinte, man verwünſchte den Onkel und das Schickſal, man wollte dem alten Werner ihre gegenſeitige Liebe entdecken, aber Louiſe, die ihren Vater kannte, kam bald von dieſer Uebereilung zurück. Eduard hatte kein eignes Vermögen, er hing noch ganz von ſeinem Onkel ab, und der alte Werner war viel zu ſehr ein Freund des Gewinſten, als daß er nicht bey dieſer Entdeckung hätte ſchäumen und aufbrauſen ſollen.

Was den Jammer noch mehr vermehrte, war, daß Eduard mit ſeinem Onkel eine weite Reiſe über's Meer thun ſollte, um mit dieſem eine Handelsſpekulation auszuführen. Die Gefahren des

Todes ſtellten ſich der Phantaſie des Mädchens ſo lebhaft dar, daß ſie in Ohnmacht fiel, als ihr der Geliebte zuerſt die ſchreckliche Neuigkeit ankündigte. — „Ich bin elend, unglücklich und verlaſſen!“ rief ſie zu wiederholtenmahlen, als ſie wieder zum Leben erwachte. Eduard vergaß in dem Augenblicke ſeinen eignen Kummer, und ſuchte ſie zu tröſten, aber ſeine Bemühung war vergebens.

Der Tag des Abſchieds kam endlich, Werner bedauerte die Abreiſe des jungen Mannes, den er ſo oft geſehen hatte, er wünſchte ihm Glück auf dem Meere und gab ihm einige gute Lehren auf den Weg, dann ging er wieder in ſein Zimmer und ſetzte ruhig ſeine Arbeiten fort. Aber wie ſehr war dieſer Abſchied von dem verſchieden, den Eduard von ſeiner Geliebten nahm! Man konnte faſt kein Wort ſprechen, häufige Thränen erſtickten bey beiden die Sprache, Louiſe ſchien der Verzweifelung nahe, und Eduard verließ ſie endlich, ging nach Hauſe, und reiſte, in eine dumpfe Betäubung verſunken, ab.

Da ſaß nun das Mädchen einſam auf ihrem Zimmer, und ſahe mit gepreßtem Herzen dem rollenden Wagen nach. Alle ihre ſchönen Träume gingen ſo plötzlich aus, alles verloſch, wie die

Sonne hinter einem Nebel, ſie dachte unaufhörlich an Eduard und den ſchrecklichen Abſchied. Bey dieſer großen Spannung ihrer Lebensgeiſter fiel ſie in ein Fieber, das ihr bald die Röthe von den Wangen und die Munterkeit aus den Augen nahm. Die Vorſorge des Vaters und des Arztes ſtellten ſie zwar nach einiger Zeit wieder her, aber ſie verlor darum nicht den melancholiſchen Blick, mit dem ſie jetzt die Welt betrachtete, ſie war gern allein, und las in der Einſamkeit die zärtlichen Briefe, die ſie von Eduard erhalten hatte, ſie küßte tauſendmahl die geliebten Schriftzüge, und ſprach mit dem Papier, als wenn Er es wäre, kurz, ſie beging alle die Thorheiten, die die kälteren Menſchen ſo oft verlachen, die aber das zartere Herz mit Freuden und Quaalen überſchütten.

Glücklich iſt der, der unter ſolchen Umſtänden einen Vertrauten findet, dem er ſich ganz hingibt, mit dem er täglich über das Unglück ſeiner Lage ſpricht, der ihm antwortet, wenn es auch nur die allerabgenutzteſten Troſtgründe ſeyn ſollten, denn der Schmerz ſpricht ſich nach und nach aus der Bruſt über die Lippen hinweg; je mehr man von einem Gegenſtande redet, und ſich in Worten erſchöpft, je mehr vergißt man nach und nach den Gegenſtand ſelbſt. Dies haben alle Roman- und Tragödien-Verfaſſer ſo deutlich gefühlt, daß man unter funfzig ihrer Unglücklichen kaum einen finden wird, der nicht einen Vertrauten ſeines Schmerzes gefunden hätte, ja oft ſcheinen ſie ſich ſo gar mit ihrem Unglücke zu amüſiren, weil ſie ſo weitläuftig und herzbrechend darüber ſprechen können. Aber Louiſe war nicht ſo glücklich, ſie mußte ihre Empfindungen ganz in ſich ſelbſt verſchließen, und eben deswegen wurden ſie dauernder und peinvoller; ſie ſuchte auch ſelbſt keine Seele, der ſie ſich vertrauen wollte, obgleich vielleicht manche ihrer Freundinnen es verdient hätten, denn die tiefern Empfindungen einer feinen Seele vertragen nicht die kalte äußere Luft, wahrhaft empfindende Menſchen ſchämen ſich gewöhnlich, von ihren Empfindungen zu ſprechen, zwiſchen ihren Lippen und ihrem Herzen gibt es keine andre Brücke, als einen tiefen Seufzer, der für die meiſten Ohren eine Hieroglyphe iſt.

Werner erhielt nach mehreren Wochen einen Brief von einem ſeiner Correſpondenten, daß das Schiff des Eduard Schmidt und ſeines Onkels unglücklich geweſen, und daß beides, Mannſchaft und Ladung, in einem heftigen Sturme untergegangen ſey. Werner ſchüttelte den Kopf, und erinnerte ſich nach langer Zeit wieder einmahl des jungen Menſchen, er trug gar kein Bedenken, dieſe Nachricht ſeiner Tochter bey Tiſche, als eine von den vielen Neuigkeiten, mitzutheilen. Louiſe ward blaß und ging auf ihr Zimmer, wo ſie mehrere Stunden in einer todtenähnlichen Betäubung lag. Alle ihre Hoffnungen, ſelbſt die entfernteſten, waren nun untergeſunken, alles öde und nächtlich um ſie her, ſie wagte es nicht, einen Blick in die Zukunft zu werfen, ja nur an den folgenden Tag zu denken, auf einem unabſehlichen wilden Meere trieb ſie einſam und verlaſſen auf einem kleinen Nachen umher. In den erſten Anfällen der Verzweiflung faßte ſie den Vorſatz zu ſterben und ihrem Geliebten nachzufolgen, ſie machte hundert ſeltſame und ſchreckliche Entwürfe, ihre Blicke waren ſtarr und unbeweglich auf den Boden gerichtet. Aber ſo wie die Schwäche der menſchlichen Seele tauſendfaches Unglück erzeugt; ſo liegt auch wieder darin der größte, ja der einzige Troſt für den Elenden, daß ſein Geiſt ſehr bald einer hohen Spannung erliegt, unvermerkt läßt er die Flügel ſinken, und fällt wieder in die Welt, in die gewöhnlichen Ideen und Alltäglichkeiten zurück. So kehrte auch Louiſe wieder zurück, aber der Schreck, der Gram, die unaufhörliche Furcht, die Reue, alle ihre Wünſche ſo plötzlich zerſchmettert zu ſehen, warfen ſie aufs Krankenbette. Der Vater, der ſeine Tochter zärtlich liebte, ließ jetzt ſogar oft manche von ſeinen Arbeiten liegen, um ihr Geſellſchaft zu leiſten und Troſt zuzuſprechen, der Arzt bot ſeine ganze Kunſt auf, um ſie dem Tode, der ſie ſchon als ſeine Beute anſah, wieder zu entreißen. Seine Sorgfalt gelang ihm endlich, Louiſe war außer Gefahr.

Des Vaters Freude, der ſein Kind ſchon verloren gegeben hatte, überſtieg alle Gränzen, er ſahe ſich und ſeiner gewöhnlichen Klatblütigkeit gar nicht mehr ähnlich, er belohnte den Arzt reichlich, und behauptete dieſem in's Angeſicht, daß er ihn nie genug belohnen könne; eine Redensart, die bis dahin noch Niemand aus ſeinem Munde gehört hatte.

Neun bis zehn Meilen von der Stadt beſaß Werner ein kleines Landgut mit einem Garten und Weinberge. Wenn es ſeine Geſchäfte erlaubten, reiſte er in manchen Jahren des Herbſtes dorthin, lebte einige Wochen auf dem Lande, und kehrte mit erneuerter Geſundheit zur Stadt und zu ſeinen Geſchäften zurück. Auf Anrathen des Arztes reiſte er jetzt mit ſeiner Tochter dorthin, in der geſunden Landluft ſollte ihre Geſundheit gänzlich wieder hergeſtellt werden.

Es ſchien auch wirklich, als wenn ſich Louiſe auf dem Lande auffallend erholte; ihre Farbe kehrte etwas zurück, und ihr Betragen ward munterer; ſie war auf dem Lande von keinen Geſellſchaftern geängſtigt, die ihr zur Laſt fielen, indem ſie ſich einbildeten, die Trauernde zu zerſtreuen; ſie beluſtigte ſich hier auf einſamen Spatziergängen und in Geſellſchaft der ſchönen Natur. Nach Verlauf von einigen Wochen wollte der Vater wieder zur Stadt zurückkehren, ſie bat ihn eben ſo dringend und anhaltend, daß er ſie dort ließ und allein nach Hauſe fuhr.

Er kam an und fand eine Menge von Prozeſſen liegen, die ihm alle ſeine Zeit raubten. Louiſens Briefe meldeten ihm indeß, daß ſie von Tage zu Tage geſünder und froher werde, und daß ſie ihn mit völlig hergeſtellter Geſundheit wieder zu ſehen hoffe; dieſe Briefe waren die Erquickung und Erholung das Vaters, der oft bey ſeinen überhäuften Arbeiten anfing, mürriſch und verdrüßlich zu werden.

Um dieſe Zeit kam ein junger Menſch von der Univerſität zurück, der von allen Profeſſoren der Rechte Empfehlungsſchreiben an Werner hatte. Er war nämlich auf der Akademie außerordentlich fleißig geweſen, hatte kein Kollegium verſäumt, und war den Profeſſoren mit ſeinen Beſuchen außerordentlich oft zur Laſt gefallen; und da es eine in Europa übliche Sitte iſt, daß man einem ſolchen Menſchen, der uns recht oft Langeweile gemacht hat, bey ſeiner Abreiſe Briefe mitgibt, damit er auch einigen unſrer Bekannten die Zeit verderbe, ſo war der Herr Candidat Beſenberg ſehr reichlich mit dieſen Anweiſungen zum Annüyiren ausgeſteuert. Er war ein Menſch, der in allen Sachen, die nicht zur Rechtsgelehrſamkeit gehören, völlig unwiſſend war; ſein Benehmen war linkſch und lächerlich; wenn er nicht über Paragraphen der Novellen ſprechen konnte, ſo ſchwieg er lieber ſtille, denn er hatte den Grundſatz, daß man ſich in jedem Diskurſe über ſein Brodſtudium unterrichten müſſe, ſonſt mache man nur, wie ein Verſchwender, mit Lippen und Athem unnöthigen Aufwand. Er war ohne Vermögen, aber dabey ſo geitzig, daß er von dem wenigen, was er auf der Univerſität gehabt hatte, noch ein kleines erſpartes Kapital mit ſich brachte: er raſirte und friſirte ſich ſelbſt, er war ſich ſelbſt Bedienter und Freund, denn bis dahin hatte er noch keine Seele gefunden, die ſich die Mühe gegeben hatte, mit ihm zu ſympathiſiren. Dieſer Mann kam jetzt an, und überreichte dem alten Werner mit einem demüthigen Bückling ſeine Empfehlungsſchreiben.

Werner faßte ſogleich eine große Hochachtung für einen jungen Menſchen, den ihm die Profeſſoren, ſeine alten Bekannten, ſo außerordentlich lobten. Er bat ihn zum Eſſen und über Tiſche führte man ſehr lehrreiche Geſpräche, es wurden mehrere ſchwierige Fälle abgehandelt und abdisputirt. Werner fand, daß der Candidat in manchen Sachen, die er jetzt ſchon etwas vergeſſen hatte, beſſer Beſcheid wiſſe, als er; und da ihm dieſer endlich nach geendigter Mahlzeit, mit dem dankenden Kuſſe das Compliment in den Mund ſteckte, daß er nun erſt von der Univerſität auf die wahre hohe Schule der Rechtsgelehrſamkeit gekommen ſey, um ſich bey ſeinem Unterrichte völlig auszubilden: ſo ward Werner von der liebenswürdigen Beſcheidenheit des jungen Menſchen ſo bezaubert, daß er von dieſem Augenblicke ſein wärmſter und aufrichtigſter Freund ward.

Beſenberg war, troß ſeiner Einfalt, geſcheidt genug, um zu bemerken, daß er an dem alten Rechtsgelehrten einen großen Gönner gefunden habe, er ſuchte ihm daher auf alle Art zu ſchmeicheln, er ging oft lange um ihn herum, bis er irgend einen Einfall anbringen konnte, den er für ein ſchickliches und erquickliches Compliment hielt, und da die meiſten Menſchen ihr Ohr ſehr willig ſelbſt den platteſten Schmeicheleyen hinhalten, die manchmal nur durch eine feine, kaum bemerkbare Linie von den Sottiſen getrennt ſind: ſo erfreute ſich Werner herzlich über dieſen Bewunderer, den er gefunden hatte. — Sie ſetzten ihren Umgang fort, und Werner gewann ſeinen Freund mit jedem Tage lieber, er ließ ihn endlich unter ſeiner Aufſicht arbeiten, und war mit der Art, mit welcher dieſer es that, außerordentlich zufrieden. Beſenberg vermehrte indeſſen auch ſeine Kenntniſſe, und lernte ſeine Theorie praktiſch anwenden. Der Alte lernte immermehr die Gelehrſamkeit ſeines jungen Freundes kennen, ſah ſeinen unermüdlichen Fleiß, dachte an ſein Alter und an die Schwäche, die dieſem bald folgen würde, und nahm ſich endlich in einer frohen Stunde vor, das Glück des jungen Menſchen zu machen.

Es gibt wenig Menſchen, die den kühnen Ausdruck, Glück machen, bedenken, es wird täglich davon mit eben der Leichtigkeit geſprochen, wie vom Tuch machen oder andern Manufakturwaaren, und man ſieht nur gar zu gewöhnlich Münzen und Banken als Niederlagen und Vorrathskammern an, in welchen Glück für ganze Generationen liegt. Neuere Künſtler ſollten ſich gar nicht mehr die Mühe geben, die Fortuna oder irgend eine Göttinn mit einem großen Füllhorn abzubilden, in unſrer Mythologie erſetzt ein gefüllter Geldbeutel einen ganzen Schwarm von Göttern, die in der fabelhaften Zeit, in der Kindheit der Welt, am Glücke der Menſchen arbeiteten; alles, was je lügenhafte Poeten von

Wonnen und Seeligkeiten reimten, kann man bequem in Eine einzige anſchauliche Idee verſammeln, und manche Leute, welche behaupten, es gäbe in unſerm Zeitalter weniger Royaliſten, als ehemals, haben es ganz vergeſſen, wie alle Menſchen, ſie ſelbſt mitgerechnet, vor den gemünzten Bildniſſen der gekrönten Häupter niederknien und ſie anbeten: denn die Regenten ſitzen als Werkmeiſter und Inſpektoren in den Fabricken des menſchlichen Glücks oben an, und regieren und gebieten über Farbe und Modell, ſpediren dann das Produkt in ihre Länder, und laſſen es unter ihre Untergebene vertheilen, jedem ſein Maaß, je nachdem ſie glauben, daß es ihm heilſam ſey.

Der Erzähler kann es ſo wenig, wie der Leſer begreifen, warum er dieſe Erzählung in jedem Augenblicke mit ſeinen Anmerkungen unterbricht, die auf die Geſchichte, wie die Fauſt aufs Auge paſſen. Ich weiß nicht, ob es im Wetter liegt, daß man zuweilen eine Sucht zu philoſophiren hat, eine Sucht, die ſich ſeit dem Erdbeben in Calabrien und dem großen Haarrauf über ganz Deutſchland epidemiſch verbreitet hat; oder ob ich meine eigene Erzählung ſo wenig intereſſant finde, daß ich mir einigen Spaß durch tiefſinnige Anmerkungen mache, das letztere kann ich zu meinem eigenen Beſten unmöglich glauben.

Das Glück, welches der alte Werner jetzt machen wollte, beſtand in nichts andern, als ſeine Tochter dem jungen Beſenberg zur Frau zu geben, und ihm bey ſeinem Tode ſein Vermögen und ſeine Praxis zu hinterlaſſen. In den müßigen Abendſtunden, ſann er dieſem Plane weiter nach, und baute ihn unmerklicherweiſe ſo aus, daß er endlich zum feſten Entſchluſſe geworden war.

Die Tochter kam zurück, und bey weitem froher und geſunder als vorher, ſie hatte etwas von ihrer ſonſtigen Munterkeit wieder bekommen, ihre Augen hatten wieder Feuer und ihre Wangen Röthe; der Vater freute ſich, und der Arzt ward in ſeinen Bemerkungen über die Heilſamkeit der Landluft beſtätigt. Beſenberg machte ihr ſeine Aufwartung, und zergliederte ihr den Zuſammenhang von einigen verwickelten Prozeſſen, die er im Begriff war, noch mehr zu verwickeln, um einen unauflöslichen Knoten daraus zu machen, den man nachher entweder mit dem Meſſer zerſchneiden müßte, um lauter unbrauchbare Enden zu bekommen, oder ihn zum Andenken des menſchlichen Scharfſinns ganz und gar liegen laſſen.

Es bedarf gar keiner Erinnerung, daß der rechtsgelehrte Beſenberg Louiſen durchaus mißfiel, ſie antwortete ihm in der erſten Unterredung faſt gar nicht, oder mit Unwillen, ſie ſahe ihn nur für einen ſchlechten Repräſentanten eines Mannes an, ſie jähnte oft, und verließ ihn endlich. Der Advokat aber bemerkte es gar nicht, daß er ihr mißfallen hätte; daß ſie ſo wenig geſprochen hatte, ſchrieb er ihrer Beſcheidenheit zu, und war herzlich mit ſich ſelbſt zufrieden. Der Vater eröffnete nun ſeinem künftigen Schwiegerſohne ſeinen Plan, der für Entzücken und Dankbarkeit außer ſich war, er zweifelte keinen Augenblick, daß er das Herz der Tochter gewinnen würde, da der Vater ſo ſehr für ihn eingenommen war. Louiſe hörte mit Erſtaunen und Schreck den Vorſchlag ihres Vaters, ſie machte hundert Einwendungen, die aber alle nicht gehöret wurden, der Vater hatte ſich dieſe Idee ſo feſt in den Kopf geſetzt, daß ſie keine Ueberredung und keine Bitten verdrängen konnten; und da Louiſe auch glaubte, es würde mit der Ausführung des Projekts nicht ſo ſehr geeilt werden, ſo bot ſie nicht alle ihre Kunſt auf, um den Vater von dieſem Gedanken zurückzubringen.

Beſenberg betrug ſich von jetzt in Louiſens Geſellſchaft ganz als ihr Bräutigam, er gab ſich gar keine Mühe, ihre Gunſt zu gewinnen, weil er ſich als ihren privilegirten Geliebten anſah, das einzige was er that, war, daß er ſich ein neues, etwas moderneres Kleid machen ließ. Louiſe hielt immer alles noch für Scherz, und lächelte zuweilen über den ſeltſamen Bräutigam, wenn er ſie auf der Promenade führte, und ſo gravitätiſch neben ihr hinging, ſie ſo mit ſeinen Augen bewachte, als wenn es kein Vorübergehender wagen ſollte, mit einem Blicke ſeine Braut auch nur zu ſtreifen. Werner hatte ſeinen Vorſatz allen ſeinen Bekannten mitgetheilt, und Beſenberg empfing die Gratulationen mit dem kälteſten und geſetzteſten Weſen von der Welt.

Louiſe hörte von ihrem Vater, von Beſenberg, von allen ihren Freundinnen und Bekannten, daß ſie eine Braut ſey, daß ſie es am Ende ſelbſt glaubte. Ihre Schwermuth war kälter geworden, lag aber immer noch über allen ihren Stunden ausgebreitet, in Geſellſchaft verſteckte ſie ſich etwas mehr, aber ſie fühlte ſich in der Einſamkeit immer noch unglücklich, das Leben erſchien ihr in einem gleichgültigen Lichte, und alle Freuden ſtanden weit weg, in einer neblichten Ferne. Sie gewöhnte ſich daher beynahe an den Gedanken verheirathet zu werden, in ihrer Gefühlloſigkeit war ihr auch der Mann ziemlich gleichgültig, dem ſie zu Theil werden ſollte, da ihr das Schickſal jenen entriſſen hatte, den ſie einzig mit Liebe umfangen konnte. Ein Menſch, der ſich unglücklich fühlt, iſt auch weit leichter zu einem kleinlichern Egoismus geneigt, als die Seele, die durch Freude und Hoffnung aufrecht erhalten wird; ſie überlegte daher zuweilen, wenn ſie allein war, daß es im Grunde für ſie, wenn ſie doch einmahl heirathen ſollte, am vortheilhafteſten wäre, einen einfältigen Mann zu nehmen, der ſich mehr ſeinen Geſchäften, als ihr, widmete, der ihr daher nicht ſo zur Laſt fallen würde, als ein anderer, der ihr ſeine Liebe aufdringen wollte, — und ſo gewöhnte ſie ſich nach und nach, einen Gedanken ruhig zu ertragen, der ihr, wenn Eduard noch gelebt hätte, fürchterlich geweſen wäre.

Nur ward ſie manchmal auf ihr künftiges Schickſal aufmerkſamer, wenn ſie das Betragen ihres Bräutigams genauer beobachtete. Er that ihr auch nicht den kleinſten Schritt entgegen, ſtand nicht in der geringſten Furcht ihr Mißfallen zu erregen, ſondern ſah ſie für ein Capital an, das ihm ſo ſicher, wie in der Bank liege, und auf keinen Fall verloren gehen könne. Hat der Menſch aber einmahl auf ſeine Hoffnungen reſignirt, und ſeine Ausſicht begränzt: ſo gewöhnt er ſich nachher an ſein trübes Schickſal, wie an das trübe Wetter, das er nicht ändern kann. Dies war der Fall mit Louiſen, um ihren Vater nicht aufzubringen, that ſie jeden Schritt, den ihr Vater forderte, der nur noch darauf wartete, daß ſich Beſenberg anſäſſig machen ſollte, um ihn förmlich zu ſeinem Schwiegerſohne zu machen.

Der Winter und der Sommer vergingen unter allerhand unbedeutenden Vorfällen, die Zeit mindert alle Leiden, ſie nimmt nicht den Gram von uns weg, aber ſie rückt uns unvermerkt weiter von ihm fort, bis er uns immer kleiner und kleiner erſcheint, und endlich ſich in dem Nebel der Vergangenheit verliert. Jedes Unglück erſcheint uns dann nur wie ein Traum, der uns einige Stunden hindurch ängſtigte, der helle Tag, der uns umgibt, verſpottet die dunklen Phantomen, die es nicht wagen, näher zu rücken.

Es war jetzt die Zeit der Weinleſe da, und der alte Werner machte wieder den Plan, ſein Landgut in dieſer fröhlichen Zeit zu beſuchen; er wollte dort zugleich die Verlobung ſeiner Tochter und ihres Vielgetreuen feyern, der dazu die glänzendſten Anſtalten machte. Er legte nämlich ſein natürliches Haupthaar ab, und ließ ſich dafür das paſſendere Haar von einer Ziege anmeſſen, er warf ſich über Hals und Kopf in die Gravität hinein, und gab den letzten Reſten des jugendlichen Ansſehens ihren Abſchied, er ließ ſich examiniren, beſtand außerordentlich gut, und war nun geſchworner und ſehr berühmter Advokat. Man gratulirte von allen Seiten, die Stadt pries ſich glücklich, ein ſolches Subjekt innerhalb ihren Mauern zu beſizzen, und jedermann, nur Louiſe nicht, war voller Freude.

Man machte ſchon Anſtalten zur Abreiſe, als der junge Herr von Roſenfeld um die Erlaubniß bat, in ihrer Geſellſchaft zu reiſen, um ganz in der Nähe des Wernerſchen Gutes einen Vetter zu beſuchen. Werner ſchätzte es ſich für eine Ehre, und veränderte nun den Plan, um die Reiſe noch luſtiger zu machen. Er miethete nämlich ein Schiff, um mit dieſem gemächlich den Strom hinunter bis unter die Fenſter ſeines Landhauſes zu fahren; in dieſes Schiff wurden die nöthigen Sachen beſorgt, und an einem heitern Herbſtmorgen ſtieg die ganze Geſellſchaft ein, und das Schiff ſtieß fröhlich und munter vom Lande.

Roſenfeld war ein lebhafter, feuriger junger Menſch, er gehörte zu den Leuten, die ſich für witzig halten, und in dieſem Irrthume jedermann beleidigen, der in ihrer Gegenwart beſcheiden bleibt. Er hielt ſich für einen allumfaſſenden Kopf, weil er in manche Collegia auf der Univerſität, von der er erſt kürzlich zurückgekommen war, als Hoſpes hineingelaufen war, und von ohngefähr die vorgetragenen Sachen ſo ziemlich verſtanden hatte. Er ging mit vielen Leuten um, bloß um ſie kennen zu lernen, und lernte ſie nur kennen, um ihnen in Gegenwart von andern Sottiſen ſagen zu können. Er machte Gedichte ohne Reim und Rhythmus, und mit häufigen Sprachfehlern, er war eitel und verliebte ſich in jedes Mädchen, bloß um ſeinen Bekannten ſagen zu können: er ſey in die und die ganz erſtaunlich verliebt; er war immer elegant friſirt, ärgerte ſich aber bey jeder Gelegenheit gern, und ſchlug ſich mit der Hand vor den Kopf, weil er ſich einbildete, ein kleines Herabhängen der Haare in die Stirn kleide ihn vorzüglich gut. Wenn man mit ihm ſprach: ſo antwortete er bey hellem Wetter zuweilen durch einen Triller, bey trübem durch Pfeifen, bloß um ſeine Originalität auszudrücken. Die jetzige Reiſe machte er eigentlich nur, um nachher ſagen zu können, er habe ſie gemacht, denn in dieſer Abſicht beging er die meiſten ſeiner Narrheiten. Dieſer Menſch war ein Gift, aber zugleich ein Gegengift, wenn man lange mit Beſenberg zuſammen geweſen war; denn in ſolchen Stunden erſchien dieſer queckſilberne Narr gegen jenen ſauertöpfiſchen, verſeſſenen, dummlakoniſchen Narren liebenswürdig, aber wenn man eine Zeitlang mit ihm geſprochen hatte, ward er ſo fade und abgeſchmackt, daß man

mir

mit Emſigkeit die Geſellſchaft des eingepuderten Advokaten wiederſuchte.

Natürlich war ſchon, als man die Stadt noch nicht aus dem Geſichte verloren hatte, Roſenfeld in Louiſen verliebt, er ſang einige Arietten, die er ihr mit den Augen widmete, und gleichſam überreichte, er maß ihren Liebhaber mit verächtlichen Blicken, und trank bey der erſten Gelegenheit Brüderſchaft mit ihm, um ſich in ſeiner Geſellſchaft noch weniger geniren zu dürfen. Das Wetter war ſchön, die Gegenden, denen man vorbeyfuhr, reitzend, alle Seelen waren daher heiter geſtimmt, und man nahm ſeine luſtige ſeltſame Galanterie mit Beyfall auf. Für feinere Seelen iſt dies ein Wink, nicht zu närriſch zu werden, ſie fallen dann ihrem wilden Humor in den Zügel, aber Roſenfeld ſtieß ihm, dadurch aufgemuntert, beide Sporen in die Seiten, und galloppirte unbeſonnen weiter, ohne vor oder hinter ſich zu blikken. Louiſe war zum erſtenmahle wieder in einer humoriſtiſchen Stimmung, ſie ward daher von der Narrheit ihres neuen Liebhabers unterhalten, es machte ihr Freude, ihn mit dem richterlichen Beſenberg zu vergleichen, und zu bemerken, wie ſich beide von Herzen verachteten.

Man ſtieg zuweilen ans Land, um ſpatzieren zu gehen und zu eſſen, dieſe Gelegenheiten nutzte Roſenfeld neben Louiſen zu gehen, und ihr ſeine funkelnagelneue Leidenſchaft durch blühende Metaphern zu verſtehen zu geben, ſie antwortete immer in Scherz, in welchem man weder Ja noch Nein ſagt, ſondern ſich wie ein gejagtes Amphibium aus dem einen Gebiete in das andere rettet. Roſenfeld nahm die Sache immer ernſthafter, er glaubte am Ende ſelbſt, und ſchwur es ſich ſogar heimlich zu, er ſey diesmahl recht ernſthaft verliebt. — Im Schiffe ſpottete er denn wieder über den ſteifen ungelenken Bräutigam, der ihm lateiniſche Sticheleyen zurückgab, die in dieſer todten unverſtändlichen Sprache für Roſenfeld ihre Spitze verloren; man fing ſogar einigemahl an, etwas zu zanken, aber der Vater ſpielte immer den Friedensſtifter, und ließ es nicht zu den letzten Gährungen des Witzes von beiden Seiten kommen, und ſelbſt das ſchaukelnde Schiff neigte ſie oft muthwillig nahe zuſammen, als wenn ſie ſich umarmen wollten, doch Roſenfeld that es nicht, und Beſenberg hätte es nicht gelitten, um ſich Anzug und Perücke nicht verderben zu laſſen.

Damit aber meine Leſer nicht etwa gar eine Seekrankheit bekommen, will ich ſie ſchnell an's Land treten laſſen. Je gefälligere Schirrmeiſter in ſolchen Fällen die Autoren ſind, je mehr verſtehen ſie ihren Vortheil. — Alle ſpringen aus dem Schiffe, ſie richten ſich ein, Roſenfeld bleibt im Dorfe, und verſchiebt noch den Beſuch bey ſeinem Vetter, um Louiſen deſto näher zu ſeyn.

Jeder amüſirte ſich, ſo gut er konnte, Louiſe ging oft einſam ſpatzieren, oft ging ſie in das Dorf, und beſuchte Bäuerinnen, die ſie im vorigen Jahre hatte kennen lernen; Roſenfeld folgte ihr auf allen Schritten, er ſuchte ſie für ſich geneigt zu machen, und mahlte ihr daher in langen Beſchreibungen die ſchöne Natur aus, die ſie deutlicher und beſſer gemahlt dicht vor Augen hatte. Es gelang ihm endlich etwas, zwar nicht Louiſens Neigung zu gewinnen, aber doch ihr ihren Bräutigam noch unangenehmer zu machen, ſie ließ ihm dies merken, und Roſenfeld verſprach ihr, ſie von dieſem Ueberläſtigen zu befreyen.

Auf dieſe Art waren ohngefähr acht Tage verfloſſen, als Werner einen Tag für die Feierlichkeit der Verlobung beſtimmte, es ſollte dabey Niemand weiter zugegen ſeyn, als der junge Roſenfeld, und ein paar Bekannten aus der Nachbarſchaft.

Und dieſe Verlobung iſt nun die Scene, die ich zu dramatiſiren verſprochen habe. Die Leſer der Cramerſchen Romane mögen ſich an ihr ergötzen, nur muß ich im Voraus um Verzeihung bitten, daß man leider! hier keine wilden Ausrufungen, kein gräßliches Zuſammenſtürzen, keine von den wild tragiſchen Lazzi's finden wird, die in jenen Romanen die Phantaſie der Unmündigen und das Zwerchfell der Vernünftigen erſchüttern. Vielleicht, daß ich nächſtens eine eigene Geſchichte eines ſolchen tragiſchen Harlekin erzähle, bis dahin mag mir der Leſer meinen Mangel an ſtarken Gewürzen vergeben; ich habe die Schwachheit, daß ich die Sache gern mit hiſtoriſcher Treue erzählen will, ganz ihrer Natur nach, wie ſie vorfiel, damit mir auch die neuern Recenſenten nicht vorwerfen können, ich konfundire Hiſtorie und Poeſie, ſo, daß man ſich aus ſolchem Ragout gar nichts auszuſuchen wiſſe, und lieber das ganze Ragout nicht koſten möge, als in die ungeheure Gefahr gerathen, einen Pilz für gebratene Leber anzuſehen.

Vorher aber muß ich noch zwey Perſonen kurz beſchreiben, die in dieſem hiſtoriſch-vaterländiſchen Paſtoral-Schauſpiele Mitſpieler waren.

Herr Erich war ein Prediger des benachbarten Dorfes. Er trug ſich ganz ſchwarz, den Kragen und die Stiefelmanſchetten ausgenommen, er ſah immer ehrwürdig aus, und lachte daher auch nur ungern, damit ihm die Gravität nicht unvermerkt aus den Geſichtszügen entwiſche. Wenn man ihn nur anſah, wurde man ſchon erbaut; er ſprach ſo langſam und bedächtlich, daß man ſeiner Rede hundert Schritt vorauslaufen konnte, und überzeugt ſeyn, daß ſie ihren Fuß in dieſelben Fußſtapfen ſetzen würde. Er hatte vor keinem Menſchen Achtung, der nicht wenigſtens über dreyßig Jahr alt war, er ſprach überaus gern mit Dummen, weil dieſe ſich von ihm belehren ließen, und ihre etwannigen Widerſprüche nur dazu dienten, ihm Gelegenheit zu neuen Belehrungen zu geben; demüthiger Knecht nannte er ſich darum gern, damit das: „Wohlwürden", deſto beſſer abſtechen mögte: dabey glaubte der Mann aber ſtets, er ſey ein Mann nach dem Herzen Gottes, weil er wiſſentlich keine von den Todſünden begangen hatte, und kützelte ſich in den Abendſtunden oft damit, wie es nach ſeinem Tode in der Leichenrede immer heiſſen würde: „Der Wohlſeelige, in dem Herrn Entſchlafene". —

Der zweyte war ein ausgedörrter, hypochondriſcher Amtmann, der aus einem Anfall von Schwer

mut

muth ſich auf ſeine Renten geſetzt hatte, und dieſe andachtig und in der Furcht des Herrn verzehrte. Er war ein wenig ſparſam, und die Bauern, die überhaupt in den Diſtinctionen nicht ſehr Beſcheid wiſſen, nannten ihn geitzig. Als er noch Amtmann war, las er fleißig die Bibel; ſeine Lieblingsſtelle war: „Laſſet einen jeden Tag für das Seine ſorgen“: er verſtand darunter die Gefälle und Abgaben. Sein zweyter Spruch war: „Gebet den Armen, doch laſſet die Linke nicht wiſſen, „was die Rechte thut“; — da er aber ein wenig mißtrauiſch war, ſo mochte er wohl ſeine rechte Hand doch nicht für verſchwiegen genug halten, ſondern etwa argwöhnen, ſie könnte manches bey dem häufigen Händefalten der Linken wieder erzählen; er hielt es daher für das Geſcheidteſte, den Armen gar nichts zu geben. — Dabey war er in ſeinen Reden einſylbig, ſprach und ſang ungern, that, ſo viel es möglich war, alle Reden in Gedanken ab, und ward deswegen für ungemein klug gehalten, weil er gar nicht ſprach. Manche Schriftſteller ſollten ſich an dieſem Manne ein Beyſpiel nehmen.

Und nun geht der Vorhang auf: — —

Werner, Beſenberg und Louiſe ſaßen in ihrem Zimmer, als jemand klopfte, und Paſtor Erich hereintrat. —

Werner. Es freut mich ungemein, daß Sie mir haben die Ehre erzeigen wollen. Sie umarmen ſich. — Wie haben ſich Ihre Wohlwürden ſeitdem befunden? Wir haben uns lange nicht geſehn.

Erich. Wohl, Gott ſey Lob und Dank, wohl — Ja, es iſt eine geraume Zeit; ſie vergeht ſchnell. — Die Mammſel Tochter?

Louiſe. verneigt ſich.

Werner. Aufzuwarten.

Erich. Habe die Ehre von Herzen zu gratuliren.

Louiſe. verneigt ſich.

Werner. Danke gehorſamſt.

Erich. Sie thun jetzt einen wichtigen Schritt in Ihrem Leben, Gott wird Ihnen ſeinen Seegen zukommen laſſen.

Louiſe. verneigt ſich.

Werner. Ich hoffe, das wird er, Herr Prediger. Der Amtmann trat herein.

Amtmann. Guten, guten Tag, werthgeſchätzter Herr **Werner.** — Wie befunden?

Werner. Wohl, wohl, freue mich unendlich — Umarmungen.

Amtmann. Gratulire gehorſamſt. — Hab' auch ein neues Pferd gekauft.

Werner. Danke unterthänigſt. —

Amtmann. Der Herr Bräut'gam?

Beſenberg. Habe die Ehre.

Amtmann. Gratulire.

Beſenberg. Viel Gnade, Freude für mich, und ſage gehorſamſten Dank.

Erich. Sie ſind geſonnen, ſich heut chriſtlich in dem Herrn mit ſammen zu verloben?

Werner. Wenn es dem Himmel gefällt; ſo iſt es unſer allerſeitiger Wille. — Belieben Sie doch gütigſt Platz zu nehmen; belieben Sie zu koſten. — Er ſchenkt ein, man trinkt.

Amtmann. Gut Glas Wein.

Beſenberg. Ungemein excellent und delikat! —

Roſenfeld tritt herein, und macht von allen Seiten Verbeugungen, die beiden Fremden ſehen ſein Luftſpringerweſen mit großen Augen an.

Roſenfeld. Ich habe die Ehre meinen herzlichſten Glückwunſch abzuſtatten, daß die ewig lächelnde Fortuna ſtets in ihrem Hauſe wohnen möge.

Verbeugungen; er ſetzt ſich und fixirt beſtändig **Louiſen**, lachelt, und man ſieht, daß er ſich auf ſeinen Verſtand etwas zu Gute thut. Er hatte nämlich einen Univerſitätsfreund von ſich in der Nähe aufgetrieben, einen Menſchen, der von Jugend auf in Privatkomödien die erſte Rolle geſpielt hatte. Mit dieſem und einem Kammermädchen hatte er einen Plan abgeredet, um die Verlobung auf jeden Fall zu hintertreiben. **Wachtel**, ſo hieß ſein Freund, ſetzte den Genuß ſeines Lebens darin, Bekannte und Unbekannte zum Beſten zu haben, er lief ſehr oft verkleidet umher, fand ſich in jede Rolle gleich ganz gut, die er ſpielen wollte, und war ſelbſt ſeinen beſten Freunden zuweilen unkenntkenntlich. Auf die Geſchicklichkeit dieſes Menſchen verließ ſich **Roſenfeld**, er erwartete ihn in kurzer Zeit, und ſuchte daher die Geſellſchaft vorzubereiten.

Roſenfeld. Ich trinke auf Ihr Wohlſeyn, Herr Bräutigam, und auf die lange Dauer dieſer Freude.

Beſenberg. Gratias! — Sie wird dauern unaufhörlich, bis ſpät im Alter, werthgeſchätzter Herr Roſenfeld.

Roſenfeld. Dafür können Sie aber nicht gut ſagen, mein Herr, ich habe ſchon manchmal erlebt, daß dies Glück nur bis drey Tage nach der Hochzeit währte.

Beſenberg. Dieſes kann nur bey Menſchen der Fall geweſen ſeyn, die ſich nicht ſo zärtlich liebten.

Erich. Bey den Gottloſen.

Amtmann. Richtig. — Indem er gar nicht auf das Geſpräch hörte, ſondern eifrig aß und trank, und ſogar mit dem Auge im Glaſe verweilte.

Roſenfeld. Es entſteht aber zuweilen ein gar plötzliches Unglück. Ich habe Fälle erlebt, die außerordentlich ſeltſam waren, und herrlichen Stoff zu Komödien liefern würden. Und ſo können Sie auch nicht dafür ſtehn. — —

Beſenberg. Ich glaube aber dafür ſtehn zu können, ich! Ich bin noch bis jetzt gottlob in keiner Komödie erſchienen.

Roſenfeld. Was nicht iſt, kann noch werden, Gott führt ſeine Heiligen oft wunderlich.

Werner. Nein, auch ich will Bürge dafür ſeyn.

Roſenfeld. Ich will auch eben nicht länger zweifeln; — Aber Sie werden ſich doch in der Kirche aufbieten laſſen?

Beſenberg. Ohne Zweifel.

Erich. Unſre Religion bringt es ſo mit ſich.

Roſenfeld. Sie fürchten doch keinen Einſpruch?

Beſenberg. Wo ſollte denn der Einſpruch herkommen?

Roſenfeld. Man kann manchmal nicht wiſſen, Sie ſind jung, haben ein empfindſames Herz, — wenn dies nicht mehr frey wäre. —

Beſenberg. Hypotheſen!

Werner. Ich kenne meinen Schwiegerſohn.

Roſenfeld. Sie ſind ſo zuverſichtlich?

Beſenberg. Das kann ich ſeyn.

Roſenfeld. Beſinnen Sie ſich, ich bin Ihr aufrichtiger Freund, und ich möchte nicht gern —

Beſenberg. O, laſſen wir die Späße.

Roſenfeld. heimlich zu ihm. Aber um Gottes willen, geben Sie doch klein bey, ich weiß ja alles.

Beſenberg. Nun, was wiſſen Sie denn?

Werner. Was haben Sie denn für Heimlichkeiten, Herr Sohn?

Beſenberg. O, nichts; ich werde nur ein wenig geſoppt, es beliebt dem Herrn von Roſenfeld, einen gnädigen Scherz mit mir vorzunehmen.

Roſenfeld. O nicht im mindeſten, ich bin heut weit ernſthafter, als gewöhnlich.

Beſenberg. O man kennt ſie ſchon.

Roſenfeld mit verbiſſenem Zorne. Man kennt mich? — Nein, mein Herr, aber nun ſoll man mich und auch Sie kennen lernen. Ich hätte gern geſchwiegen, wenn es wäre möglich geweſen, aber da Sie mich nun ſelbſt auffordern —

Werner. Wie? Was iſt denn? Ums Himmels willen!

Erich. Unfriede? — Mit nichten müſſe ſich der in ſo angenehme Geſellſchaft einſchleichen.

Der Amtmann bedeckte ſein Glas mit der linken Hand, um nicht geſtört zu werden, da er eben im Begriff war, Biscuit einzutauchen.

Roſenfeld. Der Herr da fordert mich nun durch ſeine Beleidigungen auf, alles zu ſagen. — Es mag alſo ſeyn, — und kurz und gut, ich ſage Ih-

Ihnen, es kann und wird allerdings Einſpruch geſchehen.

Einſpruch? riefen alle mit einer Stimme.

Ja, meine Herren, fuhr Roſenfeld ſehr ernſthaft fort, dieſer Menſch da hat ein armes Mädchen verlaſſen, und unglücklich gemacht. —

Ich ein Mädchen unglücklich gemacht? Hat man je dergleichen gehört! rief Beſenberg mit dem größten Erſtaunen aus.

Roſenfeld. Er hat ihre Liebe gemißbraucht, und ſie dann auf die ſchändlichſte Weiſe verrathen. Die Pflicht und die chriſtliche Liebe fordern mich auf, zu ſprechen.

Werner. Nun, ſo ſprechen Sie, mein Herr, ſprechen Sie!

Beſenberg. Ich falle aus den Wolken — ich bin verſteinert, — boshafte Lügen. —

Roſenfeld. Lügen? — Nun, ſo will ich Ihnen denn Jemand hereinführen; und ich will doch ſehen, ob Sie den auch werden Lügen ſtrafen.

Er ging.

Die ganze Geſellſchaft war hoch verwundert. Beſenberg proteſtirte in abgebrochenen Worten unaufhörlich gegen dieſe Beſchuldigung. — Roſenfeld kam mit dem Kammermädchen zurück.

Roſenfeld. Hier ſteht nun die Unglückliche vor Ihnen, meine Herren. — Sehn Sie nur, wie der Böſewicht in Ihrer Gegenwart roth wird. —

Beſenberg. Ich roth?

Roſenfeld. Kennen Sie nicht dieſe Perſon?

Beſenberg. Woher ſollt' ich Sie denn kennen? —

Was, Chriſtoph, fuhr das Mädchen auf, du willſt mich nicht kennen? — Ach, wie viel Gottloſigkeit hat der Menſch hinter ſeinen Ohren! — Er kann ſich ſo ehrlich und dumm anſtellen. — Die Schlange unter Blumen.

Beſenberg. Die Sache wird ernſthaft, meine Herrn! — entweder ich bin verrückt, oder ich habe dieſes Mädchen nie mit Augen geſehn? —

Boshaft biſt du, rief **Charlotte** wüthend auf. — Nicht mit Augen geſehn? — Ach mir gehn die Augen und der Verſtand über ſolche Niederträchtigkeiten über! — Nicht mit Augen geſehn? — Hab' ich nicht neben dir auf der Univerſität in der kleinen Gaſſe gewohnt? — Haſt du mich nicht immer in deinem blauen abgetragenen Mantel beſucht? — Haſt du nicht —

Beſenberg. Das Weibsbild iſt offenbar im Kopfe verrückt.

Charlotte. Ja, aus Liebe zu dir, du Undankbarer! — Ach, was ſoll ich nun anfangen, da er ſo verſtockt iſt, und mich gar nicht einmal kennen will? — Ach, ich bin ein unglückliches Mädchen auf Zeitlebens!

Beſenberg. Der kürzeſte Weg wäre, hier eine gerichtliche Unterſuchung anzuſtellen.

Charlotte. Ja, ja, thu es nur, damit deine Schande und deine Niederträchtigkeit recht offenbar werden, damit es die ganze Welt erfährt, wie hinterliſtig du mich betrogen haſt.

Werner. Ich weiß beym Himmel nicht, was ich denken ſoll.

Beſenberg. Daß das ohne Zweifel ein Streich vom Herrn von Roſenfeld iſt.

Roſenfeld. Von mir, nun ſo wolt' ich — —

Erich. Sapienti ſat! — Man ſollte die erhitzten Gemüther wieder ein wenig beruhigen, ehe der Diskurs fortgeſetzt wird.

Amtmann. Jeder ſollte ſich beſinnen, ein Glas Wein trinken, und dann mit Bedacht weiter reden.

Werner. Hier iſt nichts zu beſinnen; mir fängt an der Kopf umherzugehn? — Sollte ich mich ſo geirrt haben? Sollten alle meine Plane ſo in Einem Augenblicke zerfallen?

Beſenberg. Ich betheure öffentlich und laut meine Unſchuld, ich ſchwöre, daß mir dieſe Creatur unbekannt iſt, ich erkenne ſie nicht und werde ſie nie erkennen!

Charlotte. Creatur? — Creatur? — O, das ſoll einem nicht durch die Seele gehn, das ſoll nicht kränken! — Man könnte verrückt drüber werden. — Aber ſchon gut, ſchon gut, ich habe meinen Vater herbeſtellt, wir wollen doch ſehn, ob Sie dem auch ſo dreiſt ins Geſicht leugnen werden.

Beſenberg. Das werd' ich, das werd' ich ganz ohne Zweifel.

Werner. Leugnen iſt noch kein Beweiſen, und auf die Beweiſe kömmt es hier einzig und allein an. Wie geſagt, ich weiß gar nicht mehr, was ich denken ſoll?

Beſenberg. Sie fangen an zu zweifeln, werthgeſchätzter Herr Schwiegervater?

Werner. Den Nahmen, Herr Sohn, verbitt' ich mir, bis die Geſchichte da ausgemacht iſt. Das ſcheint mir jetzt noch im weiten Felde zu liegen.

Beſenberg. Ich ſchwöre. —

Charlotte. Hören ſie nicht darauf, er ſchwört falſch, er hat mir auch geſchworen, und ſeinen Schwur doch gebrochen. — Kommen Sie nur herein lieber Vater und räumen Sie hier etwas auf.

Jetzt trat ein langer alter Mann von ehrwürdigem Anſehn in das Zimmer, es war Niemand anders als der verkleidete **Wachtel**. Er trug ein Kind in den Armen, das ohngefähr ein Jahr alt zu ſeyn ſchien.

Wachtel. Ich bitt' um Verzeihung, daß ich ſo dreiſt bin. Ich bin der Vater dieſes unglücklichen Mädchens und der Großvater dieſer armen verlaſſenen Waiſe hier. Der gottloſe Menſch da hat mir einen Enkel gegeben, und will nun ſein Blut nicht anerkennen.

Beſenberg. Enkel!! —

Allen verſagte das Wort im Munde, ſogar der Amtmann blickte auf und betrachtete aufmerkſam das Kind.

Roſenfeld. Gar kein Zweifel, denn ſehn Sie nur, iſt ihm das Kind nicht wie aus den Augen geſchnitten? —

Beſenberg. Ueber dieſe Frechheit will mir faſt der Verſtand ſtille ſtehn.

Wachtel. Glaube nicht, daß du mit deiner Bosheit glücklich deinen Endzweck erreichen wirſt. — Und ſollte ſich Niemand anders weiter finden, ſo bin ich feſt geſonnen, dir den Hals umzudrehen. Ich halte es für die Pflicht eines Vaters.

Beſenberg griff erſchrocken nach ſeiner Halsbinde, das Zimmer ward ihm zu eng und kam ihm wie eine Mördergrube vor, er ſchien ſich ein Wild zu ſeyn, das man von allen Seiten jagte, und deſſen Fell und Fleiſch man ſchon unter die Anweſenden vertheilt hatte.

Werner. Ihre Miene wird immer verwirrter, Sie wiſſen nichts Vernünftiges zu antworten, das böſe Gewiſſen ſieht ihnen aus den Augen heraus.

Amtmann. Er iſt quasi vogelfrey.

Beſenberg. Vogelfrey? — Vogelfrey? — Wiſſen Sie denn, was der Ausdruck bedeutet, mein Herr?

Wachtel. Daß du der größte Schurke auf Gottes weitem Erdboden biſt. — Ach, meine Herrn! ein alter Vater fühlt ſich zu ſehr gekränkt, als daß er ſeinen Zorn genug in Schranken halten könnte, die ſtarken Gefühle der Natur vergeſſen die Höflichkeit, — und Thränen machen mir die Zunge ſchwer.

Erich. Armer Alter! Da habt Ihr ein Glas Wein! Erholt Euch wieder.

Wachtel. Danke, danke, wohlwürdiger Herr. — Ach, Herr, er iſt ja um nichts beſſer, faſt um nichts reicher, als ich bin, wir ſind ja alle nur Menſchen, warum will er meine Tochter denn nicht zur Frau nehmen? — Aber nein, es iſt wahr, er iſt kein Menſch, er iſt ein Ungeheuer von der größten Secte!

Charlotte. Ach ſchimpft nicht ſo Vater, ich liebe ihn doch immer noch. —

Roſenfeld. Nun Herr **Beſenberg**, faſſen Sie einen kurzen Entſchluß! Sind Sie der jämmerlichen Rolle noch nicht bald überdrüßig, die Sie ſpielen? Erklären Sie ſich, wollen Sie das Mädchen heirathen? Hier iſt ein Herr Geiſtlicher, der ſogleich die Mühe über ſich nehmen wird, Sie beide zu kopuliren.

Erich. Um Unrecht wieder Recht zu machen, mit Freuden.

Werner. Meine Tochter bekömmt er nun ſo in alle Ewigkeit nicht.

Dies gieng dem armen Advokaten denn doch zu weit, er ſprang auf und ſtieß den Prieſter heftig von der Seite, der ihm die Hand freundlich zur Friedensſtiftung entgegen ſtreckte. Der Amtmann rückte ſchnell hinter den Tiſch, und **Roſenfeld** folgte ihm mit einer Capriole. Wüthend nahte ſich **Beſenberg** **Wachteln** und dem Kinde.

Das ſchändliche Balg! rief er aus, und hob tükkiſch die Hand auf, um dem Kinde einen derben Schlag zu geben, als Louiſe plötzlich weinend hervorſtürzte, und mit dem Ausruf: mein Eduard! den Kleinen in ihre Arme ſchloß, und mit Thränen und Küſſen bedeckte.

Ein neues Erſtaunen machte alle Geſichter ſtarr, alle waren wie in einem bezauberten Feenſchloſſe, Niemand traute mehr ſeinen Sinnen. — Nur Werner ſchien nun plötzlich den Zuſammenhang der ganzen Geſchichte zu errathen, er war vor Zorn nicht Herr ſeiner ſelbſt, er eilte ſchäumend auf Louiſen zu, die erſchrocken zur Thür hinaus und zur Treppe hinuntereilte.

Die verkleideten Perſonen vergaßen ihre Rolle und ſprachen in ihrer natürlichen Sprache, ſie fanden ganz andere Scenen vor, als ſie einſtudirt hatten, und waren wie betäubt, man hielt es gar nicht mehr der Mühe werth, die vorige Geſchichte in Erwähnung zu bringen, ſondern man dachte nur an die plötzliche Wendung, die ſie genommen hatte; nur Beſenberg ſaß jetzt kühn und trotzig im Gefühl ſeiner Unſchuld da.

Athemlos, bleich, mit verworrenem Auge kam Louiſe zurück, — und wer an ihrem Arme? — Eduard Schmidt, der todtgeglaubte. Eine wunderbare Begebenheit drängte die andere, dem alten Werner tanzte das Zimmer und alle Meublen vor den Augen umher, man erkannte ſich, man ſuchte Worte und fand vor Erſtaunen keine, man fragte und wartete auf keine Antwort, wie eine Geſellſchaft von Betrunkenen ſprach alles durch einander, Nachſätze voran, und die Vorderſätze hinkten hinter her. — Als der Sturm der Verwunderung und Verwirrung ſich etwas gelegt hatte, klärte ſich alles auf, Eduard hatte ſich damals im Schiffbruche gerettet, ſein Onkel war geſtorben und er hatte deſſen Vermögen geerbt, hatte aber wegen tauſenderley Hinderniſſe nicht ſchreiben können, die Briefe in der Stadt waren liegen geblieben, und er hatte ſich nun ſelbſt auf den Weg nach dem Gute gemacht, ſeine Louiſe wieder zu ſehn, er drückte ſie und ſeinen Sohn zärtlich in ſeine Arme, die Verlobung war noch an demſelben Tage gefeyert.

Beſenberg und Roſenfeld waren beide gleich verdrüßlich, erſterer, weil ihm die Braut nun gänzlich mit dem Vermögen des Alten genommen war, und Roſenfeld darüber, daß er nun alle ſeine Maſchinen vergebens hatte ſpielen laſſen.

Man ſühnte ſich von allen Seiten wieder aus, und in wenigen Wochen feyerten Louiſe und Eduard ihre Hochzeit. —

XIX.

Wenn ſich Jemand die Mühe gibt, irgend eine Geſchichte ernſthaft zu erzählen, ſo iſt es die Pflicht der Zuhörer aufmerkſam zu ſeyn, und wenigſtens nach dem Schein ſeinen Erzählungen Glauben beyzumeſſen. Aber bey jeder Geſchichte, die ſich nur etwas über das Alltägliche erhebt, auszurufen: credat Judaeus apella! mit der Zweifelſucht den Verfaſſer queer über den Weg zu laufen, iſt äußerſt unartig; wenn der Leſer alles beſſer weiß, ſo ſollte er, meines Bedünkens nach, gar nicht mehr leſen. Ich flehe daher die Gutherzigkeit aller an, die dieſe Erzählung aufſchlagen, mir doch ja auf mein Wort zu glauben, nicht die Belege aus Akten zu fordern, und einem Schriftſteller ſoviel Ehrgefühl zu zutrauen, daß er nicht eine ganze hochanſehnliche Verſammlung vorſätzlich mit Lügen wird hintergehen wollen. Ich hoffe, der Verfaſſer des **Genius** und der **Memoir's des Grafen von G...** hat nicht den Schriftſtellerglauben ſo ſehr durchlöchert, daß nicht noch mancher derbere Leſer in dem Netze ſollte ſtecken bleiben.

Sind Sie aber in einer ſehr ungläubigen Stimmung, ſo machen Sie Feuer im Kamin, ſetzen Sie ſich dicht umher, und löſchen Sie das Licht aus. Laſſen Sie die Feuerbrände ihr mattes auf und niederſchießendes Licht im Zimmer verbreiten, und dann nehmen Sie das Buch und fangen Sie an zu leſen: ich habe immer gefunden, daß ein Caminfeuer die Phantaſie erhebt, und den vorlauten Verſtand etwas zum Schweigen bringt, und damit in nachfolgender Erzählung ja nicht zuviel Verſtand hineingerathen möchte, ſchreibe ich ſie vorſorglicherweiſe ebenfalls beym Caminfeuer.

Es gab eine Zeit, da ſich viele von den beliebteſten Hiſtorien anfingen: „Es war einmal ein Mann“ u. ſ. w. Es ſollte mir nicht viel Mühe und Scharfſinn koſten um zu beweiſen, daß dies die wahre Art ſey, eine Erzählung anzufangen, ich will aus dieſem Anfange gewiß eben ſo viel herausbringen, als manche Commentatoren aus den erſten

Verſen des Homer demonſtrirt haben. Die Aufmerkſamkeit wird ſogleich unmittelbar auf den Hauptgegenſtand gelenkt, mit deſſen Lage und Beſchaffenheit man ſogleich bekannt gemacht wird. Zu dieſem Mittelpunkte drängen ſich dann alle Theile der Geſchichte, und man ſteht unvermerkt mitten in der Verwickelung. — Alſo:

Es war einmal ein Mann, der war jung, ſchön und reich. Er liebte ein Mädchen und ward von ihr wieder geliebt. Seine Ausſicht in die Zukunft war die heiterſte.

Seine Liebe war nicht die Wirkung einer plötzlichen Laune, die immer eben ſo ſchnell verblüht, als ſie entſteht, ſondern ein vertrauter freundſchaftlicher Umgang hatte ſeit Jahren dieſe Liebe gegründet. Friedrich Löwenſtein und Amalie Willmann waren im Blüthenalter des Lebens, ſie empfanden das reine Glück einer unſchuldigen ungeſtörten Liebe, ſie überließen ſich ruhig der wechſelnden Zeit, die für ſie nur ein breiter glänzender Strom des Vergnügens war. Beider Eltern hatten von Jugend auf ihre Liebe begünſtigt, man ſetzte ſchon den Tag zur Verlobung feſt, als das Ziel ihrer Wünſche noch weiter zurück gerückt ward.

Löwenſtein mußte abreiſen, um in einer entlegenen Gegend eine Erbſchaft zu heben, deren Ueberlieferung man ſich dort widerſetzte. Er nahm von Amalien zärtlichen Abſchied, beide tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß ſie ſich ſehr bald wiederſehen würden. Löwenſtein reiſte ab.

In ſeinem erſten Briefe meldete er ſogleich, daß die Schwierigkeiten größer wären, als er ſie ſich vorgeſtellt habe, daß ihm ein Prozeß drohe, bey welchem er gegenwärtig ſeyn müſſe, und daß er leider nur durch Briefe zu ſeiner Geliebten ſprechen könne. Amalie war betrübt, und tröſtete ſich nur durch die häufigen Briefe, die ſie ſchrieb und empfing.

Der junge Lindner kam jetzt von ſeinen Reiſen zurück, ein Menſch, mit dem Amalie ſchon in der Jugend bekannt geweſen war. Seine Familie war eine von den angeſehenſten in der Provinzialſtadt, in welcher Amalie wohnte, man beſuchte ſich gegenſeitig, und Lindner zeichnete ſehr bald Amalien von allen übrigen Freundinnen aus. Er war ein ſchöner Mann, der ſich völlig auf der Reiſe gebildet hatte, er erzählte mit vielem Intereſſe von den Gegenſtänden, die er geſehen, und von den kleinen Abentheuern, die er beſtanden hatte. Da er ſehr lebhaft und geiſtreich war, verſtand er die Kunſt, auch das Unintereſſanteſte anziehend zu machen. Aber Amalie ſuchte ſehr bald ſeine Geſellſchaft zu vermeiden, denn ſeine Auszeichnung ſezte ſie in Verlegenheit, und der feurige

Blick, der zuweilen ihrem Auge begegnete, machte ſie erröthen.

Lindner bemerkte dieſes Zurückziehen, und um ſo eifriger drängte er ſich ihr auf, alle ſeine Bemühungen waren nur nach ihr gerichtet, ſein Witz ſtrebte nur nach ihrem belohnenden Lächeln. Er war in einem unaufhörlichen Zweykampf mit **Amaliens** Blicken begriffen, ihr Auge machte ihn verlegen, und doch that es ihm wohl, wenn es auf ihm ruhte.

So vergingen Tage und Wochen, und **Lindner** bemerkte endlich, daß er **Amalien** liebe, ein Gedanke, der ihn bis jetzt noch gar nicht eingefallen war, und der ihn außerordentlich niederſchlug, weil er wußte, daß ſie mit **Löwenſtein** ſo gut wie verſprochen ſey. Er zwang ſich ſeine Leidenſchaft zu unterdrücken, aber ſeine Vernunft war ſchwächer als ſeine Liebe, er verlor Schlaf und Munterkeit, und der blühende Jüngling ging bleich und abgezehrt wie ein Schwindſüchtiger umher. —

Er entdeckte ſich ſeinem Vater, der alles für ſeinen einzigen Sohn anzuwenden verſprach. Er ging auch wirklich und ſtellte die ganze Lage der Sachen den Eltern **Amaliens** in das hellſte Licht, er ſprach mit dem Mädchen ſelber, aber er kam ohne Troſt zu ſeinem Sohne zurück.

Dieſer überließ ſich nun gänzlich ſeiner Schwermuth; die heftige Liebe iſt zu eigenſinnig, um den Vorſtellungen und Bitten der Freunde und Verwandten Gehör zu geben. Er war jetzt immer allein, ſein liebſter Auffenthalt war der Kirchhof, wo er unaufhörlich vor dem Erbbegräbniß ſeiner Familie auf und niederging, und den Stamm einer Linde mit ſeinen Thränen benetzte, in welchen Amalie einſt auf einem ihrer Spatziergänge zum Scherz ihren Namen geſchnitten hatte. Es währte nicht lange, ſo zog ihm die zu große Spannung der Seele ein hitziges Fieber zu, an welchem er ſtarb.

Seine Eltern ſahen ihn ſchweigend und weinend in die Gruft ſetzen, in welcher ſie vor ihrem Sohne hatten ruhen wollen. Der Vorhang fiel laut vor der Bühne ihres Lebens und ihrer Hoffnungen nieder, ſie hatten jetzt in der Welt nichts weiter zu thun, als ihren Sohn zu beweinen und zu ſterben.

Amalie war über dieſen unglücklichen Vorfall äußerſt betrübt, ſie ſchrieb ihrem Geliebten alle Umſtände dieſer traurigen Begebenheit, der ihr dafür die erfreuliche Nachricht gab, daß er nun die frohe Ausſicht habe, in wenigen Wochen ſeine verdrießlichen Geſchäfte zu beendigen, und dann auf den Flügeln der Liebe zu ihr zurückzueilen.

Mit Sehnſucht erwartete Amalie die Ankunft Löwenſteins; dieſer eilte ſo ſehr es nur möglich war, um den höchſten Freuden des Lebens in die Arme zu fliegen.

Alles war geendigt, Löwenſtein raſſelte über die Chauſſeen nach ſeiner Heimath zurück, ſeine Liebe erſchien ihm bey ſeiner langen Abweſenheit in einem ganz neuen Gewande, er nahm ſich nicht die Mühe die Gegenſtände um ſich her anzublicken, denn Amaliens Bildniß füllte einzig ſeine Seele und ſeine Augen, ſo daß er ſie allenthalben wandeln ſahe, in jedem grünen Buſche, auf jedem Fußſteige, zwiſchen den Kornfeldern; in dem vor ihm fahrenden Wagen konnte Niemand anders als Amalie ſitzen, und er ließ dann ſo ſchnell fahren, als wenn ihm ſeine Geliebte entfliehen wollte, um in den fremden Wagen hinein zu ſehen und ſich betrogen zu finden. — Der fremde Boden eilte unter ihm hinweg, und er begrüßte freudig die Gränze ſeines Vaterlandes. Jedes Dorf und jeder Baum kam ihm hier ſchon ſo vertraut und freundſchaftlich vor, er verſenkte oft ſeinen Blick in den kühlen Schatten der Gebüſche, und ſprach wie im Traume nur von ihr, er redete ſie ſchon an und fragte, was ſie mache, und horchte dann auf das Geſäuſel der Baumwipfel über ſich, um ſich aus den unverſtändlichen Accenten eine ſüße Antwort herauszuſuchen.

Das freundlichſte Abendroth ſtand auf den Hügeln, als er nur noch ohngefähr eine Meile von ſeinem Wohnorte entfernt war, er bildete ſich ein, in der rothen Gluth ſchon die Spitzen der vaterſtädtiſchen Thürme zu entdecken, als durch einen Stoß das Rad von der gebrochenen Axe ablief, und der Wagen im Felde ſtehen bleiben mußte. Löwenſteins Unruhe war zu heftig, um die Ausbeſſerung des Wagens abzuwarten. Er übertrug dem Bedienten die Aufſicht über das Gepäck, und eilte fort um noch zu Fuße vor dem Einbruch der Nacht ſeine Vaterſtadt zu erreichen.

Der Weg führte durch einen dichten Eichenwald, der ſich bis nahe vor die Thore der Stadt erſtreckte. Man ging über kleine Hügel und durch anmuthige Thäler, oft ſchien ſich der Weg, der ſich plötzlich wandte, in das Dickicht des Waldes zu verlieren, und dann lag wieder eine friſche grüne Wieſe da, rings von hohen Waldbäumen umkränzt. Löwenſtein eilte, und überließ ſich ganz dem wunderbaren Spiele ſeiner Phantaſie. Er war als Knabe manchmal auf dieſen Fußſteigen gegangen, war nachher lange nicht in dieſe Gegend gekommen, und bemühte ſich nun die dunkeln und verworrenen Erinnerungen von einzelnen Plätzen feſtzuhalten, die ihm zuweilen wie ſchwarze Wolken vorüberfuhren. Ein Abendwind ging durch die raſſelnden Gebüſche hinter ihm her, graue Wolken flatterten um die Krone einzelner ſchlanker Fichten, ein räthſelhafter Wiederſchein des Abendrothes ſtand mitten im dunkeln Walde, und äugelte durch die grüne Finſterniß. Mit ſeinen Knabenjahren fielen ihm manche Ideen aus dieſem Alter ein, er erinnerte ſich lebhaft wie er manchmal beym einſamen Wiederhall ſeiner Fußtritte kalt und bleich geworden war, und er horchte jetzt unwillkürlich auch auf das Echo ſeines Ganges, das in den dicht gepflanzten Eichen wie ſein Genius in der Ferne wandelte; er fuhr zuſammen, und eilte noch ſchneller um dieſe Furcht von ſich abzuſchütteln.

In dieſen dämmernden Abendſtunden, von Wäldern und ſtummer Einſamkeit umgeben, erſcheint uns das gewühlvolle menſchliche Leben gewöhnlich trübſeelig und freudenleer, eine unbekannte Furcht vor unbekannten Gegenſtänden nimmt uns bey der Hand, und wie mit einem neu geſchaffenen Blicke ſehen wir in die Welt hinein, die alle ihre bunten Farben verloren hat, und in einer monotonen Trübheit daliegt. Löwenſteins Phantaſie war geſpannt, und es iſt nicht zu verwundern, wenn er jeden Athemzug des Windes aufmerkſamer behorchte, und zuweilen hinunter in die zitternde Dämmerung ſah, die hinter ihm lag.

Die Finſterniß hing noch dichtere Schleyer zwiſchen den Bäumen hindurch, als er wirklich einen deutlichen Fußtritt hinter ſich zu hören glaubte. Ungewiß ſtand er ſtill und wartete auf das Näherkommen. Ein blauer Mantel wogte und wühlte ſich aus den übereinanderliegenden Schatten hervor, ein Menſch näherte ſich ihm langſam, als wie in tiefen Gedanken verſunken. Mit einem kleinen Schauder grüßte Löwenſtein zuerſt, und eine freundliche Stimme dankte ihm, und bat ihn um ſeine Begleitung durch den dunkeln und einſamen Wald.

Es war ein junger Menſch, der auch nach der Stadt wollte, und Löwenſtein ſchüttelte plötzlich ſeine Furcht und alle ſeine drückenden Gefühle von ſich, und zog die Luft des Himmels mit großen freyen Zügen ein, die er eben erſt wie Kerkerdünſte durch die Zahne eingeathmet hatte. Das Geſpräch lenkte ſich bald auf die Stadt und ihre Bewohner, und der junge Unbekannte ſchien in den meiſten Familien ſehr zu Hauſe zu ſeyn. Löwenſtein unterhielt ſich mit manchen Anekdoten und unbedeutenden Stadtneuigkeiten, die ihm der Fremde mittheilte, ein lebhaftes Geſpräch machte, daß er die Länge des Weges und die Dunkelheit gar nicht bemerkte.

Ich bin dieſen Weg noch nicht oft gegangen, begann der Unbekannte, darum geh' ich in der Finſterniß gern in Geſellſchaft, um mich in den kreuzenden Fußſteigen nicht zu verirren, oder, wenn ich falſch gehe, wenigſtens nicht allein zu ſeyn, denn ich muß ihnen meine Schwachheit geſtehen, ich fürchte mich leicht in der Nacht.

Löwenſtein. Ich habe dieſe Kinderey heute auch zum erſtenmale an mir bemerkt. — Die Phantaſie ſpielt uns oft ſeltſame Streiche.

Der Fremde. Die Finſterniß erſcheint unſerm Geiſte als ein feindſeeliges Weſen, das die Umriſſe aller ſichtbaren Gegenſtände verwandelt, und verwirret, und uns ſo in eine fremde bis dahin unbegreifliche Welt verſetzt. Es ſchneidet dann eine Ahndung durch unſer Gemüth, wie wenn all' unſer Wiſſen, all' unſer Glück nur ein leeres taubes Chaos wäre, und dies macht uns betrübt und wirft unſern ſtolzen Geiſt zuſammen.

Löwenſtein. Wir vernehmen dann gleichſam in jedem vorübergehenden Laute eine Stimme, die uns aus unſerm kläglichen Schlafe zu wecken ſtrebt.

Der Fremde. Der Wald fängt ſchon vor uns an licht zu werden; wir ſind nicht mehr weit von der Stadt.

Löwenſtein. O Himmel! ſehn ſie, ſehn ſie dort — ich ſehe ſchon die zerſtreuten Lichter, die mir durch den Nebel entgegen blicken! Ich werde ſie wiederſehn!

Der Fremde. Sie ſind ſehr vergnügt.

Löwenſtein. Ach Freund, ich eile einem Mädchen in die Arme, das ich ſo innig, ſo einzig liebe, und deſſen Gegenliebe mich zum glücklichſten Menſchen macht.

Der Fremde. Bemerken Sie, wie das, was wir unſern Geiſt nennen, von den äußern Gegenſtänden abhängt. Jetzt, da wir im freyen Felde ſtehen, die Stadt mit ihren Lichtern wie ein Sternamphitheater vor uns ſehen, iſt alles das in ihrer Seele erloſchen, was Sie eben ſo ſchön und bedeutungsvoll ſagten.

Löwenſtein. Ach Freund, die Liebe ſtärkt unſer Auge, auch in der trübſten Verworrenheit ein reizendes, harmoniſches Ganze zu finden.

Der Fremde. Die Liebe? — Ach ja, in Ihren Jahren dachte ich gerade ſo.

Löwenſtein. Sie ſcheinen doch, ſoviel ich ſehen kann, nicht viel älter als ich zu ſeyn.

Der Fremde. Ich zweifle ſelbſten. — Aber glauben Sie mir, ein einziger Tag, eine einzige Stunde können den Jüngling in einen Greis verwandeln.

Löwenſtein. Sie ſind melancholiſch und ich beklage Sie. —

Der Fremde. Daß die Menſchen doch ſo gern damit zufrieden ſind, wenn ſie einem fremdartigen Weſen einen Nahmen geben; mit einem Worte iſt alles in Richtigkeit gebracht, und ſie glauben die Erſcheinung zu verſtehen, die ihnen unbegreiflich iſt. —

Löwenſtein. Sie ſind vielleicht in der Liebe unglücklich geweſen.

Der Fremde. Liebe iſt auch nur ein Nahme; ach! die Menſchen wiſſen nicht, was ſie wollen. — Warum lieben Sie und ſtreben nach Gegenliebe? Ich glaube die einzige Urſache, warum wir leben, iſt um zu ſterben.

Löwenſtein. Welch ein ſchrecklicher Gedanke! — Aber ſie denken ihn jetzt nur, das Morgenroth oder das künftige Jahr wird ihn aus ihrer Seele nehmen, und dann haben Sie doch immer Unrecht gehabt.

Der Fremde. Unrecht? und deswegen, weil kein Gedanke und keine Stimmung im Menſchen die letzte bleibt?

Löwenſtein. Ich bitte Sie, beſuchen Sie mich zuweilen, ich will es verſuchen, Sie heiterer zu machen. Er nannte ihm ſeinen Nahmen und ſeine Wohnung.

Der Fremde. Ich will Sie beſuchen; wenn Sie ſich nur nicht verheiratheten, Sie wären mir dann noch einmal ſo theuer!

Löwenſtein. Sind Sie ein Weiberfeind?

Der Fremde. Ich kann ſie nicht lieben. —

Löwenſtein. Ich wette man hat Ihnen Streiche geſpielt; aber Sie werden ſich gewiß mit dem Geſchlechte wieder verſöhnen.

Der Fremde. Ich zweifle.

Löwenſtein. Lernen Sie mein Mädchen kennen, und Sie werden es. — Ich bitte Sie hiermit zu meiner Hochzeit.

Der Fremde. Ich danke Ihnen, und ich werde ohnfehlbar kommen.

Der Unbekannte ſtand jetzt vor einem kleinen Gebäude ſtille. — Wir müſſen Abſchied nehmen, ſagte er, denn hier iſt meine Wohnung.

Löwenſtein. So klein und eng? — Iſt es Ihnen nicht unbequem? — Zwar die Ausſicht und das Leben im Freyen erſetzt das wieder.

Der Fremde. Der Menſch braucht wenig, und Raum am allerwenigſten, wenn er mit ſich ſelbſt zufrieden iſt. — Leben Sie wohl, an Ihrem Hochzeittage ſeh' ich Sie.

Löwenſtein reichte ihm die Hand, und aus dem Mantel reichte ihm der Fremdling die ſeinige. **Löwenſtein** drückte ſie warm und herzlich, und ſchrie auf als er ein kaltes dürres Todtenbein fühlte. — Der Unbekannte verſchwand hinter eine Thür.

Mit Grauſen und Angſt kämpfend ſtand **Löwenſtein** lange, hinter ihm ſtand eine große Linde, ein Alter ging vorbey, den er zitternd fragte, wem die kleine Wohnung gehöre.

Der

Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ſagte ihm, daß es das Lindnerſche Erbbegräbniß ſey.

Schneidend kamen alle Erinnerungen zu Löwenſtein zurück, er kannte jetzt den Kirchhof recht gut, der vor dem Thore lag, mit zitterndem Füßen wankte er in die Stadt.

Sie begrüßte ihn nicht ſo herzlich und patriarchaliſch, als er erwartet hatte, alle Häuſer kamen ihm vor wie große ſteinerne Särge; mit einem kalten Entſetzen ging er durch die Straßen, wie er es als Knabe empfunden hatte, wenn er die Geſchichte jener Stadt las, deren Einwohner in Steine verwandelt wurden.

Amalie und ihre Eltern kannten den Bleichen, vor Froſt Zitternden nicht wieder, ſeine Phantaſie war zu ſehr zerrüttet, er erzählte ihnen den ganzen Vorfall. Amalie ward ſtill und trübſinnig, alle Freuden des Wiederſehens blieben aus. Der Vater gab ſich Mühe, die ganze Sache philoſophiſch zu erklären; Löwenſtein habe die Geſchichte Lindners im Sinne gehabt, ſey plötzlich auf den Kirchhof gerathen, und ſeine Phantaſie habe ihm alle Begebenheiten untergeſchoben.

Löwenſtein war einige Tage bettlägrig, er erinnerte ſich jetzt, was der ſchreckliche Unbekannte über die Freuden des Lebens geſagt hatte, und fand alles ſo wahr und paſſend. — Beſuche, alle Arten von Zerſtreuungen ſtellten ihn nach und nach wieder her; er dachte nur an die Erſcheinung wenn er allein war; ſo nahte ſich der Tag, der zur Hochzeit beſtimmt war, der Prieſter legte ihre Hände in einander, und beyde waren unausſprechlich glücklich.

In der Geſellſchaft der Fröhlichen wird auch der Trübſinnige heiter, aber der Glückliche findet ſich ſeelig. **Löwenſtein** war auf dem höchſten Gipfel ſeiner Wonne, Muſik und Wein begeiſterten ihn ſo ſehr, daß er beynahe in eine frohe Laune verfiel, die an den Wahnſinn gränzte. Ein Bedienter rief ihn heraus, weil ihn vor der Thür jemand ſprechen wollte. — Ein Gepolter — Geſchrey — **Löwenſtein** wird blutend in den Saal gebracht, vom Wein betäubt war er die Treppe hinuntergeſtürzt, der Arzt, der geholt ward, ſprach ihm das Leben ab. — Er ſagte während der Todeszuckungen mit ſchwacher Stimme, daß **Lindner** auf der Mitte der Treppe geſtanden, und ihm mit derſelben Todtenhand hinuntergewinkt habe.

Amalie ſtieß einen lauten Schrey aus als er ſtarb, ſie ſprach wahnſinnig und zeigte den Gäſten den geſtorbenen **Lindner**, der an der Saalthüre ſtehe, und ſie ſtarr betrachte. —

Sie ſtarb nach einigen Wochen in den heftigſten Ausbrüchen des Wahnwitzes.

XX.

In der Nähe von Bagdad lebten Omar und Machmud, die Söhne einer armen Familie. Als der Vater ſtarb, erbten ſie nur ein kleines Vermögen, und jeder von ihnen beſchloß den Verſuch zu machen, zu welcher Höhe er damit ſein Glück bringen könne. Omar zog fort, um eine kleine Reiſe zu machen, und den Ort aufzuſuchen, wo er ſich niederlaſſen wolle. Machmud begab ſich nach Bagdad, wo er einen kleinen Handel anfing, der in kurzer Zeit ſein Vermögen um ein Anſehnliches vermehrte. Er lebte ſehr ſparſam und eingezogen, und ſammelte ſorgfältig jede Zechine zu ſeinem Kapitale, um mit dieſem wieder etwas Neues zu unternehmen. Auf dieſe Art bekam er bey mehreren reicheren Kaufleuten Kredit, die ihm zuweilen einen Theil der Schifffracht abtraten und gemeinſchaftliche Spekulationen mit ihm verſuchten. Durch wiederholtes Glück ward Machmud dreiſter, er wagte größere Summen, und ſie trugen ihm jedesmal reichliche Zinſen. Nach und nach ward er bekannter, ſeine Geſchäfte wurden immer größer, er hatte bey vielen Leuten Summen ausſtehen, ſo wie er von vielen andern Gelder in den Händen hatte, und das Glück ſchien ihm beſtändig zu lächeln. Omar war im Gegentheil unglücklich geweſen, keiner von ſeinen vielen Verſuchen war ihm gelungen; er kam jetzt ganz arm, faſt ohne Kleider, nach Bagdad, hörte von ſeinem Bruder und ging zu ihm, um bey ihm Hülfe zu ſuchen. Machmud freute ſich, ſeinen Bruder wieder zu ſehn, beklagte aber ſeine Armuth. Da er ſehr gutmüthig und weich war, gab er ihm ſogleich eine Summe aus ſeiner Handlung, und richtete ihm davon ebenfalls einen Laden ein. Omar fing an mit Seidenwaaren und Kleidern für Frauenzimmer zu handeln, und das Schickſal ſchien ihm in Bagdad günſtiger, ſein Bruder hatte ihm die Summe Geldes geſchenkt, und er hatte es daher nicht nöthig, ſich wegen der Wiederbezahlung zu ängſtigen. Er war in allen Unternehmungen unbeſonnener als ſein Bruder, und eben deswegen glücklicher; er war bald mit einigen Kaufleuten bekannt, die bis dahin mit Machmud ihre Geſchäfte gemacht hatten, und es gelang ihm, ſie zu ſeinen Freunden zu machen: dadurch verlor ſein Bruder manchen Vortheil, der jetzt auf ſeine Seite fiel. Machmud hatte ſich jetzt eine Gattin gewählt, die ihn zu manchem Aufwande nöthigte, den er bis dahin nicht gemacht hatte; er mußte von ſeinen Bekannten Summen aufnehmen, um Schulden zu bezahlen. Andre Gelder, die er erwartet hatte, blieben aus, Summen wurden von ihm zurückgefordert, ſein Kredit ſank, und er war der Verzweiflung nahe, als er die Nachricht erhielt, daß eins von ſeinen Schiffen untergegangen ſey, ohne daß man das mindeſte habe retten können: jetzt meldete ſich ein Gläubiger, der dringend die Bezahlung ſeiner Schuld verlangte. Machmud ſah ein, daß an dieſer Zahlung ſein ganzes noch übriges Glück hänge, er beſchloß alſo in dieſer äußerſten Noth ſeine Zuflucht zu ſeinem Bruder zu nehmen. Er eilte zu ihm, und fand ihn ſehr verdrüßlich, weil er gerade einen kleinen Verluſt erlitten hatte. — Bruder, begann Machmud, ich komme in der äußerſten Verlegenheit mit einer Bitte zu dir.

Omar. Sie betrifft?

Machmud. Mein Schiff iſt geſcheitert, alle Gläubiger drängen mich und wollen von keinem Aufſchube wiſſen, mein ganzes Glück hängt von dieſem Tage ab, leihe mir nur auf kurze Zeit zweytauſend Zechinen.

Omar. Zweytauſend Zechinen? — Du verſprichſt dich doch nicht, Bruder?

Machmud. Nein, Omar, ich kenne die Summe recht gut, die ich fordre, und nur grade ſo viel, nicht eine Zechine weniger, kann mich von der ſchimpflichſten Armuth retten.

Omar. Zweytauſend Zechinen?

Machmud. Gieb ſie mir, Bruder, ich will alles anwenden, ſie dir in kurzem wieder zu geben.

Omar. Wer ſie hätte! — mir ſind Schulden ausgeblieben, — ich weiß ſelbſt nicht, was ich anfangen ſoll, — man hat mich noch heut erſt um hundert Zechinen betrogen.

Machmud. Dein Kredit wird mir dieſe Summe leicht verſchaffen können.

Omar. Aber niemand will jetzt Geld ausleihen, Mißtraun von allen Seiten: nicht ich, das weiß der Himmel! — aber es würde jedermann vermuthen, daß ich das Geld für dich verlange, und du weißt ſelbſt am beſten, an wie ſchwachen Fäden oft das Zutrauen hängt, das man zu einem Kaufmanne hat.

Machmud. Lieber Omar, ich muß dir geſtehen, ich hatte dieſe Bedenklichkeiten nicht von dir vermuthet. Ich würde mich in umgekehrtem Falle nicht ſo argwöhniſch und ſaumſeelig finden laſſen.

Omar. Das ſagſt du jetzt. Auch bin ich gar nicht argwöhniſch — ich wollte, ich könnte dir helfen: Gott iſt mein Zeuge, daß es mich freuen würde.

Machmud. Du kannſt es, wenn du nur willſt.

Omar. Alles, was ich beſitze, würde die verlangte Summe noch nicht vollmachen.

Machmud. O Himmel! ich hatte mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß mein Bruder nicht der erſte war, bey dem ich Hülfe ſuchte, — und wahrlich ſchmerzt es mich, daß ich ihm auch nur mit Einem Worte zur Laſt gefallen bin.

Omar. Du wirſt böſe; das ſollteſt du nicht, denn du haſt Unrecht.

Machmud. Unrecht? — Wer von uns beyden thut nicht ſeine Pflicht? — Ach Bruder ich kenne dich nicht wieder.

Omar. Ich habe erſt heute hundert Zechinen eingebüßt, dreyhundert andere ſtehn mir auch gar nicht ſicher, und ich muß mich auf ihren Verluſt gefaßt machen. — Wärſt du in der vorigen Woche zu mir gekommen, o — ja, da herzlich gern —

Machmud. Soll ich dich denn an unſre ehemalige Freundſchaft erinnern? — Ach, wie tief kann uns das Unglück erniedrigen!

Omar. Du ſprichſt da auf eine Art Bruder, die mich faſt beleidigen ſollte.

Machmud. Dich beleidigen? —

Omar. Wenn man alles mögliche thut, — wenn man ſelbſt Noth leidet und fürchten muß, noch mehr zu verlieren; — ſoll man da nicht gekränkt werden, wenn man für ſeinen guten Willen nichts als bittern Spott, tiefe Verachtung zurück empfängt?

Machmud. Zeige mir deinen guten Willen, und du ſollſt meinen wärmſten Dank empfangen.

Omar. Zweifle nicht länger daran, oder du bringſt mich auf; ich bleibe lange kalt, ich kann viel ertragen, aber wenn man mich auf ſolche ausgeſuchte Art kränkt —

Machmud. Ich merke es recht gut, **Omar**, daß du den Beleidigten ſpielſt, um einen beſſern Vorwand zu haben, völlig mit mir zu brechen.

Omar. Du würdeſt nicht auf dieſen Gedanken kommen, wenn du dich nicht auf ſolchen Kleinlichkeiten ertappt hätteſt. Die Laſter argwöhnt man von andern am leichteſten, mit denen man ſelbſt am meiſten vertraut iſt.

Machmud. Nein, **Omar**, weil du mich doch durch dieſe Sprache zum Prahlen aufforderſt, ich handelte nicht ſo gegen dich, als du, ein unbekannter Fremdling, nach Bagdad kamſt.

Omar. Alſo für die fünfhundert Zechinen, die du mir damals gabſt, verlangſt du jezt von mir zweytauſend?

Machmud. Hätte ich's vermogt, ich hätte dir damals mehr gegeben.

Omar. Freylich, wenn du es verlangſt, muß ich dir die fünfhundert Zechinen zurück geben, ob du es gleich nicht gerichtlich erweiſen kannſt.

Machmud. Ach mein Bruder! —

Omar. Ich will ſie dir ſchicken. — Erwarteſt du keine Briefe aus Perſien?

Machmud. Ich erwarte nichts mehr.

Omar. Aufrichtig, Bruder, du hätteſt dich etwas mehr einſchränken ſollen, auch nicht heyrathen, wie ich es bis jetzt noch immer unterlaſſen habe; aber du warſt von Kindheit an ein wenig unbeſonnen. Laß dir das zur Warnung dienen.

Machmud. Du hatteſt ein Recht, mir die verlangte Gefälligkeit zu verweigern, aber nicht dazu, mir ſo bittere Vorwürfe zu machen.

Machmud verließ mit tiefgerührtem Hertzen ſeinen undankbaren Bruder. — So iſt es denn wahr, rief er aus, daß nur Gewinnſucht die Seele des Menſchen iſt! — Nur ſie ſelbſt ſind ihr erſter und letzter Gedanke! für Geld verkaufen ſie Treue und Liebe, ſtoßen die ſchönſten Gefühle von ſich weg, um das nichtswürdige Metall zu beſitzen, das uns mit ſchändlichen Feſſeln an dieſe ſchmutzige Erde kettet! — Eigennutz iſt die Klippe, an der jede Freundſchaft zerſchellt, — die Menſchen ſind ein verworfenes Geſchlecht! — Ich habe keine

Freunde und keinen Bruder gekannt, nur mit Kaufleuten bin ich umgegangen. Ich Thor, daß ich von Liebe und Menſchenfreundlichkeit zu ihnen ſprach! um Geldſtücke muß man ihnen wechſeln!

Er machte einen Umweg, ehe er nach Hauſe ging, um ſeinen Schmerz etwas erkalten zu laſſen. Er weinte, als er das tobende Marktgewühl ſah, wie jedermann gleich den Ameiſen beſchäftigt war, in ſeine dumpfe Wohnung einzutragen, wie keiner ſich um den Andern kümmerte, als nur wenn er mit ſeinem Gewinn zuſammenhing, alle durch einander laufend, ſo empfindungslos, wie Zahlen. — Er ging troſtlos nach Hauſe.

Sein Schmerz vermehrte ſich hier; er fand die fünfhundert Zechinen, die er ſeinem Bruder einſt mit dem beſten Wohlwollen gegeben hatte; ſie waren bald eine Beute der ſtürmenden Gläubiger. Alles was er beſas, ward öffentlich verkauft; eines ſeiner Schiffe lief in den Hafen, aber die Ladung diente nur, um alle ſeine Schulden zu bezahlen. Arm, wie der Bettler, verließ er die Stadt, ohne vor dem Hauſe ſeines hartherzigen Bruders vorüberzugehen.

Seine Gattinn, die ihn in ſein Elend begleitete, tröſtete ihn und ſuchte ſeinen Kummer zu zerſtreuen, aber es gelang ihr nur wenig, das

Andenken ſeines Unglücks war noch zu friſch in Machmuds Gedächtniß, er ſah noch immer die Thürme der Stadt vor ſich, in der ſein Bruder wohnte, der kalt und ungerührt bey ſeinem Unglücke geblieben war.

Omar fragte niemand nach ſeinem Bruder, um ihn nicht bemitleiden zu dürfen, er bildete ſich ein, es könne vielleicht noch alles gut gegangen ſeyn. Die Menſchen ergreifen nur gar zu leicht jede Gelegenheit, um ſich über ihre Nichtswürdigkeit zu beruhigen. Indeſſen hatte ſein Kredit doch auch durch ſeinen Bruder gelitten, man ward mißtrauiſcher gegen ihn, und mehrere Kaufleute vertrauten ihm nicht mit der Leichtigkeit ihre Gelder wie ehemals. Dazu kam noch, daß Omar jetzt ſehr geitzig, und dabey auf ſein erworbenes Vermögen ſtolz ward, ſo daß er ſich viele Feinde machte, die ſich freueten, wenn er irgend einen Schaden erlitt.

Es ſchien, als wenn das Verhängniß ſeine Undankbarkeit gegen ſeinen Bruder beſtrafen wolle, denn Ein Verluſt folgte in kurzer Zeit auf den andern. Omar, der gern das Verlorne ſchnell wieder erlangen wollte, wagte größere Summen, und auch dieſe gingen verloren. Er hörte auf, Gelder, die er ſchuldig war, zu bezahlen, das Mißtrauen gegen ihn ward allgemein, alle Gläubiger meldeten ſich zu gleicher Zeit, Omar kannte niemand, der ihn aus dieſer Verlegenheit würde helfen wollen; er ſah keinen andern Ausweg vor ſich, als in der Nacht heimlich die Stadt zu verlaſſen, und zu verſuchen, ob ihm das Glück in einer andern Gegend günſtiger ſeyn würde. —

Das kleine Vermögen, das er noch mit ſich hatte nehmen können, war bald verzehrt. Seine Unruhe wuchs in eben dem Grade, als ſein Geld abnahm; er ſah der drückendſten Armuth entgegen, — und doch keinen Ausweg ihr zu entfliehen.

Unter Klagen und ſchwermüthigen Gedanken war er ſo bis an die perſiſche Gränze gewandert. Er hatte jetzt alles Geld, bis auf drey kleine Münzen ausgegeben, die grade nur noch hinreichten, um ein Abendeſſen in einer Caravanſerey zu bezahlen; er fühlte Hunger, und da ſich die Sonne ſchon zu neigen anfing, eilte er, um einen Zufluchtsort zu erreichen, in welchem er noch in dieſer Nacht, vielleicht in der letzten, herbergen könne.

Wie unglücklich bin ich! ſprach er zu ſich ſelbſt. Wie verfolgt mich das Schickſal und fordert mein Elend, welche ſchreckliche Ausſicht eröffnet ſich mir! — Ich werde von den Allmoſen mitleidiger Seelen leben müſſen, es ertragen müſſen, wenn man mich verhöhnend abweiſt, nicht murren dürfen, wenn der Verſchwender frech vorüber geht, mich keines Anblicks würdigt, und hundert Goldſtücke für eine elende Spielerey verſchleudert. — O Armuth, wie kannſt du den Menſchen erniedrigen! — wie ungleich und ungerecht theilt das Glück ſeine Schätze aus. Es ſchüttet ſeinen ganzen Reichthum über den Laſterhaften, und laßt den Tugendhaften Hunger ſterben.

Die Felſen, die Omar überſtieg, machten ihn müde, er ſetzte ſich auf eine Raſenerhöhung am Wege nieder und ruhte aus. Da ſchleppte ſich an Krücken ein Bettler vor ihm vorüber und murmelte eine unverſtändliche Bitte; er war zerlumpt und abgezehrt, ſein brennendes Auge ſtand tief im Kopfe, und ſeine bleiche Geſtalt zerſchnitt das Herz und zwang es zum Mitleiden. Die Aufmerkſamkeit Omars ward wider ſeinen Willen auf dieſen Gegenſtand des Abſcheus gelenkt, der murmelnd ſeine dürre Hand nach ihm ausſtreckte. Er fragte nach dem Nahmen des Bettlers, und merkte jetzt daß dieſer Unglückliche auch taub und ſtumm ſey. . .

O wie unausſprechlich glücklich bin ich! rief er aus, — und ich klage noch? Warum kann ich nicht arbeiten; — warum nicht durch das Werk meiner Hände meine Bedürfniſſe erwerben? Wie gern würde dieſer Elende mit mir tauſchen und ſich glücklich preiſen! Ich bin undankbar gegen den Himmel.

Von einem plötzlichen Mitleiden ergriffen, zog er die letzten Silbermünzen aus ſeiner Taſche und gab ſie dem Bettler, der nach einem ſtummen Danke ſeinen Weg fortſetzte.

Omar fühlte ſich jetzt außerordentlich leicht und froh, die Gottheit hatte ihm gleichſam ein Bild vorgehalten, wie elend der Menſch ſeyn könne, um ihn zu belehren. Er fühlte jetzt Kraft in ſich, die Armuth zu erdulden und durch ſeine Thätigkeit wieder abzuwerfen. Er machte Plane, wie er ſich ernähren wolle, und wünſchte nur gleich eine Gelegenheit herbey, um zu zeigen wie fleißig er ſeyn könne. Er hatte nach ſeinem edeln Mitleiden gegen den Bettler, nach der Freygebigkeit, mit der er ihm ſein ganzes übriges Vermögen hingegeben hatte, eine Empfindung, wie er ſie bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Ein ſteiler Fels ſtand an der Seite, und **Omar** beſtieg ihn mit leichtem Herzen, um die Gegend zu überſchauen, die der Untergang der Sonne verſchönerte. Er ſah hier zu ſeinen Füßen gelagert die ſchöne Welt mit ihren friſchen Ebenen und majeſtätiſchen Bergen, mit den dunkeln Wäldern und rothglänzenden Strömen, über alles das goldene Netz des Abendroths ausgeſpannt; und er fühlte ſich wie ein Fürſt, der alles dies beherrſche, und den Bergen, Wäldern und Strömen gebiete.

Er ſaß oben auf der Felſenſpitze in dem Anſchaun der Gegend verſunken. Er beſchloß hier den Aufgang des Mondes abzuwarten und dann ſeine Reiſe fortzuſetzen.

Das Abendroth verſank und Dämmerung fiel aus den Wolken nieder, ihr folgte bald die finſtre Nacht. — Die Sterne flimmerten am dunkelblauen Gewölbe, und die Erde ruhte und ſchwieg in einer feierlichen Stille. **Omar** ſah mit ſtarren Augen in die Nacht hinein, und ſein Auge verlor ſich ſchwindelnd in die unendliche Zahl der Sterne, er betete an die Majeſtät Gottes und fühlte heilige Schauer durch ſeine Seele ziehn.

Da war's als wenn ſich ein Lichtſtrahl am fernen Horizont erhöbe, blauleuchtend zog er empor und näherte ſich wie ein glänzendes Feuer dem Mittelpunkte des Himmels. Die Sterne traten bleicher zurück, und wie ein Wiederſchein des Morgenroths flimmerte es durch den ganzen Himmel und regnete in zarten, rothdämmernden Strahlen herab. — Omar erſtaunte über die wunderbare Erſcheinung und ergötzte ſich an dem ſchönen und ſeltſamen Lichte: die Wälder und Berge umher funkelten, die fernen Wolken ſchwammen in blaſſen Purpur, wie ein goldenes Gezelt wölbte ſich der Schein über Omar zuſammen.

Sey mir gegrüßt, Edler, Mitleidiger, Tugendhafter, rief eine ſüße Stimme von oben herab, du erbarmeſt dich des Elends, und der Herr ſieht mit Wohlgefallen auf Dich herab.

Wie verhallende Flötentöne ſäuſelten die Winde der Nacht um Omar, ſeine Bruſt hob ſich froh und beklemmt, ſein Auge war vom Glanze, ſein Ohr von den himmliſchen Harmonien trunken. Und aus dem Glanze ſchritt eine Lichtgeſtalt hervor, und ſtellte ſich vor den Entzückten; es war Aſrael, der glänzende Engel Gottes. — Steige mit mir auf dieſen rothen Strahlen in die Wohnung der Seeligen, rief die ſüße Stimme, denn du haſt es durch deinen Edelmuth verdient, das Paradies mit ſeinen Seeligkeiten zu ſchauen.

Herr, ſprach Omar zitternd, wie ſoll ich dir als ein Sterblicher folgen können? Mein irdiſcher Leib iſt noch nicht von mir genommen.

Gieb mir deine Hand, ſprach die Lichtgeſtalt. — Omar reichte ſie ihm mit bebenden Entzükken, und ſie wandelten auf den rothen Strahlen durch die Wolken, zwiſchen den Sternen hindurch, und die ſüßen Töne gingen hinter ihnen, und Morgenroth legte ſich in ihren Weg, und Blumendüfte würzten die Luft.

Plötzlich ward es Nacht, Omar ſchrie laut auf, und lag in dicker Finſterniß unten am Fuße des ſteilen Felſen mit zerſchmetterten Armen. Der Mond hob ſich eben dunkelroth hinter einem Hügel hervor, und warf die erſten ungewiſſen Strahlen in das Felſenthal.

O ich dreymal Unglücklicher! rief **Omar** jammernd aus, als er ſeine Beſinnung wieder geſammelt hatte. — Hatte der Himmel nicht genug an meinem Elende, daß er mich in einem lügneriſchen Traume von der Spitze des Felſen ſchleudert, meine Glieder zerbricht, damit ich dem Hunger zum Raube werden ſoll? — Belohnt er ſo das Mitleiden, das ich mit einem Elenden hatte? — Wer war jemals unglücklicher als ich?

Eine Geſtalt ſchleppte ſich mühſam vorüber, die **Omar** für den Bettler erkannte, dem er heut den Reſt ſeines Vermögens gegeben hatte. **Omar** rief ihn jammernd an, er ſolle die Wohlthat, die er von ihm empfangen, mit ihm theilen, aber der Krüppel keuchte gleichgültig in ſeinem Wege weiter, und **Omar** wußte nicht, ob er ihn nicht gehört habe, oder ſich nur verſtelle, um ein Recht zu haben, ſich nicht um ihn zu bekümmern. Bin ich nun nicht elender, als dieſer Verworfene? klagte **Omar** durch die Nacht. — Wer wird ſich mein erbarmen, da mir nun alles genommen iſt, was mich noch tröſten konnte?

Er ſeufzte tief und ſeine Arme ſchmerzten ihn, wie glühende Feuer brannte es in den Gebeinen, und jeder Athemzug that ihm weh. Er überlegte ſchweigend ſein Schickſal, und dachte jetzt zuerſt wieder an ſeinen Bruder. —

O, wo biſt du Edelmüthiger! rief er aus, vielleicht hat dich das Schwert des Todesengels ſchon getroffen, das Elend hat dich vielleicht in der drückendſten Armuth verzehrt, und du haſt in der Todesſtunde deinem armen Bruder geflucht. — Ach ich habe es um dich verdient, ich leide jetzt die Strafe für meinen Undank, für meine Hartherzigkeit, der Himmel iſt gerecht! — Und ich konnte noch ſo ſtolz einhergehn, und Gott zum Zeugen meiner Tugend anrufen? — O Himmel! vergieb dem Sünder, der ſich ohne Murren deiner Züchtigung unterwirft.

Omar verlor ſich in trüben Gedanken, er erinnerte ſich, mit welcher brüderlicher Liebe ihn

Machmud damals, als er zum erſtenmale verarmet war, aufgenommen hatte, er warf es ſich vor, daß er es unterlaſſen habe ihn zu retten, und auf dieſe Art ſeinen Dank gegen ſeinen Bruder abzubezahlen; er wünſchte den Tod als das Ende ſeiner Strafe und ſeiner Leiden.

Der Mond erleuchtete die Gegend hell, und eine kleine Carawane von einigen Kameelen zog ſich langſam durch das Thal. Die Liebe zum Leben erwachte bey Omar, er rief die Vorüberziehenden mit kläglicher Stimme um Hülfe an. Man legte ihn behutſam auf ein Kameel, um in der nächſten Stadt ſeine Wunden verbinden zu laſſen, die die Carawane mit dem Anbruch des Tages erreichte. Der Kaufmann verpflegte den Unglücklichen ſelbſt, und Omar erkannte in ihm ſeinen Bruder. Seine Beſchämung war ohne Gränzen, ſo wie das Mitleiden Machmuds. Der eine Bruder bat um Verzeihung, und der andere hatte ſchon vergeben; Thränen floſſen von dem Angeſichte beyder, und die rührendſte Verſöhnung ward zwiſchen ihnen gefeiert.

Machmud hatte ſich nach ſeiner Verarmung nach Jspahan gewandt, und war dort mit einem alten reichen Kaufmann bekannt geworden, der ihn bald liebgewann und ihn mit ſeinem Vermögen unterſtützte. Das Glück war dem Vertriebenen günſtig, und er erlangte ſein verlorenes Vermögen in kurzer Zeit wieder; ſein alter Wohlthäter ſtarb, und ſetzte ihn zum Erben ein. —

Als Omar geheilt war, reiſte er mit ſeinem Bruder nach Jspahan, wo ihm dieſer eine neue Handlung einrichtete. Omar heirathete und vergas nie, wie viel Dank er ſeinem Bruder ſchuldig ſey. Beyde lebten von dieſer Zeit in der gröſten Eintracht, und waren für die ganze Stadt ein Muſter der brüderlichen Liebe.

XXI.

Es war ſchon gegen Abend, als noch ein Wagen vor dem Gaſthofe ſtill hielt, und ein junger Menſch munter und fröhlich herausſtieg, um ſich vom Wirth ein Zimmer anweiſen zu laſſen. Es entſtand ein Laufen im ganzen Hauſe, Treppe auf und nieder, um Licht und Feuerung zu beſorgen, alle Schritte hallten fünffach von den großen Gewölben wieder, man führte den Fremden auf ſein Zimmer und ließ ihm Wachslichter auf ſehr eleganten Leuchtern da, und Herr Siegmund merkte aus allen Zeichen, daß er hier zwar in ein vornehmes, aber gewiß ſehr theures Wirthshaus gerathen ſey.

Mags doch! ſagte er ganz laut, indem er mit zuverſichtlichen Schritten in ſeinem Zimmer auf und abging, und flüchtig die engliſchen Kupferſtiche ſiche betrachtete. Ich bin morgen vielleicht ſchon Rath, und alle Sorgen für die Zukunft ſind gehoben.

Er ſah aus dem Fenſter; es war auf der Gaſſe noch ziemlich hell, und ſelbſt hell genug, um ein allerliebſtes Geſichtchen im gegenüberſtehenden Hauſe zu bemerken, das aufmerkſam nach ihm hinüber ſah. Ein ſchönes weibliches Geſicht hat für die meiſten Männer eine gewiſſe unbegreifliche anziehende Kraft, die die Augen ſtets von neuem nach dem Gegenſtande hinlenkt. Siegmund ſtudirte immermehr das Mädchen gegenüber, ſeine Augen begegneten ihren freundlichen Blicken, er grüßte endlich, und ſie dankte ſehr verbindlich. Man ſchätzt in einer fremden Stadt eine ſolche Ehre immer weit höher, als in der Heimath, weil man noch gar nicht weiß, wie hoch ungefähr der Cours der verſchiedenartigen Mädchen ſteht, und daher nur gar zu gern glaubt, von irgend einer Gräfinn oder Baroneſſe begünſtigt zu werden.

Der zukünftige Rath ſah bey ſo guten Vorbedeutungen die Stadt mit ſehr günſtigen Augen an. Er träumte ſich hundert angenehme Abentheuer, und ſah es ſehr ungern, als ſich die Schöne von ihrem Fenſter zurückzog und er nur noch hinter ihren Vorhängen das Licht bemerkte, das ſehr oft ſeine Stelle veränderte und bald näher zum Fenſter, bald weiter zurückgeſetzt ward.

Er ließ ebenfalls die Vorhänge herunter und putzte die Lichter, die indeß eine lange Schnuppe bekommen hatten. Der Ofen wärmte das Zimmer nur wenig, und da er von dem Fahren noch eine gewiſſe Unruhe im Körper verſpürte, ſo nahm er die Lichter, verſchloß die Stube, und beſtellte unten in der Küche, daß er zum Abendeſſen zurückkommen würde. Es wurde ziemlich ſpät gegeſſen, und er hatte daher zum Spatzierengehn noch Zeit genug.

Siegmund liebte nichts ſo ſehr, als aufs Gerathewohl die Straßen einer fremden Stadt zu durchkreuzen, bald hier, bald dort zu verweilen, und die mannichfaltigen wunderbaren Eindrücke in ſeine Seele aufzunehmen, die die fremden Gegenſtände, die unbekannten Häuſer und Straßen, die er in Gedanken zuweilen für die ſeiner Geburtsſtadt anſah, in ihm erregten Es war ein angenehmer Herbſtabend, in allen Gaſſen ſtand der Rauch des Abendeſſens über den Häuſern und vermiſchte ſich mit dem Dunſte des feuchten Herbſtnebels, der thauend in die Gaſſen niederſank; der Mond fing eben an die Dämmerung gelb zu färben, und aus den Fabriken kehrte jauchzend der Schwarm der jungen und alten Arbeiter nach

Hauſe. Mädchen durchſtreiften Arm in Arm die entfernteren Gaſſen und plauderten laut durch einander, um die vorübergehenden jungen Leute aufmerkſam zu machen, und deſto leichter ein intereſſanteres Geſpräch mit ihnen anzuknüpfen. Kleine Jungen balgten ſich, und die Bettler ſumſten ihre Bitten dreiſter den Eilenden nach.

Siegmund labte ſich an den abwechſelnden Geſtalten, er ſtand oft ſtill und ſah durch ein niedriges Fenſter in die ſparſam erleuchtete Stube, deren Schein ſo anlockend, und deren enge von der Lampe ſchwarzgeräucherte Wände ſo abſchreckend für ihn waren. Die Familien der Handwerker ſaßen um runde Tiſche und verzehrten froh und lebhaft kauend ihr Abendbrod; in andern Stuben ſaß eine emſige Alte beym Haſpel und zählte aufmerkſam ſeine Umwälzungen, um morgen ihr geſponnenes Garn abzuliefern. Oft ſtand Siegmund ſtill, wenn er in der Ferne auf den Fluren der Häuſer ein Licht wahrnahm, und die hin und herſchieſſenden Schatten; oder wenn ſich eine Thür unter dem Schimpfen einer lauten Klingel eröffnete, und der Hausherr mit vielen Bücklingen einen Beſuch entließ, der mit einer ehrbaren Laterne nach Hauſe ſchritt. — Siegmund las bey ſolchen Wanderungen das ganze menſchliche Leben gleichſam kurſoriſch, er dachte ſich in jede Familie hinein, und erinnerte ſich ſeiner früheſten

Kinderjahre, wo ihm in trüben regnigten Nächten der Schein des Lichts aus den Häuſern immer wie ein Paradies der Seeligen gewinkt hatte. — Er beſtieg in ſeinem poetiſchen Taumel endlich noch den Wall der Stadt, und ſah nun auf der einen Seite dunkelflimmernde Lichter, ein dumpfes Geräuſch von Wagen und Stimmen durcheinander, die ſich ablöſenden Wachten und das Schlagen der Klocken, Häuſer hinter Bäumen verſteckt, und der Abendwind, der im raſſelnden Laube nachſuchte, einen Kahn auf dem kleinen Fluſſe: — auf der andern Seite das freie Feld mit Nebelwolken, mit fernen Hügeln und Wäldern, Bauern, die nach Hauſe fahren, Mühlen, die ihren einförmigen Tact im kleinen Waſſerfall unermüdet wiederholen, Stimmen, von denen er nicht wußte, wo ſie hingehörten, wandernde Vögel; — als er ſo alle die einzelnen zerſtreuten Gemälde in ein einziges in ſeiner Phantaſie ſammelte, ſo war er mit ſich und ſeinem Schickſale außerordentlich zufrieden, er dachte ſich ſein künftiges Leben hier recht ſchön, und es befiel ihn unter ſeinen Hofnungen nur die dunkle Beklemmung, die ſich faſt jeglichem Menſchen in fremden Gegenden nähert.

Ich fürchte, daß einige meiner Leſer auf die Beſchreibung des Abendeſſens begierig ſind, es iſt alſo Zeit, daß ich meinen Helden nach dem Gaſthofe zurückführe, wo ſich ſchon an der Wirthstafel zwanzig ſeltſame Geſichter verſammelt haben, die den neuangenommenen Marqueur unaufhörlich mit langweiligen Späßen necken.

Siegmund ſchien aber gar keine Eile zu haben, er überließ ſich ſeinen Träumereyen und ging immer in verkehrten Richtungen, die ihm ſein Inſtinkt eingab. Er überließ ſich gern einer unbeſtimmten Ahndung, um ſich mühſam aus kreuzenden Wegen heraus zu finden, und am Ende mußte er gewöhnlich doch zum Fragen ſeine Zuflucht nehmen.

Die Scenen in den Straßen hatten ſich jetzt ſehr geändert, aus den Wirthshäuſern tönte Muſik und ſtampfender Tanz, die Fenſter klirrten von fröhlichen Gelächter, Schattenſpielleute zogen orgelnd und ſingend durch die Straßen, und kontraſtirten ſeltſam mit den heiligen Liedern, die aus manchen unerleuchteten Dachſtuben herunter winſelten; an manchen Orten wurde gezankt, Bettler lehnten betrunken an den Ecken, und nahmen jetzt das Mitleid übel, das ſie noch vor kurzem erfleht hatten. Die Grazien wandelten einſamer und ſtiller und viele waren in männlicher Begleitung; nur aus den vornehmern Häuſern rauchten die Schornſteine noch und bewölkten den Mond.

Eben wollte ſich **Siegmund** nach ſeinem Gaſthofe erkundigen, als er ein lautes Gezänk durch die ſtille Straße ſchallen hörte; es machte ihn aufmerkſam, und er ging dem kreiſchenden Tone nach. — Auf der ſteinernen Treppe eines kleinen Hauſes ſtand ein ältlicher wohlgekleiderter Mann in einem Winkel und ſchien in das Haus zu wollen. Eine alte Weiberſtimme verſagte ihm den Eingang. — „Und Sie wiſſen ja ein für „allemahl, daß Mamſell nichts mit Ihnen zu ſprechen hat,“ — rief es zu wiederholten mahlen kreiſchend aus dem Hauſe heraus; der alte Mann hatte aber immer wieder die Klingel in der Hand, und machte mit gedämpfter Stimme neue Vorſchläge, von denen die Alte nichts wiſſen wollte. Die Capitulation währte eine geraume Zeit, und **Siegmund**, der hier eine luſtige Scene aus einem komiſchen Stücke zu ſehn glaubte, konnte ſich am Ende nicht mehr halten, ſondern fing an überlaut zu lachen. Der alte Mann ſah ſich brummend um, und ging dem Lachenden hart vorüber nach Hauſe. Dieſer erkundigte ſich nun nach ſeinem Gaſthofe, und die Reihe, ausgelacht zu werden, war jetzt an ihm, denn er ſtand dicht davor. — Das Haus, vor welchem die merkwürdige Capitulation vorgefallen war, war daſſelbe, aus welchem in der Dämmerung das allerliebſte Mädchengeſicht heraus geſehn hatte. —

Er ging in das Wirthszimmer, wo man ſchon ſtark mit Eſſen und politiſchen Geſprächen beſchäftigt war. Die Lichter, die fremden Geſichter und das unverſtändliche Geſchwätz durcheinander, von dem ſein Ohr nur einzelne Worte auffing, machten einen ſeltſamen Eindruck. Es war gerade um die Zeit, als Dümouriez ſein Heer verlaſſen hatte, und dieſer Schritt den Verſtand und die Imagination aller Leute beſchäftigte, man ſchrie und eiferte ſich blau, um ihn zu vertheidigen oder zu verdammen, es wurde ſeine Geſundheit getrunken und an einer andern Stelle auf ihn geflucht, ein Spieler ſchalt ihn niederträchtig und ſprach mit Enthuſiaſmus von den hohen Pflichten der Vaterlandsliebe; ein Gelehrter, der kürzlich einen Tractat über die römiſchen Sylbenmaße herausgegeben hatte, bewies, daß Dümouriez den ganzen Feldzug ohne die nöthigen taktiſchen Vorkenntniſſe unternommen hätte; ein anderer ſprach mit Verachtung von ganz Frankreich, und war ſchon halb betrunken, das arme Land hatte ihm in ſeinem eignen Weine Waſſen wider ſich in den Mund gegeben. —

Siegmund ſaß und hörte nach allen Seiten hin, um irgend ein geſcheidtes Wort zu erhaſchen, aber dieſer deutſche Convent war weit ärger als der franzöſiſche, den man herabwürdigte; der junge Reiſende ward betäubt, ohne auch nur die Meinung eines einzigen Menſchen zu erfahren.

Aber, meine Herren, der Präſident iſt völlig meiner Meinung! rief ein kleiner unterſetzter Mann hinter dem Tiſche hervor.

Sehr natürlich, antwortete der Spieler, weil Sie immer ſeiner Meinung ſind.

Die ganze Geſellſchaft lachte, und der kleine Mann ward roth, er wollte zu verſtehen geben, daß er dem Präſidenten gar manches über die Zeitläufte unter den Fuß gebe, allein er fand kein Gehör. Je näher er die Parallele zwiſchen ſich und dem Präſidenten zog, je deutlicher ward es den Zuhörern, daß er nichts als ein Echo ſeines Gönners ſey, und manche ſpielten ziemlich handgreiflich darauf an, daß er nur durch ſein Wiederhallen eine einträgliche Stelle ſuche. Der Mann ward immer hitziger und röther, und wandte ſich vorzüglich mit ſeinen ſchutzſuchenden Blicken an Siegmund, dem die Verlegenheit des aufgelaufenen Geſichts wehe that, und der deswegen eine kleine Pauſe benutzte, um die Rechtfertigung des Kleinen über ſich zu nehmen. —

Muß man denn, meine Herrn, immer nur Vortheil ſuchen, fing er an, wenn man der Meinung eines klugen angeſehenen Mannes beytritt? Soll man ihm der Höflichkeit, der Freundſchaft, ja ſeiner eigenen Ueberzeugung zum Trotz nur ſtets widerſprechen, bloß um der Welt zu zeigen, daß man unabhängig von ihm leben könne? Nur der Egoismus kann in allen Schritten Eigennutz entdecken. — Und warum ſoll ich auch nicht die unſchädliche Schwachheit eines Vornehmen auf eine unſchädliche Art benutzen dürfen? Wir ſind ſelbſt gegen unſere vertrauteſten Freunde nie ganz aufrichtig, wir geben ihnen manches zu, wovon wir nicht überzeugt ſind, wir behalten in den herzlichſten Stunden eine gewiſſe Lebensart bey, wir ſchonen ihrer Schwachheiten, um ſie nicht gegen uns aufzubringen, und damit ſie wieder andere Schwächen an uns überſehn. Hanc veniam damus petimusque vicissim.

Schön, rief der Mann aus, der den Tractat geſchrieben hatte -- Schade, daß Sie ein Sophiſt ſind, und für Sophiſtereien einen Spruch des redlichen Horatii citiren.

Machen wir es in unſerm ganzen Leben anders? fuhr Siegmund fort, und machen ſich wohl die edelſten Menſchen Vorwürfe darüber? — Wer gibt dem Müller das Recht, einem Waſſerfalle ſein Mühlenrad unterzuſtellen, ſo daß die Wellen, ſtatt frei und ungehindert fortzuflieſſen, erſt angeſpannt werden, um mit Mühe ein ungeheures Rad zu drehen? —

Eine ſeltſame Ideenkombination! rief der Tractatenſchreiber. —

Nicht ſo ſeltſam kombinirt, antwortete der Mann, der in Verlegenheit geweſen war, und deſſen Geſichtswellen ſich jetzt zur Ruhe legten: — nicht ſo ſeltſam, als ſie die Ode Juſtum et tenacem etc. erklärt haben. —

Sutor ne ultra crepidam! antwortete kaltblütig der Gelehrte, und warf ſein Motto wie einen Fehdehandſchuh über den Tiſch hinüber. Der Gegner hatte eine außerordentliche Fertigkeit im Rothwerden, denn ſchneller als in einem erhitzten Thermometer ſtieg nun das Blut wieder in die aufgedunſenen Wangen, die dem Blute gleichſam zum Empfange entgegen kamen. Er ſchöpfte friſchen Athem, als Siegmund wieder von neuem anfing:

Wenn wir die Schwäche eines Menſchen ertragen, ſo iſt dies nichts als eine Pflicht der Menſchenfreundlichkeit; bringt es aber der Zufall mit ſich, daß wir durch dieſe Schonung irgend einen Vortheil erlangen können, ſo ſind wir große Thoren, wenn wir uns nicht an dem Geländer feſthalten, das uns einen ſteilen Pfad hinauf begleitet. Wer wird nicht bergunter langſam gehn, und einem bergabrollenden Steine aus dem Wege treten?

Der Freund des Präſidenten ward ein Freund Siegmunds, und bekraftigte alles, was dieſer ſagte, mit ſehr gewichtvollen Blicken, die er langſam in der Geſellſchaft fallen, und dann an dem überwundenen Gelehrten hängen ließ. Siegmund ward ohne es zu wollen der Sprecher in dieſem langweiligen Parlamente geworden, und alle Augen waren nach ſeinem Munde hingerichtet. Man fragte den Wirth heimlich, wer der verſtändige Fremde ſey; dieſer aber wußte es ſelber nicht, und man hatte von Siegmund nur eine deſto gröſsere Hochachtung, da man ſeinen Namen und ſeinen Charakter nicht kannte.

Die Gäſte zerſtreuten ſich nach und nach, nur der kleine dicke Mann blieb mit Siegmund im Zimmer, das jetzt wieder aufgeräumt wurde, die Tiſchtücher und Servietten wurden von zierlich friſirten Marqueuren abgehoben, die Tiſche nett abgewiſcht, und man ließ die beyden Befreundeten endlich allein.

Der kleine Mann hatte jetzt einen weit gröſſern Muth, da er mit ſeinem Vertheidiger das Feld behalten hatte. Er wagte es jetzt weit dreiſter, ſich in philoſophiſchen Sentenzen zu ergieſſen, und Siegmund war gutmüthig genug, alles zu beſtätigen, da er einmahl ſein Sekundant geworden war. Beyde verſprachen es ſich, Freunde zu bleiben und ſich öfters zu beſuchen, **Siegmund** war gleichſam eine Wünſchelruthe geweſen, die ſo auf die geiſtigen Schätze des Herrn **Bellmann** getroffen hatte, daß er Einen moraliſchen Satz nach dem andern zu Tage förderte, und gar kein Ende finden konnte. — Man trennte ſich und **Siegmund** ging ſchlafen.

Er wachte mit den angenehmſten Vorſtellungen auf, die Sonne ſchien hell in ſein Zimmer hinein, und die freundlichen Tapeten und ihre Kupferſtiche lachten ihm entgegen; er ließ ſich friſiren und zog ſich an. — Das hübſche Mädchen lag wieder im gegenüberliegenden Fenſter, er grüßte, ſie dankte, er ſah noch einigemahl hinüber, und ſtellte ſich dann vor den Spiegel, um ſeinen Anzug und Anſtand zu muſtern. Dann ging er gedankenvoll im Zimmer auf und ab, und ſagte zu ſich ſelbſt:

Es kann mir nicht fehlſchlagen, meine Empfehlungen ſind zu gut und dringend; es wäre Beleidigung des Generals, wenn man mir die Stelle verſagte: Und warum ſollt' ich eine unnütze und lächerliche Deutſchheit und Biederkeit und wie die närriſchen Titel weiter heiſſen mögen, affektiren? Man empfiehlt ſich den Menſchen immer auf das vortheilhafteſte, wenn man recht demüthig erſcheint, und ſich gar nicht zu empfehlen ſucht; man darf nur die Leute ſelber ſprechen laſſen, und ſie finden, daß man ganz außerordentlich vernünftig redet. — Bis jetzt haben die eingebildeten Weltreformatoren noch nichts genützt, aber wohl ſich und andern geſchadet. — Wenn es in unſerer Welt dazu gehört, daß man ſchmeichelt um ein Amt zu bekommen, eben ſo, wie man ſich examiniren läßt, — je nun, ſo kann ich nicht begreifen, warum ich nicht etwas ſchmeicheln ſollte, um in einen Zuſtand zu gerathen, daß ich mir kann ſchmeicheln laſſen. Das Ganze iſt doch wahrhaftig nicht unangenehmer, als wenn ich auf der Hieherreiſe mit dem Wagen umgeworfen und einen Arm gebrochen hätte, und doch wäre es wahrlich auch nur geſchehn, um hier Rath zu werden. Der Präſident hat viele Schwächen, ſie ſollen mir eben ſo viele Haken werden, um mein Glück zu ergreifen.

Als er dieſe Rede geendigt hatte, ging er zum Wirth hinunter, um ſich jemand von ſeinen Leuten auszubitten, der ihn zum Präſidenten führen ſollte. — Was iſt das für ein Mädchen, die dort drüben wohnt? fragte er den Wirth zu gleicher Zeit ganz vorübergehend.

Der Wirth ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Es iſt eine von denjenigen, ſagte er halblächelnd und halb böſe — nun Sie verſtehn mich wohl; ſie lebt ſo auf ihre eigne Hand, wie man ſo zu ſagen pflegt. Eine niederträchtige Kreatur! ſie hat ſchon manchen jungen Mann ausgezogen. — Nehmen Sie ſich nur vor der boshaften Kreatur in Acht, ſetzte er ſpottend hinzu, ſie kann ſich ſo fromm und unſchuldig ſtellen: ein wahres Krokodill, ein Ungeheuer!

Siegmund hatte nicht Zeit, um den Schmähungen des Wirths noch länger zuzuhören, er ging und ſahe nach den Fenſtern des Mädchens hinauf, ſie ſah ihm nach, und er ſchickte ihr nach dem, was er ſo eben gehört hatte, einen ſehr verächtlichen Blick zu, ging in die nächſte Queergaſſe, ohne ſich noch einmahl umzuſehn, wie es doch wohl eine nur halb höfliche Coquetterie erfordert hätte.

Nachdem ſie durch mehrere Straßen gegangen waren, zeigte ihm der Bediente gradezu ein ſehr anſehnliches Haus, deſſen vornehme Treppe, die großen Fenſter und alles von dem ariſtokratiſchen und reichen Beſitzer zeugten. Das Herz fing ihm an etwas zu klopfen, da er nun in kurzem den Mann perſönlich vor ſich ſehen ſollte, der ſeinem Glücke den Ausſchlag geben konnte. Er hatte ſich den Präſidenten ſo viel als möglich gedacht, aber es war doch immer ein fremder Menſch, mit dem er jetzt in Unterhandlungen treten ſollte; ſein Anzug erſchien ihm jetzt bey weitem nicht ſo vortheilhaft, und auf dem hallenden mit Marmor gepflaſterten Flure ſchien es ihm ſogar, als wäre er nicht Menſchenkenner genug, um den Präſidenten ſo ganz in ſeiner Gewalt zu haben, als er ſich erſt eingebildet hatte.

Er ward in das Vorzimmer geführt, um auf die Ankleidung des Präſidenten zu warten, er ſchickte ihm die Briefe des Generals hinein, und hatte Muße genug, um die ängſtlich prächtige Möblirung des Zimmers zu muſtern. Alten Leuten kommt es abgeſchmackt vor, aber ich wette, daß ihnen ſelbſt in manchen Stunden Seſſel und Schränke imponirt haben, und daß auch ſie werden gefunden haben, daß man ſich in recht theuren Wandſpiegeln nicht gerade zum beſten ausnimmt.

Als er in Gedanken ſeine Complimente wiederholt, mehrmals leiſe und zahm auf dem getäfelten Boden auf und abgegangen war, ſeine Uhr aufgezogen, ob es gleich noch nicht Zeit war, Taback aus einer recht eleganten Doſe, einem Präſente, genommen hatte, um es ſich von neuem ins Gedächtniß zu rufen, daß er doch auch ſchon ehemals mit vornehmen Leuten und zwar auf einem recht vertrauten Fuße umgegangen ſey, trat der Präſident endlich zu ihm in das Zimmer, und hielt nachläßig den Brief des Generals in der Hand.

Verbeugungen, gnädig und demüthig, und von beyden Seiten ein Schritt plötzlich zurück, Verlegenheit, besonders auf Siegmunds Geſichte, indem man ſich gegenſeitig erkannte: denn der Präſident war Niemand anders, als der alte Mann, den er geſtern im Mondenſcheine vor der Thür ſeines Gaſthofs ſo derbe ausgelacht hatte.

Das Benehmen des Präſidenten ſetzte ſich leicht wieder zu einer zurückſtoßenden Kälte, die den vornehmen Leuten ſo leicht zu Gebote ſteht. Siegmund war in einer Verwirrung, die alles konfundirte, was er dachte und was er ſagen wollte, die präſtabilirte Harmonie war auf einige Minuten in ihm geſtört, und er ſtammelte dem Präſidenten eine unzuſammenhängende Entſchuldigung ins Geſicht, daß er ihn geſtern Abend unbekannterweiſe in der bewußten Gegend ausgelacht habe. Der Präſident fragte ſehr ernſthaft und wie verwundert, was er meine, und Siegmund vermogte es kaum, ſich auf ſeinen Beinen aufrecht zu erhalten.

Als er ſich etwas erholt hatte, ſah er ein, daß ihm unter dieſen Umſtänden nur zwey Wege offen ſtänden, entweder ſogleich den Präſidenten zu verlaſſen, Pferde zu nehmen, und nach ſeiner Geburtsſtadt zurückzureiſen, oder den Verſuch zu machen, alles auf eine feine Art wieder ins Geleiſe

leiſe zu bringen. Er entſchloß ſich zum letzten, da er ſich erinnerte, daß er die gehoffte Stelle ſchon immer als ſein Eigenthum angeſehen und darnach alle Einrichtungen getroffen habe. Er fiel ſich in den Zügel, und ſuchte bey der Dämmerung aller Sinne und Begriffe den rechten Weg wieder zu finden. Aber ich mögte den Mann ſehn, der nach ſo vielen Unglücksfällen noch fein ſeyn kann und doch ein Deutſcher iſt: er müßte wenigſtens zur franzöſiſchen Kolonie gehören, oder zum allerwenigſten ein Jahr in Paris von Gläubigern, Händelmachern und obrigkeitlichen Perſonen verfolgt ſeyn, und da ſeit der Revolution auch dieſe Schule der feinen Welt in eine Winkelſchule verwandelt iſt, ſo hat der Patriot die betrübte Ausſicht, daß ſich ſeine Landsleute in der Zukunft noch linkiſcher und unbeholfener betragen werden.

Der Präſident war verſtockt genug dem armen Sünder auch nicht einen einzigen Schritt entgegen zu thun, oder ihm Pardon anzubieten; er hatte vielleicht ein Wohlgefallen an den Krümmungen und wunderbaren Windungen des Supplikanten, der die Füße in alle mögliche Tanzpoſitionen brachte, der die Uhrkette und die Augenbraunen kniff, und nichts ſehnlicher wünſchte, als der Präſident mögte ſeine goldene Doſe zur Erde fallen laſſen, um ſie ihm mit der demüthigſten Behendigkeit wieder reichen zu können.

Nach den gewöhnlichen Eingangsredensarten von — „Leidthun" — „wünſchen ein andermahl „dienen zu können" — den Trauerkutſchen, die unſre Hoffnungen ſo oft zu Grabe begleiten, kam endlich die abſchlägliche Antwort zum Vorſchein, die ſchon lange den armen Candidaten wie ein herannahendes Gewitter geängſtigt hatte. **Siegmund** war ohne Troſt, als jetzt der kleine **Bellmann** durch das Zimmer ging und ihn der Präſident ſehr freundlich in ſein Zimmer beſchied, in welches er ihm ſogleich folgen würde. Es fiel ihm ſchneidend ein, wie er geſtern den Gönner des kleinen Mannes geſpielt habe, und dieſer heut mit einem Menſchen ſo vertraut umging, der ihm fürchterlich war. Der Präſident ſuchte jetzt abſichtlich die Viſite abzukürzen, ſo wie **Siegmund** ſie verlängerte ohne eigentlich zu wiſſen, warum er es that. — Der Präſident ſagte ihm endlich, daß der Mann, den er eben geſehen habe, derjenige wäre, dem die Stelle ſchon verſprochen ſey, auf die er gehofft habe. **Siegmund** fiel aus den Wolken.

Es giebt Momente im Leben, wo die Verlegenheit Stoß auf Stoß ſo auf uns einſtürmt, daß wir uns endlich mit grimmiger Wuth und in blinder Verzweiflung widerſetzen. Dies iſt der Augenblick, wo alles Thieriſche im Menſchen gewöhnlich die beſſere geiſtige Materie zu Boden ringt, der ge-

gefährliche Augenblick, in welchem der Menſch allen feinern Empfindungen ihren Abſchied giebt, wo er in ſeinem Gegner den fühlenden Menſchen verkennt und bloß den Feind wahrnimmt. In dieſem ſtürmiſchen Augenblicke entdeckte Siegmund dem Präſidenten ſeine ganze Lage; wie er ſeinen vorigen Poſten aufgegeben habe, weil er die hieſige Rathsſtelle gewiß geglaubt, wie er Geld aufgenommen und nun nicht wieder zu bezahlen wiſſe, wie ihm jetzt plötzlich tauſend Unannehmlichkeiten beſtürmten, an die er bis dahin gar nicht gedacht habe.

Der Präſident zuckte die Schultern, eine Mitleidsbezeugung, mit der die Leute noch freigebiger ſind, als mit Seufzern. Es kam ihm ſogar ein Einfall, den er für witzig hielt, ſo daß er ihn in ſeinem Stande unmöglich unterdrücken konnte.

Sie glaubten, ſagte er mit ſehr ſpitzigem Munde, daß guter Rath hier ſo theuer ſey, daß man Sie auf den Händen tragen würde.

Man ſieht, es war ein Wortſpiel, die verſchrieenſte Abart unter den verſchiedenen Arten des menſchlichen Witzes: daß es außerdem noch unartig war, bedarf gar keine Erwähnung.

Sie bringen mich zur Verzweifelung! rief Siegmund ſo aus, als wenn er ſchon wirklich verzweifelt wäre; der Präſident erſchrack bey dieſem kühnen Sprunge über die gewöhnliche Lebensart hinweg, er ſicherte ſich hinter einen prächtigen Seſſel, vor dem Siegmund wie ein begeiſterter Prophet ſtand und Reden führte, wie die verfolgte Tugend.

O wehe mir, daß ich ſah, was ich ſah, fuhr er fort zu klagen, und wandte eine Stelle aus dem Ovidius Naſo auf ſeine Umſtände an. Was konnte ich dafür, daß man Sie nicht in das bewußte Haus hineinlaſſen wollte? Was konnte ich dafür, daß ich Sie dort traf und wider meinen Willen lachen mußte? Iſt Ihnen das Glück eines Menſchen nicht theurer, als daß Sie es ganz ſo vom Zufalle und Ihren Launen abhängen laſſen? — O wiederrufen Sie Ihr Urtheil und verhöhnen Sie mich nicht in meinem Unglücke, denn ich hab' es nicht verdient, ſchicken Sie mich nicht ſo ohne Troſt fort, und beſtrafen Sie, wenn Sie können, den Zufall, nicht mich. —

Mein Freund, antwortete der Präſident mit einer unausſtehlichen philoſophiſchen Kälte — Ihr Unglück beſteht ja eben darin, daß Sie mit dieſem Zufall zuſammengetroffen ſind. Iſt dies nicht vielleicht ein Wink des Verhängniſſes, daß Sie un-

unglücklich ſeyn ſollen? Ja es iſt Ihr Verhängniß, denn Sie ſind ja unglücklich und haben nicht die Kunſt verſtanden, mein Herz zu ihrem Vortheil einzunehmen, weil es das Schickſal nicht ſo haben will. Bewundern Sie die Anzahl von Zufällen, die ſich gleichſam mühſam aneinandergereiht haben, um dieſe Wirkung hervorzubringen.

Ich ſehe nichts als Ihren Zorn und Unwillen, Ihre Hartherzigkeit mit meinem Unglücke, antwortete Siegmund. — Können Sie, ohne Reue zu fühlen, ſo ungerecht ſeyn?

Ungerecht? Der Präſident fing unwillig dies Wort auf. — Und wo liegt denn mit Ihrer Erlaubniß die Ungerechtigkeit? — Wenn ich einen Freund habe, der mir ſchon ſeit lange eine Menge von Gefälligkeiten erzeigt hat, und ich finde nun endlich Gelegenheit ihm wieder Vortheil zu bringen, ſollt ich es da unterlaſſen, und dieſen Nutzen einem Menſchen zuwenden, der mir fremd iſt? Warum ſoll ich meinen Freunden nicht nützen, wenn ich die Gelegenheit dazu in Händen habe? — Ich halte es nicht für ungerecht, ſondern für meine erſte Pflicht. — Sie können nicht für den Zufall, aber ich eben ſo wenig für den, daß die Stelle ſchon meinem guten Freunde verſprochen iſt. — Leben Sie wohl.

Der Präſident machte ihm eine nachläßige Verbeugung, und der kleine Bellmann trat wieder aus dem Zimmer des Präſidenten; der Beſchützer zog ſich zurück und der kleine Mann begleitete unſern Helden bis an die Treppe. Siegmund machte den Verſuch, dieſem wieder wie geſtern zu imponiren; aber alle ſeine Kunſt war vergebens, der kleine Mann kannte jetzt das Verhältniß, in welchem ſie beyde ſtanden, und war faſt eben ſo unhöflich als der Präſident ſelbſt. Er bot ihm ein kaltes Lebewohl, und ging dann hochmüthig wieder in die Thür zurück.

Auf der Straße ſah ſich Siegmund einpaarmal um, um friſche Luft zu ſchöpfen; er betrachtete die Vorübergehenden genau, um das Geſicht des Präſidenten in ſeinem Gedächtniſſe zu verwiſchen: aber er ſtand mit allen ſeinen kalten und verhöhnenden Zügen wie angenagelt in ſeiner Phantaſie da. Er ging in die erſte Straße hinein, um nur das vornehme Haus aus den Augen zu verlieren, das ihm gleich beym erſten Anblick von ſo übler Vorbedeutung geweſen war. Es kam ihm vor, als wenn ihn alle Menſchen höhniſch betrachteten, als wenn ſeine ganze Unterredung mit dem Präſidenten auf ſeiner Stirn geſchrieben ſtehe.

Wie anders erſchienen ihm alle Straßen jetzt, als geſtern Abends! Das Gewühl der Menſchen, die Kaufläden, die Thätigkeit, alles ſchlug ihn nieder, denn alles war ein Bild des Erwerbes, des Strebens noch Wohlſtand; eine Vorſtellung, die ihm geſtern Abend ſo wohl gethan hatte, und die ihm jetzt verhaßt war. — Wie tief war er in ſeinen Ideen ſeit einer Stunde geſunken!

Wenn ein Menſch in einer großen Verlegenheit iſt, geht er gewöhnlich ſehr ſchnell, er will allen unangenehmen Gedanken vorübereilen nach einem Moment der Ruhe und Zufriedenheit hin, der boshaft mit jedem ſeiner Schritte wieder einen Schritt voranläuft. Siegmund ſtieß an manche Laſtträger, die ihm ihre Flüche nachſchickten; Kutſcher ſchimpften von ihrem Bock herunter, weil er ihnen zwiſchen die Pferde lief; eine alte Frau fing ein jämmerliches Geheul an, weil er ihr einige Töpfe zerbrochen hatte, die er in der zerſtreuten Eil mit dem ſechsfachen Preiſe bezahlte. — Er ward des Getöſes überdrüßig, und beſtieg jetzt langſam, um ſich wieder zu erholen, den Wall der Stadt.

Die Scenen der Natur bey Tage und in der Nacht ſehn ſich gar nicht ähnlich, und Siegmund ward ſehr verdrüßlich, als er auch hier die gehoffte Ruhe und Einſamkeit nicht fand.

Geputzte Herrn und Damen gingen vorbey, um geſehn zu werden. Männer gingen laut disputirend vorüber; — kein einziger Spaziergänger, der ſein Auge an der ſchönen Natur erquickt hätte, und auch Siegmund that es nicht, denn er überlegte bey ſich ſein künftiges Schickſal.

O hätte ich nur meine geſtrigen Empfindungen zurück! rief er aus, und lehnte ſich an einen Baum. — Ich Thor! daß ich mich geſtern des Kleinen ſo lebhaft annahm, und mir mein Genius nicht zuflüſterte, daß ich für meinen ärgſten Feind die Waffen ergreife! — Was ſoll ich nun anfangen? — dem General meine Verlegenheit melden? — Er iſt froh, daß er ſich jetzt ſeiner Verbindlichkeiten gegen mich entledigt hat. — Eine andre Stelle ſuchen? — Aber welche? —

Alles machte ihn betrübt, er ſah in die Straßen der Stadt hinein, und verachtete das Treiben und Drangen der Menſchen recht herzlich. Die Glocken riefen die Leute vom Spatziergange zum Mittagseſſen; aber er hörte es nicht; der Wall ward nach und nach leer, und er achtete nicht darauf, und befand ſich in der Einſamkeit ungeſtörter und glücklicher. Es währte aber nicht lange, ſo kamen die Spatziergänger zurück; ja ihre Anzahl ward größer, als Vormittags, die Damen waren noch geputzter und ſahen ängſtlich nach dem Himmel, ob die drohenden Herbſtwolken näher ziehen würden, um durch einen Regenguß ihren Anzug zu verderben. Aber die Sonne brach immer wieder mit neuer Wärme hervor, und der Spatziergang machte alle Geſichter froh und heiter.

Ein hagerer Mann geſellte ſich durch einen Zufall zum melankoliſchen Siegmund; es war der Zeitungsſchreiber des Orts, der gern allenthalben nach Neuigkeiten forſchte. Dieſer vaterländiſche Dichter hatte es aus dem Geſicht, dem Gange und der Kleidung Siegmunds herausgebracht, daß er ein Fremder ſeyn müſſe, er wollte daher einige Traditionen aus ihm herausziehn, um ſie in Briefform mit andern Wendungen ſeinem Blatte einverleiben zu können. Siegmund war ziemlich einſilbig, ſeine Scene mit dem Präſidenten war für ihn jetzt die größte Weltbegebenheit, an dieſe dachte er unaufhörlich, und war ſehr gleichgültig für alle politiſchen Bemerkungen ſeines neuen Bekannten, der viele Sachen prophezeihte und andre Prophezeihungen widerlegte.

Ein Pferd trabte hart an ihnen vorüber und machte dann viele von den närriſchen Gebährden, die den Thieren mit vieler Mühe in den Schulen beygebracht werden, um nicht ganz geſchickte Reuter bey irgend einer ſchicklichen Gelegenheit in die

Gefahr zu bringen, herunter zu fallen. Dies war auch hier der Fall, der Reuter wankte von einer Seite zur anderen, und wollte doch auch nicht gern den edlen Paradeur in ſeinen ſchönen Figuren unterbrechen. Der Reuter war niemand anders, als der furchtbare Präſident. — Sehn Sie, ſagte der Zeitungsſchreiber heimlich, den wunderbaren Mann an. Glauben Sie wohl, daß er ſich bloß unſertwegen die Mühe giebt?

Unſertwegen? unterbrach ihn Siegmund. Nicht anders, antwortete der hagere Mann; dieſer Herr bildet ſich auf nichts in der Welt ſo viel ein, als auf ſeine Reutkunſt, und bloß um ſich von uns bewundern zu laſſen, läuft er jetzt Gefahr den Hals zu brechen. — Sehn Sie, wir ſehn ihn kaum mehr und er läßt die Streiche doch noch nicht. — Der Präſident hatte ſich indeß eine ziemliche Strecke unter Traverſiren entfernt. Das Pferd drängte ſich etwas zurück, und er gerieth in die Zweige der Bäume und verlor in dieſem Augenblicke einen ſehr eleganten Hut. Kaum hatte der Zeitungsſchreiber dies geſehn, als er ſchnell unſern Helden verließ, den Hut ehrerbietig dem gnädigen Herrn überreichte, und dadurch hinlänglich belohnt wards, daß der Präſident vor den Augen mehrerer Menſchen eine Zeitlang mit ihm ſprach, indem das Pferd wieder traverſirte und der Zeitungsſchreiber auch zu paradiren eifrigſt bemüht war.

Es war gut, daß Siegmund zurück geblieben war, denn er fing ſo laut an zu lachen, daß ihn ein alter Herr und eine ältliche Dame für verrückt erklärte, weil er ſo ſehr alle Lebensart bey Seite ſetze und auf einem öffentlichen Spatziergang lache.

In ſeinem Stück, das er durchlachte, ſchien keine einzige Pauſe zu ſeyn, denn es war ein einziger Strom von jenen unartikulirten Tönen, aus denen die Menſchen nicht wiſſen, was ſie machen ſollen, und die ſie Lachen betiteln. Es iſt ſchwer zu berechnen, wie vielerley Ideen jetzt durch ſeinen Kopf gehen mogten; aber als er ausgelacht hatte, ſetzte er ſich ermüdet auf eine Bank, rieb ſich die Hände, ſah ganz froh und heiter die Gegend an, und da es gerade an dieſer Stelle einſam war, genirte er ſich nicht, ſondern begann folgenden Monolog: —

Giebt es in der ganzen Welt etwas Närriſchers, als den ſogenannten König der Welt, den Menſchen? — Die ſeltſamſte von allen Arabesken iſt gerade in dieſem bunten Gemählde des Lebens ſo angebracht, daß ſie uns am meiſten in die Augen fällt. — Ich komme hier mit der größten Zuverſicht an, Rath zu werden, ich lache einen Menſchen aus, von dem mein Glück abhängt, ſchütze mit kühnem Muth meinen Feind vor den

Angriffen ſeiner Spötter, werde von dieſem und vom Präſidenten verachtet, ich fühle meine Abhängigkeit, — und doch giebt ſich jetzt das Pferd und der Präſident meinetwegen die größte Mühe; er hängt von meinem Blick ab, und ein bedenkliches verächtliches Kopfſchütteln hätte ihn ängſtigen können. Dieſer hagre Menſch philoſophirt über die Eitelkeit, und iſt eitel genug, dem Präſidenten nachzulaufen, um mit ihm zu ſprechen, die Vorübergehenden verſpotten den Zeitungsſchreiber, und werden bey der nächſten Gelegenheit ſich nicht anders nehmen, und ich ſelbſt wäre jetzt wieder im Stande, den Präſidenten den vortreflichſten Reuter von der Welt zu nennen, um ſeine Gunſt zu gewinnen, und an der nächſten Ecke liegt mein hoher Gönner vielleicht im Sande, weil er ſich von einem vorübergehenden Dummkopf hat wollen bewundern laſſen.

Siegmund fing hier von neuem an zu lachen. und rückte auf ſeiner Bank unter heftigen Erſchütterungen des Körpers hin und her. —

Meinetwegen, fuhr er fort, hat der Präſident heut ſein Pferd ſatteln und die beſte Decke auflegen laſſen; warum ſoll ich mich denn in einer dehmüthigen Abhängigkeit fühlen? — Mir zu gefallen ſind dieſe Herrn und Damen ſo geputzt und feſtlich!

Die Philoſophie iſt wirklich ein Troſt in allen Leiden, denn bloß durch dieſe bekam Siegmund ſeine gute Laune ſo ziemlich wieder. Da gerade Leute vorbeygingen, ſetzte er ſeine Gedanken stillſchweigend fort, und war immer mehr überzeugt, das die Menſchen Narren ſind; ein Satz, in welchem ſich alle philoſophiſche Schulen vereinigen.

Siegmund genoß nun des Spatziergangeſ mit ziemlich heiterm Muthe; er ſpottete in ſeinem Herzen über jedermann, den er ſah, kein Geſicht und kein prächtiger Anzug ſetzte ihn in Verlegenheit.

Gegen Abend kehrte er in ſeinen Gaſthof zurück; er war zufrieden, daß der Wirth noch eben ſo höflich gegen ihn war, ja noch höflicher als vorher, weil er ſich einbildete, Siegmund habe beym Präſidenten gegeſſen. Er ging auf ſein Zimmer und beſtellte ſich ein delikates Souper, weil er nicht an der Wirthstafel den Spöttereyen ſeines guten Freundes Bellmann ausgeſetzt ſeyn wollte. Er ließ den Vorhang herunter, ſetzte ſich einen behaglichen Seſſel an den Tiſch, und ließ ſich eine Flaſche vom beſten Weine geben. Darauf ſetzte er ſich in den Seſſel, und fing mit dem größten Muthe von der Welt ſeine Mahlzeit an.

Als er einige Gläſer des feurigen Weins getrunken hatte, kam er ſich vor, wie ein Prinz in einem Feenpallaſt, auf deſſen Gebot ſich alle dienſtbare Geiſter in Bewegung ſetzen; man trug die leeren Schüſſeln fort und brachte andre mit neuen Gerichten, und er fühlte ſich in ſeinem Zimmer ſo warm und behaglich, der Wein machte, daß ihm das Blut leicht und hüpfend durch das Herz ſtrömte. Er vergaß ſeine Situation gänzlich, und lebte im Sinnengenuß die glücklichſten Minuten, die nur einem Sterblichen beſcheert ſeyn können. Die Wände tanzten in einer leichten Bewegung um ihn her, er lachte und ſcherzte mit dem Marqueur, der nicht genug die kuriöſen Einfälle des luſtigen Herrn bewundern konnte. **Siegmund** war ſo froh, daß er eine Welt glücklich gemacht hätte, wenn es auf ihn angekommen wäre.

Er trank jetzt mit einem langen Zuge das letzte Glas aus, und wankte die Treppen hinunter, um am ſchönen Abend noch einen Spatziergang zu machen. — Der Himmel gebe, daß ihm der Präſident nicht von neuem in den Weg kommt, denn er iſt in der beſten Stimmung, um noch weit heftiger als geſtern Abends über ihn zu lachen. —

Die Häuſer mit ihren erleuchteten Fenſtern kamen ihm außerordentlich ſchön und freundlich vor; er grüßte ein paar Vorübergehende ſehr höflich,

ohne

ohne ſie zu kennen, ſtand auf einer Brücke ſtill und lachte gewaltig über einen Kahn, der mit einer kleinen Kette an einer Waſchbank befeſtigt war, und hin und her ſchwankte. Er trug gar kein Bedenken, einen Mann mit einem Kuckkaſten anzuhalten, und in ſeinen Kaſten bey dem kreiſchenden Geſange des Alten hineinzuſehn und ſich von Herzen zu amüſiren. Als das Schauſpiel geendigt war, wollte er ſich ohne Bezahlung davon machen, bloß um mit dem Direktor des Nationaltheaters zanken zu können. Als dieſer Streit über das uſurpirte Freibillet geendigt war, gab er dem Manne zwölfmal ſo viel als er verlangte.

Jetzt neckte er ein Mädchen, die die Sache ſehr ernſthaft nahm und laut nach Hülfe ſchrie. Er ließ ſie fahren und verlor ſich in die nächſte Gaſſe, wo er in einen Bierkeller hinabſtieg, weil er unten Muſik und tanzen hörte. Er ſetzte ſich in einen Winkel, und hörte dem Lärmen zu; aber bald bekam er Luſt mit zu ſpringen, er bedachte ſich alſo gar nicht lange, ſondern forderte eine von den anweſenden Damen auf, die ſich willig mit ihm in die Reihe ſtellte. Der Tanz fing an, und die Muſik ward oft vom Geklingel der Biergläſer, womit die Anweſenden ihren Durſt bezeichneten, überſtimmt. Dieſe Art zu tanzen war ihm fremd; er gerieth daher manchmal den koloſſaliſchen Mittänzern unter die Füße, die anfänglich

ſeine

Univ. Bibl.
München

ſeine Ungeſchicklichkeit belachten, es aber nachher übel nahmen, daß ein Menſch, der nicht tanzen könne, es wage, ſich unter ſo geſchickte Leute zu mengen; alle zankten auf ihn ein, und er antwortete nur mit Lachen. Der Wirth miſchte ſich in die Sache, und der Tänzer ward wieder auf die Oberwelt geſchafft, als ein Menſch, der ſich in gute Geſellſchaft miſche, mit der er nicht umzugehen wiſſe. Siegmund lachte aber ſo ſehr, daß er beynahe wieder die Treppe zurückgefallen wäre.

Die freye Luft nahm nach und nach den Taumel von ſeinen Sinnen hinweg; es herrſchte in ihm jene frohe Laune, die kälter und eben deswegen angenehmer iſt. Die Umriſſe der verſchiedenen Gegenſtände waren nicht mehr in einander verfloſſen, er ging langſamer und ſuchte nicht mehr Händel; aber alles, was er ſah, machte ihn froh und heiter. Das warme, frohmachende Klima, der helle Sonnenſchein und der blaue Himmel werden gleichſam verkörpert in den Weinfäſſern nach unſerm Norden hergefahren; durch den Genuß des Weins wird der Menſch auf einzelne Stunden der Bewohner jener ſchönen Länder, und kehrt nur ungern in ſein kaltes Klima nach den verflogenen Dünſten zurück. Siegmund nahm ſich in dieſer Stimmung vor, eine große und poetiſche Apologie des Weins und der Trunkenheit zu ſchreiben, zu beweiſen,

weiſen, wie mit dem Rauſche das Herz erwärmt und gehoben wird, wie unbemerkte geiſtige Kräfte des Menſchen ſich aus ihrem Hinterhalte hervorſchleichen, und das Gehirn zum bunten Tanzplatz der ſchönſten und feinſten Ideen machen. — Um ſich nicht ſelbſt Lügen zu ſtrafen, gab er einem alten Krüppel alles Geld, das er bey ſich trug, ohne es auch nur vorher zu zählen. Da ich mich glücklich fühle, ſagte er, ſo nimm, und ſey es auch heute Abend, und meine Augen ſollen nicht wiſſen, was meine Hände thun.

Siegmund war faſt ſchon wieder nüchtern, als er vor ſeinem Gaſthofe ſtand und ſich wunderte, als er die Thür verſchloſſen fand; er klingelte, es öffnete jemand das Fenſter, und bald darauf hörte er Pantoffeln auf der Treppe, die Thür mühſam und tiefäthmend aufſchließen; ſie öffnete ſich, und eine alte Frau leuchtete ihm die Treppe hinauf. Noch ehe er ſich beſinnen konnte, ſtand er in einem fremden Zimmer, wo das ofterwähnte Mädchen mit dem hübſchen Geſicht in einem Sopha ſaß.

Es wäre unſchicklich geweſen, ſich zu entſchuldigen und wieder fortzugehen; die Alte war verſchwunden, und Siegmund nahm nach einer freundlichen Einladung Platz zur Seite des Mädchens.

Siegmund wollte ſeinem fröhlichen Taumel die Krone aufſetzen, und erſtaunte ſehr, als er ſeine dreiſten Liebkoſungen nicht ſo erwiedert fand, wie er nach allen Umſtänden erwarten konnte, ſondern die Schöne machte ſich im Gegentheil von ihm los und bat ihn mit ſo vielem Anſtande, ſich geſitteter zu betragen, daß er roth ward und verſchämt um Verzeihung bat. — Das Geſpräch nahm nun eine andere Wendung; man ſprach von gleichgültigen Dingen, und Siegmund, der eine mit Achtung vermiſchte Zuneigung zu dem Mädchen fühlte, war endlich ſchwach genug, ihr ſeine ganze Geſchichte zu erzählen. — Sie geſtand ihm im Gegentheil, daß er ihr gleich beym erſten Anblick auf eine ſehr vortheilhafte Art aufgefallen wäre, daß ſie ſogleich ſeine Bekanntſchaft gewünſcht, daß ſie aber nach dem Blick, den er ihr heut Vormittag zugeworfen habe, gänzlich daran verzweifelt ſey.

Siegmund erinnerte ſich nun, was ihm der Wirth am Morgen von dieſem Mädchen geſagt hatte, und er fand ſich jetzt ſchon aufgelegt, ihm kein Wort zu glauben.

Man hat gewiß von mir nachtheilig zu Ihnen geſprochen, fuhr die unbekannte Schöne fort, aber ich verſichere Sie, es iſt Verläumdung geweſen.

Siegmund beſtätigte alles, was ſie ſagte; beyde ſchimpften mit vereinigten Kräften auf die Bosheit der Welt, daß gerade die ſchlechteſten Menſchen am ſchlechteſten von andern redeten. Hüten Sie ſich beſonders vor ihrem Wirthe! ſagte die Schöne ſehr eifrig; er iſt der größte Betrüger in der ganzen Stadt, ziehn Sie ſobald als möglich von ihm aus, ſonſt wird er ihnen eine ungeheure Rechnung machen!

Siegmund erſchrack nicht wenig über dieſe Nachricht; er glaubte ſchon die geſchriebene Summe zu ſehen, die er dem wohlbeleibten Manne auszahlen ſolle.

Man ſprach noch viel über die mannichfaltigen und zuſammengeſetzten Charaktere der Menſchen, über Bosheit und Niederträchtigkeit, Edelſinn und Rechtſchaffenheit. — Siegmund hatte es ganz vergeſſen, in welchem Hauſe er ſich befand, und moraliſirte tapfer darauf los.

Ich glaube nun Sie zu kennen, fuhr die Schöne fort, jetzt will ich Ihnen auch etwas von meiner Geſchichte ganz aufrichtig erzählen, damit Sie ſehen, wie ſehr man ſich in manchen Leuten irren kann.

Ich bin ein armes Mädchen, meine Eltern ſind früh geſtorben, meine Erziehung war nicht die beſte, was ich ohngefähr weiß, oder von Bildung erhalten habe, habe ich mir ganz allein zu danken. Man hat mich von Jugend auf ziemlich hübſch gefunden, und ich bin am Ende überredet worden, es ſelbſt zu glauben.

Da ich kein Vermögen hatte, ſuchte ich meinen Unterhalt durch Sticken, Putzmachen und andere dergleichen Beſchäftigungen zu erwerben; meine Anbeter verfolgten mich unaufhörlich, und ich überlegte mir meine Situation etwas vernünftiger, und ſeit der Zeit lebe ich vergnügter und bin nicht ſo ſehr, wie vordem, dem Mangel ausgeſetzt.

Man darf nur um ſich her die Beſchäftigungen der Menſchen und das Triebwerk ihrer Thätigkeit betrachten, ſo findet man ſehr bald, daß nichts als Eigennutz alle Maſchinen in Bewegung bringt, und ſieht man nach dem reellen Nutzen bey den meiſten Beſchäftigungen, ſo iſt es kein anderer, als daß der Magen der Arbeitenden angefüllt wird. —

Gelehrte, ſchöne Geiſter, Muſiker, alle Arten von Menſchen leben von den Talenten, die ihnen die Natur mitgegeben hat. — Warum ſoll es denn nur erlaubt ſeyn, mit geiſtigen Schätzen oder körperlichen Kräften zu wuchern? — Warum ſoll man nicht auch andre Vorzüge geltend machen dürfen? Wenn die Menſchen närriſch genug ſind, ihr Vermögen einem Mädchen aufzuopfern, das ſie für ſchön halten, warum ſollte man nicht dieſe Narrheit benutzen dürfen, ſo wie Marktſchreier, Doktoren, Seiltänzer und Schriftſteller die Schwachen der Menſchen nutzen? Ich fand, daß es kein Gewerbe gebe, bey welchem nicht eine Art von Betrug ſtatt fände, und daß die Dummheit ſich betrügen zu laſſen die Liſt des Betrügers gewiſſermaßen rechtfertigt. — Sie lächeln über meine Geſtändniſſe, und werden gewiß in Ihrem Herzen glauben, daß ich Recht habe.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, meine ſchöne Freundinn, antwortete Siegmund, der eben daran dachte, wie er noch geſtern die Schmeichler vertheidigt hatte.

Jeder, fuhr die Rednerinn fort, ſucht die Armſeligkeiten ſeiner Nebenmenſchen dazu zu benutzen, ſich einen ebnen Weg durchs Leben zu bahnen; der eine kleidet ſich, wie ſein Gönner es gern ſieht; ein anderer hat dieſelbe politiſche und philoſophiſche Meinung, die man von ihm fordert; ein dritter heirathet, um reich zu werden; ein vierter übervortheilt im Handel; jeder lügt, hintergeht, ſpielt den Charlatan; die ganze Welt maskirt; und nur die Macht der Schönheit ſoll von dieſer allgemeinen Sucht, andre zu beherrſchen, ausgeſchloſſen bleiben?

So lebt ich angenehm und im Wohlſtande. Fremde, die wenn nicht mir, einem andern Mädchen ihren Reichthum hingetragen haben würden, vermehrten mein Vermögen; Narren verfolgten mich, und drangen mir, ſo ſehr ich mich weigerte, ihre Börſe auf. — Aber ich wähle auch aus; ich bin, ſo wie Sie mich hier ſehn, aufs eifrigſte Demokratinn, und haſſe und verachte alles, was ſich Edelmann nennt; ſo habe ich Ihren Präſidenten immer mit dem größten Spott abgewieſen, ſo ſehr er ſich mir aufgedrängt hat. — Ich habe ſchon manchen Armen unterſtützt und mancher Familie aufgeholfen, und ſo kann ich nicht einſehn, warum ich nicht mit mir zufrieden ſeyn, ſondern mich für ein verworfenes Geſchöpf halten ſollte?

Sie ſind die liebenswürdigſte Philoſophinn von der Welt! rief Siegmund aus. Ich habe noch kein Frauenzimmer gefunden, deren Seelengröße ſich mit der Ihrigen meſſen dürfte.

Die Schöne drückte einen zärtlichen Kuß auf die ſchmeichelnden Lippen. — Ich habe Sie heut Abend kommen ſehn, ſagte ſie, und Ihnen bloß die Thür eröffnet, weil Sie mir gefallen, und weil ich Sie jetzt ſogar liebe, ohne Vortheil von Ihnen zu hoffen. Ich denke, meine Liebe iſt uneigennütziger, als die anſtändige Zärtlichkeit mancher Ehefrau.

Siegmund ward immer mehr bezaubert, er ſchloß ſie an ſein klopfendes Herz und überdeckte Wangen und Buſen mit feurigen Küſſen.

Ich habe einen Einfall! rief die Geliebte wie begeiſtert aus, ich habe einen Einfall, für den Sie mir gewiß danken werden. — Sie ſollen ſehn, daß ich nicht nur uneigennützig bin, ſondern daß ich mich auch aufopfern kann, wenn ich jemandes Freundinn bin. — Ich habe mir einmal vorgeſetzt, daß Sie hier in der Stadt bleiben ſollen, und ich will für Sie den unangenehmſten Schritt thun: ich will mich nämlich mit dem Präſidenten in Capitulation einlaſſen.

Siegmund konnte nicht Worte genug finden, ihr zu danken. — Sie gab ihm in derſelben Nacht noch zu mehrerem Dank Gelegenheit, und er verließ ſie, um ſich in ſeinem Gaſthofe von der philoſophiſchen Abhandlung zu erholen, die ihn etwas ermüdet hatte.

Es ward ſogleich zum Präſidenten geſchickt, der nicht zu kommen ermangelte. — Als ſich

Siegmund auszog, um zu Bette zu gehen, ſagte er zu ſich ſelbſt: Einem Freudenmädchen ſoll ich alſo vielleicht mein Glück verdanken? Nicht meinen Talenten und Kenntniſſen? — Aber ich verdanke es mir ja doch ſelbſt; meine Geſtalt hat ſie ja ſo für mich eingenommen. Es hätte mir wahrhaftig weniger Ehre gemacht, wenn ich bloß dem vornehmen Fürwort des langweiligen Generals, der mich nicht kannte und nicht beſonders leiden mochte, alles ſchuldig geworden wäre. — Ich bin nicht der erſte, und werde auch nicht der letzte ſeyn, der durch ein Frauenzimmer eine Stelle erhält, ſie geben uns als Säuglingen Milch und als Männern Brod, und es iſt gewöhnlich noch unerlaubter, durch eine verheirathete Frau verſorgt zu werden.

Er ſchlief bald ein und lag noch in ſüßer Ruhe, als ihn der Marqueur weckte und ihm ein Billet vom feinſten Poſtpapier überreichte. Noch ſchlaftrunken erbrach er es. Es war eine auſſerordentlich höfliche Einladung vom Präſidenten, ihm die Ehre ſeines Beſuchs zu gönnen, er habe geſtern vergeſſen, ſich nach manchen Umſtänden zu erkundigen, die ihn ſehr intereßirten.

Siegmund ſprang ſchon aus dem Bette, ehe er noch zu Ende geleſen hatte, ſeine geſtrigen Zweifel fielen ihm gar nicht einmahl ein; ſie waren während des Schlafens im Bette verloren gegangen. Er rief den erſten vorübergehenden Friſeur hinauf, zog ſich ſo eilig an, daß es dadurch eine Viertelſtunde länger währte, und lief trabend zum Präſidenten. Der Bediente führte ihn in das Schlafzimmer des gnädigen Herrn, der um Verzeihung bat, daß er ihn ſchon ſo früh inkommodirt habe. Siegmund wußte gar nicht, wie er die großen und ausgeſuchten Höflichkeiten beantworten ſollte. Der Präſident erklärte, daß er den Brief des Generals noch einmahl überleſen und ſich geſtern aus Zerſtreuung in der Perſon geirrt habe, er habe ſchon ſeit lange ſo viel von der Geſchicklichkeit und den unbeſchreiblich großen Talenten des Empfohlenen rühmen gehört, daß er ihm die verlangte Stelle unmöglich, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, abſchlagen könne.

Kurz, alles ward in dieſer Unterredung berichtigt; Siegmund war Rath, und miethete ſich ſogleich, als er den Präſidenten verließ, ſeine künftige Wohnung; forderte im Wirthshauſe die Rechnung, und erſchrack zwar nicht, aber erſtaunte doch ein wenig über die große Summe.

Alles ſchien hier in der Stadt ſein Gewerbe philoſophiſch zu treiben, denn als der Wirth das langgezogene Geſicht des Bezahlenden ſah, ſagte er ganz kalt: Man kann es unſer einem nicht übel nehmen, wenn man den Vortheil nimmt, wo man ihn findet; ich laſſe mir auch dafür etwas bezahlen, daß mein Gaſthof der beſte iſt, und jeder Eingehende kann doch nachher erzählen, daß er hier logirt habe. Ueber fünf Jahre ungefähr wird es auch hier etwas wohlfeiler ſeyn, denn ich denke, daß ich dann die Summe wieder werde erübrigt haben, um die mich einmal ein verkleideter Herzog betrog.

Der Bürger muß alſo auch bey ihnen die Schulden der Fürſten bezahlen? fragte Siegmund lachend.

Zum Glück iſt mein Gaſthof hier in der Stadt der einzig recht gute, fuhr der dicke Mann ungeſtört fort; ich habe daher die Summe, auf die ich hoffe, ſchon ſo gut wie in der Taſche. Der Goldſchmied iſt ein Narr, der das abfallende Silber nicht ſammelt.

Die Rechnung ward quittirt, Siegmund zog aus und in ſeine neue Wohnung.

Als er auf den Mittag wieder im Gaſthofe aß, ſprang ihm der kleine Bellmann in die Arme, und freute ſich, daß ein ſo würdiger Mann die erledigte Stelle erhalten habe. Seine Freude war ungeheuchelt, denn er hatte die Ausſicht, in wenigen Wochen mit einem andern eben ſo einträglichen Amte bekleidet zu werden.

Der Zeitungsſchreiber machte in ſeinem Blatte einen großen Artikel aus der Ankunft und Einführung des neuen Raths.

Siegmund, der Präſident und das Mädchen lebten ſeit der Zeit in der größten Eintracht; die Schöne ſtimmte ihr demokratiſches Gemüth etwas ariſtokratiſcher, und ſchon am folgenden Tage ſah man den Präſidenten in der Geſellſchaft Siegmunds reiten. Siegmund that ihm den Gefallen, nur wenig zu ſchließen, und mit dem Pferde etwas ungeſchickt umzugehen. Der Präſident gab ihm viele Regeln; Siegmund dankte und lernte beſſer reiten.

Der General antwortete auf das Dankſagungsſchreiben des Raths: er habe wohl gewußt, daß es der Präſident nicht wagen würde, ſeine Empfehlung nicht zu beachten. —

Dies ſind die beiden merkwürdigſten Lebenstage aus Siegmunds Geſchichte. — Der Leſer, der nur ein halb gutes Buch über die Moral geleſen hat, wird leicht die ſchlecht erfundene ſophiſtiſche Charrade auflöſen können; folglich braucht ſich der Verfaſſer gar nicht weiter darüber zu erklären, daß er die aufgeſtellten Perſonen nicht für Ideale auszugeben geſonnen ſey.

Ich bitte auch den Leſer wegen der Weitläuftigkeit um Verzeihung; dieſe Geſchichte war für das Magazin der Erfahrungsſeelenkunde beſtimmt; und daher waren alle Erſcheinungen der Seele wichtig und bemerkenswerth.

Jede Erzählung beſteht aus einer Reihe von Beſchreibungen, je kleiner der Umfang der Geſchichte iſt, deſto spezieller müſſen die Beſchreibungen ſeyn, wenn ſie irgend einiges Intereſſe erwecken ſollen. Ob das Intereſſe erreicht oder verfehlt ſey, ziemt dem Leſer, nicht dem Verfaſſer, zu entſcheiden.

XXII.

In einer Stadt, wo man ſchon ſehr früh, um die Aufklärung zu befördern, Leſebibliotheken etablirte, damit die Jugend, ſo wie ſie leſen könne, lerne, wie man lieben und verzweifeln, deklamiren und tragiren, auch wie man zärtliche Dialogen führen müſſe, um ſich und andere Menſchen zu ennuyiren; in dieſer Stadt, wo man im zwölften Jahre Verſe machte und im vierzehnten die Dichter Deutſchlands vom erſten bis zum letzten an den Finger herrezenſiren konnte, in dieſer Stadt alſo (ich wette, man weiß nicht, welche von den größern Städten ich meine), lebte **Hartmann**, ein alter reicher Kaufmann, den die jungen Leute geitzig nannten, weil er ſich ſimpel trug und kein

Mitglied ihrer Reſſourcen war, man ihn auch nie auf einem Caffehauſe Billard ſpielen ſah, ſo viele auch dicht um ſeine Wohnung angelegt waren: alte Leute nannten ihn einen Sonderling, weil er faſt mit Niemand in der Stadt Umgang hatte, ſondern ſich immer nur mit ſich ſelber beſchäftigte. Und in der That mögten wohl die meiſten meiner Leſer dieſen Mann einen Sonderling nennen, wenn ſie ihn erſt etwas näher kennen werden.

Hartmann hatte in ſeinen jüngern Jahren viele Reiſen gemacht, und war dabey mit mancherley Menſchen in Bekanntſchaft gerathen, er hatte viel gelebt, und ſich mit in den bunten verworrenen Zirkeln gedreht, aus denen das ſeltſame Ding vom menſchlichen Leben gebildet iſt. Er hatte hundert Freunde treulos und eigennützig; tauſend Bekannte albern und langweilig; dreytauſend Frauenzimmer koquett und ohne Herz gefunden, ſo daß ihm, als er älter ward, der Umgang mit Menſchen anekelte. Er etablirte eine Handlung und ſpekulirte kaltblütig und gut, ſein Vermögen wuchs mit jedem Jahre, und um einen Erben ſeines Geldes und ſeiner Handlung zu haben, heirathete er ein unbefangenes, einfältiges Mädchen, die ihm nach zwey Jahren einen Sohn zur Welt brachte, nach dem er ſich geſehnet hatte. Von dieſer Zeit an bekümmerte er ſich wenig um ſeine

Frau, er hatte keine Freunde und Bekannten, ſondern lebte gewöhnlich in einem verſchloſſenen Zimmer unter ſeinen Rechnungen und Büchern, mit denen er ſich den ganzen Tag über beſchäftigte. Es iſt ausgemacht, daß einen Menſchen, deſſen Seele beruhigt iſt, nichts ſo ſehr anzieht, als ſeine Arbeiten, ſie mögen nun beſtehn, worin ſie wollen, er bildet ſich nach und nach eine Welt um ſich her, die ihn in der Einſamkeit einzig und allein unterhält. Viele Leute, die dieſe Selbſtbeſchäftigung nicht begreifen konnten, und gern irgend etwas Wunderbares erzählen mogten, vertrauten daher jedem unter dem Siegel der Verſchwiegenheit: der alte Hartmann ſey eigentlich ein Goldmacher.

Die Frau Hartmann war ſich alſo mit ihrem Sohne Ulrich ganz ſelber überlaſſen, ſo daß ſie ihn erziehen und verziehen konnte, wie ſie nur wollte. Sie hatte einen eignen kleinen Schrank voll empfindſamer Erziehungsſchriften mitgebracht, deren Theorie jetzt bey dem Knaben praktiſch angewendet wurde.

Dieſer Ulrich iſt der Held der gegenwärtigen Geſchichte, und man bittet den Leſer, ihn ſchon in ſeiner Kindheit genau zu beobachten. Da er der einzige Sohn war, ward er von den Muhmen und Vettern der Mutter natürlicherweiſe für ein

Genie erklärt, er konnte ſich ſchon, noch eh er ſprechen lernte, allein in die Speiſekammer finden, und als er ſich die menſchliche Sprache erworben hatte, wußte er ſehr geſchickt den Diebſtahl der eingemachten Sachen, die man vermißte, von ſich abzulehnen und auf das Geſinde zu ſchieben.

Hartmann hatte in der Stadt nur noch einen einzigen Verwandten, den er je zuweilen ſah, einen abgedankten und auf Penſion geſetzten Offizier, und von dieſem hatte der junge Sprößling eben den Vornahmen Ulrich empfangen.

Hätte der alte Hartmann einigen Geſchmack gehabt, oder nur im Triſtram Shandy das Kapitel von den Nahmen geleſen, ſo würde er gewiß nicht ſo unbeſonnen geweſen ſeyn, ſeinem Erben aus bloßer Höflichkeit einen Nahmen von ſo übler Vorbedeutung zu geben. —

Es iſt ſeltſam, wenn man bedenkt, was ſich die Menſchen einander für Höflichkeiten erzeigen. Hartmann nannte ſeinen Sohn Ulrich, und bedachte dabey nicht, daß er ſeinem Freunde, dem auf Penſion ſitzenden Offizier, den Charakter, ja das Glück von vielen Jahren ſeines Sohnes aufopfere. Denn in keiner Sache kann ich ſo ſehr mit dem alten Shandy ſympathiſiren, als eben in ſeiner wunderbaren Theorie über die Nahmen; ich halte nicht nur alles für wahr, was ſein Sohn in dem bekannten Kapitel ſchreibt, ſondern ich bin ſogar oft in Verſuchung gekommen, dieſes Kapitel beſonders abdrucken zu laſſen, und es mit einem Commentar und neuen Zuſätzen zu verſehen. Ich könnte daher hier ſehr weitläuftig ſeyn, wenn ich nicht den Unwillen meiner Leſer befürchten müßte, die gewiß von allen ſogenannten Schwärmereyen abgeſagte Feinde ſind. — Ich will nur zu bedenken geben, welche ſonderbaren Eindrücke in der Seele eines Kindes entſtehen müſſen, wenn es ſich immer mit einem dumpfen Laut, wie ein verzauberter Geiſt, Ulrich gerufen hört, wenn es dieſen ſeltſamen Klang mit dem Begriff ſeiner Ichheit verbindet: ob dies nicht einen Einfluß auf das ganze Leben des Menſchen haben muß, und ſich daraus tauſend Charakterzüge nach und nach entwickeln können, die man ſonſt gewiß nicht an ihm finden würde. Man bedenke nur, an welche Zufälligkeiten ſich der zarte Kindergeiſt anlehnt, und die nach und nach ſeine Originalität bilden, um zu finden, daß es nicht ganz und gar Narrheit war, was die Weisheit des alten Shandy ſprach. — Aber ich weiß ſchon, daß alle ſolche Bemerkungen, und ſelbſt noch tiefer geſchöpft, für meine eigenſinnigen Landsleute verloren ſind; ich werde gewiß auch künftig noch zu meiner innerlichen Kränkung die Nahmen Conrad, Peter, Ulrich, Gottlieb u. ſ. w. hören, und ich bedaure ſchon im voraus alle chriſtlichen Kinder, die man bey der Taufe mit dieſen ominöſen Nahmen, wie mit einem Bannfluche, belegt.

In Campens Kinderbibliothek lernte der junge Ulrich leſen, auch wurden ihm oft gute und erbauliche Kupferſtiche vorgehalten; man hielt ihm die großen Muſter einiger Kinder von Gretchen, Minchen oder Wilhelmchen beſtändig vor Augen; auch wurde ihm die Moral und Religion in nuce beygebracht, und der Knabe wuchs und gedieh, und es fehlte weiter nichts, als daß man ihn in Kupfer ſtechen und eine Epopöe in Hexametern auf ihn machen ließ.

Ein junger Menſch, mit Nahmen Seldemann, ward in dem Hauſe bekannt, und ſein zartes Herz fühlte ſich vom erſten Tage zu der hoffnungsvollen Pflanze hingezogen. Er kam unlängſt von der Univerſität, und hatte einen Dornenſtock, abgeſchnittene Haare, viel Weltkenntniß und wenige Hefte mitgebracht: er war jetzt über Deſſau gekommen, um das weltberühmte Philanthropin in Augenſchein zu nehmen, und ſein Herz ſchlug ſo gewaltig, als er die Meritentafeln mit goldenen Punkten, die Ordensbänder und das Privattheater, die Uniform und das Voltigirpferd ſah, daß er das Gelübde that, wenigſtens im kleinen eben ſo viel zu wirken, wenn es ihm etwa nicht gelingen ſollte, in's Große zu gehn.

Gottlob, daß alle dieſe Narrheiten, von denen ich hier ſpreche, nun in die Polterkammer geworfen ſind, wo ſie bald mit ſo dickem Staube werden überzogen werden, daß man ihre eigentliche Farbe und Geſtalt gar nicht erkennen kann, daß unſere Nachkommen uns nicht werden glauben wollen, wenn wir ihnen von den wunderſeltſamen Fratzen erzählen, die wir erlebt haben. Nirgends zeigt ſich mehr Mannichfaltigkeit, nirgends größere Abwechslung, als in den menſchlichen Narrheiten; wer kann die gedrängte Schaar zählen und überſehn, die ſeit funfzig Jahren allein unſer Deutſchland durchzogen hat? Das Füllhorn leert ſich immer wieder von neuem und wird doch nicht erſchöpft, Dichter und Rezenſenten, Pädagogen und Philoſophen, Kleiderthoren und Jakobiner, Aufklärer und Schwärmer, Betrüger und Betrogene, Feuillants und Terroriſten, Journale und Zeitungen, Fauſts Geſundheitskatechismus und die Debatten für und gegen die Hoſen, — und alles *zum Beſten der Menſchheit!* Da ſich jetzt von allen Seiten ſo viele Aerzte hinzudrängen, ſo ſollte man faſt auf den Gedanken kommen, daß ſie in den letzten Zügen läge, ſo daß man nur noch in der Eil alle möglichen Mittel aufbieten müſſe, um ſie zu retten. Aber die Menſchheit krankt eigentlich nur an dieſen unberufenen Aerzten, es geht ihr wie den Staaten, wo oft die Mitglieder allen Unfug anrichten, die ſie regieren und verbeſſern wollen. — Doch damit nur etwas wirklich Heilſames zum Beſten der ganzen Menſchheit geſchehe, will ich in meiner erzmoraliſchen Erzählung fortfahren, und mir nicht durch unnütze Anmerkungen unter meinen eigenen Leſern einen Haufen von Feinden erwecken.

Alſo Herr Seidemann erbarmte ſich des jungen Ulrich, und erhob ihn zum Stande eines ordentlichen kultivirten Menſchen. Er lehrte ihn ſchreiben und rechnen, die Anfangsgründe der Sprachen, wobey der Lehrer die ſo oft geprieſene Bemerkung an ſich machte: docendo discere. Als der Jüngling anfing, zuweilen nach der Aufwärterinn zu ſchlagen, oder den Hund unter dem Tiſche heimlich mit dem Fuße zu ſtoßen, ſuchte der Pädagoge, mit zartem Sinne, dieſe Kraftäußerungen zu ihrem wahren Endzweck zu lenken.

Manche von den alten epikuriſchen Philoſophen ſind der irrigen Meinung geweſen, der Menſch ſey da, um zu trinken und zu eſſen, worüber ſie denn längſt ſind belehrt und zurecht gewieſen worden. Die neuern Pädagogen beſonders nahmen an, der Menſch exiſtire, um ſich zu bewegen: daher muß vor allen Diggen die

Theorie, wie man ſich am beſten bewegt, um die Geſundheit der Menſchen zu bewahren, in's Reine gebracht werden. Die Kunſt ſich Bewegung zu machen, iſt nicht ſo leicht, als es auf den erſten Anblick ſcheinen dürfte, ſie ſcheint zwar jedem Menſchen angebohren und noch leichter, als die Kunſt zu ſprechen; aber wie wenige Menſchen ſprechen gut, und wie wenige bewegen ſich auf die wahre Art? Unſerm erleuchteten Zeitalter (das dem Herrn **Guthsmuth** gar nicht genug dafür danken kann) war es aufbehalten, ein eignes ſchönes Buch nach Capiteln und Abſchnitten darüber zu bekommen, und ſo die natürliche Leibesbewegung zu einer **Wiſſenſchaft** zu erheben.

Von der Kunſt alſo zu laufen und zu ſpringen, ſo wie vom Balgen und Voltigiren, hatte Herr **Seidemann** wenigſtens oberflächliche, encyklopädiſche Kenntniſſe, die zwar nicht gründlich, aber doch auch nicht völlig zu verachten waren. Er hatte überhaupt einen kompendiöſen Auszug von der jezzigen kompendiöſen Bibliothek aller Wiſſenſchaften im Kopfe, und dies war die Urſache, daß er nicht ſo ſchwer an ſeiner Gelehrſamkeit zu tragen hatte, wie es wohl vielen unſrer altfränkiſchen Gelehrten geht, die das menſchliche Wiſſen noch gern en masse handhaben.

Madam Hartmann war von dem jungen Manne entzückt, denn er kam ihr wie ein Heyland vor, der die Welt von Stock und Ruthe, von Buchſtabiren und Pedanterie erlöſen würde; ſie betrachtete ihn als einen Engel, der ihr ausdrücklich vom Himmel geſchickt ſey, um aus dem kleinen Ulrich das kräftigſte Urgenie zu bilden, das nur jemals in Deutſchland auf Stelzen gegangen iſt.

Seidemann machte in der Stadt erſt Aufſehen, und dann viele Bekanntſchaften. Die Damen wurden beſonders durch das runde Haar entzückt, welches damals noch nicht ſo gewöhnlich war, als jetzt, wo es ſich ſelbſt Leute zu tragen unterſtehn, die keine Genies ſind; Seidemann kam allen als ein wunderbarer Menſch vor, und wenn ſie die kräftigen Bücher laſen, die damals Mode waren, in denen ſich mehr Apoſtrophen als Buchſtaben fanden, ſo glaubten ſie im Stillen, ſie wären von dieſem wunderbaren Candidaten. Bald erhielt er in vielen der angeſehenſten Häuſer Zutritt, und jemehr in ſeiner Abweſenheit die alten Männer die Köpfe über ihn ſchüttelten, um ſo mehr gewannen ihn die Frauenzimmer lieb; denn je mehr einer ein determinirter Narr iſt, um ſo mehr macht er Glück bey dieſem Geſchlecht, weil ſie ſich dann vor einem ſolchen um ſo weniger zu geniren brauchen, und ein Hausfreund in einem Hauſe, wo ſich Frauenzimmer befinden, und ein Narr, ſind in unſerm modernen

Dialekte ganz gleich bedeutende Worte. — Es währte nicht lange; ſo bekam der Wundermann in mehrern Familien die Direktion der lieben Jugend, an der er zur Erbauung der Eltern und zum Schrekken der Großväter, unter Gotteshülfe friſch darauf los erzog. Er gab ihnen keinen beſtimmten Unterricht über irgend eine Wiſſenſchaft, ſondern er hatte nur die allgemeine Aufſicht und Herrſchaft über die ganze Erziehung, er ſtand wie mancher Premierminiſter an der Spitze, ohne von den Details unterrichtet zu ſeyn; er konnte weder Franzöſiſch noch Latein, weder Fechten noch Tanzen, weder Springen noch Voltigiren, aber er gab doch mit einem wahren Rezenſenteneifer in allen dieſen Dingen den gründlichſten Unterricht. — So wuchs die Jugend der Stadt unter Springen und Laufen auf, und ward groß und rüſtig, philoſophiſch und luſtig, und es hatte dabey den Anſchein, als wenn ſich Seidemann ein ganz artiges Vermögen ſammelte.

Der alte Hartmann wußte von dieſem Unfuge nichts, denn er bekümmerte ſich nicht weiter um ſeinen Sohn, außer, wenn er etwa krank war, in welchem Falle er ſich ſehr fleißig nach ihm erkundigte; er wunderte ſich zwar manchmal über deſſen wunderliche Geberden und Ausdrücke, aber er ſchrieb alles auf die Rechnung der großen Jugend, und blieb ohne Sorgen. — Doch es iſt Zeit, daß wir uns zum jungen Ulrich ſelber wenden.

Ulrich verachtete unter der Anführung ſeines Lehrers nicht nur alle Einwohner der Stadt, ſondern auch alle Gelehrten und ſelbſt alle Wiſſenſchaften. Wenn er irgend einen naſeweiſen Satz debitirt, und ihn ſein Lehrer dabey recht unmäßig gelobt hatte, ſo kam er ſich größer vor, als Cicero und Ariſtoteles. Sein Lehrer ſparte nichts, ihn ſchon recht früh zur edlen und freyen Kunſt der Impertinenz anzuführen, vermittelſt deren ſo manche unbedeutende Leute imponiren, und ſchon oft ihr Glück gemacht haben, er zeigte ihm, daß in unſerm Zeitalter das eigentliche Leben nur in der Lebensart beſtehe, und daß Lebensart nichts weiter ſey, als daß man im Stillen bey ſich ausmache: man ſey der vollkommenſte Menſch auf Erden, und ſo untrüglich, wie weiland der Pabſt, oder jezt die kantiſche Philoſophie; auf dieſe Art könne man nie in Verlegenheit geſetzt werden, und die Menſchen im Allgemeinen würden vor einem ſolchen Weſen ſtets eine heimliche Achtung haben, und im Allgemeinen müſſe man die Menſchen immer nehmen, wenn man mit ihnen zurecht kommen wolle, der Ausnahmen die es etwa gäbe, wären ſo wenige, daß es nicht der Mühe werth ſey, ſie zu ſtudiren.

Dieſe kompendiöſe Menſchenkenntniß ſuchte ſich Ulrich tief einzuprägen, um in vorkommenden Fällen nach ihr zu handeln. Er war der hauptſächlichſte und Lieblingsſchüler des Seidemann, daher vertraute ihm dieſer, daß er bloß dieſer Art von Philoſophie ſein Glück zu verdanken habe, alle Menſchen wären Narren, die einen ſo, die andern anders, man müſſe ſich, ſo viel man könne, in jeden ſchicken, damit dieſer ſich wieder nach uns bequeme. — Dieſe Geſtändniſſe waren nur die Vorboten von andern, die für beyde Partheien ungleich wichtiger waren.

Eine Fähigkeit, auf die ſich der Pädagoge faſt am meiſten zu Gute that, war ſeine Kunſt zu deklamiren, er hatte einmal etwas darüber gehört und geleſen, ohne es zu verſtehen, und ſeine erhaſchte Theorie raſch auf die Praxis angewendet. Er gab der ganzen Stadt einmal gegen ein billiges Eintrittsgeld die Freyheit, ihn zu bewundern, als er ſich bey einigen Stellen von Klopſtock und Schakſpear außerordentlich angriff, und acht Tage hindurch von einem heftigen und hartnäckigen Katharr zu leiden hatte; er malte mit Händen, Füßen und Mienen, und fand darinn den Unterſchied zwiſchen einem Maler oder Bildhauer und einem Schauſpieler. Alle Zuhörer hatten Mitleiden mit dem armen Menſchen, der ſich zu ihrem Beſten ſo abquälte, und im folgenden Monate hatte Seidemann zwölf Eleven mehr.

So einfältig manche Menſchen ſind, ſo haben doch dieſe grade oft eine große Portion von Lebensklugheit. Der verdiente Pädagoge ſah ein, daß ihn nichts ſo ſehr halte, als daß er bis jetzt keinen Nebenbuhler habe, der es ihm in dieſer oder jener Narrheit zuvor thue, er hielt es daher für nöthig, ſich von einem Vierteljahr zum andern wieder aufzufriſchen, um nicht ein abgeſtandenes Gewicht zu werden, und dann ſelbſt von einem noch fadern Narren verdrängt zu werden: er ſetzte daher einen Plan ins Werk, den er ſchon lange heimlich bey ſich genährt hatte.

Es war damals die Zeit, als man der lieben Jugend zum Beſten auf Privattheatern mancherley Schau- und Trauerſpiele auf eine jämmerliche Art darſtellte, um ſich gegenſeitig in der Kunſt gerührt zu werden, zu üben. Seidemann hatte ein Projekt, in der Stadt ein Nationaltheater ganz heimlich zu errichten, ohne daß die deutſche Nation ein Wort davon wüßte, er hatte die Stücke ausgeſucht, die geſpielt werden ſollten, ſo wie die Rollen, die er ſich zu übernehmen getraute, und es fehlte nun nur noch an den übrigen Acteuren.

Ulrich war der erſte, dem er zu ſeiner Entrepriſe engagirte. Er wußte es dieſem ſo annehmlich zu machen, wie ſchön es ſey, ſich in die verſchiedenen überaus edlen Charaktere hinein zu ſtudiren, wie nöthig, um ſich auszubilden, wie dieſe ganze Uebung der Seele einen neuen Schwung gebe, und wie man Minne, Geberdenſprache und Gedächtniß zu gleicher Zeit vervollkommene, erwähnte dabey der Thränen, die man aus den ſchönſten Augen locke, kurz er ſtellte ihm alles ſo paradieſiſch vor, daß Ulrich, der ein ziemlich ſtammhafter Junge geworden war, ſich nur gleich einen niederträchtigen Menſchen herwünſchte, den er nach einer ausgelernten Rolle im Edelmuth übertreffen könnte.

Mehrere Eleven wurden überredet, an dieſer herrlichen Uebung Theil zu nehmen, und da es ſo außerordentlich nützlich ſeyn ſollte, fanden ſich bald auch verſchiedene Frauenzimmer, die ſich gern dazu verſtehn wollten, vor den Augen einer anſehnlichen Zuhörerſchaft, von ihren begeiſterten Liebhabern angebetet zu werden. — Der wahre Zuſammenhang der Sache, der auch dem geliebten Ulrich eröffnet wurde, war aber dieſer: Seidemann hatte ſich bey ſeinen pädagogiſchen Bemühungen in ein Mädchen aus einer angeſehenen Familie verliebt, das er noch immer nicht, trotz allen ſeinen Bemühungen, hatte ſprechen können, er glaubte Mittel zu finden, ſie in das Garn ſeines Theaters zu treiben, und ſo ihre Bekanntſchaft zu machen. Ulrich machte ſeiner Seits die Bedingung, daß Louiſe Wallmuth eine der mitſpielenden Perſonen ſey, woraus denn Seidemann den politiſchen Schluß zog, das Herz des Jünglings ſey nicht mehr frey, eine Entdeckung, die ihm außerordentlich angenehm war.

Und wie oft haben wir es nicht gehört, und in Büchern geleſen: daß die Liebe eigentlich den Menſchen erziehen müſſe? Der Pädagoge kann nichts weiter thun, als ihn aus dem Groben hauen, wie Dädalus, und es iſt ſchon immer bewundernswürdig viel, daß ein ſolches erzogenes Weſen zu gehen und zu ſprechen ſcheint, die Liebe aber ſetzt erſt den Meiſel eines Phidias und Praxiteles an ihn, und bearbeitet die unbeholfene Maſſe. Erzieher können daher nicht genug damit eilen, daß ſich ihre Zöglinge irgendwo verlieben, weil ſie dann die bequemſten Ferien haben, und ein wahrer Erzieher braucht dann nur zu zuſehn, und der begierigen Welt die Wunder aufzuſchreiben, die er erlebt. — Seidemann verſprach ſich alſo jetzt von ſeinem theuren Eleven ein ordentliches Feſt, er beſchloß für einen künftigen Erziehungsroman alle intereſſante Erſcheinungen zu ſammeln, und dabey in ſeiner Liebe ein Vertrauter, Tröſter und Rathgeber zu ſeyn. Denn eine Liebe ohne Unglück iſt eben ſo undenkbar, wie eine Revolution, wie die Leute behaupten, ohne Blutvergießen.

Alles ward bald eingerichtet, die Mütter gaben ihre Töchter gern hin, damit die ganze Stadt nur Gelegenheit hätte, ſie zu bewundern, ja einige Mütter übernahmen ſelbſt die ältern Rollen, damit das patriotiſche Unternehmen ja guten Fortgang hätte.

Man eröffnete die Bühne mit einem empfindſamen Familiengemälde, in welchem Seidemann den erſten Liebhaber, und ſeine Geliebte die Heldinn des Stücks machte. Ulrich ſpielte einen dummen Jungen zur Freude aller Zuſchauer, und er that ſich auf das Lob, das er einarndete, nicht wenig zu Gute. Der alte Hartmann wußte kein Wort von den Fortſchritten, die ſeine Vaterſtadt jetzt in der Kultur machte, und daß deren im Modejournal auf eine rühmliche Art Erwähnung geſchehen würde.

Alle Schauſpieler konnten nach geendigtem Stücke nicht ſchlafen, jeder berechnete die Rollen, in denen er noch würde glänzen können, ein jeder hatte die Hauptrollen, und in dieſer Nacht lag ſchon die Quelle aller künftigen Gezänke und Streitigkeiten.

Livius Andronikus kann in Rom nicht mehr Aufſehn gemacht haben, als Seidemann in dieſer Stadt. Man hielt ihn für mehr als Garrick, man ſtellte ihn höher als den lateiniſchen Roſcius, und einige ahndende Seelen ſahen in ihm das Genie, das einſt alle übrigen in Deutſchland verdunkeln würde.

Ulrich näherte ſich während der Proben und beym Aufführen hinter den Couliſſen ſeiner geliebten Louiſe immer mehr, und ſie ſchien ihm gar nicht abgeneigt zu ſeyn, es währte nicht lange, ſo führte man ſehr zärtliche Geſpräche, indeß andre auf dem Theater gehalten wurden, und über eine kurze Zeit wollte Ulrich aus dem komiſchen Fache in das Fach der erſten Liebhaber übergehn.

Da entſtanden nun viele Streitigkeiten mit Seidemann, der ſich ſeine Rollen nicht wollte nehmen laſſen, vorzüglich da Mademoiſelle Stolbein immer die Liebhaberinn machte. Er wollte ſeine Autorität beweiſen, aber der hartnäckige Ulrich achtete nicht darauf. Die Republik würde ſich gewiß durch innerliche Bürgerkriege aufgezehrt haben, wenn nicht grade damals zum Glück einige andre Stücke erſchienen wären, in denen es wenigſtens fünfen bis ſechſen gegeben war, vor ihren Herzgeliebten niederzuſtürzen, ewige Treue zu ſchwören, abzuſtürmen, und dergleichen mehr. Die Rezenſenten, die dieſe Stücke ſo ſehr herabgewürdigt haben, ſind gewiß nicht darauf gefallen, welchem Unheil ſie bey ſo man=

manchem deutſchen Privattheater Einhalt gethan haben.

Ich will hier dem Leſer eine große Entdeckung mittheilen, die ich ſo eben gemacht habe: daß ich nämlich in dem klaſſiſchen Werke des Ovidii. de arte amandi, eine große Lücke ausfündig gemacht habe.

Iſt es nicht zu verwundern, daß dieſer große Kopf in ſeinen Vorſchlägen, in der Kunſt der Minne Terrain zu gewinnen, das Comödienſpielen gänzlich ausgelaſſen hat? Nur Eine Hypotheſe kann ihm zur Entſchuldigung dienen, daß nämlich das Leben der alten lateiniſchen Menſchen vielleicht nicht ſo, wie das unſrige, mit Privatkomödien ausgeflickt war, ſie hatten bis auf Nero ein öffentliches Theater, und öffentliche Schauſpieler, und dieſer grauſame Kaiſer iſt gleichſam als der Ahnherr aller Privatkomödien anzuſehn, ſo wie er auch der erſte Chriſtenverfolger war, und überhaupt Zeit ſeines Lebens nichts Gutes geſtiftet hat. In unſerm Zeitalter ſind Privatkomödien die wahren Stützen armer Verliebten, und es iſt eine ſchöne Erfindung, daß ſie ſich ihre Herzensmeinung vor hundert Zuſchauern ſagen dürfen, die dabey noch gerührt ſind, und in die Hände klatſchen, wohl gar zur Aufmunterung ein Bravo rufen, welches in unſern Conzerten und Schauſpielen eben ſo zur

Sache gehört, wie der Colofonium und die Illumination; der größte Vortheil iſt aber der, daß ſolche verliebte Seelen in der Fülle ihres Herzens ihren armen Kopf nicht noch oben ein anzuſtrengen brauchen, ſondern das alles im Buche ſteht, was ſie ſich etwa zu ſagen haben könnten. Man ſehe darüber nur die rührenden Stellen in der Klara du Pleſſis. — Der Liebhaber muß nur immer auch in der Komödie in ſeine Angebetete verliebt zu ſeyn ſuchen, je herzhafter die Rolle geſchrieben iſt, je mehr erweicht ſie ſich für ihn, gleichgültige Rollen, vorzüglich aber komiſche, thun ihm außerordentlich vielen Schaden, und vor dieſen muß er ſich, ſo wie vor den Spitzbuben und Betrügern, in den Stücken hüten, eben ſo vor den feigen Charakteren: iſt ein Liebhaber aufzutreiben, der muthig oder wohl gar ein Held iſt, ſo muß er ſich dieſen auf keinen Fall nehmen laſſen, denn dann geht er in die Gunſt ſeines Mädchens gleichſam mit Meilenſtiefeln hinein; die Rollen, in denen geküßt wird, ſind nicht mit Gold zu bezahlen, und Kotzebue hat hauptſächlich für die Privattheater gearbeitet, die ihn daher auch nicht genug ſpielen und loben können. — Ich habe dieſe wenigen ſcharfſinnigen Bemerkungen nicht unterdrücken wollen, weil ſie, wie geſagt, im Ovid und in allen Büchern über daſſelbe Sujet, die ich kenne, gänzlich fehlen.

Ulrich und ſeine Louiſe ſpielten ſich alſo mit jedem Tage in das Verliebtſeyn mehr hinein, er machte alle leidenſchaftlichen Scenen außerordentlich rührend und beweglich, wenn er auf die Knie ſtürzte, ſo wankte das ganze Theater, und in dem Fußſtampfen hatte er ſich eine Fertigkeit erworben, in der es ihm ſchwerlich irgend ein Held oder Tyrann der deutſchen Bühnen gleich thun wird. Seine Mutter hatte eine herzliche Freude an ihm, und ſchluchzte manchmal laut, wenn es wohl vorkam, daß er ſich zu ermorden drohte, oder andre ehrliche Leute umbrachte, und ſich denn zuletzt ſelber erſtach: ein andermal hatte ſie dann wahre Hochachtung vor ihm, wenn er alle übrige Menſchen in der Großmuth übertraf, oder ſehr viele kindliche Liebe zeigte, und ſie, und alle Mütter fanden das Comödienſpielen außerordentlich moraliſch, weil doch in den jungen Leuten überflüßige gute Geſinnungen auferweckt würden, denn es waren damals manche von den modernen Stücken noch nicht geſchrieben, die die Vorurtheile ſo gewaltig bekämpfen, und gegen die unſre Eltern daher ſo heftig eifern.

Louiſe und Ulrich, ſo wie Seidemann und Mademoiſelle Stolbein führten nun eine Parallelliebe neben einander, die ich nicht zu ſchildern unternehme, ſo ſehr ſich auch vielleicht meine Leſerinnen einen ſolchen Plutarch des menſchlichen Herzens wünſchen würden. Ich kann bloß ſagen, daß ſie ſterblich in einander verliebt waren, ſich ewige Treue ſchwuren, und Stellen in Romanen anſtrichen, die wie auf ſie gemacht waren.

Der junge Ulrich ſollte nun zur Handlung angeführt werden, weil es endlich Zeit war, daß er ſich zu irgend einer Lebensweiſe beſtimmte, allein er hatte ſich ſo an eine poetiſche Exiſtenz gewöhnt, daß ihm dies proſaiſche Leben, als rechnen und Briefe ſchreiben durchaus nicht behagen wollte, er behauptete, daß es unendlich leichter ſey, dreymal in einem Tage edelmüthig zu handeln, als nur Eine Stunde die Buchhalterkunſt zu ſtudiren, er bejammerte die goldnen Kinderjahre, die ihm ſo plötzlich unter den Händen fortgekommen waren, und recitirte, wenn er allein war, lange Stellen aus den Tragödien, um ſich zu ennuyiren und ſo mittelbar zu tröſten. Denn die Leute, die die Langeweile für eine eben ſo unnütze Gabe des Himmels halten, als Fliegen und Mücken, haben nicht bedacht, daß in ihr nicht nur aller Troſt im Leiden, ſondern auch das einzige Motiv der menſchlichen Thätigkeit liegt. Wenn die Menſchen lange genug ihr Unglück empfunden haben, ſo fängt es an, ihnen langweilig vorzukommen, ſie greifen zu den Zerſtreuungen, die Zerſtreuungen werden ennuyant, und ſie fangen an zu arbeiten, bis ihnen die Arbeit Langeweile macht, und ſie eine Weile müßig gehn; da nun der Müßiggang grade der einförmigſte Zuſtand von der Welt iſt; ſo fangen ſie wieder an thätig zu werden, oder ſie fallen zur Abwechſelung in ein neues Unglück, und ſo geht es immer im Zirkel herum. Die alte griechiſche Mythe von der Jo und ihrer Bremſe habe ich immer für eine Allegorie auf die Menſchen gehalten, die unaufhörlich von der Langenweile verfolgt werden, ſo daß ſie mit ihnen zu Pferde und in den Wagen ſteigt, unter dem Arbeitstiſch ſitzt, und laut gähnt, und mit ihrem Löffel zuerſt in die Suppe greift. Es iſt die Frage, ob dieſen unglücklichen Menſchen ſelbſt das Sterben als eine Abwechſelung vorkömmt, für ſie iſt doch die Zeit gewiß nicht ein bloßer Verſtandesbegriff, ſie ſind unter den Menſchen die Uhren mit ungeheuren langen Penduln, die langſam und ſchläfrig fortſchwingen, und auf dem kleinen Zifferblatt ihre Exiſtenz die Zeiger ganz unmerklich rücken. So wie Prometheus ſeinen geſtohlnen Funken in einen Feuerſtahl verſteckte, ſo ſind dieſe Menſchen nur lebendige Schachteln, die die größten Geſellſchaften hinlänglich mit der nöthigen Langeweile verproviantiren können, und die auch zu dieſem Endzweck immer ordentlich mit eingeladen werden, ja, um auch noch dem ſpätern Enkel nützlich zu werden, ſchreiben ſie oft dicke Bücher, und ſtreuen in der Zukunft und im gegenwärtigen Zeitalter den Neſſelſaamen aus, und aus dieſem ächt patriotiſchen

tiſchen Geſichtspunkt muß man, glaube ich, die Geſprächsromane Heinrich der Vierte, und Friedrich mit der gebiſſenen Wange anſehn, eben ſo die meiſten unſrer gangbaren Journale, und es ſteht zu vermuthen, daß dieſe nützlichen Inſtitute ſich von Jahr zu Jahr vermehren werden, bis die Sündfluth der allgemeinen langeweile Städte und Dörfer überſchwemmt hat.

Hartmann glaubte gar nicht, daß es möglich ſey, bey Rechnungen und beym Buchhalten Langeweile zu empfinden, er bekümmerte ſich daher gar nicht um die verdrüßliche Geſichter, die er wohl zuweilen an ſeinem Sohne wahrnahm, ſondern arbeitete immer fort, und ließ dieſen weiter ſtudiren; er wußte nicht, daß die Seele des jungen Ulrich ſich ſchon zur Verzweiflung neige.

Es wurden jetzt ſeltner Stücke aufgeführt, und er ſah daher ſeine Geliebte nicht ſo häufig, als ſonſt, — und, o Jammer! ein andrer junger Menſch, der Sohn eines reichen Advokaten, hatte im Hauſe von Louiſens Eltern Zutritt gefunden, und machte dem Mädchen ziemlich öffentlich die Cour. Dieſer Nebenbuhler war älter als Ulrich, und ſchon ſeit einem halben Jahre von der Univerſität zurück. Er hatte Ausſichten auf ein einträgliches Amt, und Louiſe entdeckte dem armen Verlaſſenen, daß dieſer Menſch ſie unaufhörlich mit ſeiner Neigung quäle, und ſie durchaus heyrathen wolle, ja die Eltern ſchienen ihn gern zu ſehn, und ihn auf jede Weiſe zu begünſtigen. — Welch ein fürchterlicher Schlag für das Herz des jungen Liebenden.

Es wurde ihm bald Gelegenheit zu noch größerem Verdruſſe gegeben, der Nebenbuhler drängte ſich in die Comödie ein, und riß die dankbarſten Rollen, in denen am meiſten geküßt wurde, wie ein wahrer Eroberer an ſich, und Louiſe mußte ſpielen und küſſen, ſie mochte wollen oder nicht. Der Jammer ging für Ulrich zu weit, er beſchloß ein unerhörtes Ding zu thun, es möchte auch ausfallen wie es wollte.

Nichts iſt für einen verzweifelnden Liebhaber ſo bequem als ſein Mädchen zu entführen. Eltern, Verwandte, niemand kann dann dagegen etwas machen. Dieſer Gedanke war auch gleich nach dem, ſich umzubringen, der Erſte in Ulrichs Seele. Er hatte es aus Romanen wohl inne, daß ſolche Entführungen immer einen äußerſt romantiſchen und glücklichen Fortgang haben. Er theilte ſeinen Gedanken ſeiner Geliebten mit, die zwar anfangs davor erſchrack, ſich aber bald darinn fand, da er ſo vertraulich und gleichgültig davon redete. Ulrich brachte alſo ſo viel Geld zuſammen, als er nur konnte, und entdeckte ſeinem geliebten Lehrer nichts von dieſer Idee, weil er deſſen Mißbilligung fürchtete.

O Ulrich! wäreſt Du doch deinem Lehrer, deinem Chiron mit mehr Vertrauen entgegen gekommen! Denn eben dies Mißtrauen war die Urſach, daß ſich ihre Liebe jetzt, die bis dahin in ſo ſchönen Parallellinien neben einander hingelaufen war, durchkreuzte und verwickelte.

Seidemann, der es nicht wagen durfte, auf die Tochter eines ſo angeſehenen Mannes, als Stolbein war, Anſpruch zu machen, und der überhaupt anfing etwas in Verfall zu gerathen, war auf denſelben Gedanken gefallen, den ſein Zögling gefaßt hatte. Ein unglücklicher Zufall machte, daß beyde ihre Entführung auf ein und eben denſelben Abend feſtſetzten; zwey Wagen hielten vor dem Thore mit Kleidern und Wäſche bepackt.

Es war ein großer Ball der gegeben wurde, und zu welchem faſt die ganze Jugend der Stadt eingeladen war. Seidemann und Ulrich wollten beyde unter dem Tumulte ihre Schönen davon führen, und mit ihnen über die Gränze eilen.

Schon ſah Ulrich aus ſeinem Fenſter Wagen mit geputzten Schönheiten vorüberrollen, die mit Federn und langen Schleppen ſich hinfahren ließen, um im Saale recht viel Aufſehen und Staub zu erregen, junge Herren traten mit weiſſen ſeidenen Strümpfen behutſam über die ſchmuzzige Straße, die Muſikanten wankten ſchon nach den Hauſe, und noch immer blieb ſein Friſeur aus. Er ſtampfte mit den Füßen, und ſtudirte ſchon auf die Antrittsrede, wenn dieſer in die Thür treten würde, aber er blieb aus; er bedachte, wie viele Zeit er noch zu ſeinem Anzuge brauchen würde, und ſah von neuem aus dem Fenſter, um den erſten heraufzurufen, der vorüber rennen würde. Aber alle Menſchen ließen ſich jetzt friſiren, und die Straße war völlig an weißen Röcken leer. Endlich kam einer, der ſchnell um die Ecke lenkte und vorbeyeilte, Ulrich rief ſo laut er konnte, der Friſeur nahm den Hut ab, und ſchüttelte ſtillſchweigend mit dem Kopf. Ulrich ſchickte ihm einige Flüche nach, und ſchrie nach der Aufwärterinn, um ſie zu ſeinem Friſeur zu ſchicken. Sie war ausgegangen, um auf dem Balle dem Tanze zu zuſehn, der ſchon ſeinen Anfang genommen hatte. Er ſtampfte noch ärger mit den Füßen, und ſprach tragiſche Worte; noch nie hat jemand dieſe Begierde gehabt, ſich einpudern zu laſſen. Er rief endlich jemand von der Straße, und ſchickte ihn gegen ein anſehnliches Trinkgeld zu ſeinem Friſeur, daß er ſogleich, ja ſogleich kommen ſolle. Bis der Bothe wieder kam, lag Ulrich in einer ſtillen Verzweiflung auf ſeinem Sofa, ein Kranker, der auf dem Tode liegt, kann ſeinen Arzt nicht ſo ſehnlich herbeywünſchen als Ulrich, der immer mit ſtarren Augen nach der Thüre ſah, den hereinrutſchenden weißen Rock erwartete. Aber der Bothe kam mit der Nachricht wieder, er habe weder Meiſter noch Geſellen zu Hauſe angetroffen, ſobald nur irgend einer von ihnen zurückkäme, wollte ihn die Frau ſogleich dem jungen Herrn zuſchicken. Der Bothe empfahl ſich wieder, und Ulrich ſaß wieder einſam in der Dunkelheit auf ſeinem Sofa, und zählte mit einer unbeſchreiblichen Angſt, die ſo hoch ſtieg, daß ſie wieder eine Art von Vergnügen ward, jede vorüberziehende Minute, er ſah ſtarr auf den Boden, und raufte ſich manchmal wild in den Haaren, die aber bey allen ſeinen Bemühungen unfriſirt blieben.

O unglücklicher Jüngling! o bedauernswürdiger Ulrich! ſiehſt du es nun wohl ein, wie ſehr die Pädagogen Recht haben, wenn ſie ſich die Haare rund ſchneiden, und verächtlich von den Leuten ſprechen, die von ihrem Friſeur abhängen? denn Seidemann iſt ſchon längſt auf dem Balle, und — — doch, ich muß jetzt erſt die Verzweiflung meines Helden zu Ende ſchildern, da ich mich überdies nicht erinnere, in irgend einem

nem unſrer tragiſchen Romane eine ähnliche Situation gefunden zu haben.

Hundertmal war er im Begriff, ſich, ſo gut es gehn möchte, ſelbſt zu friſiren, aber er hatte ſich in der Verzweiflung die Haare nur noch mehr durcheinander geriſſen, ſo daß es ſelbſt dem künſtlichen Kamme des Meiſters beſchwerlich fallen würde, dieſe wilden Ruinen wieder zu einem ſchönen Gebäude zu ordnen.

Endlich klopfte ein leiſer Finger ſchnell an die Thür, die ſich ſchon öffnete, noch eh er herein rief. Selbſt in der dickſten Finſterniß erkannte er den alten behenden Meiſter Leyſer. Er fuhr dieſem fluchend auf den Hals, und der gewandte Perückenmacher wußte gar nicht zu unterſcheiden, wo die Stimme herkame, die ihn ſo anfuhr. Man verglich ſich endlich, Leyſer bat tauſendmal um Verzeihung, daß er gewiß und wahrhaftig den jungen Herrn beynah vergeſſen habe, er ſey mit allen Kunden fertig geweſen, und habe ſich nur auf eine halbe Stunde nach ſo vielen Strapazen beym benachbarten Brandweinbrenner erquicken wollen, wo ihm der Gedanke an den jungen Herrn Hartmann wie ein Stein aufs Herz gefallen ſey. — Da Ulrich überlegte, daß es nun endlich Zeit ſey, nicht noch mehr Zeit zu verlieren, indem er ſchon ſeit zwey Stunden hätte auf dem Ball ſeyn ſollen, ſo ward endlich mit dem Friſeur ein Vergleich geſchloſſen, daß er ihn recht ſchön und ſchnell friſiren ſolle; der Friſeur willigte ein, machte aber die Bemerkung, daß man zu dieſer Beſchäftigung nothwendig Licht haben müſſe. Ulrich ſuchte in allen Winkeln das Feuerzeug, und konnte es nirgends finden, und als er es fand, ſchlug er den Feuerſtein entzwey und ſich faſt die Hände wund, aber der naſſe Zunder wollte nicht zünden. — Ich bitte alle meine Leſer aus dem beſten Herzen, ſich ja ſogleich, indem ſie noch dieſes leſen, aus Berlin eine von den ſchönen und äußerſt nutzbaren elektriſchen Lampen zu verſchreiben; hätte man damals ſchon dieſe nützliche Erfindung gekannt, ſo ſtände der verunglückte Prometheus jetzt nicht mit knirſchenden Zähnen da, und blieſe in den naſſen Zunder, ſo daß ihm Augen und Backen glühen, und nur das eigenſinnige Feuerzeug kein Feuer fangen will, ſo ſehr er auch demüthig bittend ein Endchen des Schwefelfadens hineinhält. — Der Friſeur brachte indeß ganz kaltblütig ſein Handwerkszeug in Ordnung, und nichts empört in einer ähnlichen Situation ſo ſehr, als einen kaltblütigen Menſchen vor ſich zu ſehn. — Da ſich kein Funken entzünden wollte, mußte man auf eine andre Art Licht zu bekommen ſuchen. Ulrich wankte im ganzen Hauſe herum, und fand alle Zimmer verſchloſſen, denn ſeine Mutter war auf einen Beſuch. Er klopfte endlich an die verſchloſſene Thür ſeines Vaters, der bey ſeinen Büchern ſaß und ihm brummend öffnete. Ulrich bat um Verzeihung, und zündete eilig ſein Licht an, kam aber ſogleich wieder, weil es ihm beym zu großen Eilen auf der Treppe wieder ausgelöſcht war. Der Vater öffnete wieder mit einer geduldigen Verdrießlichkeit, und mußte es noch zweymal thun, weil ein boshafter Zugwind die Flamme immer wieder von neuem ausblies. Endlich war das Licht unbeſchädigt hinaufgebracht, und Ulrich ſetzte ſich zum friſiren nieder. Iſt eine Gedult erſt abgenutzt, ſo reißt ſie leicht bey der kleinſten Gelegenheit. So raufte der Friſeur ſeinen Untergebenen kaum dreymal etwas empfindlich in den Haaren, als er auch ſchon eine ſo ſchellende Ohrfeige empfing, daß die Flamme des Lichtes wankte. Herr Leyſer, der im nächſten Laden ziemlich viel getrunken hatte, und den eine ganze Atmosphäre feuriger Geiſter umgab, erſtaunte nur einen Augenblick, dann warf er ſich auf den Helden der Geſchichte, und ſuchte ihm auf eine geſchickte Weiſe die Ohrfeige zurückzugeben. Ulrich widerſetzte ſich und ward wüthend, als er die Fäuſte des Friſeurs in ſeinen kaum etwas ausgekämmten Haaren verſpürte. Ulrich fiel vom Stuhl herunter, und der Friſeur auf ihn, ſo daß Ulrich einen ſehr empfindlichen Stoß an das Schienbein bekam; unter ſtummen Geberden wälzten ſie ſich ein paarmal übereinander, als der Friſeur plötzlich aufſtand,

und

und ſtillſchweigend Hut und Muff ergriff. Ulrich, der ſeinen Entſchluß errieth, hielt ihn beym Kleide feſt, und wollte ihn zwingen, ihn fertig zu friſiren. Der Friſeur aber hatte die Klinke in der Hand, und drängte mit ſeinem Knie herzhaft gegen die Thür; ſo ſtritten ſie eine Weile, indem dieſer jenen zurückhielt, und jener in jedem Augenblicke zu entwiſchen drohte, und von Impertinenzen, beleidigter Ehre und dergleichen redete. Ulrich mußte endlich wirklich zu Höflichkeiten und Bitten ſeine Zuflucht nehmen, nur um den theuren Mann da zu behalten, man ſchloß alſo einen Waffenſtillſtand, und Ulrich ſezte ſich wieder nieder, aber mit dem Geſichte gegen die Thür, damit ihm der Friſeur nicht heimtückiſcherweiſe plötzlich entlaufen könne. Dieſer bedachte ſich in der Bosheit ſeines Herzens, ob er nicht, wie durch einen Zufall, das Licht von neuem auslöſchen ſolle, und ſtrich mit ſeinem Rücken oft dicht daneben weg, da er aber doch die Wuth und die Starke des jungen Menſchen etwas fürchtete, ſo gab er dieſen Gedanken wieder auf. Aber er verſuchte dafür, ob er den Kopf Ulrichs nicht nach Herzensluſt raufen dürfe, und fing daher in den Haaren ganz leiſe an zu ziehn, und immer ſtärker und ſtärker, indem er beſtändig über die unauflösliche Verwickelung klagte. Da er merkte, daß Ulrich ganz gedultig blieb, um nur endlich fertig zu werden, zog er die Haarſchrauben immer ſchmerzhafter an, und touppirte und kämmte, wickelte und ſtach in den armen **Ulrich** hinein, daß dieſem endlich Hören und Sehn verging. Dann beſchüttete ihn **Leyſer** noch mit einem gewaltigen Puderregen, ließ den Helden ſitzen und empfahl ſich.

So war **Ulrich** doch nun wenigſtens friſirt. Er ſtand auf, nahm das Licht und ſtellte ſich dicht an den Spiegel, um mit einem Meſſer den Puder von der Stirn zu ſtreichen. Ueber alle Verwirrungen hatte er ſeinen Plan beynahe ganz vergeſſen, und er dachte jetzt wieder zum erſtenmale an die entworfene Entführung.

Er zog ſich nun mit unbeſchreiblicher Eile an, und vergaß und verwickelte dabey alle Augenblicke etwas. Er war ſchon fertig, und mußte wieder umkehren, weil er den Hut vergeſſen hatte. Er nimmt ihn und eilt davon, ſein Schienbein ſchmerzt ihm, und er ſtößt ſich unten an der Treppe noch einmal; ihm iſt, als höre er ein kleines Praſſeln an ſeinen Füßen, er geht an die Laterne vor der Thür und ſieht den einen von ſeinen ſeidenen Strümpfen von unten bis oben aufgeriſſen.

Ich hoffe, ich habe nun das tragiſche Mitleid für meinen Helden bis auf den höchſten Punkt geſpannt. — O warum ſtehn denn die Tage nicht im Calender, in einem von den unzähligen Taſchenbüchern, mit denen jetzt Deutſchland überſchwemmt iſt, an welchen wir ſo viele ähnliche Unglücksfälle erdulten müſſen? Iſt es denn überhaupt an den ſchwarzen Coloſſen nicht genug, die wie ſchreckliche Meilenzeiger in unſerm Leben hinunterſtehn, müſſen uns auch noch dieſe Gewürme von Unglücksfällen anſpringen, und uns mit ihrem ſtechenden Rüſſel raſend machen? Denn raſend war Ulrich faſt, als er von neuem aus ſeines Vaters Stube Licht holte, der ihm nun noch zum Ueberfluſſe den Text las; als er wieder oben ging, um andere Strümpfe anzuziehn. Er ſuchte und ſuchte wieder, und fand immer kein weißes Paar, endlich erinnerte er ſich, daß ſich die andern ſchon auf dem Entführungswagen befänden. Er mußte alſo in der Noth ein ſchwarzes Paar anziehn, das wieder nothwendigerweiſe einen ganzen veränderten Anzug nach ſich zog. — Endlich war er fertig, blies das Licht aus, und ging.

Er hatte nun alle widrigen Zufälle überwunden, aber das größte Unglück blieb ihm noch zurück. Louiſe hatte ihn immer erwartet, war oft hinausgegangen um zu ſehn, ob er nicht käme. Seidemanns Geliebte war krank geworden und konnte nicht kommen, er ging eben ſo oft, um ſie zu ſuchen, beyde Suchenden begegnen ſich endlich auf dem dunkeln Gange. Seidemann redet ſie an, in der Meinung, es ſey Mademoiſelle Stolbein, dein, ſie antwortet, in der Meinung, er wiſſe als der Vertraute Ulrichs den ganzen Plan, ſo verlaſſen beyde den Ball und die Stadt, ſetzen ſich in den dazu beſtimmten Wagen und fahren davon.

Ulrich rannte einen Bedienten um, der ihm mit Thee entgegen kam, er ſtürzte in den Saal, und ein lautes Gelächter lief an den Wänden herum, denn der ſchön geputzte junge Herr erſchien ohne Weſte.

Ulrich ließ ſich nicht irre machen, ſondern forſchte nur nach ſeiner Geliebten, ohne in ſeiner Verwirrung daran zu denken, daß dieſes emſige Nachſuchen nothwendig Aufſehen erregen müſſe. Er fand ſie nicht und wurde immer ängſtlicher, andre, die durch ihn aufmerkſam gemacht waren, ſuchten auch nach der Mademoiſelle Wallmuth, und ſie war immer nirgends zu finden, die ganze Tanzgeſellſchaft verſammelte ſich endlich, ſelbſt mit den Muſikanten, um ſich zu verwundern und nachzuſuchen. Man bemerkte nun auch, daß Seidesmann fehle, und Ulrich gab ſich etwas zufrieden und ließ einen Wink über ſeinen Entführungsplan fallen, die Eltern des verlohrnen Mädchens waren indeß hinzugekommen, man ſchickte nach Seidesmanns Wohnung, er war fort und hatte viele ſeiner Sachen fortgeſchickt. Aller Verdacht fiel jetzt auf den jungen Hartmann, man glaubte, alles ſey mit ſeinem Pädagogen ein abgeredeter Plan, die Eltern zankten ſich mit ihm herum, alles war in der größten Verwirrung, Ulrich ſtand ohne Bewußtſeyn da, und ward endlich arretirt und nach dem Stadtgefängniſſe hingeführt.

In dem engen Gefängniſſe hatte Ulrich wieder Zeit ſich zu ſammeln, er ſtand an der Wand gelehnt, fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, ſah ſich von allen Seiten um und redete alſo:

O boshaftes Schickſal! Ward es mir aufbehalten, den ſchrecklichſten von deinen Kelchen zu leeren? Bin ich unter den Millionen Geſchöpfen auserleſen, das elendeſte zu ſeyn? — Ein Friſeur läßt mich ſitzen, und ſchlägt ſich dann mit mir herum, ſelbſt die lebloſe Natur empört ſich gegen mich; und nun endlich — meine theure Geliebte! O! wo biſt du, und wo ſoll ich dich finden? Hier eingeſperrt, bin ich dir, und du biſt mir verlohren. O Seidemann, Seidemann, warum haſt du mir das gethan?

Er überlegte noch einmal ſein ganzes Schickſal, und wollte immer mehr verzweifeln, je mehr er es überlegte. Er ſprang manchmal haſtig auf, als wenn er einen großen und ſchrecklichen Entſchluß faßte, aber die verſchloſſene Thür und die eiſernen Stangen vor den Fenſtern erſtickten immer wieder allen Muth in ihm. Da er gar nichts thun oder verbeſſern konnte, ſo überließ er ſich endlich einer trägen Dumpfheit, die ſo oft bey Unglücksfällen unſern Verſtand und unſer helles Bewußtſeyn ablößt, und unſern Hoffnungen aber auch unſrer Reue ein Ende macht.

Der alte Hartmann erſtaunte nicht wenig, als er die Gefangennehmung ſeines Sohnes erfuhr, er verließ ſich aber darauf, daß dieſer gewiß unſchuldig ſey, und legte ſich daher ruhig ſchlafen. Die Mutter weinte und betete viel ehe ſie einſchlief, und dachte an die üble Nachrede, in die jetzt die Familie kommen würde.

Ulrich ſelbſt konnte die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen, er hatte oft eine Idee, was er thun wolle, die er aber in demſelben Augenblicke wieder vergeſſen hatte. Am Morgen brachte ihm der Aufſeher ſein Frühſtück und kündigte ihm an, daß er gegen Mittag verhört werden ſolle. Ulrich hatte durch einen Zufall ſein Geld aufgezählt, nur um etwas Anſchauliches zu haben, wobey ſich beſſer überlegen ließe. Der Aufſeher ſah die Goldſtücke mit glänzenden Augen an, und näherte ſich freundlich dem Tiſche, an welchem Ulrich ſaß, und den Kopf melancholiſch auf den Arm ſtützte. — Ey, ſo in Gedanken? ſchmunzelte er ſehr freundlich.

Ulrich, der zum erſtenmal im Leben unglücklich war, hatte noch viel Vertrauen auf das Mitleid der Menſchen; er ſah den Aufſeher mit weinenden Augen an, und dieſer fing an, ihn über ſeine Lage zu tröſten.

Ey, junger Herr, ſagte er mit einem rauhen Tone, Sie müſſen nicht ſo kläglich thun, Sie ſind nicht der Erſte der hier geſeſſen hat, und werden auch nicht der Letzte ſeyn. Nur munter und luſtig! Mancher ehrliche Mann hat da ſchon auf dem Stuhle geſeſſen, und mancher Schlingel iſt hier luſtig und guter Dinge geweſen. Drum nicht gegrämt! Es kann ja noch alles gut werden.

Ach nein, ſeufzte **Ulrich** aus tief betrübter Seele, ach nein, ich bin ganz unglücklich.

Sie dauern mich junger Herr, ſagte der rauhe Mann, gewiß und wahrhaftig Sie dauern mich! Aber was iſt da zu machen? Gerechtigkeit muß ſeyn, und wie du mir, ſo ich dir. — Ein Complott machen! Ey, in ſo jungen Jahren! Und ein Mädchen entführen! Ey, ey, junger Herr, wo haben Sie hingedacht? Solch' Ding kann kein gut Ende nehmen, da muß ſich die Obrigkeit drein ſchlagen.

Ach, wenn ich nur hier fort wäre! klagte Ulrich.

Ja das Lied hab ich ſchon von manchem hier ſingen hören, antwortete der Aufſeher, und ich bin eine gute mitleidige Seele, wenn's auf mich ankäme, ja ich ließe meiner Seele alle Vögel gleich ausfliegen.

O fiel ihm Ulrich haſtig und freudig ein, es kommt ja bloß auf ihn an, laß Er mich fort, lieber Mann, wenn er des Mitleids fähig iſt, ſo laß er mich gehn.

Wenn man uns nicht auf die Finger klopfte, ſagte jener; ja wenn ſich das ſo thun ließe! Aber wir ſind in Eid und Pflicht genommen; und ich würde auch noch gar ins Gebet genommen werden. —

Nur diesmal, nur dies einzige Mal kann es ihm ja unmöglich Schaden thun! rief Ulrich immer dringender.

Sie bitten wohl, rief der Mann, aber wenn ich Sie um etwas bitten wollte, Sie würden nicht gleich ſo bey der Hand ſeyn.

Alles, alles, ford'r Er, was er will! —

Nun, wenn ich nun ſagte, ſchenken Sie mir etliche von den Füchſen, ſo —

Nehm Er, nehm Er, ſo viel Er will!

Der Gewaltige hatte ſchon acht Stück zwiſchen den Fingern und machte Miene wegzugehn. — Nun, ich will ſehn, ſagte er im Fortgehn, ob ich bey Gelegenheit etwas für Sie thun kann; und ſo ging er fort und ſchloß wieder hinter ſich zu.

Ulrich war wie verſteinert, er hatte eine augenblickliche Erlöſung gehofft, und war nun ſo übel dran als zuvor. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und deklamirte gegen die Niederträchtigkeit der Menſchen. Endlich bemerkte er, daß die Thür nur angelehnt war, und hatte ein freudiges Erſtaunen bey dieſer Entdeckung. Er merkte nicht, daß es vorſetzlich geſchehen ſey, und berathſchlagte lange mit ſich ſelber, ob er es wohl wagen dürfe, hinauszugehn. Er machte endlich die Thüre leiſe auf, und ſchlich ſich mit Herzklopfen einen langen Gang hinunter. Im Vorhauſe begegneten ihm einige Menſchen, die aber nicht auf ihn achteten, weil er gut gekleidet war; ſo kam er auf die Gaſſe, und eilte ſogleich um die nächſte Ecke.

Louiſe war jetzt ſein einziger Gedanke, und er ging daher gradesweges zum Thore hinaus, mit dem Vorſatze ſie aufzuſuchen. Er berechnete auf eine ganz falſche Art, wie lange er wohl noch von dem Gelde zehren könne, das er bey ſich habe, und ging ſo wohlgemuth die große gebahnte Straße hinunter, ohne auf den kalten Wind beſonders zu achten, der ihm einen kleinen ſchneidenden Regen entgegen trieb.

So lange Menſchen Hoffnung haben ſind ſie nicht arm und nicht unglücklich, ein Satz, der ſchon außerordentlich oft geſagt iſt: ſo hatte Ulrich immer Louiſens Bildniß vor Augen, er dachte ſich ſchon die verſchiedenen Dörfer und empfindſamen Haine, in denen er ſie wieder finden könne, und fiel gar nicht darauf, daß ſie ja eben ſo gut aus dem entgegengeſetzten Thore hätte fahren können, und es war ſehr gut, daß ihm dieſer Gedanke nicht einfiel, ſonſt hätte er wahrſcheinlich allen Muth zu ſeiner Wanderſchaft verlohren. Dabey ſtellte er ſich die Menge von Bequemlichkeiten vor, die er ſich auf der Reiſe machen könne, ſein kleines Vermögen erſchien ihm als ein unermeßlicher Schatz, und er ſah in ſeiner Phantaſie ſchon Flaſchen Wein und Tiſche mit einer Menge von Gerichten vor ſich. Hätte er auch hier die Nichtigkeit ſeiner Rechnungen gefühlt, ſo wäre er vielleicht noch an demſelben Tage zu ſeinen Eltern zurückgekehrt.

Von je an ſind ſolche irrende Ritter ihrem Inſtinkte gefolgt, und haben den erſten Weg genommen, der ihnen unter die Füße gekommen iſt. Dieſem löblichen Gebrauche folgte auch **Ulrich**, denn was kann uns der Verſtand in einer Sache nützen, wo wir gar nichts wiſſen und nichts berechnen können? Eben weil es hier keinen vernünftigen Grund zu handeln giebt, ſo müßte man am Ende gar nichts thun, wenn man nicht die unvernünftigen Gründe für ſehr gültig erklärte. — Er fand auf ſeiner Reiſe das Paradies nicht, das er ſich geträumt hatte, er mußte oft mit ſchlechterm Eſſen und noch ſchlechtern Betten, manchmal ſo gar mit einer Streu zufrieden ſeyn: da er zu Fuße ging, waren die Wirthe oft ſehr grob gegen ihn, und manche, die ihn für verdächtig hielten, weil ſich ſeit einiger Zeit Spitzbuben in der Nähe merken ließen, ſtichelten auf ihn auf eine ziemlich handgreifliche Weiſe.

Sein Muth wurde zwar etwas gedemüthigt, er ſetzte aber ſeine Reiſe demohngeachtet fort. — An einem Abend, als es ſchon anfing dunkel zu werden, geſellte ſich ein Reiſegefährte zu ihm, mit dem er allerhand Sachen ſprach. Als ſie um eine Ecke im Walde bogen, und der Forſt nun dichter ward, kamen noch mehrere Menſchen zu ihnen und gingen denſelben Weg. **Ulrich**, der ſich plötzlich unter ſo vielen fremden Menſchen ſah, fing an, etwas ängſtlich zu werden, er erinnerte ſich ſo mancher Geſchichten, die er ehemals in Romanen geleſen hatte, von grauſamen Ermordungen und Plünderungen, mit dieſen Erinnerungen hielt er die Erzählung mancher Wirthe von den benachbarten Straßenräubern zuſammen, und da es um ihn her mit jeder Minute dunkler ward, und immer noch kein Dorf kommen wollte, ſo glaubte er am Ende zu der Ueberzeugung ein Recht zu haben, daß er ſich unter Spitzbuben befände. Seine Begleiter ließen ihn auch nicht lange in Zweifel, ſondern fielen über ihn her, und nahmen ihm Geld und Uhr, und was ſie ſonſt noch brauchbar fanden. Dann zwangen ſie ihn mit zu ihrer Wohnung zu gehen, wo ſie ihn bereden wollten, ein Mitglied ihrer Geſellſchaft zu werden.

Sie kamen nach mancherley verſchlungenen Fußpfaden an eine geräumige Hütte im Walde an. Hier nahmen alle Mitglieder Platz, zu denen ſich bald noch mehrere geſellten. Man ſprach über die Einrichtung ihres Staats und über die Beuten, die jeder noch zu machen hoffte, indeſſen Ulrich zahm und in ſich gekehrt im Winkel ſaß, und mit heimlicher Furcht dem Geſpräche andächtig zuhörte. Als er gefragt ward, ob er ſich noch nicht entſchloſſen habe, ſagte er weder Ja noch Nein, ſondern ſchlich ſich mit ſeiner Antwort zwiſchen beyde Extreme hindurch. — Als man noch ſprach, kam ein Bothe in der größten Eile, der ihnen anſagte, daß eben aus dem benachbarten Städtchen ein Detaſchement von Soldaten ihnen auf der Spur ſey. Alle griffen ſogleich zu den Gewehren und verließen ſchnell das Haus.

Aber ſtatt ihren Verfolgern zu entwiſchen, lieſen ſie dieſen grade in die Hände. Man erſtaunte von beyden Seiten, ſich ſo ſchnell und unvermuthet anzutreffen, man feuerte auf einander und auf beyden Seiten fielen einige Mann.

Ulrich erſchrack nicht wenig, als die Unterredung plötzlich eine ſo ernſthafte Wendung nahm, er retirirte ſich eilig mit ſeinen Begleitern in das dickſte Buſchwerk zurück. Die Soldaten verfolgten ſie durch wiederholtes Schießen, und der unbewaffnete **Ulrich** war zweifelhaft, zu welcher Parthey er ſich ſchlagen ſollte. Jetzt fiel der von den Räubern neben ihm nieder, der ſeine Börſe zu ſich geſteckt hatte, und die übrigen entflohn. **Ulich** ſtand eine Weile, dann unterſuchte er die Taſchen des Getödteten, und fand einen großen ſchweren Beutel, in welchem er mit vieler Wahrſcheinlichkeit auch ſeine Goldſtücke zu finden hoffte. Er überlegte nicht lange bey ſich, was hier Recht oder Unrecht, ſein oder eines andern ſey, ſondern ſteckte den Beutel zu ſich, ward aber in demſelben Augenblicke von den nachſetzenden Soldaten ergriffen und fortgeführt; einen andern Räuber hatte man auch ſchon gefangen genommen, und man hielt es für bequemer die andern laufen zu laſſen, weil das Nachſetzen in der Nacht eine höchſt unſichere Sache ſey.

Man führte den gefangenen Ulrich im Triumph in das nächſte Städchen, wo man ihn mit dem Räuber in ein feſt verwahrtes Loch ſperrte, ſo ſehr er auch proteſtirte, daß er nicht zu ihm gehöre. Da aber der Räuber das Gegentheil behauptete, ſo achtete man nicht viel auf ſeine Einwendungen.

Da ſaß nun der arme Ulrich zum zweytenmale in ſtrenger Verwahrung. Die Leute kamen häufig um die beyden Delinquenten zu ſehn, und verwunderten ſich beſonders über Ulrich, daß er ſchon in ſo zarter Jugend einen ſo böſen Lebenswandel anfange. Ulrich weinte viel, und bereute es mit jedem Tage mehr, daß er je ſeine Vaterſtadt verlaſſen, daß ihm je der verwegne Gedanke einer Entführung in den Kopf gekommen ſey. Sein Gefährte im Gegentheil war ſehr luſtig und guter Dinge, und hatte ſeine Freude an der Angſt, die er dem armen Ulrich machte, er redete ihm täglich vor, daß er doch nur höchſtens aufgehängt werden könne, daß das ganze Leben, ſo wie der Tod nur ein luſtiger Spaß ſey, und daß er ſich wie ein braver Kammerad betragen, und nicht den Muth ſo ſchändlich ſinken laſſen ſolle.

Es wurden mehrere Verhöre mit den Verbrechern vorgenommen, in denen Ulrich alles läugnete, und der Mitgefangne ihm beſtändig widerſprach, und dem Unglücklichen Hartmann ſelbſt eine Menge von Bubenſtücken andichtete. Es ward alles Wort für Wort niedergeſchrieben und Ulrich hörte von jedermann, daß es mit ſeinem Handel ſehr übel ſtehe. — Die Richter ſchienen manchmal wohl von ſeinen Klagen gerührt, aber der Gang der Gerechtigkeit war immer grade aus, und da ſahe man nicht auf das Mitleid, das manchmal neben dem Wege lag.

Doch es iſt Zeit, daß wir uns auch endlich wieder um Louiſen, die Geliebte Ulrichs bekümmern.

Louiſe Wallmuth alſo ſtieg mit ihrem Entführer ohne Bedenken in den dazu beſtimmten Wagen und fuhr fort. Seidemann regierte die Pferde ſelbſt, es war eine trübe regnigte Nacht, beide litten von der Kälte und ſprachen daher nur wenig. Sie ſtiegen in einem Wirthshauſe ab, das einſam im Walde lag, und hier erkannte Seidemann mit einem großen Schreck, wen er entführt habe. Louiſe war ziemlich ruhig, und fragte nur immer nach ihrem Geliebten. Seidemann, der ſich bald erholte, gab ihr zweydeutige Antworten, um ſie nur zufrieden zu ſtellen. Nach einer kurzen Zeit, in der man ſich erquickt hatte, ſtiegen beyde wieder in den Wagen und fuhren weiter.

Die Wege waren vom häufigen Regenwetter ſehr ſchlecht geworden, und der Wagen konnte jetzt nur langſam weiter fahren, worüber Louiſe anfing etwas furchtſamer zu werden, und Seidemann über ſeine Lage ernſthafter nachzudenken. Was iſt hier zu thun? ſagte er bey ſich ſelber. Ich bin wahrlich in einer ſchönen Verlegenheit! — Soll ich umkehren oder weiter fahren? In beyden Fällen hab' ich nichts gewonnen. — Je nun, es findet ſich vielleicht am Tage ein guter Gedanke. — Bey dieſer letzten Vorſtellung trieb Seidemann die Pferde von neuem an, die den Wagen eben in einer ſumpfigen Stelle wollten ſtecken laſſen. Sein guter Gedanke, auf den er gehofft hatte, kam, noch eh es Tag wurde, und es war kein andrer, als Louiſen immer weiter mitzunehmen. Seidemann ſah nämlich mit ſeiner praktiſchen Vernunft ſehr wohl ein, daß das Geſchehene nun nicht mehr zu ändern ſey, die Reue hielt er für die allerdummſte Erfindung des menſchlichen Geſchlechts, der kein großer Geiſt jemals unterworfen ſeyn müſſe. Er überlegte, daß Louiſe doch faſt ein eben ſo hübſches Mädchen ſey, als Mademoiſelle Stolbein, daß er alſo doch immer einen guten, wenn gleich nicht den beßten Fang gethan habe, und daß er ſich alſo auf die Art zufrieden geben müſſe. Er überlegte dieſe Idee von allen Seiten, und fand immer, daß es die vernünftigſte ſey, die er jetzt faſſen könne; er leitete alſo ſchon in der Nacht von ſeinem Sitz herab ſeinen Plan durch zärtliche Geſpräche ein, denn er bedachte, daß er doch immer wenigſtens eine Frau gewonnen habe, wenn ihm ſein Anſchlag gelinge. Und an ein Mißlingen konnte er durchaus nicht glauben, denn Louiſe war ohne ihn in einer unbekannten Gegend, von Geld entblößt, unter fremden Menſchen gänzlich verlaſſen.

Als es Morgen ward, lößte er ſeiner ſchönen Begleiterinn das ſeltſame Räthſel ihrer Entführung auf, als ſie eben zu wiederholten malen nach ihrem geliebten Ulrich gefragt hatte. Sie erſtaunte, und Seidemann glaubte in dieſem Erſtaunen ſchon das Entgegenkommen auf halben Wege zu bemerken. Ein Mann, hatte er bey ſich ſelber ſchon ehemals ausgemacht, der über einen Antrag in Verwunderung geräth, iſt ſchwer zu gewinnen, und Menſchen, die etwas durchſetzen wollen, müſſen daher ſehr genau auf die Mienen derer Acht geben, mit denen ſie ſprechen; bey einem Weibe aber iſt ſchon alles gewonnen, indem ſie erſtaunt,

ſtaunt, denn ſie hat ſchon immer alle möglichen Fälle in Gedanken kombinirt, und ſich dagegen gerüſtet, tritt aber irgend eine Idee in ihren Kopf, die eigentlich dort nicht zu Hauſe iſt, ſo verliert ſie Gedächtniß und Beſinnung, und eben deswegen, weil ſich ein Weib nie ſchnell entſchließen kann, wird ſie es immer leichter finden, das Ungeſcheidteſte zu thun, als einen geſcheidten Entſchluß zu faſſen. Seidemann hatte einen eignen kleinen Roman geſchrieben, (und ich glaube, er iſt noch in manchen Buchhandlungen zu haben,) in welchem er dieſen Satz hauptſächlich durchgeführt, und ſich in ſeiner Weiberkenntniß gleichſam erſchöpft hatte. In dieſem ſeinem Buche läßt er eine äußerſt vortreffliche Frau durch einen Menſchen verführt werden, der weder ſchön noch beſonders geiſtreich iſt, denn wie hätte er auch einen geiſtreichen Menſchen darſtellen wollen? Dieſer geiſtloſe Held des Seidemanniſchen Romans alſo hatte bloß die Fähigkeit, ſich ſehr gut mit der ſtillen ruhigen Maske eines Pietiſten bedecken zu können, er ging im Hauſe aus und ein, und ſchien für alle Güter dieſer Welt ſo gleichgültig, daß kein Menſch den Fuchs hinter dieſen Schaafskleidern argwöhnte. Aber wie erſtaunte die oben erwähnte vortreffliche Frau, als er plötzlich in einer Stunde der Einſamkeit die Maske fallen ließ? ſie wußte keinen andern Entſchluß zu faſſen, als ſich zu ergeben. — Als Seidemann ſeinen Roman fertig hatte, und ihn einigen ſeiner vertrauten Freunde vorlas, lernte er ordentlich ſelbſt recht viel aus ſeinem eigenen Buche, er zog die Moral davon auf ſich, und beſchloß, ſtets nach ſeiner ſelbſt erfundenen Theorie zu handeln. Allein die wahre Liſt iſt die, Liſt zu verbergen, und Seidemann hatte im Grunde nur eine Ahndung davon, wie man liſtig ſeyn könne, — er handelte daher beſtändig viel zu fein, um eigentlich klug zu handeln; er machte bey keinem Frauenzimmer Glück, eh er nach Ulrichs Geburtsſtadt kam, und hier that das Fremde und Geheimnißvolle, das ihn umgab, mehr als ſeine Theorie.

Ich werde ſogleich zur Geſchichte zurückeilen, wenn ich vorher nur noch ein paar Worte über den Hang des Menſchen zum Wunderbaren geſagt habe. Dieſer Hang nimmt in der Conſtitution der menſchlichen Seele einen großen Paragraphen ein, bey den Frauenzimmern aber macht er ſogar ein eignes Kapitel aus. Kein andrer Mann wird bey dieſem Geſchlechte ſo viel Glück machen, als ein Fremder, der plötzlich in der Stadt auftritt, und aus dem man nicht recht klug werden kann; alle Zirkel drängen ſich nach ihm, um ihn in ihrer Mitte zu haben, dies iſt für alle Liebhaber die gefährlichſte Periode, und es giebt, glaube ich, gar keine Kriegsliſt gegen einen ſolchen Menſchen ſo lange, bis er ſich für eine der regierenden Schönheiten ausdrücklich erklart hat, dies iſt die einzige

Art, wie ein außerordentlicher Menſch zu einem gewöhnlichen herabſinken kann. Allen fahrenden Abentheuern und Glücksrittern iſt es daher ſehr anzurathen, ſich auf keinen Fall zu verlieben, und nie ein gewiſſes geheimnißvolles Weſen und eine Kälte gegen alle Weiber ganz abzulegen. Die Menſchen ſind die intereſſanteſten, eben ſo wie die Frühlingstage, die nicht hell ſind, aber wo die Sonne in jedem Moment durchbrechen will.

Die Leute finden es unbegreiflich, wie Caglioſtro und ſo manche andre Betrüger haben Glauben finden können; aber ich nicht. Die Menſchen, beſonders aber wieder die Frauenzimmer, machen ſich ſo gern eine poetiſche Täuſchung, die unendlich ſtärker iſt, als der proſaiſche Zweifel. Ihr Vergnügen an wunderbaren Abentheuern iſt daher gerade daſſelbe, das wir bey guten Tragödien empfinden; ſo wie wir uns im Schauſpielhauſe umſehn, oder der Vorhang fällt, oder ein elender Akteur auftritt, in allen dieſen Momenten hört unſre Täuſchung nothwendigerweiſe auf, aber die Illuſion iſt uns weit lieber, als die trockne Uberzeugung, daß wir uns in einem ſimpeln Komödienhauſe befinden, daher knüpfen wir freywillig die unterbrochene Täuſchung wieder an. Eben ſo geht es den Weibern, man braucht es ihnen gar nicht zu ſagen, daß N. N.

ſehr wahrſcheinlich ein Betrüger ſey, denn ihr feiner Sinn hat das ſchon lange durchgeſehn, eh' es ihnen ihre Männer ſagten, die freilich früher davon überzeugt waren, als ſie es glaubten; aber ſie hängen an den wundervollen Menſchen den Gedanken, daß denn doch wohl alles, was man von ihm erzähle, und noch tauſend ſeltſame Sachen; die nur keiner wiſſe, möglich ſeyn könnten, und dies ſetzt ſie in eine ſo wunderbare Stimmung, daß ſie in manchen Stunden alles glauben. Das Sprichwort: „ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande,“ iſt daher außerordentlich richtig, weil man dort nicht den Dunſtkreis um ſich her verſammeln kann, der zum Prophezeyen gewiß außerordentlich nöthig iſt.

Um dieſe Bemerkungen auf Seidemann anzuwenden; ſo hatte er bloß dieſem Hange zum Wunderbaren ſein Glück bey Frauenzimmern in Ulrichs Geburtsſtadt zu verdanken. Sie wurden ihm alle gewogen, weil ſich jede in ſeiner Perſon etwas anders denken konnte: einige hielten ihn für einen unglücklichen Grafen, der in irgend einem Duell Unheil angerichtet, und ſich deshalb die Haare rund geſchnitten habe, um deſto leichter inkognito zu bleiben; andre machten aus ihm einen Geiſterſeher oder Goldmacher, weil er mit dem einen Auge ein wenig ſchielte; noch andre meinten, er wäre ohne Zweifel das Haupt einer ge-

geheimen wohlthätigen Geſellſchaft; — und doch waren alle dieſe Damen Freunde der Aufklärung, und Antagoniſten aller möglichen Schwarmerey; ſie hatten auch gar keine Gründe zu dieſem ſeltſamen Glauben, aber ſobald ſie Gründe gehabt hätten, wäre ihnen Seidemann auch ſogleich uninterreſſanter geworden, weil dann ihren erfindungsreichen Muthmaßungen ein Ziel geſetzt wäre.

Charlotte Stolbein war ein viel zu einfältiges und eben darum zu vernünftiges Mädchen, als daß ſie den Pädagogen hätte liebenswürdig finden können: aber der Hang zum Wunderbaren riß ſie zu ihm hin, ſie konnte ihn nicht leiden und liebte ihn, ſie intereſſirte ſich für ihn, weil es mit zur Mode gehörte. Kaum aber hatte ſich Seidemann auffallend für ſie erklärt, als er auch ſogleich einen großen Theil ſeines Anſehns verlor; ein Mann wird nur recht liebenswürdig gefunden, ſo lange ſich ihn jedes Mädchen als ihren Liebhaber denken kann, erklärt er ſich aber für eine beſtimmte Geliebte, ſo ſehn ihn alle übrigen nur als einen Anhang ihrer Feindinn an; er iſt ein todtes Wild, das nicht mehr gejagt wird.

Doch ich kehre zur Geſchichte zurück. Seidemann glaubte alſo auch hier ſeine eben auseinander geſetzte Ueberraſchungstheorie beſtätigt

tigt zu finden. Ich brauche den Leſer wohl nicht auf das jugendliche und unreife darinn aufmerkſam zu machen, und wie dieſe Wahrheit zu denen gehöre, die man nur umzukehren brauche, um ſie noch wahrer zu machen. — Louiſe ging wider ſeine Erwartung plötzlich vom Erſtaunen zum Schmerze über, ſie weinte, ſie klagte, ſie verwünſchte wechſelſeitig bald Seidemann, bald ihr grauſames Schickſal, ein Wort, das eben ſo zum verwünſchen erfunden iſt, als die Nahmen Cajus und Sempronius in den juriſtiſchen Collegien die Exempelträger ſind. — Seidemann wußte nun ſelbſt nicht, was er für Erſtaunen thun ſollte, er war ſelbſt außer aller Faſſung, denn alle ſeine feinen Bemerkungen waren nun plötzlich umgeſtoßen, dabey hatte er noch die Pferde zu regieren, die jetzt ungeduldig werden wollten, Louiſen zu tröſten, und was mehr als alles war, ſie zu überreden, daß ſie ſeine Gedanken, ſeine Liebe und ſeine Perſon annehmlich fände; wahrlich, Cäſar iſt mit ſeinen Briefſtellern dagegen nur ein kleines Licht geweſen. Iſt es daher dem Seidemann auch wohl ſo beſonders zu verübeln, wenn keine von ſeinen Bemühungen recht gelingen wollte? Es überſtieg die Kräfte eines Menſchen, und Seidemann, der nur ein Sterblicher war, unterlag ſeinen Verſuchen.

Aber ſo geben Sie ſich doch zufrieden, theureſte Freundinn, rief Seidemann. Umkehren können wir auf keinen Fall, ohne uns der Schande und Strafe Preis zu geben, wer weiß wie es mit Ulrich geworden iſt, Sie bedürfen meiner Hülfe. — Hier mußte er inne halten, denn die Pferde liefen ſeitwärts, da er immer das Geſicht nach der Chaiſe zukehrte, und drohten den Wagen in einen Graben zu werfen.

Louiſe hörte indeſſen nicht auf ſich zu beklagen, ſie ſchalt den armen Pädagogen, der jetzt die ungezogenen Pferde ſtatt der geduldigen Tugend unter Händen hatte, einen ſchändlichen Böſewicht, einen Betrüger; er ſuchte ſich zu vertheidigen, und ihr zugleich zu erklären, wie er ſie jetzt plötzlich liebe und anbete, ſeine pathetiſche Erklärung ward unaufhörlich von Interjectionen unterbrochen, die die Fuhrleute erfunden haben, um ſich den Pferden verſtändlich zu machen. Louiſe hörte wenig auf ſeine Betheurungen, ſondern ward immer zorniger, er immer verliebter, und mit Schwüren und Betheurungen zudringlicher, der Weg ward unebner und die Pferde noch ungeduldiger. Jetzt fielen ihm ſogar die Zügel aus der Hand, und die Pferde ſtanden durch einen glücklichen Zufall, er ſtieg hinunter, um ſie behutſam wieder aufzunehmen, denſelben Augenblick aber benutzte Louiſe, um leiſe vom Wagen zu ſteigen, und, ohne zu wiſſen, was ſie thue, feldeinwärts zu laufen. Seidemann ſaß ſchon wieder auf ſeinem Regierungsſitze, als er mit nicht geringem Erſtaunen die flüchtige Louiſe ſchon in keiner ziemlichen Entfernung wahrnahm, er ſtieg ſchnell von neuem herunter, und die Pferde benutzten dieſen glücklichen Augenblick, in welchem er die Regierung niederlegte, um, ſich ſelbſt überlaſſen, mit dem raſſelnden Wagen durchzugehn.

Seidemann ſtand nun in einem wahren Dilemma, ohne zu wiſſen, ob er Louiſen, oder dem flüchtigen Wagen folgen ſolle; und da eine Kugel, die von zwey Punkten geſtoßen wird, die Diagonale geht, ſo lief Seidemann weder dem Wagen noch Louiſen nach, ſondern in einer Mittelrichtung, um beyde wieder einzuhohlen. Da er aber eine Strecke gelaufen und wieder zur Beſinnung gekommen war, und einſah, daß er auf dieſem Wege beide verlieren würde, ſo wandte er ſich jetzt zu Louiſen, und lief noch ſtärker. Es kamen Menſchen übers Feld gegangen, und er eilte nun dem Wagen nach; der Wagen ſchien an einer Anhöhe ſtill zu ſtehn, und er wandte ſich wieder zu Louiſen, und ſo ward er von entgegenſtehenden Empfindungen hin- und hergetrieben, bis er müde war, und Louiſen ſowohl, als den Wagen aus den Augen verlohren hatte.

Nun ging Seidemann ganz gelaſſen zu Fuß den gebahnten großen Weg hinunter, und wäre herzlich zufrieden geweſen, wenn er in ſeinen Beinen weniger Müdigkeit gefühlt hätte. So geht es den Menſchen, ſagte er ſchwerſeufzend, wenn ſie zu viele Plane zu gleicher Zeit verfolgen! — Und ſo ſprach er bey dieſer Gelegenheit unwiſſend das Klügſte aus, was er noch in ſeinem Leben geſagt hatte.

Seinen Wagen traf er ganz wohl behalten im nächſten Flecken wieder an. Die Pferde waren bald langſamer gegangen, und ein Vorübergehender war mit dieſer Gelegenheit weiter gereiſt, er hatte den Sitz beſtiegen, und war auf die Art als blinder, und zugleich regierender Paſſagier froh und gutes Muths im Flecken angelangt. Der Zank zwiſchen dieſem und dem Pädagogen war ſehr bald beygelegt.

Erſt nach einigen Tagen kam Louiſe in eine anſehnliche Stadt, wo es ihr gelang, als Kammermädchen in einem vornehmen Hauſe Dienſte zu finden, da ſie es nicht wagte zu ihren Eltern zurückzukehren. — Sie fühlte hier ihre bedrängte Lage nun oft, und bereute herzlich den voreiligen Schritt, den ſie gethan hatte, aber ſie mußte ſich in ihr Schickſal finden und einſehn lernen, daß die Entführungen oft ein ſehr unromantiſches, unglückliches Ende nehmen. —

So viel zur moraliſchen Nutzanwendung; und nun wollen wir zu unſerm Haupthelden zurückkehren, da die Nebenperſonen alle in der weiten Welt zerſtreuet ſind. —

Ulrich ſaß noch immer im Gefängniſſe, und ward oft und immer ſchärfer verhört. Der Richter wandte alle nur erſinnliche Kunſtgriffe an, um ihn in ſeinen Ausſagen zu verwickeln, und auf die Art die Wahrheit zu ergründen: aber **Ulrich** war zu einfältig, um ſich zu widerſprechen, er hatte ſich keinen Plan gemacht, wie er ſich in ſeiner ſeltſamen Lage benehmen wolle, ſondern antwortete ſtets daſſelbe, was er ſchon am erſten Tage ausgeſagt hatte. Die Richter wußten nicht, was ſie aus ihm machen ſollten, und hielten ihn endlich für den abgefeimteſten Schurken, für ein wahres Genie unter den Spitzbuben, weil er alle ihre Bemühungen vereitelte, und ſich ſogar fromm und ehrlich zu ſtellen wußte.

Die wiederholten Verhöre aber, die beſtändigen Beſchuldigungen ſeines Mitgefangenen, und deſſen ſeltſame Art den unglücklichen Jüngling in ſeiner Lage zu tröſten, die Leute, die die Delinlinquenten beſuchten, alles zuſammengenommen, machte endlich, daß **Ulrich** ſelbſt anfing an ſeine Ehrlichkeit zu zweifeln; in manchen Augenblicken glaubte er es ſelbſt, daß er ein Straßenräuber und ausgemachter Spitzbube ſey, und er fürchtete ſich dann vor dem nächſten Verhöre, um ſich nicht zu verrathen.

Als man endlich ſeinem Geſellſchafter das Urtheil ſprach, ging dieſer in ſich, bezeugte die Unſchuld des jungen Menſchen, und erzählte, wie er in ihre Geſellſchaft gerathen ſey. Die Richter freuten ſich, daß die Unſchuld doch nun endlich an's Tageslicht komme, und ſetzten den jungen **Hartmann** ſogleich in Freyheit. Wer war glücklicher, als **Ulrich**! ihm war zu Muthe, als wenn er das Leben verwirkt hätte, und nun aus übergroßer Gnade Pardon erhielte. Er bedankte ſich bey ſeinen Richtern, und dachte in ſeiner Freude gar nicht daran, die Goldſtücke wieder zu fordern, die das Gericht mit dem Beutel des Räubers an ſich genommen hatte. Man erinnerte ihn auch nicht weiter daran, ſondern ließ ihn ſo ſeine Straße ziehen.

Ulrich ſah mit inniger Freude das freye Feld rings umher an, als er die Stadt verlaſſen hatte; er ging in das Wirthshaus eines Dorfes, und beſtellte ſich ein gutes Mittagseſſen, ohne daran zu denken, daß er es nicht bezahlen könne. Er erinnerte ſich erſt, daß man in dieſer beßten Welt, ſelbſt unter den glücklichen Dorfbewohnern Geld nöthig habe, als ihn der Wirth nach Tiſche mit ſeinem Knechte prügelte, ſo viel er nur konnte, um ſich wenigſtens ſtatt der Bezahlung eine Motion an ihm zu machen. — Ulrich ſchüttelte gedankenvoll den Kopf und ging weiter.

Ulrich glaubte jetzt einzuſehn, daß die Lebensart, die er ſeit ſeiner Flucht geführt hatte, nicht die beßte und angenehmſte ſey. Er erinnerte ſich der ſchönen Tage, die er im Hauſe ſeines Vaters verlebt hatte, ſein Rücken ſchmerzte ihn, und das Buchhalten und Rechnen kam ihm heut weit erträglicher ja ſogar angenehm vor. Er wußte gar nicht, was er jetzt anfangen ſolle, und nahm daher in einem Bauerhauſe Tinte und Feder, und ſchrieb auf einem Blatte Papier, das ihm die Leute ſchenkten, folgenden Brief an ſeinen Vater:

Theuerſter Vater!

Wenn Sie ſich Ihres Sohnes noch erinnern, ſo verſagen Sie ihm nicht Ihr Mitleid und Ihre Verzeihung. Meine Reue und Bitte um Ihre Vergebung iſt aufrichtig, ehe ich aber nicht von Ihrer gütigen Geſinnung gegen mich überzeugt bin, wage ich es nicht vor Ihnen zu erſcheinen, oder Ihnen den Ort meines Aufenthalts zu nennen. Aber, wenn Sie ſich meiner erbarmt haben, ſo laſſen Sie es mich durch eines der öffentlichen Blätter erfahren.

Er blieb einige Tage bey dem Bauer, den **Ulrichs** häufige Thränen gerührt hatten. Bald darauf las er in der Zeitung folgende Nachricht:

„Ein ungerathener Sohn muß erſt Zutrauen zu ſeinem Vater haben, eh ihm dieſer ſeine Bosheiten verzeihen kann, bis er nicht perſönlich zurückkehrt, kann ſich der Vater auf keine Weiſe mit ihm in Bedingungen einlaſſen.

Ulrich war in Verzweiflung, er fürchtete nur den Zorn ſeines Vaters, ſonſt wäre er dennoch zu dieſem zurückgekehrt. Der alte **Hartmann** war jetzt auch wirklich ſehr gegen ihn aufgebracht, er hielt ſeinen Sohn für einen ausgemachten Böſewicht, ſeit dieſer aus dem Gefängniſſe entſprungen war. Die Mutter weinte täglich um ihren Ulrich, und Seidemann ward in der ganzen Stadt als ein Verführer der Jugend gehaßt. Das Comödienſpielen ward eingeſtellt, die runden Haare und Dornenſtöcke wurden verdächtig, und jedermann bekam ein großes Mißtrauen gegen alle Philoſophen. Die Prediger ſprachen von den letzten Zeiten und von den falſchen Propheten, die ſich dann zeigen würden, und deuteten alles ſehr ſcharfſinnig und erbaulich auf die Pädagogen.

Ulrich mußte jetzt das Haus des Bauers verlaſſen, bey dem er in der Zeit die Dienſte eines kleinen Knechtes verrichtet hätte. Er ſtand von neuem auf der großen Heerſtraße, und konnte hingehn, wohin es ihm gefiel.

Er wanderte unter tiefſinnigen Betrachtungen durch einen Wald, als ſich ein Menſch zu ihm geſellte, der dieſelbe Straße ging, und bald ein Geſpräch mit ihm anſpann. Er erkundigte ſich, warum **Ulrich** ſo trübſinnig ſey, und dieſer bedachte ſich nicht lange, ſondern erzählte ihm den größten Theil ſeiner Geſchichte.

Ulrich konnte unmöglich gegen ſeinen Gefährten zurückhaltend ſeyn, denn er hatte in ſeinem Aeußern außerordentlich viel Aehnlichkeit mit ſeinem geliebten **Seidemann**. Er trug wie dieſer einen Dornenſtock und abgeſchnittenes Haar, und hatte eine ſo auffallende Weltbürgerphyſiognomie, daß es dem **Ulrich** war, als wenn er ihn ſchon ſeit lange gekannt hätte. Der Unbekannte trug einen Bündel auf dem Rücken, und ſah ganz ſo aus, wie wir ſo häufig in den Büchern die wandernden Menſchenfreunde beſchrieben finden.

Er nannte ſich **Holmann**, und ſprach dem abgehärmten **Ulrich** wieder Muth ein. Er war grade der Menſch, für den ihn **Ulrich** gleich anfangs gehalten hatte, und ſie liebten ſich beyde ſchon, als ſie ſich noch kaum geſehen hatten.

Da das Wetter ſchön war, ſetzten ſie ſich im Walde an einer angenehmen Stelle nieder. Holmann fing an zu erzählen, daß er ein Schriftſteller ſey, und daß Ulrich eben dies Gewerbe, wenn er einen Trieb dazu in ſich fühle, ergreifen könne.

Ulrich erſchrack bey dieſem Vorſchlage, weil er ſich gar keine Kräfte zutraute, um ihn auszuführen. Der reiſende Schriftſteller aber hob ihn bald durch ſeine Erfahrungen über alle Bedenklichkeiten hinüber.

Sie ſehn, ſagte er, in mir einen Mann, der ſchon im ſechszehnten Jahre ſein erſtes Buch drucken ließ, ich gehöre zu jenen frühreifen Genie's, die ſich ſchon in der Kindheit entwickeln. Sie ſind noch jung, es iſt wahr, aber um deſto origineller wird Ihre Schreibart ſeyn; Sie ſind von der modernen Erziehung, nun gut, verſuchen Sie die Grundſätze derſelben in ein recht helles Licht zu ſtellen, wir können dann mit gegenſeitiger

Unterſtützung arbeiten. Ich habe über alle Fächer der Pädagogik viel und reiflich nachgedacht, und gefunden, daß wir in dieſem Fache noch ausserordentlich wenige nutzbare Schriften beſitzen. Laſſen Sie uns hier eine neue Fackel der Aufklärung anzünden.

Er öffnete darauf das Bündel, zeigte ihm ſeine Manuſkripte, und las ihm einige Stellen vor, die er ſo ohngefähr für die beßten hielt. Es waren Lieder für Kinder, von der Wiege bis zum männlichen Alter; dann eine Anleitung, wie man auch ohne Kirche gottesfürchtig ſeyn könne; ein bündiger Beweis, daß die reformirte Religion die allein ſeligmachende ſey; verſchiedene kleine Abhandlungen, über den Nutzen des Stelzengehens.

Holmann erzählte ihm dann von den verſchiedenen Projekten, die er noch auszuführen gedächte. Er hatte ſich vorgenommen, ein Aufklärer zu werden, und vorzüglich auf die untern

Volksklaſſen zu wirken, er meinte, daß man die Menſchen nur erſt recht genau eintheilen müſſe, um ihnen auf die wahre Art nützlich ſeyn zu können. So wollte er ein eignes Geſang- und Verhaltungsbuch für Dienſtmägde ſchreiben, eigne Volkslieder für ein jedes Handwerk, moraliſche Betrachtungen bey den unterſchiedenen Handwerksgeräthen. Manche von dieſen Büchern ſind auch nachher wirklich herausgekommen.

Ulrich hörte ſeinen Geſprächen aufmerkſam zu, und entdeckte nun plötzlich eine wahre Schatzkammer von Talenten in ſich, an die er bis dahin noch gar nicht gedacht hatte. Er ſummirte im Kopfe die Bücher zuſammen, die er gar wohl noch ſchreiben könne, ohne ſeinen Kopf beſonders zu erſchöpfen. Er ſah ſchon im Geiſte Drucker und Setzer mit ſeinen Schriften beſchäftigt, das Vaterland, das nicht müde werden konnte, ſie zu kaufen und zu leſen, die Aufklärung, die wie eine neue Morgenröthe aus ſeinen Manuſkripten hervorſtieg. Unwillkührlich bewegte er die Finger der rechten Hand, die alles zu ſchreiben brannten, was er nur irgend denken mochte.

Beyde Wandrer machten ſich wieder auf den Weg und erreichten bald das nächſte Städtchen, den Wohnort des Schriftſtellers. **Ulrich** zog bey dieſem ein, und fing noch an eben dem Tage einen Aufſatz an: Wie die Privattheater auf die Bildung der Jugend und ſo mittelbar der ganzen Nation wirken könnten. Alles was er ſchrieb, gefiel ſeinem Beſchützer **Holmann** außerordentlich, er fand ſo viele Spuren eines neuen Urgenies darin, ſo tiefe und doch ſo praktiſche Ideen, daß er es ſich ſechsmal hintereinander vorleſen ließ.

Man muß geſtehen, daß damals in Deutſchland alles, was nur die Finger regen konnte, zum Beſten der Jugend arbeitete, und auch **Holmann** und **Ulrich** thaten redlich das Ihrige, ſie vermehrten die ungeheure Bibliothek für Kinder, die ſo anwuchs, daß ein Kind wenigſtens dreyßig Jahr alt werden muß, um nur das Nutzbarſte daraus mit Nutzen leſen zu können.

Ulrich lernte manche neue Ideen kennen, und vorzüglich die als wichtig ſchätzen und niederſchreiben, die ihm wohl ſchon manchmal als Schimären durch den Kopf gegangen waren, und die er nie geachtet hatte. Holmann aber zeigte ihm, wie man eigentlich keinen Gedanken umſonſt denken, und die Finger nicht ohne unmittelbare Bezahlung bewegen müſſe. Holmann hatte überhaupt ein eignes Noth- und Hülfsbüchlein für Autoren im Kopfe, das Ulrich ſich feſt auswendig zu lernen bemühte. — Nach dem Beyſpiel der größten Männer, fing der angehende Schriftſteller nun auch an, ſein eignes Leben zum Beßten der Jugend zu beſchreiben, worin er ſich als außerordentlich liebenswürdig, und die erlittenen Drangſale als ungeheuer darſtellte. Er machte dabey die Erfahrung, wie ein Menſch in ſich ſelbſt etwas hineinlügen könne, der von der

Idee ausgegangen ſey, die lauterſte Wahrheit zu ſprechen.

Wie es dem Menſchen gewöhnlich geht, ſo erging es auch unſerm **Ulrich**. Er vergaß die Leiden nach und nach, die er überſtanden hatte, und hielt bald ſeine gegenwärtige Lage für die allerunglückſeligſte; er ſehnte ſich wieder nach **Louiſen** hin, ſeine Liebe erwachte mit neuen Kräften in ihm, und er dachte bey Tage und in der Nacht nur an ſie. Sein Styl ward unvermerkt ſehr empfindſam, und zog ſich die Mißbilligungen des geſetzten **Holmann** zu, in ſeinen Büchern ward viel von Liebe beygemiſcht, ſo daß ſie ſein Beſchützer gar nicht mehr wollte drucken laſſen: — endlich faßte **Ulrich** an einem Morgen einen raſchen Entſchluß, er nahm ſein vorräthiges Geld und ſeinen Wanderſtab, und begab ſich noch einmal auf die Reiſe, um **Louiſen** aufzuſuchen.

Er hatte ſich vorgeſetzt, ſeine Reiſe ziemlich weitläuftig zu beſchreiben, er eilte daher nicht zu ſehr, ſondern verweilte gern an Orten, an welchen er beſchreibungswürdige Merkwürdigkeiten erwartete. Er wollte es ſehr empfindſam einrichten, und ließ ſich daher oft mit Bauern und jungen Mädchen in Geſpräche ein, bekam aber faſt eben ſo oft Händel, weil die Leute glaubten, er wolle ſie foppen. — Er ward unterwegs zum Mitgliede mancher bekannten und unbekannten Geſellſchaft aufgenommen, die alle zu gleicher Zeit ihre Hände in Deutſchland hineinſtrecken, um es aufzuhelfen, und dafür das gebührende Lob und Geld zurück zu empfangen.

Er kam endlich an eine Stadt, und ſchon beym Eintritt in's Thor ſagte ihm eine Ahndung, daß hier das Ende ſeiner Wanderſchaft ſeyn würde. Selbſt die aufgeklärteſten Menſchen glauben an Ahndungen, weil es eine Poeſie iſt, die in ihnen ſelbſt ertönt, und nicht von außen in ihr Ohr kömmt. — Es war ein trüber Abend, und er freute ſich herzlich, als er an einer Ecke einen Comödienzettel angeſchlagen fand. Man ſpielte Nicht mehr als ſechs Schüſſeln; und Ulrich ging ſtehenden Fußes in das Theater.

Es war eine herumziehende Truppe, die hier die Sitten verbeſſerte; die Bühne war im Rathskeller aufgeſchlagen, und eben nicht die prächtigſte. Die Baſis beſtand aus einer Menge von ausgeleerten Tonnen, die der Wirth gerade entbehren konnte, nur wenige Lichter brannten, der Vorhang war ein buntes verſchoſſenes allegoriſches Gemälde voller Tugenden und Laſter, das Orcheſter beſtand aus den Söhnen des Stadtmuſikanten, die mit dem Bogen auf geſprungenen Geigen herumfuhren, und mit der größten Freymüthigkeit die Pedanterie des Taktes und der Tonarten verachteten. — Das Publikum war gemiſcht, d. h. es beſtand aus Perſonen beyderley Geſchlechts, und von verſchiedenen Vermögensumſtänden, deren Geſchmack aber ſo gleich abgeſchliffen war, daß alles ſo gleich und platt war, daß man auch nicht die kleinſte Nüance entdecken konnte. Die meiſten waren hergekommen, weil ſie gehört hatten, im Stücke komme ein gar kurioſer Sattler vor, den ein Schauſpieler zur allgemeinen Freude mit einer ungeheuern langen hochroth gefärbten Naſe ſpiele.

Manche der Schauſpieler trieben ſich unter den Zuſchauern herum, und machten ſich bald auf dem Theater, bald im Parterre Geſchäfte, um ſich ſchon vorher bewundern zu laſſen, beſonders konnten ſich die nicht genug hervordrängen, die zu ihren Rollen fremde Kleider von den Einwohnern der Stadt geliehen hatten.

Der Verfaſſer hat ſchon lange auf die Gelegenheit gelauert, ſeine großen Theaterkenntniſſe an den Tag zu legen, ſo, daß er es hier unmöglich unterlaſſen kann, eine Pauſe in der Geſchichte, die überdies bald geendigt ſeyn wird, zu machen, und ſeine Gedanken gegen einen vernünftigen Leſer auszuſchütten.

Man klagt ſo oft darüber, daß unſer Theater jetzt ganz mit dem wahren Geſchmack verfallen, und beydes bald in einem völligen Ruin begraben liegen werde. Es iſt hier gar nicht meine Abſicht, das Gegentheil zu beweiſen, ſondern nur zu zeigen, daß dieſer Verfall gut und heilſam ſey, und zwar ſo ſehr, daß wir ihn von allen Seiten wünſchen und befördern ſollten.

Wenn wir uns einmal auf die philoſophiſche Seite legen, (und das verſucht doch jetzt wohl ein jeder,) ſo werden uns bald alle ſogenannten ſchönen Künſte abgeſchmackt erſcheinen, vorzüglich aber das Theater. Der Zweck der Bühne iſt, uns durch erlogene Geſchichten zu rühren, und Thränen aus den Augen zu locken, oder uns zum Lachen zu bewegen: je mehr ein Theater dies bewerkſtelligt, um ſo vortrefflicher iſt es.

Wir leſen in Beſchreibungen, daß es ehedem Schauſpiele und Stücke gegeben habe, die dieſen Zweck auf die beſte und vollkommenſte Art erfüllt haben, man ſchrieb Dramaturgien, um die Kunſt und den Geſchmack des Publikums zu veredeln, ein großer Theil der Nation und gerade der beſſere intereſſirte ſich lebhaft für das Schauſpiel, von allen Seiten kamen Vorſchläge zu Verbeſſerungen, Ueberſetzungen guter Stücke, und Verſuche, auch im Deutſchen gute Schauſpiele zu ſchreiben. Es war ein wahres Fieber in Deutſchland, Geſchmack und Liebe zum Theater zu haben, aber es war nur die Vorbereitung zu einer klügern Exiſtenz.

Man überlege nur, ob vernünftige Menſchen ſich wohl auf lange für Lügen intereßiren können, oder ob ſie nicht vielmehr ſo bald als möglich wieder zur Wahrheit greifen werden. Das erſte Prinzip der Moral iſt, Niemand zu täuſchen, und das erſte Prinzip der Klugheit, ſich von Niemand täuſchen zu laſſen.

Den erſten reellen Stoß, als die Bewunderer und Geſchmacksmenſchen ausgeſtorben waren, erhielt das Theater ſchon von jenen verſtändigen Leuten, welche ſagten: warum ſoll ich noch nach einem eigenen Hauſe gehn, um Unglück zu ſehn und zu erleben, wohl gar zu weinen, welches ſich durchaus nicht für einen alten Mann ſchickt, da ich im Hauſe Unglücks genug, und ohne Geld auszugeben, Ueberfluß daran habe? Muß ich mich nicht täglich mit meiner Frau zanken? Bin ich nicht um Geld betrogen? Macht mein eigener Sohn nicht liederliche Streiche genug? Iſt mein Bedienter nicht dummer, wie der beſte in der Comödie? u. ſ. w. Dadurch ſahen andere vernünftige Menſchen ein, daß ſie Narren wären, die ihr Geld und ihre Rührung für beſſere Gelegenheiten ſparen könnten. Das Theater kam in ein lächerliches Licht zu ſtehn, und wenn man noch etwa hinging, nahm man ſich ſehr in Acht, ſich von keiner Rührung überraſchen zu laſſen.

Aber ſo wie die Menſchheit immer geſetzter und philoſophiſcher wird, ſo ſah man nun ein, daß das ganze Theater nur ein kindiſches, unnüzes und läſtiges Spielzeug ſey, es wurde von Obrigkeits wegen und durch die Mehrheit der Stimmen beſchloſſen, es nach und nach ganz eingehen zu laſſen, damit die Menſchen ſich den ernſthaftern Beſchäftigungen widmen könnten. Weil man aber fürchtete, daß dies bey manchen unverſtändigern Leuten Mißvergnügen und Unzufriedenheit erregen könnte, ſo beſchloß man, die Sache leiſer anzugreifen, um ſie dann deſto ſichrer in den Gang zu bringen.

Es thaten ſich daher langweilige Schriftſteller zuſammen, die die beſſern Stücke, die gar zu leicht einen Reſpekt vor der Kunſt einflößen könnten, verdrängten; man machte Langeweile, um darauf aufmerkſam zu machen, wie wenig unterhaltend das ganze Vergnügen ſey, ſo wurden wir mit ſchlechten Luſtſpielen und Familiengemälden überſchüttet, eine Reihe von Dialogen, wo der Vorhang manchmal dazwiſchen fällt, um ſie zu ordentlichen Stücken von vier oder fünf Akten zu machen. Da der guten Schauſpieler weniger wurden,

den, ſo traten andre auf, die eben ſo wie jene bewundert wurden, weil die Verſtändigern nun ſchon das Theater verlaſſen hatten, dieſe verſchrien und zerſtampften die ältern guten Stücke, ſie lernten die Rollen nicht mehr auswendig, ſie geberdeten ſich wie unſinnig, um die elende Täuſchung völlig zu zernichten. Dieſe haben der Aufklärung einen weſentlichen Dienſt gethan, denn ſeit der Zeit ſieht man nur ſelten noch einen vernünftigen Mann im Theater.

Nun wurden die Bühnen zu Nationalbühnen erhoben, und dieſer Schritt war für die Aufklärung ſehr berechnet und nothwendig. Nun waren die Schauſpieler unter ſchützenden Privilegien ſchlecht, und Niemand durfte es wagen, viel dagegen zu ſprechen, wenn auch noch hie und da ein Thor geſteckt hätte, der im Theater von Kunſtwerk, Geſchmack, oder dergleichen Narrenpoſſen geredet hätte. Denn die ganze Abſicht war, die Theater zu einer Art von Caffeehäuſern zu machen, in denen zufälliger Weiſe manche

Menſchen auf einem erhöhten, illuminirten Gerüſte etwas lauter ſprachen als die übrigen.

Darauf wurde noch die Oper eingeführt, um den Reſt von geſunden Menſchenverſtand mit den Wellen einer ſtrömenden Muſik wegzuſpülen, die ausgetretenen Kinderſchuh wurden wieder hervorgeſucht, das Theater wurde zu einem Tollhauſe umgeſchaffen, und ſeit der Zeit ſchämt man ſich zu geſtehn, wenn man nämlich Minna von Barnhelm geleſen hat, daß man im Theater geweſen ſey.

An manchen Orten ſoll die Obrigkeit ſogar Direktoren angeſetzt haben, die ſich vorſetzlicherweiſe ſtellen, als verſtünden ſie vom Theater nichts, um dieſe abgeſchmackte Spielerey nur völlig zu Grunde zu richten. Man nimmt immer mehr ſchlechte Schauſpieler an und dankt die beſſern ab, es werden unaufhörlich Opern auf Befehl und Begehren geſpielt, die Schauſpieler ſchreien immer ſtärker, die Dichter ſchreiben immer langwieriger, ſo daß das deutſche Theater und der deutſche Geſchmack gewiß eine eiſerne Natur haben müßten, wenn ſie dies alles, ohne zu ſterben, ertragen könnten.

Dies iſt meine Meinung über den Verfall des deutſchen Theaters, und ich bitte jedermann um Verzeihung, wenn ich in meinen Bemerkungen zu ſcharfſinnig geweſen ſeyn ſollte.

Ulrich ſtand und erwartete das Emporziehn des Vorhangs, es geſchah, und der Hofrath zankte mit Friedrich, dieſer Hofrath aber war niemand anders, als Seidemann.

So hat er das Fach des Liebhabers aufgegeben! dachte Ulrich bey ſich; ja wohl iſt das Theater ein Bild des menſchlichen Lebens! begeiſterte Liebhaber werden unglückliche Väter, die Geliebten zänkiſche Tanten, Narren ernſthaft und geſetzte Leute Narren.

Ulrichs Erſtaunen wurde noch vermehrt, als er im Kammerherrn ſeinen alten Friſeur Leyſer erkannte, auch die Frau von Schmerling kam ihm bekannt vor, er konnte ſich aber gar nicht erinnern, wer es ſeyn möchte. Das Stück ging ſeinen Gang fort, und ward recht tapfer zu Ende gearbeitet, die Biederkeit des Hofraths erhielt allgemeinen Beyfall. In der letzten Scene, die die Frau von Schmerling hat, erkannte Ulrich ſie plötzlich an einem eigenthümlichen Zeichen der Augenbraunen: es war Niemand anders, als ſeine Louiſe. Er ſprang ſogleich über das Orcheſter hinweg, und kletterte über Lichter und Lampen zum Theater empor, fiel der erſtaunten Schauſpielerinn um den Hals, alles, Theater und Publikum war erſtaunt, der Regiſſeur ließ den Vorhang fallen, und das Stück war auf die Art mit einem neuen Schluß verſehn.

Seidemann, Louiſe und Leyſer freuten ſich ihren Ulrich wieder zu ſehn, es koſtete nur wenig ihn dazu zu bereden, ein Mitglied der Truppe zu werden. In wenigen Tagen trat er als rechtſchaffener Liebhaber auf, und beſchämte an Edelmuth die ganze Truppe, in vierzehn Tagen war er Louiſens Ehemann.

Das Publikum fand ſein Spiel bewundernswürdig, denn er hatte einen weit herzhaftern Tritt, als alle übrigen in der Geſellſchaft, er ward unaufhörlich beklatſcht, und dies erweckte den Neid ſeiner Gefährten.

Ulrich lernte nun das Gedränge von niedrigen Kerlen kennen, von kleiner und heimtückiſcher Bosheit, vorzüglich that ihm Leyſer viel Herzeleid, der in der Truppe die Spitzbuben ſpielte, und nun manches aus ſeinen Rollen auf den armen Ulrich anwandte. Auch Louiſe, die bis dahin nicht von Seidemann gekannt war, hatte viel zu dulden. Der Direkteur gab beyden endlich den Abſchied, und da ſie nun gar nicht wußten, was ſie anfangen ſollten, ward ihre Reue und ihr Schmerz nur um ſo lebhafter.

Ulrich faßte endlich einen ſchnellen Entſchluß, nahm Louiſen und reißte mit ihr zu ſeinem Vater, der auf dem Krankenbette lag, und ihnen darum leichter, als ſonſt, verzieh. Da ihm Louiſe bald darauf einen Enkel brachte, war der alte Mann wieder ganz heiter, und Ulrich widmete ſich dem Kaufmannſtande.

Sein Vater ſtarb bald nachher, und als Kaufmann hat ihn der Erzähler dieſer Geſchichte kennen gelernt. Er ſieht jetzt dem damaligen Ulrich gar nicht mehr ähnlich, er lebt äußerſt eingezogen und haushälteriſch, und da ihm der Verfaſſer einen Theil des Honorars verſprach, hat er ihm gegenwärtige Geſchichte erzählt, die ich mich aus dieſer Urſach mit ſcharfſinnigen Beobachtungen verſehn unter die Straußfedern zu ſtecken für berechtigt hielt, denn ich habe ſie nicht erfunden, ſondern der Erfinder lebt noch und ſeine Louiſe ebenfalls, die es beyde, wenn es nöthig wäre, bezeugen könnten.

Straußfedern.

Sechſter Band.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai, 1797.

Universitäts-
München
Bibliothek

XXIII.

Als Fermer von der Univerſität zurückgekommen war, ging er zuerſt mit hochklopfendem Herzen nach der Straße, in der ſeine Geliebte wohnte. Er ~~gedachte auf dieſem Gange zu verſcheiden~~, ſo drängte ſich ihm das Blut aus allen Adern nach dem Kopfe.

Die Straße war etwas entlegen und er hatte Zeit, unterwegs einige nicht unwichtige Betrachtungen anzuſtellen. Iſt ſie mir noch getreu geblieben? ſagte er zu ſich ſelbſt, — warum habe ich ſeit langer Zeit keine Briefe von ihr erhalten? — Bei Gott! wenn ich ſie treulos fände. —

Mit einem erhitzten Geſicht lief er gegen ein langes Stück Bauholz, das ein Laſtträger mit einer unverſchämten Miene durch die Gaſſe trug:

Vorgeſehn! rief dieſer, als er bemerkte, daß der junge Fermer eben in hitzige Vorwürfe ausbrechen wollte.

Fermer fluchte ein paar mal und fuhr dann in ſeinen Seufzern fort, denn er ſah nun ſchon das Haus vor ſich, ja er glaubte ſogar am Fenſter eine weibliche Geſtalt zu bemerken.

Fermer hatte Vermögen, ſeine Eltern waren geſtorben, er hatte nur wie man zu ſagen pflegt, zu ſeinem Vergnügen ſtudiert, um in der Welt über manches mit ſprechen zu können, denn das iſt ein Nutzen den man den Wiſſenſchaften nie wird ableugnen können. —

Fermer klingelte jetzt, aber ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, erlaube mir der Leſer eine kleine

Vorrede,

die ſchon vor dem vierten Bande dieſer Sammlung ihren Platz hätte finden ſollen; ich ſchalte ſie liſtigerweiſe hier ein, damit ich um ſo mehr verſichert bin, daß man ſie nicht überſchlägt.

Ich habe mir ſchon oft den Kopf zerbrochen, warum die meiſten Leſer ſich ſo gar nichts aus einer Vorrede machen, daß ſie gleich immer zum Werke eilen, um nur den Helden der Geſchichte recht bald kennen zu lernen, ſo daß ſie darüber den wahren Helden, der den andern hervorbringt, gänzlich vergeſſen. Ich muß geſtehn, daß ich weit mehr Vorreden als Bücher leſe, denn die Verfaſſer ſchildern ſich meiſtentheils mehr darin, als ſie ſelber wiſſen; um mich zu belehren und zu beſſern, leſe ich daher oft die Vorrede und laſſe das moraliſche, oder politiſche, oder unterhaltende Buch ſelber ungeleſen. Da ich aber den Werth einer Vorrede ſo ſehr zu ſchätzen weiß, ſo ſollte es mich eben deswegen ſehr kränken, wenn der Leſer gegenwärtige, äußerſt unentbehrliche Vorrede überſchlüge.

Der kritiſche Leſer wird ſchon aus einigen gelehrten Blättern erſehn haben, daß ſeit dem vierten Bande ein anderer Verfaſſer als der des Siegfried von Lindenberg, die Straußfedern fortſetzt, und ich habe ſchon immer im Stillen gefürchtet, daß aus dieſem Grunde (die tauſend beſſern Gründe ungeachtet), dieſe Sammlung von Erzählungen dem Leſer weniger gefallen möchte, als die drey erſten Bände.

Wenn man es genau überlegt, ſo iſt es für einen Schriftſteller ein ſehr ſchlimmer Umſtand, daß er immer von ſeinen Leſern abhängt, die wenigen unter den Deutſchen, die es ſo weit gebracht haben, daß ſie gefallen, ſie mögen auch ſchreiben was ſie wollen, ſind in der That zu beneiden. Wenn ich aber an meine Leſer denke, ſo gerathe ich augenblicklich in eine ſolche Furcht, daß ich erſt eine Weile die Feder niederlegen muß, mich zerſtreuen und von der Vorſtellung des Leſers erholen, ehe ich weiter ſchreiben kann. Dem einen ſind die Erzählungen nicht unterhaltend, dem andern nicht fein genug; einer tadelt den Vortrag, der andere den Innhalt; ein dritter lieſt ſie gar nicht, ſondern recenſirt ſie nur. Ich bin mit den gewöhnlichen Herzſtärkungen der Autoren unbekannt, ich habe keine Freunde, die mich bewundern, und die Welt und ihr Urtheil verachten lehren; ich kenne mich ſelbſt zu gut, um ohne dieſe Freunde ſtolz zu ſeyn und wieder zu wenig, um genau zu wiſſen, wie viel ich als Herausgeber der Straußfedern werth bin — kurz — ich weiß durchaus nicht, woran ich mit meinem ſogenannten geneigten Leſer bin.

Vieles in der Welt, beſonders aber der Geſchmack, beruht bei den meiſten Leuten nur auf einem Vorurtheil. Ich ſage dies nicht, um mich zu rechtfertigen, ſondern nur um den Leſer darauf aufmerkſam zu machen, wenn er ſich etwa in dieſem Falle befinden ſollte.

Das Vorurtheil iſt in der Welt immer noch ſehr mächtig, viele Leute gelten nur deswegen für witzig, weil andre es von ihnen ſagen, ja ich habe zuweilen aus keinem beſſern Grunde ganze Bücher für philoſophiſch gehalten. Dies fühlte auch ein berühmter Hanswurſt ſehr gut, der, nachdem ſein Vorgänger abgenutzt und todt war, zum erſtenmal das Wiener Theater betreten ſollte. Er fühlte ſeine Schwäche und die große Macht des Vorurtheils, als er daher auftrat, fiel er vor einem verehrungswürdigen Publikum auf die Knie und bat ums Himmelswillen, daß man doch ja über ihn lachen möchte. Er erreichte dadurch ſeinen Endzweck am beſten. — Ich möchte etwas ähnliches verſuchen, wenn ich mir nur verſprechen könnte, daß es eben ſo gelingen würde.

Bitte:

„Meine Verehrungswürdigen! geruhen Sie „allerſeits an meiner geringen Spaßhaftigkeit, an meinem wenigen Witze ein Vergnügen zu finden, weil ich ſonſt der Verzweiflung nahe bin, und ich mit den „ſchmerzhafteſten Tönen ausrufen muß: „oleum et operam perdidi! — Wenn Ihnen an dem Leben eines Menſchen nur et-

„was gelegen iſt, ſo geben Sie ſich die „Mühe, mich nur ein klein wenig zu bewundern, es kann ihnen ja ſo viele Mühe nicht koſten, und Sie ſind ja ſonſt nicht „ſo ſparſam damit.“

Ich ſollte mich nun eigentlich noch in Kupfer ſtechen laſſen, wie ich demüthig auf den Knien liege, und ich hoffe, daß man mich aus bloßer Rührung, aus purem Mitleide, ſehr witzig finden würde. — Ich kann nicht begreifen, warum noch kein einziger Buchhändler auf dieſen Gedanken gekommen iſt, es würde vielleicht mehr wirken, als ihre pomphaften Ankündigungen.

Es thut mir leid, daß der Rezenſent in der Nürnberger gelehrten Zeitung nun durch mich ſelbſt erfahrt, daß Hr. Müller dieſe Straußfedern nicht mehr ſchreibt, denn indem der Rezenſent vom fünften Theile ſpricht, kann er nicht genug den Witz und die unerſchöpfliche ſatyriſche Laune dieſes Schriftſtellers bewundern; er hat mich alſo gelobt, ohne es zu wiſſen; ich ſage ihm den ergebenſten Dank, und bitte nur, unermüdet auf dem Wege fortzufahren; es ſollte mir ſehr leid thun, wenn er jetzt dieſe Sammlung von Erzählungen ſchlechter fände, ſeit er weiß, daß ſie von Niemand, als einem anonymen Schriftſteller herrühren,

ren, der nicht einmal den Muth hat, ſeinen Nahmen zu nennen.

Die nicht rezenſirenden Leſer mögen ſich übrigens davon ein Beiſpiel nehmen und ſehn, wie viel ein günſtiges Vorurtheil vermag. Ein günſtiges Vorurtheil iſt ein ſehr mächtiger Freund und Beſchützer. — Ich will mich alſo hiermit dem ganzen Publikum empfohlen haben.

Doch, es iſt wohl endlich Zeit, zur Geſchichte zurückzukehren.

Der Liebhaber klingelte, ein Bedienter öfnete die Thür. — Er ging die Treppe hinauf (denn es iſt zuweilen gut und angenehm, alles recht weitläuftig zu beſchreiben), er fand Louiſen in ihrem Zimmer.

Ohne aber weiter Umſtände zu machen, ſprang er auf ſie zu und drückte ſie herzhaft in ſeine Arme: dies iſt von jeher ein Vorrecht der Verliebten geweſen. — So ſehr er trunken von Wonne war, ſo glaubte er dennoch zu bemerken, daß ſeine Geliebte ſeine Herzlichkeit nicht ſo erwiederte, als ſie wohl hätte thun ſollen; indeſſen die Scene war einmal zur Freude beſtimmt, und ſo gab er ſich denn darüber zufrieden.

Warum haſt Du mir ſo lange nicht geſchrieben Theureſte? — rief er aus; — wie konnteſt Du mich in dieſer entſetzlichen Ungewißheit laſſen? Du glaubſt nicht, was ich gelitten habe, alle mein Glück, alle meine Plane lagen zerſchlagen vor meinen Füßen, und der wüthendſte Schmerz fraß und nagte in meinem Herzen.

Louiſe ſchlug die Augen nieder. — Ich war nicht wohl, mein Vater war krank, unſre liebe Vertraute, durch die Du immer meine Briefe bekommen haſt, war verreiſt.

Fermer. Louiſe, ſchreckliche Dinge gingen damals in meinem Innern vor, ich glaubte Dich untreu, alles fiel mir bei, was ich je in Büchern von dem Leichtſinn der Mädchen geleſen hatte. Keine Nacht konnt' ich ſchlafen. — Du glaubſt nicht, was ich gelitten habe.

Louiſe. Unausſprechlich Theurer!

Fermer. Wie wohl iſt mir, daß ich Dich wieder habe, daß ich mich wieder an dieſen Augen erlaben kann, daß ich Deine ſüße Stimme höre! Alle Harmonie in mir war zerriſſen und verſtummt, ich glaubte an keine Unſterblichkeit mehr, alle meine Nerven zitterten.

Louiſe. Schrecklich, ſchrecklich!

Fermer. Ja wohl ſchrecklich! — die getrennte Liebe iſt die Hölle auf Erden. — Aber Du biſt nicht ſo froh, wie ich dich wünſchte, und um mich blühn alle Seligkeiten des Himmels und Du —

Louiſe. Ich kann mich von dieſer Freude noch gar nicht erholen.

Die Aufwärtern trat herein, um Louiſen zu ihrem Vater abzurufen, die Lieben drückten ſich noch einmal zärtlich an die Bruſt, dann ſchieden ſie.

Fermer kam ſich auf der Straße wie ein großer Held vor; er machte noch einen kleinen Spaziergang, redete einige Bekannten an, that gegen andre, als hätte er ſie nie geſehn, und ging dann nach Hauſe.

Er gehörte nicht zu den ſchönen Leuten, ſeine Augen waren nicht blau und ſanft und klug, in denen aber auch das Feuer des Muthes aufleuchtete, auch nicht dunkelbraun, eine Farbe, die bei den Liebhabern und Helden von Geſchichten auch ſehr beliebt iſt, ſondern wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo fielen ſie mehr ins Graue. Er war klein von Perſon, ſein Geſicht war gelblich und hatte häufige Pockennarben.

Es braucht mir Niemand zu ſagen, daß ich hier gegen die erſten Regeln eines Schriftſtellers anſtoſſe; gegen Regeln, die ſogar die Kinder auswendig wiſſen. Die Wahrheit aber iſt mir theurer, als alles, und darum habe ich den jungen Geliebten ſo beſchrieben. Der Leſer darf nur die gangbaren Bücher zuſammenrechnen, die Helden und Heldinnen ſummiren, ſo wird er erſtaunen, welche Menge von Schönheitsidealen ſich unter uns Deutſchen herumtreiben, und dann die Klagen der Bildhauer und Maler gar nicht begreifen können, die unaufhörlich jammern, daß es ihnen ſo ganz an ſchönen Modellen fehle. So oft ich gereiſt bin, habe ich mich in den Städten und auf dem Lande fleißig nach der unzähligen Menge von vortreflichen Liebhabern und Liebhaberinnen umgeſehn, die ich in den Büchern hatte kennen lernen; aber immer wurde ich getäuſcht. Seit der Zeit mißfallen mir alle jene bezaubernde Schilderungen, jene Menge von Engels- und Adlersblicken, jene unbeſchreiblich lieblichen Phyſiognomien, weil ich nicht mehr recht daran glauben kann.

Meine Leſer mögen alſo den Helden dieſer Geſchichte entſchuldigen, daß er nicht beſonders ſchön iſt; denn das ſind Gaben die der Himmel giebt, und für die Niemand kann.

Als Fermer nach Hauſe gekommen war, war ſeine erſte Frage, ob der Briefträger keinen Brief gebracht habe. Der Bediente überreichte ihm einen; er beſah das Siegel und ſagte: Gottlob! dann erbrach er ihn und las:

Geliebter meiner Seele,

„Dich ſollt ich vergeſſen können? — Un-
„möglich! — Schon ſeit anderthalb Tagen
„biſt Du abgereiſt, und immer ſteht Dein
„Bild noch ſo lebendig vor mir, als wenn
„Du noch hier gegenwärtig wärſt. Immer
„hör' ich noch Deine ſüßen Schwüre, die
„gewaltigen Ausdrücke, die Deine Liebe
„ſuchte und ſo behende fand. Du haſt
„Recht, etwas Außerordentliches muß auch
„auf eine außerordentliche Art ausgeſprochen
„werden. — Ich leſe die Bücher, die Du
„mir empfohlen haſt, und bin jetzt eben
„beim Thurnier von Nordhauſen;
„ſchreibe mir doch Deine Meinung darüber,
„die kühne Darſtellung hat mich gewaltig
„ergriffen, wie ich denn überhaupt ſehr für
„das Große bin.

„Ich denke an Dich, ich träume von Dir; „ich weiß nicht, wie es mit mir werden ſoll, „in ſechs Monaten wird eine ſchlimme Periode für mich eintreten. Doch ich kann „mich dann vielleicht ſchon mit einem ſüſſern „Nahmen nennen, als ich mich jetzt unterſchreibe

Deine Geliebte **Nanette** B.

Wie war Fermer von Nanettens Liebe, von ihrer Seelengröſſe gerührt! Er konnte vor Beendung gar nicht zu ſich ſelber kommen, bis er bemerkte, daß er jähne und ſich daher ſehr ſchnell niederſetzte, um dieſen theuren Brief noch an dieſem Abend zu beantworten. Er wunderte ſich über ſeine ſeltſame romantiſche Lage, ſtand wieder auf und ging in der Stube auf und ab. Aus ſeiner Büecherſammlung nahm er ein Buch und fing den **Clavigo** an zu leſen, um ſich wieder etwas zu beruhigen, der Styl war ihm nur nicht ſtark genug, er fing an zu ſeufzen, dachte recht inbrünſtig an Nanette, ſuchte Louiſen auf einige Augenblicke zu vergeſſen, und ſchrieb nun ſeinen Brief nieder:

Theureſte meiner Seele!

„Wie leer und nüchtern iſt mir die Welt, „ſeit ich Dich verlaſſen habe. Allenthalben

„ſteht mir Dein Bild noch vor Augen. —
„So eben bin ich vom Wagen geſtiegen, und
„ſo eben habe ich Deinen Brief geleſen;
„welche Wonne ſtrömte durch alle meine
„Adern, als ich die Züge Deiner Hand ge-
„wahrte.

„Der Thurnier zu Nordhauſen iſt gewiß
„eins der kräftigſten deutſchen Bücher.
„Welche Sympathie hat unſre Seelen ſo
„gleich geſtimmt! — Ich bekomme eine hohe
„Achtung für Deutſchland, wenn ich mich
„all der Helden, all der treflichen Dichter
„erinnre. — Es iſt Zeit, daß auch ich mich
„aufnehme, ich bin lange genug müßig ge-
„weſen, und mein Vaterland hat Forderun-
„gen an mir.

„Vergieb die Kürze dieſes Briefs, ich
„bin müde, die Uhr ſchlägt zwey in der
„Nacht, mit den Gedanken an Dich ſchläft
„ein

Leopold Fermer.

Er ſiegelte den Brief und ſetzte ſich nieder, um den Genius weiter zu leſen, auf deſſen Schluß er ſehr begierig war, denn es hatte eben erſt ſieben geſchlagen. Dann verzehrte er ein ſehr gutes Abendbrod, legte ſich zu Bette, las im Genius weiter, ſchlug das Blatt ein und entſchlief ſanft.

Wenn er des Morgens aufſtand, war gewöhnlich ſein erſtes Geſchäft, einige Zeit aus dem Fenſter zu ſehn, er rauchte dabey ſeine Pfeife, und dachte an tauſend Dinge, die ihm um keine andre Tageszeit einfielen. —

Bin ich nicht ein Thor? ſagte er zu ſich ſelber, nachdem ihn einige Vorübergehende höflich gegrüßt hatten: — nicht im Clavigo; nein in der Stella iſt meine ganze Lage geſchildert, gemalt zum ſprechen!

Er ging zurück, und las dies Stück, indem er ſeinen Coffee trank. Es iſt gut, dachte er dabei, daß es doch Bücher und Gedichte für alle Menſchen und für alle Situationen giebt; wie ich mich hier in jedem Zuge wieder finde, es iſt, als wenn der Verfaſſer mich vor Augen gehabt hätte; Nanette iſt die Madam Sommer, Louiſe die Schwärmerinn Stella. — Ach! was richten wir Männer nicht für Unheil in den Herzen der Weiber an!

Er hatte geendigt, betrachtete das Kupfer vorn, ſtand auf, und ſtellte ſich vor den Spiegel. — Ja, ſagte er mit bedeutenden Gebehrden, es geht den feurigen Gemüthern nicht anders; — kann ein junger, hitziger, genievoller Menſch leben, wie ein ſechzigjähriger Alter? Empfinden wie er? — Mir braußt die Kraft in jeder Ader, meine Phantaſie läuft mit meinem Kopfe davon: — es müßte bei alle dem ein intereſſantes Buch werden, wenn jemand mich ſo recht ſchildern könnte.

Mit vielem Selbſtbewußtſeyn ſah er wieder aus dem Fenſter und erblickte im gegenüberſtehenden Hauſe ein ſehr reizendes Geſicht; er betrachtete ſie, ſie ihn; er grüßte, ſie dankte; er zog ſich zurück, legte ein elegantes Nachtkamiſol an, und kam dann mit dieſem und ſeinem beſten meerſchaumnen Pfeifenkopfe wieder ans Fenſter. Die unbekannte Schöne lächelte, er lächelte gleichfalls; wenn zwey Leute erſt lächeln, iſt es faſt eben ſo gut, als wenn ſie ſich lieben, ſo ſtand es wenigſtens in Fermers Catechismus über die Menſchenkenntniß, und er hatte dieſe Beobachtung bey allen Aufwarterinnen auf der Univerſität beſtätigt gefunden.

Als er ſich ankleidete, erkundigte er ſich bey ſeinem Bedienten, wer die intereſſante Dame gegenüber ſey, er erfuhr, die Frau eines Hauptmanns. Mit wunderlichen Planen ging er auf das nächſte Caffeehaus, um doch auch in der Politik und den dorthin einſchlagenden Wiſſenſchaften nicht zu ſehr zurück zu kommen. Er hatte ſchon mancherley treffende Bemerkungen eingeerndtet, als er in einem Winkel des Saals den Nahmen ſeiner geliebten Louiſe nennen hörte; er war aufmerkſam, vergaß Pitt's Plane, und näherte ſich den Sprechenden.

Er glaubte ſeinen Ohren nicht zu trauen, als er hörte, daß Louiſe verlobt ſey, und in vierzehn Tagen ihre Hochzeit feyern würde; aber er blieb außer allem Zweifel, als ſich ein großer, wohlgewachſener Mann näherte, die Sprechenden ihm gratulirten, und er ohne Umſtände den Glückwunſch annahm.

Fermer ſteckte ſeine Pfeife ein, nahm Hut und Stock, ging fort, ohne, wie er ſonſt that, mit dem Marquer zu ſpaßen, und lief auf dem Spaziergange ſchnell auf und ab.

Menſchen! Menſchen! ſprach er ganz laut, heuchleriſche, giftige Crokodilbrut! Ihre Augen ſind Waſſer, ihre Herzen ſind Erz! Küſſe auf den Lippen und Schwerdter im Buſen! — O Bosheit, hab' ich dulden gelernt u. ſ. w.

Er hielt die ganze Rede Carl Moor's, und bemerkte in ſeiner Wuth nicht, daß ſie nicht ganz auf ſeinen Zuſtand paſſe; wer wird auch in der Leidenſchaft auf ſolche Kleinigkeiten Rückſicht nehmen?

Die Leute betrachteten ihn ſehr aufmerkſam; er hatte einen großen Hut, klirrende Sporen, die er immer trug, obgleich er nie ritt, einen Knotenſtock, wie es einem Biedermann ziemt, dabey arbeitete er mit den Händen gewaltig in der Luft herum, ſo, daß es manchen Einfältigen wohl zu verzeihn war, die ihn für einen Wahnſinnigen erklärten.

Er ging nach dem Hauſe ſeiner Geliebten; ſtürmte die Treppe hinauf, und brach, ohne anzuklopfen, in ihr Zimmer. Sie friſirte ſich eben und erſchrack über ſeinen verwilderten Anblick.

Grauſame! rief er, und ſtellte ſich ſtarr vor ſie hin.

Louiſe wußte nicht, ob ſie den Puderquaſt aus der Hand legen ſollte. — Was iſt Ihnen? ſagte ſie furchtſam.

Fermer. O! Nichts! nichts! — Das iſt Weibertreue? Ha! Schlangenfalſchheit! Du biſt mir fremd, Louiſe.

Louiſe. So haben Sie vielleicht gehört —

Fermer. Alles! alles! — Und du wagſt es noch, mir ins Geſicht zu ſehn? Das Entſetzen, die Schaam macht dich nicht zum Leichnam?

Louiſe. Lieber Fermer –

Fermer. Lügnerin! – O wie die Wuth in mir tobt! – Ich kann mich nicht laſſen –

Er nahm wüthend die Puderſchachtel, brach ſie in Stücke und warf ſie zum Fenſter hinaus.

Wie ſie auch ſind! ſagte Louiſe indem ſie aufſtand; womit ſoll ich mich denn nun friſiren?

Fermer ſtampfte gewaltig mit den Füßen, warf ſich auf den Boden; erhob ſich wieder und ging vor den Spiegel. – Wie es mich angreift! ſagte er niedergeſchlagen, ich fühle, mein Ende iſt nicht mehr weit, der Todt wird mitleidiger ſeyn, als Sie.

Aber, ſagte Louiſe ſanftmüthig, es mußte ja doch einmal anders werden; man kann ja doch nicht ewig ſchwärmen; mein Vater hat Recht, man muß doch auch auf eine Verſorgung denken. Ich wollte Ihnen nur neulich nichts ſagen, weil ich ihre Hitze fürchtete. – Nun ſehen Sie, da ſchwimmen die Stücke der Puderſchachtel – was nur die Leute davon denken werden.

Sie ſah den Fragmenten wehmüthig nach, und Fermer ſah aus, als ob er den Tiſch nachwerfen wollte.

Ich glaubte, Sie hätten mich längſt vergeſſen, fuhr Louiſe fort. —

Aber, meine liebevollen Briefe. —

Ich dachte, Sie ſchrieben ſie nur, um ſich im Styl zu üben, — und dann war ich immer in Angſt, mein Vater würde endlich noch den ganzen Handel erfahren.

So müſſen wir uns denn trennen? ſagte Fermer in einem weinlichen Ton.

Auf ewig! ſagte Louiſe ſehr raſch.

Auf ewig! ſeufzte Fermer und lag in ihren Armen: — wer weiß, ob wir uns nicht nach vielen Jahren einmal wiederſehn.

Wie würde mich das rühren, ſagte Louiſe, wegen all der Erinnerungen. — Sie kennen ja wohl die ſchöne Scene in der Ausſteuer von Iffland.

Ach ja! — und damit ſchieden die Unglücklichen. — Er eilte ſo ſchnell die Treppe hinunter, daß er ſich mit den Sporn den einen Stiefel aufriß und beinah gefallen wäre.

Als er wieder auf ſeinem Zimmer war, ſagte er: theure Nanette! große Seele! Jetzt erſt erkenne ich ganz deinen Werth. — Er nahm ſein Stammbuch und machte auf dem Blatte, auf das ſich Louiſe geſchrieben hatte, ein großes Kreuz mit Tinte; denn für ihn war ſie ja geſtorben. Es war ein rührender, ein großer Moment; er legte Löſchpapier dazwiſchen, damit das unglückliche Zeichen nicht die gegenüberſtehende Seite verderbe, und ſo ein übles Omen hervorbringe; denn Nanette hatte ſich vis a vis eingeſchrieben.

Es giebt Stunden im Leben, in denen ſich der Menſch an Empfindungen ſo erſchöpft hat, daß er nothwendig einſchlafen muß. Fermet zog ſich alſo aus, ſchickte den Stiefel zum Schuſter und legte ſich trübſelig aufs Bett. Der Bediente hörte ihn ſchnarchen, als er vom Schumacher zurück kam.

Louiſe ſaß indeß an ihrem Schreibtiſch und fertigte folgenden Brief an ihre Vertraute aus, die nach einer benachbarten kleinen Stadt verreiſt war, um unter Onkeln und Tanten auf Pikniks und einigen bevorſtehenden Hochzeiten den Frühling auf dem Lande zu genießen.

Liebe Seele!

„Fermer und ich ſind geſchieden, es war eine entſetzliche Scene; ich mußte ihn mit Gewalt und mit Thränen zurück halten, daß er nur nicht aus dem Fenſter hinaus in den Canal ſprang. Ich hätte nie geglaubt, daß er einer ſo unendlichen Liebe fähig ſey. — Meine Seele iſt jetzt beunruhigt und ruhig zugleich; die Scene iſt vorüber; aber er irrt jetzt vielleicht verzweifelt in den Wäldern umher, haßt die Menſchen und ſich, und ſchlägt kein Auge auf, um die Natur nicht gewahr zu werden, die er an meiner Seite ſo oft bewunderte. Wir Weiber ſind doch ſchwache Geſchöpfe, das kann ich nun wohl mit Recht ſagen; denn der Herr Walther gefällt mir im Grunde doch beſſer, er iſt ſchöner; mein Vater ſagt, er ſey reich. — Ich habe mich darein ergeben; kommen Sie doch ja zu meiner Hochzeit zurück.

„Wie ſchön iſt der Frühling hier auf dem Lande, ſchrieb die Freundin zurück; aber Schade, daß ich noch faſt gar nicht aus der Stadt gekommen bin, und es auch noch nicht habe möglich machen können, die Lektüre des Matthiſſon anzufangen. Aber meine Luſt zu tanzen, kann ich hier recht

„befriedigen, denn es wird alle Abend ge„tanzt und gewalzt, und der Sohn des Bür„germeiſters hier, iſt ein exzellenter Tän„zer, und auch ſonſt ein artiger Menſch; „er hat erſtaunlich viel vom Marquis Poſa, „deſſen Rolle er auch faſt ganz auswendig „weiß. — Leben Sie wohl, bis wir uns „frölicher wiederſehn.“

Fermer erhob ſich geſtärkt und getröſtet vom Lager; die Dame gegenüber ſah wieder aus dem Fenſter, er ging im Zimmer auf und ab; bald ſah er nach ihr; dann grüßte er; dann ſetzte er ſich in einer ſchwermüthigen Stellung dicht an das offene Fenſter, damit ſie ihn gewahr werden möchte; ja er gab ſich ſelbſt alle mögliche Mühe, um zu weinen, bildete es ſich auch endlich ein und trocknete zu wiederholtenmalen die Augen. — Als er durchs Schnupftuch nach dem Frauenzimmer hinüber ſah, bemerkte er, daß ſie wieder lächle, und er ſchloß daher, ihre Seele müßte ungemein ſympathiſiren.

Als ſich die Dame zurückgezogen hatte, fiel es ihm ein, daß ſeine Mitbürger, nachdem er von der Akademie wieder zurück gekommen, wahrſcheinlich irgend etwas von ihm erwarten würden. Er dachte an ſeine Geſchichte, ſeine Empfindungen, an ſein Herz, und er beſchloß, alles in einem gutgeſetzten Ritterromane wieder anzubringen; er ſah ſich ſchon gedruckt, rezenſirt, in Kupfer geſtochen. Auf einem feinen Bogen Papier ſchrieb er den Titel nieder, ſeinen Nahmen und inwendig: Erſte Scene, denn es ſollte dialogirt werden; dann durchdachte er die Materie und Einkleidung etwas genauer, trat bald vor den Spiegel, bald ans Fenſter, und arbeitete ſo den größten Theil des Tages.

Er erhielt am folgenden Tage wieder einen ſchmeichelhaften Brief von Nanetten, die die Tochter eines Handwerkers war, aber immer große Geſinnungen äußerte, ſo, daß ſie ihn ſelbſt zuweilen beſchämt hatte. Ideal! rief er aus, du ſollſt wahrlich in dem Buche nicht vergeſſen werden (er küßte den Brief), nein, ich mache dich aus Dankbarkeit zur Hauptheldin, alle deine Briefe ſollen mit kleinen unbedeutenden Abänderungen gedruckt werden; Welt und Nachwelt ſollen ſie ebenfalls genießen, und die weibliche Tugend bewundern.

Er antwortete, er bekam Briefe, Louiſe feyerte ihre Hochzeit, er ſchrieb an ſeinem Buche, er las andre Bücher, um ſich zu bilden, ging ſpatzieren, und rauchte einen neuen Pfeifenkopf braun; ſah die Frau des Hauptmanns täglich; und als ſo ein Vierteljahr vergangen war, und Nanettens Briefe ausblieben: ſo geſtand er es ſich endlich, daß er in die Dame im Fenſter gegen über ſterblich und unſterblich verliebt ſey.

Eine neue wunderbare Situation! Sie war verheirathet; aber ſie liebte ihren Mann gewiß nicht; der Hauptmann war gewiß ein roher gefühlloſer Menſch; die Frau ſchmachtete wahrſcheinlich nach Liebe und Büchern, und edelmüthigen Geſprächen; ſie lächelte immer wenn ſie ihn ſah, — warum ſollte er nicht den kühnen Schritt wagen, ihr ſeine Liebe zu geſtehn?

Er wagte ihn, — und da er kein andres Mittel ſah, warf er einen großen Brief in ihr Zimmer hinein, als das Fenſter an einem warmen Tage offen gelaſſen war; dieſer Brief enthielt alle ſeine Empfindungen, ſeine ewige Liebe, ganz genau beſchrieben, ſo, daß man hätte blind ſeyn müſſen, um ſie zu verkennen.

Er wollte nun den Erfolg ſeiner Erklärung abwarten; aber die Frau ließ ſich ſeit der Zeit gar nicht mehr am Fenſter ſehn, und indem er noch in der höchſten Ungewißheit war, erhielt er ein Billet, das nichts weniger als eine Ausforderung vom Hauptmann enthielt, der durchaus auf eine blutige Art die Beleidigung ſeiner Frau rächen wollte.

Fermer vergaß ſeine Bücher, ſeine Nanette, ſeine neue Geliebte; alles, über dieſe unvermuthete Ausforderung. Er ſchloß ſich ein, er ſetzte ſich nieder, er las das Billet noch einmal, und der Inhalt war um nichts beſſer; er weinte, er beklagte ſein grauſames Schickſal und ſein frühzeitiges Ende, den Verluſt ſeines Vaterlandes, die Vernichtung aller großen Plane. Er beſchloß, die Ausforderung nicht anzunehmen; denn die Geſetze hätten dergleichen mörderliche Duelle verboten, ein junger Menſch könne wohl einmal in Verſuchung fallen, verdiene aber deswegen nicht, daß er gleich umgebracht werde. Kurz, er hatte ungemein moraliſche Gedanken; er beſchloß: in die Gattin des Hauptmanns nicht weiter verliebt zu ſeyn; denn es ſey wirklich unrecht, aber auch nicht ſich der Gefahr auszuſetzen, die Spitze eines Degens in den Leib zu bekommen.

Aber bin ich nicht ein Feigling? rief er aus, indem ihm Friedrich mit der gebißnen Wange in die Augen fiel; ſoll ſich ein deutſcher Mann ſo betragen? — Was iſt denn der Muth anders, als eben die Verachtung der Gefahr? Wahrlich, wenn es keine Gefahr gäbe, würden wir alle ohne Umſtände muthig ſeyn. Jetzt nimmt vielleicht die größte Periode meines Lebens ihren Anfang, und ich ziehe mich ſelber ſchändlicherweiſe zurück; nein, ich will dem Abentheuer, ich will meinem Feinde entgegen gehn.

Er betrachtete ſeinen Degen, den er bis dahin noch nicht genau angeſehn hatte, dann las er die Beſchreibung einiger fürchterlichen Zweykämpfe, und hatte es noch nie ſo lebhaft empfunden, wie viel an Leib und Leben dieſe deutſchen Helden gewagt hatten.

Er ſah ſich als Sieger aus dieſer blutigen Fehde kommen, ein ganz neues intreſſantes Kapitel in ſeiner Lebensgeſchichte, er hörte ſich bewundern, er war mit ſich ſelber ungemein zufrieden.

Aber, unterbrach er dieſe angenehmen Vorſtellungen, ich könnte mir denken, daß mein Gegner auch der Held einer intreſſanten Lebensgeſchichte wäre, in der ich gleichſam als Epiſode erſchiene, als Nebenperſon, die nur aufgefüttert iſt, um den Ruhm dieſes mir fremden Menſchen zu verherrlichen; denn hätten jene alten Helden keine tapfern Männer umgebracht: ſo hätten wir auch von jenen Gefallenen weitläuftige Sagen der Vorzeit. — Wer ſteht mir für den Sieg?

Dadurch wurde ſeine Heiterkeit wieder niedergeſchlagen, er beſchloß, niemand etwas von ſeiner Ge-

Gefahr zu vertrauen; um ſein gutes oder böſes Schickſal in beſtmöglichſter Ruhe abzuwarten.

Der Bediente trug das Abendeſſen auf, aber der Herr hatte allen Appetit verlohren; ſeine Schwermuth war ſo merklich, daß ihn ſelbſt Johann fragte, ob ihm etwas fehle. Fermer ſeufzte, drehte den Kopf von der Seite und ſagte: ihm fehle nichts.

Der Bediente kam wieder, und nahm das Abendeſſen faſt ganz ſo wieder mit, wie er es aufgetragen hatte, das war ein unerhörter Fall; er konnte ohnmöglich ſeinen Herrn allein leiden laſſen. Fermer ward durch die Treue ſeines Dieners gerührt, er fiel ihm ſchluchzend um den Hals. Johann! rief er aus, ich gehe in meinen Tod, mit den Anbruch des Tages bin ich nicht mehr.

Johann entſetzte ſich; denn er hatte noch rückſtehenden Lohn zu fordern, er ſuchte ſeinem Herrn begreiflich zu machen, daß er nicht recht bei Sinnen ſey, wie er aus dieſen Reden und aus dem wenigen Appetite ganz deutlich abnehme. Fermer aber blieb in ſeiner tragiſchen Laune; behauptete, er könne nichts entdecken, aber ſein Tod ſey ihm nur allzugewiß.

Die Beredſamkeit Johanns ſtockte endlich, und der Herr nahm nun von ſeinem Diener den rührendſten Abſchied. Einer hieng am Halſe des andern; beide weinten, die Edeln litten gewaltig.

Johann ging endlich zu Bette, in der grauſenden Mitternacht ſchrieb Fermer dieſen kurzen Brief an Nanette:

Gute!

„Lebe wohl, ewig wohl — ich danke „Dir dafür, was Du mir in dieſem Leben „warſt; die Erinnerung will ich mit in die „Ewigkeit hinüber nehmen. — Es iſt ſchwarze „Nacht, und der aufgehende Tag wird „noch ſchwärzer ſeyn, — mein Schickſal ruft „mit eherner Klockenſtimme, ich muß ihm „folgen — lebe wohl.

Es wurde wirklich Tag, woran Fermer immer noch im Stillen gezweifelt hatte, er nahm ſeinen Degen unter ſeinen Ueberrock und verließ die Stadt. Es war ihm ſchauerlich, daß noch alle Leute ſchliefen, und er allein ſo früh aufgeſtanden ſey, um ſich abſchlachten zu laſſen.

An dem beſtimmten Orte ſah er den Hauptmann mit entblößten Degen ſtehn — aller Muth verließ ihn, er näherte ſich zitternd und ſank auf ein Knie nieder.

Großmüthiger Feind! rief er demüthig, — ſchonen Sie einen Jüngling, deſſen Unbeſonnenheit —

Der Hauptmann gab ihm ein paar Schläge mit der Klinge, die ziemlich empfindlich waren. Sey er künftig kein Narr, ſagte er, alles war nur ein Spaß, — ich mich ſchlagen mit einem ſolchen Schlucker? — Er iſt jetzt genug geſtraft, ich und meine Frau haben ſchon im Voraus über dieſe Poſſe gelacht. — Er ſteckte den Degen ein.

Fermer dankte in den rührendſten Ausdrücken, er pflog zur Stadt zurück, Johanns Freude, daß er ſeinen Herrn wiederſah, war unbeſchreiblich; Fermer zahlte ihm ſeinen Lohn aus, und gab ihm noch überdies ein Geſchenk, dann legte er ſich zu Bette und ſchlief einen vortreflichen geſunden Schlaf.

Als er aufſtand, war er ungewöhnlich froher, aß ſtärker als gewöhnlich, er rauchte mehr Tobak als gewöhnlich, er zog ſich beſſer an, als gewöhnlich. Es war, als wenn er allen Gütern dieſes Lebens ſeine Antrittsviſitte abſtatten wollte.

Nach:

Nachmittags ſchrieb er folgenden Brief an Nanetten:

Theure Seele!

„Die Gefahr iſt vorüber — ich bin dem
„Leben zurückgegeben. — Beinahe wär ich
„Dir auf mehr als eine Art entriſſen worden,
„aber der Himmel hat ſich unſrer Liebe
„angenommen, nun bin ich ganz, ganz wieder
„Dein; alle Hinderniſſe ſind gehoben. —
„Jauchze mit mir, die Vernichtung hat nun
„weiter keinen Theil an mir, ich war der
„Gefahr zu ſtark; mein brauſendes Blut,
„meine Nervenſtärke, hat den Tod zurückgeſchreckt.
„Der Mann müßte kein Mann
„ſeyn, der nicht einmal das Schickſal beſiegen
„könnte. — Ich will in der Einſamkeit
„nun ganz Dir leben, nur Gedanken
„an Dich ſollen mich beſchäfjtigen.

Adjeu.

Er gab beide Briefe zugleich auf die Poſt, der erſte ſollte mit der reitenden, der andere mit der fahrenden abgehn, ſo, daß ſie ohngefähr zu gleicher Zeit ankämen.

Er wollte zum Fenſter hinaus ſehn, zog aber den Kopf ſchnell wieder zurück, denn die

Frau des Hauptmanns ſah aus dem gegenüberſtehenden.

Fermer machte nun ganz ernſthaft den Plan, die Stadt zu verlaſſen, und ſich reizender auf einem Dorfe, den Reſt des Sommers einzumiethen. Es kam ihm ſo ſchön vor, ſich als ein unbekannter Menſchenhaſſer unter den Bauern umherzutreiben, die Neugier der Leute zu ſpannen, und jeden zu verwünſchen, der nur ein menſchliches Geſicht habe. Das ganze Menſchengeſchlecht ſah er als eine Rolle von Verräthern an. Louiſe, die Hauptmännin, der Hauptmann, hatten ſich treulos gegen ihn erwieſen, und auch von Nanetten war ſeit lange kein Brief angekommen. Hinlängliche Gründe, um die Welt zu verfluchen; man thut es oft aus noch geringern Urſachen.

Er fand eine Wohnung die ihm gefiel, und zog mit ſeinem Bedienten hin, das Dorf war nur eine halbe Meile von der Stadt entfernt. Johann mußte nun viel leiden, weil er das Unglück hatte, auch zu den Menſchen zu gehören; bald war das Eſſen ſchlecht, bald wurde ſeinem Herrn die Zeit lang, bald ſchimpfte er, daß auf dem Dorfe kein Coffeehaus ſey, und kein vernünftiger Menſch zum Umgang, um die Einſamkeit erträglich zu machen.

Er lernte Lieschen die Tochter des Küſters kennen. Sie war ein derbes, geſundes Mädchen, dem Fermer, ſeiner Sporen wegen, ganz außerordentlich gefiel. Er beſuchte den Vater, ſprach mit der Tochter; fluchte auf die Menſchen, ſchalt ſie alle Böſewichter, und machte Lieschen zu ſeiner Vertrauten.

Sie lernte bald von ihm die Menſchen verwünſchen und die Einſamkeit der Geſellſchaft vorziehn, beide waren daher jezt unzertrennlich. Fermer verliebte ſich, er ward wieder geliebt, und da Lieschen in Büchern nicht ſehr beleſen war, ſo ging dieſe Liebe bald aus dem Sentimentaliſchen in die natürliche über. Der Vater bemerkte ihre Vertraulichkeiten, und ward ergrimmt; um ihn zufrieden zu ſtellen lies ſich Fermer mit Lieschen aufbieten und verſprach, die Hochzeit in vierzehn Tagen zu feyern.

Plötzlich erſchien Nanette im Dorfe; ſie hatte Fermern in der Stadt vergebens geſucht; ſie war ihrem Vater entlaufen, um bei ihm Troſt zu finden. — Alle waren in Verzweiflung.

Nanette warf ſich auf die Knie und ſchrie und heulte. — Ich bin Mutter! rief ſie pathetiſch, — (und es wäre unnöthig geweſen, es zu ſagen;

denn jedermann bemerkte es). — Ums Himmelswillen Leopold! gieb dieſem Kinde einen Vater, oder ich muß es mit dieſen Händen umbringen, ſo leid es mir auch thun ſollte. — Laß die Bitten einer Mutter an dein Herz gehn.

Lieschen wollte ſchon aus dem ähnlichen Tone zu ſprechen anfangen, als ſich Nanette endlich beſänftigen ließ, und großmüthig, nachdem ihr Fermer einige hundert Thaler verſchrieben hatte, zurückſtand. — Sie entdeckte jetzt, daß ſie einen Liebhaber habe, der ſie heirathen wolle, wenn ſie nur einiges Vermögen aufzuweiſen habe; er war auf der Univerſität Hofmeiſter eines jungen Amtmannsſohns geweſen, und bekam jetzt eine Stelle an der Schule in Fermers Geburtsſtadt.

Alle waren zufrieden, Fermer zog mit ſeiner Frau in die Stadt, und brachte ihr Geſchmack an Büchern bei; ſie lernte Louiſen kennen, dieſe mit der Vertrauten, die indeſſen ihren Marquis Poſa geheirathet hatte, nebſt Nanetten und ihrem Mann machten einen vertraulichen Zirkel aus, in dem man las und ſprach und gähnte. —

Fermer iſt ſeitdem Schriftſteller geworden und bietet den Buchhändlern folgende Manuſcripte an:

Löwenhelm der Bärenſtarke, Vaterlandsſage, in 3 Bänden.

Die Eroberung von Teltow, ein brandenburgiſch-vaterländiſches Schauſpiel, in 6 Aufzügen.

Die Unſichtbaren Sichtbaren, eine Geſchichte, die man kürzlich in den Obelisken geſunden. 4 Bände.

Rudolph von Kollerſporn, gemeinhin genannt der Abgrundſpringer, in 2 Bänden.

XXIV.

Um die Zeit im Sommer, in der ein Theil der ſchönen Welt gewöhnlich ſeine Zuflucht nach einem Bade nimmt, ſetzte ſich auch ein Kriegsrath Kielmann in einen Wagen, um die Stadt zu verlaſſen. Er war nicht krank, und wollte auch kein Bad beſuchen, ſondern eine Zeitlang in der Nähe eines Geſundbrunnens wohnen, um die ſchöne Natur zu genießen.

Der Kriegsrath Kielmann war ohngefähr dreyßig Jahr alt und ein ſehr brauchbarer Geſchäftsmann, er hatte eine Erholung nöthig, weil er eine lange Zeit ſtrenge gearbeitet hatte, und er jetzt ſelbſt für ſeine Geſundheit fürchtete. Er wollte daher mehrere Wochen auf dem Lande zubringen, um ſich und einer ſchönen Muſe zu leben: denn der Kriegsrath war zugleich ein Mann von Empfindung, der in ſeinen jüngern Jahren die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudiret hatte. Daraus wollten ihm manche Leute in der Stadt einen Vorwurf machen; ja manche gingen gar ſo weit, ihn einen Narren zu ſchelten: dieſe aber waren meiſt mit dem Kriegsrathe Weller verwandt, deſſen Tochter Herr Kielmann nicht geheirathet hatte, ohngeachtet es ihm angeboten, und ſie das reichſte Mädchen in der Stadt war. Kielmann achtete wenig auf dieſes Gerede, denn er war zu ſehr Philoſoph, um ſich um Stadtgeſchwätz zu kümmern; er fuhr jetzt mit frohem Sinne durch das Thor, und ſteckte ſeinen Kopf lächelnd weit aus der Chaiſe heraus, um ſogleich das freye, ſonnige Feld in Augenſchein zu nehmen.

Jetzt will ich dich nun auch recht genießen o Natur, dachte der Kriegsrath bei ſich ſelber; alle meine Arbeiten und Geſchäfte will ich nun vergeſſen und nur für dich Augen und Gedächtniß haben. Ich will zu den Empfindungen meiner poetiſchen Kinderjahre zurückkehren, ich will mein Daſeyn verjüngen und wie ein Kind an den Händen der Schönheit und der Natur einhergehn.

Der Wagen fuhr indeſſen weiter, und der Kriegsrath gab ſich große Mühe, ja keinen Berg oder kein Dorf mit ſeinen Augen zu verſäumen, damit er nichts vom Genuß der ländlichen Natur verliehre. — Wie glücklich bin ich, fuhr er dann in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, daß ich noch ſo frey und ledig bin, ganz meinen eigenen Einfällen folgen kann und nicht von den Launen einer Frau abhänge; die Mademoiſelle Weller iſt ein ganz hübſches Mädchen, ſie hat viel Geld, aber wenig Verſtand und noch weniger Empfindung, keine Lektüre und keine Liebe für die Poeſie; aus der Natur macht ſie ſich gar nichts, ſie lacht zu viel, ſie ſcherzt über alles. — Es iſt überhaupt beſſer, daß ich mich nicht mit dem Heyrathen übereile; denn wie ſelten iſt es, daß wir eine Seele finden, die mit uns ſympathiſirt und ohne die reinſte Sympathie der Seelen fühlt man in der Ehe nur die Feſſeln, ~~und den Verluſt der Freyheit.~~

Kielmann hatte während dieſen Betrachtungen einen See, der links an der Straße lag, zu bewundern vergeſſen; er ließ daher den Kutſcher ſtill halten, und ſtieg aus, um das Verſäumte nachzuholen. Dann ging er einen Fußſtieg über eine Wieſe und ließ den Wagen langſam weiter fahren; er betrachtete nun jede Gruppe von Bäumen ſehr genau, und ſuchte ſie ſeiner Phantaſie einzuprägen; er empfand ungemein viel, und ſtieg nur erſt wieder in den Wagen, als ihn das Gehen ermüdet hatte.

Als er wieder im Wagen ſaß, freute er ſich auf den Anblick einiger Ruinen, die in einem halben Monde erſcheinen würden, und bei denen er ſchon in der bloßen Vorſtellung einen kleinen Schauder empfand. — Bäume und Häuſer gingen nun raſch ſeinen Augen vorüber, der Geſang der Vögel, das Raſſeln der Räder, das Rauſchen der Bäume und die wiegende Bewegung des Wagens verſetzten ihn bald in eine gewiſſe Trunkenheit, er rieb die Augen zu wiederholtenmalen, gähnte dann, und nach einiger Zeit akkompagnirte er das Konzert der Natur mit einem lauten Schnarchen.

Der Fuhrmann rief: Brrr!! — Die Pferde ſtanden, der Wagen hielt; der Kriegsrath dehnte ſich, gähnte und rieb die Augen mit ſeinen ausgeſpreiteten Händen. — Wo ſind wir denn? rief er jetzt dem Fuhrmann zu.

Beim Wirthshauſe Herr Kriegsrath, hier wollen wir füttern. — Das war ein ſchlimmer Weg, die letzte, halbe Meile hieher. —

Aber wo ſind denn die Ruinen?

O Gottlob, da ſind wir ſchon ſeit einer Stunde vorbei.

Schon ſeit einer Stunde? ſtutzte der Kriegsrath und ſtieg noch halb ſchlaftrunken aus dem Wagen.

Ei! ei! ſagte er zu ſich ſelber, das iſt nicht fein! Pfuy! in der ſchönen offenen Natur einzuſchlafen! Auf einer Reiſe, auf die du dich ſchon ſeit ſo lange gefreut haſt! — Wenn das ſo fortginge, ſo würden wir mit dem Genuß der Natur nicht weit kommen.

Man bereitete das Mittagseſſen, das unſern Reiſenden wieder ſtärkte; der Wirth unterhielt ihn dabei mit den Nahmen der Brunnengäſte, die ſchon durchgereiſt waren; Kielmann aß und trank, und wiederholte ſich die ſchönen Scenen in ſeiner Phantaſie, die ihm auf dem Lande bevorſtünden; die rauſchenden Wälder, der Geſang der Nachtigallen und Lerchen, die ſchöne Unſchuld von Dorfbewohnern, die Simplicität ihrer Lebensart u. ſ. w. — Es mißfiel ihm die Geſchwätzigkeit des Wirths und er trieb den Fuhrmann und ſeinen Bedienten an, um ſo geſchwind wie möglich, wieder anzuſpannen.

Die Reiſe ging weiter. Der Kriegsrath labte ſich wieder an den ſchönen Ausſichten, und ſchlief dann zur Abwechſelung wieder ein; auf jeder Meile nahm er ſich feſt vor, munter zu bleiben, aber ſeine

Natur überwand jedesmal ſeinen Vorſatz; dann ward er auf ſich ſelbſt böſe, und war am Ende doch genöthigt, ſich wieder mit ſich auszuſöhnen. — Spät in der Nacht hielt der Wagen in dem Dorfe, in welchem der Kriegsrath ſeinen Wohnſitz aufſchlagen wollte. Er aß nur wenig und legte ſich bald ſchlafen.

Der Geſundbrunnen war nur eine halbe Meile von dieſem Dorfe entfernt, und hier wohnte neben andern für uns unintereſſanten Gäſten die Geheimeräthin Langhoff mit ihrer Tochter Caroline; der Mann war ſchon ſeit einigen Jahren todt und ſie lebten jetzt von einer Penſion und den unbedeutenden Renten eines kleinen Vermögens. Die Tochter ward in jedem Sommer krank, und die Mutter wandte einen großen Theil ihres jährlichen Einkommens darauf, um mit Carolinen eine Zeitlang auf dem Brunnen zu wohnen, um ſie dort mit allen Gäſten bekannt zu machen, der Zweck davon war: Mademoiſelle Langhoff war ſchon fünf und zwanzig Jahr alt, und doch noch nicht verheirathet. Man war in der Geſellſchaft, man tanzte und lachte, und die Mutter glaubte, daß ſich die Tochter doch wohl irgend einmal einen reichen, angeſehenen Mann antanzen würde, den ihre ſchönen Augen oder ihr noch ſchönerer Wuchs auf ewig zu ihrem Sklaven, oder was noch ſchlimmer und bedeutender war, zu ihrem rechtmäßigen Manne machen würden.

Der Leſer, der ſo gütig iſt, dieſe kleine und unbedeutende Erzählung ordentlich Wort für Wort zu leſen (weil ſie ſo ganz ohne Bedeutung iſt, wollen wir mit ihr auch dieſes Bändchen *) ſchließen), wird uns nun auch erlauben, mit Briefen fortzufahren, die wir neben einander ſtellen wollen, damit die Verſchiedenheit des Styls und der Charaktere deſto mehr in die Augen falle.

Ich hoffe übrigens, es wird dem Leſer nicht auffallen, daß ich dieſe Briefe, die durch einen Zufall in meine Hände gekommen ſind, bekannt mache, denn daran muß er (oder er iſt ein Leſer, der nur wenig geleſen hat), in unſerm Zeitalter ſchon gewöhnt ſeyn. Dadurch, daß jedermann die Briefe nun lieſt, die ich nicht einmal hätte leſen ſollen, wird das Unrecht, das ich gethan habe, allgemein und eben dadurch wieder Recht.

Beim Sonnenaufgang ſaß der Kriegsrath ſchon an einem Tiſch und ſchrieb einen Brief an einen Freund in der Stadt, den er aber nicht ſogleich abſchickte, ſondern in der Form eines kleinen

Tage-

---

*) Anmerk. des Setzers. Dieſe Erzählung iſt vom letzten Bande in der Druckerey zurück geblieben.

Tagebuches fortſetzen wollte; die ſchöne Caroline ſchrieb faſt um dieſelbe Stunde an eine Freundinn, und der Leſer erhält nun hier die Parallelbriefe:

Briefe des Kriegsraths Kielmann.

am 3ten Juli

Liebſter Freund,

O wie glücklich, wie außerordentlich glücklich bin ich! — Ich ſchreibe Ihnen aus meinem Dorfe, indem die Sonne eben aufgeht und rothe feurige Strahlen über mein Papier wirft. — Ein ſchöner Hügel mit Bäumen bekränzt ſteht vor meinen Augen, und mir iſt ſo friſch und leicht, daß ich es Ihnen gar nicht beſchreiben kann.

Welche reine geſunde Luft athme ich hier ein! — Wie froh werde ich nach einigen Wochen zur Stadt und zu meinen Ge-

Briefe der M. Caroline.

am 3ten Juli.

Liebe Louiſe.

Ich bin heut früher als gewöhnlich aufgeſtanden, und es ſcheint heute recht ſchönes Wetter zu werden. — Was das hier angenehm iſt, daß man ſich nicht ſo wie in der Stadt zu geniren braucht. — Ich habe nun endlich meine, elegante Morgenhaube fertig, und ich trage ſie heute im Negligee zum erſtenmale. — Das öftere Umkleiden, die Plaiſirs, das Brunnentrinken macht, daß die Zeit vergeht, man weiß ſelbſt nicht wie. Alles iſt hier ſo luſtig und munter, beſon-

Geſchäften zurückkehren! — Hier brauche ich nun nach keinem Rathhauſe zu gehen. Hier ängſtigen mich nicht die vollgeſtopften Repoſitorien mit ihren beſtäubten Akten. Ich will oft an dieſe Quaalen zurückdenken, um die kurze Zeit, die ich hier zubringe, deſtomehr zu genießen.

---

am 4ten Jul. Nachmittags.

Ich habe geſtern und heut die ſchönen Gegenden umher beſucht. Da iſt ein kleiner Waſſerfall hier ganz in der Nähe, der mich heut Morgen entzückt hat.

Das Mittagseſſen, das ganz einfach war, hat mir heute köſtlicher geſchmeckt, als je in der Stadt

ſonders iſt ein gewiſſer Herr Brand die Seele der ganzen Geſellſchaft. Er iſt lauter Leben. Bald ſpringt er herum, bald giebt er Räthſel auf, bald neckt er einige aus der Geſellſchaft; er hat ein erſtaunliches Gedächtniß. — Manche wollen es ihm nachmachen, aber es gelingt doch keinem ſo recht.

Nachmittags am 4ten Jul.

Ich kann immer noch vor Lachen nicht zu mir ſelber kommen. Herr Brand hatte heute Mittag einen Bauern zum beſten, der Erdbeeren zum Verkaufen brachte. Die ganze Tiſchgeſellſchaft wollte ſich vor Lachen ausſchütten. Es iſt ein allerliebſter Menſch, der Brand! die Frauenzimmer

Stadt, und die Menſchen, bei denen ich wohne, ſind ſo ſimpel und ſo gut, daß mich ihre Geſpräche mehr unterhalten, als die mit jenen verfeinerten Stadtmenſchen, die nie wiſſen, was ſie glauben oder ſagen ſollen.

am 5ten Julii

In dieſer Nacht iſt plötzlich Regenwetter eingefallen und es ſcheint anhalten zu wollen. — Das macht mir freilich einen großen Strich durch meine ſchöne Rechnung; ich muß mich aber tröſten und meine Zuflucht zur Lektür nehmen. Es iſt denn doch gut, daß ich einige von meinen Lieblingsdichtern mitgenommen habe. Ich habe Thomſons Jahrszeiten ſchon

mer hier reiſſen ſich, auch nach ſeiner Geſellſchaft; wie wenige Männer giebt es doch, die ihm ähnlich ſind. Wir ſtechen die alten, ſteifen Officiere, die hier ſind, gegen ihn ab!

am 5ten Julii.

Es iſt um zu verzweifeln! Es war ſo eine ſchöne Landparthie arrangirt und nun fällt es dem Himmel ein, zu regnen. — Da iſt nun die liebe Frau von Lemſtein und Herr Mannert gebeten, und nun werden wir uns heute an den langweiligen l'Hombretiſch ſetzen müſſen. Ich werde Langeweile haben und vielleicht noch mein Geld verliehren, denn ich gebe gewiß auf ſchon angefangen und leſe dies ſchöne Gedicht immer wieder mit großem Intereſſe von neuem.

am 7ten Julii.

Immer noch Regen und ſchwarz bezogener Himmel! — Das Wetter macht mich ganz unbegreiflich träge und ſchläfrig. Ich leſe faſt unaufhörlich; aber das Leſen ſpannt mich zu ſehr an.

Statt ſelbſt in der goldnen Zeitenwelt zu leben, leſe ich jetzt Geßners göttliche Schilderungen davon. Es will mir nur alles nicht recht behagen, weil ich mich auf die Natur ſelbſt zu ſehr gefreuet habe.

auf das Spiel nicht Achtung. — Iſt es nicht um zu verzweifeln, liebe Louiſe.

am 7ten Julii.

Jetzt iſt mir bei dem ſchlechten Wetter doch beſſer, wenigſtens etwas. Herr Brand hat uns ſchon einigemal recht luſtige Anekdoten vorgeleſen, wir kommen dabei im Saale zuſammen; heute Abend wollen wir ein Pfänderſpiel verſuchen.

Das ſchlechte Wetter iſt doch immer hier noch eher zu ertragen, als in der Stadt, man iſt doch ungenirt und dabei in Geſellſchaft.

Wie ich es ſagte! ich habe geſtern einen Thaler und drey Groſchen verlohren.

Briefe des Kr. Kielmann.

am 10ten Julii

Es iſt doch zu arg! Denken Sie nur lieber Freund, das Regenwetter will immer noch nicht aufhören. Die Zeit meines Urlaubs verſtreicht indeß, und ich ſitze hier in einem ſchmutzigen elenden Dorfe gefangen, ohne Beſchäftigung, ohne Geſellſchaft. — Soll man dabei nicht unzufrieden werden? Wenn ich wüßte, daß das Wetter ſo bliebe, ließe ich gleich anſpannen und führe wieder nach der Stadt zurück. — Alles macht mir hier Langeweile; da ich nicht mehr ſpatzieren gehen kann. Die Leute hier ſind zwar auf den erſten Anblick recht gut; aber zum Umgang ſind ſie doch ganz unbrauchbar. Das Eſſen hier iſt auch meiſtentheils ſehr ſchlecht, und was das

ſchlimm-

Briefe der M. Caroline.

am 10ten Julii.

Wir ſind jetzt immer alle recht vergnügt. Es iſt nur ärgerlich, daß mir Mamma jetzt immer Streiche ſpielt. Sie mag den Hrn. Brand nicht gerne leiden, und darum ſoll ich auch nicht viel mit ihm umgehn. Die Pfänderſpiele haben uns alle recht amuſirt, und der kleine Brand wußte es ſo einzurichten, daß ich ihm durchaus ein Paar Küſſe geben mußte. Es iſt recht Schade, daß der hübſche Menſch nicht mehr Vermögen hat; denn ſo ſagt man von ihm, daß er viel ſchuldig ſeyn ſoll. Ein paar allerliebſte Sprüchwörter hat er auch erfunden und aufgeführt; in dem einen mußte ich ſeine Frau vorſtellen; das gab denn zu allerhand Neckungen Gelegenheit,

die

ſchlimmſte iſt, die Menſchen wiſſen es nicht zuzurichten. — Ich bin ordentlich auf Neuigkeiten aus der Stadt begierig; aber man erfährt hier nichts, ich lebe hier, wie in der Arabiſchen Wüſte.

---

am 11ten Juli.

Ich bin mit dem Prediger des Dorfes, einem alten wunderlichen Manne, bekannt geworden. Er hat eine außerordentliche Leidenſchaft für's Kartenſpiel, verſteht aber kein anderes, als das gemeine alte fränkiſche Mariage. Er lenkte bald darauf ein, und ihm zu Gefallen habe ich heute faſt den ganzen Tag

die Mama viel zu ernſthaft genommen hat. Ich wette, wenn der junge Menſch reicher wäre, Mama würde ihn ſelber gern ſehn. — Aber ſo, — ach, ich weiß nicht, was ich alles ſchwatze! —

---

am 11ten Juli

Ich kann doch den Herrn Brand nicht vermeiden, ohne die ganze Brunnengeſellſchaft aufmerkſam zu machen, nicht wahr, liebe Louiſe? Und doch will es Mama durchaus ſo haben. Und ich weiß es, daß es den armen Menſchen betrübt, wenn ich mich jetzt mehr zurückziehe. Er geht mir im-

Tag an dem Spieltiſch verſeſſen. — Was ſagen Sie dazu, mein Freund? Aber was ſoll man auch bei dem abſcheulichen Wetter anfangen?

---

am 14ten Julii

Ich finde doch, daß man bei jedem Spiele mehr Feinheit anbringen kann, als man im Anfange glaubt. Der Prediger hatte bisher immer von mir gewonnen; aber jetzt iſt oft der Sieg zweifelhaft. Das Spiel intereßirt mich ordentlich lebhaft; der ſonderbare Mann hat mich mit ſeiner Leidenſchaft angeſteckt.

---

immer nach und ſucht recht gefliſſentlich meine Geſellſchaft, — ja Mama mag es ihm ſelber verbieten! was geht es mich an?

---

am 14ten Julii.

Denken Sie nur, man ſagt ſich in's Ohr: Brand würde die dicke Frau von Lemſtein heirathen. Er ſpricht zwar viel mit ihr, aber das kann ich denn doch unmöglich von ihm glauben. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, liebe Louiſe? Sie kennen ja auch das häßliche Weib.

Briefe des Fr. Kielmann.

am 20ſten Julii

Ich bin recht böſe auf mich, und ich denke, ich habe Urſache dazu. Schon ſeit vier Tagen iſt das ſchönſte Wetter von der Welt, und ich habe ſie am Spieltiſche zugebracht, mit dem abgeſchmackten Prediger, und ſeinem kläglichen Spiele habe ich ſie verſchwendet. Erſt heute bin ich wieder ausgegangen.

Wie kann der Menſch ſo ſchwach ſeyn? — Ich begreife mich ſelbſt nicht.

am 21ſten Julii.

Ich habe den benachbarten Brunnen heute beſucht, und ich finde, daß uns ſelbſt auf dem Lande

Briefe der M. Caroline.

am 20ſten Julii.

Es iſt gewiß mit der Frau von Lemſtein. — O der Windbeutel! — Aber die ganze Geſellſchaft hier verachtet ihn auch, und das mit recht; der Harlekin kömmt einem gar nicht wie ein ordentlicher Mann vor. Bloß des Vermögens wegen, ein altes häßliches Weib zu heyrathen?

Wie kann ein Menſch ſo elend ſeyn? — Ich kann es nicht begreifen.

am 21ſten Julii.

Ich wünſche, wir möchten wieder bald nach der Stadt zurückreiſen. Alles wird hier ſo langwei-

Briefe des Kr. Kielmann.	Briefe der M. Caroline.
Geſellſchaft unentbehrlich iſt. Es ſind viele Bekannte hier, als die Geheimeräthin Langhof mit ihrer Tochter, die Frau von Lemſtein und andre. Pharao wird hier hoch geſpielt. Ich werde öfter herkommen.	lig; man amuſirt ſich jetzt mit Hazardſpielen. — Da war heute der unausſtehliche Kriegsrath Kielmann hier, der empfindſame Narr. Sie müſſen ihn auch kennen, der einmal eine Liebſchaft mit der Mamſell Wellen hatte.
am 22ſten Julii.	am 22ſten Julii.
Bin ich nicht ein rechter Narr, daß ich meine Zeit verderbe und mein Geld verſpiele? — Ich habe heut im Pharao ſehr anſehnlich verlohren; ich will es auch künftig unterlaſſen.	Mama hat auch Luſt, nach der Stadt zurückzukehren, und ich wünſche, es würde nur erſt angeſpannt, dann könnt' ich mich mit Ihnen, liebe Louiſe, über dies und jenes weitläuftig ſprechen.
am 23ſten Julii.	am 23ſten Julii.
Die Gegend um den Brunnen und die Geſellſchaft	Das fehlt uns noch, daß uns die langweiligen Nar-

ſchaft dort, gefällt mir außerordentlich. Ich habe heute nicht geſpielt und mich doch ſehr unterhalten. Sie werden die Tochter der Räthinn Langhof kennen, es iſt ein ſehr liebenswürdiges Mädchen; ich habe mit ihr und der Mutter viel geſprochen, wir gingen ziemlich lange mit einander ſpatzieren. Man hat mich eingeladen.

am 24ſten Julii.

Die Mademoiſelle Langhof iſt nicht nur ein ſchönes, ſondern auch ein überaus verſtändiges Mädchen, ſie ſpricht auch mit vielem Gefühl. Ein affektirtes Windſpiel ſtrich heut viel bei ihr herum; ſie begegnete ihm aber, zu mei-

Narren auf den Hals kommen? Da hat ſich der pinſelnde Kielmann den ganzen Tag mit uns herum getrieben, und mir vollends alle Laune verdorben. Mama iſt von dem vernünftigen Manne ganz charmirt, und hat ihn auf Morgen gebeten. — Alles iſt mir entgegen! — Ich möchte manchmal toll werden!

am 24ſten Julii.

Einen ſo verdrießlichen Tag habe ich ſeit lange nicht erlebt. Der Kriegsrath iſt faſt bis um Mitternacht geblieben, und auch der elende Brand war impertinent genug, uns auf eine Stunde zu beſuchen. Ich denmeiner großen Freude, mit der gehörigen Verachtung. Etwas, das man ſelbſt bei den klügſten Frauenzimmern nur ſehr ſelten findet, denn faſt alle lieben bei den Mannsperſonen die Affenmanieren.

Die Räthinn ſelbſt iſt eine hochachtungswürdige Frau; ſie ſcheint von mir eine ſehr gute Meinung zu haben. Sie äußerte heut, daß ſie wünſche, ich möchte ſie öfter beſuchen, damit ſie ſich etwas mehr von der unintereſſanten Brunnengeſellſchaft entfernen könne. — Wenn ich der Tochter nur nicht zur Laſt falle! Mir ſchien es heut, als wenn ſie mich nicht beſonders gerne ſähe. — Es thut mir

denke aber, ich bin ihm ſo begegnet, daß er nicht wieder kommen ſoll. Recht das Gegentheil von ihm iſt der Kriegsrath, mit dem Mama außerordentlich höflich und freundſchaftlich iſt, weil er Vermögen hat; er findet ſich dadurch ſehr geſchmeichelt.

Es war geſtern ein Gewitter, und ich glaubte gewiß, daß uns der Kriegsrath verſchonen würde; aber er kam dennoch. — Mama meynt, er wäre in mich verliebt; je nu, als Mann wäre er wohl noch zu ertragen. Wir wollen ſehen, wie es ſich fügt; ich will wenigſtens von nun an freundlicher gegen ihn ſeyn; ſollte es auch nur deswegen mir faſt leid, daß ich nicht ſelbſt auf dem Brunnen wohne; der Weg nach dem Dorfe iſt doch etwas beſchwerlich.

am 27ſten Julii.

Ich bin jetzt den ganzen Tag auf dem Brunnen. Morgen wird hier ein Zimmer leer, und ich will nun noch auf einige Tage hier wohnen.

Die Räthinn hat mir erzählt, daß ihre Tochter mich ſehr gerne ſähe, daß ſie oft nach mir frage, und daß ſie nur zu blöde und beſcheiden ſey, um etwas von ihrer Zuneigung in meiner Gegenwart zu äuſ-

gen geſchehen, um den jämmerlichen Brand recht empfindlich zu kränken. — Wenn der Kriegsrath nur nicht ſo ganz außerordentlich langweilig wäre.

am 27ſten Julii.

Der Kriegsrath wohnt jetzt auf dem Brunnen, ſo ſehr hat er ſich an uns attachirt.

Ich möchte jetzt mehr darauf wetten, daß er wirklich in mich verliebt iſt. Unaufhörlich betrachtet er mich mit ſehr zärtlichen Augen; er ſeufzt und iſt oft in Gedanken. Ich begegne ihm freundlicher, und er iſt dadurch ſehr glücklich. Er las uns heute äußern. Ich habe es nie recht glauben können, aber jetzt bin ich davon überzeugt. Sie iſt ſeit zwey Tagen ſehr freundlich gegen mich, und als ich ihr heut aus dem Klopſtock etwas vorlas, bemerkte ich plötzlich, daß Thränen aus ihren Augen brachen. — Wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, lieber Freund, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß das mein Herz gebrochen hat; ich fühle es jetzt, daß ich ſie liebe, die Natur umher hat neue Reize für mich, ich fühle mich glücklich. — Wenn ſie mich nur wieder liebte, ſo wie ich ſie liebe!

---

heute aus dem Klopſtock etwas vor; er lieſ' ſehr ſchlecht, und dann machte mir auch der unaufhörliche Kram von Engeln und böſen Geiſtern, die unverſtändlichen Verſe, und daß das Gedicht durchaus nicht ſpashaft war, ſo viel Langeweile, daß mir die Kinnbacken vom verbißnen Gähnen weh thaten; meine Augen gingen endlich davon über und er hält es für Rührung.

Seit dieſem Augenblicke wurde er noch weit zärtlicher gegen mich; meine Mutter iſt ſehr zufrieden, und ich bin es beinahe auch.

Briefe des Kr. Kielmann.

am 28ſten Julii.

Ich habe mich erklärt, ich habe die Einwilligung. — Beſchuldigen Sie mich keiner Uebereilung, theurer Freund, wie ſelten findet man jetzt ein fühlendes Herz? man achte es köſtlich, wenn man es gefunden hat..

am 2ten Auguſt.

Morgen reiſe ich von hier ab, und zwar in Geſellſchaft meiner Braut und meiner Schwiegermutter; ich glaube, es wird nun gerade ein Monat ſeyn, daß ich die Stadt verlaſſen habe. — Wie freue ich mich darauf, Sie wieder zu ſehn, und Ihnen meine künftige Gattinn vorzuſtellen.

Briefe der M. Caroline.

am 28ſten Julii.

Er hat ſich erklärt, er hat die Einwilligung." — Nennen Sie mich nicht raſch, liebe Louiſe, denn meine Mutter hat recht. Die reichen Männer ſind jetzt ſelten, und man ſchlage ſchnell zu, wenn ſich einer anbietet.

am 2ten Auguſt

Ich komme zurück und zwar mit einem Bräutigam. — Endlich werde ich Sie nun wiederſehn, liebe Louiſe, und Sie müſſen gleich in den erſten Tagen den Kriegsrath, meinen zukünftigen Mann, kennen lernen. — Leben Sie bis dahin recht wohl.

Und weiter? — frägt der Leſer. —

Alle kamen glücklich zur Stadt zurück, es ward eine gewöhnliche Heirath geſchloſſen.

Der Kriegsrath ward ein Ehemann; die ganze Stadt lachte, ſelbſt die Braut lachte ein Duett mit ihrer Mutter.

Und der Kriegsrath Kielmann? —

Je nun, der ſah ein, daß er ſich geirrt habe. — Aber iſt nicht all unſer Wiſſen in dieſer Welt nur ein Irrthum? — Er tröſtete ſich mit dieſem Gedanken.

XXV.

Emilie war die Nichte eines reichen Kaufmanns, ſie wohnte ſeit dem Tode ihrer Mutter bei ihm; er hatte keine Kinder, und wollte ſie daher mit einem jungen Kaufmann verheirathen, damit ſeine anſehnliche Handlung nach ſeinem Tode fortgeſetzt würde. Dieſer Wunſch ſtimmte aber gar nicht mit den Wünſchen ſeiner Nichte überein. Der Herr von Roſenberg, ein junger Offizier, hatte ihr Herz zu gewinnen gewußt, und er ſuchte dieſe Eroberung, weil ihm das Vermögen des Oheims eine gute Ausſicht für ſein ganzes Leben verſprach, zu behaupten.

Herr Burchard ſprach mit ſeiner Nichte, er ſagte ihr, wie ſehr er wünſchte, ſie vor ſeinem Tode noch verſorgt zu ſehn, und welche Freude ſie ihm machen würde, wenn ſie ſich einen rechtſchaffenen Mann wählte; er kündigte ihr endlich den Herrn Benedikt, als ihren künftigen Gatten an. Emilie erblaßte; ſie betheuerte, ſie könne ihren Oheim nicht verlaſſen; er verſicherte, daß das gar nicht nöthig wäre, denn Herr Benedikt würde künftig in ſeinem Hauſe wohnen und ſeiner Handlung vorſtehn helfen. Sie bat, er möchte ſie nicht unglücklich machen, und Herr Burchard ſah nicht ein, wie ſie durch einen artigen geſetzten wohlhabenden Mann, wie Herr Benedikt, unglücklich werden könnte; ſie ſank endlich zu ſeinen Füßen, und geſtand ihm ihre Liebe zu Roſenberg. Burchards Zorn entbrannte; er erinnerte ſich plötzlich an alle Gelder, die ihm die Officiere ſchuldig geblieben waren; er befahl ſeiner Nichte aufzuſtehn und mit ihm keine Komödie zu ſpielen, verſicherte, daß ſie nicht die geringſte Hoffnung hätte, jemals ſeine Einwilligung zu bekommen, und drohte endlich, daß er nicht einen Augenblick mehr für ſie ſorgen würde, wenn ſie ſich nicht noch heut entſchlöſſe, dem Herrn Benedikt ihr Wort zu geben.

Emiliens lebhafte Phantaſie ſtellte ihr auf einmal alle Beſchwerlichkeiten der Armuth dar; ſie dachte plötzlich an den Verluſt aller ihrer ſchönen

Kleider, und eine armſelige Mahlzeit, wie ſie der Sold des Lieutenants beſtreiten kann, ſtand ſo lebhaft vor ihren Augen, daß ſie darüber ganz vergaß, was ſie ſo oft betheuert hatte, daß man in den Armen der Liebe jede Beſchwerlichkeit vergißt; ja ſelbſt Herr Benedikt ſchien ihr in dieſem Augenblick nicht ſo unerträglich; ſie verſprach alſo dem Oheim ihm noch dieſen Abend das Wort zu geben. Herr Burchard war ſehr mit ſeiner Nichte zufrieden; er lobte ſehr ihren Verſtand und ſetzte ihr noch weitläuftig auseinander, wie wenig man an einem Lieutenant habe, und Emilie verließ ihn ſehr beunruhigt, mit dem feſten Vorſatze, alle Briefe des Lieutenants ſogleich zu verbrennen.

Sie wollte dieſen Vorſatz auch ſogleich ausführen, ſchlug aber doch vorher noch einen Brief auseinander, und fing an, die zärtlichen Verſicherungen einer ewigen Liebe zu leſen; plötzlich wurde ihr Herz erweicht, die Briefe wurden nur, ſtatt dem Feuer übergeben zu werden, mit tauſend Thränen und Küſſen bedeckt; ſie dachte mit Verzweifelung an ihren tyranniſchen Oheim und an ihr gegebenes Wort, verabſcheuete ihre Untreue gegen den zärtlich Geliebten und zerfloß in Thränen über ihr unglückliches Schickſal. Indeß der Abend nahte heran, und Emilie erſchien elegant und mit Geſchmack gekleidet in der Geſellſchaft, die ſie erwartete. Herr Benedikt nahte ſich in reichgeſtickter Weſte, und küßte ehrerbietig, mit einem tiefen Kompliment, ihre Hand. Emilie verglich ihn in Gedanken mit Roſenberg, und preßte eine Thräne und einen Seufzer zurück. Herr Burchard ſtellte nun den Herrn Benedikt der Geſellſchaft als den Bräutigam ſeiner Nichte vor, man verlobte ſich, die Geſellſchaft gratulirte und ſcherzte nachher mit der Braut; nach dem Abendeſſen wurde die ganze Geſellſchaft ſehr fröhlich, und Emilie ſtimmte nach und nach mit ein; der Witz der alten Herrn und Damen zwang ihr manches Lächeln ab. Selbſt der blöde ſteife Herr Benedikt wurde am Ende dreiſt, und raubte ſeiner Braut manchen Kuß, den ſie ſich immer ſanftmüthiger rauben ließ. Herr Burchard war ſehr vergnügt, daß ſeine Nichte den Lieutenant ſobald vergeſſen hatte; man trennte ſich am Ende, jeder mit dem andern äußerſt zufrieden.

Emilie wollte ſich auf ihren Zimmer ſogleich auskleiden, und ſich ohne Sorgen dem Schlaf in die Arme werfen, als ihr ihr Mädchen, die Vertraute ihrer Herzensangelegenheiten, ein Briefchen überreichte. Emilie kannte die Hand ſogleich; es war vom Lieutenant. Alle Schwüre des Geliebten, daß eine Kugel ſein unglückliches Gehirn durchbohren ſollte, wenn ſie ihm jemals ungetreu würde; daß er aber noch vorher am Hochzeitstage ihren Bräutigam am Altar niederſtoßen wollte, ſtan ſtanden auf einmal vor ihrer geängſtigten Seele; ſie ſah ihn bluten, ſinken, ſterben. Sie öfnete mit Thränen das Billet; er ergoß ſich in zärtliche Klagen, daß er ſie den ganzen Tag nicht geſehn habe; er beſchrieb die Sehnſucht nach der Geliebten ſeiner Seele, ſo heiß, ſo innig; er befürchtete ſo ängſtlich, daß ſie ihn vergeſſen könne, und beſchrieb auf einer ganzen Seite, ſeine Verzweiflung in dieſem Fall ſo fürchterlich, daß Emiliens Herz zerriß. Nein! nie, nie, rief ſie, nie will ich eines andern ſeyn, du Edler, Theurer; ach ich bin Deiner nicht werth, ſetzte ſie hinzu, indem ſie das Billet ſchluchzend an ihre Bruſt drückte. Sie warf ſich in ihrem ganzen eleganten Anzug auf ihr Bett und überlegte was zu thun ſey. Endlich richtete ſie ſich auf, ergriff eine Feder und ſchrieb; ſie ſprach von der Tyrannei ihres Oheims in den rührendſten Ausdrücken, ſagte, ſie wollte ſein Herz nicht mit der Beſchreibung ihres Jammers zerreißen, und dachte doch bei jeder Zeile, die ſie niederſchrieb, daran, wie der Geliebte mit zerrauſten Haar und zerriſſener Seele da ſtehen, und den Brief leſen und wieder leſen würde, und die folgende Zeile wurde dadurch immer betrübter; endlich nahm ſie auf ewig von ihm Abſchied und verlangte, als den letzten Beweis ſeiner Liebe, von ihm, er ſollte ihren Oheim nicht haſſen.

Sie ſiegelte das Billet, gab es ihrer treuen Caroline zum Beſtellen, trocknete die Thränen ab, kleidete ſich aus, und legte ſich ruhig nieder, das Weinen hatte ſie ermüdet, ſie entſchlief bald.

Sie ſchlief noch, als Caroline ſchon mit ihrem Brief beim Lieutenant war; er öfnete ihn raſch, und als er die erſten Trauertöne vernommen hatte, überhüpfte er mit dem Auge ganze Perioden, um nur den Hauptinhalt zu wiſſen; er faltete den Brief wieder zuſammen, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und murmelte ein „Verdammt!“ zwiſchen den Zähnen; er bat endlich Carolinen, die Antwort in einer Stunde abzuholen. Sie kam nach einer Stunde zurück, und erhielt eine Antwort, womit ſie ſogleich zu Emilien eilte. Der Lieutenant drehte darinn mit den allerfürchterlichſten Schwüren, daß er ſich ſogleich ermorden würde, wenn Emilie nicht in alles das einwilligte, was er zu ihrer Rettung aus den Händen des Wüterichs erfinden würde, und bat ſie endlich, daß ſie ihm eine Zuſammenkunft in der Abweſenheit des Oheims auf ihrem Zimmer gewähren möchte.

Emilie war von ſeiner zärtlichen Liebe gerührt, und beſtellte ihn auf den Nachmittag zu ſich. Er kam und legte ihr ſeinen Plan vor, der in einer Entführung beſtand; er bewieß ihr ſo deutlich, daß gar nichts dabei zu befürchten wäre, daß Emilie endlich einwilligte. Denn er ſagte, iſt es wohl möglich, daß ihr Oheim ohne ſie leben könnte? und wenn er ſieht, wie ſtark unſre Liebe iſt, daß ſie ſie zu einem ſolchen Schritte verleitet, wird er ſich nicht ſelbſt ſeine Hartherzigkeit vorwerfen und ſie um Verzeihung bitten. Zum Ueberfluß habe ich ſchon Urlaub auf 6 Wochen vom Regiment genommen, daß wir alſo auch von der Seite nichts zu befürchten haben. Und die Gelegenheit zur Flucht iſt ſo leicht, ſie werden ihren Oheim leicht bereden, daß er ſie auf die Maskerade führt. Ich habe den Herrn Benedikt ſehr oft auf einem Caffeehauſe getroffen und durch einen Zufall mit ihm verabredet, daß ich ihn auch dahin begleiten will; ſie haben nichts weiter zu thun, als mir Ihre Maske zu ſagen, für das übrige will ich ſorgen, und der Verwegne beſtraft ſich ſelber, indem er mich der Vereinigung mit Ihnen entgegen führt. Wir ſuchen die nächſte Gränzſtadt zu erreichen, laſſen uns trauen, ſchreiben dann an ihren Oheim, er vergiebt uns, und ehe 6 Wochen vergehen, kommen wir auf ewig vereinigt zurück.

Emilie fand die Ausſicht ſehr angenehm; ſie willigte mit Vergnügen ein, und beſchrieb ihm jeden Flohrſtreif ihres Anzuges; ſie freuete ſich heimlich, daß es doch bei ihrer Verheirathung etwas abentheuerlicher zugehe, wie gewöhnlich, da man ſich blos verlobt, ſich aufbieten und trauen läßt. Sie ſchieden endlich unter Verſicherungen ewiger Liebe von einander.

Emilie bat noch denſelben Abend ihren Oheim, ſie auf die nächſte Maskerade zu führen; er verſprach es ſehr gern, und Emilie wurde über und über roth, weil ſie an ihre Entweichung dachte.

Der erwünſchte Abend erſchien, und Emilie ſtieg mit klopfenden Herzen neben ihrem Oheim in den Wagen; er war heut ungewöhnlich freundlich; ſie dachte zum erſtenmal an die Möglichkeit, daß es doch unglücklich ablaufen könnte; es kam ihr bald darauf gewiß vor, und ſie war eben im Begriff, ihrem Oheim alles zu entdecken, als der Wagen hielt. Man ſtieg aus, und Emilie ſah bald den Lieutenant, den ſie an einer weiß und rothen Roſe, die er am Huth trug, erkannte, hinter ſich. Herr Burchard ſah ſich nach der Maske um; Emilie zitterte, ſie fürchtete, er würde ihn erkennen. Endlich als ſie in ein Gedränge von Masken kamen, wandte ſich Emilie geſchickt, lies den Arm des Oheims fahren, nahm den Arm der andern Maske und verlohr ſich mit ihm im Gewühl; er führte ſie zu einer Seitenthür hinaus, zu einem eleganten Wagen, ſie ſtiegen ein und der Wagen rollte fort; die Maske ſaß neben Emilien ſtumm, nur zuweilen drückte er ihre Hand mit Zärtlichkeit an ſeine Bruſt. Der Wagen hielt vor einem kleinen Hauſe; wollen wir hier bleiben, fragte Emilie befremdet. Wir ſind hier ſicher, es iſt meine Tante, antwortete eine bekannte Stimme, die aber nicht die des Lieutenants war. Emilie erſchrack heftig, ſie verlohr alle Beſinnung, ſie ſtieg mechaniſch aus dem Wagen und ließ ſich in das Haus führen.

Das Haus ſchien ihr ſo bekannt, und doch konnte ſie ſich in der Betäubung nicht beſinnen; die Maske führte ſie durch einen Saal in ein kleines Zimmer; er führte ſie zu einem Sopha, nahm die Maske ab, und Emilie erkannte ihren Vetter. Gütiger Gott, wo bin ich? rief ſie. Herr Rudolph erkannte nun plötzlich Emiliens Stimme, beide ſahn einander verlegen an. Weswegen haben ſie mich hieher geführt, fragte Emilie endlich furchtſam, ſie befürchtete, er habe es auf Befehl ihres Oheims gethan. Ich kenne kein ander Mittel, Ihre Vergebung zu erhalten, antwortete Herr Rudolph, als wenn ich Ihnen mein ganzes Geheimniß anvertraue. Ich liebe die Schweſter des jungen Waldorf, er haßt mich eben ſo ſehr, wie ſeine Schweſter mich liebt, und verhindert daher jede Zuſammenkunft ſorgfältig. Meine Sehnſucht, ſie einmal wieder zu ſprechen, war unbeſchreiblich, ich bat ſie alſo ſchriftlich, ſie möchte ihren Bruder auf der Maskerade fahren laſſen, und mir hieher folgen; hier wollten wir nur eine halbe Stunde beiſammen ſeyn, ich hätte ſie wieder hingeführet, und die Abweſenheit hätte ſich leicht durch das Gedränge der Masken entſchuldigen laſſen; er hätte leicht geglaubt, daß ſeine Schweſter ihn verlohren und ſo lange geſucht hätte. Ein unglücklicher Irrthum raubt mir nun das Vergnügen, ſie zu ſehn, und zieht Ihnen vielleicht eine gleiche Unannehmlichkeit zu.

Emilie erwiederte nun dieſe Vertraulichkeit mit einer ähnlichen, und erzählte ihm unter vielen Thränen ihre Geſchichte. Was rathen Sie mir nun, daß ich thun ſoll? fragte ſie, am Ende derſelben. Rudolph ſchlug ihr vor, er wolle ſie wieder hinführen, ſie würde wahrſcheinlich den Lieutenant noch finden, der ſeine Geliebte noch verzweiflungsvoller ſuchen würde. Fände man ihn nicht, ſo müßte ſie freilich mit dem Oheim wieder nach Hauſe fahren, und bei dem müßte das Verlieren, das Gedränge entſchuldigen, und die Flucht müßte dann bis zu einer andern Gelegenheit verſchoben werden. Emilie nahm den Vorſchlag an, man ſtieg wieder in den Wagen und fuhr zurück.

Sie waren kaum in den Saal getreten, als ſie eine Maske erblickten, die daſſelbe Zeichen wie Rudolph am Huthe trug; ſie näherte ſich ihnen, zog ſtillſchweigend Emiliens Hand aus Rudolphs ſeiner, winkte dann einem Offizier, der ihm folgte und ging dann mit Emilien fort. Der Offizier nahm ſogleich Rudolphs Arm. Mein Herr, ſie ſind mein Gefangener! Ihr Gefangener? rief Rudolph beſtürzt, weswegen denn? — Das weiß ich nicht, antwortete der Offizier, Herr Burchard und Herr Benedikt haben verſprochen, das zu verantworten. Und ich rathe ihnen, mir ſtillſchweigend zu folgen, damit ich nicht nöthig habe, Sie weniger höflich zu behandeln, ſind ſie unſchuldig, ſo wird es Ihnen ein leichtes ſeyn, Genugthuung deshalb zu bekommen.

Rudolph folgte dem Offizier beſtürzt in einen Wagen, der ſie in weniger Zeit zu des Oberſten Wohnung brachte. Der Offizier ließ ſich melden. Der Oberſt erſchien ſogleich; der Offizier berichtete, daß er auf Anſuchen des Herrn Burchard und Benedikt dieſe Maske arretirt habe. Laſſen denn die alle Welt arretiren? fragte der Oberſt verdrüßlich, der Offizier reichte ihm ein Billet des Herrn Burchard; der Oberſt las es, und brach in ein lautes Gelächter aus; wer ſind Sie, fragte er endlich Rudolph; dieſer nahm die Maske ab und nannte ſeinen Namen; wie kamen Sie mit der Dame zuſammen, fragte er weiter. Rudolph antwortete, ſie iſt meine Couſine, ſie hatte im Gedränge ihren Führer, meinen Onkel, verloren, ich wollte ihn ihr wieder finden helfen, als mich dieſer Herr plötzlich arretirte.

Das thut mir leid, antwortete der Oberſt lächelnd, daß Ihnen ihre Höflichkeit dieſe Unannehmlichkeit zuzieht, Sie werden es ſchon morgen mit Ihrem Onkel ausmachen, weswegen er ſie hat arretiren laſſen; für jetzt ſind ſie frei.

Der Oberſt verbeugte ſich und Rudolph ging höchſt verdrüßlich, daß er ſeine Geliebte nun nicht geſprochen hatte, nach Hauſe. Die andre Maske war indeß mit Emilien weggefahren, alle Verſuche Emiliens ſie zum Sprechen zu bringen, waren vergebens; er wieß ſogar ihre Liebkoſungen verdrüßlich zurück. Der Wagen hielt endlich vor Burchards Hauſe; was iſt das? ſchrie Emilie in der größten Angſt; er hob ſie, ohne ein Wort zu ſagen, aus dem Wagen und führte ſie auf Herrn Burchards Zimmer. Emilie ging zitternd. O mein Gott ſeufzte ſie, als ſie ihren Oheim ſah, der verdrüßlich die Hand in den Kopf ſtützte. Danken ſie Gott, ſagte Herr Benedict pathetiſch, indem er die Maske abnahm, daß ich Sie aus den Klauen des Lieutenants errettet habe. Emilie erſchrack von neuem, als ſie ihren Bräutigam erkannte. Herr Burchard ſprach kein Wort: Emilie nahte ſich furchtſam; lieber Onkel, fieng ſie an — er antwortete nicht, und ſie ſtand bleich und zitternd da. Dein Roman iſt ſchlecht abgelaufen, ſagte er endlich. Emiliens Beſchämung war unbeſchreiblich, ſie verbarg ſchluchzend ihr Geſicht.

Endlich als ſich Herr Benedikt lange genug daran geweidet und bei ſich überlegt hatte, daß dieſer Vorfall ihm ſogar nützlich ſeyn könnte, daß Emilie nun froh ſeyn müßte, wenn er ſein Wort hielt und ſie heirathete, und daß ſie ihm nun entgegen kommen müßte, ſtatt daß er ſich ſonſt die Mühe geben mußte, ſich um ſie zu bewerben; ſo bat er endlich ihren Onkel, er möchte doch dieſen übereilten Schritt ihrer Jugend vergeben. Weil Herr Benedikt für dich bittet, ſagte der Oheim endlich, ſo will ich es verzeihn, unter der Bedingung, daß in 3 Wochen deine Hochzeit ſeyn muß, wenn anders Herr Benedikt das verlaufne Mädchen noch will. Der Bräutigam erklärte, daß er dieſen Fehler einzig ihrer Jugend zuſchreibe, und daß er bereit wäre, alles zu verzeihn. Emilie küßte nun zur Verſöhnung den Oheim und auch den Bräutigam, und man ging auseinander.

Als Emilie auf ihr Zimmer kam, weinte ſie nicht, ſondern überlegte mit ihrem Mädchen ernſthaft, wie man Nachricht vom Lieutnant bekommen könnte. Herr Benedikt irrte ſich in Emilien gänzlich; er hatte geglaubt, daß ſeine großmüthige Verzeihung etwas zu ſeinem Beſten bei ihr bewirken würde, und Emilie haßte ihn jetzt, da ſie ſich vor ihm hatte ſchämen müſſen, unausſprechlich; ſie war entſchloſſen, eher alles mögliche zu wagen, als die ſeinige zu werden, ſelbſt ihren Onkel traf ein kleiner Theil dieſes Haſſes.

Der Lieutnant wartete am Abend der Maskerade ſchon ganz angekleidet, daß ihn Herr Benedikt abholen ſollte; nachdem er eine halbe Stunde gewartet hatte, trat endlich eine Maske in ſein Zimmer; ſind Sie fertig, fragte der vermeinte Benedikt, ſchon lange, war die Antwort, ſo kommen Sie. Man ſtieg in den Wagen, jetzt nahm der Oberſt die Maske ab; Sie ſind mein Gefangener Herr Lieutnant, ſagte er dem beſtürzten Roſenberg, bis die Nichte des Herrn Burchards mit ihrem Bräutigam verheirathet iſt; mich dünkt, die Strafe iſt für einen Madchenentführer gelinde genug; daß aus Ihrem Urlaub nichts wird, verſteht ſich von ſelbſt. — Der Lieutnant war ſo erſchrokken, daß er kein Wort ſprechen konnte.

Mich wundert doch, daß Sie nicht einmal neugierig ſind, wodurch ihre Geheimniſſe entdeckt ſind, fuhr der Oberſt ſpöttelnd fort, da muß ich Ihnen doch bei dieſer Gelegenheit einen guten Rath geben: wenn ſie künftig ſo etwas ausführen wollen, ſo geben Sie nicht blos Acht, ob der Oheim ausgegangen iſt, ſondern ſehn Sie auch nach, ob nicht ein ehrlicher Buchhalter im Nebenzimmer ſitzt, wo er ihre Plane hören und ſie dem Oheim entdecken kann.

Unter ähnlichen Geſprächen, die den Lieutnant nicht beſonders amuſirten, kamen ſie vor des Oberſten Wohnung, der den Lieutnant nöthigte auszuſteigen und mit einem Zimmer in ſeinem Hauſe vorlieb zu nehmen. Der Lieutnant folgte ihm mit verbißner Wuth, doch in der Hoffnung, daß er ſchon noch ein Mittel ausfinden würde, Emiliens Vermögen zu bekommen.

Herr Rudolph war begierig zu wiſſen, wie es ſeiner ſchönen Nichte ergangen ſey, und beſuchte deshalb am andern Morgen ſeinen Oheim; er wunderte ſich ſehr, als er auf Herrn Burchards Zimmer Emilien antraf; denn er war der Meinung, daß Niemand als der Lieutnant die Maſke ſeyn könnte, die Emiliens Hand aus der ſeinigen zog. Beide waren ſehr froh, daß den Onkel Geſchäfte auf einige Augenblicke abrieſen. — Lieber Vetter, wie unglücklich bin ich! fing Emilie an. — Was iſt Ihnen begegnet, meine Theureſte, antwortete Rudolph — Emilie erzählte nur mit wenigen Worten ihre Geſchichte, ſie ſagte ihm, ſie hätte von ihrem Oheim gehört, daß der Lieutnant in des Oberſten Hauſe gefangen wäre; man wird doch, ſchloß ſie, ſeine Freunde zu ihm laſſen, ich bitte ſie bei aller der Liebe, die ſie ſelbſt für die Walsdorf fühlen, ihm dieſen Brief zuzuſtellen, den ich ſchon in der Nacht geſchrieben habe, ohne ein Mittel zu wiſſen, wie er ihn bekommen ſoll.

Rudolph verſprach ſeiner Couſine alles mögliche zu ihrem Glücke beizutragen; er empfahl ſich ſobald der Oheim zurückkam, und eilte ſogleich nach des Oberſten Wohnung. Er bat den Oberſten um die Erlaubniß, ſeinen beſten Freund den Lieutnant Roſenberg ſprechen zu dürfen, der Oberſte kannte ihn nicht, und ſagte ihm, daß er ihm das nicht verweigern wollte, doch unter der Bedingung, daß er bei der Unterredung gegenwärtig ſeyn dürfte. Rudolph mußte ſich das gefallen laſſen, er fürchtete, der Lieutnant würde behaupten, er kenne ihn gar nicht, und zeigte deshalb dem Oberſten ſehr verlegen. Sprechen ſie, fing dieſer an, ich habe es dem Herrn Burchard verſprochen, daß ich alles mögliche anwenden will, des Lieutnants Plan zu vereiteln, und ich muß mein Wort halten, ich habe ihm viele Verpflichtungen, ſonſt wollte ich ſie dem Roſenberg wohl gönnen, denn das Mädchen iſt reich, und ſie wiſſen wohl, reiche Offiziere beim Regiment können nicht ſchaden.

Sie kamen auf des Lieutnants Zimmer, hier iſt ein guter Freund von Ihnen, der Sie ſprechen will, rief der Oberſt; Rudolph war ſehr verlegen;

allein der Lieutnant, der ihn gar nicht kannte, errieth ſogleich, daß er von Emilien kommen müſſe. Beide umarmten ſich alſo zärtlich. Rudolph bedauerte den Lieutnant; man ſprach von ganz gleichgültigen Dingen; endlich bat der Lieutnant Rudolph, er möchte ihm einige Bücher, die er ihm nannte, aus ſeinem Quartier hieher beſorgen, und beſtellen, daß alle Briefe an ihn, bei dem Herrn Oberſten abgegeben würden. Das letzte habe ich ſchon beſorgt, ſagte der Oberſt; und die Bücher will ich beſorgen, antwortete Rudolph. Wollen Sie indeß dies hier leſen, ſagte er, und reichte ihm eins hin. Der Oberſt hatte kein Arges daraus; der Lieutnant nahm das Buch mit einem Brief von Emilien; Rudolph und der Oberſt entfernten ſich nun bald.

Der Lieutnant las den Brief, worinn Emilie ſchlechterdings ein Mittel zu wiſſen verlangte, wie ſie ſich den verhaßten Umarmungen Benedikts und der Tyrannei ihres Oheims, und er ſich der Gefangenſchaft entziehn könnte. Der Lieutnant wußte ſelber keins; er ging fluchend die Stube auf und ab, und machte mit ſich aus, daß er der unglücklichſte der Menſchen ſey. Gegen Mittag kam der Oberſt auf ſeine Stube und brachte ihm einen Brief, der Lieutnant las ihn, und ſah daraus, daß ſein Vater geſtorben ſey; ſeine Mutter bat ihn ſehr, er möchte ihm doch die letzte Ehre erzeigen und zum Begräbniß kommen. Er weinte und reichte den Brief dem Oberſten. Der Oberſt wurde gerührt; es thut mir leid, ſagte er, ich habe Herrn Burchard mein Ehrenwort gegeben, indeſſen ich will ſelbſt hinfahren und die Entlaſſung meines Verſprechens ſuchen. Wenn das angeht, ſo können Sie morgen reiſen, ich gebe ihnen dann den Urlaub, den ſie vor einigen Tagen in ſo ſchlechter Abſicht forderten, und begleite ſie ſelbſt zum Thore hinaus.

Er fuhr auch wirklich hin zum Herrn Burchard und erzählte ihm den ganzen Vorfall; er ſtellte ihm und Herrn Benedikt vor, daß es für ſie ſogar ſichrer wäre, wenn der Lieutnant entfernt ſey, und daß dieſer, wenn er zurück käme, Emilien ſchon als Frau fände. Wenn wir nur das verdammte Sachſen nicht ſo nahe hätten, ſagte Herr Burchard, wo man jedermann ohne Umſtände trauet! Herr Benedikt verſicherte, daß gar nichts mehr zu befürchten wäre, er wäre mit dem Betragen ſeiner Braut ſeit den Abend, da ſie ſich hätte wollen entführen laſſen, vollkommen zufrieden, denn ſie ſchien ſogar ſehr verliebt in ihn; er glaubte, daß ſein großmüthiges Verzeihen ihr Herz ſo ſehr gerührt habe, und man brauchte es ihr ja gar nicht zu ſagen, daß der Lieutnant frei wäre.

Wenn Sie es zufrieden ſind, ſagte Burchard, ich kann es mir gefallen laſſen, und ſo wurde beſchloſſen, daß der Lieutnant am andern Morgen reiſen ſollte. Rudolph beſuchte am Abend in des Oberſten Geſellſchaft, der keine Vorſicht ſparen wollte, den Lieutnant; dieſer erzählte dem Rudolph den Tod ſeines Vaters, und daß er morgen abzureiſen dächte, um noch bei ſeinem Begräbniß zu ſeyn. Rudolph erkundigte ſich im Geſpräch ganz unſchuldig nach dem Wohnort ſeines Vaters, es fand ſich, das er ganz nahe an der Gränze 6 Meilen von der Stadt entfernt ſey, er bedauerte den Lieutnant recht herzlich, wünſchte ihm eine glückliche Reiſe und empfahl ſich.

Er beſuchte gleich am andern Morgen Herrn Burchard, und ſtattete Emilien von allem Bericht ab; es wurde ausgemacht, daß ſie ihrem Bräutigam recht ſehr freundlich begegnen ſollte, damit es ſchien, als hätte ſie den Lieutnant ganz vergeſſen. Der Oheim und der Bräutigam waren über Emiliens Betragen ſehr vergnügt; es waren nur noch acht Tage bis zu ihrer Hochzeit. Rudolph hatte indeß an den Lieutnant geſchrieben und ihn gebeten, alles zu Emiliens Empfang einzurichten; er beſtimmte den Tag, wenn er mit ihr ankommen würde. Herr Burchard war ſo vergnügt über Emilien, daß er, um ihr eine Freude zu machen, einen Ball veranſtaltete, wozu viele junge Leute, und auch Rudolph gebeten wurden; am Abend beklagte ſich Emilie gegen ihren Oheim, ſie wäre nicht wohl, ſie wünſchte ihm und ihren Bräutigam eine gute Nacht, und bat, man möchte ſie bei der Geſellſchaft entſchuldigen, wenn man ſie ja vermiſſen ſollte. Sie ging auf ihr Zimmer, welches ſogleich verſchloſſen wurde. Emilie vertauſchte ihre weiblichen Kleider mit männlichen, und als ſie die Muſik verſtummen hörte, ſchlich ſie ſich mit Herzklopfen wieder herunter, miſchte ſich auf dem Gang unter die fortgehenden Gäſte, hing ſich an Rudolphs Arm, ſetzte ſich zu ihm in den Wagen, und lag ſchon in des Lieutnants Armen, ehe Burchard ſeine Nichte vermißte. Der Lieutnant eilte ſogleich mit ihr über die Gränze, und Rudolph kehrte zurück mit Briefen voll demüthigen Bitten an den Oberſt vom Lieutnant und an Herrn Burchard von ihm und Emilien.

Er ging zuerſt zum Oberſten, dieſer konnte es nicht laſſen, ſeine Freude darüber zu äußern, daß ſie der Lieutnant doch bekommen hätte; er hatte einen kleinen Haß auf Benedikt geworfen, daß dieſer ſich zutraute, daß ein Mädchen über ihn, einen Offizier ſeines Regiments vergeſſen ſollte; er verſprach alles, ſo viel als möglich, zum Beſten zu kehren; er ließ ſich die Briefe an Herrn Burchard geben, und wollte ſie ſelbſt überbringen.

Er fand das ganze Haus in Unordnung über Emiliens Entweichung; der Oheim war mehr gerührt als zornig; er ſtand und weinte, der Oberſt hielt das für ein gutes Zeichen, er erkundigte ſich nach der Urſache ſeines Kummers. Burchard klagte, daß ſeine Nichte ihm entlaufen ſey; wenn ich nur ihren Aufenthalt wüßte, rief er, ich habe keine Kinder, wenn ich nur das einzige Kind wieder hätte! — Würden Sie ihr alles verzeihn? fragte der Oberſt, und reichte ihm Emiliens und des Lieutnants Briefe. Kaum ſah Herr Burchard wo ſeine Nichte und wie demüthig ſie war, als ſein ganzer Zorn erwachte; er ſchwur, der Lieutnant ſollte ſie nicht behalten, ſie ſollte Benedikt heirathen, oder er wolle ſie enterben. Der Oberſt wendete ſeine ganze Beredſamkeit an, Emilien zu entſchuldigen; Burchard tobte immer fort, er ſchalt ſeine Nichte ein verlaufnes Mädchen. Herr Burchard hat Recht, ſagte Herr Benedikt, als er ſah, daß der Oberſt etwas zu ihrer Vertheidigung ſagen wollte, meinen ſie, daß es eine ſolche Kleinigkeit iſt, einem Bräutigam ſo zu entlaufen, wahrlich es wird mir keine kleine Ueberwindung koſten, wenn ſie meine Frau wird, das zu vergeſſen. — Rechnen Sie denn noch darauf, daß ſie ihre Frau werden ſoll? fragte der Oberſt. — Freilich würde ich mich erſt noch beſinnen müſſen, antwortete Benedikt.

O wenn Sie viel Beſinnens nöthig haben, ſchrie Burchard, ſo mag ich ſie lieber dem Lieutnant geben, der nimmt ſie doch, ohne ſich zu beſinnen. — Das iſt wahr, verſetzte der Oberſt. Herr Benedikt wollte gern das Geſagte wieder gut machen; aber der Oberſt ließ ihn gar nicht zu Worte kommen,

men, und ſetzte Burchard weitläuftig aus einander, daß der Lieutnant ſeinem Hauſe einmal doch mehr Glanz geben könnte, als Benedikt, daß er einmal Oberſt, und wenn er viel Glück hätte, gar General werden könnte, daß er Emilien und ſie ihn herzlich liebe. Herr Burchard las die Briefe noch einmal, und fand ſie ſo rührend, daß er weinte und ihnen vergab, er reiſte ſelbſt hin, um ſie abzuholen und feierte in ſeinem Hauſe ihre Hochzeit.

Durch Burchards Geld vergaß der Lieutnant, daß er jemals arm war, und daß eben dieſes Geld der Hauptbewegungsgrund geweſen ſey, warum er Emilien heirathete; er ſchrieb alles ſeiner großen Liebe zu, und ſeine Jugend kam ihm bis in ſein Alter ſehr poetiſch vor. Emilie war feſt von ihrer Liebe überzeugt, da ſie ſogar um ſeinetwillen aus ihres Onkels Hauſe entlaufen war, und beide hatten die Freude, daß ſie alle Stellen über Liebe aus allen Büchern auf ſich anwenden konnten, und ſo lebten ſie in einer recht glücklichen Ehe. Herr Burchard war ſehr mit ſich zufrieden, da er das Glück zweier Menſchen durch Aufopferung ſeines Lieblingswunſches gemacht hatte; Herr Benedikt tröſtete ſich über den Verluſt ſeiner Braut bald durch die Heirath mit einer reichen Wittwe. Rudolph blieb der Freund des Hauſes, und ſo lebte die ganze Familie ſehr vergnügt.

XXVI.

Der Geheimerath Bernard hatte einen einzigen Sohn, er glaubte nicht, daß er nöthig hätte, irgend ein beſtimmtes Geſchäft zu treiben, da er ihm ein ſehr anſehnliches Vermögen hinterlaſſen konnte; er hatte ihn nun ſtudiren laſſen, damit er die Univerſitätsjahre genießen ſollte, und nun hatte er den Plan, daß er einige Jahre auf Reiſen zubringen möchte, und wenn es denn ſein Sohn wünſchte, meinte er, würde ihm der Weg zu jeder Ehrenſtelle offen ſtehen, wenn er als ein vollkommen gebildeter Mann zurück käme.

Die Mutter des jungen Bernard betrübte ſich ſehr, daß ſie ihren einzigen Sohn ſo viele Jahre entbehren ſollte; ſie zweifelte daran, daß ſie ihn jemals wieder ſehen würde, weil ihre ſchwächliche Geſundheit ihr nicht die Hoffnung auf ein langes Leben erlaubte.

Indeß der Tag zu ſeiner Abreiſe war angeſetzt; man hatte alle Verwandte und Freunde zum Mittagseſſen eingeladen, und nach Tiſche erwartete der junge Herr Poſtpferde, die ihn zuerſt nach Dresden bringen ſollten. Alle Oheime und Tanten vereinigten ihren guten Rath, um den jungen Vetter gegen die Gefahren einer langen Reiſe zu ſchützen.

Sie wollen alſo zuerſt nach Dresden, fragte ein alter Geheimerath, das iſt recht. Dresden iſt ein Sitz der Künſte; Sie werden doch ihre mehreſte Zeit dort auf der Gallerie zubringen. Und das grüne Gewölbe nicht vergeſſen, ſchrie ein andrer. Und ſich vor den Verführungen der böſen Welt in acht nehmen, ſagte eine Tante.

Ei mein Sohn iſt ja ſchon zwey Jahre auf der Univerſität geweſen, da wird er ja wohl gelernt haben, wie er mit Menſchen umgehn ſoll.

Freilich, freilich, ſagte der alte Geheimerath, da lernt man ſo was; ein Student wird auf allen Ecken und Orten betrogen, da ſieht er, was man von den Menſchen zu halten hat.

Sie wollen aber nach Italien und Frankreich, ſo weit in die Welt hinein, liſpelte Mademoiſell Willman, da werden ſie alle ihre hieſige Freunde vergeſſen.

Sie gewiß nicht, meine Theureſte, rief der junge Bernard mit großer Hitze, ihr Bild wird mir überall folgen, ich werde immer in ihrer Geſellſchaft ſeyn, und wenn Meere und Lander zwiſchen uns liegen.

Man hat dort auf der Gallerie vortrefliche Werke, meinen Freund, meinen Liebling, Hannibal Caracci werden ſie dort finden, ſagte der Geheimerath.

Was Teufel, ihr Freund? ihr Liebling? ſchrie ein alter Oberſt, Hannibal? — war das nicht ein General unter den Griechen? — Ja, ſagte der Geheimerath mit einer verachtlichen Wendung des Kopfes.

Nein, erlauben Sie Herr Geheimerath, ſagte ein junger Referendarius und der Freund des jungen Bernard: Hannibal war allerdings Feldherr; allein Hannibal Caracci war ein berühmter Maler aus der — —

Meinen Sie, daß ich das nicht weiß, unterbrach ihn der Geheimerath verächtlich.

Na, und mir iſt es egal! ſagte der Oberſt. Werner trat beſcheiden zurück.

Befinden Sie ſich etwa nicht wohl, liebe Frau Schwägerin, ſagte die Frau des Oberſten, indem ſie ſich zu Bernards Mutter wandte; ſie ſind ja ſo ſtill.

Sollte ich mich über die Abreiſe meines Sohnes nicht betrüben? wer weiß, ob ich ihn jemals wieder ſehe, und doch iſt dieſe Reiſe zu ſeinem Glücke und zu ſeiner Bildung nöthig, und die Eltern müſſen ſich über die Kinder vergeſſen. — Aber mein Gott, liebe Frau Schweſter, ihr Herr Sohn, mein lieber Neveu, war ja ſchon einmal 2 Jahre in Halle.

Ach das war ganz anders, damals war er unter der Aufſicht eines vernünftigen Hofmeiſters, hatte einen ordentlichen Wohnort, von wo aus er uns mit jedem Poſttage ſchrieb, und uns alle halbe Jahre beſuchte. Aber nun reiſt er ſo in die weite Welt, und hat die Jahre erreicht, wo er keinen Hofmeiſter mehr braucht, nun iſt er ſich ſelbſt überlaſſen.

Nun wenn er die Jahre hat, wird er doch auch wohl den Verſtand haben.

Ach man kennt wohl die Jugend.

Alſo wirklich lieber Bernard, ſie werden ſo oft an mich denken, ſagte Mademoiſell Willmann leiſe, indem ſie ſeine Hand drückte, darf man das einem Mann wohl glauben?

Es würde mich unglücklich machen, wenn ſie es nicht glaubten! Darf ich mir wohl ſchmeicheln, daß ſie in manchen Augenblicken flüchtig an mich denken werden. — Sie ſeufzte, ſchlug die Augen nieder und drückte ſchweigend ſeine Hand.

O machen ſie mich zum glücklichſten der Menſchen, und ſagen ſie, daß ſie ſich meiner mit Theilnahme erinnern.

Sie nehmen einen Theil meiner Ruhe mit ſich, lieber Bernard. Beweiſen ſie mir, daß ſie ſich meiner erinnern, und ſchreiben ſie mir oft.

Darf ich wohl ſo kühn ſeyn, und die Beantwortung meiner Briefe hoffen? — Jede Frage iſt einer Antwort werth, ſagte ſie lächelnd.

Man ſtand vom Tiſche auf, und Bernards Vater und Mutter wurden immer betrübter. Der Augenblick, wo ſie von ihrem Sohn ſcheiden ſollten, kam immer näher. Endlich kam der Wagen, Bernard nahm von der Geſellſchaft Abſchied; als er ſeinen Freund Werner in die Arme drückte, ſagte ihm dieſer, ich begleite dich noch bis Mittenwalde. Bernard dankte ihm, er nahm nun von Mademoiſell Willmann Abſchied, er küßte ihre Hand; ſie drückte die ſeinige heftig; ſeine Thränen erregten die ihrigen. Seine Eltern umarmten und ſegneten ihn; die guten Lehren ſeiner Oheime und Tanten erſchollen rings um ihn her; er und ſein Freund Werner ſtiegen endlich in den Wagen, die ganze Geſellſchaft war ſehr von ſeiner Rührung erbaut; man empfahl ſich, und der Geheimerath Bernard und ſeine Frau gingen auf ihr Zimmer, um ihre Mittagsruhe zu halten.

Werner! rief der junge Bernard, als ſie zum Thore hinaus waren, Du glaubſt nicht, wie ſchwer es mir wird, Berlin zu verlaſſen; mir iſt, als blieben alle Freuden des Lebens hinter mir; mir iſt es, als ginge ich in den Tod.

Du haſt kein Vertraun zu mir, du biſt nicht aufrichtig, dich drückt noch etwas mehr, als der Abſchied von deinen Eltern.

Vergiß, ich hätte dir es längſt ſagen ſollen, ich geſtehe dir, ich liebe die Willmann; ich glaube, ich bin ihr nicht gleichgültig, und das, was mein Glück machen könnte, wird jetzt meine Qual; wie ſchnell würden mir mit dem Bewußtſeyn ihrer Liebe alle Stunden verfließen, wenn ich ſie in ihrer Gegenwart zubringen könnte, und nun muß ich von ihr entfernt ſeyn, und mich mit jedem Augenblicke weiter entfernen.

Werner bedauerte ſeinen Freund von ganzem Herzen; Du verlierſt, ſagte er, mit dieſer Qual im Buſen, einen großen Theil des Genuſſes Deiner Reiſe.

Freilich, und nun mein Freund, nur noch wenige Meilen, und auch von dir muß ich mich losreißen; wir wollen auch dieſe wenige Augenblicke noch recht koſtbar genießen.

Nachdem ſie noch eine Viertelſtunde gefahren waren, ſeufzte Bernard; ich hätte doch etwas ſpäter reiſen ſollen, die Sonne ſticht ſo gewaltig. Das könnte ich mir wohl gefallen laſſen, wenn ſie nur nicht ſo entſetzlich müde machte. — Du haſt recht, antwortete Bernard jähnend.

Beide ſetzten nun das Geſpräch noch eine Viertelſtunde ziemlich langweilig mit groſſer Anſtrengung fort. Keiner wollte ſeinen Freund dadurch beleidigen, daß er einſchliefe, da ſie nur noch wenige Stunden beiſammen waren. Endlich entſchlief Bernard. Werner war froh, daß er ſich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, und neigte ſeinen Kopf in die andere Ecke des Wagens und ſchlief bald eben ſo ſanft wie ſein Freund.

Beide erwachten nicht ehe, bis ſie in Mittenwalde einfahren. Wollen wir noch Caffee mit einander trinken? fragte Bernard. Gern, war die Antwort. Während des Trinkens ſprach man wenig; endlich waren neue Pferde vor Bernards Wagen gelegt; Werners Bediente war mit dem Pferde, das er ſich hatte bringen laſſen, da; endlich mußten die Freunde Abſchied nehmen. Beide waren ſehr betrübt. Lebe wohl, mein Beſter, rief Bernard, vergiß mich nicht, wie ich dich nie vergeſſen werde. Sie drückten einander zärtlich an die Bruſt; beſuche meine Geliebte, und ſchreib mir alles, das kleinſte Wort, was ſie ſpricht. — Gewiß, gewiß. — Und beſuche meine Eltern, ſag ihnen, daß ich ſie ewig lieben werde; daß ich mich ihrer mit groſſer Zartlichkeit erinnert hätte, wie ich Abſchied von dir nahm. — Auch das verſprach Werner. — Und habe Dank für deine Begleitung; ich danke dir unendlich, daß Du mir deine Geſellſchaft noch ein paar Stunden gegönnt haſt. — Sie küßten ſich noch einmal und ſchieden nun von einander.

Werner eilt nach Berlin zurück und brachte am andern Morgen Bernard's Gruß ſeinen Eltern, die ſehr von der Zärtlichkeit ihres Sohns gerührt waren. Er ging auch zur Madmoiſell Willmann, und beſtellte mit der ſorgfältigſten Genauigkeit die Empfehlungen ſeines Freundes, er ſagte ihr, wie ſehr ſich Bernard betrübt habe, daß er auf ſo lange das Glück ihrer Geſellſchaft entbehren müßte. Sie antwortete, daß ſie außerordentlich dadurch geſchmeichelt würde, daß ein Mann von ſo vielem Verſtande und ſo vortreflichen Herzen ſich ihrer erinnerte. Sie ſagte das ſo gleichgültig, daß Werner auf die Vermuthung kam, ſein Freund könnte ſich wohl geirrt, und Aeußerungen von Achtung und Freundſchaft für Liebe genommen haben; er hatte ganz leiſe den Wunſch, daß es ſo ſeyn möchte. Er verließ Mademoiſell Willmann mit einem zärtlichen Handkuß; ſie drückte die ſeinige leicht.

Erſt auf ſeiner Stube konnte er ſich von dieſem Glücke erholen. Er konnte es nicht müde werden, ſich in Gedanken jedes Wort, das ſie geſprochen hatte, zu wiederholen, er ſah ſie vor ſich, wie ſie ihm die Hand drückte, er ſah den gütigen Blick, der ihn begleitete als er ging, er ſah noch die Kälte in ihren Mienen, als ſie von Bernard ſprach.

Jetzt erſt fiel ihm ſein Freund ein, er war nun unſchlüſſig, ob er ſeine Beſuche bei Bernards Geliebte fortſetzen, oder ſein Glück der Ruhe ſeines Freundes aufopfern ſollte; er ſetzte ſich endlich nieder, und ſchrieb über dieſe rührende Situation einen ganzen Bogen wohlklingender Verſe.

Am folgenden Tage erhielt Werner folgenden Brief von ſeinem Freunde Bernard:

Theurer Freund!

„Ich ſchreibe Dir aus Baruth; ein Unglück, das mich betroffen hat, macht, daß ich mich hier einige Tage aufhalten muß.

„Wie Du mich verlaſſen hatteſt, wiegten tauſend traurige Vorſtellungen mich in einen betäubenden Schlummer. Nahe vor Baruth bekömmt der Wagen einen harten Stoß, wirft um und ſchleudert mich heraus; ich bekam eine beträchtliche Wunde am Kopf, und am Wagen ſelbſt zerbrach ein Rad.

„Mein Kopf iſt verbunden, und ich hoffe, „wenn morgen der Wagen fertig iſt, daß ich „meine Reiſe werde fortſetzen können.

„Verbirg meiner Mutter meinen Unfall, „es würde ihr nur unnütze Sorgen machen, „gieb ihr den innliegenden Brief und auch „den andern an meine theure Louiſe. Was „macht ſie, Du haſt ſie doch ſchon geſehn? „Schreib mir ja, wie Du es verſprochen „haſt, jedes Wort eurer Unterredung, Du „kannſt ſchon immer Briefe an mich nach „Dresden ſchicken, ich will ſie von der Poſt „abfordern. Louiſens Briefe kannſt Du „einlegen; ſie hat verſprochen mir zu antworten.

„Ich kann Dir nicht ſagen, lieber Freund, „wie ſonderbar mir iſt, wenn ich denke, daß „ich nun doch nicht mehr in meinem Vaterlande, ſondern auf ſächſiſchen Boden bin, „und ich werde nun mein liebes Berlin und „Dich Du guter und meine theure Louiſe, „und meine liebevollen Eltern ſo lange, vielleicht niemals wiederſehn. Lebewohl, ich „muß mich von dieſen traurigen Gedanken „losreißen. Dein

Freund.

Werner brachte Louiſen mit dem feſten Vorſatz Bernards Brief, daß er ſeines Freundes Glück nicht auf eine ſchändliche Art ſtören wollte. Louiſe kam ihm ſehr freundlich entgegen. Das iſt ſchön, daß Sie mich wieder beſuchen, ſagte ſie; ich geſtehe, ich bin eigentlich ſo unverſchamt geweſen, ſie ſchon geſtern zu erwarten.

Sie ſind ſehr gütig gegen mich, verſetzte Werner, es würde mich glücklich machen, wenn ich dieſe Güte verdienen könnte. Er reichte ihr mit einer Verbeugung Bernards Brief.

Ihr Freund hat ein kleines Unglück gehabt, ſagte ſie gleichgültig. Meinen ſie nicht, daß er es etwas zu ernſthaft nimmt, ſeine Wunde kann doch unmöglich gefährlich ſeyn, da er ſchon den folgenden Tag weiter reiſen wollte.

Freilich, war Werners Antwort, iſt er immer etwas weichlich geweſen. — Das ſollte doch ein Mann nicht ſeyn, ich würde es einem Frauenzimmer kaum vergeben, wenn ſie von einer ſolchen Kleinigkeit ſo viel Aufſehens macht. Herr Bernard muß ſich ſehr wichtig vorkommen, wenn er verlangt, daß ſeine Freunde ſo viel Antheil daran nehmen ſollen.

Sie ſind ſehr ſtrenge gegen meinen Freund, ſagte Werner lächelnd, wirklich ich fürchte jetzt ihr Urtheil über mich mehr als jemals.

Glauben ſie denn, daß ich, wenn ich ſie nicht von den mehrſten Schwachheiten der Männer frei ſpräche, ſo offenherzig über ihren Freund mit ihnen ſprechen würde? Vergeben ſie mir die Dreiſtigkeit, die darin liegt, und nehmen ſie es blos als einen Beweiß meiner Freundſchaft.

Werner küßte mit vieler Ehrerbietung ihre Hand.

Louiſens Vater, der Kriegsrath Willmann trat hinein. Nach den erſten Komplimenten, ſagte er zu Werner: es freut mich recht, daß ich ſie grade hier treffe, ſo kann ich doch der erſte ſeyn, der ihnen gratulirt. Sie ſind Rath, ſie haben die Stelle, weshalb ſie ſich beworben haben, erhalten.

Louiſe wünſchte ihm herzlich Glück. Werner war freudig überraſcht. Nun ſagte der Kriegsrath, nicht wahr, wir werden nun bald noch einmal Glück wünſchen können? Sie werden uns gewiß bald ihre Braut vorſtellen.

O wenn ſie eine Braut haben, ſagte Louiſe, ſo müſſen ſie mich ja recht bald mit ihr bekannt machen; ich bin doch ſehr begierig, die Glückliche kennen zu lernen.

Sie ſpotten über mich Mademoiſelle, wirklich ſie allein wären im Stande, mich mit meiner Braut bekannt zu machen; von ihnen allein wird es abhängen, ob ich glücklich ſeyn ſoll oder nicht.

Wie meinen ſie das, Herr Werner, fragte Louiſe ſehr beſchämt.

Wenn ich anders recht verſtehe, ſo wünſchen ſie meine Tochter zur Frau? — O ſie würden mich unausſprechlich glücklich machen.

Nun Sie ſind ein braver Mann, Sie haben ein hübſches Vermögen und jetzt ein gutes Einkommen, ich bin es zufrieden, und Louiſe wird auch keine Narrin ſeyn.

Was ſagen Sie ſchönſte Louiſe?

Meines Vaters Wünſche ſind mir Befehle; — ſie reichte ihm die Hand. Werner drückte ſie mit Entzücken an ſich. O rief er, Bernard, Du mußt mir vergeben; wer kann der Liebe widerſtehn!

Denken Sie an den Narren nicht, ſagte Louiſe, ich habe nie einen Funken von Liebe für ihn empfunden. Es iſt wahr, ich hatte einige Freundſchaft für ihn, was kann ich dafür, daß er das verwechſelt.

Sie haben recht, ſagte Werner, ſchon als ich ſie das erſtemal beſuchte, bemerkte ich das; wir haben uns beide nichts vorzuwerfen.

Es wurde nun noch verabredet, daß die Hochzeit in wenigen Wochen ſeyn ſollte, und man ging ſehr vergnügt und ſehr zärtlich auseinander.

Als Werner zu Hauſe kam, fiel ihm ein, daß die Poſt nach Dresden am andern Morgen abgehe, er wollte an Bernard ſchreiben. Was ſoll ich thun? er verlangt von mir jedes Wort zu wiſſen, was ich mit Louiſen geſprochen habe! nein ich kann ihm das Herz nicht ſo zerreiſſen, er mag es von einem andern erfahren, wenn er dann auch auf mich böſe wird, ſo wird er den Haß während ſeiner Reiſe vergeſſen.

Wenn ein Menſch viele Länder durchreiſt und viele tauſend Menſchen ſich vorüber gehen ſieht, kann er dann den Haß auf einen einzelnen, der ihn in ſeinem entfernten Vaterlande beleidigte, behalten? — —

Bernard war indeß wieder hergeſtellt und wollte ſeine Reiſe fortſetzen, er war eben beim Frühſtück, als die Poſt von Berlin ankam. Es waren nur wenige Paſſagiere; ein junger wohlgebildeter Mann ſetzte ſich zu Bernard. Sie reiſen mit Extrapoſt? fragte er. Ja, war die Antwort; es iſt mir zu unbequem des Nachts zu fahren, und überdies, wer wie ich zu ſeinem Vergnügen reiſt, hat nicht ſolche Eil.

Das iſt wahr; wollen ſie weiter reiſen, wenn man fragen darf?

Nach Italien, England und Frankreich; für jetzt, denke ich mir aber eine zeitlang in Dresden aufzuhalten.

In Dresden? dahin will ich auch, es iſt mein Geburtsort; ich war nur zum Beſuch bey meinem Onkle in Berlin.

In Berlin? wie geht es da? Iſt nichts neues vorgefallen? Kein Larm im Theater geweſen? Kennen Sie den Kriegsrath Wilmann und ſeine Tochter?

Nein, ich habe nicht die Ehre. Ich beneide ſie, daß ſie eine ſo angenehme Reiſe machen können; ich wünſchte, ich könnte ſie begleiten, aber meine Verhältniſſe erlauben das nicht. Für jetzt wollte ich, ich wäre nur erſt wieder in Dresden, es giebt kein abſcheulicheres Fahren, als mit der ordinairen Poſt.

Bernard bot ihm ſeinen Wagen an, es wäre ihm ſehr lieb, wenn er in ſo angenehmer Geſellſchaft reiſen könne. Der junge Mann nahm ſein Anerbieten mit vielem Dank an. Aus Luckau ſchrieb Bernard folgenden Brief an Werner:

„Ich habe in Baruth eine ſehr intereſ-
„ſante Bekanntſchaft mit einem jungen
„Mann, Namens Walldorf gemacht, gleich-
„geſtimmte Seelen erkennen und verrathen
„ſich gleich; wir ſind auf dem Wege von
„Baruth nach Luckau die vertrauteſten Freun-
„de geworden; jeder kennt und weiß die
„Familien-Verhältniſſe des andern ganz
„genau. Er iſt der Sohn des verſtorbenen
„Kriegsrath Walldorf; er ſelbſt erwartet ſehr
„bald eine Verſorgung, ſeine Mutter und
„Schweſter, die beide ſehr geiſtreich ſeyn
„ſollen, leben von einer Penſion; er hat
„verſprochen mich in ſeine Familie einzufüh-
„ren. Ich habe ihm auch alles, was ich
„ſelber von mir weiß, erzählt, nur meine
„Liebe zu Louiſen habe ich ihm verſchwiegen.

„Er wünſcht ſehr, Dich kennen zu lernen; „ich verſichere Dich, es iſt ein Mann von „vielem Geiſt.

„Gieb dieſen Brief meiner theuren Louiſe, „an meine Eltern habe ich auch geſchrieben; „o könnte ich euch, meine Theuren, nur erſt „wiederſehn! lebe tauſendmal wohl und vergiß ja nicht, Deinen dich über alles liebenden Freund.

Die beiden neuen Freunde Walldorf und Bernard ſetzten nun ihre Reiſe fort. Bernard war ſehr begierig Dresden zu ſehen, wovon ihm Walldorf eine ſo herrliche Beſchreibung gemacht hatte. Auf der nächſten Station aßen beide zu Mittag und ihre Seelen knüpften ſich immer feſter an einander. Als ſie endlich die folgende Poſtſtation erreicht hatten, erforderte ihr müder Geiſt Ruhe; nach dem Abendeſſen umarmten ſich beide zärtlich und legten ſich zu Bette.

Im Bette dachte Bernard an Louiſen, auch dachte er, ich werde nun Walldorfs Schweſter kennen lernen, es iſt gewiß ein vortrefliches Mädchen, ſie muß Louiſens Freundin werden. Wenn ich dich erſt mein nennen darf, theure Louiſe; o dann mache ich mit Dir eine Reiſe nach Dresden; ich mache ſie miteinander bekannt, und bin ich dann nicht zu beneiden, wenn ich zwiſchen beiden ſtehe, von der einen zärtlich geliebt, von der andern mit ihrer Freundſchaft beglückt? Unter dieſen ſüſſen Gedanken ſchlief er ein.

Am folgenden Morgen ſetzten ſie ihre Reiſe fort. Sie erreichten ohne den kleinſten Unfall Dresden.

Werner fragte ſogleich auf der Poſt, ob Briefe an ihn da wären; er wunderte ſich ſehr, als man nein antwortete. Sein Freund ſuchte ihn zu beruhigen, er ſagte ihm, Werner könnte wohl durch Geſchäfte abgehalten ſeyn. Nein, rief Bernard, es iſt nicht möglich, ſeine Freundſchaft würde ſich gewiß durch nichts abhalten laſſen, beſonders da er ſo wichtige Aufträge von mir hat; es iſt ihm gewiß ein Unglück begegnet, er iſt gewiß ſehr krank, er iſt vielleicht mit dem Pferde geſtürzt; ich muß ihm ſogleich ſchreiben.

Walldorf bat Bernard, ihm den Gaſthof zu nennen, wo er abzuſteigen gedächte, damit er ihn auf den Abend abholen und ihn ſeiner Familie vorſtellen könnte. Bernard nannte ihm das Hotel de Bavière, und beide ſchieden von einander.

Bernard hatte kaum den Gaſthof betreten, ſo ließ er ſich ſogleich ſeine Zimmer anweiſen, forderte ſchnell ſein Mittagseſſen, denn er wollte gleich nach Tiſche an ſeinen Freund Werner ſchreiben. Er ſchrieb folgenden Brief:

Theurer Freund meiner Seele!

,, Ich kann Dir nicht ſagen, was ich ge-
,,litten habe, keine Briefe von Dir, kei-
,,nen von Louiſen. Ich habe Dresden
,,noch keines Blicks gewürdigt, ich eile nur
,,Dir zu ſchreiben. Ich bitte Dich, bei
,,allem was Dir heilig und theuer iſt, eile
,,mich aus dieſer Angſt zu befreien, laß mich
,,wiſſen, was Dein Stillſchweigen bedeutet.
,,Ohnmöglich iſt es, daß es blos Nachläßig-
,,keit ſeyn kann, dann müßte ich nicht an
,,Deiner Liebe zu mir glauben. Gewiß iſt
,,Dir ein Unglück begegnet, laß es mich wiſ-
,,ſen mein Theurer, damit meine Seele mit
,,der Deinigen leidet.

,,Vergib mir, daß ich Dir nicht mehr
,,ſchreibe, ich bin noch müde von der Reiſe,
,,und doch muß ich noch vor fünf Uhr friſirt
,,und angezogen ſeyn, mein Freund Walldorf
,,wird

„wird mich heute Abend ſeiner Familie vorſtellen.

„Empfiehl mich meiner Louiſe, ich werde „ihr morgen ſchreiben, ich kann es heut mit „meiner unruhigen Seele ohnmöglich. Lebe „wohl, und reiß mich ja bald aus dieſer „Unruhe.“

Nachdem er dieſen Brief auf die Poſt geſchickt hatte, lies er ſich friſiren, kleidete ſich anſtändig, und erwartete ſeinen Freund, der ihn um fünf Uhr abholte.

Madam Walldorf und ihre Tochter Wilhelmine erwarteten die beiden Freunde. Ich bin doch begierig, den jungen Mann zu ſehn, ſagte die Mutter.

Es ſoll ein ſehr liebenswürdiger Menſch ſeyn, ſagte die Tochter.

Kind gieb doch das weiße Porzellan zum Thee. Wilhelmine ging um es zu holen.

Walldorf und Bernard kamen, nach den gewöhnlichen Komplimenten ſetzten ſie ſich, und das Geſpräch wurde intereſſanter.

Bernard wunderte ſich über alles, was Wilhelmine geleſen hatte, er ſah, daß ſie weit mehr wußte, als er; er bekam eine große Ehrfurcht vor ihren Verſtand.

Willſt Du nicht etwas ſpielen, Wilhelmine, fragte Karl. Das kommt nicht auf mich an, antwortete ſie lächelnd, es fragt ſich, ob es Sie nicht ennuyirt.

O wenn Sie die Güte haben wollten Mademoiſell, ſo würden ſie mich ſehr glücklich machen.

Sie erwarten aber vielleicht, daß ich ſehr ſchön ſpiele, da mein Bruder die Dreiſtigkeit hat, mich in Ihrer Gegenwart dazu aufzufordern. Ich muß aber leider geſtehn, daß ich kaum ein paar kleine Lieder mittelmäßig ſpielen kann; und wenn ich das bedenke, komm ich in Verſuchung, Sie nicht mit meinem Geklimper zu quälen; indeß damit ſie nicht denken ich ziere mich — —

Sie ſetzte ſich und ſpielte nun wirklich ſehr ſchön.

Bernard ſtand hinter ihr, er bewunderte ihr Spiel und ihren Geſang. Seine Augen ruhten auf den kleinen weiſſen Händen, die ſich ſo artig auf dem Fortepiano hin und her bewegten. Kein Gedanke an Louiſen kam in ſeine Seele.

Als der Geſang geendigt war, fragte ihn Wallsdorf lächelnd: meinen Sie nicht, daß ſich meine Schweſter unrecht thut, wenn ſie glaubt, daß ſie keine Stimme habe?

Gewiß, ſagte Bernard, es kann nicht Ihr Ernſt ſeyn, wenn Sie das ſagen.

Sie beurtheilen mich ſehr gütig; aber was bei Ihnen Güte iſt, würde bei mir Unbeſcheidenheit ſeyn, wenn ich es von mir ſelber glaubte.

Man ſetzte ſich zu Tiſche, Bernard ſaß neben Wilhelminen, ihre Augen begegneten ſich zuweilen, und Wilhelmine ſah erröthend vor ſich nieder.

Die Zeit bis 11 Uhr verging Bernard ſo ſchnell, daß er nur durch das Blaſen der Wächter daran erinnert wurde, er müſſe endlich gehn. Er wurde beim Abſchied von der ganzen Familie gebeten, am andern Morgen einen kleinen Spaziergang mit ihnen zu machen; er nahm das Anerbieten mit Freuden an.

Als er in ſeinem Zimmer war, ſchlief er ſogleich freudig ein. Am andern Morgen kleidete er ſich vergnügt an und eilte zu Walldorfs; er fand alle ſchon fertig, man erwartete ihn nur noch.

Ach, ſagte Wilhelmine, welch ein ſchöner Tag iſt es heute, der Himmel iſt ſo blau, die Luft ſo lieblich, die Sonne ſcheint ſo milde wie die Freundſchaft.

Man machte einen Spatziergang; in der freien Natur dehnte ſich Wilhelminens ſchöne Seele immer mehr auseinander.

Das Geſpräch wandte ſich auf die Liebe. Sie glauben alſo nicht, fragte Bernard Wilhelminen, daß die Männer im Stande ſind, ſo heftig zu lieben als die Damen?

So heftig wohl, aber nicht ſo treu, ſo zärtlich; es iſt auch, dünkt mich, ſehr natürlich, die Männer leben weit mehr in der Welt, ſelbſt ihre Geſchäfte zerſtreuen ſie, und dann theilen ſich ihre Gefühle; denn jeder Mann hat doch wenigſtens Einen Freund, den er herzlich liebt und deſſen Herz eben ſo warm für ihn ſchlägt; aber wir armen Geſchöpfe, wenn ſind wir wohl ſo glücklich, eine Freundin zu finden? Schon dadurch werden wir gezwungen, alle unſre Gefühle auf Einen Mann niederzulegen, in dieſem einzigen all unſer Glück zu ſuchen.

Sie ſprach mit einer großen Wärme, und als ſie endigte, trafen ihre Augen die Blicke Bernards

O, rief er aus, wäre ich ſo glücklich, daß ſich ihr Herz zu mir neigte! wie wollte ich mein ganzes Leben dazu anwenden, Ihnen zu beweiſen, das wenigſtens einzelne Männer auszunehmen ſind. Mit welcher Zärtlichkeit, mit welcher Treue wollte ich Sie lieben! — Er ſank vor ihr auf die Knie nieder, und drückte ihre Hand an ſeine Lippen, ſie neigte ſich zu ihm herunter, und ſeine Lippen berührten die ihrigen; er ſprang auf und drückte ſie an ſich. — Ach ich weiß es wohl Engel, ich verdiene Dich nicht!

Madam Walldorf, die mit ihrem Sohne in ein ernſthaftes Geſpräch verwickelt war, hatte nicht bemerkt, daß Bernard und Wilhelmine weit voraus gingen, ſie kam jetzt zu ihnen, da Bernard Wilhelminen in den Armen hielt.

Sie ſah ihn befremdet an; ich weiß nicht Herr Bernard — —

Bernard war ſehr verlegen, Wilhelmine ſprach kein Wort.

Vergeben Sie mir, fing endlich Bernard an, wer kann ihre reizende Tochter ſehn und ſie nicht lieben?

Und was hat meine Tochter von Jhrer Liebe zu erwarten?

Wenn Sie und Wilhelmine mir ihre Einwilligung nicht verſagen, ſo nenne ich ſie ſobald ich von meiner Reiſe zurück komme, meine Gattin.

Sie müſſen mir verzeihn, ich würde die Ehre, die Sie meiner Tochter anbieten, mit allem Dank annehmen; aber eine Mutter muß für das Glück ihrer Kinder ſorgen, unter dieſer Bedingung kann ich Jhnen meine Einwilligung nicht geben. Denn wie iſt es möglich, daß ich erlauben kann, daß meine Tochter Sie einige Jahre erwartet? wer weiß was Jhnen auf der Reiſe begegnen kann? ſie können ja krank werden und ſterben, Menſchen ſind ſterblich und dann hatte meine Tochter vielleicht anſehnliche Parthien Jhrentwegen ausgeſchlagen. Oder man kennt den Wankelmuth der menſchlichen Gemüther — —

Können Sie mir das zutrauen?

Ihnen am erſten; denn wenn Sie eine groſſe Zärtlichkeit für meine Tochter hätten, würden Sie ſich wohl entſchlieſſen können, ſie ſo lange zu verlaſſen?

Aber meine Eltern — —

Werden die das Glück ihres einzigen Sohnes hindern wollen, wenn Sie es für Ihr Glück halten, meine Tochter zu beſitzen? Und überdies, wer hindert Sie denn am Reiſen, wenn Sie ſich auch erſt verheirathen? Sie können es denn ja eben ſo gut wie jetzt.

Sie haben Recht, ſagte Bernard, ich begreiſe nicht, wie ich ſo blind ſeyn konnte, das nicht gleich einzuſehn! Schönſte Wilhelmine, geben Sie Ihre Einwilligung zu meinem Glücke, ſo kann noch heute unſre Verlobung ſeyn.

Wilhelmine reichte ihm die Hand und die Geſellſchaft ging zurück, um Anſtalten zu dieſem Feſte zu machen.

Während dem Gehen dachte Bernard an Louiſe und Werner. Was kann ich dafür, dachte er, daß ich mich ſelbſt getäuſcht habe? dieſer Irrthum wird mir noch manchen Seufzer koſten. Was werde ich ihr ſagen? Ich will ſie auf den Knien um Vergebung bitten, und ſie wird mir vergeben und meine Freundin ſeyn.

Bernard war nun faſt beſtändig in Walldorfs Hauſe. Wilhelmine ſang oder las ihm vor, wenn die Mutter oder der Bruder dabei war, waren ſie aber allein, ſo hielten ſie ihre Zärtlichkeit nicht zurück, er war in ihren Armen der glücklichſte Menſch. Es war aber kein Wunder, daß er in dieſem Taumel ſeinen Freunden und Eltern zu ſchreiben vergaß. Seine Eltern beſonders waren ſehr betrübt darüber.

Werner hatte indeß dem Geheimerath Bernard und ſeiner Frau, Louiſen als ſeine Braut vorgeſtellt, die Geheimerathin war unzufrieden, daß Louiſe ihren Sohn ſobald vergeſſen hatte.

Gewiß, ſagte ſie einem Abend, als Louiſe allein bei ihr war. Sie haben Unrecht gethan. Sie haben meinen Sohn um die ſchönſten Freuden ſeines Lebens gebracht; ich geſtehe, daß ich mit Angſt daran denke, das Ihre Hochzeit in acht Tagen ſeyn wird. — Wenn nun mein Sohn zurück kömmt und findet Sie in den Armen ſeines Freundes? —

und daß es grade Werner iſt, das kränkt mich unausſprechlich, daß grade er meines Sohnes Glück zerſtöhrt.

Aber wer weiß denn auch, ob Ihr Sohn mich ſo ſehr liebt?

O Sie Heuchlerin, ſtellen Sie ſich doch, als ob Sie das nicht bemerkt hätten, und ich hätte darauf ſchwören wollen, daß Sie ihn auch liebten und nun — — Es iſt wirklich wahr, was man von der Flatterhaftigkeit der Weiber ſagt, darin ſind doch die Männer wenigſtens mehr werth. Doch was ſpreche ich ſo viel darüber, wer weiß, ob mein Sohn noch lebt, es iſt ihm gewiß ein groſes Unglück begegnet, ſonſt hätte er nicht vier Briefe von mir unbeantwortet gelaſſen. Ich habe ihm Ihre Heirath noch verſchwiegen, ich fürchte ſeine Verzweiflung. Sie mögen es bei ſich ſelbſt verantworten, daß Sie einen Menſchen unglücklich machen.

Der Geheimerath trat hinein. Noch keine Antwort von meinem Sohne?

Nein, antwortete ſeine Frau ſeufzend.

Man wollte ſich eben zu Tiſche ſetzen, als ein Wagen vorfuhr. Wer kömmt denn noch ſo ſpät? fragte der Geheimerath.

Es iſt vielleicht Werner, antwortete Louiſe. Plötzlich hörte man einen Poſtillion blaſen; alles lief zum Fenſter, wenige Augenblicke darauf trat der junge Bernard mit Madam Walldorf und Wilhelminen ins Zimmer.

Mein Vater! meine Mutter! rief er, und ſtürzte ſeinen Eltern in die Arme. Louiſe ſtand und betrachtete die Frauenzimmer.

Wo kömmſt du her, rief der Vater? — Wer ſind die Damen? fragte endlich die Mutter. Bernard begegnete Louiſens Augen und ſtand verlegen da; er wußte kein Wort zu ſprechen. Louiſe ſah auf den Boden. Wilhelmine und ihre Mutter waren bei dieſem allgemeinen Stillſchweigen in der größten Verwirrung.

Der Vater unterbrach endlich die Stille; was iſt Dir mein Sohn? warum antworteſt Du nicht?

O vergeben Sie mir, mein Vater, rief Bernard, vergeben Sie mir alle. — Er erzählte nun ſeine Geſchichte und ſtellte endlich Wilhelminen als ſeine Frau vor.

Schon deine Frau? rief die Mutter.

Ja, theureſte Mutter, ſchon ſeit drei Tagen nenne ich ſie mein.

Die Eltern waren zwar ſehr überraſcht, ſo ſchnell eine Schwiegertochter zu haben, indeß da ihnen ihr Sohn vorſtellte, daß Wilhelmine zu ſeinem Glücke nöthiger wäre als die Reiſe, ſo waren ſie es zufrieden.

Nun ſehn Sie doch ein, Frau Geheimeräthin, daß ich Ihre Vorwürfe nicht verdiene, ſagte Louiſe, Herr Bernard iſt ſehr über meinen Verluſt getröſtet.

Die Geheimeräthin ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte ſie zu Louiſen: Nun wollen ſie denn, daß mein Sohn ſich Ihrentwegen erſchießen ſoll? Dann wendete ſie ſich zu ihrem Sohn und ſtellte ihm Louiſen als Werners Braut vor. Bernard war herzlich froh darüber.

Werner kam bald darauf, um Louiſen abzuholen. Er wunderte ſich nicht wenig, Bernard und die Damen zu finden; man erzählte ihm die Geſchichte, und alle wünſchten ſich Glück und umarmten ſich mit erneuerter Freundſchaft, die ganze Geſellſchaft ſetzte ſich ſehr vergnügt zu Tiſche.

Werner fragte am Ende den jungen Bernard: wie wirds denn nun mit Deiner Reiſe? Dazu iſt noch immer Zeit genug, ich denke noch lange zu leben.

Aber die Gallerie in Dresden haſt Du doch geſehn?

Nein noch nicht; aber ich werde ja nun öfter hinreiſen, um meine Schwiegermutter zu beſuchen, da kann ich ſie ja noch genug anſehn.

XXVII.

Wildberg ſaß angezogen an einem Tiſche und war eifrigſt bemüht, eine Feder zu zerkäuen. Wenn man ihn ſah, ſo hätte man wenigſtens darauf ſchwören ſollen, aber im Grunde ſchrieb er Verſe. — Es ſchlug drey Uhr, und ihm fehlte immer noch der Schluß ſeines Gedichts, und doch ſollte er es um dieſe Zeit ſchon ſeinem guten Freunde vorleſen. Er wünſchte ſelber nichts mehr, als daß es fertig ſeyn möchte, aber es wollte ſich ihm zum Trotz das Ende immer nicht finden laſſen; denn ein Gedicht in Reimen kann man nicht ſo behende ſchließen, als eines das in Hexametern, oder gar in einem freien Silbenmaaße geſchrieben iſt.

Man ſagt, daß es kein ſo ungeduldiges Geſchöpf gebe, als einen Dichter, der ſein Produkt vorleſen wolle. Einer meiner Freunde, der ſich auch für einen Dichter hält, behauptet wenigſtens, daß wenn es auch keine Unſterblichkeit, keinen Nachruhm gebe; ja wenn einem ſelbſt in der Literaturzeitung übel mitgeſpielt würde, das Vorleſen eines Werks in einer Geſellſchaft guter Freunde, alle dieſes Unglück gewiſſermaſen vergüte. Wenn dieſer Satz wahr iſt, ſo läßt ſich Wildbergs Unruhe leicht begreifen; denn eine Minute verging nach der andern und der Schlußgedanke kam immer noch nicht. Endlich ſteckte er ſein Papier ein, feſt entſchloſſen, entweder nur fünf Strophen ſeines Gedichts vorzuleſen, oder unterwegs ſeine Phantaſie noch anzuſtrengen.

Die Geſellſchaft, zu der Wildberg eilte, beſtand aus ihm und drey Freunden, die wir jetzt dem Leſer ganz kurz charakteriſiren wollen.

Wildberg war ein Menſch, der viele Verſe ſchrieb, und man hat ſchon oft behaupten wollen, dieſe Gattung von Leuten hätten nicht viel Charakter. Er war ein ganz guter Menſch, und ſeine größte Schwachheit war eben ſein Hang zur Dichtkunſt,

kunſt, und doch kamen ihm wenige Gedichte, die ſeinigen ausgenommen, poetiſch vor. Er arbeitete ſich oft ab, etwas Neues und Originelles hervorzubringen, und wenn er ausging und ihm irgend ein Gedanke einfiel, ſo fragte er ſich gleich, ob er ihn nicht in einem Gedichte anbringen könne; denn ſonſt hatte er kein Intereſſe für ihn. – Er theilte die Menſchen in zwey Klaſſen, in diejenigen, denen ſeine Gedichte gefielen, und in die, die ſie ſchlecht fanden; den letztern traute er wenig Geſchmack und auch nicht zu viel Tugend zu. Hätte man ihn dahin bringen können, kein Dichter zu ſeyn, ſo wäre er gewiß ein deſto beſſerer Menſch geworden.

Das zweyte Mitglied des kleinen Klubs hieß Wandel, und war ein ſehr geſetzter ernſthafter Menſch. Man hätte ihn durch nichts dahin bringen können, irgend etwas zu thun, oder zu unternehmen, wenn er keinen Nutzen abgeſehn hätte. Jeder Umgang, jeder Beſuch, jedes Buch das er las, mußte Einfluß auf ihn haben, und doch hielt er ſich für ſo ausgebildet, daß nichts auf ihn Einfluß haben konnte. Er war einer von jenen Leſern, die nur leſen um zu rezenſiren; es giebt Leute die gar nicht darauf kommen, irgend ein Kunſtwerk zu genießen; ihr Vergnügen beſteht blos darinn, es zu zerlegen, und zu dieſen gehörte Wandel. Er hätte nie an dieſer Geſellſchaft Theil genommen, wenn er nicht überzeugt geweſen wäre, ſich und andre hier bilden zu können; darum würde bei jeder Zuſammenkunft irgend etwas vorgeleſen, wenn es auch noch ſo unbedeutend war, und er erzählte der ganzen Stadt mit wichtiger Mine von der gelehrten Geſellſchaft, von der er auch ein Mitglied ſey.

Der dritte Freund hieß Birnheim. Er war der auffallendſte Contraſt gegen Wandel. Er hatte vielleicht in ſeinem Leben noch gar nicht daran gedacht, daß er eigentlich lebe, und er irgend einmal ein Ende nehmen müſſe; von dem ſogenannten Werthe der Zeit hatte er gar keinen Begriff, je ſchneller ſie ihm verging, je lieber war es ihm! Er lachte über alles und dann am meiſten, wenn Wandel zuweilen begehrte, er möchte ihm zu Gefallen nur auf eine Viertelſtunde ernſthaft ſeyn, damit er von ſeiner Freundſchaft, oder über das Schickſal, oder etwas dem ähnlichen einen ernſthaften Diskours führen könne. Einige Leute, die Verſtand zu haben glaubten, riethen ihm Luſtſpiele zu ſchreiben, weil er offenbar dazu geboren ſeyn müſſe; er aber war noch verſtändiger und unterließ es; nur der ſogenannten gelehrten Geſellſchaft zu Gefallen ſchrieb er etwas nieder, wenn die Reihe an ihn kam; aber nichts ſcherzhaftes, ſondern er unterſuchte dann gewöhnlich auf dem Rande eines halben Bogens, welche

Staatsverfaſſung die beſte ſey, in wiefern die Reformation Nutzen geſtiftet habe und dergl.; er trug dann Sachen vor, die jedes Kind wußte; aber Wandel hielt dieſe Aufſätze ſeines Freundes doch in Ehren, weil er behauptete, ſie wären doch das einzige, woraus man erſehn könne, daß er doch auch einigen Verſtand habe.

Der vierte Charakter war niemand anders, als eine ſtille melankoliſche Perſon, mit Namen Hüftner. Er war in ſich zurückgezogen, weil er in der Liebe unglücklich geweſen war; er verträumte das Leben; und ſo ernſthaft er auch faſt beſtändig ausſah, ſo wenig nahm er doch irgend etwas ernſthaftes. In ſeinen Aufſätzen für die Geſellſchaft, zwang er ſich immer ſpaßhaft zu ſeyn, weil er ſich Witz zutraute.

Bei jeder Zuſammenkunft zankten die Mitglieder, weil ſie einander ſo unähnlich waren, und jedesmal klagten ſie darüber, daß in Deutſchland doch eine gar zu große Aehnlichkeit der Charaktere herrſche. In keinem einzigen Satze waren ſie einerlei Meinung, außer in dieſem.

Wildberg trat jetzt herein, duckte ſich ſchnell in eine Ecke, und ſchrieb die letzten Verſe ſeines Gedichtes nieder, weil er ſie wirklich unterwegs ausgearbeitet hatte. Alle waren neugierig, und um noch länger ſeine Bewunderung zu genießen, fing er erſt an, etwas darüber zu ſagen, was er durch dieſes Gedicht habe ausdrücken wollen.

Die Ueberſchrift, ſagte er; heißt das Meer. Ich habe nämlich fingirt, daß ich mit einigen guten Freunden oben auf einer Klippe ſtände, die ſich über die unermeßliche See hinüberbeugt.

Wie kamen Sie aber dazu? rief Birnheim aus, Sie waren doch wahrſcheinlich auf ebner Erde, in Ihrer Stube, als Sie es ſchrieben.

Das iſt nun kein Einwurf, ſagte Wandel, das iſt ja nichts, als eine poetiſche Vorausſetzung, die erſte Bedingung. Denn ſonſt könnte man ja bei jedem Gedichte etwas Aehnliches fragen.

Ich frag es auch immer, ſagte Birnheim.

Wandel. Dann müſſen Sie auch keine Dichter leſen —

Birnheim. Es geſchieht auch nicht —

Wandel. Wie Sie wollen; aber laſſen Sie uns wenigſtens hören, was unſer Freund gedichtet hat. — Aber mit Ihrer Erlaubniß, lieber Wildberg, es iſt mir ſchon oft ſo gegangen, daß ich in der Ankündigung eines Dichters mehr ſah, hörte und empfand, als im Gedichte ſelbſt; ich ſah Sie jetzt zum Beiſpiel mit Ihren Freunden da oben auf der Klippe ganz deutlich ſtehn, wie Sie ſich hinüber beugten, das Meer rauſchen zu hören und ſich vor ſeiner Gewalt entſetzen; aber es kann leicht ſeyn, daß ich bei Ihren Gefühlen darüber nichts empfinde —

Birnh. Weil es in der Stube par terre geſchrieben iſt.

Wandel. Nicht grade deswegen, ſondern weil alle Gemälde mehr auf meine Phantaſie würken und durch ſich ſelbſt Empfindungen in mir erregen; wenn ich aber Empfindungen hingeſtellt ſehe, ſo bleibt meine Phantaſie dabei ungerührt und meine ganze Seele müßig. So hat mich ſchon oft ein Auszug aus einem Trauerſpiele, wenn ich las: nun erſcheint der und der in höchſter Wuth oder Traurigkeit — mehr gerührt, als das wirkliche Trauerſpiel — Aber leſen Sie nur lieber Wildberg.

Wildberg ſetzte ſich nieder und las mit vielem Pathos folgendes Gedicht:

Das Meer.

1.

Auf hoher Felſenkante,
Der Menſchheit Abgeſandte
Stehn wir und opfern Gott Geſang.
Ihm tönen Jubellieder
Im Namen unſrer Brüder
Für alle Pracht der Erde Dank.

2.

In allgewaltger Schaale
Dem heiligen Schickſale
Schäumt unter uns das weite Meer.
In lachend heitrer Stille
Im wilden Sturmgebrülle
Iſts immer heilig, groß und hehr.

3.

Und Gottes Bild der Himmel,
Schaut in der Fluth Gewimmel
Mit unbewegtem Aug' hinein:
Er beugt ſich freundlich nieder,
Mit blauem Glanzgefieder
Schließt er die Fluth umarmend ein.

4.

Wie dieſe regen Wellen
Gedrängt ſich treibend ſchwellen,
So wallt der Menſchen großes Meer:
In hoher Tugend Siege,
In ſchwarzer Laſter Kriege
Stets groß und wundervoll und hehr.

5.

Drum laßt uns, gleich dem Himmel
Ins wilde Weltgetümmel
Mit ſonnenhellem Auge ſehn;
Feſt an der Menſchheit hangen,
Die Welt mit Lieb umfangen
Und liebend, liebend untergehn.

6.

Laßt länger hier uns harren
In Meer und Himmel ſtarren
Bis jede Fiber fühlend ſchwillt:
Und ſegnet das Entzücken,
Das unſern trunknen Blicken,
Aus dir, Natur, geheiligt quillt.

Er hatte geendigt und war begeiſtert, Wandel ſchüttelte mit dem Kopfe; Birnheim lachte aus vollem Halſe; Hüſtner weinte.

Wildberg wunderte ſich über die verſchiednen Wirkungen, die ſeine Phantaſie hervorgebracht hatte. Wandel trat auf ihn zu.

Lieber Freund, fing dieſer an, mich dünkt, daß ſich gegen Ihr ſonſt vortreffliches Gedicht noch ſehr vieles ausſetzen ließe; die Sprache darinn iſt nicht korrekt, die Darſtellung nicht deutlich, die Bilder ſind geſucht, das Ganze iſt nicht poetiſch klar, ſondern es ſchillert gleichſam nur ſo —

Wildberg. Und das vortreffliche?

Wandel. Läßt ſich demohngeachtet nicht läugnen. — Sie hätten uns aber das Meer individueller beſchreiben ſollen, ſich etwas darauf einlaſſen, daß das Waſſer eins von den vier Elementen ſey, die Allegorie etwas mehr vermeiden müſſen; kurz —

Wildberg. Ein ganz ander Gedicht ſchreiben.

Wandel. Nein, das will ich grade nicht ſagen; aber Ihr Genie bequemt ſich zu wenig nach der Kritik.

Aber

Univ.-Bibl.
München

Aber warum lachen Sie ſo ſehr; wenn es zu fragen erlaubt iſt, ſagte Wildberg zu Birnheim.

Nicht über Ihr Gedicht, wahrlich nicht, antwortete Birnheim, — denn ich habe es gar nicht einmal zu Ende gehört. Es ſind nur einige Erinnerungen, die ſich bei mir ſo friſch erneuerten. Leſen Sie doch einmal gleich den Anfang.

Wildberg las:

Auf hoher Felſenkante
Der Menſchheit Abgeſandte

Nun was iſt denn da zu lachen?

Birnheim. Und dann in der zweiten Strophe —

Wildberg. In Allgewaltger Schaale
Dem heiligen Schickſale —

Nun was iſt denn darüber zu lachen?

Birnheim. Nichts, wenn Sie wollen, und doch möchte ich vor Lachen erſticken. — Ich ſehe ſchon, ich muß Ihnen die ganze Geſchichte erzählen.

Schon als ich auf der Schule war, war mir das ernſthafte Weſen meiner Mitſchüler zuwider. Ich machte immer heimlich kleine Complotte, mit denen ich, ohne entdeckt zu werden, manchen luſtigen Streich ausführte.

Es war jezt die Zeit gekommen, daß ich zur Univerſität abgehn ſollte; eine Periode, die allen Menſchen ſonſt ſehr wichtig vorkömmt, aber mir war es nur lächerlich. Unſer Rektor war ein alter ernſthafter Mann, der uns den Schritt, den wir jezt thaten, nicht erſchrecklich genug vormalen konnte: um uns vor Verführungen zu ſichern, las er denen, die zur Univerſitat abgehn wollten, ein eignes kleines außerſt nützliches und langweiliges Collegium, worinn er uns vor tauſend Sachen warnte, vor denen wir uns ſchon auf der Schule nicht mehr gefürchtet hatten.

Er hatte ſich einige Worte angewöhnt, die er ungemein gern in ſeinen Reden anbrachte; ſo ſprach er oft von der Menſchheit, und ſuchte uns dieſen Begriff und ſeine Wichtigkeit recht deutlich auseinanderzuſetzen, er verband damit die Humanität und die Stelle des Terenz, Homo ſum etc. Er wollte uns durch ſeine Erklärungen eine hohe Ehrfurcht vor uns ſelber beibringen. Um dies noch bequemer zu bewerkſtelligen, flochte er damit die Idee von Schickſal zuſammen, wie es die ganze Menſchheit ſowohl, wie auch den einzelnen Menſchen leite, ihn nicht aus den Händen laſſe und dergleichen mehr.

Ich war damals ſehr jung und mir kamen dieſe Vorſtellungen ſo ſtolz vor, daß ich nicht im mindeſten daran glauben konnte. Dergleichen Ideen ſind den Menſchen überhaupt vielleicht fremd, und ich ging nur noch einen Schritt weiter und fing an, darüber zu ſpotten.

Ich ſchilderte die Menſchheit wie einen Bär, den das Schickſal an einer Kette führe und Künſte machen laſſe; von den Zuſchauern ſagte ich, wiſſe man nichts, das Schickſal übe ſich vielleicht nur an den hieſigen Menſchen im Lenken, um eine entſtehende vornehmere Welt deſto beſſer zu regieren. Es wäre vielleicht vernünftiger, wenn nicht ſo oft von Schickſal und Unſterblichkeit geſprochen würde, denn man denkt ſich gar zu ſelten etwas dabei.

Ich muß meine Thorheit geſtehn, ich hatte ein eignes kleines Marionettentheater erbaut und Figuren geſchnitzt, mit denen ich durch Hülfe eines Freundes Stücke aus dem Stegreife aufführte. Die Marionetten wurden von oben mit Fäden regiert; der Hanswurſt repräſentirte die reine Menſchheit, und ohne, daß er es wußte, war er mit dem einen Beine, vermittelſt eines Fadens, an eine verſchleierte unförmliche Geſtalt befeſtigt. Wenn er nun ſeinen guten Freunden verſprach, ſie im Gaſthofe zu beſuchen, oder wenn er Gevatter ſtehn ſollte, und eben im Begriff war abzugehn, ward er von der unförmlichen Figur plötzlich zurückgezogen, ſo daß er ſelbſt nicht wußte, woran er war. Wenn er denn ausgeſcholten ward, ſo entſchuldigte er ſich immer mit ſeinem Schickſale, und daß er keinen freien Willen habe. Nun ſollte er dies wunderliche Schickſal beſchreiben; er quälte ſich lange und konnte es nicht; er ſagte, er ſpüre es immer am Beine, wie es ihm ziehe. Er bat ſeine Freunde inſtändigſt, ihm davon zu helfen, und einen freien Willen zu verſchaffen.

Zwey darunter, die Philoſophen ſind, beſchließen ihm beyzuſtehn; ſie ſagen, ſie kennen eine Göttin, die alles möglich machen könne. Sie machen ſich auf den Weg.

Dieſe Göttin iſt Niemand anders, als die Philoſophie. Sie müſſen unterwegs über viele mathematiſche Figuren ſteigen, weil es ein alter Tempelwärter Plato ſo haben will, ſie kommen in ein Land, wo man eine andre Sprache ſpricht, die ſie auch lernen müſſen, eine ganze Scene hindurch hört man nur von a plus B minus C. u. ſ. w.

Sie haben einen Wagen bei ſich, und müſſen auf dieſen eine Menge unförmlicher Bedienten packen, Barbara, Celarent, Darii, Ferio und andre. – Sie kommen nun zum Tempel der Philoſophie.

Die Bedienten müſſen abſteigen, den Tempel aufmachen, ſie melden und dergleichen mehr. Die Göttin ſitzt auf einem Throne und fragt was ſie wollen; ſie tragen Ihr Geſuch vor. Sie läßt ſich von den mitgekommenen Bedienten allerhand Packete reichen, um Ihre Reden recht vernünftig einzurichten: alles iſt voller Erwartung.

Sie beweißt nun weitläuftig, indem die Bedienten auf ihre Winke hin und her laufen, daß die Abgeſandten der Menſchheit ziemlich ohne Noth gekommen wären, denn obgleich Hanswurſt mit Einem Beine an das Schickſal gebunden ſey, ſo habe er dennoch ſeinen freien Willen. Die Geſandten können es nicht begreifen, ſie repetirt ihren Beweis in allen Formen, die Geſandten geben ihr aus Ueberdruß Recht, und laſſen ſich am Ende alles in Paragraphen ſchreiben, um ihren unzufriednen Freund deſto beſſer zu überführen.

Die Geſandten ſind nun von der Göttin ſo betrübt, daß ſie den Rückweg zur armen ſimplen

Menſchheit gar nicht finden können, der eine verläuft ſich in einem Dilemma, und ſein Gefährde kann ihn anfangs gar nicht wieder finden. Nach vielen Strapazen kommen ſie zurück, ſie wollen Hanswurſt tröſten; aber dieſer verſteht ihre Sprache nun gar nicht; er klagt über das Bein, die Bedienten wollen ihn losmachen, die Paragraphen werden ihm vorgeleſen, daß er nothwendig ſchon einen freien Willen haben müſſe. Die Bedienten faſſen ihn ſo ungeſchickt an, daß er umfällt, er wird böſe, er glaubt endlich, er ſey losgebunden, will nach dem Wirthshauſe, das Schickſal zieht ihn zurück; er ſieht in der Ferne Goldſtücke liegen, er will hineilen, ſie aufzuheben und wird wieder zurückgezogen. Er fällt in Verzweiflung und ſchimpft auf die Philoſophie, die Abgeſandten, und die ungeſchickten Bedienten. Die Geſandten finden ſich beleidigt, ſie ſagen, ſie hätten ihm ja geſagt, daß er noch unter dem Schickſalen ſtehe. Hanswurſt erzählt, es habe ihm das Bein bald abgeriſſen. Die Geſandten behaupten, er habe aber demohngeachtet ſeinen freien Willen, er müſſe nur immer das wollen, was er könne. Hanswurſt wendet ein, das ſey eine ſchlechte Kunſt, es gehe ihm alſo, wie dem angebundenen Schweine, das auch die Erlaubniß habe, mit ſeinem freien Willen hinzugehn, wohin es wolle, wenn es nämlich nach dem Schlachthauſe grade hinlaufe; er behauptet, daß ſie elende Geſandten der

Menſchheit wären, ſie hätten ſeine Sache ſchlecht verfochten. Das Stück ſchloß nun mit einigen Verſen.

Ein reicher Mitſchüler hatte uns den Abend vor dem öffentlichen Examen zu ſich eingeladen, der Wein hatte uns munter gemacht, und ich führte das beſchriebene Stück auf, an dem einige ein groſes Aergerniß nahmen. Ich war ganz begeiſtert, und wurde es beim Abendeſſen noch mehr; es fehlte wenig, ſo war ich ganz betrunken: einigen andern war es eben ſo gegangen, und wir machten uns nun taumelnd und ſingend auf den Weg nach Hauſe. Das poſſenhafte Marionettenſpiel ſteckte noch allen im Kopfe, das Wort Schickſal und Menſchheit ſchwebte uns immer auf der Zunge. Mit meinem Direkteur trennte ich mich endlich von den übrigen, und als wir Abſchied nahmen, ſagten wir, wir müßten nach Hauſe gehn, wenn uns das Schickſal dahin führen wollte.

Es kam aber anders; eine alte Frau begegnete uns mit einer Blendlaterne, wir waren böſe darüber, weil wir ſelber ohne Laterne gingen, um uns alſo alle drey in einen gleichen Zuſtand zu ſetzen, zerſchlugen wir die Laterne ohne weiteres Bedenken: eine Wache ging grade vorbei, und nahm uns nach einem kurzen Wortwechſel in ihre

Mitte. Weil ich von je die unnützen Fragen geliebt habe, ſo erkundigte ich mich, wo man uns hinbringen wollte; der eine Soldat antwortete: es wäre unſer **Schickſal**, daß wir in die Wache wandern müßten, weil wir Unfug angerichtet hatten; einen alten Mann hätte das **Schickſal** auch ſchon dorthin gebracht, weil er auf öffentlicher Straße Tobak geraucht habe, welches verboten ſey; er wolle durchaus nicht bekennen, wer er ſey. Ich mußte lachen.

Wir kamen in die Wache, die ein Unterofficier kommandirte, der beinah ſo that, als wenn er unſer Schickſal beklagte. Wir ſahn uns genauer um, und entdeckten zu unſerm Erſtaunen unſern Rektor, der trübſelig in einer Ecke ſaß, und ſtill vor ſich von Menſchheit und wunderlichen Schickſalen murmelte. Er mußte auch getrunken haben; denn er kannte uns beide nicht.

Als wir anfingen etwas nüchterner zu werden, wollte uns der Spaß nicht mehr ſo recht gefallen, wir fragten zu wiederholtenmalen, ob wir denn dort bleiben müßten, morgen ſey ein wichtiger Tag für uns, wir müßten fort. — Der Unterofficier antwortete ganz kaltblütig, wenn uns das **Schickſal** nicht hinaus führte, ſo müßten wir hier bleiben. Ich kam auf eine Vermuthung. Ich drückte ihm zwey Thaler in die Hand, und wir konnten nun gehn, wohin wir wollten; der Rektor folgte unſerm Beiſpiele, und ſo führte uns das Schickſal alle ins Freie.

Die Luft machte mich und meinen Gefährten von neuem betrunken. Wir waren in einer unbekannten Straße, wir konnten uns durchaus nicht zurecht finden. Wenn uns das Schickſal nicht nach Hauſe bringt, ſagte ich, ſo müſſen wir die ganze Nacht herumlaufen, denn es geht Niemand mehr auf der Straße. Zum Glück fuhr ein lediger Miethswagen vorbei, für ein gutes Trinkgeld ſetzte er jeden vor ſeinem Hauſe ab.

Am andern Tage war das Examen. Eine glänzende Verſammlung hörte zu, wie man uns unſre Kenntniſſe abfrug; die Väter waren gerührt, manche ſchliefen; der Rektor wollte nun noch einige Bücher als Prämien austheilen, uns zur Univerſität abgehend machen und mit einer kurzen rührenden Anrede entlaſſen. Das Geſumme von Menſchen hatte mich ſchon etwas verwirrt gemacht; der Rektor fing ſeine Rede an, und ſagte gerührt: wie das Schickſal die Menſchheit an Fäden regiere; — aber plötzlich mußte ich und mein Freund ſo laut lachen, daß wir die Rührung der ganzen Verſammlung unterbrachen; der Rektor ſchloß ſeine Rede ſchnell, gab nun keine

Prämien und ſagte, daß wir uns ſelbſt dieß Schickſal zugezogen hätten.

Sehn Sie, das ſind die Urſachen, warum ich über das Schickſal, ein Gedicht, und über die Abgeſandten der Menſchheit habe lachen müſſen.

Es läßt ſich faſt denken, ſagte Wandel, aber Sie werden mir doch auch zugeben, daß in Ihrem Marionettenſpiele kein rechter Menſchenverſtand geweſen iſt.

Von Herzen gern, ſagte Birnheim, wenns weiter nichts iſt.

Ich werde nie mehr, ſagte Wildberg empfindlich, die lächerliche Prätenſion machen, daß Sie von irgend einem Gedichte gerührt werden ſollen.

Hüftner ſaß noch immer in der Ecke, und meinte, er hätte nach Birnheims frivoler Erzählung gar nicht hingehört; Wildberg näherte ſich ihm jetzt mit einem zufriednen Geſichte, und ſagte: Sie ſcheinen, lieber Freund, den Sinn meines Gedichts gefaßt zu haben, es hat Sie faſt zu ſehr angegriffen.

Nehmen Sie's nicht übel, ſagte Hüftner, daß ich meinen Empfindungen ſo freien Lauf laſſe. —

Je, es iſt ja außerordentlich ſchmeichelhaft für mich. — Aber ſagen Sie mir doch, durch welche Stelle Sie ſo ganz vorzüglich ſind frappirt worden.

Durch die erſten beiden Verſe —

Wie?

Ja, wollen Sie die Güte haben, den Anfang zu leſen, ſo will ich Ihnen auch ſagen, wie es auf mich gewirkt hat.

Wildberg las:

Auf hoher Felſenkante
Der Menſchheit Abgeſandte
Stehn wir —

O! ſchon genug! rief Hüſtner, das andre habe ich vor Schmerz gar nicht mehr gehört.

Wie? dieſe beiden unzuſammenhängenden Verſe haben Sie zum Weinen gebracht?

Nicht anders; aber hören Sie mir nun auch zu, damit Sie mich nicht für ganz wahnſinnig halten. — Sie wiſſen, daß ich vor einem halben Jahre unvermutheterweiſe zu einer reichen Erbſchaft kam, und daß ich vorher in einer drückenden

Dürftigkeit lebte. — Ich wurde, weil meine Eltern früh geſtorben waren, ohne Vermögen zu hinterlaſſen, von einem reichen aber äußerſt wunderlichen Onkel erzogen. Der Mann vereinigte faſt alle ſeltſamen Launen in ſich, die uns ſonſt ſchon einzeln bei den Menſchen auffallen. Er liebte mich außerordentlich, er fiel daher darauf, mich weder in eine Schule zu ſchicken, noch mir Hauslehrer zu halten, ſondern er wollte mich ſelbſt unterrichten. Er hatte mancherlei Kenntniſſe, er war unermüdet, er lernte ſelbſt mehreres wieder, was er ſchon längſt vergeſſen hatte.

Vorzüglich eifrig war er, mir die franzöſiſche Sprache beizubringen. Ich mußte täglich leſen und überſetzen: in einem dieſer Exercitien kamen zufälligerweiſe die Wörter Envoyé und Ambaſſadeur vor; ich überſetzte beides durch Geſandte. Er las und ſchüttelte den Kopf, er tadelte mich, ich ſchlug ihm das Wöterbuch auf und behauptete, die deutſche Sprache mache darin keinen ſolchen Unterſchied. Er wunderte ſich, ſchimpfte auf die deutſche Sprache, und zog ſich nachdenkend in ſein Zimmer zurück. Nach einer halben Stunde ohngefähr kam er wieder zu mir, und ſagte freundlich, daß es allerdings doch einen Unterſchied gebe, oder wenn er auch in der Sprache nicht gegründet ſey, ſo wolle er ihn hiermit erfunden haben. Ich ſolle nämlich für Envoyé Geſandter und für Ambaſſadeur Abgeſandter ſetzen. Ich that es, und er machte mir es nun zur unumſtößlichen Regel, dieſen Unterſchied auf immer beizubehalten; ich vergaß es einigemal, und es wurde mir ſehr hart verwieſen.

Der Unterſchied dieſer Worte war mir am Ende ſo gewöhnlich und trivial, daß ich mich eben deswegen in Acht nehmen mußte, ſie nicht zu verwechſeln, denn mein Onkel konnte deswegen Wochen lang auf mich böſe ſeyn.

Ich war zwanzig Jahr alt geworden, mein Oheim war ſchwächlich, er hatte ſein Teſtament gemacht und mir zu verſtehn gegeben, daß ich ſein Univerſalerbe ſey. Die ganze Stadt wußte es ebenfalls, und ich ſtand daher bei allen Vätern und Müttern in einem großen Anſehn. Ich hatte mich verliebt, und zwar in die Tochter eines reichen Kaufmanns. Henriette liebte mich wieder, und die Mutter war mir ſehr gewogen; ich war endlich dreiſt genug, mich zu erklären, und der Vater gab mir auch ſeine Einwilligung. Von meinem Glück berauſcht, flog ich zu meinem Oheim, ich will ihm alles entdecken; aber da ich bemerkte, daß er verdrüßlich iſt, verſchwieg ich es noch. Er frägt nach Neuigkeiten; zu meinem Unglück muß ein Ambaſſadeur denſelben Tag angekommen ſeyn, ich erzählte von ihm, denke dabei an Henrietten, und nenne ihn in dieſer Zerſtreuung Geſandten.

Der Zorn meines Oheims war unbeſchreiblich; er ſagte, er könne ſich nicht auf einen Menſchen verlaſſen, der ihm zu Liebe nicht einmal dieſe kleine Aufmerkſamkeit habe; ich muſte mich von ſeinem Bette aus dem Zimmer entfernen. — Einige Tage darauf ſtarb er; er hatte vorher ein anderes Teſtament gemacht, worin er mich völlig enterbte.

Henriette weinte, ihr Vater that ganz fremd gegen mich; er verbot mir ſein Haus. Ich kam hieher und lebte in der größten Dürftigkeit, bis ich vor ſechs Monaten ſo glücklich war, ein anſehnliches Vermögen zu bekommen.

Seit vier Jahren habe ich nun nichts von Henrietten gehört; ich habe es nicht gewagt, mich nach ihr zu erkundigen, weil ich die Nachricht ihrer Verheirathung, oder ihres Todes fürchtete; jetzt habe ich eine Reiſe nach meiner Geburtsſtadt von einer Woche zur andern aufgeſchoben. — Sie laſen daher kaum den Anfang Ihres Gedichts, ſo fiel mir all mein Unglück bei, und ſo träumt ich immer weiter, bis ich endlich in Thränen ausbreche.

Seltſam genug! ſagte Wildberg, — aber ſagen Sie mir nur zum Henker, was ein Dichter unter dieſen Umſtänden mit ſeiner Sprache anfangen ſoll? — Man möchte es ja verſchwören Verſe zu machen, wenn jeder Menſch etwas anders dabei denkt. Da hat es der Maler und Bildhauer denn doch bequemer.

Am Ende, ſagte Birnheim, ſieht auch jeder die Farben anders.

Ich habe alſo, ſeufzte Wildberg, das Gedicht nur allein für mich geſchrieben.

Und ſich obenein noch etwas dazu gezwungen, ſagte Birnheim.

Der Zank der gelehrten Geſellſchaft würde ohnfehlbar ausgebrochen ſeyn, wenn ſie nicht auf einen Wagen aufmerkſam gemacht worden wären, der vor dem gegenüberſtehenden Gaſthofe hielt. Ein Bedienter ſprang vom Bock und half zwey Frauenzimmern heraus.

Himmel! rief Hüſtner, es iſt Henriette und ihre Mutter.

Er bedachte ſich einen Augenblick, dann eilte er hinüber. Die Damen hatten kaum ihr Zimmer eingenommen, als Hüſtner ſchon vor ihnen ſtand.

Ich übergehe die zärtliche Scene, Henriette war ihm treu geblieben, der Vater war geſtorben, Mutter und Tochter waren auf der Reiſe zu einem Verwandten, und äußerſt erfreut, den alten Liebling ihres Hauſes wieder zu finden.

Unſre Geſellſchaft wird zerriſſen, ſagte Birnheim, als er es hörte; Hüſtner reiſt fort, und will wieder in ſeiner Geburtsſtadt wohnen.

Giebt es denn eine Geſellſchaft? Rief Wildberg erhitzt, — haben wir denn eine Geſellſchaft ausgemacht? Wir wollen ein neues Mitglied annehmen, das bei dem Worte Abgeſandter nieſen muß, ſo iſt ſeine Stelle doppelt erſetzt.

XXVIII.

Leonard hatte von ſeiner frühen Jugend einen großen Hang zum Reiſen gehabt. Er hatte ſich endlich zu Schiffe begeben, um eine Reiſe nach Amerika zu machen.

Der Himmel war heiter und blau, die Winde blieſen luſtig in die Segel, die Flaggen und Wimpel wehten, das Schiffsvolk war fröhlich; der Capitain betheuerte, er habe nie eine ſo glückliche Fahrt gehabt.

Ich begreife nur gar nicht, ſagte Leonard, wie ich mich ſo ſchnell entſchloſſen habe, die Reiſe zu machen, ſchon zehn Jahre habe ich darüber nachgedacht, und habe es immer nicht gethan, und jetzt bin ich ſo plötzlich auf Ihrem Schiffe.

Wie kommt es, daß ſie grade nach Amerika wollen?

Das klang mir immer ſo ſeltſam, ſo wunderbar; in dem Worte Amerika, liegt für mich eine ſo anziehende Kraft, ich habe immer zu reiſen gewünſcht; aber nirgend anders hin.

Jeder Menſch hat ſeine Neigungen.

Leonard ſtand auf dem Verdeck und ſah in das weite Meer hinaus; er ſah ein Schiff mit der größten Schnelligkeit daher ſegeln. Es ſchien ihm ſehr ſeltſam gebaut; es kam ſehr bald näher, der Capitain und alles Schiffsvolk ſchien es gar nicht zu bemerken.

Leonard ſah auf dem Verdeck einen großen Mohren ſtehn; er war ganz in rother Seide gekleidet, welches gegen ſeine dunkelſchwarze Haut, ſonderbar abſtach.

Das ganze Schiff war mit Mohren beſetzt, und erſt als es ganz nahe gekommen war, bemerkte es der Capitain des Schiffes, worauf ſich Leonard befand.

Plötzlich hörte er ein fürchterliches Schießen, er war ganz mit Dampf bedeckt, er ſtand plötzlich mitten unter einem Haufen Soldaten, er war gar nicht furchtſam, er ſah viele rings um ſich her fallen, es war Blut und Todt auf allen Seiten; er konnte nicht begreifen, woher es käme, daß ihn keine Kugel träfe, er ſtand mit der größten Gleichgültigkeit da, und ſah dem fürchterlichen Spiele zu.

Die Soldaten kamen ihm bald nicht mehr wie Menſchen vor, und es beluſtigte ihn, wenn eine Kugel einen traf, und neben ihn hin warf.

Plötzlich ſah er, daß ein Mohr von dem andern Schiffe eine groſe Stange herüber warf, woran ein Hacken befeſtigt war, der ſich augenblicklich in Leonards Kleider verwickelte, und in demſelben Augenblick befand er ſich auf dem feindlichen Schiffe.

Er lag auf dem Boden faſt ohne Beſinnung; die Mohren tanzten auf eine wunderbare Weiſe um ihn herum.

Es iſt gut daß wir ihn haben. ſagte der Rothgekleidete, dieſen habe ich mir lange gewünſcht.

Wie doch die Reiſebeſchreiber lügen, dachte Leonard, die Mohren ſollen eine ganz andre Sprache haben. Sie ſprechen ja Deutſch wie wir. —

Was mag er aber mit mir wollen? dachte er weiter, warum hat er ſich gewünſcht mich zu haben?

Er fing jezt an, ſich ungemein zu fürchten. Er bog ſeinen Kopf herum, um die Mohren nicht mehr zu ſehn. Die Sprünge die ſie machten, ſchienen ihm nicht mehr Tanz, ſondern konvulſiviſche Bewegungen; die Mohren bückten ſich und ſahn ihm mit wunderlichen Lachen ins Geſicht, einer nach dem andern ſprang hin, um ihn zu betrachten; ſie ſchienen ſich an ſeiner Angſt, ſehr zu beluſtigen.

So ſehr er ſich vor den Mohren zu verbergen ſuchte, und bei der äuſerſten Mühe, die er ſich gab, ihre Geſichter nicht zu ſehn, fiel es ihm doch gar nicht ein, daß er die Augen zumachen könnte. Der rothgekleidete winkte endlich mit einem langen elfenbeinernen Stabe, den er in der Hand hielt, und die Mohren traten zurück und ließen Leonard auf dem Boden liegen.

Er wußte nicht mehr, wo er war, es ſchien ihm endlich, als hörte er Bäume über ſich rauſchen, er ſchlug die Augen auf und ſah, daß er ſich in einem dicken Walde befand. Die Bäume hatten eine ganz andre Geſtalt, wie diejenigen, die er bis jezt geſehn hatte; an einem Baume hatten die Blätter die dunkelſte und hellſte Farbe, alle waren ſo groß, daß ſein Auge auch nicht den Wipfel eines einzigen erreichen konnte. Alle Mohren, die ihn umgaben, waren ſehr klein und weiß gekleidet, ihr Führer aber war der große rothgekleidete. Er ſchien Leonard jetzt noch größer als auf dem Schiffe; er ſchien ihm ſogar immer größer zu werden.

Er folgte ihm und richtete ſeine Augen beſtändig auf den Kopf des Mohren; er glaubte bei jeden Schritt, er würde ſich mit dem Turban, den er trug, in die Zweige der Bäume verwickeln; der Mohr wendete den Kopf aber immer ſo geſchickt, daß es zu Leonards Verdruß niemals geſchah; er wußte nicht, warum er es wünſchte.

Endlich ſah Leonard einen weißen Schein zwiſchen den Bäumen. Es war ein Zelt. Der Führer des Zuges trat hinein; Leonard und alle übrigen folgten.

Das Zelt war ſehr groß und faſt ganz finſter; es war Gras auf dem Boden gewachſen, das ein Zugwind in Wellen bewegte.

Ich bin müde, rief der rothgekleidete Mohr und warf ſich nieder, das Gras ſchlug über ihm zuſammen, und Leonard konnte ihn nicht mehr ſehn.

Eine Hand von außen zog einen Vorhang von der andern Seite weg, und winkte Leonard hinaus zu kommen; er that es und trat in den Hof eines großen Pallaſtes.

In der Mitte des Hofes war ein Teich, worin ſehr klares Waſſer war, rings herum ſaßen auf koſtbaren Stühlen eine große Anzahl Männer, die ihm Türken ſchienen, in der Mitte ſaß ein beſonders koſtbar gekleideter. Leonard hielt ihn für den großen Mohren, und doch war er nicht ſchwarz und viel älter.

Ich habe dich lange unter meinen Sklaven zu haben gewünſcht, redete er Leonard an, ich danke Gott, daß er meinen Wunſch erhört hat. Man gebe ihm ſogleich ein Sklavenkleid, eine Kette und eine Zitter, ich will mich an ſeinem Geſang erfreun.

Ach Herr, rief Leonard, indem er ſich zu ſeinen Füßen warf, ich verſtehe kein Inſtrument zu ſpielen, und am wenigſten die Zitter.

Nichtswürdiger Sklave, ſchrie der Alte, du unterſtehſt dich mir zu widerſprechen; er ſchlug mit einem Stabe in den Teich, und der rothgekleidete Mohr ſtieg heraus.

Was befiehlſt Du Herr? fragte er ehrerbietig.

Laß dieſem Sklaven dreyhundert Streiche geben, rief der Greis erzürnt, er verweigert es mir die Zitter zu ſpielen.

Dein Wille Herr geſchehe. Er ergriff Leonard beim Arm, und war im Begriff ihn hinweg zu führen, als ein Mädchen ſchön wie ein Engel hinter dem Stuhl des Alten hervortrat. Leonard hatte ſie bis jetzt nicht geſehn. Sie ſank zu den Füßen des Alten, und indem ſie kniete, floſſen ihre langen ſchwarzen Locken in den Teich.

Vergib mein Vater, vergib, rief ſie. Der Alte hob ſie auf. Dir zu Liebe meine Tochter, ſagte er, ſoll ſein Uebermuth nur mit hundert Streichen beſtraft werden, jetzt bitte nichts mehr.

Indem er mit ihr ſprach, ſtrich er das Waſſer aus ihren Haaren.

Zwey Mohren ergriffen nun Leonard, und fingen an, ihn zu geiſſeln; er fühlte einen heftigen Schmerz, beim dritten Hiebe wollte er ſich gewaltſam von ihnen losreiſſen; er bekam einen heftigen Schlag und erwachte.

Die Mohren, der Alte, die ganze Verſammlung, alles war verſchwunden. Er ſah ſich um, und fand ſich am Fuße eines ſehr ſchönen Baumes, deſſen lange Zweige bis auf ihn herunterhiengen, und die, wenn der Wind ſich bewegte, mit ihren breiten weichen Blättern ſein Geſicht ſtreichelten.

Bin ich hier eingeſchlafen, und hat mir das alles geträumet? fragte er ſich ſelber. Wo bin ich aber? Mein Kopf iſt von dem wunderlichen Zeuge ſo verwirrt, ich kann mich ſchlechterdings nicht beſinnen, wie ich hier herkomme.

Er richtete ſich auf, um zu ſehn, wo er ſich befände! er ſah, daß er auf einem Berge war, deſſen äußerſte Spitze der Baum ausmachte, worunter er geſchlafen hatte. Am Fuße des Berges ſah er eine Wieſe, worauf ſehr hohe dunkelrothe und gelbe Blumen ſtanden; ein dichter Kranz von ganz ſchwarzen Tannen ſchloß ſie ein, hinter den Tannen waren wieder hohe Berge. Die Luft über ihm war ſehr heiter, aber nicht blau, das ſchönſte roſenroth, ſo weit ſein Auge reichte. Auf der Wieſe lagen zwiſchen Blumen und Gras, ſchneeweiße Schaafe, die nicht Wolle, ſondern Seide zu haben ſchienen. Das Ganze machte einen äußerſt romantiſchen Anblick.

Leonard hatte eine zeitlang ſeinen Kopf angeſtrengt, es heraus zu bringen, wo er ſich befände; es war aber ganz vergeblich.

Wenn ich nun abergläubiſch wäre, ſagte er zu ſich ſelber, ſo würde mir der ſeltſame Traum ſehr wichtig vorkommen, es war alles ſo wunderbar und ſo deutlich, ich habe nie auf eine ähnliche Art geträumt.

Er ſtand jetzt auf der Wieſe mitten unter den Schaafen, die ſich nicht aus der Stelle bewegten. Sie ſahen ihn alle an, und ſchienen ihn zu bewundern. Er betrachtete eins genauer, und fing es zu ſtreicheln an. Plötzlich ſtanden alle Schaafe ſchreiend um ihn herum und begehrten eben ſo geliebkoſt zu werden. So wie er eins berührte, ward es von einem andern zurück geſtoßen, das ſich zu ihm drängte.

Am Ende wurde es ihm ängſtlich, er wußte nicht wie er die Schaafe los werden ſollte, ſie kamen ihm gar nicht mehr ſo ſanftmüthig und ſchön vor, wie anfangs.

Er hörte in der Ferne die Töne einer Leier, er wurde aufmerkſam, die Muſik kam näher; endlich trat hinter den Bäumen ein Mann hervor, der dies Inſtrument ſpielte; ſich nach allen Gegenden hinwandte, und ein Allmoſen begehrte. Leonard wunderte ſich über die Tollheit dieſes Menſchen, der in einer ganz einſamen Gegend bettelte. Indem er mit den Augen den Alten verfolgte, ſahe er, daß ſich die Thür einer Hütte öffnete, die ganz nahe bei ihm ſtand, und die er bis jetzt noch nicht bemerkt hatte.

Fünf bis ſechs kleine Kinder, die alle faſt ganz nackt waren, umringten den Alten, gaben ihm Geld und Obſt, und führten ihn zur Hütte.

Leonard folgte ihnen, er trat an das niedrige Fenſter und ſah von draußen in die kleine Stube hinein. Eine reichgekleidete Dame ſaß in einem Lehnſtuhl und lehrte einem Mädchen, die vor ihr kniete, die Zitter ſpielen.

Wenn mein Liebling vorbeikömmt, ſagte die Dame, ſo ſage, ich grüſſe ihn; mein Vater ſey ſehr erzürnt auf ihn, er ſolle lernen von Dir die Zitter ſpielen, um ihn wieder zu verſöhnen.

Leonard ſtand wie verſtummt, die Dame war dieſelbe, die bei dem Türken für ihn bat. So habe ich denn nicht geträumt? rief er aus, ſo iſt es wirklich? Wie komm ich aber hieher? Wer rettete mich aus den Händen der Sklaven? Ich muß das genauer wiſſen.

Geb ihm dieſe Locke, ſagte die Dame, indem ſie von ihrem Haupte eine lange Haarlocke abſchnitt, und ſage ihm, er ſolle mir folgen. Leonard öffnete die Thür der Hütte, er wollte auf die

Dame zueilen, indem öffnete die Dame eine andre Thür gegenüber. Leonard ſah, daß ſchäumende Wellen hoch empor ſchlugen, ſo wie die Thür geöffnet wurde; das Waſſer ſchien viel höher als die Hütte, er fürchtete es würde eindringen, und das ſchöne Mädchen verſchlingen; er ſtand und ſah dem wunderlichen Schauſpiele zu.

Die Dame ſtand an den Waſſerfluthen und zauderte. Plötzlich ſchäumten die Wellen noch höher; der Rothgekleidete Mohr erhob ſich aus dem Waſſer, und reichte der Dame die Hand. Sie ſtieg ſogleich in die Fluth, und wurde mit dem Mohren von den Wellen fortgetragen; die Thür verſchloß ſich wieder, und Leonard ſtand verwundernd da.

Er ſah ſich um und fand, daß er ganz allein in der Hütte ſey; er ſah nach dem Fenſter, und eins von den weiſſen Schaafen ſtand eben ſo wie er vorhin, und ſah in die kleine Hütte hinein. Er fing ſich an, ſehr zu fürchten, er wollte die Hütte verlaſſen, er konnte aber durchaus die Thür nicht wieder finden, durch die er gekommen war; es war jetzt nur die Thür da, wodurch er die Dame hatte weggehn ſehn. Er ſcheute ſich vor dem Waſſer, und fürchtete ſich auch, in der Hütte allein zu bleiben. Das Fenſter war ganz offen, und das Schaaf, das förmlich ein Geſicht wie ein Menſch hatte, ſteckte den Kopf weit in das kleine Zimmer hinein.

In der größten Angſt ergriff jetzt Leonard die Thür, und riß ſie weit auf; aber nicht tobende Fluthen, ſondern ein Geruch von vielen lieblichen Kräutern kam ihm entgegen. Er trat hinaus, und ſtand auf einem Platz, der ganz mit kleinen Hügeln und Blumen geſchmückt war; die Sonne ſchien lieblich warm darauf.

Er irrte zwiſchen den kleinen hellgrünen Hügeln umher; endlich kam er zu einigen, worauf ſchwarze Kreutze ſtanden; er ſah nun mit einem großen Schreck, daß er ſich auf einem Kirchhofe befande, daß alle die kleinen Hügel Gräber wären.

Und dieſer unermeßlich große Platz, rief er, ſchließt nichts als Todte ein? Er ging immer weiter und die Gräber wurden immer dichter, die Blumen darauf immer ſeltner. Als er noch weiter kam, wurden die Gräber ganz dürr, und endlich glänzten breite weiſſe Marmorſteine darauf. Die Steine waren jetzt ſo eng aneinander, daß er ſich durchdrangen mußte. Auf einem dieſer Steine ſaß ein alter Mann in morgenländiſcher Kleidung. Leonard näherte ſich ihm, und erkannte zu ſeinem Erſtaunen den Vater der ſchönen Dame.

Der Alte erblickte ihn und rief: O gut mein Sohn, daß du kömmſt.

Leonard ſah, daß er weinte, er wurde gerührt und fragte wehmüthig nach der Urſach' ſeines Kummers.

Der übermüthige Mohr, ſprach der Alte weinend, hat es mir abgeſchlagen, mit mir auf die Jagd zu gehn, nun habe ich ſchon meine äußerſte Kraft angewendet, irgend ein Thier zu erlegen, aber immer wenn ich ſchießen wollte, verſagt mir das Gewehr, und dann ſind mir alle Thiere zu ſchnell, hinter den Steinen können ſie ſich gut verbergen, und ich kann ihnen nicht nachkommen.

Leonard ſah in demſelben Augenblicke eine große Anzahl Hirſche und Haſen und allerlei wilde Thiere.

Er nahm die Flinte vom Alten und ſchoß einige. Der Alte wußte ſich für Freude nicht zu laſſen. Meine Tochter, rief er, fährt ſich hier auf dem Fluſſe ſpatzieren, wenn ſie nun zurückkommt, ſo kann ich ihr doch dieſe Thiere bringen, und du kannſt ſagen, ich habe ſie geſchoſſen. Leonard verſprach es, und der Alte überhäufte ihn mit Liebkoſungen.

Beide machten nun noch einen Spatziergang zwiſchen den Gräbern. Dieß iſt mein Luſtgarten, ſagte der Alte, und meiner Tochter zur Liebe bin ich ſehr oft hier; es iſt ihr Lieblingsaufenthalt.

Sie kamen an einen Fluß, das Waſſer darin war ſo klar, daß man bis auf den Boden hinunter ſehn konnte. Es ſchien künſtlich gemacht zu ſeyn; denn Leonard ſah ſehr deutlich, daß der Boden mit dunkelrothen Steinen und Gold ausgelegt war. Das Waſſer floß nun wie Kriſtall über Rubinen fort und ſchlug oft hohe Wellen.

Ein kleiner grüner Kahn mit goldnen Blumen geziert, ſchwamm jetzt auf dem Fluß, die Tochter des Alten ſaß in dem Kahn, ihr weiſſes weites Gewand floß von jeder Seite des Nachens in das Waſſer, ihre langen ſchwarzen Locken ſpielten in den Wind, ein Kranz von Roſen hielt ſie auf dem Kopfe nur halb zuſammen. Sie hatte eine Zitter in der Hand und ſpielte und ſang mit den lieblichſten Tönen.

Sie ſah ihren Vater und Leonard und lächelte; ſie ſchaukelte ſich muthwillig in dem Kahne; der Alte wurde ängſtlich, ſie nahm den Kranz von ihrem Haupte, und ihr ſchwarzes Haar floß nun ganz herunter; ſie zog eine Roſe nach der andern aus dem Kranz, und warf ſie ſcherzend in die Fluth. Der Kahn ſchwankte immer mehr, ein Wind erhob ſich und der Fluß ſchäumte, der Kahn wurde verſchlungen, der Alte ſchrie auf, und nach einigen Augenblicken ſah man die Dame mit weit aus einander fließenden Kleidern und Haaren hoch oben auf der Fluth. Sie ſtreckte ihre Hände aus nach Leonard, er ſtürzte ſich in den Fluß, kalte naſſe Wellen ſchlugen über ihm zuſammen; er erſchrack und erwachte.

Er fand ſich in einem kleinen engen Zimmer auf einem Sopha, die Vorhänge vor dem Fenſter waren heruntergelaſſen, er lag mit dem Kopf in einer Ecke des Sophas.

Iſt Ihnen jetzt beſſer? fragte eine ſanfte weibliche Stimme.

Leonard konnte ſich nicht finden, die Stimme ſchien ihm ſo bekannt, er war aus der wunderbarſten Welt plötzlich fortgeriſſen, die alltäglichſten Dinge umgaben ihn, die ältliche Dame, die neben ihm ſaß, ſchien ihm ſeine Tante zu ſeyn. Traume ich oder wache ich jetzt? fragte er ſie.

Ich kann mir wohl denken, daß es Sie angegriffen hat, ſagte ſie, indem ſie aufſtand. Sie ſind aber jetzt außer Gefahr, und ich kann zur Geſellſchaft zurückgehn.

Ein lauter Schall von Trompeten und fröhlichen Inſtrumenten traf Leonards Ohr.

Was iſt das für ein Lärmen? fragte er.

Ich wünſchte, ſie könnten erſt an der allgemeinen Freude Antheil nehmen, erwiederte die Dame, das ganze Feſt iſt eigentlich ihrentwegen angeſtellt.

Meinetwegen! rief Leonard verwundernd.

Wiſſen' Sie nicht, daß die Dame, die Sie aus dem Waſſer errettet en, die Tochter des türkiſchen Kaiſers iſt.

Bin ich todt, oder habe ich geträumt, oder thue ich es jetzt, ſchrie Leonard, indem er aufſprang.

Die Muſik wurde immer lauter und fröhlicher, die Thüre des kleinen Zimmers öffnete ſich, und Leonard ſah in den Garten ſeiner Tante; alle Bäume blühten, zwiſchen den friſchen grünen Blättern flimmerten goldene. Er ſtand am Ende einer Allee von Birken, deren ganzer Stamm Silber zu ſeyn ſchien, ein freier Platz lag vor ihm, welcher zu den verſchiedenen Alleen führte.

Von der einen Seite erſcholl von neuem eine lebhafte Muſik, die zuweilen einige Augenblicke ſchwieg, damit man die Töne einer einzelnen Leyer hören konnte, die dann eine weibliche Stimme von der andern Seite begleitete.

Von der Seite, wo man die Muſik gehört hatte, ſah er endlich einen Zug tanzender Mohren, an deren Spitze wieder der rothgekleidete ſich befand; er ging ſeinen elfenbeinernen Stab in der Hand mit Gravität daher.

Von der andern Seite kamen durch die Bäume die Kinder, die er in der Hütte ſah; ſie wurden von dem Mann mit der Leyer und dem Mädchen mit der Zitter begleitet, die Kinder führten die Schaafe an Bändern mit ſich.

Die ganze Geſellſchaft fing nun an wunderliche Lieder zu ſingen, wovon Leonard kein Wort verſtand.

Plötzlich erhob ſich ein ſtarkes Rauſchen, wie von Waſſerſtrömen; ein ſtarker Wind, von dem Leonard doch nichts fühlte, riß die Bäume, die ihm gegenüber ſtanden, aus, und ſchleuderte ſie hoch in die Luft, ſie flatterten wie Vögel empor, und verlohren ſich bald aus Leonards Augen, ohne daß er ſie niederfallen ſah.

Wo die Bäume ausgeriſſen waren, ſah er den ſilbernen Strom blinken, woraus er die Dame errettet haben ſollte.

Er ſah den Greis in prächtiger Kleidung am Ufer ſtehn, er reichte ſeiner Tochter die Hand, die aus dem Waſſer wie aus einem Wagen ſtieg.

Die Muſik erſchall von neuem, die Tänze wurden lebhafter; der Alte führte ſeine Tochter bis in die Mitte des Platzes, wo eine Raſenbank ſtand. Sie ſank darauf hin und Waſſertropfen floſſen wie Perlen von ihrem Kleide auf das Gras.

Nimm ſie, ſie iſt dein, ſagte der Alte zu Leonard, der ſich näherte; er ſank auf ein Knie vor der Dame nieder; ſie reichte ihm die Hand, drückte ſie an ſein Geſicht und neigte ſo ſeinen Kopf in ihren Schooß; er war ſehr entkräftet, er fühlte ſich dem Schlafe nahe. Faſt ſchon ſchlummernd hörte er die Töne von Hörnern, Trommeln und Trompeten, dann wieder die einzelne Leyer — Als ihn plötzlich ein heftiges Schütteln erſchreckte; er ſchlug die Augen auf, ſchloß ſie aber ſogleich wieder, weil ihn ein ſtarker Sonnenſtrahl blendete. Durch ein wiederholtes Schütteln wurde er endlich genöthigt, die Augen wieder zu öffnen. Er ſah einen Menſchen vor ſich, der ihn noch immer beim Arm hielt, er ſchien ihm bekannt, auch das Zimmer worin er ſich ſah.

Wer ſagt mir, ob ich wache oder träume? fragte er.

Jetzt glaube ich wohl, daß Sie wachen, ſagte die kleine Perſon, die ihn beim Arm hielt. Aber Mühe hat es mich wahrlich gekoſtet.

Leonard ſah den Schreibtiſch, der ihm gegenüber ſtand an, und es ſchien ihm, als ob er ihn vor vielen Jahren beſeſſen hätte, er heftete die Augen ſtarr darauf.

Herr Leonard haben geſtern befohlen, daß ſie heut recht früh friſirt ſeyn wollten, ſagte der kleine Mann, und nun kann ich gar nicht die Ehre haben, ſie zu ermuntern.

Geſtern? fragte Leonard, iſt denn das wahr oder träume ich das auch nun wieder?

Er muß geſtern Abend ſtark getrunken haben, ſagte der Friſeur zu ſich.

Nun, dem mag ſeyn wie ihm will, rief Leonard, es mag ein Traum oder die Wahrheit ſeyn, irgend etwas muß ich doch anfangen, und ſo will ich mich denn friſiren laſſen. Er ſtand auf, ließ ſich friſiren, kleidete ſich an, frühſtückte, konnte ſich aber immer nicht heraus finden, ob er traume oder wache. In dieſer Ungewißheit entſchloß er ſich, ſeine Geliebte zu beſuchen. Aber dachte er, wenn mir das nun wie alles andre getraumt hat, wenn es nun gar keine Leonore giebt? Wohlan! ich will es darauf wagen. Er kam auf die Straße hinunter, er kannte alle Häuſer, viele von ſeinen Bekannten, die ihm begegneten, grüßten ihn freundlich, das ganze Leben kam ihm wieder ſo profaniſch entgegen; er überzeugte ſich nun, daß er wirklich wache, und war herzlich froh darüber.

Er erreichte ſchon das Haus ſeiner Geliebte, er ſtieg die Treppe hinauf, ohne an ſeinen Traum zu denken. Als er ihr Zimmer öffnete, ſah er ſie an einem kleinen Tiſch vor einem Spiegel; ſie wollte ſich eben friſiren, ihr ſchwarzes Haar war noch ungepudert und floß bis an die Hüfte herab; ein Kränz von Roſen, lag vor ihr auf dem Tiſche. Sie wendete den Kopf nach Leonard, und dieſer ſah, daß ſie ſeiner Dame im Traume ſprechend gliche; er trat, einen Schritt zurück und blieb ſo verwundert ſtehn.

Was iſt ihnen lieber Leonard? fragte ſie zärtlich.

Leonard glaubte die Stimme der Türkin zu hören, er war jetzt überzeugt, er träumte wieder.

Leonore ſtand auf und faßte Leonards Hand. Sagen ſie mir, was Ihnen fehlt.

Es iſt ſonderbar, erwiederte er, daß ich mit Ihnen ſpreche, ich weiß, ich träume nur, und doch habe ich nicht Kraft genug, mich heraus zu reißen.

Aber wie ſeltſam ſprechen Sie, lieber Freund, ich bitte Sie, ſind Sie krank?

Nein, nein; aber ich fühle, es kann mich toll machen. Er wollte ſich auf den Sopha ſetzen, und ſah, daß ein weites weißes Kleid darüber hingebreitet war. Nein, es iſt nicht auszuhalten, rief er, auch das Kleid;

Nun, was wollen Sie denn, ſagte Leonora, ich habe Ihnen zu gefallen, das Kleid anziehn wollen, weil Sie ſagen, Sie ſehen mich gern ſo gekleidet, und darum wollte ich auch die Roſen tragen.

Ach vergeben Sie, ich leide ſehr viel von Träumen.

Man hörte den ſtarken Tritt eines Mannes vor Leonorens Zimmer; Leonard fuhr auf, er erwartete jetzt mit Gewißheit den Mohren.

Ein Bedienter trat hinein und ſagte Leonora, der Herr Vater ließe fragen, ob man bald zu Tiſche gehn könnte, und ob Herr Leonard dieſen Mittag hier ſpeiſen würde.

Leo=

Leonard fing jetzt wieder an zu glauben, daß er nicht träume; er nahm Leonorens Anerbieten an und blieb zu Tiſche.

Er wurde noch einmal über ſein ſeltſames Betragen befragt. Er geſtand, daß ein Traum ihn ſo in Verwirrung gebracht hätte. Er wurde nun gebeten, ihn zu erzählen. Als er geendigt hatte, ſagte Leonora, in der That, es iſt wunderbar; aber Sie ließen ſich doch zu ſehr hinreißen, daß Sie immer bei mir noch glaubten, Sie träumten. Wenn alles ſeltſame uns ſo verwirren ſollte, was könnten wir am Ende anfangen; denn, iſt denn unſer ganzes Leben etwas anders als ein ſolcher wunderbarer Traum?

O! das iſt ganz etwas anders, erwiederte Leonard, in dieſem närriſchen Weſen ſind wir ſo zu Hauſe, wir wachen auch nicht ehr auf als bis wir ſterben, und wer weiß denn, wie uns nach dieſem Aufwachen ſeyn wird?

Am Ende könnte ein witziger Leſer einwerfen, wachen wir vielleicht am eigentlichſten, wenn wir das Tollſte träumen! — — Vielleicht —

Doch vielleicht iſt es auch nur ein Traum von mir, daß ich Leſer habe.

XXIX.

XXIX.

Nein! ich will die Menſchen verlaſſen, ſie haben mir zu übel mitgeſpielt, ich mag mit dieſer Brut nicht mehr leben, ich will hinaus in den Wald zu den unſchuldigen Thieren ziehen, rief Walther. ſie ſind mir jetzt näher befreundet, als die Menſchen.

Er rief Philip ſeinen Bedienten, befahl, ſeine nöthigen Sachen einzupacken, und alles zu einer großen Reiſe zuzubereiten.

Sie wollen H— verlaſſen? fragte Philip verwundert.

Die Menſchen, die Menſchen, murmelte Walther mit verbißnen Lippen.

Aber darf ich nicht fragen, wohin Sie zu reiſen gedenken? Walther antwortete nicht. Wenn Sie ſehr weit zu reiſen gedächten, fuhr Philip furchtſam fort —

Nun was denn? rief Walther hitzig.

So wollte ich wohl demüthig um meinen Abſchied bitten, erwiederte Philip, weil ich mich hier zu verheirathen gedenke, ſetzte er ſehr ſchnell hinzu.

Philip! auch Du, auch Du, rief der Herr beſtürzt, unter allen Menſchen habe ich noch allein an Deine Treue geglaubt — — Nun fahre hin, auch Dich habe ich verlohren. Er ging ſeufzend im Zimmer auf und ab. Du ſollſt Deinen Abſchied haben, ſagte er nach einiger Zeit, indem er ſich wieder zu ſeinem verwunderten Diener wandte, jetzt gehe, eben Deine Forderung hat meinen Vorſatz beſtärkt.

Philip ging und wunderte ſich über ſeines Herrn ſeltſames Betragen.

Nachdem Walther einigemal tiefſinnig im Zimmer auf- und abgegangen war, hielt er folgenden Monolog:

„Was ſollte mich wohl bewegen, unter den „Menſchen noch ferner zu leben? Sind ihr „nicht alle abtrünnig geworden? ſelbſt mein „Diener Philip, bezeugt er mir wohl die Treue, „die Liebe, die ein Herr von ſeinem redlichen „Diener fordern kann? Will er nicht, um ſich „zu verheirathen, mich verlaſſen, da er kaum „hört, daß ich eine Reiſe machen will? Und „habe ich bei allen Menſchen etwas anders als „Spott und Hohn erhalten, wenn ich ihnen „mein volles liebendes Herz darbot? o! wie zer„riſſen und blutend trage ich dies Herz von „den undankbaren Menſchen hinweg. Sie „verdienten nicht, daß ich ſie liebte. Wohlan, „ſo will ich ſie jetzt haſſen und verachten.“

Er verließ mit ſtarken muthigen Schritten das Zimmer, eilte in den nahgelegenen Wald, um ſich den ödeſten Platz darin zu ſeinem künftigen Wohnort auszuſuchen, weil er ſich ſchlechterdings keinen Menſchenhaſſer anders, als in einem dichten Walde denken konnte.

Er arbeitete ſich durch Hecken und Geſträuch, und fand endlich einen Platz, der ihm würdig ſchien, einen Einſiedler aufzunehmen; er kehrte zurück und errichtete am folgenden Tage mit ſeinem Bedienten, von welchem er ſich die ſtrengſte Verſchwiegenheit verſprechen ließ, eine Hütte.

Das nothwendigſte Geräth wurde hineingeſchafft, und Walther bezog ſie nach einigen Tagen.

Er beſchloß anfangs, daß er ganz wie ein Einſiedler von Wurzeln und Kräutern leben wollte; aber ſchon das erſtemal, als er eine ſolche Mahlzeit verſuchte, gereuete ihm dieſer Vorſatz.

Und warum ſoll ich denn, weil ich die Menſchen haſſe, ſagte er zu ſich ſelber, elender leben als einer von ihnen? Ich will nicht mehr, daß ſie mich betrügen und verachten ſollen, ich will ſie nicht mehr ſehn; aber wer zwingt mich denn deswegen, wie ein Thier herum zu kriechen und meine Nahrung zu ſuchen?

Er bedachte, daß er aber doch nothwendig einen Menſchen haben müſſe, der ihm ſeine Bedürfniſſe herbeiſchaffte, und erinnerte ſich an Philip; aber, ſagte er, ſo muß ich ja mit ihm ſprechen! Nun, es macht nichts, ich kann ihn doch genug haſſen, ich kann mir ja auch einbilden, es wäre ein Hund.

Mit dieſem Gedanken ging er der Stadt zu, um ſeinen Diener aufzuſuchen. Als er ſich dem Thor näherte, rief er: So muß ich mich noch einmal durch einen Haufen Thoren drängen! nun es iſt das letztemal, ſetzte er beruhigt hinzu, und ging in die Stadt hinein.

Philip freuete ſich außerordentlich, ſeinen Herrn wiederzuſehn, er glaubte, er hätte die Luſt an dieſem Menſchenhaſſerleben ſchon verlohren, weil es grade ein ſehr unfreundlicher regnigter Tag war; er erſtaunte daher nicht wenig, als er Walthers Befehle, die in möglichſter Kürze gegeben wurden, vernahm.

Von jetzt an, war Philip wieder wie zuvor in Walthers Dienſten, nur mit dem Unterſchied, daß er täglich nur einmal in den Wald kam, und ſeinen Herrn mit allem nöthigen verſorgte.

Walther lebte nun ſehr zufrieden, er freuete ſich mit jedem neuen Morgen, daß er Muth genug gehabt hatte, dieſen Entſchluß zu faſſen; er ſahe keine Menſchengeſichter mehr, die ihm zuwider waren. Wenn Philip kam, ſchlief er gewöhnlich noch, ſo daß er auch dieſen ſogar nur ſelten ſah. Wenn er ſeine kleine Wirthſchaft beſorgt hatte, ging er im Walde ſpatzieren und hielt ſich lange Reden über die Verächtlichkeit der Menſchen, beſonders der Weiber; er rief alle Kränkungen, die er von ihnen erduldet hatte, in ſein Gedächtniß zurück, und kehrte jeden Abend mit dem feſten Vorſatze zu ſeiner Hütte zurück, dieſen Wald nie wieder zu verlaſſen.

Er hatte ſich eines Abends auf einem Spaziergange ſo in ſeinen Betrachtungen vertieft, daß er ſpäter als gewöhnlich nach Hauſe kam. Er erſchrack ein wenig, als er die Thür offen fand.

Verfolgt mich denn mein unglückliches Schickſal? ſagte er, indem er einen Schritt zurücktrat. Gewiß hat eine verdammte menſchliche Geſtalt von meinem Haß gegen dieß ganze Geſchlecht gehört, und brüſtet ſich nun mit der eitlen Hoffnung, ich werde ſie allein von dieſem gerechten Haß ausnehmen; er ſitzt nun in meiner einſamen Hütte, erwartet ungeduldig meine Ankunft, um mich mit ſeiner Freundſchaft zu betrügen; aber er wird ſich wundern, wenn er ſieht, daß ich aus meinem ernſthaften Einſiedlerleben keine jämmerliche Poſſe machen will. Nicht einmal zu Worte will ich ihn kommen laſſen! Er trat in die Hütte und ſein Schrecken ging in Zorn über, als er ſah, daß man ihm ſein Bette, ſeine Kleider und alle ſeine beweglichen Güter entwendet hatte.

Er ſtand eine Zeitlang erſtarrt, mit ineinandergeſchlagenen Armen und zuſammengebiſſenen Zähnen und ſah ſein kleines leeres Zimmer an. Wo ſoll ich nun dieſe Nacht ſchlafen? ſagte er endlich

lich mit fließenden Thränen; iſt je ein Geſchöpf von euch Menſchen ſo verfolgt worden als ich? fuhr er fort; ich glaube, alles was lebt, bietet ſeinen Witz auf, um mich elend zu machen; wen kränkte ich in meiner Einſamkeit, wodurch ich dieſe Mißhandlung verdient hätte? Nicht einmal mein Abendeſſen haben mir die Schurken gelaſſen, fuhr er fort, indem er ſich auf den Boden niederwarf. Ich will es verſuchen zu ſchlafen, ich habe es zum Theil verdient, ſagte er, ich habe noch zu viel Zutrauen zu dieſen Nichtswürdigen gehabt, ich will meine Wohnung künftig mit ſtarken Schlöſſern verſehn. Ich habe nicht geglaubt, daß ſich die Niederträchtigkeit in dieſem Wald verlieren könnte.

Am andern Morgen erſtaunte Philipp nicht wenig, als er die Hütte leer und ſeinen Herrn am Boden ſchlafend fand. Wie iſt es möglich, ſagte er, daß man ſich eine Grille ſo ernſthaft in den Kopf ſetzen kann, jetzt hat mein Herr gewiß alle ſeine Sachen verſchenkt, und will von nun an ganz wie ein Eremit leben.

Walther erwachte und ſah ſeinen Diener. Sie haben doch unrecht gethan, ſagte dieſer, daß ſie ſich alles Geräthes beraubt haben, und hier auf der kalten Erde ſchlafen. O lieber Herr! laſſen Sie ſich bereden, laſſen Sie ſich ein ander

Bett bringen, es iſt Ihrer Geſundheit gewiß ſchädlich.

Böſewicht! ſchrie Walther, dazu willſt Du mich bereden, damit Du mich von neuem berauben kannſt, denn kein anderer als Du wußte dieß Heiligthum.

Hat man Sie denn beſtohlen? fragte Philip verwundert.

Das ſiehſt Du ja, ſchaff mir andre Sachen her und verſieh die Thür mit Schlöſſern.

Ja, wenn keine Schlöſſer daran waren, ſagte Philip, ſo ließ ſich das Stehlen vorausſehn; ich weiß nicht, wie ich das habe vergeſſen können.

Philip! rief Walther, ich glaube es iſt noch einige Redlichkeit in Dir, verlaß die Menſchen und wohne bei mir im Walde, ehe Du ganz verderbt wirſt.

Die Menſchen thun mir ja nichts, ſagte Philip einfältig.

Wie? berauben ſie, betrügen, belügen, verhöhnen, ermorden ſie Dich nicht?

Erlauben Sie, das Stehlen wiederfährt wohl jedem Menſchen, der, wenn er ausgeht, ſeine Wohnung offen läßt.

Das iſt ja eben das Nichtswürdige.

Und fuhr Philip fort, wer iſt wohl unter den Menſchen, der nicht belogen und betrogen iſt? Was aber das Ermorden betrifft, da haben Sie doch den Menſchen offenbar Unrecht gethan, denn bis jetzt iſt doch von uns beiden noch keiner ermordet.

Ich bedaure die Zeit, die ich mit Dir verſchwende, ſagte Walther, gehe und richte meine Befehle aus.

Philip ging, und Walther hatte durch ihn einen ganz neuen Grund, die Menſchen zu haſſen und zu verachten.

Was iſt der Verſtand der Menſchen, ſagte er, haben Sie wohl ſo viel, daß ſie einſehn können, wie ſchlecht ſie und andre ihres gleichen ſind? Er ging, nachdem er ſein Frühſtück verzehrt hatte, in den Wald, weil er den Anblick ſeiner ausgeleerten Hütte nicht ertragen konnte.

Seine Begebenheiten ſeit dem vorigen Abend gaben ihm hinlänglichen Stoff zum Nachdenken. Selbſt daß er in der Hitze zu Philip ſagte: die Menſchen ermordeten ihn, machte ihn jetzt unruhig. Er iſt, dachte er, blos darum etwas beſſer, als die übrigen Menſchen, weil ihn ſein Verſtand noch nicht darauf gebracht hat, daß er ſchlechter ſeyn könnte; denn was iſt die ſogenannte Unſchuld anders als Einfalt? Kann ich ihn nun nicht durch dieſe wenigen Worte auf Ideen gebracht haben, die er zu meinem Verderben ausführt? Nein, ich bin nur dadurch unglücklich, weil ich noch nicht mißtrauiſch genug bin. Iſt es denn nicht dieſe Unvorſichtigkeit, die gemacht hat, daß ich überall bin betrogen worden? Würde ich es durch einige Aufmerkſamkeit nicht verhindert haben, daß Julie den Baron geheirathet hätte? aber mein zu großes Zutrauen zu der Treue der Menſchen führte den Baron ſogar ein. Und worüber beklage ich mich denn? Iſt es denn nicht gut, daß ich dieſer Verbindung los wurde und die Niederträchtigkeit der Menſchen ſchon ſo früh einſehn lernte? Wäre ich nun mit ihr verheirathet, ſo würde ſie mich ja durch mein ganzes Leben betrügen. Worin beſteht denn nun aber mein Unglück? Ach, daß iſt eine zu ſpitzfindige Unterſuchung; genug, das ich mein Herz gekränkt und zerriſſen fühle, und das geſchah aus Liebe zu den Menſchen; Gründe genug, ſie jetzt zu haſſen.

Unter ſolchen Gedanken war er weiter als gewöhnlich gegangen; er ſah ſich am Ausgange des Waldes, das freie Feld vor ſich: er erſchrack, daß er ſich ſo weit aus ſeiner Einſamkeit verirrt hatte, er kam ſich in dem freundlichen Sonnenſchein, zwiſchen lieblichen Blumen und glänzenden Graſe gar nicht mehr wie ein Eremit vor; er wendete die Augen von der freien Gegend zu dem ſchattigen Walde zurück, und wollte ſeiner Wohnung zueilen, als er aus der Ferne Töne von Violinen, Flöten und einer Harfe vernahm.

Er blieb ſtehn, und hörte die Muſik, die von Geſang begleitet wurde, an. Alle Conzerte und Opern, worin er ſich jemals erfreut hatte, kamen in ſein Gedächtniß zurück; ja er erinnerte ſich ſogar einiger Bälle, worauf er mit Vergnügen getanzt hatte; die Muſik zog ihn gleichſam mit Gewalt zu der Welt zurück, die er ſo verächtlich verlaſſen hatte.

Er ſtand immer noch und hörte die ihm bekannten Arien aus den Opern ſpielen, als die Muſik näher kam; es waren Muſikanten, die von einem Dorfe zum andern wanderten. Schon der Anblick von menſchlichen Geſtalten machte ihn viel kälter für die Muſik. Er ſah, daß ſie von der andern Seite des Waldes kamen, und daß einige große Bündel trugen, ein alter Mann beſchloß den Zug, und Walther erkannte ganz deutlich eins von ſeinen Kleidern, daß der Alte trug.

Sein ganzer Menſchenhaß erwachte wieder, er machte ſich Vorwürfe, daß er den Wald verlaſſen hatte, und eilte ſeiner Hütte zu.

Auf dem Wege hörte er von weiten Menſchenſtimmen; ſie kamen näher, und der Eine ſagte: es iſt ein verdammter Kerl, ſich durch dreifache Schlöſſer frei zu machen.

Iſt es denn gewiß, daß er ſich in dieſem Walde verbirgt, fragte eine andre Stimme.

Ganz gewiß, war die Antwort; aber wer kann hier in allen Hecken herum kriechen? Hundert Thaler iſt zwar ein ſchönes Geld, wenn wir ihn beide fingen, wir könntens brauchen; aber ich zweifle daran, daß wir ihn finden.

Walther erſtaunte, er war überzeugt, daß von ihm die Rede ſey.

Wie geht er denn gekleidet? fragte die andre Stimme wieder.

Eine dunkelblauer Frack mit weiſſen Unterkleidern.

Walther war erſtarrt, er war ſo gekleidet.

Er wollte den Menſchen ausweichen, er glaubte, daß irgend einer ſeiner Feinde ihn verfolgte, und ihn wollte aufheben laſſen; daß der Umſtand mit der Befreiung durch drei Schlöſſer nicht auf ihn paſſe, fiel ihm gar nicht ein. Er bog um eine Ecke, um ihnen zu entkommen, und trat grade zwei Gerichtsdienern entgegen. Als er ſie erblickte, verdoppelte er ſeine Schritte; ſie ſtießen einander an und deuteten mit Zeichen auf Walther; er eilte noch mehr, als er ihre Bewegungen ſahe. Sein Laufen machte ihn noch verdächtiger: ſie traten ihm in den Weg als er noch mehr Waldeinwärts gehn wollte. Ohne ein Wort zu ſagen, reichte er ihnen in der größten Angſt einige Dukaten; die Gerichtsdiener nahmen ſie, und waren jetzt überzeugt, daß Walther der entlaufene Dieb ſey. Er wollte jetzt gehn, ſie ergriffen ihn aber, und erklarten, daß er ihr Gefangner ſey. Habe ich euch nicht meine Freiheit bezahlt, ſchrie Walther.

Eben dadurch haben Sie ſich verdächtig gemacht, war die Antwort. Seyn Sie ſo gut und folgen uns in Frieden, ſonſt müſſen wir Gewalt brauchen; Sie werden nicht verlangen, daß wir, um ein paar Dukaten, die Sie uns gegeben haben, unſern Eid brechen, den wir einer hohen

Obrigkeit geſchworen haben und hundert Thaler verliehren, die auf ihrer Perſon ſtehet.

Ha! nichtswürdige Schurken, ſchrie Walther wüthend, riß ſich von einem los und ſchlug mit einem Stock, den er in der Hand trug, auf den andern. Beide Gerichtsdiener wurden ſehr böſe.

Du ſchlechter Kerl unterſtehſt Dich Leute zu ſchlagen, die eine hohe Obrigkeit vorſtellen und in ihrer Amtsverrichtung und Kleidung ſind? Beider Schläge fielen nun ſo dicht auf den armen Walther, daß er ſich genöthigt ſah zu bitten, und ihnen demüthig zu folgen.

Als ſie durch die Straſſe der Stadt gingen, begegnete ihnen Philip, er ſah ſeinen Herrn gefangen, und zweifelte nicht einen Augenblick, daß er aus Menſchenhaß jemand ermordet habe; er folgte von weitem und wollte ſehn, wo ſie ihn hinbringen würden. Er ſah, daß man ihn in das gemeine Gefängniß der Diebe brachte, und wußte nun nicht, was für eine Miſſethat er wohl möchte begangen haben. Seine Neugier trieb ihn, die zurückkommenden Gerichtsdiener zu fragen, was der Gefangene verbrochen habe. Sie erzählten ihm, daß er der berühmte Spitzbube ſey, der ſich in dem nahgelegenen Walde verborgen hatte, dieſem

Morgen aber hätten ſie ihn entdeckt. Philip erſchrack heftig, daß er einem ſolchen Herrn diente; er hatte ſich immer nicht erklären können, warum ſein Herr durchaus in dem Walde wohnen wollte, und warum er ſo theuer hätte ſchwören müſſen, ſeinen Aufenthalt niemand zu verrathen. Er eilte nach Hauſe, um ſeiner Frau dieſe wunderbare Neuigkeit zu erzählen. Beide erwarteten nun, daß ihr Herr in einigen Tagen gehenkt und daß man erbauliche Lieder von dieſem armen Sünder in den Gaſſen herum tragen würde.

Walther wurde in einer engen Stube des Gefängniſſes verſchloſſen, und ſollte den Nachmittag ſogleich verhört werden. Seine Wuth gegen die Menſchen hatte den höchſten Gipfel erreicht; er ſprach kein Wort; man brachte ihm am Mittag einige Speiſen, wovon er nichts berührte; denn er war feſt überzeugt, man wollte ihn vergiften. Er glaubte, daß der Baron, der Julien geheirathet hatte, ihn auf dieſe Art aus der Welt ſchaffen wollte, damit er nicht dadurch, daß Walther einſam im Walde wie ein Thier wohnte, täglich an ſeine Nichtswürdigkeit erinnert werde.

Der Nachmittag erſchien und Walther wurde zum Verhör gerufen. Er trat in die Verſammlung, die ſehr erſtaunte, einen ganz fremden Mann und keineswegs den Dieb zu ſehn, als Walther näher trat, erkannte er in dem Präſidenten einen ſeiner ehemaligen Freunde.

Wie kommt es, Herr Walther, ſagte dieſer erſtaunt, daß Sie gefangen ſind.

Ich begreiſe es ſelbſt nicht, ſagte Walther. Die Gerichtsdiener wurden gerufen; Sie erzählten, wie man Walthern gefunden habe, und daß er durch ſeine Angſt und durch ſeine Mienen verdächtig geweſen wäre.

Man befragte ihn, warum er die Gerichtsdiener beſchenkt habe. Walther erklärte, er habe ſich von ſeinen Feinden verfolgt geglaubt, und ſo zu entkommen gehofft.

Man fragte nach ſeinen Feinden, und er betheuerte, daß die ganze Welt gegen ihn verſchworen ſey.

Die Verſammlung glaubte, daß er den Verſtand verloren habe; der Präſident bedauerte ſeinen Freund herzlich und ſprach ihn frei.

Walther eilte dem Walde und ſeiner Hütte zu, mit dem feſten Vorſatz, ſie nie wieder zu verlaſſen. Es war ſchon finſter geworden, als er ſie erreicht hatte, er näherte ſich nun ſie zu öffnen; es war ihm, als ob er ein Geräusch darin hörte, er ſchloß auf und ein Mann, wie er gekleidet, trat ihm mit zwei Piſtolen entgegen, die er für die ſeinigen erkannte; er hatte ſie, um ſich gegen jeden Ueberfall zu ſchützen, in der Hütte.

Wer biſt Du, rief ihm der Fremde aus dem Hauſe entgegen.

Ich bin der Beſitzer dieſer Hütte, und Du glaube ich, biſt der Dieb, um derwillen ich heute gefangen war, antwortete Walther.

Er hatte kaum ausgeſprochen als der Fremde die eine Piſtole losbrannte. Walther erſchrack ſo ſehr, daß er ſich ſogleich zurückzog; er verbarg ſich hinter den Geſträuchen und hörte, daß ihn der Fremde ſuchte. Es war wirklich der entlaufene Dieb, der in Walthers Abweſenheit ſeine Hütte fand, er eröffnete und verſchloß ſie wieder durch Dietriche, die er bei ſich trug, und glaubte, hier vor den Verfolgungen der Obrigkeit ſicher zu ſeyn. Er fürchtete jetzt, Walther würde zur Stadt gehn und ſeinen Aufenthalt verrathen, da der Schuß gefehlt hatte; er ſuchte ihn noch eine Zeitlang, da er ihn nicht fand, glaubte er ſich nicht mehr ſicher; er verließ die Hütte, und nahm Walthers Piſtolen und ſein Geld, das er in einem Wandſchrank verſchloſſen hatte, mit ſich.

Walther hatte ſich in die dichteſten Geſträuche verborgen; er wagte es nicht, ſich zu bewegen und erwartete mit Sehnſucht den Morgen. Die Nacht wurde kalt, es fiel ein ſehr ſtarker Thau, der ihn ganz durchnäßte. Walther verwünſchte die ganze Welt.

Es wurde Tag, und er fürchtete ſich noch immer aufzuſtehn; endlich als die Sonne anfing heiß zu ſcheinen, ging er mit einem ſtarken Schnupfen furchtſam ſeiner Hütte zu. Das Herz pochte ihm bei jeden Schritt ſtärker; der furchtbare Mann mit den beiden Piſtolen ſtand ihm noch immer vor Augen.

Er erreichte endlich ſeine Hütte, er ſah ängſtlich durch die offene Thür; als er niemand darin erblickte, faßte er plötzlich Muth und trat hinein.

Er ſah, daß ſein Schrank erbrochen, ſein Geld und ſeine Waffen entwendet waren.

Iſt es wohl möglich, ſagte er wehmüthig, daß man in dem kleinſten entfernteſten Winkel der Erde, vor der Bosheit der Menſchen in Ruhe leben kann? ja mitten in der Stadt hat man nicht ſo viel von ihnen zu leiden, als hier in der Einſamkeit.

Er ſetzte ſich nieder und hing dieſen traurigen Betrachtungen nach; es kam ihm ganz leiſe die Luſt zur Stadt zurückzukehren an; er ſchämte ſich aber ſelber, als er ſich auf ſolchen Gedanken ertappte, und verwarf ſie, als ſeiner ganz unwürdig.

Wenn ich nur hier in meiner Hütte bleibe, ſo bin ich ſicher, daß ich keine Menſchen mehr ſehe, bis hieher verirrt ſich nicht leicht einer, es war nur ein ſeltner Zufall, daß ſich der Räuber hier verbarg, und wäre ich drinn geweſen, er hätte es nicht gewagt, herein zu kommen. Nein! dieß iſt eine Freiſtätte, ſie beſchützt mich vor den Menſchen.

Indem er ſeinen Gedanken nachhing, hörte er Tritte; er glaubte anfangs es ſey Philip, aber er hörte bald mehrere Stimmen. Ich bin zum Unglück gebohren, ſeufzte er, und ſah zur offnen Thür hinaus.

Wir wollen in den dichten Wald gehn, ſagte einer, da ſchallt es weniger: es ſind ſo verdammt viele Wächter im Walde, daß man ſich nicht genug in Acht nehmen kann.

Die Zeiten werden doch immer ſchlechter, ſagte ein andrer, ich habe ſonſt manchen ſchönen Thaler für Holz eingenommen, und jetzt kann ich kaum ſo viel haben, wie ich ſelber brauche.

Es iſt wirklich unſinnig, ſagte der erſte, die Wächter, die ſie unterhalten müſſen, koſten ihnen doch wahrhaftig mehr, als das Holz werth iſt, das wir ſtehlen können.

Nun das verſtehſt Du nun nicht, erwiederte der erſte: wenn die Wächter nicht wären, da würden ſich alle Tagediebe aufs Holzſtehlen legen, und von dem ganzen Wald würde bald wenig genug übrig ſeyn.

Was kümmert das uns? fragte der andre.

Ja, wer wie Du, ſo wie ein Vieh in den Tag hineinlebt, den kümmerts freilich nichts; wenn Du nur jeden Tag ſo viel haſt, als Du vertrinken kannſt, ſo iſt es Dir gleich, wie es um die Welt, um den Staat ſteht. Was unſre Nachkommen anfangen ſollen, daran liegt Dir wenig.

Welch ein Schurke! rief Walther, er kömmt ſich noch wie ein Patriot, wie ein Tugendheld vor. O ihr Nichtswürdigen, ſagte er, indem er hervortrat.

Die Holzdiebe erſchracken, als ſie Walther ſo erzürnt ſahn; ſie hielten ihn für einen Wächter, der, welcher für die Welt geſorgt hatte, näherte ſich Walthern und bot ihm demüthig einen Thaler an, mit der Bitte, daß er ſie gehn laſſen und nicht verrathen möchte.

Walther wollte eben noch etwas ſagen, als ein wirklicher Wächter die Geſellſchaft vermehrte.

Was iſt denn das? rief er Walthern zu, wird das Holzſtehlen jetzt ſo im Großen getrieben, daß Sie ordentlich zwey Mann dazu anführen? Wie? und ordentlich eine Hütte dazu errichtet, damit man immer bei der Hand iſt? nein, daß iſt mir zu toll, ſolche Frechheit iſt mir noch nicht vorgekommen.

Walther wollte etwas zu ſeiner Vertheidigung ſagen, allein der Jäger ließ ihn nicht zu Worte kommen; er trieb ihn und die beiden Holzhauer, mit Hülfe zweyer Knechte, die er bei ſich hatte, in die Hütte, zwang Walthern die Schlüſſel ab, und verſchloß die ganze Geſellſchaft.

Ich finde es nicht ſchön, ſagte der Patriot, wir haben den Herrn für einen honetten Mann gehalten, daß er darauf ausgeht, andrer Leute Nahrung zu ſchmälern.

Und wie kann er ſich denn unterſtehn, auf uns ſo zu ſchimpfen, wenn er auch darum hier iſt, Holz zu ſtehlen? rief der andre.

Das iſt wahr, ſagte der erſte.

Antwort gegeben! wie kann er ſich unterſtehn, ehrliche Leute zu ſchimpfen?

Ihr nennt Euch ehrlich? ſagte Walther verwundert, Ihr ſeyd ja öffentliche Diebe.

Kann Er ſagen, daß wir Ihm etwas geſtohlen haben? ſchrien beide zugleich, indem ſie aufſprangen.

Walther erinnerte ſich an die Gerichtsdiener, und ſagte ſehr ſanftmüthig: Nein, das nicht; aber nennt Ihr denn das nicht ſtehlen, daß ihr hier Holz fällen wolltet?

Das wollte Er ja ſelber, antworteten die Holzhauer.

Nein! ſchrie Walther, ich wohne hier und haſſe die Menſchen.

Wie! Er haßt die Menſchen, riefen beide; was ſoll denn das heißen?

Ich bin hier ein Einſiedler, ſagte Walther hitzig. Beide machten nun aus, daß er toll wäre, und lieſſen ihn ruhig ſitzen. Sie fingen nun an zu überlegen, was ſie ſagen wollten, wenn der Oberförſter käme. Der Patriot kam endlich auf den Einfall, ſie wollten das Stehlen läugnen und behaupten, ſie hätten nur dieſen Einſiedler beſuchen wollen.

Walther ſaß in einem Winkel, und überdachte ſein unglückliches Schickſal. Es war längſt Mittag vorüber; Philip war am Morgen nicht gekommen, auch bis jetzt hatte er keinen menſchlichen Fußtritt gehört; er fühlte einen ſtarken Hunger und hatte nicht das mindeſte zu eſſen. Die Holzhauer hatten ſich mit Speiſen verſehn, und hielten jetzt zu Walthers Verdruß ihre Mahlzeit. Sein Appetit wurde dadurch noch mehr gereizt, und doch verachtete er ſie viel zu ſehr, als daß er ſie um einige Speiſe hätte bitten können.

Er war ganz ermattet, als der Oberförſter und viele Jäger vor ſeiner Hütte ankamen; ſie öffneten die Thür.

Die Holzhauer wurden examinirt, und ſie brachten ihre wohlausgeſonnene Lüge vor. Walther ſaß ſtill und ſprach kein Wort.

Wer ſind Sie? fragte ihn der Oberförſter. — Walther iſt mein Name.

Haben Sie ſich dieſe Hütte erbaut?

Ja.

Wozu?

Damit ich Sie und Ihres gleichen nicht mehr vor Augen zu haben brauchte.

Sie ſind nicht beſonders höflich?

Nein!

Wie kommen Sie mit den Leuten zuſammen?

Sie kamen vor meine Hütte und wollten Holz ſtehlen.

Warum waren Sie ihnen behülflich?

Das war ich nicht, ſondern ich wollte dieſe Schurken verjagen; der eine war frech genug, mir einen Thaler anzubieten.

Der Oberförſter befahl, man ſollte die Holzhauer arretiren.

Warum haben Sie ohne Erlaubniß in meinem Revier eine Hütte gebaut? und wie können Sie nun noch ſo unhöſlich meine Fragen beantworten.

Hätte ich gewußt, daß ich Ihrer Erlaubniß bedürfte, um meine Tage in Frieden, entfernt von den Menſchen zuzubringen, ſo hatte ich mir einen andern Wohnort ausgeſucht.

Sie ſehn ſo blaß aus, ſind Sie krank?

Laſſen Sie mir etwas zu eſſen geben, ich habe meinen Bedienten in zwey Tagen nicht geſehn, der Schurke hat ſich gewiß vorgeſetzt, mich Hungers ſterben zu laſſen.

Der Oberförſter glaubte einen Menſchen vor ſich zu haben, der das Unglück gehabt hätte, ſeinen Verſtand zu verlieren. Er verſprach ihm zu ſchikken, was er verlangt hatte, und verließ ihn mit herzlichen Mitleiden.

Walther lag auf ſeinem Bette und ſah den Jägern wehmüthig nach; ach, dachte er, welchen weiten Weg müſſen ſie vielleicht machen, ehe ſie zurückkommen können. Mit welcher Sehnſucht erwartete ich ſie. Aber wie? ich erwarte Menſchen mit Sehnſucht? Ich, der dem ganzen Geſchlecht ewigen Haß geſchworen hat? Habe ich nur erſt ſo viel Kraft, daß ich den Schurken Philip aufſuchen kann, ſo will ich kein menſchliches Angeſicht mehr ſehn.

Die Jäger kamen zurück, und brachten Walthern ein ſehr gutes Abendeſſen. Sie waren eben beſchäftigt, den Tiſch in Ordnung zu bringen, als Philip in die Hütte trat. Er ſchrie vor Schrekken laut auf, als er ſeinen Herrn und zwey Jäger darin fand. Er glaubte, Walther ſäße unter ſtarken Riegeln und Schlöſſern gefangen. Die Neugierde hatte ihn hergetrieben, er wollte ſehn, was aus der Hütte geworden ſey.

Schändlicher! rief Walther, wie kannſt Du dich unterſtehn, mir vor Augen zu kommen? Warum biſt Du ſeit zwey Tagen nicht bei mir geweſen?

Ach Herr, ich glaubte, Sie wären gefangen und würden hingerichtet werden, ſagte Philip zitternd.

Biſt Du raſend? ſagte Walther.

Die Jäger ſahn Philip verwundert an.

Durch Deine Schuld, fuhr ſein Herr fort, bin ich gezwungen, von den allerverächtlichſten Thieren von den Menſchen ein Allmoſen zu erbetteln.

Das Wort betteln klang Philip ſo rührend, daß er gleich zu weinen anfing, und ſeinen Herrn ſchluchzend um Verzeihung bat.

Die Jäger hatten ſich entfernt, als Walther ſeinen Bedienten den Auftrag gab, ihm einen noch einſamern Platz zu ſeinem künftigen Wohnorte auszuſuchen. Er erzählte ihm alle ſeine unglückliche Schickſale, ſeitdem ſie ſich das letztemal geſehn hatten. Er beſchrieb alles ſo tragiſch, daß Philip unter beſtändigen Thränen zuhörte. Dieſes Weinen rührte den Herrn ſo ſehr, daß er dieſen einzigen Menſchen von ſeinem Haſſe ausnahm.

Philip wagte es am Ende, ihn zu bitten, er möchte doch den Wald überhaupt verlaſſen und wieder in die Stadt ziehn, wo er doch vor ſolchen Widerwärtigkeiten ſicher ſey.

Alſo mein Schickſal hat Dich noch nicht belehrt, daß ich nöthig habe, mich von den Menſchen zu entfernen? gehe und thue was ich Dir befohlen habe, wenn Dir meine Ruhe lieb iſt.

Philip hatte ſich kaum entfernt, als ein Pfarrer in Walthers Hütte trat. Es war der Prediger des Dorfs, wo der Oberförſter wohnte, dieſer hatte ihm erzählt, daß er einen Wahnſinnigen im Walde getroffen habe. Der Pfarrer konnte der Luſt nicht widerſtehn, ſeine Erfahrungen über die Menſchen zu erweitern, und wo möglich, dieſen von ſeiner Phantaſie zu heilen.

Er hatte vom Oberförſter gehört, daß er ſich für einen Menſchenhaſſer ausgäbe; er wollte alſo ſeiner Narrheit ſchmeicheln und ſo ſein Zutrauen gewinnen.

Sie haben ſehr wohl gethan, daß Sie ſich dieſen einſamen Ort ausgeſucht haben, um der menſchlichen Geſellſchaft los zu werden, redete er Walthern an.

Das finde ich eben nicht — war die Antwort.

Wie ſo? fragte der Prediger ein wenig verwirrt, er hatte erwartet, daß Walther etwas anders ſagen würde. Er glaubte, er würde ſogleich eine lange Rede über die Verächtlichkeit der Menſchen halten.

Weil ſolche Narren wie Sie, den Weg zu mir finden können.

Wiſſen Sie, daß ich der Prediger aus dem Dorfe bin, wozu dieß Revier gehört?

Das iſt mir ſehr gleichgültig. Wenn Sie irgend ein Schaaf oder Pferd aus dem Dorfe wären, ſollten Sie mir willkommner ſeyn.

Der Prediger wußte ſich vor Zorn nicht zu laſſen. Ungezogener Menſch, ſagte er mit vor Wuth unterdrückter Stimme.

Meinen Sie, daß ich ein wohlgezogener Menſchenhaſſer bin? fragte Walther lächelnd.

So wie der Prediger das Wort Menſchenhaſſer hörte, war er ſogleich beſänftigt; er erinnerte ſich an den Wahnſinn des Unglücklichen. Er verließ Walther mit einem mitleidigen Blick und nahm ſich vor, er wolle ſich künftig beſſer vorbereiten, damit er ihn nicht ſogleich verwirren könne; denn ſeine Heilung gab er noch nicht auf.

Walther brachte den Abend und den folgenden Tag ganz allein zu; er wollte ſich überreden, er lebte in dieſer Zeit ſo, wie er es wünſchte, und betheuerte es auch Philip hundertmal; aber noch ſchien ihm kein Tag ſo lang zu ſeyn, als dieſer; er war noch nie ſo früh eingeſchlafen, als dieſen Abend. Er hatte ſich ordentlich daran gewöhnt, daß ihn viele Abentheuer begegneten, daher kam ihm dieſe Ruhe ſo ſeltſam vor.

Am folgenden Morgen wünſchte er heimlich, daß der Pfarrer wieder zu ihm kommen möchte. Er überlegte, was er ihm wohl antworten könnte, das nicht ſo unhöflich wäre, als ſein geſtriges Betragen, und das doch auch ſeinen Menſchenhaß deutlich an den Tag legte. Wenn er nun auf des Predigers Fragen, die er ſich fingirte, paſſende Antworten gefunden hatte, ſo zweifelte er wieder, daß er kommen würde; denn er konnte ſich ſehr wohl denken, daß wenn ihm jemand ſo erſchreckt hätte, er ihn nie wieder aufſuchen würde.

Unter ſolchen unruhigen Gedanken wurde es Mittag; er ſetzte ſich ſehr mißmuthig zu Tiſche, und aß ſehr wenig; denn alle ſeine Wünſche waren nach dem Pfarrer.

Dieſer brachte indeß ſeine Zeit nicht angenehmer zu, er machte hundert Plane, wie er das Zutrauen dieſes Menſchen gewinnen wollte; denn, ſagte er, habe ich nur ſein Zutrauen, ſo iſt ſeine Heilung gewiß.

Die Tochter des Predigers wunderte ſich über ihres Vaters Unruhe; ſie fragte ihn, ob er krank ſey? Ach nein, mein Kind, war die Antwort;

aber jetzt wäre eine Gelegenheit, wo ich mir Ruhm erwürben, wenn ich dieſen Tollen kuriren könnte.

Sie erkundigte ſich, wen er denn meine, und der Pfarrer erzählte ihr die ganze Geſchichte. Sie bat ihn, er möchte ſie mitnehmen, wenn er ihn wieder beſuchte, ſie hätte noch nie einen tollen Menſchen geſehen. Der Vater willigte ein und beſchloß, nun auf den Abend wieder hinzugehn.

Walther wußte ſich vor Unruhe nicht zu laſſen, als es ſchon Abend wurde und er immer noch niemand kommen ſah; es fiel ihm zwar einigemal ein, daß es Unrecht wäre, daß er ſich menſchliche Geſellſchaft wünſchte. Aber dieſe Gedanken wurden immer durch andre verdrängt.

Endlich ſah er den Prediger mit ſeiner Tochter kommen; es überfiel ihm eine große Angſt, er wußte nicht, was er ſagen wollte. In dieſer Verlegenheit warf er ſich auf ſein Bett und ſchloß die Augen.

Die Hütte war offen; der Prediger und ſeine Tochter kamen zu ihm hinein. Ach, Vater, er iſt gewiß krank, ſagte das Mädchen mitleidig. Walther war nun aus aller Noth, ſeine Krankheit, worauf ihm das Mädchen half, gab ihm ein Recht, trotz ſeinem Menſchenhaſſe höflich zu ſeyn.

Er öffnete die Augen und richtete ſich matt auf. Was wollen Sie? fragte er die Ankommenden.

Wir wollen ſehn, ob Sie unſrer Hülfe bedürfen, ſagte der Prediger; wir gingen vor Ihrer Wohnung vorbei, Sie ſchienen uns krank, da waren wir ſo frei einzutreten.

Ich danke Ihnen, mir iſt ſo ſchwindlicht, ſo matt, antwortete Walther, indem er die Hand an die Stirn legte.

Sie wohnen hier in einer ungeſunden Gegend, ſagte der Prediger, die Nachtluft ſchadet Ihnen.

Das kann wohl ſeyn.

Warum wohnen Sie denn grade zwiſchen ſo häßlichen Dornhecken, fragte Dorchen, wo kein Menſch zu Ihnen kann?

Ach die Menſchen, die Menſchen, ſeufzte Walther. Der Pfarrer trat furchtſam einen Schritt zurück; er befürchtete, der Kranke bekäme ſeinen Paroxiſmus. Walther bemerkte es, und fuhr ſehr gemäßigt fort. Die Menſchen, mein Kind, ſind ſo übel mit mir umgegangen, daß ich mich entſchloß, mein Leben ferne von Ihnen zuzubringen.

Was hat man Ihnen denn gethan? fragte der Pfarrer mitleidig.

Walther ſah ſich nun genöthigt, ſeine Geſchichte zu erzählen; da er fand, daß die Menſchen darin ſeinen Haß nicht allerdings rechtfertigten, trug er die Farben etwas ſtärker auf. So machte er aus einem Bedienten, den er annahm, weil er ſehr gut friſirte, und der ihm nach einigen Wochen mit einer Summe Geldes, die er ihm entwandte, entlief, einen Menſchen, deſſen er ſich im äußerſten Elende angenommen, welchem er nachher ſein völliges Vertrauen geſchenkt, auf deſſen Ehrlichkeit er ſich gänzlich verlaſſen habe; dieſer habe ihm zwey tauſend Thaler geſtohlen, den Verſuch gemacht, ihn zu vergiften und mit ſeinem Vermögen durchzugehn.

Aus dem Baron, den er auf einem Caffeehauſe kennen lernte, ihn einigemal im Theater ſah, nachher zu ſich bat, und am Ende bei ſeiner Julie einführte, einen Freund, für den er verſchiedenemal ſein Leben gewagt hatte, der ſeine Liebe zu Julien kannte, ſich tückiſcher Weiſe bei ihr einſchmeichelte, und Walthern ihr Herz entwendete.

Aus Julien endlich, die den Baron blos geheirathet hatte, weil er adlich war, ein Mädchen, für die er ſein Blut dahin gegeben hätte, die ihm die heißeſte Liebe geheuchelt habe. Allen dieſen unglücklichen Schickſalen, fügte er noch ſeine Begebenheiten im Walde hinzu, und nun ſchloß er: ſagen Sie mir, habe ich nicht Urſach, die Menſchen zu haſſen?

Der Prediger und ſeine Tochter wurden ſehr gerührt; ſie rechtfertigten ſeinen Haß; nur ſagte der Pfarrer, ſollte er ſich auf die Städte einſchränken; bei uns auf dem Lande iſt ſolche Bosheit nicht zu Hauſe. Sie ſollten zu uns in unſer Dorf ziehn.

Walther nahm dies Anerbieten an, mit der Bedingung, daß niemand als der Pfarrer, ſeine Tochter und Philip, ſeine Geſellſchaft ausmachten. Der Prediger war es gern zufrieden; er bot ihm ein Zimmer in ſeinem Hauſe an. Er hielt ſeine Heilung nun für gewiß.

Walthers Sachen wurden noch denſelben Abend zum Prediger geſchafft, und er war herzlich froh, daß er ſeine Einſamkeit verlaſſen konnte.

Der Pfarrer meinte, er dürfe nicht zu dreiſt in ſeiner Kur verfahren, und beſuchte daher den Kranken die erſten Tage wenig. Allein Walther hatte ſo viel Langeweile, daß er ſchon am zweyten Tage ſeine und der Tochter Geſellſchaft ſuchte.

Sein Menſchenhaß verſchwand bald in Dorchens Geſellſchaft; ja er ging ſo weit, daß wenn ſie und ihr Vater den Oberförſter beſuchten, er ſie begleitete.

Nach einigen Wochen konnte er es ſich nicht länger verbergen, daß ihn Dorchen mit den Menſchen wieder verſöhnt hätte; er erwartete nur eine Gelegenheit, ihr es ſelbſt zu ſagen; dieſe erſchien ſehr bald, und Dorchen war ſehr froh darüber. Er fragte, ob ſie ſein Glück machen und ſeine Gattin werden wollte; ſie gab ihre Einwilligung, wenn es ihr Vater zufrieden wäre. Dieſer hatte nichts dagegen, weil Walther ein reicher Mann war.

Nachdem er einge Zeit verheirathet war, kam ihm das Landleben ſehr einförmig vor; er ſchämte ſich aber, ſeinen Wunſch, wieder in der Stadt zu wohnen, blicken zu laſſen. Endlich entdeckte er es ſeiner Frau; ſie wunderte ſich, daß er an einem Orte wohnen wollte, wo er ihr die Menſchen ſo gehäßig geſchildert hatte. „Ach, ſagte Walther, ich war ein Narr!

Sie zogen bald darauf in die Stadt, und Dorchen fand die Menſchen ganz erträglich, ihr Mann vortreflich; aber er liebte ſie jetzt eben ſo ohne Urſach, wie er ſie ſonſt ohne Urſach gehaßt hatte.

XXX.

Der Bräutigam Louiſens war verreiſt, er wurde von Geſchäften aufgehalten; eine Erbſchaft war es, die ihn den zärtlichen Umarmungen ſeiner Braut entriß. Seit einiger Zeit hatte man ſogar keine Briefe von ihm bekommen, und Louiſe wollte verzweifeln.

Der Baron Darnberg, ein Freund des jungen Lichtner, ſuchte Louiſen zu tröſten; wer hatte auch ein ſo großes Recht dazu, als er?

Er war Lichtners vertrauteſter Freund, durch ihn hatte er Louiſen kennen lernen; er achtete ſie ſehr hoch, und beſonders ihrer großen Liebe und Treue wegen, die ſie gegen ſeinen Freund bewieß. Ueberdieß war er ſelbſt in der Liebe unglücklich geweſen. Caroline, die er ſo ſehr geliebt hatte, verließ ihn. Sie wohnte ſeit ſechs Monaten bei ihrer Tante, ohne ihm ein einzigesmal zu ſchreiben; was ließ ſich alſo anders erwarten, als daß ſie in den Armen eines andern ſeiner Liebe ſpottete?

Dieſer unglückliche Baron alſo war der tägliche Geſellſchafter Louiſens. Beide beklagten und tröſteten ſich abwechſelnd.

Ach! ſeufzte Louiſe, nie, nie werde ich ihn wiederſehn.

Beruhigen Sie ſich, antwortete der Baron, gewiß kömmt er ſehr bald zurück, in die Armen ſeines Freundes und ſeiner Geliebte.

Und wenn er nun zurückkommt und liebt mich nicht mehr, ach! beſſer wäre mir, ich ſehe ihn nie wieder. Sagen Sie, Baron, iſt es nicht ſchrecklicher, nicht mehr geliebt, als durch den Tod getrennt zu ſeyn? Wer hindert mich, ihm zu folgen, wenn ich weiß, er nahm die Liebe zu mir mit ins Grab?

Ach, ja wohl, ſeufzte der Baron, wäre Caroline geſtorben, ſo hätte ſchon längſt ein Dolchſtoß auf ihrem Grabe meiner Qual eine Ende gemacht.

Unglücklicher Freund! rief Louiſe. Unglücklicher noch als ich!

Wie ſehr iſt mein Freund zu beneiden, fuhr der Baron fort, noch nie iſt ein Mann ſo geliebt worden, als er. Louiſe verſicherte, daß die Sprache keine Worte finden könnte, um das auszudrükken, was ſie für Lichtner empfände. Der Baron bat, wenn es möglich wäre, daß neben dieſer Empfindung noch ein Gefühl in ihrem Buſen Raum hätte, ſo möchte ſie nun ihn über den Verluſt ſeiner Liebe durch ihre Freundſchaft tröſten. Louiſe betheuerte, daß er, nächſt ihrem Geliebten, ihrem Herzen am theureſten wäre.

So verging ein Tag nach dem andern, und Lichtner ſchrieb immer nicht. Louiſe glaubte, er ſey geſtorben; der Baron ſuchte ſie zu überzeugen, daß blos Geſchäfte ihn abhalten könnten; er glaubte aber im Stillen ſelbſt, daß ſeinem Freunde ein großes Unglück begegnet ſeyn müßte.

Sein Herz gewöhnte ſich nach und nach an dieſe Vorſtellung, ſo wie an Carolinens Untreue;

ja, er würde ſich über den Verluſt ihrer Liebe gar nicht mehr beklagt haben, wenn er nicht dadurch Gelegenheit gehabt hätte, Louiſen ſein zärtliches Herz zu zeigen.

Louiſe ſprach denn eben ſo zärtlich über ihr Unglück, und ſo ſorgte das Schickſal, das ſie unaufhörlich anklagten, dafür, daß es ihnen nie an Unterhaltung gebrach.

Wie man aber in der Welt das Intreſſe an allen Dingen verliert, wenn man beſtändig davon ſpricht: ſo fing auch am Ende die zärtliche Liebe, die ſie zu abweſenden Perſonen hatten, an, ihnen Langeweile zu machen.

Sie fingen nun an, ſich von ihrer Freundſchaft, die ſie für einander empfanden, zu unterhalten, und die Langeweile verſchwand wieder auf einige Zeit. Bei dieſen Geſprächen, war es aber nicht zu vermeiden, daß die Namen Lichtner und Caroline noch zuweilen genannt wurden; es war beiden läſtig, und beide kamen ſtillſchweigend dahin überein, dieſe Namen nicht mehr zu nennen, und ſich nur allein von ſich zu unterhalten; denn dadurch waren ſie am ſicherſten gegen alle Langeweile geſchützt.

Lichtner hatte indeß ſeine Geſchäfte in Ordnung gebracht. Im Anfange hatte er ſeiner Geliebten ſehr fleißig geſchrieben; ſpäter aber erforderte der Prozeß, den er ſeiner Erbſchaft wegen bekam, ſo ſehr ſeine Aufmerkſamkeit, daß er ſie auf einige Zeit vergaß. Es war nämlich eine kleine Verwicklung; Lichtner hatte das hinterlaſſene Vermögen eines alten Onkels mit einem reichen Kaufmann zu theilen; es wurden ihm von dieſen viele Schwierigkeiten gemacht, die ſich alle ſehr leicht heben ließen, wenn er die einzige Tochter dieſes alten Mannes heirathete; er hatte, wie geſagt, durch die vielen Geſchäfte, die er dort fand, Louiſen vergeſſen, und er nahm alſo gar keinen Anſtand, ſich mit der Tochter zu verloben. Der Vater war ſehr erfreut darüber, daß man ſich nun, wie er ſich ausdrückte, ſo in der Güte vertragen konnte. Die Tochter war aber nicht der Meinung. Ein junger Offizier liebte ihre Perſon und ihr Vermögen; ſie ließ ſich von ihm entführen. Der Vater, um ſeine Familie nicht zu beſchimpfen, mußte die Heirath zugeben, und ſelbſt alles mögliche anwenden, um Lichtnern zufrieden zu ſtellen. Man vertrug ſich nun auch in der Güte auf eine für Lichtner ſehr vortheilhafte Art.

Plötzlich dachte er nun an Louiſen; alle Liebe, die Zerſtreuung und Geſchäfte verdrängt hatten, kehrte in ſeinen Buſen zurück, er machte in der größten Eil Anſtalten zur Abreiſe, um recht bald in ihren Armen zu ſeyn. Welche weite Reiſe, rief er, habe ich zu machen, ehe ich ſie wiederſehe, was wird ſie ſagen, daß ich ihr nicht ſchrieb.

Er kam ſich ſelbſt jezt ſehr ſchlecht vor; es ſchien ihm ohnmöglich, daß noch irgend etwas im Stande ſey, Louiſen aus ſeinem Herzen zu verdrängen. Er eilte hinaus in die freie Natur, um ſeinem Herzen Luft zu machen.

Er ging in einem Walde, der nahe bey der Stadt war, ſpazieren; alle ſeine Gedanken waren nach Louiſen; er dachte ſo lebhaft an ſie, daß er den Weg nicht beobachtete, und auch nicht eher darauf aufmerkſam wurde, bis ihn dicht verwachſene Geſträuche am Weitergehn hinderten.

Ein Winſeln, wie eines Sterbenden, erſchreckte ihn; er ſahe ſich um, und hinter den Geſträuchen lag ein verwundeter Mann. Lichtner näherte ſich ihm, und erkannte den Kaufmann, mit deſſen Tochter er verlobt war; er ging zu ihm, um ihn aufzurichten, und das ſtrömende Blut befleckte ſeine Kleider; ein Meſſer lag neben dem Verwundeten. Lichtner war erſtaunt; er hielt den Sterbenden in ſeinen Armen; einige Reiſende näherten ſich, ſie hörten das Geräuſch und kamen hinzu; es waren Bürger aus der Stadt; ſie erkannten den verwundeten Kaufmann, und hielten Lichtner für den Thäter. Sein Weigern war vergeblich; ſie bemächtigten ſich ſeiner, und führten ihn und den Kaufmann auf einem Wagen mit ſich zur Stadt.

Das Volk lief zuſammen, als man in der Stadt ankam, viele erkannten Lichtner, und wußten, daß er mit der Tochter des Kaufmanns verlobt war; die ganze Stadt war in kurzem überzeugt, daß kein andrer als er der Mörder ſey.

Als man den Richtern die genauern Umſtände bekannt machte, waren ſie eben der Meinung, beſonders da Lichtner eingeſtand, daß das Meſſer ihm zugehöre, und daß er es noch bei ſich getragen habe, als er aus der Stadt gegangen ſey; auch daß er befohlen hatte, daß alles bei ſeiner Zurückkunſt zur Abreiſe bereit ſeyn ſollte, machte ihn verdächtig.

Des Kaufmanns Wunden waren ſehr gefährlich und der Arzt unterſagte alles Sprechen; alſo war eine Aufklärung ganz unmöglich; es wurde beſchloſſen, daß Lichtner ſo lange ſorgfältig verwahrt werden ſollte, bis er ſeinen Mord eingeſtehen, oder ſeine Unſchuld hinlänglich darthun würde.

Lichtner wollte es von ſich ablehnen, daß er den Kaufmann wohl deswegen habe ermorden wollen, weil ihm nun die Hoffnung, das ganze Vermögen zu beſitzen, durch die Heirath der Tochter vereitelt wäre. Er betheuerte alſo, daß er nur den Vorſchlag des Vaters angenommen, um einem Prozeß, womit er ihm gedroht habe, auszuweichen. Er habe ſogar ſeinem Herzen Gewalt anthun müſſen, um eine Braut zu vergeſſen; er ſey aber jetzt zu ſeiner Pflicht, zu der Liebe zu ihr, zurückgekehrt, und die Anſtalten, die man zu ſeiner Abreiſe gemacht hätte, könnten als ein Beweiß ſeiner Worte dienen.

Deſto ſchlimmer! antwortete der Richter, ein Menſch, der ſein Wort bricht, das er einer Braut gegeben hat, blos, weil er die Hoffnung hat, ein anſehnliches Vermögen zu bekommen, iſt zu allem fähig, deſto verdächtiger ſind Sie.

Lichtner ſtellte im Gefängniſſe erbauliche Betrachtungen an. Es iſt gewiß, rief er, jedes Unrecht beſtraft ſich ſelber; ich habe es an Louiſen verdient, wenn ich hier unſchuldig den Kopf verliere.

Der Kaufmann war immer noch gefährlich krank; es zeigte ſich auch nicht der geringſte Umſtand, der zu Lichtners Rechtfertigung etwas hatte beitragen können; ſogar einige Worte, die der Kaufmann gegen die Verordnung des Arztes ſprach, beſtätigten den Verdacht, den man auf ihn hatte. Der Kranke ſagte nämlich mit einem tiefen Seufzer, daß er von einem jungen Menſchen verwundet ſey, den er ſehr wohl kenne; das weitere Reden wurde ihm ſogleich unterſagt.

Lichtner brachte einige Wochen in dieſer peinlichen Lage zu; endlich erbat er ſich vom Richter die Erlaubniß, ſeiner Braut ſchreiben zu dürfen; er meldete nun Louiſen ſein ganzes Unglück, er verſchwieg ihr auch nicht ſeine Schuld, ſeine Verlobung, die er zu ſeinem Verderben geſchloſſen hatte, und die durch die Hand des Himmels war zerriſſen worden; er berichtete ihr alle Umſtände, die ihn verdächtig machten; aber ſchrieb er, ich habe die Hoffnung, daß der Kaufmann bald wieder geneſen wird, dann kann meine Unſchuld nicht verborgen bleiben, und ich eile dann zu Deinen Füßen, um meine Vergebung aus Deinem Munde zu hören.

Louiſe hatte ſich indeß über Lichtners Abweſenheit ſo gut als möglich in der Geſellſchaft ſeines Freundes getröſtet; ja ſie hatte ihn ſogar faſt vergeſſen. Der Baron hatte die Bekanntſchaft eines jungen ſehr intreſſanten Menſchen gemacht, und ihn ſehr lieb gewonnen. Der junge Wallen, ſo hieß ſein neuer Freund, war ſehr ſchwermüthig. Der Baron ſuchte ihn aufzuheitern, und führte ihn bei Louiſen ein. Beide gaben ſich nun alle Mühe, den Grund ſeiner Schwermuth zu erforſchen; aber er war ſo verſchloſſen, daß jede Bemühung vergeblich war. Sie hielten ihn nun für hypochondriſch, und aller Witz, der in ihrer Gewalt war, wurde in ſeiner Gegenwart aufgeboten, um ihm ein Lächeln abzugewinnen; er nahm aber ſelten Theil an dieſen fröhlichen Geſprächen, oder wenn er es that, ſo ſah man ihm den Zwang an, den es ihm koſtete.

Louiſe erhielt den Brief ihres Bräutigams grade in ſeiner und des Barons Gegenwart; ſie erſchrack, als ſie die Hand erkannte.

Was iſt Ihnen? fragte der Baron.

Ein Brief von Lichtner, war die Antwort. Der Baron wurde verlegen. Louiſe las den Brief, wurde blaß, zitterte und ließ ihn endlich fallen.

In der Verwirrung nahm der Baron den Brief und las ihn laut. Wallen fing heftig an zu zittern. Beruhigen Sie ſich, ſagte er mit großer Anſtrengung zu Louiſen, ihr Geliebter iſt gewiß unſchuldig. Louiſe ſchwieg, der Baron ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Nach einem langen Stillſchweigen ſagte endlich Wallen ſehr gefaßt: leben Sie wohl, ich bin gewiß, daß Sie Ihren Geliebten recht bald wieder umarmen. Er küßte Louiſens Hand mit Heftigkeit und entfernte ſich ſchnell.

Unglücklicher Freund! rief der Baron, als ſie allein waren, wozu hat Dich Deine Habſucht verleitet?

Alſo glauben Sie, daß er ſchuldig iſt? fragte Louiſe von neuem erſchrocken.

Zweifeln Sie noch daran? erwiederte der Baron, ſpricht nicht alles gegen ihn; geſteht er nicht ſelbſt, daß es ſein Meſſer ſey, das man neben den Verwundeten gefunden hat? War er nicht mit der Tochter verlobt? O meine unglückliche Freundin, ſo ihre Treue, ihre Zärtlichkeit zu belohnen! Er ſchloß die weinende Louiſe in ſeine Arme.

Mein ganzes Glück, alle meine Hoffnungen ſind dahin! ſagte Louiſe ſchluchzend.

Tröſten Sie ſich, erwiederte der Baron, verliere ich nicht beinah ſo viel als Sie, riß ſich nicht der theuerſte Freund meiner Seele von meinem blutenden Herzen los? Laſſen Sie uns ſeinen Verluſt gemeinſchaftlich beweinen.

Und was wird die ganze Stadt dazu ſagen, ſagte Louiſe weinend, wenn man es erfährt, daß mein Bräutigam enthauptet wird?

Wer zwingt Sie denn, ihn für Ihren Bräutigam zu erkennen, hat er Sie nicht vergeſſen? War er nicht verlobt? Wer kann fordern, daß Sie mit einem Mörder Gemeinſchaft haben ſollen?

Louiſe fand die Meinung des Barons ſehr vernünftig: ſie ſchrieb, ſo bald er ſie verlaſſen hatte, an Lichtner. Sie erklärte, daß ſie ſelbſt eben ſo geneigt wie ſeine Richter ſey, ihn für den Mörder zu halten. Und wenn er nun ſelbſt unſchuldig wäre, ſo wäre es nicht mehr möglich, daß ſie ſeine Gattin ſeyn könnte. Denn ſie könne ihn nicht mehr ſo wie vorher lieben, weil ſie nie die Möglichkeit gedacht hätte, daß er jemand umbringen könnte. Und überdieß würde er nicht von ihr fordern, daß ſie ein Verſprechen erfüllen ſollte, das er ſchon vorher durch ſeine Untreue aufgehoben hätte.

Lichtner erhielt dieſen Brief. Er wurde ganz troſtlos darüber; nun kann es mir ja gleichgültig ſeyn, ob ich ſterbe oder nicht, für mich giebt es keine Freude mehr. O Louiſe, von Dir habe ich das nicht erwartet. Darnberg, mein theureſter Freund! wüßteſt Du meinen Kummer, aus Deinen Augen würden Thränen über Deinen unglücklichen Lichtner fließen.

Nach einigen Tagen wurde Lichtner vor ſeine Richter geführt; es wurde ihm ein Brief gezeigt, der ihn von der Schuld frei ſprach. Ein Menſch, Namens Stamford, bekannte ſich als Mörder; er erklärte, er ſey ein Mündel des Kaufmanns; dieſer habe ihn auf eine bübiſche Art um den größten Theil ſeines Vermögens gebracht. Der Verluſt habe ihm zugleich ſeine Geliebte geraubt, deren Vater eben ſo geizig und hartherzig ſey, als ſein Vormund; an eben dem unglücklichen Morgen habe er einen Brief von ihr bekommen, worin ſie ihm die ſchreckliche Nachricht geſchrieben, er ſey hinaus in den Wald geeilt, auf einem Fußſteig habe er das Meſſer gefunden, in Gedanken es aufgehoben. Der Kaufmann kömmt ihm freundlich entgegen; er hält ſeine Freundlichkeit für Hohn über ſein Unglück, und ſtößt ihm in einem Augenblick der Wuth und Verzweiflung das Meſſer in die Bruſt. Ich entfloh ſogleich, ſchloß der

Brief; auf meiner Reiſe höre ich, daß ein Unglücklicher, Namens Lichtner, ſtatt meiner in Verdacht iſt; und dies bewegt mich, meine Schuld zu bekennen.

Lichtner konnte es ſich nicht läugnen, daß trotz Louiſens Untreue ihm dieſer Brief ſehr willkommen war. Der Kaufmann wurde nun auch bald wieder ſo weit hergeſtellt, daß er über dieſe Sache ſprechen konnte; er gab ſeinen Mündel für den Mörder an, und Lichtner wurde frei geſprochen. Er verließ die Stadt ſogleich und beſchloß, zu ſeinem Freund Darnberg zurück zu eilen.

Er hatte H. kaum einige Tage verlaſſen, als ihn ein heftiges Fieber überfiel; er mußte daher in L. bleiben.

Einige Briefe, die er aus H. an ſeinen Freund geſchrieben hatte, waren nicht beantwortet; es war ihm gewiß, daß ſie durch einen unglücklichen Zufall verloren wären. Jetzt da er aus dem Gefängniß befreit war, ſchrieb er von neuem und theilte ihm ſeine Freude und die Hoffnung mit, ſich nun bald in ſeinen Armen über Louiſens Verluſt zu tröſten; er wollte ſeinen Freund nicht ängſtigen, und verſchwieg ihm ſeine Krankheit; er meldete ihm nur, daß er einige Zeit in L. zu bleiben gedächte, und bat ſich dorthin ſeine Antwort aus.

Darnberg erſchrack, als er dieſen Brief erhielt; ſeine Verlobung mit Louiſen war den vorigen Tag gefeiert worden. Er konnte es ſich nicht läugnen, daß er gegen ſeinen Freund treulos gehandelt habe; die Entſchuldigung, daß Lichtner ein Mörder ſey, war verloren. Er zweifelte ſogar nicht, daß der junge Wallen und Stamford eine Perſon wären; denn dieſer hatte ſich gleich, nachdem er Lichtners Gefangenſchaft gehört, entfernt, ohne von dem Baron oder Louiſen Abſchied zu nehmen. Endlich beſchloß er, ſeiner Geliebten nichts von dem erhaltenen Briefe zu ſagen, und die Hochzeit, ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Lichtnern ſchrieb er, daß er ſich unausſprechlich freue, ihn wieder zu ſehn, und bat ihn, Louiſen, ſo viel als möglich zu vergeſſen.

Dieſer Rath war wirklich ganz überflüßig. Lichtner hatte die verwittwete Madam Bauer und ihre Tochter indeß kennen gelernt. Henriette war ein ſehr liebenswürdiges Mädchen. Ihre Ernſthaftigkeit, die faſt nie durch ein Lächeln unterbrochen wurde, gab ihr ein eignes Intreſſe, ihre Augen waren groß und feurig, aber die Bläſſe ihres Geſichts lies vermuthen, daß ſie einen Gram in ihrem Herzen verſchloß. Bei ihrem offnen freimüthigen Weſen war es Lichtner ein leichtes, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen; er fand ſie mit jedem Tage liebenswürdiger, und ſie ſchien ein großes Zutrauen zu ihm zu haben. Beide gewöhnten ſich immer mehr an einander; ſie ſahn ſich faſt täglich, und Lichtner geſtand es ſich am Ende, daß er ſie liebe.

Er fühlte, daß ſeine Neigung zu ihr weit ernſthafter als ſeine ehemalige Liebe zu Louiſen war. Er beſchloß ſehr oft, ſich Henrietten zu entdecken; aber die Furcht, daß er eine abſchlägliche Antwort bekommen möchte, hielt ihn immer wieder zurück. Es war der Mutter Geburtstag, Lichtner und einige Verwandte waren gebeten; die Geſellſchaft war ſehr fröhlich, ſelbſt Henriette ſchien heitrer als gewöhnlich: an dieſem Abend beſchloß Lichtner, ſich den folgenden Tag zu erklären, ſeine Geliebte war ja gegen ihn ſo freundlich, wie gegen niemand anders; er war der einzige junge Mann, der in dieſem Hauſe Zutritt hatte, und wenn er Henrietten in Geſellſchaft ſahe, konnte er bemerken, daß ſie jeden andern auffallend kälter als ihn behandelte. Man ging auseinander, er drückte ihre Hand beim Abſchied, und er fühlte den Druck erwiedert.

Voll von den fröhlichſten Hoffnungen eilte er am andern Morgen, ſie zu beſuchen; er hörte im Hauſe die Mamſell ſey allein, Madam wäre ausgegangen, um eine Kranke zu beſuchen; ſein Herz ſchlug gewaltig bei dieſer Nachricht; er trat in Henriettens Zimmer, und die freudige Angſt, die er beim Eintritt empfunden hatte, verlohr ſich ſogleich. Sie ſaß blaſſer als gewöhnlich mit verweinten Augen auf einem Sopha.

Sie ſtand auf, als ſie Lichtner erblickte, und zwang ſich zur Munterkeit.

Sie befinden ſich nicht wohl? fragte Lichtner, indem er ihre Hand küßte, mich dünkt Sie ſehn krank aus.

Es kann ſeyn, ſagte Henriette verwirrt, ich habe heftiges Kopfweh. Lichtner bemerkte, daß ſie ihm während den Sprechen ihre Augen verbergen wollte.

Das Geſpräch war ſehr einſylbig und abgebrochen. Lichtners Bruſt war beklommen, er entſchloß ſich hundertmal zu gehn und konnte ſich nicht überwinden, er hatte ſich ſo feſt vorgenommen, ſich heute zu erklären, er hoffte immer noch, das Geſpräch ſollte ſich günſtiger wenden.

Sie ſcheinen mir heute ſo unruhig, ſagte Henriette, ich muß fürchten, meine üble Laune hat ſie angeſteckt, ſetzte ſie mit einem erzwungenen Lächeln hinzu.

Ich muß geſtehn, ſagte Lichtner, Sie ſcheinen mir heute ſo krank, daß ich meine Beſorgniß nicht unterdrücken kann.

Es hat gewiß nichts zu bedeuten, antwortete Henriette, und das Geſpräch war wieder geendigt.

Nachdem man noch eine halbe Stunde ſo hingebracht hatte, glaubte Lichtner endlich einen glücklichen Augenblick gefunden zu haben; er war eben im Begriff ihr ſeine Liebe zu geſtehn, als die Mutter herein trat.

Henriette hatte ſeine Abſicht errathen, um ihm die Beſchämung einer abſchläglichen Antwort zu erſparen, erzählte ſie ihm, ſobald die Mutter ſie wieder verlaſſen hatte, ihre Geſchichte. Sie war die Unglückliche, um derentwillen Stamford den Kaufmann ermorden wollte. Ihre Freundſchaft für Lichtner gründete ſich mit darauf, daß er zum Theil, wie ſie ſich einbildete, um ihrentwillen ſo viel hatte leiden müſſen; ſie hat ihn am Ende, ihren Geliebten nicht zu haſſen und ſie zu bedauren.

Lichtner war betrübt, er wuſte ſich nicht zu faſſen; in der Verwirrung, worinn er ſich befand, geſtand er Henrietten, daß er ſie liebe, daß er ſich mit Hoffnungen geſchmeichelt habe.

Sie bedauerte ihn aufrichtig; er beſchloß endlich, nach ſeiner Vaterſtadt zurückzureiſen. Henriette ſagte ihm, daß ſie gewiſſe Nachricht habe, daß ſich ihr Geliebter dort aufgehalten. Lichtner verſprach, ihn aufzuſuchen, und ihm zu ſagen, daß ihr Vater geſtorben und der Kaufmann geheilt ſey. Er nahm Abſchied von Henrietten; ſie umarmten ſich herzlich. Die Anſtalten zu ſeiner Reiſe waren ſehr bald gemacht; er empfahl ſich der Mutter; man verſprach zu ſchreiben, und Lichtner befand ſich nun wieder auf der Landſtraße.

Er ſchrieb ſeinem Freunde ſein neues Unglück; ich werde Dich nun, ſchloß er, weit ehr ſehn, wie ich vor einigen Tagen vermuthete. Ich habe Louiſen vergeſſen; aber eine andre Leidenſchaft, die mich noch weit unglücklicher macht, hat mein Herz eingenommen. Er gab dem Baron noch zuletzt den Auftrag, ſich nach dem jungen Stamford zu erkundigen.

Darnberg konnte nun Louiſen, die ſchon ſeine Gattin war, Lichtners Ankunft nicht länger verbergen; beide waren ſehr verlegen, was ſie ihm zu ihrer Entſchuldigung ſagen wollten, beſonders deswegen, daß ſie ihm ihre Verbindung ſo geheim gehalten hätten. Sie machten aus, daß ſie ihm auch jetzt noch nichts davon ſchreiben wollten; denn, ſagte Louiſe, wenn man ſich nach einer langen Abweſenheit zum erſtenmal wiederſieht, was kann da wohl einer dem andern gethan haben, das er nicht in dieſer Freude vergeſſen ſollte?

Lichtner näherte ſich ſeiner Vaterſtadt mit ſchwerem Herzen; er kam nach M., wo er ſich einige Zeit aufzuhalten dachte, um einige Verwandte, die in dieſer Stadt wohnten, zu beſuchen. In eins von dieſen Häuſern, lernte er den jungen Wallen kennen, dieſer entfärbte ſich ein wenig, als er Lichtner von deſſen Tante, Mad. Rehberg, vorgeſtellt wurde; beide kamen aber einander bald näher, ſie ſahn ſich bey Mad. Rehberg ſehr oft, wo Lichtner als der Vetter und Wallen als Freund nun faſt täglich waren.

Lichtner gewann in einiger Zeit Wallen ſo lieb, daß es ihm ohnmöglich ſchien, ſich von ihm zu trennen. Sagen Sie mir doch, lieber Freund, redete er ihn eines Abends an, ich habe ſie faſt nie fröhlich geſehn, wie kann man in ihren Jahren ſo finſter und ernſthaft ſeyn.

Das kann ich Sie ſo gut fragen als Sie mich, antwortete Wallen, warum ſind Sie denn immer ſo ſchwermüthig?

Lichtner erzählte ihm die Geſchichte ſeiner Gefangenſchaft und Louiſens Untreue; ſeine Liebe zu Henrietten, die der wahre Grund ſeines Mißmuths war, verſchwieg er, weil er glaubte, daß er doch etwas dabei wagen könnte, wenn er ihr Zutraun gegen einen Menſchen mißbrauchte, den er doch nur erſt einige Wochen kannte. Er bemerkte nicht, daß Wallen bei ſeiner Erzählung unruhig wurde; es fiel ihm auch nicht auf, als er ihn nun noch einmal um die Urſach ſeiner Schwermuth fragte, daß er antwortete: ach verſchonen Sie mich; wenn ich Ihnen meine Geſchichte erzählen ſollte, ſo würde ich meinen Kummer erneuern und Sie würden mich vielleicht haſſen.

Nach einigen Tagen bat Lichtner ſeinen Freund, da er nun endlich reiſen mußte, ihn nach ſeiner Vaterſtadt zu begleiten. Wallen erblaßte, er ſuchte verſchiedene Gründe, dieſen Vorſchlag abzulehnen. Lichtner wendete dagegen ein, er habe ihm ſelbſt oft geſagt, daß ihm jeder Aufenthalt gleich ſey: er hatte ſo viel für dieſe Reiſe zu ſagen, daß ſich Wallen endlich entſchließen mußte ſeine Einwilligung zu geben; ja er mußte ſogar verſprechen, daß er in Lichtners Hauſe wohnen wollte.

Sie nahmen alſo von allen ihren Freunden in M — Abſchied; Mad. Rehberg gab Lichtnern einige Briefe. Wenn Sie durch P. reiſen, ſagte ſie, ſo werden ſie ſich gewiß einige Tage aufhalten; darf ich Sie dann wohl bitten, dieſe Briefe abzugeben? Lichtner nahm ſie höflich an; er erſtaunte aber ein wenig, ſie waren an Carolinen St. und ihre Tante. So lerne ich bei der Gelegenheit noch meines Freundes Darnberg ehemalige Geliebte kennen, ſagte er zu Wallen, wir haben ein gleiches Schickſal in der Liebe, ſetzte er ſcherzend hinzu, ſie hat ihn auch vergeſſen.

Die beiden Freunde reiſten ab und kamen nach einigen Tagen in P — an. Lichtner ging ſchon am folgenden Morgen, um ſeine Briefe abzugeben. Die außerordentliche Aehnlichkeit, die Caroline mit Henrietten hatte, verwirrte ihn etwas. Die Tante war ein altes ſehr häßliches Weib, die Zeit aber, die zwiſchen ihrem zwanzigſten und funfzigſten Jahre lag, war ihr ſo ſchnell vergangen, daß ſie ſie gar nicht bemerkt hate, und ſich daher immer noch für ſehr jung hielt. Lichtner und ſein Freund wurden zum Mittagseſſen eingeladen; er nahm es im Namen ſeines Freundes an.

Lichtner konnte ſich nicht einbilden, daß Caroline dem Baron untreu ſeyn könnte, ihr ſanftes Weſen und die unbegränzte Ehrlichkeit in ihrem Geſicht, und vor allen die Aehnlichkeit mit Henrietten, machten es in ſeinen Augen ohnmöglich.

Wallen und er fanden ſich zur beſtimmten Zeit ein; Caroline war in dem Saale, wo man ſie einführte, allein; er war ſelbſt zu ſehr mit ihr beſchäftigt, als daß er hätte bemerken können, daß ſein Freund äußerſt verwirrt die Augen auf den Boden heftete.

Verzeihn Sie meine Herrn, ſagte Caroline, meine Taute wird ſo gleich die Ehre haben. Beide verbeugten ſich.

Sie ſind Herr Lichtner, fragte ſie ſchnell, indem ſie ſich ſchüchtern zu ihm wandte.

Zu Ihrem Befehl.

Verzeihn Sie, ich kannte einmal einen Baron Darnberg, er hat mir oft Ihren Namen als den, ſeines vertrauteſten Freundes genannt, ich weiß nicht, ob Sie derſelbe ſind.

Ich bin es Mademoiſell. Mein Freund nannte mir auch oft Ihren Namen, und ſprach, als von einer Perſon, die ihm auf der Welt das Theureſte ſey.

Ich glaube nicht, daß er das noch thun wird, ſagte Caroline lächelnd, mit Lächeln und unterdrückten Thränen.

Sie thun meinem Freunde Unrecht, ich bin überzeugt, daß —

Die Tante trat herein und entſchuldigte ihr Ausbleiben. Man ſetzte ſich zu Tiſche. Wallen ſaß neben Carolinen, Lichtner mit der Tante ihnen gegen über. Er bemerkte, daß ſeines Freundes Augen immer auf ſeine Nachbarin geheftet waren, und daß er eine Unruhe und Verwirrung mit Gewalt unterdrücken wollte.

Alle Mühe, die er ſich gab, Carolinen noch einige Augenblicke allein zu ſprechen, war vergeblich. Sie wurden auf den andern Abend in den

Garten der Tante gebeten. Lichtner nahm es ſogleich an. Wallen machte einige Einwendungen, die ſein Freund alle ſehr leicht hob; er mußte verſprechen, auch zu kommen.

Haben Sie ſich denn in einigen Stunden in Carolinen ſo ſehr verliebt, daß Sie ſich fürchten, ſie wieder zu ſehn? Ach Freund, ſagte Wallen, wenn Sie wüßten, wie viel Qual ich dieſen Mittag ausgeſtanden habe, ſie würden nicht mit mir ſcherzen; ich weiß nicht, woher es kam, daß ſich mir ſo viele Erinnerungen aufdrängten?

Am folgenden Abend hatte Lichtner Gelegenheit, Carolinen allein zu ſprechen; er erzählte ihr, wie ſehr ſie der Baron noch liebe, und wie untröſtlich er über ihre vermeinte Untreue ſey. Caroline ſagte ihm, daß die Tante ſelbſt in den Baron verliebt geweſen wäre, und aus Eiferſucht habe ſie ſie aus der Penſion, worin ſie ſeit dem Tode ihrer Eltern gelebt hätte, weggenommen, und ſie gezwungen, bei ihr zu wohnen. Lichtner hatte aus freundſchaftlicher Hitze, in der er von des Barons Liebe ſprach, unendlich übertrieben, ohne daß er es gewahr wurde. Caroline fühlte ſich nun doppelt unglücklich, ſie begehrte Rath von ihrem neuen Freund. Er wagte es, ihr vorzuſchlagen, ſie möchte in ſeiner Geſellſchaft in

Mannskleidern nach ſeiner Vaterſtadt reiſen, in des Barons Arme eilen, und ihn für ſeine Zärtlichkeit belohnen. Caroline wurde anfangs über dieſen Vorſchlag beſtürzt; aber Lichtner ſprach mit ſolcher Wärme für ſeinen Freund, er machte es ihr ſo deutlich, daß ſie ihm für ſeine langen Leiden dies Opfer ſchuldig ſey, daß ſie endlich einwilligte. Lichtner ſchlug ihr vor, daß er ſie ſchon am andern Abend in ſeiner Wohnung verbergen und erſt den folgenden Tag abreiſen wollte, damit der Verdacht ihrer Entführung nicht ſogleich auf ihn fiele.

Dieſer Vorſchlag wurde ausgeführt. Caroline entkam aus ihrer Tante Hauſe; Lichtner verſorgte ſie mit Mannskleidern, nahm von der Tante Abſchied, die es ihm verſchwieg, daß ſie ihre Nichte vermißte, weil ſie glaubte, die Schande fiele mit auf ſie. Sie reiſten ab, und kamen glücklich in Lichtners Wohnung an.

Wallen war auf der Reiſe immer ſchwermüthiger geworden; er ſprach jetzt gar nicht, und man bemerkte oft Thränen in ſeinen Augen. Lichtner hatte dem Baron nicht geſchrieben, daß er Carolinens Bekanntſchaft gemacht hatte, noch weniger, daß er ſie mitbrachte; er wollte ihn freudig überraſchen. Er wünſchte herzlich, die Reiſe möchte erſt geendigt ſeyn; Caroline war ſehr ängſtlich; ſie machte ſich ſelber Vorwürfe über den Schritt, den ſie gethan hatte.

Was wird ſelbſt der Baron von mir denken, ſagte ſie zu Lichtner, daß ich mit einem mir faſt ganz fremden Mann meiner Tante entlaufe, und doch habe ich es aus Liebe zu ihm gethan! was wird nun erſt die ganze Welt ſagen? Er ſuchte ſie zu tröſten, und fühlte, daß er ſeinem Freunde ein Opfer brächte, wenn er ſie ihm zuführen und dies Bild von Henrietten verlieren würde.

Endlich kam man ſpät in der Nacht an. Lichtner wieß Carolinen bequeme Zimmer an. Am andern Morgen, ſagte er ihr, daß ſie ſeinen Freund auf die angenehmſte Art überraſchen wollten. Sie zog wieder weibliche Kleider an, fuhr mit Lichtner hin; Wallen bat, man möchte ihn zu Hauſe laſſen.

Der Baron und Louiſe erwarteten mit großer Angſt den hintergangenen Freund. Darnberg hatte dieſen Morgen ein Geſchäft; er verließ ſeine Gattin, mit dem Verſprechen, in einer Stunde wieder zu kommen. Die Zeit war beinah vorüber, als ſie einen Wagen halten hörte; ſie trat zum Fenſter und glaubte, es ſey der Baron; vor

Schrecken ſank ſie aber auf einen Stuhl, als ſie Lichtner und eine Dame ausſteigen ſah. Als ſie ſich ein wenig erhohlt hatte, kam ihr der Gedanke ein, er könnte wohl verheirathet ſeyn, und dem Baron ſeine Frau vorſtellen wollen; um deſto eher müſſe er ja dann ihre Heirath billigen.

Lichtner und Caroline traten in das Zimmer; er trat erblaßt zurück, als er Louiſen erblickte; lieber Lichtner, ſagte ſie, indem ſie ihm mit verbindlichen Worten entgegen ging, ich und der Baron, wir haben ſehr ihre Verzeihung nöthig.

Wie ſo? fragte er verwirrt.

Ich hoffe, das dieſe liebenswürdige Dame ihre Gemahlin iſt, das iſt mir ein Beweis, daß Sie mich vergeſſen haben, um deſto leichter werden Sie verzeihn.

Was? rief Lichtner vor Angſt zitternd; eine Ahndung, von denen was vorgefallen ſeyn könnte, kam in ſein Herz.

Ich bin Darnbergs Gattin, ſagte Louiſe ſchnell, mit niedergeſchlagenen Augen; Caroline ſank ohnmächtig nieder. Lichtner war beſchäftigt ihr beizuſtehn; Louiſe ſtand erſtarrt als der Baron hereintrat. Nichtswürdiger! ſchrie ihm Lichtner entgegen; der Baron ſtand erblaßt, und ſahe wechſelsweiſe ſeinen Freund, ſeine Gattin und Carolinen an. Dieſe ſchlug die Augen auf und ihr erſter Blick traf den Baron. Mit einem Schrei verbarg ſie ihr Geſicht in Lichtners Buſen, der ſie noch immer in ſeinen Armen hielt, und begehrte leiſe, er möchte ſie fortſchaffen; er nahm ihren Arm und führte ſie zum Wagen, ſie ſprach kein Wort. Als ſie vor ſeiner Wohnung ankamen, führte er ſie auf ihr Zimmer; ſie bat, ſie allein zu laſſen.

Er verließ ſie mit einem Herzen voll Mitleid; er wünſchte ſeinen Freund Wallen zu ſprechen, um ihm das Unglück der armen Caroline und die Treuloſigkeit ſeines Freundes zu erzählen. Als er auf ſein Zimmer kam, ſah er ihn am Tiſch ſitzen, ſein Kopf ruhte in ſeiner Hand, und große Thränen floſſen über ſein bleiches Geſicht; ein noch verſiegelter Brief lag vor ihm. Mein Freund, was iſt Ihnen? fragte Lichtner, von neuem beſtürzt. Hier iſt ein Brief an Sie, ſagte Wallen ſchwermüthig, ich kenne die Hand wohl; er iſt von Henrietten Bauer.

Und warum ſagen Sie denn das ſo in Bewegung? Ach rief Wallen, ſie iſt meine Geliebte;

ich bin Stamford, durch deſſen Schuld ſie gefangen waren, und ihre Braut verlieren mußten, deſſen Freundſchaft ſie ſuchten und der um alles Unrecht, das Sie um ſeinetwillen litten, beſtraft wird. Sagen Sie mir mit wenigen Worten, fuhr er hitzig fort, nicht wahr, Sie wollen Henrietten heirathen, und ſie hat Ihnen ihr Wort gegeben?

Lichtner ſuchte ſeinen Freund zu beruhigen; er erzählte ihm ſeine Bekanntſchaft und entdeckte ihm auch ſeine Liebe zu Henrietten; aber auch die ganze Art, wie ſie ſeine Erklärung aufgenommen; er verſchwieg ihm auch nicht, daß er den Auftrag habe, ihn aufzuſuchen und ihm mit ſeinem Glück bekannt zu machen.

Wallen war vor Freude außer ſich; man beſchloß, daß er noch denſelben Tag an ſeine Geliebte ſchreiben, und ſeinen und ihren Kummer endigen ſollte. In dieſer Freude hatte Lichtner auf einige Augenblicke die unglückliche Caroline vergeſſen, er wollte eben ſeinen Freund mit ihrer Geſchichte bekannt machen, als ihm ein Bedienter meldete, daß ſie ihn zu ſprechen verlangte. Er eilte ſogleich zu ihr.

Als er in ihr Zimmer kam, fiel ihm die Aehnlichkeit mit Henrietten gleichſam ganz von neuem auf. Sie ſaß eben ſo wie jene an dem Morgen, als er das Geſtändniß ſeiner Liebe wagen wollte, blaß mit verweinten Augen im Sopha. Sie verlangte, er ſollte ſogleich ihrer Tante den ganzen Vorfall ſchreiben und ſie ſogleich zurückſchaffen. Er wollte ſie gern von ſeiner Unſchuld überzeugen, und wollte ihr alle Briefe des Barons vorlegen. Sie verſicherte, daß ſie ihm glaube, und bat um die Erfüllung ihrer Bitte.

Lichtner wagte es, ihr den Zorn ihrer Tante vorzuſtellen; ſie fing von neuem an zu weinen. Endlich bat er, ſie möchte es einige Tage überlegen, ob ſie ſich entſchließen könnte, ſeine Hand anzunehmen. Caroline wurde verwirrt, und ſchon am folgenden Tage erhielt Lichtner ihre Einwilligung.

Stamford hatte indeſſen an Henrietten geſchrieben, er wagte es nicht, ſelbſt nach L — zu reiſen; denn obgleich der Kaufmann wieder hergeſtellt war, ſo fürchtete er dennoch ſeine Rache.

Henriette war ſehr erfreut, als ſie dieſen Brief ihres Geliebten erhielt; ſie entſchloß ſich, mit ihrer Mutter nach Lichtners Wohnort zu ziehen. Sie benachrichtigten Stamford von dieſem Entſchluß, und beſtimmten die Zeit ihrer Abreiſe.

Lichtner feierte ſeine Hochzeit mit Carolinen, und erhielt von ihrer Tante, der Entführung wegen, Vergebung. Beide Freunde reiſten nun der Mad. Bauer und ihrer Tochter entgegen. Stamford und Henriette waren entzückt, ſich wieder zu ſehn. Henriette ſcherzte mit Lichtner, daß ſie ihn ſchon als Ehemann fände. Sie und ihre Mutter mietheten ein Haus neben Lichtners Wohnung; ihre Hochzeit wurde ſehr bald vollzogen. Beide Familien lebten nun in der unzertrennlichſten Freundſchaft; auf Henriettens Anrathen verſöhnten ſie ſich auch wieder mit dem Baron und Louiſen.

XXXI.

Zwey Freunde reiſten mit einander, der eine blos um zu reiſen; der andre um Bemerkungen, ſtatiſtiſche und philologiſche, beſonders aber pſychologiſche einzuſammeln. Er beſuchte daher alle Irrenhäuſer, Zuchthäuſer und dergleichen Orte, die als eben ſo viele Satiren auf den Menſchen aufgeſtellt ſind. Jetzt war ihm das Fach der Stillmelankoliſchen beſonders intereſſant geworden; er hatte einige ſo ſeltſame Exemplare angetroffen, daß er ſie mit einem ganz beſondern Eifer aufſuchte. Der ſimple Reiſende mußte immer ſo viele ſeiner Bemerkungen anhören, daß er ſich beinahe auch darüber in einen pſychologiſchen Reiſenden verwandelt hätte.

Sie kamen in eine Stadt, in der ſie ein paar Tage zu bleiben beſchloſſen. Indeß der Reiſende ſpazieren gieng, ſuchte der Pſycholog Bekanntſchaften aufzutreiben. Er hatte einige Briefe abzugeben, und bei dieſer Gelegenheit lernte er einen andern Pſychologen kennen; denn ſie ſind jetzt nicht mehr ſo ſelten, wie ehedem. Sie kamen ſogleich auf ihr Lieblingsgeſpräch, und Winkler verſprach unſerm Pſychologen zu einer äußerſt intereſſanten Bekanntſchaft zu verhelfen. Es lebe nämlich ein Mann in der Stadt, der in einem gewiſſen Grade toll zu nennen ſey, und doch übrigens dabei ſo vernünftig, wie alle andre Menſchen.

Sie beſuchten ihn noch an demſelben Tage. Der Tolle ſaß und arbeitete; denn es war ein Geſchäftsmann, und es hätte ſich keiner dürfen merken laſſen, daß man ihn für einen Tollen anſah. Er ſtand auf und bewillkommte die Eintretenden, ließ ſich den Pſychologen vorſtellen; denn Winkler war ſein guter Freund und beſuchte ihn häufig. Man ſetzte ſich, und der Tolle ſprach ſo geſetzt und vernünftig, daß der Pſycholog beinah eingeſchlafen wäre.

Winkler ſuchte wie ein geſchickter Steuermann die Unterredung zu lenken, und es gelang ihm endlich, den Tollen auf den Punkt zu bringen, auf dem er wirklich toll erſchien.

Ich will Ihnen die wunderbare Geſchichte erzählen, ſagte der Tolle, und ſtellte zwey Stühle vor ſich hin; er maß es ſehr genau ab, wie ſie nebeneinander ſtehn mußten, und der Pſycholog, der den Zuſammenhang der Stühle mit der Erzählung nicht begreifen konnte, fing an, ſich eine reiche Erndte von Beobachtungen zu verſprechen.

Es war im Herbſt, fing der Tolle an, jetzt mögen es ungefähr zehn Jahr ſeyn, daß ich Briefe erhielt, daß einer meiner beſten Freunde, der dreißig Meilen von hier wohnte, ſehr gefährlich krank liege, daß man an ſeinem Aufkommen faſt verzweifle. Ich war Tag und Nacht bekümmert, und fürchtete an jedem Poſttage, die Nachricht ſeines Todes zu erhalten. Die Briefe blieben wieder aus, und wie es den Menſchen oft geht, über dringende Geſchäfte vergaß ich meinen Freund etwas mehr. An einem Morgen pocht es an meiner Thür; ſie öffnete ſich, und mein krank geglaubter Freund trat herein, friſch und geſund. Ich eile ihm in die Arme, ich weiß mich vor Freuden nicht zu laſſen, und er thut kalt und befremdet; er giebt mir einen Brief und verläßt mich bald darauf, weil er weiter reiſen müſſe. Ich konnte ihn und mich nicht begreifen; als er fort iſt, eröffne ich den Brief — und nun denken Sie ſich mein Entſetzen! — er enthielt nichts anders, als die Nachricht, daß eben dieſer Menſch endlich nach einer langwierigen Krankheit geſtorben ſey. Ich wußte mich durchaus nicht zu faſſen, ich war betrübt, und alle meine Ideen verwirrten ſich. Ein Schwindel nach dem andern zog durch meinen Kopf.

Mein Bedienter war ausgegangen und kam zurück; er hatte natürlicherweiſe Niemand geſehn, keiner im Hauſe hatte jemand zu mir gehn ſehn; der Briefträger wollte von keinem Briefe wiſſen, den er mir gebracht hätte, denn ich fiel darauf, daß alles übrige, außer dem Briefe, den ich immer in der Hand hielt, nur meine Imagination ſeyn könne.

Sehn Sie, hier ſtand der Stuhl, auf dem ich geſeſſen habe, ſo neben mir ſaß mein Freund. Ich wußte recht gut, daß ich die Stühle in meiner Stube ſonſt nie ſo ſtelle, weil nichts das Gemüth ſo verwirrt, als ein unordentliches Zimmer; am Morgen war zwar der Barbier da geweſen, der den Stuhl auch ſo neben mich geſtellt hatte, aber er hatte ihn wieder auf die Seite geſetzt, wie er gewöhnlich zu thun pflegt.

Konnte er es an dieſem Tage nicht vergeſſen haben? fiel der Pſychologe ein.

Ich glaubte es auch, antwortete der Tolle; allein wie kam der Brief in meine Hand? Ich will Ihnen alles zugeben und dieſe Frage bleibt immer noch unbeantwortet. Sie glauben nicht, wie ich alles mögliche aufgeboten habe, um mich zu beruhigen; aber es war umſonſt, ſo, daß ich gezwungen bin, zu glauben, ich habe damals ein Geſpenſt geſehn.

Ich würde noch immer zweifeln, ſagte der Pſycholog.

Das thue ich auch, antwortete der Tolle, und das iſt eben das quälendſte bei der Sache, ſo oft ich daran zurückdenke, denn wäre ich vollkommen überzeugt, ſo wäre ich ruhig; allein dies ewige Schwanken hin und her, dieſes unaufhörliche Zweifeln verſetzt mich zuweilen in einem Zuſtand, der der Verrücktheit nicht unähnlich iſt.

Man trennte ſich, und der Pſycholog ging nach Hauſe. Wie beſcheiden dieſer Mann von ſich denkt, ſagte er zu ſich ſelber; es iſt überhaupt merkwürdig, wie die beiden äußern Enden der Tollheit der geſunden Vernunft ſo ganz ähnlich ſehn, und wie die Tollheit nur in der Mitte eigentlich Tollheit zu nennen iſt, und doch kann man auf den Linien die Punkte nicht auffinden, wo man ſagen könnte: hier hebt der Wahnſinn an.

Sein Kopf war ganz verwirrt, denn ein Verrückter, der über ſeinen Zuſtand ſo billig gedacht hatte, war ihm noch nicht vorgekommen. Er hätte ihn ſo gern für vernünftig gehalten, aber die Geſchichte mit dem Geſpenſte und daß er zu ſeiner Erzählung immer die beiden Stühle nöthig hatte, machte es ihm unmöglich.

Als der Pſycholog im Wirthshauſe ankam, erzählte er den ganzen Vorfall dem Reiſenden, der darüber etwas nachdenklich wurde. — Und was ſagen Sie dazu? ſchloß der Pſycholog, es iſt doch nicht anders möglich, als daß alles doch nur Imagination geweſen ſey.

Er kann den Menſchen aber vielleicht wirklich geſehn haben, antwortete der Reiſende.

Wie? rief der Pſycholog und ſah ſeinen Gefährten an, den er nach dieſer Aeußerung ſelber für einen würdigen Gegenſtand der Beobachtung halten mußte.

Laſſen Sie mich eine kleine Geſchichte erzählen, ſagte der Reiſende. Es ſind zehn Jahr, als ich durch dieſe Stadt reiſte, auf der letzten Station erhielt ich von einem Unbekannten einen Brief, den ich hier abgeben ſollte; er hatte ſelbſt gedacht, hieher zu reiſen, aber ein Zufall nöthigte ihn, ſeine Route zu verändern. Ich frage den Mann aus, an den der Brief addreßirt iſt, denn ich hatte Eil, weil ich gleich weiter wußte; ich öffne die Thür und ich ſehe einen ganz fremden Menſchen; aber er eilt ſogleich auf mich zu und umarmt mich herzlich, er freut ſich unendlich und wir ſetzen uns. Ich war in der peinlichſten Lage, weil ich glauben mußte, mich bei einem tollen Menſchen zu befinden; ich eile fort; er will mich nicht fortlaſſen und ich bin froh, als ich das Haus erſt wieder hinter mir ſehe.

Wenn Sie dem Geſtorbenen ähnlich ſehn, rief der Pſycholog, ſo iſt Niemand anders, als Sie das Geſpenſt!

Allerdings, ſagte jener.

Eine Auflöſung, die die Pſychologie niemals zu Stande bringen könnte, merkte der Pſycholog an.

Beide Reiſenden gingen zu Herrn Winkler, man beſuchte den Tollen noch einmal; alles klärte ſich ſo auf, wie es der Reiſende vermuthet hatte. Der Tolle geſtand, daß der Reiſende ſeinem geſtorbnen Freunde noch jetzt ſehr ähnlich ſehe. —

Der Pſycholog ſetzte ſich nieder, dieſe Geſchichte aufzuzeichnen, verlohr das Blatt auf einer Sta- und ſo fiel es in meine Hände.

Straußfedern.

Siebender Band.

Berlin und Stettin,
y Friedrich Nicolai, 1797

Universitäts-
München
Bibliothek

XXXII.

Es war ein König der mit ſeiner Königin ſehr glücklich lebte, und ſein Land vortrefflich regierte, ſeine Gemahlin war ſehr ſchön und tugendreich. Sie hatten eine Prinzeßin die erſt ſechs Jahre alt, aber ſchon ein Muſter der Schönheit war, jeder der ſie ſah mußte ſie lieben, und das ganze Land erwartete einſt die vollkommenſte Königin in ihr.

Dieſe Prinzeßin ging einſt mit ihrer Amme im Garten ſpatzieren; es war ein ſchöner warmer Sommertag, die Sonne flimmerte golden auf den hellgrünen Blättern junger Büſche, und die hohen Bäume warfen einen lieblichen Schatten auf einen friſchen Grasplatz. Kühlende Lüfte wehten in den hellgelben Haaren der Prinzeßin, ſie ſprang munter im Garten herum und pflückte bald Blumen, bald ſuchte ſie goldne Schmetterlinge zu erhaſchen.

Ach wenn ich doch wie ein Vogel in dem glänzenden Himmel herumfliegen könnte! ſagte die kleine Roſalinde, ſiehe nur meine Liebe, wie ihnen die Flügel golden werden, wenn ſie erſt über uns das blaue Land erreicht haben, wo des Nachts die Sterne wohnen. Sie ſtand und ſah den Vögeln nach.

Ein Wind rauſchte in den Bäumen, es ſtiegen einige Wolken auf, eine lichte roſenrothe Wolke bedeckte einen großen Theil des blauen Himmels, ſie ſchwebte immer näher auf das Haupt der kleinen Roſalinde, jetzt war ſie ganz dicht über ihr, als der König und die Königin kamen ihre Tochter zu zu ſuchen. Komm mein Kind, ſagte die Mutter, die Strahlen der Sonne verderben Dein zartes Geſicht. Die Prinzeßin wollte antworten, als ſie ganz von einem roſenfarbigen Duft eingeſchloſſen vor den Augen ihrer Eltern aufwärts ſchwebte. Sie wußten nicht, was mit ihr vorgieng, ſie wurde mit einer großen Schnelligkeit durch die Lüfte getragen, ſie glaubte einige Augenblicke ſie ſey ein Vogel geworden, und wollte wieder zu ihren Eltern zurück. Ach! rief ſie, ſo iſt es mir gegeben, was ich mir wünſchte, die Kunſt zu fliegen, aber ich bin zu ungeſchickt die Flügel zu regieren, und kann nur aufwärts ſteigen, aber nicht zurück zu meinen Eltern und zu meiner lieben Amme. Bald bemerkte ſie, daß ihr die Flügel ganz fehlten, und daß ſie von einer unſichtbaren Macht empor gehoben wurde.

Sie ſah nun herunter zur Erde, und große Berge und Seen und Städte lagen zu ihren Füßen wie auf einem Gemälde vereinigt. Sie ſchlug den Blick aufwärts und goldne Wolken und große Vögel zogen über ihrem Haupte hinweg. Sie war ganz in Erſtaunen verlohren, als ſie in der Luft zu ſchwanken anfieng, ſie fürchtete zu fallen und ſchrie laut. Ein ſanfter Stoß ſetzte ſie nieder, ein weicher Raſen umfloß ihren zarten Körper, ſie ſah verwundert in die neue Welt hinein. Bäume von ſeltſamen Farben worauf Vögel mit goldnen Federn ſaßen und liebliche Melodien ſangen, beſchatteten Roſalindens Lager. Das Gras zu ihren Füßen bewegte ſich in kleinen Wellen und entdeckte bald kleine ſilberne Blümchen und ſchüttete ſie eben ſo ſchnell wieder zu.

Wo bin ich! rief die Prinzeſſin. In dem Lande, wonach ſich dein Auge ſehnte, wohin die Vögel mit goldnen Flügeln eilen, wenn ſie ihre Strafe, ihre Verbannung nach eurer Erde überſtanden haben; tönte es von allen Bäumen. Roſalindens Augen irrten umher, ihr Blick ſuchte irgend etwas Bekanntes, worüber ſie ſich in dieſem ſchönen Lande erfreuen könnte. Als ſie nichts entdeckte, kamen Thränen der Angſt in ihre Augen, ſie entſchlief vom Weinen und lieblichen Melodien eingewiegt.

Ein Geräuſch wie ein ſtarkes Säuſeln der Blätter erweckte die Prinzeßin, wohlriechende Düfte umgaben ſie, ein Vogelgeſang erſchallte von fern; als ſie die Augen aufſchlug ſah ſie einen Wagen von Elfenbein mit Gold und Edelſteinen geziert in der Luft ſchweben, prächtige Pfauen trugen ihn, die ihren Schweif weit ausbreiteten, daß ihre köſtlichen Federn von der Sonne beſchienen in tauſend Farben glänzten. Eine Dame ſaß in dem Wagen, ſie war groß und majeſtätiſch, das Kleid das ihren ſchlanken Leib umfloß ſchien Abendroth, worin goldne Sterne flimmerten. Ihr ſchwarzes lockigtes Haar war ſo mit koſtbaren Steinen durchwebt, daß das Auge den Glanz davon nicht ertragen konnte. Ein Lied zum Lobe der Königin erſchallte von allen Zweigen. Der Wagen ſenkte ſich herab, die Dame ſtieg aus und kam auf Roſalinden zu, die zitternd da ſtand und bald ſie, bald die prächtigen Thiere anſtaunte. Willſt Du mit mir gehn? ſagte die Königin. Die

Prinzeßin war von neuem verwundert, denn ihre Stimme war der ſchönſte Geſang, den ungeſehene Inſtrumente in der Luft leiſe begleiteten. Ich will Dich wie meine Tochter lieb haben, fuhr die Dame fort, Du ſollſt alles bei mir erhalten was Du wünſcheſt; willſt Du mir folgen?

Ach gern, antwortete Roſalinde, wenn es nur meine Eltern zufrieden wären, und wenn ich meine liebe Amme zuweilen ſehn könnte. Ich will ſie zu Dir bringen, verſetzte die Königin, biſt Du nun zufrieden? — Die Prinzeßin ging auf den Wagen zu, die Königin ſtieg ein, hob Roſalinden auf, und warf ſie in ihren Schooß, es war der Prinzeßin als ob ſie im Abendroth unterginge. Die Pfauen trugen beide von neuem durch die Luft, ſie eilten ſo ſehr, daß alle Gegenſtände an Roſalinden wie unförmliche Bilder vorüber gingen. Endlich ſanken ſie vor dem goldnen Thore eines prächtigen Pallaſtes nieder. Der blaue Himmel über dem Pallaſte war mit goldnen Streifen durchwebt, Muſik und Geſang erſcholl in dem Hof und bei jedem Ton zitterten die goldnen Streifen als ob ſie die Saiten wären die angeſchlagen würden.

Die Thore rauſchten auf und eine Schaar von verſchiednen Vögeln zog der Königin entgegen; mit einigen ſprach ſie leiſe, dann ging ſie mit

Roſalinden die marmornen Stufen hinauf, ſie traten in ein prächtiges Gemach, deſſen chriſtallne Wände ihre Bilder unzähligemale zurückwarfen. Die Königin ſezte ſich auf ein Ruhebett nieder, wo ſie der Schatten den ein hoher Palmbaum hinein fächelte bedeckte, die Prinzeßin konnte nun erſt die ganze Pracht und Schönheit der Dame bemerken, da der Glanz der Sonne ihr Auge nicht mehr blendete. Nachdem ſie ſie eine zeitlang mit ruhiger Verwunderung angeſehen hatte, wurde es ihr plötzlich deutlich, daß dieſe Königin unmöglich zu den Menſchen gehören könne, ſie fürchtete ſich und fiel auf die Knie nieder. Was iſt Dir meine Tochter? ſagte die Dame, indem ſie ſie liebreich aufrichtete. Roſalinde wurde von der Muſik ihrer Stimme betäubt und drückte ihr Geſicht laut ſchreiend auf den Boden.

Die Königin hob ſie auf und wiegte ſie an ihrem Buſen. O meine Mutter, meine Mutter! rief die Prinzeßin ſchluchzend. Du ſollſt ſie ja ſehn meine Tochter, ſagte die Königin mit tröſtender Stimme. Eine Tafel die mit den köſtlichſten Speiſen beſetzt war wurde herein gebracht, man ſetzte ſich zu Tiſche, Vögel aller Art, warteten dabey auf, und ihre ſeltſame Geſchicklichkeit womit ſie die Schüſſeln auf und abtrugen, bewunderte die Prinzeßin ſo ſehr, daß ſie ihre Angſt darüber vergaß. Gebt meinem lieben Kinde ſchöne Kleider und Spielzeug, ſagte die Königin nach der Tafel. Viele Vögel führten Roſalinden in ein andres Gemach, wo eine groſſe Anzahl Kleider von wunderbaren Zeugen ihre Augen beluſtigten, viele ſchienen von Duft von allerlei Farben, und andere von goldnen Federn kleiner Vögel gewebt zu ſeyn. Die Prinzeſſin freute ſich über dieſe Herrlichkeit und als ſie die Kleider genug betrachtet hatte, begehrte ſie ihr Spielzeug. Tauſend ſeltſame künſtliche Sachen wurden herbeigebracht, und als ſie auch Puppen verlangte, wurden ihr viele, die aber alle die Geſtalten von Vögeln hatten, gereicht. Nur eine menſchliche Geſtalt, die einen kleinen pucklichten Mann vorſtellte, war darunter, Roſalinde freute ſich beſonders über dieſen. Sie brachte den ganzen Abend unter fröhlichen kindiſchen Spielen hin, ohne an ihre Eltern oder an ihre Amme zu denken. Nach dem Abendeſſen aber als die Königin befahl, man ſollte ſie entkleiden und zu Bette bringen, fing ſie an zu weinen und begehrte ihre Amme.

Die Königin ſuchte ſie zu tröſten, und verſprach daß die Amme gewiß am folgenden Tage bei ihr ſeyn ſollte. Roſalinde fürchtete ſich vor der Königin und gieng mit den Vögeln in ihr Schlafzimmer, ſie fingen an, ſie zu entkleiden

und

und ſie weinte von neuem; endlich zankte ſie mit ihnen und ſchalt ſie häßliche Thiere.

Wie, eitle Närrin! rief ein grüner mit Gold geſtreifter Vogel, häßlich nennſt Du uns? ſind wir nicht ſchöner als Du und Dein ganzes Geſchlecht? zeig uns einmal prächtige goldne Farben die an deinem Körper wechſeln wie an uns; wenn Ihr uns das nicht mit Edelſteinen und Seide nach machtet, ja Euch oft ſogar mit unſern eignen Federn putztet, was würde man denn Merkwürdiges an Euch ſehn? Der Vogel war während ſeiner Rede ſo böſe geworden, daß ſich alle Federn an ſeinem Körper ausbreiteten. Helft mir die Närrin beſtrafen! rief er den andern zu. Sogleich eilten alle Vögel auf Roſalinden zu, und fingen an, ſie mit ihren Flügeln zu ſchlagen, zu kratzen und mit ihrem Schnabel zu beißen. Die Prinzeßin ſchrie laut, die Königin trat in das Gemach, alle Vögel wichen ehrerbietig zurück. Als ſie die Urſach des Streits gehört hatte, verwandelte ſie die Vögel zur Strafe auf ein Jahr in ſchwarze Raben und verbannte ſie auf die Erde, Roſalinden verwieß ſie ſanft ihre Unart und gab ihr zwölf ſilberne Tauben zur Bedienung.

Die Prinzeßin wurde am andern Morgen vom Vögelgeſang erweckt, die Tauben ſtanden um ihr

Bett herum, und fragten ob ſie ſich wollte ankleiden laſſen. Roſalinde ſah ſie an, alle blickten mit ſo unſchuldigen gutmüthigen Augen auf ſie, daß ſie ſie herzlich lieb gewann. Sie richtete ſich auf und wurde prächtig gekleidet, ſie konnte die ſchönen Vögel nicht genug bewundern, ihre ſilbernen Federn glänzten ſo rein in der Morgenſonne, der Hals einer jeden war mit einem Reif wie ein Halsband umgeben, bei der einen ſchienen es Rubinen, bei der andern Smaragden, und ſo bei einer jeden andre Edelſteine zu ſeyn.

Als Roſalinde fertig war, wurde ſie zur Königin geführt, dieſe nahm ſie mit ſich in den Garten des Pallaſtes und die Prinzeßin erſtaunte von neuem. Ein Bach floß durch die Mitte des Gartens und theilte ihn, eine ſilberne Brücke, deren Geländer mit Rubinen beſetzt war, vereinigte ihn wieder; hohe Palmbäume mit goldnen Blättern ſtanden am Ufer des Baches, die Blätter der Bäume waren ſo lang, daß ſie ſich in das Waſſer tauchten, wenn ein Wind ſie bewegte und wenn ſie ſich wieder heraushoben, ſchütteten ſie Waſſertropfen, die ſogleich zu Edelſteinen wurden, in das weiche hohe Gras des Ufers. Mit kindiſchen Entzücken ſah Roſalinde dieſem Spiele zu, ſie ſchrie freudig als ſich die Steine im Graſe immer vermehrten und immer ſchöner glänzten.

Sie gingen über die Brücke und eine Allee ſilbernen Birken nahm ſie auf, zwiſchen jeder Birke ſtand eine Statue von hellblauen Marmor; Roſalindens Auge konnte nicht das Ende dieſer Bäume und Bilder erreichen. Gefällt es Dir bei mir, mein Kind? fragte die Königin. Ach ja verſetzte die Prinzeßin, wenn nur meine Amme da wäre, daß ſie in dieſen Gängen mit mir ſpielen, meine ſchönen Kleider ſehn, und mir aus den Steinen am Waſſer ein Halsband und Armbänder machen, oder ſie in meine Haare flechten könnte.

Das können ja alles Deine Tauben auch, ſagte die Königin. Du haſt mir meine Amme verſprochen, erwiederte Roſalinde weinend, ach ich dachte wohl, daß Du es nicht thun würdeſt. wenn ich doch wieder bei meinen Eltern in meinem Garten wäre!

Sey ruhig mein Kind, Du ſollſt Deine Amme ſehn, rief die Königin; o wenn Du doch älter wärſt und einen Begriff von Gefahr hätteſt, ſo könnte ich Dir ſagen, es iſt zu gefährlich für Dich und mich, aber ſo verſtehſt Du mich nicht und ich muß Dein Verlangen erfüllen.

Als ſie noch eine Zeitlang gegangen waren, kam ein ſchöner großer Vogel auf ſie zu, er neigte ehrerbietig ſeinen Kopf bis auf den Boden, die Königin küßte ihn und ſeufzte; Die Prinzeſſin näherte ſich und ſtreichelte ſeinen glänzenden Nacken, er küßte ihre Hände und Roſalinde wurde dreiſter und beſchäftigte ſich immer mehr mit ihm. Sie erklärte endlich, daß ihr dieſer Vogel am meiſten gefiele und bat die Königin, ſie möchte ihn ihr zur Bedienung geben. Das geht nicht mein Kind, erwiederte dieſe lächelnd, allein er wird den ganzen Tag bei Dir ſeyn. Der Vogel freute ſich über dieſen Befehl, und verſicherte, daß er kein größeres Glück kenne, als in Roſalindens Geſellſchaft zu ſeyn. Sie nahm ihn ſogleich mit ſich in ihr Zimmer, wo ſie ihm alle ihre ſchönen Kleider, ihre Koſtbarkeiten und ihre Puppen zeigte, ſie verlangte er ſollte mit ihr ſpielen, er wuſte aber mit den Puppen gar nicht umzugehn, er zerbrach den Vögeln die Schnäbel und die Beine, Roſalinde wäre ſehr böſe geworden, wenn er nicht verſprochen hätte andere zu ſchaffen. Zuletzt zeigte ſie ihm die pucklichte Figur, der Vogel wurde plötzlich zornig, er ergriff die Puppe und war bemüht ſie mit ſeinem Schnabel zu zerreißen. Roſalinde weinte und bat um ihr liebſtes Spielzeug, er ließ endlich die Figur los, die Prinzeſin ergriff ſie hurtig und trieb den Vogel mit Schlägen und Thränen über ſeine Bosheit aus ihrem Zimmer.

Bei der Mittagstafel war er wieder gegenwärtig, er näherte ſich der Prinzeßin und bat ſie demüthig um Verzeihung, ſie wollte gar nicht antworten, als aber die Königin für ihn bat, ſagte ſie: ich vergebe Dir, aber ich will Dich nimmermehr auf meinem Zimmer ſehn. Er flehte um die Widerrufung dieſes harten Befehls, er verſprach durch einen ſtrengen Gehorſam gegen ihren Willen, ſein Vergehn wieder gut zu machen, ſie verſöhnten ſich endlich, und er folgte ihr nach der Mahlzeit in den Garten.

Roſalinde ſetzte ſich am Ufer des Baches nieder und ſammelte die Steine aus dem Graſe, der Vogel ſuchte ihr die ſchönſten und legte ſie in ihren Schooß, dann brachte er ihr köſtliche Erdbeeren aus dem nahen Gehölze, er hütete ſich immer dem Bache nahe zu kommen; die Prinzeßin bemerkte es und fragte um die Urſach, er ſagte, er könne das Waſſer nicht leiden. Sie verlangte er ſollte ſeinen Kopf in ihren Schooß legen, ſie wollte mit ſeinen ſchönen Federn ſpielen, er bat ſie möchte nur vom Waſſer weggehen, ſo würde es ihm die größte Freude ſeyn. Roſalinde ſchmälte und warf ihm ſeinen Ungehorſam vor, nannte ihn ein häßliches ungeſchicktes Thier, betheuerte ſie wollte ihn nicht mehr ſehn und weinte von neuem um ihre Amme.

Der Vogel ging zur Königin und klagte ihr ſein Leid, dieſe ging ſogleich zur Prinzeßin und ſuchte ſie zu beruhigen. Roſalinde weinte unaufhörlich und warf ihr vor, daß ſie ihr nicht Wort hielte, ſie verlangte mit großer Heftigkeit zu ihren Eltern zurück. Alles was die Königin anwendete ſie zu tröſten war vergeblich, ſie ſagte ihr endlich, ſie ſollte ſich von dem Vogel zu einem Beet voll Tulpen führen laſſen, dort würde ſie ihre Amme finden. Die Prinzeßin ſprang freudig auf und folgte ihrem Führer, dieſer ſenkte den Kopf traurig und bat ſie auf dem Wege noch einmal, ihren Wunſch aufzugeben und ſich mit der genaueſten Sorgfalt von ihnen bedienen zu laſſen. Roſalinde hörte gar nicht auf ihn und verlangte nur immer ihre Amme. Sie ſah jetzt Gegenden des Gartens die ihr noch ganz unbekannt waren. Blumen die ſo hoch wie Bäume gewachſen waren, bildeten eine Art von Wald, ſie ſtand ſtill und freute ſich, daß hoch über ihr Roſen und Nelken die Köpfe zuſammenſchlugen und ſo einen Strom von Wohlgeruch in die Luft ſchütteten. Als ſie dieſes Blumenbeet, wie es der Vogel nannte, verlaſſen hatten, bot ſich ihren Augen ein neues Schauſpiel dar, Tulpen von allen Farben, deren Blätter durchſichtig wie Edelſteine waren und eben ſo glänzten, bedeckten ein großes Feld, deſſen Ende mit hellgrünen Bäumen, auf denen rothe Streifen der Abendſonne lagen, bekränzt war.

Ein Wühlen im Graſe vor Roſalindens Füßen machte ſie aufmerkſam, ein kleiner ſchwarzgelber Bär arbeitete ſich aus dem Boden hervor, ſie ſchrie überlaut, der Vogel wurde beſtürzt, der Bär näherte ſich dieſem: Du weißt weſſen Geſandter ich bin? Ich weiß es, war die Antwort. Der Geſandte zog aus einer Taſche, die er auf dem Rücken trug ein Pergament und reichte es dem Vogel. Sage Deinem Könige, daß wir uns gegen ſeine Tücke ſo gut ſchützen werden, wie es uns möglich iſt, rief der Vogel zornig, als er geleſen hatte; er wird gewiß nicht im Beſitz des Talismans bleiben, den er auf eine bübiſche Art dem rechtmäßigen Beſitzer entwandt hat, und der ihn allein ſo frech macht uns zu drohen! Wenn Du noch darauf beſtehſt Deine Amme zu ſehen, ſagte er zur Prinzeßin, ſo folge mir. Lebt wohl! ſagte der Bär, indem er bemüht war mit ſeinen Pfoten die Erde wieder aufzuwühlen und hinein zu kriechen. Roſalinde folgte dem Vogel mit großer Angſt, ſie gingen zwiſchen den Tulpen hindurch und näherten ſich den Bäumen, am Fuße des einen ſah die Prinzeßin die Amme, die beſchäftigt war einen Blumenſtrauß zu winden. Sie umarmten ſich mit der größten Zärtlichkeit, alle

Angſt war vergeſſen. Jeden Abend könnt ihr Euch um dieſe Zeit hier finden, ſagte der Vogel, aber hüte Dich fuhr er fort, indem er ſich zur Amme wandte, daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bleibſt. Sie verſprach es und er ging nach dem Pallaſte zurück.

Die Prinzeßin hatte nun ſo viel zu erzählen und zu fragen, daß ſie noch lange nicht damit zu Ende war, als ſich die Sonne hinter den Bäumen ſenkte. Jetzt muß ich zurück, ſagte Bertha. Ach nur noch einen Augenblick! rief die Prinzeßin, komm nur noch mit in den Pallaſt, um alle die herrlichen Sachen zu ſehn. Morgen, morgen rief die Amme indem ſie ſie ſchnell umarmte. Sie riß ſich loß, trat hinter einen Baum, Roſalinde folgte ſchnell, aber ſie war vor ihren Augen verſchwunden. Die Prinzeßin ſtand zwiſchen ſchwarzen Bäumen und ein kalter Schauer ergriff ſie, ihr war es als ob dies ein Ort wäre, wo alle Menſchen, die ihn beträten, ſterben müßten; blaß vor Furcht ſprang ſie in das Tulpenfeld hinein und eilte dem Pallaſte zu.

Am folgenden Tage war Roſalinde unſchlüßig, ob ſie ſich dem Orte wieder nähern ſollte, wo ſie geſtern ſo viel Freude und Angſt gehabt hatte, endlich ſiegte die Liebe zu Bertha, ſie ging früher als geſtern durch den Wald von Blumen, eilte den glänzenden Tulpen vorüber und fand ihre Amme wieder eben ſo am Fuße des Baumes ſitzen. Es iſt ſchön, mein Kind, daß Du ſo früh kömmſt, rief dieſe ihr entgegen, ſo können wir heute länger beyſammen bleiben. Roſalinde ſetzte ſich zu ihr und die Zeit verfloh wie am vorigen Abend. Als ſich die Sonne neigte und die Amme aufſtand um in den Wald zu gehn, erinnerte ſich die Prinzeßin ihres geſtrigen Schrecks und lief ohne ihre Bertha zu umarmen und zurück zu ſehn, mit der größten Schnelligkeit davon. Athemlos ſank ſie auf eine Raſenbank nieder, der Vogel trat zu ihr und fragte nach der Urſach ihrer Beſtürzung. Sie erzählte ſie ihm und verlangte zu wiſſen, warum ihre Amme immer in den häßlichen Wald hinein müßte; er ſuchte ſie zu beruhigen und ſie gingen nach dem Schloſſe zurück. Als ſie zur Brücke kamen, wollte der Vogel, wie er immer gethan hatte, hinter Roſalinden gehn, das ſchnelle Laufen aber und ihre Angſt hatten ſie ſo matt gemacht, daß ſie ſich auf ihn ſtützen mußte. Er ſuchte ein ſo anziehendes Geſpräch anzuknüpfen; um ihre Augen nach ſich und von dem Bache zu lenken, aber Roſalinde ſah immer in den Fluß, deſſen chriſtallne Wellen über die goldnen Palmblätter hüpften. Sie bog ſich ſogar über das Geländer um dies ſchöne Schauſpiel noch beſſer zu genießen. Der

Vogel muſte neben ihr ſtehn, laut ſchreiend fuhr ſie plötzlich auf, denn ihr liebſtes Spielzeug, das pucklichte Bild ſchwamm im Waſſer. Sie behauptete der Vogel hätte es hineingeworfen, er betheuerte ſie würde es auf ihrem Zimmer finden. Die Prinzeſſin ſah unverwandt in den Bach wie es die Wellen bald hoben bald ſenkten, es ſchien ihr jetzt zu ſprechen und ſich zu bewegen. Wüthend riß ſie ſich von dem Vogel los, eilte von der Brücke herunter, er folgte ihr, ſie ſtand am Waſſer, das Bild war ihr ganz nahe, ſie ſtreckte die Hand aus, um es dem Waſſer zu entreißen, und ſtürzte in demſelben Augenblick hinein, der Vogel ſprang ihr nach. Die Prinzeßin erſchrak heftig als ſie kalte Wellen umfaßten, ſie war einige Augenblicke ohne Beſinnung, endlich ſchlug ſie die Augen auf, ſie fühlte ſich mit ſtarken Armen umfaßt, und als ſie den Kopf umdrehte, ſah ſie, daß ſie von eben der pucklichten Figur gehalten wurde, die mit groſſer Anſtrengung arbeitete das Ufer zu erreichen. Die Sinne verließen ſie und als ſie nach langer Zeit erwachte fand ſie ſich in ihrem Zimmer von ihren ſilbernen Tauben umgeben. Was iſt mir begegnet? fragte Roſalinde; die Tauben ſuchten ſie zu überreden, daß ein böſer Traum ſie ſo erſchreckt habe. Die Prinzeßin glaubte es am Ende, ſie ſtand auf, und um ſich zu zerſtreuen ſuchte ſie all ihr Spielzeug hervor.

Sie hatte ſchon eine Stunde vertändelt und ihren Schreck faſt vergeſſen, als die Puppe ihr in die Augen fiel, ſtarr ſah ſie ſie an und erwartete jeden Augenblick, daß Leben und Bewegung in die nachgemachten Glieder kommen und daß ſie das Bild mit ſtarken Armen ergreifen würde. Schreiend warf ſie ſich nieder und zerſchlug in der Angſt ihr Geſicht auf dem Boden. Nach einer Stunde kamen die Tauben um ſie zu entkleiden, ſie fanden ſie leblos liegen.

Sie erwachte im Schooße der Königin, ſanfte Muſik erſcholl. Roſalindens Augen ſchwärmten in der monderhellten Gegend umher, ſie hatte den Garten noch nie bei Nacht geſehn. Der ganze Himmel war die reinſte goldne Fläche, woran die große Scheibe des Mondes wie ein Edelſtein funkelte, es ſchien als wäre ein dünner Flor über den Himmel geſpannt, der ſich zuweilen ein wenig verſchob, und ſo ein unzählbares Heer glänzender Sterne einige Augenblicke zeigte. Die Königin reichte Roſalinden einen Becher und hieß ihr dieſen ſtärkenden Trank nehmen, Roſalinde that es und war in dem Augenblicke wieder völlig geſund. Die Geſchichte die ſie ſo geängſtigt hatte, war ihr zwar noch im Gedächtniſſe, aber wie einzelne Begebenheiten aus dem Leben einer andern Perſon, ſie ſchien ſich viel zu erwachſen und verſtändig, als daß ſie es hätte ſeyn können, die ein Spielwerk, wie eine Puppe, beluſtigen und erſchrecken ſollte.

Sie wurde zu Bett gebracht und ſchlief ſehr ruhig ein. Am Abend des folgenden Tages ging ſie mit der Königin und dem Vogel in den Garten ſpatzieren, ſie näherten ſich dem Walde von Blumen; wollen wir nicht zurückgehn? fragte die Königin. Vergib, ich wollte gern meine Bertha dieſen Abend noch ſehn, antwortete Roſalinde. Ach! das dachte ich wohl, rief die Königin weinend, daß der Trank nicht im Stande ſeyn würde, das Andenken von geliebten Menſchen bei Dir zu vertilgen; ſo gehe nur ich muß mich meinem Schickſale überlaſſen. Die Prinzeßin konnte ſich dieſe Worte nicht erklären, ſie war ſchon halb entſchloſſen der Königin nach dem Pallaſt zu folgen, als ihr wie ein Traum die Erinnerung aufſtieg, daß ſie aus kindiſcher Furcht am vorigen Abend ihre Amme verlaſſen hatte ohne Abſchied von ihr zu nehmen. Sie ging alſo dem Tulpenbeet zu und fand wie an den vorigen Tagen ihre Bertha, ſie konnte einer Furcht nicht widerſtehn als ſie den Bäumen nahe war und bat daher ihre Amme mit ihr ein wenig zwiſchen den Blumen zu gehn und ihr von ihren Eltern zu erzählen. Die Amme that es und ſie entfernten ſich immer weiter von den Bäumen, die Prinzeßin wollte wiſſen, ob ſich ihre Eltern über ihre Abweſenheit getröſtet hätten. Bertha verſicherte, daß ſie völlig beruhigt wären, man habe auf der Prinzeßin Zimmer einen Brief, das Bildniß eines ſehr ſchönen Prinzen und eine groſſe goldne Feder gefunden. In dem Briefe habe man dem Könige geſchrieben, daß ſeine Tochter nach zehn Jahren mit dem Prinzen vermählt, deſſen Bild man ihm ſchicke, zurück kommen würde, wenn er Muth genug habe, ihr dahin entgegen zu kommen, wohin ein Vogel ihn führte, der am ſechszehnten Geburtstage der Prinzeßin in ſein Schloß kommen würde. Dem Vogel würde dieſe goldne Feder aus dem rechten Flügel fehlen, der König möchte ſie ihm wieder einſtecken, und er würde für dieſen Dienſt gern ſein Wegweiſer ſeyn und alle Mühe und Gefahr mit ihm theilen. Der König ſey entſchloſſen alles für ſeine Tochter zu wagen, und da es nur auf Muth ankomme, um ſie glücklich wieder zu ſehn, ſo ſey er völlig beruhigt. Aber ich muß fort! rief Bertha, die Sonne iſt ſogleich unter. Sie hatten ſich weit von den Bäumen entfernt, die Amme eilte ſie zu erreichen, die Prinzeßin folgte ihr eben ſo ſchnell und wollte mehr von ihr hören, ſie hielt ſie beim Kleide und beide erreichten beinah den Wald als die Sonne völlig unterſank. Krächzend flatterte die Amme empor, es war ein ſchwarzer Rabe, Roſalinde hatte immer ihr Kleid feſtgehalten, ſie war zuletzt auf die Knie geſtürzt, beim Auffliegen riß ein Stückchen los und die Prinzeßin hatte eine Rabenfeder in der Hand. Immer noch knieend ſah ſie dem Vogel verwundert nach, der ſich bald in den Wolken verlohr, endlich erhob ſie ſich und ging betrübt mit der Feder zurück in den Pallaſt.

Die Königin ſtand auf den marmornen Stufen als Roſalinde zurückkam. Was haſt du gemacht? rief ſie ihr entgegen, als ſie die Feder in ihrer Hand erblickte. Sage mir, antwortete Roſalinde, warum iſt meine Amme als ein häßlicher Rabe davon geflogen? Ich habe Deine Unbeſonnenheit erwartet, rief die Königin zornig, und die Prinzeßin wurde von dem Schall der Trompeten, Pauken und Waldhörner, die bei den zornigen Worten der Königin durcheinander ſchmetterten, betäubt. Was habe ich denn gethan? fragte ſie furchtſam. Habe ich Dir nicht befohlen, fuhr die Königin gelaſſen fort, Du ſollſt nie bis nach dem Untergang der Sonne bei ihr ſeyn? Die Muſik wurde nach und nach ſchwächer und Roſalinde erholte ſich etwas, ſie ſagte, ſie hätte gern ſo viel von ihren Eltern wiſſen wollen und darüber die Sonne vergeſſen. Es iſt nun nicht zu ändern, ſagte die Königin ſeufzend und wehmüthige Flöten und Harfen ſeufzten leiſe mit; die Prinzeßin folgte ihr weinend in den Pallaſt.

Am folgenden Tage war die Königin traurig und ſtill. Roſalinde wagte es nicht nach ihrer Bertha zu fragen, heimlich ſchlich ſie am Abend nach dem Tulpenbeet, aber der Platz wo ihre geliebte Amme zu ſitzen pflegte war leer, die Prinzeßin warf ſich nieder, ſie ſah daß der Raſen da noch niedergedrückt war, wo ſie geſtern geſeſſen hatte, ſie richtete einige ſilberne Blümchen auf und die Thränen floſſen aus ihren Augen. Ihr ehemaliger Liebling der große ſchöne Vogel näherte ſich und ſuchte ſie zu tröſten. Sage mir, fragte ſie, werde ich meine Amme wiederſehn? O gewiß, verſetzte er, aber jetzt meine liebe Roſalinde iſt es unmöglich. Sie weinte von neuem, ſie machte ſich Vorwürfe, daß ſie an ihrer Verwandlung ſchuld ſey; der Vogel bat die Prinzeßin zurückzukommen und ſeinen Kummer nicht durch den ihrigen zu vermehren. Sie waren in dem Blumenwald als ein Rauſchen die Prinzeßin erſchreckte, einige von den Blumen hoben ſich aus den Boden und fielen zu ihren Füßen nieder, die Erde that ſich weit auseinander und ein großer ſchwarzer Bär, der eine goldne Krone, die reich mit Edelſteinen beſetzt war, trug, ſtieg hervor, ſein Leib war ganz mit goldnen Ketten behangen, an allen Klauen trug er koſtbare Ringe; er ſtützte ſich auf einen ebenhölzernen mit Perlen umwundenen Stab, zwanzig kleine Bären, alle mit prächtigen Ketten und goldenen Spangen um die Tatzen hielten die Schleppe eines Mantels von Goldſtoff der von den Schuldern des großen Bären hing. Ich komme in meinem königlichen Staat, um Euch die gebührende Ehre zu erweiſen, ſagte er ſpottend zum Vogel; mein ſtolzer Prinz! — Du und Deine Mutter, ihr habt doch alſo alles angewandt um die Bezauberung, worin Du durch meine Kunſt lebſt, aufzuheben, aber Ihr habt wohl nicht berechnet, daß Ihr durch Euren Betrug deſto leichter in meine Gewalt kommt, wenn ihr nun in funfzehn Monaten nicht im Stande ſeyd ungerechte Bezauberungen aufzuheben, ſo kündige ich Euch den Krieg an; Ihr wißt keine von den Feen darf Euch beiſtehn, wenn Ihr Euch Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen laßt, und ſo hoffe ich Euch durch Hülfe meines Talismans zu überwinden und mein Eisland gegen Euren Sonnenſchein zu vertauſchen. — Den Talisman, rief der Vogel, den Du meinem Vater ſchändlicher Weiſe geſtohlen haſt und ihn ſelbſt gefangen hältſt! Ich hoffe die Zeit ſoll noch kommen, wo ich ihn befreien und rächen werde, denn nur Dein Raub macht Dich ſo mächtig daß Du es wagen kannſt uns zu drohen.

Du weißt jetzt meine Meinung, ſagte der Bär, entweder in funfzehn Monaten hebt Ihr jede Ungerechtigkeit auf oder rüſtet Euch zur Vertheidigung. Er ſtieg bei dieſen Worten in den Boden, ſein Gefolge mit ihm, die Blumen richteten ſich auf und ſtanden wieder auf ihrem Platz.

Die Prinzeßin wußte nicht, ob ſie träumte, der Vogel ſtand nachdenklich vor ihr. Sie bat ihn endlich, ihr alle dieſe wunderlichen Sachen zu erklären. Ach verſchone mich! rief er aus, Du wirſt es nur zu früh erfahren. Beide traten den Weg zum Pallaſt an, die Königin kam ihnen entgegen: Ich weiß alles, ſagte ſie weinend, als der Vogel zu ihr trat um ihr des Bären Worte zu erzählen. Laßt uns auf Vertheidigung denken, denn Du weißt, daß ich ohne den Talisman die Bezauberung nicht aufheben kann, woran dieſe Unbeſonnene ſchuld iſt. O mache ihr keine Vorwürfe, ſagte der Vogel, denn wenn wir verlieren, würde ſie nicht mit uns leiden müſſen? Sie gingen hinein und Roſalinde hörte die Königin ſagen, daß ſie dieſe Nacht noch ihren ganzen Rath zuſammenrufen wollte, er möchte auf ihrem Zimmer gegenwärtig ſeyn.

Roſalinde war der wunderbahren Erſcheinungen jetzt ſchon etwas mehr gewohnt, ſie fürchtete den geheimen Rath der Königin nicht, ſondern wurde vielmehr von einer großen Neugier geplagt ihm beizuwohnen; alles was vorgieng waren ihr Räthſel und ſie wünſchte ſie aufgelöſt. Sie ſtrengte ihren Kopf an, um ein Mittel zu erfinden, wodurch ſie in der Königin Zimmer kommen könnte, ſie ſah den Palmbaum an dem Fenſter, und fand daß man das Zimmer überſehen könne, wenn man nur oben wäre. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt gieng ſie hinaus und betrachtete den Baum von außen. Die Pfauen der Königin begegneten ihr und fragten nach der Urſach ihres Kummers. Roſalinde ſagte, daß ſie eine unwiderſtehliche Neigung habe, ſich oben auf dem Wipfel des Baums im Mondſchein zu wiegen und kein Mittel erfinden könne ihn zu erſteigen. Die Pfauen erboten ſich, ſie hinauf zu tragen, wenn ſie ihnen eine kleine Gefälligkeit dagegen erzeigen wollte. Roſalinde fragte was ſie wünſchten. Es iſt Dir ein leichtes, antworteten ſie, da Du der Liebling der Königin biſt, bitte ſie, daß ſie uns zu unſerm ſchönen Körper beſſere Füße ſchenckt. Die Prinzeßin verſprach es gern und verſicherte, daß ihr die Königin eine ſolche Kleinigkeit nicht abſchlagen würde. Die Pfauen hoben ſie auf und in einigen Augenblicken ſaß Roſalinde auf den weichen Blättern des Baum und ſah in das Gemach der Königin. Dieſe lag auf einem Ruhebette und weinte, der Vogel ſtand vor ihr und hatte ſeinen Kopf in ihren Schooß gelegt. O mein theurer Sohn, rief die Königin, indem ſie ſich erhob, ſollte es möglich ſeyn, daß ich dich immer in dieſer Geſtalt ſehn muß? Der Vogel tröſtete ſie und bat ſie, ihre Geiſter zuſammen zu rufen um ihren Rath zu hören.

Die Königin ſtand auf und ſprach einige Worte, die Roſalinde nicht hören konnte, und plötzlich entſtand ein Rauſchen, ein Wind erhob ſich und wehte den Baum hin und wieder. Die Prinzeßin hielt ſich zitternd feſt und wünſchte daß ſie unten geblieben wäre, ſie war im Begriff die Pfauen zu rufen, als verſchiedene Stimmen im Gemach ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, es war als ob das Brauſen eines Stroms in vernehmliche Worte gezwängt ſey. Sie konnte den Inhalt des Geſprächs nicht verſtehen und ſah auch niemanden als die Königin und den Vogel, endlich hörte ſie, wie die Königin befahl, daß die Geiſter ſichtbarlich im Zimmer erſcheinen ſollten. Plötzlich wurden die Lichter im Zimmer trübe, verſchiedene ſchwarze Wolken fuhren zuckend hin und wieder, der helle Lichtſtrahl ſchien zuweilen wie ein Blitz hindurch und in einigen Augenblicken ſaß eine ehrwürdige Verſammlung an den chriſtallnen Wänden umher die ihre Bilder zurückwarfen und ſo dem

Auge eine unzählige Menge vorſpiegelten. Roſalinde beluſtigte ſich eine Zeitlang damit, die Verſammlung zu betrachten und jedes Bild zehnmal in den Spiegeln wieder zu finden; aber wie erſchrack ſie als ſie in der gegenüber ſtehenden Wand bemerkte, daß die Königin ihren Platz im Schatten des Palmbaumes nahm, denn ſie ſah in eben dem Augenblicke den Baum und Roſalinden im Spiegel. Zornig ſtand ſie auf und winkte mit der Hand, die Prinzeßin fühlte ſich von einer unſichtbaren Gewalt angefaßt und befand ſich in ihrem verſchloſſenen Zimmer. Aengſtlich erwartete ſie den Morgen, ſie fürchtete den Zorn der Königin, ihre Beſorgniß wurde noch vermehrt, als ſie früher als gewöhnlich zu ihr gerufen wurde. Die Königin war ſehr gütig, erwähnte des geſtrigen Vorfalls nicht, frühſtückte mit der Prinzeßin und bat ſie dann, ſie in den Garten zu begleiten. Beim Spatzierengehn wurde dieſe ſo dreiſt, die Bitte der Pfauen vorzutragen. Roſalinde, ſagte die Königin ernſthaft, misbrauche meine Güte nicht, Du hätteſt weit mehr Urſach für Dich ſelbſt um Vergebung zu bitten, die Pfauen büßen für ihre Eitelkeit und Deine Thorheit, ſie ſchwimmen als Enten in einer ſumpfigten kalten Gegend im Waſſer. Der Vogel trat zu ihnen, die Prinzeßin bemerkte, daß beide weit ruhiger als am vorigen

Tage waren, und daß ſie von ihnen mit noch mehr Sorgfalt als ſonſt behandelt wurde.

Von jetzt war der Aufenthalt bei der Königin der Vögel ſehr ruhig für Roſalinden, es fiel nichts merkwürdiges vor, ſie gewöhnte ſich immer mehr an den großen Vogel, ſie konnte faſt gar nicht mehr ohne ihn ſeyn, ſein eifrigſtes Beſtreben war, der Prinzeßin gefällig zu ſeyn. So wurde ein ganzes Jahr verlebt, es war ſo eilig vorübergeflattert, daß Roſalinde die Länge der Zeit gar nicht bemerkt hatte. Eines Tages ſaß ſie im Zimmer der Königin als ein dunkelblauer Vogel der an jeder Feder einen ſilbernen Stern trug eingeführt wurde. Die Königin ſtand auf als ſie ihn erblickte, und ging ihm weinend entgegen. Vergib, rief ſie, ich bin nicht ſchuld an Deinem Schickſale. Der Vogel neigte ſich ehrerbietig, alles was ich thue, fuhr ſie fort, um es für jetzt zu mildern iſt, daß ich Dich Deinem Liebling zur Geſellſchaft gebe. Du wirſt gern in der Geſellſchaft dieſes Vogels ſeyn, ſagte ſie, indem ſie ſich zur Prinzeßin wandte, ich bin gewiß, Du wirſt ihn liebgewinnen. Roſalinde hatte ſich ſo an die Geſellſchaft der Vögel gewöhnt, daß ſie ihr ganz wie Menſchen vorkamen, ſie neigte ſich alſo höflich und verſicherte, daß ihr dieſe neue Bekanntſchaft viel Vergnügen machen würde und bat den ſchönen

Fremden ſie auf ihr Zimmer zu begleiten, wo ſie ſich bemühn wollte, ihm die Zeit angenehm zu vertreiben, der Vogel folgte ihr gern und Roſalinde bat ihm ihr nach dem Frühſtück zu ererzählen wo er bis jetzt gelebt und was er erfahren habe, ehe er am Hof der Königin gekommen ſey, der Vogel verſprach es und man ſetzte ſich zum Frühſtück nieder.

Du ſcheinſt hier ſehr zufrieden zu ſeyn, ſagte der Vogel indem er aufſtand. O ja, antwortete Roſalinde, ſollte Dir dieß Land nicht gefallen? Das kann es mir unmöglich, ſo wie Dir, verſetzte der Vogel, Du haſt Deine menſchliche Geſtalt darin behalten, aber ich — es iſt wahr, für einen Vogel bin ich ſehr ſchön, aber ein Vogel iſt doch immer kein Menſch. Warſt Du denn je ein Menſch, rief Roſalinde verwundert. O gewiß und Du hatteſt mich damals ſehr lieb. Wie? ſo biſt Du doch wohl gar meine Amme, meine liebe Bertha? Beide umarmten ſich nun mit der größten Zärtlichkeit, die Prinzeßin fragte, ob ſie ihr nicht verhaßt wäre, da ſie die Urſach ihrer Verwandlung ſey. Ach nein mein Kind, rief die Amme, ich bin ſelbſt ſchuld daran, ich hätte nicht ſo lange bei Dir bleiben ſollen. Roſalinde erkundigte ſich wie ſie nunmehr zu ihr gekommen wäre.

Ich ſchlief an dem Tage, da ich Dich zum erſtenmal ſah, ermüdet ein, da war mir, als ob Hände die ich nicht ſehn konnte mich forttrugen und mich am Fuße des Baums niederſetzten, wo Du mich fandeſt, ich weidete meine Augen an den ſchönen Blumen, der herrlichen Muſik die umher ertönte und an dem heitern Himmel. Ich ſaß in Gedanken, als ſich mir ein Vogel mit glänzenden Federn näherte; Bertha! rief er, Du ſollſt Deine verlohrne Roſalinde wiederſehn. Vor Freuden über dies Anerbieten, vergaß ich das Wunderbare daß ein Vogel ſprach; nur hüte Dich, fuhr er fort, daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bei ihr bleibſt, ſonſt muß Dich die Königin der Vögel in einen ſchwarzen Raben verwandeln, dies iſt das unvermeidliche Schickſal aller Sterblichen, die nachdem die Sonne verſchwunden iſt, im Gebiete der Vögel leben und unſre große Königin kann es nicht ändern, darum ſuche vorher den Wald zu erreichen und Du wirſt Dich in Deinem Zimmer wiederfinden. Du kamſt bald darauf zu mir und kaum hatte ich Dich verlaſſen, ſo erwachte ich in meinem Bette, ich hielt dieſe ganze Begebenheit für einen Traum. Am folgenden Abend überfiel mich dieſelbe Schläfrichkeit, ich entſchlief in meinem Zimmer und erwachte am Fuße des Baumes, der Vogel ſtand wieder vor mir und wiederholte ſeine Warnung. Wie iſt es denn, fragte ich, daß meine geliebte Roſalinde ihre Geſtalt behalten hat? Meine Mutter hat vom Schickſal die Erlaubniß eine menſchliche Geſtalt bei ſich zu haben, doch aber muß dieſe mit freiem Willen und ohne einiges Misvergnügen bei ihr bleiben und darum iſt ſie gezwungen alle Wünſche der Prinzeßin zu erfüllen und durch ihre Zofen Dich jeden Abend hieher tragen zu laſſen, ob ſie ſich gleich durch dieſe Gewaltthätigkeit die Feindſchaft der andern Vögel zuzieht. Aber fragte ich weiter, wie kann der Königin ſo viel daran liegen ein kleines Mädchen zu ihrer Geſellſchaft zu haben, da ſie ſich dadurch in ſo große Gefahr bringt? Ich kenne Deine Liebe zu Roſalinden fuhr der Vogel fort und kann Dir daher wohl alles entdecken. Mein Vater war ein mächtiger König unter den Feen, beinah alle Geiſter waren ihm unterthan, dieſe Macht verſchaffte ihm ein koſtbarer Talisman den er beſtändig am Finger trug, ich war damals ein ſchöner Prinz, der Stolz und die Freude meiner Eltern. Der König der Bären, ein falſcher Mann, der nach meines Vaters Macht trachtete, hatte einen Sohn der pucklicht und ungeſtaltet war, er ſuchte meinen Vater durch viele Schmeicheleien zu gewinnen, daß er endlich dem pucklichten Prinzen die Erlaubniß gab, mein Geſellſchafter zu ſeyn; dieſer wußte ſich ſo freundſchaftlich zu betragen, daß ich meinen Vater oft hat ſeine häßliche Geſtalt zu verſchönern, er verſprach es einmal indem er mit uns beiden ſpatzieren ging; als er in den Wald von Blumen kam, ſagte er, die Hitze des Tages hat mich müde gemacht, laßt mich hier ein wenig ruhn, dann will ich Dich mein Prinz von der Geſtalt die Dir zuwider iſt befreien und ich hoffe Dein Vater ſoll mir es Dank wiſſen. Er befahl ſo lange er ſchliefe nicht von ſeiner Seite zu gehn und ihn zu wecken, wenn ihm jemand nahe käme. Ich verſprach es, fuhr der Vogel fort, ich hatte aber nur wenige Minuten mit meinem Freunde bei meinem ſchlafenden Vater geſeſſen, als ſich dieſer über einen heftigen Durſt beklagte und von mir einige Erdbeeren verlangte, ich lief ſogleich ihm welche zu ſuchen, indes zog dieſer Niederträchtige den Ring von meines Vaters Hand, durch deſſen Macht der König der Bären ſogleich herbeikam und meinen Vater gefangen nahm und mit ſtarken goldnen Ketten belegte. Ich hatte Erdbeeren gefunden und brachte ſie auf breiten Palmblättern, wie erſchrack ich aber, als ich meinen unglücklichen Vater ſah, der mich mit Vorwürfen überhäufte, daß ich ihn ſeinen Feinden übergeben hätte, ich wußte damals von dem unglücklichen Talisman nichts. Gut, daß Du kommſt, rief der Bär hämiſch, Dir iſt ja meines Sohnes pucklichte Geſtalt immer ſo zuwider geweſen, trage ſie von jetzt an ſelbſt. Bei dieſen Worten berührte er mich mit dem Ringe und ich glaubte zu ſterben, denn meine ſchlanken geraden Glieder ſchrumpften zu einer abſcheulichen Figur zuſammen und ſein eigner Sohn ſtand wie mein ehemaliges Bild vor mir. Die Thränen floſſen bei dieſer Erzählung aus des Vogels Augen. Mein Vater, fuhr er fort, ſuchte mich über mein Unglück zu tröſten und der König der Bären ſchleppte ihn in die Erde zu ſeiner Wohnung. Meine Mutter hatte nicht die Macht meine Verwandlung aufzuheben, und doch war es ihr unmöglich mich in dieſer Geſtalt zu ſehen, ſie verwandelte mich daher in einen Vogel. Alle Geiſter und Feen die meine Mutter um Rath fragte, antworteten ihr: daß es einer Prinzeßin möglich wäre, meinen Vater zu befreien, den Talisman wieder zu erhalten, mich ſelbſt in meinen vorigen Stand zu ſetzen und am Ende meine Gemahlin zu werden, nur müßte ſie freiwillig bei uns wohnen; auch hätte der König der Bären ſo lange keine Gewalt über uns, wie wir uns keiner Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Darum mein Kind, ſchloß die Amme, wurdeſt Du Deinen Eltern entführt und man mußte mich zu Dir bringen weil Du es verlangteſt: durch unſre Unvorſichtigkeit wurde ich am dritten Abend in einen Raben verwandelt und führte ein Jahr lang ein betrübtes Leben auf der Erde und jetzt habe ich die Erlaubniß in dieſem ſchönen Lande zu leben.

Roſalinde hatte mit der größten Aufmerkſamkeit dieſe Geſchichte angehört. Als die Amme geendigt hatte, fragte ſie, warum haſt Du mir aber als ich Dich das letztemal ſah nicht das alles erzählt. Bertha antwortete, daß ſie dem Prinzen einen Eid habe leiſten müſſen, ihr davon ſo wenig als ihren Eltern zu ſagen, denn die Prinzeßin ſey noch zu jung und könnte leicht zu ernſtlich zurück nach ihren Eltern begehren und dann ſey alle Hoffnung verlohren; und der König, wenn er den Zuſammenhang der Geſchichte wüßte, würde gewiß mehr Sorge für ſeine Tochter haben, als jetzt, da er nur mit Sehnſucht wünſchte, die zehn Jahre mögten erſt verfloſſen ſeyn, daß er ſie und ihren Gemahl umarmen könnte.

Ach, ſagte die Prinzeßin, wer weiß wie viel wir alle noch zu leiden haben! Die Amme tröſtete ſie und ſuchte ſie zu überreden, daß vielleicht die Zeit nahe ſey wo ſie alle glücklich werden würden. Roſalinde, der Prinz und die Amme waren nun beſtändig beiſammen. Die Prinzeßin war jung und froh und vergaß den dritten Tag ſchon was ſie den erſten und zweiten geängſtigt hatte, ſie hatte ſo oft von Gefahr ſprechen hören und doch blieb alles ſo ruhig wie zuvor, daß ſie am Ende glaubte, es könne auch wohl eine ſchwermüthige Einbildung der Königin ſeyn und der Prinz würde einmal plötzlich ſeine ehemalige liebenswürdige Geſtalt wieder haben.

So waren zwei Monate verfloſſen, als die Prinzeßin am Abend mit ihrer Amme im Garten ging, die Königin trat zu ihnen, Roſalinde, ſagte ſie, Du weißt meine Geſchichte, die Amme hat ſie Dir erzählt, ſage mir, haſt Du ſeit der Zeit einmal den Wunſch gehabt mich zu verlaſſen? Die Prinzeßin verſicherte, daß ſie die Königin und den Prinzen über alles liebe und ſie nie verlaſſen wolle. Mein Kind, fuhr die Königin fort, heute iſt meines Sohnes Geburtstag, in dieſer Mitternacht da ich mich ſeiner zum erſtenmal erfreute, ſehe ich ihn in ſeiner wahren Geſtalt, er ſelbſt weiß nichts davon, er ſchläft, wenn ich ihn erwecken wollte, würde ſie ſogleich wieder verſchwinden und mein Sohn würde wieder in der Geſtalt meines Todfeindes vor mir ſtehn. Ich will Dich mit mir nehmen, Du ſollſt Deinen künftigen Gemahl kennen lernen. Roſalinde bat ſie, ihr doch die Angſt zu erklären, die er einſt an dem Bache wegen der pucklichten Figur gehabt habe. Die Königin ſagte ihr, daß dieſer Bach alle Bezauberungen die ohne Hülfe des Talismans geſchehn wären entdeckte, darum habe ſie das pucklichte Bild des Prinzen, aber nicht ſein eignes geſehn. Komm, fuhr ſie fort, daß ich dich von irdiſchen Irrthümern reinige, ich will Dich in den Strahlen des Mondes baden und Du wirſt, halb ſelbſt eine Fee, allen Bosheiten feindſeliger Geiſter widerſtehn. Sie nahm die Prinzeßin bei der Hand und führte ſie in ein dunkles Gebüſch. Die Sonne war ſchon untergegangen und der hellblaue Duft zog ſich nach und nach zurück, um dem Golde worin der Himmel bei Nacht prangte zu weichen. Sie hatten das Gebüſch verlaſſen und ſtanden auf einer grünen Wieſe, es ſchimmerte alles rings umher, die Gräſer und Blümchen am Boden ſchienen aus Goldſtaub hervorgewachſen zu ſeyn, in der Mitte ſtand ein Tempel aus weißen Elfenbein, vor deſſen Eingang eine rothe Wolke als Vorhang ſchwebte. Der Tempel war von einem Fluß umgeben, deſſen bläuliche Wellen hin und wieder hüpften, ſie ſtanden einen Augenblick und die Wellen hoben den Mond aus der Tiefe empor und ſchienen ihn ſcherzend zu nöthigen ſeinen Platz am Himmel einzunehmen. Der Mond ſchwamm langſam am Himmel herauf und die Königin führte die Prinzeßin zum Ufer des Fluſſes, ein kleiner Nachen ſchwamm zu ihnen herüber, ſie ſtiegen ein und befanden ſich bald an den Stufen des Tempels, bei ihrer Annaherung theilte ſich die purpurne Wolke und ein goldner Schein umfloß beide. Als ſie in den Tempel eintraten, erblickte die Prinzeßin eine große goldne Schaale, ſie kamen näher und ſie ſah, daß die reinſten Mondſtrahlen ſich darin durcheinander bewegten, die Prinzeßin ſtand am Rande und ſah hinein und eine ſanfte Wehmuth erfüllte ihre Bruſt, Thränen floſſen aus ihren Augen und miſchten ſich mit den Wellen des Mondes die davon ein wenig zu brauſen anfingen aber gleich wieder beſänftigt ſich wie zuvor bewegten. Die Königin hob Roſalinden auf und ſetzte ſie in die Schaale, Schauder und Entzücken ergriffen die Prinzeßin, ſie meinte ſie müßte ſterben und untergehn, und doch war ihr dieß Gefühl eine Seeligkeit. Nach einiger Zeit warfen ſie die Wellen aus, und ſie lag knieend vor der Königin, dieſe hob ſie auf, drückte ſie ſchweigend an ihren Buſen und beide traten den Weg zum Pallaſte an.

Sie kamen zum Zimmer des Prinzen, der ſchlafend auf einem Bette lag, die Königin zog die goldnen Vorhänge auf und freudig überraſcht trat die Prinzeßin einen Schritt zurück; der ſchönſte Jüngling lag wie ein Gott ſchlummernd auf weichen Kiſſen, ſein braunes Haar lag in gefälligen Locken um ſeinen weißen Nacken, die rothen friſchen Lippen ruhten lächelnd übereinander und die langen ſchwarzen Augenwimper ſchienen neidiſch den holdſeligen Blick ſeiner Augen zu verſtecken, ein Gewand von kleinen ſilbernen Federn ſchmiegte ſich an ſeinen Körper. Die Königin betrachtete ihn eine Zeitlang mit Entzücken, dann brach ſie in Thränen aus, ſie ſetzte ſich am Fuſſe des Bettes nieder. Roſalinde ſtand neben ihr, es war ihr unmöglich die Augen von dem ſchlafenden Jüngling wegzuwenden, der kleinſte Zug ſeines Geſichts prägte ſich ihrem Gedächtniß ein: die Königin näherte ſich dem Schlafenden und drückte einen leiſen Kuß auf ſeine Lippen. Erlaubſt Du mir auch, daß ich ihn küſſe? fragte Roſalinde. Gerne, ſagte die Königin, zwiſchen Thränen lächelnd, nur wecke ihn nicht. Die Prinzeßin näherte ſich, ſie küßte ihn leiſe und lehnte ihr Geſicht an das ſeinige, ihre Thränen floſſen heiß auf ſeine Wangen, ſie wollte ſie abtrocknen und der Prinz erwachte.

Schreiend ſprang die Prinzeßin auf, weinend warf ſich die Königin nieder, der ſchönſte Prinz war verſchwunden und eine kleine unförmliche Figur richtete ſich auf. Wie kömmt es meine theure Mutter, daß Du um dieſe Zeit zu mir kömmſt, und Du meine geliebte Roſalinde? Es iſt die Zeit da Du gebohren wurdeſt, ſagte die Königin, die ſich indeß gefaßt hatte, ich gieng mit Roſalinden ſpatzieren, da konnte ich es mir nicht verſagen Dich zu ſehn.

Der Prinz dankte ihr ihrer Zärtlichkeit wegen und beide Damen entfernten ſich.

Wirſt Du mir vergeben, fragte Roſalinde, daß ich alle Deine Freuden ſtöhre? ſelbſt den Anblick Deines Sohnes habe ich Dir geraubt. Die Königin küßte ſie ſtillſchweigend und die Prinzeßin ging auf ihr Zimmer. Das Bild des Prinzen wohnte wie ein milder Sonnenſchein in ihrem Buſen, ſie rief ſich unaufhörlich alle Züge ſeines ſchönen Angeſichts in ihr Gedächtniß zurück und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, als ſie am andern Morgen dem Vogel begegnete.

Nach einigen Tagen ſagte die Königin, indem ſie Roſalinden einen kleinen Spiegel reichte: trage dieſen Talisman auf Deinem Buſen, keine Macht iſt im Stande Dir ihn zu entreißen. wenn Du ihn nicht freiwillig weggiebſt, weder ſchlafend noch wachend kann man ihn Dir entwenden, er wird Dich gegen Betrug ſchützen, es könnte ſonſt leicht der Sohn des Königs der Bären Dich betrügen und Du würdeſt den Betrug nicht ahnden. Die Bezauberung kann dieſer Stein zwar nicht aufheben, Du wirſt immer ſeine erborgte ſchöne Geſtalt ſehn, aber ihn nicht lieben, darum verſprich mir den Talisman immer zu behalten. Roſalinde verſprach es feierlich. Sie bemerkte, daß die Königin, der Prinz und ihre Amme immer bedrübter wurden, jemehr ſich dieſer Monat zu Ende neigte, alle Muſik verſtummte im Pallaſt und im Garten, alle Vögel ſaßen nachdenkend auf den Zweigen, die größten und ſtärkſten waren täglich in dem Blumenwald beiſammen.

Die Prinzeßin fragte ihre Amme um die Urſach dieſer Zuſammenkunft und erfuhr, daß der Wald von ſchwarzen Bäumen, wovor Roſalinde eine geheime Furcht hatte, die Grenze des Königreichs der Vögel ſey, aber noch ganz dazu gehöre; in dieſem Walde befänden ſich alle Geheimniſſe der Zauberei und alle Geiſter die die Finſterniß und den Schatten liebten, ſobald der König der Bären den Krieg anfienge, müſte er dort mit ſeiner Macht angreifen.

Indem beide noch darüber ſprachen, erhob ſich ein ſchreckliches Geſchrei der Vögel in der Luſt, alle ſcharfe Winde bliefen hin und wieder und riſſen die Blätter von den Bäumen; die Luſt, die ſonſt immer in melodiſchen Tönen erklang, brauſte heulend durcheinander. Die Königin ſtürzte auf Roſalinden zu: Halte Dein Wort! rief ſie, und werde mir nicht abtrünnig, ſie ließ ſie loß und eilte der Gegend zu woher der Lärmen kam. Das Geſchrei und Geheul verdoppelte ſich, viele Vögel kamen mit zerriſſnen Flügeln mühſam durch die Luſt, endlich auch die Königin mit fliegenden Haaren. Der König der

Bären folgte mit ſeinem ganzen Heer und ſeinem Sohne. Legt ihnen Ketten an! rief er, und eine große Anzahl Bären ergriffen die Königin und Roſalinden. Einige andre brachten den Prinzen blutend mit ganz zerriſſnen Flügeln. Der König berührte ihn mit dem Talisman und die Federn floßen von ſeinem Körper hinab und eine puckliche menſchliche Geſtalt umgab ihn. Jetzt ſollſt Du ihn doch ſo ſehn müſſen, ſagte der Bär, indem er ſich zur Königin wandte, die vor Schmerz auf den Stufen des Pallaſtes niedergeſunken war.

Der Sohn des Bären hatte ſich indes Roſalinden genähert und ſie aufmerkſam betrachtet, die Prinzeſſin ſah ihn an und fand daß es ganz das geliebte Bild des Prinzen ſey, aber ſie fühlte die Kraft des Talismans; er war ihr verhaßt.

Weine nicht meine Theureſte, ſagte er mit ſanfter Stimme zu ihr, Du wirſt bei dieſem Wechſel nichts verlieren, ſondern vielmehr gewinnen, wir haben Dich der Gewalt einer unwürdigen Königin, die Dich durch Betrug erhielt, entriſſen, und Du ſollſt ſelbſt meine Königin ſeyn. Roſalinde antwortete nicht, ihre Augen waren auf die Königin gerichtet. Wie? fuhr der Prinz zornig fort, Du antworteſt mir nicht einmal, nun wohl, ſo ſoll meines Vaters Befehl ſogleich vollzogen werden. Es wurden nun ſchwere goldne Ketten um ihre zarten Hände gewunden, und der König der Bären hieß die Gefangnen ſogleich in die Kerker bringen, die er für ſie beſtimmt hatte. Ein großer Bär mit rauhen kalten Tatzen umfaßte Roſalinden, ein andrer die Königin und beide wurden fortgetragen.

Sie kamen zu dem Wald von Blumen, Roſalinde ſträubte ſich in den Klauen des Bären und riß in der Angſt eine Roſe von einem Zweige, die Erde war weit von einander geſpalten, die Bären ſtiegen endlich mit ihren Gefangnen hinein; Roſalinde ſchrie laut auf, eine feuchte kalte Luft wehte ihr entgegen; ſie fuhren bei hohen rauhen Felſen vorüber, in dunklen ſchwarzen Steinen ſchimmerten ganz ſchwach einige Streifen Gold. Sie fürchtete ſich in jedem Augenblick, der Bär würde ſie loſlaſſen und ſie würde an den ſpitzigen Steinen zerſchmettern; endlich wurde die Luft etwas freier, ſie ſtanden auf einem dürren Platze, wo hin und wieder einzelne Dornſträucher mühſam hervorgewachſen waren, die Luft war grau und neblicht, Dünſte, die aus der Erde ſtiegen, hiengen wie graue Schleier über den gegenüberſtehenden Felſen. Ein heftiger Froſt ſchüttelte Roſalinden zuſammen; folge mir! ſagte der Bär, der ſie getragen hatte, und ergriff ihre Kette. Roſalinde gieng über den kalten Boden, die Königin folgte ihr, ſie näherten ſich den Felſen, die ſparſam mit Moos bedeckt waren, die Kraft der Sonne hatte es hervorgetrieben, die manchmal an heißen langen Tagen mit einigen Stralen durch dieſen Nebel brach.

So fürchterlich Roſalinden dieſe ganze Gegend war, ſo wünſchte ſie ſich dahin zurück, als ſie in die Höhle eines Felſen hineintrat; die Luft darin war ſo kalt und naß, ſo daß die Federn, woraus ihr Kleid beſtand, ſich zuſammenkrümmten und ſich naß an ihrem erſtorbnen Körper ſchmiegten, eine Feuchtigkeit floß beſtändig von den Wänden herab, die ſogleich gefror und ſo die Höhle wie mit Spiegeln bekleidete, ſie dachte an die chriſtallnen Wände ihrer ehmaligen Wohnung und Thränen floſſen aus ihren Augen, die auf ihren Wangen zu Perlen gefroren. Roſalinde hatte noch die Roſe in ihrer Hand, die unter einem milden Himmel empor gewachſen, hier ſchon erſtarrt war; ach, ſo wird es mir auch gehn, rief die Prinzeßin aus, indem ſie ſich auf ein ärmliches Lager von Moos niederwarf, ich werde den morgenden Tag nicht mehr ſehn. Ein kleiner weiſſer Bär kroch freundlich um die Füße der Prinzeßin und ſuchte ſie zu erwärmen. Roſalinde beugte ſich wehmüthig zu ihm: Du gutes Thier, ſagte ſie, indem ſie ihn in die Arme ſchloß und mit ihren Thränen benetzte, haſt Mitleid mit mir. Ich bin Deine Amme, antwortete der Bär. Wie Du weggeführt warſt, ſagte der Prinz hämiſch zu ſeinem Vater: da ich Dich am Hofe der Königin als Vogel bedient hätte, ſo möchte er mich Dich an ſeinem Hofe nun auch als Bär bedienen laſſen; er berührte mich nur, und ich lief als Bär auf allen Vieren. Und was iſt aus dem Prinzen geworden? fragte Roſalinde, das weiß ich nicht, war die Antwort.

Am folgenden Morgen beſuchte ſie der Sohn des Königs. Biſt Du noch nicht freundlicher gegen mich? fragte er Roſalinden. Wie kannſt Du das fordern, antwortete die Amme, in dieſer kalten naſſen unbequemen Wohnung, ſie, die Pracht und Sonnenſchein gewohnt iſt. Du ſollſt ſehn, daß ich Dich liebe, ſagte der Prinz, mein Vater hat mir dies Königreich und die Bären geſchenkt, Du ſollſt mit mir ſein ehmaliges Schloß bewohnen. Er winkte und ein Wagen von ſchwarzen Marmor von ſchwarzen Bären brummend gezogen erſchien; er hob Roſalinden hinein, ſie fuhren langſam durch dicke Wälder und wüſte Plätze, wo Bären in Höhlen wohnten, die die Köpfe herausſteckten um ihren neuen König zu ſehn; endlich erreichten ſie einen hohen Felſen, auf deſſen Spitze das Schloß des Königs ſtand, ſie erkletterten ihn mit Mühe. Der Prinz zeigte Roſalinden ihre Wohnung, ein enges finſteres Zimmer, deſſen Wände wie das ganze Haus von ſchwarzen Marmor war, durch kleine Fenſter fielen nur ſparſame Lichtſtralen, dies beängſtigte ſie von neuem, die Luft darin war kalt und drückend; zugleich die Fenſter ſo hoch, daß man ſie nicht erreichen konnte, ein Lager aus Fellen bereitet nahm die eine Wand ein, verſchiedene andre Felle, die ihr zu Kleidern dienen ſollten, waren darüber hingebreitet, ein Tiſch und einige Stühle, ebenfalls von ſchwarzen Marmor, machten das übrige Geräthe aus. Die Prinzeßin legte ſich nieder und ſchlief ermüdet ein, ſie träumte ſie befände ſich wieder an den Stufen des elfenbeinernen Tempels, worauf ſie niederkniete und weinte. Die purpurne Wolke trennte ſich wieder, ein blendender goldner Schein, in deſſen Mitte ein Grais im ſilbernen Gewande ſtand, überraſchte ſie. Ich kenne Deine Geſchichte, ſagte der Grais und will Dir beiſtehn, Du wirſt glücklich ſeyn, wenn Du dem jungen König der Bären glauben machen kannſt, daß Du ihn liebſt, ſo wird durch Deine Klugheit und ſeine Falſchheit am Ende der wunderbare Talisman in Deine Gewalt kommen. Roſalinde erwachte von neuem Muth belebt, ſie rief ihre Amme und erzählte ihr ihren Traum. Beide tröſteten ſich nun und überlegten wie man das Zutrauen des Prinzen gewinnen könnte.

Er erſchien am andern Morgen und Roſalinde fragte was aus der Königin geworden ſey? er ſagte, daß ſie mit dem Könige ihrem Gemahl in ein Gefängniß

fängniß unter der Erde verſchloſſen ſey, wo ſie von hundert Bären bewacht würden. Die Prinzeſſin konnte die Thränen nicht zurückhalten; er ſagte, daß die Königin ſchon allein dieſe Strafe verdiente, weil ſie den Vorſatz gehabt habe, die Prinzeſſin mit ihrem ungeſtalteten Prinzen zu verheirathen und machte ihr den Willen ſeines Vaters bekannt, daß ſie ihm an ihrem dreizehnten Geburtstage vor den Augen der Königin, ihres Sohnes und des ſchon lange gefangenen Königs, die alle Roſalinden als ihre letzte Hofnung betrachteten, vermählt werden ſollte. Die Prinzeſſin hatte Mühe ihren Unwillen zu verbergen, die Worte des Graiſes aber ſchwebten in ihrem Gedächtniß.

Der Prinz beſuchte ſie jeden Morgen, er erzählte daß ſich ſein Vater ſehr darüber freue, daß Roſalinde ſo freundlich gegen ihn ſey. Die Prinzeſſin fragte, ob denn der König jetzt das Schloß der Königin bewohne? ja, verſetzte der Prinz, er liegt jetzt den ganzen Tag im Sonnenſchein und wärmt ſich die Pfoten, ich beneide ihn recht, beſonders da ich ſo ſpät die Hofnung habe, dies ſchöne Land zu beſitzen und Du mein Kind wirſt es wohl gar nicht erleben. Wie ſo? fragte Roſalinde erſchrocken. Ach ſo ein Feenkönig lebt viele hundert Jahre, alſo biſt Du denn längſt geſtorben; ich muß Dir nur ſagen, daß wir Dich überhaupt umgebracht hätten, damit wir ganz vor der Königin der Vögel ſicher wären, aber mein Vater ſagte, daß es zu gefährlich für uns ſey, wir erzörnten durch einen Mord alle andre Geiſter gegen uns; wir hätten es aber vielleicht doch gethan, wenn ich mich nicht gleich in Dich verliebt hätte.

Roſalindens Beſtürzung war unbeſchreiblich, ſie glaubte jetzt erſt die Gefahr zu ſehn, worin ſie ſchwebte; denn dachte ſie, kann es dieſen Barbaren nicht noch einfallen mich zu ermorden und wer wird mich hier beſchützen? Ihre Thranen floſſen häufig. Der Prinz fragte nach der Urſach ihres Kummers: ſie geſtand, daß ſie ſich fürchtete, er würde ſie noch umbringen; er verſicherte, daß ſie ganz ruhig ſeyn könnte da er ſie liebe. Er ſprach nun wieder viel von dem warmen ſonnigen Lande und wie ſehr er es zu beſitzen wünſche. Die Prinzeßin äuſerte den Wunſch es einmal wieder zu ſehn; er verſprach bei ſeinem Vater um die Erlaubniß zu bitten, daß er ſie einmal mit dorthin bringen könnte. Roſalinde fragte, ob er denn immer die Reiſe auf die Art machte, wie ſie hieher gekommen wäre. Ach nein, verſetzte er, mein Vater hat eine groſe Macht, ich darf mich nur ſetzen, ſo zieht er mich in einem Augenblick zu ſich. Die Prinzeßin dachte an den Ring und ſeufzte.

Am folgenden Tage ſagte ihr der Prinz, daß ſein Vater ſie ſelbſt einmal wiederſehn wollte und daß ſie in einem Augenblick bei ihm ſeyn würde. Sie wollte antworten und ſtand ſchon vor dem Könige der Bären, der ohne allen Schmuck auf einem weichen Raſen im Sonnenſchein lag, der ihm ſo wohl gefiel, daß ſich alle Haare ſeines Pelzes weit auseinander dehnten; aus Wohlgefallen ſtreckte er die Tatzen weit von ſich und brummte aus innerer Zufriedenheit.

Die Prinzeſſin fürchtete ſich bei ſeinem Anblick. Mein Sohn iſt mit Dir zufrieden, rief er ihr entgegen, das freut mich, komm ſetze Dich zu mir, Du ſiehſt daß wir Dir wie ſeiner künftigen Gemahlin begegnen, Du bewohnſt mein Schloß und ſogar der Wunſch dieſen Garten wieder zu ſehn wird Dir erfüllt, ich hoffe daß Du das dankbar erkennſt. Roſalinde verſicherte es. Sie ſahe den Garten an, alle Muſik war verſtummt, nur noch einzelne Vögel ſaßen auf den Bäumen, Bären hatten den Boden aufgewühlt, der Blumenwald war umgeriſſen, die Bären hatten nie Blumen geſehn und riſſen eine von den hohen Stauden nach der andern aus. Die goldnen Saiten über dem Pallaſte waren verſchwunden, ſeit ſie nicht mehr von zarten Geiſterhänden angeſchlagen wurden. Roſalindens ehmalige Dienerinnen, die ſilbernen Tauben befanden ſich noch im Garten, ſie näherten ſich ihr und küßten ihre Hände und Füße. Die Prinzeßin erwiederte ihre Liebkoſungen, eine Taube flatterte etwas zu ſchnell zurück und blieb in dem Pelze des Bären hängen, zornig warf er ſie von ſich, ihre Füße kratzten ein wenig ſeine Haut, mit ſeiner Klaue ſchlug er ſie nieder, daß das roſenrothe Blut zu den Füßen der Prinzeßin ſchwamm. Grauſamer! rief dieſe aus; hoho! ſchrie der Bär, ich kann die ganze Brut vertilgen. Er ergriff nun alle Tauben, die ſich in ſeinen Klauen krümmten, in einigen Augenblicken bedeckten ihre zerrißnen Körper den Raſen. Roſalinde glaubte ſie noch vor ſich zu ſehn, als ſie ſich ſchon wieder auf ihrem Lager im Marmorpallaſt befand. Der Prinz ſtand vor ihr. Wie haſt Du es wagen können, meinen Vater ſo zu erzörnen? fragte er. Grauſam darf man ihn gerade am wenigſten nennen, mich wundert, daß er nicht Dich und die Tauben zugleich zerriß.

Nach einigen Tagen ſagte er ihr, daß er ſeinen Vater in den Krieg gegen einen andern König begleiten müßte, als einen Beweis ſeiner groſen Liebe gab er ihr die Erlaubniß im Schloße herum zu gehn, nur ſollte ſie ſich hüten dem See zu nahe zu kommen, der am Fuße des Felſen läge, denn wenn der König der Bären aus ſeinem Lande abweſend wäre, ſo würde er immer von einem Geiſte bewohnt, der eine beſondre Feindſchaft gegen die Menſchen hätte und ſie ſehr leicht in ſeine Gewalt bekäme. Roſalinde verſprach ſich zu hüten und der Prinz nahm Abſchied von ihr. Sie war ſehr erfreut, daß ſie ſeine Geſellſchaft auf einige Zeit loß wurde. Sie gieng ſogleich mit ihrer Amme, um die andern Zimmer des Schloſſes anzuſehn, alle waren finſter und klein, das Geräth von ſchwarzen Marmor, in einem hieng an einer Wand ein kleiner überaus glänzender Spiegel, die Prinzeſſin ſah von ohngefähr hinein und dachte: ach wie verſchieden iſt es hier von dem ſchönen ſonnigen Lande und wie mag das jetzt ausſehn, ob es der grauſame Bär wohl noch mehr verwüſtet? Wie erſtaunte ſie, als ſie durch den Spiegel in eine weite Gegend zu ſehn glaubte. Der Pallaſt der Königin ſtand mit aller ſeiner Pracht vor ihren Augen, in dem Garten wiegten ſich die goldnen Blumen. Bären lieſen geſchäftig hin und wieder, kriegeriſche Trompeten ertönten. Der König kam ganz bewaffnet aus dem Pallaſte, der Prinz folgte ihm und ein Zug von Bären deſſen Ende das Auge kaum erreichen konnte. Sie hatten den Garten kaum verlaſſen, als einige glänzende Vögel fröhlich zuſammenflatterten, Lieder ſangen und ſich über die Abreiſe des Königs freuten. Bären, die zur Wache zurückgeblieben waren, hörten es, überfielen die Vögel auf einem Grasplatze, wo ſie zuſammen ſtanden und zerriſſen ſie als Verräther. Roſalinde kehrte weinend den Blick davon; als ſie wieder hinſah war die ganze Ausſicht verſchwunden und ſie ſah nichts als ihr eignes Bild im Spiegel. Was mag wohl mein Vater und meine Mutter machen? fragte ſie, ob ſie mich wohl vergeſſen haben? Sie ſah den König ihren Vater mit ihrer Mutter an eben dem Platz im Garten, wo ſie vor ihren Augen verſchwunden war, ſie hörte daß der König die Königin tröſtete: einige Jahre ſind doch ſchon vorüber, wie bald vergeht die Zeit unſrer Trennung noch, und wir ſchließen ſie dann mit doppelter Freude in unſre Arme. Roſalinde ſah die ſonſt ſo geliebten und bekannten Bäume wieder, nach denen ſich ihr Herz ſo oft geſehnt hatte; ihre Eltern, bei denen ſie im immerwährenden Andenken lebte. Der König brach einen Apfel von einem niedrigen Bäumchen und gab ihn der Königin. iß ihn, ſagte er und denke dabei an unſre Tochter. Länger konnte es die Prinzeſſin nicht ertragen, weinend mit ausgeſtreckten Armen fiel ſie vor dem Spiegel nieder, es war der Baum den ſie an einem ſchönen Sommerabend ſpielend pflanzte. Als ſie ſich erholt und aufgerichtet hatte, war auch dies Bild verſchwunden. Sie dachte an die Königin der Vögel und an den geliebten Prinzen und ihre Augen wurden von dem Jammer dieſes Anblicks erſchreckt. Sie ſah eine ſchwarze Höhle, die ſich eng und finſter wölbte, an deren Wänden der König ein ehrwürdiger Grais, die

Königin und der Prinz in häßlicher pucklichter Geſtalt mit groſen goldnen Ketten angeſchloſſen waren. Ein Strom trieb mit Gewalt durch die enge Höhle und netzte mit groſen Eisſchollen die Füße der armen Gefangnen. Und wenn ſie uns nun vergißt! rief der König, wenn ſie den Talisman bekömmt und ſich mit dem Sohne unſres Feindes verbindet, der unſres Sohnes ſchöne Geſtalt trägt, ſo müſſen wir hier Jahrhunderte im Elende ſchmachten und ſo vergehn; denn wenn ſie einmal mit ihm verbunden iſt, ſo kann ſie uns nachher nicht retten, wenn ſie auch ſelber wollte. Nein, nein, rief Roſalinde, könnteſt du meine Stimme doch hören, ehrwürdiger Vater. Die Amme erinnerte die Prinzeßin, daß ſie nicht ſo laut ſeyn möchte, da die Diener, die der Prinz hier gelaſſen hätte, gewiß aufmerkſam auf ſie wären, und es würde ihnen auch gewiß auffallen, wenn ſie ſo lange in dieſem Zimmer verweilte. Sie verlieſen das Schloß und ſtanden auf der Spitze des Felſens. So weit ihre Augen reichten, ſahe ſie nichts als feuchten ſandigen Boden, worauf ſehr ſchwarze Felſen ſtanden. Ganz fern von ihnen, ſo daß es dem Auge kaum deutlich war, ſchien ſich etwas in der Luft wie Wipfel der Bäume zu wiegen. Das Zimmer worin der Spiegel hängt, ſoll mein Lieblingsaufenthalt ſeyn, ſagte Roſalinde; denn wie iſt es möglich, daß man ohne den Anblick von friſchen Bäumen und heitern Himmel leben kann?

Hier, ſo weit ich ſehn kann, kein Gräschen, kein Blümchen. Sie ſpähte ſuchend mit den Augen umher und entdeckte ganz unten am Rande des Felſens eine kleine rothe Blume, die zwiſchen drei ſchönen Blättern hervorgewachſen war, ſie ſtieg den Felſen herunter, um ſie zu holen, ſie ſahe daß ſie ganz nahe am Ufer des Sees ſtand, vor dem ſie der Prinz gewarnt hatte, ſie wollte ſchon zurück; aber, dachte ſie, wie ſchnell iſt eine Blume abgepflückt, ſie bückte ſich nun es zu thun. Das Waſſer rauſchte ein wenig und der Grais, den Roſalinde im Traum geſehn hatte, ſtieg aus dem Waſſer hervor. Die Prinzeſſin wollte ſchnell entfliehn. Warum fürchteſt Du Dich mein Kind? fragte er mit ſanfter Stimme. Sie drehte den Kopf um und ſeine Geſtalt war ſo ehrwürdig und doch ſo milde daß alle ihre Furcht verſchwand. Ich weiß es wohl, daß man Dich gewarnt hat Du ſollſt dem See nicht nahe kommen, der König der Bären weiß es wohl, daß er mich zu fürchten hat. Ueberwinde Dein Mißtrauen und komm in meine Arme, ſo kann vielleicht der Talisman bald in Deiner Gewalt ſeyn. Roſalinde ſtand zweifelhaft. Der Grais fuhr fort: der Bärenkönig wird morgen als Sieger in ſein Land einziehn und der Prinz in ſein Schloß, dann iſt es mir vielleicht nicht mehr möglich Dir beizuſtehn, denn das Schickſal hat mich verdammt, daß ich nichts in dieſem Lande thun kann, wenn ſein Beſitzer gegenwärtig iſt, entſchließe Dich bald, ſonſt iſt es zu ſpät. Der Gedanke, daß ſie vielleicht bald alle ihre Freunde befreien könnte, wurde lebhaft in Roſalinden, ſie eilte auf den Alten zu, der ſie ſchnell in ſeine Arme ſchloß und in den See ſtieg. Das Brauſen des Waſſers betäubte die Prinzeßin und als ſie ſich erholt hatte, befand ſie ſich im Zimmer eines Pallaſtes, deſſen Wände ſo wie das Dach durchſichtig waren. Die Prinzeßin konnte in dem klaren Waſſer alle Fiſche ſehn, die munter darin herumſcherzten, über das Dach des Pallaſtes floß das Waſſer hinweg ohne es zu berühren. Sie ſah den Grais in eins von den Zimmern, er war durch viele Wände von ihr getrennt, aber ſie waren ſo klar, daß ſie jede Bewegung die er machte, ſehn konnte. Er hielt ein großes Buch, worin er zu leſen ſchien, in der einen Hand, und einen Stab, womit er an der Wand zeichnete, in der andern; er machte ſo wunderliche Gebehrden, daß ſich Roſalinde fürchtete. Endlich legte er das Buch und den Stab weg und kam zu ihr. Haſt Du Dich erholt mein Kind? fragte er freundlich. Sage mir, warum haſt Du mich hier im Waſſer eingeſchloſſen? rief die Prinzeßin. Ich habe vollkommne Gewalt über jedermann, über Feen und Menſchen, wenn ſie auf den See auf mein kleines Gebiet kommen, und ich hoffe nun, da ich Dich bei mir habe, den Talisman wieder zu ſeinem rechtmäßigen Beſitzer, meinem theuren Freunde zu bringen.

Er ließ Roſalinden von Mädchen, die in wäßrigten Kleidern eingehüllt waren, bedienen, deren freundliches Betragen und ſanfte Mienen die Prinzeſſin ihre liebe Amme vergeſſen ließen. Am folgenden Morgen kam der Greis zu ihr; der Prinz wird ſehr bald zurückkommen, rief er ihr entgegen, und wenn er Deine Abweſenheit erfährt, in dem Spiegel nachforſchen, wo Du Dich aufhälſt. Beklage Dich dann unaufhörlich, daß ich Dich ihm entriſſen habe und verlange zurück, damit er von Deiner Liebe feſt überzeugt wird. Er hatte kaum ausgeredet, als ein Brauſen der Wellen die Ankunft des Prinzen verkündigte. Der Alte ſchwebte auf dem Waſſer empor und ſah ihn in ſein Schloß einziehn; er hörte ihn nach Roſalinden fragen. Der Greis eilte nun zur Prinzeſſin zurück, die ſich auf einen Wink von ihm ſogleich zu ſeinen Füßen warf. und ihn anflehte er möchte ſie ihrem Prinzen zurückführen. Du biſt einmal in meiner Gewalt, antwortete er mit rauher Stimme, und keine Macht ſoll Dich mir entreißen. Roſalinde bat von neuem und er vermehrte die Härte ſeiner Rede. Nachdem ſie ihn ſehr lange gebeten hatte, erklärte er endlich, daß er ſie dem Prinzen unter einer Bedingung überlaſſen wollte. Er verließ nun die Prinzeßin, die ſich auf ihr Lager warf und ihr Geſicht in dem Küſſen verſteckte, damit wenn der Prinz noch in den Spiegel ſähe, er glauben möchte, ſie weine um ihn.

Der Prinz hatte kaum gehört, daß der Alte Roſalinden unter einer Bedingung frei geben wollte, als er ſogleich den Felſen hinunter eilte, um ſie zu hören. Er ſtand am Rande des Sees und rief mit lauter Stimme den Grais. Im ſilbernen Gewande auf einer Muſchel ſchwamm dieſer aus dem Waſſer hervor; was verlangſt Du? fragte er den Prinzen unfreundlich. Du hältſt meine Geliebte Roſalinde bei Dir eingeſchloſſen, ich fordre ſie zurück. Der Grais wollte ſich wieder unterſenken, indem er dem Prinzen ſagte, daß er ſie künftig höflicher begehren möchte. Ich weiß wohl, antwortete ihm dieſer, daß Du ſie mir unter einer Bedingung zurückgeben willſt, ich bitte Dich, ſage ſie mir. Nun wohl, verſetzte der Alte, ich hoffe, daß ſie Dir angenehm ſeyn werde. Ich haſſe Deinen Vater und kann nicht leiden, daß er das ſchöne Land der Vögel beſitzt, wenn Du nun meinen Rath befolgſt, ſo wirſt Du Roſalinden und dies Land zugleich bekommen. Der Prinz war äußerſt begierig dieſen Rath zu hören und verſprach ihn ſogleich zu befolgen; denn ich muß Dir nur geſtehn, ſagte er, ich habe eine ſo große Luſt zu dieſem ſchönen Lande, daß ich meinen Vater lange todtgeſchlagen hätte, wenn das bei den Feen nur möglich wäre. Der Alte berichtete ihn nun, daß er ſeinen Vater völlig in ſeine Gewalt bekommen könnte, wenn er ihm den Talisman, welchen er ehedem auf Befehl ſeines Vaters dem Könige der Vögel geraubt habe, wieder entwenden könne. Er machte ihn mit der Kraft des Ringes bekannt und verſicherte, daß ſein Vater alle ſeine Macht allein dieſem Kleinod zu verdanken hätte.

Der Prinz verſicherte, daß es ein leichtes ſey dieſen Ring zu ſtehlen; denn wenn ſein Vater im Sonnenſchein eingeſchlafen ſey, ſo könne man mehr thun als das, und er würde nicht erwachen. Er freute ſich ſehr, daß er nun nicht mehr die Menſchen zu beneiden brauche, daß ſie einander umbringen könnten; denn wenn er den Ring bekäme, könnte er mit ſeinem Vater machen was er wolle. Er wollte ihn wieder zum König der Bären machen und er ſollte in dem ſchwarzen Hauſe wohnen, er ſelbſt aber wollte dann mit Roſalinden in den glänzenden Pallaſt einziehen. Der Grais berichtete ihn noch, daß wenn er den Ring habe, er ihn nur zu drehen brauchte, ſo werde er am Ufer des Sees ſtehn, dann wolle er ihm Roſalinden wieder geben und mit ihm in ewiger Freundſchaft leben.

Der Prinz ging auf ſein Schloß zurück und erwartete mit Ungeduld, daß ihn ſein Vater zu ſich rufen möchte. Endlich erſchien dieſer erwünſchte Augenblick, aber der König ſchlief nicht; er hatte ſo viel zu ſprechen, er war ſo voller Freude, daß er noch einen Feind beſiegt hatte, der ihm nun unterthan ſeyn mußte. Der Prinz konnte ſeine Ungeduld kaum verbergen, er kam auf ſein Schloß äußerſt mißvergnügt an. Nach einigen Tagen kam er wieder zu ſeinem Vater, er fand ihn im Garten liegend. Nachdem ſie einige Zeit geſprochen hatten, ſtellte ſich der Prinz ſehr ermüdet und ſchläfrig, er bat den König um Erlaubniß zu ſchlafen und meinte er würde dann ſelber einſchlafen, und es würde ſich ſo eine Gelegenheit finden den Ring zu bekommen. Der Vater ertheilte ihm dieſe Erlaubniß gern und ſagte: er wolle ſich indeß manche Regierungsgeſchäfte überlegen. Der Prinz machte die Augen zu und ſtellte ſich ſchlafend. Der König lag neben ihm, er hörte ihn immer brummend überlegen; er war in der größten Wuth, daß er durchaus nicht ſchlafen wollte, endlich glaubte er, ſein Vater habe Verdacht auf ihn; er drehte alſo, um ihn ſicher zu machen, den Kopf herum und ſchnarchte ſtark. Ueber die Anſtrengung, die es ihm koſtete, den Schlaf natürlich nachzumachen, ſchlief er am Ende wirklich ein, und fand ſich zu ſeinem Verdruſſe nach vielen Stunden in ſeinem Schloſſe. Er war nun gezwungen eine andre Gelegenheit zu erwarten, ſie zeigte ſich endlich; als ſein Vater ihn wieder zu ſich rief, fand er ihn krank; er ſetzte ſich vor ſeinem Bette nieder und bedauerte ihn zärtlich. Der Bär war über ſeine Krankheit verdrüßlich und warf ſich brummend auf ſeinem Lager herum. Ich weiß, daß ich noch ſieben Tage krank ſeyn werde, ſagte er zu ſeinem Sohne, Du ſollſt dieſe ganze Zeit über bei meinem Bette wachen, damit ſich mir niemand nähere, wenn ich ſchlafe. Der Prinz verſprach es gern; der König ſchlief bald darauf feſt ein, der Prinz näherte ſich und ſuchte an ſeiner rechten Tatze den Talisman. Die langen krauſen Haare waren ſo herüber gewachſen, daß er ihn anfangs gar nicht entdecken konnte, endlich fand er ihn und zog ihn leiſe herunter. Er war außer ſich vor Freuden, als er ihn an ſeiner Hand ſah; er wollte ſeine Kunſt ſogleich verſuchen, drehte ihn und ſtand am Ufer des Sees.

Freudig glänzten die Augen des Graiſes, als er ihn erblickte. O wie viel Dank bin ich Dir ſchuldig! rief ihm der Prinz entgegen. Ich habe ſchon in meinen Büchern Dein Glück geleſen, ſagte der Grais. Setze Dich zu mir in meine Muſchel und komm und empfang Deine Braut. In ſeiner Freude vergaß der Prinz, daß es gefährlich ſey, ſich auf den See zu begeben; er ſtieg neben den Grais ein. Als die Muſchel ſich auf den Grund des Waſſers herabließ, dachte er zwar daran, aber er glaubte die Kraft des Ringes würde ihn gegen jede Gefahr ſchützen.

Als ſie am Thore des durchſichtigen Pallaſtes ſtanden, ſahe der Prinz in eins der innern Zimmer Roſalinden ſitzen, er eilte hinein um ſie zu umarmen. Er war kaum in den erſten Saal getreten, als ein Brauſen des Windes und Klatſchen der Wellen ihn erſchreckten, der Pallaſt wankte, er fühlte ſich von tauſend naſſen kalten Händen ergriffen, die ihn zu Boden warfen. Der Alte näherte ſich ihm und zog lächelnd den Ring von ſeinem Finger. Haſt Du vergeſſen, fragte er ihn ſpottend, daß in meinem Gebiet alles meiner Macht weicht? Er drehte den Ring, und er und Roſalinde ſtanden in dem unermeßlich langen Birkengang im Garten der Königin der Vögel; er reichte der Prinzeßin den Ring und ſagte, daß ſie nun im Stande ſey ihre Freunde zu befreien. O, rief die Prinzeßin, ſo komme mein theurer Prinz mit Deinen Eltern! ſie drehte den Ring und der König, die Königin und der Prinz ſtanden vor ihr mit fliegenden Haaren und nackten Füßen. Roſalinde fiel vor der Königin nieder, und reichte ihr den Ring, dieſe hob die Prinzeßin auf und drückte ſie an ihre Bruſt. So wie der König den Taliſman am Finger hatte, berührte er den Prinzen, der ſogleich als der ſchöne Jüngling im goldnen Gewande vor Roſalinden kniete. Alle dankten dem Könige der Gewäſſer und giengen nach dem Pallaſt. Der Prinz ſagte, daß er Roſalinden als ſeine Königin jetzt einführte. Alle hatten in ihrer

Freude den König der Bären vergeſſen; ein kleiner Schrecken befiel ſie, als ſie das Zimmer öffneten und ihn auf einem goldnen Bette ſchlafend fanden. Der König der Vögel naherte ſich, um ihn zu erwecken, er ſchlug aber ſchon die Augen auf. Das Getöſe von den vielen Inſtrumenten, die in der Luft erklangen, und von den tauſend Vögeln, die von jedem Zweige Siegslieder ſangen, weil die Königin des Geſangs und der Vögel wieder gegenwärtig war, hatte ihn erweckt. Ich habe es ſchon oft geſagt, rief er, ich will noch alle Vögel umbringen, wie können ſie es wagen, mich in der Ruhe zu ſtören? Warum biſt Du von meiner Seite aufgeſtanden, ſagte er zum Prinzen, den er für ſeinen Sohn anſah. Deine Macht iſt jetzt zu Ende! rief der König der Vögel, indem er ſich ihm zeigte, der Talisman iſt wieder in meiner Hand und dies iſt mein Sohn, nicht der Deinige. Der Bär wälzte ſich vor Wuth mit den Zähnen knirſchend auf ſeinem Lager. Ziehe wieder hin in Dein kaltes Land, fuhr der König fort, und ſey mir wieder unterthan wie ehmals. Wo iſt mein Sohn? ſchrie der Bär. In meinem Hauſe, antwortete der Grais. Der König der Vögel drehte den Talisman, und von Waſſer triefend ſtand der Prinz vor ihnen. Die Geiſter hatten ihn am Boden feſtgehalten, und allen Wellen die Erlaubniß gegeben hereinzudringen; klatſchend waren ſie über den Prinzen hinweggeeilt. Ich kann nicht dulden, redete ihn der König der Vögel an, daß: Du meines Sohnes Geſtalt ſchändeſt, nimm Deine eigne wieder, ſagte er, indem er ihn berührte, und ſogleich ſtand er als ein häßlicher Zwerg da. Der König verbannte ſie nun von ſeinen Augen; ſie kamen in ihr altes Land zurück. Roſalinde erinnerte die Königin an ihre treue Amme, und ſie ſtand zur unausſprechlichen Freude der Prinzeßin ſogleich vor ihnen.

Anfangs wollte nun die Prinzeßin ſogleich zu ihren Eltern, aber die Königin ſtellte ihr vor, daß dieſe ſich ſchon darin gefunden hätten, ſie in zehn Jahren nicht zu ſehn, und bat ſie alſo dieſe Zeit über noch bei ihr zu bleiben, beſonders da ſie ſonſt ihren Sohn ſchon ganz wieder verlieren müßte, wenn er mit Roſalinden die Erde bewohnte. Die Prinzeßin blieb alſo bis an ihren ſechszehnten Geburtstag im Lande der Vögel, wo ihr Leben unter beſtändigen Harmonien dahin floß.

An dieſem Tage erwartete der König mit Sehnſucht den Vogel mit goldnen Schwingen; er ſtand am Fenſter und ſah in den Garten und in den blauen Himmel hinaus; endlich ſah er in der Luft einen glänzenden Schein flimmern, der ſich immer mehr näherte. Er erkannte nun deutlich einen groſſen Vogel, der mit ſeinen breiten goldnen Flügeln die Luft auseinander ſchlug. Er näherte ſich dem Könige und bat ihn demüthig um die Feder, die er bei einem Gefechte aus ſeinen Flügeln verlohren habe; ich weiß, daß ſie in Deiner Gewalt iſt, ſagte er, und ſeit ſie mir fehlt, wird mir das Fliegen ſehr beſchwerlich; ich bitte Dich alſo, ſtecke ſie mir auf der rechten Seite wieder ein, ich will Dich dafür zu Deiner Tochter führen.

Der König ſteckte die Feder mit großer Freude dem Vogel ein, der ihn nun bat, herunter in den Garten zu kommen. Die Königin ging im Garten ſpazieren; ſie wollte ſo gern zu ihrer Beruhigung dem Verſprechen glauben, daß ſie ihre Tochter noch an dieſem Tage wiederſehn ſollte, und doch ängſtigten ſie ſo viele Zweifel. Sie begegnete dem König und dem Vogel, und ihr Herz ſchlug vor Freude. Wohin willſt Du mich nun führen? ſagte der König; ohne zu antworten, hob ihn der Vogel auf und eilte mit der größten Schnelligkeit durch die Luft davon.

Die Königin ſah ihnen betrübt nach. Sie glaubte, ſie würde den König niemals wiederſehn, ſo wie ihre Tochter und die Amme, die auch ſo plötzlich verſchwunden waren.

Der Vogel trug den König mit groſſer Leichtigkeit über unermeßliche Länder hinweg; endlich als die Luft viel milder und reiner wurde, floh er langſamer. Jetzt ſind wir an der Grenze des Landes, worin Deine Tochter lebt, ſagte er zum Könige, indem er ihn niederſetzte, hier wollen wir uns ein wenig erholen. Der König ſah ſich um, es war derſelbe Platz, wo Roſalinde niedergelaſſen wurde, als man ſie ihren Eltern entführt hatte. Sollte man nicht meynen, die Sonne, der Himmel, die Bäume und Blumen auf unſrer Erde wären nur nachgemacht, und das hier die wirklichen? O meine Tochter lebt im Himmel! rief der König verwundert aus. Er wurde von neuem entzückt, als die Vögel ihren Geſang erhoben. Aber ſage mir, fragte er ſeinen Führer, welche Gefahren habe ich denn zu beſtehn? Keine, antwortete der Vogel, Du haſt ſie ſchon beſtanden, Du haſt eine unermeßliche Reiſe durch die Luft gemacht. Er hob den König wieder auf und ſetzte ihn in wenigen Augenblicken vor den goldenen Thoren des Pallaſtes nieder. Der König war über die Pracht erſtaunt; er zweifelte, ob er wachte und das alles wirklich ſey, als die Thore aufrauſchten, lieblicher Geſang und Flötenton ihm entgegen kamen, und der König und die Königin ihn bewillkommten. Vergibſt Du mir, daß ich Deine Tochter raubte, redete die Königin ihn mit dem ſchönſten Geſange an. Der Prinz führte Roſalinden bei der Hand, und beide knieten vor ihm nieder. Er erſtaunte über beider Schönheit und ſchloß ſie freudig in ſeine Arme.

Der König der Vögel machte ihnen nun bekannt, daß Roſalinde und der Prinz mit dem Könige zurück in ſein Land gehn ſollten, und ſo lange darin leben, bis ein Sohn von ihnen die Regierung übernehmen könnte; dann, ſetzte er hinzu, werden Eure Unterthanen glauben, ihr ſeyd geſtorben, und Trauerglocken durch das ganze Land tönen, ihr aber werdet in unſere Arme zurückkehren und bei uns im ewigen Frühlinge leben. Man nahm Abſchied von einander. Die Königin umarmte ihren Sohn und Roſalinden mit vielen Thränen; der König küßte ihre Stirn, und ein Heer von Vögeln war in dem Augenblick bereit, ſie zurück zur Erde zu führen. Sie ſtanden in weniger Zeit in dem Garten, wo die Königin noch den Verluſt ihres Gemahls betrauerte. Ihre Freude, als ſie ihn und ihre Tochter wieder ſah, war unbeſchreiblich. Von der Schönheit des Prinzen wurde ſie, wie der König, überraſcht; auch die treue Amme war ihrer geliebten Roſalinde gefolgt.

Die Vermählung des Prinzen wurde in wenigen Tagen mit vieler Pracht gefeiert. Roſalinde hatte ſich anfangs ſehr gefreut, den Garten wieder zu ſehn, wo ſie als Kind ſo gern ſpielte: aber die Freude daran verlohr ſich ſehr bald; es kam ihr alles ſo klein und eng vor; das ſchöne Land der Vögel mit ſeinem ewigen Sonnenſchein war beſtändig in ihrem Gedächtniß. Ach, ſagte ſie oft zum Prinzen, ſind wir nicht ſelber wie die ver-

bannkannten Vögel, nur daß unſre Strafe viel länger währt?

Als ſie einen Sohn gebohren hatte, war ihre einzige Freude ſein Wachſen und Starkwerden. Sie erwartete mit Ungeduld ſein funfzehntes Jahr. Es erſchien endlich, und ſie ſagte zu ihren Eltern, daß ſie ſie nur noch einmal auf eine kurze Zeit verlaſſen würde; ſie wolle den König der Vögel bitten, daß er ſie auch bald in ſein Reich aufnähme.

In einer ſchönen mondhellen Nacht ging ſie mit ihrem Gemahl im Garten ſpaziren; eine tiefe Stille herrſchte rings umher; ſie gingen auf und ab, und freuten ſich, daß die Zeit ihrer Rückkehr nahete. Da traf plötzlicher Geſang der Vögel ihr Ohr; er kam näher, und die vornehmſten Diener der Königin ſchwebten in der Luft. Sie ſenkten ſich nieder und führten den Prinzen und Roſalinden davon. Am andern Morgen fand man ihre Leichen in ihren Zimmern. Der König ließ ſie prächtig begraben und das ganze Land betrauerte ſie. Bald darauf wurden auch Roſalindens Eltern in das ſchöne Land der Vögel getragen. Der junge Prinz wurde zum Könige gekrönt. Er betrübte ſich ſehr über den Tod ſeiner Eltern und Großeltern, aber die Zeit heilte ſeinen Schmerz. Er wählte ſich eine ſchöne Gemahlin und lebte in ſeinem Lande recht glücklich mit ihr, weil er das ſchöne Land der Vögel nicht kannte.

XXXIII.

Es iſt um die Schilderung der Menſchen eine mißliche Sache! rief Günther aus, als ſeine Freunde wieder davon ſprachen, wie ſchon oft geſchehen war.

Und ich, ſagte die Madam Lindner, wünſchte, daß ſich jeder Menſch ſelber beſchriebe, wie es Rouſſeau gethan hat.

Ganz recht, fiel ihr ihr Verehrer Müller bei, der alles gut finden mußte, was ſie ſagte. Wenn das viele Menſchen thäten, ſo würden wir bald erfahren, wie es mit der ſogenannten Seele beſchaffen ſey.

Es iſt um dieſe Selbſtſchilderungen auch eine mißliche Sache, fiel Günther von neuem ein. —

Sie thun aber heute auch nichts, als dieſen einzigen Satz wiederholen, ſagte Madam Lindner.

Weil er mir heut gerade einleuchtender iſt, als ſonſt.

Was iſt dann aber nicht ſchwierig? fragte Mademoiſell Büttner beſcheiden, die bis jetzt noch nicht mitgeſprochen hatte.

Ach! allerdings! fuhr Günther fort; und ſo oft mir das von neuem einfällt, bewundre ich die Keckheit der ſchlechten und die Größe der guten Schriftſteller, — und doch muß ich geſtehn, kenne ich keinen, von dem ich mich möchte ſchildern laſſen.

Warum nicht? ſagte Madam Lindner; denn ſie fand ſich oft zu ihrem Erſtaunen in den edlen Menſchen wieder.

Weil ich, antwortete Günther, mich ſchwerlich wieder kennen möchte, wenn ich getroffen wäre, und vielleicht am beſten getroffen zu ſeyn glaubte, wenn das Bild gerade recht unähnlich wäre.

Sie lieben die Spitzfindigkeiten ungemein, fuhr **Müller** dazwiſchen.

Das ich nicht wüßte, redete **Günther** weiter, — nur, — wem iſt es denn gegeben, ſich ſelber zu kennen?

Das iſt der alte Satz, ſagte Madam **Lindner**, den ſchon die Griechen auf ihrem Delphiſchen Tempel abgenutzt haben; aber warum ſollten wir dann nicht dahin kommen, wenn wir nur recht ernſthaft wollen?

Günther. Wenn wir recht ernſthaft wollen, gelingt es uns vielleicht am wenigſten.

Mad. Lindner. O, Sie ſind mit Ihren Paradoxen unausſtehlich.

Günther. Ich glaube, daß wir uns dann am leichteſten mißverſtehn, wenn wir am meiſten darauf aus ſind, uns zu beobachten.

Müller. Wie wollen Sie das beweiſen?

Günther. Ich mag nichts in der Welt beweiſen.

Müller. Warum ſprechen Sie denn aber ſo?

Günther. Weil — mein Gott! auf dergleichen Fragen giebts gar keine Antworten.

Alle lachten, und **Müller** war feſt überzeugt, daß man die Kunſt bewundre, mit der er **Günthern** aufs Eis geführt habe. Mamſell **Büttner** lachte, weil ihr **Günthers** Antwort gefiel, und Madam **Lindner**, — weil ſie grade um eine Antwort verlegen war.

Ein alter Mann, der im Winkel ſaß, lachte nicht, weil er niemals lachte. Er hatte den Grundſatz, daß es nur der Jugend zukomme; er nahm es daher auch der Madam **Lindner** etwas übel, weil ſie ſchon über dreißig war.

Es giebt keine angenehmere und leichtere Converſation, als wenn viel hintereinander gelacht wird, beſonders wenn ein Unbefangner keinen hinreichenden Grund dazu ſieht. Manche Leute lachen nie anders, und man nennt ſie im Leben die fröhlichſten Gemüther. Der alte **Birnheim** brummte und nahm zwei Priſen ſchnell hintereinander, um nur aus einer gewiſſen Verlegenheit zu kommen; denn wenn er nicht mitlachte, hatte er jetzt gar nichts zu thun. Er wünſchte aber innerlich ſich das Geſpräch wieder hergeſtellt, damit er alsdenn thun könne, als wenn er zuhöre.

Die Scene, wo ſich alles dies zutrug, war im Hauſe der verwittweten Madam Lindner. Die dort verſammelten Menſchen hatten ſich nach und nach zuſammengefunden und ſahn ſich nun faſt täglich. Louiſe Büttner war mit der Wirthin verwandt.

Wenn man viel gelacht hat, findet man ſelten die oft nachfolgenden Sentenzen, als: „Ja, ſo geht's in der Welt! oder: ob der Froſt nicht bald aufhören wird,“ intreſſant; und doch waren es grade dieſe allgemeinen Bemerkungen, mit denen der alte Mann das Gelächter beſchloß. Er klopfte mit ſeiner Doſe auf den Tiſch und machte ein ſehr nachdenkliches Geſicht, gleichſam als wenn ihm dieſe Aeußerungen eine große Anſtrengung gekoſtet hätten.

Die meiſten Menſchen machen ein einfältig Geſicht, wenn ſie heftig gelacht haben; denn ſie ſind verlegen, und die Ernſthaftigkeit kömmt ihnen nicht ſo recht ernſthaft vor, — und der Alte betheuerte nun in ſeinen Gedanken: die Narren ſchämten ſich ſelber des Lachens.

Nach dieſen Bemerkungen über das Lachen wollen wir zur eigentlichen Geſchichte zurückkehren.

Sie würden alſo auch behaupten, fing Müller an, daß wenn ſich mehrere Perſonen zuſammenthäten, um ſich ſelber in Briefen, oder ſo abzuſchildern, daß ſie ſich vielleicht falſch zeichnen würden?

Ganz gewiß, ſagte Günther.

Da bin ich nun gar nicht Ihrer Meinung, antwortete Madam Lindner.

Man ſollt' es verſuchen, um Sie vom Gegentheil zu überführen, fuhr Müller fort.

Madam Lindner erhob ſich; denn eigentlich hatte Müller den Auftrag von ihr, das Geſpräch ſo zu lenken; denn ſie hatte ſchon ſeit lange einen Spaß im Kopfe, der ihr ſo lieb geworden war, daß er am Ende kein Spaß mehr blieb, — nämlich nichts anders, als bei Gelegenheit ein ordentliches Buch zu ſchreiben. Sie war aber darauf gekommen, Mitarbeiter zu erwählen, damit es um ſo ſchneller fertig würde, und ſie auch nicht alle Verantwortung allein zu tragen hätte.

Madam Lindner fuhr daher fort: Ja, man ſollte Sie vom Gegentheil überzeugen.

Günther. Wie wäre das möglich?

Mad. Lindner. Wir ſollten zuſammen ein Buch ſchreiben, in dem jeder ſeinen Charakter durchführte.

Günther. Ja, wenn —

Müller. Ja, ja, Herr Günther, wir müſſen's verſuchen, Sie müſſen uns Ihre Hülfe nicht abſchlagen.

Mad. Lindner. Ich bitte Sie recht ſehr, Herr Günther.

Günther. Ich will nicht das Vergnügen der Geſellſchaft ſtören. —

Mad. Lindner. Wir haben es uns ſchon ſeit lange vorgeſetzt, und ich habe Sie ſchon ſeit acht Tagen bitten wollen, uns einen Generalplan zu machen, in dem unſre Charaktere eingeſchoben würden. Sie erfinden eine Geſchichte, und wir alle zuſammen ſchreiben dann die Briefe; es muß ja in der Welt nichts leichter ſeyn.

Günther. Wie man es nimmt. — Eine Geſchichte, in die Sie paſſen, — und Ihre Geſinnungen, die in eine Geſchichte paſſen, — doch, ich will es verſuchen.

Mad. Lindner. Sie müſſen ſich aber auch eine Rolle zutheilen.

Günther. Was für eine?

Mad. Lindner. Natürlich einen Paradoxen, einen, der den Leuten widerſpricht, der ſeltſame Sachen ſagt.

Günther. Und Mademoiſelle müſſen die Geliebte ſeyn. —

Mad. Lindner. Doch nicht von Ihnen? Das wäre vortreflich, damit die Briefe nachher auf keinen Fall umſonſt geſchrieben wären.

Luiſe. Ich muß überhaupt die Rolle einer Verliebten verbitten; denn ich fühle dazu gar kein Talent in mir.

Günther. Ein Roman ohne Liebe! — Herr Müller müßte alſo einen Auffahrenden, Eiferſüchtigen, Jachzornigen ſchildern.

Müller. Ich? — Dazu getraue ich mir keine Fertigkeit zu.

Günther. Was wollen Sie denn aber ſeyn?

Müller. Ein treuer Freund, — ſo ein heimlicher, blöder Liebhaber, — einer, der ſo mit Anſpielungen — und Unglück —

Günther. Ich verſtehe Sie ſchon. — Und Sie Madame?

Mad. Lindner. Nun, eine ordinaire gute Frau, die über manches in der Welt ſchon gedacht hat, — die, — nun, Sie können's ja ſo einrichten, daß ſich um mich eigentlich die ganze Geſchichte dreht.

Günther. Aber wo bleiben denn nun die Nebenbuhler? die unvollkommnen Charaktere? die gut angebrachten Contraſte?

Müller. Darauf muß man in dieſem Buche gar nicht ausgehn.

Günther. Sie, Herr **Birnheim**, müſſen denn auch eine Rolle mitſpielen; ein Philoſoph, der ſich aus der Welt zurückgezogen hat, ein Spekulant —

Birnheim. Verſchonen Sie mir, mein Herr, ich mag in keinem Buche figuriren, darzu bin ich, Gott ſey Dank! zu alt geworden.

Mad. Lindner. Aber unſern ehemaligen Freund, den Rechthaber Wille, können Sie noch anbringen, der wird ſehr gut dazu dienen, manchmal in der Empfindung eine Diverſion zu machen.

Günther. Wie geſagt, ich will es verſuchen, einen Plan dazu zu entwerfen.

Müller. Ich ſchreibe am Ende noch dem Wille, denn ich habe die Ehre, ihn beſonders genau zu kennen.

Man ſetzte ſich nun zu Tiſche, und die Idee beſchäftigte noch lange die Geſellſchaft. Man trennte ſich, man ging ſchlafen, man ſtand wieder auf, und Louiſe Büttner erhielt am folgenden Tage folgenden Brief von Günther.

Werthgeſchätzte Freundin!

Ein unangenehmer Zufall hindert mich auszugehn und Sie heute Abend zu ſehn. Ich habe mir den Fuß verwundet, als ich Sie geſtern verließ, und es iſt zwar nicht im mindeſten gefährlich, könnte es aber, nach der Ausſage des Wundarztes, werden. Die ganze Nacht hindurch habe ich an den Plan unſers Romans gedacht, und ich muß Ihnen geſtehn, daß ich noch eine Menge von Schwierigkeiten angetroffen habe, auf die ich noch nicht gefallen war. Wird nämlich dieſer Roman am Ende auch wirklich eine ordentliche Einheit ausmachen? Werd' ich einen Plan erſinnen können, der allen mitſchreibenden Perſonen recht iſt, ſo daß nicht einer und der andre glaubt, er kömmt in den Hintergrund zu ſtehn? Wird ſich endlich nicht jeder bemühn, aus ſeiner Rolle die Hauptrolle zu machen? Jeder überlegt nur ſeinen Theil, ich muß das Ganze im Namen Aller überdenken, und ich bin Allen für das gütige Zutrauen verbunden; nur fürcht' ich, daß es Alle ſo einrichten werden, daß man nachher von meinem Ueberdenken nicht mehr viel gewahr wird. — Und dann mein alter Einwurf: ob ſich nicht mancher in der Rolle, die er ſich zugetheilt hat, geirrt haben kann. — Doch, ich will mich wie ein ächter Romanſchreiber über alle dieſe Bedenklichkeiten hinwegſetzen und nur Ihre Befehle auszuführen ſuchen, wenn ich auch im Verſuche erliege, habe ich doch wenigſtens mein Mögliches gethan. Nur mit Schrecken denk' ich immer wieder von neuem daran, daß Sie mir, theure Freundin, ſo ſtrenge verboten haben, Ihrem Charakter etwas von Liebe beizumiſchen;

denn ſonſt ſollten alle Ihre Briefe nur aus Liebe beſtehn, wenn ich ſonſt etwas zu befehlen hätte. Wo ſoll das Intereſſe für das Buch herkommen? Für mich wird es wenigſtens nicht das geringſte haben; doch ich hoffe, Sie laſſen ſich noch erbitten. Ich bin u. ſ. w.

Antwort.

Ihr Unfall dauert mich und uns alle. Unſer Buch muß gewiß gut werden, da Sie es ſo von allen Seiten überlegen. Ich bin nur auf die paradoxe Rolle begierig, die Sie ſich geben werden. Mich laſſen Sie ja nur Nebenperſon bleiben, und Sie dürfen ſich nur als einen Mann vorſtellen, der alle Liebe verachtet, und ein andres ſehr ſchätzbares Frauenzimmer von ſeinen Grundſätzen überzeugen will: ſo erreichen wir dadurch bequem einen doppelten Endzweck; erſtlich, daß Sie paradox ſind, und daß in dem ganzen Buche nicht viel von Liebe die Rede zu ſeyn braucht, den blödſinnigen, oder vielmehr wie ich ſagen wollte, blöden Liebhaber abgerechnet. Doch, ich überlege eben, daß ich Ihnen ins Amt greife, welches ſich für mich durchaus nicht ſchickt, und in der vorgeſchlagnen Rolle würden Sie am Ende in unſerm Zeitalter auch nicht ſehr paradox erſcheinen. —

Ich muß geſtehn, ich wünſche es nur erſt alles geſchrieben; denn ich ſchäme mich, meinen Beitrag dazu zu liefern. — Beſſern Sie ſich bald, und noch eins, laſſen Sie doch ja die Mißverſtändniſſe der Eiferſucht und dergleichen aus. Auch möchte ich noch manches gegen die große Zartheit erinnern; doch das kömmt am Ende auf die übrigen an. Wie geſagt, geben Sie mir nur einen ganz einfältigen Charakter, und ich bin u. ſ. w.

Günther an Herrn Wille.

Sie werden vielleicht gehört haben, lieber Freund, daß ich unpaß bin und das Zimmer hüten muß. Ich hoffe, Sie bedauren mich; aber ich wollte Sie zugleich bitten, mich auch bei Gelegenheit zu beſuchen. Wir haben uns überdies ſeit lange nicht geſehn; an wem die Schuld liegt, kann ich nicht entſcheiden. Ich möchte Sie in einigen Punkten um Rath befragen, den Niemand mir beſſer, als Sie, ertheilen kann. — Leben Sie wohl!

Antwort.

Ich würde ſogleich Ihrer angenehmen Einladung nachkommen, wenn ich nicht durch einen Zufall heut bei Herrn Müller engagirt wäre, dem ich ſchon zugeſagt habe. Aber nächſtens habe ich ohnfehlbar das Vergnügen, Sie zu ſehn; denn Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich mein Wort brechen ſoll; es wäre eine Beleidigung für Herrn Müller und eine Verletzung der Freundſchaft, die ich mir nie kann zu Schulden kommen laſſen. Denn man muß den einen Freund behalten und den andern nicht verlieren; das iſt ein Grundſatz, den ich immer vor Augen zu haben pflege, und bei deſſen Beobachtung ich mich auch immer wohl befunden habe. Gute Beſſerung wünſcht Ihnen Ihr Freund u. ſ. w.

Günther an Louiſe Büttner.

Man kann nicht mehr thun, als ich ſchon unſerm Roman zu Gefallen habe thun wollen. Ich hatte nämlich Wille zu mir eingeladen, um ihn ordentlich zu beobachten, aber unſer Freund Müller war mir ſchon zuvorgekommen. Dies Exemplar von Menſchen wird alſo jetzt ſehr geleſen und ſtudirt. Ich glaube, mein Vorſatz war ſeltſam genug, um in unſerm Romane paradiren zu können, und es iſt wirklich Schade, daß ich ihn nicht dazu aufgeſpart habe. Ich muß Ihnen aber geſtehn, daß mir die Rolle, die mir zugetheilt iſt, ſehr zur Laſt

fällt.

fälle, daß ich weit lieber den Charakter eines Liebhabers ausführte, keinen von jenen ungeſtümen, die die ganze Schöpfung immer mit einer Fauſt zuſammendrücken wollen, die Gegenliebe ordentlich wie eine Abgabe fordern, und in keiner andern Sprache, als nur in fürchterlichen Eidſchwüren reden. Wie geſagt, ich würde ein ſolches Weſen leiſer darzuſtellen ſuchen, mich mehr zu errathen geben, als geradezu hinſagen: ſo bin ich! denn mir iſt in Büchern nichts mehr zuwider, als wenn ſich die Menſchen ſo genau zu kennen glauben. Ich weiß nicht, ob Sie meiner Meinung ſind: aber Sie laſſen mich fürchten, daß Sie ſich für einen armen Verliebten nicht im allergeringſten intereſſiren; auch hat Herr Müller ſchon den Charakter an ſich geriſſen, den ich darſtellen möchte, und ich muß alſo mit dem meinigen zufrieden ſeyn. Es iſt überdies wohl möglich, daß er ihn beſſer durchführt als ich und — Sie ſehn, daß ſelbſt in unſrer kleinen Geſellſchaft Rollenneid herrſcht. Sie haben zwar alle Eiferſucht in unſerm Buche ſtrenge verboten: allein ich muß geſtehn, daß ich als Schriftſteller auf unſern Freund Müller etwas eiferſüchtig bin; doch vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen mit meinem Briefe zur Laſt falle.

Antwort.

Wie kann mir ein Brief von Ihnen zur Laſt fallen, da er mir wenigſtens einigermaßen Ihre Gegenwart erſetzt? Ich muß geſtehn, daß **Wille** ein glücklicher Menſch iſt, daß er jetzt ſo geſucht wird. Er muß ſich gewiß ſelber darüber wundern. Er wird noch bei unſrer ganzen Geſellſchaft wie eine merkwürdige Mineralie herumgehn, und jeder wird an ihm ſtudiren wollen. Am Ende führen wir alle ſtückweiſe ſeinen Charakter aus, und mit mehr Empreſſement, als unſern eigenen; es wäre ein recht eigentlicher Schriftſtellerfehler.

Es iſt wirklich Schade, daß in jedem Buche ein Liebhaber ſeyn muß, mit allen ſeinen weitläuftigen Empfindungen, die ſich meiſtentheils von ſelbſt verſtehn; und noch mehr zu bedauren iſt es, daß unter uns dieſe Rolle Herrn **Müller** zugefallen iſt. Er iſt mir immer nicht intreſſant geweſen, aber als Liebhaber muß er der unintreſſanteſte Menſch von der Welt ſeyn. Es iſt mir ſehr lieb, daß ich ſeine empfindungsvollen Briefe nicht zu beantworten werde nöthig haben. Meine Tante **Lindner** wird dieſe Mühe gewiß über ſich nehmen. Doch, wem ſag' ich das? Sie ſind ja der Schöpfer und Gebieter, und es ſteht daher blos in Ihrer Willkühr. Ich bin überaus neugierig, wie ſich alle dieſe Helden ſelber zeichnen werden. An Empfindung und Vernunft werden Sie es gewiß nicht wollen mangeln laſſen. — Leben Sie wohl!

Müller an Günther.

Ich war vorgeſtern mit Wille zuſammen, und er hat mich ſo amuſirt, daß ich ſogleich in Verſuchung gerathen bin, unſern Roman mit einem Briefe von ihm zu eröffnen. Ich habe ihn Wilibald genannt, und den Brief an Lindor gerichtet, der Niemand anders, als ich, ſeyn ſoll. Ich habe ſein ganzes Weſen darin zu treffen geſucht. Ich ſollte meynen, daß dieſer Brief kein unglücklicher Prolog zum ganzen Buche ſey. Sie werden es ſchon ſo einzurichten wiſſen, daß er in die Geſchichte paßt.

Wilibald an Lindor.

Man kann nicht immer ſo denken, wie man gern denken möchte. Die Gelegenheit formt uns bald ſo, bald anders. Nur derjenige iſt das ächte Bild des Mannes, der die Gelegenheit entweder gar nicht kennt, oder ihr immer zur rechten Zeit aus dem Wege zu gehn verſteht. Ich habe mir jetzt, theurer Freund, einen Lebensplan entworfen, den ich immer zu befolgen denke: es iſt nichts leichter

als

als zu leben, wenn man nur erſt weiß, was man vom Leben zu fordern hat. Ihre Freundſchaft wird mich warnen und unterſtützen, wenn ich irgend einmal im Begriff ſeyn ſollte, zu fehlen. Jeder Freund müßte eigentlich immer nur ein Aufſeher des andern ſeyn, ſo würden wir uns alle beſſer befinden; aber man geht nur mit einander um, kaum, daß ſich einer die Mühe giebt, den andern zu kennen, vielweniger ihn zu beſſern. Ich mag aber gern von meinen Freunden wiſſen, woran ich mit ihnen bin; und darum bitte ich Sie, dieſen Brief ſo weitläuftig zu beantworten, als es Ihre Zeit nur immer erlaubt. — — —

Nun ſoll Lindor antworten und den Verſuch machen, ihn zu widerlegen. Im Gange des Romans kann es nachher vorkommen, daß Lindor wirklich Gelegenheit findet, ſeinen Freund zu warnen, aber dieſer will nun nichts hören, und wundert ſich ſogar, wie Lindor ſich ſo viel herausnehmen könne; ſo entſteht dadurch ein ſehr ſchöner Contraſt, und es läßt ſich überhaupt viel Lebensweisheit und viel über die Menſchen und dergleichen anbringen. Lindor, der nachgebend und weiſer iſt, hilft nachher ſeinem Freunde, doch wider deſſen Willen; und auf die Art muß die Rührung leicht zu bewerkſtelligen ſeyn.

Aber jetzt muß ich noch von andern Dingen zu Ihnen ſprechen. Es thut mir leid, daß ich Sie nicht beſuchen kann, in mündlichem Geſprache wird man viel vertrauter. Sie haben es vielleicht ſchon bemerkt, daß Madam Lindner einen beſondern Eindruck auf mein Herz gemacht hat; ich weiß nicht, ob ſie mich wieder liebt. Schon lange habe ich einen Vertrauten nöthig gehabt, und ich halte Sie ſo ſehr für meinen Freund, daß ich Ihnen meine Leidenſchaft unverholen geſtehn will. Bringen Sie doch dieſe Situation in unſerm Buche an, damit ſie etwas aufmerkſam auf mich wird und ich recht aus dem Herzen ſchreiben kann. Ich fürchte überdies, der alte Birnheim hat den Plan gemacht, ſie zu heirathen; denn er iſt alle Tage dort. Der Alte hat Vermögen. Ich weiß nicht, in manchen Augenblicken könnte ich ihn auf den Tod haſſen; und obgleich Madam Lindner ſelbſt ein anſehnliches Vermögen beſitzt, ſo könnte ſie doch vielleicht darauf kommen, ihm ihre Hand zu geben. — Wie, wenn wir beide den Verſuch machten, es auf jeden Fall zu hintertreiben? Sie könnten, zum Beiſpiel, eine Epiſode einflechten, die das Unſchickliche einer ſolchen Heirath recht klar ins Licht ſetzte. Ich muß mich immer hüten, mir meine innere Erhitzung nicht merken zu laſſen, denn ſie iſt eine ſcharfſichtige Frau. — Leben Sie wohl, bis wir uns wieder ſehn.

Birn-

Birnheim an Günther.

Ich würde mir, werthgeſchätzter Herr, nicht die Freiheit nehmen, an Ihnen zu ſchreiben, wenn es nicht die dringendſte Noth erforderte und ſo gleichſam nothwendig machte. Sie werden eingeſehn haben, daß ich ſchon etwas alt und bei Jahren ſeyn thue, und derohalben an manchem keinen Geſchmack zu finden durchaus nicht im Stand bin. Die Jugend hat ihre Zeit, das Alter hat ihre Zeit. Wenn ich ſo mit Sie aus vollem Herzen ſprechen, ſo können Sie es mich unmöglich übelnehmen, ein Vertraun iſt das andre werth. Ich wollte nur von wegen das Buch mit Ihnen ſprechen, das ſie da alle miteinander rauſſergeben, oder heraus verlegen wollen. Ich habe mich das Ding in meinem Kopfe überlegt, wie es denn ſeyn muß und auch nicht anders geht, daß das konfuſe Wirthſchaft, oder, Sie verſtehn mir und nehmen mir ſo was nicht übel, dummes Zeug werden wird. Denn was kann dabei herauskommen? Antwort, Nichts. Nicht, daß ich nicht ein Buch, oder ſo einen Gelehrten gerne leiden möchte, oder ihn verachten thäte, wie Sie vielleicht auf ſolchen Gedanken kommen könnten, nein e con trari, allen Reſpekt davor, aber mein' ich nur immer, wo er ſich hingehört, denn daß ein Frauenzimmer will Bücher ſchreiben, iſt ein ganz verkehrter Caſus und dient durchaus zu nichts in der Hauswirthſchaft; eine Suppe iſt kein Buch und ein Buch iſt kein Braten. Das iſt ſo meine einfältige Meinung darüber. Wenn ich meine Tobaksdoſe zum Strickbeutel machen wollte, ſo wäre das dumm, wie die Leute ganz gewiß ſagen würden, und ſie hätten wahrhaftig in ihrer Art recht, wenn ich ganz meine aufrichtige Meinung ſagen ſoll. Und wenn ich nun vollends Madam Lindner noch heirathen ſollte, wie es der Himmel vielleicht giebt, ſo kann ich es durchaus nicht zugeben, daß ſie Bücher ſchreiben thut, denn ſie wäre ja kapable, mich einmal in einem Buche anzubringen. Das ſind ſo Romanſtreiche und es iſt überhaupt pover oder miſerable, ſolche Bücher zu ſchreiben, wenigſtens nach meiner Meinung, das müſſen nur Leute thun, die ſonſt kein Geld haben, ſo denk' ich davon. Halten Sie daher ja die Madam davon ab; ich würde ſie zeitlebens nicht heirathen, wenn es ſo weit kommen ſollte, und dann hat ſie's nachher Niemand anders als ſich ſelber zuzuſchreiben. So denk' ich über das Bücherſchreiben, und wer anders denkt, denkt nicht ſo wie ich, und das iſt Unrecht. In meiner Jugend ſchrieb ich auch Bücher, aber das waren Sprüche, die ich auswendig konnte und merkwürdige Exempel; ich ließ ſie mir auch ordentlich einbinden; aber Madam Lindner iſt auch ſchon über die Jugend hinüber, und darum ſoll ſie's laſſen. Beſſern Sie ſich mit Ihrem Beine und bleiben Sie geſund.

Günther an Birnheim.

Ich habe Dero freundſchaftliche Zeilen mit vielem Vergnügen erhalten. Ich ſehe daraus, daß Sie ohngefähr ſo denken, wie ich, und daß man mir alſo ſehr mit Unrecht den Namen eines paradoxen Menſchen beilegt. Sie werden es auch gehört haben, daß man mir neulich dieſen Ekelnamen gab, bloß weil ich das Gewöhnliche auf keine ungewöhnliche Art liebe, und das iſt eben die Urſache, warum mir ſo manche andre Menſchen paradox erſcheinen. Ich denke aber, Madam Lindner wird ganz von ſelbſt dieſer Idee überdrüßig werden, die überdieß auf jeden Fall ſehr ſchwer auszuführen iſt. Ihre Urtheile über den Werth des Bücherſchreibens haben mich entzückt; man kann daraus ſehn, wie die Leſer von den Schriftſtellern denken, und ob es nun wohl der Mühe werth iſt, die Federn zu zerbeißen, ſich ſchlafloſe Nächte zu machen und das Papier unnöthigerweiſe zu vertheuern. Denn was kömmt am Ende dabei heraus? Antwort, Nichts. Und was iſt Nichts? Ich glaube, das bedarf nicht einmal einer Antwort, ob man mir gleich ſagt, daß es einige philoſophiſche Abhandlungen darüber geben ſoll. Es wäre mir ungemein lieb, wenn ich die Ehre haben könnte, Sie näher kennen zu lernen. Wir treffen ſo ſelten auf Menſchen, Herrn und Freunde, die mit uns ſympathiſiren, ſo daß wir deswegen diejenigen, die es thun, deſtomehr in Ehren halten müſſen. Ich habe die Ehre mich zu nennen u. ſ. w.

Günther an Louiſe Büttner.

Sie ſagen in Ihrem Briefe, daß ſich die Empfindungen der Liebe von ſelbſt verſtehn, und daß ſie deswegen nicht brauchen geſchildert zu werden; doch muß derjenige, der das ſagen kann, ſchon mit ihnen bekannt ſeyn, und wenn Sie mir das zugeben, will ich Ihnen auch unbedingt Recht geben. Sie wollen nichts von Liebe und Eiferſucht hören, und in jedem Briefe möcht' ich Ihnen ein Kapitel darüber niederſchreiben. Sie werden vielleicht ſagen, daß es mir wie den Schauſpielern geht, die ſich in ihrer Rolle zuweilen vergeſſen, und dieſe auf ihr wirkliches, gewöhnliches Leben übertragen, und hierin werde ich Ihnen nicht Recht geben, ſondern Ihnen antworten, daß ich mich gar nicht für einen Schauſpieler halte, ſondern daß ich alles, was ich hier ſage, für meinen Ernſt ausgebe, wie es denn in der That auch iſt.

Wenn Sie mir nur glauben wollten! Könnt' ich es dahin bringen, ſo wollt' ich unſer ganzes Buch aufgeben, und alle übrigen Bücher, und nur für die wirkliche Welt leben, wenn es anders eine wirkliche Welt giebt; denn das, was wir nach aller Ueberlegung ſo nennen, iſt endlich doch nur wieder unſre Phantaſie.

Aber wenn ich es nur mit meiner Phantaſie dahin bringen könnte, mich glauben zu machen, daß Sie meinem Geſchwätze eben ſo gern zuhören, als ich Ihnen etwas vorſchwatze. Ich habe zu unſerm Buche einen Brief aufgeſetzt, in dem ein Liebender ſeine Liebe bekennt. Faſt komme ich in die Verſuchung, ihn Ihnen zur Beurtheilung vorzulegen.

Palämon an Daphne.

Glauben Sie doch ums Himmels willen nicht, daß mir ein albernes Buch ſo wichtig ſeyn könnte, um Ihnen mit meinem Briefe zur Laſt zu fallen. Nein, ich bin es ſelbſt, meine Theure, von dem die Rede iſt. Soll ich noch hinzuſetzen, daß ich Sie liebe? Ich glaube, es wird unnöthig ſeyn. Wenn Sie mich nur ſonſt verſtehn wollen, ſo müſſen Sie mich ſchon längſt verſtanden haben. Ich kann nichts weiter hinzufügen. Beharren Sie darauf, die Liebe zu haſſen, — doch, wie kann man die Liebe haſſen? Wenn Sie es auch behaupten, ſo würde ich nur daraus folgern, daß Sie haſſen

Ihren unglücklichen Günther.

Nun, was ſagen Sie zu dieſem Briefe? Werden Sie mir heute eben ſo gütig antworten, als auf meine vorigen Sendſchreiben?

Müller hat unſern Roman ſchon angefangen, — ich ſehe den Herrn Wille kommen — er will mich beſuchen, — ich breche ab.

Louiſe an Günther.

Sie verlangen alſo im Ernſt, im eigentlichen ernſthaften Ernſt, daß wir beide einen Roman im Romane ſpielen ſollen? Wenn ich argwöhniſch wäre, oder mir einige Menſchenkenntniß zutraute, ſo könnte ich darauf kommen, daß Sie alles dieſes blos einleiten, um Briefe von mir zu erhalten, die Sie im Romane brauchen könnten. Sie ſchließen ſo: wenn ich die Empfindungen der Liebe als bekannt annehme, ſo muß ich ſie kennen — wenn ich ſie kenne, ſo muß ich lieben, — wenn ich liebe, ſo kann es Niemand anders ſeyn, als Sie, der von mir geliebt wird. Ob dieſe Form ganz logiſch iſt, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, aber wie die Welt ſich ſelten um die Geſetze der Logik bekümmert, ſo iſt Ihr wunderlicher Schluß auch hier eingetroffen. Ich ziehe daraus einen andern Schluß, daß es tauſend Sachen giebt, die ohne alle Logik richtiger ſind, als die Logik ſelber. — Doch ich will Ihnen auf Ihre eigentliche Frage antworten.

Daphne an Palämon.

Liebe und Ehe, Herr Palämon, ſind zwar ſo ernſthafte Dinge, daß ich hier Gelegenheit hätte, Ihnen recht viel darüber zu ſagen und häufige Thränen zu vergießen: aber ich will es einmal leicht nehmen und Ihnen nur geſtehn, daß ich Ihnen und Ihrem Briefe glaube. Wenn es daher nur von mir abhängt, ſo brauchen Sie ſich nicht als unglücklich zu unterſchreiben, überlaſſen wir das denen, die nichts von Liebe wiſſen. Ich bin und bleibe

Ihre Louiſe Büttner.

Wer uns beide nicht kennte, dürfte faſt auf den Gedanken kommen, daß wir uns über einander moquirten. Aber laſſen Sie uns auch einmal ernſthaft ſprechen. — Doch, ſo eben werde ich von meinem Vater abgerufen. — Beſuchen Sie uns bald. — Schade, daß ich Ihnen nicht noch meine ernſthaften Gedanken mittheilen kann.

Günther an Louiſe.

Warum ſoll die Liebe nicht auch fröhlich machen, ſo wie ſie traurig macht? Man ſagt nicht ſo viel übles nach, daß einige heitre Geſichter ordentlich nothwendig geworden ſind, um ihre Ehre zu retten. O ich fühle mich ſo glücklich, daß ich allenthalben in der ganzen Welt nur Stoff zur Fröhlichkeit wahrnehme. Warum ſoll dieſe Empfindung gerade Leichtſinn genannt werden? Leichtſinn kann nur Mangel an Empfindung ſeyn. Es giebt überhaupt eine Art des Frohſinns, die nur eine ſchönere Melancholie iſt, und in dieſem Zuſtande befinde ich mich jetzt. Ich denke Sie und Ihren Herrn Vater heut Abend zu beſuchen; machen Sie ihm meine Empfehlung.

Ich habe Wille einen Brief von Müller gezeigt, und ich hoffe, der ganze Roman ſoll dadurch zerſtört werden.

Birnheim an Günther.

Nein, werthgeſchätzter Herr und Freund, es iſt alles vergebens, und ſo zu ſagen umſonſt, was Sie da in Ihrem vortrefflichen Briefe zu mich geſagt haben. Sie läßt nicht davon und läßt nicht davon. Das Bücherſchreiben iſt Ihr ſo in den Kopf gefahren und in alle zehn Finger, daß ſie es nicht laſſen und bleiben laſſen kann, und wenn alle ſieben Todſünden darauf geſetzt wären, und ich bin darüber noch dazu ganz deſperat geworden. Denn ich habe Ihnen meine ausführliche Meinung in meinen vorigen wenigen Zeilen geſagt und dabei bleibts, und ich kann mir keinen Gedanken davon rauben laſſen und es ſoll auch in Ewigkeit nicht geſchehn. Was Sie von ſimdbathiſiren ſagen, iſt erſtaunlich wahr. Wer Ueberzeugungen hat, muß dabei bleiben, und das iſt nun einmal meine Ueberzeugung. Es giebt Leute, die finden alles egal in der Welt und leben derohalben wie die Narren, mit denen kann ich nicht ſimbadſiren, wie geſagt. Narren ſind keine Menſchen, eben deswegen, weil ſie Narren ſind, und daß meine Frau dazu gehören ſollte, kann ich nun und in Ewigkeit nicht zugeben, denn der Mann iſt des Weibes Haupt, und da wär' ich denn der Hauptnarr, das geht nicht und geht nicht. Ich weiß nicht, ob Sie mich und meine Meinung verſtanden Haben, aber ich ſollte meynen, daß ich's klar und deutlich genug einzurichten wüßte; denn ich bin gewöhnlich, wie die Leute ſagen, kurz angebunden. Eben darum beſchwör ich Sie hoch und theuer, wenn es doch ja nun ſo ſeyn muß, daß das Buch geſchrieben werden ſoll, die ganze Erfindung ſo einzurichten, daß Madam Lindner einen ordentlichen Ekel davon bekömmt und zeitlebens nichts hinzuſchreibt. Es iſt ſchwer, das ſeh ich ſelber recht gut ein, aber es muß doch ſeyn. Sie müſſen die Frauenzimmer alle dumme Frauenzimmer ſeyn laſſen. Sie müſſen darauf beſtehn, daß es Ihr Plan ſo mit ſich bringt, — denn, ich frage, was will ſie nachher machen? Antwort, nichts; denn Sie haben ja alsdenn den Plan gemacht und Sie dürfen nur ſagen, ſie verſtände den Henker davon, was ſo ein Plan zu beſagen hätte, oder mit ſich brächte; ſolche Reden müſſen Sie führen. Sobald Ihr Bein beſſer iſt, können Sie mich ja auch näher kennen lernen, ich laſſe mich gern näher kennen lernen; denn was kömmt dabey heraus, wenn man ſich einander nicht kennen thut? Sie wiſſen meine Geſinnungen. Nehmen Sie bei dem Wetter Ihr Bein in Acht und ich verbleibe u. ſ. w.

Antwort.

Wer könnte Ihr edles Gemüth in Ihren Briefen verkennen? Ich eile, um Ihnen meine ſchuldige Antwort zu überſchicken. Sie geruhen unſern ganzen Roman mit einem verächtlichen Blicke zu überſehn, und ich geſtehe, daß Sie ganz recht daran thun. Mit Ihrem gütigen Vorſchlage, die Frauenzimmercharaktere ſchlecht einzurichten, dem Plan zu gefallen, ſieht es ein wenig mißlich aus; denn wenn ich auch die Charaktere ſo anlege, ſo werden ſie mir unter den Händen umgearbeitet, und eh wir es uns verſehn, ſtehn ſtatt der lächerlichen Weiber die allerverehrungswürdigſten da. Und was iſt denn zu machen? Bringen Sie lieber irgend einen Recenſenten für Geld und gute Worte dahin, das Buch, wenn es erſchienen iſt, ganz erbärmlich herunterzumachen; vielleicht bekömmt Ihre Geliebte dann eine Waſſerſcheu. Man muß nach meiner Meinung die Sucht zu ſchreiben ganz wie eine Krankheit behandeln und betrachten; da hilft keine Vernunft, ſondern Medicin, und darum rathe ich Ihnen zu einer Recenſion. Nächſtens werde ich mir die Ehre ausbitten, mehr mit Ihnen ſympathiſiren zu können; ſobald ich geſund bin, beſuche ich Sie. Ich bin ꝛc.

Müller an Günther.

Treuloſer Freund!

Hab' ich Sie darum zu meinem Vertrauten gemacht? Hab' ich mich darum vor der ganzen Welt verſchloſſen und Sie allein in mein bekümmertes Herz ſehn laſſen, damit Sie mich ſo verrathen ſollten? Ich kann noch immer nicht begreifen, wie ein Menſch, den ich für meinen Freund hielt, ſich zu einem ſolchen Verbrechen konnte verleiten laſſen. Entdecken Sie doch dem elenden Wille lieber auch noch, daß ich die Lindner liebe, daß ich es Ihnen geſtanden habe. Sie ſind außerordentlich leichtſinnig, wenn Sie dergleichen Beleidigungen nur für Scherz oder ſpaßhafte Einfälle halten können; ich ſehe ſie weit wichtiger an. Sie haben dem Menſchen die ganze Idee von dem Buche geſagt. Sie haben ihm geſagt, daß ich ihn ſtudire und ſchon in einem Briefe kopirt habe. Ihre Freundſchaft ſteht auf einem elenden Grunde, wenn Sie ihr nicht einmal Ihre Scherzhaftigkeit aufopfern können. — Ich lege Ihnen den Brief von Wille bei, damit Sie ſelber ſehn können, in welchem Grade Sie mich beleidigt haben.

Wille an Müller.

(Einlage des Vorigen.)

Alſo mußte ich nur darum neulich bei Ihnen Kaffee trinken, damit Sie mich auf Ihre Art beobachten möchten? Sie nehmen ſich ſehr viel heraus, und Sie irren ſich auf eine lächerliche Weiſe, wenn Sie glauben, daß Sie mich in dem ſogenannten Wilibald getroffen haben. 'Dergleichen Unſinn denk' ich nicht einmal, vielweniger daß ich ihn niederſchreibe. Ich glaube, es giebt über dieſen elenden Brief keinen ſo competenten Recenſenten, als mich ſelber. Ich finde überhaupt nichts lächerlicher, als die Altklugheit, mit der Sie ſich' und die übrigen Menſchen betrachten. Man ſollte doch ja erſt einſehn lernen, wie weit unſer eigner Verſtand reicht, ehe wir den der übrigen Menſchen ausmeſſen wollen. Ich glaube, daß ich gar nicht nöthig habe, meine übrige Vernunft zuſammen zu nehmen, um jenen Wilibald zu widerlegen; er iſt zu elend, als daß ich noch ein Wort darüber verlieren ſollte.

Günther an Müller.

Warum, werthgeſchätzter Freund, ſollte ich unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, Wille, nichts von unſerm Roman ſagen? Ich glaube, daß Sie und er die Sache viel zu ernſthaft betrachten; denn ich muß Ihnen geſtehn, daß ich ihn an demſelben Tage zu mir gebeten hatte, als er Sie beſuchte, blos um ihn zu beobachten; aber ich hätte es ihm dann frei herausgeſagt und ihn freundſchaftlich erinnert, er möchte nun doch ſo gut ſeyn, ſeinen eigentlichen Charakter recht zu entwickeln. Sie aber haben ihn dadurch hintergangen, daß Sie ihn heimlicherweiſe ſtudirt haben, etwas, das ein Freund mit Recht übel nehmen kann. Sie werden ſagen, ich ſey paradox, aber deſto beſſer, ſo bleibe ich in der Uebung und führe im Roman meinen Charakter um ſo glücklicher durch.

Birnheim an Günther.

Ich bin Ihrem Rath befolgt und habe mir ſchon einen Recenſenten aufgetrieben, der ſeine Sachen gewiß ſehr gut machen wird; denn er kann ſchon von Natur keinen Roman vor Augen ſehn. Er hat mir zugeſchworen, daß er die beſten ſogar aus dem Grunde ſeines Herzens verachte, und daß er Ihr Buch ſo pfeffern wolle, daß es kein honetter Menſch ſollte leſen wollen: das hat er mich verſprochen. Sie haben Recht mit umarbeiten. Kein Menſch will gern ein Narr ſeyn und ich auch nicht, das kann ich Sie wohl geſtehn, denn es iſt wider meine Natur und was wider unſre Natur iſt, davor können wir nicht, wenn wirs bei Lichte beſehn. Ich habe nie glauben können, daß ſolche Recenſenten, wie ſie ſich titulieren, in der Welt zu etwas Nutz ſeyn könnten, aber jetzt ſeh ich es doch recht gut ein. Man lernt alle Tage mehr, ſelbſt noch im ſpäten Alter, und ſo iſt es mich jetzt mit den ſogenannten Rezenſenten gegangen. Sie ſagen, es ſey Krankheit von wegen mit dem Schreiben, das kann wohl möglich ſeyn, es iſt vielleicht manches Krankheit, dem wir es nicht anſehn thun; dieſe Krankheit iſt aber eine povre Krankheit und ſollte gar nicht unter honetten Leuten gelitten werden. Wer Geld hat nun vollends! und ſie hat Geld genug und auch die Jahre nun geſcheut zu ſeyn. Das ärgert mir eben und verdrießt mich ordentlich etwas. Leben Sie wohl.

Günther an Birnheim.

Ich kann Ihnen nichts anders antworten, als daß ich Ihnen vollkommen Recht gebe; es iſt immer nur eine halbe Antwort, das werden Sie ſelber einſehn, allein ich kann mir nicht helfen. Daß Sie einen Recenſenten erwiſcht haben, iſt mir ungemein lieb, bitten Sie ihn doch, das Buch gleich jetzt zu beurtheilen, damit die Recenſion nachher ja nicht zu ſpät komme. Ich will ihm ſelbſt einige Data an die Hand geben, auf die er beſonders losziehen muß. Daß Sie übrigens die Nutzbarkeit der Recenſenten bezweifelt haben, hat mich gewundert, Sie ſind wenigſtens nützlicher als die Schriftſteller, denn ſie verbeſſern dieſe, und die Schriftſteller verbeſſern die Menſchheit, und die Menſchheit — doch, ich gerathe in zu erhabne Gedanken, ich breche daher lieber ab.

Müller an Wille.

Die Hitze, mit der Ihr Brief an mich abgefaßt iſt, thut mir um Ihrentwillen leid, denn ſie macht Ihrem Verſtande nicht viel Ehre. Doch, an Ihren Verſtand haben Sie ſchwerlich gedacht, als Sie ihn niederſchrieben. Aber Günther iſt ein ſehr ſchlechter Menſch, daß er ſo ſchwazhaft iſt und doch hatte er Sie aus keiner andern Urſach gebeten, als ebenfalls um Sie zu beobachten. Er geſteht es mir ganz naiv in ſeinem Briefe: Sie können daraus ſehn, was für einen Freund Sie an ihm beſitzen. Es thut mir nur die Zeit leid, die ich Ihrentwegen mit dieſem Billette verſchwende.

Wille an Günther.

Ich muß jezt leider die Erfahrung machen, daß ich mich in allen meinen Freunden geirrt habe, und das rührt blos daher, weil ich Ihnen zu leichtſinnig traute. Ich will mich aber künftig beſſer hüten. Ich lege Ihnen Müllers Billet bei, der mir ſchreibt, daß Sie mich auch zu nichts andern haben brauchen wollen, als zu einem Exemplar in einem jämmerlichen Roman. Wenn Ihnen ein Roman lieber iſt, als meine Freundſchaft und Achtung, ſo haben Sie recht gehandelt, im entgegengeſezten Falle mögen Sie ſich ſelber Ihr Urtheil ſprechen. Ich mag nichts mehr hinzuſezen, als daß ich mich wundre, wie Sie ſo von der Madam Lindner abhängen können, die Ihnen blos den Auftrag gegeben hat, mich zu kopiren, um mich dafür zu ſtrafen, daß ich ſie nicht geheirathet habe. Denn nur ſeit ich meine Frau habe, iſt ſie meine Feindinn, vorher waren wir ſehr gute Freunde und ſie hielt mich für einen überaus verſtändigen Menſchen, wir beide moquirten uns wenigſtens über alle übrigen. Wie geſagt, es wäre nur auf mich angekommen, ſie zu heirathen. Müller iſt der unverſchämteſte Menſch, und es wird ſich wohl eine Gelegenheit finden, ihn zu ſtrafen.

Günther an Wille.

Es thut mir leid, daß Sie die Sache ſo anſehn, ich glaube es giebt eine angenehmere Anſicht. Iſt es nicht ein Compliment, das ich Ihnen mache, wenn ich darauf ausgehe Sie in ein gutes Buch zu ſtudiren und in einem guten Buche wieder Ihr Profil aufzuſtellen? Iſt es der Madam Lindner zu verdenken, daß Sie dies Profil in ihrem Romane gern beſitzen möchte, da Sie Ihrer eigentlichen Perſon nicht hat können habhaft werden? Ich hoffe, es iſt an Ihnen etwas zu ſtudieren, denn ſonſt wären Sie nicht intreſſant und wenn Sie nicht intreſſant wären, möchte der Henker Ihr Freund ſeyn; folglich, wenn ich Ihr

Freund bin, muß ich Sie ſtudieren. Sie ſehen ſelbſt ein, daß da keine Rettung möglich iſt. — Und warum wollen Sie auch von dieſem allgemeinen Schickſale aller Menſchen ausgenommen ſeyn? Ich hoffe, ich habe mich hinlänglich entſchuldigt, ich unterſchreibe mich alſo wie ſonſt

Ihr Freund Günther.

Louiſe an Günther.

Man kommt Ihnen beinahe auf die Spur; geſtern Abend war Müller hier und behauptete keck, Sie hätten uns nur alle zum Narren, und es wäre Ihnen gar kein Ernſt, das verſprochene Buch zu ſchreiben. Ich begreife nicht, wie der blödſinnige Liebhaber grade darauf gekommen iſt.

Madam Lindner an Günther.

Sind ſie noch nicht bald hergeſtellt? Wir alle ſind eben ſo ungeduldig, als wir Sie bedauren, da wir Ihren Umgang ſo lange entbehren müſſen. Sie ſcheinen unſern Roman ganz zu vergeſſen. Sie ſollten doch gegen meinen Lieblingswunſch etwas nachſichtiger ſeyn, es kann ja gegen unſre Vermuthung kommen, daß das Werk weit intereſſanter wird, als wir Anfangs erwartet hatten, wenn jeder ſich ſelber nur eben ſo richtig als zart darſtellt, es wäre dann gleichſam ein Regiſter von uns ſelber, aus dem neue Freunde ſchnell erſehen könnten, was ſie von uns zu erwarten haben.

Antwort.

Allerdings! — allein mein Bein, — ich mag keine andere Entſchuldigung für mein Verzögern anführen. So wie ich über den Plan nachdenken will, kömmt mir das Bein dazwiſchen, ſo wie ich einen Gedanken erhaſcht habe, thut mir das Bein weh. Ich wünſchte, ich wäre ſo paradox, von einem ſchlimmen Beine keine Schmerzen zu empfinden, ſo könnt' ich ein deſto größerer Poet ſeyn. Aber es iſt nicht anders, es iſt ein ganz gewöhnliches Bein, meine Schmerzen ſind ganz gewöhnlich, obgleich ziemlich ſtark, und darum laſſen Sie auch dieſe höchſt gewöhnliche Entſchuldigung nur gültig ſeyn.

Louiſe an Günther.

Bei meiner Tante iſt große Verwirrung. Wille mein ehemaliger Liebhaber hat ein Billet geſchickt, wodurch ſie auf Müller aufgebracht wurde, Müller hat alle Schuld auf Sie geſchoben, ich lege Ihnen beide Billets bei.

Wille an Madam Lindner.

(Einlage des Vorigen.)

Sie irren ſich ſehr, Madam, wenn Sie glauben, daß Ihnen alle Menſchen ſo unbedingt zu Gebote ſtehn. Ich ſchicke Ihnen hier einen Brief von Herrn Müller, der acht Tage alt iſt, damit Sie ſehn, was Sie eigentlich von ihm zu halten haben

---

Müller an Wille.

(Einlage des Vorigen.)

Gegen Sie, lieber Freund, iſt mein Herz immer ganz offen, und ich kenne keinen Gedanken, den ich Ihnen verheimlichen möchte. Ich glaube, daß Sie eben ſo gegen mich geſinnt ſind. Ich habe jetzt ſeit einiger Zeit eine intreſſante Bekanntſchaft gemacht, eine Witwe, Madam **Lindner**, ſie iſt, wie die meiſten Frauenzimmer über dreißig, ſehr koquet, ſie hört ſich gern loben und ich laſſe es daran nicht fehlen. Was ſoll man ſonſt in unſern gewöhnlichen, langweiligen Geſellſchaften thun? Ich habe meine **Caroline** faſt ganz vergeſſen, denn das Vermögen der Witwe iſt weit anſehnlicher. Sie wiſſen, wie ich über den Punkt des Geldes denke. Ich glaube, ich darf mich nur erklären, um die Heirath richtig zu machen, denn ſie iſt unbeſchreiblich freundlich gegen mich, wenn wir allein ſind. Ein alter Mann bewirbt ſich auch um ihre Hand, und den auszuſtechen, iſt nicht einmal ein Verdienſt. — Leben Sie wohl.

Madam Lindner an Günther.

Ich ſollte einen ſolchen Unverſchämten wie Sie ſind keiner Zeile würdigen, ich ſetze mich auch nur nieder um Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich Sie verachte. Ich ſchäme mich jetzt, daß ich Sie und **Müllern** je zu meinen Geſellſchaftern zählte. Sie, ein Menſch, der nicht einmal ſo viel Verſtand hat, ſeine eigne Einfalt einzuſehn, einen der ſeine Plumpheit für Witz ausgiebt, der Menſchen entzweit und mir dadurch am Ende den größten Verdruß zuzieht. — Ich hoffe, nie mehr ſo unglücklich zu ſeyn, Sie in meinem Hauſe zu ſehn.

Birnheim an Günther.

Gottlob! kann ich nunmehr wohl mit wahrem Rechte und aus vollem Herzensgrunde ſagen. Es iſt alles vorbei, und alles iſt in Richtigkeit. Mann kann oft nicht wiſſen, wie etwas kömmt, und wozu manches in der Welt dient, was mir ſchon neulich bei Gelegenheit der Recenſenten einfiel. Da iſt nun das ganze Buch in die Brüche gefallen und die Heirath iſt nun auch zu Stande gekommen. Sie will nämlich gar keine Bücher mehr ſchreiben, ſie hat ein Haar darin gefunden, wie man zu ſagen pflegt, aber zugleich hat ſie auch zu ihren Troſt, wieder einen Mann darinn gefunden, und das iſt eben Niemand anders, als ich. Sollten Sie's gedacht haben, daß das ſo geſchwind und gleichſam über Hals und Kopf gehn würde? Wer's am wenigſten dachte war Niemand als ich. Meine Frau, in Zukunft, in Hoffnung nämlich, hat den ſchönſten Ekel vor den Buchſchreibern, den ich mir nur wünſchen konnte, aber auch zugleich, mit Erlaubniß zu ſagen, von Ihrer werthen Perſon. Wie das alles mit einander zuſammenhängt, kann ich nicht recht klug daraus werden. Ich danke Ihnen für Ihre vorhergehende gütige Mühe meinetwegen, Sie habens gut gemeint, aber der Himmel hats noch beſſer gelenkt. Ich weiß, daß meine Frau ſchon einen Liebhaber gleichſam gehabt hat, das verſteht ſich, ſie kennt mir noch nicht gar lange und jetzt hat ſie ſich mich doch ganz von ſelbſt und von freien Stücken angetragen, das beweißt ihre jetzige Liebe genug, und ſo kommt auch ein hübſch Vermögen zuſammen, und wir werden glücklich einer bei den andern ſeyn. Ich werde meine Verlobung in ein paar Tagen bekannt machen, Sie können mich alſo immer gratuliren, wie's aber um unſre nähre Simpatie ausſehn wird, weiß ich nicht, wenn meine Frau Ihnen nicht leiden kann.

Antwort.

Ich gratulire alſo von Herzen und freue mich, und wünſche alles nur mögliche Glück. Ich kann Sie verſichern, daß Niemand als ich dieſe

Heirath gemacht hat, doch ich will mich nicht ſelber loben; mit Ihrer zukünftigen Frau denke ich mich noch wieder zu verſöhnen. Bis dahin leben Sie wohl.

Nachſchrift. Mein Bein iſt wieder gut.

Günther an Madam Lindner.

Es iſt gerecht, einen Sünder zu verſtoßen: aber ſchöner als gerecht iſt es und ganz einer zarten Seele würdig, ihn wieder anzunehmen, wenn er ſeinen Fehler einſieht und bereuet. Das iſt mit mir jetzt der Fall, das zweite iſt nun Ihre Pflicht. Hab' ich gefehlt, ſo geſchah es blos, weil Sie mir ſelber aufgelegt haben, paradox zu ſeyn. Sie ſehn, ich habe mich dadurch ins Unglück geſtürzt, nehmen Sie mich nun auch wieder zu Gnaden an, da Sie ſelber Schuld daran ſind. Ich werde mich künftig ſehr vor den Paradoxen hüten. Wenn es meine Verzeihung leichter machen kann, ſo melde ich Ihnen, daß ich nicht nur den Plan zu unſerm Romane fertig habe, ſondern ſogar den Anfang ſchon ausgearbeitet, aber mit Ihrer Erlaubniß, meine Rolle nicht nur, ſondern auch die übrigen. Sie ſehn, ich bin in meiner Krankheit nicht ganz träge geweſen. Mein Bein iſt wieder hergeſtellt; wenn ich es alſo wagen darf, beſuche ich Sie heute Abend.

Mad. Lindner an Günther.

Ich will ein Auge zudrücken und Sie mit dem zweiten freundlich anſehn. Sie haben ſich ſo ſeltſam entſchuldigt, und ſind Ihrer Rolle ſo treu geblieben, daß ich Ihnen deswegen verzeihe. Bringen Sie aber ja Ihr Manuſcript mit, ich bin außerordentlich neugierig darauf. Uebrigens verlobe ich mich heute Abend mit Herrn Birnheim, und Sie können zugleich als Zeuge dienen.

Der Erzähler nimmt nun nach dieſen eingeſchalteten Briefen den Faden wieder auf.

Günther ging am Abend an; Müller war auch da; er hatte ſich mit Carolinen und Mad. Lindner zu gleicher Zeit ausgeſöhnt. Bald darauf erſchien Louiſe mit ihrem Vater, der ſonſt nicht dieſe Geſellſchaft beſuchte. Günther drang nun darauf, die Verlobung vorzunehmen, und ganz gegen alle Erwartung der übrigen, verlobte er ſich zugleich mit Louiſen, und die übrigen waren Zeugen.

Ehe ich nun mein Manuſcript vorleſe, rief er dann, muß ich noch ein paar Worte ſagen.

Nun? riefen alle.

Mein böſer Fuß war nur fingirt.

Fingirt? hallte es zurück.

Ja, um die ſogenannte poetiſche Muſe zu bekommen, um meine Klätſcherei deſto beſſer in den Gang zu bringen, durch die ſie doch nun alle erfahren haben, wie Sie mit einander ſtehn.

Mad. Lindner. Sie ſind ein Böſewicht. — Aber Sie haben ſich doch im Buche den paradoxen Charakter gegeben?

Günther. Ja.

Louiſe. Und keine Liebe hineingebracht?

Günther. Nein.

Müller. Und der edle Freund — der blöde —

Günther. Steckt drinne.

Mad. Lindner. Und um mich dreht ſich alles —

Günther. Allerdings.

Birnheim. Und die Frauenzimmer, wie ich im Briefe —

Günther. Natürlich.

Mad. Lindner. Aber haben Sie ihn nicht als Spekulanten hineingebracht?

Günther. Wie hätt' ich den Herrn auslaſſen können?

Er zog das Manuſcript hervor und fing an zu leſen. Es beſtand aus nichts als den Briefen, die er während ſeiner Krankheit geſchrieben und bekommen hatte. Er hatte dieſe Briefe ordentlich einbinden laſſen. Alle erſtaunten; jeder ſpielte den Unwiſſenden, und ſo las er zu Ende.

Mad. **Lindner** brach zuerſt los; ſie ſuchte ihre Billets zu erhaſchen; ihr folgte **Müller**, dann **Birnheim** und endlich **Louiſe**; jedes zog ſeine Briefe aus, und ſo erging es dem Manuſcript, wie dem Raben in der Aeſopiſchen Fabel, dem die übrigen Vögel die bunten Federn auszogen. Am Ende behielt **Günther** nichts, als ſeine eignen Briefe in der Hand. Da er ſah, daß die übrigen die ihrigen zerriſſen, folgte er ihrem Beiſpiel, und ſo war die Stube in einer

Minute mit unzähligen Papierſtückchen beſäet. Da Louiſens Vater voller Erſtaunen daſtand, und nicht wußte, was er aus alle dem machen ſollte, reichte ihm Günther die Briefe von Wille, daß er ſie auch zerreißen möchte. So ward dieſer wider Willen ein Mitarbeiter an dieſem Werke.

Günther aber hatte die Briefe vorher ſchon copiren laſſen. Dieſe Geſellſchaft blieb nachher immer bei einander, aber Günther hatte den Ruf eines ſatyriſchen Menſchen.

XXXIV. [illegible]

In dem kleinen Städtchen L. war der heutige Tag ein groſer Feſttag. Der Burgemeiſter Reiner verlobte ſeine älteſte Tochter an den Sohn des Oberförſters Waldmann, und feierte dieſe wichtige Begebenheit durch einen groſen Schmauß auf dem Rathskeller.

Es war gegen halb ſechs; der Saal war noch leer, nur die Muſikanten ſaßen in einem Winkel, klimperten mit den Saiten und den Gläſern, und ſchickten den Marquer abwechſelnd nach Califonium und Bier.

Endlich öffnete ſich die Thür und ein Amtmann trat mit vielem Gepolter hinein. — Daß dich — rief er in der Thür und ſchwenkte den Hut, welcher von Regen naß war — bin ich nicht gefahren, komm nur mein Schatz. — Seine Frau folgte ihm unmittelbar — nur herein, Herr Berger —

Der Hofmeiſter trat mit drei muntern Knaben herein. — Es iſt noch nicht hoch an der Zeit — halb ſechs und drüber. — Hohl mich der Henker, ich hätte nicht gedacht, daß der Braune ſo ſchnell laufen könnte. — Nun ſetzt euch, Kinder, rief er ſeinen Knaben zu. — ſetzt euch und artig, Kinder, hübſch artig, nicht mit den Beinen getammelt — nicht überall mit geſprochen, und bei Tiſche nicht mit den Fingern gegeſſen und nicht zu viel! verſteht ihr mich? Doch, dies überlaſſe ich Ihnen, Herr Berger, ſehn Sie ja zu, daß die Kinder nicht gegen die Lebensart anſtoßen und Ihrer Erziehung Ehre machen.

Sorgen Sie für nichts, ſagte Berger — ich will ſchon alles dirigiren — ſorgen Sie nicht.

Und daß, fiel die Frau ein, Sie ſie nur anhalten, der Braut die Hände zu küſſen und zu ſagen — Ich gratulire Ihnen zur glücklichen Verlobung.

Soll beſorgt werden, Madam, ſoll beſorgt werden.

Die Thür flog jetzt mit großem Geraſſel auf. Förſter Müller trat heftig ein. Seine Frau, zwölfjährige Tochter und drei Hunde mit ihm.

Da bin ich mit meiner ganzen Familie. — Sultan! Pakan! wollt ihr — Setze dich, Mine, zu den Musges da — was die Hunde für Lerm machen — wollt ihr hier — O lieber Herr Berger, dürfte ich Sie bitten, ein wenig auf die kleine Geſellſchaft Acht zu geben? Ihre Kleinen können ja wohl mit den Hunden ſpielen — ſo wird ihnen die Zeit nicht lang. Mine, gieb du auch ein wenig Acht. — Nun, wie gehts denn, alter guter Freund? Iſt das Leben noch friſch? iſt der Muth noch jung? — Wollen wir eine Pfeife rauchen? — ich habe hier einen herrlichen Knaſter bei mir, Tabak, ſo raucht ihn der Edelmann nicht — Contrebande, ächt Contrebande. — Nun, Ihre Familie iſt doch wohl? die Jungen ſehn ja ganz munter aus. — Schönſter Diener von Ihnen, Madam, auch noch wohl? — freut mich — freut mich recht ſehr. — Stopfen Sie doch eine Pfeife von meinem. — Wie iſt es denn in Politicis? — ja ja, die Franzoſen rücken vorwärts und wieder rückwärts — ich ſah 'mal einen, das war ein ſchnurriger Kerl — aber munter war er — wahrhaftig munter!

Sie ſind ja heute bei ſehr guter Laune, Herr Förſter, ſagte der Amtmann. 'Warum ſollte ich nicht? — Ich ſage Ihnen, ich bin jederzeit bei guter Laune, jederzeit. — — Ah — Vater und Schwiegervater!

Der Burgemeiſter Reiner trat mit der Förſterin Waldmann am Arme und der Förſter Waldmann mit der Burgemeiſterin herein: das Brautpaar folgte, und eine Menge Honoratiores des Städtchens.

Guten Abend, ſagte der wohlbeleibte Burgemeiſter mit herablaſſender Freundlichkeit — guten Abend —

Blaſt doch, ihr Herrn, rief der Förſter, blaſt doch — Tuſch! Tuſch für das Brautpaar! —

Es iſt mir recht rührend zu Muthe, ſagte die Burgemeiſterin zu ihrem Manne, mein Kind ſoll nun ſo außer dem Hauſe ganz allein —

Mein Kind, das verſtehſt du nicht — erwiederte der Burgemeiſter, was ſeyn muß — muß ſeyn — das ſind ja Weiberpoſſen; wer, wie ich, in Geſchäften grau geworden — ſiehſt Du, der iſt an ſo etwas gewöhnt!

Was ſagen Sie dazu, Herr Waldmann?

Es ſteht halt geſchrieben, ſagte dieſer, der Mann wird Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen — und da muß es auch wohl umgekehrt ſo ſeyn.

Sind wir denn alle zuſammen? fragte die Burgemeiſterin.

Wart' Schatz, wir wollen zählen; dreißig Perſonen müſſen es ſeyn — — acht und zwanzig: neun und zwanzig — mehr nicht. Wer fehlt denn?

Wer — der Fremde, rief des Burgemeiſters zweite Tochter.

Es iſt auch wahr — ſagte die Burgemeiſterin. — Sieh, ſieh, ich glaube, Philippine ſchielt ſo unter der Hand nach ihm.

Mit Erlaubniſ, Herr Burgemeiſter, ſagte der Oberförſter, wer iſt denn dieſer Fremde?

Er ſchreibt ſich Meyer, erwiederte jener — Ein artiger Mann; er lebt ſeit zwei Monaten hier und hat, wie er ſagt, Güter in — der Daus — wie heiſt das doch — Herr Berger, wie heiſt das Land doch, wo meiner Frauen Kleid hergekommen iſt?

Batavia, ſagte dieſer — es liegt in Oſtindien und iſt ſehr ungeſund.

Schon gut — ſchon gut, ſagte der Oberförſter, und alſo —

Er ſagt, er privatiſire und warte auf eine ihm ſehr nahe verwandte Perſon, welche ihn hier abholen wolle — alsdenn werde er auf ſeine Güter gehn; unterdeſſen — unter uns — ich glaube, er hat ein Auge auf meine Tochter — — doch unter uns. — Ja, aber, wer nicht kommt zur rechten Zeit, für den iſt hier kein Platz bereit. — Wir wollen uns nicht abhalten laſſen, das junge Volk wird ſich die Füße verſpringen wollen. — Ihr könnt jetzt aufſpielen. — Wir alten verſtändigen Männer wollen uns hier nebenan ins Zimmer begeben und ein vernünftiges Wort zuſammen ſprechen. Hier habe ich die Berliner Zeitung mitgebracht — kommen Sie! Herr Wirth, iſt das Bier beſorgt?

Wollten mir der liebe Herr Burgemeiſter erlauben, ſprach der Brantweinbrenner — hier hätte ich noch ſo etwas für den ſchwachen Magen — eine kleine Stärkung, ſo ein Schluck — ein Schnaps, wie die gemeinen Leute ſagen — wollen wir alten vernünftigen Leute nicht damit ſo eine gewiſſe Grundlage — die Geſundheit des edlen Brautpaars trinken?

Lieber Mann, ſagte der Burgemeiſter — lieber Mann, Sie ſind ja ſehr gütig.

Gern geſchehn — gern geſchehn. — Nun kommen Sie nur.

Die Geſellſchaft ging nunmehr in das anſtoſſende Cabinet, und ſetzte ſich um einen Tiſch. Der Burgemeiſter zog Brille und Zeitung zugleich aus der Taſchen und fing an zu leſen.

Lieber Mann, ſagte die Burgemeiſterin — willſt Du mir einen Gefallen thun, ſo lies ein wenig das letzte, verſtehſt Du mich — ſieh, vorne da ſteht ſo mancherlei, was wir Frauenzimmer nicht verſtehn, ſo was von Krieg und Batterien und Tripdallion — was weiß ichs alles — aber hinten — Sachen, ſo geſtohlen worden, Perſonen ſo in Dienſt verlangt werden, angekommne neue Waaren — da weiß man doch, was man lieſt.

Nun ſagt der Förſter, für die Weibchen müſſen wir doch einmal auch was thun, beſonders an ſolchem Ehrentage — aber nachher müſſen Sie mir auch den Gefallen thun und mit anhören, was vorne der Zeitungsſchreiber ſagt — wir rufen den Herrn Berger, und der muß uns manches erklären —

Ein geſchickter Mann, ſagte der Burgemeiſter — ein ſehr geſchickter Mann; er hat in Halle ſtudirt. — Er hat was gelernt — und nachher ſoll er uns helfen — wie geſagt, nachher — nun ſo hört.

Der Burgemeiſter fing an zu leſen — Steckbrief — er murmelte für ſich weiter. — Der Daus! — was iſt das?

Nun, was iſt denn? ſagte die Burgemeiſterin.

Alle Henker — hört einmal — nein, ich bitte euch — hört einmal: Steckbrief: Es hat ſich am 15ten dieſes durch eine gewaltſame Erbrechung ſeines Kerkers ein wegen ſtarken Diebſtahls verhafteter Kerl, Auguſt Friedrich Meyer, aus ſeinem Gefängniß entfernt. — Er iſt mittler Größe, ſpricht das Franzöſiſche ſehr fertig, giebt vor, große Güter zu haben, und iſt beſonders daran kenntlich, daß er an der linken Hand ein großes Maal hat. — Da nun an der Wiedereinbringung dieſes verſchmitzten Spitzbuben ſehr viel gelegen iſt, ſo werden zugleich Obrigkeiten dringendſt gebeten, obgedachten Auguſt Friedrich Meyer, falls er ſich betreten läßt, ſo fort zur gefänglichen Haft zu bringen. — Nun, was ſagt ihr dazu?

Ich ſage, rief der Förſter, daß der fremde Herr Meyer ebenbeſagter Spitzbube ſey.

Und ich glaube das auch, fiel Waldmann ein.

Ich auch, rief die Burgemeiſterin.

Allerdings, allerdings, riefen die noch übrigen Anweſenden.

Nun, wir wollen das Brautpaar fragen und dann den Hofmeiſter.

Das Brautpaar fiel bey und behauptete ebenfalls, der Fremde ſey Niemand anders, als jener Dieb. Allein der Hofmeiſter ſagte: Erlauben Sie meine Herrn und Damen, oder vielmehr Damen und Herrn. Es frägt ſich hier billig, was gefragt wird: Nämlich, iſt jener in der Zeitung angezeigte Auguſt Friedrich Meyer dieſelbe Perſon mit allhier ſeit zwei Monaten anweſenden Herrn Meyer. — Wo mir recht iſt, ſo gründet ſich dieſe Vermuthung ganz vorzüglich auf die Aehnlichkeit der Namen, welche jedoch in mancher Rückſicht zu erweiſen ſeyn dürfte; denn wenn ſich nun unſer Fremder Mayer oder Maier ſchriebe, würde wohl das mindeſte daraus folgern; ferner, geſetzt beide ſchrieben ſich gleich, ſo frag ich weiter: iſt Meyer nicht ein allgemeiner Name, welchen gar leicht zwei führen können? hieß Ihr Herr Vorfahr, Herr Burgemeiſter, nicht ebenfalls Meyer, und heißt bis auf dieſe Stunde der Nachtwächter nicht noch ſo? Ja, nur die Sache durch eine Art von Ironie zu widerlegen. Jener berühmte Spitzbube oder Dieb heißt mit Vornamen Auguſt Friedrich; nun heißt unſers Herrn Burgemeiſters vor 18 Jahren entlaufner oder vielmehr verlaufner Sohn ebenfalls Auguſt Friedrich; allein was müßte man von mir und meinem Verſtande denken, wenn ich behaupten wollte, dieſe beide Auguste Friderici wären ein und dieſelbe Perſon, und unſer Herr Burgemeiſter wäre Vater jenes entlaufnen Diebs?

Sehr verſtändig geſprochen, ſagte der Burgemeiſter, allein ſeht da, Herr! der Haken iſt nur der, daß beide Güter haben, oder vielmehr zu haben vorgeben. —

Wahr, erwiederte Berger, ſehr wahr bemerkt, aber falls es mir vergönnt ſeyn ſollte, eine Einwendung gegen des Herrn Burgemeiſters Meinung zu machen, Sie ſagten: Güter zu haben vorgeben. Hat denn aber der Fremde Güter zu haben vorgegeben? Ja, da liegt der Knoten — Wann er nun welche hat — ha, wie da?

Aber, ſagte die Burgemeiſterin, er kann gar keine haben, weil er mit dem berühmten Spitzbuben eine Perſon iſt.

Eben das leugne ich ja — rief Berger — wir wollen alſo unterſuchen, ob er Güter hat?

Das dürfte zu lange währen, ſagte Waldmann.

Wohl ſehr wahr — rief Berger — das würde Umſtände machen, es geht übers Meer weit hinüber, und der Wind iſt noch dazu nicht günſtig.

Kann denn keiner unter uns franzöſiſch? rief der Förſter Waldmann.

Ich, rief Berger, ich habe es ſchon in meiner Jugend gelernt und Unterricht darin gegeben.

Nun, ſagte Waldmann, wenn er kommt, ſo ſprechen Sie doch mit ihm, das wird uns mehr auf die Spur bringen.

Und dann die Narbe auf der Hand, ſagte der Burgemeiſter, das hilft! richtig, das hilft!

Indem trat Herr Meyer ſehr elegant gekleidet in den Saal —

Ich fange ihn, rief Berger, ich fange ihn, geben Sie Achtung.

Monſieur — ſprechen Sie franzöſiſch?

O ja, ſagte der Fremde, aber nicht gern.

Nun, wenn er es nicht gern ſpricht, ſagte Berger zu den Anweſenden, ſo wollen wir ihn laſſen; zwingen muß man keinen Menſchen.

Sind Sie in Berlin geweſen? fuhr Berger gegen den Fremden fort.

O ja, wohl drei Monate.

Aha! Aha! — da ſieht man doch — nicht wahr, Sie haben wohl viel Bekanntſchaft zu Berlin gemacht?

O ja, ſo ziemlich — aber wie kommen Sie darauf?

Je nun — ich meynte nur — Haben Sie auch alle Merkwürdigkeiten geſehn? —

O ja.

So zum Beiſpiel das Irrenhaus, die Gefängniſſe beſucht?

Ein einzigesmal, der Anblick war mir zu traurig.

Das glaub' ich; aber wie lange waren Sie im Gefängniſſe?

Das weiß ich wahrhaftig ſelber nicht.

So, ſo — Berger lief zum Burgemeiſter — befehlen Sie, daß ich die Stadtdiener rufen ſoll — er iſt ja ein confeſſus und convictus —

Warum nicht gar, ſagte der Burgemeiſter, aus allem, was er geſagt hat, läßt ſich ihm noch gar nicht das mindeſte beweiſen. Die Narbe, die Narbe iſt die Hauptſache. — Er trat ihm näher —

Guten Abend Herr Meyer, wie ſtehts? wie gehts?

Schlecht und recht, erwiederte dieſer. —

Schlecht, ey das glaube ich Ihnen nicht. — Sie ſehn ja ganz munter aus und recht — nun, da muß jeder das beſte thun. — Legen Sie doch ab.

Meyer legte Hut und Stock weg und behielt die Handſchuh an.

O machen Sie es ſich doch commode.

Es iſt des Tanzes wegen, ſagte jener.

O zuerſt leſen wir in dem Buche der vier Könige.

Ich ſpiele nie.

Ey, ey — ſo ein hübſcher Zeitvertreib. — Aber ich dächte doch für jetzt die Handſchuh aus.

Ueberdies habe ich mich an der Hand verwundet.

Merkſt du Frau —' merkſt du, aber ich dächte, das würde Ihnen beſchwerlich fallen.

Ganz und gar nicht, erwiederte der Fremde.

Die Wunde iſt doch nicht gefährlich?

Ich glaube nicht. —

Wie, Sie wiſſen nicht — Sie wiſſen wirklich nicht? — Sie vernachläßigen das als eine Kleinigkeit, daß nur die ſchlimmern Folgen nicht nachkommen. Ich dächte, da der Herr Chirurgus in unſrer Geſellſchaft iſt, Sie ließen nachſehn. —

Es iſt ein unbedeutender Stich mit einem Meſſer. —

Ey unbedeutend was unbedeutend, ich bin Ihnen gut, wahrhaftig der Herr Gevatter muß nachſehn.

Er rief den Barbier.

Nein, ſagte der Fremde, wirklich ich ſchäme mich, um ſolch eine Kleinigkeit ſo viel Aufhebens zu machen. —

Was hier was da, Frau Tochter bittet den Herrn, daß er ſeine Handſchuh auszieht.

Ja ja, Handſchuh aus! riefen Frau und Tochter und der größte Theil der Geſellſchaft.

Der Fremde gab nach und war eben im Begriff, es zu thun, als plötzlich jemand in den Saal trat und meldete, daß vor der Thür eine große Schlägerei ſey, zu der des Burgemeiſters Autorität nöthig wäre.

Immer Sorgen und Sorgen, nichts als Sorgen; er verließ den Saal; der Fremde folgte aus Neugier mit dem größten Theil der Geſellſchaft.

Als der Tumult geſtillt war, und die Geſellſchaft ſich wieder in Bereitſchaft geſetzt hatte, ſich weiter zu freuen, fragte man nach dem Fremden. — Er war verſchwunden.

Ich weiß nicht, ſagte der Burgemeiſter, was das Schickſal heute gegen mich haben mag — alles mislingt mir — alles geht zuwider, der Fremde iſt auch weg. — Wer er nur ſeyn mag, es iſt mir, als hätte ich ihn geſehn irgendwo — und doch kann ich mich gar nicht beſinnen. —

Der Chirurgus wurde nun von dem Vorfalle unterrichtet.

Hm, ſagte dieſer — wenn er aber nun wirklich verwundet iſt, und keine Närbe hat, wird dadurch ihr Argwohn gehoben werden? kann er ſie nicht haben- wegbringen wollen, weil er die Beſchreibung ſeiner eignen Perſon in dem Zeitungsblatt geleſen? — Ich dächte, man nehme ihn ohne Umſtände feſt.

Und das werde ich nicht zugeben, ſagte der Burgemeiſter, wahrhaftig nicht — er iſt ein gar zu guter Menſch, ehe er nicht überführt iſt, durchaus nicht.

Wiſſen Sie was? ſagte Waldmann, mich dünkt, die graden Wege ſind die beſten — wenn er wieder kommt, ſo umringen wir ihn, und ſagen: Mein Herr, Ihre Perſon iſt uns da und darum verdächtig, rechtfertigen Sie ſich.

Gut, ſagte der Burgemeiſter, aber wenn er nun nicht wiederkommt?

Dann verhindert uns der Himmel ſelbſt ein gutes Werk zu begehn. —

In dem Augenblick trat der Fremde wieder in den Saal.

Das Glück iſt uns günſtig — da kömmt er eben.

Die Geſellſchaft umringte ihn. — Mein Herr, fing der Burgemeiſter an, — ſind Sie der berühmte Dieb Auguſt Friedrich Meyer?

Mein Herr, wie kommen Sie darauf?

Heißen Sie Auguſt Friedrich?

Allerdings.

Was? was? allerdings? Meyer per cy?

Allerdings.

Sprechen Sie franzöſiſch?

Allerdings.

Haben Sie Güter?

Allerdings.

Sind Sie alſo dieſer Auguſt Friedrich Meyer? (Er hielt ihm das Zeitungsblatt vor.)

Den habe ich nicht die Ehre zu kennen.

Haben Sie eine Narbe auf der Hand? — den Handſchuh aus!

Gern, hier, ſehn Sie etwas —?

Nein — aber vielleicht iſt ſie — verſteckt?

Sehn Sie genau; außer dieſer unbedeutenden Wunde werden Sie nichts finden.

Ey, ey — ſagte der Burgemeiſter — ich glaubte, die Gerechtigkeit würde ſich bei Ihnen verherrlichen, aber — ich ſehe wohl, dieſe Hoffnung iſt vergebens.

Nun, das verherrlichen wollen wir hingehn laſſen, wenn ſie ſich nur nicht proſtituirt hätte!

Herr Meyer, Herr Meyer, nehmen Sie ſich in Acht, daß die Gerechtigkeit nur nicht noch eine Gelegenheit findet, ſich zu verherrlichen.

Geben Sie mir doch das Zeitungsblatt — was iſt heut für ein Datum?

Der ein und zwanzigſte.

Gut, und wenn iſt jener berühmte Dieb entſprungen?

Am funfzehnten.

Und wie lange bin ich hier? zwei Monate? nicht wahr?

O weh! o weh! ſagte der Burgemeiſter, — warum thun Sie ſo geheimnißvoll? — ich bitt' um Verzeihung — aber Sie ſind an der ganzen Verwirrung — wer zum Henker ſind Sie?

Ich bin ein Mann, der von ſeinem Gelde lebt — und bin hieher gekommen, um einer Hochzeit beizuwohnen.

Weſſen Hochzeit, wenn man fragen darf?

Weſſen? der Hochzeit, wozu heute die Verlobung iſt.

Und wenn Sie nun nicht gebeten werden, wie da?

Man wird mich aber bitten.

Und wenn ich Sie nun nicht bitte, wie da? — Das iſt doch ſehr ſonderbar.

Sie werden mich aber bitten.

Ey zum Henker, den möcht' ich ſehn, der mich zwingen ſollte.

Ich.

Nun nachgerade wird mir das Ding ein wenig bunt — ich glaube Sie wollen mich foppen — Hören Sie die Gerechtigkeit —

Ich bringe Ihnen Nachricht von Ihrem von der Univerſität entlaufnen Sohn.

O Herr, Sie ſcherzen.

Er iſt wohl — er iſt reich, geſund — er wird bald hier ſeyn.

Je Carl biſt du es, lieber Sohn?

Vergeben Sie mir die Angſt, die Sorge, welche ich Ihnen gemacht. —

Schon gut, ſchon gut. — Er riß ſeinen Sohn in die Geſellſchaft und zeigte ihn derſelben.

Aufgeſpielt! rief er in trunkner Freude und forderte die Förſterin auf zum Tanze, heut wollen wir ſo fröhlich ſeyn als wir können — und morgen ſoll Carl uns ſeine Abentheuer erzählen.

Die

Theegeſellſchaft.

Luſtſpiel

in

Einem Aufzuge.

Vorerinnerung.

Der Verfaſſer bittet ſeine Leſer um Verzeihung, daß er die Reihe ſeiner Erzählungen durch ein kleines dramatiſches Stück unterbricht, um in dieſe Sammlung mehr Abwechſelung zu bringen. Nachfolgende kleine Poſſe wär vielleicht in der Erzählung ganz unintereſſant geblieben; der Leſer mag entſcheiden, ob ſie es nicht auch in der Form des Dialogs iſt.

Die

Theegeſellſchaft.

Luſtſpiel

in

Einem Aufzuge.

Perſonen:

Ahlfeld.
Julie, ſeine Nichte.
Baron von Dornberg.
Geheime Rath Wagemann.
Referendarius Berger.
Werner.
Juſtizkommiſſarius Ehlert.
Rothmann.
Eine alte Frau.
Wilhelm, Ahlfelds Bedienter.
Ein Beckerknecht.

Die Scene iſt in Berlin.

Erſter Auftritt.

(Werners Zimmer.)

Werner; **Ehlert** (in Stiefeln, Rock und Ueberrock, mit einem langen Stock mit ſeidenem Bande).

Werner.

Und wie lebſt du? — Mich freut es, nur endlich Dich einmal wiederzuſehn! — Du haſt Dich in den paar Jahren recht verändert!

Ehlert. Das Amt, das man bekömmt, der Verſtand der einem zuwächſt, können den Menſchen zu einem ganz andern Geſchöpfe machen.

Werner. Und Du biſt zufrieden? glücklich?

Ehl. So ſehr man es nur ſeyn kann.

Wern. Ich habe in manchen Stunden eine recht innige Sehnſucht gehabt, Dich wiederzuſehn, Dich wieder ſo vor mir zu haben, — und nun iſt es mir endlich ſo gut geworden. Du mußt mich auch darum nicht ſo ſchnell wieder verlaſſen.

Ehl. Je nun, einige Tage bliebe ich wohl hier. aber dann muß ich weiter reiſen. — Mit Erlaubniß (er legt Stock und Hut ab, und zieht den Ueberrock aus). Sieh, der Menſch hat gewöhnlich ſeine Abſichten wenn er reiſt, ſo auch ich. Ich komme nachher wieder über Berlin zurück, und habe denn die Ehre, Dir zugleich meine junge Frau vorzuſtellen.

Wern. Ey, ey! und davon habe ich ſo gar nichts gewußt?

Ehl. Ich wollt's Dir immer ſchreiben, und dann ward es mir wieder leid. In einem Briefe hab' ich's Dir doch zu verſtehn gegeben; ich habe gern manches mit mir ſelber geheim; aber ich konnt's doch nicht laſſen.

Wern. War das etwa der Brief mit den vielen juriſtiſchen Floskeln?

Ehl. Ganz recht, eben der; ich dachte gleich, daß Du nicht ſo recht klug daraus werden würdeſt, und darum wurde ich eben ſo vertraulich.

Wern. Du biſt und bleibſt der Alte.

Ehl. Und wie geht es Dir? — Du ſiehſt nicht recht munter aus.

Wern. Und doch bin ich es — Gefällt es Dir in Südpreußen noch immer?

Ehl. Warum nicht? — Die Menſchen ſind Narren, wenn ſie nicht dort leben wollen. Die

Geſellſchaft iſt nun freilich nicht die beſte; aber man gewöhnt ſich an alles.

Wern. Geſellſchaft? — Ich muß immer lachen, wenn ich das Wort höre! — Wo iſt ſie denn gut?

Ehl. Aber in einer Reſidenz —

Wern. Ach lieber, ehrlicher Freund, man kömmt hier zuſammen wie anderswo: man verläumdet, lügt, rezenſirt, und ennuyirt ſich hier trotz der kleinſten Stadt in der Welt. Man kann aus einem Hauſe in das andre gehn, — es bemerken, wie das geſellige Thier, Menſch genannt, unter einer Menge ſeiner geiſtreichen Mitbrüder ſitzt, und von Herzen gähnt. Ich war einmal Thor genug, Geſellſchaft zu ſuchen, — wie bald kam ich aber davon zurück!

Ehl. Ey! Ey! was du mir ſagſt? — Aber Du ſchriebſt mir einmal von intereſſanten Frauenzimmern, die Du kennen gelernt hätteſt.

Wern. Ich weiß es wohl. Es ging mir wie den Kindern, die mit ihren Puppen ſprechen und dieſe wieder ſprechen laſſen, und dann über ihre eignen Einfälle ſich herzlich freuen.

Ehl. Du biſt der wahre Timon von Berlin.

Wern. Nein! denn es giebt hier nichts zu haſſen, die Menſchen ſind zu armſelig dazu.

Ehl. Ey! wie bitter!

Wern. Doch, genug davon. Man kann wenigſtens immer etwas Geſcheidteres thun, als auf die Menſchen ſchimpfen. — Geht die Reiſe nach der Frau weit?

Ehl. Etwa zwölf Meilen.

Wern. Ich wünſche Dir von Herzen Glück.

Ehl. Schön Dank! — Nun, daß ich gleich nach dem Wichtigſten frage, — wie iſt denn dein Caſus? Iſt der Prozeß der Liebe nunmehr zu Ende? Julie, — ey! du machſt ja ein wahres Romeo-Geſicht! — Doch kein Trauerſpiel, kein verliebter Zwiſt, kein Schießen und Erſtechen? — das wolle Gott verhüten!

Wern. O laß deine altfränkiſchen Späße! — Es gibt ſicher nichts lächerlicheres und bejammernswürdigeres, als wenn ſich zwey Leute einbilden, daß ſie ſich lieben: — aber vollends der Vertraute, der ſich dann zwingt, Theil zu nehmen, zu rathen und zu tröſten, — o laß dieſe Rolle fallen, ſie iſt Deiner ganz unwürdig.

Ehl. Nun, nun, — Du biſt heut nicht aufgelegt.

Wern. Grade umgekehrt: ſo luſtig als ich ſelten bin, beſonders weil ich Dich wiederſehe. — Setz dich nieder, ich will nun ganz aufrichtig mit Dir ſprechen, denn ich haſſe nichts mehr, als wenn ein Freund dem andern die Worte aus dem Munde zerren muß. — Was iſt es denn mehr? ich habe mich lächerlich gemacht, wie ſchon tauſend andre vor mir gethan haben.

Ehl. Bald hätt' ich über das Sprechen vergeſſen: — hier hab' ich Dir Briefe von einigen andern Freunden mitgebracht. (Er öffnet die Brieftaſche und giebt ſie ihm.)

Wern. Ich danke Dir.

Ehl. Nun? — Ich glaubte aber ohne Spaß zur Hochzeit zu kommen.

Wern. (indem er die Briefe aufbricht und nachläßig lieſt.) Es wäre auch beinahe geſchehen. — Nun, ſiehſt du, — Was der Teufel!

Ehl. Was iſt Dir?

Wern. So, ſo? — (Er ſitzt nachdenkend.)

Ehl. Was willſt du? — (Pauſe. Er ſteht auf, und blättert in einem Buche.)

Wern. Setz Dich nieder.

Ehl. Der Matthiſſon iſt doch ein ſchöner Dichter. — Es iſt die neuſte Ausgabe, nicht wahr?

Wern. Ja doch. — (Ehlert ſetzt ſich wieder.) Wie ich Dir ſage, es hätte faſt ſo zutreffen können, — aber Gottlob! es iſt nicht geſchehen.

Ehl. Gottlob?

Wern. Es giebt doch wahrlich nichts lächerlicheres, als ſich die Hände zu drücken und zu ſeufzen: — Geliebte! — Theure! — und denn heimlich zu gähnen, zärtlich Abſchied zu nehmen, und morgen wieder das langweilige Spiel von vorn anzufangen. — Alſo, — um ein altes und mir ſehr fatales Wort zu brauchen, — ich war verliebt!

Ehl. Und es iſt nun ganz vorbey?

Wern. Völlig! zwar gab ich nicht die erſte Veranlaſſung, und das würde vielleicht manchen andern an meiner Rolle ſehr ärgern.

Ehl. Natürlich.

Wern. Julie ſchien mich zu lieben, bis ein gewiſſer abgeſchmackter fremder Baron auftrat, der mir bald im ganzen Hauſe den Rang ablief. — Aber ich muß lachen, eben durch dieſe Briefe hier. — laß es gut ſeyn. Es ändert ſich vielleicht noch vor heut Abend vieles.

Ehl. Wie ſo?

Wern. Sie hob nun das Verſtändniß mit mir auf; — der Oheim, ein alter Narr, that auch endlich das ſeinige. —

Ehl. Ich habe Briefe an ihn, — ich nahm ſie mit, um ihn kennen zu lernen, weil ich glaubte, er würde Dein Verwandter werden.

Wern. Du verlierſt an der Bekanntſchaft nicht viel. Es iſt ein eitler unwiſſender Menſch, der deſto mehr Worte macht, je weniger er denkt: er ſpricht über alles, weil er den Grundſatz hat, daß man doch wenigſtens über alles ein Wort ſprechen könne, — weil er ſich nicht auszudrücken weiß, ſo bereichert er unſre Sprache immer mit einer Menge von neuen Wörtern, — was er in der vorigen Minute behauptet hat, vergißt er in der folgenden, und widerſpricht ſich unaufhörlich, um nur das Geſpräch nicht abzubrechen.

Ehl. Ein wahres Original.

Wern. Dieſer fühlt ſich natürlich durch einen adlichen Gemahl ſeiner Nichte ſo geehrt, daß ich bald in den Hintergrund in ein gewiſſes Clairobſcur, in ein Dämmerlicht gerieth, wie er ſich auszudrücken pflegt. — Ich bin übrigens noch ſein guter Freund; ja ich bin heut ſogar zum Thee und Abendbrod gebeten, aber ich werde nicht hingehen.

Ehl. Du nimmſt die ganze Sache doch ſehr leicht.

Wern. Hohl der Henker alle Ernſthaftigkeit. Es iſt mit dem ganzen Leben nichts, und nun vollends noch ein ſauer Geſicht zu machen, iſt die unnützeſte Mühe, die man ſich nur immer geben kann.

Ehl. Du biſt aber auch etwas zu leichtſinnig.

Wern. Als ich verliebt war, nahm ich alle Dinge ſehr wichtig; ich ging mit meiner Braut in die Komödie und ſah mit großer Andacht Kotzebue's Stücke; ich raiſonnirte ſehr gründlich über den Vortrag der hieſigen Prediger; ich las, um meinen Geſchmack in einer guten Balance zu erhalten, die Literaturzeitung; ich ging ſelbſt im ſchlechten Wetter mit ſeidenen Strümpfen, und las ihr mit vieler Rührung den Woldemar vor; — ich, — kurz, lebte ſo geſcheidt und bedächtig, als man es nur verlangen kann; aber das hat jetzt alles der Henker wieder gehohlt. Ich fing ſogar ſchon an, mich nach einem Amt umzuſehen, um auſer meinem Vermögen noch ein andres Einkommen zu haben; denn, ſo wie man vernünftig iſt, hat man auch eine groſe Liebe zum Gelde.

Ehl. Ey, ey! Du übertreibſt wieder einmal! — Und wie lebſt Du denn nun jetzt?

Wern. Beſchreiben läßt es ſich ſchwerlich. — Ich kann halbe Tage ſitzen, und an nichts denken, oder aus dem Fenſter ſehen und mit den Bekannten ſprechen die vorübergehen, oder mir einige Cramerſche Romane hohlen laſſen, die ich mir denn ſelber vorleſe, — manchmal hab' ich ſchon gewünſcht, ich könnte Taback rauchen.

Ehl. Wunderlicher Menſch!

Wern. Oft geh' ich nach dem Thiergarten, oder betrachte unter den Linden die ſeltſamen Menſchengeſichter; in den Zelten hör' ich oft der Muſik und den Leuten mit groſer Andacht zu, und mache mir dann weiß, ich höre Konzert und Geſpräch. Des Abends lauf' ich herum, ſeh' in den Kuckkaſten, wie ſich Pilatus die Hände wäſcht, oder Herodes zum Fenſter herausſieht; oder ich ſitze in einem Bierkeller, und erfahre die neueſten Vorfälle aus den Zeitungen.

Ehl. Lieſeſt Du die Zeitungen nicht mehr? — Du warſt einmal ein großer Politiker.

Wern. Keine einzige. Das ewige Schlagen und Zurückziehn, die Vaterlandsliebe und das Gleichgewicht von Europa, das Direktorium und Pitts Maaßregeln, — alles, alles iſt mir gleich zuwider! daß es die andern nicht auch endlich überdrüſſig werden!

Ehl. Du biſt und bleibſt ein wunderlicher Schwärmer.

Werner. Wie man's nimmt. — Lieber Freund, man kann auch in der Thorheit ſelbſt vernünftig ſeyn; — die meiſten Menſchen aber faſſen nur einen Zipfel und ſchleppen das übrige hinter ſich, ſo, daß bald einer hie, der andre dort darauf tritt. Wenn man ſie aber ganz wie einen Mantel um ſich nimmt, und geht ſo durch die Welt hin, ſo hält ſie vortreflich warm.

Ehl. Nimm's mir nicht übel, ich bin dein guter Freund, — das klingt ſo ein bischen geniemäßig.

Wern. Mag's klingen wie es will; jeder hat ſeine Art zu leben und die Sachen anzuſehen; behüte Gott, daß alle Menſchen auf eine und dieſelbe Art vernünftig wären! — Ich verſichere Dich, daß ich manchmal lieber die Sprüche von alten Wahrſagerweibern zuhöre, als die gewöhnlichen vernünftigen Bücher leſe.

Ehl. Dagegen läßt ſich nun nichts ſagen. — Am Ende biſt Du doch noch verliebt.

Wern. Ich? — Es iſt freilich eine eigene Luſt, ſich ſelbſt zum Beſten zu haben, aber ich freue mich deren. — Wegen meiner Seltſamkeit hat ſich jetzt ein Narr an mich gehängt, der ſich für meinen Freund ausgiebt. Er beobachtet mich wie einen Kometen, theils um aus mir einen poetiſchen Stoff zu ziehn, (denn er macht Verſe, und Stücke, und dergleichen,) theils um ſich vor der Einſeitigkeit zu hüten, in die ich nach ſeiner Idee verſunken bin; er geht daher noch mit einigen andern Narren um, die ihn wieder von der andern Seite auf die rechte, in der Mitte liegende Bahn zurücktreiben ſollen. Er lebt in einer ewigen Beobachtung, und hat daher unmöglich Zeit, Erfahrungen zu ſammeln; er nennt mich Kerlchen, Biedermann, drückt mir die Hände und geht mit mir ſpazieren. Ich kann es nicht laſſen zu übertreiben, wenn er bey mir iſt, und ſo erſchein' ich gewiß nächſtens in einem recht abgeſchmackten Buche, auf die ausführlichſte Art abgehandelt, und in das grellſte Licht geſtellt.

Ehl. Vor dem Menſchen muß man ſich hüten. — Wie heißt denn der?

Wern. Rothmann.

Ehl. Je den kenn' ich ja noch von alten Zeiten her. — (Es klopft.)

Wern. Gewiß dieſer ſchöne Geiſt. (Er öffnet die Thür.)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Rothmann, (der mit vielen linkiſchen Bücklingen hereintritt.)

Rothmann.

Guten Abend, wie gehts? — Ey ſieh da, lieber Ehlert! — Kommen Sie auch einmal wieder nach Berlin? Sie ſehn recht wohl aus; Sie ſind wohl immer noch recht geſund?

Ehlert. Ja.

Werner. Er iſt jetzt Juſtizkommiſſarius und Bräutigam.

Rothm. Da gratulire ich von ganzem Herzen. — Sie haben recht, der Menſch iſt immer noch nicht, — wie ſoll ich ſagen, — ſo ganz glücklich, — ſo ganz ein wahrer Weltbürger, — bis er verheirathet iſt.

Ehl. Ja. —

Rothm. Und wenn man denn auch eine Wirthſchaft führt, ſo muß man es ſchon aus ökonomiſcher Rückſicht thun.

Ehl. Ja. —

Rothm. Apropos! Werner! man ſpricht ja wieder von einem türkiſchen Geſandten.

Wern. So?

Rothm. Und morgen ſind die neuen Arkadier.

Ehl. Die neuen?

Wern. Der Titel iſt ein wenig unverſtändlich, ſo wie das neue Sonntagskind. Man glaubt, das Neue lockt.

Rothm. Und Koſegarten hat eine neue Ekloge geſchrieben.

Ehl. Iſt ſie gut?

Rothm. So, ſo! Sie könnte beſſer ſeyn. — Nächſtens werden wir in Berlin wieder die Affen-Akademie haben.

Ehl. Das iſt ein wunderlicher Titel.

Wern. Du weißt ja, daß der Affe ein nachahmendes Thier iſt: warum ſoll er nicht einmal auch ſo nachahmen?

Rothm. Sie reiſen wohl blos durch Berlin?

Ehl. Blos durch.

Rothm. Ach das Reiſen iſt eine herrliche Sache. — man ſieht ſo viel Neues, man kömmt immer zu neuen Gegenſtänden, man bleibt nicht ſo an demſelben Orte.

Ehl. Ja, das iſt wahr.

Rothm. Lieber Werner, ſeyd einmal ein geſcheidtes Kerlchen, und geht noch ein wenig mit mir unter den Linden: — wenn es Ihnen nicht zuwider iſt.

Ehl. O im geringſten nicht.

Rothm. Es iſt doch gut, wenn man zuweilen ausgeht.

Ehl. Ja wohl.

Rothm. Ich bin heut Abend bey Herrn Ahlfeld zum Souper.

Wern. Ich auch, aber ich habe faſt keine Luſt hinzugehn.

Rothm. Nun ſo wollen wir heut Abend zuſammen bleiben.

Wern. (Der fatale Menſch!) — Oder, wie wär's, Ehlert, wenn wir alle zu Ahlfeld gingen? — Ich ſtelle Dich vor, — Du giebſt Deine Briefe ab; —

Ehl. Wenn Du meynſt.

Wern. Du wirſt Dich freuen, den Mann kennen zu lernen.

Ehl. Aber ich bin nicht angezogen.

Wern. Du kömmſt von der Reiſe: wer wird ſich um ſolche Kleinigkeiten kümmern! — Ich gehe und ziehe mir nur einen Rock an, ich bin ſogleich wieder da. (ab)

Dritter Auftritt.

Ehlert. Rothmann.

Rothm.

Ja das iſt wahr, das iſt einer von den Vorzügen in ſolchen Städten, wie Berlin, daß man ſich gar nicht zu geniren braucht.

Ehl. Ja wohl.

Rothm. Und hier iſt der Ton darin ganz vorzüglich gut, man iſt allenthalben wie zu Hauſe, man handelt und ſpricht, ohne eben ſehr auf ſich Acht zu geben.

Ehl. So?

Rothm. Bey Ahlfeld iſt es ſehr angenehm, es iſt ein Mann ohne große Gelehrſamkeit, aber von einem ſehr natürlichen hellen Verſtande.

Ehl. Das iſt beſſer als Gelehrſamkeit.

Rothm. Sie kennen ihn nicht perſönlich? — O da werden Sie eine ſehr liebe Bekanntſchaft machen.

Ehl. Ich bin aber wirklich ſo im Negligée, — ich werde mir wenigſtens dieſe Sporen anlegen, damit ich mich doch um ſo eher entſchuldigen kann. (Er macht ſich Sporen an, die auf einem Tiſche liegen.)

Rothm. Sie hätten es wirklich nicht nöthig, denn es wird auf ſo etwas gar nicht mehr geſehn.

Herr Werner geht oft hin, ohne angezogen zu ſeyn. Das iſt ein ganz charmanter Mann, ein wahres Original.

Ehl. Ja. — Sagen Sie mir doch, kommen die Schnallen in- oder auswendig?

Rothm. Auswendig, Lieber!

Ehl. Ich reite eben nicht viel, und da —

Rothm. Es giebt ſehr wenige eigentliche Originale in Berlin. Leute von Humor und Geiſt; — der Herr Werner gehört zu dieſen, und da halte ich mich beſonders an ihn.

Ehl. So?

Rothm. Wenn man Menſchen ſtudiren will, muß man ſolche ganz vorzüglich aufſuchen.

Ehl. Sie ſind, wenn ich fragen darf, ein Schriftſteller?

Rothm. So ein wenig, — unbedeutend, wenn ich ſo ſagen darf; — man iſt in einigen gelehrten Blättern ſehr gütig und nachſichtsvoll gegen mich verfahren, und daher meynen einige Menſchen, ich wäre ſtolz.

Ehl. Man wird verkannt.

Rothm. Ich ſuche mich auf manche Zweige der Dichtkunſt zu appliciren, die noch wenig bearbeitet ſind; man kann dort noch am erſten Original ſeyn.

Ehl. Als ich jünger war, liebte ich auch die Poeſie ſehr, beſonders das Trauerſpiel. —

Es iſt doch herrlich, wenn man in einem Stücke ſo recht von Herzen weinen kann.

Vierter Auftritt.

Vorige. Werner, (angekleidet; er hat die Briefe in der Hand).

Wern.

Ich ſtehe nun zu Befehl.

Rothm. Nun, ſo wollen wir gehn. Wir können nachher gleich zuſammen zu Herrn Ahlfeld gehn.

Ehl. (nimmt Hut und Stock) Du wirſt es mir nicht übel nehmen, ich habe mir wenigſtens Deine Sporen —

Wern. (ſteckt die Briefe ein) Du ſiehſt ganz reitermäßig aus. — Aber was Henker iſt das für ein Stock, und das Band?

Ehl. (beſchämt lächelnd) Meine Braut hat ihn mir vor drey Jahren halb im Spaß geſchenkt. —

Wern. Und da mußt Du ihn in Ehren halten, das iſt Recht. — Aber weißt Du denn gar nicht, daß Du die drey Nationalfarben am Stocke trägſt?

Rothm. Wirklich, das Band iſt tricolor.

Ehl. Der Tauſend! daran habe ich noch gar nicht gedacht.

Wern. Iſt's gefällig? — (Er öffnet die Thür, kehrt aber in derſelben noch einmal um) Ehlert!

Ehl. Was willſt Du?

Wern. Haſt Du noch Deine alte Mode, immer Anſpielungen zu machen?

Ehl. Wie ſo?

Wern. Ich bitte Dich, mich dort damit zu verſchonen. (Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

(Zimmer bei Ahlfeld.)

Ahlfeld. Walther.

Ahlfeld.

Haſt Du mich verſtanden?

Walther. Ganz wohl, vollkommen wohl.

Ahlf. Ordentlich muß alles ſeyn, nichts mangeln, wenn ſo gleichſam die Tiſchzeit herannahen will.

Walth. Es ſoll alles im vollkommnen Apparat ſeyn.

Ahlf. Gut; das iſt mir lieb. — Du haſt Recht, im vollkommnen Apparat, und dazu müſſen alle Präparativen auf die gehörigſte Weiſe beſorgt werden.

Walth. Daß zum Beiſpiel der ſchöne Tafelkuchen ſeine richtige Oppoſition auf dem Tiſche findet.

Ahlf. Ganz recht; du verſtehſt mich vollkommen, wie ich es meyne. (Walth. ab.)

Sechſter Auftritt.

Ahlfeld. Julie.

Ahlfeld.

Nun, mein Kind! — Ey, Du haſt Dich ja recht ſchön herausgeputzt.

Julie. Sie wünſchen es ja, und der Baron ſieht es auch gern.

Ahlf. Wohl, vollkommen wohl, da biſt Du auf dem wahren Punkt. Es freut mich, daß Du Dich immer mehr in Deinen zukünftigen Stand zu ſchicken ſuchſt; anfangs warſt Du ein wenig widerſpenſtig.

Julie. Man kennt ſo oft ſein eigenes Glück nicht.

Ahlf. Da haſt Du wohl recht, mein Kind. — O wenn wir das immer wüßten, ſo würden wir nicht ſo oft gegen unſer eigenes Beſte handeln. — Setz' Dich doch nieder, ich möchte noch manches mit Dir darüber ſprechen. — (Sie ſetzen ſich.) Sieh, mein Kind, (denn ich habe Dich nun ſchon ſo lange immer als mein eigenes Kind betrachtet,) die Liebe iſt ein ganz ſeltſames Ding. — Ich will es Dir durch ein Exempel deutlich machen. Du hatteſt Dir z. B. einmal eingebildet, Du liebteſt Werner.

Jul. Es iſt vorbey.

Ahlf. Nein, ich will nur ſagen; — ſieh, das war von Grund aus falſch. — Die Liebe iſt überhaupt die Leidenſchaft, die alle unſre Gedanken in Confuſion, ſo zu ſagen in eine gewiſſe Verwirrung bringt. Es iſt die pſychologiſcheſte von allen Empfindungen, und darum weiß man im Grunde nicht, was man darüber ſagen ſoll. — Verſtehſt Du mich, mein Kind?

Jul. Ich glaube wohl.

Ahlf. Das iſt recht. Ich kann es nun durchaus nicht leiden, wenn die Menſchen immer nach ihren Empfindungen handeln wollen, denn das taugt gar nichts. — So mußt Du Dich auch in Acht nehmen, Deinen zukünftigen Gemahl, den Baron, nicht zu ſehr zu lieben; denn man hat Beiſpiele, daß eine ſolche Liebe in eine Leidenſchaft, in eine gewiſſe pathetiſche Eruption ausgeartet iſt, die der Geſundheit höchſt ſchädlich iſt. Man muß in allen Dingen mäßig ſeyn. — Ich muß nur noch Eins das Vergnügen haben Dir zu ſagen, aber Du mußt darüber nicht böſe werden, liebes Kind.

Jul. Gewiß nicht, lieber Onkel.

Ahlf. Du biſt immer noch zu bürgerlich, zu ſehr eingezogen, Du haſt nicht ein gewiſſes air, — ein Benehmen, — eine — um mich ſo auszudrücken, Entartung der Bürgerlichkeit, — kurz, enfin, — Du biſt ein ganz hübſches Mädchen, aber eine Baroneſſe biſt Du noch nicht.

Jul. Es wird mir ſchwer, da ich ſo lange —

Ahlf. Da haſt Du Recht, wir haben zu entfernt von der Welt gelebt, zu eremitiſch, zu philoſophiſch. Es iſt mir ſelber ſchwer geworden, mir den feinen Ton zu engagiren, oder, wenn ich ſo ſagen darf, mir zu eigen zu machen, indeſſen, — tant pis, — es giebt ſich alles. Man muß nur eine Recurſion nehmen zu ändern, man muß ſich unterrichten laſſen, es giebt noch Mittel und Wege d'y parvenir. — Verſtehſt Du mich?

Jul. Vollkommen.

Ahlf. Du biſt ein kluges Mädchen, und es wird ſchon werden. — Männer, wie der Baron, giebt's heut zu Tage ſelten; ich goutire ihn ungemein, denn er goutirt mich, und ſo ſind wir, glaub' ich, in eine gewiſſe Parallele der Freundſchaft gerathen. — Er wird doch heut kommen?

Jul. Gewiß.

Ahlf. Wenn ich Dich erſt glücklich ſehe, ſo will ich völlig zufrieden ſeyn.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Baron von Dornberg (tritt ein; Verbeugungen).

Baron v. Dornberg (indem er Julien die Hand küßt).

Sehn Sie, liebſte Julie, wie aufmerkſam ich bin; ich bin der erſte von allen, die Sie gebeten haben.

Ahlf. Ja wahrhaftig, Baron, Sie haben Recht, Sie ſind wirklich der erſte. — Das muß man Ihnen laſſen, Ihre Zärtlichkeit überſpringt ſich ſelbſt.

Dornb. Ich bin nur Egoiſt, mein theurer Herr Ahlſeld; ich thue alles nur zu meinem eignen Beſten.

Ahlf. Gehorſamſter Diener; gar zu gütig.

Dornb. Sie erzeigen mir durch Ihre Freundſchaft und Zuneigung die größte Ehre, ich kann nicht dankbar genug ſeyn.

Ahlf. Baron, — liebſter Dornberg, — ſehn Sie, Sie beſchämen uns beide, — das iſt, wenn ich frey herausſagen ſoll, nicht galant von Ihnen. Sie laſſen uns, Herr Baron, in einer Verlegenheit, — Empfindſamkeit, — ich weiß nicht, wie ich mich genug darüber ausdrücken kann, — daß, — daß —

Dornb. Ich bitte ergebenſt.

Ahlf. Daß es uns in eine Exaltation verſetzt, die nur Ihre gütige, ehrenvolle Freundſchaft wieder lindern kann.

Dornb. Sie ſind doch wohl, meine liebſte Julie? — Ich habe mich heut mit tauſend unangenehmen Geſchäften herumſchlagen müſſen, ich bin kaum zu Athem gekommen.

Ahlf. Das ſind die Beſchwerlichkeiten des Standes.

Dornb. Wollte der Himmel, es wäre nicht ſo!

Ahlf. Alles Gute läßt ſich nicht in Einem Centrum vereinigen.

Dornb. Wenn wir uns genauer betrachten, wenn wir armſeligen Geſchöpfe ſehen, wie wir von tauſend Plackereyen, von zehntauſend Vorurtheilen beherrſcht und gequält werden, wie kann es denn noch Menſchen geben, die auf ihren Stand ſtolz ſeyn können!

Jul. Ich bedaure Sie.

Ahlf. Mit Ihrer gütigſten Erlaubniß: — ich ſollte meynen, wenn ich nur ſo zu den Großen, ſo zum erſten Stande gehörte, ich würde mich gewiß nicht gedrückt fühlen.

Dornb. Das glauben Sie jetzt, da, — doch von etwas angenehmeren, — in der künftigen Woche iſt Ihr Geburtstag?

Jul. Ja, lieber Baron.

Dornb. Nennen Sie mich doch bei meinem Namen: — da werden Sie doch ein kleines Feſt geben, liebſter Freund?

Ahlf. Ich habe ſchon eine Invention ausgerechnet, ein ganz kleines Schauſpiel von meiner Erfindung, ſimpel, aber mit einer gewiſſen Feſtivität, ohne Pracht, — aber mit Sentiment, — es ſind auch Verſe dazu! — Aber ſtill! ich will Ihnen jetzt noch nichts davon ſagen; — Sie ſollen ſich wundern.

Dornb. Alles von Ihnen?

Ahlf. Das darf ich Ihnen nicht ſo geradezu ſagen, ich will dann erſt Ihr unpartheyiſches Urtheil hören. Aber, es darf ſich zur Noth ſehen laſſen.

Dornb. Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch Dichter ſind.

Ahlf. Ach was iſt man nicht alles, wenn man ſeine Nichte, ſein Kind recht lieb hat. — Herr Baron, ein Wort, wenn ich bitten darf.

Dornb. Sie haben zu befehlen. (Sie gehen beiſeit.)

Jul. Die Menſchen bleiben heut lange.

Ahlf. Julchen denkt, wir werden jetzt von Ihrem Geburtstage reden, und eben drum nehm ich mir die Freiheit: Sie zu rufen: — ſagen Sie mir doch, wie ſtehts denn?

Dornb. Ganz vortrefflich.

Ahlf. Das iſt ſchön! — Schon lange habe ich mir immer ein Amt, einen gewiſſen Titel, ein Anſehen gewünſcht; ich ſprach auch mit einigen davon, die Menſchen hatten aber gleich die Impertinence, mich zu fragen: auf welchen Theil der Wiſſenſchaften, auf welche Kenntniſſe ich mich denn vorzüglich gelegt hätte?

Dornb. Vorwand, um Sie auf irgend eine Art abzuweiſen.

Ahlf. Neid, purer Neid: denn da müßte es doch weit bei uns gekommen ſeyn, wenn man ſich auf Kenntniſſe legen müßte, um die Leute zu protegiren, um zu machen, daß Kutſchen vor unſrer Thür halten? — um, — en fin, — wer wird ſich denn auf etwas legen, um mit einzuwirken, mit in die große Maſchinerie einzugreifen. Es können ja wahrhaftig nicht Hände genug da ſeyn, um die gewaltige Friktion gleichſam aufzuheben.

Dornb. Sehr richtig.

Ahlf. Aber an Ihnen hab' ich nun endlich meinen Mann gefunden. — Man will doch auch nicht gern ſo umſonſt in der Welt gelebt haben, — es iſt freilich ein kleiner Stolz, wenn Sie es ſo nennen wollen, — eine Elegance, — eine Energie der Seele, wollt' ich ſagen; — aber was thun die Wörter zur Sache; Sie verſtehn mich doch.

Dornb. Vollkommen.

Ahlf. Ich habe mich nie viel mit Schreiben oder Leſen abgegeben; denn ich habe mehr zu thun, und die geringern Leute wollen doch auch leben, und ſich unterhalten. — Mein Amûſement iſt mehr das Denken und Sprechen.

Dornb. Sie gehn ſogleich zu den Zwecken über, ſtatt ſich lange bei den Mitteln aufzuhalten.

Ahlf. Ja, ja, das iſt es ganz genau, was ich ſagen wollte. Mit Ihnen iſt es eine wahre Freude zu ſprechen; — ſo lange wir uns kennen, haben Sie noch nicht ein einzigmal: Wie ſo? geſagt.

Dornb. Wirklich?

Ahlf. Gewiß! Ich gebe ſehr genau auf ſolche Kleinigkeiten Acht; denn daraus erkennt man am erſten die Charakteriſtik eines Menſchen. — Nun Nichtchen, Dir iſt indeſſen wohl die Zeit lang geworden? Ich hatte mit dem Herrn Baron nur etwas zu ſprechen.

Jul. Geniren Sie ſich nicht.

Ahlf. Ich bitte, Kind, wir ſind jetzt zu Ende, — ganz gewiß.

Achter Auftritt.

Vorige. Referendarius Berger.

Berger. (tritt ein; Verbeugungen; er küßt Julien die Hand.)

Sie haben befohlen; — Ihr gehorſamſter Diener, mein Herr Baron.

Dornb. Ah bon jour, mon cher.

Ahlf. Wollen wir uns nicht ſetzen?

(Walther bringt Theezeug und ſetzt es hin.)

Walther. (heimlich zu Ahlfeld.) Auch das Gebackene dürfte wohl ſeine Plaçirung hier antreffen?

Ahlf. Allerdings. Nicht weniger auch die Butterſchnitte, das Butterbrod; — man ißt es zum Thee nämlich.

Walth. Ganz wohl (ab).

Berg. Es iſt ein angenehmes Wetter.

Jul. Recht angenehm.

Ahlf. Und warm.

Berg. O ja. (**Walther** bringt Butterbrod und Gebackenes.)

Walth. Nun iſt wahrſcheinlich alles zu ſeiner Vollendung gelangt?

Ahlf. Ja. (**Walther** geht mit groſſer Zufriedenheit ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Geheime Rath Wagemann.

Wagemann.

Diener, Diener! — (küßt Julien) Guten Tag liebes Kind; — Bon jour Herr Baron! (reicht ihm die Hand.)

Dornb. (mit einer tiefen Verbeugung.) Ihr ganz gehorſamſter Diener, Herr Geheime Rath; ich freue mich, daß ich die Ehre habe, Sie wiederzuſehn.

Wagemann. (legt den Hut weg.) Na, wie gehts? —

Jul. Iſt Ihnen eine Taſſe Thee gefällig?

Wag. O ja, das ſchlag ich nie ab. (ſetzt ſich auf der andern Seite neben Julien am Tiſch.)

Jul. Kömmt die Frau Geheime Räthinn nicht?

Wag. Sie iſt unpaß; ſie hat immer ihre Streiche im Kopf, von Migraine und dergleichen. — (zu Ahlfeld.) Nun Alter, was machſt Du denn?

Ahlf. Paſſabel, es muß gut ſeyn.

Wag. Iſt das Butterbrod?

Jul. (Präſentirt es; er nimmt mehrere Stücke, und legt ſie vor ſich hin.)

Berger. Gehorſamſter Diener, Herr Geheime Rath!

Wag. (eſſend,) Ah! — Diener! Diener! — Munter?

Berg. (ſetzt ſich neben ihn,) Aufzuwarten. — Haben der Herr Geheime Rath ſchon die Akten, in denen ich arbeiten mußte, erhalten?

Wag. Akten? — Ah! das iſt in dem Eheſcheidungsprozeß, — ja, — habe ſie erhalten. — Das iſt eine närriſche Geſchichte. — Hören ſie doch 'mal, wie iſt denn der Umſtand. — (Er redet leiſe mit Berger.)

Ahlf. Herr Baron, wie finden Sie heut Juliens Aufſatz?

Dornb. Excellent! Ganz charmant! Man kann nichts reizenderes ſehn!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Rothmann.

Rothmann (tritt ſehr verlegen herein, grüßt, läßt den Hut fallen, kneiſt die Augenbraunen).

Ergebenſter, — Sie haben —

Ahlf. Ah! ſieh da, Herr Rothmann! — Nur näher, Herr Gelehrter, nur näher!

Rothm. Ich bitte (er ſtellt ſich hinter einen Stuhl).

Jul. Iſt's nicht gefällig, ſich zu ſetzen?

Rothm. Ich bitte recht ſehr —

Wag. (lacht) Ha, ha, ha! — Ja da haben Sie recht, das iſt ſehr kurios! — Aber was ſagt denn der Gegenpart? Na, laſſen Sie 'mal hören (ſpricht wieder leiſe mit Berger).

Ahlf. Legen Sie doch ab. (Er will Rothmann den Hut abnehmen; beide laufen nach der andern Seite des Theaters.) — Haben Sie die Verſe?

Rothm. Ihnen gehorſamſt aufzuwarten, — hier ſind ſie (giebt ſie ihm).

Ahlf. Sie müſſen's mir einigemal vorrecitiren oder deklamiren, daß ſie mir bekannt werden.

Rothm. Sie haben nur zu befehlen.

Ahlf. Nun, es findet ſich wohl eine Zeit. — Es ſoll ſchon werden.

Jul. Trinken Sie Thee?

Rotm. Ich danke gehorſamſt. —

Ahlf. Machen Sie keine Umſtände.

Rothm. Nun, wenn ich alſo bitten darf — (Julie präſentirt ihm).

Dornb. Ein ſchönes Getränk, — und an Ihrer Seite, meine Julie —

Jul. Soll das ein Kompliment werden?

Dornb. Halten Sie meine Gefühle für Komplimente?

Ahlf. Es reimt ſich doch alles? Ich kann die andern Verſe gar nicht leiden.

Rothm. Ich habe es ſo eingerichtet, daß es ſich immer dreifach reimt.

Ahlf. Charmant.

Jul. Herr Werner iſt heut ſehr unartig.

Rothm. Er geht noch unter den Linden ſpazieren, mit einem guten Freunde, der heut angekommen iſt. — Beide werden bald die Ehre haben —

Jul. So?

Rothm. Der Fremde wollte nur noch das Thor von allen Seiten recht in Augenſchein nehmen.

Ahlf. Wer iſt denn dieſer Fremde?

Rothm. Er kömmt aus Südpreußen.

Dornb. O weh! aus Südpreußen?

Rothm. Er heißt Ehlert, — Juſtizkommiſſarius; — ein wunderlicher Menſch, alle haben ihn unter den Linden angeſehn.

Wag. (immer während des Eſſens und Trinkens; — hat eben zu ſprechen aufgehört.) Er mag wohl hier fremde ſeyn.

Rothm. Ganz recht, das iſt grade ſein Unglück; — und ſein Gang, — er hat einen langen Stock, mit tricolor-ſeidenem Band, —

Ahlf. Er geht mit Herr Werner?

Rothm. Ja.

Dornb. Nun, dann gehn zwei wunderliche Menſchen miteinander.

Ahlf. Da haben Sie wohl Recht — Werner iſt ein rechter ausgemachter Narr.

Dornb. Ein Menſch ohne Delikateſſe; einer der den Enthuſiaſten ſpielt, und am Ende kein wahres Gefühl hat.

Ahlf. Für Kunſt gewiß nicht; denn da fehlt ihm das eigentliche Enſemble, das Genie, — das Weſen, was den Künſtler und den Kunſtfreund ausmacht; denken Sie, er hat die letzte Ausſtellung gar nicht geſehn.

Rothm. Ey, das geſteh' ich! und es waren doch ſo herrliche Stücke da.

Dornb. Mit ſeinem ungenirten Weſen will er eine eigentliche angebohrne Grobheit maskiren.

Ahlf. Er gehört zu keiner Reſſource, und moquirt ſich ſogar darüber.

Dornb. Man ſagt, er habe Verſtand, aber es iſt nur Rechthaberei.

Ahlf. Ganz recht, er diſputirt mit jedermann, und will immer das letzte Wort behalten.

Dornb. Nichts ſagt er lieber, als Wahrheit, wie er ſich ausdrückt.

Ahlf. Ganz recht, ein ungeziemlicher Wahrſager, — weiter nichts.

Rothm. O, Sie erinnern mich daran, — denken Sie, letzt erzählte er mir, — er habe ſich neulich von einem alten Weibe wahrſagen laſſen. Es iſt ein wunderlicher Menſch.

Ahlf. Wirklich.

Dornb. Eine ſolche Abſurdität ſieht ihm ähnlich. — Sie ſchweigen, meine Julie?

Jul. Ich müßte ſeinen Advokaten machen; denn Sie haben ſich ja alle in Anklagen erſchöpft, — und das will ich nicht.

Dornb. Sie liebenswürdige, ſanfte Seele.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Werner. Ehlert. (Verbeugungen.)

Werner (zu Ahlfeld).

Ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Juſtizkommiſſarius Ehlert vorzuſtellen.

Ahlf. Gehorſamer, — es freut mich unendlich, daß ich die Ehre —

Ehl. Ergebenſter, — freue mich, daß ich die Ehre —

Ahlf. Belieben Sie abzulegen, — ſetzen Sie ſich —

Wern. Ihr Diener, mein Herr Baron; — Herr Geheime Rath, guten Abend. —

Jul. Sie kommen ſehr ſpät; faſt hätten Sie keinen Thee mehr angetroffen; —

Werner. Es thut mir leid, allein mein Freund —

Jul. Iſt Ihnen gefällig?

Ehl. Ich danke recht ſehr, — bin ſehr verbunden —

Jul. Trinken Sie keinen Thee?

Ehl. Wenn — o ja! — (greift nach der Taſſe, und trinkt ſie ſehr ſchnell aus.)

Dornb. Haben Sie ſich gänzlich von dem neulichen Sturz mit dem Pferde erhohlt?

Wern. O ja.

Ehl. Biſt du geſtürzt?

Dornb. Und ſehr gefährlich.

Ehl. Nun ſiehſt Du, das kömmt von Deinem wilden reiten.

Wern. Mademoiſelle, ich freue mich, daß Sie ſo heiter ausſehen. Weder Frühling noch Herbſt —

Jul. (mit einer Taſſe) Belieben Sie?

Wern. Ich danke; — mir wandelt immer eine Furcht an, wenn ich eine Taſſe mit Thee gewahr werde.

Ehl. Ich trinke eigentlich auch ſonſt nicht —

Wern. Dies blaſſe, nüchterne Getränk, in eben ſo leichenblaſſen Taſſen! der wunderbare aromatiſche Duft, — das Theegeſpräch dabey, — die ſiedende Maſchine, — o man könnte mir mit Thee jede Geſellſchaft verleiden.

Jul. Jede?

Wern. Nur Ihre nicht, das verſteht ſich von ſelbſt, denn ſonſt würde ich es hier nicht ſagen.

Jul. Sie ſind ſehr galant.

Wern. Was ſoll man anders ſeyn? die ganze Welt zwingt ſich ja, galant und elegant zu ſeyn; ſollte ich allein zurückbleiben?

Jul. (zum Baron) Waren Sie lange nicht im Theater?

Dornb. Nein.

Wern. Beſuchen Sie das Schauſpiel noch fleißig?

Jul. Den Wildfang möcht' ich ſehn; man ſagt mir, er ſoll recht poſſenhaft ſeyn.

Ahlf. Herr Rothmann ſchreibt auch für's Theater.

Rothm. O ich bitte, — kleine Verſuche, —

Ehl. Man ſagte mir unterweges, es würden neue Stücke einſtudirt, die viel Koſten machen würden.

Jul. (läßt ihre Arbeit fallen; der Baron und der Geheime Rath bücken ſich, und ſtoßen mit den Köpfen aneinander.)

Dornb. Je vous demande pardon.

Wag. Sie haben einen harten Kopf.

Dornb. Verzeihen Sie —

Wag. Thut nichts! — Ei der tauſend, — das kömmt von der Höflichkeit!

Ehl. Ja wohl.

Dornb. Sie ſcheinen ſie nicht zu lieben.

Ehl. O doch, — aber ich meinte nur —

Dornb. Daß es bequemer ſey.

Ehl. Ja, wenn man's ſo nimmt.

Ahlf. Reiſen ſie blos durch Berlin?

Ehl. Ich will meine Braut, — (huſtet,) meine Braut, — aus Sachſen abholen.

Dornb. Sie verheirathen ſich?

Ehl. Aufzuwarten.

Dornb. Obligirt.

Wag. Aber Alter, — nach dem Eſſen und Trinken ſchmeckt eine Pfeife, — willſt Du mir den Gefallen thun —

Ahlf. Gleich, gleich (klingelt).

(Walther kömmt.)

Ahlf. Pfeifen und Taback.

Walth. Ganz wohl (ab).

Wag. Sie nehmen's mir doch nicht übel, liebes Kind? —

Jul. Ganz und gar nicht.

(Walther bringt Pfeifen, Taback und Licht. ab.)

Wag. (nimmt eine Pfeife und ſtopft.)

Jul. (zu Ehlert) Rauchen Sie nicht auch?

Ehl. Nein, — ich danke.

Jul. Geniren Sie ſich nicht, Sie rauchen gewiß. — ich bitte recht ſehr.

Ehl. Nun, wenn Sie denn ſo befehlen. (Er ſtopft eine Pfeife.)

Dornb. Das Rauchen muß Ihnen ſchön ſtehn.

Ehl. Ich thue es manchmal guten Freunden zu Gefallen, — und wenn ich ſonſt nichts zu ſprechen weiß.

Wag. Recht ſo, Herr Juſtitzkommiſſarius, da haben Sie mein Gemüth. — Hör' doch 'mal, Alter (nimmt Ahlf. bei Seit).

Jul. Wie finden Sie Berlin?

Ehl. Recht hübſch; gut ausgebaut.

Dornb. Ihre Braut iſt ohne Zweifel ſehr liebenswürdig?

Ehl. So ziemlich, — ſo ziemlich — mit Ihrer Erlaubniß.

Dornb. Nun, wenn Sie ſie nur liebenswürdig finden, ſo iſt das ſchon genug.

Ahlf. Ja wohl, da haben Sie Recht, Herr Baron, der Bräutigam iſt dabei die Hauptperſon, das perpetuum — wie ich ſagen wollte, primum mobile.

Rothm. (zu Dornberg) Darf ich Ihnen morgen den Verſuch meiner Ueberſetzung überreichen?

Dornb. Sehr gern. — (zu Julien) Er hat mir für Sie ein paar Sonnette überſetzt, die unvergleichlich ſind.

Ahlf. A propos, Herr — Werner, — was ich ſagen wollte, iſt's denn wahr, was ich neulich von Ihnen gehört habe, daß ſie ſich manchmal wahrſagen ließen?

Ehl. (legt die Pfeife hin.) Wie?

Wern. O ja, warum nicht?

Ahlf. Sind Sie ſo abergläubiſch?

Wern. (mit einem Blick auf Julien.) Ich bin es immer geweſen.

Ehl. (ſteht auf, zieht die Brieftaſche hervor, und überreicht Ahlfeld ſeine Briefe.) Ah! verzeihen Sie, das hätte ich beinahe ganz vergeſſen.

Ahlf. (verbeugt ſich, und empfängt die Briefe.) Ah! von meinem lieben Freunde? — iſt er wohl und geſund?

Ehl. Vollkommen.

Ahlf. Das freut mich ungemein. — Sie ſagen alſo ſelbſt, Herr Werner, daß Sie ſo abergläubiſch ſind?

Wern. Warum ſollt ich meine Schwäche nicht bekennen? Ja! Jeder Menſch iſt auf ſeine eigne Art ein Thor, — ich habe bei alten Weibern einigemal mehr Wahrheit gefunden, als bey —

Ahlf. Als bei wem?

Wern. — jungen.

Ahlf. Ah, ſie wollen ſich auf eine witzige Art aus dem Handel ziehen; aber Sie ſollen uns nicht entkommen.

Wern. Ich ſchwöre Ihnen zu, — nennen Sie es Schwäche, oder wie Sie wollen, — ich habe mich ein paarmal, aus Neugier, langer Weile, Sucht zum Seltſamen, verleiten laſſen, ein ſolches Weib zu beſuchen, und jedesmal, wenn ich vor ihr ſtand, mußte ich, wider meinen Willen, alles glauben, was ſie mir vorſagte.

Dornb. Sehr ſchwach.

Wern. Oder auch ſtark, wie man's nimmt. Sie ſind zu vernünftig, um ſich auf eine Viertelſtunde ſo täuſchen zu laſſen.

Walther (legt eine große Brieftaſche auf den Tiſch). Die Zeitungen! — (ab)

Ahlf. Ah! die Zeitungen, politiſche und gelehrte! — Hier. — (Er öffnet die Brieftaſche.)

Wag. Iſt der Hamburger Correſpondent dabey?

Ahlf. O ja! wie würde ich den fehlen laſſen! — (Jeder nimmt ein Blatt und lieſt; der Baron und Julie ſprechen heimlich mit einander.)

Wern. Ehlert!

Ehl. Was willſt Du?

Wern. Sieh einmal die Narren, wie jeder nun mit einem Blatte vor der Naſe ſitzt.

Ehl. Je laß ſie doch, ſie wollen ja die Zeitungen leſen.

Wern. Laß Dich doch nicht ſo zum Beſten haben.

Ehl. Sie thun mir ja nichts.

Wern. O Du Gutmüthigkeit! — Mir ſind ſie alle verhaßt! — Sieh nur Ahlfelds Mienen, der ſich gewiß darüber wundert, daß er nicht unter den Beförderten genannt iſt. — Ich möchte lachen, und mich ärgern. — Und Julie, — ja nun mag ſie's haben, ich gönne ihr ihr Glück; — ich wollte ſie ſprechen und ihr ſagen, — ach! es iſt alles einerley! — Komm, willſt Du mit in den Garten gehn? Ich muß mich von dieſen Geſichtern erholen.

Ehl. Es ſchickt ſich doch wohl nicht, ich bin hier ſo fremd.

Wern. Nun ſo geh' ich eine Weile ſpaziren; ich ſeh' Dich bald wieder. (ab)

Zwölfter Auftritt.

Vorige: ohne Werner.

Ahlf. Giebts was Neues?

Wag. Eben nicht.

Rothm. Salzmann kündigt hier an, daß er für 1 rthl. 8 gl. einen Himmel auf Erden liefern will.

Wag. Nun, das iſt billig.

Ahlf. Aber, daß ich's recht begreife, — mit Erlaubniß, — iſt das nur ſo zum Spaß?

Rothm. Nein, es iſt ſein völliger Ernſt.

Wag. Nun ſage mir einer, daß die Welt nicht närriſch ſey! —

Berger. Das Politiſche ſcheint nicht von Bedeutung.

Ahlf. Sehr von Bedeutung, in Rußland gehn ja die Couriere ſtark; — es ſind wunderbare neue Combinationen in dem bekannten Gleichgewichte von Europa.

Dornb. Wie das?

Ahlf. Ja, es verändert ſich alles ſo gewaltſam, — es iſt gleichſam Evolution und Revolution ſchon im Zuſchnitt da, — es geht wie ein elaſtiſches Feuer von einem Gliede ins andre, — es wird eine gewaltige Reverberation ſetzen.

Rothm. Meynen Sie? — Die Menſchheit wird im Ernſte jetzt wiedergeboren, — es —

Ahlf. Erlauben Sie, — wie ich ſagte, Schlag auf Schlag, und das giebt am Ende Reverberationen, daß es kaum zu begreifen iſt.

Rothm. Und der Adel der Menſchheit wird wiederhergeſtellt, die Moralität kömmt wieder oben auf.

Ahlf. Ganz recht, denn die ſeltſamen Concluſionen, die jetzt zu Stande kommen, werden der ganzen Sache den Ausſchlag geben. — Sie ſind, wie geſagt, ein guter, ein geſchickter Mann, Herr Rothmann, aber von der Politik ſcheinen Sie, mit Ihrer Erlaubniß, nicht viel zu verſtehn. Es iſt aber auch ein Studium, das mehr als ein Senſorium commune erfordert, — es iſt gleichſam der Radius aller Wiſſenſchaften, der Inbegriff des Ganzen, wie geſagt. —

Jul. Haben Sie ſich ſchon wahrſagen laſſen?

Dornb. Wie kommen Sie darauf? — Nein.

Jul. Es muß doch eine ſeltſame Empfindung ſeyn.

Dornb. O ja, die Idee iſt abentheuerlich genug.

Jul. Und wenn es eine größere Geſellſchaft iſt, muß es auch zugleich luſtig ſeyn.

Rothm. Gewiß, — und es iſt zugleich eine poetiſche Illuſion. Ein dunkles Zimmer, — ein altes Weib, die mit der größten Zuverſicht ihre Prophezeyungen herſagt. —

Berger. Es wäre eine Erfahrung mehr, die man machte.

Jul. Wir ſollten Herrn Werner bitten, uns die Wohnung der Frau zu ſagen, — und ſo alle zuſammen hingehn. Es iſt etwas zu lachen auf Monathe.

Dornb. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, von Herzen gern.

Rothm. Schon in der bloßen Aktion des Kartenlegens liegt ſo etwas Abentheuerliches. —

Ahlf. Kinder, Kinder, — ich weiß durch einen Zufall die Wohnung des Weibes, — aber bedenkt, ich bitte euch, — o pfuy! ihr alle wolltet ſo abergläubiſch ſeyn?

Jul. Kein Aberglaube, lieber Onkel, es iſt nur des Spaßes wegen.

Ahlf. Wir müſſen dem Himmel dafür danken, daß die Aufklärung, ein vernünftiges Eclairciſſement, endlich mit vieler Mühe zu Stande gebracht iſt, und nicht nun muthwillig wieder einreiſſen, was ſo langweilig aufgebaut iſt.

Rothm. Aber das Poetiſche darin —

Ahlf. Mit Erlaubniß, wo ſteckt denn das Poetiſche? — Phantaſtiſch iſt es, — barock und groteſk! — Ja, zu Hamlets und Makbeths Zeiten, das weiß ich ſelber gut genug, da wurden ſolche Hexen und Wahrſager aufs Theater gebracht, — das war das Zeitalter des dunkeln Mittelalters. Damals waren dieſe Phantome gleichſam noch amüſant, weil man noch daran glaubte; und wie ich ſage, ſie exiſtirten blos deswegen, weil man daran glaubte. Das war alſo zu Hamlets Zeiten.

Rothm. Zu Shakſpeare's —

Ahlf. Nun ja freilich, das behaupte ich eben. Aber jetzt iſt die Menſchheit zu vernünftig; denn die Fackeln und die Lichter, alle die Gelehrten, das Weſen, die Recenſionen, — da iſt ja alles, was man ſonſt vom Aberglauben dachte und ſchrieb, über den Haufen gefallen.

Dorub. Aber zur Ergötzung. —

Ahlf. Nein, nein! ich kanns nicht zugeben. Ihr ſeyd ja alle wie Werner geworden, über den wir eben erſt geſpottet haben.

Jul. Wo wohnt die Frau?

Ahlf. Nichts, nichts! ich erlaube es nicht, es kann nicht ſeyn. — Man ſollte das ganze Weib nur in die Denkwürdigkeiten der Churmark ſetzen, ſo wie einmal der Monddoktor in der Berliniſchen Monatsſchrift widerlegt wurde. Er war doch geſtürzt, und wir haben ſeit der Zeit, Gottlob, einen Aberglauben weniger.

Berger. Sie nehmen die Sache vielleicht zu ernſthaft.

Ahlf. Ey, man kann da nicht zu ernſthaft ſeyn. Ich bin hier der älteſte und der vernünftigſte, — ich kann's nicht zugeben. — Aber noch eins, ich muß vor dem Abendeſſen noch ausgehn, denn zum Eſſen komme ich gewiß zurück. — (zu Ehlert) Sie bleiben doch bei uns?

Ehl. Wenn Sie erlauben.

Ahlf. Ich gehe, denn es iſt ein unumgängliches, gleichſam ein wichtiges Geſchäft. — Adieu indeſſen! (ab)

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige: ohne Ahlfeld.

Julie.

Wollen wir nun, wenn es Ihnen gefällig iſt, in den Saal gehn? — Mich wundert, daß der Onkel noch ſo ſpät ausgeht.

Dornb. Es iſt ſonſt ſeine Gewohnheit nicht.

Wag. Es muß ihm etwas eingefallen ſeyn.

Jul. Er kömmt erſt zum Eſſen wieder, — wenn wir nur wüßten, wo die Frau wohnte, ſo könnten wir ja doch —

Rothm. Ja wirklich, und noch vor dem Eſſen zurück ſeyn.

Berger. Es wäre eine ſehr angenehme Abwechſelung; — der Mond ſcheint ſo ſchön.

Rothm. So äußerſt romantiſch.

Dornb. Herr Rothmann, Sie könnten uns wohl den Gefallen thun, und von Herrn Werner zu erforſchen ſuchen, ohne daß er merkt, zu welchem Endzweck, in welcher Gegend dieſe Frau wohnt.

Rothm. Mit Vergnügen; er ſoll nichts merken.

Ehl. Da kömmt er wieder.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Werner.

Werner.

Ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt.

Jul. Sie bleiben nicht bei uns?

Wern. Sie verzeihen, — Geſchäfte; — darf ich morgen die Ehre haben —?

Jul. Sie werden uns willkommen ſeyn.

Wern. (zu Ehlert) Ich ſehe Dich doch bei mir? — Gehorſamer Diener.

Jul. Ihre Dienerinn. — (Sie geht mit der Geſellſchaft in ein anderes Zimmer.)

Funfzehnter Auftritt.

Werner. Rothmann (der zurückgeblieben iſt).

Rothm.

Und wann kann ich Euch ſehn?

Wern. Sobald Sie wollen, ich bin immer zu ſprechen.

Rothm. Warum bleibt Ihr aber nicht?

Wern. Aufrichtig, weil mir die Zeit zu lang wird.

Rothm. So! — Ihr geht wohl noch ſpazieren?

Wern. Vielleicht.

Rothm. Faſt möcht' ich Euch begleiten.

Wern. Sie müſſen ja bei der Geſellſchaft bleiben. —

Rothm. Apropos! ich habe mir einen Spaß ausgedacht, — wenn ich doch jemand wüßte, der Karten legte! — Wißt Ihr niemand, Freundchen?

Wern. O ja.

Rothm. Ihr thut mir einen groſen Gefallen, — ſagt mir die Wohnung der Frau; — Ihr habt mir ſchon ſonſt einmal davon erzählt.

Wern. Hat denn das ſo groſe Eil?

Rothm. O nein, aber ich möcht's gerne wiſſen.

Wern. Ich hab' es ſelbſt vergeſſen.

Rothm. Je Närrchen, — Ihr thut mir einen groſen Gefallen; — ich will Euch morgen ſagen, warum.

Wern. Warum denn nicht heut?

Rothm. Heut, — o Ihr eigenſinniger Menſch, — heut iſt's ja ſchon ſo ſpät, und ich muß zur Geſellſchaft zurück.

Wern. Nun ſo gehn Sie.

Rothm. Aber ich bitte.

Wern. (lachend) Sie ſind ein wunderlicher Menſch! — Ich errathe ſchon das Ganze. —

Nun alſo, in der Kirchgaſſe, der Sophienkirche gegenüber. — Adieu. (ab)

Rothm. Adieu! ich danke recht ſehr.

Sechzehnter Auftritt.

Rothmann. Die vorige Geſellſchaft (kommt wieder herein).

Jul. Sie wiſſen's?

Rothm. O ja, der Sophienkirche gegenüber: — Sophia heißt im Griechiſchen die Weisheit, folglich gehn wir gewiß nicht fehl.

Wag. Sophie heißt? die Weisheit.

Rothm. Ja.

Wag. Je ſo heißt ja meine kleine Tochter.

Jul. Nun ſo kommen Sie. — ſchnell, ſchnell! — jeder hängt ſich einen Mantel um, um nicht erkannt zu werden, — es iſt ſchon finſter. — o ſchnell! — Sie gehn doch mit, Geheimerath?

Wag. Je warum nicht?

Dornb. Wir müſſen eilen, ehe Ihr Onkel zurückkömmt.

Jul. Nun wollen wir unſer gutes Glück verſuchen. (Alle ab.)

Siebzehnter Auftritt.

(Ein kleines dunkles Zimmer.)

(Ein Unbekannter ſitzt im Winkel. Ein Bäckerknecht, der halb betrunken iſt, geht auf und nieder.)

Bäckerknecht.

Nein! wenn's wieder ſo lange währen ſoll, ſo mag der Henker die ganze Welt holen, — ich will mich dann nicht ſo viel drum ſcheeren. — Krieg und immer Krieg, — und nichts als Krieg; — das iſt zum Tollwerden!

Die alte Wahrſagerin (tritt herein; ſie hat eine harte ſächſiſche Ausſprache.) Nehmen Sie's nicht vor unlieb, meine Herren, daß ich Sie habe warten laſſen; es ſeynd im Hausweſen immer allerhand Geſchäfte abzumachen; meine Tochter hat's Unglück getroffen, daß ſie nach Kalandshoff gebracht iſt, und auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt.

Bäckerkn. Nun ſieht ſie, Frau, ich habe nicht lange Zeit, — mach ſie ſchnell, wo ſind die Karten? — Ich muß ihr ſagen, ich bin meines Standes ein Bäckergeſell, — ich wollte nur fragen, ob wir wieder marſchiren müſſen, und ob ſie mich wieder mitnehmen thäten?

Wahrſ. (miſcht die Karten, ſetzt ſich die Brille auf und läßt ihn abheben; dann legt ſie.)

(Der Unbekannte erhebt ſich, es iſt Ahlfeld.)

Ahlf. Ey mein Freund, da könnt ihr ſicher ſeyn, denn ich muß Euch ſagen, Preußen führt vor's erſte keinen Krieg mehr; die Conjugation und die Conſternationen von ganz Europa widerſprechen dem geradezu. Ich will Euch beweiſen —

Bäckerkn. (ſieht ihn von der Seite an.) Sagt Er wahr, oder die Frau?

Ahlf. Nein —

Bäckerkn. Nun ſo bekümmere Er ſich um ſein Handwerk, und laß er jedem das ſeinige.

Ahlf. (ſetzt ſich wieder.)

Wahrſ. (nachdem ſie die Karten ausgelegt hat) Ja, ſehn Sie, — da ſeh' ich hier die Treffeldame, das bedeutet, daß Sie eine Frau Liebſte, einen Schatz haben; denn ſehen Sie hier, der Treffelbauer liegt dicht darunter.

Bäckerkn. Richtig, — ſie kann hexen, glaub' ich.

Wahrſ. Sie ſeyn Ihres Standes nach ein Bäcker, und wollen dieſe Perſchon bei Gelegenheit heirathen.

Bäckerkn. Ja, — ſoll ich?

Wahrſ. Sie iſt Ihnen gut, ſie iſt hübſch, und hat ein redliches Gemüth.

Bäckerkn. Wo ſteht denn das redliche Gemüth?

Wahrſ. Hier. — Sie warten nur noch auf eine Zeit, um was Großes anzufangen.

Bäckerkn. Ganz Recht, ich möchte gern Meiſter werden, — und es fehlt noch am beſten.

Wahrſ. Wenn Sie's werden, und Sie halten ſich gute Waare, ſo werden Sie immer ein gutes Brod haben.

Bäckerkn. Nun, das iſt mir lieb. — Adieu! (ab)

Ahlſ. Nun hört einmal, ich muß Euch ſagen, ich glaube an all dergleichen Narrenſtreiche nicht, ich bin nämlich aus einer Art von Spaß hiehergekommen, — ſo zu ſagen, paſſe temps, Zeitvertreib, — aber man hat mir geſagt, — nun ſeht, ich will Euch einen Gulden geben, wenn Ihr Euch recht Mühe gebt, wenn Ihr's beſſer macht als bei dem Einfaltspinſel da. — Hier.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Die Geſellſchaft; (ſie ſetzen ſich in den Hintergrund.)

Ahlf. Wer ſind denn die Leute da?

Wahrſ. Herrſchaften, Ihr Gnaden; — o! ich habe vielen Zuſpruch, Ihr Gnaden, von Herrſchaften, — hoch und niedrig, — und niemand wird bei mir übertheuert.

Ahlf. Nun, fangt nur an, —

Jul. Mein Gott, iſt das nicht mein Oheim?

Wahrſ. Belieben Sie abzuheben, gnäd'ger Herr, aber mit der linken Hand, denn die kommt vom Herzen.

Ahlf. (thut's) Nun, ich bin doch begierig. —

Wahrſ. (legt die Karten) Ihr Gnaden, das fängt alles ſehr glücklich an: — Herzendaus, — Pikachte, —

Ahlf. Nun?

Wahrſ. Wie ich aus allem erſehe, gnädiger Herr, ſo ſuchen Sie ein Amt, einen Rang, —

Ahlf. Wirklich.

Wahrſ. Hier liegt der Pikbube, das iſt ein Mann, auf den Sie ſich verlaſſen.

Ahlf. Richtig.

Wahrſ. Coeur liegt dabei, — er iſt verliebt, und, — o weh! da kommen viele Treff.

Ahlf. Was bedeuten die?

Wahrſ. Geld oder Unglück, — hier Unglück; — Sie verlaſſen ſich mit Unrecht auf ihn.

Ahlf. Wie?

Wahrſ. Er kann Ihnen nichts helfen; Sie werden ſehen, Sie werden nächſtens, vielleicht heut noch einen Brief bekommen, der Ihnen vieles klar machen wird.

Ahlf. Ey das geſteh' ich! — Aber ſagt mir einmal, macht mir nur deutlich, wie Ihr das alles ſo gleichſam im voraus wiſſen könnt? — Ich bin erſtaunt, ich habe das immer für Narrenspoſſen gehalten, Charlatanerien, — aber wahrhaftig, faſt möcht' ich, — iſt das alles Zufall? ſagt mir einmal die Wahrheit.

Wahrſ. Zufall, gnädiger Herr? Glauben Sie, daß es in der ganzen Welt einen Zufall giebt, oder geben kann?

Ahlf. Sie hat Recht; ſolche alte Leute haben oft mehr Verſtand als man glaubt. — Ihr habt wohl viel Erfahrung?

Wahrſ. Die Menge!

Ahlf. Aber mit den Karten, — ich bitte Euch, — ich kann's nicht begreifen.

Wahrſ. Es muß auch unbegreiflich bleiben, denn ſonſt würde es jedermann machen können.

Dornb. (der auf Ahlfeld zugeht,) Ey, ey! liebſter Freund, treffen wir uns hier an?

Ahlf. Was? Wie?

Jul. Liebſter Onkel, das hätt' ich nicht geglaubt, da ſie uns erſt ſo beſchämten. —

Ahlf. Kinder, — was iſt denn das? — wahrhaftig die ganze Geſellſchaft! — Je, mein Gott! je, — was ſoll ich denn ſagen? — Ihr glaubt am Ende im Ernſt, ich glaube an ſo etwas, ich komme hieher, um mir prophezeien, die Zukunft aufſchließen zu laſſen: — nicht im geringſten! — Seht ich wollte einen Spaß machen, und Euch heut Abend mit der Erzählung überraſchen, — ich werde am Ende den ganzen Vorfall bekannt machen laſſen, denn er iſt doch gar zu luſtig. — Nun, wollt' Ihr nicht auch herantreten?

Rothm. Ich will die Alte recht anführen, — geben Sie Acht, wie ſie ſich mit mir proſtituiren wird. —

Jul. Oheim! Das kann ich Ihnen ſo bald noch nicht vergeſſen.

Ahlf. Poſſen, Kind! — (nimmt den Baron beiſeit,) Aber lieber Baron, haben Sie wohl gehört, was die Frau da ſagte? ich verließe mich —

Dornb. Sind Sie denn wirklich ſo abergläubiſch?

Ahlf. Es iſt auch wahr, ich dachte gar nicht daran. — Es iſt ja der pure Aberglaube, weiter nichts.

Rothm. Nun liebe Frau, ich möchte gern mein Schickſal wiſſen, —

Wahrſ. Nun, mein Herr! dazu liegen ja die Karten hier. Sein Schickſal kann man immer erfahren, wenn man nur recht ernſtlich will. — (Sie legt die Karten.)

Rothm. Ich bin ein armer, unglücklicher Menſch, ein Papiermacher, und nun fehlt es meiner Mühle ganz an Lumpen. Sage Sie mir, wie ſoll das werden?

Wahrſ. Papiermacher? Sehen Sie hier, — ey! ey! Papiermacher! nimmermehr, — Papierverderber wollen Sie ſagen.

Rothm. Wie? (die übrigen lachen.)

Wahrſ. Papierverderber mein' ich nur ſo; denn Sie ſchreiben viel, und das Papier iſt doch nachher zu nichts mehr zu brauchen. — Sie haben da einen guten Freund, mit dem Sie viel umgehn, einen wunderlichen Menſchen, — Sie haben ihn zum Beſten; aber er braucht Sie eigentlich zu ſeinem Zeitvertreibe.

Rothmann. Schon gut! — Sie iſt des Teufels!

Ahlf. Werden Sie auch abergläubiſch, Herr Rothmann? — Ja, ja; der Menſch iſt manchmal ſchwach, das geht nicht anders. — Wunderbar iſt es immer, daß ſie ſo die Wahrheit trifft.

Rothm. Die Wahrheit?

Ahlf. Nun, ich meine eigentlich nicht ſo recht die Wahrheit, ſondern nur, daß, — en fin, Sie verſtehn mich wohl.

Jul. Nun bin ich zu ungeduldig (ſie tritt mit Dornberg an den Tiſch). — Sage ſie uns beiden zugleich unſer Schickſal.

Wahrſ. Iſt eigentlich gegen die Regel, — aber ſo eine ſchöne Mamſell —

Jul. Sehn Sie, ſie kann auch Komplimente machen.

Rothm. Aber wie tief iſt in unſern Zeiten das delphiſche Orakel geſunken!

Ahlf. Ja wohl, zu Delphi, oder Delos, wie das Zeug heißt, da war's noch eine Luſt, ſich wahrſagen zu laſſen! Da wurden einem die Karten anders gelegt!

Wahrſ. Wenn ich ſo die Wahrheit ſagen ſoll, — ſehn Sie hier, — ſo haben Sie zwei Liebhaber, wovon es der eine ehrlich meint, der andre nicht.

Dornb. Sehn Sie, Julie?

Wahrſ. Der eine liebt nur Ihr Vermögen, der andre aber Ihre Perſchon.

Jul. Wirklich?

Wahrſ. Ey, ey! den redlichen haben Sie abgeſchafft, —

Jul. Wie?

Wahrſ. Und doch ſind Sie ihm noch immer gut, — im Herzen, verſtehn Sie mich, innerlich.

Dornb. Was hör' ich?

Jul. Werden Sie auch abergläubiſch?

Dornb. Nicht doch, ich ſcherze nur.

Wahrſ. Der alte Liebhaber iſt Ihnen auch immer noch gut, denn verſtehen Sie mich, die Liebe iſt nicht ſo ſchnell zu vertreiben, — er will ſich's aber ſelber nicht geſtehn, und darum iſt er jetzt etwas wunderlich.

Dornb. Wer iſt denn der?

Jul. Je, wer ſollt' es ſeyn? Niemand. —

Wahrſ. Sie, gnädiger Herr, werden bald eine wichtige Nachricht bekommen.

Dornb. So?

Wahrſ. Sie werden ſich darüber wundern, denn, — verſtehen Sie mich, es wird Sie verdrüßen, Sie werden ſich ärgern.

Dornb. Wirklich?

Wahrſ. Sie ſind jetzt im Begriff, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, Sie thun eine ſchöne Partie, — denn, Sie verſtehen mich, Geld iſt da, an der Liebe liegt Ihnen nicht viel.

Jul. Wie, Baron?

Dornb. Können Sie ſo abergläubiſch ſeyn, auf dies Zeug zu hören?

Jul. Verzeihen Sie, — man wird hier ganz betäubt.

Wahrſ. Ey, ey! — was ſeh' ich? — Lieben Kinder, verſtehen Sie mich wohl; — hier fallen die Karten zu wunderlich, — Sie ſind nicht das, wofür Sie ſich ausgeben.

Ahlf.
Jul. } Was?

Wahrſ. Ja, ja! Sie ſind kein Baron, Sie haben kein Vermögen, Sie lieben Ihre Braut nicht.

Dornb. Unverſchämtes Thier!

Wahrſ. Nun Herr Baron, ſoll ich's Ihnen alles beweiſen?

Alle. Was iſt das? — Wie?

Werner (wirft die Verkleidung ab). Ich bin's meine Herren, ich; — erſtaunen Sie nicht. — (Er zündet einige Lichter an.) Hier Herr Ahlfeld (er überreicht ihm Briefe), dieſer Herr iſt nichts als ein falſcher Spieler, der Sie hinterging, um ſich ein anſehnliches Vermögen zu erheirathen. Ein guter Freund gibt mir hier den Auftrag, ihn aufzuſuchen, und ſchickt mir zugleich einige Dokumente mit, die es unumſtößlich beweiſen. Seine Frau will ſich von ihm ſcheiden laſſen.

Ahlf. Ey! Sie! — ey! was?" — nur ein Amt verſchaffen? Mich in die Höhe bringen? — Mich —

Dornberg. Ich empfehle mich; — wart' Schändlicher, ich treffe Dich wohl! (ſchnell ab.)

Wag. Aber um's Himmelswillen!

Wern. Nun Julie, was ſagen Sie? — So viel Wahrheiten hatten Sie hier wohl ſchwerlich vermuthet?

Jul. Ach Werner! wie bin ich geſtraft, wie gedemüthigt!

Ehl. Aber ſage mir nur, Werner, — ich bin wie betrunken; — Du biſt doch ein toller Kerl.

Rothm. Ein charmantes, witziges Kerlchen.

Wern. Vergeben Sie mir, Julie?

Jul. Können Sie mir vergeben?

Wern. Darf ich hoffen? — Sie ſchweigen? — Herr Ahlfeld, Sie haben einen Mann für Ihre Nichte gewünſcht, — der Baron iſt verſchwunden; wollen Sie nun einen Bürgerlichen nicht verſchmähn?

Ahlf. Nein, wahrlich nicht; Sie haben uns heut auf eine Art die Wahrheit geſagt, daß ich noch immer in einer gewiſſen Ekſtaſe daſtehe.

Wern. Julie!

Jul. Ich bin die Ihrige. — Ich hatte Sie nicht vergeſſen, — aber mein Oheim, — meine Thorheit. —

Wern. Laſſen Sie uns das vergeſſen. — Ich wollte Ihnen ſchon heut Abend alles entdekken; aber Sie ließen mich nicht zu Worte kommen, — ich konnte Sie unmöglich ſo hintergehn laſſen.

Ehl. Hatt' ich nicht Recht? — Du warſt noch immer verliebt, ſo ſehr Du's auch läugnen wollteſt.

Waq. Nun, das ſind doch noch vernünftige Wahrſagungen, die alle ſo eintreffen. Werner iſt nun unter den neuen Propheten der einzige, dem ich glauben will. —

XXXV.

Der Verfaſſer bittet ſich nunmehr vom Leſer die Erlaubniß aus, dieſen Theil mit einem kleinen Traume, mit einem Spiele der Phantaſie beſchließen zu dürfen. Man kann nicht ſtets das Glaubwürdige glauben, und in manchen Stunden ſucht man das Wunderbare auf, um ſich recht innig daran zu ergötzen; dann treten Erinnerungen der Vergangenheit auf und zu, oder ſonderbare Ahndungen gaukeln vor uns hin, oder wir erſchaffen uns ſeltſame Welten, die wir zu unſerm Spiele entſtehn und vergehn laſſen. In allen dieſen Fiktionen iſt kein rechter Zuſammenhang, ſie kommen und verſchwinden, die Fülle der Bilder überſtrömt uns, und dann iſt alles wieder vorübergeflattert.

Es war ein ſchöner Frühlingsmorgen, als Ludwig Wandel ausging, um auf einem Dorfe, das einige Meilen entfernt war, einen kranken Freund zu beſuchen. Dieſer hatte ihm geſchrieben, daß er gefährlich darnieder liege und ihn gern noch einmal zu ſehn und zu ſprechen wünſche.

Der muntre Sonnenſchein glänzte in den hellgrünen Gebüſchen; die Vögel zwitſcherten und ſprangen hin und wieder; die fröhlichen Lerchen ſangen über den leichten, vorüberfliegenden Wolken; Düfte kamen von den friſchen Wieſen und alle Obſtbäume in den Gärten blühten weiß und freundlich.

Ludwigs trunkenes Auge ſchweifte auf allen Gegenſtänden umher; ſeine Seele wollte ſich erweitern, aber dann dachte er an ſeinen kranken Freund und ging wieder in ſtiller Betrübniß weiter; die Natur hatte ſich umſonſt ſo hell und glänzend geſchmückt, er ſah in ſeiner Phantaſie nur das Krankenbett und ſeinen leidenden Bruder.

Wie Geſang von jedem Zweige ſchallt, rief er aus; die Töne der Vögel vermiſchen ſich lieblich mit dem Flüſtern der Blätter, und ich höre aus der Ferne doch die Seufzer des Kranken durch das ſüße Conzert.

Indem kam ein Zug geputzter Bäuerinnen aus dem Dorfe; alle grüßten ihn ſehr freundlich und erzählten ihm, wie ſie mit munterm Sinne nach einer Hochzeit wallfahrteten, wie die Arbeit für heute ruhen und dem Feſte Platz machen müſſe. Er hörte ihnen zu, und noch aus der Ferne erſchallte ihr Jubel; ihm klangen die Lieder nach, die ſie ſangen, aber er ward immer betrübter. Im Walde ſetzte er ſich auf einen umgehauenen Baum nieder, zog den ſchon oft geleſenen Brief aus der Taſche und las noch einmal.

Vielgeliebter Freund!

Ich weiß nicht, warum Du mich ſo ganz vergeſſen haſt, daß ich gar keine Nachrichten von Dir erhalte. Darüber verwundere ich mich nicht, daß die Menſchen mich verlaſſen, aber das betrübt mich inniglich, daß auch Du Dich gar nicht um mich kümmerſt. Ich bin gefährlich krank, ein Fieber erſchöpft alle meine Kräfte; wenn Du noch länger zögerſt, mich zu beſuchen, ſo kann ich Dir nicht verſprechen, ob Du mich noch wiederſiehſt. Die ganze Natur lebt auf und fühlt ſich friſch und kräftig, nur ich ſinke ermattet zurück; mich erquickt die neue Wärme nicht, ich ſehe die grüne Flur nicht, nur den Baum, der vor meinem Fenſter rauſcht und meinen Gedanken lauter Todtenlieder ſingt. Meine Bruſt iſt enge, der Athem wird mir ſchwer, und manchmal ſcheint es mir, als würden die Wände meines Zimmers immer dichter zuſammenrücken und mich ſo erwürgen. Ihr übrigen in der Welt feiert jetzt die ſchönſte Zeit des Lebens, und ich muß hier in der Krankenbehauſung verſchmachten. Ich wollte gern den Frühling aufgeben, wenn ich nur Dein liebes Angeſicht noch einmal wieder ſehn könnte; aber ihr Geſunden denkt nie ernſthaft daran, was es eigentlich zu ſagen habe, wenn man krank iſt, wie theuer uns dann in der Hülfloſigkeit der Beſuch des Freundes iſt; ihr wißt die koſtbaren Minuten des Troſtes nicht zu ſchätzen, weil euch die ganze Welt mit warmer, inniger Freundſchaft umfängt. Ach wenn ihr den ſchrecklichen Tod und das noch ſchrecklichere Krankſeyn ſo kenntet, wie ich! O Ludwig, wie würdeſt Du dann eilen, um dieſe zerbrechliche Form ſchnell noch einmal wieder zu erkennen, die Du bisher Deinen Freund nannteſt und die nachher ſo unbarmherzig in Stücke geſchlagen wird. Wenn ich geſund wäre, würd' ich Dir entgegeneilen und mir einbilden, Du könnteſt in dieſem Augenblicke vielleicht krank liegen. Wenn ich Dich nicht wiederſehn ſollte, ſo lebe wohl. —

Welchen ſonderbaren Eindruck machte der Schmerz dieſes Briefes auf Ludwigs Herz in der fröhlichen Natur, die beglänzt vor ſeinen Augen ſo herrlich dalag. Er weinte und ſtützte das Haupt auf die Hand. Jubilirt nur, ihr Waldbewohner! dachte er bei ſich, denn ihr kennt keine Klage, ihr führt ein leichtes, poetiſches Leben, und dazu ſind euch die raſchen Schwingen verliehen; o wie glücklich ſeyd ihr, daß ihr nicht trauern dürft! Der warme Sommer geht euch entgegen und ihr wünſcht nichts weiter, ihr tanzt ihm entgegen und wenn der Winter kommen will, ſeyd ihr verſchwunden. O du leichtbefiedertes, fröhliches Waldleben! wie beneid' ich dich! Warum ſind dem armen Menſchen ſo viele ſchwere Sorgen in ſein Herz gelegt? Warum darf er nicht lieben, ohne durch Jammer ſeine Liebe zu erkaufen? Durch Elend ſein Glück? Das Leben rauſcht wie eine flüchtige Quelle unter unſern Füßen hinweg, und löſcht nicht unſern Durſt, unſre heiße Sehnſucht.

Er verlohr ſich immer mehr in Gedanken, dann ſtand er auf und ſetzte ſeinen Weg durch den dichten Wald fort. Wenn ich ihm nur helfen könnte! rief er aus; wenn mir nur die Natur irgend ein Mittel darböte, ihn zu retten; ſo aber habe ich nichts als das Gefühl meiner Schwäche und den Schmerz über den Verluſt meines Freundes. In meiner Kindheit glaubt' ich an Zauberei und an ihre übernatürliche Hülfe; o wär' ich jetzt ſo glücklich, daß ich mich darauf verlaſſen könnte.

Er beſchleunigte ſeine Schritte, und unwillkührlich kamen ihm alle Erinnerungen aus ſeinen früheſten Kinderjahren zurück; er folgte den lieblichen Geſtalten, die ihm winkten, und war bald ſo in einem Labyrinthe verwickelt, daß er die Gegenſtände nicht bemerkte, die ihn umgaben. Er hatte vergeſſen, daß es Frühling war, daß ſein Freund krank ſey; er horchte auf die wunderbaren Melodien, die zu ihm wie von fernen Ufern herübertönten; das Seltſamſte geſellte ſich zum Gewöhnlichſten; ſeine ganze Seele wandte ſich um. Aus dem Hintergrunde des Gedächtniſſes, aus dem tiefen Abgrunde der Vergangenheit wurden alle die Geſtalten hervorgetrieben, die ihn einſt entzückt oder geängſtigt hatten; aufgeſtört wurden alle die ungewiſſen Phantome, die ohne Geſtalt herumflattern und oft mit wüſtem Geſumſe unſer Haupt umgeben. Puppen, Kinderſpiele und Geſpenſter tanzten vor ihm her und bedeckten ganz den grünen Raſen, daß er keine Blume zu ſeinen Füßen gewahr werden konnte. Die erſte Liebe umgab ihn mit ihrem dämmernden Morgenſchimmer und ließ funkelnde Regenbogen auf die Aue niederfallen; die erſten Schmerzen zogen vorbei und drohten ihm, am Ende des Lebens in eben der Geſtalt wiederzukommen. Ludwig ſuchte alle dieſe wechſelnden Gefühle feſtzuhalten und in dieſem magiſchen Genuſſe, ſich ſeiner ſelbſt bewußt, zu bleiben, aber vergeblich wie räthſelhafte Bücher mit bunten grotesken Figuren, die ſich ſchnell auf einen Augenblick eröffnen und dann plötzlich wieder zugeſchlagen werden; ſo unſtät, ſo flatternd zog alles ſeiner Seele vorüber.

Der Wald öffnete ſich und ſeitwärts lagen auf dem offenen Felde einige alte Ruinen, mit Wartthürmen und Wällen umgeben. Ludwig verwunderte ſich, daß er unter ſeinen Träumen den Weg ſo ſchnell zurückgelegt habe. Er ſchritt aus ſeiner Schwermuth heraus, ſo wie er aus dem Schatten des Waldes trat, weil ſehr oft die Gemälde in uns nur Wiederſcheine von den äuſſern Gegenſtänden ſind. Jetzt ging wie eine Morgenſonne die Erinnerung in ihm auf, wie er zuerſt den Genuß der Poeſie habe kennen lernen, wie er zum erſtenmal den holden Einklang vernommen, den manches Menſchenohr niemals vernimmt.

Wie unbegreiflich, ſagte er zu ſich, flog damals zuſammen, was mir auf ewig durch große Klüfte getrennt ſchien; die ungewiſſeſten Ahndungen in mir erhielten Form und Umriß, und ſtrahlten Schimmer von ſich, in denen ich tauſend Nebengeſtalten erblickte, die ich bis dahin noch gar nicht wahrgenommen hatte. So ward mir nun das genannt, was ich immer hatte ausſprechen wollen;

ich empfing nun die ſchönſten Schätze der Erde, die meine Sehnſucht bis dahin vergeblich geſucht hatte; und wie hab' ich dir ſeitdem, du göttliche Kraft der Phantaſie und Dichtkunſt, ſo alles zu danken! Wie haſt du meinen Lebenslauf eben gemacht, der erſt ſo verworren ſchien! Immer neue Quellen des Genuſſes und des Glückes haſt du mich entdecken laſſen, ſo daß ſich mir jetzt nirgends eine dürre Wüſte entgegenſtreckt; alle Ströme der ſüßen, wollüſtigen Begeiſterung haben ihren Lauf durch mein irdiſches Herz genommen, ich bin trunken worden, und habe die himmliſchen kennen gelernt.

Die Sonne ging unter und Ludwig verwunderte ſich ſehr darüber, daß es ſchon Abend ſeyn ſollte; er fühlte keine Müdigkeit, er war auch noch weit von dem Ziele entfernt, das er vor der Nacht hatte erreichen wollen. Er ſtand ſtill und begriff es nicht, wie es komme, daß ſich der purpurrothe Abend ſchon über die Wolken ausſtreckte; daß ſo große Schatten fielen und die Nachtigall aus dem dichten Gebüſche ihr klagendes Lied begann. Er ſah ſich um, und die Ruinen lagen weit zurück, ganz mit rothem Glanze übergoſſen, und er war jetzt zweifelhaft, ob er ſich nicht von der geraden, ihm ſo wohlbekannten Straße entfernt habe.

Jetzt fiel ihm ein Bild aus ſeiner frühen Kindheit ein, das bis dahin noch nie wieder in ſeine Seele gekommen war; eine furchtbare weibliche Geſtalt, die vor ihm über das einſame Feld hinſchlich, ohne ſich nach ihm umzuſehn, und der er wider ſeinen Willen folgen mußte, die ihn in unbekannte Gegenden nach ſich zöge, und deren Gewalt er ſich durchaus nicht erwehren könne. Ein leiſer Schauer ſchlich über ihn hin, und doch war es ihm unmöglich, ſich jener Geſtalt deutlicher zu erinnern, oder ſich mit der Seele in jenen Zuſtand zurückzufinden, in welchem dieſes Bild zuerſt in ihm aufgeſtiegen war. Er ſtrebte nach, alle dieſe ſeltſamen Empfindungen in ſich abzuſondern, als er ſich durch einen Zufall etwas genauer umſah und ſich wirklich an einem Orte befand, den er bis dahin, ſo oft er auch dieſes Weges gegangen war, noch nie geſehen hatte. Bin ich bezaubert? rief er aus, oder haben mich meine Träume und Phantaſien verrückt gemacht? Iſt es die wunderbare Wirkung der Einſamkeit, daß ich mich ſelber nicht wieder erkenne, oder ſchweben Geiſter und Genien um mich her, die meine Sinnen gefangen halten? Wahrlich, wenn ich mich nicht aus mir ſelbſt herausreiſſe, ſo erwarte ich hier jenes Frauenbild, das mir in meiner Kindheit auf allen wüſten Plätzen vorſchwebte.

Er ſuchte alle Phantaſien von ſich zu entfernen, um ſich im Wege wieder zurecht zu finden; aber ſeine Erinnerungen wurden immer verwirrter, die Blumen zu ſeinen Füßen wurden gröſſer, das Abendroth wurde noch glühender und wunderſeltſame Wolken hingen tief zur Erde hinunter, wie Vorhänge von einer geheimnißreichen Scene, die ſich bald eröffnen würde. Es entſtand ein klingendes Sumſen in dem hohen Graſe und die Halmen neigten ſich gegeneinander, als wenn ſie ein Geſpräch führten und ein leichter warmer Frühlingsregen plätſcherte dazwiſchen, als wenn er alle ſchlummernde Harmonien in den Wäldern, in den Gebüſchen, in den Blumen aufwecken wollte; denn nun erklang alles nach und nach, tauſend ſchöne Stimmen redeten durcheinander, Geſänge lockten ſich und Töne ſchlangen ſich um Töne, und in dem niederſinkenden Abendrothe wiegten ſich unzählige blaue Schmetterlinge, auf deren breiten Flügeln der Schein funkelte. Ludwig glaubte im Traume zu liegen, als ſich plötzlich die ſchweren, dunkelrothen Wolken wieder aufhoben, und eine weite unabſehlich weite Ausſicht öffneten. Im Sonnenſchein lag eine prächtige Ebene da und funkelte mit friſchen Wäldern und bethautem Buſchwerk. In der Mitte ſtrahlte ein Pallaſt mit tauſend und tauſend Farben, wie aus lauter beweglichen Regenbogen und Gold und Edelſteinen zuſammengeſetzt;

ſetzt; ein vorübergehender Fluß warf ſpielend die mannichfaltigen Schimmer zurück, und eine weiche röthliche Luft umfing das Zauberſchloß. Da flogen fremde, niegeſehene Vögel umher, und ſcherzten mit ihren rothen und grünen Flügeln gegen einander, größere Nachtigallen ſangen mit lauteren Tönen durch die wiederklingende Natur; Flammen ſchoſſen durch das grüne Gras hin, und flatterten bald hier, bald dort, und fuhren dann in Kreiſen um das Schloß herum. Ludwig ging näher und hörte holdſelige Stimmen folgendes ſingen:

Wandersmann von unten
geh' uns nicht vorüber,
weile in dem bunten
Zauberpallaſt lieber.
Haſt du Sehnſucht ſonſt gekannt
nach den fernen Freuden,
o, wirf ab die Leiden!
und betritt das längſtgewünſchte Land.

Ohne ſich zu bedenken, tritt Ludwig jetzt auf die glänzende Schwelle und ſcheute ſich nur einen Augenblick, ſeinen Fuß auf das blanke Geſtein zu ſetzen; dann ging er hinein. Die Thüren ſchloſſen ſich hinter ihm zu.

Hieher! hieher! riefen ungeſehene Stimmen, wie aus dem innerſten Pallaſte, und er folgte dem Klange mit lautklopfendem Herzen. Alle ſeine Sorgen, alle ſeine ehemaligen Erinnerungen waren abgeſchüttelt; ſein Inneres tönte von den Geſängen wieder, die ihn äußerlich umgaben; alle Sehnſucht war geſtillt; alle gekannten und ungekannten Wünſche in ihm waren befriedigt. Die rufenden Stimmen wurden jetzt ſo ſtark, daß das ganze Gebäude erſchallte, und er konnte ſie immer noch nicht finden, ob er gleich ſchon längſt im Mittelpunkte des Pallaſtes zu ſtehn glaubte.

Ein rothwangiger Knabe trat ihm endlich entgegen und begrüßte den fremden Gaſt; er führte ihn durch prächtige Zimmer voller Glanz und Geſang, und trat endlich mit ihm in den Garten, wo Ludwig, wie er ſagte, erwartet würde. Er folgte betäubt ſeinem Führer, und der ſchönſte Duft von tauſend Blumen trat ihm entgegen. Große beſchattete Gänge empfingen ſie; Ludwigs ſchwindelnder Blick konnte kaum die Wipfel der uralten hohen Bäume erreichen; auf den Zweigen ſaßen buntfarbige Vögel und ſpielten auf Guitarren und ſangen dazu. Springbrunnen erhoben ſich, in denen das reine Morgenroth zu ſpielen ſchien; die Blumen waren hoch wie Stauden, und ließen den Wanderer unter ſich hinweggehen. Er hatte bis dahin noch keine ſo heilige Empfindung gekannt, als ihn jetzt durchglühte; noch kein ſo reiner himmliſcher Genuß hatte ſich ihm offenbaret; er war überglückſeelig.

Helle Glocken tönten durch die Bäume und alle Wipfel neigten ſich, die Vögel ſchwiegen mit ihren Guitarren, die Roſenknoſpen entfaltten ſich und der Knabe brachte jetzt den Fremden in eine glänzende Verſammlung.

Auf ſchönen Raſenbänken ſaßen erhabene Weibergeſtalten, die ernſtlich mit einander redeten. Sie waren größer als die gewöhnlichen Menſchen, und hatten in ihrer überirrdiſchen Schönheit zugleich etwas furchtbares, das jedes Herz zurückſchreckte. Ludwig wagte es nicht, ihr Geſpräch zu unterbrechen; es war ihm, als ſey er unter die homeriſchen Göttergeſtalten verſetzt, als dürfe von keinen Gedanken die Rede ſeyn, mit denen ſich die Sterblichen unterhalten. Kleine poßierliche Geiſter ſtanden als Diener umher und warteten aufmerkſam auf den erſten Wink, um plötzlich ihre ruhige Stellung zu verlaſſen; ſie betrachteten den Fremdling, und ſahen ſich dann untereinander mit ſpöttiſchen, bedeutungsvollen Mienen an. Die Frauen hörten endlich auf zu ſprechen und winkten

ten Ludwig zu ſich heran, der noch immer verlegen da ſtand; er näherte ſich zitternd.

Sey unbeſorgt! ſagte die Schönſte von ihnen, Du biſt uns hier willkommen und wir haben Dich ſchon ſeit lange erwartet; Du haſt Dich immer in unſre Wohnung gewünſcht, biſt Du nun zufrieden?

O wie unausſprechlich glücklich bin ich! rief Ludwig aus, alle meine kühnſten Träume ſind in Erfüllung gegangen, meine frechſten Wünſche ſtehn jetzt vor mir, ja ich bin, ich lebe in ihnen. Wie es zugegangen iſt, kann ich ſelber noch nicht begreifen, aber genug, daß es ſo iſt; warum ſoll ich über dieſes Räthſelhafte ſchon eine neue Klage führen, da kaum meine ehemaligen Klagen aufgehört haben?

Iſt dieſes Leben, fragte die Dame, ſehr von Deinem vorigen verſchieden?

Des vorigen Lebens, ſagte Ludwig, kann ich mich kaum noch erinnern. Iſt mir doch dieſes jetzige goldene Daſeyn geworden! nach dem alle meine Sinne, alle meine Ahndungen ſo brünſtig ſtrebten, wonach alle Wünſche flogen, was ich mit meiner Phantaſie erfaſſen wollte, mit meinen innerſten Gedanken erringen, aber immer blieb das Bild fremde ſtehen, wie in Nebel eingehüllt. Und iſt es mir nun endlich doch gelungen? Hab' ich dies neue Daſeyn gewonnen und hält es mich umfangen? — O verzeiht mir, ich weiß in der Trunkenheit nicht was ich ſpreche, und ſollte meine Worte freilich in einer ſolchen Verſammlung genauer abwägen.

Die Dame winkte und alle Diener waren ſogleich geſchäftig; auf allen Bäumen regte es ſich, allenthalben lief es und kam, und in weniger als einem Augenblicke ſtand eine Mahlzeit ſchöner Früchte und ſüßduftender Weine vor Ludwig da. Er ſetzte ſich nieder und Muſik erklang von neuem, und um ihn drehten ſich in ſchöngeſchlungenen Reihen Jünglinge und Mädchen, und ungeſtaltete Kobolde belebten den Tanz und erweckten mit ihren Poſſen lautes Gelächter. Ludwig gab auf jeden Ton, auf jede Gebehrde Achtung; er fühlte ſich neugeboren, da er in dieſes freudenvolle Leben eingeweiht ward. Warum, dachte er bei ſich, werden nur unſre Träume und Hoffnungen ſo oft verlacht, da ſie ſich doch weit früher erfüllen, als man jemals vermuthen konnte? Wo ſteht denn nun die Gränzſäule zwiſchen Wahrheit und Irrthum, die die Sterblichen immer mit ſo verwegenen Händen aufrichten wollen? O ich hätte in meinem ehemaligen Leben nur noch öfter irren ſollen, ſo wäre ich vielleicht früher für dieſe Seeligkeit reif geworden.

Die Tänze verſchwanden, die Sonne ging unter, die ehrwürdigen Frauen erhoben ſich. Ludwig ſtand ebenfalls auf und begleitete ſie auf ihrem Spaziergange durch den ſtillen Garten. Die Nachtigallen klagten mit gedämpfter Stimme und ein wunderbarer Mond zog herauf. Die Blüthen thaten ſich dem ſilbernen Scheine auf und alle Blätter wurden vom Mondglanze angezündet, die weiten Gänge erglühten und warfen ſeltſame grüne Schatten, rothe Wolken ſchliefen auf den fernen Gefilden im grünen Graſe, die Springbrunnen waren golden und ſpielten hoch in den klaren Himmel hinein.

Jetzt wirſt Du ſchlafen wollen, ſagte die ſchönſte unter den Frauen, und wies dem entzückten Wanderer eine dunkle Laube, die mit bequemen Raſen und weichen Polſtern belegt war. Dann verließen ſie ihn und er blieb allein.

Er ſetzte ſich nieder und bemerkte den magiſchen Dämmerſchein, der ſich durch das dichtverſchlungene Laub brach. Wie wunderlich! ſagte er zu ſich ſelber, daß ich jetzt vielleicht nur ſchlafe und es mir dann träumen kann, ich ſchliefe zum zweitenmale ein, und hätte einen Traum im Traume, bis er ſo in die Unendlichkeit fortginge und keine menſchliche Gewalt mich nachher munter machen könnte. Aber, ich Ungläubiger! die ſchöne Wirklichkeit iſt es, die mich beſeeligt, und mein voriger Zuſtand iſt vielleicht nur ein ſchwermüthiger Traum geweſen.

Er legte ſich nieder und Lüftchen ſpielten um ihn; Wohlgerüche gaukelten und kleine Vögel ſangen Schlaflieder. Im Traume dünkte ihm, als ſey der Garten umher verändert, die großen Bäume waren abgeſtorben, der goldene Mond war aus dem Himmel herausgefallen und hatte eine trübe Lücke zurückgelaſſen; aus den Springbrunnen ſprudelten ſtatt des Waſſerſtrahls kleine Genien hervor, die ſich in der Luft übereinander warfen und die ſeltſamſten Stellungen bildeten; ſtatt der Geſänge durchſchnitten Jammertöne die Luft, und jede Spur des glückſeeligen Aufenthalts war verſchwunden. Ludwig erwachte unter bangen Empfindungen und ſchalt auf ſich ſelbſt, daß ſeine Phantaſie noch die verkehrte Gewohnheit der Erdbewohner habe, alle empfangenen Geſtalten barock und wild zu vermiſchen und ſie uns ſo im Traume wieder vorzuführen.

Ein lieblicher Morgen zog herauf und die Frauen begrüßten ihn wieder. Er ſprach mit ihnen beherzter und war heut mehr geſtimmt, fröhlich zu ſeyn, weil ihn die umgebende Welt nicht mehr ſo ſehr in Erſtaunen ſetzte. Er betrachtete den Garten und den Pallaſt, und ſättigte ſich mit der Pracht und dem Wunderbaren, das er dort antraf. So lebte er mehrere Tage glücklich, und glaubte, daß ſein Glück nie höher ſteigen könne.

Zuweilen war es, als wenn ein Hahnengeſchrei in der Nähe erſchallte, dann erzitterte der ganze Pallaſt und ſeine Begleiterinnen wurden bleich; es geſchah gewöhnlich des Abends und man legte ſich bald darauf ſchlafen. Dann kam wohl ein Gedanke an die vergeſſene Erde in die Seele Ludwigs, dann lehnte er ſich manchmal weit aus den Fenſtern des glänzenden Pallaſtes heraus, um die flüchtigen Erinnerungen feſtzuhalten, um die Landſtraße wieder zu finden, die nach ſeinen Gedanken dort vorübergehn mußte. In dieſer Stimmung war er an einem Nachmittage allein, und bedachte, wie es ihm jetzt eben ſo unmöglich falle, ſich der Welt deutlich zu entſinnen, als er ehemals dieſen poetiſchen Aufenthalt habe erahnden können, da war es, als wenn ein Poſthorn in der Ferne ertönte, als wenn er die raſſelnde Bewegung eines Wagens vernähme. Wie ſonderbar,

bar, ſagte er zu ſich, fällt jetzt ein Schimmer, eine leiſe Erinnerung der Erde in meine Freuden hinein, die mich wehmüthig macht. Fehlt mir denn hier etwas? Iſt mein Glück noch unvollendet?

Die Frauen kamen zurück. Was wünſcheſt Du Dir? fragten ſie beſorgt, Du ſcheinſt betrübt. Ihr werdet lachen, antwortete Ludwig, allein gewährt mir dennoch meine Bitte. Ich hatte in jenem Leben einen Freund, deſſen ich mich kaum noch dunkel erinnere; er iſt krank, ſoviel ich weiß; macht ihn durch Eure Kunſt geſund. — Dein Wunſch iſt ſchon erfüllt, ſagten ſie.

Aber, ſagte Ludwig, vergönnt mir noch zwei Fragen.

Rede.

Fällt kein Schimmer der Liebe in dieſe wundervolle Welt hinein? Geht keine Freundſchaft unter dieſen Lauben? Ich dachte, jenes Morgenroth der Frühlingsliebe würde hier ewig dauern, das in jenem Leben nur gar zu ſchnell erliſcht, und von dem die Menſchen dann nachher als wie von einem Fabelwerke ſprechen. Da ich es Euch geſtehe, ſo fühle ich nach dieſen Empfindungen eine unbeſchreibliche Sehnſucht.

Du ſehnſt Dich alſo nach der Erde zurück?

Nimmermehr! rief Ludwig aus; denn ſchon in jener kalten Erde ſehnte ich mich nach Freundſchaft und Liebe, und ſie kamen mir nicht näher. Der Wunſch nach dieſen Gefühlen mußte mir die Gefühle ſelber erſetzen, und darum trachtete ich darnach, hier zu landen, um hier alles in der ſchönſten Vereinigung anzutreffen.

Thor! ſagte die ehrwürdige Frau, ſo haſt Du Dich ja auf der Erde nach der Erde geſehnt, und nicht gewußt, was Du thateſt, da Du Dich hieher wünſchteſt; Du haſt Deine Wünſche überſchrien und Deinen menſchlichen Empfindungen Phantaſien untergeſchoben.

Aber wer ſeyd Ihr? rief Ludwig beſtürzt.

Wir ſind die alten Feen, ſagte jene, von denen Du ſchon ſeit lange wirſt gehört haben. Sehnſt Du Dich heftig in die Erde zurück, ſo wirſt Du dorthin zurückkommen. Unſer Reich blüht empor wenn die Sterblichen ihre Nacht bekommen, ihr Tag iſt unſre Nacht. Unſre Herrſchaft ſteht ſeit lange und wird noch lange ſtehn bleiben; ſie ſteht unſichtbar unter den Menſchen; nur Dir ward es vergönnt, uns mit Augen zu ſehn.

Sie wandte ſich um, und Ludwig erinnerte ſich, daß es dieſelbe Geſtalt war, die ihn unwiderſtehlich in der frühen Jugend nachgezogen hatte, und vor der er ein heimliches Entſetzen hegte. Er folgte ihr auch jetzt und rief: Nein! ich will nicht zur Erde zurück! ich will hier bleiben? — So errieth ich alſo, ſagte er zu ſich ſelber, ſchon in meiner Kindheit dieſe hohe Geſtalt? So mag die Auflöſung zu manchem Räthſel noch in uns liegen, das wir zu erforſchen zu träge ſind.

Er ging viel weiter, als er gewöhnlich zu thun pflegte, ſo daß der Feengarten ſchon weit hinter ihm lag. Er ſtand in einem romantiſchen Gebürge, wo Epheu wild und locker die Felſenwände hinaufgewachſen war; Klippen waren auf Klippen gethürmt und Furchtbarkeit und Größe ſchienen dieſes Reich zu beherrſchen. Da kam ein fremder Wandrer auf ihn zu und grüßte ihn freundlich und redete ihn ſo an: Es iſt mir lieb, daß ich Dich nun doch endlich wieder ſehe. — Ich kenne Dich nicht, ſagte Ludwig. — Das kann wohl ſeyn, antwortete jener, aber Du glaubteſt mich ſonſt einmal recht gut zu kennen. Ich bin Dein krankgeweſener Freund.

Unmöglich! Du biſt mir ganz fremde!

Blos deswegen, ſagte der Fremde, weil Du mich heut zum erſtenmale in meiner wahren Geſtalt ſiehſt; bisher fandeſt Du nur Dich ſelber in mir wieder. Du thuſt auch darum Recht, hier zu bleiben, denn es giebt keine Freundſchaft, es giebt keine Liebe, hier nicht, wo alle Täuſchung niederfällt.

Ludwig ſetzte ſich nieder und weinte.

Was iſt Dir? fragte der Fremde.

Daß Du der Freund meiner Jugend ſeyn ſollſt, antwortete Ludwig, iſt das nicht kläglich genug? O komm mit mir zu unſrer lieben, lieben Erde zurück, wo wir uns unter täuſchenden Formen wieder erkennen, wo es den Aberglauben der Freundſchaft giebt. Was ſoll ich hier?

Was hilft es? antwortete der Fremde, Du wirſt doch ſogleich wieder zurück wollen, die Erde iſt Dir nun nicht glänzend genug, die Blumen ſind Dir zu klein, die Geſänge zu unterdrückt. Die Farben können ſich aus den Schatten nicht ſo hell hervorarbeiten, die Blumen gewähren nur kleinen Troſt und verwelken ſchnell, die Singevögel denken an ihren Tod und ſingen beſcheiden; hier aber geht alles in's Große.

O ich will mich zufrieden ſtellen, rief Ludwig unter heftigen Thränengüſſen aus, nur komm wieder mit mir zurück und ſey mein voriger Freund, laß uns dieſe Wüſte, dieſes glänzende Elend verlaſſen.

Indem ſchlug er die Augen auf, weil ihn jemand heftig rüttelte. Neben ihn neigte ſich das freundliche, aber blaſſe Angeſicht ſeines kranken Freundes. — Biſt Du doch geſtorben? rief Ludwig aus.

Geſund geworden bin ich. Du böſer Schläfer, antwortete jener. Beſuchſt Du ſo Deine kranken Freunde? Komm mit mir, mein Wagen hält dort und es zieht ein Gewitter herauf.

Ludwig richtete ſich empor. Er war im Schlafe von dem Baume heruntergeſunken, der aufgeſchlagene Brief ſeines Freundes lag neben ihm.

So bin ich wirklich wieder in der Erde? rief er freudig aus; wirklich? und es iſt kein neuer Traum.

Du wirſt ihr nicht entgehn, antwortete der Kranke lächelnd, und beide ſchloſſen ſich herzlich in die Arme. Wie glücklich bin ich, ſagte Ludwig, daß ich Dich wieder habe, daß ich wieder empfinde wie ſonſt, und daß Du wieder geſund biſt.

Plötzlich, antwortete der kranke Freund, ward ich krank, und eben ſo plötzlich wieder geſund; ich wollte daher den Schrecken, den Dir mein Brief muß gemacht haben, wieder vergüten und zu Dir reiſen; auf dem halben Wege finde ich Dich hier ſchlafend.

Ach! ich verdiene Deine Liebe gar nicht, ſagte Ludwig.

Warum?

Weil ich ſo eben an Deiner Freundſchaft zweifelte.

Doch nur im Schlafe.

Es wäre doch wunderlich genug, ſagte Ludwig, wenn es am Ende doch wirklich Feen gäbe.

Sie ſind gewiß, antwortete jener, aber das ſind nur Erdichtungen, daß ſie ihre Freude daran haben, die Menſchen glücklich zu machen. Sie legen uns jene Wünſche in's Herz, die wir ſelber nicht kennen, jene übertriebene Foderungen, jene übermenſchliche Lüſternheit nach übermenſchlichen Gütern, daß wir nachher in einem ſchwermüthigen Rauſche die ſchöne Erde mit ihren herrlichen Gaben verachten.

Ludwig antwortete mit einem Händedruck. — —

Hier iſt mein Traum aus, lieber Leſer, dulde ihn, denn es iſt die Pflicht des Menſchen, am Bruder nicht nur ſein Leben, ſondern auch ſeine Träume zu dulden. — Und träumen wir nicht alle? —

Straußfedern.

Achter und letzter Band.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai, 1798.

Universitäts-
München
Bibliothek

XXXVI.

Ein Tagebuch.

Der Herausgeber iſt ſo frey, den Leſern folgendes Manuſcript bekannt zu machen, es iſt ein Tagebüch. Auf welche Art der Herausgeber dazu gekommen iſt, iſt hier gleichgültig zu erzählen. Ich will ohne weitere Vorrede den unbekannten Verfaſſer ſelber ſprechen laſſen.

I.

Es iſt gar keinem Zweifel unterworfen, daß es von ſehr mannichfaltigem Nutzen ſey, ein Tagebuch zu halten. Man kann darinn am beſten die Dokumente über ſich ſelbſt niederlegen, und noch nach Jahren erinnert man ſich der Vergangenheit genau und der verſchiedenen Gedanken und Gefühle. Darum halten ſich auch die Herrnhuter ſo gern Tagebücher, damit es ihnen bequem fällt, ſich beſtändig beobachten zu können; ich habe keinen ſchlechtern oder beſſern Grund darzu, das meinige anzufangen.

In meiner Kindheit wurde ich ſchon dazu angeführt, um mich in der Selbſtkenntniß zu üben; indeſſen ging es mir damals ſehr übel. Ich log ungemein viele Empfindungen in mich hinein, damit nur die Blätter nicht leer bleiben durften. Das Tagebuch wollte anfangs gar nicht von der Stelle rücken, bis ich auf die heilſame Erfindung verfiel, mit mir ſelbſt eine Comödie aufzuführen. Ich hoffe, daß dieſer Fall nicht jetzt von neuem eintreten ſoll.

Und ſo fange denn nun der Monolog mit mir und über mich ſelbſt an. Ich habe mich den ganzen Tag auf die Idee gefreut, am Abend mein Tagebuch anzufangen, und nun iſt es Abend, und ich ſitze wirklich hier und ſchreibe daran, und nun freue ich mich nicht mehr. Ja wenn uns doch alles in der Ausübung eben ſo neu bliebe, als uns oft der erſte Gedanke entzückt! Wenn meine Kindeskinder in dieſem Werke blättern und leſen, dann wird mir ganz anders zu Muthe ſeyn, als mir jetzt iſt.

Ich muß heut nur wahrlich aufhören, denn mir will durchaus nichts Denkwürdiges beyfallen.

2.

Das war es, was ich geſtern vergeſſen hatte. Ich könnte nämlich aus meinen Bekenntniſſen einen ſtehenden Artikel in einem der zu häufigen Journale machen. Es muß mir doch gewiß mit der Zeit irgend etwas begegnen, da ich eine ſo große Sehnſucht darnach empfinde: ſo lernte mich denn die leſende Welt bald kennen, und man würde immer eben ſo neugierig auf mich ſeyn, wie auf die politiſchen Begebenheiten. Ich könnte auch meine Geſinnungen in einer ordentlichen Zeitung verarbeiten, das ſollte mir Niemand wehren; ich könnte mich ja als einen Spiegel aufſtellen, nach dem die Deutſchen ſich beſſerten. Auf irgend eine Art muß man doch ſeinem Vaterlande nützlich ſeyn, und bis jetzt hab' ich den Weg dazu noch immer nicht finden können. Es iſt gar zu ſchwer, unſerm ſogenannten Vaterlande beyzukommen, und wer nicht recht damit umzugehn weis, verdirbt am Ende mehr, als er gut machen kann.

Ich war heut bey dem Fräulein **Sternheim**. Es kann wohl ſchwerlich anders ſeyn, als daß ich ſie liebe. Wenn man ſich bey dem Worte nur mehr denken könnte! Aber auf der andern Seite, warum will man ſich bey gewiſſen Sachen etwas denken? Es iſt die Schwachheit des Menſchen, daß weil er einmal gewiſſe ſogenannte Gedanken im Kopfe hat, er dieſe Gedanken auf alles Mögliche anwenden will. Ich denke, dieſe Krankheit ſoll ſich bey mir mit den Jahren ganz verlieren; denn bey den meiſten alten Leuten treffe ich ſie in einem weit ſchwächern Grade an. So giebt es Leute im Amt, die nie über ihr Amt nachgedacht haben, und ſie verwalten es doch unvergleichlich; wie ſehr ſich unſre Prediger des Denkens entwöhnen, brauche ich kaum anzuführen, aber was das ſeltſamſte iſt, die eigentlichen Denker von Profeßion, und die deswegen angeſtellt und beſoldet ſind, damit ſie denken ſollen, auch dieſe vergeſſen ſich am Ende.

Höchſt lächerlich iſt es, daß ich alles ſo niederſchreibe, als wenn ich für einen Leſer ſchriebe. Mit welchem unbekannten Er redeſt du unbekanntes Ich? Das Jämmerlichſte an uns Menſchen iſt offenbar, daß wir alles förmlich treiben, ſogar jeden Spaß, ſogar in der Narrheit ſind wir methodiſch. So iſt ein Sterblicher nicht im Stande, ſich ein lumpiges Tagebuch anzulegen, ohne es ſogleich auszuarbeiten; wenn wir wollen ſpatzieren gehn, legen wir uns mühſam Gärten an und quälen uns mehr, als wir ſpatzieren gehn; wenn wir einen Einfall haben, ſo währt es nicht lange, ſo iſt ein ganzes Syſtem hinangewachſen, ja der Satan fügt es oft ſo, daß wir unſern ganzen Witz anwenden, um uns ſelber dumm zu machen. Es iſt eine närriſche Inkonſequenz! Aber iſt es nicht wahr, daß wir am Inkonſequenteſten ſind, wenn wir am meiſten konſequent ſind? Es iſt ſehr gut, daß ich nur für meinen eigenen Verſtand ſchreibe, denn ſonſt müßte ich dieſen Satz vielleicht erklären, das heißt: nicht eigentlich erklären, ſondern ihn nur einfältiger machen. — Ich wollte, es gäbe einige Bücher, die ganz ſo widerſprechend geſchrieben wären, als es dieſe wenige Zeilen zu ſeyn ſcheinen.

Um wieder auf die Liebe zu kommen — (warum müſſen wir auf alles kommen, warum verbinden wir nicht Zweck zu Gedanken mit Gedanken dänken und verachten alle Ueberzeugung?) — ſo iſt es nicht zu läugnen, daß dies Wort ſehr gemißbraucht wird. Eigentlich brauchen wir ſo ziemlich alle Sachen falſch, aber mit unſrer menſchlichen Sprache iſt es doch am auffallendſten. Wir ſind verkehrte Thiere, daß wir ewig unſre Sprache ausbeſſern und vollkommner machen, um nur im Stande zu ſeyn, ſie deſto verkehrter anzuwenden.

Das Fräulein wird machen, daß ich ein rechter Narr werde. Man kann nicht alberner ſeyn, als ich in ihrer Gegenwart bin, und doch bin ich gern in ihrer Gegenwart. Ich fürchte, daß ich ſie liebe, ich fürchte noch mehr, daß ſie mich lieben könnte, und doch wünſche ich nichts auf der Welt ſo eifrig. Zum Neuen Jahre könnte mir ein Engel kein angenehmeres Präſent machen, als ihre Liebe.

Ich habe mich ſchon oft über den Stoicismus der deutſchen Sprache geärgert. Angenehm, annehmlich. So ſprechen wir gewöhnlich von den Gütern, die unſer höchſtes Glück ſind.

Ob die Menſchen wohl in Maſſe klüger werden? Ich habe den ganzen Tag darüber nachgedacht, aber mir iſt nichts Gründliches und Befriedigendes darüber eingefallen. So geht es mir oft, wenn ich ein höfliches Bittſchreiben an mich ergehn laſſe, ich möchte mich doch über dies und jenes aufklären: auf meine tiefſinnige Frage kömmt dann gewöhnlich eine kahle erbärmliche Antwort, die nicht einmal eine zweyte Frage iſt, worinn der Briefſteller doch meiſtentheils thut, als wenn er mir unbeſchreibliche Aufſchlüſſe gäbe. Man kann nicht mehr verirt werden, als es mir von mir ſelber wiederfährt.

Ich glaube, daß noch Niemand ſo ſchön geweſen iſt und ſo liebenswürdig, als das Fräulein; ſie heißt **Emilie**, und das ſcheint mir auch der ſchönſte Name zu ſeyn. Sie ſpielt unvergleichlich auf dem Flügel, ſie ſingt auch dazu, mit einem Wort, ſie iſt vortrefflich.

3.

Wenn ein Engel mich an dieſen Bruchſtücken meiner Gedanken ſchreiben ſähe, ſo müßte ich ihm doch als ein wunderliches Naturſpiel erſcheinen. Es verlohnt ſich überhaupt ſchon deswegen mit der Zeit einmal ein Engel zu werden, damit man es an ſich ſelbſt erlebt, wie ihnen die Menſchen vorkommen. Sie können ihnen aber unmöglich ſeltſamer erſcheinen, als wie wir jetzt reciproce von den Engeln denken.

Im Grunde moquirt ſich jede Creatur über die andre; unſre Verehrung iſt oft eigentliche Verachtung, ohne daß wir es wiſſen; ja, wenn der Wolf das Schaaf zerreißt, ſo iſt das nur eine etwas andre Art, ſich über das Schaaf aufzuhalten. So iſt mir auch immer der Heringsfang, eben wie die Eroberung von Peru, vorgekommen. Die ſogenannte Unmenſchlichkeit iſt nichts, als ein einſeitiger Hang zur Satyre.

Daß ich dies alles feſtiglich glaube, wollte ich wohl mit meinem Petſchafte beſtätigen, wenn es nöthig wäre. Wenn ich Leſer hätte, ſo würden aber die meiſten alles für Spaß halten.

Hätte man doch nur wenigſtens das ausgemacht, in wie fern der Spaß der eigentliche wahre Ernſt iſt. Ich habe wenigſtens ſo ein paar Ideen darüber, und daher würde ich leicht daran glauben, aber ich denke nur, daß noch eine ziemliche Zeit vergehn wird, ehe dieſer Satz allgemein verſtändlich iſt. Allgemein, das heißt, nicht allgemein, denn etwas allgemein verſtändliches kann es gar nicht geben.

Aber wie kömmt das? — O wenn ich mir alle närriſchen Fragen beantworten wollte, ſo hätte ich viel zu thun, vollends wenn ſich die Antwort, wie hier, von ſelbſt verſteht.

Wenn ein Engel alſo ſich den Spaß machte, (denn die Engel werden doch wenigſtens ſpaßen) mir von dieſem Augenblicke an eine Menge merkwürdiger und ſeltſamer Begebenheiten zuzuſchicken! Ich weis es nicht einmal, ob ich mich darauf freuen könnte. Während der Verwickelung verliert man im Leben jedesmal den Verſtand, wenigſtens den Verſtand, den man vorher und nachher hat; in nichts haben daher die Romanſchreiber ſo gegen die Natur geſündigt, als wenn ſie ihre Helden in den Begebenheiten ganz unverändert laſſen, ſo daß ſie und ihre Situationen immer von einander getrennt bleiben. Es iſt vielleicht deswegen ſchwer, einen ſogenannten unvollkommenen Charakter gut zu ſchildern, weil die meiſten Schilderer ſelber an einem zu unvollkommenen Charakter laboriren.

Es iſt fatal, daß ich mir allerhand will einfallen laſſen, aber es fällt mir immer gerade das ein, was ich gar nicht brauchen kann. Ich freue mich ſehr darüber, daß ich nicht in der verfluchten Situation bin, ein zuſammenhängendes Buch zu ſchreiben.

So oft ich eine wunderbare Lebensgeſchichte las, war mir immer der Moment beſonders merkwürdig, in dem das Seltſame ſeinen Anfang nahm; dann dacht' ich mir den Menſchen hinzu, der nun kein Wort davon wußte, und der die erſte Begebenheit mit einer gleichgültigen Hand auffing.

Nur konnt' ich mich mehrmal Tage lang ängſtigen, daß es mit mir auch losgehn würde; kam dann vollends ein Brief, oder ein unerwarteter Beſuch, ſo war die Sache für mich ſchon ſo gut, wie ausgemacht. Wenn ich nur nicht wieder in dieſe Krankheit verfalle.

Beyläufig! ich möchte das meiſte in der Welt auf Krankheiten reduziren. Die Menſchen, die ausgezeichnetes Glück oder Unglück haben, ſind nur auf verſchiedene Art krank. Aus keinem andern Grunde haben wir ja mit den Dummköpfen Mitleid, als weil wir ihre Krankheit einſehn, ja haben wir nicht auch einen gewiſſen Abſcheu gegen die Verſtändigen? dies iſt offenbar nichts anders, als die Furcht, angeſteckt zu werden. Ein Menſch, der weite Reiſen macht, iſt ein Kranker, einer, dem viele wunderbare Begebenheiten begegnen, leidet nur an einer Krankheit. Von den religiöſen Schwärmern geben die vernünftigſten und unparadoxeſten Leſer meinen Satz zu, ſo wie von allen Schwärmern, von den Poeten, Humaniſten. Wer bleibt nun noch übrig, als die kalten vernünftigen Leute? Sie ſind aber auch nur krank; der Beweis iſt mir nur zu weitläuftig. Mit einem Worte, es giebt keinen einzigen Geſunden unter uns, und das iſt für dieſen denkbaren Geſunden auch ſehr gut, denn wir andern würden ihn mit Curiren zu Tode martern.

Man ſagt immer, es ſpiegelt ſich ein großer Geiſt im Baue unſrer Welt ab. Das iſt aber nicht wahr; denn der Satz widerſpricht ſich ſelber. Der Geiſt könnte unmöglich groß ſeyn, der ſich wie ein manierirter Dichter in einem ſo fehlerhaften Kunſtwerke, als dieſe Welt iſt, ſchimmern ließe; es folgt ſchon daraus ganz klar, daß ich mir in meiner eignen Seele, ohne Welt, einen noch größern Geiſt denken kann, und der Geiſt iſt immer noch klein, deſſen Größe wir groß nennen. Der Einfältigere iſt hier der Wahrheit offenbar, wie vielmehr der Größe etwas näher, der gar keinen Zuſammenhang wahrnimmt. — Auf die Art wäre auch zum Exempel Shakſpears Geiſt größer, weil ihn noch gar zu wenige Leſer aus dem Bau ſeiner Welt wahrgenommen haben: und das iſt mir ſelber zu paradox.

Alles dies iſt aber nur wahr, nachdem man es verſteht. Da ich aber nur für mich ſelber ſchreibe, ſchaden mir wahrſcheinlich ein Paar gefährliche Sätze nicht.

4.

Wenn ich Vermögen hätte, wie ich denn wirklich keins habe, ſo würde ich nur ein Ding im Anfange wiſſen, was ich gewiß unternähme: ich heyrathete nämlich.

Es iſt eine ſündhafte Welt, daß man ſogar, um zu lieben, Geld nöthig hat. — Ich bin heute ſehr verdrüßlich; (auch eine Krankheit) das Paradies war offenbar eine ſehr gute Armenanſtalt, ein herrliches Inſtitut, worüber ich noch immer weine, daß es unſre Vorfahren ſo liederlich durchgebracht und durch den Hals gejagt haben, wie man ſich auszudrücken pflegt. Seitdem iſt der Teufel in der Welt gar los.

In Gherhardi's Italiäniſchem Theater ſteckt immer ein großer Troſt für mich, und für verſtändige Leute ſollte dieſes Buch in der Noth eine ordentliche Poſtille ſeyn. Vernunft nützt wenig, wenn man verdrüßlich iſt, (ich mag ungern das Wort unglücklich niederſchreiben) aber das curirt mich ſehr oft, wenn man die Menſchen ſo recht bis in die innerſte Haut hinein verſpottet: dieſer Spott iſt eine Sorte von Vernunft, die bey mir immer ſehr gut anſchlägt. Das Wort Spott ſcheint mir hier auch gar nicht zu paſſen: [illegible] blos eine größere und freyere Anſicht der Dinge, mit dem Zeuge amalgamirt, das wir Poeſie nennen, damit wir uns nicht beym Hinunterſchlucken zu ſehr ſperren.

Es kann leicht ſeyn, daß in dieſem Italiäniſchen Theater die meiſten Stücke klüger ſind, als es ihre Verfaſſer jemals waren, (doch nehm ich das ſogenannte Nouveau Theatre Italien aus, wo es umgekehrt iſt, oder wo Verfaſſer und Stück wenigſtens ſehr nahe gränzen) indeſſen thut das nichts zur Sache. Wenn die Menſchen konſequent wären, ſo müßten ſie über nichts in der Welt weinen können, wenn ſie nur irgend etwas zu belachen im Stande ſind. Darum gefallen mir eben die alten Einſeitigen Heraklitus und Demokritus ſo ſehr, weil ſie doch aus Syſtem dieſe poſſirlichen Convulſionen bekamen. — So weit hat es nachher kein einziger wieder gebracht. Di Stoiker gefallen mir aber noch viel mehr, (da iſt alles blos in dieſem Augenblicke wahr, in welchem ich ſchreibe, das weis ich ſchon vorher) wei ſie weder lachten, noch weinten; dies ſcheinen mi diejenigen Menſchen zu ſeyn, die vor allen an reellſten luſtig geweſen ſind.

Es fügte ſich heute, daß ich eine ſehr zärtlich Scene mit Emilien hatte, und ich will darau ſchwören, daß ſie mich wiederliebt. Ja ſie hat mir ſogar geſtanden, und ſie hätte es mir zug

ſchw

ſchworen, wenn ich es verlangt hätte. Doch der Schwur iſt ja nur eine andre Formel des Geſtändniſſes, dieſen erließ ich ihr alſo.

Aber ich bin nun um ſo viel übler dran! Wir härmen uns beyde, aber ich habe keine beſtimmte Ausſicht. Mein Onkel will, ich ſoll erſt große Reiſen durch die Welt machen, um mich zu bilden; **Emiliens** Vater will ſie bald verheyrathen. — Jetzt will ich einmal ernſthaft ſchreiben. — Ich bin wirklich ſehr verdrüßlich; das Italieniſche Theater iſt mir wieder aus dem Kopfe gekommen. Die Wirklichkeit brennt am Ende den beſten Humor durch, wenn man dieſen Ofenſchirm zu nahe an's Feuer rückt. Ich bin, wie geſagt, verdrüßlich, und wenn ich jetzt nur Leſer hätte, ſo ſollten ſie es gewiß empfinden.

Der Schlaf iſt der beſte Troſt in allen Widerwärtigkeiten, und darum will ich auch zu ſchreiben aufhören und mich in der That niederlegen. — Verflucht lächerlich kömmt's heraus, daß ich mir das alles erſt in die Feder diktire, ich könnt's ja ſtillſchweigend thun, — und nun könnt' ich doch wenigſtens das Raiſonniren darüber laſſen. — Aber wahrhaftig nicht! Es ſind zwey Prinzipe in mir, die ein drittes (das, wie ich glaube, ich ſelber bin) ordentlicherweiſe zum Narren haben. — Ich muß nur das Licht ausputzen, ſonſt ſchreib' ich bis morgen früh. — Aber —

5.

Ich hatte wirklich unbeſonnenerweiſe das Licht friſchweg ausgeputzt, aber wie ich das die ganze Nacht habe büßen müſſen! Noch nie habe ich einen ſolchen Trieb zum Schreiben empfunden, Ideen kamen mir auf Ideen, ſo daß ich mich vor meinem eigenen Gedankenreichthum nicht zu laſſen wußte, und darum will ich auch jetzt am Morgen gleich weiter ſchreiben. —

Aber nun iſt alles fort, denn ſo um drey Uhr ſchlief ich ein, und da hab' ich meine ſchönſten Antitheſen wieder weggetraumt. Nein! ich kann mich durchaus auf nichts beſinnen! Künftig will ich mir ordentliche Fächer für meine Gedanken einrichten, wo ich gleich alles hineinwerfen kann, was mir einfällt.

Das Wichtigſte war, daß ich mancherley vernünftige Vorſätze faßte. Ich wollte mich nämlich in alles finden, in Freude und Leid; ich wollte das Nothwendige als etwas Nothwendiges betrachten, und ſo mich in allen Fällen des Lebens recht vortrefflich benehmen. — Aber, wie geſagt, das Schönſte hab' ich rein vergeſſen, denn ſo wie es jetzt iſt, iſt es gar nichts beſondres.

Ich will nur noch eine phyſiologiſche Betrachtung machen: vielleicht iſt es auch eine pſychologiſche, nachdem es nun gerathen wird.

Die allerfeinſten und geiſtigſten Ideen, wo man am beſten ſondert und am verſtändigſten verknüpft, fallen einem dicht vor dem Einſchlafen ein. Indem man nun noch darüber her iſt, ſich zu ergötzen und zu belehren, iſt man eingeſchlafen. Ich bin nur noch ungewiß, ob man einſchläft, weil die Ideen fein ſind, oder ob die Ideen fein werden, weil man ſchon einzuſchlafen anfängt. Aber die Thatſache iſt unläugbar. Im Schlafe gewinnt man aber den Schlaf ſo lieb, daß man alles wieder verloren giebt, aber ich bin überzeugt, daß, wenn ich nur nicht jedesmal reel einſchliefe, oder wenn ich nur in der folgenden Nacht da wieder fortfahren könnte, wo ich geſtern aufgehört hatte, ich auf dieſem Wege gewiß den Stein der Weiſen entdecken müßte.

Freylich hängt meine Meynung mit dem thieriſchen Magnetiſmus, mit dem Sonnenambulismus zuſammen, aber ich kann es nun nicht mehr ändern. Es iſt ſchlimm für mich, daß ich mit meinen Behauptungen da hinein gerathen bin; ſo geht es mir aber ſehr oft. Andere Leute ſehn fingerweiſe erſt zu, wohin es führt, ehe ſie denken, und wenn das Ziel nichts taugt, ſo laſſen ſie lieber das ganze Denken und Beobachten bleiben. Das muß ich auch noch lernen.

In meinem Tagebuche iſt noch zu keiner einzigen Schilderung Gelegenheit geweſen, und ich möchte mich doch auch auf's Schildern ein wenig appliciren. Ich will daher verſuchen, einen Schriftſteller zu ſchildern, den ich gern und viel leſe; wenn ich hier auch irre, ſo thut es nicht ſo viel, denn Schriftſteller müſſen dergleichen leiden, und ich bekomme doch auf jeden Fall einige Uebung.

Es iſt kein andrer, als Hans von Moſcheroſch, der unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewelt gegen das Ende des dreyßigjährigen Krieges zwey Theile Geſichte herausgab, eine Nachahmung der Suennas des Spaniſchen Quevedo; dieſer Moſcheroſch war zugleich ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in der er den Beynamen des Träumenden führte.

Aus allem dieſen erhellt ziemlich deutlich, daß ich ihn nicht mehr perſönlich gekannt habe, ſondern daß ich ihn mir nur in meinen Gedanken vorſtellen muß. Nach dieſer Vorſtellung muß er ein ächter Stoiker geweſen ſeyn, mehr in der Empfindung in ſeiner Anſicht von ſich und der Welt, als durch ein Syſtem. Sein Weſen iſt mit jener alten, biedern Deutſchheit verſetzt, die eben ſo oft plump und ungeſchliffen, als edel und groß iſt. Er iſt weit mehr Poet als Philoſoph, verachtet aber deutſcherweiſe die Poeſie ſo wie alle Künſte, und möchte ſich gar zu gern das Anſehn eines Philoſophen geben, und ſollt' er auch darüber in die elendeſte Trivialität hineingerathen. Wo er dichtet, iſt er immer kühn; wo er witzig iſt, iſt er oft ſcharfſinnig, oft poſſirlich, zuweilen auch gemein und albern. Sein Zeitalter, der dreyßigjährige Krieg, hat ihn erzogen, und alle Schriftſteller aus jener Epoche haben das Gepräge einer gewiſſen Derbheit, die ſich beſonders ſchön in ihrer Sprache abſpiegelt. Er muß ziemlich breite Schultern haben und von unterſetzter Perſon ſeyn. Das iſt gar keine Frage, wenn man ſeine Sachen geleſen hat, es iſt keine einzige ſchlanke und graziöſe Wahrheit drinn, eben ſo wenig eine ſchwebende Poeſie. Er hat auch wahrſcheinlich von Pockennarben gelitten, doch will ich das nicht ſo beſtimmt behaupten.

Nach dieſer perſönlichen Schilderung werde ich vielleicht neugierig ſeyn, auch etwas von ſeinen Schriften kennen zu lernen. Zu meinem eigenen Beſten will ich daher folgende kleine Geſchichte zur Probe ausheben, die mir immer ganz vorzüglich gefallen hat. Sie ſteht im zweyten Theil, S. 155.

„Es war vor Zeiten ein reicher großmächtiger „Herr, der hatte einen einzigen Sohn: da er aber „jetzo ſterben ſollte, und ſahe, daß ſein Sohn noch „zu jung zum Regiment wäre, ließ er einen ſchönen großen güldenen Apfel machen, nahm den „in ſeine Hand, rief den jungen Herrn und Erben, „und ſprach zu ihm: Mein Sohn, ich weis, daß „ich jetzo ſterben muß, und Du mein Land und „Leut, Geld und Gut erben wirſt. Nun ſehe ich „deine Jugend an, und bedenke das alte wahre „Sprichwort: Weh dem Volk, deß Herr „ein Kind iſt! Darumb iſt mein letzter Will „und Begehren an Dich, du wolleſt dieſen güldenen Apfel in deine Verwahrung nehmen, ausziehen, in fremden Landen dich erkundigen, und „der Leute Sitten, Rechte, Gewohnheiten, Macht „und Pracht anſehen: und wenn du den gröſten „Narren findeſt, ſo verehre ihm dieſen güldenen „Apfel von meinetwegen, und zeuch heim; alsdann ſollſt du dieſes Landes Herr, und mein gewünſchter Erbe ſeyn. Unterdeß wird die Regierung durch meine alte getreue Räthe, wie bishero, verſorgt werden, und dir nichts abgehen. — „Der Sohn, als ein gehorſames Kind und junger „Held, ließ ihme den Rath ſeines Vaters wohlgefallen, und ſobald der Vater verſchied, und „in die Gruft verſetzt ward, macht der Sohn „ſich auf, und durchzog Land und Leute, und „fand mancherley ſeltzame Abentheuer und wunderliche Narren in der Welt, deren er ſich nicht verſehen.

„Denn es begegneten ihm unterwegs reiche Leute, die hatten Haus und Hof, Acker und Wieſen, Geld und Gut, Kiſten und Kaſten voll, die rennten auf ihren Gäulen und Kutſchen den Alchymiſtiſchen Schmelztiegeln zu, wollten Berge verſetzen und Gold backen, ſcharreten und ſchmelzeten ſo lang, bis ſie Söller und Keller, Thaler und Heller, Beutel und Ketten verkürzt und verpulvert hatten, und zuletzt den Ambtleuten ins Handwerk fallen, und zu Vögten ſich brauchen laſſen muſten, wollten ſie nicht graben oder betteln. Da ſagt der junge Herr, das ſind zimmliche fürwitzige Narren, wären ſchier werth, daß ich ihnen den Apfel gebe, doch er gedacht, vielleicht wirſt du andre finden.

„Es geſchahe: er traf etliche an, ſo Land und Leute, Städte und Dörfer hatten, die fingen an und wollten babyloniſche Thürme und Nimrodiſche Schlöſſer bauen; ſie bauten auch Tag und Nacht, Winter und Sommer, bis ſie Land und Leute, Städte und Dörfer verſetzten, und letzlich, ehe der Bau zu Ende gebracht, muſten ſie davon und der Burg der Todten zuziehen, und ihre angefangene halbvollendete Palläſte alſo ohne Nutzen und mit Verderben ihrer Erben zu

„Grunde gehen. Da ſchüttelte der junge Held
„den Kopf und ſagte: Dieſe haben faſt alles ver-
„bauet, allein da ſie ewig wohnen müſſen, und
„dahin ſie am Erſten denken ſollen, das haben ſie
„anſtehen laſſen bis auf das letzte.“

Sie bauen alle feſte
Und ſind doch fremde Gäſte;
Und da ſie ewig ſollen ſeyn,
Da bauen ſie gar ſelten hin.

„Das ſind ja die größeſten Narren, und wollte
„ihnen den Apfel geben, aber ſein Hofmeiſter
„blies ihme ins Ohr: Herr, thut ein wenig
„gemach, ihr werdet noch wohl größere finden,
„als dieſe.

„Er zoge fort. Unterwegs begegnet ihm ein
„wohlgerüſtetes Kriegsheer, das brach auf, ohn
„all gegebene Urſach, wollt ſeines Nachbarn Land
„überfallen: das ward verkundſchaftet, und da
„ihnen nichts träumete, denn wie ſie die Leute
„laden und fortſchaffen möchten, da kam der Feind
„geraſpelt, überfiel es, ſchlugs mit der Schärfe
„des Schwerdts und theilet den Raub aus, fuhre
„fort, nahm deſſen Land ein, und machts ihm
„zinsbar und unterthan. Ey, ſagte der junge
„Herr, dieſer Feld-Oberſter und Kriegsrath ſollte
„den Apfel billig für andern bekommen haben, ſo

„er noch am Leben, aber weil er todt iſt, muß „ich fortrücken.“

„Da kam er in ein Land, deſſen Herr wollte nicht auf ſeinem Schloß und Sitz Hof halten, vermeynte, es möchte ihm zu viel aufgehen, zog herum von einer Wildfluhr zu der andern, beizte, hetzte und jagte Hirſch und Wildſchwein, und das deuchte ihm die beſte Kurzweil ſeyn. Unterdeß waren die Räthe, Haubtleute, Amtleute, Remtmeiſtere und Schaffnere, Herren im Lande, die ſollten das Gute ſchützen, und das Böſe ſtraſen, Gericht und Gerechtigkeit hegen, ohn alles Anſehn der Perſon, nach dem rechten Recht Urthel ſprechen, und alſo des Landes Beſtes ſuchen. Aber ſie dachten bey ſich ſelbſt: Heut hie, Morgen anderswo; Herrengunſt erbet nicht; wir müſſen uns Pfeiffen ſchneiden, weil wir im Rohr ſitzen: da gings an; wer ſich nicht wollte bücken, der mußte den Mantel und das Bündlein ablegen und überſpringen: wer nicht hatte die Hände mit güldenen Männlein zu füllen, der mußte unterliegen und ſeinem Widerſacher die Schuhe putzen: In Summa, krumb mußte gerade, gerade krumb, und der Heuchler der beſte Mann zu Hofe ſeyn. Hiebey war mein Herr ſicher, ſoff, fraß, ſpielte, faulenzte, bis Hund und Katzen das beſte Vieh waren, ja bis ſie alle lahm, arm und krank wurden und mit Schmerzen von hinnen fuhren. Ach, ſagte der Herr, hie ſollte ich viel güldene Aepfel haben, weil aber nur einer vorhanden, muß ich wandern, er möchte mir ſonſt auch per fas et nefas abgedrungen werden.“

„Brach eilends auf, machte ſich davon, und kam in ein ſchönes volkreiches Land. Er zog an einen derſelben Fürſtenhof, zu ſehen, was er da für Anſtalt finden möchte. Als er etliche Monate den ganzen Staat erkundiget: befande er, daß es ein rechtes Elend zu Hof ſeyn müßte; allwo der Herr ſelbſten es nicht beſſer hatte, als die Diener. Ja daß er noch viel übeler verſehen war, und in der größeſten Gefahr ſeines Lebens und ſeiner Wohlfarth täglich ſtehen thäte. Denn wie zu Hof der Brauch iſt, daß, der am beſten aufſchneiden kann, derſelbe das beſte Gehör, Glauben und Vortheil hatte: alſo hie auch. Der Herr hatte einen alten getreuen Diener, der manche Jahr ſein Leib und Gut, Ehr und Blut, Tag und Nacht mit emſiger Sorg, Angſt und Noth in ſeinen Dienſten zugebracht: die Böſen mit Ernſt und Eifer geſtrafet, und die Unterdrückten wider den Gewaltigen mit allen Kräften geſchützet hatte: alſo daß Gericht und Gerechtigkeit im Schwang ginge. Der Herr aber hatte auch einen kurzweiligen Rath, einen hochtragenden Eſel, der dem Herrn redete, was er gern hörete, und ſich in allem nach ſeinem Willen alſo zu ſtellen wußte, daß es die andern verwunderke: der redete einem jeden große aufgeblaſene Wort, ſprach von der Sachen zierlich, als ob er allein der Atlas wäre, der die Berge tragen und des Herrn Autorität und Wohlſtand befördern müßte; im Werk aber anderſt nicht dachte, als auf ſein Eigennutzen, Vortheil und Anſehen, und ſelbſt lieber Herr als Diener geweſen wäre. Dieſer, damit ſeine Perſon und Rath gelten möchte, gab den alten Rath bey dem Herren an, ſeines Unverſtands, ſeines Unfleißes, ſeines Unanſehens, als der ſich nicht nach des Herrn Stande ſtellen und gravitätiſch genug halten könnte. Ja auch, daß er dem Herrn untreu wäre: ſo fern, bis der gute Rath mit Ungenaden abgeſchaffet werden. Als aber bald nach dem wichtige Sachen und Staatsgeſchäfte vorfielen, welche der hochtragende Sennor Mutio nicht nur nicht verſtunde, ſondern auch niemalen dergleichen gehört hatte: da wollt der Herr nach ſeinem alten Diener ſehen; aber er war davon, und mußte der Herr in Unrichtigkeit ſeiner Händel vor Leid vergehen, ſterben und verderben. Dieſem, ſprach der Junge Herr, gebe ich wahrhaftig den Apfel, wann er noch lebete; weil er dem aufgeblaſenen Tropfen wider den aufrichtigen Mann, ohngeachtet aller vorigen getreuen Dienſte, geglaubet hatte."

„An eben demſelbigen Hof fand er andere, die ſich neideten und keibeten, da der Eine auf den Andern erdachte und loge, was ihm in Sinn und ins Maul kam: alſo, daß der Unſchuldige ſich eine Zeitlang leiden und weichen mußte; endlich aber die Wahrheit hervorbrach, daß der Verläumder in ſeiner Unwahrheit öffentlichen erwiſchet, mit Spott und Schanden davon ziehen mußte. Das iſt wohl ein Narr, ſprach der junge Herr, der einem andern eine Grube gräbet und muß ſelbſt darein fallen. Wollte ihm auch den Apfel geben haben.“

„Aber er ward zu Gaſt gerufen bey einem Amtmann, deſſen Weſen ihm nicht übel gefiele anfangs: allein nachher befand er, daß er etliches mal von den Reichen Geſchenke nahm. Ho ho, ſprach der junge Herr, das iſt nicht gut: wenn es zum Treffen kommt, ſo wird er die Reichen nicht wohl ſauer anſehn dürfen. Er ſahe auch, daß er, der Amtmann, etliche böſe Buben nur ſchlecht mit Worten abſtrafete, damit er alſo der Pöffels Gunſt und guten Willen bey männiglichen erhalten, geliebet und gelabet werden möchte. Aber das Widerſpiel geſchahe; denn er ward letzlich verachtet und verſpottet, und von dem nothleidenden Mann, den der reiche Schacher unterdrücket hatte, angeklagt ſeiner untreuen Handlungen. Da ſprach der junge Herr zu ſeinem Hofmeiſter: Da laß ich den Apfel; denn wie könnte ein größerer Narr ſeyn, als der ſich in ſeinem Ambt das Unrecht zu ſtrafen, und das rechte Recht zu befördern, will fürchten.“

„Da gedachte er aber bey ſich ſelbſt, vielleicht hats jenſeits des Waſſers auch Leute, zog über Meer und kam in eine Inſel, da fand er ein reiches, ſchönes, luſtiges Volk, das hatte einen König, derſelbe thäte was ihm gelüſtete: es war gleich wider Gott, ſein Wort, Natürliche und Weltliche Geſetze, alle Zucht und Erbarkeit, ſo heißt es doch: Si lubet, licet: ainſi nous plait. Dies ſahe der Junge fremde Herr mit Verwunderung an, trat zu dieſes Königs Kämmerling einem, fragte ihn und ſprach: Mein Freund, was hats für eine Gelegenheit mit Eurem König? Iſt keine Gottesfurcht, kein Gericht noch Gerechtigkeit, Zucht noch Erbarkeit in dieſen Landen? Nein, antwortete der Kämmerling: Zucht, Ehre, Gottesfurcht, Redlichkeit, das ſind bürgerliche Tugenden, gehn unſern Fürſten und Herren allhie nicht an; der thut, was er will: und was er will, das iſt, ob es ſchon nicht wäre. Es geht mit uns wie mit dem Wolf und dem Karpfen. Die Wölfin war einsmals groß-tragend, und bekam Gelüſt nach einem Karpfen: deswegen den Wolf ausſchickte, ihr dergleichen Fiſch zu bringen. Der Wolf hätte gern Karpfen gehabt, aber zu fangen? das war ſeines Thuns nicht. Derowegen bey einem Weyer traf er eine Heerde Schweine an, nahm eines, und mit davon. Unterwegs, als er ruhete, und das Schwein die Urſach dieſer That fragte, erzählete der Wolf, wie er nach Karpfen geſchickt wäre. Das Schwein entſchuldigte ſich, es wäre eine Sau, ein Schwein, und kein Karpfe; der Wolf aber verlachte das Wort und ſprach: Nein, du ſollſt mich nicht lehren, Karpfen kennen, du biſt mir ein Karpf, und wenn deiner noch hundert wären, ihr ſolltet mir alle für Karpfen gut ſeyn. Alſo was unſer Herr, weil er der Gewalt hat, will, das muß ſeyn, wann es ſchon nicht wäre. Iſt ihm alſo? ſpricht der junge Held, ſo kanns auch die Länge mit ihm nicht währen. Ja freylich, ſagte der Kammerling, währte es nicht lange, ſondern ein einiges Jahr. Denn wir haben in dieſem Lande eine ſolche Gewohnheit, daß wir in Erwählung eines Königs nicht ſehn nach groſſem Geſchlecht, Ehre, Kunſt oder Weisheit; ſondern nehmen einen aus den geringſten Halunken, doch mit dem Beſcheid, daß er nur ein einiges Jahr regiere, und bey dieſer ſeiner Herrſchaft Macht habe zu thun und zu ſchaffen alles, was ſein Herz gelüſtet. Wenn aber das Jahr um iſt, ſo wird er ſeines Amts entſetzt, in ein Gefängniß geworfen, darinn muß er die Zeit ſeines Lebens verbleiben, Hunger und Durſt und Froſt, und den elendeſten Jammer ausſtehen, ſterben und verderben. Ei, ſagte der fremde Herr, der iſt ein Narr und bleibt ein Narr, der um eines einzigen Jahres Wolluſt, nichtige, flüchtige Freude willen, ihme die Zeit ſeines ganzen Lebens, wiſſentlich und willig, herb, bitter und verdammlich machet! Ja, antwo[illegible] der Kämmerling, da man nur Einen ſucht, findet man ihr wohl noch Tauſend, die um eines ſolchen Jahres willen, nicht nur die zeitliche, ſondern auch die ewige Wohlfarth gern in den Wind ſchlagen und verſcherzen. Der iſt des Apfels wohl werth, ſprach er; aber der Hofmeiſter hieß ihn noch Geduld tragen.“

„Der Junge Herr zoge weiters. In einem anderen Land begegnete ihm ein großer Herr, der war hetzen geritten auf einem Klepper, hatte zween Leithunde, zween Strick Winde, ſo der Knecht neben ſeinem Klepper angefahren führete, einen vorſtehende Hund, und einen Falken bey ſich. Der Herr ſang von heller Stimme:

Wohl uff, wohl uff Ritter und Knecht, und alle
guten Geſellen,
Die mit mir gen Hof wollen.
Woll uff, wol uff, die Faulen und die Trägen,
Die noch gern länger ſchliefen und lägen.
Wol uff, wol uff, in des Nahmen,
Der da ſchuf den Wilden und den Zahmen.
Wol uff, wol uff, röſch und auch trat,
Daß uns heut der berath,
Der uns Leibe und Seele beſchaffen hat.

Hinfür, trutter Hund, hinfür, und auch daß dir
Gott heute gebe und auch mir;
Hinfür trutter Hund, hinfür zu der Fert,
Die der Edele Hirſch heut ſelber thät.

Und als indeſſen der junge Herr an ihn kam, und ihn fragte, was er mit ſolchem Viehe alle machte, ſprach er: Ich brauche es zu Hetzen und Beitzen. Und als er forſchete: wie viel er des Tages fange? antwortete der Herr: Ja nach der Zeit, und wie das Glück will, dann viel, dann wenig, dann nichts: aber einen Tag in den andern zu rechnen, ſo habe ich wöchentlich meine zween Haſen und mein paar Feldhüner auf der Tafel, ohne der größten Luſt, ſo ich dabey finde. Der junge Herr fragte weiters, was dieſes Vieh alles zu unterhalten koſte? Dieſe beyden Klepper, welche hierauf allein beſtellet, haben Tags jeder Ein halben Seſter Haber, ein jeder Hund des Tags 4 Mitſchen, und der Falk des Tags ein Pfund Fleiſch, das iſt ja ein geringes, ſprach er. Der junge Herr, nachdem er ſich ein wenig bedacht, die Ausgab und Innahm gegen einander gehalten: Alle Woche zween Haſen? ſind 104 Haſen, jeden zu einem halben Gulden, ſind 52 Gulden, die Feldhüner auch ſo viel: Alſo iſt Innahme dieſer Rechnung, 104 Gulden. Nun die Ausgabe. Die Elf Hunde, jeder 4 Mitſchen, iſt des Tags 44 Mitſchen, deren 80 für einen Seſter, thut Jahrs 16060 Mitſchen, zu 36 Viertel, das Viertel a 3. Gulden, iſt 108 Gulden. Auf die zwey Pferde des Tags ein Seſter Haber, thut 61 Viertel, zu 15 Schilling, thut 91 und einen halben Gulden: 365 Pfund Fleiſch, 24 Gulden, der Falkener aber hat 150 Gulden ꝛc.“

„Herr Hofmeiſter, ſprach er, nun langet mir den Apfel her, denn es iſt Zeit: dieſer hat ihn am beſten verdienet, auf daß wir nach Hauſe kommen.“

„Nein, ſprach der Hofmeiſter, es wird noch andre geben: zogen derowegen weiter, und kamen bey eine vornehme Stadt, unterwegs aber trafen ſie in Geſellſchaft an einen großen Herren, (dem Anſehn nach) welcher viel Diener, Hofmeiſter, Stallmeiſter, Falkener, Kammerdiener, Edelknaben, Kutſcher, Reitknechte, Jungen, und viel Mägde, viel Vieh, Kutſchen, Roß und Wagen, und etliche Beypferde mit ſich hatte, der zog der Stadt auch zu: und als der junge Herr erforſchet von einem der nachritte, wer er wäre? und wo er hinziehn wollte? war ihm im Vertrauen geſagt, daß der Herr dieſer Völker und Reichthums allen, ſeines Herkommens zwar nur eines Weingärtners Sohn geweſen, ſich aber in Kriegen, Schlachten, Treffen, Stürmen, Plünderungen, Ueberſteigungen, Einnehmungen, mit dem Maul ſo ritterlich gehalten, und durch ſeinen Fleiß und Vorſichtigkeit ſeiner

Sachen ſo klüglich angegriffen, daß er nicht allein eine hohen Geſchlechts Wälſche Tochter zur Ehe erworben; ſondern auch an Barſchaft, Gold, Silber, Kleinodien, Kleidungen, Vieh und andern einen ſolchen Vorrath erſchwitzet, daß es unmöglich wäre, ſelbigen allen zu verthun. Darum er in der Nähe eine Herrſchaft erhandeln, lauterhin ſich des Pfaffenweſens abthun, und die übrige Zeit ſeines Lebens mit ſeinem adlichen Weib in Frieden, Freuden und Luſt vollenden wollte: alſo daß ſeiner Meynung nach nicht wohl ein ſeligerer Mann zu finden ſey. Der junge Herr ſprach zu ſeinem Hofmeiſter, dieſem groſſen Sprecher zieh ich ſo lange nach, bis ich ſehe, was es für ein Ende mit ihm nehmen werde.“

„Sie zogen in die Stadt, der Sennor ordnete ſein Hausweſen an, erhandelte eine gelegene Herrſchaft, einen ſchönen Pallaſt und Garten, ordnete ſein Hausweſen dergeſtalt, daß er wußte, wie viel die Hüner alle Tage Eyer legen könnten, damit er nicht irgend durch Unachtſamkeit an etwas Schaden leiden möchte. Er ließ ſich ſehen und hören: alle Tage veränderte er ſeine Kleidungen; aber dabey war er faſt hochmüthig. Wann ihn jemands grüßete, er dankte ihm nicht: wo man aber den Hut nicht abzoge, ſo wollte er gleich um ſich ſchmeißen und ſchlagen. Er thate, als ob er Niemands ſahe oder kannte. Wenn ihn ein Armer um einen Pfennig bat, ließ er ihn mit Stößen fortweiſen. Er brauchte ſich wunderlicher Gebehrden und Sitten, trug einen hohen, breiten fliegenden Hut, ein Igelköpfiges falſchgemachtes Haar, alles war mit Armbanden und mit Ketten, köſtlichen Ringen und Kleinodien verſetzet. Zu keinem Menſchen geſellte er ſich, aus Furcht, daß ihn jemand kennen, oder ſich zu viel gemein mit ihm machen möchte; ſeine Blutsfreunde, die in ſolchem ſeinem Ueberfluß eine Steuer von ihm baten, ließ er mit Prügeln forttreiben als falſche Leute, die ihn für einen andern halten und anſehn wollten. In Summa, ſeine Sachen waren ſo geordnet, daß er ſcheinet unſterblich zu ſeyn bey den einfältigen Menſchen. Soll das gut thun, ſprach der junge Herr, ſo nimmt michs Wunder; denn wenn ich betrachte, wie dieſer große Sprecher alle ſeine Gelder und Mittel mit Staatsbetteley und Hilpersgriffen, nicht aber mit redlicher Soldaten-Fauſt noch mit ehrlichen Lehnungen erworben hat, ſo iſt unmöglich, daß es lang kann Beſtand haben: ſintemal die Wahrheit Gottes an ihm nicht wird zur Lügnerinn werden: als welche allem ſolchen ungerechten Gut den Fluch dergeſtalt ang[illegible]den, daß, ob es in eiſerne Berge vergraben, das Feuer und der Blitz es doch daſelbſten rühren und zertrümmern würde. Iſt alſo dieſer Kerl, meines Achtens, der größte Narr, den ich noch geſehn habe, und ich bin Willens, daß ich ihm den Apfel geben wolle: Als er aber in den Gedanken ſtunde, wird in der Nacht ein Geſchrey und Ruf eines Feuers: und als man hörete, ſo war aus Verwahrloſung, aber Schickung Gottes, der herrliche Pallaſt angegangen, und darinn verbrunnen aller Raub und Vorrath, den der Hudler je gehabt hatte, in welchem Feuer auch ſein Weib- und etliche Diener das Leben laſſen: Er aber, der Noth zu entkommen, zum Fenſter hinaus ſpringen und alſo den Hals brechen müſſen; welches die Urſach iſt, daß ihm der wohlverdiente Apfel nicht zu Theil worden.“

u. ſ. w. u. ſ. w. ——

Bis hieher will ich dieſe Geſchichte nur abſchreiben, ſie nimmt in meinem Tagebuche zu vielen Platz weg. Der Prinz findet endlich jemand, dem er den Apfel zuerkannt; er kehrt zurück und regiert ſein Land.

Mir iſt bey dieſer Geſchichte immer beygefallen, daß der junge Held immer einfältig iſt, daß er es nämlich gar nicht merkt, daß er zu weiter nichts dient, als eine Fabel mit ihrer Lehre einzukleiden. Ich wäre wenigſtens nicht ſo weit gereiſt, ohne darauf zu kommen, daß alles blos veranſtaltet ſey, um mich reiſen zu laſſen.

Es können aber nicht alle Menſchen gleich klug ſeyn, und das iſt eine heilſame Einrichtung. Aber ausgemacht iſt, daß ſehr viele Perſonen nur dazu dienen, um den andern abſtrakte Begriffe zu perſoniſiciren; ſie können nicht dafür, dieſe Unſchuldigen, das iſt wohl wahr, und ſie glauben ein ganz ordentliches, für ſich beſtehendes Leben zu führen. Ich würde mich nie zu dergleichen gebrauchen laſſen. Wenn es einmal ſo weit kommt, daß ich mich dem Schickſal widerſetze, ſo iſt es nur in ſolchen Umſtänden.

Nahrung, Medicin, Weisheit, alles wird nur auf eine wunderliche Weiſe verkleidet zugeführt, wir werden von allen Elementen zum Beſten gehabt, die ſich anſtellen, als wenn ſie ganz etwas anders wären, als ſie wirklich ſind, und wir halten uns ſelbſt für die Beſten, und das iſt der ſchlimmſte Umſtand von allem.

6.

Zuweilen kann ich mich auf manche Wörter nicht beſinnen, und das koſtet mich denn mehr Nachdenken und Mühe, als wenn ich eine Menge von Schlüſſen ausarbeiten muß. Das Schließen iſt meiner Seele überhaupt das leichteſte, es iſt nur das Unglück dabey, es führt zu nichts Rechtlichem.

Worauf ich mich heut gern beſinnen wollte, war der Pietro da Cortona, der die ſchönen Kinder gemalt hat, die ſo überaus kindiſch ſind. Ich hätte nur dürfen ein Buch nachſchlagen, allein das war zu umſtändlich, und ſo hab' ich mich denn darüber den ganzen Tag gequält. Ich habe einen guten Freund, der auch ein Maler iſt, und der nicht viel von ihm hält; er hat viele Urſachen dazu, ich habe ſie aber noch gar nicht umſtändlich wiſſen mögen. Aber nächſtens will ich weitläuftig mit ihm darüber ſprechen, denn im Grunde bin ich neugierig darauf, was er gegen ihn hat.

Er iſt jetzt todt, der gute Mann, und eins ſeiner Hauptverbrechen iſt, daß ſeine Gewänder ſelten etwas taugen. Dieſer Maler, mein Freund, und der noch lebt, heißt mit ſeinem Vornamen Ferdinand, ein Name, der zum Schreiben etwas zu lang iſt. Ich weis nicht, ob er wird unſterblich werden, er malt faſt lauter Portraits, denn unſer Zeitalter verlangt faſt nur dergleichen. Er ſcheint es ſelbſt nicht recht zu glauben, aber vielleicht iſt das nur verſtellte Beſcheidenheit.

Ich kenne nichts Erbärmlichers, als die Beſcheidenheit der meiſten Menſchen, und dabey weiß ich nicht einmal, ob die meinige etwas taugt. Bey den übrigen glaub' ich faſt immer zu bemerken, daß es die unverſchämteſte Eitelkeit iſt, die ſie mit der Muſik der Beſcheidenheit akkompagniren, um ſich einen noch größern Werth zu geben. Bey dem Maler iſt es wohl nicht ganz ſo, aber er geht doch oft von der Blödigkeit zur ſtolzen Zuverſicht über.

Ich will vielleicht einmal Reiſen mit ihm anſtellen, um die berühmteſten Gallerien anzuſehn, denn ich möchte herzlich gern ein Kenner werden, und zwar ſo ſchnell als möglich. Ich ſehe alles Gemalte mit ſo dummen Augen an, daß ich mich ordentlich vor mir ſelber ſchäme.

Dieſer Maler Ferdinand iſt darinn ein ſehr mürriſcher Menſch, daß er ein großer Enthuſiaſt iſt; ich glaube nicht, daß ich es werden kann. Man müßte einmal aus Neugier einen Verſuch anſtellen: aber es kann ſehr ſchief ablaufen, es kann auf eine Art gerathen, die ordentlich jämmerlich iſt.

Wenn ich die Leute eintheilen wollte, ſo würde ich ſie in: mich, in Emilien und die übrigen theilen. Die letzte Rubrik iſt freylich etwas groß, aber ich könnte mir doch nicht anders helfen, denn Ich wäre ich ſelber, Emilie das Weſen, das dieſes Ich zu dem ich ſelber macht, und dann kömmt drittens die Zugabe; ohne Emilien wärde ich mich gewiß unter die übrigen verlaufen, und in Einer Rückſicht wäre das vortheilhafter und bequemer, denn es gäbe dann nur Eine Klaſſe; dieſe Eine Klaſſe wäre aber wahrhaftig gar nichts werth.

Ich ſeh es mir ſelber zuweilen an, daß ich ein ausgemachter Menſchenfeind bin. Es ſoll nicht gut ſeyn, man ſagt es wenigſtens allgemein. Es iſt aber mit mir nicht zu ändern. — Und warum wäre es nicht zu ändern? — Ich dürfte ja nur ein paar Dutzend ungemein edle und große Menſchen kennen lernen. — Aber da liegt eben der Hund begraben.

Ich hätte auch ſagen können: da liegt der Haaſe im Pfeffer, aber die Redensart kam mir zu beißend vor; die andre iſt aber auch nicht der Sache recht angemeſſen. Solcher Styl, wie ich ihn hier ſchreibe, iſt überhaupt nur in einem Tagebuche erlaubt, das man zu ſeiner Beſſerung niederſchreibt; der edle Zweck muß hier die unedlen Ausdrücke wieder gut machen.

Der Maler ſoll Emilien malen, aber dazu iſt er gewiß zu ungeſchickt? denn wer als ich verſteht die ganze Holdſeeligkeit dieſes Angeſichts? und es nun vollends zu kopiren!

7.

Ich habe ſchon oft behauptet, daß die Welt ſchon deswegen endlich ſeyn müſſe, weil ſie ſonſt völlig unausſtehlich wäre, und ich denke, ich habe Recht. Die Philoſophie iſt eigentlich meine Sache nicht, und es iſt mir daher unmöglich, die nothwendigen Gründe beyzubringen, die es auch für andre Perſonen wahrſcheinlich machen könnten.

Mein Onkel iſt krank und hat mir einen beweglichen Brief geſchrieben, und dieſer Umſtand hat mich eigentlich auf obigen Satz geführt. Der Maler meynt, die Krankheit würde wohl nicht viel zu bedeuten haben, indeſſen will ich ihn doch beſuchen. Ich weis nicht, ob ich über dieſen Vorfall gerührt ſeyn ſoll, bis jetzt bin ich es eben noch nicht geweſen. Ich bin ja auch krank, ich bin verliebt und werde geliebt, und kein Menſch bekümmert ſich um mich, keiner vergießt eine Thräne zu meinem Beſten, ja ich ſelber thu es nicht einmal.

Wenn die Welt mein Tagebuch einmal vor die Augen nehmen ſollte, ſo wäre ſie im Stande, mich für ſchlecht auszuſchreyen. Die Welt iſt ein Collektivum, aber gemeiniglich ſteckt doch nichts dahinter; ich habe ſchon Welten geſehn, die aus einem und einem halben guten und ziemlich guten Freunde beſtanden; es hat noch keinen Menſchen gegeben, von dem die ganze Erde geſprochen hätte, es wird keinen ſolchen jemals geben, und darum iſt es auch gar nicht der Mühe werth, der Welt etwas zu Gefallen zu thun.

Ich habe einmal in meinen jüngern Tagen gewettet, ob es ein Schickſal gäbe, und dazumal verlohr ich meine Wette; denn ein berühmter Geiſtlicher entſchied zu meinem Nachtheil. Ein andermal wettete ich wieder, daß Raphael einen größern Geiſt gehabt hätte, als Plato, und ich verlohr auch dieſe Wette. Ich hatte eine ordentliche Engliſche Wuth zu wetten, und jemehr ich mich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigte, jemehr ich nachdachte, jemehr Geld verlohr ich. Ich ließ alſo das Studium fahren und ergab mich den Vergnügungen. Aber hier ging es mir noch viel ſchlimmer, denn ich vergnügte mich durchaus nicht; es war, als wenn der Satan ſein Spiel mit mir hätte und zwar immer in dem Verhau ſäße. Vor Langeweile mußte ich nun auch, zugeſtanden, zur Langeweile greifen, ich erhalte mich an wirthſchaftlichen Diskurſen mit einem benachbarten Amtsmann. Er war ungemein langweilig, aber das thut gar nichts zur Sache, denn er kurirte mich doch, und damit war mir im Grunde gedient. Nunmehr macht' ich zur Abwechſelung auf die ſchöne Natur Jagd, das heißt, ich ſtellte maleriſche Reiſen an, das heißt, ich ließ es mir in den Wirthshäuſern gut ſchmecken und war erboſt, wenn ich eine ſchlechte Herberge antraf. Ich aß und erboſte mich ſo lange, bis ich etwas fetter zur Stadt zurückkehrte. Alle Leute fanden mich damals dummer. So wenig ſind wir in unſerm jetzigen Zuſtande für die Natur gemacht.

Verdammt iſt es, daß ich mich zu meiner eigenen Schande hier ordentlich charakteriſire. Für den Verſtändigen liegen wenigſtens viele Winke verborgen. Ueber's Jahr will ich mich aus allem dieſem recht genau kennen lernen. Wenn ich nur ſo lange Geduld haben könnte! Aber da plagt mich eine ganz verzweifelte Neugier, eigentlich zu wiſſen, wie ich bin, oder vielmehr zu wiſſen, wie ich eigentlich bin, oder um mich am allervollſtändigſten auszudrücken, eigentlich zu wiſſen, wie ich eigentlich bin. Es klingt nur nicht recht hübſch.

Wenn ich's erſt mit dem Schreiben genauer nehmen werde, ſo werd' ich's auch gewiß bald auf das Leben anwenden. Oder vielmehr werd' ich's dann mit dem Leben gewiß noch ungenauer nehmen, weil ich dann für die letzte wenige Ordnung in mir einen Ableiter gefunden habe, der dieſe Gichtmaterie dem Papiere anvertraut. Qui proficit in literis etc. — Wie wahr!

Unter einem ähnlichen Gedanken kann man ſich das Schickſal dieſer Welt vorſtellen, und da ich mir ſelber der nächſte bin, will ich zu allererſt ſo daran denken. — Emilie hält oft meinen Ernſt für Spaß und meinen Spaß für Ernſt, und das thut mir an ihr ſehr leid. Ich vergeſſe es ihr oft vorher zu ſagen, wenn ich ein Narr bin, und ſie verwechſelt mich dann jedesmal mit ihrem ordentlichen Liebhaber. Es iſt eigentlich eine Untreue, und wahrlich, ich könnte mich ſehr darüber grämen, ich könnte ſehr eiferſüchtig werden.

Die Eiferſucht hat mir unter allen menſchlichen Leidenſchaften immer ganz vorzüglich gefallen, weil ſie von allen die unvernünftigſte iſt. Es iſt eine ſehr große Unvernunft, (die ich aber bey vielen vernünftigen Leuten angetroffen habe,) zu verlangen, daß in irgend einer Leidenſchaft Vernunft ſeyn ſoll. Die Eiferſucht hat darum etwas Bezauberndes, erſtens, weil kein Menſch von ihr frey iſt, und zweytens, weil ſie am beſten den Menſchen ausdrückt, und drittens, weil alle andern Leidenſchaften in ihr zuſammentreffen. Viertens. —

nein, ich irre mich doch wohl, mehr Gründe hatt' ich nicht, und vielleicht ſind die drey ſchon zu viel.

Ich will meinen Onkel beſuchen. — Gute Nacht! das ſag' ich nämlich zu mir ſelbſt, und aus Höflichkeit ſetz' ich hinzu: Schönen Dank! — Man muß auch gegen ſich ſelbſt die gute Lebensart nie aus den Augen ſetzen. Aber das thun auch die wenigſten Leute, wie denn überhaupt von den vielen Regeln, die man hat, nur die wenigen unterlaſſen werden, die gut ſind. Das thut den Fortſchritten unſerer Vollkommenheit unſäglichen Schaden.

8.

Nun da haben wirs. Ich bin plötzlich zum Glücklich-Unglückſeeligen, oder vielmehr zum Unglücklich-Glücklichen geworden. Der Fall hat etwas beſonders, im Grunde iſt er aber wieder erlogen, denn ich bin nicht unglücklich.

Mein Onkel iſt nämlich richtig geſtorben, ſo wie ich es fürchtete und wünſchte. Nach aller Wahrſcheinlichkeit bin ich ſein Erbe, und es hat mir dann Niemand etwas zu befehlen, ich ſelber ausgenommen, denn von irgend jemand muß man doch abhängig ſeyn, wenn man die Freyheit auch allen andern Gütern vorzieht.

Emilie iſt mein erſter und letzter Gedanke, eine poetiſche Umſchreibung für einziger Gedanke. — Ich habe Emilien ſchon den Todesfall gemeldet, der Maler braucht ſie nun nicht zu malen, denn ich werde ſie heyrathen.

9.

O freylich giebt's ein Schickſal! Welch ein Eſelskopf müßte der ſeyn, der es nun noch zu läugnen vermöchte! — Nein, ſo etwas iſt noch gar nicht erhört, und wird ſich vielleicht in vielen hundert Jahren nicht wieder zutragen. Recht mit der Naſe bin ich drauf geſtoßen, daß es allerdings ein Schickſal giebt!

In manchen Augenblicken glaube ich an den Idealismus, ſo toll iſt das Ganze. Nein, ich kann mich über dieſen Zuſammenhang nimmermehr zufrieden geben.

Ich bin nämlich der einzige Erbe meines Onkels, das Teſtament iſt eröffnet, alles hat ſeine Richtigkeit. Ich habe ſchon mein Schloß beſucht, die Lage iſt reizend, alle Zimmer ſind ſehr ſchön möblirt und tapezirt, aber im Saale, wo die Gemälde hängen, fielen mir gleich drey leere Räume auf eine fatale Weiſe auf. Und nun hat es ſich auch alles offenbart!

Im Teſtamente ſteht nämlich, daß ich nicht eher von meinen Gütern Beſitz nehmen ſoll, bis ich gereiſt bin und die drey größten Narren aufgefunden habe. Ihre Bildniſſe, die ich ſoll malen laſſen, ſollen dann die drey leeren Plätze ausfüllen.

Ohne eben natürliche Anlagen zum Narren zu haben, könnte man doch wohl über dergleichen närriſch werden. Und was hindert mich im Grunde? Nichts, als daß ich gern heyrathen will, das iſt das einzige Reelle, was mir im Wege ſteht.

Drey Narren! und der junge Held hatte ſchon an Einem ſo viel zu ſuchen! Wie ſoll das werden? — Der Maler muß nur gleich mitreiſen, das iſt noch die beſte Seite von der Sache. Wahrhaftig, nun werde ich doch gerade wie der Prinz als Maſchine gebraucht, theils um einen moraliſchen witzig ſeyn ſollenden Satz auszudrücken, theils um mich auf unnützen Reiſen auszubilden.

Und eine ganz neue Art zu reiſen und Reiſebeſchreibungen zu machen, wird nun durch mich entdeckt! Ich könnte es vielleicht am bequemſten und nützlichſten mit den Reiſen nach unſern größten Gelehrten vereinigen, keiner würde mir beym Beſuch meine ſatyriſche Abſicht und Rückſicht anmerken. (NB. Das Schickſal macht mich nun zum Satyriker, und ich kann nichts davon noch dazu thun; iſt das nicht wieder Krankheit? Ich bin es gerade wie Herr Falck, auf höhere Auktorität.) Somit könnt' ich zugleich die drey größten Männer abkonterfeyen laſſen, und jeder würde mir für meine Verehrung den gehorſamſten Dank ſagen, und ich verehrte ſie im Grunde auch eben ſo ſehr, wie es ihre Leſer thun, gegen die ſie doch dankbar ſind.

Aber nun wieder auf das Vorige zu kommen, ſo hätt' ich große Luſt zu rebelliren. Ich muß Emilien auf einem ganz eigenen Wege verdienen. Der beſte iſt, ich kann von meinem Vaterlande nachher eine ganz neue Landcharte ſtechen laſſen, die anders illuminirt und eingetheilt iſt, als die gewöhnliche. Es wäre ein Beytrag zur Statiſtik.

Ob mein Onkel vielleicht die Geſchichte des jungen Helden geleſen hat? Wahrlich, die Einkleidung, in der ich auftrete, gränzt ganz nahe an den Campenſchen Robinſon. — Hab' ich nun nicht immer Recht gehabt, einen Abſcheu vor den wunderbaren Begebenheiten zu empfinden? Jetzt fängt es nun mit mir an, und ich kann der Verwickelung vielleicht gar keinen Einhalt thun.

10.

Es iſt alles im ſchönſten Gange. Ich habe von Emilien Abſchied genommen, die untröſtlich darüber iſt, daß ich ſie verlaſſe, um Narren aufzuſuchen. Ich bin eben ſo untröſtlich, aber was nicht zu ändern iſt, iſt nicht zu ändern. Den Mäler habe ich bey mir, damit es wenigſtens nicht daran fehlt, wenn wir die Narren endlich erwiſcht haben.

Ich ſitze hier auf der erſten Station und ſchreibe meine Empfindungen nieder, indeß neue oder andere Pferde vorgelegt werden. Aber ich empfinde nichts beſondres, außer daß ich mich noch immer ärgere.

Ich bemerke, daß im Tagebuche der Ausdruck im Grunde zu oft vorkömmt, und daß faſt alle Uebergänge durch Aber gemacht ſind. Ein ſehr ungebildeter Styl!

Der Maler hat mit dem Pietro da Cortona nicht Unrecht. — Der Poſtbote hat eben ein geſchoſſenes Reh neben mich gelegt, das eben auf der Stirn petſchirt iſt; nicht weit davon hat die Kugel getroffen. Es ſieht ſonderbar aus. Ein offener und geſtempelter Kopf zu gleicher Zeit! — Die Poſtſtube bekömmt mir nicht, denn ich bin auf dem Wege, ſchlechten Witz zu machen.

Ueber den Witz iſt noch wenig Witziges geſagt, das macht, weil auch dazu Witz gehört. Die Leute behaupten, ein witziger Kopf könne leicht zu vielen Witz haben, woran ich aber nicht glaube: dieſe Leute meynen auch nur die, an denen ſie zu wenig Witz zu bemerken glauben, und daß ſie zu wenig zu viel nennen, iſt nur eine Höflichkeit, die ſie nicht witzig ausgearbeitet haben. Daher kömmt es aber auch, daß der Witz da oft gar nicht bemerkt wird, wo ſeine eigentliche Heimath iſt, weil hier für die gute Leſewelt zu viel iſt; denn die meiſten lieben Häuslichkeit. Darum tadeln dieſe Leſer auch den Shakſpear in ſeinen witzigen Scenen. Es iſt ſchlimm, ein Schriftſteller zu ſeyn, aber faſt ein noch ſchlimmeres Verhängniß, ein Leſer zu werden! — —

So weit hatte ich auf der vorigen Station empfunden, jetzt will ich einen friſchen Anſatz nehmen.

Die eigentlichen Empfindungen könnte man vielleicht innerlichen Witz nennen: wenigſtens nenne ich ſie mir manchmal ſo. Und es trift ſich ſehr ſchön, daß ſie eben ſo ſelten wie dieſer verſtanden werden, ich könnte den obigen Autor wieder als Exempel citiren, wenn es ſich auf dieſen fatalen Stationen etwas bequemer ſchreiben ließe.

Es iſt aber auch wahr, daß die eigentlichen Empfindungen wieder ſo etwas Seltſames und Närriſches haben, daß man ſie nicht gern Empfindungen nennen mag, und darum nehmen viele, Dichter und Fühlende, zu den falſchen Empfindungen ſo oft ihre Zuflucht, weil ſie mehr ſchlimmer und doch ſubtiler ſcheinen.

Und geb' ich nicht mit meinen eigenen Empfindungen hier ein Beyſpiel? Ich wette, — oder lieber: ich behaupte, daß die meiſten es ſehr unnatürlich finden würden, daß ſie nicht mehr von meinem eigentlichen Grame hier aufgezeichnet finden. Sie würden nämlich die dramatiſche Feinheit gar nicht bemerken, daß ich mich nur zu zerſtreuen ſuchte; es iſt daher ſehr gut, daß ich auf Leſer durchaus nicht zu rechnen brauche.

Der Maler ſchläft viel im Wagen, und es iſt ſehr Unrecht von mir, daß ich es nicht leiden kann. Auch ängſtigte mich, wenn der Poſtillon ſchnell fährt, weil es möglich iſt, daß wir den ſchönſten Narren vorbeyfahren, und wieder im Gegentheil ſchimpf' ich auf ihn, wenn er die Pferde im Schritte gehn läßt. Wenn der Maler wacht, ſo machen wir uns beyde Langeweile, er mir mit dem Pietro da Cortona, ich ihm mit meiner Braut: und darum thut er eigentlich gut, daß er ſchläft.

In der nächſten Stadt will ich doch einige Tage bleiben, weil ſonſt meine Reiſe leicht ganz unnütz werden dürfte. — Der Maler iſt auch hier im Poſthauſe eingeſchlafen, und das find' ich Unrecht; warum hält er ſich kein Tagebuch, in dem er ſeine Empfindungen einträgt? —

II.

Ich habe hier meine Empfehlungsbriefe abgegeben, aber es will ſich noch nichts auftreiben laſſen. Ich glaube, es fehlt mir noch an Uebung, da dies die erſte Reiſe iſt, die ich in dieſer Rückſicht unternehme. Vielleicht ſind auch die Briefe ſchlecht, die ich mitgenommen habe, denn die Menſchen ſind alle zu meinem äußerſten Verdruſſe ungemein vernünftig. Ich habe bey einigen geſucht, in eine recht vertraute Familienfreundſchaft zu kommen, damit ſie ſich vor mir nicht gewirten, aber das gerieth mir gar nicht, denn da würden ſie noch verſtändiger. Die Stadt hier iſt nicht dazu gebaut, wenn es immer ſo fortgeht, werde ich lange ſuchen können.

Beyläufig finde ich die Klagen unſrer Schriftſteller und Menſchen ſehr ungegründet, daß wir einen zu großen Vorrath an Narren hätten.

Es iſt mir überhaupt ärgerlich, daß dem Teſtamente meines Oheims nicht eine philoſophiſche Definition angehängt iſt, was man unter Narr zu verſtehn habe. Der Henker mag wiſſen, wie ich das nehmen ſoll, (ſo ſchreibe ich hier mit dem größten Unwillen) es iſt ein ſo gemeines, ſo alltägliches Wort, daß man ſich faſt gar nichts dabey denkt, daß man es faſt gar nicht ändern kann, ſich etwas Unrichtiges darunter vorzuſtellen. Ich habe in allen Büchern, die Regiſter haben, nachgeſchlagen, in vielen findet es ſich nicht, in andern Werken machen mich die aufgeſtellten Beyſpiele nur noch verwirrter, und damit iſt mir jetzt nicht geholfen, weil ich zum eigentlichen Studiren auf meiner Reiſe keine Zeit habe.

Es ſoll ſich ein ſehr verſtändiger Mann hier befinden, dieſen will ich um Rath fragen; er muß doch ſeine Mitbürger kennen, und er kann mir das daher vielleicht eine kleine Anweiſung geben. Mein Onkel macht mir mit ſeinem Teſtamente gar zu viele Noth: er hat mich auf die Wanderſchaft geſchickt, und ich muß jetzt erſt die Fähigkeit erwerben, ſein Vermögen zu verwalten.

12.

O mir iſt es ſehr ſchlecht gegangen, und ich bin noch in Verzweiflung darüber. Wie ſchlägt es unſre beſten Kräfte nieder, wenn unſer gute Wille von den gefühlloſen Menſchen ſo ſehr verkennt wird! Ich glaube wirklich, daß keine ächte Sympathie mehr in der Welt zu haben iſt, obgleich ſo wenig aufgebraucht wird.

Ich war heut, wie ich es mit mir verabredet hatte, bey dem Manne, der mir Rath ertheilen ſollte. Es war ein alter höflicher Herr, der mir ſelber die Thür aufmachte, als ich klingelte, woraus ich den Schluß zog, daß er eben nicht ſehr beſchäftigt ſeyn müßte. Wir ſetzten uns. Ich trug ihm vor, daß ich ſo frey wäre, mir ſeinen Rath zu erbitten. Er wurde von Minute zu Minute höflicher und dienſtfertiger, und ich hatte es mir ſchon lange ausgemacht, daß man alten Leuten eine große Freude damit macht, wenn man ſich bey ihnen Raths erholt. Nun rückte ich nach und nach mit meinem Geſuch hervor, und der alte Mann wurde ſehr ernſthaft. Ich trug ihm vor, wie es mir jetzt ungemein auf Narren ankomme, daß ich mich ſonſt zwar oft in Geldnoth, aber nie in dergleichen Verlegenheit befunden, er ſey anſäßig und ein Landeskind, ob er mir nicht einige der hauptſächlichſten nachweiſen könne. Ich ſagte alles dies mit der größten Beſcheidenheit, ohne Anmaßung, mit höflichem Ernſt und mit einer Verbindlichkeit, die ſeinem Dienſte, den er mir erweiſen ſollte, gleichſam zuvor eilte.

Mein Geſuch war geendigt. Es erfolgte eine Pauſe. Meine Erwartung war geſpannt.

Mein Herr, fing der Mann an, indem er das Alter auf ſeinem Geſichte ſehr geltend machte, ich weis nicht, wie ich zu der Ehre komme, daß Sie ſich unterfangen, mir derley Spaß vorzutragen. Ich bin Rath in dieſer Stadt und habe mich in den Wiſſenſchaften etwas umgeſehn, und ſoll Ihnen mit dieſen Qualitäten Narren nachweiſen? Sie kommen vielleicht eben erſt von der Univerſität, und ſind geſonnen, witzig zu ſeyn: aber mein beſter junger Herr, ſo müſſen Sie wenigſtens unter den Leuten einen Unterſchied machen lernen.

Ich fiel aus den Wolken. Ich betheuerte ihm bey allen Heiligen, es ſey mein Ernſt, ich hätte nur unglücklicherweiſe das Teſtament nicht bey mir, aber ich wollte mein Geſuch ſchriftlich von mir ſtellen, und er könne es alsdann als ein Dokument auf dem Rathhauſe niederlegen: aber mit dem allen richtete ich gar nichts aus, ſondern er zog bald die Manſchetten weiter vor, bald nahm er eine auf dem Tiſche liegende Zeitung in die Hand, ſo daß ich wohl einſah, er könne von meiner Noth durchaus nicht gerührt werden, und dieſe Bemerkung rührte mich deſto mehr. Ich fing ſogar an zu ſchwören, weil ich dachte, er möchte vielleicht ein Liebhaber davon ſeyn; ich ſagte ihm von meiner Liebe, und daß mich Narren zum höchſten Ziele meines Glückes führen könnten, aber nichts wollte bey ihm etwas verfangen. Er ſchien es ordentlich darauf angelegt zu haben, unerbittlich zu bleiben, und die Bearbeitung ſeiner Leidenſchaften mißlang mir gänzlich. Ich ſetzte wirklich noch einmal an und ſuchte die mir in den Weg gelegten poetiſchen Schwierigkeiten zu überwinden, aber vergebens; es erfolgte nichts, als die mehr ſpitze als witzige Antwort, daß es ſchiene, als brauche ich nicht lange zu ſuchen, weil ich an mir ſelber ein ſo koſtbares Exemplar beſitze. Weiter war weder Witz noch Rath aus ihm herauszubringen.

Als er durch einen Zufall hörte, daß ich ein Edelmann ſey, bat er mich wieder um Verzeihung, und das ärgerte mich mehr als ſeine Beleidigung; doch ließ ich ihm klugerweiſe davon nichts merken, ſondern lenkte das Geſpräch auf die Literatur. Ich hatte ihm damit einen großen Gefallen gethan, denn er wurde nun ganz zutraulich, was ich nach dem vorhergehenden nie erwartet hätte. Er war ein großer Bewunderer unſerer neuen deutſchen Schriftſteller, beſonders liebte er einen gewiſſen La Fontaine, deſſen Witz und Humor ihn entzückte. Ich warf ihm ein und that, als wenn ich deſſen Schriften geleſen hätte; er ſchien mir doch für einen Romandichter die Menſchen ſo wie die Menſchheit zu genau zu kennen: das ſey nicht ſeine Sache, antwortete der Bewunderer, und dieſer Vorwurf ſey im höchſten Grade ungerecht, ſo wie der, daß er die Alten oder Göthe nachzuahmen ſuche, er ahme höchſtens ſich ſelber nach, und das ſey ihm erlaubt, weil er ein braver Mann ſey, und weil das den Leſer eben erſt mit ſeinen Vortrefflichkeiten recht bekannt mache, wenn er ſie in jedem neuen Buche wieder anträfe. Uebrigens ſeyen dieſe Bücher vielleicht kein Futter für jenes unbekannte Thier, welches man kurzweg die Nachwelt zu nennen pflege; denn er, ſo wie das übrige gegenwärtige Zeitalter, äßen die etwanigen Kerne heraus, und ſie ſchmeckten ihm. — Ich erfuhr bey der Gelegenheit, daß dieſer Mann an den

Apollo und die Muſen durchaus nicht glaube, ſondern dergleichen unter die Fabeln der Vorzeit zu ſetzen pflegte, ja daß er die ganze Vorwelt ſo betrachtete und hinter ſich legte, wie Kaufleute auf ihrem Ladentiſche die eingekommenen falſchen Münzen zu nageln pflegen.

Was wohl aus unſrer jetzigen Gegenwart würde, fragte ich ihn, wenn hundert Jahre verfloſſen wären? — Er beſann ſich ein Weilchen und ſagte dann: Liebſter Freund, laſſen Sie uns nur für die jetzige Zeit handeln, denken und empfinden; es wird nachher wahrſcheinlich auch Leute geben, die für ihre Gegenwart dieſe Mühe übernehmen werden. So geſcheidt, wie wir jetzt ſind, ſind jene ſchwerlich; denn wir leben ſchon im Abfall der Zeiten und müſſen ſchon zu den Broſamen in den Körben unſre Zuflucht nehmen, die die Siebentauſend in der Wüſten übrig gelaſſen haben; die Zukunft muß vielleicht gar die Körbe anfreſſen.

Dergleichen Prophezeyungen hatte ich in dieſem Manne durchaus nicht geſucht, daher verwunderte ich mich einigermaßen. Er ſchien es mit Vergnügen zu bemerken, und fuhr daher fort: er ſey noch einer von dem alten beſſern Geſchlecht und habe Ballaſt genug bey ſich, um von den jetzigen Wellen und Winden nicht umgeworfen zu werden, er ſehe lieber etwas Solides für eine ſolche luſtige leere Mahlzeit an, die in **Engels** Philoſophen für die Welt der Sache ſo angemeſſen geſchildert ſey, als daß er ein einzigesmal die windigen Speiſen für wirkliche in den Mund nehme; ſo befinde er ſich wohl und ſicher, und könne gleichſam die übrigen verſpotten und beynahe über ſie lachen, doch ſey er im Grunde dazu wieder zu verſtändig.

Ich hörte mit einer Andacht zu, als wenn der delphiſche Apoll zu mir geſprochen hätte, und im Grunde war es mehr, denn jener hat vielleicht nie exiſtirt. Ich empfahl mich endlich und nahm mir vor, nie jemand in meiner Bedrängniß um Rath zu fragen, um nicht für witzig zu gelten und nach und nach die ganze Menſchheit gegen mich zu empören. —

Ich bin alſo nunmehr eben ſo weit, als ich war, — und doch iſt man in einer Sache weit genug, wenn man nur nicht zurückkömmt. Das wäre nun gar ſchlimm, wenn ich mich nach einigen Wochen hinter meinem jetzigen Anfange befände, und wer kann mir dafür ſtehn, daß es nicht ſo kommen wird?

Der Weg zur Tugend iſt ſteil, das iſt wahr, aber ich geh' jetzt auch auf keinem Blumenpfade.

13.

Wenn ich ein Luſtſpieldichter, oder überhaupt nur ein Dichter wäre, (d. h. was die meiſten Menſchen eben keinen Dichter nennen würden) ſo könnt' ich doch hoffen, bald die drey nöthigen Charaktere zuſammen zu finden, denn ich würde alsdann die Menſchen auf die wahre Art anzuſehn wiſſen.

Viele Dichter haben ihre Bekannten oder Freunde kopirt, und die übrigen Freunde haben erſt dadurch den kopirten Freund aus ſeinem wahren Geſichtspunkte angeſehn. Wäre dieſer glückliche Zufall nicht eingetreten, ſo hätte er vielleicht ſein Lebelang für einen unkomiſchen Charakter gegolten. Ich hätte daher mit mehr Einſicht gehandelt, wenn ich ſtatt des Malers einen ſolchen komiſchen Dichter mit mir genommen hätte. So geh ich den ſchönſten Perſonen vorüber und weis nicht, daß das die Schätze ſind, die ich ſo ämſig ſuche.

Freylich giebt es auch dabey viele Bedenklichkeiten, wie es denn bey keiner Sache daran fehlt, wenn man ſich bedenken will. In dem ſich bedenken liegt alles, was man dafür und dagegen ſagen kann. Doch ich wollte die Anmerkung machen, daß wenn ich ein ſolcher komiſcher Dichter wäre, ich doch eigentlich nur meine eigne Narrheit in andern wahrnähme. Der Beweis wäre leicht zu führen, wenn ich einen nöthig hätte. Denn ich würde ja erſt das zur Einheit vereinigen, was ohne dieſe meine Vereinigung nicht vereinigt wäre, kurz, ich wäre übel dran, und der alte Herr hätte gerade in dieſem Falle vorzüglich recht.

Ach! ich ſuche überhaupt vielleicht nach nicht exiſtirenden Idealen! Wie weit mag das Glück meiner Liebe und meiner Häuslichkeit noch entfernt liegen!

Der Maler iſt auch langweilig, er beſteht immer auf ſeinen wenigen Ideen; ich bekomme keine Briefe von Emilien; ich finde nicht, was ich ſuche; ich werde über lang oder kurz in Verzweifelung fallen.

Wenn mein Onkel nicht geſtorben wäre, ſo möcht' ich ihn ſelber in den Saal hineinmalen laſſen. Eigentlich liefe es gegen die kindliche Pflicht, aber ich würde mir kein großes Bedenken machen, denn warum hat er mich in ſolche Verwirrung gebracht?

Der Maler klagt ſehr darüber, daß die Menſchen hier herum gar nicht gebildet ſind und ſich für die Künſte durchaus nicht intereßiren. Das iſt vielleicht noch das beſte an ihnen, denn es giebt nichts verächtlichers, als das lumpige Intereſſe, das ſo viele Menſchen an den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften nehmen. Es ziemt den meiſten nicht, und der Geſchmack ſinkt eben dann am meiſten, wenn der Pöbel ihn erobert. Der Maler intereſſirt auch zu ſehr gegen den Pietro Cortona, es wäre mir viel lieber, wenn er etwas billiger dächte.

Morgen früh reiſe ich von hier, und ich wünſchte, ich könnte Opfer bringen, wie es in der alten Welt gebräuchlich war; ich wollte gewiß keinen einzigen Gott verſäumen. Aber ſo muß ich mir nun ſelber durch die Welt helfen.

Man ſagt immer, dem ernſthaften Willen ſey nichts unmöglich. Wir wollen nun bald an meinem Beyſpiele ſehn, ob dieſer Satz ſeine Richtigkeit hat; bin ich unglücklich, ſo habe ich doch wenigſtens einen Fehler in einem ſchönen Satze entdeckt.

14.

Emilie hat geſchrieben! o nun iſt ſchon alles beſſer in der Welt. Mir fällt manchmal ein, warum ich nicht einer von denen ſeyn könnte, die ich ſuche. Wenn es ſich zum Beyſpiel fügte, daß ein neuer junger Held jetzt auf eine Entdeckungsreiſe ausginge, ſo könnte es ihm vielleicht einfallen, mir ſeinen güldenen Apfel anzubieten. Das Menſchenthum läuft wunderlich durcheinander; ſoviel iſt gewiß, man weis nicht, wer Koch oder Kellner iſt. Beym Eulenſpiegel iſt mir immer der Zweifel aufgeſtoßen, ob er oder die übrigen Menſchen größere Narren waren.

Ich ſehe nun andre Häuſer und andre Menſchen vor mir, und unter dieſen ſcheint mir auch mehr Anlage zu herrſchen. Ich hörte geſtern an der Table d'hote einen herrlichen Mann über die Einrichtung von Europa ſprechen. Es gefiel mir ungemein, daß er mit nichts in dieſer Welt zufrieden war, daß er überzeugt war, er würde alles beſſer treffen. Ich ſuchte mir ſogleich ſein Vertrauen zu erwerben, um zu erforſchen, ob ich vielleicht einen von den dreyen Männern angetroffen habe. Mein Zutrauen und meine Aufmerkſamkeit gefielen ihm, ſo daß er mir nach und nach alle ſeine Projekte mittheilte. Er war ein ſehr großer Freund der Republiken, alle andre Verfaſſungen ſchienen ihm unwürdig. Aber doch behielt er ſich vor, die Republiken auf ihre wahre Art einzurichten, damit ſie nicht in ſich ſelber zuſammenfielen. Ich habe noch nie einen Mann mit ſo vieler Weisheit ſprechen hören, und es müßte eine wahre Luſt ſeyn, wenn ſich das närriſche Thier von Europa nur bequemen wollte, ſich ſo einrichten zu laſſen. Aber daran iſt jetzt noch nicht zu denken, und gute Köpfe müſſen billig Thränen vergießen, wie es auch geſchieht. — —

— — Zum Glück treffe ich hier ein Buch, das ich ſchon ſonſt mit ſehr großem Vergnügen geleſen habe. Es iſt der abentheuerliche Simpliciſſimus, 1669 gedruckt. In dieſem Buche iſt auf eine recht anſchauliche Art das ganze Leben dargeſtellt, und ſo oft es auch angeführt iſt, hat man es doch nach meinem Bedünken nie genug gelobt.

Im dritten Buche iſt beſonders eine Stelle, in der ich den Reformator ganz wiederfinde, den ich heut geſprochen habe. Der Held der Geſchichte dient als Jäger im Kriege und erzählt folgendermaßen:

„Ich ſaße einsmals mit 25 Feuer-Röhren nicht weit von Dörſten, und paßte einer Convoy mit etlichen Fuhrleuten auf, die nach Dörſten kommen ſollte. Ich hielt meiner Gewohnheit nach ſelbſt Schildwacht, weil wir dem Feind nahe waren; da kam ein einziger Mann daher, fein ehrbar gekleidet, der redete mit ihm ſelbſt, und hatte mit ſeinem Meer-Rohr, das er in Händen trug, ein ſeltzam Gefecht. Ich konnte nichts anders verſtehen, als daß er ſagte: Ich will einmal die Welt ſtrafen, es wolle mirs dann das große Numen nicht zugeben! Woraus ich muthmaßete, es möchte etwan ein mächtiger Fürſt ſeyn, der ſo verkleideter Weis herumb ginge, ſeiner Unterthanen Leben und Sitten zu erkundigen, und ſich nun vorgenommen hätte, ſolche (weil er ſie vielleicht nicht nach ſeinem Willen gefunden) gebührend zu ſtrafen. Ich gedachte, iſt dieſer Mann vom Feind, ſo ſetzts eine gute Ranzion, wo nicht, ſo willt du ihn ſo höflich tractiren, und ihm dadurch das Herz dermaßen abſtehlen, daß es dir künftig dein Lebtage wohl bekommen ſoll, ſprang derhalben hervor, präſentirte mein Gewehr mit aufgezogenen Hahnen, und ſagte: Der Herr wird ihm belieben laſſen, vor mir hin in Buſch zu gehn, wofern er nicht als Feind traktirt ſeyn will. Er antwortet ſehr ernſthaftig: Solcher Traktation iſt meines gleichen nit gewohnt. Ich aber dummelt ihn höflich fort, und ſagte: Der Herr wird ihm nicht zuwider ſeyn laſſen, ſich vor diesmal in die Zeit zu ſchicken, und als ich ihn in den Buſch zu meinen Leuten gebracht, und die Schildwachten wieder beſetzt hatte, fragt ich ihn, wer er ſeye? Er antwortet gar großmüthig, es würde mir wenig daran gelegen ſeyn, wenn ichs ſchon wüßte; Er ſey ein großer Gott. Ich wurde nun bald innen, daß ich anſtatt eines Fürſten einen Phantaſten gefangen hätte, der ſich überſtudirt, und in der Poeterey gewaltig verſtiegen; denn da er bey mir ein wenig erwarmte, gab er ſich vor den Gott Jupiter aus.“

„Ich wünſchte zwar, daß ich dieſen Fang nicht gethan; weil ich den Narren aber hatte, mußt ich ihn wohl behalten, bis wir von dannen rückten, und demnach mir die Zeit ohne das ziemlich lang wurde, gedachte ich, dieſen Kerl zu ſtimmen, und mir ſeine Gaben zu Nutz zu machen, ſagte derowegen zu ihm: Nun dann, mein lieber Jove, wie kompts doch, daß deine hohe Gottheit ihren himmliſchen Thron verläßt, und zu uns auf Erden ſteigt? vergebe mir, o Jupiter, meine Frage, die du vor fürwitzig halten möchteſt; denn wir ſeynd den himmliſchen Göttern auch verwandt, und eitel Sylvani, von den Faunis und Nimphis geboren, denen dieſe Heimlichkeit billig ohnverborgen ſeyn ſollte; Ich ſchwöre dir beym Styx, antwortete Jupiter, daß du hiervon nichts erfahren ſollteſt, wenn du meinem Mundſchenken Ganymede nicht ſo ähnlich ſeheſt, und wenn du ſchon Pans eigner Sohn wäreſt; aber

von

van ſeinetwegen communicire ich dir, daß ein groß Geſchrey über der Welt Laſter zu mir durch die Wolken gedrungen, darüber in aller Götter Rath beſchloſſen worden, ich könnte mit Billigkeit, wie zu Lycaons Zeiten, den Erdboden wieder mit Waſſer austilgen, weil ich aber dem menſchlichen Geſchlecht mit ſonderbarer Gunſt gewogen bin, und ohnedas allezeit lieber die Güte, als eine ſtrenge Verfahrung brauchte, vagire ich jetzt herum, der Menſchen Thun und Laſſen ſelbſt zu erkundigen, und obwohl ich alles/ärger finde, als mirs vorkommen, ſo bin ich doch nicht geſinnt, alle Menſchen zugleich und ohne Urſach auszureuten, ſondern nur diejenigen zu ſtrafen, die zu ſtrafen ſind, und hernach die übrigen nach meinem Willen zu ziehen.“

„Ich mußte zwar lachen, verbiſſe es doch ſo gut ich konnte und ſagte: Ach Jupiter, deine Mühe und Arbeit wird beſorglich allerdings umbſonſt ſeyn, wenn du nicht wieder, wie vor dieſem, die Welt mit Waſſer oder gar mit Feuer heimſucheſt; denn ſchickeſt du einen Krieg, ſo lauffen alle böſe verwegene Buben mit, welche die friedliebende fromme Menſchen nur quelen werden; ſchikkeſtu eine Theurung, ſo iſts eine verwünſchte Sach vor die Wucherer, weil alsdenn denſelben ihr Korn viel gilt; ſchickſtu aber ein Sterben, ſo haben die Geitzhäls und alle übrige Menſchen, ein gewonnen

Spiel, indem ſie hernach viel erben; wirſt derhalben die ganze Welt mit Butzen und Stil ausrotten müſſen, wenn du anders ſtrafen wilt.“

„Jupiter antwortet, du redeſt von der Sach wie ein natürlicher Menſch, als ob du nicht wüßteſt, daß uns Göttern möglich ſey, etwas anzuſtellen, daß nur die Böſe geſtraft und die Gute erhalten werden; ich will einen deutſchen Helden erwecken, der ſoll alles mit der Schärfe des Schwerds vollenden, er wird alle verruchte Menſchen umbringen, und die Frommen erhalten und erhöhen. Ich ſagte: ſo muß ja ein ſolcher Held auch Soldaten haben; und wo man Soldaten braucht, da iſt auch Krieg; und wo Krieg iſt, da muß der Unſchuldige ſowohl als der Schuldige herhalten. Sind ihr irrdiſche Götter denn auch geſinnt wie die irrdiſche Menſchen, ſagte Jupiter hierauf, daß ihr ſogar nichts verſtehen könnet? Ich will einen ſolchen Helden ſchicken, der keinen Soldaten bedarf und doch die ganze Welt reformiren ſoll; in ſeiner Geburt-Stund will ich ihm verleihen, einen wohlgeſtalten und ſtärkern Leib, als Hercules einen hatte, mit Fürſichtigkeit, Weisheit und Verſtand überflüßig geziert, hierzu ſoll ihm Venus geben, ein ſchön Angeſicht, alſo, daß er auch Narciſſum, Adonidem und meinen Ganymedem ſelbſt übertreffen ſoll, ſie ſoll ihm zu allen ſeinen Tugenden eine ſonderbare Zierlichkeit, Auſſehen und Anmüthigkeit vorſtrecken, und dahero ihn bey aller Welt beliebt machen, weil ich ſie eben der Urſach halber in ſeiner Nativität deſto freundlicher anblicken werde. Mercurius aber ſoll ihn mit unvergleichlich ſinnreicher Vernunft begaben, und der unbeſtändige Mann ſoll ihm nicht ſchädlich, ſondern nützlich ſeyn, weil er ihm eine unglaubliche Geſchwindigkeit einpflanzen wird; die Pallas ſoll ihn auf dem Parnaſſo auferziehen, und Vulcanus ſoll ihm in Hora Martis ſeine Waffen, ſonderlich aber ein Schwerd ſchmieden, mit welchem er die ganze Welt bezwingen und alle Gottloſen niedermachen wird, ohne fernere Hülf eines einigen Menſchen, der ihme etwan als ein Soldat beyſtehen möchte, er ſoll keines Beyſtandes bedörffen, eine jede große Stadt ſoll von ſeiner Gegenwart erzittern, und eine jede Weſtung, die ſonſt unüberwindlich iſt, wird er in der erſten Viertelſtund in ſeinem Gehorſam haben, zuletzt wird er den größten Potentaten in der Welt befehlen, und die Regierung über Meere und Erden ſo löblich anſtellen, daß beyde, Götter und Menſchen ein Wohlgefallen darob haben ſollen.“

Ich ſagte: wie kann die Niedermachung aller Gottloſen ohne Blutvergießen, und das Commando über die ganze weite Welt ohne ſonderbaren groſſen Gewalt und ſtarken Arm beſchehen und zu wegen gebracht werden? o Jupiter, ich bekenne

dir

dir unverholen, daß ich dieſe Dinge weniger als ein ſterblicher Menſch begreifen kann! Jupiter antwortet, das gibt mich nicht Wunder, weil du nicht weiſt, was meines Helden Schwerd vor eine ſeltene Kraft an ſich haben wird, Vulcanus wirds aus denen Materialien verfertigen, daraus er mir meine Donnerkeil macht, und deſſen Tugenden dahin richten, daß mein Held, wenn er ſolches entblößt und nur einen Streich damit in die Luft thut, einer ganzen Armada, wenn ſie gleich hinter einem Berg eine ganze Schweitzer Meilewegs von ihm ſtänden, auf einmahl die Köpf herunderhauen kann, alſo daß die armen Teufel ohne Köpf da liegen müſſen, ehe ſie einmahl wiſſen wie ihnen geſchehen! Wenn er denn nun ſeinem Lauf den Anfang macht, und vor eine Statt oder Veſtung kommt, ſo wird er des Tamerlani Manier brauchen, und zum Zeichen, daß er Friedens halber, und zur Beförderung aller Wohlfahrt vorhanden ſeye, ein weiſſes Fähnlein aufſtecken, kommen ſie dann zu ihm heraus, und bequemen ſich, wol gut; wo nicht, ſo wird er von Leder ziehen, und durch Kraft mehrgedachten Schwerds, allen Zauberern und Zauberinnen, ſo in der ganzen Statt ſein, die Köpff herunder hauen, und ein rothes Fähnlein aufſtecken. Wird ſich aber dennoch niemand einſtellen, ſo wird er alle Mörder, Wucherer, Dieb, Schelmen, Ehebrecher, Huren und Buben auf die vorige Manier umbringen, und ein ſchwarzes Fähnlein ſehen laſſen, woſern aber nicht ſo bald diejenigen, ſo noch in der Statt übrig blieben, zu ihm kommen, und ſich demüthig einſtellen, ſo wird er die ganze Statt und ihre Inwohner als ein halsſtarrig und ungehorſam Volk ausrotten wollen, wird aber nur diejenige hinrichten, die den andern abgewehret haben, und ein Urſach geweſen, daß ſich das Volk nicht ehe ergeben. Alſo wird er von einer Statt zur andern ziehen, einer jeden Statt ihr Theil Landes um ſie her gelegen, im Frieden zu regieren übergeben, und von jeder Statt durch ganz Teutſchland zween von den klügſten und gelehrteſten Mannern zu ſich nemmen, aus denſelben ein Parlement machen, die Stätt mit einander auf ewig vereinigen, die Leibeigenſchaften ſammt allen Zöllen, Acciſen, Zinſen, Gülten und Umbgelter durch ganz Teutſchland aufheben, und ſolche Anſtalten machen, daß man von keinen Fronen, Wachen, contribuiren, Gelt geben, Kriegen, noch einiger Beſchwerlichkeit beim Volk mehr wiſſen, ſondern viel ſeeliger als in den Elyſiſchen Feldern leben wird: Alsdann (ſagt Jupiter ferner) werde ich oftmals den ganzen Chorum Deorum nemmen, und herunder zu den Teutſchen ſteigen, mich unter ihren Weinſtöcken und Feigenbäumen zu ergötzen, da werde ich den Helicon mitten in ihre Grenzen ſetzen, und die Muſen von neuem darauf pflanzen, ich werde Teutſchland höher ſeegnen mit allem Ueberfluß, als das glückſeelige Arabien, Meſopotamiam, und die Gegend um Damaſco; die griechiſche Sprache werde ich alsdenn verſchwören, und nur Teutſch reden, und mit einem Wort mich ſo gut Teutſch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor dieſem den Römern die Beherrſchung über die ganze Welt zukommen laſſen werde. Ich ſagte: Höchſter Jupiter, was werden aber Fürſten und Herren dazu ſagen, wenn ſich der künftige Held unterſtehet, ihnen das Ihrige ſo unrechtmäßigerweis abzunehmen, und den Stätten zu unterwerfen? werden ſie ſich nicht mit Gewalt widerſetzen, oder wenigſt vor Göttern und Menſchen dawider proteſtiren? Jupiter antwortet, hierum wird ſich der Held wenig bekümmern, er wird alle Groſſe in drei Theil unterſcheiden, und diejenige, ſo ohnexemplariſch und verrucht leben, gleich den Gemeinen ſtrafen, weil ſeinem Schwerd kein irrdiſche Gewalt zu widerſtehen vermag, denen übrigen aber wird er die Wahl geben, im Land zu bleiben oder nicht; was bleibt, und ſein Vaterland liebet, die werden leben müſſen wie andre gemeine Leut, aber das Privatleben der Teutſchen wird alsdenn viel vergnügſamer und glückſeeliger ſein, als jetzund das Leben und der Stand eines Königes, und die Teutſchen werden alsdenn lauter Fabricii ſein, welcher mit dem König Pyrrho ſein Reich nicht theilen wollte, weil er ſein Vaterland neben Ehr und Tugend ſo hoch liebte, und das ſeyn die zweite;

die dritte aber, die Ja-Herrn bleiben, und immerzu herrſchen wollen, wird er durch Ungarn und Italia in die Moldau, Wallachey, in Macedoniam, Thraciam, Graeciam, ja über den Hellespontum in Asiam hineinführen, ihnen dieſelbe Länder gewinnen, alle Müßigänger in ganz Teutſchland mitgeben, und ſie aldort zu lauter Königen machen; alsdann wird er Conſtantinopel in einem Tag einnehmen, und allen Türken, die ſich nicht bekehren oder gehorſamen werden, die Köpff vor den Hindern legen, daſelbſt wird er das Römiſch Kaiſerthum wieder aufrichten, und ſich wieder in Teutſchland begeben, und mit ſeinen Parlementsherrn (welche er, wie ich ſchon geſagt habe, aus allen teutſchen Stätten paarweis ſamblen, und die Vorſteher und Väter ſeines teutſchen Vaterlandes nennen wird) eine Statt mitten in Teutſchland bauen, welche viel gröſſer ſein wird, als Manoah in Amerika, und goldreicher als Jeruſalem zu Salomons Zeiten geweſen, deren Wäll ſich dem Tyroliſchen Gebürg, und ihre Waſſergräben der Breite des Meers zwiſchen Hispania und Africa vergleichen ſoll, er wird einen Tempel hineinbauen, von lauter Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren, und in der Kunſtkammer, die er aufrichten wird, werden ſich alle Raritäten in der ganzen Welt verſammeln, von den reichen Geſchenken, die ihm die Könige in China, in Perſia, der groſſe Mogar in den Orientaliſchen Indien, der groſſe Tarter Chan, Prieſter Johann in Africa, und der groſſe Czar in der Moscau ſchicken; der Türkiſche Kaiſer würde ſich noch fleiſſiger einſtellen, wofern ihm bemeldeter Held ſein Kaiſerthum nicht genommen, und ſolches dem Römiſchen Kaiſer zu Lehne gegeben hätte.

Ich fragte meinen Jovem, was denn die chriſtlichen Könige bey der Sache thun würden? er antwortet, der in Engeland, Schweden und Dennemark werden, weil ſie Teutſchen Geblüts und Herkommens: der in Hiſpania, Frankreich und Portugall aber, weil die Alte Teutſchen ſelbige Länder hiebevor auch eingenommen und regiert haben, ihre Kronen, Königreich und incorporirte Länder, von der Teutſchen Nation aus freien Stücken zu Lehne empfahen, und alsdenn wird, wie zu Auguſti Zeiten, ein ewiger beſtändiger Fried zwiſchen allen Völkern in der ganzen Welt ſeyn.

Einer von meinem Gefolge, der uns zuhörete, hätte den Jupiter ſchier unwillig gemacht, und den Handel beynahe verderbt, weil er ſagte: Und alsdenn wirds in Teutſchland hergehn wie im Schlaraffenland, da es lauter Muscateller regnet, und die Creutzer-Paſtetlein über Nacht wie die Pfifferling wachſen! da werde ich mit beiden Backen freſſen müſſen wie ein Dreſcher, und Malva-

ſier

ſter ſauſen, daß mir die Augen übergehn. Ja freilich antwortet Jupiter, vornemlich wenn ich dir die Plag Eriſichthonis anhenken würde, weil du, wie mich dünken will, meine Hoheit verſpotteſt; zu mir aber ſagte er, ich habe vermeint, ich ſei bei lauter Silvanis, ſo ſehe ich aber wol, daß ich den neidigen Momum oder Zoilum angetroffen habe; Ja man ſollte ſolchen Verräthern das was der Himmel beſchloſſen, offenbaren, und ſo die edle Perlen vor die Säu werfen, ja freilich!

Ich ſagte zu ihm; Allergütigſter Jove, du wirſt ja eines groben Waldgotts Unbeſcheidenheit halber deinem alten Ganymede nicht verhalten, wie es weiter in Teutſchland hergehen wird? O Nein, antwortet er, aber befehle vorher dieſem Theoni, daß er ſeine Hipponacis Zunge fürterhin im Zaum halten ſolle, ehe ich ihn (wie Mercurius den Battum) in einen Stein verwandele; Du ſelbſt aber geſtehe mir, daß du mein Ganymedes ſeiſt, und ob dich nicht mein eyfferſüchtige Juno in meiner Abweſenheit aus dem himmliſchen Reich gejaget habe? Ich verſprach ihm alles zu erzählen, da ich gern gehört haben würde, was ich zu wiſſen verlangte. Darauf ſagte er: Lieber Ganymede, (leugne nur nicht mehr, denn ich ſehe wohl, daß du es biſt) es wird alsdenn das Goldmachen in Teutſchland ſo gewiß und ſo gemein werden, als das Hafner-Handwerk, alſo daß ſchier ein jeder Roßbub den Lapidem Philosophorum wird umſchleppen! Ich fragte, wie wird aber Teutſchland bey ſo unterſchiedlichen Religionen ein ſo langwierigen Frieden haben können? O Nein! ſagt Jupiter, mein Held wird dieſer Sorg weislich vorkommen, und vor allen Dingen alle chriſtliche Religionen in der Welt mit einander vereinigen; Ich ſagte, o Wunder, das wäre ein groß Werk! wie müſte das zugehen? Jupiter antwortet, das will ich dir herzlich gern offenbaren! Nachdem mein Held den Univerſalfrieden der ganzen Welt verſchaft, wird er die Geiſtund Weltlichen Vorſteher und Häupter der Chriſtlichen Völker und unterſchiedlichen Kirchen mit einem ſehr beweglichen Sermon anreden, und ihnen die bisherige hochſchädliche Spaltungen in den Glaubensſachen trefflich zu Gemüthe führen, ſie auch durch hochvernünftige Gründe und unwidertreibliche Argumenta dahin bringen, daß ſie von ſich ſelbſt eine allgemeine Vereinigung wünſchen, und ihme das ganze Werk, ſeiner hohen Vernunft nach zu dirigirn, übergeben werden: Alsdann wird er die allergeiſtreichſte, gelehrteſte und frömmeſte Theologie von allen Orten und Enden her, aus allen Religionen zuſammenbringen, und ihnen eine Art, wie vor dieſem Ptolomäus Philadelphus den 72 Dollmetſchen gethan, in einer luſtigen und doch ſtillen Gegend, da man wichtigen

Sa

Sachen ungehindert nachſinnen kann, zurichten laſſen, ſie daſelbſt mit Speis und Trank, auch aller andrer Nothwendigkeit verſehn, und ihnen aufliegen, daß ſie ſo bald immer möglich, und jedoch mit der allerreifſten und Wolerwegung die Strittigkeiten, ſo ſich zwiſchen ihren Religionen enthalten, ernſtlich beilegen, und nachgehends mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, Heilige und Chriſtliche Religion der H. Schrift, der uhralten Tradition und der Probirten H. Väter Meinung gemäß, ſchriftlich verfaſſen ſollen: Um dieſelbige Zeit wird ſich Pluto gewaltig hintern Ohren kratzen, weil er alsdann die Schmälerung ſeines Reichs beſorgen wird, ja er wird allerhand Fünd und Liſt erdenken, ein Aus darein zu machen, und die Sach, wo nicht gar zu hintertreiben, jedoch ſolche ad infinitum oder indefinitum zu bringen, ſich gewaltig bemühen; er wird ſich unterſtehen, einem jeden Theologo ſein Intereſſe, ſeinen Stand, ſein geruhig Leben, ſein Weib und Kind, ſein Anſehn und je ſo etwas, das ihm ſeine Opinion zu behaupten, einrathen möchte, vorzumahlen: Aber mein dapfferer Held wird auch nicht feyern, er wird; ſo lang dieſes Concilium währet, in der ganzen Chriſtenheit alle Glocken läuten, und damit das Chriſtlich Volk zum Gebet an das höchſte Numen ohnabläſſig anmahnen, und um Sendung des Geiſtes der Wahrheit bitten laſſen: Wenn er aber merken würde, daß ſich einer oder ander vom Plutone

eins

einnemmen ließ, ſo wird er die ganze Congregation, wie in einem Conclave, mit Hunger quälen, und wenn ſie noch nicht dran wollen, ein ſo hohes Werk zu befördern, ſo wird er ihnen allen von Henkenpredigen, oder ihnen ſein wunderbarlich Schwerd weiſen, und ſie alſo erſtlich mit Güte, endlich mit Ernſt und Bedrohungen dahin bringen, daß ſie ad rem ſchreiten, und mit ihren halsſtarrigen falſchen Meinungen, die Welt nicht mehr wie vor Alters foppen: Nach erlangter Einigkeit wird er ein groſſes Jubelfeſt anſtellen, in der ganzen Welt dieſe geläuterte Religion publiciren, und welcher alsdann darwider glaubt, den wird er mit Schwefel und Bech martyriſiren, oder einen ſolchen Ketzer mit Buxbaum beſtecken, und dem Plutone zum Neuen Jahr ſchenken. Jetzt weiſt du, lieber Ganymede, alles was du zu wiſſen begehreſt." " — —

So weit der alte Simpliciſſimus.

In dieſer ganzen Stelle herrſcht mehr Satire, als die meiſten Leute bemerken werden, ſo wie im ganzen Buche mehr Poeſie und ein beſſerer Styl iſt, als man jemals geglaubt hat. Jene Stelle iſt auch für uns noch nicht unpaſſend geworden und der wirkliche ewige Friede dürfte wohl nur durch einen ähnlichen Helden hervorgebracht werden können. Ich denke immer an dieſen Jupiter, wenn ich die mannichfaltigen Vorſchläge höre und leſe, die das Glück der Menſchheit begründen ſollen.

Aber kein Menſch lieſt jetzt das alte vergeſſene Buch; wohl aber die neuen politiſchen Journale.

15.

Heut hat der Maler ein großes Herzeleid erlebt; er hat nämlich einen andern Menſchen, auch einen Maler angetroffen, mit dem er Streit und Zank angefangen hat. Ich habe gar nicht geglaubt, daß eine kriegeriſche Natur in ihm verborgen läge; denn ich habe ihn immer für ſehr friedfertig gehalten.

Jener fremde Menſch behauptete nämlich, Pietro Cortona ſey einer der größten Maler, die die Welt je hervorgebracht habe; die meiſten andern berühmten Meiſter müßten ihm weit nachſtehn; und das war für den Herrn Ferdinand zu ſchwer zu verdauen. Sie wurden recht grob gegen einander, und beyde warfen ſich Unwiſſenheit vor. Ich freue mich ſehr darüber, wenn Leute heftig gegen einander werden; denn dann ſchimmert in unſre feine und überkultivirte Welt gleichſam noch ein Stückchen des goldnen Zeitalters herein, und erinnert uns an die verlohrne Freyheit, die jedem erlaubte zu thun, was er nur wollte. Suchen manchmal die Menſchen gar das Fauſtrecht wieder hervor, ſo wird mir um ſo wohler; und ich wollte viel darum geben, wenn ich es mit bewirken könnte, daß in unſerm Deutſchland die edle Boxkunſt eingeführt würde.

Es iſt gewiß, daß man viel zu viel Politeſſ
gewahr wird, darüber kann der wirkliche Menſc
gar nicht zum Vorſchein kommen, ſondern er i
von Lebensart und Sitten ſo eingebaut, daß e
uns ordentlich ſchwer wird, ihn auch nur zu e
rathen. Deswegen iſt uns jetzt die Menſchen
kenntniß ſehr ſauer gemacht, und viele Leute ha
ben Recht, wenn ſie eine eigne Wiſſenſchaft da
aus bilden wollen. Einen groſſen Nachtheil a
die Sitten hat es gehabt, daß man auch vo
Theater die Schlägereyen verbannt hat, und ſe
wunderlich iſt es, daß die Duelle dort noch e
laubt ſind. Aber der Menſch iſt in allen Di
gen inkonſequent, und man ſollte ſich darüber g
nicht mehr verwundern; denn wahrhaftig, wen
ſie konſequent wären, würden ſie noch viel närr

ſch

ſcher ſeyn. Das was die meiſten aus dem Stegreife thun, iſt bey weitem noch das beſte; es geräth ihnen auch immer am beſten.

Der fremde Maler ſchien Unrecht zu haben; denn Herr Ferdinand machte die meiſten Worte. Der andre wurde beynah zum völligen Stillſchweigen gebracht, und mehr iſt zum Siege der Gegenparthey nicht nothwendig.

Ich ſchweige gern in jedem Streite gleich ſtill und gönne meinem Gegner den Triumph; denn die Menſchen ſtreiten gewöhnlich über das, was ſie nicht wiſſen, wovon ſie kein Wort verſtehn, da thun ſie ſich am allerliebſten mit ihren keckſten Behauptungen hervor; und freylich bin ich auch ſo. Ich bin aber meiſtentheils davon überzeugt und fange nur einen kleinen Streit an, um ihn gleich wieder fallen zu laſſen. Ueberhaupt liebe ich das Schweigen mit Paſſion, am gewöhnlichſten wenn andre Menſchen gern recht viel mit mir ſprechen möchten. Es iſt mit den Menſchen umgekehrt, wie mit den Violinen, dieſe gewinnen, je mehr man ſie ausſpielt; ein Menſch aber, der ſo recht ausgeſpielt iſt, das heißt, der ſich recht durch alle nur mögliche Materien durchgeſprochen hat (und ſo weit kommen die meiſten ſchon im 23ſten Jahre), iſt ein unausſtehliches Inſtrument. Kömmt über einen ſolchen ein Virtuoſe oder ſogenannter guter Geſellſchafter, gebildeter Mann, Mann mit Kenntniſſen ausgerüſtet u. dergl. und zieht alle Regiſter des Inſtruments an, um ſeine Fertigkeit zu zeigen, ſo entſteht daraus ein Conzert, daß man davon laufen möchte. Wenn es ſich thun läßt, laufe ich auch immer unter ſolchen Umſtänden davon.

Ich könnte einen Folioband über die Vortrefflichkeit des Schweigens ſchreiben; wenn ich gern über eine Materie ſpreche, ſo iſt es über dieſe, und ſie iſt für mich auch unerſchöpflich. O ihr vortreflichen Heiligen Oſtindiens! die ihr oft in eurer Lebenszeit kein Wort ausſprecht! wie weiſe ſeyd ihr? Mit Euch muß es ſich noch der Mühe verlohnen, ſich zu unterhalten. Ihr habt gewiß den guten Ton völlig in Eurer Gewalt, zu Euch möchte ich reiſen, um gute Geſellſchaft aufzuſuchen.

15.

Der fremde Maler, der Martin heißt, iſt nun gänzlich der Meynung Ferdinands und vielleicht mehr von Pietros Schlechtigkeit überzeugt, als dieſer ſelbſt. Martin iſt ſein eifriger Anhänger geworden und ſie lieben ſich nun beyde von Herzen. Wenn ich einen wirklichen, wahren Freund erwiſchen könnte, wollte ich ihm auch ſehr gern ein Paar von meinen beſten Meynungen aufopfern, er ſollte ſogar das Ausſuchen haben, und mehr kann man hoffentlich doch nicht thun. Dabey halte ich von meinen Meynungen gewiß eben ſo viel, als irgend ein andrer verſtändiger Menſch.

Aber ich habe nun vor den Gedanken des Ferdinand ſelber mehr Reſpekt, ſeit er den Fremden überwunden hat; ich glaube nun faſt, daß er ſo einfältig nicht ſeyn kann, als er mir immer vorgekommen iſt. Freylich giebt es nicht leicht einen Menſchen in der Welt, der nicht ſeine Anhänger finden kann, wenn er ſich nur die Mühe geben will, ſie zu ſuchen. Nichts iſt ſo bequem, als etwas zu glauben, das ein andrer meynt, und dieſer hat ſeine Meynung gewöhnlich auch nur vom Hörenſagen. So kann man die Rechnung bis ins Unendliche fortſetzen. Es muß aber irgend einmahl, in uralten Zeiten einen gegeben haben, der wirklich und wahrhaft etwas gemeynt hat; und ſo werden wir ganz von ſelbſt und natürlicherweiſe

weiſe auf die Offenbarung geführt. Die Menſchen können ohne Offenbarung nicht fertig werden, das ſehn wir täglich mit unſern Augen; was ich mir ſelbſt nicht zutraue, traue ich auch keinem andern zu, und wenn ich nun auf dieſe Art mit meinem Schlüſſel immer höher klimme, ſo komme ich am Ende an die Pforte, aus der die Stimme den Menſchen erſchallte, die die hohe Weisheit ihnen zum beſſern Verſtändniß in populaire begreifliche Sätze überſetzte: und davon hat man bisher gezehrt und wird zehren, ſo lange die Welt ſteht.

Man kann die Offenbarung faſt auf alles in der Welt ausdehnen. Nicht bloß die Religion, ſondern auch die Kleidertracht iſt offenbart; nicht bloß die Philoſophie, ſondern auch die Art Taback zu nehmen und zu nieſen. Es giebt keinen Menſchen, der es wagte, alle dieſe Dinge nach ſeinem eigenen Guſto, oder aus freiem Willen zu treiben.

Wenn es hin und wieder einmahl Leute giebt, die ſich gegen dieſe Offenbarungen ſperren, ſo ſind ſie billig für Ketzer zu achten, und die übrigen Menſchen thun wohl daran, den Umgang dieſer gefährlichen Neuern zu vermeiden.

Ich verliehre mich immer in Gedanken, die ich anfangs gar nicht geſucht habe: ein ſchlimmer Erfolg des Nachdenkens.

Jetzt verfalle ich auf Emiliens Andenken. Es iſt ſchändlich, daß ich ſeit langer Zeit ſo gar wenig an ſie gedacht habe. Jetzt peinigt es mich, daß ich von ihr entfernt bin, und doch noch nicht zurückreiſen darf: daß ich dem Entzweck meiner Reiſe noch um nichts näher gekommen bin. Ich weis nicht, wie mein zukünftiger Lebenslauf ausſehn wird, aber der jetzige gefällt mir gar nicht.

Die Langeweile iſt das ſchlimmſte Pockengift, das ſich in dieſe arme Welt eingeſchlichen hat. Und dagegen laſſen ſich gar keine Anſtalten treffen; man kann ſich nicht inokuliren laſſen, um nachher davon frey zu ſeyn, denn ſonſt läſe man eine Anzahl vortrefflicher Bücher hindurch, man beſuchte eine Zeitlang geſcheidte Leute, man hielt Predigten und ſtudierte Journale oder gäbe ſich ordentlicherweiſe für die Krankheitszeit irgendwo in Penſion; unſre Deutſchen, denen es gewiß an praktiſchem Sinn nicht fehlt, und die gern Geld verdienen, würden ſehr bald dergleichen Erziehungsanſtalten anlegen: Waiſenhäuſer, Militairakademien, Gymnaſien, durch die man hindurch müßte. Wenn man dann eine Zeitlang ſtudirt hätte, müßte man ordentlich, wie es im Preußiſchen eingeführt iſt, examinirt werden, ob man *reif* ſey, ob man wohl ſchon im Stande ſey, andern Langeweile zu machen. Die ſich ganz vorzüglich auszeichneten, müßten dann mit Stipendien verſorgt und in bürgerlichen Geſchäften vorgezogen werden.

Doch ich vergeſſe, daß dieſe Ideale zum Theil längſt realiſirt ſind, und daß ich nur ſo über die Langeweile ſchreibe, um mir die Langeweile zu vertreiben.

Jetzt könnt' ich nun ſchon ſo lange verheyrathet ſeyn, daß Emilie in meiner Geſellſchaft Langeweile empfande: ich könnte auf dem Lande ſitzen und an einem ſchönen Steckenpferde ſchnitzeln, um mir die Zeit zu vertreiben: etwa an einem fortlaufenden Auszuge aus der Hamburger Zeitung arbeiten, oder aus der Berliner das Avancement bey der Armee in ein Regiſter tragen, und die Namen nachher wieder nach dem Alphabete rangiren; ich könnte mir auch eine Bibliothek von Schulprogrammen ſammeln, oder in fünf bis ſechs Lotterien ſetzen und nachher die Tabellen erwarten: kurz, ich könnte auf meinem Grund und Boden wie ein Fürſt leben; aber das Schickſal, das boshafte, gönnt mir meine beſcheidnen Wünſche nicht, ſondern zwingt mich, mich auf einer verflucht langweiligen Reiſe herum zu treiben.

Welch eine glückliche Idee, daß es mir einfiel, mir ein Tagebuch einzurichten! Iſt dieſer Umſtand nicht noch mein einziger Troſt? Würde ich ohne ihn nicht in eine reelle Verzweiflung verfallen? Ich möchte behaupten, es rettet ein Menſchenleben? O, äußerſt nützliches Tagebuch!

Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich ohne Zweifel Verſe machen. Gewiß muß man ſich aus ſolchen Situationen, den Urſprung der Dichter, richtig vorſtellen.

Ob Emilie wohl zuweilen an mich denkt? Hol's der Henker, warum kann ich durchaus nicht recht ernſthaft werden? Es iſt ein wunderlicher Geiſt in mir, der alle vernünftigen Gedanken mit Gewalt zurückhält. Wenn ich im Stande der Ehe nicht verwandelt werde, ſo bin ich auf meine Lebenszeit ein verlohrnes Geſchöpf. Darum ſollte ich eben darnach trachten, ſo bald als möglich zurück zu reiſen.

Ich muß mir von neuem Mühe geben, die erforderliche Portion Narren anzutreffen. Sollten

ten ſie denn wirklich allenthalben ſo ſelten ſeyn? Was ich hier nicht finde, finde ich vielleicht anderswo; was heute nicht gelingt, geräth morgen, wenn nicht morgen, doch wohl übermorgen —

„Und kriecht bis zur letzten Sylbe der uns beſtimmten Zeit, und alle unſere Geſtern haben Narren zum ſtaubbedeckten Tode hingeleuchtet“

Ich muß mich ſchlafen legen, denn ich bin müde. Ein ſeichter und gewöhnlicher Grund, um einzuſchlafen; aber ich habe keinen beſſern.

17.

O unglückliches Schickſal! o verdammtes goldnes Zeitalter! —

Ich möchte raſend werden, wenigſtens närriſch. Wer weis, ob ich's nicht ſchon bin!

Heute könnte ich in unaufhörlichen Ausrufungen ſchreiben; denn ich bin noch an keinem Tage meines Lebens ſo verdrüßlich geweſen, als eben heute.

Die Sonne ging ſo freundlich auf, ich dachte nichts weniger, als daß mir ſo ein verdammter

Streich arriviren könnte. Aber juſt darum iſt er mir gewiß arrivirt, weil ich an nichts weniger dachte!

Aller Troſt, alle Philoſophie verläßt mich.

Statt den Endzweck meiner Reiſe zu erfüllen, verwickele ich mich ohne alle Noth in alberne Abentheuer. Ich komme immer ſpäter zu meiner Geliebten zurück, ich verliehre immer mehr Zeit, und noch obendrein —

Nein, es iſt gar nicht auszuſprechen!

O warum reiſte ich aus? O warum nahm ich nicht ein Barometer oder Thermometer mit, der es mir jedesmal nachgewieſen hätte, wenn ich mich in der Nähe eines Narren befand. Sie ſind bey Gott gar nicht von den übrigen ordentlichen Menſchen zu unterſcheiden. Ich ließe mich gern in dieſen Freimäurer-Orden aufnehmen, um nachher nur die Meiſter vom Stuhl zu erkennen. — Aber das ſtrenge Verhängniß nimmt mir die Biſſen von dem Munde weg: und nicht allein das, es giebt mir nachher noch einen Schlag auf den Mund.

Ich bin jetzt ohne allen Scherz; denn meine Wunde ſchmerzt mich empfindlich. Ich habe nämlich ein Duell gehabt, und die Spuren des goldnen Zeitalters, das ich neulich ſo lobte, ſind an mir ſichtbar genug. Es iſt mir durch Fell und Fleiſch gedrungen, und nun ſitze ich hier und lamentire: und auch damit iſt mir nicht einmahl geholfen.

Ich begreife auch nicht, wie ich auf die Idee kam; ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wie ſich der Streit entſpann. Genug, es war derſelbe Menſch, der mir neulich mit ſeinen politiſchen Grundſätzen ſo aufgefallen war. Er wollte heut verreiſen, und iſt nun auch ſchon wirklich fort. Wir kamen heut Mittag zuſammen und er ſprach wieder über die Art, wie er Europa eingerichtet wiſſen wollte. Ich gab ihm Recht, um ſeine ganze Meynung zu hören, die kam nun wirklich erſt recht umſtändlich an's Tageslicht. Mir war immer, als hörte ich den Gott Jouem aus meinem Simplicissimo reden. Kurz, ich wollte mein Tagebuch dann auch nicht ganz umſonſt und nur zu meinem beſten geſchrieben haben; ich hohlte es von meinem Zimmer, und las dieſem Politiker mit ironiſcher Ernſthaftigkeit die ganze abgeſchriebene Stelle vor. Er blieb ganz gleichmüthig; aber einige anweſende Perſonen, die uns zugehört hatten, lachten laut. Darüber wurde er böſe, und es fiel ihm ein, ich könnte ihn wohl gar foppen. Vorher hatte er dem Jupiter in allen Dingen Recht gegeben und gemeynt, der Kerl verſtehe ſchon, ein Ding einzurichten, wie es ſich gehöre; jetzt aber ſchalt er ihn für einen unwiſſenden Eſel, für einen Charlatan in der Politik, für einen Ignoranten, der den Henker von den jetzigen Aſpecten verſtünde. Er glaubte damit die übrigen von ihrem Lachen zu kuriren und ſich zu ihrer Parthey zu ſchlagen; ja um alles gut zu machen, wandte er ſelbſt ein kleines Gelächter daran, und ſah ſich dann mit einiger Zuverſicht wieder um.

Ich ließ es mir einfallen, Jupiters Ehre zu vertheidigen und zu behaupten, er ſey ein guter Politiker, und ſeine Idee mit dem unverwundbaren ſtreitbaren Helden ſey vortrefflich. Die Herren lachten von neuem, und der Mann, der Europa umarbeiten wollte, kam von neuem in Verlegenheit. Er half ſich endlich auf dem kürzeſten Wege: er wurde grob. Es iſt wahr, es giebt kein unfehlbareres Mittel, ſich aus der Verlegenheit zu ziehn, als dieſes; denn gewöhnlich gerath überdies noch die Gegenparthey in Verlegenheit. So wäre es mir beynahe ergangen. Da ich aber wahrnahm, daß dieſes Hausmittel, welches ſo vielen Hausvätern beſtändig zu Gebote ſteht, ſich am Politiker ſo probat erwies: ſo kam ich darauf, es in meinen mißlichen Umſtänden ebenfalls zu verſuchen. Er war ein Edelmann: wir forderten uns. Da es ſchönes Wetter war, giengen wir ſogleich vor's Thor. Durch eine ſonderbare Wendung erhielt ich eine Bleſſur am Knie. Mein Gegner reiſte nach geendigtem Handel ſogleich fort.

Wirklich habe ich mich durch Schreiben einigermaßen getröſtet. Es iſt ein großes Glück, daß ich noch ſchreiben kann. Wenn ich die Bleſſur nun am Arm empfangen hätte!

Freylich bin ich derjenige, der geſtern noch dem Schweigen eine ſo feurige Lobrede hielt. Ich bin derjenige, der jeden Streit ſogleich aufgiebt und ſeinen Gegner immer Recht behalten läßt. Mußte ich mir darum dies Tagebuch anlegen, um mir dadurch eine Wunde zu veranlaſſen? —

Der Chirurgus ſagt freylich, ſie habe nicht viel zu bedeuten, und ich glaube es auch recht gern. Aber warum ließ ich Simplicissimus den Simplicissimus nicht in Ruhe? Weis ich denn nicht, daß die Menſchen keinen Spaß verſtehn, und daß ihnen dieſer Genuß wahrſcheinlich als ein Theil ihrer himmliſchen Freude aufgehoben wird, wenn ſie hier unten an der Ernſthaftigkeit geſtorben ſind? Um dieſe Freude nun hier zu haben, ware ich darüber beynahe zu früh in die Himmliſche verſetzt worden. Was hätte Emilie dann wohl zu meiner allzugroßen Spashaftigkeit geſagt?

Alle Menſchen tröſten mich. Das iſt mir in meiner Situation auch ſehr fatal.

18.

Es iſt jemand hier, mit dem der Maler vielen Streit gehabt hat, weil er den Pietro da Cartona immer in Schutz nahm. Ich beſorgte ſchon immer etwas Uebles; aber es iſt nichts als lauter Gutes daraus entſtanden; denn dieſer Freund iſt zu einem beſſern Geſchmack zurückgeführt, er giebt dem Maler Recht, und ſieht ein, daß er bisher in der Irre gewandelt hat. Er iſt nunmehr mit dem Herrn Ferdinand einerley Meynung, und das gefällt mir beſſer, als ihr Streiten. Ich finde überhaupt an der Friedfertigkeit ein großes Wohlgefallen, ſeit ich durch meine Bekehrungsſucht ſo übel angekommen bin. Der andre iſt ein Menſch, der ſich ſehr für die Wiſſenſchaften intereſſirt; er ſtudirt alles, was ihm in die Hände fällt; dabey iſt er von einer heftigen Natur: er heißt Werthmann. Er iſt viel als Hofmeiſter in der Welt herumgereiſt, um andere junge Leute zu bilden und gebildet zu werden. Das Letztere iſt ihm einigermaßen gelungen; nur finde ich, daß er darüber in eine gewiſſe Langweiligkeit verfallen iſt, die ihm recht gut ſteht, mir aber läſtig wird. Mir ſcheint er einer von denen Menſchen, die zum Umgange vorzüglich brauchbar ſind, weil ſie ihr Inwendiges nie ganz herauskehren; oft, weil ſie kein Inwendiges haben; oft aber auch, weil es ihnen unbequem fällt.

Der Maler hat alſo dieſen Werthmann bekehrt, und ich denke, mir ſoll dieſes Tagebuch faſt gleiche Dienſte leiſten. Ich wollte zufrieden nach Hauſe kehren, wenn ich nur erſt mein Corps von Narren angetroffen hätte. Jedermann genießt eines ſo ſtillen ruhigen Glücks, und klagt eher über Ueberfluß, als Mangel an Narrheit: nur ich Armſeliger muß die weite Welt durchſtreifen; Emilie ſitzt indeſſen und wartet ſehnlichſt auf meine Rückkehr.

19.

Immer wunderbarer! immer närriſcher! Man lernt doch alle Tage mehr Neues. Der bekehrte, Hr. Werthmann, trifft geſtern von ohngefähr einen Mann, der günſtig vom Pietro Cortona ſpricht. Werthmann, um ſeine neue Religion in eine friſche Ausübung zu bringen, behauptet kecklich, Pietro ſey ein ganz ſchlechter Maler; jener giebt anfangs etwas nach, da er aber ſieht, daß Werthmann ſeinen Satz gar zu hitzig verficht, wird er auch aufgebracht, ſie gerathen über die Italiäniſchen Maler in Zwiſt und Werthmann wird zerſchlagen nach Hauſe gebracht. Der Maler hört von dem Vorfall und geht hin, um den Neubekehrten zu tröſten, der ſich durch ſeine Beſſerung ſo anſehnlich verſchlimmert hatte. Kaum ſieht Werthmann denjenigen, der ihn mit dem Geiſte getauft hat, als er ſogleich den Vorſatz faßt: ihm einiges vom Erworbenen zurückzugeben. Der Maler nun iſt ein ſchwacher Menſch und darum liegt er jetzt auch verwundet im Bette.

So eben fällt es mir ein: dieſe beiden Bekehrer ſind ja zwey ganz vortreffliche Narren, deren ich nie ſchönere wieder habhaft werden kann. Nun noch den dritten. O gütiges Schickſal, laß mich auch dieſen finden!

Und beſitze ich ihn dann nicht ſchon oder werde vielmehr von ihm beſeſſen? Wer kann es anders ſeyn, als ich ſelber, da ich ſo weit herumreiſe und an mich gar nicht denke? Da ich in der Ferne einen Schatz ſuche, den ich ſo nahe bey mir habe? — Ich reiſe zurück, ich ſchließe dieſes Tagebuch und bin glücklich. Unſre drey Portraits zieren den Saal und können für Angedenken der Freundſchaft gelten; Emilie giebt mir ihre Hand, wenn ſie ſich noch nicht eines beſſern beſonnen hat — und warlich, dann wär ich erſt ein recht vollkommner Narr! — doch nein, ich erhalte ſo eben einen Brief, ſie liebt mich noch! — —

XXXVII.

Folgende merkwürdige Autobiographie habe ich dem günſtigen Leſer nicht vorenthalten mögen, da es gewiß zu den größten Seltenheiten gehört, daß ein mächtiger Kaiſer ſein Leben mit ſo vieler Aufrichtigkeit und Selbſtverläugnung beſchreibt. Ich empfehle darum dieſes Werk auch allen anſehnlichen Bibliotheken, die auf rare Sachen halten und ſie zu ſchätzen wiſſen. Der mächtige Kayſer von Aromata hat mir das Manuſcript zum Durchſehn überſandt, das ich hier ſogleich abdrukken laſſe, um ihn auf eine angenehme Art zu überraſchen:

Merkwürdige Lebensgeſchichte Sr. Majeſtät Abraham Tonelli,

in drey Abſchnitten.

Erſter Abſchnitt.

I.

Habe hier in meiner Einſamkeit und mitten unter meinen Regierungsgeſchäften vernommen (weil mich auch ſtets für die Literatur intereßirt habe), daß man ſich ſehr um wunderbare Begebenheiten in Deutſchland, meinem lieben Vaterlande, bekümmert. Der Herr von Groſſe und der Graf Vargas treiben wunderbaren Spaß und die übrigen leſen es mit Erſtaunen: aber noch iſt kein König oder Kaiſer aufgeſtanden und hat ſeine Memoirs oder Confessions niedergeſchrieben, ſo daß mir dieſes ordentlich vorbehalten ſcheint, in dieſem Fache der Erſte zu ſeyn. Ich ſchreibe alſo mein eignes, wahrhaftiges Leben für den Druck und für die Nachwelt nieder, weil dergleichen Denkwürdigkeiten oft eine nützliche Nacheiferung veranlaſſen, und ſo der Weg der Tugend und der wahren Größe immer mehr ausgetreten und gangbarer wird. Daneben iſt meine Geſchichte ſo anziehend, ſo ſehr mit Wunderwerken und Geſpenſtern

ſtern angefüllt, daß ſie zugleich eine überaus angenehme und anmuthige Unterhaltung vorſtellen kann. Ich kann mirs vorſtellen, daß man vergnügſam wird, und darum will ich lieber ſogleich zum Anfang ſchreiten.

2.

Ich bin nur von geringem Herkommen und nicht ſonderlicher Erziehung. Meine Eltern wohnten in der Nähe von Wien; es waren arme Handwerker, die mich zu einem Schneider in der Stadt in die Lehre thaten. Mein Taufnahme war Abraham Anton, und ich wurde von meinem Meiſter und den Geſellen gewöhnlicherweiſe nur Tonerl genannt.

Die Stadt Wien iſt eine große Stadt und liegt an der Donau; das hab' ich dazumal mit meinen eignen Augen geſehn, und kann es daher auch um ſo dreiſter behaupten. Man nannte ſie auch zu meiner Zeit die Reſidenz; auch ſoll ſie die Hauptſtadt von ganz Oeſterreich ſeyn.

Ich fühlte bald, daß ich zu gröſſern Dingen beſtimmt ſeyn müßte; denn ich merkte keinen ſonderlichen Trieb zur Arbeit in mir. Ich wünſchte mir immer zaubern zu können, oder ein König zu werden, und vertiefte mich dann mit meinen innwendigſten Gedanken oft in delikate Gerichte: ſo, daß man mich ordentlicherweiſe mit der Elle wieder in die Richte meſſen mußte; wollt' ich nicht gar darüber einſchlafen.

Hört' ich nun vollends von wunderſeltſamen Hexenkünſten, von Geiſtern und unterirdiſchen Schätzen, ſo konnte oft davor den ganzen Tag kein Auge zuthun; ſchlief dann aber in der Nacht deſto beſſer. Manchmal wünſcht' ich mir nur unſichtbar ſeyn zu können, oder zu fliegen, oder ein Tiſchtuch, das alle Speiſen, Braten, Kuchen und Wein brächte; — war aber alles vergebens.

3.

Indeſſen ich nun obgedachtermaßen meine Phantaſie in dergleichen Idealen abarbeitete, machte ich auch in der Schneiderkunſt nicht wenige Progreſſen. Gedachte nämlich in meinem kindiſchen

ſchen Gemüthe, den güldenen Boden anzutreffen, den jedes Handwerk in ſich führen ſoll, wollte auch ſchon Land rufen und Anker auswerfen, als mir einmal prächtige goldene Treſſen in die Hände fielen, wenn mich nicht glücklicherweiſe der Meiſter darüber erwiſcht und mich auf den Pfad der Tugend, ſogar bey den Haaren zurück geriſſen hätte.

4.

Je älter ich ward, jemehr Luſt verſpürte ich zu einem wunderbaren Lebenswandel in mir. War unzufrieden, daß es den einen Tag wie den andern hergieng, und nur ſehr ſelten Trinkgelder einliefen. Ich ſuchte zwar aus meinem Stande ſo viel zu machen, als mir nur möglich war, denn ich ſprach jedermann an, ſobald ich auch nur eine Beſtellung hatte; aber es gerieth mir nicht immer; denn oft ward ich ausgeſcholten; woran mich aber bald gewöhnte.

Was mich noch verdroß, war, daß alle Menſchen über mein Handwerk ſpotteten, denn wenn ich einmal zu Biere gieng, wobey mir immer mit Schinken und andern Leckerbiſſen aufwarten ließ, ward ich von allen anweſenden Gäſten herumgenommen und dermaßen tribulirt, daß ich oft aus den Eßwaaren den Wohlgeſchmack gar nicht herausſchmecken konnte, ſondern nur in der Eile alles hinunter ſchluckte. Was mich ſehr verdroß.

Ich klagte dem Meiſter meine Noth, der mich ermahnte, keinen Anſtoß daran zu nehmen, weil das einmal eine hergebrachte Gewohnheit ſey: die Leute ließen ſich von der Religion und ihren herkömmlichen Sitten nicht gern etwas ſchmälern. Die Juden würden ja noch mehr verfolgt, oft ſey es nur Neid, der aus den Leuten ſpreche; ich ſolle nur tapfer darauf antworten.

5.

Ich hatte die Lehrjahre überſtanden, und glaubte nun ein ganzer Kerl zu ſeyn; aber nun gieng mein Leiden unter den übrigen Handwerkspurſchen erſt recht an. Da war keiner, der nicht den neuen Geſellen vexirt hätte, um ſeinen Verſtand an mir zu beweiſen; ja es geſchahe wohl zuweilen, daß ſie ſogar Händel ſuchten. Ich trachtete gewöhnlich, mich durch eine glückliche Flucht zu retten. Mein Meiſter führte mir meine Zaghaftigkeit zu Gemüthe, und ſagte etwas unfreundlich: Lumpenhund! (NB. Ich muß lachen, wenn ich daran gedenke, daß ich jetzt ein Kaiſer bin.) alſo: Lumpenhund! haſt du denn keinen Witz, keine Einfälle? Iſt dir der Verſtand denn ganz verregnet, daß du alles ſo auf dir ſitzen läſſeſt? —

Nun gieng ich wieder in's Wirthshaus und nahm mir feſt vor, gewiß etwas Tüchtiges und Geſalzenes aus meinem Munde hören zu laſſen. Kaum war ich hineingetreten, ſo nahm richtig die Schrauberey wieder ihren Anfang; ſonderlich thaten ſich zwey Leinewebergeſellen hervor. Nun überlegte ich meinen Spruch eine kleine Weile (denn man ſoll nie aufs Gerathewohl ſprechen, wenn der Himmel uns auch noch ſo große Weisheit verliehen hat), und nach einiger Ueberlegung fuhr ich ſo heraus: Ihr erzdummen Eſel! ihr unterſteht euch, über einen Schneider zu ſpotten, da Ihr ſelber doch nur Leineweber ſeyd?

6.

Alle Gäſte lachten über meinen Einfall ſo laut, daß man es gemächlich über die Gaſſe hören konnte;

te; ich war in meinem Herzen mit dem Gefühl zufrieden, daß ich es ihnen reichlich vergolten hätte und verblieb über meinen Sieg ſo ziemlich beſcheiden, ob es mir gleich etwas ſauer ward; denn es war in meinem Leben das erſtemal, daß ich meinem Witze ſo den Zügel ſchießen ließ, hatte auch nicht erwartet, daß mein bischen Mutterwitz einen ſo gütigen aufmunternden Beyfall finden würde; aber es waren noch mehr Leineweber zugegen, die plötzlich zu den Prügeln griffen, da ſie keinen Verſtand bey der Hand hatten. Das zog mir zu Gemüthe und entwich eiligſt, worauf ich dann zum Meiſter kam, und ſagte: Mein Witz bekömmt mir noch ſchlechter, ſo daß ich ſogar, ohne mein Bier auszutrinken, habe davon laufen müſſen. Das iſt hier ein übler ungeſunder Ort, ich will mich auf die Wanderſchaft begeben, vielleicht, daß es mir in andern Gegenden beſſer geht.

Der Meiſter war mit meinem Entſchluß zufrieden; ich nahm von den Eltern Abſchied und begab mich unverdroſſen auf die Wanderſchaft.

7.

Nun war ich auf der Wanderſchaft, von der ich oft ſo vieles hatte erzählen hören. Es ereignete ſich, daß ich immer einen Fuß vor den andern ſetzen mußte, worauf jener wieder nicht der hinterſte ſeyn wollte, indem der andere voranlief und aus dieſem Wettſtreit war das Wandern zuſammengeſetzt. Im Anfange dauchte mir dieſe Uebung ganz läſtig und ich glaubte ſogar, ich würde hinter dem nächſten Hügel ſchon in ein ganz fremdes wundervolles Land gerathen. Ich hatte dazumal noch gar keine Erfahrung, und ſtellte mir daher vor, wie leicht es mir fallen müſſe, binnen kurzem ein großer und wohl vornehmer Mann zu werden. Ja, mein geliebter Leſer, es koſtet manche Künſte, ehe man es nur dahin bringt, Graf oder Herzog zu werden, wie du im Verlaufe meiner Begebenheiten gewahr werden ſollſt.

Bald gieng mir der Proviant aus, das Reiſegeld nahm ab und mußte nun die Künſte treiben, in denen die meiſten Handwerksburſche wohl bewandert ſind. Das gieng noch an. Aber nach einigen Tagereiſen gerieth ich in eine fürchterliche Wüſte, die ſo einſam war, daß ich auch nicht einen einzigen Menſchen darinn antraf.

8.

Hatte mir unter einer Wüſte immer ganz etwas anders vorgeſtellt, als was mir jetzt vor der Naſe lag; denn das war eben nichts beſſers als ein Wald. Ich konnte den großen Weg nicht wieder finden, dabey auch keinen Menſchen, kein Haus, kein Dorf. Ich dachte anfangs, daß das auch mit zum Reiſen gehöre; da aber endlich der Hunger allzuſehr überhand nahm, wurde ich meines Irrthums gewahr. Ich hatte mich nämlich verirrt, und lief bald links, bald rechts, wobey mir die Knie vor Furcht zitterten; auch rief ich um Hülfe, aber alles vergebens. Wobey mich bis dato noch darüber verwundere, daß ſich alle Menſchen ihre Häuſer und Städte von dieſer Wüſte ſo weit abgebaut haben; vielleicht, daß ſie eben ſo vielen Abſcheu dagegen haben, als ich ſelber, und dem Hunger eben ſo gern aus dem Wege gehn.

Das wär alles noch zu ertragen geweſen; aber nun brach gar die finſtre Nacht herein. Darüber kam ich in großes Schrecken, und dazumal habe ich es eingeſehn, daß die Nacht wirklich keines Menſchen Freund iſt. Denn es dauerte nicht gar lange, ſo machten ſich Wölfe, Bären und dergleichen Creaturen in meiner Nähe etwas zu thun; im Grunde nur Vorwand, weil ſie mich freſſen wollten. Selber nichts zu beißen und zu brechen und noch dergleichen Zumuthungen. Sehr fatal!

Mußte in den Umſtänden auf einen Baum ſteigen, was ich ſonſt noch nie gethan hatte: aber die Löwen thurnirten und lärmten um mich herum, daß ich mich dazu zu reſolviren genöthigt ſah. Sie kehrten ſich aber daran nicht, ſondern giengen insgeſammt mit Brummen und Zähneblöcken um meinen Baum herum. Wünſchte mir wieder, nur auf die gewöhnliche Art im Wirthshauſe vexirt zu werden, und hätte viel darum gegeben.

9.

Die Nacht über hatte ich in der That eine ſchlechte Schlafſtelle gehabt. Das Morgenroth brachte mir viele Freude, denn nun giengen die ungebetenen Gäſte wieder von meinem Baume weg. Ich ſtieg vom Baum herunter und ſah mich genöthigt, einige rohe Wurzeln zu frühſtücken, die mir nicht ſonderlich ſchmeckten. Ich lief umher und traf auch kein beſſer Mittagsbrod. Hätte mich geſchämt, wenn mich ein einziger Menſch hätte die rohen Wurzeln eſſen ſehn; aber

Bey ſo bewandten Umſtänden war von meiner Seite eben nichts anders zu thun. Ich verfluchte oft meine Auswanderung und meinen Stolz, daß ich in der Welt was beſonders hatte werden wollen: aber das war nun alles zu ſpät.

10.

So bracht' ich noch zwey Tage zu, indem ich immer in meiner Wüſteney herumreiſte. Ich glaube, daß ich an manche Stellen drey bis viermal hingekommen bin, weil wie geſagt, kein Weg anzutreffen war, ſich auch alles Buſchwerk ſo gleich ſah, daß ich es nicht einmal wiſſen konnte. In der dritten Nacht war heller Mondenſchein und ich retirirte mich wieder auf eine ſehr hohe Tanne. Als ich noch mein Unglück bejammerte, kamen zwey Kerls aus dem Dickigt mit zwey geladenen Gewehren, die ſie nach mir hinzielten. Ey, wie hätte ich die Löwen lieber gemocht, als dieſe verruchten Mörder! War auch nicht verzagt, ſondern fieng gar erbärmlich an zu ſchreyen, und ſie möchten Mitleid haben u. ſ. w.; ich wäre ganz ohne mein Zuthun und unverhofft in dieſe Wüſteney gerathen, ich ſey ein wandernder Schneidergeſell u. ſ. w., ſie möchten ein Einſehen haben, und um

Gotteswillen das liebe Schießen laſſen; ich ſey nicht der Mühe werth u. ſ. w.

Weil ſie die Abſicht hatten, Mörder zu ſeyn, kehrten ſie ſich an meine beweglichen Reden nicht, ſondern zielten mir mit den Röhren immer noch unter die Naſe. Der eine meynte, wenn ich Schätze bey mir hätte, ſollte ich ſie nur gutwillig herausgeben, denn ſie wären Straßenräuber, die ſich am liebſten in ſolchen Wüſten aufhielten, widrigenfalls wollten ſie mich wie einen Vogel von meiner Tanne herunter ſchießen, und mir nachher das Meinige mit Gewalt wegnehmen.

Erwiederte, daß ich mich ſchäme, nicht mehr als zwey baare Groſchen in meinem Vermögen zu haben, wenn ihnen damit gedient wäre, ſollten dieſe ihnen gern gegönnt ſeyn. Ich wüßte aber nicht weit von Pohlen einen vergrabenen Schatz, den ich ihnen anzeigen wollte, wenn ſie mir das Leben gönnen möchten. Ich ſey eigentlich aus dieſer Urſach von Wien abmarſchirt, um dieſen Schatz zu heben, den mir eine weiſe Frau angezeigt habe. Dieſen wollt ich ihnen lieber gönnen, wenn ſie mir zur Vergeltung nur das Leben laſſen wollten.

11.

War alles nicht wahr, mein hochgeehrter Leſer, ſondern 'ne verflucht fein ausgeſonnene Lüge von mir; es war eine Kopfarbeit, die ſich ſehn laſſen durfte, die ich da oben auf meiner Tanne nächtlicherweiſe vornahm. Beynahe wäre ich vor purem Zittern herabgefallen, mitten unter die Mörder hinein, wenn mich nicht die Vorſehung glücklicherweiſe zu etwas beſſerm aufgehoben hätte.

Die Mörder glaubten meinen Worten, ſie ſagten: ich möchte herunterſietgen und ihnen den Weg weiſen. War contentirt und willigte ein, falls ſie mich nur aus der Wüſteney hinausführen wollten. Das verſprachen ſie ihrerſeits auch, und ſomit ſtieg ich wirklich hinab.

Habe in meinem Leben nicht wieder Leute angetroffen, die nach einem Schatze ſo überaus begierig geweſen wären, als dieſe Mörder. Sie konnten mit Fragen kein Ende finden, und ich wußte ihnen immer wieder etwas Neues aufzuheften. Als wir eine Weile mit einander gegangen waren, war ich mit den Mördern ordentlicherweiſe bekannt und vertraut: ſie konnten ſich recht freundſchaftlich anſtellen, und ich hätt' es nimmermehr hinter ihnen geſucht, wenn ſie nicht vorher ſo tückiſcherweiſe mit den Flinten nach mir gezielt hätten.

ſen. Der einzige Umſtand war unſrer Freundſchaft im Wege.

Sie erkundigten ſich bey mir, wie und auf welche Art der Schatz gehoben werden müſſe. Ich erzählte ihnen darauf recht umſtändlich, wie es damit noch gar manche Bedenklichkeiten habe; denn es ſey nichts kleines, einen unterirdiſchen Schatz zu heben und die Geſpenſter, die ihn bewachten, hätten oft wunderbare Grillen. Die Kerls glaubten das alles. Ich ſagte weiter, kein Eiſen dürfe dem Schatze nahe kommen, ſonſt verſenke er viele tauſend Klafter tief in die Erde hinein. Dies war nun mein Hauptkniff, auf den alles ankam, und die dummen gutherzigen Mordbrenner ſchmiſſen nun auch ihre Gewehte, Säbel und grauſam langen Meſſer von ſich. Mir kam ein Grauſen bey dieſem Spektakel an, und doch war ich froh, daß ich ſie nur ſo weit hatte.

Unter dieſen künſtlichen Lügen waren wir nun wirklich aus der Wüſteney heraus gekommen. Das Herz wurde mir leichter. Nicht weit davon lag ein Dorf vor uns, und nun dachte ich: jetzt iſt es Zeit, daß du von den böſen Buben los kommeſt! ſagte ihnen alſo, ſie ſollten ſich ein Herz faſſen; denn nicht weit von dem Dorfe wäre der Schatz vergraben.

Sie giengen noch hitziger nach dem Dorfe zu, als ich; aber als wir ganz nahe waren, fieng ich aus vollem Halſe an, um Hülfe zu rufen; ich ſchrie Feuer und Mord und Gewalt alles durch einander. Darüber kamen die Leute zuſammen, weil ſie gern ſehn wollten, was da ſo ſchrie, die Mörder waren aber auch nicht dumm, ſie merkten, daß ſie mit einem klugen Vogel zu thun gehabt hatten, daß alles nur Finten wären, ſie liefen weg und waren nur froh, daß ſie mit heiler Haut davon kamen.

Bin übrigens wohl der erſte Menſch, den Mörder aus einer Wüſteney haben zurecht weiſen müſſen.

12.

Da ich nun meine Lebensgefahr überſtanden hatte, ließ ich es mir im Wirthshauſe tapfer ſchmecken. Das Eſſen bekam mir nach der langen Reiſe ſehr gut; auch gönnten mir's die Leute.

Es war mir zuwider, daß ich mich gezwungen ſah, meine Reiſe fortzuſetzen. Ich hatte auf Wüſten, Löwen, Mörder und Hunger nimmermehr gerechnet: konnte auch nicht wiſſen, ob mir mein Verſtand in der Noth immer ſo beyſtehn würde; denn, wie man zu ſagen pflegt, ſo iſt nicht alle Tage Sonntag. Gieng alſo unter Herzklopfen weiter.

Es war auch wirklich ein miſerables Weſen; denn der Hunger mußte bey mir noch oft ſeine Rolle ſpielen. Endlich kam ich in Pohlen an.

Damit war mir auch nicht viel gedient; denn kein Meiſter wollte mir Arbeit geben. Endlich hörte ich von einem pohlniſchen Edelmanne, von dem mir die Leute ſagten, daß er ſich einen geſchickten Schneider zum Bedienten wünſche. Ich lief ſogleich zu ihm und er fragte mich, ob ich im Stande ſey, die Kleider nach der neueſten Mode zu machen. Ich ſchwur darauf und es war auch der Fall. Zur Probe mußte ich mir meine eigne Liverey machen: war mir herzlich lieb, denn mein Rock war ganz abgeriſſen.

13.

Der Baron hatte an meinen Kleidern nichts auszuſetzen, und ich merkte bald, daß ich ihm mit meiner Kunſt ſein ganzes Herz geſtohlen hatte;

denn ich konnte von ihm verlangen, was ich nur wollte. Er war ein guter, unanſehnlicher Herr, der viel auf ſeine Kleider hielt.

Er ſchickte mich oft aus, um in der Nachbarſchaft etwas zu beſtellen, weil ich zu dergleichen Aufträgen ein ſonderbares Geſchick in mir verſpüren ließ. So kam ich einmal wieder, und will meinem Herrn die Antwort bringen, wie ich aber ſeine Thür aufmache, iſt er nicht in der Stube, ſondern ein großer Affe ſitzt in des Herrn Lehnſtuhl.

Erſt wollt' ich lachen, beſann mich aber eines Beſſern und fieng an mich zu fürchten. Lief ſpornſtreichs die Treppe hinunter und ſchrie nach meinem gnädigen Herrn. Die Bedienten fragten, ob ich unſinnig wäre, der Herr ſey in ſeiner Stube. Ich gieng zurück, und der Baron war auch wirklich da. Ich war ganz verblüfft, wollte es ihm doch nicht auf den Kopf zuſagen, daß ein Affe in ſeinem Stuhle geſeſſen hätte, weil ich keine Zeugen aufführen konnte. War mir doch bedenklich.

14.

Ein andermal hatte ich für meinen Baron etwas eingekauft, und ſo wie ich mit meinem Paket in die Stube trete, ſpazirt ein großer gewaltiger Löwe darinn umher. Ich beſann mich nicht lange, ſondern lief mit großem Schreien wieder zurück und ſagte, daß eben ein großer Löwe in der Studierſtube ſey. Die Bedienten lachten und der eine ſagte: Wer weis, was Ihr Narr da eben geſehn habt.

Nun iſt es mir nicht gegeben, lange Spaß zu verſtehn, ſagte daher mit dem größten Unwillen: Sakkerment! (vielleicht fuhr ich auch mit Sapperlot! heraus, wollte aber nicht beym Teufel fluchen, weil mir hier alles ſo bedenklich ſchien,) werde doch wohl noch einen Löwen kennen, da müßte es ja ſchlimm mit mir ſtehn! haben ſie mich doch ſchon einmal freſſen wollen, ſo genau kenn' ich die Beſtien! werde ſie ja nicht mit einem Menſchen verwechſeln! Die Bedienten gaben mir nach, da ich ſo ungemein böſe wurde; der Koch erbot ſich endlich aus Mitleid, mich hinauf zu begleiten, weil ſie dachten, ich könnte am Ende wohl gar toll darüber werden. Der Koch mußte vorangehn, damit, wenn eins von uns gefreſſen würde, ihn das Schickſal dazu auserſehn hätte. Aber es kam beſſer, als ich dachte. Oben war niemand weiter, als der Baron, der in ſeinem Zimmer auf und ab gieng; kein Löwe zu ſehn oder zu hören.

Auf der einen Seite war mir's lieb, auf der andern aber auch gar nicht. Ich merkte nun wohl, daß mein Herr dieſe Verwandlungen anſtelle; aber damit war mir wenig gedient. Wenn ich ihm einmal ein Ding nicht recht machte, ſo könnte er wohl gar darauf verfallen, ſich in den leibhaftigen Teufel zu verſtellen, um mir ſo mit der beſten Manier den Hals umzudrehen, weil es nachher Niemand auf ihn bringen könnte.

15.

Seit der Zeit gieng ich ſehr ſauber und behende mit meinem Herrn um, weil ich nun wußte, daß ſo viele Beſtien in ihm verborgen lagen, die ſich bey der erſten Gelegenheit entwickeln könnten. Der Baron war aber nun deſto freundlicher. Ich that meine Dienſte ſehr pünktlich, weil es mir ſonſt übel gerathen wäre.

An einem Tage ließ mich der Edelmann zu ſich kommen und ſagte: Mein lieber Schneider, du haſt dich in meinem Hauſe immer gut verhalten, ich liebe dich darum, wie ich nur meinen leiblichen Bruder lieben könnte.

Bedankte mich gar höflich und machte darüber ein tüchtiges Kompliment, ſo, daß dem Baron über meine Freundlichkeit das Herz im Leibe lachte. Als ich das ſah, verſuchte ich's noch beſſer, ſo daß ich nach der Länge in die Stube fiel. Drauf nahm er mich in die Arme und ſagte mit thränenden Augen: Mein vielgeliebter Schneider! es iſt wahr, daß ein unvernünftiges Thier aus mir werden kann, zu welchem ich nur Luſt und Belieben trage. Alles dies macht dieſe kleine Wurzel, wenn ich nur daran rieche und den Namen eines Thiers ausſpreche, ſo wird alsbald daſſelbige aus mir. Wenn du mir nun treu und redlich dienſt und Gefallen an dergleichen Kunſtſtücken haſt, ſo ſollſt du ein Stück von dieſer Wurzel dermaleinſt, als eine Verehrung, von mir erhalten.

Ich hatte nur zu große Luſt dazu, und diente auch von dem Tage an noch eifriger als zuvor.

16.

Der Baron ſchenkte mir bald darauf wirklich die Wurzel, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, mein erſtes Probeſtück damit abzulegen. Ich gieng alſo in den Wald und roch an meiner Wurzel, und verwandelte mich augenblicklich in einen kleinen niedlichen Steineſel. Es war die erſte Kunſt, die ich trieb, und ich konnte mich nicht genug über meine Geſchicklichkeit verwundern.

Ich koſtete in der Einſamkeit das Gras und die Diſteln, die da herumwuchſen, und fand ſie alle von vortreflichem Wohlgeſchmack. Mit dieſer Wurzel in der Taſche bot ich nun allen künftigen Wüſteneyen und jedem Hunger Trotz. Sie war ſo gut, wie eine Penſion, oder eine Stelle als Akademicien.

Darüber kam's denn auch, daß ich wohl eine Stunde über gar keine Luſt verſpürte, wieder zum ordentlichen Menſchen zu werden. Kann man mehr als ſich ſatt eſſen? ſagte ich in Gedanken zu mir ſelber; warum Tonerl, willſt du die Naſe immer ſo hoch tragen? Kannſt du nicht auch einmal mit deinem Stande zufrieden leben? — und fraß von neuem die herrlichen Diſteln hinein.

Univ Bibl

17.

Ich konnte mich, wie geſagt, aus meinem neuen Glücke nicht wieder herausfinden. Endlich zwang ich mich doch ein bischen und roch an meiner Wurzel, und ward wieder zum Menſchen. Als ich ein Menſch geworden war, ſtachen mir die Diſteln im Leibe, die ich erſt mit ſo vielem Appetite gegeſſen hatte. Das kam daher, weil ich es ſonſt vorher noch nie verſucht hatte; denn jedes Ding erfodert ſeine Uebung.

Da das Kneifen gar nicht aufhören wollte, ſagte ich: Tonerl! biſt du nicht ein rechter Narr? Wo haſt du deinen Witz und Verſtand gelaſſen? Wirſt zum Schein und Spaß ein Eſel, und friſſeſt zum Angedenken ſo überaus wahrhaftige Diſteln in dich hinein! Muß denn aber alles gefreſſen ſeyn? Kannſt du die Schönheiten der Welt mit keinem unintereſſirten Auge betrachten? — Und es iſt auch wohl ein großes Glück, nach dem du deine Lebenszeit über getrachtet haſt, ein Eſel zu werden! Sind das die Zauberkünſte alle?

Ich ſchämte mich vor mir ſelber; um mich zu zerſtreuen und Erholungs wegen verwandelte mich Augenblicks in eine Katze, und lief ſo nach Hauſe, nahm mich aber ſehr in Acht, unterwegs nicht die etwanigen Mäuſe wegzufangen.

gen. Der Appetit dazu verſagte mir wirklich nicht.

18.

Seitdem übte ich mich Tag für Tag, allerhand Thiere nach dem Leben und der Wahrheit zu repräſentiren: brachte es auch darinn zu einer erſtaunenden Vollkommenheit; muß aber geſtehen, daß mir die vierfüßigen am beſten gelangen, und bin ungewiß, ob ſolches an der Wurzel oder an mir ſelber mag gelegen haben. Wenn ich mich eiligſt verwandeln wollte, verfiel ich gewöhnlich auf eine Maus, oder dergleichen kleines Hausthier, mußte aber immer die Gedanken ein biſchen zuſammen haben, wenn ich zum Adler oder Löwen, in Summa, Raubthier werden wollte.

An einem Tage hatte er mich ausgeſchickt, und des verfluchten Saufens wegen, verſpätete ich mich an demſelben Tage. In aller Unſchuld geh ich nach Hauſe, und verwandle mich vor den Augen meines Herrn in einen kleinen Hund, um ihm ein unſchuldiges Vergnügen zu machen. Der Baron war über mein Wegbleiben böſe und machte ſich zu einem ungeſchlachteten Elephanten, worauf er ſo wild durch das Haus rumorte und tobte, auch mich gegen die Wände ſchmiß und mit dem Rüſſel ſchlug, daß ich nicht anders gedachte, als der jüngſte Tag ſey vielleicht unterwegs. Faßte einen kurzen Entſchluß, und lief gar aus dem Hauſe.

19.

Lief und lief in eins fort, und kam endlich gar an die See, wo ich ſtille ſtand, in Willens, auf ein Schiff zu warten und in irgend ein andres Königreich oder Land überzuſetzen, um da mein Heil beſſer zu verſuchen.

Ich hatte mich ſchon wieder zu einem Menſchen gemacht, um mit den Schiffern eine vernünftige Abrede zu nehmen; war aber vom Hunde her noch ziemlich müde auf den Beinen. Als ich noch wartete, kamen ein Kuppel Bediente von meinem vorigen Herrn angeſprengt, die mich aufjagen oder lieber gleich maſſakriren ſollten. Ich merkte den Vorſatz und war bald eine Fliege; denn es koſtete mich nur ein Wort und ein Mienchen. So war ich in der Luft über den Narren und hörte, daß ſie mich umbringen wollten, im Fall ſie mich erwiſchen könnten.

Sogleich war ich wieder zum Schneider, da ſetzten ſie hinter mir her; aber ich war eben ſo geſchwind eine Fliege und nahm mich nur vor Schwalben und Sperlingen in Acht, daß ich nicht mitten unter meinen Kunſtſtücken weggeſchnappt würde.

Die Bedienten wußten gar nicht, was ſi denken ſollten; denn bald war ich wieder da, bald aber auch nicht; es war mir lächerlich, wenn ſi mich ſahen und hinter mir her jagten; dann war ich wieder weg; konnte aber als Fliege nicht lachen und mußte mir es alſo zwiſchen den Zähne verbeißen.

So mußten die Bedienten unverrichteter Sachen wieder zurückreiten; denn ſie hatten mich nich gefangen, ja nicht einmal maſſakrirt: worüber i Herzen ſehr kontentirt war.

20.

Da ich nun ſicher war, wurde ich wieder zu ordentlichen Schneider, weil ich ſo, wie geſagt den Sperlingen weniger ausgeſetzt war, un gieng wieder an das Seeufer. Da ſah ich über's

Mee

Meer einen ungeheuern Vogel mit großen Krallen herüberſchweben, mit dem mir eine artige Anekdote begegnete.

Ich fieng mich nämlich vor ſeinen Klauen an zu fürchten, ob ich gleich wieder ein großer Schneider war; verkroch mich daher und vermaskerirte mich gleichſam in eine kleine unanſehnliche Maus, um nicht in Ungnaden vermerkt zu werden. Da half kein Privatſtand, keine Unbedeutendheit. Das fliegende Ungeheuer faßt mich (Maus) zwiſchen ſeinen Krallen und immer damit weg über's wüſte, wilde Meer, hoch in die Luft hinein.

Brauchte nun auf kein Schiff mehr zu warten, das iſt wohl wahr; aber ich ſtand vor Schwindeln die Seekrankheit oben in den himmliſchen Lüften aus. Ich war bange, mein Patron, unter deſſen Flügeln ich wohnte, würde mich in's Waſſer fallen laſſen, oder unterwegs verſpeiſen. Aber er ſchien nur an Fliegen einen Narren gefreſſen zu haben; denn das Ding hatte gar kein Ende.

21.

Endlich kamen wir an ein hohes Schloß, das viele Zierrathen hatte, da ſetzte mich der hohe Unbekannte auf den alleroberſten Gipfel nieder, und begab ſich von neuem auf's Fliegen, ohne auch nur ein Trinkgeld von mir zu erwarten.

Ich blieb noch ein Weilchen Maus und ſtieg behende das ganze Schloß hinunter, bis auf den Boden; denn ich überlegte als Maus, daß ich als Menſch gewiß den Hals brechen würde. Nun war ich unten in dem Schloßhofe, wo Leute ſtanden, an ihrer Kleidung merkte ich, daß es Perſer waren; denn bey meinem ehemaligen Schneidermeiſter hatten Kupferſtiche von ihnen an den Wänden gehangen.

Sie wunderten ſich, wo ich herkäme; der König kam gelaufen; denn ſie erzählten, daß plötzlich ein fremder Menſch in einer unbekannten Kleidung da ſtehe. Der König fragte mich, wer ich ſey, ich ſcharrte und neigte, und konnte durchaus das Maul nicht halten; denn das Herz ſaß mir auf der Zunge; ich plauderte was durcheinander, bald ziſchend, bald miauend, und ſiehe da, es war das ſchönſte Perſiſch. Ich hatte kein Wort davon verſtanden, was ich erzählte; die übrigen Perſer hatten alles begriffen und freuten ſich darüber.

Eine wunderbare Gabe, die mir der Himmel da unverſehens mitgetheilt hatte. Ich redete den ganzen Tag; weiß aber bis dato noch nicht, was es geweſen iſt.

22.

Mein erſtes Beſtreben war nun dahin gerichtet, meine eigne perſiſche Sprache zu verſtehn, weil in der Beſorgniß ſtand, ich möchte endlich gar die menſchliche Vernunft darüber verliehren, wenn ich Tag für Tag ſo viele Worte ohne Sinn redete. Uebte mich in der Sprache bey dieſer Gelegenheit, und gieng in der Philoſophie augenſcheinlich rückwärts; verſpürte auch einige Neugier, zu erfahren, was ich den ganzen Tag wohl ſchwatzen möchte; denn das Maul ſtand mir wirklich nicht eine Minute ſtill. Lernte alſo aus Leibeskräften, und nahm jeden Tag ein paar Stunden in der perſiſchen Landesſprache.

Bald brachte ich es dahin, daß ich mit Verſtand reden konnte, und wunderte mich bey der Gelegenheit oft über meine eigenen Einfälle; was mir nachher noch oft begegnet iſt.

Der König hatte von mir ſchon längſt erfahren (ohne daß ich es wußte), welcherley Kunſtſtücke ich in meiner Gewalt beſäße; ich wurde daher überaus köſtlich gehalten. Man pflegte mich, man gab mir die größten Delikateſſen zu eſſen, die ſchönſten Weine zu trinken, Geld obenein und Hochachtung, in Summa, ich führte ein Leben, wie im Paradieſe; denn ich hatte nichts weiter dabey zu thun, als daß ich mich manchmal ein bischen verwandelte. Nun hatte ich es doch durchgeſetzt, was ich mir von Kindesgebeinen an vorgenommen hatte.

O ihr Sterblichen! ermüdet nur nicht zu früh in Euren Beſtrebungen und bleibt auf halbem Wege ſtehn, ſo muß es Euch jederzeit gelingen; denn die Tugend dringt doch immer hindurch.

23.

Der König in Perſien liebte die Vögel beſonders, und ich ließ es mir daher angelegen ſeyn, mich oft als einen ſolchen zu präſentiren. An einem Tage befahl er mir, einen großen perſiſchen Vogel zu repräſentiren, den ich bis dahin noch niemals geſehen hatte; indeſſen that mir das faſt gar nichts zur Sache; ich machte es, und ſah ungemein ſchön aus. Der König fragte mich darauf, wie man dieſes Thier in meinem Vaterlande titulire? ich ſagte hierauf: daß es nichts anders als ein Nußknacker oder Nußbeißer wäre. Womit er denn auch zufrieden war.

24.

Dieſer König liebte die Künſte aus der maaßen, er zog alle geſchickten Leute an ſeinen Hof; aber einen ſo wunderbaren Menſchen, wie ich war, hatte er noch nie geſehn. Wußte mich darum auch nach Würden zu ſchätzen und zu belohnen, maßen ich in meinem Hofdienſte anſehnlich dick wurde, daß auch ſelbſt die gemeinen Lakeyen einen Reſpekt vor mir hatten. Solche Conſtitution hatte mir immer gewünſcht, und mich bey meinem ehemaligen Handwerk am meiſten über die Dünnigkeit geärgert; nun aber war ich ordentlich ein Mann von Stande.

Der König ließ den benachbarten Kaiſer zu ſich invitiren, und ſchrieb ihm, daß er einen gar wunderbaren Menſchen und Künſtler an ſeinem Hofe habe, der ihm tauſend Ergötzlichkeiten verſchaffen würde. Ich hatte dafür geſorgt, daß ich mir eine große blecherne Büchſe hatte machen laſſen, womit ich immer herumgieng, wenn ich ein Kunſtſtück gemacht hatte. Erwartete alſo den türkiſchen Kaiſer mit vielem Wohlgefallen.

25.

Dieſer türkiſche Kaiſer kam nun wirklich an, und der König nahm ſich vor, ihm ganz außerordentliche Ehren zu erzeigen. Verließ ſich dabey vorzüglich auf meine raren Kunſtſtücke.

Auf den allergnädigſten Befehl meines Königs, mußten Trompeter und Paucker dem Kaiſer entgegenziehn, und ſo wie er herankam, wurde die kompleteſte Janitſchaarenmuſik ausgemacht: dann wurden zugleich alle Kanonen abgefeuert, und als der König das hörte, rief er mir zu: nun, Touerl, halt dich in Gottes Namen fertig! Ich merkte mir dieſe Worte ſehr gut und brauchte eben nicht viele Anſtalten zu treffen.

26.

Der Kaiſer kam an und mein König hatte ihn unterm Arm, um ihn gleich nach dem Speiſeſaal zu führen. So wie der Kaiſer die Thür aufmachte, lag ich als ein ungeheurer Drache dahinter und ſpuckte ihm, jedoch manierlich, ein bischen Feuer entgegen. Der Kaiſer trat zurück und wurde ganz blaß vor Entſetzen, was meinem Könige ſehr lieb war, daß er ihm ſo eine heimliche Freude hatte veranſtalten können; er ſagte hierauf: geruhen Ew. kaiſerliche Majeſtät nur dreiſt voranzugehn, dieſer Drache thut Niemanden etwas, der ihm eine kleine Verehrung giebt. Der Kaiſer ſuchte in der größten Angſt ſeine Geldbörſe hervor; ich ſtellte mich ſogleich höflich auf meine zwey Hinterbeine und hielt ihm mit vieler zierlichen Reverenz meine Büchſe entgegen; er warf wirklich die Börſe hinein, worüber eine große Freude empfand; glaube, er hat es in der Angſt gethan; denn ich hatte nur auf ein Paar Goldſtücke gerechnet.

Die Majeſtäten ſetzten ſich zu Tiſche und ich blieb als Drache immer noch vor der Thüre liegen. Es wurde prächtig geſpeiſt; denn der perſiſche König hatte bey dieſer feierlichen Gelegenheit kein Geld angeſehen; wollte auch nicht am türkiſchen Hofe von ſich ſagen laſſen, daß er geizig ſey. Ich leckte mir als Drache oft das Maul, von wegen den delikaten Gerichten, die aufgetragen wurden, worüber die beyden Majeſtäten inſtändigſt zu lachen geruhten. Ich dachte immer: Lacht nur über mich, müßt Ihr mir doch jedes Lachen bezahlen.

27.

Bey Tiſche ſagte der Türke: Aber Ihro Majeſtät haben mir von einem wunderlichen, raren Menſchen geſchrieben, der ſich an Ihrem Hofe aufhielte; wo iſt derſelbe? Der König wies darauf lachend nach mir hin, und ſagte: Da liegt er vor der Thür, Ihnen aufzuwarten, als Drache. Worauf mich ſogleich zum Menſchen verwandelte, und dem Kaiſer die Hand küßte. Es gelang mir auch trefflich; denn ich wurde ſogleich an die delikate Tafel gezogen, und ließ es mir trefflich wohlſchmecken. Der Türke konnte in ſeiner Verwunderung über mich kein Ende finden. Als der König ihm aber gar ſagte, daß dieſes Kunſtſtück mit dem Drachen nicht mein einziges ſey, ſondern daß ich mich in jedes beliebige Thier verwandeln könne, ſchlug er gar die Hände über ſeinem Turban zuſammen, wie denn die Türken gewöhnlich zu tragen pflegen. Verwandelte mich auch auf Befehl ſogleich in einen Wolf, wieder in mich; dann in einen koſtbaren Vogel, deſſen Federn wie Gold und Edelgeſtein in der Sonne glänzten, ſetzte mich auf die Tafel und ſang ein liebliches Lied, zur ergötzlichen Verwunderung aller Anweſenden.

28.

Ich mußte in dieſer Zeit trefflich mit meinen Kunſttalenten herhalten, und war des Abends wacker müde, weil ich im Thierreich ſo viel zu thun hatte. Die hohen Majeſtäten ſtellten ſich zuweilen mit der Naturgeſchichte vor mir hin, und laſen die Beſchreibung eines jeden Thiers, wobey ich denn als Exemplar vor ihnen ſtehen mußte. Der Türke fand ein ſo großes Gefallen an meiner Wenigkeit, daß er mich meinem Könige für eine Menge türkiſcher Kleinodien abkaufen wollte; doch dieſer ſagte: Mein Herr Bruder, dieſer rare Menſch iſt meine einzige Ergötzlichkeit in meinen müßigen Stunden; auch gehört er mir gar nicht zu, ſondern er iſt völlig ſein eigner Herr; er iſt aus der Luft plötzlich herunter gekommen, ſo, daß ich nur Gott danken muß, wenn es ihm noch länger wohl-

gefäl-

gefällig iſt, an meinem geringen Hofe vorlieb zu nehmen.

Dermaßen war mir bis dahin noch niemals geſchmeichelt worden; ich glaubte in meinem Sinn, der alleroberſte und fürnehmſte Künſtler in der ganzen Welt zu ſeyn. Ich blies das Geſicht auf und erwiederte: es gefalle mir noch an dieſem Hofe und gedenke alſo fürs Erſte noch dorten zu verbleiben; worüber mir mein König die Hand drückte, dem Türken aber die Thränen in die Augen kamen; ſo lieb hatte er mich gewonnen. Reiſte auch bald nachher ab, nachdem er mir eine anſehnliche Verehrung zurück gelaſſen hatte.

29.

Ich war immer noch in meiner vollen Herrlichkeit, als ſich am Hofe ein fremder Künſtler anmelden ließ. Er gab vor, er komme aus Berlin und habe einen ſehr koſtbaren arabiſchen Stein bey ſich, mit dem er alle möglichen wilden Thiere ſo bannen könne, daß ſie ſich nicht aus der Stelle zu rühren vermöchten.

Es war mir ungelegen, daß mir einer am Hofe in die Queere kommen ſollte, und ich lachte alſo nur darüber und ich gedachte, der andere Virtuoſe ſolle keine Gewalt über mich haben, da ich mich nur in die Thiere verſtellte. Ward aber leider bald das Gegentheil inne. Denn der König war voller Freude, daß ſich ein Künſtler von ganz andrer Sorte an ſeinem Hofe hatte melden laſſen, befahl uns beyden ſogleich, unſre Künſte zu probiren. Um meiner Sache gewiß zu ſeyn, machte ich mich zu einem pohlniſchen Ochſen, in der Meynung, den Künſtler auf die Hörner zu nehmen und ihn in der Stube herumzutragen, daß ſeine Kunſt zu Schanden würde. Der wiſchte aber mit ſeinem Steine hervor, und bannte mich von Stund an ſo feſt, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte.

30.

Ich war ſehr böſe, daß der Stein ſo viele Gewalt über mich hatte. Der König rief endlich: Ihr Künſtler von einander. Sogleich nahm er den Bannſtein zurück, und nun war ich erſt meiner Glieder wieder mächtig.

Ich machte dem Könige recht ſchiefe Geſichter, und hätte den Fremden gern umbringen mögen; denn ich merkte, daß ihm der König ſchon mehr zugethan war, als mir ſelber. Der König ſagte: Künſtler! ich will Euch beyde an meinem Hofe behalten, mit einem gleichen Gehalte, aber keiner muß dem andern zuwider ſeyn, ſondern Ihr müßt nur immer fleißig dahin trachten, wie ihr mir die Zeit vertreiben wollt. Das iſt Euer Hauptaugenmerk, und darum laßt nur allen Neid und Zwieſpalt, denn das iſt mir zuwider.

Wir verſprachen es dem Könige und ergötzten ihn auch wirklich unverdroſſen.

31.

Es war nun an dem, daß der König ein groſſes und koſtbares Feſt geben wollte, wozu alle Miniſter und auch die fremden Geſandten eingeladen wurden. Uns beyden war vorher aufgegeben, die Fremden vollkommen zu erluſtiren, wenn ſie erſchienen wären. Wir thaten es aus allen Kräften, und als die Tafel aufgehoben war, verfügten ſich alle in den herrlichen Schloßgarten. Auch hier verwandelte ich mich in unterſchiedliche Thiere und wurde dann gebannt; auch wurde ich zu einem ſchönen Budel, auf dem der Zauberer herum ritt; Alle Menſchen geſtanden, daß ſie noch nie dergleichen geſehn hätten.

Unter andern Denkwürdigkeiten machte ich mich zum Adler und nahm dem oberſten Staatsminiſter die Perücke vom Kopf, mit der ich in der Luft auf eine artliche Weiſe ſpielte, ſie mir auch ſelber auf meinen Adlerskopf ſetzte, und ſo hin und her flog, worüber ein lautes allgemeines Lachen entſtanden, ſo, daß ſich der König ſo wie die übrigen gewiß rechtſchaffen von ihren Regierungsgeſchäften erhohlten.

32.

An dem Tage löſte ich aus meiner Kunſt ſehr vieles Geld; denn ich ſprach den Herren mit meiner Büchſe gar fleißig zu. Der Zauberer wurde darüber neidiſch und eiferſüchtig; was ich aber nicht gleich gewahr wurde.

Verwandelte mich in aller Unſchuld in ein wildes Schwein, um die Hofluſtbarkeiten fortzuſetzen; der neidiſche Künſtler bannte mich, wie immer geſchehen

ſchehen war, nahm aber zum Ueberfluß einen derben Knittel, womit er dermaßen auf mich zuſchlug, daß ich faſt alle Beſinnung verlohr.

Lag noch in Ohnmacht und hörte, wie der ganze Hof über mich lachte. Die Wahrheit geht mir nun über alles, ſonſt würde ich dergleichen Abentheuer lieber verheimlichen. Der König inſonderheit wollte ſich vor Lachen beynahe ausſchütten; kurz, es war keiner, der an meinem Unglücke nicht eine innige Ergötzlichkeit genoſſen hätte.

Ich ſahe, daß der Fremde dadurch noch beliebter ward, wurde augenblicklich dadurch und durch die empfangenen Prügel disguſtirt, verwandelte mich in eine Fliege und flog nach dem türkiſchen Hof, wo der Kaiſer meines Umgangs ſo gern hatte theilhaftig werden wollen.

33.

Des türkiſchen Kaiſers Freude läßt ſich durchaus nicht beſchreiben, als er hörte, daß ich mich nun an ſeinem Hofe aufhalten wollte. Er fiel mir um den Hals, und kreuzigte und ſegnete ſich vor lauter Entzücken. Mir war es lieb, daß er von meiner Perſon ſo viel hielt.

Er ſchenkte mir ſogleich eine Equipage, damit ich beſtändig um ihn ſeyn könnte, ohne ſo viel zu Fuß zu laufen. Da es ſo weit gekommen war, mußte ich ihn in meinem Wagen auf ſeinen Spazierfahrten, Reiſen und Jagden begleiten, damit ich ihn gleich erluſtigen könnte, ſobald es ihm nur in den Sinn käme. Ich war mit allen dieſen Einrichtungen ſehr zufrieden.

Nach einiger Zeit wurde beſchloſſen, eine groſſe Jagd einzurichten, zu der ich ebenfalls eingeladen wurde. Unterwegs verirte ich die Bedienten auf eine ziemlich ſinnreiche Art, indem ich mich bald in einen Vogel, bald in ein wildes Thier verkleidete, und ſie ſo erſchreckte.

Auf der Jagd ſelbſt hatte ich kein ſonderliches Glück, welches daher kam, daß ich mit meinem Gewehre immer weit daneben ſchoß, worüber auch viele Sticheleien von den Bedienten aushalten mußte. Dies gieng mir durch die Seele; weil ich von jeher auf meine Ehre gehalten habe. Der Kaiſer verlangte, ich ſollte mich als Menſch davon machen, und lieber als ein Thier erſcheinen, weil er mich ſo lieber leiden mochte. Gehorſamte auch augenblicklich, und lief als ein

Bär im Walde unter den übrigen Thieren herum.

Meine Bereitwilligkeit hätte beynahe zu meinem gröſten Unglücke ausſchlagen können; denn ein Bedienter, der mir nicht ſonderlich gewogen war, zielte nach mir, und ich hörte die Kugel dicht vor meinen Ohren vorbey ſauſen. Das war ein Schreck!

War auch nicht faul, ſondern gieng gleich in meiner eignen Perſon zum Kaiſer und klagte ihm dieſe Niederträchtigkeit. Er war erſchrecklich ungehalten; der Bediente gab vor, er hätte gar nicht nach mir geſchoſſen, es ſey unbekannterweiſe geſchehn, und es ſey nur einem veritabeln Bären zugedacht geweſen. Muſte mich mit dieſer kahlen Ausflucht zufrieden ſtellen, weil ich es ihm nicht beweiſen konnte.

Seitdem wurde ich etwas bange, mich zu verändern. Der Kaiſer befahl aber, daß niemand von ſeinen Bedienten ſchießen ſollte, er wollte es allein verrichten; ſollte ſich auch keiner unterſtehn, nur geladen Gewehr zu führen. Worauf mir wieder etwas ein Herz faſſete.

34.

Ich machte mich nun zu einem Wolf und ſpazierte ſo in den grünen Wald hinein. Es war in der That ein angenehmes Wetter, und von jeher bin ich für ſchöne Natur empfindlich geweſen. Dachte aber auch daran, nicht blos ſo müßig herum zu laufen, ſondern Nutzen zu ſtiften; trieb alſo alle erſchreckten Thiere im Walde meinem gnädigſten Kaiſer entgegen, daß er ſie deſto beſſer ſchießen konnte. Die Aufmerkſamkeit wurde gut vermerkt und ſo der ganze Tag zugebracht.

Auf dem Rückwege neckte ich die Bedienten wieder in unterſchiedlichen Geſtalten, weshalb mir auch faſt alle ziemlich aufſäßig wurden. Doch macht ſich ein Mann meines Gleichen niemals etwas daraus, was dergleichen gemeine Bedienten von ihm denken mögen.

35.

Es iſt eine Einrichtung des Schickſals, daß die größte Herrlichkeit des Menſchen niemalen allzu lange dauert; und das war auch leider mit mir der Fall. War ſo hübſch dick geworden und mußte bald wieder um ſo vieles rückwärts kommen.

Der Kaiſer gab allen ſeinen Bedienten, worunter ich mich diesmal auch mit zählen ließ, einen großen Schmauß. Da war an Wein und allen Eßwaaren ein großer Ueberfluß. Wir ließen es uns alle herrlich ſchmecken, ſonderlich ich, der ich mich in dieſer Geſellſchaft für den Vornehmſten hielt. Es kam bald dahin, daß ich ſo gut wie beſoffen war, worauf ich mich denn ſo gemein machte, unter dieſen ſchlechten Bedienten mit meiner Wurzel allerhand Kunſtſtücke anzuſtellen. Hätte es dazumal wohl ſchon überdrüßig ſeyn können.

Die Canaillen merkten ſich die Wurzel und als ich nachher in einen tiefen Schlaf verfiel (hatte kaum noch ſo viel Beſinnung, mich wieder zum Menſchen zu machen), nahm mir einer von dieſen Schurken die Wurzel heimlich weg und warf ſie in's Waſſer. Liefen darauf nach Hauſe und ließen mich im Wirthshauſe ſchlafen.

36.

Ich erwachte erſt am folgenden Mittag und erſchrack, daß es ſchon ſo ſpät ſey, und daß ich meinen Kaiſer in ſo langer Zeit nicht geſehn hatte. Ich gieng nun ſogleich an den Hof.

Man ſaß ſchon bey der Tafel und der Kaiſer hatte ſchon viele Künſte von mir wollen machen laſſen, deshalb war er ungehalten, als ich ſo ſpät erſchien. Ich ſollte gleich ein Pferd werden, und war auch willig und bereit dazu; aber ich mochte mich abarbeiten, wie ich wollte, es half nichts, ich blieb immer nur ein Menſch. Erſt ſah ich mich an, dachte, ich wäre noch beſoffen; da ich aber an meinen Füßen deutlich die Schnallen ſah, blieb mir kein Zweifel übrig. Quälte mich von neuem, aber es wollte durchaus nichts aus mir werden.

Ich ſuchte in der Taſche, und nun merkte ich, daß mir die Wurzel fehlte. O wie fieng ich an zu heulen und zu ſchreyen! Der Kaiſer glaubte erſt, das ſollte eine Kunſt vorſtellen, und ſagte: es wäre gut, ich ſollte mich nun aber auch ſputen und ein Pferd werden. Worauf ihm denn mein Anliegen entdeckte, daß mir meine Wurzel geſtohlen wäre, und fieng von neuem an zu heulen. Nun aber erſchrack er und wurde ungehalten. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf ſtand, da ich nicht zum Thier werden konnte.

Einer am Hofe, der mich immer mit Neid angeſehn hatte, ſagte: meine ganze Kunſt ſey gewiß nur eitel Blendwerk geweſen und das mit der Wurzel ein leeres Vorgeben. Meine Zeit ſey nun aus und ich könne darum nichts mehr machen.

Der Kaiſer glaubte, was der Eſel ſagte, und wurde ſehr ergrimmt über mich, daß ich mich bisher unterſtanden hätte, ihm einen blauen Dunſt vorzumachen, und daß nichts hinter mir ſey. Er ſagte mir alſo ohne Weiteres, ich möchte mich aus ſeinem Schloſſe fortſcheeren und ihm nie wieder unter die Augen kommen. Mit welchen Worten er fortgieng.

Die Bedienten warfen mich lachend zur Thür hinaus, der Thürhüter ergriff ſogar die Peitſche, womit er mir meinen Abſchied gab, und ſo gelangte ich Unglückſeliger aus der Türkey, die ich mit keinem Auge wieder zu ſehen wünſchte.

Ende des erſten Abſchnitts.

Zweyter Abſchnitt.

1.

So war mein großes Glück zu Schanden geworden und alles verloren. Ich konnte mich lange nicht darinn finden, als ich ſo unverhofterweiſe aus der Türkey war verbannt worden. Oft glaubte ich, wenn ich Seelenerfahrungskunde überlegte, alle dieſe Uebernatürlichkeiten wären nur ein natürlicher Traum geweſen, und gewiß iſt die Natur an tauſend Dingen reich, die ganz natürlich ſind, und bey denen dem Beobachter doch der Verſtand ſtille ſteht. So überlegte ich es nun mit der Wurzel hin und her, und ihre wunderbare Kraft und Tugend kam mir manchmal ſogar poßierlich vor. Ich verfiel oft auf den Idealismus und ſtellte mir vor, alle dieſe Wirklichkeit ſey nur meine überaus närriſche Einbildung; denn ich habe ſeitdem in Büchern geleſen, daß es wirklich Leute gegeben hat, die ganz allein für ſich in der Welt exiſtirt haben, und um die ſich alles übrige in der Welt nur ſo gleichſam in ihrer Einbildungskraft bewegt hat. Verfiel dazumal in dieſe gefährliche Irrlehre, und meynte, ich könnte vielleicht zu dieſer ſonderbaren Sekte gehören. Wenn ich denn aber wieder die Häu-

Bäume um mich her anſah und meinen hungrigen Magen fühlte, ſo ſah ich wohl ein, daß ich Unrecht haben müſſe.

2.

Wanderte nun wieder auf gut Glück umher, und hatte dazumal alle Luſt zum Arbeiten verloren. Das kommt leicht, beſonders wenn man ſich, wie mir geſchehn war, durch das Künſtlerleben verwöhnt hat: ſo hatte ich mich auch in die Kunſt vernarrt, und darum kam mir mein Handwerk als was Gemeines vor. Es kam ſo weit mit mir, daß ich mich geradezu aufs Betteln legen mußte, um nur meinen Lebensunterhalt zu finden. Hatte bey dieſer Gelegenheit mancherley Schwierigkeiten zu überſtehn.

So war ich bis nach Siberien gekommen, wo es recht kalt iſt. Hier ward mir das Betteln zuwider, weil die Leute in den Gegenden ſehr grob ſind. Ich meldete mich alſo wieder bey den Schneidermeiſtern, in der Abſicht, mein Handwerk fortzuſetzen; aber keiner von allen wollte mir Arbeit geben. Daneben erfuhr ich (wie ich es auch wirklich ſah), daß man in dieſen Gegenden viele Pelze trug, die ich nicht zu nähen verſtand. Es geſchah der Kälte wegen. So kam ich in immer größre Noth. Dazu kam noch, daß man um die Zeit, von wegen eines Krieges, viele Soldaten aushob, ſo daß ich auch fürchtete, Rekrut werden zu müſſen, wogegen von meiner Geburt an eine große Furcht getragen. Wußte alſo unter dieſen Umſtänden nicht aus noch ein.

3.

So lief ich immer weiter in Siberien hinein, und fiel endlich gar auf den Entſchluß, deſperat zu werden. Doch beſann mich noch ein Weilchen, und nahm mir vor, das zu meiner letzten Zuflucht aufzuheben. Wohl tauſendmal zog ich Wurzeln aus und probirte daran, mich zu verwandeln: aber immer vergebens.

Ich kam eines Abends an ein Wirthshaus und war ſchon ſo müde, ſo daß ich unmöglich weiter gehn konnte. Ich meldete mich beym Wirthe, da ich aber vielleicht dermalen etwas Unanſehnliches in meinem äußern Anſehn hatte, ſo wollte er mich nicht aufnehmen, weil er ſagte, daß ſein ganzes Haus ſchon mit Gäſten beſetzt ſey. Ich hörte auch, wie ſie luſtig waren und mit den Kannen lärmten, welches mir einen doppelten Trieb verurſachte, hier einzukehren. Der Wirth war anfangs gar nicht gut auf mich zu ſprechen, ſo daß er ſo weit gieng, mir die Thier vor der Naſe zuzuwerfen, worüber mich erzürnte, und in meinen Bitten noch dringender fortfuhr.

Er ließ ſich endlich erweichen, daß er mir eine Stelle auf der Ofenbank gönnen wollte, um dort in der Nacht auszuruhn. Ich ließ mir den Vorſchlag gefallen und folgte ihm in die Stube, wo mich an Branntewein und Bier dermaßen erlabte, daß ich nun in den Wirth drang, mir doch ein Bett zu verſchaffen, weil ich auf meiner Wanderſchaft ſeit lange dergleichen Bequemlichkeiten habe entbehren müſſen. Hieß mich einen groben Eſel nach dem andern, der nimmermehr zufrieden ſey; und hatte bey aller ſeiner Grobheit gewiſſermaßen Recht. Ich brachte einen andern Diskurs auf, und brachte aufs Tapet, daß ich ſchon der Favorit eines Königs und Kaiſers geweſen ſey, wodurch ich den Wirth in ein ziemliches Erſtaunen verſetzte, ſo daß er meiner Rede mit großer Begierde zuhörte.

Er fieng nunmehr an, andre Saiten aufzuziehn und geſtand, daß er noch ein Bett übrig habe, könne es aber keinem honetten Menſchen anbieten, weil die Kammer, worinn es ſtehe, von einem Geſpenſte, in Geſtalt einer Katze beunruhigt wäre. Sagte darauf, ich wollte mit dem Geſpenſte ſchon bekannt werden, wenn er mir nur das Bett wolle zukommen laſſen; ſey ſelbſt oft eine Katze geweſen und wiſſe alſo ein Wörtchen darüber mitzuſprechen; dürfe mich alſo nicht fürchten. Eine Katze ſey ein nothwendiges gutes Hausthier und dergleichen wunderliche und witzige Einfälle mehr; weil ich dachte, der Wirth ſage dergleichen nur, um mir bange zu machen. Da der Wirth meinen großen Muth ſah, brachte er mich auf die verdächtige Kammer.

4.

War im Grunde ſo dreiſt, weil ich feſt überzeugt war, es ſey kein Ernſt mit dem Geſpenſte; denn ſonſt hatte immer vor Geſpenſtern große Furcht; aber ich dachte, er wolle mir das Bett nicht in Ruhe gönnen.

Nun war ich allein und dachte an die Worte des Wirths, und da es in der Kammer wüſt und unordentlich ausſah, auch Nacht war, und Niemand weiter zugegen, ſo fieng ſchon an, mich meine freche Redensarten gereuen zu laſſen.

Ueberdachte dann wieder, daß doch Aufklärung in der Welt ſey, die Geſpenſter abgeſchafft und dergleichen. War überhaupt nur für das Mittelalter die Einrichtung mit dem Aberglauben, um die rohen einfältigen Leute zu lenken und unſer Zeitalter iſt nun darüber weg. Habe auch jetzt in meinem Kaiſerthum eigene Leute angeſtellt, die täglich gegen den Aberglauben predigen müſſen und Bücher dagegen drucken (ein mühſames Geſchäft), um nur die lieben Unterthanen nicht gar in der angebornen Dummheit verwildern zu laſſen.

Alles das wurde mir aber dazumal gar übel verſalzen.

5.

Ich war noch immer allein auf meiner Stube und ließ ſich kein Geſpenſt, vielweniger eine Katze hören oder ſehn. Darüber wurde mir immer mehr bange, und beſchloß endlich, zu Bett zu gehn. Richtete dieſen Vorſatz auch in's Werk, nachdem vorher gebetet und geſungen hatte. Ich ſchlief auch wirklich bald ein und ſchlief recht gut. Außer, daß ich nach einiger Zeit wieder aufwachte und vor meiner Thür ein Geraſſel, wie mit Ketten,

ten, vernahm. Gedachte anfangs, es möchte wohl die oft erwähnte Katze ſeyn; doch beruhigte mich wieder, indem mir vorſtellte, daß mir der Wirth oder ſeine Magd ohne Zweifel nur einen Schrecken veranſtalten wollten. Beruhigte mich damit und ſchlief wieder ein; denn ich konnte, wie ſchon geſagt, an Geſpenſter durchaus nicht glauben.

Schlief wieder ein, da hörte ich die Kammerthür ganz deutlich aufmachen; natürlich wachte ich auf, um nachzuſehn, wer da ſeyn könnte. Das war gut. Es war aber Niemand da; denn ich konnte mich ganz deutlich und genau umſehn, weil der Mond in der Nacht ſehr hell ſchien. Nun kam mir das Grauen von neuem an, und ich glaube, daß dergleichen Umſtände jedermann bedenklich ſcheinen würden, vollends wenn man ſchon vorher von einem Geſpenſt hat reden hören. Indem ich noch ſo nachdachte, kam wirklich eine große ſchwarze Katze zum Vorſchein, die ſich mit allerhand wunderlichen Gebehrden in der Stube auf und ab trieb; aber ſonſt nichts von Bedeutung vornahm.

Ich wollte mich von dergleichen Ceremonien nicht länger beunruhigen laſſen, weil gern ſchlafen wollte, mir auch Geſpenſter außerdem zuwider, ich nun auch noch vollends dachte, es ſey nichts weiter, als eine pur natürliche Katze. Derohalben machte keine großen Complimente, ſondern griff ohne weiteres zu meinem Stocke und damit über die Katze her. Weil ich glaubte, der Wirth habe ſie etwa mir zum Poſſen in die Kammer geſetzt.

Ich mochte dieſelbe Katze ohngefähr ein Vater Unſer lang geprügelt haben, als ſie ſich unvermutheterweiſe auf die Hinterbeine ſtellte, und alsdann die ſteile Wand hinaufkletterte. War mir deſſen nicht verſehn; ob ich gleich ſelbſt als Katze ſonſt dergleichen Kunſtſtück gemacht hatte: denn bey den Krallen, die eine Katze in den Beinen hat, iſt dergleichen eben nichts Uebernatürliches. Was nun aber geſchah, hatte ich niemals machen können. Ohne Umſtände eröffnete ſich nämlich mit großem Krachen die Decke der Stube und mit einem fürchterlichen Brauſen fuhr die Katze hindurch.

Ich ſtand lange und wußte nicht, was ich denken ſollte; da aber die Stube wieder ordentlich zu war, wie vorhin, ſo legte mich wieder nieder und ſchlief weiter.

6.

Es war beſchieden, daß ich in dieſer Nacht noch einmal aufwachen ſollte: denn nach einer Stunde ohngefähr, ließ ſich derſelbe Larmen von neuem ſpüren. Ich ließ mich ſogleich munter werden, und ſiehe, es war Niemand anders wieder da, als die obenbemeldete ſchwarze Katze. War böſe, daß ich immer ſo im Schlafe turbirt ſeyn ſollte; aber da half kein Sauerſehn, denn die Katze fragte nichts darnach, ſondern machte im Gegentheil ein erſchreckliches Geraſſel und Gepraſſel, ſo daß man hätte denken können, die Welt ſolle einfallen.

Als ich ſo in den größten Aengſten lag; ſagte die Katze mit vernehmlicher Stimme: Fürchte dich nicht, mein Freund. — Als ich nun gar dieſe Katze mit einer menſchlichen Stimme reden hörte, kroch ich vor Angſt unter die Decke des Betts und hielt mir mit Gewalt Augen und Ohren zu. Aber die Katze ſagte noch einmal: Fürchte dich nicht, werthgeſchätzter Freund! worauf alsbald erwiederte: da mag ſich der Teufel nicht fürchten! geh, ich will mit dir nichts zu thun haben.

Ermannte mich doch und dachte innerlich, hinter der Katze möchte vielleicht ein Künſtler ſtecken, der eine wunderbare Wurzel, wie die meinige geweſen,

weſen, in ſeiner Gewalt beſitze, fragte alſo ohne Umſtände: wenn Sie, werthgeſchätzter Herr Freund, ein Künſtler ſind, ſo geben Sie ſich nur augenblicklich zu erkennen; denn ich habe mich ehemals wohl auch von der Kunſt ernährt, ein Kamerad darf dem andern kein Leids zufügen; ſondern wollte im Gegentheil gebeten haben, mir lieber ein Stückchen Ihrer Wurzel zukommen zu laſſen, damit wieder mein altes Handwerk zu treiben im Stande bin, weil mir bis dato nicht der gute Wille zur Arbeit mangelt, ſondern es mir nur am Handwerkszeuge gebricht, als welches einmal verloren hatte, da außer der maaßen beſoſſen war.

Die Katze machte große Augen als dergleichen Reden führte. Was fabelſt du, ſagte ſie, von einer Wurzel, ich bin kein Künſtler, ſondern im Gegentheil ein höchſt unglückſeliges Geſpenſt, das nach Erlöſung ſchmachtet, die ich auf keine andre Art, als durch deine Hülfe zu erlangen weiß. Biſt du aber ein Künſtler, ſo iſt das deſto beſſer für dich; glücklich iſt der Menſch, das weiß ich nun aus Erfahrung, der nicht als eine Katze umzugehn nöthig hat.

Habe immer bemerkt, daß kein Menſch recht mit ſeinem Stande zufrieden iſt, und dieſe Erfahrung beſtätigte ſich auch hier. Trachtete überhaupt von jeher dahin, auf meinen Reiſen meine Menſchenkenntniß zu vermehren, und wenn man ſo reiſt, ſind Reiſen einem jungen Menſchen überaus nützlich.

Ich mochte übrigens mit dem Erlöſen nichts zu thun haben, und ſagte es auch der Katze gerade heraus, daß das meines Amts nicht ſey, daß ich Niemand in ſein Handwerk pfuſchen wolle, und dergleichen mehr. Sey ein Menſch, der ſich von Jugend auf nicht auf dergleichen applizirt habe und könne in der Unwiſſenheit vielleicht Uebel nur ärger machen.

Die Katze, da ſie hörte, daß ich ihr ihre Bitte geradezu abſchlug, ſtellte ſich erbärmlich an und heulte und maute dermaßen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, wurde alſo ebenfalls gerührt, und betheuerte, daß ich gerne dienen wollte, wenn es mir nur möglich ſey. Die Katze ſagte hierauf, ich möchte ihr nur vertrauen, ſo wolle ſie mich glücklich machen: ſie wolle mir nämlich einen Schatz gönnen. Bedankte mich gar höflich für die gütige Geſinnung, und nahm die Nachtmütze ab, ihr mein ſchuldiges Compliment zu machen, wobey mich aber ſo verlauten ließ: Ja, traue doch der Henker irgend einem Eures Gelichters, ich weiß wohl, wie es oft mit dem Schätzeheben zugeht. Erſtens, iſt oft gar nichts dahinter, und ich habe manche ſaubere Geſchichte von den Betrügereyen der Schatzgräber gehört; zweytens, bricht Eures Gleichen gern die Hälſe, wenn auch Schätze da ſind: denn ich weiß, das iſt Eure Paſſion; drittens, habe ich Sie, werthgeſchätzteſte Katze, vollends mit dem Knittel heimgeſucht, weil ich Ihren Stand als Geſpenſt nicht wußte, und dadurch ein grobes Verſehn gegen die Etikette und gute Lebensart begangen, was Sie mir gewiß wieder eintränken werden. Thut mir alſo leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, den Schatz zu heben, oder Ihre Erlöſung zu bewerkſtelligen.

Da die Katze merkte, daß ſie mit trocknem Maule wieder würde abziehen müſſen, fieng ſie auf die kläglichſte Art an zu winſeln und ſich auf bewegliche Bitten zu legen. Sie verſicherte mir, daß ſie ein Geſpenſt ſey, das Ehre im Leibe habe und keine Tücke oder Bosheit hinter den Ohren; ſey ihr auch mit Halsbrechen gar nichts gedient, ſandern wünſche im Gegentheil nichts ſo ſehr, als mir nützlich ſeyn zu können, habe mir auch die Prügel vergeben, und wünſchte nur, als eine arme Seele im Grabe Ruhe zu haben und dergleichen; denn Irregehn ſey ihre Sache nicht, habe immer ein ſtilles, einfaches und häusliches Leben geliebt, ſich zwar immer die Fortdauer nach dem Tode gewünſcht; aber nicht gerade als Katze.

Und was dergleichen Rednerkünſte mehr waren, die ſie vorbrachte, um mich zu bewegen.

Traute ihr immer noch nicht, weil ich weiß, daß Katzen falſche Thiere ſind und machte ihr dieſen meinen Einwurf. Sie war aber gleich mit Antworten fertig und bat inſtändigſt, ich möchte mich nicht an ihr Aeußeres ſtoßen; denn das ſey nur Nebenſache, ſie ſey eigentlich ihrem wahren Stande und Herkommen nach, eine unglückliche Menſchenſeele, die mit einem Schatze zuſammenhänge und nur zur Ruhe komme, wenn dieſer fatale Schatz durch mich gehoben würde. Ich ſolle mich auf ihr Wort verlaſſen, daß mir kein Leids geſchehn würde.

Ich hatte vor, mit Schwatzen ſo lange die Zeit zuzubringen, bis in der Nähe ein Hahn krähe, oder der Morgen anbreche, weil ich alsdenn vor dem Geſpenſte ſicher war. Bat alſo, man möchte mir ſeine Geſchichte erzählen, wie dergleichen gebräuchlich ſey und mir ſagen, wie man dazu gekommen ſey, im Tode keine Ruhe zu haben und dergleichen. Die Katze, die aber wohl meine hinterliſtige Abſicht merken mochte, fieng bitterlich an zu weinen und beſchwur mich von neuem, wobey ſie zu Betheurung ihrer Unſchuld die Hand auf die Bruſt legte, in Summa, ſich ſo kläglich geberdete, daß ich zum Geſpenſte mehr Zutrauen faßte.

Verlangte alſo, ſie möchte mir nur einen Wechſel ausſtellen für meinen Hals, damit ich's doch Schwarz auf Weiß habe, daß ſie mir nichts thun wolle, und daß ſich bey Hebung des Schazzes keine hölliſchen Heerſchaaren drein mengen dürften; ich ſey nicht für mich ſelber beſorgt, ſondern es ſchiene mir blos des Halſes wegen nothwendig, dergleichen Präkaution zu gebrauchen.

Hierauf machte die Katze einen hohen Puckel und fragte erboſt: ob ich ſie etwa gar zum Narren habe; wenn ich ſie erlöſen wolle, ſo ſolle ich ſie erlöſen, beſonders da es ein ſo leichtes Stück Arbeit ſey, ſonſt wolle ſie den groſſen Schatz einem andern zuwenden. Es ſey weder Papier, noch Feder oder Dinte in der Kammer, und es mache viele Umſtände, den Wirth erſt zu wecken. Gebe mir außerdem ihr Wort, daß mir nichts geſchehn ſolle, ich müſſe wohl noch wenig mit Geſpenſtern umgegangen ſeyn, oder an wahre Galgenſtricke gerathen, daß ich ihnen nicht mehr Rechtſchaffenheit zutraue, ſey ſchon genug, daß Menſchen Spitzbuben wären, brauchte dergleichen nicht auch in der Geiſterwelt einzureißen; der Satan mit ſeinen Schaaren habe mit ihr durchaus nichts zu ſchaffen, ſie führe ein Privatleben und wäre im Grunde ſelig, das bischen Umgehen abgerechnet. Sie wolle mir die Hand darauf geben, daß mir nichts geſchehn ſolle. Mit Erzählen könne ſie ſich durchaus nicht abgeben.

Ich ließ mir die Hand geben und dachte immer, die unglückſelige Perſon würde kratzen; aber ſie behielt die Krallen inwendig, worauf mich denn in der Eile anzog und wirklich mitgieng.

7.

Wir giengen beyde über den Hof, die Katze voran, weil ich den Weg nach dem Schatze nicht wußte. Hinter dem Pferdeſtall mußte eine Axt aufheben und damit die Schwelle des Stalles loshauen. Es dauerte nicht lange, ſo kamen Funken von den wiederholten Schlägen, worauf denn immer muthig fortfuhr.

Nach einiger Zeit kam ein eherner großer Topf zum Vorſchein, voll ſchönen blanken Dukaten. Die Katze ſagte, ſie ſey nunmehr erlößt, gab mir ein zuſammengelegtes Papier, und befahl mir, es ja nicht zu öffnen, weil ſonſt mein Glück ſogleich wieder verſchwinden würde. Darauf begab ich mich mit meinem Schatze hinweg, und hinter mir geſchah ein ſo heftiger Donnerſchlag, daß ich voller Schrek-

Schrecken zur Erden fiel; dabey aber den Geldtopf in beyden Armen eingeklammert hielt. Kam glücklich damit in meine Kammer zurück, worauf ich mir denn alle Taſchen voll Dukaten ſteckte; den Topf ſelbſt aber im Bette verbarg. Am Morgen bezahlte ich meine Zeche und gieng von dannen.

8.

Ich lebte nun auf eine prächtige Art; denn mein Geld belief ſich auf viele tauſend Thaler, ſo, daß ich nun von aller Noth gerettet war, auch mein Handwerk nicht wieder hervorzuſuchen brauchte. War alſo immer gutes Muths und verzehrte nach Herzensluſt. Wie mir denn überhaupt von je an ungern etwas habe abgehen laſſen, weil man ſich doch immer der Nächſte iſt.

Quälte mich nun nichts weiter, als die Neugier, was wohl in dem Papiere ſtecken möchte. Es fühlte ſich hart an, was darinnen war. Ich hatte aber doch nicht das Herz es aufzumachen, weil mir die Drohung des Geiſtes immer noch im Sinne lag, ſah mich alſo genöthigt, anderweitig mit Eſſen und Trinken mein Gemüth zu zerſtreuen.

ſtreuen. In allen Widerwärtigkeiten des Lebens, habe ich in den mancherley Eßwaaren von jeher einen zuverläßigen Troſt angetroffen, und die große Güte und Weisheit Gottes immer bewundert. Wie es denn wohl gewiß iſt, daß ein gütiges Weſen über uns waltet, das uns auf unſern Wegen, wenn ſie auch manchmal etwas wunderlich laufen, der Glückſeligkeit entgegen führen will.

Die Neugier iſt ein großes Uebel. Als ich an einem Nachmittage durch eine ſchöne Gegend gieng, und die Hände (wie es denn meine Gewohnheit iſt), in der Taſche trug, hatte ich, ohne es ſelber zu wiſſen, plötzlich das geheimnißvolle Papier auseinander gemacht. Da entſtand ein ſolches Donnern, Lärmen und Poltern in den Wolken, als wenn der ganze Himmel über mir einfallen wollte, und ſiehe da, alle mein ſchönes Geld war wieder verſchwunden.

9.

Ich wußte nun zwar, was in dem Papiere geweſen war; allein das konnte mich wenig tröſten, denn ich hatte nun nichts weiter, als ein kleines, blankes Steinchen in der Hand. Ich beſah es hin und her und weinte meine bittern Thränen.

Da war ich nun wieder ſo arm, als ich nur je geweſen war und keine Ausſicht auf ein neues Glück. Verlor aber darum doch den Muth nicht, ſondern überließ mich ganz der Führung der Vorſehung, weil ich überzeugt war, daß ſie ſchon wieder auf eine andre und beſſere Art für mich ſorgen würde.

10.

War, wie ſchon gemeldet, ſehr mißvergnügt und wußte gar nicht, was nun in der Welt anfangen ſollte, ſo daß auch ſchier alle Hoffnung verlor und manchmal beſchloß, mich aufzuhängen. Gedachte wohl freylich manchmal, es müſſe wohl wieder anders und beſſer werden; indeſſen konnte ich es doch niemalen gewiß wiſſen.

Mußte alſo wieder Hunger und Kummer leiden; denn ohne Geld iſt man gewiß ein verlaſſener Menſch, und das Elend iſt um ſo empfindlicher, wenn man ſchon einmal die Freude de Wohlſtandes gekoſtet hat.

Ich dachte oft, in dem zurückgelaſſenen Steine müſſe vielleicht eine wunderbare übernatürliche Kraft verborgen liegen, weil er doch von einem Geſpenſte herrühre, und gab mir deshalb alle Mühe, etwas dergleichen an ihm zu entdecken, wovon ich wieder mein Brod in Ruhe eſſen könnte. Ich glaube, es iſt faſt nichts in der Welt, worauf ich nicht in meinen damaligen Umſtänden verfallen wäre, weil einen großen Trieb in mir verſpürte, mich aus meiner gegenwärtigen Noth zu reißen. Mußte aber noch ziemlich lange darinnen verharren.

Damals gab ich mich ungemein mit der Naturwiſſenſchaft ab, und legte mich vorzüglich auf die ſogenannte Experimentalphyſik. Ich machte unaufhörlich Verſuche, wozu der Stein doch in aller Welt zu brauchen ſey; bald wollte ich mich damit verwandeln, bald gedachte ich, er ſolle etwa andre Materialien in Gold verwandeln; aber er wollte ſich in der That zu nichts bequemen, ſo daß alle mein Studiren nur weggeworfene Zeit war. Ich wurde oft darüber böſe.

Damals habe ich eingeſehn, was für eine gute Sache die Wiſſenſchaften ſind, hatte nichts zu beiſſen und zu brechen, nichts auf und nichts im Leibe, meine Seele abgerechnet, die ich auch unermüdet beſchäftigte. Es kam ſo weit, daß ich wieder bettelte, wobey mich trefflich mit Lügen behelfen mußte, um die Leute nur in Mitleiden, Theilnahme, Menſchenliebe und dergleichen hinein zu bringen. Gab mich oft für einen Krüppel aus, oder einen Abgebrannten, that auch manchmal, als wenn ich nicht ſprechen könnte, welches mir recht leicht zu bewerkſtelligen war, da ich an manchen Orten überdies die Sprache nicht inne hatte. So hatte immer alle Hände voll zu thun, um mich nur ehrlich durch die Welt zu bringen.

Habe ſeitdem aber keine Katze vor Augen leiden können, was gewiß eine große pſychologiſche Merkwürdigkeit iſt, da ich ihnen vor dem Vorfalle mit dem Geſpenſte ordentlicherweiſe gut war. Aber ich war innerlich zu ſehr erboſt, daß ſo meine Schätze wieder verſchwunden waren, ob es gleich meine eigne Schuld war. Dachte aber oft, daß mir die Beſtie nur den Stein gar nicht hätte geben dürfen, ſo wäre mir auch das Unglück nicht begegnet.

Es iſt viel, daß ich bey meinen mancherley Unglücksfällen kein einzigesmal in die eigentliche Verzweiflung gefallen bin. Aber ein großer Mann läßt ſich ſein Schickſal nicht anfechten, und von Kindheit an haben immer ſchon Spuren und Saamenkörner meiner jetzigen Größe in mir geſteckt.

Mußte mich damals mit Wünſchen und mit meiner Phantaſie begnügen, wenn ich manchmal großen Appetit zu delikaten Eßwaaren und Getränken hatte.

II.

Es kam aber die Zeit, wo ich die Kraft und Tugend des Steins erproben ſollte; denn es begab ſich, daß ich in eine wunderbare Gegend kam. Es war nämlich an einem Orte, an dem Ruinen eines ehemaligen Schloſſes ſtanden; die Berge waren wüſte und voller wilden Felſenſtücke. Wurde mir angſt und bange, als ich durch dieſe Gegend gieng, und ich hatte noch niemals dergleichen geſehn. Wie wurde mir nun aber erſt, als ich oben auf dem Berggipfel allerhand wunderliche Geſtalten in den ſeltſamſten Poſituren wahrnahm, die ſprangen und tanzten, und ſich mit fürchterlichen Geberden umhertrieben. Es war nicht anders, als daß dieſe Perſonen Geſpenſter vorſtellen mußten, und da ich dies merkte, war ich in der vollkommenſten Angſt.

12.

Da ich mich ſo fürchtete, wollte ich an dieſen Creaturen die Gewalt meines Steins verſuchen, und ſiehe da, diesmal gelang mir's über meine Erwartung. Die Geſpenſter, die vorher ein großes Lärmen gemacht hatten, waren plötzlich ſtille und alle gebannt, daß ſie ſich nicht rühren konnten. Ich merkte gleich, daß der Stein dies Kunſtſtück gemacht habe, worüber eine große Freude empfand und überlegte, was es mir etwa für Nutzen bringen könne.

War noch etwas furchtſam, kletterte aber darnach mit einiger Mühe das Gebürge hinauf und befand mich nach einiger Zeit oben. Worauf ich die Geſpenſter in eigner Perſon beſichtigte und Figuren von allen möglichen Farben antraf. Es war mir eine große Freude, daß mir keiner von dieſen böſen Geiſtern etwas anhaben konnte, ſondern ſie ſich alle vielmehr vor mir fürchteten und entſetzten. War mir bis dahin noch nicht begegnet.

Da ich ſah, daß es ſo gut ablief, machte ich ſie wieder von ihrem Banne frey und erlaubte ihnen, die vorhin gehabten Luſtbarkeiten und Ergötzlichkeiten fortzuſetzen. Worauf ſie denn für erlaubte Permißion dankten, und ihre unterbrochenen Quadrillen und Engliſchen Tänze wieder anfiengen.

13.

Ich fragte hierauf, was dieſe Feſtlichkeit zu bedeuten hätte, und warum ſie, da ſie doch, wie ich wohl ſehn könnte, Geſpenſter wären, ihre Zeit mit Tanzen und Springen zubrächten.

Einer, der der älteſte und vernünftigſte unter ihnen ſchien, trat hervor und ſagte: Mein Herr, es ſcheint, Sie kommen aus einer fremden Gegend, und darum will ich Sie von allem unterrichten. Sie haben einen Stein in ihrer Gewalt, der uns zwingt, alles zu thun, was Sie uns befehlen, und darum muß ich auch antworten, was ſonſt meine Art gar nicht iſt. Wir ſtehn, mit Erlaubniß zu ſagen, unter der Botmäßigkeit des weltbekannten Satans, ſonſt auch Teufels genannt, dieſer Unmenſch hat uns ſchon ſeit lange auf dies Gebürge zur Strafe hergebannt, und uns jährlich nur einen Tag vergönnt, an dem wir uns luſtig machen dürfen. Gerade heute iſt dieſer Mardi gras, und wenn es Ihnen ſonſt gefällig iſt, ſo dürfen Sie nur an unſerm Balle Theil nehmen.

Bedankte mich für die Höflichkeit des Geſpen
ſtes, ſagte aber auch zugleich, daß ich nie ein gro
ſer Tänzer geweſen, ſondern mich immer ohne
dergleichen Freudensbezeigungen beholfen. Wor
auf ſie alle bedauerten und verſicherten, keiner un
ter ihnen, den ich aufgefordert, würde mir es ab
geſchlagen haben.

Ich fieng nun an, meine Kräfte und Talente
zu fühlen, und ſagte: ich hoffte nun ſogar, den
Teufel ſelbſt unter meine Botmäßigkeit zu bringen,
worauf jener antwortete, daß es mir mit dem
Steine gar nicht fehlen könne.

14.

War alſo nicht langſam, ſondern fieng an, den
Satan zu beſchwören, der ſich auch ſogleich in Ge
ſtalt eines gräßlichen Löwens einſtellte, und ſ
fürchterlich brüllte, daß die Gebürge davon wieder
hallten. Kümmerte mich aber nicht viel um ſein
Brüllen. Fragte mich obbeſagter Teufel hierau
mit feurigen Blicken: ob ich geſonnen ſey, einen
Contrakt mit ihm zu machen und mich ihm mi
meinem leibeigenen Blute zu verſchreiben. Mußt
lachen, ob es gleich der Satan war, und fragt
ihn

ihn: ob er dächte, daß ich ein Narr ſey, daß er dergleichen Anerbieten ſich zu machen unterſtünde, da er ſchon überdies in meiner Gewalt ſey. Ich habe meine Oberherrſchaft über die Geiſter einer gewiſſen Katze zu danken, der ich einen kleinen Dienſt geleiſtet, worauf ſie ſich auf dieſe Art erkenntlich bezeigt.

15.

Ließ mich nun ohne weiteres Bedenken vom Satan ſelbſt zu einem vergrabenen Schatze führen, der in einem verfallenen Brunnen verborgen lag; ſelbigen mußte er in eigener Perſon holen und mir einhändigen. Hatte nunmehr noch gröſſern Muth und deutete ihm an (dem Satan), er möchte ſich künftig nicht als Löwe zu mir bemühen, ſondern als ein ordentlicher vernünftiger Menſch erſcheinen, falls ich darauf fallen ſollte, ihn zu zitiren. Worauf er mir die Hand geben mußte. Gieng fort und war ſehr verdrüßlich, daß ich ihn ſo bezwungen hatte.

16.

Gieng nun fort und hatte vermittelſt meinen dienſtbaren Geiſtern niemalen Geldmangel; denn ſo oft ich wollte, gieng ich aus und zitirte, und ließ mir Schätze holen. War ein bequemes Leben und hatte es doch nunmehr wieder mit des Himmelsbeyſtand durchgeſetzt, daß nicht zu arbeiten brauchte.

17.

Ich ſchaffte mir eine Kutſche, Pferde und Bedienten an, und reiſte immer in der Welt umher, allenthalben traktirte man mich wie einen großen Herrn, weil die Leute glaubten, ich ſey ein Graf, Miniſter oder dergleichen. War aber nichts dahinter, konnte aber gewahr werden, daß das Geld in dieſem irdiſchen Leben die Hauptſache ſey.

Damals ſtudirte alle Lebensmittel durch, die es nur gab; weil mir dieſer Zuſtand der Herrlichkeit etwas Neues war. War überaus vergnügt.

18.

Da ich nun ein bemittelter und wohlhabender Mann war, ſo ſchaffte mir auch einen Narren oder ſogenannten Hanswurſt an. Derſelbige Menſch mußte ſich immer dumm anſtellen; war aber im Grunde klüger, als ich. Er mußte auf nichts als Narrenſtreiche denken, während ich meine ernſthaften Beſchäftigungen vornahm, damit ich mich nachher wieder erholen und zerſtreuen konnte. War dergleichen auch überaus nöthig, um am Ende nicht gar melancholiſch zu werden, als wozu in meinem Temperamente große Neigung verſpürte; noch mehr aber zum phlegmatiſchen.

19.

Damals gab ich mir auch einen andern Namen und nannte mich Tunelli, weil man mich in der Jugend immer Toyerle genannt hatte. Wurde gewiſſermaßen dick und fett, als wozu zweifelsohne die ſorgenfreye Lebensart vieles beytrug, denn ließ mir gerne Eſſen und Trinken gut ſchmecken, und machte wohl 5 bis 6 Mahlzeiten des Tages, als welches ſehr geſund ſeyn ſoll; war aber doch niemalen dabey unmäßig.

Da ich ſah, daß es mir ſo gut bekam, machte ich immer mehr Aufwand. Wenn mein Geld verzehrt war, ließ ich mich mit meiner Kutſche ausfahren. Im Walde oder Felde ließ dann ſtill halten, mit dem Bedeuten, ſey geſonnen, mich ein wenig in der ſchönen Natur umzuſchauen, um die Gegend und dergleichen zu genießen. Mit dem Vorgeben gieng ich dann bey Seite und zitirte ohne Umſtände den Teufel, der denn als ein Cavalier vom vornehmen und vortreflichen Anſehen erſchien, und mir Diamanten und Juwelen überlieferte. Dieſe Kleinodien ſteckte ich behende zu mir, ſetzte mich in meine Kutſche und fuhr dann weiter.

20.

Nach einiger Zeit kam ich in eine groſſe und wohl vornehme Stadt, die man mir auf meine Erkundigung Monopolis nannte. Ich ließ nach dem beſten Gaſthofe fragen, und ſtieg alſo mit allen meinen Bedienten im goldenen Drachen ab.

Der Wirth ſchien ein Mann von Verſtand und Bildung, befahl ihm alſo gleich, eine überaus delikate Mahlzeit anzurichten und mich ja in nichts zu vernachläſſigen. Der Wirth machte viele Complimente, und verſprach ſeine Ergebenheit und unermüdeten Fleiß mit Herz und mit Mund.

Konnte die Zeit kaum erwarten, als ich mich auf meinem prächtigen Zimmer allein befand, bis das Eſſen fertig war. Ließ mir alſo unterdeß von meinem Harlekin einige wenige Narrenpoſſen in der Eil vormachen, die mich nicht ſonderlich ergötzten, weil nämlich hungrig war, obgleich ſich der Mann alle Müh gab.

Endlich kam die Zeit und es wurde eine große Tafel ſervirt, voller überaus ſchönen Speiſen. Da gieng mir das Herz auf und ich wurde wieder luſtig, ſo daß ich ordentlich zu ſcherzen begann. Denn es iſt immer meine Meynung geweſen, daß man gute Laune und Witz eigentlich für die Tiſchzeit aufheben müſſe, weil beydes außerdem weggeworfen iſt. Bat alſo den Wirth, er möchte ſich ohne Umſtände niederlaſſen und mit mir vorlieb nehmen. Der Wirth wäre über meine gütige Herablaſſung beinahe vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, weil er mich für einen Herzog oder dergleichen Creatur anſah. Ich aber fuhr fort in ihn zu dringen und erklärte ihm, ich ſey nichts weiter als ein reiſender Schneidergeſell. Worauf der Wirth ſich ordentlich vor Freuden kreuzigte, daß ich ſo guten Humors ſey und aus vollem Halſe über meinen

nen Einfall lachte, als wofür er es anſah. Ich ließ ihm endlich bey dem Gedanken, daß ich ein vornehmer Cavalier ſey, weil die Menſchen doch einmal an dieſen Vorurtheilen hängen.

Der Wirth ſetzte ſich endlich auf wiederhohltes Bitten zu mir, weil immer lieber in Geſellſchaft ſpeiſe. Ich muß ſagen, er aß mit vielem Appetit. Der Narr mußte uns beyden Narrenpoſſen machen, und ich war nicht der einzige, der lachte, ſondern der Wirth auch, was mir lieb war; denn er bewies, daß der Narr gewiß gut und nicht zu verachten war.

Bey Tiſche kamen wir auf allerhand Materien zu reden. Der Wirth erzählte viel von der Beſchaffenheit des Orts und der Einwohner; von dem Geſchmack, der dort herrſche, Theater und dergleichen; ich gab aber nicht viel Acht, ſondern beſchäftigte mich gänzlich mit den Speiſen. War mir aber doch lieb, daß einer in meiner Gegenwart was redete, damit der Geiſt, dem man nichts beſſeres bieten kann, doch auch einige Nahrung bekäme.

So kam er auch auf den König des Landes zu ſprechen. Jetzt fieng ich an Acht zu geben; denn es war auch kein Wunder, daß ich ſchon ſatt war. Hatten ſchon ſeit drey Stunden bey einander geſeſſen.

ſeſſen. Kriegte einen guten Einfall. Erkundigte mich nämlich, was denn der Herr des Landes wohl für ein Herr ſey, von was für Complexion, ob er gern eſſe, ob lieber Fleiſch oder Fiſche, ob er melancholiſch oder vergnügt ſey.

Merkte bey der Gelegenheit, daß der Wirth ein recht enthuſiaſtiſcher Patriot ſey; denn er ſtrich ſeinen Fürſten auf die allerbeſte Art heraus, ſo, daß ich wohl abnehmen konnte, wie glücklich ſich die Unterthanen eines ſolchen Landes vorkommen müſſen. Ich fragte den Wirth weiter, ob es dieſer König wohl ungnädig vermerken würde, wenn ich ihn unterthänigſt am folgenden Tage zu mir in's Wirthshaus an die Tafel bitten ließ. Der Wirth antwortete: der König würde es ſich gewiß zur Ehre ſchätzen, denn er ſey ſo populär, daß es ihm eine ordentliche Freude ſey, gemein zu ſeyn. Anbey liebe er Häuslichkeit und ſpreche gern Fremde: ſpare auch gern, würde alſo in allen Fällen mein Anerbieten gern annehmen.

Wer war froher als ich. Schickte gleich meinen Jäger an Ihro Majeſtät, und ließ ihn am folgenden Tage im Namen eines Wiener Cavaliers Tunelli, zum Eſſen bitten.

Der Jäger kam mit der Antwort zurück, daß der König ſo frey ſeyn würde, zu erſcheinen.

21.

Wie wunderlich iſt das Schickſal? Vor kurzem noch gebettelt, hatte nun einen anſehnlichen König zu Gaſte. Konnte kaum die Zeit erwarten, bis er kam.

Ich ließ eine Mittagstafel zubereiten, die ſich vor jedem Monarchen der Erde ſehn laſſen durfte. Der König kam in ſeiner Kutſche, und ich nahm mir die Freyheit, ihn ſelber aus ſeinem Wagen zu heben. Ich hatte es ſo eingerichtet, daß, ſo wie die Majeſtät in den Saal traten, ihm ſchon die Schüſſeln entgegen dampften; worüber Sie gnädigſt zu lächeln geruhten und eigenhändig Beyfall klatſchten. Wurde dadurch ungemein zum Eſſen aufgemuntert und machte dem Könige dadurch doppelten Appetit.

Mußte erzählen, durch welche Länder ich gereiſt ſey, und ſprach daher von Pohlen, Perſien, Türkey und Siberien. Verſchwieg aber meinen

Stand und meine gehabten Avanturen weislich, weil es mir hätte zum Schaden gereichen können. Habe von jeher nach ſeiner Politik gehandelt, und mich in jeden Stand, mit dem ich umgieng, zu ſchicken gewußt.

Wir tranken auch ziemlich viel Weinflaſchen aus, und da kam mein König erſt recht in ſeine Laune hinein. Muß aber auch der Wahrheit die Ehre geben, daß ich es nicht an Witz gebrechen ließ, um meinen hohen Mitſpeiſenden zu unterhalten, welches er gnädigſt und mit vielem Lachen vermerkte. Glaube, war vor Ehre, Freude und Wein halb betrunken.

Ich erzählte dem Könige von einem ſchönen Berge, den ich vor der Stadt geſehn hatte, und der mir in Anſehung der Gegend und Ausſicht erſtaunlich gefiel. Der König war eben der Meynung, ſagte, er hatte ſchon viele Länder durchreiſt, habe aber keinen ſo ſchönen Berg angetroffen. Ob er ihn mir käuflich überlaſſen wolle? Der Regierende beſann ſich eine Weile und ſagte: es wäre um den Berg Schade. Ich glaubte, er weigre ſich nur aus Verſtellung, um einen beſſern Handel zu machen, wie es ſich nachher auch befand. Er wolle mir den Berg abtreten, ſagte er, daß ich mir ein prächtiges Schloß dort bauen könne, erlauben; aber es ſey ihm platt unmöglich, ihn unter zwey Millionen zu laſſen, das ſey der genauſte Preis, wovon er ſich keinen Pfennig könne abhandeln laſſen; dabey bedinge er ſich noch aus, daß nach meinem Tode oder Ableben der Berg an ſein Königreich zurückfallen müſſe.

Was waren mir zwey Millionen! — Wir gaben uns alſo die Hände, der Wirth ſchlug durch, und der Handel war gemacht.

Ich ließ die Kutſche anſpannen und fuhr auch mit dem Könige hinaus, um mein Grundſtück in Augenſchein zu nehmen. Als ich nüchtern geworden war, merkte ich doch, daß er mich angeführt hatte; denn der Berg war mir eigentlich für meine ſchönen zwey Millionen nur auf meine Lebenszeit geliehen. Der Wirth lachte auch und ſchüttelte den Kopf.

Was konnte ich dafür? Es war das erſtemal, daß ich mit einem Könige einen Handel machte. Beſchloß, mich in der Zukunft beſſer in Acht zu nehmen.

22.

Ich baute ein prächtiges Schloß auf mein Gebürge hin, das mich auch über eine Million koſtete; denn ich ſah das Geld nicht viel an, weil mich im Fall der Noth immer auf den Teufel verließ. Hatte alſo in kurzer Zeit eine Menge Geld ausgegeben.

Als ſelbiges Schloß fertig war, nannte ich es Tunellenburg; mich ſelbſt aber den Grafen Tunelli. Will von den Feſtins ſchweigen, die bey der Einweihung veranſtaltet wurden; der Rede nicht erwähnen, die der Zimmermann oben auf dem Dache zu meinem Lobe hielt; die Gedichte übergehen, die zu meinem Beſten abgeſungen wurden. Alles das würde zu viel Eitelkeit von meiner Seite verrathen, wenn ich es weitläuftig beſchreiben wollte. Will nur ſo viel kürzlich melden, daß im ganzen Lande berühmt, ja beynah angebetet wurde. War auch kein Wunder, da ich ſo viel Geld bey mir verſpüren ließ.

Uebrigens ließ mir ſelber an nichts abgehn, ſpeiſte auch öfters bey oberwähntem Wirthe, weil er ein überaus geſchickter Koch war und wie geſagt, viele Bildung hatte. Das war jetzt ein ander Leben, als wie ich mich in tauſenderley Thiere verwandeln mußte, um nur das liebe Brod zu haben, nach mir mußte ſchießen laſſen, von Raubvögeln übers Meer tragen und dergleichen Unannehmlichkeiten.

23.

Der König hatte mich ſchon einigemal gefragt, warum ich mich nicht lieber verheyrathete, als ein ſo einſames Leben führte?

Fiel mir ſelber aufs Herz, daß ich noch keinmal in meinem Leben verliebt geweſen war. Rührte wahrſcheinlich daher, daß ich immer noch zu ſehr mit Nahrungsſorgen zu kämpfen gehabt.

Ich ſah gerade beym Könige aus dem Fenſter ſeines Schloſſes, als wir dieſen Diskurs führten. Indem ſo geht ein ſehr liebenswürdiges Frauenzimmer vorbey, und wie ich ſie anſah, war auch mein Herz bewegt (hatten ſchon geweiſt), meine Empfindungen wurden angeregt, mit einem Wort, ich wurde verliebt. Zeigte dem Könige das Mädchen und meinte, daß ich dieſe am liebſten zu meiner Gemahlinn erwählen möchte. Der König gab mir ſeinen Beyfall und ſagte, daß er ſie ſelber für ſchön erkenne. Er ſandte alſo in meinem Namen ſeinen Kammerhuſaren hinunter, der ſie einladen mußte, aufs Palais hinauf zu kommen, weil ſie ein Cavalier ſprechen wolle.

Das Mädchen war aber kurz angebunden, ſagte, ſie habe auf dem Schloſſe nichts zu ſuchen, ſie kenne ſchon den Herrn König, und ſey nicht eine von denjenigen und dergleichen Redensarten mehr; worauf ſie denn ihren Weg fortſetzte. Ich war erſchrocken und bange, ich möchte ſie gänzlich aus den Augen verliehren, ſchrie und heulte vor Liebe im Fenſter, daß es den König zu Thränen rührte. Umarmte mich weinend und ſuchte mich zu beruhigen, ſchickte auch alsbald zwölf Mann Wache aus, die das widerſpenſtige Mädchen mit Gewalt in's Schloß bringen mußten.

Sie zitterte und bebte und war ſich nichts Guts verſehn, ward dadurch in meinen Augen noch viel liebenswürdiger. Es war mir immer die größte Freude, wenn Leute vor mir zitterten und ich ihnen nachher vergab und nichts that. So glaubte meine Geliebte auch, ſie würde ihr junges Leben im Schloſſe einbüßen müſſen und fiel daher aus den Wolken, als ich ihr in den beweglichſten Ausdrücken meine Liebe und Anbetung ihrer Schönheit geſtand. Sie war ganz verſteinert. Ich und der König freuten uns ſo ſehr darüber, daß wir laut lachen mußten.

Sie ſagte, ſie ſey nur die Tochter eines Kaufmanns und verdiene eine ſo hohe Ehre nicht. Antwortete ihr galanterweiſe: die Schönheit ſey die einzig wahre Beherrſcherin der Erde, und wahre feurige Liebe, wie die meinige, mache alle Stände gleich, ſolle mich demnach nur aus vollem Herzen lieben, und ſie ſey dann faſt eben ſo viel, als ich ſelber. Könne nicht ohne ſie leben, möchte alſo ohne weitere Umſtände mein Leben oder meinen Tod beſchließen.

24.

Sie ſah mich mit zärtlichen Augen an, und ich merkte aus allen Kennzeichen, daß ſie eine wahre und ungeheuchelte Liebe zu mir trüge, es nur nicht zu ſagen ſich unterſtehe; denn ich war eine ſchöne Perſon, anſehnlich und wohlbeleibt; hatte überdies einen großen Stern auf der Bruſt und einen Orden um, brillantne Ringe an den Fingern; in Summa: ſie verſpürte wohl, daß ich was Extraordinaires ſey; auch viel Geld hinter mir ſtecke. Geſtand mir alſo ihre Neigung und wurde noch an demſelben Tage auf dem Schloſſe unſre Hochzeit und Trauung vollzogen. Die Eltern meiner Gemahlinn durſten aber nichts davon erfahren; denn ich hatte vor, dieſen nachher eine recht heimliche Freude zu machen.

Nachdem wir gegeſſen und getrunken und uns auf allerley Weiſe erluſtigt hatten, begaben wir uns nach der prächtigen Tuneilenburg, wo in aller Eil ein neues Banket zugerichtet wurde. Dann ließ ich eine prächtige Jagd anſtellen: war und blieb aber ein ungeſchickter Jäger.

25.

Hatte ſchon mehrere Wochen mit meiner Gemahlinn äuſerſt vergnügt und zufrieden gelebt; dieſelbe aß dieſelben Sachen auch gern, die ich am liebſten mochte, und waren alſo, ſo zu ſagen, beyde ein Herz und eine Seele. Schmeckte in voller Glückſeligkeit alſo die Freuden des Eheſtandes und wunderte mich, daß nicht eher darauf verfallen; denn hatte nun immer jemand, der ſprach, und brauchte gar nicht Unterhaltung aus dem Hauſe zu ſuchen.

Als die erſte Leidenſchaft der Liebe vorüber war, dachte ich an den Vater meiner Gemahlinn, daß er wahrſcheinlich über den Verluſt ſeiner Tochter untröſtlich ſeyn würde, da er durchaus nicht wußte, wo ſie hingekommen war; denn ich hatte es ſehr ſtrenge verboten, ihm zu verrathen, aus Urſach der heimlichen Freude.

Ließ ihn alſo endlich einmal auf mein Schloß beſcheiden, dieſen Kaufmann. Er kannte mich gar nicht, und wunderte ſich alſo, warum ich ihn doch wohl rufen ließe. Sah ganz krank aus, der arme Mann, als er ankam, und mußte vor Freude lachen, als ich dachte, daß nun ſeine Angſt bald vorüber ſeyn würde. Er hatte Edelſteine mitgebracht, weil er dachte, ich ſey etwan geſonnen, Pretioſa zu kaufen und habe ihn deswegen rufen laſſen. Er zeigte ſie mir mit der größten Demuth und Unterwürfigkeit, und es fiel ihm wenig ein, daß ich ſein Schwiegerſohn ſey.

Als ich ſie alle genug betrachtet hatte, gab ich ihm einige von meinen Diamanten, wie eine halbe Fauſt groß in die Hand und fragte, ob er ſie nicht von dieſer Sorte habe? Er erſchrack über die großen Steine und antwortete, daß er dergleichen Diamanten noch niemals geſehn, vielweniger beſeſſen habe. — Andre könnte ich nicht brauchen; und da er keine von dem Caliber habe, wolle ich ihm die ſechſe ſchenken, die er gerade in den Handen habe.

Der Kaufmann wußte nicht, ob er im Himmel oder auf der Erde war; er ſah mich mit groſſen Augen an und konnte aus meiner Perſon nicht klug werden. Ich mußte innerlich lachen und konnte mich vor Freude nicht laſſen. Er mußte ſich nun neben mich ſetzen, und ich ließ für uns beyde etliche Flaſchen von meinem beſten Weine aus dem Keller heraufholen.

Bey dieſem Anblick ſchien mein unbekannter heimlicher Schwiegervater etwas beruhigt und getröſtet. Er trank von Herzen und ich nöthigte ihn ſo lange, bis ich merkte, er ſey ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Um nun ſeine Freude und ſein Glück auf den höchſten Gipfel zu bringen, mußte meine Gemahlinn plötzlich hereintreten.

Der alte Mann erſchrack vor Entzücken, als er ſeine Tochter ſo unvermuthet wieder ſah; er wollte aufſtehn und ſie umarmen, wie es einem Vater zukommt; aber es hatte ihn ſo überwältigt, daß er der Länge nach in meinen Speiſeſaal hinfiel. Erinnere mich nicht, daß ich in meinem Leben ſchon eine ſolche Freude gehabt hätte, als an dem Tage, da dieſe beyden liebenden Herzen ſich wieder fanden.

Aber keine Feder kann es beſchreiben noch ausdrücken, was der alte Mann für dummes Zeug anfieng, als er hörte, daß ſeine Tochter meine Gemahlinn ſey und ich ſelber ſein Schwiegerſohn. Das Händeringen und Bockſpringen wollte gar kein Ende nehmen. Ich mußte mir vor Lachen und Freude Bauch und Seiten halten.

Er mußte mit uns eſſen, mit uns auf die Jagd gehen, wozu er noch weniger taugte, als ich ſelber: dann mußte er wieder trinken, dann ein Feuerwerk anſehn, in Summa, er genoß alle Seligkeiten dieſer Erde.

Darüber wurde er auch am Ende ſehr verdrüßlich, denn er ſagte, wir ſollten ihn nun auch einmal wieder nach Hauſe gehn laſſen, ſeiner Frauen wegen, die nicht wiſſe, wo er bliebe, erſt hätte ich ihnen die Tochter weggenommen, nun würde er ſelber ſeiner Frau vorenthalten, die ſich vielleicht gar zu Tode ängſtigen könne.

Er ſchimpfte und fluchte ſo lange, bis ich einſah, daß er Recht habe, und ihn wieder in Gnaden entließ.

Ich ſchlief mit den Vorſtellungen ein, wie glücklich ſich nun die ganze Familie fühlen müſſe.

26.

26.

Ich mußte nun meiner Frau alle meine Koſtbarkeiten zeigen, alle Diamanten, Ringe und andre Kleinodien. Den gröſten Wohlgefallen äuſſerte ſie aber am baaren Gelde: eine Folge ihrer Erziehung und weil ihre Eltern Kaufleute waren.

Nahm mir alſo vor, ihr eine rechte Freude zu machen, ſagte ihr, daß ich nur auf eine Stunde nach der Stadt fahren wolle, um die Einkünfte einzunehmen, die mir meine großen Güter in Deutſchland eintrügen.

Fuhr alſo ab, ſtieg aber im Walde aus der Kutſche und bannte den Teufel zu mir. Er wußte ſchon, was ich wollte, und kam mit vielen Edelgeſteinen zu mir. Immer als Menſch, wie ich es befohlen hatte. Ich ſagte, wenn es ihm nichts verſchlüge, möchte er mir diesmal baares Geld in Dukaten bringen. War zufrieden, wenn ich drey Prozent am Werthe der Kleinodien verliehren wollte. Ich mußte mich drein finden, weil es mir auf baare Münze ankam. Nach einer Viertelſtunde kam der Teufel ſchwitzend wieder und hatte wohl 20 Beutel mit Dukaten bey ſich. Gab die Edelſteine zurück, behielt aber heimlich zwey von den beſten Ringen zurück, ſo daß doch keinen Schaden hatte.

Fuhr hierauf nach meinem Schloſſe und meine Gemahlinn amüſirte ſich vierzehn Tage hintereinander damit, daß ſie die Dukaten zählte. Wir waren recht glücklich und bey Tiſche immer ſehr vergnügt.

27.

Um die Zeit begab ſichs bald nachher, daß beyde Eltern meiner Frau Gemahlinn uns beſuchten. War ſchönes Wetter und ſehr bey Laune, wie immer gern zu ſeyn pflegte, war mir daher dieſer Beſuch ſehr willkommen und angenehm. Was mir aber noch mehr Freude machte, war der Umſtand, daß ſie von mehr als zwey hundert Perſonen aus der Stadt begleitet wurden, die Muſik mitbrachten und ein verteufeltes Lärmen machten: alles mir und meiner Frau Gemahlinn zu Ehren. Es war luſtig, die Muſik und das wiederklingende Echo aus dem Fenſter wahrzunehmen.

Wurde an dem Tage ein groſſes und herrliches Traktament angeſtellt, womit aus dermaßen Ehre einlegte. Fraßen auch alle, daß wohl ein Stein hätte Appetit kriegen mögen, viel weniger wohl ich. Daneben viele Gratulationen abgeſtattet erhalten, und von allen Seiten Complimente eingeſammelt. Ließ auch meine Gnade hinlänglich verſpüren; denn als das Feſtin vorbey und es Abend war, erhielt jeder von den zwey hundert Perſonen einen köſtlichen Ring mit einem trefflichen Diamantſtein. Aergerte ſich nachher die ganze Stadt, daß ſie nicht mitgegangen war.

28.

Glück iſt unbeſtändig. Währte nicht lange, ſo wurde meine theuerſte Gemahlinn von einer kleinen unbedeutenden Krankheit angefallen. War nicht ſaumſelig, ſondern ſchickte ſogleich nach dem Leibarzt des Fürſten, mit dem Erbieten, wolle ihm überflüßig Geld geben, wenn er ſie kurire. Da der Leibarzt dies Anerbieten hörte, brachte er noch vier von ſeinen guten Freunden mit, und hielten alle zuſammen Collegium Medicum. Gieng mir viel Geld darauf, und ehe vierzehn Tage verlaufen waren, war meine liebwertheſte Gemahlinn geſtorben.

Weinte, wie ſich's gebührte, und fiel beynahe in Verzweiflung, ſo daß der König, ſo wie viele Leute vom Stande, genug an mir zu tröſten hatten.

29.

War doch nun durchaus nicht zu ändern, ließ mir daher auch endlich den Troſt meiner Bedienten zu Herzen gehn, die gewaltig an mir arbeiteten. Trachtete nun, ihr, meiner geweſenen Gemahlinn, ein anſtändiges Begräbniß zuzubereiten, damit mir nichts vorzuwerfen habe. Geſchah mit aller Solennität; denn dieſelbe wurde in der Stadt, in der Domkirche, unter Begleitung von vielen Fackeln, begraben, wobey viele Menſchen häufige Thränen vergoſſen.

Hatte daran noch nicht genug, ſondern ließ ihr auch ein herrliches Denkmahl aus Marmorſteinen ſetzen, wozu eine lateiniſche Innſchrift ausarbeiten ließ, die paſſend war. Alles vergoldet, koſtete auch vieles Geld, war aber auch im beſten Geſchmack.

30.

Nachdem das Begräbniß vorüber war, ließ ich ein prachtiges Trauermahl anrichten, um meiner Gemahlinn alle Ehre zu erweiſen. Hatte für delikate Speiſen geſorgt, und lief zu meiner und zur allgemeinen Zufriedenheit ab. Waren auch die Weine im geringſten nicht geſpart, ſo daß eine herzliche Freude darüber empfand.

31.

Mein Umgang mit dem Könige dauerte immer mit gleicher Zärtlichkeit fort. Aßen oft zuſammen und die Majeſtät ſchärfte mir manchen Troſt ein, und ſprach vortrefflich über die nothwendige Verknüpfung der Dinge, Schickſal und dergleichen, ſo daß faſt kein Wort davon verſtand.

Suchte mich auch durch Ergötzlichkeiten und andre Diskurſe zu zerſtreuen, um mich nur vor Verzweiflung zu bewahren. So erzählte er mir eines Tages, daß man eine große Anzahl Diebe und Mörder eingefangen habe und er nun nicht wiſſe, ob er ſie hängen ſolle, oder ihnen nicht lieber Pardon ertheilen. Ich wunderte mich über dergleichen ſchlechte und offenbar zu menſchenfreundliche Geſinnungen. Sagte ihm rund heraus, er ſey ein ſchlechter König, wenn er nicht am Umbringen das gehörige Vergnügen finde, und werde nachher in ſeinem Leben nicht mit Sicherheit regieren können. Man ſehe es ihm wohl an, daß er bis dato noch mit Spitzbuben keinen ſonderlichen Umgang gehabt; ſolle ſie aber nur kennen lernen und werde dann einſehen, daß gegen dergleichen Ungezieſer der Galgen, als das einzige kräftige Mittel vorhanden. Hätte ſelber von ſolchen Creaturen einmal von einem Baume heruntergeſchoſſen werden ſollen, habe mich aber glücklicherweiſe noch durch eine glückliche Liſt gerettet.

Kurz, predigte dem Könige ſo lange vor, bis er ſeine gnädigſte Einwilligung dazu gegeben hatte, daß die Spitzbuben gehängt wurden, damit nur ordentliche Ruhe in's Land käme. Kriegte auch Luſt, die armen Spitzbuben ſelber in Augenſchein zu nehmen, machte ihnen alſo mit dem Könige einen Beſuch. Sie hofften bey der Gelegenheit Pardon zu kriegen, aber darinne hatten ſie ſich ſehr geirrt: wir ſagten ihnen beyde rund heraun, daß auf dieſer Erde ihre Beſtimmung nun einmal der Galgen ſey; bey welcher Gelegenheit ich manchen ſchönen Spruch von der nothwendigen Verknüpfung der Dinge wieder an den Mann brachte. Die Spitzbuben wurden aber darüber ganz mißvergnügt.

Erſtaunte nicht wenig, als die beyden anſehnlichen Kerle wieder gewahr ward, die mich ehemals in der Gegend von Pohlen hatten ausplündern wollen. Gab mich ihnen ohne Umſtände zu erkennen und ſagte, daß ſie nunmehr das vom Baum herunterſchießen wohl würden laſſen müſſen. War ungemein vergnügt, daß an dieſen Beſtien meine Rache ausüben konnte, weil ſie mich damals ſo über die Gebühr geängſtigt hatten.

Am folgenden Tage wurden ſie alle hingerichtet, die beyden ausgenommen, die meine Bekannten waren; denn dieſe hatten Mittel gefunden, aus dem Gefängniſſe zu entwiſchen. Hatte ſie nun alle aufknüpfen ſehn, und gieng mit zufriedenem Gemüthe nach Hauſe, denn ich wußte nicht, was mir noch in dieſer Nacht bevorſtand.

Es mochte ohngefähr um Mitternacht ſeyn, als ich etwas ſo praſſeln hörte, als wenn es Feuer wäre. War auch wirklich Feuer und ich wachte darüber auf. Alles ſtand in Flammen, die Tapeten brannten ſchon, ich griff nach den Kleidern, kaum daß ich noch meine Beinkleider rettete. Alles übrige, worunter auch mein herrlicher, troſtreicher Stein befindlich, war fort und verlohren. Die beyden entwiſchten Canaillen hatten das Feuer angelegt.

Nun ſtand ich unten vor meinem Schloſſe in Hemd und Beinkleidern, indeſſen die Flammen alles geruhig niederbrannten. Die Bedienten lieſen mit Zetergeſchrey umher, und da ich mich einmal in der höchſten Troſtloßigkeit befand, gab ich allen auf der Stelle gleich ihren Abſchied. Sagte, daß ich verarmt und abgebrannt wäre, ohne Mittel, könnte ſie alſo nicht weiter brauchen. Sie giengen mit Thränen von mir und ſchwuren hoch und theuer, kriegten Zeit Lebens nicht wieder ſo herrliches Eſſen zu ſehn, vielweniger zu genießen.

32.

Wußte keinen andern Entſchluß zu faſſen, als daß mich den Tag über im nächſten Walde einquartirte, weil in meinem nackenden Anzuge nicht durch die Straßen der Reſidenz gehn wollte.

Botaniſirte in der Verzweiflung.

33.

Als es dunkel geworden, begab ich mich in die Stadt zum Kaufmann, meinem Schwiegervater. Derſelbe glaubte, ich ſey vielleicht gar vor Schmerzen oder Langeweile toll geworden, daß ich als ein Graf, in ſolchem Aufzuge zu ihm gelaufen kam. Erklärte ihm aber bald das Räthſel, und erzählte ihm von meinem Stein und deſſen Eigenſchaften, vom Teufel und ſo weiter, in Summa, vertraute dem Manne alles und daß ich nun ein armer Abgebrannter ſey: wodurch denn ſeine Verwunderung aufhörte, er aber in ein unbeſchreibliches Erſtaunen gerieth.

34.

Der König, dem ich ſchriftlich mein gehabtes Unglück anzeigte, ſtattete mir ſchriftlich ſein Condolenzſchreiben ab, mit eigenen hohen Händen abgefaßt, wodurch gewiſſermaßen in eine Art von Beruhigung übergieng.

Der Kaufmann, mein geweſener Schwiegervater, hatte für ſein großes Vermögen, das er großentheils durch mich erworben hatte, zwey Schiffe ausgerüſtet, die damals auf der See waren. Es dauerte nicht lange, ſo kriegten wir die Nachricht, daß das eine geſcheitert, das andre aber von Seeräubern weggekapert ſey.

35.

Nun hätte ein Menſch ſehn ſollen, wie dieſer Kaufmann ſich bey dergleichen Nachrichten anſtellte und merkte ſchon damals, daß ich ein großer Philoſoph ſey, daß ſchon gewöhnt, ſo überſchwengliches Elend mit exemplariſcher Geduld zu ertragen. Einmal die Wurzel meines Glücks verlohren, jetzt ſogar mit meinem Steine abgebrannt.

Kam der Mann ſogar darauf, ich ſey ein Hexenmeiſter, ſey am Tode ſeiner Tochter Schuld und auch an ſeinen Schiffen. In Summa, machte in der Verzweiflung nicht große Complimente, ſondern ſchmiß mich zum Hauſe hinaus.

36.

Der König hatte durch den Kaufmann denſelben Argwohn gefaßt, von wegen der Hexenmeiſterey. Schickte mir alſo die Bettelvögte nach, und ließ mich geradeswegs über die Gränze bringen, mit dem kurzen doch verſtändlichen Bedeuten, daß, falls ich mich unterſtehn würde, wieder einen Fuß in ſein Land zu ſetzen, er mich an den lichten Galgen wolle henken laſſen.

Gieng mit betrübten Gedanken aus ſeinem Lande hinaus.

Ende der zweyten Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

1.

Sahe nun klärlich ein, daß man ſich in dieſer Welt auf nichts völlig verlaſſen und vertrauen könne, wenn man nicht ſein beſtimmtes Auskommen habe. Nahm mir daher vor, mein Glück wieder zu ſuchen und mich empor zu bringen; aber nicht auf die gewöhnliche Weiſe, wie bisher geſchehen, ſondern lieber gleich zu trachten, König oder Kayſer zu werden, damit ich mein Stückchen Brod in Ruhe und Frieden verzehren könne. Iſt es doch ſo manchem gelungen, ſagte ich zu mir ſelber, warum ſoll es denn mir gerade fehlſchlagen? Wenn man alle Könige und Kayſer zuſammenzählt, die ſeit Erſchaffung der Welt regiert haben, ſo kömmt eine hübſche Summe heraus; warum ſoll ich denn nun nicht einer von dieſen vielen werden können? Und Creaturen haben ſich darunter befunden, wie der hochſelige Nebukadnezar, der ſich nicht entblöckte, auf vier Füßen zu gehen; wie Nero, der die Chriſten verfolgte; wie Caligula, der ſein Pferd zum erſten Burgermeiſter machte; nicht des Saul zu gedenken, der David umbringen wollte; oder des Salomo, der ſich ein paar tauſend Weiber hielt. Keine dieſer Bosheiten habe ich bisher ausgeübt, ſondern im Gegentheil einen ſtillen und vernünftigen Lebenswandel geführet. Das Bißchen durch die Luft fliegen als Maus abgerechnet, als mich der erſchreckliche Vogel nach dem Reiche Perſien brachte. Warum ſoll ich nun verzweifeln?

2.

Tröſtete mich mit dieſen und dergleichen Gedanken, hatte aber unterdeſſen nichts anders zu verzehren. That mir ſehr leid und wünſchte von Herzen, die Zwiſchenzeit bis zu meiner künftigen Größe möchte erſt überſtanden ſeyn. Aber da half kein Wünſchen. Gieng von Ort zu Ort, und trieb wieder das alte Bettlerhandwerk, das mir in der erſten Zeit, nach dem Grafenſtande, recht ſauer ankam.

3.

Irrte weiter umher und kam in eine ſehr wüſte Gegend. Traf auch keinen Menſchen, außer nach etlichen Tagen auf zwey Perſonen, die ſich für Leineweber ausgaben und mir ſagten, daß ſie umher wanderten, ihr Glück in der Welt zu ſuchen.

freute mich ungemein, daß es noch mehr ſolche Leute gebe, als ich ſelber einer war; und indem genauer hinſah, waren es zwey von denen, die mich ehemals in Wien wegen meines faſt zu beißenden Witzes hatten ausprügeln wollen. Wir erzählten uns unſre Geſchichten, und als ich die meinige vortrug, hielten mich die Geſellen für einen wackern Aufſchneider; denn es war ihnen ſo etwas Unglaubliches noch nie begegnet.

So iſt der Menſch. Was er nicht ſelber erfahren hat, ſcheint ihm unmöglich.

4.

Wir wanderten eine geraume Zeit mit einander. Eines Tages wurde es Abend, und es fieng an ſehr finſter zu werden. Wir erkundigten uns nach einem Wirthshauſe und man beſchrieb uns die Gegend. Als wir ankamen, ſagte uns der Wirth, daß er uns unmöglich aufnehmen könne, weil alle ſeine Stuben ſchon von Gäſten beſetzt waren. Wir baten ihn recht flehentlich; allein es war alles umſonſt und vergebens. Endlich ſagte er, er habe noch ein Haus, das er aber immer müſſe leer ſtehen laſſen, weil es von Poltergeiſtern beunruhigt würde, mit dieſem könne er uns dienen, wenn wir es verlangten, doch ſollten wir nachher nicht die Schuld auf ihn ſchieben, wenn einigen von uns die Hälſe gebrochen würden und dergleichen mehr.

Ich dachte gleich an meine ſonſt gehabte Geſchichte mit der Katze, dem einen Cameraden fiel ſie auch ein, und da er gern auch einen Stein beym Teufel im Brette haben wollte, ſo drang er beym Wirthe darauf, daß er uns nur hinbringen möchte, und Licht, Bier und Karten geben, wir wollten es dann mit den Geiſtern ſchon aufnehmen.

Der Wirth, nachdem er uns noch einmal gewarnt hatte, erfüllte unſer Begehren.

5.

Wir waren luſtig, ſpielten um das wenige Geld, das wir bey uns hatten und tranken unſer Bier, indem wir dabey an nichts weniger als an einen Geiſt dachten. Glaubten auch am Ende, daß keiner kommen würde, als ſich plötzlich um Mitternacht die Stubenthür öffnete, und ein vornehmer Cavalier mit vielen Complimenten hereintrat.

Meine wertheſten Herren, ſagte er recht höflich, es freut mich, daß Sie in mein ſchlechtes

Haus einſprechen wollen. Ich bin allein und werde die Ehre haben, von ihrer angenehmen Geſellſchaft zu profitiren. Wir wollen eins zuſammen trinken.

Aber wir alle waren nicht dazu aufgelegt, ſondern ſaßen ſchon längſt unter dem Tiſche, und keiner kuckte hervor.

Da der Herr fand, daß wir ſo ungeſellig waren, verſchwand er wieder.

6.

Wir ſuchten wieder unſre Karten zuſammen und glaubten, daß uns nun kein Geiſt weiter beſuchen würde. Zechten alle noch luſtiger als zuvor, weil wir dachten, wir hätten nun allen Schrecken überſtanden.

7.

Dauerte aber nicht lange, ſo kamen zwey Kerle gar aus dem Fußboden hervor, wovon einer eine Violine in der Hand, der andre aber eine Flöte am Maule hatte. Sie tanzten und ſpielten wie toll in der Stube herum, ſo daß Zeit meines Lebens keinen ſo unvernünftigen Geiſt geſehn habe. Nachdem ſie viel dummes Zeug getrieben, ja mit ihren Poſſen ſich ſo weit vergeſſen, daß wir in ihrer Gegenwart, ob ſie gleich Geiſter waren, lachen mußten, verſchwanden ſie wieder auf eine wunderbare Weiſe.

8.

Nun dachten wir, wäre es der Poltergeiſterey genug; aber weit gefehlt, denn die Hauptſache ſollte nun erſt vor ſich gehn.

Es that ſich nämlich die Decke der Stube auseinander, und der erſt erſchienene Herr fuhr mit einer ganzen großen Geſellſchaft herunter, in die Stube herein. Bediente kamen mit, die eine große Tafel ſervirten, und ſie mit goldenen und ſilbernen Geſchirren beſetzten. Dann wurden herrliche Speiſen und treffliche Weine gebracht, und die Geſellſchaft ſchmaußte und zechte, daß, wenn es ordentliche Menſchen geweſen wären, man ſeine Luſt von bloßen Zuſchauen gehabt hätte. Wir hielten uns ſtill in unſerm Winkel und dachten: Wo will doch das hinaus?

Der Oberſte an der Tafel rief einen Bedienten und ſagte: Bringe den Herrn im Winkel da dieſen Becher, den ſie uns zu Ehren austrinken ſollen.

Der Bediente kam auf uns zu, wie ihm befohlen war, und wir weigerten uns nach Herzensluſt, ſagten: wir wären ſehr verbunden, hätten aber ſchon Bier genoſſen, wozu ſich der Wein übel ſchicken würde, tränken nicht ſo ſpät Wein und dergleichen mehr. Da aber der Bediente gar nicht zu nöthigen aufhörte, ſo ergriff endlich der eine Leineweber den Becher, der in der That zu gerne trinken mochte, trank ihn aus und fiel alsbald todt darnieder.

9.

Darüber erſchracken wir andern beyden, wie billig, und nahmen uns vor, an dieſem armen Kerl ein Exempel zu nehmen, der ſich ſo unverhofft zu Tode geſoffen. Als daher von neuem die Einladung an uns ergieng, beſtanden wir durchaus darauf, daß wir nichts mit trinken zu thun haben wollten. Daran kehrte ſich aber der abgeſchickte Bediente ganz und gar nicht, ſondern da wir nicht zum Trinken aufgelegt waren, brach er dem andern

Geſellen mit Gewalt den Mund von einander und goß ihm den Wein hinunter, worauf dieſer ebenfalls des Todes verblich.

Da ich dergleichen Ceremonien ſah, wollte mir das Herz faſt vor Angſt zerſterben, ſuchte meine Rettung daher in der Flucht. Da war mir aber übel gerathen; denn der Bediente erwiſchte mich am Kleide und hielt mich feſt, indem er mir immer den Becher zum Trinken präſentirte.

Noth lehrt beten! Die Wahrheit dieſes Sprichwortes habe ich damals recht einſehn lernen; denn als ich nun in der höchſten Angſt war, ſuchte ich in meinem Gedächtniſſe nach einem recht kräftigen Stoßgebete umher, und rief in der Verzweiflung: Pereat dem Teufel, Vivat Gott dem Herrn!

Sogleich verſchwanden alle Geſpenſter, doch ließen ſie in der Eile die prächtige Tafel in der Ruh.

10.

Wer war froher als ich! es that mir jetzt nur Leid, daß ich einen ſolchen wilden Studentenausdruck gewählt, um die hölliſchen Geiſter zu vertreiben;

treiben; denn ich hatte eigentlich das Vater Unſer beten wollen, in der Angſt aber ein wenig die rechte Straße verfehlt und dadurch auf eine faſt beleidigende Art mein Wohlwollen gegen den Allmächtigen an den Tag gelegt.

Es erſchien ein Geiſt, in Geſtalt eines großen ſchönen Vogels, und ich glaube noch jetzt, daß derſelbe eigentlich ein Engel geweſen iſt. Wir machten gegenſeitig unſre Complimente und freuten uns, uns kennen zu lernen. Daneben bat ich meines unhöflichen Gebets wegen um Verzeihung, es ſey in der Angſt geſchehn, wie man in den Wald hineinſchreie, ſo ſchalle es wieder heraus; auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil und dergleichen mehr. Der Vogel antwortete: dergleichen habe nichts zu ſagen, ein jeder mache es ſo gut als er könne, und in der Angſt gelte ein guter Fluch faſt eben ſo viel, als ein mittelmäßiges Gebet, wie ich es auch an mir ſelbſt erlebt hatte. Hierauf fragte ich an, ob ich nicht ſo frey ſeyn dürfte, das Beſte von den goldenen Geſchirren zu mir zu ſtecken und für meine gehabte Angſt einen kleinen Rekompens zu genießen. Der Vogel oder Engel wiederrieth ein ſolches, und ſagte, ich ſoll alles dem Wirthe laſſen, der ſein Haus ſo lange nicht habe brauchen können und dadurch ziemlichermaßen Schaden gelitten, ich ſolle nichts, als einen Pokal zu mir ſtecken, in dem ſich eine überaus köſtliche Perle befinde. Dieſe Perle ſey vorzüglich dazu zu gebrauchen, daß ſie alles, was man damit anrühre, in Gold verwandle, es aber dann wieder in ſeinen vorigen Zuſtand herſtelle, wenn man es haben wolle. Außerdem, fuhr der Vogel fort, ſteht hier vor der Thür ein geſattelter ſchöner Eſel, der dich fortbringen wird, ſobald du ihm nur ein wenig in die Seiten trittſt.

Ich bedankte mich für die große Gnade und das ſchöne Geſchenk, ſteckte den Pokal zu mir und damit ſogleich zur Thür hinaus. Der Eſel ſtand wirklich draußen, ich ſetzte mich auf, und wie ehemals der Vogel, ſo gieng jetzt dieſer Eſel mit mir durch alle Lüfte. Schloß feſt an, weil beſtändig in der Furcht lebte, herunter zu fallen.

Flogen beyde und flogen beſtändig fort, es war als hätte der Eſel Flügel gehabt. Es war auch dunkle Nacht; aber die Sonne mit ihrer Morgenröthe gieng ſchon auf, als ich noch immer auf meinem Eſel ſaß, der des Fliegens nicht überdrüßig wurde.

Endlich ſahen wir ein hohes und ſteiles Gebürge vor uns liegen: darauf ſetzte ſich der Eſel mit mir nieder und ſtand ſtill. Hielt ſolches für eine feine Art, mir ſeine Meynung zu verſtehn zu geben und ſtieg augenblicklich ab.

II.

Als ich abgeſtiegen war, unterließ ich nicht, mich nach allen Seiten wohl umzuſchauen, weil gern wiſſen wollte, wohin ich gerathen ſey. Sah aber nichts als ſteile Berge um mich her. Ich fragte, wo wir wären, bedankte mich bey dem gutwilligen Eſel und wollte ſchon in der Stille meine Perle herausnehmen, um ihn in Gold zu verwandeln und nachher zu verkaufen, als er, der gewiß meine Abſicht merkte, ſich plötzlich in ein herrliches Pferd verwandelte.

Ich erſtaunte und merkte nun wohl, daß ich einen Geiſt vor mir habe; erwieß ihm auch von dieſem Augenblick alle nur mögliche Ehre, die man unter ſolchen Umſtänden einem Geſpenſte ſchuldig iſt. Behielt immer meinen Hut unterm Arm, ließ es auch an Schauder und Angſt nicht gebrechen; denn ich dachte, das Pferd könne mich am Ende noch gar mitten in dem wüſten Gebürge auffreſſen.

Das Pferd war aber ſeiner ſeits auch ſehr höflich, und hatte, ob es gleich ſeinen Stand verändert hatte, immer noch die bezaubernden Manieren des Eſels an ſich, ſo daß unter gegenſeitigen Complimentiren eine gute halbe Stunde verſtrich. Das Pferd machte ſo viele Kratzfüße, daß die Funken nur immer aus dem Felſen ſprangen.

War endlich ſo dreiſt zu fragen: warum es nicht lieber gleich ein Pferd geweſen wäre, ſondern ſich erſt in einen Eſel verwandelt hätte, hätte auf die Art nur doppelte Mühe gehabt; worauf das Pferd mit einem liebenswürdigen Wiehern, das auf ſeine Art ein Lachen vorſtellen ſollte, antwortete: Halte endlich dein Maul, Tonerle, oder Tunelli, und ſey froh, daß du mit heiler Haut aus den Händen der Geſpenſter gekommen biſt. Geh deiner Straße. Dort unten liegt eine große Stadt, da wirſt du dein ſicheres und beſtändiges Glück machen. — Wo? fragte ich.

Das Pferd ſtellte ſich auf die Hinderbeine und ſagte verdrüßlich: da vor dir, du Ochſenkopf! indem es das vordere Bein mit dem Hufe gerade vor ſich hin ſtreckte. Ich ſah noch einmal hin und bemerkte nun auch eine gewaltig große Stadt vor mir liegen: Konnte nicht begreifen, daß ich ſie nicht gleich geſehen.

Das Pferd ſtand noch aufgerichtet vor mir, ich hielt es für meine Schuldigkeit, nahm den Vorderfuß in meine Hand, drückte ihn ein wenig zärtlich in meinen Fingern und verſiegelte dann meine Dankbarkeit mit einem auf den Huf gut angebrachten Kuß.

Das Pferd machte eine zierliche Verbeugung und verſchwand.

12.

Ich fieng nun an mit Gemächlichkeit vom Gebürge herunter zu ſteigen, wobey zu meinem großen Leidweſen Hunger verſpürte. Um mich zu zerſtreuen verwandelte ſogleich einen großen Stein in Gold, dann wieder in Stein, ſteckte mir alle Taſchen voll Holz und Steine, die ich zu Geld machte, um in der Stadt ſogleich davon zehren zu können. Nun ward mir das Gehen ſehr beſchwerlich, von wegen der großen Laſt. Sah bey der Gelegenheit ein, daß zuweilen mit Dummheit behaftet, weil ja die Perle beſitze, warf daher wieder alles von mir und machte es wieder zu Stein und Holz.

Nun hoffe doch endlich den Hafen des Glücks zu finden, ſagte ich zu mir ſelber, da der Hunger immer mehr überhand nahm: hange ich doch nun von niemand ab, brauche mich nicht zu verwandeln, um meinen Lebensunterhalt zu genießen, habe auch durch Gottes Hülfe weiter keine Gemeinſchaft mit dem Teufel, der das Bannen und Zitiren und Schätzebringen doch auch einmal hätte überdrüßig werden können. O wohl dem Manne, der alles ſich ſelber, ſeiner eigenen Kraft und ſeinen Talenten zu verdanken hat.

Unter dieſen Worten war ich bis an das Stadtthor gekommen.

13.

Verwandelte in der Eil eine Menge nichtswürdiger Sachen in Gold, um mich mit Sicherheit in einem Gaſthofe niederlaſſen zu können. War der Wirth über meine Ankunſt ſehr vergnügt; denn verzehrte gar nicht ſparſam, ſo daß er ſeit langer Zeit keinen ſo guten Gaſt geſehn hatte.

Erfuhr von ihm, daß dieſe Stadt und dies Land Aromata genannt werde und daß es einen Kaiſer habe. Gefiel mir die Lage und die Art der Lebensmittel ungemein; mit einem Worte, wünſchte, hier mit der Zeit einmal Kaiſer zu werden.

14.

Nachdem einige Wochen ohne Beſchäftigung im Wirthshauſe ſtill gelegen, um mich nun auf die gehörige Weiſe zu erholen, ſo fieng auch wieder an, an die dem Menſchen nöthige Thätigkeit zu denken. Gieng daher ſpatzieren und betrachtete nur die Straßen der Stadt.

Muß ſagen, daß mir dieſes Land von Tage zu Tage mehr gefiel. Straßen waren breit, probirte die übrigen Gaſthöfe, waren auch gar nicht zu verachten; fand aber doch, daß ich mich am beſten einquartiret.

Nach

Nachdem die Landesart erkundet, wollte ich auch einen Vorſatz ins Werk richten, nämlich: nichts Geringers, als in dieſer Stadt großes Aufſehn zu erregen. Verwandelte alſo die ganze Straße, die nach dem Kaiſerlichen Pallaſte führte, in Gold.

Erſt wußten die Leute gar nicht, was ſich zugetragen; dann verwunderten ſie ſich aber deſto mehr, als ſie es gewahr wurden. Es entſtand ein großer Auflauf, Goldſchmidte erprobten das Gold und fanden es ächt und vortrefflich. Iſt nicht zu ſagen, welch ein Lärmen und Geſchrei in der ganzen Stadt vorhanden war.

15.

Es konnte gar nicht fehlen, daß des Kaiſers Perſon nicht einiges davon zu Ohren gekommen wäre. Er, der ein Liebhaber von Curioſitäten war, ließ ſogleich ſeine ſechsſpännige Kutſche vorfahren, ſetzte ſich allda hinein und fuhr durch die goldene Straße, um das Wunderwerk ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Iſt nicht zu läugnen, daß es ſehenswürdig war, und bin faſt der Meynung, daß keiner meiner hochzuehrenden Leſer je mehr dergleichen mit Augen erblicket, wenn er ſich nicht um die Zeit in Aromata ſollte aufgehalten haben.

16.

Dem Kaiſer, der ſogar eine Porzellainmanufaktur eingerichtet, dem Seidenbau aufgeholfen und den Kartoffelbau in ſeinem Lande verbreitet; auch Noth- und Hülfsbücher verſtattete, konnten dergleichen Fortſchreitung in den Wiſſenſchaften keinesweges gleichgültig ſeyn. Hatte daher kaum gemerkt, daß das Gold acht und brauchbar ſey, ſo ließ er gleich einen Herold mit einer großen Poſaune die Straßen hinunter reiten und ausrufen: daß derjenige vortreffliche und große Mann, der dies Kunſtſtück bewerkſtelligt, ſogleich bey Hofe ſich einfinden möge, inmaßen der Kaiſer geſonnen ſey, ihn ziemlich in Ehren zu halten.

Unter dem Gedränge der Leute ſchlich ich mich indeſſen wieder an die Häuſer und verwandelte ſie durch meine Wiſſenſchaft in eine gewöhnliche Gaſſe. Nun vermehrte ſich das Erſtaunen und Lärmen noch um ein Großes; einige junge Burſche, die ſich damit beſchäftigt hatten, einiges Gold von den Eckſteinen abzukratzen, ſahen, daß ihr gehofter Gewinnſt nun wieder verſchwunden, und wurden dermaßen ungehalten, daß ſie ſogar heftige Flüche ausſtießen.

17.

Was mich aber am meiſten ergötzte, war des Kaiſers Majeſtät ſelbſt: Stand der ehrwürdige große Mann da, und hatte vor lauter Erſtaunen das Maul und die Augen weit aufgeſperrt. Mußte über Dero Poßierlichkeit laut lachen, und ließ mich geſchwinde, um nicht noch mehr Unſchicklichkeit zu begehen, bey Hofe anmelden, als derſelbe Künſtler, der die bekannten Wunderwerke veranſtaltet habe.

18.

Es konnte nicht fehlen, daß der Kaiſer ſogleich gelaufen kam, um mich in genauen Augenſchein zu nehmen. Die Audienz gieng vor ſich und lief ſehr gnädig ab. Sagte unverhohlen, daß ich dergleichen Kunſtſtück zu machen fähig. Worüber der Kaiſer eine große Freude empfand, und ſagte: ich würde ihn verbinden, wenn ich mich an ſeinem Hofe aufzuhalten geruhete. Sagte es ihm auf einige Zeit zu.

19.

Bat mich Ihro Majeſtät, ihm doch in Gegenwart des hohen Miniſterii einige exquiſite Kunſtſtücke vorzumachen, weil er gerade ein großes Traktament zu geben geſonnen. Sagte demſelben meine Dienſte zu, und daß er nach ſeinem Belieben mit meinem geringen Talente ſchalten und walten könne.

Ihm aber ſelber eine Ergötzung zu machen, verwandelte ſogleich ſeine Frau Gemahlin in pures Dukatengold, worüber er vor Verwunderung mit den Händen zuſammenſchlug. Bat mich aber, ſie wieder rückwärts in ſeine Frau zu verwandeln. Geſchahe von meiner Seite.

20.

Nun wurde mit der Kaiſerin eine ſehr intereſſante pſychologiſche Unterſuchung angeſtellt, was, und wie ſie als Gold empfunden, gedacht und ſich vorgeſtellt habe. Waren alle Anweſende von Herzen neugierig; ſie ſagte aber, daß ſie durchaus gar keine Empfindung gehabt habe. War immer merkwürdig genug.

Mir, für meine Perſon, ſchien ſie als Gold viel reizender, als in ihrem wahren und natürlichen Zuſtande.

21.

Die Miniſter waren jetzt verſammelt, und der Kaiſer bat mich, in ihrer Gegenwart etwas vorzunehmen. Die Tafel war aufgetragen, alle Speiſen ſtanden in Bereitſchaft und ſchon war das hohe Miniſterium im Schnappen begriffen, als ich alles ſamt und ſonders in Gold verwandelte.

Wollte, ich könnte das Erſtaunen beſchreiben, das ſie alle ergriff: es war in der That zu verwundern.

Um die Kränkung aber aufzuheben, ſtellte ich nach einiger Zeit die wirklichen Speiſen wieder her.

22.

Noch als wir bey Tiſche ſaßen, erhielt der Kaiſer einen Brief, durch den er erfuhr, daß einer von den anweſenden Miniſtern ein Hauptverräther ſey. Er geſtand auch ſeine Miſſethat, und bat um Pardon.

Der Kaiſer ſprach ihm das Todesurtheil, daß er ſogleich ſollte hingerichtet werden. Ich aber ſchlug mich in's Mittel, und bat für ihn um Gnade, verwandelte ihn ſogleich in Gold und rieth dem Kaiſer, ihn nun zur Strafe in die Münze zu ſchicken, um zur Warnung für andre Hochverräther Dukaten aus ihm prägen zu laſſen. Geſchahe; ein Bedienter, der ſich hierüber moviren wollte, wurde in der Eile noch mit verwandelt.

23.

Der Kaiſer hatte ein unbeſchreibliches Wohlgefallen an mir. Er hatte vor, eine große Jagd anzuſtellen, und invitirte mich, gleichermaßen Theil daran zu nehmen. Verſicherte ihn, ſey von jeher ein großer Verehrer der Jagd geweſen.

Schoß wieder nichts, weil wie geſagt, nicht zu treffen verſtand. Verwandelte aber Löwen und allerhand Thiere in Gold und ließ ſie dann wieder lebendig werden und davon laufen. Der Kaiſer hatte dergleichen Freude noch Zeit ſeines Lebens nicht empfunden.

24.

Verſicherte mich auch derſelbige Kaiſer ſeiner immerwährenden Protektion, und daß ich beſtändig an ſeinem Hofe verbleiben ſollte, womit außerordentlich zufrieden war; denn hatte mein ſehr ſchönes Eiſen und gieng mir auch in keinem andern Dinge etwas ab.

25.

War nicht lange am Hofe geweſen, ſo entſtand ein ziemlich anſehnlicher Krieg; denn die benachbarten Völker griffen das Reich an, zerſtörten die Dörfer und Veſtungen; in Summa, richteten großen Schaden an.

War mein Kaiſer um dieſe Zeit ganz und gar verblüfft.

26.

Er ſtellte eine Rathsverſammlung an, die aus den erfahrenſten Männern beſtand; darunter ich auch gehörte. Es kam dazu, daß alle zum Frieden riethen, weil ſie alle nicht Muth genug hatten, ich war der einzige, der zum Kriege anrieth, auch zugleich die Anführung der Armee verſprach, mit dem Erbieten, die Feinde gewißlich totaliter zu ſchlagen.

27.

Man wollte mir erſt nicht trauen, ſetzte aber durch mein Bitten durch, daß zum Feldmarſchall ernannt wurde. Merkte, daß die Soldaten muthig waren, und rückte gleich in das feindliche Gebiet ein.

28.

Kam bald zum Treffen, worinn unverhoffter weiſe und zu meiner größten Freude die Feinde wirklich beſiegte, wie ich es bis dahin nur verſprochen hatte. Nicht faul zogen wir in das feindliche Land, eroberten die Veſtungen und Städte, legten Garniſon hinein und kehrten dann mit Ehre und Ruhm gekrönt nach Aromata zurück.

29.

Die Einwohner liefen uns mit einem fürchterlichen Vivat entgegen. Der Kaiſer umarmte mich, man konnte ſich nicht ſatt an mir ſehn. Hatte noch niemals dergleichen Ehre genoſſen.

30.

Es war die Zeit gekommen, daß ich in meinem Leben die Liebe zum zweytenmale empfand. Die reizende Tochter des Kaiſers hatte nämlich mein Herz gefeſſelt. Wurde deshalb melancholiſch, hieng das Maul und ließ auch den Kaiſer je zuweilen grob an. Er dachte wohl, daß mir was fehlen müſſe. Fragte mich oft um die Urſache, blieb aber immer die Antwort ſchuldig, weil mich vor ihm fürchtete.

31.

Endlich faßte mir doch ein Herz und geſtand ihm meine Liebe, unter Thränen der Entzückung und Zähnknirſchen. Sah der Kaiſer dadurch wohl, daß mit mir nicht zu ſpaßen ſey, und verſprach mir ſeine Tochter, wenn ich ihm meine wunderbare Perl überlieferte.

32.

Ich mußte in dieſen ſauren Apfel beißen, wenn mir die Perl auch noch ſo lieb war, wollte ich anders die ſchöne Prinzeßin zur Gemahlin bekommen. An demſelben Tage, da ich die Perl ablieferte, war mir die Braut überantwortet und ein ſo koſtbares Hochzeitfeſt veranſtaltet, daß meine gegenwärtigen Unterthanen immer noch davon zu erzählen wiſſen.

33.

Mein Schwiegervater ſchenkte mir auch einige ausgeſuchte Herzogthümer, von denen ich bequem meinen Lebensunterhalt ziehen konnte. War im Privatſtande ziemlich vergnügt.

34.

Wurde mein glorreicher Schwiegervater krank und machte mir nun ſchon ſtarke Rechnung auf die Krone von Aromata, weil ich der nächſte Erbe war. Legte mich daher im Voraus auf die Regierungskunſt und ſtudirte meine Unterthanen. Kamen mir jetzt die Vorkenntniſſe herrlich zu ſtatten, daß ich ſchon ehemals die Wirthshäuſer ausprobirt hatte.

35.

Der Kaiſer ſtarb, und ich ward wirklich an ſeiner Stelle Kaiſer. Wußte nicht, wie mir geſchah, als ich mich zum erſtenmal „Von Gottes Gnaden" unterſchrieb; hatte ſeitdem mein ſichres Brod und dazu Liebe und Anbetung meiner Unterthanen. Bin jetzt alt und grau, und immer noch glücklich, ſchreibe aus Zeitvertreib und weil ich nicht weiß, was ich thun ſoll, dieſe meine wahrhafte Geſchichte, um der Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig das am Ende durchſetzt, was man ſich ernſthaft vorgeſetzt hat. Habe Gottlob! noch guten Appetit, und hoffe ihn bis an mein ſeliges Ende zu behalten. Die idealiſchen Träume meiner Kinderjahre ſind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige Menſchen.

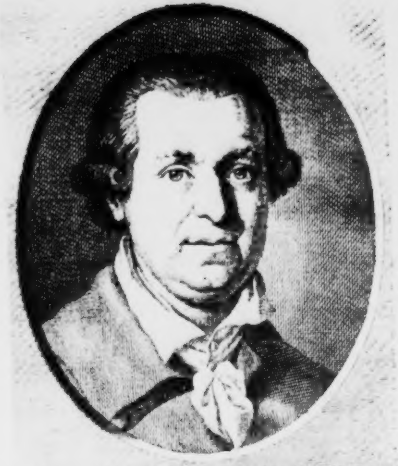
36.

Und hier ſchließe ich meine Geſchichte.

Ende der dritten und letzten Abtheilung.

Druckfehler:

S. 10, Z. 1. v. u. lies **geradezu** anſtatt Zweck zu. S. 11, Z. 1. v. o. lies **Uebergange** ſt. Ueberzeugung. S. 15, Z. 8 v. u. lies **Humariſten** ſt. Humaniſten. S. 16, Z. 5 v. o. lies **manierirter** ſt. maneerirter. Z. 12, muß das: „wie vielmehr der Große etwas," völlig wegbleiben. Z. 15, muß nach: Shakſpears Geiſt größer, eingeſchaltet werden: „als der Geiſt, der die Welt erſchaffen hat." S. 22, Z. 14 v. u. lies **Sittewalt** ſt. Sittewelt. S. 41, Z. 6 v. u. lies **narriſchen** ſt. murriſchen. S. 44, Z. 3 v. u. lies **der Vorhand** ſt. dem Verhau. Z. 2 v. u. muß **zugeſtanden** ausgeſtrichen werden. Z. 1 v. u. lies **erholte** ſt. erhalte. S. 52, Z. 2 v. o. lies **oben** ſt. eben. S. 53, Z. 13 v. o. lies **ſchimmern** ſt. ſchlimmer. S. 64, Z. 7 v. o. lies **eifert** ſt. intereſſirt. S. 96, Z. 6 v. o. lies **meinen Schlüſſen** ſt. meinen Schlüſſel. Z. 1 v. u. lies **Neuerer** ſt. Neuern. S. 109, Z. 8 v. o. lies **luſtig** ſt. läſtig. S. 119, Z. 6 und 8 v. o. lies **oben** ſt. eben. S. 136, Z. 8 v. o. lies **Arabien** ſt. Berlin.



IOH.CARL MUSAEUS

Nachgelaſſene Schriften

des

verſtorbenen Profeſſor Muſäus.

Herausgegeben

von

ſeinem Zögling

August von Kotzebue.

Mit Kupfern.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1791.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich liefere hier, was ich verſprach, und was mein Herz mir gebot. Ich habe aus den nachgelaſſenen Papieren meines verſtorbenen Freundes nur das gewählt, was mir ſein Andenken zu ehren, und ſeiner übrigen Schriften nicht unwerth ſchien. Manches, nur für den Augenblick geſchrieben, habe ich weggelaſſen; aus ſeinen Briefen nur diejenigen Stellen ausgehoben, die auch der gern leſen wird, an den ſie nicht geſchrieben ſind. Ich weiß was ich dem Publikum, und dem Andenken meines Lehrers ſchuldig bin. Ich möchte keine Sünde auf mich laden, wie die, welche man an Leſſing begieng, als man die unbedeutendſten Briefe an ſeine Frau drucken ließ. Man wird daher auch, in Muſäus Gedichten an ſeine Frau, Lücken finden, weil ich nur diejenigen auswählte, welche durch den Charakter der Herzensgüte, und ſo manchen niedlichen Einfall, jeden Mann und jede Frau intereſſiren müſſen, wenn ſie auch nicht die ſeinige war.

Weiter habe ich über dieſe Sammlung nichts zu ſagen. Ich lege ſie mit dankbarem Herzen am Aſchenkruge meines Lehrers nieder. Maynz, den 14ten Februar 1791.

A. v. Kotzebue.

Einl-

Einige Züge aus dem Leben des guten Muſäus,

von der Hand ſeines Schülers entworfen.

Weine Leſer! wenn du ihn kannteſt — oder weine, daß du ihn nicht kannteſt! —

Weg mit Redner-Prunk! ihn zu loben bedarf es keiner hülfreichen Muſe; ich habe ein Herz.

Er war einſt mein Lehrer und wurde mein Freund! — rede mein Herz! in dir iſt ſein Bild lebendig.

Aber wie ſoll ich Theilnahme erwecken in dem Leſer der ihn nicht kannte? Was liegt daran wenn er gebohren wurde? wenn und wo er in die Schule gieng? wenn er ſich verheyrathete?

Laßt mich auf einen Augenblick den alltäglichen Leichenredner machen. Ihr werdet freylich da nichts ſehen, als was ihr täglich ſeht. Doch es iſt der Grund des Gemähldes, und der muß doch auch gemahlt werden.

Johann Carl August Muſäus ward gebohren zu Jena im Jahr 1735. Sein Vater war Landrichter daſelbſt, wurde aber bald als Rath und Amtmann nach Eiſenach verſetzt.

Der Sohn, ein offener, munterer Knabe, gewann das Herz ſeines Vetters, des Superintendenten Weiſſenborn in Allſtädt, der ihn zu ſich, und ein Jahr darauf, als er Generalſuperintendent in Eiſenach wurde, dahin mit ſich zurück nahm. Er war damals 9 Jahr alt, und blieb in dem Hauſe ſeines Wohlthäters bis in ſein 19tes Jahr. Der gute alte Mann hielt ihn wie ſeinen eignen Sohn, und gab ihm eine anſtändige Erziehung.

Vierthalb Jahr ſtudierte der Jüngling in Jena, ward daſelbſt Magiſter und Mitglied der deutſchen Geſellſchaft, (das bedeutete damals mehr als jezt) kehrte darauf zu ſeinen Eltern zurück, und lebte einige Jahre in Eiſenach als Kandidat des Predigtamts, predigte auch oft daſelbſt mit Beyfall. Ein Zufall verſchloß ihm dieſe Laufbahn. Er ſollte Pfarrer in Pfarrode werden, einem Dorfe ohnweit Eiſenach; aber die Bauern wollten ihn nicht, weil er einmal getanzt hatte.

Im Jahr 1763 wurde er Pagen-Hofmeiſter am Weimariſchen Hofe, und ſieben Jahr nachher Profeſſor am daſigen Gymnaſium. Bald darauf verheyrathete er ſich mit Juliana Krüger, und wurde Vater von zwey Söhnen.

Das iſt der Schlendrian ſeines Lebens. Nichts zeichnete ihn aus unter Tauſenden um ihn her, als ſein Kopf und ſein Herz.

Der Geiſt des Schriftſtellers lebt in ſeinen Schriften. Leſet und bewundert! Aber das Herz des Menſchen — ach! laßt mich verſuchen euch das zu ſchildern.

Er ſchrieb Satyren, und hatte keinen Feind. Welch ein Lobſpruch! und wie buchſtäblich wahr iſt er! In den Ringmauern von Weimar athmete niemand der ihm übel wollte, denn ſeine Laune war nie mit Galle gemiſcht, die Pfeile ſeines Witzes waren nie in Gift getaucht. Hochachtung der Größern und Liebe der Geringern folgten ihm auf jedem Fußtritt.

Noch ſehe ich ihn, wie er täglich, mit dem Buche unter dem Arm, aus ſeinem Hauſe ins Gymnaſium gieng, wie rechts und links die Bürger ihn ſo freundlich grüßten, und er ſo höflich, immer mit dem Hute in der Hand, ſein „ſchönen Dank!“ ihnen zulächelte. Und wenn er ſpazieren gieng, vor das Thor, an den Krautfeldern herunter,

ter, und die Bürger arbeiten ſah, ſo unterhielt er ſich mit einem jeden, und immer ſprach er ſo, daß es den intereſſirte mit welchem er ſprach: von Wirthſchaft und Hausweſen, von Rüben und Kartoffeln. Gern ließ dann der fleißige Landmann Hacke und Spaten ruhn, hielt ſeine Mütze in der Hand und wurde geſchwätzig. Aber auch er hielt ſeinen Hut in der Hand, und bedeckte ſich nicht eher, bis der andere ſeine Mütze wieder aufſetzte. So ſtahl er ſich in alle Herzen, und man durfte nur den Profeſſor Muſäus nennen, wenn man ein freundliches Geſicht ſehen wollte.

Als er im Jahr 1780 in eine ſchwere Krankheit fiel, holte einſt ſeine Magd Brod aus einem Beckerladen. „Was macht denn ihr Herr?“ frug der Becker. „Ach! er iſt ſehr ſchlecht!“ „Gott wolle ihm helfen!“ ſagte der Becker: „ich kenne ihn nicht, aber ich ſehe ihn zuweilen hier vorbey gehn, und ich habe ſo viel Gutes von ihm gehört.“

So liebten ihn Bekannte und Unbekannte. Der Zauber, deſſen er ſich bediente, war die Häßlichkeit.

Es liegt manchem Narren ſo viel daran, im Geſpräch ſeinen Titel zu hören. Muſäus ermangelte nie, denſelben alle Augenblicke einfließen zu laſſen; und wenn er zum Beyſpiel nicht recht gewiß wußte, ob der, mit dem er ſprach, Rath oder Hofrath ſey, ſo nannte er ihn lieber Herr Hofrath, um auf keinen Fall zu verſtoßen. Ein Edelmann, war er gleich nur Fähndrich, war bey ihm immer Ew. Gnaden. Das, ſagt' er oft ganz trocken, koſtet mich ja nichts. Niemand verſtand beſſer als er, die Anſprüche jedes Narren in Gottes Nahmen gelten zu laſſen, jedem nachzugeben, dem viel daran gelegen war Recht zu behalten, keine Thorheiten anzutaſten außer mit der Feder in der Hand, und keine Schwachheiten aufzudecken, ſeine eignen ausgenommen.

Ja, ſeine eignen kleinen Launen und Sonderbarkeiten waren oft das Ziel ſeines Witzes. Stundenlang erſchütterte er das Zwerchfell ſeiner Freunde, wenn er mit der gutmüthigſten und trockenſten Laune von der Welt anfieng, ſich über ſich ſelbſt, oder über ſeine Frau luſtig zu machen. Unnachahmlich war ſeine Art und Weiſe aus den geringfügigſten Kleinigkeiten eine drollige Erzählung zu machen, und ich werde mich wohl hüten, ihm ſeine kleinen allerliebſten Geſchichtchen nachzuplaudern, welche in dieſem Augenblicke dutzendweiſe vor meinem Gedächtniſſe ſchweben.

Nur ſelten verließ ihn ſeine liebenswürdige Heiterkeit, obgleich oft körperliche Leiden, und beſonders heftige Kopfſchmerzen ihn quälten, und obgleich ſein Leben nur eine Kette von Mühſeligkeiten war. Vier

Stunden täglich raubte ihm ſein Amt, bey karger Beſoldung. Um die ſchmalen Einkünfte zu verbeſſern, gab er noch überdieß einige Privatſtunden in der Geſchichte u. ſ. w. an junge Damen oder Herren vom Adel. In den erſten ſechs oder acht Jahren ſeines Eheſtandes nahm er auch Koſtgänger in ſeinem Hauſe auf, meiſtens junge Liefländer deren Körper und Seele er verpflegte. Doch endlich ward er gewahr, daß er eine unverſiegende Quelle gewiſſerer Einkünfte in ſeinem Kopfe mit ſich herumtrage, und nun ward er Schriftſteller.

Wenn wir auch der Phyſiognomik des ſchwärmeriſchen Lavater ſonſt nicht viel verdanken, ſo iſt das Verdienſt doch groß genug, die phyſiognomiſchen Reiſen veranlaßt zu haben. Mit dieſem launigten Werke trat jezt Muſäus, doch ohne ſich zu nennen, auf die Bühne der deutſchen Litteratur, nachdem ſeine Muſe lange Jahre geſchlummert hatte. Denn nicht die Erſtlinge ſeines Geiſtes opferte er hier. Schon in ſeinen Jünglingsjahren, als der engliſche Grandiſon den Teutſchen die Köpfe verdrehte, wie ſpäterhin der teutſche Werther, ſchon damals ſchwang er mit nicht ſchwacher Fauſt die Geißel der Satyre, und ſchrieb den zweyten Grandiſon, ein Werk, welches dem Jahrzehend, in welchem es erſchien, warlich keine Schande macht. Auf Bitten des armen Verlegers, ſeiner damaligen Hebamme, welcher, nach Erſcheinung der phyſiognomiſchen Reiſen auch von dem wachſenden Ruhme ihres Verfaſſers Nutzen zu ziehen wünſchte, entſchloß er ſich im Jahr 1781, blos aus Herzensgüte, für ein höchſt karges Honorarium, zu einer gänzlichen Umarbeitung dieſes Werkchens, und ſo iſt es noch heute ein Buch voll origineller Laune, eben ſo beluſtigend, wenn gleich nicht eben ſo bekannt, als Siegfried von Lindenberg.

Außer dieſem erſten Verſuche, haben wir aus ſeinen frühern Jahren nichts von Bedeutung aufzuweiſen. Das Gärtnermädchen, eine komiſche Oper; die vier Stufen des menſchlichen Alters, ein Vorſpiel mit Geſang; Recenſionen in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, und einige Gelegenheitsgedichte, iſt alles was er dem Druck übergab.

„Wie? höre ich fragen: ein Mann wie Muſäus ſchrieb Gelegenheitsgedichte?“ Ja, und was noch mehr iſt, Gelegenheitsgedichte für Geld. Teutſche Dichtkunſt iſt eine Pflanze, die nur ſelten ein Fürſt begießt und pflegt, und unter Glas vor rauher Witterung bewahrt; eine Pflanze, die ihre Nahrung, mit den gemeinſten Pflanzen um ſich her, aus einer Luft, aus einem Boden ziehen muß. Wie manchesmal habe ich den verdienſtvollen und kargbeſoldeten Muſäus, wenige Tage vor dem Neujahrsfeſte, beſchäftigt angetroffen, mitten unter dem Schar-

Schnarren der Spinnräder und Kindergeſchrey, (denn nur Ein Zimmer faßte die ganze Familie) für den Küſter der Stadtkirche zu Weimar ein Neujahrslied zu dichten, wofür ihm dieſer einen Laubthaler bezahlte, es dann gedruckt, ſammt der Liſte der Gebohrnen und Geſtorbenen in Goldpapier binden ließ, und den Leuten in die Häuſer trug.

So preßte der immer emſige Vater und Gatte wider Willen aus ſeinem Kopfe manchen unbedeutenden Reim, indeſſen vielleicht manches Meiſterſtück in ſeiner Einbildungskraft ſchlummerte, weil kein Küſter ſein Intereſſe dabey fand, es zu bezahlen.

Doch auch ſeine gränzenloſe Beſcheidenheit, ſein Mißtrauen in eigne Kräfte, waren Schuld daran, daß er nicht eher eine glänzende Rolle unter den guten Köpfen ſeiner Zeit ſpielte. Erſt dann, als Sehnſucht nach häuslicher Ruhe ihn beſtimmte, ſich alle Koſtgänger vom Halſe zu ſchaffen, erſt dann grub er nach dieſer Quelle, die ſo reichhaltig hervorſprudelte.

Zwar, er ſelbſt war der lezte, der ſich von dem innern Gehalt ſeiner Schriften überzeugte. Beſcheiden unterdrückte er ſeinen Nahmen vor den phyſiognomiſchen Reiſen; nur wenige Perſonen wußten um ſeine Autorſchaft: er lauerte auf das Urtheil der Welt, ſchwieg noch immer als Fama ſchon in ihre Poſaune ſtieß, und litt geduldig, daß alle gelehrte Zeitungen andre Männer als Verfaſſer nannten.

Als endlich der Nahme Muſäus an den Platz jener dunkeln Nahmen trat, als der Verfaſſer der phyſiognomiſchen Reiſen Sitz und Stimme neben Swift und Rabner nahm, und das teutſche Publikum ihm Beyfall jauchzend anerkannte: da blickten auch die ſchönen Geiſter, deren das feine und glückliche Weimar ſo manchen beherbergt, verwundrungsvoll ſich unter einander an, ſtaunend, einen Mann in ihrer Mitte zu ſehen, den ſie bisher nicht für ihren Gildegenoſſen erkannt hatten. Alles drängte ſich zu ihm. Alles wetteiferte, ihm Bewunderung zu zollen, ſein Haus wurde nicht leer, und ſein kleiner Knabe war dieſer Art Beſuche ſchon ſo gewohnt, daß er einſt durchs Fenſter blickend rief: „da kommt wieder Einer der den Papa loben will.“

Dem beſcheidenen Manne ſtieg dieſer Weihrauch nicht zu Kopfe. Er blieb wie er war, erhaben über ſeinen Ruhm, und zufrieden als Hausvater ein Mittel gefunden zu haben, kargen Erwerb und Ruhe mit einander zu vereinigen. Kargen Erwerb, ſagte ich, denn ſeine Verleger bezahlten ihn ſchlecht *). Zwey Laubthaler erhielt er für den Bogen ſeiner phyſiognomiſchen Reiſen, ein

---

*) Ich bitte hier zu Gunſten meines Freundes Steiner in Winterthur eine gerechte Ausnahme zu machen. W.

ein Werk, bey welchem Herr Richter in Altenburg Tauſende verdient hat *).

Die Bahn war gebrochen, und er fuhr fort zu ſchreiben. Die Volksmährchen, Freund Heins Erſcheinungen, die Straußfedern, ſind in aller Leſer Händen, ihr Lob in aller Leſer Munde. Wenigen aber iſt vielleicht bekannt, daß, als er den Gedanken faßte Volksmährchen der Deutſchen zu ſchreiben, er wirklich eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um ſich her verſammelte, ſich in ihre Mitte ſetzte, und von ihnen mit ekelhafter Geſchwätzigkeit vorplaudern ließ, was er hernach ſo reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Stra-

---

*) Und dennoch verkümmert dieſer Mann anjezt der Wittwe den kleinen Nachſchuß, für die neuern Auflagen der phyſiognomiſchen Reiſen. Sie hat ihn gerichtlich deshalb belangen müſſen, und ich behalte mir vor, den Ausgang dieſer Sache, und das Verfahren des Herrn Richters dabey, zur Warnung jedes Schriftſtellers, dem Publikum vor Augen zu legen.

Straße herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ ſich Mährchen erzählen, und bezahlte jedes Mährchen mit einem Dreyer. — Eines Abends kam ſeine Frau von einem Beſuche zurück. Als ſie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von ſchlechtem Tabak entgegen, und ſie erblickte durch dieſen Nebel ihren Mann am Ofen ſitzend, neben einem alten Soldaten, der ſein kurzes Pfeifchen zwiſchen den Zähnen hielt, tapfer drauf los ſchmauchte, und ihm Mährchen erzählte.

Jede Stunde die ſeine Berufsgeſchäfte ihm gönnten, war lehrreicher Beluſtigung des Publikums gewidmet. Ein kleiner Garten an der Ilm mit einer Hütte, nur eben groß genug, um einen Tiſch und ein Paar Stühle zu faſſen, lud im Sommer ihn oft in ſeine Schatten ein. Da war es ſo ſtill und kühl, und nur der Fluß murmelte leiſe. Ach! da habe ich oft an ſeiner Seite geſeſſen,

ſen, er für die Nachwelt dichtend, und ich, den Muſen meine Erſtlinge opfernd. Wenn er dann ein paar Seiten geſchrieben hatte, ſo machte er mir zuweilen die Freude, mir das vorzuleſen. Vergieb mir Leſer, daß ich bey dieſem ſüßen Andenken verweile! es waren die ſchönſten Stunden meiner Jünglingsjahre. Wenn wir des Abends nach Hauſe giengen, ſo rauften wir vorher im Garten ein paar Dutzend Radieſgen aus, um unſre frugale Mahlzeit damit zu würzen. Wenn wir ſpät uns trennten, ſo gaben wir uns die Hand darauf, den andern Morgen früh um 6 Uhr wieder im Garten zu erſcheinen, und wer der Lezte war, mußte den Andern mit Kaffee bewirthen. Oft traf ſichs dann, daß wir am andern Morgen zu der beſtimmten Zeit, auf entgegen geſezten Wegen, beyde nur noch gleich fern vom Garten waren; wenn er nun von weiten durch ſeine Lorgnette mich erblickte — noch ſehe und höre ich ihn, wie er dann zu laufen begann, und dabey lachte, daß ihm der Athem vergieng, um mir um einige Schritte zuvor zu kommen. So einfach und ſo ſchuldlos waren alle ſeine Freuden. Süße Stunden! ihr kehrt nie zurück!

In den leztern Jahren ſeines Lebens hatte er auf der Altenburg bey Weimar ſich ein Plätzchen gekauft, ſelbſt einen Garten angelegt, und ein kleines niedliches Haus gebaut. Die Herzogin Amalia, dieſe Freundin und Vertraute der Muſen, möblirte die Freyſtadt des Dichters. Es ward ſein Lieblingsaufenthalt. Dort ſah er ſtill glücklich jeden Strauch wachſen und gedeihen, den er ſelbſt gepflanzt hatte. Ach! daß er nicht jeden Strauch zum Baume werden ſah!

Seine Wittwe hat dieſes Plätzchen, mittelſt einer Lotterie veräußert. Die herrliche Ausſicht weggenommen, ſo war es noch wenig werth; aber Muſäus hatte da gelebt und geſchrieben — es war viel werth! Leſer wenn du jemahls von Jena nach Weimar fährſt, und dein Wagen den Berg bey Weimar herunter rollt: ſo blicke linker Hand auf das kleine liebe Plätzchen, und weine wenn du ſeinen ehemaligen Beſitzer kannteſt — oder weine, daß du ihn nicht kannteſt!

Ach! er war ein ſeltner Menſch! der von auſſen wenig ſchien, weil er in ſeinen Geſprächen nie mehr Verſtand durchſchimmern ließ, als der, mit dem er ſprach, ertragen konnte; weil er jedem Thoren ſeine Thorheit ließ, den Narren nie an ſeiner Kappe zupfte; weil er mit dem Witzling nicht das gemein hatte, daß er keinen witzigen Einfall verſchlucken konnte; und endlich, weil er den Schmuck ſeines Körpers vernachläſſigte, verachtete, immer und immer in ſeinem grauen Kleide und ſeiner runden übel genug friſirten Perücke einher gieng, und ſeiner Frau einen großen Gefallen zu erzeigen wähnte, wenn er einmal ein neues Kleid anzog, welches ſie ihm heimlich hatte machen laſſen.

So wenig aber auch er ſelbſt auf Kleiderprunk achtete, ſo ſah er doch ſeine Frau gern gepuzt, ſein liebes Julchen, für welche er bis an ſeines Lebens letzten Hauch der zärtlichſte Gatte, wie für ſeine Söhne, der beſte Vater war. Oft wurde er mit den Kindern zum Kinde. Nie habe ich ihn froher und heiterer geſehen, als am Weyhnachtsfeſte, wenn die Kinder auf den heiligen Chriſt warteten. Da ließ er ſichs nicht nehmen, die ganze Veranſtaltung ſelbſt zu treffen; da ſaß er ſo emſig, und vergoldete Roſinen, Aepfel und Nüſſe, ſchnitt Wachsſtöcke zu, putzte Zuckerbäume aus, ſetzte einen Engel mit einer Fahne von Flittergold oben drauf, und wenn alles fertig war, ſo zündete er die Lichter ſelbſt an, rief mit Jubelgeſchrey die harrenden Kinder herein, hüpfte und ſprang unter ihnen herum, und war glücklich wie ſie.

Oft that er kleine Reiſen zu Fuß nach Jena oder Gotha. Dann war er immer mit einem Regenſchirme ausgerüſtet, den er, nach Beſchaffenheit der Umſtände, gegen Sonnenſtrahlen oder Regen nützte, oder, wenn der Wind ihm ins Geſicht blies, vor den Bauch hielt. Dabey gieng er mit aufgeknöpfter Weſte, und trug ſein Kleid und einige Wäſche an einem Stocke auf der Schulter, unbekümmert ob man ihn in dieſem Aufzug für einen Handwerksburſchen nehmen werde. Ich habe einſt in ſeiner und Klingers Geſellſchaft eine ſolche Reiſe nach Gotha mit gemacht. Dort kaufte er für ſeinen Knaben ein Steckenpferd, und da er auf dem Rückwege nicht recht wußte wo er es laſſen ſollte, ſo band er auch das noch an ſeinem Stocke feſt, und zog, ſo abentheuerlich heraus ſtaffirt durch die Thore von Weimar. Man kannte ſeine kleinen Eigenheiten, man lächelte darüber, und liebte ihn drum nicht minder.

Ach! warum war Freund Hain nicht dankbar gegen dieſen Mann, der einſt ſeine Erſcheinungen ſo lieblich bildete? Muſäus ſtarb im Oktober des Jahres 1787 im 52ſten Jahr ſeines Alters, an einer höchſt ſeltenen Krankheit, einem Polypen am Herzen. Daher wurde ihm das beneidenswerthe Glück, daß ſein Tod die Sache eines Augenblicks war — aber welch' ein Augenblick für alle die ihn liebten!

Den Grund zu dieſer Krankheit mochte er ſeit langen Jahren wohl ſelbſt gelegt haben; denn dieſer, in Rückſicht ſeines Körpers, äußerſt mäßige Mann, erlaubte doch oft ſeiner Seele zu ſchwelgen. Wann er den lieben langen Tag ſeine mühſelige Berufsarbeit vollbracht hatte, ſo ſetzte er ſich gewöhnlich des Abends nach dem Eſſen an ſeinen Schreibtiſch, dichtete bis um zwey Uhr des Morgens, und rauchte Toback, und trank kalten Kaffee dabey. So verpraßte er ſeine

Geiſteskräfte, trotz dem öftern Bitten und Flehen ſeiner Gattin, und aller die ihn liebten, das heißt: aller die ihn umgaben. Schon lange litt ſein Körper, manches Symptom warnte ihn, er achtete nicht darauf — und unterlag.

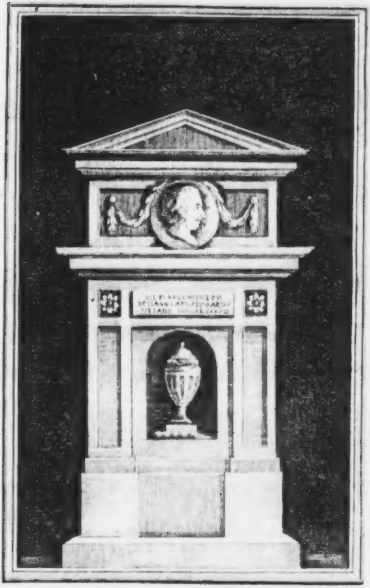
Zeugen der Liebe ſeiner Mitbürger waren die Thränen, welche am Tage ſeines Leichenbegängniſſes floſſen, die zahlreiche Menge welche unverabredet herbey ſtrömte, die Lobrede welche der große Herder unaufgefordert ihm hielt, und endlich das ſchöne einfache Denkmahl, welches kurz nach ſeinem Tode ihm auf dem Kirchhofe zu Weimar errichtet wurde, von — man weiß nicht von wem! Da ſpringt auch an der Mauer der St. Jacobs-Kirche ſein ſehr ähnliches Basrelief in die Augen, darunter erblickt ihr eine Urne, welche auf einem Buche ſteht, mit der Ueberſchrift: dem unvergeßlichen Muſäus.

Ja wohl unvergeßlich! O Geiſt meines theuern Muſäus! meines Freundes! meines Lehrers! ſchwebe hernieder und hauche ſanft die Thräne von meiner Wange, in welcher die Buchſtaben zittern, die mein Herz meiner Feder vorſagte!

Leſer! wenn es euch vorkam, als hätte ich euch manches erzählt, das unwerth ſey der Nachwelt aufbehalten zu werden: ſo verzeiht dem Ausbruch meiner Empfindung! Denkt ihr giengt bey einem Grabe vorüber, wo ein Sohn um ſeinen Vater weint, und Blumen, ſo gut er ſie hat, auf den Hügel wirft — nicht wahr ihr würdet ſtehen bleiben, und eure Mitleidsthräne dem Bekümmerten nicht verſagen? Ach! und hättet ihr ihn gekannt, den rechtſchaffenen Mann, den treuen Gatten, den liebreichen Vater, den biedern Freund, immer heiter, immer zufrieden mit dem Wenigen das ihm der Himmel gab, immer theilend mit dem ärmern Bruder das Wenige das ihm der Himmel gab, nie ſich bückend vor Rang und Gold um ſich Gönner zu erſchmeicheln, nie — —

Doch halt! warum wirſt du unwillig, lieber Geiſt? — Folgte die Beſcheidenheit, die deines Lebens Gefährtin war, dir auch ins Reich der Schatten? Wohlan! ich ſchweige — und weine!

August von Kotzebue.



Andenken
des
Herrn Profeſſor Muſäus.

den 30ſten Oktober 1787
als an ſeinem Beerdigungs- und am Wilhelm-Erneſtiniſchen Stiftungstage im Hörſaal des Fürſtl. Gymnaſii von dem Herrn
Vice-Präſidenten Herder, deſſen
Ephoro, abgeleſen.

Nachdem wir jezt das Andenken eines al-
en, gottſeligen Fürſten, des Erbauers, Stifters, Verſorgers und Freundes dieſes Gymnaſii dankbar und Pflichtmäßig began-

gen haben: ſo laſſet uns jezt eine andere Pflicht der Dankbarkeit und Freundſchaft erfüllen, und ein neueres, trauriges Andenken wenigſtens mit einigen Worten feyern.

Er iſt todt, unſer verdiente gute Profeſſor Muſäus. Er, dem jeder Mann und jedes Kind den Namen des Guten gerne giebt, und geben wird, wenn er an ihn gedenket. Er iſt todt, Euer Lehrer, ihr Schüler, der mit Euch als ein Bruder mit Brüdern umging, der Euch liebte, ſich ſeiner Claſſen väterlich annahm, und ſich vielleicht dadurch ſelbſt manches Uebel ſeines Körpers, manche Krankheit vermehrte, daß er aus unabläſſigem Eifer für ſeine Pflicht ſeiner Pflege abbrach und oftmals zu früh zu Euch eilte. Er war hart gegen ſich, und deſto nachgebender, gütiger gegen andre: er meinte es redlich mit Gott und mit ſeinem Amt, mit ſeinen Mitlehrern, Schülern und Freunden. Nie habe ich ein Wort von ſeinen Lippen gehört

hört zum Nachtheil eines andern Menschen; vielmehr legte er die Fehler andrer zum Beſten aus, und ſuchte zu entſchuldigen, was er entſchuldigen konnte. Er war gefällig und geſellig, ohne daß er je ſeiner Pflicht abbrach; vielmehr trug er die ſchwere Bürde ſeines mühſamen Lebens mit Heiterkeit, Gleichmuth, Fröhlichkeit, Scherz und guter Laune. Er ſeufzte nicht, er murrte nicht; zufrieden mit der Gegenwart, wenn ſie ihm auch hart und drückend war, hoffte er eine leichtere Zukunft und arbeitete ihr froh entgegen, ob er ſie gleich hier auf Erden nicht erlebt hat. Ein unvermutheter Tod riß ihn von uns, nahm ihn ſeinen Schülern, nahm ihn ſeiner Familie und ſeinen Freunden. Er wird nicht mehr wiederkommen in dieſen Saal; er wird dies Haus und ſeine Claſſen nicht mehr betreten. Wir werden ſeine Geſtalt auf den Stellen wo er ſtand und ſaß, wo er ſeine Claſſen unterrichtete und mit ſeinem eignen treuen Gutmeynen beym Examine ne vorführte, nicht mehr ſehen; Ihr ſeine Schüler werdet ſeine Stimme, ſeine Ermahnungen und Lehren, ſeine Scherze und Einfälle, mit denen er auch ſeine Schularbeiten würzte, nicht mehr hören. Wie iſt Jedem von Euch jezt zu Muth, der ihn auch nur Einmal in ſeinem Leben beleidigt, gekränkt, und ihm eine ſauere Viertelſtunde gemacht hätte: würde er nicht, da ſein guter Lehrer, ſein väterlicher Freund jezt todt da liegt, viel drum geben, es nie gethan zu haben? Lieben Schüler, was dieſem Lehrer begegnet iſt, wird früher oder ſpäter uns allen begegnen. Liebet alſo, und ſchont eure Lehrer, ſo lange Ihr ſie habt; die ſpäte Reue, wenn Ihr ſie nicht mehr habt, iſt eine unangenehme traurige, vergebliche Reue. Ehret das Andenken Eures verſtorbenen Lehrers dadurch, daß Ihr Euch auch nach ſeinem Abſchiede von uns, ſeiner Güte und Liebe dankbar, ſeiner Erinnerungen und Lehren gehorſam, ſeines Unterrichts fleißig erinnert:

denn wiſſet, daß Ihr ihn durch Euer gutes Betragen auch noch nach ſeinem Tode und in der Aſche ehret. Hätte es ihm die Vorſehung gegönnt, er würde noch jezt gerne unter uns ſeyn; ſeine Laufbahn hienieden aber ſollte verkürzt werden und war unvermerkt zu Ende. Auf eine ſonderbare Weiſe trug er ſeit einigen Wochen ſchon die Vorempfindung ſeines Todes mit ſich; und ob ſie ihm Jedermann gleich aus dem Sinne zu reden ſuchte, und von außen alle Kennzeichen ſeiner Krankheit gegen ſie waren: ſo wußte er doch, was er fühlte, nahm das Abendmahl und ſagte, daß er es das leztemal nehme, ordnete ſeinen lezten Willen, und ſtarb, ohne daß ers inne ward, ohne daß ers ſelbſt bemerkte. Die Gottheit gönnte ihm noch den Troſt in ſeiner lezten Stunde, daß er das Bittere und Unangenehme der Trennung in derſelben nicht fühlte, und ſo verließ er die Welt, wie er gelebt hatte, ſanft und ruhig. Empfinde und genieße

Deinen Lohn in einer andern Welt guter Mann, den Du in dieser nicht ängſtlich ſuchteſt. Du haſt die Bürde Deines Amts und Lebens bis zu Deinem Grabe redlich und fröhlich getragen; und jezt für einen andern niedergelegt, der ſie wie Du ſo heiter und biederherzig tragen möge. Verſtummt ſind Deine Scherze und kleine Freuden; aber auch Deine kranken Füße ruhn, und der Pilgerſtab iſt Deinen Händen entſunken. Ruhe ſanft in Deiner kühlen Erde, wohin wir Dich, wohin Dich Deine dankbaren Schüler heut zum leztenmal begleiten werden. Dich drückt kein Fluch, kein Seufzer in der Erde; aber manches dankbare gute Andenken Deiner Freunde, Deiner Mitlehrer, Deiner Schüler und anderer, die Dich gekannt haben, folgt Dir nach. Du hatteſt keinen Feind in Deinem Leben, weil Du ihn nicht verdienteſt, Du wirſt ihn auch nicht nach Deinem Tode haben; vielmehr wird die Fröhlichkeit Deines Geiſtes auch in Deinen Schriften zur Ehre Deines Namens noch fortleben. Begleitet ihn alſo, die Ihr dazu auserſehen ſeyd, heut ſtill und dankbar; und uns meine Herren, ſoll das Andenken unſers verſtorbenen Mitbruders, auch nach ſeinem Abſchiede von uns noch lieb und werth ſeyn. An ſeinem Begräbnißtage wollen wir uns die Erfahrung und Lehre erneuern, daß kein Nachruhm ſo rein und angenehm ſey, als der Nachruhm der Leutſeligkeit, Redlichkeit und Herzensgüte; daß keine Blume auf unſerm Grabe lieblicher dufte, als das Andenken der Humanität, einer gefälligen, friedfertigen und frölichen Seele. Wir alle müſſen früher oder ſpäter den Gang gehen, den unſer Freund und Mitbruder gegangen iſt, und heute gehen wird; laſſet uns ſterben, daß man uns bedauere, wie wir dieſen Mann bedauern, der an Einfalt des Charakters und an Güte des Herzens ein Kind, an unverdroſſenem Fleiß und an Liebe zum gemeinen Beſten ein Mann, ein redlicher

Mann war. Sanft ruhe ſeine Aſche; und Segen blühe in jedem Guten, das er auch in dieſem Hauſe in den Geiſt, und in die Herzen unſrer Jugend ſtreute. Selig ſind die wohlverdienten Todten; ſie ruhen von ihrer Arbeit und die Frucht ihrer Werke folgt ihnen nach.

Modiſcher Lebenslauf
eines
# unmodiſchen Weltbürgers.

Die vier Monarchien haben das mit dem Reiche der Mode gemein, daß beyde auf gleiche Weiſe für grenzenlos können angenommen werden. So lange jene alten Reiche beſtunden, dachten die Throninhaber nur darauf, zu ihren weitgedehnten Beſitzungen noch immer mehr Terrain zu gewinnen, und eben ſo erweitert ſich von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, laut Zeugniß der Erfahrung, die Dynaſtie der Mode. Gleichwie aber die Eroberungsſucht der ſogenannten

Weltbezwinger kaum an den kalten oder heißen Erdgürtel reichte, und nur zwiſchen beyde, wie China zwiſchen Meer und Mauer, gleichſam eingeſperrt war: ſo ſind die gegenſeitigen Endpunkte des Lebens, der Eintritt und der Ausgang, noch zur Zeit gleichfalls ganz unabhängig von den Geſetzen der Mode.

Als ich zum erſtenmal im Publico mich produzirte, lag der Kern meiner Exiſtenz in einer roſenfarbenen Hülſe verborgen, mit feinem Muſelin überzogen, und mit Fragmenten von Brüßler Kanten verbrämt, die ſich, von dem angeſtorbnen Brautputz einer Großtante, noch in leidlichem Zuſtande erhalten hatten. Seit einem halben Jahrhundert, hat der Eigenſinn der Mode an dieſem Taufzeuge nichts verändert. Bey meiner geſammten Deſcendenz iſt davon Gebrauch gemacht worden, ohne daß die Kritik der Gevatterinnen, die bey dieſer Gelegenheit, wie bekannt auf das Koſtüm ſehr aufzumerken pflegt, etwas dagegen zu ſagen gehabt hätte. An dem Ritual der Taufformel hat ſich zwar die gewaltſame Hand der Mode mächtig vergriffen; aber die ganze Draperie des Täuflings, mit Einſchluß der Form und des Gebrauchs des Weſterhemdchens, und der orthodoxen, ungeweihten Windeln hat ſie unangetaſtet gelaſſen. Zu meiner Zeit wurde noch ſolenniter exorziſirt; ich freue mich vollkommnere Produkte der Welt geliefert zu haben, die bey der Aufnahme in die Gemeinſchaft der Chriſten auf Treu und Glauben paſſirten, ohne daß etwas von teufeliſcher Kontrebande bey ihnen vermuthet wurde.

Das Feſt der erſten Hoſen war damals noch nicht unter die Hausfeyerlichkeiten aufgenommen, daher ſagt mir auch keine dunkle Zurückerinnerung, wie und wann ich mit dieſem erſten Unterſcheidungszeichen beyder Geſchlechter in der Kindheit bekleidet wurde. Weil ich mich indeſſen gegenwärtig doch ganz augenſcheinlich behoſet finde, ſo zieh ich daraus den gegründeten Schluß, daß irgend einmal eine Zeit geweſen ſeyn muß, wo ich mit dieſer charakteriſtiſchen Geſchlechtskleidung verſehen wurde. Welche Nationaltracht aber die mütterliche Phantaſie bey dieſer Gelegenheit wählte ihren Erſtling keuſcher Liebe modiſch zu dekoriren, ob ich als Huſar, Heyduck, Polak, als ein kleiner Muſelmann, als holländiſcher Matros oder flämiſcher Bauer bey Kaffeeviſiten und Sonntags in der Kirche paradirte, das iſt mir gänzlich aus dem Gedächtniß entſchwunden. Der herrſchende Geſchmack, in Beziehung auf kindiſche Feyerkleider und Livreen junger Bedienten, war damals für den ungariſchen Dolman. Eine zärtliche Mutter opferte ihren Mardermuff, oder eine Pelzmantilje gern und willig auf, um eine Huſarenmütze oder den Pelz für den geliebten Goldſohn damit aufſchlagen zu laſſen. Der berühmte Teichmeier, der einen großen Theil ſeiner Celebrität mehr dem Liqueur als dem Wunderbalſam zu danken hatte, wovon er Erfinder war, hielt ſich einen kleinen Huſaren, der ihm im Winter die giganteſken Pelzſtiefeln von Bärenfell nachtragen mußte, in deren einen für drey Liliputianer vollkommen Raum war; oft hatte der Diener darin ausgeſchlaſen, wenn ſein jovialiſcher Herr von einem Doktorat ſpät nach Hauſe zurückkehrte. Körperliche Gebrechen und Mißgeſtalt rhachitiſcher Kinder pflegte man unter einen türkiſchen Kaftan zu verbergen. Die Reliquie eines Türkenbundes aus der väterlichen Verlaſſenſchaft, führt mich auf die Vermuthung daß ich vielleicht als Türke den Schauplatz der geſelligen Welt betrat, obgleich die geſunden und geraden Stützen meines Körpers dieſe Vermuthung zu widerlegen ſcheinen.

Die dämiſche Epoke des Knabenalters hatte zu meiner Zeit die Putzgöttin unter ihre Herrſchaft zu ziehen noch nicht gewürdiget, der frühern Kindheit gab ſie nur einen Vorſchmack, gleichſam die rothe Halsbinde als Enrolirten nebſt einem Laufpaß auf einige Jahre, um ſie hernach bey reiferem Alter zur Fahne ſchwören zu laſſen. Die triſte Flegelsoktave vom zehnten bis zum achtzehnten Jahr, wünſchte ich ganz aus meinem modiſchen Lebenslauf herauszuſchneiden: ſie war in der erſten Hälfte unſers dekrepiten Jahrhunderts an modiſchen Ereigniſſen ſo ſteril, als eine ſibiriſche Steppe. Wenn die Göttin während dieſes Zeitraums an ihren zukünftigen Pfleglingen einigen Antheil nahm, ſo zeigte ſie ſich mehr in der Geſtalt einer pädagogiſchen Spartanerin als einer attiſchen Huldgöttin. Sie kerkerte ihre Eleven in ein pedantiſches Joch, hüllte ſie entweder in die antike Schalaune, mit welcher jezt der jugendliche Muthwille nur ſein Spiel treibt, oder in den zweydeutigen Schulmantel, der ſo geräumig wie die chriſtliche Liebe, Ehre und Schande deckte. Zu frugaler Koſt gewöhnt lüſtete die Jugend nicht nach Zuckerbrod und Schokolatenkreme, ſondern an deſſen Statt leerte jeder Knabe täglich ſeinen vollen Napf heilſamer Catechismusmilch und verkäuete dazu den Pumpernickel lateiniſcher Sprüchwörter, oder die Kartoffelmaſt aus dem Vokabeltroge. Ueberdies waren die jungen Herrſchaften, wenn ſie auch als Kinder vom Hauſe zuweilen bey Ehrengelagen in Geſellſchaften erſchienen, zu einem pythagoriſchen Stillſchweigen verurtheilt, und durften, dem alten Herkommen gemäß, nicht eher reden, bis ſie gefragt wurden. Ein vorlautes Wort war ſchwer verpönt; noch weniger durften ſie ſich ermächtigen, den Ton anzugeben, oder durch ihre ſinnreichen Einfälle die Gäſte zu amüſiren, oder ſo wie heut zu Tage, wo ſie mit zu Tiſche ſitzen, artige Mädchen zu näcken, und ſie mit Blumen und Brodkügelchen zu werfen. Die Incumbenz der Knaben war beym häuslichen Gaſtmahl, nichts anders als dienende

Brüder aufzuwarten, obgleich bey dieſer Gelegenheit ihnen zuweilen wiederfuhr, was einem ehemaligen Deſſauer Famulanten begegnete, welcher, als es einem fremden Prinzen gefiel das Inſtitut zu beſehen und mit den Eleven zu ſpeiſen, dem Kammerherrn den Suppenteller gerade in die Taſche ſervirte.

Der eigentliche Zeitpunkt, wo der Jüngling der Mode freywillig huldigte, war die glückliche Periode des Lebens, in welcher die erſten Gefühle des Wohlgefallens und der Zuneigung gegen das andre Geſchlecht ſich zu regen beginnen. Die Kataſtrophe der zweyten Schöpfung, welche die junge Welt, aus ihrem dumpfen Pflanzenleben in einen gewiſſen transcendentalen Zuſtand ſüßer, vorher ganz unbekannter Empfindungen zu verſetzen pflegt, ereignete ſich zwar von Olims Zeiten her, nach Maaßgabe phyſiſcher Evolutionen, oder moraliſcher Verhältniſſe der Erziehung und des Umgangs, bald früher bald ſpäter; doch nach dem zeitigen Weltlaufe zu urtheilen, gehörte meine Individualität unter das Obſt, welches nur erſt im Spätjahr reift und mürbe wird, dagegen auch ſich deſto länger konſervirt. Ich zählte achtzehn volle Sommer, ehe meine Raupengeſtalt die erſte fade Haut verlohr und bunte Farben auf der Oberfläche ſpiegelte, die doch nie ſo lebhaft waren, daß der kundige Inſektenſammler daraus bey der nächſten Verwandelung einen Schmetterling geahndet hätte, welcher der Mühe werth geweſen wäre, unter Glas aufbewahrt zu werden. Indeſſen weckte die erſte Liebe die Neigung auf, meiner Außenſeite die gefälligſte modiſche Form zu geben, um einige Senſation auf meine Perſönlichkeit dadurch zu bewirken. Von der Schulter bis zum Scheidepunkte hinauf erhob ſich jezt eine Skala dürrleibiger Locken, die in unzählige Sproſſen übereinander geſchichtet einen Pfeifenſtiel zum Leiſten gehabt zu haben ſchienen: die ganze Friſur war von einer Puderwolke überreift, wie die Bäume von gefrornen Dünſten, an einem nebelhaften Wintertage. Das übrige Konvolut von Haaren, welche nicht in die Locken verarbeitet waren, verſchlang ein gefräßiger Haarbeutel, dem gleichwohl Zaum und Gebiß vermittelſt des durchgezogenen Poſtillons d'amour ins Maul gelegt war.

So freygebig die ſchöne Hälfte der Menſchheit zur Zeit meiner Jugend den Anblick der Prärogativen, welche Mutter Natur dem weiblichen Geſchlecht zu verleihen beliebte, ſchalkhaften Augen geſtattete, ſo ſorgfältig verbarg die männliche Hälfte dieſen ſcheinbaren Mangel unter die dezente Decke der Kleidung, und als in der Folge die Phantaſie der Mode den Fall umkehrte, die breterne Wand der männlichen Bruſt verſichtbarte und dagegen die meiſterhafteſten Hemisphäroiden, welche jemals aus der Hand der

Natur hervorgegangen. in dichtes Schleyergewölke neidiſch verbarg, war meine Eitelkeit bereits zu wenig reizbar und mein Sinn zu ſtörriſch dem Modewechſel zu gehorchen. Form und Schnitt des erſten Feyerkleides, das auf Eroberungen zielte, war dem Zeitgeſchmack meiner Jugend angemeſſen. Es ſchien als wenn der langhändige Artaxerxes das Ideal dazu nach ſeiner Körperform angegeben hätte, wenigſtens wurde ein eben ſo langer Arm erfordert, als die alte Volksſage dem Perſiſchen Monarchen attribuirt, um ohne Mühe das Schnupftuch aus der Taſche zu ziehen. Gegen alle Regeln der Eurythmie verlängerte ſich die Taille bis über die Lenden, dagegen erſetzte der ſehr verjüngte Schooß des Kleides, was ihm an der Länge abgieng, durch die Breite. Mit Haarſieben und doppelten Watten aufgeſteift oder vielmehr gepolſtert, begegneten ſich die beyden Extremen der gedunſenen Rockfalten unterhalb der Kniekehle, und umarmten ſich ſo traulich, daß ſie mit Mühe der Scheide des horizontal hangenden Pariſer Degens freyen Durchgang geſtatteten. Ein Phantom von Huthe, in Form eines plattgedrückten gleichſeitigen Dreyecks, ſchnauzte mit einer Spitze unter dem linken Arm hervor und diente im Geſellſchaftszimmer, oder beym Spieltiſch der eleganten nonchalance gewöhnlich zur Unterlage auf dem Polſterſtuhle.

Nach dem Gutachten meines mit Rang und Titel verſehenen Schneiders, wählte ich zu dieſer Modekleidung eine ſeidene Weſte von Peruvienne, mit Muſchen oder Augen beſtreut; dieſes Muſter zog ich, um deswillen allen andern vor, weil es einen hieroglyphiſchen Sinn zu haben ſchien, und der jungen Schöne der ich zu gefallen ſtrebte, die myſtiſche Erklärung thun ſollte, daß ich als ein zweyter Argus, ganz Auge für ſie ſey, wiewohl ich ſehr zweifelte, daß ſie dieſen verborgenen Sinn jemals errathen oder meine Weſte auf dieſe Art paraphraſirt hat; obgleich die Schuhſchnallen nicht minder ſignificativ waren und ihr zu Exponenten einer verborgenen Liebeserklärung hätten dienen können, denn ſie ſtellten den Umriß zweyer in einander geſchlungenen Herzen vor. Die Beſchaffenheit der damaligen Chauſſure machte die kleine Hälfte dieſer Garnitur, die Knieſchnallen unnöthig: das Surplus des lang geſtrickten ſeidenen Strumpfs wurde um das Knie kunſtreich in einen Wickel geſchlagen, der dem Fuße das Anſehen einer Säulenordnung gab, woran der Wulſt am Knie den Knauf abbildete.

Ob durch dieſen modiſchen Apparatus bey der Behörde die beabſichtete Wirkung erzielet wurde oder nicht, das iſt eine Frage auf deren Beantwortung ich mich hier beliebter Kürze halber nicht einlaſſen mag; doch kann ich nicht umhin zu bemerken, daß, mich ſelbſt betreffend, die Korſarenflagge des weiblichen Putzes eigentlich die Eroberung machte und mein Herz wegkaperte. An einem Gallatage, das iſt, wenn meine junge Nachbarin Gevatter ſtund, oder einem Hochzeitmahl beywohnte: auch am zweyten Feyertage der drey hohen Kirchenfeſte im Jahr, erſchien ſie jedesmal ſo reizend aufgeſchmückt, daß die Putzgöttin ſelbſt ſie in ihr Gefolge aufzunehmen nicht würde verſchmähet haben. Ihren ohnehin ſchlanken Wuchs preßte der Harniſch einer unnachgiebigen Schnürbruſt alſo zuſammen, daß der obere Theil des Körpers mit dem untern, wie bey den Weſpen, nur noch mittelſt einer dünnen Röhre verbunden zu ſeyn ſchien. Ueber den weit ausgeſpannten Fiſchbeinrock rauſchte ein ſeidenes Gewand, wie ein breiter Strom über den Fachbalken des Wehres herab, den ein Flußgott aus ſeiner Urne geußt. Der Grund des Stoffes war fleiſchfarben, darauf ſtund ein ganzer Garten von lebendigen Blumen, jedoch mit Ausſchluß der Fontäne die ſich ehemals auf dem Schamlot der ehrwürdigen Gattin des ſeligen Geheimderath Wildvogels, welches ſie über einen runden glockenförmigen Fiſchbeinrock zu tragen pflegte, präſentirte. Dieſe ökonomiſirende Matrone hatte den Umhang ihres Brautbettes, der zu Anfang des laufenden Jahrhunderts nach dem Geſetz der Mode aus feinem emblematiſchen Kattun beſtund, und der nach ſeiner erſten Beſtimmung bis zur Silberhochzeit treulich ausgedient hatte, endlich im Wittwenſtande, zu dem beſagten anderweiten Gebrauch ihrer Garderobbe zu verwenden beſchloſſen. Daher war das ganze Gewand der lehrreichen Frau ein Exzerpt aus des Saavedra Sinnbildern, unter welchen der Springbrunnen, wie die Sonne mitten am Firmament, hervorleuchtete, mit der Umſchrift: dulcius ex ipſo fonte bibuntur aquae, wiewohl der Unverſtand der Schneiderſcheere dieſe Epigraphe, wie die Hand eines Juden die geränderten Dukaten, übel beſchnitten und verunſtaltet hatte.

Die **Andrienne**, oder wie es zu ſeiner Zeit hieß, das Aufſteckekleid meiner Donna, zierte ein Beſatz von dem nämlichen Zeuge, der in unendliche Falten gekräuſelt, und auf beyden Seiten, mit gelbenen Spitzen eingefaßt, längs dem Schooß ſich herabſchlängelte und in zwo tellerförmigen Rundungen oder Roſen endete. Die ſogenannte Schürze, welche eigentlich nichts anders als ein einzelnes Rockblatt war, auch allem Anſchein nach, einen ganzen Rock unter dem Oberkleide vorſtellen ſollte, war mit einem beſondern Beſatz garnirt, ungefähr in der Figur, wie die große Achte in den engliſchen Tänzen, nach der Kunſt choreographiſch verzeichnet wird. Ueberdies verlangte das Koſtum damaliger Zeit, wo der Reifrock Epoke machte, noch einen heterogenen Auswuchs auf beyden Seiten, oder vertikalſtehende Bügel, die nach Gefallen ausgeſpannt, auch platt niedergelegt werden konnten. Ich weiß ſie mit nichts füglicher als mit den Armlehnen an einem Sorgſtuhl zu vergleichen, in der That ſchienen ſie auch zu der Abſicht erfunden zu ſeyn, denn der gute Anſtand erforderte die Arme gleichſam darauf ruhen zu laſſen, die Ellenbogen dabey ſo weit als möglich zurück zu ziehen, um dadurch die Bruſt heraus zu heben. Man durfte, in dieſer Stellung voll Gravität und Würde, aber auch Zwang und Steifheit, einer nach damaligem Normal vollkommen gemodelten Dame, nur in Gedanken unter den einen Arm eine Leber und unter den andern einen Magen geben, um das völlige Air eines aufgezäumten jungen Hühnchens, wie es ſich am Bratſpieß ausnimmt, vor Augen zu haben.

Bewundernswürdiger war die Addreſſe, mit welcher die reizende Inhaberin des nach der Natur beſchriebenen Fiſchbeinrocks, dieſe ungeheure Maſchine gleich einem grönländiſchen Nachen zu regieren, zu drehen und zu wenden, und in jede Lage nach Ort und Gelegenheit zu bequemen wußte. So mathematiſch erwieſen es ſeyn mag, daß größere Körper ſich, bey unveränderter Extenſion, nicht in kleinere einſchließen laſſen; daß man das Haus nicht in die Stube tragen, einen zeitigen Pauliner-Apfel nicht in eine Wallnußſchaale verbergen, oder die Toilettengeräthſchaft in einer Nadelbüchſe mit ſich herum tragen kann: ſo ſehr widerlegte hier der Augenſchein die Zuverläſſigkeit des mathematiſchen Axioms. Die Fiſchbeinellypſe ſchlüpfte mit ſolcher Geſchwindigkeit durch eine ſchmale Thür, oder in das enge Gehäuſe einer Caroſſe hinein, deren größtes Quadrat ſie zuverläſſig dreymal maß, daß zur Verwunderung noch für die zweyte Ladung des Reifrocks einer Geſpielin, die bey Gelegenheit einer Gevatterſchaft als Kränzeljungfer aſſiſtirte, Raum vorhanden war.

So viel Gelenkſamkeit und Beugſamkeit indeſſen das geſchickte Manövre der Damen in dieſe groteske Zierde ihres Geſchlechts gelegt hatte: ſo blieb der Fiſchbeinrock doch immer eine unbequeme und unbehülfliche Modeſchöpfung, welche der Geſelligkeit durchaus zur Laſt fiel. Nie hat mich etwas in größere Verlegenheit geſezt, als die Ehre die mir einſt wiederfuhr, an einer bunten Reihentafel, zwiſchen die Bügel meiner geheimen Liebſchaft und einer andern galamäſigen Dame eingeſchichtet zu werden. Dieſe hohen Baſtieren die in der Gegend des fünften Knopflochs der gerühmten peruvienen Weſte zuſammen trafen, machten nothwendig den Weg zum Teller mir ganz unzugänglich. Ich blieb lange unentſchloſſen, ob ich die vor mir aufgethürmten Bollwerke unterminiren, überſpringen, oder genothdrungen mir einen Faſttag auferlegen ſollte. In Anſehung des leztern verweigerte der Magen, platterdings ſeinen Aſſent, alſo wagt' ich es endlich meinen Weg übers Gebürge zu nehmen. Aber jeder Mundbiſſen den ich genoß, war mit ſolcher Müh und Fährlichkeit verbunden, als ein Transport über den Sankt Gotthardsberg; es durfte nur ein einziger mißglücken, und das Andenken, ſeines momentanen Daſeyns durch einen Fleck im Kleide meiner Tiſchnachbarin zur Rechten oder Linken hinterlaſſen, ſo wars um meine Gunſt und Eſtimation gethan.

Zeit und Umſtände veränderten in der Folge die glückliche Lage, in der ich mich befand, und erlaubten nicht länger, den Fortſchritt des Modegeſchmacks an meiner Platoniſchgeliebten ferner zu bewundern, auch bey mir ſelbſt ſchlummerte das Verlangen ein, mich ſorgfältig zu kleiden, und mit meiner Zeit fortzugehen, weil es mir an einem Gegenſtande gebrach, für den ich mich auszuputzen wünſchte. Wie es aber in einem andern Städtchen nicht leicht an einem an-

andern Mädchen fehlt, das ſeine Zaubernetze ausſpannt!, eine etourdie Fliege darinne zu fahen: ſo verwickelte die ſüße Leidenſchaft mein Herz, nach einem dreyjährigen Ruheſtande, wieder in ein leichtes durchſichtiges Filetgewebe, das raſch an die Stelle der handfeſten Murſipalatinen trat, welche aus zwey oder wohl gar drey, den Spritzenſchläuchen ähnlichen Röhren, jedoch von feinem Kammertuch, beſtunden, die über hölzerne, den Trommelklöpfeln gleichende Cylinder gezogen, mit Gummi benezt und gefältelt wurden. Das ganze Verdienſt dieſer uneleganten Buſenzierde war, daß ſie ſich bey jedem Athemzuge ausdehnte und elaſtiſch wieder zuſammenzog. Jeden geheimen Seufzer verrieth ſie, der aus einem empfindſamen Buſen fortgedrängt, ſich durch dieſe Undulation auf der gekräuſelten ringförmigen Oberfläche verſichtbarte. Da eine neue Leidenſchaft die Neigung zum Putz zum andernmal in mir aufweckte, hatte der Zahn der Zeit noch wenig an meinem Ehrenkleide genagt; aber die Mode hatte mit der Männertracht eine deſto ſtärkere Reform vergenommen. Die Taille war um eine Spanne lang heraufgerückt und hatte ſich verkürzt, der kurze Aermel dagegen merklich verlängt, und der breite offene Aufſchlag war gänzlich verſchwunden. Mein Feyerkleid hatte alſo das Schickſal eines abgetakelten Kriegsſchiffes, das ſich zwar über Waſſer hält, und im Hafen von weitem noch immer Parade macht; doch genau unterſucht, von der Admiralität für untauglich erklärt wird, länger in der Flotte zu dienen, und ohne Rückſicht auf ſeine verhergehenden Eroberungen kondemnirt wird, auseinander geſchlagen zu werden. Es war kein andrer Rath als ein modiſcher Gewand auf den Stapel zu legen, das ſich, meines Wiſſens, durch nichts als den veränderten Zuſchnitt auszeichnete. Dagegen that die, mit wohlriechender Pomade reichlich durchknetete Friſur, wie Taubenflügel geſtaltet, welche gleich einem muſikaliſchen crescendo von dem kleinen Fragment des Backenbartes, das mit hineingetüncht wurde, bis an die emporſtrebende Windmühle des Haarbeutels immer wuchs, und zu welcher ſich bald eine getreue Confidente hinter dem Ohr geſellete, vortrefflichen Effekt.

Zu jener Zeit koſtete es ungleich mehr Mühe und Kunſt als in dem heutigen Jahrzehend, ſich in die Geſellſchaft, oder gar in die Wohnung einer ſittſamen, von der ſcharfſichtigen Mutter bewachten Tochter zu introduziren; mehrmals begannen meine Taubenflügel dieſen kühnen Flug; doch führten ſie mich nie zum Zweck. Allein was ſie nicht vermochten, das leiſtete ein franzöſiſcher Kontrebandier mit Namen Mandrin. Dieſer arme Wicht hatte zu ſeinem Brodſtudio einen unglücklichen Nahrungszweig erwählt, der ihn in der Blüte der Jugend aufs Rad brachte. Ganz Paris bemitleidete ſein trauriges Schickſal, und die ſchöne Welt daſelbſt entſchloß ſich, um ihn eine modiſche Trauer anzulegen. Man erfand eine Art Kopfzeug à la Mandrin, davon der Name meinem Gedächtniß getreuer, als die Form vorſchwebt; ſo viel erinnere ich mich noch, daß es aus ſchwarzſeidenem Flor beſtand mit hochrothen Bandroſen garnirt. Ohne Notiz zu nehmen, oder ſich darum zu bekümmern, ob der Defunktus im Geruch der Heiligkeit, oder der Schande erblaßt ſey; ob er Philoſoph, Held, Schöngeiſt, Dummkopf, Schurke, oder Ketzer geweſen ſey, machte das ganze weibliche Deutſchland von Extraktion die modiſche Hoftrauer mit. Ein flüchtiges Gerücht verkündete mir, daß meine Donna wünſchte, in ihrer Vaterſtadt, vor ihren Geſpielinnen ſich zuerſt damit auszuzeichnen, es war aber in der ganzen Gegend umher noch kein Exemplar aufzutreiben. Ich verſchrieb in groſſer Eil eins von Leipzig, ließ es ihr durch eine gedungene Unterhändlerin ſchicklich in die Hand ſpielen und mein Glück war gemacht. Zwey Jahr darauf, nachdem ſie längſt ausgetrauert hatte, erndete ich die Frucht, der von einem Gaudieb entlehnten Ausſaat, führte mein Liebchen als Braut heim, und machte ſie, nach alter Sitte und Brauch, worüber die Mode nichts vermag, zur Frau.

Unglücklicher Weiſe wählte ich Chamois zur Farbe meines Hochzeitkleides, der Eroberer unter Amorsflagge damalige Leibfarbe, welche bald hernach das Schickſal hatte, von dem ſchäckerhaften Muthwillen für die Hahnreyfarbe erklärt zu werden. Doch, der Liebe ſey's verdankt, die Läſterchronik der Modewelt war für meine Stirn nicht ominös: ich blieb dem gemslederfarbnen Rocke ſo getreu, wie mein gutes Weib mir ſelbſt, und trug ihn meiner Hochzeitfeyer zu Ehren, und zu Trutz und Hohn der Putzgöttin, deren veränderlicher Sinn mir ſehr mißzubehagen anfing, bis er als Emeritus vor Alter kahl und grau war. Seit der Heyrathsepoche hatte ich mit der Mode mich bereits freundſchaftlich aus einander geſetzt, daß wir nichts mehr mit einander gemein hatten.

Aber nicht alſo meine geliebte zwote Hälfte. Mein gutes Beyſpiel war unvermögend ſie zu geziemender Nachfolge anzureizen; nach mancherley Reformen, die ihr weißmoornes Brautkleid, worin ſie doch meinen Augen ausnehmend wohlgefallen hatte, von Zeit zu Zeit erduldete, da es wie ein Vexierbeutel, bald dieſe bald eine andere Geſtalt, meines oberherrlichen Interdikts ungeachtet, annehmen mußte, verſchwand es endlich gar aus ihrem Kleiderſchranke, wie der Schatz im hohlen Baume. Dadurch wurde mir der ſchöne Wunſch vereitelt ſie dereinſt, an dem feyerlichen Tage unſrer Silberhochzeit, damit prangen zu ſehen.

Die Beſchaffenheit dieſes mir ſo intereſſanten Gewandes berechtigte mich allerdings zu dieſer Hoffnung, denn es gab wahrlich! an Haltbarkeit und innerer Güte dem Stoffe wenig nach, welchen die ökonomiſche Gattin des notoriſchen Landprieſters zu Wakefield, ehemals zum Brautkleide wählte.

Jemehr ich mich nun dem zweyten Endpunkte des Lebens zu nahen beginne, deſto nachſichtiger ſind' ich die Kritik der modiſchen Welt, in Abſicht der Ketzereyen, welche ich mir gegen die Rathſchlüſſe und Vorſchriften ihrer angebeteten Gottheit erlaube. In meiner erſten Ehedekade hatte ich über dieſen Punkt manchen harten Strauß mit meiner liebwerthen Koſta zu überſtehen; die als eine getreue Vaſallin der Mode, ihren trauten Ehekonſorten in der Devotion gegen ihre geſtrenge Gebieterin zu erhalten ſich beſtrebte. Da ich aber, ſonſt bekanntlich der gefälligſte lenkſamſte Ehemann, was das Objekt der Moden betraf, ihr eine eherne Stirn entgegen ſetzte, ſo hat ſie ſeit Anbeginn der allgemeinen Toleranz, auch hierinne gegen mich tolerantere Geſinnungen angenommen. Schon ſeit geraumer Zeit hat ſie mir die Inkumbenz, in Frühjahr- und Herbſtzeug mich zu kleiden erlaſſen, ich weiß nicht ob aus Gefälligkeit gegen mich; oder aus Nachgiebigkeit gegen unſer, von Zeit zu Zeit ſich mehr auskältendes Klima. Selbſt das Auge des Publikums erträgt meine modiſche Anomalien mit nachſichtsvoller Schonung, und geſtattet mir, ohne daran Aergerniß zu nehmen, den Gebrauch des Winterpelzes, nach Gutbefinden, auch mitten in unſern froſtigen Sommern. Ich eigne dieſe Prärogative minder meinem Kredit als den Jahren zu, die ich bereits zähle; denn ein modiſcher Graukopf verräth immer etwas Geckerey, wird beſpottet und ſelten durch eine Modetracht geehrt. Darum, weil ich bald über den Berg hinüber bin, gedenke ich meine modiſche Wallfahrt, nach meiner Phantaſie und Bequemlichkeit zu vollenden, um wo möglich im völligen negligé mich aus der Welt zu ſchleichen, ohne in das lezte feyerliche Halbgewand mich einkleiden zu laſſen, an welchem ſeit undenklichen Zeiten, die Mode ſo wenig, als am Taufzeuge etwas verändert hat. Denn obgleich nicht zu leugnen iſt, daß das Sterbekleid volle Bequemlichkeit hat, ſo würde ich mich doch ſcheuen, einen Talar mit in Edens Gefilde hinüber zu nehmen, in welchem, nach dem Glauben der Einfältigen, ich mich nur von der Vorderſeite an die Himmelsbürger präſentiren, nicht aber mit ihnen Saal auf Saal ab promeniren könnte, ſondern verſchämt den Rücken nach der Wand drehen müßte, um ihnen nicht den Anblick unbekleideter Lenden zu geben.

Der Schiffbrand.

Von Kriegesflammen nicht entglüht.
Nicht von der Helden Zank,
Sey Muſe jezt ein Trauerlied
Von Unglück dein Geſang.

Wie einſt von Trojens Krieg und Brand,
Ein mächtig Lied erſcholl;
Homer ſich ſein Gedicht erfand,
Furchtbarer Scenen voll;

Wie Gleims ſiegſtolzer Grenadier,
Affekt redt und gefällt,
Wenn er als Barde, im Quartier,
Sich ſingt und ſeinen Held.

So ſing affektvoll von der Glut,
Die Gayers Schiff verbrannt,
Und die auf hoher Waſſerfluth,
Im offnen Meer entſtand.

Vom fernen Weſt heraufgewinkt,
Sah ihn der Schiffer nahn,
Da wo die Sonne Weltmeer trinkt,
Den drohenden Orkan.

Auf unſichtbarem Fittig trug
Der Winde ſchnaubend Heer,
Der Donnerwolken langen Zug,
Zum Balear'ſchen Meer.

Hoch thürmte ſich durch Aeols Wuth,
Wie Sanct Sulpizens Thurm,
Zu Waſſerbergen auf die Fluth,
Im fürchterlichen Sturm.

Der rothe, feuerreiche Blitz,
Schlug das empörte Meer,
Gleich brüllten aus der Wolken Sitz
Die Donner hinterher.

So traf der Rache Götterpfeil
Einſt Rieſen ungeſtümm,
Als Zevs auf ſie den Donnerkeil
Hinſchleuderte voll Grimm.

Bald ſtieg zu Wolken kühn hinauf
Das leichte Fichten-Haus,
Hielt Windesſturm im ſchnellen Lauf
Und Wellenſtöße aus.

Bald ſank es mit gebeugtem Maſt
In unermeßnen Raum,
Des Abgrunds hin, durch eigne Laſt
Bedeckt mit Meeres Schaum.

Noch lacht der Winde Raſerey
Verwegen der Matros,
Verflucht furchtſames Klaggeſchrey
Bey jedem Wellenſtoß.

„Wir ſprechen Waſſerwogen Hohn;
„Dem Sturm der auf uns blitzt,
„Und krachten Maſt und Ruder ſchon,
„Geſchützt ſind wir, geſchützt!

„Des ſichern Schiffes feſter Kiel,
„Schwankt auf den Fluthen her,
„Treibt mit den Winden Gauckelſpiel,
„Im klippenfreyen Meer.

„Gieb du uns nur, von Wellen naß,
„Naß von der Arbeit Schweiß,
„O theurer Capitän! ein Faß
„Des beſten Weines preiß;

„So fahren wir mit Lobgeſang
„Hinauf zur Wolkenhöh,
„Und kehren, bey dem Göttertrank,
„Uns nicht an Sturm und See.“

Verwegner! trotze nicht dem Tod!
Wer weiß ob, eh' man's denkt,
Er nicht den Mordſtrahl der dir droht,
Schon um die Scheitel ſchwenkt.

Die Unglückswolke öffnet ſich,
Mit ihr dein naſſes Grab,
Elektriſch Feuer ſtürzt auf dich,
Und auf das Schiff herab.

Geſchlagen durch des Höchſten Bann,
Vom Schwefelſtrahl erſchreckt,
Lag dort das Schiffvolk Mann bey Mann
Auf das Verdeck geſtreckt.

Doch als man Feuer! Feuer! ſchrie,
Und freſſend Feuer war
Im Schiffraum, da erweckte ſie
Die plötzliche Gefahr.

Schnell floß der Strom geſalzner Fluth,
Aus der Matroſen Hand
Ins Schiff, zur Löſchung dieſer Glut,
Und löſchte nicht den Brand.

Da ſchwieg der frevelhafte Witz
Des Spötters, und ſein Spott,
Wie Saul bekehret durch den Blitz,
Und betete zu Gott.

Roth wie ein Töpferofen glüht,
Roth färbten Wolken ſich,
Da ſchnelle Glut zu dem Gebiet
Der Atmoſphäre ſtieg.

Des Todes Erndte wurde groß,
Der Elemente Kampf
Erſäufte viel' im Meeresſchooß,
Erſtickte viel' im Dampf.

Da wünſchte ſeiner Väter Grab,
Im ſichern Vaterland,
Der Pilger mit dem Wanderſtab
In der bethränten Hand..

Der zarten Gattin Arm entfiel
Der Treu umſchloßne Freund,
Hochangeſchwollner Wellen Spiel,
Von ihr nur kurz beweint.

Aus Zärtlichkeit übt Kindermord
Der Vater, in die Fluth
Stürzt er den Sohn ſelbſt über Bord,
Zur Rettung aus der Glut.

Jedoch zu rechter Zeit entrann,
Beym Ausbruch dieſer Noth,
Ein Nachen noch mit wenig Mann,
Dem nahen Feuertod.

Durch die Gefahren trugen ſie,
Dem Meer und Sturm zum Hohn,
Ihr Leben mit vereinter Müh
Zur Beute froh davon.

Die Ueberbliebnen bargen ſich,
Noch wenig an der Zahl,
Am Maſt, und ſchwammen kümmerlich
Auf dieſem Rettungspfahl.

Jedoch der Tod ſchwamm hinterher,
Und ſchüttelte den Baum,
Da ſank der Schwache in das Meer,
Der Starke hielt ſich kaum.

Auch brachen neue Donner los,
Auf die Geborgnen blitzt
Vom Schiff das tödtliche Geſchoß,
Durch lange Glut erhitzt.

Geſchmolzen Bley goß über ſie
Her der metallne Schlauch,
Der Kugelſaat und Flammen ſpie,
Und ſchwarzen Pulverrauch.

Die Sonne ſtieg auf güldner Bahn
Nun wiederum hervor,
Sah der Verwüſtung Greuel an,
Durchs heitre Morgenthor.

Doch bald hüllt ſie ihr Angeſicht
In Wolkenſchleyer ein,
Und wollte von dem Unglück nicht
Ein Augenzeuge ſeyn.

Dreymal vollführt ſie ihren Lauf
Mitleidend, und ſah nur
Die Flammen lodern hoch hinauf,
Von Rettung keine Spur.

Drey Tage, oder Jahre mehr,
Denn jeder ſchien ein Jahr,
Schwamm'auf dem lecken Floß daher
Die Unglücksvolle Schaar.

Gerippen mehr als Menſchen gleich,
Von Mattigkeit entſeelt,
Von Furcht und Todesſchrecken bleich,
Von Hungersnoth gequält.

Doch der hoch über Wolken ſaß,
Und ſie ins Unglück gab,
Gott ſah ihr Elend an und maß
Auch deſſen Grenzen ab.

Er ſchalt das Meer, da ſchufen ſich
Die ſtolzen Wellen um,
Der fürchterliche Sturm entwich,
Und Wind und Meer war ſtumm.

Drauf ließ er ſeinen Zephyr wehn,
Der trug auf ſein Gebot,
Ein Schiff, zur Rettung auserſehn,
Zum Sammelplatz der Noth.

Dir Menſchenfreund, der dieſe Schaar
Unglücklicher, dem Tod
Und unermeßlicher Gefahr
Entriß, die ſie bedroht;

Dir, edelmüthger Britte, weiht
Mein tragiſcher Geſang,
Für dieſe Pflicht der Menſchlichkeit,
Den feyerlichſten Dank.

Dein Nahme ſey den Enkeln werth,
Mein Lied bring ihn auf ſie,
Und wer es mit Empfindung hört,
Der danke deiner Müh.

Geleitet durch des Höchſten Hand,
Durch ſeinen Schutz bewahrt,
Setzt ſie das Brittſche Schiff an's Land,
Nach kurzer Ueberfahrt.

Da ſang Gayet dem Herrn ein Lied,
Aus hohem Jubelton!
Mit ſeiner Schaar von Dank entglüht,
Hinauf zur Allmacht Thron.

Und jeder der mit ihm der Noth,
Beglückt entgangen war,
Bezahlte ſein Gelübde Gott,
Und brachte Opfer dar.

Und jeder ſchwur, der Wellen Trug
Sich nicht mehr zu vertraun,
Und ſtatt des Ruders, mit dem Pflug
Den Acker anzubaun.

O ſelig wen ſein Vaterland
Im ſichern Schooß behält,
Nicht ruhmvoll Rieſeninſeln fand,
In einer neuen Welt.

Wenn Sturm auf ferne Meere blitzt,
Sing ich im ſtillen Hayn,
Wo mich die Beſte Fürſtin ſchützt,
Bey königlichem Wein.

Läſtige Polizeyanſtalten
für
Spatziergänger.

Ueber dem Thüringer Wald langt' ich, in der Mitte des Septembers, in Coburg an. Das Wetter war vortrefflich, ein heiterer lauer Herbſtabend. Die Mondenſichel ſchimmerte auf die alte Bergfeſte ſo romantiſch herab, daß mich der Anblick bezauberte, beſonders da er mir das Ziel meiner dermaligen Tagereiſe ganz nahe vorſpiegelte. Ich weiß aber nicht welche Spirallinie der Weg von Neuſtadt nach Coburg beſchreiben mag;

immer blieb das Bergſchloß dem Augenmaaße nach, ungefähr tauſend Schritte linker Hand. Ich dachte in fünf Minuten vor dem Stadtthore zu ſeyn, und nach langem Zeitverlaufe dünkte mich die Entfernung noch die nehmliche, wie vor einer Stunde, obgleich der Poſtkutſcher ſo wenig ſäumte, daß, mit Freund Bürger zu reden, Kieß und Funken ſtoben. Das Verlangen, an Ort und Stelle zu ſeyn, mochte indeſſen wohl die Zeitberechnung etwas über die Gebühr ausdehnen: ich hatte viele Stationen hinter einander, ohne zu raſten, in einer Poſtchaiſe gemacht, um einem Freunde nach zu eilen, der mich in Coburg anzutreffen vermuthen konnte; meine erſchütterten Ribben bedurften Ruhe, und meine Erwartung war geſpannt, aber bey der Ankunft fand ſichs, daß ich meines Zwecks verfehlet hatte.

Die Unruhe im Blut, und der Verdruß über fehlgeſchlagene Hoffnung, ließen mich we-

wenig ſchlafen. Sobald ich bey Tages-Anbruch hörte, daß die Thür des Gaſthofs geöffnet wurde, warf ich mich in meine Morgenkleidung, die mir ziemlich das Anſehen eines ehemaligen philanthropiſchen Werbers gab, und gieng aus, die Stadt zu beſehen. Der heitere Morgen und die aufgehende Sonne lockten mich bald vors Thor ins Freye. Ich fragte die Schildwache nach den um die Stadt her liegenden Spaziergängen, und erhielt begehrte Auskunft, um durch einen breiten mit jungen Bäumen bepflanzten Weg, zwiſchen dem Abhange einer ſanften Anhöhe mit Gärten, und einem bethauten Wieſengrunde, auf welchem die Morgenſonne alle Regenbogenfarben ſpiegelte, mich wieder zum nächſt gelegenen Thore zu finden. Durch dieſes gedachte ich die Stadt zu durchſchneiden, und die freundliche Gegend auf der entgegengeſetzten Seite gleichfalls zu beſchauen; aber da ſtieß mir ein Abentheuer auf, woran dieſer Plan ſcheiterte.

Ich kam an das mir angewieſene Thor, unter einer Menge Landvolk, das auf den ſogenannten Zwiebelmarkt eilte, der an dieſem Tage einfiel. Die Schildwache fragte: „Wohin?“ Ich meinte dieſe Frage gelte einem neben mir wandelnden Zwiebelweibe, und ſey auf eine Korbbeſchauung angeſehen, wollte meinen Weg fortſetzen, und wurde durch ein militäriſches „Sak'rment wohin?“ belehret, daß ich dem Frager zur Rede ſtehen ſollte. Eine ſo emphatiſche Sprache war mir ganz fremd, aber nichts deſto weniger verſtändlich genug, und machte mir von dem martialiſchen Geiſte der Beſatzung, eine anſchaulichere Idee, als wenn das ganze Bataillon vor mir aufmarſchieret wäre. Aus der Beſtimmtheit der Frage urtheilte ich auf die Befugniß des Fragenden, und gab beſcheiden zur Antwort: hier zum Thor hinein. „Woher?“ Aus dem nächſten Thore dort unten rechter Hand. Hierauf erfolgte der Beſcheid des Gefreyten aus dem Fenſter der Wachſtube, daß ein Fremder ohne Geleitſchaft eines bekannten Mannes aus der Stadt, unumgänglich zu dem Thore wieder herein gehen müſſe, wo er auspaſſiret ſey; welchem ich mich, wie billig, unweigerlich fügte, ſo ungern ich auch den nemlichen Weg zweymal gehe, und den Rückweg mir dadurch verkürzte, daß ich einen denkbaren Grund zu dieſer Polizeyverordnung aufſuchte, welche die Spatziergängerlaune ſo wenig begünſtigte. Bey dem verheißenen Einlaß hieß es aber gleichfalls:

Porta patens eſto nulli, claudatur honeſto.

Vergebens appellirte ich an die Schildwache, mit der ich vor einer Stunde ganz trauliche Unterredung gepflogen hatte: mein Mann war abgelöſt, und vermuthlich einem Zwiebelnegoze nachgegangen; niemand wollte mich beym Herausgehen bemerkt haben. Vergebens zog ich den Beſcheid des benachbarten Thorwächterſatrapen zu meinem Vortheil an, der doch auch wiſſen mußte, wie das Amt der Schlüſſel im Stadtthor zu verwalten, und zu gebrauchen ſey; aber hier galten ſeine Befehle nicht. Es ergab ſich ein weſentlicher Variant in Erklärung des Einlaßgeſetzes, der mich von dieſem Thor, durch welches ich des Morgens herausgegangen war, an das verwies, wo ich den Abend vorher zuerſt ſey eingemeldet worden. Dort wäre, meinte der hier befehlende Nabob, meine Legitimation ſchriftlich vorhanden, alſo könne mir, auf geziemende Anmeldung, der Eingang nicht verweigert werden. Im April hätte mich dies Herumſchicken von einem Thor zum andern vielleicht gewurmt; aber im September fand ich es zu ſchnakiſch, unwillig darüber zu werden. Doch weil ich nicht mehr Zeit verliehren wollte, verſucht' ichs, mit der Wache in gütliche Unterhandlung zu treten, und brachte in Vorſchlag, daß mir, gegen eine Vergeltung, ein Mann möchte zugegeben werden, mich in den Gaſthof zum Schwan zu geleiten, wo der Wirth, als ein Mann bey der Stadt Gewähr leiſten würde, daß ich der Paſſagier ſey, welcher bey ihm übernachtet habe. Nichts war billiger, als dieſe Forderung, und da Gewinn damit verbunden war, verſah ich mich geneigter Willfahrung. Doch wie gebeten, abgeſchlagen! Dieſe Procedur ſey hier nicht üblich, aber mein Paß könne zum Commandanten geſchickt werden. „und ſo lang muß der Herr verziehn.“ Lieber Mann, ſprach ich, wer trägt den Reiſepaß auf einem Spaziergange bey ſich? Und zum Unglück habe ich gar keinen Paß, weder einen Sanitätspaß, denn ich komme nicht aus der Türkey, ſondern aus Thüringen; noch auch einen Reiſepaß, denn ich bin ein unverdächtiger und bekannter Mann, der eines ſchriftlichen Documents ſeiner Ehrlichkeit eben nicht bedarf. Das war tauben Ohren gepredigt, und weil mir der Ring des Gyges fehlte, den ich mir diesmal wohl gewünſcht hätte, um unſichtbar mich in die Stadt zu ſtehlen; ſo blieb kein andres Mittel übrig, als die Wallfahrt nach dem heiligen Kreutze; ſo hieß entweder das Thor, oder die Gegend, wo ich hereingekommen war.

Wenigſtens hatte ich nun drey Viertel der Stadt umzogen; weil indeſſen einem Spaziergänger leicht jeder Weg der rechte iſt, tröſtete ich mich damit, daß mir das Abentheuer glücklicher Weiſe weder in Bagdad noch in Großcairo begegnet ſey, wo die Polizey, auf die Fremdlinge im Thor, ein nicht minder wachſames Auge haben ſoll. Denn da hätte der Kreislauf um die Stadt drey Tagereiſen erfordert; in Wien, Berlin, in London und Paris würde der caſus in terminis ſich nicht leicht begeben haben. Ich ſteuerte nun mächtig auf das heilige Kreuz los, um dort, ohne weitere Umſtände, wie in einem Freyhafen, einzulaufen. Obgleich der Scharfblick der Schildwache ſchon in der Ferne auf mich zielte: ſo ließ ich mich das nicht irren, und freute mich vielmehr in Geheim des Triumphes, den ich diesmal über den Thorinquiſitor davon zu tragen hoffte. Aber das hieß zu früh jubilirt. Mein Unſtern wollte es einmal, daß ich aus Coburg ſollte herausgebannet ſeyn, wie der erſte Menſchenvater aus dem Paradieſe. Der Seraph im Thor war auch ſo unerbittlich, wie der mit dem Flammenſchwerdte.

Die Prüfung meiner philoſophiſchen Geduld zu vollenden, war der Gefreyte in Berufs- oder Zwiebelgeſchäften eben in die Stadt gegangen, und von der übrigen Mannſchaft konnte keiner Geſchriebenes leſen, folglich war das Dokument meiner Legitimation in der Wachſtube ſo gut, als eine verblichene archivariſche Urkunde, aus der ſich nichts entziffern läßt. Ich wurde daher, nach gehaltenem Standrechte der Wachtkammeradſchaft,

ſchaft, bis zur Rückkehr des Gefreyten zur Ruhe verwieſen.

Das iſt zum Tollwerden! würde ein ungeſtümer Paſſagier, der wenig ausharrende Geduld beſeſſen hätte, geſagt, oder doch gedacht haben. In der That war mir die Sache nun außerm Spaß, und ich hätte mit Zug und Recht das Sakrament das ich noch nicht ganz verdauet hatte ad locum unde zurückſpediren können. Es ſchwebte mir ſo etwas davon zwiſchen den Lippen; doch hielt ich es weislicher gethan, es in petto zu behalten, und ſetzte, ohne mich in einen unnützen Wortwechſel oder anderweitige Capitulation einzulaſſen, meinen Spaziergang um die Stadt fort, wohin mich meine Füße trugen. Dieſe brachten mich vor den Eingang des herrſchaftlichen Gartens, den kein Soldat, ſondern ein Spitz bewachte, welcher aber eben ſo gut als die Thorwachen, die Fremden ſchon in der Ferne zu wittern ſchien, und dem ich, nach der gegenwärtigen Stimmung meiner Seele, eine hämiſche Abſicht auf meine Waden zutrauete. – Dieſer Argwohn machte mich einen Augenblick unſchlüſſig, ob ich den Eingang, der mir allerwärts erſchwert wurde, verſuchen ſollte, oder nicht. Aber ein Gedanke, der mir recht zu gelegener Zeit aufſtieß, verwies mir meine Poltronerie: es iſt ja kein Feuerſpeyender Ochſe, dacht ich, der das güldene Vließ bewacht, und gieng darauf vor dem vierbeinigen Thürhüter vorbey, der von der ſtädtiſchen Polizey nichts zu wiſſen ſchien.

In dem fürſtlichen Garten meynt ich einen Beytrag für Hirſchfelds Gartenkalender zu erhaſchen, fand mich gleichwol in dieſer Abſicht betrogen, und beſuchte einen neben an liegenden Privatgarten, wo der Anblick eines kleinen prunkloſen Cenotaphiums der kindlichen und ehelichen Liebe gewidmet, mich für den Garten und deſſen mir unbekannten Be-

Beſitzer einnahm, daß ich hier, unter ſympathiſirenden Empfindungen, einige Zeit verweilte. Dieſes ſanfte Schwermuthsgefühl war Oel zum Eſſig des ſich im Herzen regenden Grolls gegen die geſammte löbliche Stadtgarniſon. Ich vergaß meines Verdruſſes ſo ganz, daß ich ſogar ihr Verdienſt der Wachſamkeit anzuerkennen mir nicht erwehren konnte, welche ich zu erproben ſattſame Gelegenheit hatte, da ich nun rings um die Stadt die Runde gegangen war; und wallfahrtete darauf zum zweytenmale nach dem heiligen Kreutze.

Die Stütze meiner Hoffnung, der litterariſche Gefreyte, war zwar noch nicht auf ſeinem Poſten, und das ſchien ein ſchlimmer Abſpeckt zu ſeyn: doch bewährte jezt ein junger Soldat, der vermuthlich auch Geſchäfte in der Stadt gehabt hatte, ſeiner anarchiſchen Kameradſchaft, durch ein beglaubtes Zeugniß, ich ſey der Paſſagier, welcher Abends vorher mit Extrapoſt einpaſſiret wäre: denn er habe zu der Zeit Schildwache geſtanden; und unter dieſer Firma meiner perſönlichen Authenticität gelang es mir endlich, ins verlohrne Paradies wieder den Eingang zu finden.

Ueber den Geiſt der Geſetzgebung zu grübeln iſt nicht ſehr meine Sache, daher der Fall leicht möglich wäre, daß es mir ein Geheimniß bleibt, warum die Polizeyadminiſtration einer ſo friedlichen Stadt, als Coburg iſt, die gleichſam im Schooße der Sicherheit geborgen liegt, und wo weder Meuterey noch Landesverrath zu befahren ſtehet, auf die einpaſſirenden Fremden ſtrenger invigiliren läßt, als der Senat zu Venedig. Ohne Zweifel hat dieſe politiſche Verordnung eine gewiſſe Veranlaſſung, und eine gute Abſicht zum Grunde: aber das Verdienſt der Bequemlichkeit für unkundige Reiſende, welche leichtlich die glückliche Lage der Stadt auſſer dem Thore zu einem Spatziergange locken kann, hat ſie in Wahrheit nicht. Dennoch wäre dieſer kleinen Unvollkommenheit leicht abzuhelfen, wenn die Thorwachen angewieſen würden, ihr „Wohin?“ auch an die auspaſſirenden Fremden gelangen zu laſſen, um von ihnen Notiz zu nehmen, und ſie innerhalb des Schlagbaums von der Stadt Sitte und Brauch zu unterrichten, damit der Fremdling die Wahl habe, ſeine Rückkehr jedesmal zu decken; oder wenn er innerhalb der Ringmauern nichts mehr zu ſchaffen hat, das flebile beneficium emigrandi zu ergreifen.

Aus dieſem an ſich geringfügigen Vorfalle läßt ſich indeſſen eine doppelte Nutzanwendung gewinnen: nehmlich ein Wort der Lehre für Reiſende, ihr Stadtweichbild nicht ohne Reiſepaß zu überſchreiten: denn es giebt Fälle wo ein ſolches Zweygroſchen-Creditiv mehr gilt, als der phyſiognomiſche

Stempel eines unverdächtigen Mannes, oder eines ehrlichen Geſichts; und ein Wort der Warnung an den renommirten Wanderer, den Markis von St. L. *) wenn er anders den Spatziergang durch's heilige Römiſche Reich annoch fortſetzen ſollte, ſeinen Weg nicht über Coburg zu nehmen.

---

*) S. deutſches Muſeum 1777.

Bey der Geburt des Erbprinzen von Weimar.

Ein Wort aus dem Herzen,

von

Jacob Elkan,

Hofjuden.

Wenn die Wimper der Morgenröthe ſich aufſchließt, freut ſich der wachſame Hirt, daß der Tag beginne, und die leuchtende Sonne hervortrete aus dem nächtlichen Gezelt.

Wenn auf dem Hügel, von Südwinds Hauch der Winterſchnee zerrinnt, harren die Töchter Zions dem kommenden Lenz entgegen, Blumen zu pflücken im Blütenmond.

Wenn die Rebe am Weinſtock Augen gewonnen hat, hoffet der fleißige Winzer Trauben zu keltern im Herbſt, und ſüßen Moſt zu gewinnen, der im Becher perlet.

Woran hält ſich in Meeresfluth, der ſchwankende Nachen des Schiffers, als an dem Anker der Hoffnung?

Sie iſt Wahrheit und Licht dem Verſtändigen; aber dem Unweiſen iſt ſie Täuſchung und Schatten. Ein zerbrechliches Schilfrohr dem, der ſich drauf ſteuret; aber ein ſicherer Stab in der Hand des Weiſen, der ihn nicht irre führet.

Als die Bürger dieſer guten Stadt, harreten mit Ungeduld uwd Zweifelmuth, ob die Verheißung des Herrn erfüllet würde, an ſeinem Geſalbten, daß der Name der Gerechten nicht ſoll vertilget werden von der Erde, ward ich betrübt in meinem Herzen, ſaß harmvoll im Winkel und ſprach: O Herr warum verzeuchſt du, die Hoffnung deiner Verheiſſung zu erfüllen?

Da ſtahl ſich zu mir hin ein flüſternd Wort, mein Herz vernahms, es ſprach ein leiſer Laut: magſt Du Eloahs Weisheit meiſtern? er wirds richten, wie ers beſchloß.

Und mein Herz ſtärkte ſich in dem Vertrauen auf ſeine Güte, ich ſtund auf, und die Hoffnung ward meiner Seele, was der Stab iſt dem müden Wanderer im Gebürge.

Und in der Nacht, in der man ſprach: es iſt ein Sohn gebohren, jauchzete ich laut auf vor Freuden, preiſete Gott mit Pſalmen und Lobgeſang nach meiner Väter Weiſe.

Schaddai hats erfüllt durch ſeine Wundermacht, was er verhieß zum Lohne der Gerechten.

Der Hoffnung Blüthe war nicht taub: hinter ihr reifte erhörter Wünſche ſüße Frucht.

Sein Odem hat den edlen Keim belebt, der lang in Dunkelheit verborgen ſchlief.

Segen Gottes träufe auf Ihn herab, wie aus den Wolken Morgenthau, daß Er aufſproſſe der zarte Säugling, wie des Lebens Baum in Edens Mitte, und einſt ſein ſchattenreiches Haupt erhebe, hoch über alle Bäume im Garten der Elohim!

Segen Gottes träufe herab, wie aus den Wolken Morgenthau:

Auf das Haupt ſeines Geſalbten, dem er gab Weisheit ins Herz Sein Volk zu regieren, wie dem weiſeſten der Erdenkönige.

Auf die huldvolle Gebährerin, daß ſie ſchmecke die Seeligkeit aller Mutterfreuden, und hervorgehe aus Ihrer Kammer, heiter wie die Verkündigerin des Tages in Geleitſchaft des leuchtenden Morgenſterns, und rüſtig wie ein munteres Felſenrehe auf Libanon.

Auf die liebliche Knoſpe, den holden Erſtling im verſchwiſterten Blumengebinde, daß ſie ſich aufſchließe, wie die Frühlingsroſe in den Luſtgärten Salomons.

Auf die beglückte Mutter welche aufblühen ſieht Ihr erhabenes Geſchlecht, in Kind und Kindeskindern; die milde Fürſtin, welche wohlthätig aufnahm Ihren Knecht, den

Fremdling im Thor, vor ſeinen Brüdern, und ihn ſicher wohnen ließ in Ihres Palmbaums Schatten.

Auf den geliebten Pilger, der unter fremden Himmel Kunſt und Sitte ſpäht, daß Ihn der Engel Gottes leite auf fernen Pfad, und bring Ihn bald zurück in Sein harrend Vaterland!

Die

Die Abendluft.

1768.

Der heitre ſonnenreiche Tag,
Der jüngſt des Frühlings Wiederkunft verſprach,
Rief aus dem ſtädtiſchen Getümmel
Das Volk zu einem ſanftern Himmel.

Da ſtand der wärmende Kamin
Verlaſſen: zarte Schönen flohen ihn,
Und eilten, auf beſtäubten Wegen,
Dem Himmelskind dem Lenz entgegen.

Ging Daphne nicht auch mit dahin?
Ja. Reizend, wie die Blumenkönigin,
Kam Sie, den Frühling zu empfangen,
Und trug ihn ſelbſt auf ihren Wangen.

Schön wie der Liebesgott, ſtieg er
Herab; doch Daphne war noch reizender:
Man ſah nicht mehr den Lenz im Hayne,
Denn alles ſah nur ſie alleine.

Der junge Zephyr der von fern
Sie ſchon erblickt, ſchlich wie die ſüßen Herrn
Herbey, die ſich durch Büſche ſchleichen,
Um ihre Göttin zu erreichen.

Er raubte manchen Kuß und fand
Bey Ihr nicht den ernſthaften Widerſtand
Worüber, wenn er gleich es waget,
Oftmals ein ſcheuer Damon klaget.

Jedoch des Winters Kind, das tief
Im Walde noch verborgen ſchlief,
Der Nordwind blies, zur Abendſtunde,
Nun kalten Reif aus ſeinem Munde.

Und ſcheuchte den verliebten Wind,
Den Zärtling, vor ſich her, geſchwind
Floh dieſer, um ſich in die Hecken
Des wärmern Thales zu verſtecken — —

Verſchon' ihr reizendes Geſicht,
Auf Islands Eisberg ſtürme Böſewicht!
Umſonſt! — Von ſeinem giftgen Hauche
Erröthete ihr ſchönes Auge.

Doch die wohlthätige Natur
Vertilgte, mit balſamſcher Hand, die Spur
Des Gifts, womit die Abendkälte
Ein ſiegreich Auge frech entſtellte.

Nun glänzt es Sonnenglanz zurück,
Trägt ſanft Entzücken, durch machtvollen Blick
Ins Herz, und ſiegt die Freyheit wieder
Der armen Sterblichen darnieder.

O Klei-

1769.

O Kleinod, das an Daphnens Hand
Mehr glänzt und mehr entzückt,
Als Pitt, der große Diamant,
Der Frankreichs Krone ſchmückt.

Schön war der Augenblick, da ich
Den frohen Raub beging.
Wie ſtolz, wie glücklich machſt du mich,
O unſchätzbarer Ring!

Um keine Krone, wärſt du gleich
Um Kronen feil, gäb' ich
Dich hin; kein Königreich,
Kein Gold bezahlte dich.

Zwar bald eilſt du, o ſchönes Pfand
Zu der Beſitzerin,
Die dich veredelt, aus der Hand
Des Räubers wieder hin.

Doch wenn ich dich verlieren ſoll,
So ſey ein Kuß dafür,
Zur Auslöſung, des Räubers Zoll,
Ein ſanfter Kuß von Ihr!

Und hätt' ich noch zum Ueberfluß
Den Pitt, ja hätt' ich ihn,
So gäb ich ihn um Daphnens Kuß,
Mit Silberflotten hin.

An
Juliane Krüger,
ehe ſie noch ſeine Gattin war.
am 3ten März 1769.

Der Liebesgott begegnete
Mir jüngſt von ungefähr,
Auf einem Wölkchen kam er her,
Das Ambradüfte regnete.

Mit einem Netz beladen
Sah ich ihn: denn er ging
Als wie ein Jäger aus, und fing
Viel Nymphen und Najaden.

Er hatte ſchon ſehr viele Herzen
In ſeinem Netze wie ich ſah,
Ergrimmt ſprach ich: was machſt du da?
Hör' auf ſo unverſchämt zu ſcherzen!

Drauf griff ich nach dem Netz' und raubte
Es weg, und ſchnitt es gleich entzwey,
Da wurden alle Herzen frey,
Die Amor ſchon gefangen glaubte.

Eins wünſcht' ich zwar ſelbſt zu beſitzen,
Daß es mir zur Belohnung ſey;
Doch dieſes Herz war nicht dabey,
Was konnten mir die andern nützen?

Das leere Netz blieb meine Beute,
Und es iſt noch bis jetzo mein,
Doch heut' will ich es Daphnen weyhn,
An Ihrem Feſte, mir zur Freude!

Zwar Sie bedarf zu Ihren Siegen
Kein Netz, vom Amor ſelbſt geſtrickt,
Denn Ihr, die jedes Herz entzückt,
Gehorcht auch jedes mit Vergnügen.

Die erhörten Wünſche,

am dreyßigſten Geburtsfeſte meiner lieben
Frau gewidmet.

den 3ten März 1772.

Da es mir einſt als Jüngling glückte,
Daß ich zum erſtenmal
Mein liebes Mädchen ſchlau erblickte,
Wer maß da meiner Wünſche Zahl?
„Gewährte mir doch jeder Tag das Glück
„Sie nur zu ſehn, auf einen Augenblick,
„O hört' ich nur ein Wort aus dieſem ſchönen Munde,
„Wie ſelig prieß ich dieſe Stunde!

„Könnt' ich doch auch, in jugendlichen Reihn,
„Mit unter glücklichen Geſpielen mich erfreun.
Geduld und Zeit und Glück verlieh,
Mir was mein Wunſch begehrt, oft ſah, oft ſprach ich ſie,
Da floß durch meine Bruſt Vergnügen,
Das waren Tage güldner Zeit;
Doch ſich im Glück beym erſten Wunſch begnügen,
Dazu gehört viel Mäßigkeit.
Mein Glück fing an ſich aufzuheitern,
Mein Wunſch fing an ſich zu erweitern,
Von ihr hinweg ſchlich ich mich oft betrübt,
„Was hilfts, ſprach ich, wenn man nicht liebt,
„Und wenn um einen ſüßen Kuß
„Des Jünglings Mund vergebens ſchmachten muß?
Geduld und Zeit und Glück verlieh

Auch dieſen Wunſch erhört, ich liebt' und küßte ſie.
Und ſo verging manch glücklich Jahr,
Was konnte noch mein Wunſch vermiſſen?
Ich durfte reden, lieben, küſſen.
Eins fehlte noch, und dieſes war:
Das Bündniß vor dem Traualtar.
„Ach! ſeufzt' ich oft in ſtiller Einſamkeit,
„Erſt dieſes Loos gewährt Zufriedenheit.
Geduld und Zeit und Glück verlieh
Auch dieſen Wunſch erfüllt, wie froh umarmt' ich ſie!
Und nun kam jeder Tag den uns das Glücke gab,
Schön wie ein Götterfeſt herab.
Vergebens wag' ichs, das Entzücken,
Dich zu beſitzen, auszudrücken,
Dich ſüßes Mädchen meiner Wünſche Ziel.
Kein Glück auf Erden kann mich mehr erfreuen,
Dacht' ich bey mir, doch bald wünſcht' ich von neuen,

Denn wer viel hat der wünſcht auch viel.
„Ach ſo viel Reize ſollen einſt verblühen,
„Einſt werden dieſe Wangen nicht mehr glühen,
„Das Auge nicht mehr glänzen, deſſen Blick
„Mir Wonne ſchuf und liebes Glück.
„Laß dieſen Wunſch noch in Erfüllung gehn,
„Ein lebend Bild von Ihrem Reiz zu ſehn!
Geduld und Glück und Fleiß verleiht
Auch dies Entzücken mir in kurzer Zeit,
Und hätte denn mein Herz nun keine Wünſche mehr?
O ja! Wann iſt es wohl von allen Wünſchen leer?
Dein Wiegenfeſt erfreuet heute mich
Und tauſend Wünſche drängen ſich
Von meinen Lippen Dir entgegen,
Und jeder ſey für Dich ein Segen!

Wann mir erſt dieſer Wunſch gelingt,
Daß funfzigmal mein Lied Dein Wiegenfeſt beſingt
So wie es ihn nun zweymal hat beſungen,
Dann iſt mir jeder Wunſch gelungen,
Und dann erſt krönet Glück und Zeit
Mein Leben mit Zufriedenheit.

An ſeine Gattin,

am 3ten März 1773.

Hör' an, mein lieber kleiner Sohn,
Ich merke Du verſtehſt mich ſchon,
Und weißt wohl, daß bey ſpäter Nacht
Dein Vater emſig Verſe macht.
Nun, dieſe, wenn ſie fertig ſind,
Verwahre Du mein liebes Kind,
Bis Morgen früh der Himmel graut,
In Deinem Bett; dann werde laut,
Und wenn Mama davon erwacht,
Und freundlich Dir entgegen lacht;
So reich dies Blatt, der Liebe Pfand,
Ihr hin mit Deiner kleinen Hand,
Und lächle ihr ſo himmliſch ſchön,
So ſanft — Du wirſt mich wohl verſtehn —
Daß Sie, beym erſten Morgengruß,
Durch Dich Entzücken fühlen muß.

Auch darfſt Du Morgen ja nicht ſchreyn,
Mußt frömmer als ein Lämmchen ſeyn,
Warum das alles? frageſt Du.
Du ſollſt's erfahren, höre zu.
Die Mutter ſchlief, nach Deinem Brauch,
Vor Zeiten in der Wiege auch,
Und nun iſt heut Ihr Wiegenfeſt,
Das uns der Himmel feiern läßt,
Darüber hat wohl Niemand ſich
Zu freun mehr Recht, als Du und ich:
Drum wollen wir zur Vorſicht flehn,
Daß wir es noch recht oft begehn.
Die reine Unſchuld fleht aus Dir,
Die treuſte Zärtlichkeit aus mir,
Die als das beſte Opfer glüht
Zum Schöpfer, der uns beyde ſieht,
Und ihm iſt die Erhörung leicht,
Die beyden uns zum Glück gereicht.
Der lieben Mutter beſtes Loos
Sey einſt, mich grau zu ſehn, Dich groß!

An Dieſelbe.

den 3ten März 1774.

Viel Glück, Madam, zu Ihrem Feſte!
„Madam?“ Nun ja Madam! Warum?
Sie ſchweigen? Macht mein Kompliment Sie ſtumm?
„Befremdend iſt's! Kind, Engel, meine Beſte,
„Geliebte Daphne, ſo hieß ſonſt mein Name;
„Und jezt ein froſtig Sie, und obendrein Madame?
„Die Zärtlichkeit nimmt merklich zu! — —
„Wohlan mein Herr, und nicht mehr Du,

„Wie es beliebt.“ — Nur nicht ſo aufgebraußt!
Sonſt fürcht' ich den Pantoffel, oder gar die Fauſt.
Ein Wort, und das mit kaltem Blute!
Für uns iſt ſie nunmehr vorbey,
Die Zeit verliebter Tändeley;
Wir haben lange gnug geſcherzt,
Und früh und ſpat bey frohem Muthe,
Gedahlt, getändelt und geherzt,
Nun ziemt uns Ernſt. — So will's die Etiquette!
(Wir ſchlafen doch in einem Bette,
Und in der Eh' geht alles ſeinen Gang
Wie vor, der Himmel geb's noch viele Jahre lang.)
O Julchen, welch ein böſes Ding!
Wenn das ſo friſch vom Herzen ging,
Wie aus der Feder, aufs Papier,
Aus Schäckerey, Du glaubſt doch mir?
Zum drittenmal begeh ich heute
Dein Feſt mit dem Gefühl der Freude,

Das ſich in meine Bruſt ergoß,
Als Dich mein Arm zum erſtenmal umſchloß.
Wenn gleich der Gnome Spleen zuweilen mich beſchleicht,
Madam Migraine Scherz und Freude von mir ſcheucht:
So iſt das Uebel zu ertragen;
Denn das hat ſeinen Sitz nur in dem Magen.
Mein zärtlich Herz ſoll Spleen und Kaltſinn nie entweihn,
Denn ganz gehört es Dir allein,
Der kleine Amor Carl hat hier,
O meine Laura, nur ſein Plätzchen neben Dir.

An Dieſelbe.

am 3ten März 1777.

Liebes Weib, wollt' gern Dein Feſt beſingen,
Will mir aber mehr kein Lied gelingen;
Weg iſt all' poetiſches Gefühl,
Und die ganze Kunſt dünkt mich jezt Kinderſpiel.
Alles ändert ſich doch mit den Jahren,
S'iſt als rauſt' mich einer bey den Haaren,
Wenn ich dichten ſoll. Doch dem ſey wie ihm ſey,
Ewig, ewig bleibt mein Herz Dir treu!

Und bey aller Dinge Unbeſtand,
Kennt doch unſrer Liebe feſtes Band
Keinen Wechſel. Hätt' ich noch zu wählen,
Wählt' aus tauſend guten Mädchenſeelen
Dich mein Herz: denn dieſe Wahl allein,
Würde ich nach ſieben Jahren nicht bereun,
Noch eben ſo wie Braut gefällſt Du mir,
Nun liebes Weib, ſag, wie behag ich Dir?

An Dieſelbe.

den 3ten März 1778.

Weile! Weile! Nicht auf Adlersſchwingen
Trage meiner Gattin Tage fort,
Ach du kannſt ſie nicht zurücke bringen,
Unbeugſames Schickſal! — — Welches Zauberwort,
Welcher Talisman kann deinen Fittig halten,
O du Flüchtling! pfeilgeſchwinde Zeit!
Schon furchſt du mir um die Augen Falten,
Und verſcheuchſt der Jugend Fröhlichkeit.

Hätt' ich Kraft, in Deines Rades Speichen
Einzugreifen, das ſich immer vorwärts dreht,
Stehen ſollt' es feſt und nimmer weichen,
Stehen ſollt's, wie eine Mauer ſteht.

Denn ſo lange lüſtet mich die ſüßen
Freuden, die ein glücklich Bündniß mir beſchied,
Hier auf Gottes Erde zu genießen,
Als die goldne Sonn' am Himmel glüht.

Für mich blühn noch alle Deine Reitze,
Hälfte meines Lebens; aber bald
Wird die Zeit mit räuberiſchem Geitze
Sie Dir nehmen, dieſe reizende Geſtalt.

Laß den Glanz der friſchen Jugend ſchwinden,
Zärtlichkeit und Liebe kann doch nie
Unbeſtand der Zeit aus unſern Herzen winden;
Liebestreu wiegt über ſie.

Fröhlich wallen will ich Deinem Feſt entgegen,
Noch als Greis voll Jünglingsfreude glühn,
Und dem guten Gott verdanken jeden Segen,
Den er, Beſte Gattin, mir durch Dich verliehn!

Die ſieben böſen Plagen einer frommen Braut wurden nach vollendetem Vermählungsfeſte der geweſenen Demoiſelle C. A. K., vermählten G., in nachſtehender feyerlichen Strohkranzrede erwogen von dem Hochzeitredner.

1778.

Vielgeehrte Anweſende,

Alles Ding hat Anfang und Ende,
Und ſo wird auch mit Sauß und Schmauß,
Allhier in dieſem Hochzeithaus
Die Meſſe bald geſungen ſeyn,
Wenn ihr euch getanzt habt müde Bein.

Wird bald jeder ſein Bündel ſchnallen,
Und allgemach nach Hauſe wallen;

Kommen wahrlich! nicht alle ſo fort.
Wie ſie ſich verſammlet an dieſem Ort:
Einer klagt Uebelſeyn und Magendrücken,
Der andre Krimmen, Kneipen und Zwicken;
Ziehn auch etliche von vielem Naſen
Wieder heim mit übelbeſchundnen Naſen.

Doch das alles will nichts ſagen,
Gegen der Braut Ihren ſieben Plagen,
Womit die Gäſte Sie übel gehänſelt,
Eh Sie gebührend wurde entkränzelt.
Will kurz rekapituliren alles dies,
Damit jede Jungfrau Sitt' und Brauch wiß,
Wenn ſie auch muß an dieſen Tanz
Und man ihr abnimmt den Myrtenkranz.

Die erſte Plag war Witz und Spott.
(Gnad' der Braut der liebe Gott,
Wenn der Muthwill ſeinen Schlauch ausgießt,
Und Liebesgeheimniß' in Räthſeln aufſchließt.)
Da wurde die Braut oft roth gemacht,
Am Vorabend vor der Hochzeitnacht.

Hernach begab die zweyte Plage
Gar bald ſich an dem Hochzeittage;
Da mußt' Sie vor'm Altar verſprechen
Ein Wort, das alle Weiber brechen,
Gehorſam, Unterwürfigkeit,
Dem Ehtyrann auf Lebenszeit.

Als man das Hochzeitmahl begann,
Da gieng die dritte Plage an:
Mußt' ſie ſtattlich zur Tafel ſitzen,
Und eſſen nur drey Meſſerſpitzen,
Auch trinken einen Fingerhut:
Denn mehr thut keiner Braut nicht gut.
Ihr zartes Herz war ſehr beklommen,
Ob der Dinge die da ſollten kommen,
Gleichwohl war der Herr Bräutigam
So ſanft und liebreich wie ein Lamm.

Die vierte Plag erhob ſich dann
Als man den Kranz Ihr abgewann:
Der Kranz ward Ihr zwar abgewonnen,
Doch hat ſich einer an die Naſen geronnen,

Daß es gab einen blauen Fleck,
Der ausſieht als ein Dintenfleck.
Auch riß ein raſcher Junggeſell
Der lieben Braut das Strumpfband ſchnell
Von Ihrem ſchneeweißen Knie herab,
Wobey's viel luſtiger Schwänke gab.
Wer die Braut hält in Ehren werth,
Dem wird ein Stücklein davon beſchehrt.

Bald drauf entſpann ſich die fünfte der Plagen,
Als die Braut ward zu Bett getragen,
Da geſellte man untrennbar dieſe Zwey
Zuſammen, wie Zimmet und Reisbrey;
Auch ward das Paar von neuem geneckt,
Hatte ſich ein loſer Dieb verſteckt
Ins Brautgemach, zu lauren und horchen,
Was dem dritten Mann ſoll ſeyn verborgen.
Doch nichts geht über Weiberliſt,
Denn kurz, damit ihrs alle wißt,
Die Braut wittert' den Horcher aus,
Und komplimentirt' ihn zur Thür hinaus.

Meint', Sie ſey nun über Berg und Thal,
Verriegelt' drum die Thüren all,
Drauf Sie der Bräutigam umarmt —

Kaum aber war das Paar erwarmt,
In dieſer angenehmen Lage,
Da ſchlich herbey die ſechſte Plage.
Begab ſich gar ein ſchnackiſch Ding:
Es ſchallt ein Glöcklein, kling-ling-ling,
Urplötzlich unterm Brautbett hervor,
Helltönend in Ihr horchend Ohr.
Fürwahr das war ein toller Spaß!
Sie meinten 's wär draußen auf der Gaß,
Oder wohl gar ein Irrwahn,
Huben das Spiel von neuem an:
Da läutete das Glöcklein flink
Von neuem wieder, kling-ling-ling!
Ganz künſtlich durch ein Bindfädlein zart
Die Glock von außen regieret ward,

Von einer gar erfahrnen Hand,
Mit loſen Streichen wohl bekannt. *)

Als endlich die Zeit Ruh gebot,
Die jedem Hochzeitgaſt thät noth,
Stimmten ſie vor der Brautkammer lobeſan
Zum Abſchied noch ein Tutti an.

Was ſich weiter begeben, kann ich nicht wiſſen,
Bunt mags hergangen ſeyn: denn von Ueberzug und Kiſſen
Fand man Tags drauf manch Band abgeriſſen.

Nun? hat das Spiel einmal ein End?
O nein! hört noch die ſiebente Plag behend.
Den zweyten Hochzeitabend müd und matt,
Schlich das fromme Paar zur Ruheſtatt,

Fie-

---

*) Er war es ſelbſt, der dieſen Schwank erdacht und ausgeführt hatte.

Fielen ganz ſchlaftrunken ins Bette,
Und ſchrieen: „Weh! um die Wette;
Denn zwey töpferne Schüſſeln gar hart
Waren unterm Leilach aufbewahrt.

Dieweil nun alle dieſe Plagen
Die junge Frau ſtandhaft ertragen,
Gebühret Ihr, nach alter Weiß,
Dafür ein Dank zu Ruhm und Preiß.
Es ſchwinge alſo feyerlich,
Wohlhergebracht, der Strohkranz ſich
Aufs Haupt der jungen Frau behende,
Zu Ihrer Haube Ornamente!

An ſeine Gattin.

am 3ten März 1779.

Liebe Freundin, ſieh, mir iſts gelungen,
Hab' mich glücklich durch die Welt geſungen,
Sage den neun Schweſtern gute Nacht,
Deren Gunſt ſo wenig Freude macht.

Hörteſt Du im Schauplatz und des Tempels Hallen
Einſt nicht mit Entzücken meine Lieder ſchallen?
So wie Du, behorchte mich die ganze Stadt,
Und Triumph! nun iſt ſie meiner Lieder ſatt.

Mir iſt wohl! darf mich um keinen Reim mehr kümmern,
Kaue keine Feder, baue nicht aus Trümmern
Der Romanen, Opern; oder ſuch'
Texte zu Cantaten aus dem Bibelbuch.

Aufgeſtanden ſind jezt groſe Geiſter,
Sieben freyer Künſte ſiebenfache Meiſter,
Pflanzen als Regenten ſich nun auf den Thron,
Und poſaunen Lieder laut im Orgelton.

Aber ich hab auch noch Adhärenten,
Die mir ihren Beyfall gönnten,
Kitzelt' ich nur oft ihr horchend Ohr,
Und ſäng' ihnen meine Lieder vor.

Doch ich lehre ſie, ſich zu gedulden:
Erſt bezahl der Herr den Doppelgulden,
Sprech' ich zu dem Küſter, und dann reim' ich auch
Ihm den Bettelwunſch nach Landesbrauch.

Und verlöhr' ich auch noch dieſen Kunden,
Wär mein Beyfall darum nicht verſchwunden;
Dennoch meine Theure, hörteſt Du
Meinem Liede, hoff' ich, gerne zu.

Drum weyh ich von nun an, o Du Beſte!
Meine Reimkunſt Deinem Wiegenfeſte,
Gott verleih, daß ich, ſo froh ich heut begann,
Manch' liebes Jahr Dich noch beſingen kann.

An Dieſelbe.

den 1ſten März 1780.

Warum betrübſt Du Dich mein Herz?
Mißdeuteſt mir ein Wort geſagt im halben Scherz,
Und hüllſt den lezten Tag von einem Lebensjahre
In düſtern Nebel? Ach, bewahre
Die böſen Launen nur zum Nothfall auf,
Wie altes Spargeld, Liebchen merke drauf!
Sieh wie ſo ſchnell ein Jahr zerrinnt!
Verweht iſt unſre Jugend, wie ein Frühlingswind,
Und unſer Sommer, iſt auch der nicht ſchon

Ach leider! über halb dahin geflohn?
Des Schickſals Urne ſchüttelt unſer Loos,
Die Zahl der Tage ſey klein oder groß,
Ein jeder gilt nur vier und zwanzig Stunden.
Ob aber dieſe froh verſchwunden,
Ob ſie vertanzt, verküßt und weggelacht,
Verweint, mit Spleen und Unmuth zugebracht,
Verſchlemmt, verdarbet worden ſind,
Das gilt in Rechnung eins mein Kind!
Freund Hein, mit ſeiner Erndten-Senſe,
Zählt unſre Thränen nicht, noch unſre Reihentänze:
Ihm iſt das alles einerley;
Uns aber iſt es zweyerley.
Drum, Liebchen, quäle Dich mit Unmuth nicht.
Kein finſtrer Blick, kein weinerlich Geſicht,
Wofern wir nicht in höchſten Nöthen ſeyn,
Soll eine frohe Stunde Dir entweihn.
Sieh, wie nach einer grämlich trüben Nacht,

Gottlob! verſchlafen iſt ſie, nicht ſtöhnend
durchgewacht,
Die Deines Feſtes Morgen heiter lacht!
So heiter ſey ein jeder ſeiner Brüder;
So glücklich kehre dieſer Tag ſtets wieder,
Umringt mit Freuden ohne Zahl!
Das wünſchen Sohn und Ehgemahl,
Und leztrer fleht aus Herzensgrund,
Erhalte, Liebchen, Herr, geſund!
Und ſchütze Sie, für T** weiber Zwiſt,
Mehr als für Satans Trug und Liſt!!

An meine gute Frau.

am 3ten März 1783.

O Du Herzgeliebte, warum ſoll ich nicht
Meinen Freudentag im Jahr beſingen?
Meinſt Du mir gelinge kein Gedicht,
Wenn dafür nicht blanke Thaler klingen?
So entzückend, froh und feyerlich,
Iſt kein Tag, als der für mich,
Der Dich ſchuf zu meinem Glücke;
Fehlteſt Du mir, welcher Mangel, welche Lücke,
In der Blumenkette meiner Lebenszeit!
Feil wär' mir die Welt um einen Deut!

Du, die meinen Augen hat gefallen,
Froh will ich mit Dir durchs Leben wallen,
Reizende Geſellin meines Schickſals, die
Mir zum Segen ſelbſt die Vorſicht lieh.

Siehe, welche Freuden Deiner warten!
In dem nahen Lenzen blüht für Dich ein Garten,
Als Dein Eigenthum *), doch ſchöner blühn,
Dir zwey holde Knaben, die Du bieder zu erziehn,
Edle Müh nicht ſcheueſt; die durch fromme Triebe
Dir vergelten Mutterliebe,
Und verheißen, für die treue Zucht
Einſt der ſchönen Erndte reife Frucht.

Wenn nach Ablauf vieler Jahre,
Deine liebe Hand noch meine Haare,
Zu ſchneeweißen Locken beugt,
Hab ich jeden Wunſch erreicht.

---

*) Damals war es, als Muſäus ſich ein kleines Gärtgen anlegte.

Der kleine Guſtel

an ſeine liebe Mama,

bey Ihrem erfreulichen Geburtsfeſte,

am 3ten März 1784.

Geſtern, dem Papa im Schooße,
Sah ich eine ſchöne Roſe
An dem Lichte, freute mich,
Als ein Kind recht inniglich.
Ey! ſprach ich, und wies: da! da!
Freundlich lächelte Papa,
Und belehrte mich, ſie deute
Auf gut Glück und große Freude:
Denn ſprach er: ihr Kinder wißt,
So ein Tag wie morgen iſt,
Kommt nur einmal in dem Jahre,
Kräuſelt eure blonden Haare,
Freut euch kindlich, und gedenkt,

Daß er euch Mama geſchenkt.
Ey Mama! rief ich und freute
Mich im voraus ſchon auf heute,
Wie ich ihr ſo fromm und ſtill
Freundlich thun und ſchmeicheln will.
Auch mein Bruder hat verheißen,
Gottes Güte hoch zu preiſen,
Ihr zu danken auf den Knien,
Daß ſie uns Mama verliehn.
Und Papa ſchuf ein Gedichte,
Sprach: ſo wie die Roſ' am Lichte,
Oder die den Garten ſchmückt,
Glänze meines Hauſes Sonne,
Sie, die Schöpf'rin meiner Wonne,
Deren Liebe mich beglückt!

Der
beſten Gattin und Mutter
an
Ihrem Geburtstage
am 3ten März 1787.
dargebracht
von Vater und Kindern *).

Treue Pflegerin der Kranken,
Was belohnet Deine Müh?
Kann Dir Kind und Gatte danken,
Daß Du zärtlich ſorgſt für ſie?

Und

---

*) Dieſer Geburtstag war der lezte, an welchem ſeine Gattin den herzlichen Glückwunſch empfing. Im folgenden Jahre lebte er nicht mehr.

Und ſo manche Winternacht
Haſt für ihre Ruh durchwacht?

Würdig biſt Du, daß die Liebe
Deinen Pfad mit Roſen ſtreut;
Doch ſchwand mancher Tag ſo trübe,
Denn die bange Zärtlichkeit;
Kummer und ein Heer von Sorgen,
Schwärzten manchen heitern Morgen.

Hat die Ehe Deinem Leben
Gleich der Wonne Tage Zahl,
Mit ſparſamer Hand gegeben,
Dennoch reut Dich nicht die Wahl:
Plagt uns Ausſchlag, Fieber, Gicht,
Kränkelt doch die Liebe nicht.

Dieſe Dir geweihte Liebe,
Regt in Kind und Gatten ſich;
Du verkennſt nicht ihre Triebe,
Weißt wie treu, wie zärtlich Dich,
Gattin! Mutter! wir mit warmen
Herzen und Gefühl umarmen.

Deines Wiegenfeſtes Feyer
Bey beglückter Wiederkehr,
Iſt uns heilig, hehr und theuer,
Iſt uns Wonnetag und mehr:
Weil, gleich Schatten an der Wand,
Deines Kranken Unmuth ſchwand.

Krönen wird der Vorſicht Segen
Deines Lebens edle Müh,
Sieche Liebe ſanft zu pflegen;
Selbſt Dir lohnen kann ſie nie.
Doch Dir, wie ſie kann, zu danken,
Uebt ſie Treue, ohne Wanken.

An
Madam W**. gebohrne B**.
an ihrem Geburtsfeſte,
den 25ſten December.

Im Nahmen ſeiner Frau.

Der Tag wo man auf Erden
Geſchenke nimmt und giebt,
Ließ Dich, o Freundin, werden,
Von Grazien geliebt.

So bald ſie Dich erblickten,
Im prächtigen Berlin,
Beſchloſſen ſie's und ſchickten
Auch Dir Geſchenke hin.

Die Muſen ſahn von ferne
Den Huldgöttinnen zu,
Sahn dieſes Opfer gerne,
Und legten ihr's dazu.

Und alle Götter waren,
Des Tages eingedenk,
Und kamen, ganze Schaaren,
Und brachten ihr Geſchenk.

Die Huldgöttinnen haben
Dir ihren Reitz verliehn;
Die Muſen aber gaben
Dir ſüße Harmonien.

Von Göttern die und jene
Erweckten Witz und Scherz,
Und bildeten das ſchöne,
Das freundſchaftsvolle Herz,

Und zeichneten viel Glücke
Auf Tafeln des Geſchicks:
Oft kehrt Dein Feſt zurücke,
Mit vollem Maaß des Glücks.

Oft werd' auch ich es feyern,
Mich Deiner Freundſchaft freun
Und Dir, o meiner Theuren,
Die beſten Wünſche weihn.

Dann ſchließt ſie mein Getreuer,
In ſeinen beſten Reim;
Zwar mit weit minderm Feuer,
Als Rammler oder Gleim.

Doch ſpricht aus dieſen Reimen
Mein Herz nur, das Dich ehrt,
So ſind ſie mehr als Gleimen
Sein beſtes Liedchen werth.

Die Bauern-Hochzeit *),

ein Epiſches Gedichte
in deutſchen Knittelverſen beſungen und abgehandelt,
deßgleichen aufs Verlangen ans Licht geſtellt
von dem Verfaſſer.

Ueberſchrift.

Cameele tragen ſchwere Laſt
Das Kränzlein ziert den Hochzeitaaſt.

Siehe das A B C Buch hiervon pag. 9.

Eine Stunde von Jena, merke wohl,
Was ich dir jetzt erzählen ſoll,
Da liegt ein Ort Cunitz genannt,
Wenn man geht über die Brücke, linker Hand;

Da-

---

*) Dieſes Gedicht iſt eine Frucht der erſten Jünglingsjahre des Verfaſſers.

Daſelbſt wurde eine Hochzeit geſchloſſen,
Und ich wurde dazu gebeten unverdroſſen.
Ich ſollte vertreten Pathenſtelle
Bey der Braut, ich Junggeſelle:
Denn ich wurde eingeladen
Durch den Platzknecht Hans Aden.

Ich trat die Reiſe glücklich an
Mit einem guten Kameraden lobeſan,
Der ſpielte mir aber das Schelmſtücke
Und kehrte wieder um auf der Gempen-Brücke,
Nun wanderte ich fort ganz allein,
Am hellen Mittage bey Sonnenſchein.
Bald hörte ich viele Glocken läuten;
Ey! dacht ich, was ſoll das bedeuten?
Drauf gieng das Brautpaar Schritt vor Schritt
In die Kirche, da lief alles mit,
Die Mädchen ſeufzten um die Wette
Ach! wären wir auch im Brautbette.

Zwey Männer hatten weiße Tücher,
Die thaten für allen andern klüger;
Drum führten ſie die Braut wohlgemuth
Vor den Altar zum Bräut'gam gut.

Der Pfarrherr, in einer weißen Perücke,
War etwas klein, doch fett und dicke,
Der erklärte ihnen den Eheſtand,
Wie er bräuchlich iſt auf dem Land.
Drauf verneigten ſie ſich mit Zucht und Ehren
Und niemand konnte ihnen das Heimgehen verwehren.

Da wir nun kamen ins Hochzeithaus,
Da war der Lärm noch lange nicht aus.
Denn es wollte niemand das Eſſen
Ueber der Hochzeitfreude vergeſſen.
Erſtlich giengen Mann für Mann
Zum Brautpaare lobeſan,
Die gaben ihnen alle die Hand,
Und wünſchten Glück zum Eheſtand.

Etliche tranken Brandtewein und Moſt,
Das war ihnen eine ſehr ſüße Koſt;
Etliche erzählten vom Ackerbau;
Etliche ſchmählten auf ihre böſe Frau;
Etliche haben uns auch viel vorgelogen,
Die vor Zeiten waren in Krieg gezogen.
Endlich da die Glocke ſchlug Zwey,
Da brachte man das Tiſchtuch herbey.
Auch dieſes nicht zu vergeſſen iſt,
Der Herr Kantor erſchien zu dieſer Friſt.
Er hielt erſt eine lange Rede
Und war beym Eſſen gar nicht blöde.

Hört nun an, wie die Gäſte ſaßen,
Da ſie die Mittagsmahlzeit aßen.
Erſt ſaß das Brautpaar oben an,
Darnach ich und eine Frau Pathe lobeſan.
Ferner der Herr Cantor mit ſeiner Frauen,
Die ließen ſich ſehr trefflich ſchauen.
Endlich kamen die Anverwandten,
Die guten Freunde und Muſikanten.
Der Herr Pfarrherr war zwar nicht dabey;

Man ſchickte ihm aber Brautſuppe und einen
Napf voll Hirſenbrey.
Nun will ich auch noch kürzlich ſagen,
Wie das Eſſen wurde aufgetragen.
Erſt Schweinefleiſch und Rindfleiſch gut,
In einer Schüſſel mit Roſinbrüh wohlgemuth.
Dann ſetzte man auf rothe Wurſt
Und einen Trunk Hochzeitbier vor den Durſt.
Auch ſaure Gurken mit Moſtbrühe verſehen,
Die haben mir nicht wollen zu Halſe gehen.
Darnach hat man die Braten geſchaut
In einer töpfernen Schüſſel übereinander gebaut.
Dies ſey geſagt zur guten Stunde,
Unten lag ein Rindsbraten zum Grunde.
Alsdann ein Schweinebraten nett
Und oben drauf ein Paar Gänſe, die waren fett;
Davon mußte eine den Unfall leiden,
Daß ſie in die Moſttunke fiel vor großen Freuden.

Nun dacht ich, wär die Mahlzeit alle,
Da kam nun ein Hirſenbrey mit großem Schalle,
Auch waren noch Schweinsknöchlein mit Zuckerkörnern beſtreut
Nebſt Löbekäſe für die Gäſte bereit.

Da nun dieſes war verricht,
Nahm jeder ſein Schnupftuch mit Zuverſicht,
Und packte ſich etwas ein auf Morgen,
Daß er vor dem künftigen Hunger nicht dürfte ſorgen.
Endlich griff der Herr Cantor an ſeine Sammetmütze
Und ſprach, es iſt hier eine groſſe Hitze,
Ich dächte, wir ſtünden auf vom Tiſche
Und giengen ein bisgen hinaus in das Friſche.
Drauf warfen die Bauern zum Spaße
Die Bratenbeine einander an den Kopf und an die Naſe,
Und da ſie ſich hatten ſo ſchön erluſtiret

So wurde eine Muſik aufgeführet.
Das Hochzeitpaar tanzte den Vorreihen manierlich,
Dazu weinten die Eltern zierlich.
Da ſie ſich nun hatten luſtig erzeiget,
So wurde ein neues Stückchen gegeiget.
Und der Bräut'gam war ſo klug
Und brachte mir ſeine Braut ſonder Liſt und Trug.
Da mußte ich nun mit allen Ränken
Die Braut recht nach dem Takte ſchwenken.
Ey wie ſchöne tanzt der Herr Vetter!
Das geht ja ſo geſchwinde wie ein Wetter!
So riefen beyde Alt und Jung,
Bis ich müde war und begehrte einen Trunk.
Nun kamen auch die andern Gäſte dran,
Die tanzten alle mit der Braut lobeſan,
Ich will zwar keine Jungfer beſchimpfen,
Aber etliche tanzten barfuß, etliche in den Strümpfen;
Ferner war die Stube enge,
Da gab es oft Stöße in dem Gedränge.

Nun höre, wie es weiter gieng,
Bis um Ein Uhr wurde getanzet flink;
Doch ehe man ſichs verſah,
War weder Braut noch Bräutigam da;
Daher war auch das Tanzen vorbey
Und man trug wieder Eſſen auf mancherley;
Schweinsknöchlein mit Zuckerſtengeln
Wurden verzehrt von den großen Bengeln;
Hernach wurde eine Muſik gebracht,
Dem Brautpaare in der finſtern Nacht,
Und zwar vor dem Brautbette ohne Scheu,
Glaube mir dieſes, bey meiner Treu.
Auf einmal erhub ſich ein Lärmen und Schreyn,
Daß ich glaubte unter Dieben und Mördern zu ſeyn.
Man warf Hüthe und Mützen auf die Braut;
Das ſollte nun wohl zeigen an,
Daß ſie keinen Kranz mehr durfte tragen lobeſan.
Sie würde ſich ſchämen, und ſich verſtecken,
Und müßte ſich mit der Mütze bedecken.

Wollten wir nun den Huth wieder haben,
Mußten wir ſolchen löſen mit Geld und Gaben.

Drauf wünſchte man den Schlafgeſellen eine gute Nacht,
Und ſo wurde der Hochzeit der Beſchluß gemacht.
Ich legte mich auf eine harte Streu,
Und ſo war die Hochzeitfreude nun leider vorbey.

Briefe

an

Madam Amelie Gildemeiſter.

Ich bin doch in der That ein ſo phlegmatiſches Geſchöpf, daß nichts als eine große Weltbegebenheit mich aus meiner Unthätigkeit zu reißen vermag. Als ich Ihnen das leztemal auf einen Ihrer ſchätzbaren Briefe antwortete, und dadurch eine alte Schuld bezahlte, präſigirte ich mir die Niederkunft unſerer Frau Herzogin Louiſe zum Termin, denn das war in der Weimariſchen Welt damals die wichtigſte Begebenheit die wir erwarteten; und ob ich gleich nach der Hand das Gelübde that, nie wieder ſo lange mit einem Briefe zu zögern, ſo kam eine langwierige rheumatiſche Krankheit, die mich in verſchiedenen Perioden 14 Wochen lang plagte, dazwiſchen, raubte mir alle gute Laune, und machte mich zur Correſpondenz ganz untüchtig. Bald nachher als ich wieder meine Geſundheit befeſtigt ſah; verbreitete ſich in hieſiger Gegend das Gerücht daß Sie geliebteſte Frau Muhme die Geſtalt des wachſenden Mondes angenommen hätten; dieſes war mir ſo gut als die größte Weltbegebenheit, die ich augenblicklich, beſonders weil dieſer Termin noch etwas fern ſchien, und meiner Trägheit zu ſtatten kam, zur Epoque meiner ſaumſeligen Correſpondenz beſtimmte, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, alsdann alles was ich in verſchiedenen Briefen Ihnen hätte zu ſagen gehabt, zuſammen zu faſſen, und in einen einzigen zu bringen, den Sie bey der Muße des Wochenbettes gemächlich durchzuleſen Zeit finden würden. Dieſer peremtoriſche Termin iſt nun zu meiner und aller Ihrer hieſigen Freunde und Verwandten großen Freude eingetreten, ich ſäume daher nicht, nun auch mein Gelübde zu bezahlen. Am heiligen Abend machte uns Ihre Frau Mutter mit der frohen Nachricht von Ihrer glücklichen Entbindung von einem jungen Stammhalter das angenehmſte Weihnachtsgeſchenk das ſich für uns gedenken ließ.. Geſtern als den zweyten Feyertag begingen wir bey uns en Famille Ihre glückliche Entbindung mit einer kleinen Collation und einer Schaale Punſch. Wir haben Ihre, Ihres lieben Gildemeiſters, und des neugebohrnen kleinen Gildeknabens Geſundheit mit unzähligen guten Wünſchen vereinigt getrunken. Sie dürfen ſich nicht wundern daß ich dem theuern Erſtgebohrnen, ſo vollkommen er organiſirt ſeyn mag, dennoch den Namen eines Meiſters beyzulegen Bedenken trage: denn Sie wiſſen wohl, es wird kein Meiſter gebohren, und von den Wunderkindern pflege ich nicht viel zu halten, ſonſt würde ich gar witzig ihre Niederkunft darum unter die außerordentlichen Begebenheiten haben zählen können, weil wieder den Lauf der Natur ein Meiſter von Ihnen wäre gebohren worden. Wenn Sie meinen Brief bis hierher geleſen haben, ſo belieben Sie ſolchen aus der Hand zu legen, damit Sie Ihre ſchönen Augen nicht zu ſehr anſtrengen, welches, wie Sie wiſſen, den Wöchnerinnen ſchädlich ſeyn ſoll. Ich habe daher zu Ihrem Behuf den Inhalt meines Briefes in verſchiedene Penſa zerſchnitten, und rathe Ihnen nur täglich eines davon zu leſen, da Sie denn vermuthlich vom Tage des Empfangs an zu rechnen, bis zu Ihrem erfreulichen Kirchgange auslangen werden.

Nun folgen dreymal drey Novellen für das erſte Kindbette einer geliebten Wöchnerin.

Erſte Novelle.

Die Rechnung ohne Wirth, oder die getäuſchte Liebe.

Auf Ahndungen ſoll man nicht bauen. Die ganze Familie ahndete hier, Sie würden eine Tochter zur Welt gebähren, dieſes hatte ſonderlich meine liebe Frau ſich ſo feſt imaginirt, daß, wenn wir von Ihrer bevorſtehenden Entbindung ſprachen, dieſe Hypotheſe ſo feſt und ausgemacht annahmen, daß wir gar keinen Zweifel mehr dagegen hegten. Der kleine Carl hörte dieſe Reden mit an, und gab einmal ſein *videtur* dahin, daß er die kleine Gildemeiſterin wohl heirathen könne. Meine liebe Frau, die, wie Sie wiſſen, gar zu gern Heirathen ſtiftet, und für dieſe Art von Geſchäften eine gewiſſe Prädilektion hat, fand dieſes Propos ſo nach ihrem Geſchmack, daß ſie es einer weitern Ausführung würdig fand; ſie berechnete den Unterſchied der Jahre des künftigen Ehepaars, fand, daß der kleine Carl von ſeiner Braut beynahe in dem nämlichen Abſtande ſich befinden würde, als ſein Papa gegen die Mama, und weil ſie nun mit mir ſo gut gefahren iſt, meint ſie, die beſte Eheproportion in Anſehung der Lebensjahre beyder Ehegatten wäre, daß der Mann 7 bis 8 Jahre älter ſey als die Frau; die prätendirte Madem. Gildemeiſter wurde darauf dem armen Carl ſo reizend vorgemahlt, daß ſein zartes Herz nicht länger widerſtehen konnte; die Sponſalien wurden bereits von Mutter und Sohn celebrirt und nun fragte der kleine Narr täglich nach Duisburger Nachrichten, ſchmachtete der Geburt ſeiner Braut entgegen, und fand ſich, da nun endlich dieſe ſo lang gewünſchte Nachricht eintraf, jämmerlich in ſeiner Hoffnung betrogen. Wenn Sie wüßten was die Stöhrung der erſten Liebe für ein hartes unleidliches Schickſal iſt, ſo würden Sie den kleinen Carl bedauern. Doch Sie haben den ſüßen Minnetrieb nicht eher empfunden, als bis Sie Ihren theuern Gildemeiſter erblickten, durch den Sie ſo glücklich wurden wie Er durch Sie. Damit ſich unſer kleiner Werther nicht zu ſehr abhärme, haben wir ihn vertröſtet daß binnen einem Jahre, geliebts Gott! ſich ſeine Geliebte in rerum natura befinden würde, und wir erſuchen Sie und Ihren Hrn. Gemahl das Ihrige dazu beyzutragen, damit uns unſer kleiner Sohn nicht Lügen ſtraft. Wir hoffen daß Sie es an Ihrer Willfährigkeit nicht werden erwinden laſſen.

Zweyte Novelle.

Meine Frau und die Katze.

Zu Anfang verwichenen Sommers wurde unſer Haus durch den Verluſt unſers Murners in Trauer verſetzt. Wegen verſchiedener guten Gemüths- und Leibeseigenſchaften wurde der ehrliche Kater nicht nur von ſeiner Herrſchaft ſondern auch von allen Katzen der

Seifengaſſe höchlich bedauert, denn er war nicht nur von ehrlichen aufrichtigem Gemüth und ohne Falſch, ſondern auch ſehr flink und rüſtig, nicht ſowohl das Geſchlecht der Mäuſe zu vermindern als das Geſchlecht der Katzen zu vermehren. Ungeachtet ſeit einiger Zeit die Entrée in den Stern- und Wälſchen Garten wegen der Faſanen dem ganzen Katzengeſchlecht unterſagt iſt, kehrte er ſich an keinen Befehl und machte zuweilen in einer mondhellen Nacht einen empfindſamen Spaziergang in den wälſchen Garten, wurde von einem lauerſamen Jäger angetroffen und erſchoſſen. Meine Frau war eifrig darauf bedacht dieſen Verluſt baldigſt zu erſetzen, da fügte ſichs nun daß wir an einem ſchönen Sommerabend im B—ſchen, oder eigentlich M—ſchen Garten ſpeißten. Wie wir nach Hauſe gingen hatte ſich ein artiges Kätzchen vor die Gartenthür geſezt, das meine Frau zu ſtehlen beſchloß, als ſie aber darnach griff entwiſchte es. Madam B** wußte das Kleine Thier doch wieder anzulocken und es wurde glücklich gehaſcht. Meine Frau hatte eine Freude darüber als ob ſie einen Schatz gefunden hätte. Es war auch in der That einer, aber von der Art wie Till Eulenſpiegel dem Pfaffen der ihn Beichte hörte, verehrte, als er ihm anrieth in den Geldtopf nicht zu tief zu greifen. Als wir die Seifengaſſe heruntergingen, umwehete uns eine ſo verpeſtete Luft mit ſo viel alkaliſchen Theilen beſchwängert, als wenn unſre ganze Nachbarſchaft ein Laxativ eingenommen hätte. Ich machte große Schritte um deſto geſchwinder in eine geſundere Atmoſphäre zu gelangen, ehe ich aber das Haus erreichte kam meine Frau auf die Spur, rief hinter mir: Männiken, Männiken, beſieh mich einmal, ich glaube gar die Katze hat ſich bethan. Wie wir die Sache bey Lichte beſahn, traf alles, was meine Frau gemuthmaßt hatte pünktlich zu, die feine zitzene Zircaſſienne, die eben neu geglättet und gewaſchen war, mußte den andern Tag wieder in den Wäſchſtutz wandern. Unterdeſſen hatte die Katze durch dieſes wirkſame Mittel ihre Freyheit wieder erlangt, welche ſie durch ihr Miauen nicht würde erhalten haben. Ich ſpendete bey dieſer Gelegenheit verſchiedene gute Lehren aus, die erſte war die, du ſollſt nicht ſtehlen, die andere war die, daß man ſich von Leuten die ſich mit Gewalt zu einem drängen nicht füglicher los machen kann, als durch einen Beſch**

Dritte Novelle.

Der Windbeutel.

Unter die Plans die wir im Winter hinter dem Ofen ausſpinnen für den zukünftigen Sommer, die aber gemeiniglich mit dem Märzſchnee wieder wegſchmelzen, gehört, wie Sie wiſſen, immer eine Reiſe nach Gotha. Weil meine Schweſter dies Jahr nicht herüber zu uns kommen wollte, ſannen wir deſto eifriger auf das Projekt ſie zu beſuchen, das ſollte wie gewöhnlich im Auguſt geſchehen. Als nun der Termin heran rückte, machte Julchen die unglückliche Bemerkung daß unſre Caſſe ſich dermalen nicht in der Laune befände, uns dieſe Luſtreiſe zu geſtatten. Eines Abends, als mein Herr Hauswirth der Herr v. ** bey mir eine Pfeife ſchmauchte, kam die Rede auf die gewöhnliche jährliche Reiſe nach Gotha, ich verheelte ihm nicht, daß ſie wegen des Beſtandes unſrer Caſſe noch ſehr ungewiß ſey, klopfte meine Pfeife aus, und wünſchte angenehme Ruh. Den folgenden Tag trat der Hauspatron mit heiterm Geſicht in unſere Stube, zeigte eine Ordre vom Herzog, wodurch er befehligt wurde nach Eiſenach zu reiſen, um da Rekruten auszuheben und fügte hinzu, daß er ſich ein großes Vergnügen daraus mache, uns ſeinen Wagen bis Gotha zu offeriren. Ich acceptirte dieſen Vorſchlag. Meine Frau ſann ſchon auf Mittel das ausnehmend freundſchaftliche Betragen unſers Hrn. Hauswirths auf gute Art auszugleichen; meiner Schweſter ihre Ochſen und Maſtvieh wurden geſchlachtet, alles zur Reiſe veranſtaltet und der 6te Auguſt froh erwartet. Der 1ſte, 2te, 3te und 4te Aug. verlief, unſer Herr Hauswirth ließ ſich nicht hören noch ſehen, ob er gleich in loco war. Das kam Julchen bedenklich vor, ich hingegen war ganz ſicher, traute dem Hochadlichen Wort, und ließ mich weiter nichts anfechten. Den 5ten frühe bey Tages Anbruch kam unſre Lene vor unſer Bette, ſtöhrte die ſüßen Morgenträume von der auf den folgenden Tag feſtgeſetzten Luſtreiſe, und rapportirte, daß eben jezt der Herr v. ** nach Eiſenach mit Extrapoſt abgereiſt ſey. So unglaublich die Sache ſchien ſo gewiß war ſie. Wir hatten nun gute Muße unter dem Thron unſers Betthimmels über dieſes heterogene Benehmen zu philoſophiren, das that ich meiner Seits mit ſo vieler Ruhe im Blut, daß ich mich bald wieder in meinen ſüßen Morgenſchlummer hinein würde philoſophirt haben, wenn Julchen nicht darüber, daß wir ſo plantirt wären, in volles Feuer wäre verſetzt worden; ſie ſtieß ſo kräftige Verwünſchungen, um eines einzigen Mitglieds willen, gegen den geſammten Adel des heil. Römiſchen Reichs aus, die ſie, wenn ſie vor Notarius und Zeugen wären protocollirt worden, der Reichsacht würden ſchuldig gemacht haben; endlich tilgte ein gelinder Thränenregen die übermäßige Zornglut und ich deklamirte indeſſen die Verſe aus dem Hagedorn:

„Wo biſt du hin, du Tröſter in Beſchwerden,
„Mein goldner Schlaf!
„An dem ich ſonſt die Könige der Erden,
„Weit übertraf.“

Ich habe viel Mühe gehabt meine liebe Frau zu bewegen, ſich in der Folge nicht mit dem

Hauspatron über dieſes Factum zu formaliſiren. Sie hat mir ſchweigen geloben müſſen und das hält ſie auch dergeſtalt, daß ſie den Hrn. Wirth weder ſieht noch ſpricht, ſtumm wie ein Fiſch iſt, wenn er ihr begegnet, ihn weder grüßt noch dankt. Ich hingegen ignorire die ganze Affaire, bin nach wie vor, und ſo er gegen mich, wir ſchmauchen unſre Pfeife zuweilen des Abends, doch jederzeit wenn Julchen zu Bette iſt — Aber, werden Sie fragen, wie giengs denn mit der Frau Schweſter in Gotha ihren Ochſen und Maſtvieh? das ſoll Ihnen die folgende Novelle, Morgen, geliebts Gott beantworten.

Nota. Den 3ten Feyertag Abends halb 6 Uhr. Ich allein in der Stube eine Pfeife ſtopfend. Es pocht jemand. „herein!“ der Poſtillion zu Fuße von Häubeleins ſächſiſcher Poſt mit einer Laterne. „Hier iſt ein Brief.“ Ich.

was machts? Er. 6 Pf. dem Briefträger. Ich. Hier iſts. Er. Gute Nacht, geht ab. Groſe Freude!!! nicht zwar die erſte Nachricht, aber Beſtätigung der glücklichen Niederkunft und des guten Fortganges im Wochenbett. Die Pfeife wird angeſteckt, geleſen, wieder geleſen, nochmals geleſen, der Riß wohl betrachtet. Alles gut! Gott helfe ferner!

Vierte Novelle.

Der Kammerwagen.

Da die liebliche Sonne zwiſchen einigen Gewitterwolken hindurch unſern Betthorizont anfing zu beleuchten, und die Aufwallung in Julchens Blut ſich ein wenig abgekühlt hatte, erhob ich meine Stimme und ſprach: Zu geſchehenen Dingen ſoll man das beſte reden; wenn du deinen Worten nicht die Kraft eines Talismanns geben kannſt, daß der Hauspatron dadurch mit ſeiner Extrapoſt zurückgezaubert wird, ſo ſind ſie vor der Hand ganz unnütz, und das ſchlimmſte iſt, daß dieſe rechtmäßigen Klagen nicht einmal zu ſeinen hohen Ohren gelangen, denn er iſt bereits über die Weimariſche Gränze. Alſo gieb dich zufrieden, liebes Kind, wir wollen lieber überlegen wie der Sache zu helfen ſey. Ich habe einen Vorſchlag: heute kommt der Kammerwagen; willſt du deinem Damenſtolz ein Opfer bringen, ſo ſetze dich über die Vorurtheile, daß dir eine Landkutſche an deiner Ehre Hinderung thue, diesmal hinweg, wir wollen uns en famille darauf embarquiren und damit allgemach hinüber nach Gotha rudern; dabey haben wir den Vortheil daß wir gerade zur geſetzten Zeit und Stunde Morgen Mittag in Gotha eintreffen, und meiner Schweſter ihre Ochſen und Maſtvieh, die zu unſerm Empfang geſchlachtet ſind und ſich Morgen luſtig am Spieße drehen werden, mit verzehren helfen. „Ha!“ ſagte meine Frau mit einiger

Hitze: „iſt das dein Ernſt? ich bin im Stan„de mich auf den Kammerwagen zu ſetzen, „und ich bin alsdann keinem Narren eine Ver„bindlichkeit ſchuldig.“ Wohl mein Schatz! ſprach ich, friſch zur Sache. Ich damit rechts, ſie links zum Bett heraus, den Coffre vom Boden herunter transportirt, der kleine Carl aufgeweckt; herbey getragen, eingepackt, ſich angekleidet, Urlaub genommen, die Poſt beſtellt; um 11 Uhr ſaßen wir zu Tiſche, um halb 1 Uhr ging die Caravane ganz incognito durch die Eſplanade vor das Erfurther Thor in Blumens Gartenhaus, wo wir die Ankunft der trägen Diligence erwarteten. Sie kam nach einer halben Stunde zum Thor heraus, der Poſtillion ſchloß meine Frau zärtlich in die Arme, und hob ſie federleicht auf den Wagen, ihr folgte der kleine Karl und ich machte den Beſchluß. Unſere Reiſegeſellſchaft beſtand aus dem Kammerdiener H., einem Belesprit, damals Jenaiſcher Student, jezt engagirt in Herzogl.

Weimar. Dienſte als gemeiner Huſar, unter des Hrn. Rittmeiſter von Lichtenberg Eſcadron, und zwey fremde Tobackshändler als blinde Paſſagier. Julchen fand bald Geſchmack an dem Kammerwagen, und, daß der böſe Ruf von Ungemächlichkeit, die er den Reiſenden verurſachen ſoll, zu ſehr vergrößert ſey. Halb 6 Uhr waren wir in Erfurth im Hufeiſen, begaben uns zu Freund R**, wo wir zu Abend ſpeiſten und Julchen ſich ein Räuſchgen trank, heiter und jubelnd um 11 Uhr in den Gaſthof zurückkehrte und ſich nebſt mir, und dem kleinen Karl in der Mitte in ein zweyſchläfrig Bette legte, das aber zum Unglück nur mit einer einſchläfrigen Decke verſehen war. Sie können leicht glauben, daß über dieſen Punkt mancherley Debatten vorfielen, denn da die Sache erſt entdeckt wurde, nachdem das Licht ausgelöſcht war, ſo gabs manchen Wortwechſel unter uns, wenn eins die Decke zu ſich zog, ſo lag der andere Eheconſort bloß, jeder ſuchte ſich im Poſſeß der Bettdecke zu ſetzen, ſie wurde alſo unzähligemal hin und her gezogen, zuweilen mit großem Ungeſtüm, wenn eins volle Ebbe hatte ſo war auf der Gegenſeite Fluth. Mit einem Wort, es wurde an der Decke ſo lange gerückt, geſchoben, gezerrt, daß ſie endlich nachgab und den Morgen ſo ausgedehnt war, daß ſie für die ganze Bettgenoſſenſchaft überflüßig zureichte. Die Reiſegeſellſchaft wurde den Morgen ſehr verſtärkt. Der ganze Hof ſtand voll Leute die alle nach Gotha wollten. Wollen Sie einen Begriff oder ein Bild haben, wie es zur Zeit des Abganges unſerer diligence im Hofe des Wirthshauſes ausſah, ſo ſchlagen Sie in der Bilderbibel die Abbildung auf, wo die große Noachitiſche Reiſegeſellſchaft an Menſchen und Thieren in die Arche eingeht. Es waren 15 Perſonen in allem, die unter dem Verdeck des Blauentuches herbergten; dabey war es Regenwetter daß alles rings um zugemacht wurde. Daher äußerten ſich bald an unſrer Equipage alle Phänomena der Seekrankheit. Vor uns ſaß ein junges zärtliches Paar, eine artige Franzöſin aus Erlangen, die einen Mann aus Caſſel geheirathet hatte, der wie ein Offizier ausſah; das Weibchen war hoch ſchwanger, der Mann hielt ſie ſo verliebt in ſeinen Armen und ſpähete an ihrem Buſen das kleinſte Mißbehagen aus. Eine Weile hielt ſie ſich gut, wir waren aber kaum aus dem Bornthal ſo mußte ſie und noch andere Conſortinnen ihr Dejeuné abgeben; meine liebe Frau war aber nicht ſo freygebig, ob ſie gleich auch von Uebelſeyn einige Anwandelungen hatte. Bey der jungen Frau aber wurd's ſo arg, daß ſie abſteigen mußte, und ſo wandelten Damöt und Phyllis eine Weile neben dem Wagen her. Alle dieſe kleinen Unbequemlichkeiten waren für mich eine ſehr angenehme Unterhaltung, und weil ſie für meine Frau den Reiz der Neuheit hatten, gewährten ſie ihr ebenfalls viel Vergnügen. Eine droldreſſige Trutſchel die mit einem Eiſenachiſchen Advokaten viel Schäckerey trieb, ein Altenburger Malcontent, der die daſige Regierung beym Herzog in Gotha verklagen wollte, unſre Tobakshändler u. ſ. w. verkürzten uns den Weg ſo ſehr, daß wir uns am Thor befanden ehe wir es dachten. Hier nahmen wir wieder unſer incognito an, ſchlichen über den Wall, und kamen in das Haus meiner Schweſter ohne bemerkt zu werden. Es war großer Jubel über die unvermuthete Ankunft, die Familie erſchien nach und nach und bewillkommte uns, wir putzten und ſchmückten uns aufs beſte, und waren alſo Theilhaber an der Gaſterey, die für uns beſtimmt war, und um die uns unſer windiger Hauspatron beynahe gebracht hätte.

Fünfte Novelle.

Das nächtliche Abentheuer.

Zu Ende des Sommers, um die Zeit des Geburtstages des Herzogs, ließ die Herzogin Frau Mutter in Ettersburg eine Comédie aufführen, die dadurch illuſtre war, weil ſie ſelbſt nebſt der Gräfin von Bernſtorf darinn eine Rolle hatte. Es war eigentlich ein traveſtirter Orpheus, ein Virtuos, der aus dem Reich der Schatten ſein Mädchen wiederforderte. Es waren verſchiedene Arien aus der Alceſte gleichfalls traveſtirt darin. Zu dieſer Comédie nun ließ die Herzogin Amalie mich einladen, um, wie ſie gegen den Kammerherrn von Einſiedel geſagt, auch einmal vor mir zu ſpielen, da ich ſo oft vor ihr geſpielt hätte. Es war alles ſehr incognito nur etwa 12 Perſonen von der Nobleſſe gebeten und die Herrſchaft. Ich war Willens zu Fuße nach Ettersburg zu gehn, hörte aber ein paar Tage darauf vom

Kammerherrn, daß noch einige Perſonen die Erlaubniß erhalten hätten, der Comödie beyzuwohnen, ich möchte alſo meine Frau mitbringen. Ich nahm mit B**s eine Kutſche, wir fuhren glücklich hinaus, wurden nach der Comödie traktirt, und fuhren um halb 9 Uhr, kurz vorher ehe die Herrſchaft fortging, nach Hauſe. Als wir den Ettersburger Berg herunter fuhren, platzte was am Wagen, es war die Schraube des hintern Kutſchriemens, der Wagen hing ganz krumm, als wenn er auf einer Seite in einem tiefem Gleiſe ging. Nach einigen Conſultationen wurde beſchloſſen, weil es nicht rathſam ſey, wieder nach Ettersburg zurück zu kehren, indem uns die Herrſchaft in dem Hohlwege begegnen könnte, wo nicht wohl auszuweichen iſt, und zu warten bis ſie vorbey wäre einen zu langen Aufenthalt geben dürfte, in dem krumm hängenden Wagen nach Weimar zurück zu kehren, ſo daß wir unſere Weiber drinnen ſitzen ließen, Doktor

B** ſich auf den Bock ſetzte, und ich faßte den Entſchluß hinter dem Wagen her zu gehen, welches mir am ſicherſten ſchien. Die Nacht war ſehr finſter, der Himmel umwölkt, aber zum Glück regnete es nicht, wir gelangten mit Mühe und Noth Schritt vor Schritt auf die Höhe des Ettersberges, als ich an dem öftern Ausbeugen des Kutſchers, ſeinem Stillehalten und aus ſeinen Conſultationen mit den Pferden, wie auch an den Sätzen die zuweilen der Wagen that, vermerkte, daß wir nicht im Wege waren. Ich theilte dem Kutſcher dieſe Beobachtung mit, der aber immer nicht antwortete, welches ich für ein böſes Zeichen hielt, und ſie deſto öfter wiederholte, aber endlich inne ward, daß er das Oel wider die Taubheit nöthig hatte, denn er hörte nichts, als was man ihm in die Ohren ſchrie. Endlich glückte mirs auf Koſten meiner Lunge ihm meine Beſorgniß mitzutheilen. Er verſicherte mich, die Pferde würden uns ſchon nach Weimar bringen, er habe ſie die ganze Zeit gehen laſſen wie ſie gewollt hätten, das ſey jederzeit bey Nacht ſeine Methode, denn er vor ſeine Perſon ſey halb blind, könne am hellen lichten Tage kaum den Weg ſehen, geſchweige denn bey ſo ſtark dunkler Nacht. Dadurch erfuhren wir zu unſerm Troſte eine empfehlende Eigenſchaft mehr von unſerm Kutſcher. Bey ſo bewandten Umſtänden verließ Freund B** ſeinen Kutſchbock und die Damen den Wagen augenblicklich. Selbſt der Kutſcher verließ ſeinen Sattelgaul, und alſo ſuchte die ganze Geſellſchaft ihr Heil in den Füßen. Weil wir in keinem Wege waren, wußten wir auch nicht welchen Weg wir nehmen ſollten, wanderten alſo hinter der Kutſche und unſerm blinden Führer her, und ſuchten eine Direktionslinie nach einem Lichte zu nehmen, das wir in der Ferne ſahen, und für das Licht auf dem Jakobsthurme hielten; allein wir kamen bald an ſo viel Graben, Schlüfter, Abhänge, daß wir dieſer Linie nicht folgen

gen konnten. Der Kutſcher konnte mit ſeinem Fuhrwerk weniger fort als wir, und blieb weit hinter uns. Wir ſuchten uns indeſſen unſer Schickſal ſo erträglich zu machen als möglich und einen böſen Weg durch ein gutes Geſpräch zu verkürzen; aber auch dieſes wurde oft unterbrochen, denn bald verſchwand der Redner, bald ein Zuhörer aus der Geſellſchaft, und lag in einem Graben. Mitten im Geſpräch gabs öftere Pauſen und zuweilen hörten wir die lezten Worte eines Satzes, der in der Geſellſchaft um und neben uns angefangen war, ganz von weitem in der Ferne vollenden, wenn die redende Perſon etwa von einer Anhöhe hinabgegleitet war, und den Faden der Rede doch nicht gern abſchneiden wollte. Endlich nach vielen überſtandenen Gefahren kamen wir nahe bey Weimar weit dieſſeit Lützendorf wieder in den gebahnten Weg, und um 11 Uhr ſtunden wir vor dem Jakobsthor, etliche blaue Flecken, beſchundene Knie, und beſchmutzte Kleider ausgenommen, alle geſund und wohlbehalten. Und wo iſt denn der Fuhrmann mit Schiff und Geſchirr hingekommen? werden Sie fragen. Ja, das weiß ich Ihnen nicht zu beantworten. Ich habe weiter keine Notiz von ihm genommen, ich weiß bis dato nicht ob er arrivirt iſt, oder noch auf der Höhe des Ettersberges herumkreuzet, um den Weg nach Weimar zu ſuchen.

Sechſte Novelle.

Die Leckerbiſſen.

Die Jenaiſche Botenfrau überbrachte uns im Frühjahr von Ihrer Frau Mutter ein Päckchen mit geräuchertem Lachs, den ich wegen meiner damaligen Unpäßlichkeit mehr mit den Augen als mit dem Munde genoß, um wenigſtens überzeugt zu werden, daß er vortrefflich ſey. Einige Zeit darauf erhielten wir durch Ihre und Ihres Hrn. Gemahls Gütigkeit von Ihrem Hrn. Schwager in Bremen einen geräucherten Lachs, für welches Geſchenk hier der ſpäte Dank erſt nachkömmt, aber doch ein Beweis iſt, daß wir nicht zu den vergeßlichen Leuten gehören, die ihre Wohlthäter vergeſſen, ſo bald ſie ihre Sinne nicht mehr an das empfangene Gute erinnern. Meine Frau, ich, und der kleine Carl, hielten unzählige Mahlzeiten von dem Lachs, ließen es aber dabey nicht bewenden, ſondern ſpendeten davon auch reichlich aus. Alle unſere Freunde und Freundinnen wurden darauf traktirt, daß nicht leicht eine Zunge in Weimar wird gefunden werden, die uns mit dem Namen der Freundſchaft ſchmeichelt, über die zur Vergeltung nicht eine Portion Lachs ſollte paſſiret ſeyn. Demungeachtet war der Lachs ſo ergiebig wie dort der Oelkrug des Weibes zu Sarepta. Als wir von Gotha zurück kamen und einen Tag früher als wir vermuthet hatten in Weimar eintrafen, weil wir eine gute Gelegenheit fanden, trafen wir des Nachts um 11 Uhr in unſerm Hauſe nichts zu zehren an, auch keinen Biſſen Brodt. Ein wohlthätiger Menſchenfreund aber, ſeinem Beruf nach ein Huſar, der unſer Nachbar iſt, verſorgte uns mit einem Stück Commißbrodt, und das lezte Fragment des Lachſes wurde aus der Vorrathskammer herbey geholt, und gewährte uns noch eine herrliche Mahlzeit. Sie werden ſich zu erinnern belieben, daß ich in der Kunſt zu trenſchiren für einen Meiſter gehalten werde, welches die Diſtribution des Lachſes wie ich glaube auch beſtätigt. Der Duisburger Lachs, — denn ob er gleich aus Bremen kam, nennte ihn doch die ganze Stadt den Duisburger, — iſt indeſſen nicht der einzige Leckerbiſſen geweſen, der im abgewichenen Jahre (es iſt heute der Neujahrstag) meine gourmandiſe unterhalten hat. Ihre Frau Mutter hat bey ihrem Hierſeyn auch das Ihrige dazu beygetragen, meinen Gaumen durch Leckerbiſſen zu verwöhnen. Sie werden ſich vielleicht noch erinnern daß

Julchen, ſobald die Mittagsmahlzeit abgetragen iſt, den Küchenzettel auf den zukünftigen Tag zu machen gewohnt iſt, eine ſehr ungelegene Zeit, denn wenn der Magen eben angefüllt iſt, ſo ſtellt er über die Speiſen die nämlichen Betrachtungen an, wie Herr Martin Ehlers Prof der Philoſophie zu Kiel über die Sittlichkeit der Vergnügungen, findet bey jedem Gericht, wie der Moraliſt bey jedem Vergnügen, ein Aber, oder einen Tadel, und iſt ein ſo ſcharfer Recenſent aller Speiſen, wie die Gilde der Buxtehuder Bibliotheken aller Ueberſetzungen. Eines Tages als ich mit der Frau Mutter in einem Diſcours begriffen war, rückte meine liebe Frau auch mit dem Küchenzettel des zukünftigen Tages hervor, nennte eine Menge Speiſen her, wo ich bey jeder eine Ausſtellung fand, daß ſie endlich halb verdrüßlich ſagte, ich möchte ſelber meinen Küchenzettel machen. O ſprach ich, der iſt bald gemacht, ich bin mit wenigem zufrieden:

ein paar Feldhühner, eine Schüſſel Brücken, Auſtern, Seefiſch, und ſo fort an, alles das haſt du nicht genannt. Den folgenden Tag kamen Kartoffelklöſſe auf den Tiſch nebſt einem Fleiſchgerichte, da ſprach ich im Scherz: das ſind derbe Auſtern! Meine Frau verſetzte: es ſind für dich auch andre da; und Lene brachte zu meiner Verwunderung eine Schüſſel voll friſcher Auſtern und Citronen herein. Ich glaubte mich in das Land der Wünſche verſetzt zu ſehen, konnte nicht begreifen wie Julchen einen ſo unverſchämten Griff ins Wochengeld gethan habe, der mit ihren ökonomiſchen Grundſätzen ſich gar nicht vereinigen ließ und vermuthete, daß das eine milde Gabe einer mir unbekannten wohlthätigen Hand ſeyn müſſe, da ich denn endlich erfuhr, daß dieſes anzüngelnde Geſchenk ſich von Ihrer Frau Mutter herſchrieb, und ich, weil weder dieſe noch Julchen rohe Auſtern mögen, die ganze Auſterfamilie auf mich nehmen mußte.

Siebente Novelle.

Das Redoutenhaus.

Die ehemalige Wohnung des Vergnügens, das Hauptmanniſche Haus in der Eſplanade, wo Sie durch Thaliens Spiel und durch den leichtfüßigen Tanz im bunten Maſkengewande, Ohr und Auge auf gleiche Art, und dabey unwiderſtehlich das Herz ſo oft entzückten, iſt nicht mehr das Haus der Freuden: der Herr Präſident von K. hat es gekauft. Die Muſen und Maſken emigrirten aus dieſem Tempel der Schauſpielkunſt und der rauſchenden Freude, durchſtrichen die ganze Stadt, aber da war kein Muſenfreund, kein Maſkenpatriot in der ganzen Stadt zu finden, der die armen Flüchtlinge bey ſich aufnehmen wollte; ſie irrten traurig und einſam herum, und es ſchien nicht daß ihres Bleibens länger hier ſeyn würde. Plötzlich erhob ſich hinter der verwittweten Frau Herzogin Pallaſt, ungefähr gegen

Pfingſten, ein hoher prächtiger Bau, wie der Salomoniſche Tempel, ganze Wälder, zwar nicht von Cedern aus Libanen, aber hohe Fichten aus den Wäldern bey Blankenhayn, wurden herbey gefahren, und ſo ſtund in wenig Wochen ein Haus da, noch einmal ſo groß als das Hauptmanniſche, welches der Beförderer der ſchönen Künſte und des Geſchmacks, der Hofjäger Hauptmann hat erbauen laſſen. Das Haus iſt nun dergeſtalt angelegt, daß es nur aus einem Stockwerk beſtehet, das aber ſo hoch iſt als 2 Geſchoſſe zu ſeyn pflegen, und oben mit einer Gallerie verſehen. Dieſer Tanzſaal iſt nun zugleich bey Comödien das Parterre. Das Theater iſt hier unbeweglich und ſehr geräumig Hinter dem Theater gehen zwey große Flügelthüren nach dem Garten zu, wenn dieſe geöffnet werden, kann der Proſpekt dadurch ſehr erweitert, auch allerley Feuerwerk und Illuminationen außer dem Hauſe vorgenommen werden.

Hinter dem Saale, dem Theater gegen über, ſind allerley kleine Zimmer, drey neben einander, und zwey nebſt einer Küche dahinter, zur Bequemlichkeit der Masken. Für einen reichlichen Aus- und Eingang iſt geſorgt, das Haus hat 8 Thüren. Wegen der annoch fortdauernden Abweſenheit des Herzogs weiß man noch nicht, wann die erſte Comédie wird gegeben werden, ſo viel weiß man, daß auf den 7ten Januar die erſte Redoute ſeyn wird, und zwar ſind die Redouten in Zukunft hier immer frey. Der Herzog bezahlt für jede 50 Rthlr. dem Entrepreneur: und ſo kann Jedermann der dazu qualificiret iſt, und ein Billet aus dem Marſchallamte ablangen läßt, frey paſſiren, und für den Entreé-Gulden zehren, oder ſolchen der Pharobank zu löſen geben. Wie dieſe Redoute nun ausfallen wird, was für Intriguen und Avantüren ſich dabey ereignen werden, davon hoffe ich in dem nächſten Wochenbette Ihnen alle nöthige Auskunft geben zu können.

Achte Novelle.

Der Chriſtbeſcheer.

Es iſt alles aus in Weimar! pfleg' ich oft zu ſagen, ſeitdem Amelie nicht mehr da iſt. Sie werden es im Beſten vermerken, daß ich Ihnen noch den vertraulichen Namen beylege, wozu eigentlich nur Ihr Herr Gemahl und Ihre Frau Mutter berechtiget ſind. Als Sie noch luſtig um den Tiſch, worauf ein Zuckerbaum brannte, herumſprangen, da nahm ich ſelbſt an Ihrem Vergnügen ſo lebhaften Antheil, als wenn der heilige Chriſtbeſcheer für mich allein wäre beſtimmt geweſen. So willkommen mir ſonſt dieſer Tag war, ſo ſehr ſcheue ich ihn jetzo, entweder weil man mit jedem Jahr zäher und geiziger wird, oder weil ein Vergnügen das man mehrmals empfunden hat endlich den Reiz der Neuheit verliert; oder, welches mir das wahrſcheinlichſte zu ſeyn dünkt, weil keine Amelie mehr um den Tiſch hüpft. Ich mag indeſſen viel oder wenig Antheil an der Sache nehmen, ſo geht ſie doch ihren gewöhnlichen Gang. Dies Jahr, ich weiß nicht wie es mir eingekommen iſt, hab' ich mich beſonders bey Julchen angegriffen. Sie hat eine nußbraune Circaſſienne, wozu ein roſenfarbener Rock gehört, erhalten. Dieſe jugendliche Kleidung, und die Verminderung der häuslichen Sorgen und Ströhmereyen, ſeitdem keine Koſtgänger ihr mehr beſchwerlich fallen, haben ihr ein modernes friſches Ausſehen gegeben, daß ich nach zehnjähriger Ehe wieder glaube ein junges friſches Mädchen zu umarmen. Die Circaſſienne aber iſt, wie Sie leicht denken können, nicht neu, ſondern vom regierenden Hof, und ſie hat ſolche für ein Spottgeld. Für eben ein ſolches Spottgeld hat ſie einem Italiäner, dem Ehemann der luſtigen Trutſchel die oben in der Novelle vom Kammerwagen zum Vorſchein gekommen iſt, weil der Mann vor der Neujahrsmeſſe gern baares Geld löſen wollte, ein paar ſchöne modiſche viereckigte Steinſchnallen, de pierres de Straſs, die gar lieblich funkeln, abgehandelt. Ich finde aber bey dieſem doppelten Rathkaufe unſre Kaſſe ſo entkräftet, daß wenn noch ein dritter Rathkauf ſich gefunden hätte, derſelben dadurch das Garaus würde gemacht werden ſeyn. In der Familie iſt wie gewöhnlich, bey dem Herrn Bruder und bey uns, unſern Kindern wechſelſeitig ein Chriſtbeſcheer aufgetiſcht worden, der, weil er unter den Artickel der ordentlichen Quartalausgaben kommt, leichter zu verwinden iſt, als die Extraordinairſteuer die unſre lieben Weiber uns bey der Gelegenheit auflegen. Der Herr Bruder machte ſich den Spaß, diesmal ſeiner Frau den Hauptbeſcheer bey uns in Empfang nehmen zu laſſen, und ihr zu Hauſe nur einige geringfügige Sachen zu beſcheren;

ren; ich mußte denn thun, als wenn alles für meine Frau wäre, wobey ich über den ganzen Chriſtbeſcheer kritiſirte, und ſonderlich eine Familienhaube, darunter ſicherlich mehr als ein Frauenzimmerkopf Platz gehabt hätte, in Arbeit nahm. Ich wünſchte daß die Frau Schweſter mir Beyfall geben und über das giganteske Nachtzeug ſich luſtig machen ſollte, aber ich fand mich in meiner Hoffnung getäuſcht, es fand als ein Meiſterſtück des herrſchenden Modegeſchmacks ihren vollkommenen Beyfall, und ſie wurde nachher durch die Beſitznehmung deſſelben als Eigenthümerin auf eine angenehme Art überraſcht.

Nun denk ich hab' ich für diesmal meinen Schwamm ausgedruckt, ſo, daß wenn ich ihn in eine Buchbinderpreſſe legte, er nichts mehr von ſich geben würde. Um der Chronologie willen merke ich an, daß ich den Anfang dieſes Briefs den dritten Weihnachtsfeyertag 1779 gemacht, und den heiligen Abend vor dem großen neuen Jahr 1780 ſolchen vollendet habe. Ich wünſche nun nichts mehr, theuerſte Frau Muhme, als daß er Sie bey ſeinem Eintritt in Ihr Wochenzimmer außer dem Bette antreffe, bey recht guter Geſundheit. Erſuchen Sie in meinem Namen den kleinen Vetter, ſeine Schreyſtunde nie in die Zeit zu verlegen, wenn ſich die Mama mit der Lektüre deſſelben unterhält; ich hoffe, er wird ſo viel Lebensart beſitzen, dem ältern Vetter die erſte Bitte nicht zu verſagen.

Zugabe.

Tauſendfachen Dank für den ausführlichen Brief Ihres Herrn Gemahls. Sie ſehen aus dem gegenwärtigen, wie ſehr ich das Umſtändliche liebe. Ich habe mir die Scene Ihrer Niederkunft mit Beyhülfe des Briefes und der Zeichnung ſo lebhaft gedacht, daß ich gewiß jede Wehe mit empfunden habe. Ich umarme Sie, Ihren Hrn. Gemahl und den Hrn. Profeſſor Günther, dem mit ungleich mehrerm Rechte der Ehrenname Soter gebühret, als ehemals dem König Antiochus, herzlich und innigſt. Als Julchen am Tage des Empfangs von ihrer Viſite nach Hauſe kam, nahm ich ſie wie gewöhnlich auf den Schooß, und theilte ihr die Duisburger Depeſche mit, ſie ſympathiſirte beym Vorleſen dergeſtalt mit dem Inhalt, daß ſie zuweilen vermöge der Lebhaftigkeit ihres Temperaments einen lauten Schrey that, und ich nicht anders meinte, als ſie wollte mir eine unvermuthete Freude machen, und mich mit einem Sohn oder einer Tochter zum Weihnachten beſchenken.

An Dieſelbe.

(auszugsweiſe)

Nach einer ſchweren Krankheit.

In dem Taumel von Geſchäften und Zerſtreuungen hat man oft nicht Zeit genug über die Gefühle des Herzens genugſam zu reflektiren; aber der Stilleſtand aller meiner Arbeiten im Denken und Handeln und in meinen Berufsgeſchäften gab mir Muße genug zuweilen über meine Empfindung zu denken, und da fühlte ich erſt wie werth Sie und Ihr lieber Gildemeiſter meinem Herzen ſind. Sie werden alſo wohl glauben, daß wenn meine Seele den Körper zu verlaſſen genöthigt geweſen

weſen wäre, ich ohne Zweifel die Tour nach dem Himmel über Duisburg würde genommen haben, und wenn es möglich iſt, daß die Seele nach unſerer Verbindung mit ihrem Erdenkörper in körperliche Dinge wirken kann, ſo würde ich mich gewiß bey Ihnen gemeldet haben, nicht als ein lermender Poltergeiſt, der einen ſchweren Fall ins Haus thut wie ein umgeſtoßener Fruchtſack; ſondern ich würde nur in den Gardinen Ihres Bettes ein wenig gerauſcht, oder am Tage auf dem Porzellántiſch promenirt, und die Taſſen ganz ſanft bewegt haben, ohne eine herunter zu werfen, oder Sie ſonſt in Schrecken zu ſetzen. Hätte ich aber zu dieſen Merkzeichen meiner Gegenwart kein Vermögen gehabt, ſo hätte ich Sie und Ihren lieben G. leicht umſchwebt, Sie beyderſeits ungefühlt umarmt, und dann hätte die emigrirende Pilgerſeele ihren Weg nach dem Orte ihrer Beſtimmung geruhig fortſetzen mögen. Indeſſen glaube ich, daß Ihnen ein Beſuch von mir lieber ſeyn würde, wenn ich zugleich meinen Körper mitbrächte. Gottlob daß ich den noch habe, und ſo habe, daß ich wieder der nämliche bin, der ich vorher war, ohne daß eine der traurigen Vermuthungen der Aerzte, daß ich blind werden, einen gelähmten Körper bekommen, oder gar ein dumpfes Pflanzenleben führen, den Verſtand und das Gedächtniß nur geſchwächt wieder erhalten würde, in Erfüllung gegangen iſt. —

Ich ſehe mein gegenwärtiges Leben, als den zweyten Theil deſſelben an, und da ſollte freylich nach dem Buchmachercoſtum, der zweyte Theil dem erſten billig die Wage halten, doch rechne ich darauf eben nicht ſehr.

Was meine Schriftſtelleriſchen Verhandlungen betrifft, ſo hab' ich vorigen Herbſt die Verheutigung meines alten Grandiſons vollendet, und ob ich gleich nichts unterlaſſen, das Buch ſo relevant zu machen, als mir möglich geweſen, weil es meine litterariſche Erſtlingsfrucht vor 20 Jahren war, ſo erlebe ich doch das Herzleid daß es unter dem Romanenpöbel verſteckt bleibt, denn noch zur Zeit hat keine gelehrte Zeitung dem erſten Theil, der ſchon ein Jahr heraus iſt, die Ehre angethan ſeiner zu erwähnen. Da ſehe ich daß zum Laufen nicht ſchnell ſeyn hilft, denn bey den phyſ. R. ſtieß die Fama ganz anders in die Trompete. Nachdem ich nun ſeit der Zeit meinen Grimm an den Conſorten aus der Romaniſten-Gilde ausgelaſſen, und 30 ſolcher Philiſter in der allgemeinen Bibliothek mit dem kritiſchen Eſelskinnbacken in die Pfanne gehauen, ſo bin ich nun auf eine neue Idee gekommen. Die Feereyen ſcheinen wieder recht in Schwung zu kommen; Rektor Voß und Amtmann Bürger vermoderniſiren die tauſend und eine Nacht um die Wette, ſelbſt die Feenmährchen ſind in Jena das Jahr wieder im Nürnbergiſchen Verlag von neuem gedruckt worden. Ich will mich an die Rotte anhängen, und laſſe von meiner Drehſcheibe jezt ein Machwerk dieſer Art ablaufen, das den Titel führen wird: Volksmährchen, ein Leſebuch für groſſe und kleine Kinder. Ich ſammle dazu die trivialſten Ammenmährchen, die ich aufſtutze und noch zehnmal wunderbarer mache als ſie urſprünglich ſind, davon hofft nun meine liebe Frau, daß es ein ganz lukratifer Artickel werden ſoll. Meinem lieben Pathgen widme ich ein ſchön gebundenes Exemplar, wenn das Werk zu Stande kömmt.

An Dieſelbe.

(auszugsweiſe)

Verwichenen Sonntag haben wir einmal wider unſere Gewohnheit unſrer Seele einen Stoß gegeben, und auch Mittags traktirt, wobey meine Frau ſich große Küchenverdienſte erworben hat. Ich beſorgte den Keller bey dieſer Gelegenheit, und nahm ein Duzend Bouteillen Wein von dem Kammeragent Braun, à 12 Gr. die Bouteille, welche ich alle verſiegelt erhielt, dabey verfuhr ich aber ſo ökonomiſch, daß ich meinen Koſtgängern und mir ſelbſt Frankenwein zu 4 Gr. vorſetzte; die Bouteille aber ebenfalls vorher künſtlich verſiegelte, und mit einem Erfurter Pfennig petſchirte, ſo daß ſie glauben mußten, w[illegible]ie Gäſte, mit halben Thaler Wein bedient zu werden.

Der kleine Auguſt hat zwey Zähne, die ich mit 12 Groſchen habe bezahlen müſſen, welches ich ſehr ungerecht finde, daß ich das, was mir ins Haus wächſt, noch veracciſen muß.

An Dieſelbe.

Wenn ich Ihr liebes Schreiben vom 1ſten Oktober erſt mit dem Schluſſe des Jahres beantworte, ſo dürfen Sie mir das im geringſten nicht beymeſſen. Was kann ich dafür daß die merkwürdigen Ereigniſſe bey uns jezt ſo ſelten ſind, und die, welche uns bevorſtehen, ſo lange zögern, daß ich nicht Materialien zuſammen zu bringen weiß, um einen Bogen damit zu füllen; aber Sie wiſſen, daß ich das ſtillſchweigende Gelübde gethan habe, ohne einen kompreſſen Bogen keine Feder nach Duisburg anzuſetzen. Denn unbeſchriebenes Papier auf der Poſt zu verſenden, halte ich für eine große Verſchwendung. Ich ſchreibe auch jezt nur proviſorie, denn meiner Meinung nach ſoll dieſer Brief nicht eher ablaufen als an dem Tage der Niederkunft unſrer Herzogin, ſobald dieſe erfolgt, rücke ich nur noch dieſe Neuigkeit mit ein Paar Worten ein, und ſchicke den Brief auf die Poſt, aus keiner andern Urſache, als weil mich verlangt Ihnen auch einmal eine Neuigkeit von hier recht warm zu überſchreiben, da Ihre übrigen Correſpondenten mich ſonſt gewöhnlich überholen, und ich Ihnen immer aufgewärmte Gerichte auftiſche.

Dieſen Herbſt hat die Frau Herzogin Amalie eine Comödie in Ettersburg auf dem großen Saale in dem Seitengebäude, wo ein artiges Theater errichtet worden, aufführen laſſen. Es war der Jahrmarkt von Plundersweilern von Göthe, welches Stück aber ſehr verändert und componirt worden iſt, die Herzogin hat ſelbſt an der Compoſition gearbeitet, und der Medecin Malgré lui von Einſiedeln überſetzt. Bey der Leſeprobe, die hier im Palais war, wurde an die Akteurs der beyden Stücke ein herrliches Soupé gegeben und nachher ein Ball, der bis 3 Uhr dauerte. Zu den Proben in Ettersburg wurden die Akteurs, 24 Perſonen zuſammen, jedesmal in 6 Kutſchen hinauf geholt, und Abends mit Huſaren, die Fackeln hatten, wieder zurück begleitet. Die Aufführung ſelbſt geſchahe eben an dem Tage, da die Erbprinzeſſin von Braunſchweig hier zum Beſuch war; ich hatte in beyden Stücken eine Rolle, einmal als franzöſiſcher Bauer, und in dem Jahrmarkt als Kaiſer Ahasverus.

Ich habe ſeit einiger Zeit die Artickel von dem Rheinſtrom in den Zeitungen ſehr fleißig geleſen, und immer gehofft, daß eine ſtreifende Parthey Duisburg bloquiren würde, um zu vernehmen ob Sie Ihren Herrn Gemahl mit würden zu Walle ziehen laſſen, oder ihm den Ausgang aus dem Hauſe verſperren würden; ich denke immer Sie würden ihm in den Weg treten, wenn er auszöge Kriegslorbeeren um ſeine Schläfe zu winden. Ich meines Orts habe im vorigen Kriege, wo ich drey- oder viermal in dem Fall mich befand, daß ſich die feindlichen Truppen in der Stadt herum ſchoſſen, allezeit auf eine weiſe Retirade in den Keller gedacht, und habe mich dabey wohl befunden, werde es auch wieder ſo machen, wenn wir in unſerer Gegend ſolche kriegeriſche Auftritte erleben ſollten. Bis jezt hören und ſehen wir nichts von Soldaten, auch nicht einmal ein Deſerteur kommt uns zu Geſichte.

Die geheimen Nachrichten aus Ihrem Hühnerhauſe, und beſonders die Fata Ihrer Gänſezucht ſind mir lieber geweſen, als wenn

Sie mir das ganze litterariſche Duisburg geſchildert hätten. Ihr Räthſel von Provinzialwörtern iſt mir ſchwerer zu leſen als ein Wielandſcher Logogryph. Ich will es mit meiner Auflöſung herſetzen: Auf unſerer Schlafſtube ſteht ein Ledekant (das iſt mir ganz unauflösbar, ich rathe bloß ein Großvaterſtuhl? Im Vorbeygehn frage ich meine Frau, um mit ihrem niederſächſiſchen Kalbe zu pflügen, ich frage: weiſt Du wohl mein Kind was ein Ledekant iſt? Sie, nur halb auf mich hörend, und ſich mit Geldzählen beſchäftigend: nein, die Leute kenne ich nicht, Ledekanten? es werden wohl Muſikanten ſeyn. Ich antworte nicht darauf) und ein Paockſtuhl? (die Leute kenne ich auch nicht.) (ich rathe wieder ein Nachtſtuhl? ein Nachttiſch? ein Nachtbecken?) auf der Treppe verlebe ich oft meine Müllcies (aus dem Context glaube ich errathen zu können, daß das Komoden oder Pantoffeln ſind) auf unſerm Hofe lauffen Hühnder (Hüner) und Gais (Gänſe). Bald werden wir Stobſkes (Steinkohlen) brauchen, und im Arreslaje (Schlitten) fahren. Aber in unſerm Garten wächſt doch noch Porcellin. (Sie wiſſen wohl, daß in Sachſen das Porcellin nur auf den Putztiſchen anzutreffen iſt, und nicht auf den Beeten im Garten wächſt, außer die Fragmente womit man Blumenſtücke ausſetzt, das wächſt aber nicht, oder wächſt wenigſtens nur wenn man einen Theetiſch umwirft, ich hoffe nicht daß das Porcellin in Ihrem Garten auf dieſe Art wächſt, folglich muß ich hier wieder rathen: Peterſilie? Portulak? Salbey? Krauſemünze? Ohne Ihre Auflöſung iſt es mir unmöglich das ſpecifique Kraut zu entziffern, das darunter verſtanden wird, wenn es anders ein Kraut iſt, oder vielleicht gar ein dickbäuchiger Kürbis, oder eine Kohlrübe, ein Rettich oder was ſonſt noch) Auch kann ich mich nicht ohne Ungel friſiren. (Ungel? ich ſinne hin und her, kommt's vielleicht von ungula eine

Klaue? Machen Sie hier keine falſche Auslegung, als wenn ich aus etymologiſchem Eifer Ihre ſchöne Hand, die mir lieber iſt, als alle, die in der Phyſiognomik in Kupfer geſtochen ſind, gar in Klauen verwandeln wollte. Gott bewahre! Klauen ſind Horn, ein Kamm iſt auch von Horn; folglich könnte Ungel einen Kamm bedeuten. Doch Ungel kann auch deutſch ſeyn, und ſo viel als Angel bedeuten, und ſonach wäre das eine Friſirnadel, die mit einer Angel eine Aehnlichkeit hat. Doch je gelehrter die Wortforſcher ein Ding erklären, deſto unſicherer wird die Erklärung; ich denke alſo ich treffe es am beſten, wenn ich Ungel für Unſchlitt halte.

Haben Sie die Gewogenheit, mich unbekannter Weiſe dem Hrn. Profeſſor G. und Hrn. K. beſtens zu empfehlen. Unterlaſſen Sie nicht, mich aufs beſte heraus zu ſtreichen, in Ihrem Munde wird alles, was Sie von mir ſagen, Glaubwürdigkeit gewinnen,

nen, und ich habe, ſo gleichgültig ich ſonſt gegen das Urtheil der Leute von mir ſcheinen mag, doch mein Theil Eitelkeit empfangen, und wenn gleich meine liebe Frau von mir zuweilen zu ſagen pflegt, daß ich mich nicht ſchäme und nicht gräme, ſo laſſe ich mich doch gar gerne loben: wenn Sie alſo Ihren Freunden eine vortheilhafte Meinung von mir beybringen können, ſo thun Sie es immer, das iſt mir lieber von dem Munde einer Dame, die ich ſo hochſchätze wie Sie, gelobt zu werden, als wenn alle Journale von ganz Deutſchland zuſammen ſich vereinigten mich zu verherrlichen.

Nun kein Wort mehr, damit ich ſo viel Platz behalte, die Ihnen im Eingang meines Traktats (denn für einen Brief kann dieſer Aufſatz nicht mehr gelten) verſprochene Nachricht noch einzutragen. So weit den 26. und 27ſten December 1778. — den 1ſten Januar 1779. Noch iſt alles ſtille den 2. 3.

4ten und ſo weiter, immer das nämliche. Die Leute warten ängſtlich auf die Dinge, die da kommen ſollen, es geſchehen Wetten. d. 10. 12. 16. 18. 22ſten. Noch immer nichts den 24ſten. Man meint es werde ſich wieder verziehen. d. 25ſten. Eine fröhliche Botſchaft, aber nicht aus dem Schloſſe, ſondern von Jena. Die Frau Mutter ſchreibt daß die Frau Profeſſorin G. in gewiſſer Rückſicht ſich in dem nämlichen Fall befinden ſoll als die Frau Herzogin Louiſe. Große Freude darüber bey mir und meiner lieben Frau! Nun kann das obige Maaß ihrer Taille, liebe Frau Muhme, unmöglich mehr zutreffen, unterdeſſen meſſen Sie doch Wunders wegen, damit Sie nur ſehen, was der Eheſtand für ein geſegneter Stand iſt. den 27. 28. 29ſten Januar noch immer nichts neues, mein Brief wird ſchrecklich alt, und von Tobaksrauch ganz gelb. den 30. 31ſten. Es knackt! den 1ſten Febr. wieder Ruhetag. den 2ten Lichtmeß. Die Conſtabler ſtutzen ihre

Bärte auf, Vormittags um 8 Uhr, der ganze Weimariſche Artillerietrain geht zum Frauenthor hinaus. Hauptmann Laſtrop mit bloßem Schwerdt voran, die Glockenläuter beſteigen die Thürme, der Tag vergeht, die Nacht bricht an, um Mitternacht wirds Ernſt. Unterdeſſen ſteigen wir den 3ten Febr. als heute Morgen, aus den Federn, es iſt noch immer nichts, ich gehe in die Schule, unterwegs fangen alle Glocken an zu läuten, das Volk läuft zuſammen, wir laufen alle auf die Kanonen. Es wird uns nichts gereicht. Die Fama ſtößt laut in ihre Tuba: eine Prinzeſſin! eine Prinzeſſin! Um 11 Uhr marſchieren die Kanonen ganz phlegmatiſch wieder ins Zeughaus, ohne einen Laut von ſich gegeben zu haben, und die große Freude iſt mehr in den Geſichtern als in den Herzen der Hof- und Stadtleute zu leſen. Ich bin nicht unter der Zahl der Wankelmüthigen, denn ob ich gleich kein Te deum angeſtimmt habe, das wir im Gymnaſio für einen Prinzen

zen in Bereitſchaft hielten, ſo habe ich doch ganz andächtig: Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut mit abgeſungen. Das Tedeum hebe ich nun für Sie zunächſt auf. Auch habe ich nebſt dem kleinen Carl 6mal in der Küche ſeine kleine Kanone abgefeuert, zur Ehre der neugebohrnen Prinzeſſin. Die Taufſolennitäten werden Ihnen Ihre übrige Correſpondenten berichten. Küſſen Sie Ihren lieben Hrn. Gemahl und Hrn. Bruder von uns allen.

An Dieſelbe.

Aus den Augen, aus dem Sinn, werden Sie beyderſeits denken, wenn Sie zuſammen mein langes Stillſchweigen und biſher unerfülltes Verſprechen, Ihnen oft und weitläuftig zu ſchreiben, erwägen; doch mit Ihrer Erlaubniß, Sie irren beyderſeits. Was den lezten Punkt der Weitläuftigkeit betrifft, ſo ſehen Sie wohl aus der Form und dem Zuſchnitt dieſes Briefes, daß ich wenigſtens in einem Stück meiner Zuſage nachzuleben gedenke, denn Sie werden von Glück zu ſagen haben, wenn ich es diesmal mit einen compreßgeſchriebenen Bogen bewenden laſſe, und nicht im Fluß meiner Unterredung mit Ihnen noch einen oder zwey Bogen anlege. Was aber den erſten Theil meiner Zuſage in Anſehung des öftern Schreibens betrifft, ſo wünſchte ich wohl, daß ich eine beſſere Entſchuldigung beyzubringen vermögend wäre, als die, welche ich hier anzuführen gedenke. Inzwiſchen iſt doch eine ſchlechte Entſchuldigung beſſer als gar keine, und die meinige hat wenigſtens den Vortheil, daß ſie nicht blos zum Scheine hergeſetzt iſt, ſondern etwas wahres zum Grunde hat. Ich bin nämlich wie ein Schwamm, der nicht eher das eingeſchluckte Waſſer von ſich giebt, bis er ſich erſt recht voll geſogen hat, und alsdenn doch noch eines Druckes bedarf, ehe er ſich der Feuchtigkeiten, die er verſchluckt hat, entledigt. Sie, theuerſte Frau Muhme, haben durch Ihre ſchriftliche Erinnerung mir dieſen Anſtoß gegeben, und nun fürchte ich, daß ich mit einer unaufhaltſamen Geſchwätzigkeit alles, was ſeit Ihrer Abreiſe von hier ſich zugetragen hat, von mir ſtrömen werde. Ich muß hier ein wenig weit ausholen, nämlich von der Zeit an, da Sie uns mit Ihrem lieben Herrn Gemahl verließen. Daß wir jeden Tag, ja jede Stunde des Tages von Ihnen uns beſprochen und conjekturirt haben, wo Sie zu der oder jenen Zeit seyn möchten, das können Sie leicht denken. Ihre Nachricht von Frankfurth traf zeitig genug ein, daß wir Sie den Rhein hinunter begleiten konnten. Ich ſonderlich beſchäftigte mich ſehr mit dem Ideal Ihrer Waſſerreiſe, wo ich mich bey Ihnen zu ſeyn wünſchte wenn die Sonne fein lieblich ſchien und das Wetter ſtill war, bey dem geringſten Wind der ſich erhob dankte ich Gott, daß ich auf meinem ſybaritiſchen Lehnſtuhl ſaß, und zitterte für Ihr Leben, ſahe fleißig nach Ihrer und Ihres Hrn. Gemahls Silhouette über meinem Tiſche, und fürchtete, daß die Originale nicht die zufriedene ruhige Phyſionomir in dem Augenblick haben möchten, die Sie in den Abſchattungen haben.

Die Briefe von Ihnen die hier eintreffen, es ſey an wen es wolle, circuliren in dem Kreiſe Ihrer Freunde und Freundinnen durch einen allgemeinen Vertrag wie die Zeitungen.

Bey meiner Zurückkunft nach Weimar fand ich Ihr geehrteſtes Schreiben, das mich ungemein erfreuete, weil es eben ſo war wie ich wünſchte, fein detaillirt, ich hab' es ſo vielmal geleſen, daß ich es herbeten kann, wie der kleine Carl ſeinen Neujahrswunſch.

Nun bin ich bey Ihnen ſchon ziemlich orientirt, ich kenne Ihr Zimmer, den Kamin in der Unterſtube, den Brunnen im Hofe, die geräumigen Remiſen, die Stallung für Pferde, ich ſehe auf Ihrem Hofe allerley Federvieh herumlaufen, ein halb Dutzend geſchwätzige Enten, noch einmal ſo viel Hühner mit einem Hahn, der ſo ſtolz wie ein Sultan darunter herum wandelt; und einen Rieſenmäßigen Truthahn, der ſein ſtolzes Rad ſchlägt, wenn er ſeine Gebieterin ſieht über den Hof wandeln; alsdenn ſtell ich mir vor wie der ganze Zug hinter Ihnen hertrabt, und von Ihrer wohlthätigen milden Hand das gewöhnliche Futter erwartet. Alles dieſes ſind kleine Züge, die das Bild Ihrer Glückſeligkeit, das mit bedeutſamen Ausdrücken in Ihren Briefen nach Sachſen, ausgedrückt iſt, vollenden helfen.

Die Politik Ihres Eheherrn, der Ihnen hier alles ſchlimmer beſchrieben hat als Sie es in Duisburg gefunden haben, findet nicht nur bey uns, ſondern allenthalben großen Beyfall, und iſt ein Beweis ſeiner Menſchenkunde; denn wer ſich anheiſchig macht, mit dem ſchlimmern ſich zu begnügen, den täuſcht ſeine Erwartung auf eine angenehme Art, wenn er das beſſere genießet. Ganz anders macht es das litterariſche Volk in der gelehrten Republik, das kündigt bey neuen Verlagsartikeln paradieſiſche Entzückungen dem Leſer und Käufer an, und wenn ſie ſubſcribirt haben, erhalten ſie nichts als Schund und Ausſchußwaare, da wird man auf eine verdrießliche Art getäuſcht, wie die Pränumeranten auf die Gelehrtenrepublik und auf Lunkels Leben und Meinungen erfahren haben.

Nun komme ich auf den zweyten Theil meines Briefes, der einen Zeitungsextrakt der hieſigen Vorfälle enthält, ohne Rückſicht auf eine Familienbeziehung. Ich weiß zwar, daß Sie bereits durch eilfertigere Correſpondenten von den hieſigen Begebenheiten unterrichtet ſind, daher will ich nur eine Nachleſe halten. Der erſte Artikel betrifft Unglücksfälle. Eine Perſon vom hieſigen Theater iſt abermals von den Najaden der Ilm verſchlungen worden. Da Sie hiervon vermuthmuthlich noch keine Nachricht haben, ſo werde ich mit dem Namen dieſer Perſon nicht ſogleich herausrücken, um Ihre Aufmerkſamkeit ein wenig dadurch zu reizen; ſo viel iſt gewiß, daß allem Anſehen nach dieſe gewiſſe Perſon ihr Leben in der Ilm freywillig geendigt hat, wiewohl aus ganz andern Urſachen als die erſte, denn die Liebe war hier wenigſtens nicht Schuld daran, ſondern der Trunk. Vernehmen Sie die abentheuerliche Geſchichte: der Bär bey der erſten Aufführung des Milchmädchens, der Theaterdiener und Lichterputzer Seſſelmann hat ſeinen Brandtweindurſt endlich in der Ilm ausgelöſcht. Er, der neben ſeiner ordentlichen Theaterbedienung noch das Aemtchen hatte, aus des Herrn Rath Bertuchs Garten Gurken zu verkaufen, wodurch er ſich manche Brandteweinpfennige gemacht hatte, hat ſich vor ungefähr 6 Wochen einmal ſo im Brandtewein übernommen, daß er auf dem Töpfermarkt umgefallen und nicht von Sinnen gewußt.

Da nun eben der Herzog vorbey geritten, haben ihm die Leute Angſt gemacht, er würde ſein Theaterbrod und Beſoldung verlieren, das iſt ihm im Kopfe herumgegangen, und er ergreift alſo lieber ein Mittel, über alle Bedürfniſſe die ihm konnten entzogen werden ſich hinweg zu ſetzen, ſchreibt einen Zeddel an ſeinen Sohn, den er auf den Tiſch legt, des Inhalts: Adam folge deiner Mutter vielleicht komm ich — — ſtopft eine Pfeife Tobak, die er in der Wache im Jacobsthor anſteckt, und geht ganz ruhig nach Tieffurth ſpazieren; als die Pfeife aus iſt, ſpringt er entſchloſſen in einen Tümpfel der damals kleinen Ilm, wird 8 Tage darauf vom großen Waſſer nach Dehnſtädt gefluthet, wo er begraben liegt; ſeine Frau hat ihn an dem Geſicht nicht mehr erkannt, aber wohl an den Schuhen und Schnallen. Der zweyte Unglücksfall betrifft meinen Garten, den eine Waſſerfluth von einem in der Gegend Magdela niedergegangenen Wolkenbruch, beynabe ganz ruinirt hat. Ich war eben im Garten da das Waſſer unvermuthet kam, denn bey uns donnerte es zwar von weiten, aber das Gewitter kam nicht hierher, ich ſaß alſo in der Hütte ganz ſicher, und ließ es vorbey rauſchen; eh' ich mich verſah ſaß ich im Waſſer, denn es kam zur Hütte herein wie ein ſtarker Bach gefluthet, da war nun meines Bleibens nicht länger, ich zog mich in die Lindenallee zurück, und in ein paar Minuten darauf flutheten ſchon die Kanapees fort, die aber wegen des Zauns nicht aus dem Garten konnten, und auf einem Beete mit Bohnen, etwas über die Mitte des Gartens, wieder ans Land kamen. In der Hütte ging das Waſſer eine Queerhand unter das Tiſchblatt. Zu meiner ſchnellen Retirade trug der Gedanke vieles bey, daß ſchon 2 Perſonen des hieſigen Theaters den Ilmnajaden zu Theil worden ſind, ich hatte aber gar keine Luſt das Kleeblatt voll zu machen. Der 3te Unglücksfall hat ſich am Freytag vor

3 Wochen in unſrer Nachbarſchaft begeben, da ein Wetterſtrahl Abends gegen 6 Uhr, als ich bey den Pagen war, in des welſchen Garten-Wohnhaus ſchlug, und die Magd vor dem Feuerheerd Knall und Fall todt ſchlug. Ich hatte hierbey kein geringes Schrecken, als die Leute auf der Gaſſe zuſammen liefen und einige ſagten, es habe im Huſarenſtall, andere es habe im Volgſtättiſchen Hauſe eingeſchlagen; doch ehe ich noch nach Hauſe kam erfuhr ich ſchon die wahre Beſchaffenheit. Der Bliz hat nicht gezündet, aber in dem Hauſe groſſe Verwüſtungen angerichtet, daß die ganze Seite nach dem Stern zu jezt neu muß gebauet werden.

An
die Frau
C. R. K.

Sie haben uns, und mir inſonderheit in Ihrem Briefe eine ſo angenehme Erwartung gemacht, die jetzo meine groſe Lieblingsidee worden iſt; das iſt, wie Sie leicht errathen werden, die Hoffnung eines Beſuchs Ihrer Frau Tochter nebſt Deſzendenz in Weimar. Zwar zeigt uns Ihr geehrteſtes Schreiben dieſe angenehme Hoffnung nur in dunkler Ferne, aber ein anderweiter Brief rückt den

Termin ſchon näher heran, und läßt uns ſchon auf künftigen Frühling ſchon dieſes Vergnügen hoffen. (Ich ſehe, daß ich in der obigen Zeile das ſchon nicht geſchonet habe, es mag als Ausdruck des ſehnlichen Verlangens und der Empfindungen des Herzens, die ſich um die Wohlredenheit wenig kümmern, ſtehen bleiben.) Ich mache bereits manchen ſchönen Plan zu mancherley Parthien, um den Aufenthalt der Frau Muhme Ihr mit angenehm machen zu können, unter andern habe ich ſchon einen Wagner in Beſchlag genommen, der des kleinen Guſtels Wagen wieder herſtellen und ausbeſſern ſoll, damit ich das Vergnügen mir machen kann, die junge Duisburger Herrſchaft im Garten herum zu kutſchen, welches ich verwichenen Sommer mit dem kleinen Guſtel ſehr oft, und mit ſolcher Behendigkeit gethan habe, daß wir zuweilen alle Räder verlohren haben. Indeſſen wünſchte ich gar ſehr den Herrn Papa zugleich mit anzuſchirren, um gemeinſchaftlich unſern guten Weibern das Vergnügen zu machen, Zuſchauerinnen von einer ſolchen intereſſanten Familienſcene abzugeben, wenn zwey gute Väter ſich vorſpannen, und vor einem Kinderwagen das Kleeblatt ihrer Kleinen in vollem Trab herum kutſchen; aus dieſer Urſache, aber auch noch aus gar vielen andern, wünſchte ich gar ſehr, daß der Herr Vetter G. ſeinen Aktenkram auf die Seite legen, und einen Sommer einmal ganz ſich und ſeinen Freunden ſchenken möchte. Auch um deswillen ſähe ich lieber daß die ganze hochwerthe G—ſche Familie Ihnen in dieſem Jahre das Geleite ins Sachſenland gäbe, als wenn dieſer Beſuch bis anno 84 herausgeſchoben würde, weil das Jahr 83 ein Jahr iſt, das an merkwürdigen Begebenheiten, die ſich ſonſt nicht immer zutragen, fruchtbarer zu ſeyn ſcheint als gewöhnigliche Jahre. Denn im vorigen Jahrhundert hat ſich dieſes Jahr durch Erſcheinung des großen Kometen, und durch die türkiſche Belagerung der Stadt Wien merkwürdig gemacht, und diesmal wird es ſich vermuthlich durch einen allgemeinen Friedensſchluß auszeichnen. Wenn aber der Wunſch in Erfüllung ginge, daß das G—ſche Haus ſich künftigen Frühling nach Weimar transferirte: ſo würde mir das Jahr 83 dadurch merkwürdiger ſeyn, als wenn ſich ein Komet ſehen ließe, der Großtürke vor Wien rückte, oder die Seemächte ihren Friedenscongreß eröffneten.

Es iſt ſeit einiger Zeit eine ſolche lebhafte Idee des Vergnügens, ein Eigenthum zu acquiriren, bey mir und meiner lieben Frau entſtanden, daß dieſe, ſo ſehr ſie ſonſt die Kapitale liebt, entſchloſſen iſt, meinen ſämmtlichen Schriftſtellererwerb anzuwenden, um ein Grundſtück zu acquiriren, und zwar nur ein leeres wüſtes, aber ſehr romantiſches Plätzchen, das wir erſtlich anpflanzen und bebauen wollen, nicht nur Gemüſe darauf zu ziehen, ſondern es mit viel hundert blühenden Blumen und Sträuchern zu bepflanzen, und ein kleines Feenſchloß hinein zu ſetzen, das allenfalls zu einem Aufenthalt im Sommer dienen könnte, auch daſelbſt zu übernachten. Die ganze Anlage iſt ſo gemacht, daß die Koſten mit 300 Rthlr. beſtritten werden können, und die Sache iſt ſo auskalkulirt, daß das Geld dazu gegen 4 Procent ſoll aufgenommen werden, macht 12 Rthlr., 8 Rthlr. würde der Garten an der Ilm ohnehin koſten, alſo 4 Rthlr. Zubuße ſetzt uns in den Beſitz eines Eigenthums, wo wir ſchalten und walten können wie wir wollen; das Vergnügen einer eignen Schöpfung und Anlage würde alſo nicht zu theuer bezahlt ſeyn. Alle Riſſe und Plans zum Hauſe und Garten ſind bereits entworfen, und die ganze Idee, davon ich jezt ſehr voll bin, würde, wenn ſie ausgeführt würde, Ihren Beyfall, den ich ſehr wünſche und hoffe, erhalten. Das beſte bey der Sache wäre, daß im künftigen Maymonat die ganze Anlage fix und fertig ſeyn, und auch das leichte Haus, das auf meine Lebenszeit ungefähr ausdauern, aber doch bequem und wohl ins Auge fallend ſeyn ſollte, müßte auf den Sommer gleich vollkommen genutzt werden können. Der Platz, den ich mir ausgeſucht habe, bleibt vor der Hand noch in petto, denn ich gedenke Sie, theuerſte Frau Schweſter, damit zu überraſchen, Sie bey Ihrer Wiederkunft beym Arme zu nehmen und Sie in mein Elyſium einzuführen. Wenn aber, wie es ſehr möglich iſt, dieſes Lieblingsdeſſein ſcheitern ſollte, ſo bleibt es bey dem Ilmgarten, und wenn wir uns nur in Ihrer erwünſchten Geſellſchaft befinden, und Sie wieder unter uns wandeln, ſo wird uns jedes Raſenplätzchen, und läg es auch in der trübſeligſten Einöde, ein Tempel werden. Was meine Schriftſtellerey betrifft, ſo arbeite ich jezt an dem 2ten Theil der Volksmährchen; von dem erſten Theil hat meine liebe Frau 50 Rthlr. in

Sicherheit gebracht und ausgeliehen, und das hoffen wir von dieſem Theil auch zu thun; in der Kinderſtube und bey dem kleinen Schreyer Auguſt fördert zwar die Arbeit nicht ſehr, indeſſen hoffe ich doch, wenn ich geſund bleibe, auf Oſtern die Meſſe wieder beziehen zu können.

An
ſeine Schweſter.
Nach dem Weimariſchen Schloßbrande.

Was unſere Durchl. Herrſchaft geſtern für eine Widerwärtigkeit, und alle Einwohner von Weimar für ein Schrecken gehabt, davon wir uns kaum jezt erholen, das wird Dir bey Empfang dieſes Briefes bereits bekannt ſeyn, gleichwohl aber glaube ich, daß Du eine ausführliche Nachricht von unſerm Schloßbrande erwarteſt, daher will ich Dir die vornehmſten Umſtände davon berichten. Geſtern, als Freytags zu Mittage um 1 Uhr, da ich auf dem Wege nach dem Gymnaſio war, begegnete mir eine Frau die aus vollem Halſe Feuer! ſchrie, und dazu ſetzte im Schloſſe. Ich ſprang den Augenblick durch eine Nebengaſſe nach dem Schloſſe zu, und ſahe durch das Schieferdach in der Gegend der Hofküche einen ſtarken Rauch aufſteigen, und durch ein Bodenfenſter ſahe ich inwendig auch ſchon eine Flamme, die in dem Augenblick durch das Dach brach, ſo daß gleich 12 Schritte lang das alte Gebäude des Schloſſes in vollem Feuer ſtund, und in weniger als 5 Minuten brannte das ganze Dach des ganzen Flügels nach der Stadt zu, und die Flamme breitete ſich nach dem corps de logis aus; der Wind, der heftig vom Abend herwehete, warf die brennenden Schiefer auf den gegenüberſtehenden Flügel, nach der Kirche zu, welche in dem Augenblick gleichfalls in volle Flammen gerieth, wie auch die

Scheuer vor dem Kegelthor, die zu dem ſogenannten rothen Hauſe gehört, und weiter als 300 Schritte vom Schloſſe, jenſeit der Ilm, im freyen Felde liegt. Ehe alſo noch eine einzige Spritze vorhanden war, oder eine Menſchenhand angelegt werden konnte dem Feuer zu wehren, ſtund das ganze Schloß von einem Ende bis zum andern, im vollen Brande, und zugleich ſetzten die herabfallenden Schiefer die Aus- und Eingehenden im Schloſſe in die größte Lebensgefahr; jedermann mußte darauf denken nur das Leben zu retten, ohne an die Rettung der Fürſtlichen Mobilien, der Archive und des Geldes auf der Fürſtl Kammer nur denken zu können. Inzwiſchen da das Dach auf dem ganzen Schloſſe herum abgebrannt war ſchien ſich das Feuer von ſelbſt zu verlieren, ohne daß man wegen der Höhe des Schloſſes und der allgemeinen Ausbreitung der Flammen die Spritzen, deren über 100 in einer Zeit von zwo Stunden verſammelt waren, ſonderlich brauchen konnte; aber nun ging erſt der recht fürchterliche Brand inwendig im Schloſſe an. Gleichwohl, da das Schloß aus ſehr vielem und ſtarkem Mauerwerk beſtehet, wagten ſich die Leute mitten in die Flammen und retteten was ihnen in die Hände kam, aber in einer kurzen Zeit fingen die Böden der Zimmer an einzuſtürzen, ein Stockwerk entzündete das andere, und die Wuth der Flammen und der Anblick derſelben war ſo entſetzlich, daß es mit Worten nicht zu beſchreiben iſt; das ganze Schloß glühete des Abends um 5 Uhr nicht anders als ein Ziegelofen, die Flammen ſchlugen aus den Fenſtern heraus und ſtiegen bis an die Wolken, hier und da erhielt ſich ein Zimmer noch, das etwa ein tüchtiges Gewölbe hatte. Man ſahe zu beyden Seiten alles in Feuer ſtehen, und in den Gewölbezimmern, z. E. im Marmorſaale, in dem Churfürſtl. Gemache, ſchien alles ruhig, die Fenſter waren noch ganz, und man ſahe die weißen Gardinen inwendig vorgezogen; aber wie auf beyden Seiten das Feuer die Thüren ergriffen hatte, alsdenn ſahe man auf einmal einen Feuerſtrohm durch die Zimmer ſchießen, zugleich fuhren mit heftigem Gepraſſel alle Scheiben aus den Fenſtern, und die Flammen wälzten ſich wie feurige Strudel aus allen Oeffnungen. Ueberhaupt war die Gewalt der Flammen ſo heftig, daß ſie ein ſolches Geräuſch verurſachten als kaum einige Wehre machen können. Aller Widerſtand, der durch Löſchen oder feuerfeſte Gewölbe gethan wurde, war ſo gut als nichts, denn die Hitze verwandelte die dickſten Mauern in kurzer Zeit in Kalch, und die Gewölbe ſtürzten mit dem entſetzlichſten Gepraſſel, daß die Erde davon zitterte, in einander; ſonderlich war es gräßlich anzuſehen, da das Gewölbe des Sprachſaals, welches die Höhe von 5 Stockwerk hat, einſtürzte, die brennenden Böden der untern Stockwerke durchbrach, und nun nicht anders als ein Schlund von dem Berg Aetna einen Feuerſtrahl

ſtrahl in einer unermeßlichen Höhe gegen den Himmel trieb. Eben ſo grauſend war die Einſtürzung der hohen Kuppel auf dem ſchönen Saal, unter welchem das Comödienhaus iſt. Von der prächtigen Decke des ſchönen Saals, der vortrefflichen Stuccaturarbeit, und denen 50 Säulen die einen Corridor in demſelben trugen, wie auch von dem darunter befindlichen Comödienhauſe mit allen ſeinen Decorationen, iſt nichts mehr vorhanden als etwas glimmende Aſche. Die Schloßkirche, von der man ſagte, daß außer dem Dache und den Weiberſtühlen nicht für 6 Pfennige Holz daran wäre, iſt demungeachtet zuſammengeſtürzt, daß außer der verguldeten Ueberſchrift über der Thür hier kein Menſch merken kann, daß eine Kirche jemals dageſtanden hat. Mit einem Worte, das Schloß iſt jezt ein zerſtöhrtes Troja, von dem nur noch einige halb verſchüttete Mauern ſtehn. Die helle Flamme hat gedauert von geſtern um 1 Uhr bis heute Morgen um

8 Uhr, und noch bis jetzo iſt das Feuer nicht völlig gedämpfet. Wie es ausgekommen iſt das weiß Gott, durch die Küche iſt es nicht geſchehen, denn die aufgemauerten Feuereſſen derſelben ſtehen noch ohne einigen Riß oder Beſchädigung, es rauchte oder brannte auch keine Eſſe, ſondern das Dach weit davon. Wie ſchnell die Gluth ausgebrochen kannſt Du daraus ermeſſen, daß die Herzogin, die eben etwas unpaß ſich befunden und zu Bette gelegen, nicht Zeit gehabt eine Saloppe um zu nehmen, ſondern in ihrem Nachtkleide das Zimmer und Schloß eilfertig hat verlaſſen müſſen. Gleichwohl iſt ihre Garderobe größtentheils noch durch die Comödianten, die ſich bey dieſer traurigen Gelegenheit ganz vorzüglich hervorgethan haben, gerettet worden. Um 4 Uhr wurden die geretteten Sachen vom Schloßhofe in das Reithaus geſchafft durch die Gardereuter, welche die prächtigſten ſilbernen Roben fortſchleppten, daß der Schweif davon immer im tie-

ſen Kothe geſchleift wurde, denn dazu war keine Zeit die Sachen ordentlich zuſammen zu nehmen. Daß bey dem erſtaunenden Winde die ganze Stadt nicht zugleich mit im Feuer aufgegangen iſt, das iſt ein Werk der göttl. Providenz; wehete ſowohl Oſt- als Weſtwind, ſo wäre bey unſern Schindeldächern, die hier in den Hinter- und Nebengebäuden ſehr gewöhnlich ſind, die ganze Stadt unſtreitig mit darauf gegangen. Bey Deinem und der hochgeſchätzten Anverwandten von uns zuverläſſig zu erwartenden Beſuch in 14 Tagen, werden wir alſo unſere lieben Gäſte diesmal zwar nicht mit Luſtſpielen oder einer Operette amüſiren können, aber die Grauſen erweckenden Ruinen unſeres Schloſſes werden gewiß bey unſern lieben Gäſten alle Wirkungen eines recht rührenden Trauerſpiels hervorbringen. Morgen gehet die Herrſchaft nach Belvedere, die Pagen habe ich heute und geſtern beherbergt und geſpeißt, alle ihre Mobilien ſind mit aufgebrannt, auch

200 Rthlr. Spielgelder. Die Herrſchaft hat ſich bey dem Herrn Geheimderath von Fritſch einquartiret, der ganze Verluſt des Brandes wird auf 300000 Rthlr. geſchätzt, der Herr Graf von Görz verliert an Mobilien 2000 Rthlr. Die Gelder bey Fürſtl. Kammer ſind ſchon wieder gefunden, und ein Theil davon in Sicherheit gebracht. Die eiſernen Kaſten, worinne das Geld geweſen iſt, ſind nicht zerſchmolzen und unbeſchädigt, aber ganz glühend aus den Trümmern vergezogen worden, auch wurden vor einigen Stunden 12 Butten Silbergeld mit Schutt vermengt unter einer Wache in des Hrn Präſidenten v. Kalb Wohnung gebracht, welches Geld noch nicht geſchmolzen war. Aber vieles Silbergeld iſt geſchmolzen, das in hölzernen Kaſten geweſen mit Eiſen beſchlagen, wovon man nur die Beſchläge wieder gefunden hat. Wie groß die Gewalt des Feuers müſſe geweſen ſeyn, läßt ſich daraus beurtheilen, daß Herr Weiß heute bey einem Spa-

ziergang einen ausgeglühten Fenſterwirbel, der wohl 4 Loth wiegt, über 800 Schritt vom Schloſſe gefunden hat, und an eben dem Orte haben ganze Stücken verbrennter Akten gelegen. Verſchiedene Perſonen haben bey dieſem großen Brand Arm und Beine gebrochen, aber ob nicht auch einige mit verbrannt ſind, das weiß man noch nicht ganz gewiß; vermißt werden einige Handwerksleute. Höchſt grauſend aber war folgende Scene. Ich ging um 5 Uhr nebſt der Frau Legationsräthin und meiner Frau hinten um das Schloß herum, da eben der große Saal einſtürzte; in dem Augenblick da dieſes geſchah, hörte man etliche Menſchenſtimmen erbärmlich um Hülfe rufen, zugleich wurden in der Bettmeiſterey 2 Fenſter eingeſchlagen, woraus ſogleich ein dicker ſchwarzer Rauch zum Vorſchein kam, unter welchem man etliche Köpfe und Füße wahrnehmen konnte. Es war ein Huſar und zwey Zimmerleute, die noch ſich in die Bettmeiſterey gewagt hatten, um

Fürſtl. Tafelzeug zu retten, dieſe mußten nun entweder in ein paar Augenblicken vor Glut erſticken, oder hinunter in den Burggraben ſpringen; ſie riefen ängſtlich um Hülfe, die ihnen Niemand ertheilen konnte, und worüber meine Frau faſt ohnmächtig wurde. Da ſie inzwiſchen die Glut nicht länger aushalten konnten, ſprangen ſie zwey Stockwerk hoch herunter ins Waſſer, und waren ſo glücklich, einige halb verbrannte ſchwimmende Balken zu ergreifen, worauf ſie ſich ſo lange erhielten bis man ihnen mit einer Feuerleiter zu Hülfe kam, auf der ſie auf der andern Seite des Burggrabens heraufſteigen konnten; demungeachtet war der Huſar ſo verwegen, daß, da er trockne Kleider angezogen hatte, nochmals ſich in ein ganz brennendes Zimmer wagte, und einen ſilbernen Tiſch und zwey Gueridons, die ſchon ganz glühend waren, zum Fenſter ganz eben ins Schloß herausſtürzte, und ſich doch glücklich rettete, vermöge des Auftrittes der noch ganz unbeſchädigt ſtehet. Allerweile, da ich dieſes ſchreibe, Sonnabends Nachts um 12 Uhr, wird wieder von neuem Lerm geſchlagen, auch heftig geſtürmt, da ich aber kein Feuer ſehe, ſo glaube ich, daß es nur geſchiehet um die Leute zuſammen zu halten, daß ſie ſich nicht zu ſehr verlaufen; denn obgleich über 200 Pferde und mehr als 1000 Menſchen bey dem Feuer geſchäftig ſind, ſo iſt es doch noch nicht gänzlich gelöſchet, ungeachtet es nun 36 Stunden gedauert hat. Von der Bildergallerie, die hier vorzüglich ſchön war, iſt nicht ein Stück gerettet. Die Muſikkammer, wo für mehr als 16000 Rthlr. muſikaliſche Inſtrumente waren, iſt gänzlich verbrannt, die ſchöne Gewehrkammer aber iſt größtentheils vom Hrn. von Schardt noch gerettet worden, auch die künſtliche Uhr im Marmorſaale iſt geborgen, wie auch ungefähr die Hälfte des Silberſervices. Das gemeinſchaftliche Archiv hält ſich auch noch gut, wenigſtens war es um 6 Uhr noch dieſen

Abend, ſo weit es über der Erde ſtehet, unverſehrt, welches man an den ganzen Fenſtern und dahinter gezogenen weißen Vorhängen und einem inwendigen Vorſatz vor das Fenſter von grüner Pappe, urtheilen konnte. In meinem Quartier ſieht es aus wie in der Arche Noa, die Frau Legationsräthin hat ihre ſämmtl. Mobilien zu uns ſchaffen laſſen, und noch mehrere Perſonen. Jezt bricht das Feuer von neuem aus, dieſes ſchreibe ich Sonntags um 10 Uhr Vormittags. Man hat dieſe Nacht wieder Spritzen von Erfurth holen müſſen, die vor einer halben Stunde angekommen ſind, denn die unſeigen ſind mit einander unbrauchbar worden. Wie ich höre iſt heute mit Extrapoſt eine Schlangenſpritze von Gotha hierher geſchickt worden, welche Attention ſehr hoch ſoll aufgenommen worden ſeyn. Schlangenſpritzen fehlten uns hier überhaupt, das Schloß wäre durch alle mögliche Spritzen in der Welt nicht zu retten geweſen, aber das öftere Her-

vervorbrechen der Flammen hätte dadurch können abgewandt und uns manches Schrecken erſparet werden. Jezt, Sonntags um 5 Uhr, brennt das Feuer noch immer, aber nicht in einem fort, ſondern bricht bald hier bald da aus dem Schutte hervor.

Nachricht an den Buchbinder.

Muſaus Bildniß wird vor den Titel, und das Monument zu pagina 25. gebunden.

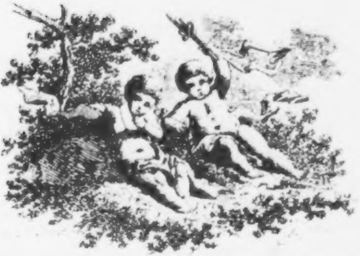
Moraliſche
Kinderklapper
für
Kinder und Nichtkinder.

Nach dem Franzöſiſchen des Herrn Monget,

von

J. C. Muſäus.

Neue Auflage.



Gotha, 1794.
Bey Carl Wilhelm Ettinger.

Vorbericht.

Gegenwärtige kleine Schrift, das letzte Werk meines verewigten Freundes Muſäus, iſt eine freye Bearbeitung in ſeiner eignen bekannten Manier von den lieblichen kleinen Hochets moraux des Herrn Monget, die im Jahr 1782 in Paris erſchienen, und jedermann kennt. Monget beſtimmt ſeine kleinen Erzählungen für Kinder vom zarteſten Alter, um ihnen ſo zu ſagen Moral, die Hauptwiſſenſchaft des Lebens, mit der Muttermilch einzuflöſen.

„Je ſais bien, ſagt er: que le diſcours, „et ſurtout l'exemple des ſages inſtituteurs et des bons parens, valent mieux, „que mes *Hochets*; mais les bons parens, „les ſages inſtituteurs ſont-ils ſi communs? „Et ceux-la même ne recevront-ils pas „avec plaiſir un ſecours de plus dans la „tache penible qu'ils ſe ſont impoſée? La „mienne aura été bien douce, ſi dans la „ſilence de ſa famille, la mère honnête, et „tendre, qui en partage les ſoins avec ſon „époux, daigné ſourire à ce travail.

Dieß war Herrn Mongets Zweck, und der ſeelige Muſäus bearbeitete die Hochets in gleicher Abſicht, jedoch ſehr frey, und in ſeiner eignen Manier, die ganz Deutſchland kennt, und die den Mangel der Correktheit, den ihr die krittelnde Kritik wohl vorwerfen könnte, durch ihre Naivetät, gefällige Laune, treue Darſtellung und Herzlichkeit, reichlich gnug erſetzt.

Leider konnte mein Freund dieſe Arbeit nicht vollenden, und eben darum trägt ſie auch das Wahrzeichen der Nichtvollendung und iſt Fragment geblieben. Um es nicht untergehen zu laſſen, habe ich die zerſtreuten Blätter ſeines Manuſcripts vollends geſammlet, und liefere hier, was ich davon gefunden habe, ohne etwas verändern oder ergänzen zu wollen. Er ſagte mir noch auf ſeinem Krankenlager, mit einer Heiterkeit des Geiſtes und guten Laune, die die Begleiterin ſeines ganzen Lebens war, und ihn auch da nicht verließ, er wolle zu der moraliſchen Kinderklapper eine Vorrede in Doktor Luthers Manier machen, auf die er ſich freuete; und die gewiß ein Meiſterſtück in ihrer Art geworden wäre, wenn er ſie ſo hätte ausführen können, als er ſich den Plan dazu dachte.

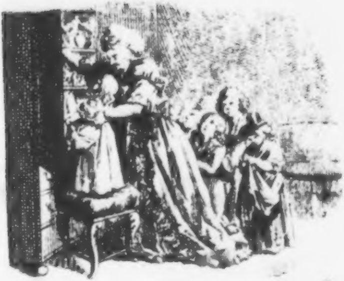
Es ſey mir erlaubt, auf das Grab meines Freundes, zu dem ich ihn mit Thränen begleitete, hier noch eine Blume zu werfen, und dasjenige auch durch mein Zeugniß zu beſtätigen, was ſchon ein anderer ſeiner Freunde öffentlich von ihm geſagt hat *): „Deutſchland verliert an ihm einen ſeiner beſten Köpfe, und ſeine Freunde einen Freund, den ſie nicht genug beklagen können. Der glückliche Humor, der ihn als Schriftſteller auszeichnet, war auch in allen Lagen des Lebens ſein beſtändiger Gefährte. Die Hauptzüge ſeines Cha-

---

*) Gothaiſche gelehrte Zeitungen. 1787. S. 728.

Charakters waren, eine nie getrübte Heiterkeit, der Spiegel einer reinen Seele; herzliche Gutmüthigkeit, Dienſtfertigkeit gegen jedermann, und eine gränzenloſe Beſcheidenheit. (Er war von Herz und Sinn wie ein Kind, und handelte wie ein Mann.) Er gehört zu den wenigen glücklichen Menſchen, die im Laufe ihres Lebens vielleicht nicht einen Feind hatten. Wer ihn kannte, liebte ihn, und beweint ihn nun." Weimar, den 30. November 1787.

F. J. Bertuch.



Die gute Pathe.

Frau Fabian in Paderborn, weiland Herrn Fabians nachgelaſſene Wittwe, war ſo reich wie unſre liebe Frau zu Loretto, und auch eben ſo erblos. Ihr einziger Sohn bedurfte keiner irdiſchen Erbſchaft mehr, er war bereits in der Ewigkeit. Weil ſie ſich nun nicht ſo ſtreng bevormunden ließ, und doch eben ſo mild und gutthätig war, als die welſche Himmelsköniginn, übte ſie verhältnißweiſe mehr Werke der Wohlthätigkeit aus, als jene, ob ſie gleich nicht mit dem Talent Wunder zu thun begabt war.

Bejahrte Damen und Unmündige, die wohl bey Mitteln ſind, ködern leicht die Haabſucht an, ſie bey lebendigem Leibe zu beerben*): denn zu erben, wer ſich darauf verſteht, koſtet nicht halb ſo viel Müh, als zu erwerben. Auf die reiche Wittwe in Paderborn wurde in dieſer Abſicht manche feine Spekulation gemacht, davon zuweilen eine gelang, manche auch mißrieth. Richter und Sachwalter ſtreckten die gierigen Krallen nach ihrem Haab und Gut verge-

---

*) Die ehrwürdige Kapitaliſtin zu Loretto ſoll, wie die Rede gehet, jetzt ſehr ihr Augenmerk darauf richten, welche Wendung der Proceß der päbſtlichen Kammer gegen die Pupille Lepri, in Anſehung des bekannten Fideikommiſſes, nehmen werde. Sie ahndet vermuthlich ähnliche Anſprüche auf ihre liegende und fahrende Haabe vom römiſchen Finanzdepartement.

bens aus: ſie lebte friedſam und rechtete mit niemand. Die Aerzte konnten ihr auf keiner ihrer gewöhnlichen Heerſtraßen beykommen, weder oberwärts noch unterwärts: ſie lebte frugal und ihre eherne Geſundheit trotzte allen Arzeneyen. Die Kleriſey zog von ihr wenig Renten: ſie lebte fromm, und hatte auf dem Kerbholz des Gewiſſens mehr an guten Werken, als Paßiva an Sündenſchuld. Aber Arme und Nothleidende, Preßhafte und Gedrückte ſetzten ihr Mitleid fleißig in Kontribution. Menſchenelend fand immer einen gebahnten Weg zu ihrem guten Herzen. Doch hatte ſich die inſolente Bevölkerungszunft, die für ihr Häschen gern ein Gräschen auf fremden Grund und Boden pflückt, auch einen Schleifweg dazu gebahnt, und ſprang kecklich über den Zaun ihrer Gutmüthigkeit. Sie wurde von guten Freunden, getreuen Nachbarn und desgleichen oft zu Gevater gebeten, und weil die Rede ging, daß ſie ihre Pathen, Kopf für Kopf, mit einem

Legat von hundert Thalern im Teſtament dereinſt bedenken würde: ſo war ſie an keinem Orte gewiſſer, als in der Kirche vor dem Taufſtein anzutreffen. Die geiſtlichen Verwandſchaften mehrten ſich dadurch ſo ſehr, daß, wenn ſie geneigt geweſen wär, ihren Wittwenſtuhl zu verrücken, in ganz Paderborn ſchwerlich ein Ehegeſpan aufzufinden geweſen wäre, den ſie ohne Diſpenſation hätte heyrathen dürfen.

Am Kindeltage nach Weihnachten wars in ihrem Hauſe wie Jahrmarkt. Alle Kinder, die ſie aus der Taufe gehoben hatte, ſo lange ſie noch in den Jahren der Unſchuld waren, kamen ſchön aufgeputzt, Frau Pathen mit einem übergoldeten Rosmarinſtengel zu kindeln, wofür ſie eine Spende von Naſchwerk und einen ſilbernen Denkpfennig erhielten, auch eine Zeitlang mit kleinen Spielen ſich in ihrem Hauſe beluſtigen durften. Einsmals war ſie beſonders wohl bey Laune, die Kinder hatten ſich aber ſchon müde geſpielt; da ſchloß ſie, das Vergnügen wieder zu beleben, ihren Putzſchrank auf,

Ach! wie das ſchimmerte!
Ach! wie das flimmerte!
Lauter ſchöne Dinge!
Doſen und Ringe,
Moderne Fächer,
Antike Becher,
Perlen und Seide,
Gold und Geſchmeide,
Prätenſionen,
Spitzen, Galonen:
Auch Tand und Poſſen,
Kleine Karoſſen,
Nürnberger Döckchen,
Mit Zindelröckchen,
Wachsbär' und Katzen,
Mit Krall' und Tatzen;
Nebſt Papageyen
Und mehr Tändeleyen.

Die ganze Kinder-Aſſamblee drängte ſich herzu, gaffte und ſtaunte Frau Pathens Reichthum an, ſog aus dieſem Anblick Wonne und Entzücken ein, und die Vorlauten unter dem Haufen riefen eins ums andere:

Gute Pathe, mir das Döckchen,
Und das Möpschen für Rebekchen! —
Mir den ſchwarzen Zeiſelbär! —
Mir das Lämmchen! — Mir das Kätzchen! —
Ach! das Kütſchchen, fur ein Schmätzchen
Reich mir nur zum Anſehn her.

Frau Pathe verwies den dreiſten Forderern die kindiſche Unart, die nach allem greift, alles haben und betaſten will, was dem Auge gefällt.

Wenn ihr mit Ungeſtüm fordert, ſprach ſie, ſo ſchließ ich gleich den Schrank wieder zu. Laßt ſehn, wer einer Spende daraus werth ſey: Das Kind, das unter euch der beſten That von heute ſich rühmen kann, will ich hier auf den Stuhl heben, da ſoll es ſich, von all den ſchönen Sachen, die ihr vor euch ſehet, drey Geſchenke

ſchenke nach Gefallen wählen und mit nach Hauſe nehmen.

Auf einmal war alles ſo ſtill um ſie her, wie wenn das ſtille Vater-unſer in der Kirche gebetet wird. Endlich fieng der kleine Oswald an:

Frau Pathe! ich weiß was.

Sag an, lieber Junge, ſprach ſie, und rede frey!

Ich habe meinen Sperling fliegen laſſen, ohne ihn zu martern. Ich wollte ihm eben den papiernen Kragen umthun, und die Krone mit Siegelwachs aufkleben, da fiel mir ein heiſſer Tropfen auf den Finger. Ach! dacht ich, wie würde das den armen Spatz quälen, wenn ich ihm ſein Köpfchen verpetſchirte, da jammerte mich das Thierchen, drum ließ ichs fliegen.

Ich weiß auch was, Frau Pathe, rief das kleine Nonnengeſicht Thereſe.

Nu ſo ſag's!

Ich habe meinen Roſenkranz heute früh rein durchgebetet, ohne ein Korn zu überhüpfen.

O ich kann wohl mehr! fiel Blandchen ein, ich weiß den langen Pſalm lateiniſch aufzuſagen, ſo gut als die beſte Kloſterſchweſter.

Liebes Kind, entgegnete Frau Fabian, wenn du ſonſt nichts weißt, das iſt nicht viel.

Kannſt du vor den Schöpfer treten
Und mit Andacht zu ihm beten?
Kannſt du nähen, kannſt du ſticken,
Spinnen, zwirnen, haſpeln, ſtricken,
Plätten, mangeln, dräſeln, waſchen,
Kuchen ſehn, nichts davon naſchen,
Einfach, ſauber, rein dich kleiden,
Schöne Kleider nicht beneiden,
Und lernſt fleißig in der Schule:
Dann ſtehſt du auf dieſem Stuhle.

Davon kann ich viel, rief zuverſichtlich Salome: ich nähe, waſche, plätte, koch' und bakke, von früh bis in die Nacht; doch nur für meine groſe Puppe.

Darauf trat Bärbchen auf: Madonne lobt mich immer meinen Schweſtern vor, das Kind, ſpricht ſie, betengelt *) nie ſein Kleid, wenn ihr geputzten Dirnen in vollem Staat durch Koth und Pfützen ſchwänzelt. Das macht, ich hebe fein mein Schleppchen auf, und ſuche auf der Gaſſe jedes Steinchen.

Mich lobt Mama, fuhr Seyfrieds Hedwig fort, als ein duldſames Kind, ich muchſe **)

---

*) Ein Provinzialwort, das ſo viel heiſſen ſoll, als den untern Saum der Kleidung beſudeln.

**) Auch ein Provinzialwort, ſo viel, als einen Laut von ſich geben.

nicht, wenn Tante Lore keift und ſchilt, und in dem Hauſe wie ein Poltergeiſt raſaunt.

Das darf ſie mir nicht thun, verſetzte Bruder Leopold, heute zankte ſie beym Frühſtück ſchon, ich nahm mein Butterbrod und gab Reißaus, lief auf den Markt, da ſtand ein armer bleicher Knabe, den hungerte gar ſehr, er bat um einen Biſſen, ach! das erbarmte mich; ich gabs ihm ganz, und freuete mich, daß ers ſo friedlich ohne Hader aß.

Nun ſchiens, als wenn kein Kompetent ſich weiter zu einer Steuer aus dem Putzſchranke melden würde. Die milde Kinderfreundin ſah umher, ob noch ein kleiner Sprecher reden wollte, da merkte ſie ein liebes, ſanftes Mädchen aus, dem Worte auf den Lippen ſchwebten, die laut zu ſagen ſie ſich ſcheute. Es war Sophie, der unſchuldsvolle Engel. Frau Pathe machte ſie durch einen Wink beredt. Ach! ſprach das

Kind, Sie ſollten nur Papa und Mama kennen, was das für gute Leute ſind! Gewiß Sie würden beyde lieben: Sie meynens gar zu gut mit mir. Nur ihnen zu gehorchen, ſie niemals zu erzürnen, iſt aller meiner Wünſche Ziel.

„Komm, liebe Kleine, komm in meine Arme!“ Alsbald ſtund Sophie auf dem Stuhle.

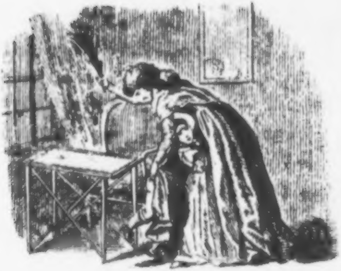
„Da ließ dir aus, was und ſo viel du willſt.“

Das Kind war außer ſich für Freuden, und gleichwohl, durch die unverſehene Ehre, verwirrt beſchämt. Genügſam griff es nach dem weiſſen Lämmchen, begehrte keine Gabe mehr. Gerührt durch dieſen Zug der edelſten Beſcheidenheit, gab jetzt Frau Pathe mehr, als ſie verheiſſen hatte, gab ſo viel, daß dem Kind das volle Schürzchen ſtrotzte. Die ſtumme, unberedte Schaar gieng leer aus; aber alle, die guten

Willen, oder Luſt zur guten That gezeiget hatten,

Empfingen aus Frau Pathens Hand,
Ein Spielzeug von Nürnberger Tand.
Nur die Pſalmiſtinn trug, zum Lohn
Für ihre Müh, nicht mehr davon,
Als ein buchsbäumern Nadelbüchschen.
Sie nahms, und ſchlich ſich fort, mit einem
ſteifen Knixchen.

◆



Vorwitz.

Mama ſtickte dem Papa eine ſeidne Weſte,
zum Geburtstags-Angebinde,

Die Köchinn kam:
„Madam, Madam,
„Das Gott erbarm!
„O weh, mein Arm:
„Ach! ſehen Sie,
„Ich machts ſo dumm,
„Der Topf fiel um
„Voll heißer Brüh.“

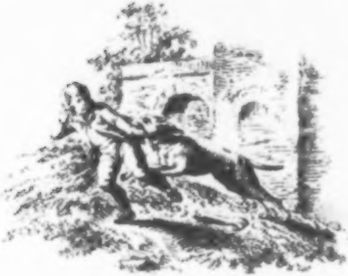
Mama beſtürzt, erhob ſich raſch vom Stuhl, und öffnete den Toilettenſchrank, worinn, hinter die prunkreiche Geſellſchaft kriſtallner Gefäſſe, voll wohlriechender Pomade, Lavendelgeiſt und Waſchwaſſer aus Mayenthau, gar demüthig ein Fläſchchen von Thon ſich verſteckt hatte, das unter den Bedürfniſſen der Eitelkeit auch etwas nützliches, eine herrliche Brandſalbe enthielt. Denn nach dem heutigen Weltlauf, drückt ſich das Nützliche immer an den Wänden weg, wenns mit dem Angenehmen irgend noch in Verbindung kömmt.

Nachdem die hülfreiche Hand der Frau, die beſchädigte Hand der Magd, mit der Heilſalbe ſorgfältig beſtrichen hatte, fand ſie nöthig, den Patienten in der Küche gleichfalls in Augenſchein zu nehmen. Wie ſie ſich nach der Thür drehete, huſch ſaß Nantchen, die kleine Zuſchauerinn der mütterlichen Blumenſchöpfung, auf dem Stuhle, ſolche gemächlicher zu beſchauen. Kind, ſagte Mama im Umſehen, rühre mir ja nicht meine Arbeit an, oder betaſte ſie mit den Fingern! du haſt Erdbeeren gegeſſen.

Nantchens Vorwitz, uneingedenk des warnenden Gebots, gerieth gleichwohl in Verſuchung, ein Blümchen auf der Stickerey aufblühen zu laſſen: denn Mama weilte lange, um verſchiedene Küchenanſtalten zu machen. Der Kochtopf war inkurabel, und hatte all ſein Eingeweide verſchüttet, das bereits ein Raub der Katzen worden war.

Das geſchäftige Kind durchgrub indeſſen mit tauſend Nadelſtichen des Papas Gallaweſte, und ſchuf die ſchöne Zeichnung in ein kindiſches Chaos um. Da kam Mama und ſah's, ſah mit Beſtürzung den Greuel der Verwüſtung an. Des Spiegels Hinterwand bot ihr der Hauszucht ſtrenges Werkzeug dar. Zornmüthig ſprach ſie, was haſt du gemacht?

Du böſes Stück!
Fik, fik, fik, fik!
„Ach das thut weh!
„Herr Je! Herr Je!
„Ach! das thut weh!
Der kleine Steiß,
So mild und weiß,
Wie Semmelbrod,
Ward feuerroth.
Das nimm zur Lehr,
Thus nimmermehr!



Bös Exempel,

eine Geſchichte in drey Kapiteln.

Eingang.

In Kaſſel trieb zum Thor hinein
Hans Daps den Eſel Baldewein
Mit Steingut ſchwer belaſtet,
Sie hatten beyde, kümmerlich
Den langen Weg von Coblenz, ſich
Beköſtigt, viel gefaſtet.
Dem Treiber lags gar hart im Sinn,
Mit dem zu hoffenden Gewinn

Zu tilgen ſeine Schulden;
Auch einen alten Steuerreſt,
Zu zahlen für ſein Schwalbenneſt,
Mit dritthalb Kaiſergulden.

Am Markte hielt er feil den Kram,
Da dauerts nicht gar lang, ſo kam
Schon ein erwünſchter Käufer,
Es war ein müßger Halbſoldat,
Wie's dort viel Müßiggänger hat,
Ein Trommler oder Pfeifer.
„He! Landsmann, was gilt hier der Krug?"
Acht Kreuzer. „Vier ſind auch genug."
Hätt ich die Waar geſtohlen,
So gäb ich ſie um halben Preiß,
Er iſt ein Knicker, daß ers weiß,
Ich ſags ihm unverhohlen.
„Die Waar iſt dein, das Geld iſt mein;
„Doch laß uns gute Freunde ſeyn,
„Den Eſel eingeſchloſſen.
„Ich ſeh den wackern Reis'kompan
„Für deinen trauten Bruder an,
„Lieb ihn auch unverdroſſen.
„Ihn zu umarmen lüſtet mir,

„Er,

„Erlaubſt du das, für ein Maas Bier?
„Darf ich ihn auch was fragen?
„Und eine groſe Neuigkeit,
„Die ihn gewißlich hoch erfreut,
„Zugleich ins Ohr ihm ſagen?“

Er thut, was ihr nicht laſſen könnt,
Für ein Maas Bier ſey's euch vergönnt,
Verſetzt Hanns Daps und lachte.
Freund Schabernack hielt ihn beym Wort,
Bezahlte baar, nach dem Akkord,
Trat flugs herzu und machte
Sein Hokus Pokus, was geſchah?
Potz Stern! Eh' ſichs ein Menſch verſah
O Wunder! über Wunder!
Das träge Thier ſprang deckenhoch,
Daß Sack und Pack herunterflog,
Hin war der ganze Plunder!
Zerbrochen lagen Napf und Topf.
Da ſtand Hanns Daps, der arme Tropf,
Und rang und wand die Hände,
Indeß ſkiſirte meiſterlich
Der böſe Schalk vom Schauplatz ſich
Floh und verſchwand behende.

Fortgang.

Der arme Mann, er dauert mich! rief jung und alt, manch biederes Bauerweib that ihre milde Hand auf, ſteuerte aus Mitleid ihm drey Heller, und ſo gewann er bald den ganzen Hut voll Geld. Ein ernſter Bürger kam, beredete die That und ſprach: ſey's damit, wie ihm ſey: ein Schurke hat dir dieſen Streich geſpielt, ich kenn ihn wohl, es iſt der Pfeifer Sonnewald, ein ſchlimmer Gauch. — Dort wohnt ſein Hauptmann, in dem großen Hauſe, geh und trag ihm den Handel vor. Der Bauer ließ ſich das nicht zweymahl ſagen, nahm ſeinen Eſel Schüttelkopf, dem's noch im Ohr erbärmlich zwickt' und zwackte, band mit dem Zaum ihn an die Hausthür feſt, und ging hinauf.

Der Hauptmann, ein gar reſpektabler Offizier, berief flugs den Beklagten zum Verhör: „Kennſt du den Mann und ſeinen Kameraden, da unten vor der Thür?"

Herr Hauptmann! ja.

„Haſt du dem Eſel was geheimnißvoll ins Ohr geraunt?“

Wer? Ich? kein Wort! Doch halt, jetzt fällt mirs bey, ein Wörtchen oder zwey.

„Sag an, was wars? Bey hundert Fuchstein gieb Beſcheid!“

Es war doch wahrlich kein Verbrechen! Ich ſagt ihm im Vertrauen, daß meiner Mutter Schweſter heut oder morgen Hochzeit hält, darüber freute ſich Grauſchimmel ſo herzinnig, daß er, gleichwie ein Stutzbock, leckt' und ſprang.

Der Hauptmann lacht' ob dieſer Schnurre, daß er den Bauch hielt, und daß ihm die Augen thränten: Er ließ den Bauer Abtritt nehmen. — „Was haſt du Sappermenter wieder für einen Streich ausgehen laſſen? du tückſcher Hund, geſtehs nur frey!“

Pardon Ihr Gnaden, ach Pardon! Der Grobian ſchalt mich für einen Knicker aus, auf offnem Markt, als hätt ich Schandkauf ihm geboten. Das wurmte mich, ich dacht' auf Rache. Ich nahm ein Stücklein Feuerſchwamm, und ſteckts dem Langohr in den Horcher, das kitzelte ſein Trommelfell ſo mächtig, wie ein Bremſenſtich.

Der Kapitän beſtrafte gelind, und nur mit Worten, den inſolenten Wicht; denn er war bey ihm wohlgelitten. Er hatte lang zu Waſſer und zu Lande, auf ſeinem fernen Kreuzzug nach Amerika, als Schalksnarr ihm gedient, und ihn durch manche Poſſe gar herrlich amüſirt. Koblenzer, rief er, tritt herein! wie viel war deine Fracht wohl werth?

Zehn Gulden, Herr! glaubts ungeſchworen, wars unter Brüdern werth mein Gut.

„Hier nimm!" Er zog die Börſe, „nimm dieſen blanken Sonnen-Louisdor und zieh in Frieden heim. Du aber, Schalk, ſo lieb dir deine Rippen ſind, ſag keinem Eſel mehr ein Wort ins Ohr."

Ausgang.

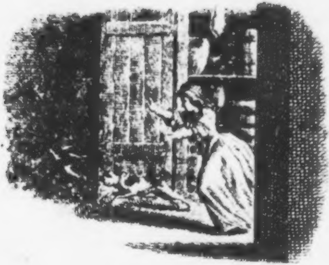
Horchſam ſaß Junker Wilhelm im Kloſet, um ſeine Lektion zu lernen, und muſterte dabey die bleyerne Armee, Freund Sonnewald war ebenfalls ſein Matador, kürzt' ihm die Zeit mit Taſchenſpiel und Kartenkünſten. Der ausgeführte Streich beluſtigte den Junker königlich. Papa ging drauſſen in dem Zimmer auf und ab. Bey guter Laune wiederkäut er die Begebenheit, pfiff einen Marſch und ſprach dazwiſchen: Der Kauz ha! ha! was er für Teufelszwirn im Kopfe hat! Ein ausgelernter Dieb! Er treibs auch noch ſo bunt, man kann ihn drum nicht ſtrafen.

Das ſchrieb der Junker hinters Ohr. Gehts dem ſo ungenoſſen aus, ſchloß er nach ſeiner Kinderlogik, wie würde Papa lachen. wenn ich ein gleiches Stücklein praktizirte. Du loſer Schelm, ſprach er: was haſt du angeſtellt? ſeht mir den kleinen pfiffgen Vogel! Gar bald verſah er ſich mit einem Stückchen Schwamm aus Papas Feuerzeuge. Einſt ſpielt er auf der Gaſſe, da kam ein Fleiſcherhund, mit einem großen Knochen, der legte ſich vors Haus, in guter Ruh ihn zu benagen. Still! dachte Wilhelm, du kommſt mir ja eben recht, Papa ſteht juſt am Fenſter. Flugs lief er in die Küche, und ſteckte unbemerkt den Schwamm beym Feuer an, kam wieder, ſtreichelte den Hund, hob ihm das Schlappohr auf, und warf den glühenden Funken keck hinein.

Der Hund, für Schmerzen wüthig, fiel den Knaben an, denn ein gereizter Hund iſt nicht ſo dultſam, wie ein Eſel, und biß ihm, ach! das Aermchen morſch entzwey!

Du Kleiner, thu nicht alles nach,
Was du von andern ſiehſt und höreſt,
Daraus entſteht viel Ungemach,
Wenn du durch Schaden dich belehreſt.
Ihr großen Leute, wahret euch,
Muthwill'ge Poſſen zu belachen:
Ein Kind pflegt einen dummen Streich,
Aus Unbedacht, leicht nachzumachen.

Unfolg=



Unfolgſamkeit.

In der ſchönen Jahreszeit
Pflegte, von der Vorſtadt weit,
Auf des Onkels Garten draußen,
Gerne die Mama zu haußen.
Mienchen, Möpschen und die Magd,
Emſig, treu, doch wohl betagt,
Gaben ihr ſtets das Geleite.
Der Gewinn vom Seidenbau
Lohnte dort der wackern Frau
Ihre Müh, durch reiche Beute.

Eines Tags in aller Früh, kam Lebrecht, Oheim Gebhards Diener: „Mein Herr iſt todkrank, kommen Sie, Madam! ihm etwas einzugeben, er nimmts von keiner andern Hand, und gleichwohl ſtehts mit ſeinem Leben ſo mißlich, daß er ſich vielleicht noch heute zu den Vätern ſchleicht.“

Die beſtürzte Nichte warf ſich flugs in die modiſche Chemiſe, und verbarg den halbfriſirten Kopf untern rieſenhaften Deckel für den Zwerg vom Topf. Im Weggehen küßte ſie die liebe Kleine: Lieb Minchen, ſprach ſie, du biſt ein verſtändiges Kind, merk auf, was ich dir ſage. Hier dieſer Schlüſſel ſchließt die Speiſekammer, gieb ihn der Marie, wenn ſie kömmt, ſie blattet eben Maulbeerlaub. Lauf nicht hinunter in den Garten, damit dich keine Biene ſticht, und dir die Sonne nicht die Haut verſengt. Verſuchs auch nicht, den Schlüſſel zu probiren: der Kamm daran iſt wandelbar.

bar. Gehab dich wohl, weiß nicht, wie bald ich wiederkomme.

„Mamachen ſey'n Sie auſſer Sorgen, was Sie befehlen, will ich thun; ich weiß ſchon zu gehorchen. Aus dieſem Zimmer weich ich keinen Schritt, den Schlüſſel ſoll die gute Alte haben. — Was ſollt er mir? Die Neugier plagt mich eben nicht, und hier iſt ja mein Frühſtück ſchon.

Verlaſſen ſaß das liebe Kind,
Die Mutter ging davon mit Eile.
Wenn nun die Kinder müßig ſind,
Fällt ihnen leicht, vor Langerweile,
Wie kanns bey Kindern anders ſeyn?
Bald die, bald jene Thorheit ein.

Wenn ich in den Garten ging,
Dachte Minchen,

Wer erführs? Es ſticht nicht gleich
Mich ein Bienchen;
Doch ich will gehorſam ſeyn
Meiner Mutter,
Hätt' ich zu der Semmel nur
Etwas Butter.
In der Vorrathskammer ſteht
Auf der Schüſſel
Uebrig ſatt, ich hab zum Glück,
Hier den Schlüſſel.
Möpschen Azor, wirſt mich doch
Nicht verrathen,
Dafür ſoll ein andermal
Dir mein Braten.

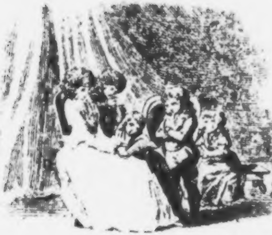
Gedacht, gethan! Die Näſcherinn trat ihre Wallfahrt in die Vorrathskammer an, und der kleine Scheker, mit dem Schellenhalsbande, gab ihr freudig das Geleite. Sie ſchloß die Thür bedachtſam auf, und ſtöhrte aller Orten um, kein Butterteller war zu finden, nichts überall von Näſcherey. Das Hündlein mit der Mohrenſchnauze kroch jeden Winkel aus, fing gurrig an zu bellen. Da gackerte ein ſcheues Hühnchen, flog auf, zertrümmerte ein Fläſchchen und zwey Gläſer. Huſch wars zur Thür hinaus, das Möpschen hinterdrein, und Mienchen nach — Die Jagd ging durch den ganzen Garten, zuletzt krochs durch den Zaun, — weg wars!

Darauf ſumßte eine wilde Biene dem Kinde um den Kopf, aus Unbedacht und Furcht ſchlug es nach ihr und floh. Zur Rache ließ das zornige Inſekt der Fliehenden den Stachel fühlen. daß eine große Beule, wie ein Taubeney, ihr unterm Auge ſchwoll.

Ungehorſam ſtraft ſich ſelbſt,
Armes Mienchen,
Bringt dich um dein Mittagsmahl
Ums gebratne Hühnchen;

Bringt dich um ein Gläschen Wein
Aus dem Karavinchen,
Und bey Waſſer, Salz und Brod,
Sticht dich noch ein Bienchen!

* * *



Blindes Glück.

Doktor Muldner war geſtorben, ſo berühmt wie Stoll in Wien, in dem kleinen Städtchen Greuſſen; hinterließ bey ſeinem Sterben eine Frau mit ſieben Kindern, die noch unerzogen waren, und dazu gar wenig Renten *).

Ach!

---

*) In Greuſſen lohnt freylich Galen ſeinen Söhnen nicht ſo freygebig wie in Wien. Dem ſeelgen Doktor Stoll hatte die aurea praxis bereits ein Vermögen von 300000 Gulden erworben, ob er gleich ſein Leben nur auf 45 Jahr gebracht hatte.

Ach! ſprach die betrübte Wittwe, nun gehts aus dem kleinen Töpſchen, hinfort ſetzt es ſchmale Biſſen, euer Vater lebt nicht mehr. Lieben Kinder, ſeyd begnügſam, thut Verzicht auf ſchöne Kleider und auf leckre Näſchereyen, Weihnachtsſtollen, Oſterfladen; unſre magre Mahlzeit würze Hunger und Zufriedenheit.

Leonorchen gab zur Antwort: Wenn Sie, beſte Mutter, leben, uns durch gute Lehr und Beyſpiel fromm und tugendhaft erziehen, können wir das all entbehren. Täglich werden wir ja größer, können bald durch Fleiß und Arbeit unſer bischen Brod erwerben, oder einem Herrn wohl dienen.

Doktors-Töchter ſollten dienen, wie gemeine Bürger-Dirnen? O wie ſchmerzte der Gedanke innerlich die gute Mutter! Ihre lauen Thränen floſſen, ſie umarmt die lieben Kleinen: ſeyd nur folgſam, fromm und bieder, der die jungen Raben nährt, wird euch auch nicht darben laſſen.

Was geſchah?
Eh man ſichs verſah,
War ein Brief aus Braunſchweig da,
An Madame adreſſiret,
Wohl gelackt, auch wohl petſchiret,
Mit drey Groſchen wohl bezahlt,
Und die Typen wie gemahlt*).

Mama erbrach das Siegel, las den Brief einmal, wiederum und nochmals, mit großer Inbrunſt. Ihre trauernde Wittwen-Miene verſchwand allgemach, ſie nahm ein heiteres Weſen an, und ſprach mit froher Rührung: Seht doch, lieben Kinder, wie der Himmel für uns ſorgt! Weit von hier, hinter dem Blocksberge, den

---

*) Es war ein gedruckter Brief, mit deutſcher Kurrentſchrift, die ſo ſteif ausſieht, als wenn ſie aus weiland Meiſter Stäpſens Vorſchriften abgezirkelt wär.

euch der ſelge Vater oft beym Spaziergang zeigte, und manches artige Mährchen davon zu erzählen wußte, wohnt ein unbekannter Menſchenfreund, eine rechte Stütze und Stab für Wittwen und Waiſen, ders beſſer mit uns meint, als unſre nächſten Freunde und Anverwandten, er nennt ſich Heinrich Hampe. Denkt nur, der liebe Mann ſchickt mir von freyen Stücken ein Loos zur Braunſchweiger Lotterie, und ſchreibt dabey, daß es ihm ganz beſonders angenehm ſeyn würde, wenn er das Vergnügen haben könnte, darauf den beſten Gewinn von dreißigtauſend Thalern auszuzahlen. Das wäre ja ein Ohmenfaß, ein ganzer Schüttkarrn voll Geld, den unſer Schimmel nicht fortziehen könnte.

Die Kinder ſpitzten all das Ohr, ob dieſer guten neuen Mähr, und Adolph hüpft' und ſprang für Freuden: Ey, liebe Mutter, da wären wir ja reicher als der Apotheker!

Bärbchen. Ach! wenn doch viel ſolcher Hampen in der Welt wären.

Lorchen. Es iſt an Einem genug, wenn er nur Wort hält und uns die Tonne voll harter Thaler bald ſchickt.

Mutter. Liebes Kind, mit dem Schicken gehts nicht ſo geſchwinde, er kann uns nicht eher was ſchicken, bis das Loos gewonnen hat. Aber mich freut nur der gute Wille von dem Manne und ſeine edle Denkart, daß er einer dürftigen Familie den reichen Gewinn zuwenden will. Ein andrer hätte das Loos für ſich behalten, und an arme Wittwen und Waiſen dabey nicht gedacht. Freylich wirds ſchwer halten, ſo viel Geld aufzubringen, als das Papierchen durch alle Klaſſen koſtet.

Bärbchen. Liebe Mutter, das Stückchen Papier iſt ja keinen Heller werth, mußt du es denn bezahlen?

Mutter. Allerdings! Eine Lotterie iſt ein Glücksſpiel, du weißt wohl, große Leute ſpielen nicht um Nüſſe und Stecknadeln, wie die Kinder, ſondern um Geld.

Bärbchen. Ich habe dich doch nie um Geld ſpielen ſehen.

Mutter. Das thu ich freylich nicht, weil ich kein Geld zu verſpielen habe, und der kleinſte Verluſt mich ſchmerzen würde. Ich dächte immer, ich entzög euch Kindern etwas. Aber hier iſts ein anders. Daß ein wildfremder Mann, von dem ich mein Lebtag nichts gewußt noch gehört habe, an meinen geheimen Nahrungsſorgen ſo thätig Antheil nimmt, das kommt gewiß nicht von ungefähr. Ich nehms als eine ſonderbare Schickung vom Himmel auf, es iſt, als wenns dem Manne wäre eingegeben worden, unſer Glücksapoſtel zu werden.

Adolph mit kindiſch freudiger Geberde: Soll hoch leben, Hampe, der Glücksapoſtel!

Mutter. Gott geb ihm einen guten Tag! — Ja, ja, es ahndet mir, gebt Acht, Kinder, wir gewinnen das große Loos in der Braunſchweiger Lotterie.

Adolph. Nicht wahr, liebe Mutter, dann bäckſt du auf meinem Geburtstag wieder einen Ringelkuchen mit ſechs Lichtern, wie vorm Jahr, da Papa noch lebte?

Fritz. Und mir beſchert der heilige Chriſt auch wieder einen Zuckerbaum.

Bärbchen. Und ich kriege ein neues Kleid, eine Schnürbruſt und ſchöne Poſchen, wie Amtmanns Fiekchen.

Lorchen. Mir giebt Mama wieder Wochengeld, und erlaubt, daß ich dem blinden Manne wie zu Papas Lebzeiten, ſeinen Dreyer davon zahlen darf, den ich ihm gelobt habe, da mir der liebe Gott vom Zahnweh half.

Mutter. Liebes Kind, er ſoll alle Wochen einen Groſchen haben, wenn das Loos gewinnt. Jetzt iſt nur die Frage, wovon wir die Einlage beſtreiten. Ich denke, es wird ja wohl zu verantworten ſtehen, wenn ich mir einen Vorſchuß von eurem Pathengelde erlaube, das ich zum Nothpfennig aufgeſpart habe. Der Gewinn kömmt euch doch allen zu gute.

Bärbchen. Ja, gute Mutter, ich ſpendire mein viertes Gebot daran, und das angeörte Schauſtück dazu.

Käthchen. Ich meine Fortuna auf der Weltkugel, mit der hereingekämmten Vergette.

Adolph. Ich meinen Wildemannsthaler.

Fritz. Ich mein Silberhirſchchen.

Lorchen. Ich meinen Lämmchensducaten.

Mutter. Glaubts, Kinder, der Waſchpfennig iſt Seegensgeld, das kommt gewiß mit reichem Wucher wieder.

Mama öffnete getroſt die ſieben Büchſen, that einen dreiſten Griff hinein, tauſchte dafür fünf goldne Roſſe um, und ließ ſie raſch nach Braunſchweig traben. Freund Hampe ermangelte nicht, mit umgehender Poſt, gegen den baaren Empfang, ein vidimirtes Loos für alle Klaſſen promt zu remittiren, welches ſie ſorgfältig in des Herrn von Bogazky himmliſchen Schatzkäſtlein verwahrte.

Von ſchmeichelnder Hoffnung genährt, ſpürte die verwaiſte Familie, bis zu Ablauf der letzten Ziehung, keinen Mangel noch Kummer. Der Glücksapoſtel ſchickte fleißig gedruckte Liſten ein, die vor der Hand zwar kein Glück verkündeten, aber nach deſſen ſchlauer Interpretation zum ſichern Beweiß dienten, daß ſich das Wittwenloos mit keinem andern Treffer paaren wollte, als mit dem Hauptgewinn.

Die Inhaberinn antizipirte ſchon, in zuverſichtlicher Erwartung großer Remeſſen, gewiſſermaßen den Genuß davon: ſie rührte fleißig Kuchen ein, kaufte den Kindern Beere und Kirſchen, ſo viel ſie wollten. Aber ihre fleißige Hand ermüdete bey der Arbeit, und die häusliche Jugend folgte ungeheißen dem mütterlichen Beyſpiel.

Da ſtand das Rädchen;
Wer nicht ſpann, war Kätchen.
Sie putzte Docken,
Und vergaß den Rocken.
Adolphs Schulfleiß wurde ſtumpf,
Ihm eckelten Vokabeln!
Bärbchen widerte der Strumpf,
Sie erzählte Fabeln.
Selbſt der Irrwahn wirkte tief
Auf den kleinen Fritzen:
Mit den neuen Stiefeln lief
Er durch alle Pfützen.
Unſer Loos, dacht er, gewinnts;
Ey, ſo leb ich wie ein Prinz!

Am Tage der letzten Ziehung hatte die gute Frau weder Ruh noch Raſt, das Herz ſchlug ihr hoch in der Bruſt für freudiger Erwartung. Sie hatte viel gute Ahndungen gehabt: den Abend vorher brannte eine herrliche Roſe am Licht; in der Nacht träumte ihr vom Gelben im Ey, das deutet auf Gold; bey nüchternem Morgen hatte ſie dreymal genießt, und wem das begegnet, der erfährt was neues. Ach, ſeufzete ſie: wer nur gleich an Ort und Stelle wär', und zuſehen könnte, wenn das große Loos herauskommt! Beſte Mutter, ſprach Lorchen:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich nach Braunſchweig hin,
Und bald verkündet' ich
Dir den Gewinn.

Es vergingen aber drey Tage, ohne daß eine Stafette anlangte, drey Wochen, ohne daß der erwünſchte Avisbrief einlief, Freund Hampe blieb ſtumm wie ein Fiſch, und das ſchien eben kein Zeichen von guter Bedeutung zu ſeyn.

Endlich überbrachte der hinkende Bote von Erfurt die leidige Depeſche vom Kollekteur, daß es der Göttin Fortuna diesmal nicht beliebt habe, mit der Deviſe: **ſolls ſeyn, ſo ſeys, ich gewinns, wer nur will wetten,** weder den großen noch irgend einen andern Gewinn zu vereinbaren. Ach da war groß Jammer und Herzeleid im Hauſe! Das troſtloſe Weib rang und wand die Hände, und geberdete ſich ärger, als den Abend, da der ſeelge Mann aufgebaaret ſtand.

Ach! jammerte und ſchmähete ſie zugleich. Ach! Hampe! du Satansengel! du Schlangenkönig! haſt mich verführt, wie dein ſchlangenköpfiger Anherr, das erſte Weib im Paradieſe.

Die Kinder ſtanden ganz verblüfft ob dieſer Hiobspoſt, und weil ſie die Mutter weinen ſahen, weinten ſie alle mit. Weh mir! ſeufzete Lorchen, nun iſt mein Lämmchen geſchlachtet, und ich habe keinen Genuß davon, weder vom Fett, noch von der Wolle.

Ach! eiferte Kätchen, ich möchte gleich für Bosheit meine Fortuna bey den Haaren von der Weltkugel herunterreiſſen, wenn ich ſie noch in der Sparbüchſe hätte.

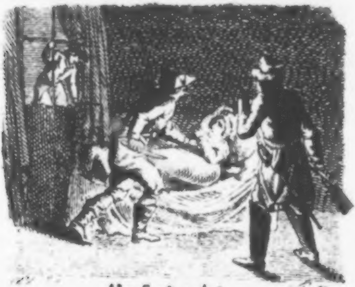
Bärbchen ſagte nichts; aber ſie zog flugs die hölzerne Elle unter dem Röckchen hervor, womit ſie es aufgeſpreitet hatte, um vorläufig zu ſehen, wie ihr die neuen Poſchen anſtehen würden, ſie lief nach ihrem beſtäubten Arbeitsbeutel, nahm ſtillſchweigend daraus das Strickzeug wieder zur Hand.

Gute Mutter, tröſtete Adolph, weine nicht! der böſe Mann ſoll uns das nicht umſonſt gethan haben. Wenn er mir einmal begegnet, und die Leute ſprechen, das iſt Hampe von Braunſchweig, gleich werf ich ihm eine Hand voll Kletten in die Perucke.

Pfuy! Adolph, ſtrafte Mama, ſchäm dich, das war ſehr unartig, wer wollte auf Rache denken, das wär ja Sünde. Der Mann kann herzgut ſeyn, und verdient nicht, daß wir ihn haſſen, obgleich ſeine unverlangte Dienſtbefliſſenheit uns theuer zu ſtehen kömmt, ich bitt' ihm meine übereilte Schmähung reuig ab. An eurem Pathengeld iſt nichts verlohren, wenn ihr dafür die goldne Lehre gewinnt:

Bey Thätigkeit und Fleiß der Vorſicht zu vertraun,
Und nie auf blindes Glück zu baun.

◆



Unbedacht.

Mamſell Düval bezahlte die Eitelkeit, ihren niedlichen Fuß in einen engen Schuh zu preſſen, mit einem erklecklichen Hühnerauge an der großen Zehe, die ſie, wenns anderes Wetter wurde, wie eine Furunkel *) brannte. Sie war daher nicht wohl zu Fuße, und hütete zum Verdruß ihrer kleinen Eleve, ſtets das Zimmer.

An einem ſchönen Sommertage, zur Zeit der Lindenblüthe, entwiſchte Fräulein Adelheid der

---

*) Eine Art ſchmerzhafter Geſchwüre, in der Kunſtſprache Furunculus, auf deutſch Bluteiß genannt.

der ſtrengen Gouvernante, die eben Mittagsruh hielt, promenirte einſam in der ſchattenreichen Esplanade vor dem Schloſſe auf und ab, um balſamiſche Gerüche einzuathmen. Da kamen zwey geputzte Herren ihr entgegen, dem Anſchein nach von gutem Adel, wenigſtens hatten beyde kein bürgerliches Air. Der eine trug ein rothes Kleid mit einer goldnen Epaulette, und einen Degen an der Seite; der andre einen runden Hut, und hatte ſich in einen ſaubern Frack geknöpft. Beyde grüßten ſie gar höflich, und Fräulein Adelheid erwiederte den Gruß mit einem ſtummen Kompliment.

Bey Gott, ein wahrer Engel! ſprach der Rothrock, laß ſehen, ob das Püppchen reden kann: So ganz allein mein ſchönes Fräulein? —

"Ja, wie Sie ſehn"

Wie lebt Papa? — Wohl auf? Und auch die Frau Mama? — Sie haben jezt vielleicht Beſuch?

"O nein, ſie ſind verreißt."

Wohin?

Ins Bad."

Seit wann?

"Seit vierzehn Tagen."

Das trift ſich doch fatal, wir kamen ihnen aufzuwarten.

"O, ſprechen Sie nur ein, Matante iſt zu Haus und auch die Gouvernante."

Sonſt niemand?

"Nein, Bediente, Läufer, Kutſcher, ſind alle mit ins Bad verreißt. Es iſt bey uns ſo einſam, wie im Kloſter."

Sie wohnen hier in einem Paradieſe, die Environs ſind allerliebſt. Ein herrlich Schloß! Vermuthlich auch ein ſchöner Garten?

"Papa hat ihn erſt angelegt; er koſtet aber einen ſchönen Thaler."

So iſt Papa wohl reich?

"Das meyn ich! Reicher als ein Graf.

Er hat vor kurzem noch vom Onkel ein Ritterguth geerbt, auch Silberwerk, ein ganz Servis, Flambeaux, Terrinen, Plattménagen, viel Dutzend Teller, Löffel, Meſſer, und ein Beſteck von purem Golde."

Auch ſonder Zweifel baares Geld?

„Ja wohl! Es ſteht ein Kaſten ganz von Eiſen, ſo ſchwer, daß ihn kein Dreſcher heben kann, in dem Gemach, wo Tante ſchläft. Sie hat dazu den Schlüſſel, der alle ſieben Schlöſſer ſchließt. Oft raſſelt ſie den halben Tag mit Gelde, wenn ſie die harten Thaler zählt und ſortirt."

Ey, was Sie ſagen!

„Ach das iſt nichts! Sie ſollten die Juwelen ſehen. Jn dem verborgnen Fach der Schreibkomode verwahrt Papa all den geerbten Schmuck für mich. Ich hab ſchon eine goldne Uhr, Braſſeletts von ächten Steinen; doch, wenn ich groß bin, läßt er mir ein Halsband von Brilljanten faſſen, auch Ohrgehänge, Zitternadeln, an jedem Finger einen Demantring."

Vortreflich, ſchönes Kind! da werden Sie ja glänzen, wie der Morgenſtern, wenn Sie ſich dort am Fenſter zeigen. — Das iſt doch Ihr Gemach?

„Nein, jenes, wo das Fenſter offen ſteht. In dieſem wohnt Matante."

Wo ſchläft ſie?

„Gleich daneben."

Und wer bewacht das Haus?

„Der große Hund im Hofe, und die lieben Engel."

Ja, die ſind auch die beſte Wache, und laſſen kein Geſpenſte ſpuken.

„O! die Geſpenſter thun uns nichts zu leide, wir beten unſern Abendſeegen und ſchlafen flugs und fröhlich ein. — Da kömmt die Amme mich zu ſuchen. Hier bin ich Hanne, ſieh, die Nire hat mich doch nicht in den Teich gezogen, ob ich gleich ohne dich am Ufer promeniren gieng. — Nu? Wollen Sie mit zu Matante gehn?“

Für diesmal nicht, doch kommen wir, unangemeldet, mit nächſtem ganz gewiß.

Die Herren hielten beyde Wort, ſie kamen mit all ihrem Hofgeſinde, in ſpäter Mitternacht vors Haus, und weil die Thür verſchloſſen war, ſo ſtiegen ſie durchs Fenſter ein, um niemand aus dem Schlaf zu ſtöhren.

„Zu Hülfe! zu Hülfe! Diebe! Diebe!“

Mord Element! kein lautes Wort Madam! Den Schlüſſel her zu dieſem Kaſten, und dort zum Schreibſchrank, ohne Zuck und Muck!

„Ich hab ihn nicht. Der Hausherr hat ihn mitgenommen, und der iſt fern von hier im Bade.“

Vermaledeyter Trug! — den Schlüſſel! — nur heraus damit!

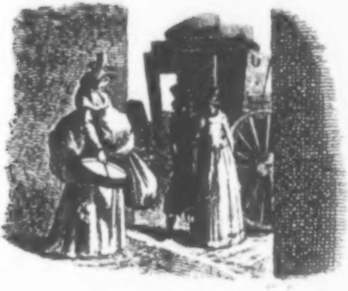
„Mein Gott, ich gäb ihn gern, wenn ich ihn hätte!‘

Nimrod, ſchneid ihr die Gurgel ab!

Erbarmen! Ach! Um Gotteswillen Gnade! hier iſt er, unterm Kiſſen in dem Bette.

Drauf giengen Silberwerk, Juwelen und Geſchmeide,
Der Truhe köſtlich-Eingeweide,
Das wohl ſortirte alte Geld,
Mit großer Eil in alle Welt.
Weg war der Schatz! die gute Tante lag,

Sechs bange kummervolle Stunden,
Im ausgeleerten Bettgemach,
Halbtodt, bis an den hellen Tag,
Gar feſt geknebelt und gebunden.
Was hatte ſie in all die Noth gebracht?
Und volle Kaſten leer gemacht?
Was anders, als der kleinen Thörinn Unbedacht?
Drum liebes Kind, merk dir aus dem Geſchichtchen
Die gute Lektion fürs Haus:
Sey keine Schwätzerinn, wie Nichtchen,
Und plaudre nicht gleich alles aus.



Trägheit

Malchen, Malchen, ach zu ſpät
Bereuſt du die verlohrnen Stunden
Deines Frühlings! Wer nicht ſät,
Kann nicht volle Garben runden.
Wenn ein Mädchen müßig geht,
Spul' und Spindel läſſig dreht,
Störriſch guten Rath verſchmäht,
Sich voll eitler Hoffnung bläht,
Hat ſie nie groß Glück gefunden.

Schön gepaart, wie Schellen-Dauß und Ecker-Ober,
Lebte vormals glücklich zu Hannover
Hauptmann N**, mir fällt nicht bey ſein Name,
Mit einer allerliebſten Dame.

Malchen war der Eltern Freude,
Sie mit Sorgfalt zu erziehn,
War ihr eifriges Bemühn.
Papa ſorgte für die Bildung des Verſtands
Seiner kleinen Augenweide,
Und Mama gab ihren Sitten Eleganz.

Da wurde Krieg, Papa zog mit zu Felde, ſchwamm über Meer, um unterm tapfern Elliot, die Felſenburg Gibraltar, ganz am Ende der alten Welt, mit zu vertheidigen. Kaum war er fort, ſo fing ſchon, im Beginnen, der frühe Keim der Weisheit an zu welken. Der Müßiggang, und eine angeputzte Puppe behagte mehr der unverſtändigen Dirne, als gute Lehr, Vermahnung, Unterricht. Sie lernte nicht gehörig buchſtabiren, das Leſebuch, der Pſalter, Katechiſmus war ihr die größte Plage, und was ſie ſchrieb, das konnte niemand leſen. Sie wurde krank, ſobald Herr Hempel kam, die gute Haut von Informator, der Marzipan ihr ſtatt der Ruthe gab.

Die Mutter grämte ſich im Herzen über Malchens trägen Fleiß, und ließ es an guten Ermahnungen nicht ermangeln; weil ſie aber die einzige Pflanze keuſcher Liebe war, hegte ſie die Unart ihres Töchterleins durch allzuviel Nachſicht, und wagte es nicht, das Unkraut mit der Wurzel auszujäten. Da ſie ſahe, daß weder Vermahnungen noch Drohungen anſchlugen; erdachte ſie ein anderes Mittel, durch Ambition das unachtſame Kind zum Fleiß und Thätigkeit zu reizen.

Es wohnte ihrem Hauſe gegen über ein Handwerksmann, der arme Kunz genannt, der hatte gar ein liebevolles Kind, das nahm Madam zur zweyten Tochter an, gabs Malchen zur Geſpielinn, und ließ es mit ihr in die Schule gehen. Das Mädchen hatte viel Talent und Luſt was nützliches zu lernen, ließ ſich zu keiner Arbeit treiben,

Und alles, was ſie that, gedieh,
Ihr gleichſam ſpielend ohne Müh,
Geſang und Tanz, und Bildnerey im Rahmen;

Auch jede Predigt merkte ſie
Vom Vater Unſer bis zum Amen.
Ihr Auge war ſo hell wie ihr Verſtand,
Die Haut ſo weiß und glatt, als wie Emalje,
Die Doppelſpanne einer Hand
Umfaßte ihre ſchlanke Taille.
Wer Evchen ſah, geſtand es frey,
Sie ſey die Poeſie,
Voll Ausdruck, Schönheit, Kraft, Genie,
Und ihre Freundin, Malchen, ſey
Dazu nur ſchlechte Melodey.

Das ſagte wenigſtens die gute Mutter oft; allein der Tochter Leichtſinn achtete nicht drauf, ſie that, als hört' ſie's nicht. Laß du den Papa wiederkommen, du ungerathnes Kind, ſprach eines Tags die eiſernde Mama, er wird dich anders ziehen. Er iſt, du kennſt ihn ſchon, ein ſtrenger Mann. Sieh gegen dich einmal nur Evchen an, was die nicht alles weis und kann! wär die nicht, o! ſo wär das viele Geld für deinen unbenutzten Unterricht, recht wie zum Fenſter naus geworfen.

Indem ſie ſprach,
Trat ins Gemach
Die Ordonanz
Des Hauptmanns, Franz.
„Was willſt du hier?
„Flugs ſag es mir
„Was macht dein Herr?
„Wo weilet Er?
Am Meeres Strand,
Im kühlen Sand.
Er ſtarb, als Held,
Im Waffenfeld.
„Erbarm ſich Gott
„All unſrer Noth,
„Verlaſſen ſind
„Wir, liebes Kind!
„Dein Vater todt,
„Wir ohne Brod!
Das Töchterlein
Fing an zu ſchreyn:
„O weh! o weh!
„Ach, ich vergeh!
„Mein armes Herz
„Zerreiſt der Schmerz.
Sie rang und wand
Die läßge Hand.
Und frug Mama'n
„Was fang ich an?

„In aller Welt.
„Wer ſchafft nun Geld?
Dein Fleiß, mein Kind;
Wer näht und ſpinnt,
Der darbet nicht.
„Mich plagt die Gicht,
„Sie wiſſens wohl.
So pflanze Kohl:
Der Arbeit Müh
Stärkt Arm und Knie.
„Ach graben ſoll
„Ich, das wär toll!
„Zu vornehm bin
„Ich für Gewinn
„Von Hand und Fuß.
Das bittre Muß
Wird's lehren dich,
Glaub's ſicherlich!

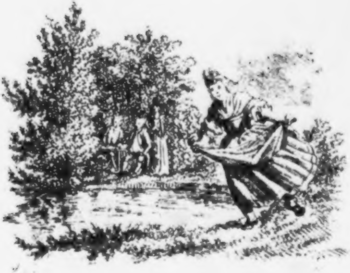
Nach wenig Monden folgte die treue Gattinn ihrem Gemahl ins Grab. Sie liebte ihn mit Turteltauben-Liebe, und härmt' und grämt' ſich über ſeinen Verluſt zu Tode.

Malchen war in großer Verlegenheit, was ſie nun beginnen ſollte, ſie war weder ſchön noch reich, und konnte nichts und wußte nichts, als die Hände in den Schoos zu legen. Sie weinte Tag und Nacht, und jammerte und ſtöhnte ſo laut, daß man's oft über drey Häuſer hörte.

Da kam das gute Evchen zu ihr und ſprach: Laß deinen langen Kummer ſchwinden! Um deinet willen zog Mama mich auf, und ließ mich alles lehren, was ein Mädchen zu wiſſen braucht: Pflicht und Dankbarkeit erfordert, daß ich nun für dich arbeite; ich waſche Flor und Blonden, ſteche Spitzen aus, und kann Hauben ſtecken. Wenn ich vorerſt nur in der Kundſchaft bin, ſo ſolls nicht fehlen, mich und dich gemächlich zu ernähren. Das ließ ſich Malchen wohl gefallen, ihr Thränenquell verſiegte gar geſchwind. Doch der Kontrakt des Fleißes und der Faulheit hatte keinen langen Beſtand.

Von ungefähr ſah Herr von Steiz,
Ein reicher Junker aus der Schweiz,

Bey ſeiner Rückkehr von dem Bade,
Das liebe Mädchen auf der Maskerade.
Er nahm ſie kecklich auf die Schau,
Aus ihr zu machen ſeine Frau,
Hielt um ſie an, in Gottes Namen,
Und bey ihr wars gleich Ja und Amen.
Bald nach der Hochzeit führte Herr von Steiz
Sein liebes Weibchen in die Schweiz,
Vormals genannt des armen Nachbars Evchen,
Und wo kam Malchen hin? Sie diente ihr als Zöfchen.



Falſche Aemulation.

Vetter Asmus war mit Kind und Kegel zu ſeinen Gefreundten ins Land verreiſet, hatte Geluſten auch einmal in Saus und Schmaus zu leben, und ſeine frugalen Kartoffelmahlzeiten einsweilen zu ſuspendiren. Schwager Freundlich ſtellte der reiſenden Karavane zu Ehren ein herrliches Konvivium im Garten an, bey welchem, die geſellige Freude deſto mehr zu beleben, Jubals Enkelsſöhne, aus der Geisblattlaube, gar lieblich waldhornirten und ſchallmeyten.

Es wurde viel gekoßt, geſcherzt, gelacht,
In mondenheller Sommernacht.
Ein lauer Zephyr zog vorüber,
Und hielt hier ſeine Abendraſt,
Und weilte in dem Garten lieber,
Der werthe unſichtbare Gaſt,
Als draußen einſam und alleine
Im hochbelaubten Lindenhaine.

Auch ein Najadchen, ſchlank und zart,
Spielt horchſam im Baßin Verſtecken,
Und ſchlüpfte, durch die Röhrenfahrt
Des Kunſtquells, huſch! ins Waſſerbecken,
Und plätſcherte bey frohem Muth,
Melodiſch in der Silberfluth.
Vom Gartenzentrum bis zum Zaune
Sprach Frölichkeit, und herrſchte gute Laune.

Da hob die raſche Symphonie den leichten Fuß der jungen Nachbarin zum Tanz. An Reizen gleich der Charitinnen einer, umſchwebte ſie des kleinen Meeres Spiegelfläche. Kein Jüngling bot der ſchönen Tänzerin die Hand, der ſchlanke Zephyr nur erfaßt' ihr luſtiges Gewand und walzte traulich mit ihr ums Geſtade, der im verborgnen lauſchenden Najade, die aus metallner Urne, kühlen Regen der holden Dirn entgegengoß. Doch Zephyrs Hauch, bog den ſchalkhaften Waſſerſtrahl von ihren Schläfen freundlich ab.

Die keuſche Luna ſah, von hoher Himmelsbahn,
Mit Luſt, den Wirbeltanz des holden Mädchens an.
Und ſanfter murmelte nun der kryſtallne Quell;
Die Blumen dufteten ſo ſüße,
Und all die Sternlein funkelten ſo hell,
Wie einſt beym erſten Faxhall in dem Paradieſe.
Mit lautem Beyfall war die Tochter Teuts begrüßt,
Der Greiß von Tejos hätte ſie geküßt,
Und Friderickens Tanz in einem Lied beſungen,
Die ſeine Lieder ſelbſt, in fremden Zungen,
Gern doriſch und ioniſch lieſt.

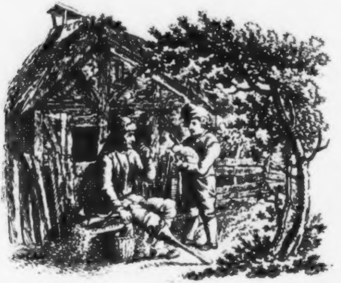
Mitten unter den Spektatoren, die Muſik und Tanz herbeygelockt hatte, ſtand Meiſter Lorenz Gamperts Ilsgen, des Seidenwebers an der Straße Lieblingskind, und ſah, mit innigem Entzücken, dem ſchönen Schauſpiel zu. Hm! dachte ſie, ich will mir gleiches Lob erwerben, was die vornehme Jungfer kann, das kann ich auch. Ich ſchwenke mich oft hundertmahl im Kreiſe, daß mir das Röckchen rund wie eine Glocke ſteht, und Erd und Himmel rings ſich um mich dreht. Es ſey gewagt — Glück auf die Reiſe!

Kaum war die applaudirte Grazie vom freudigen Tummelplatz verſchwunden: ſo taumelte der kleine Wechſelbalg hervor aus dem Gewühl, und gab die Poße zu dem Freudenſpiel. Ein rauſchendes Rondeau beflügelte die kurzen Strempelbeine der flinken Dorl. Alsbald wetteiferte die laute Lache, der einzige Ueberreſt aus der zerfallnen Bardenrepublik, mit der weittönenden Muſik. Das Aeffchen wußte ſich recht viel damit, daß es ſein Publicum ſo trefflich amuſirte.

Und kreißelte
Und drehete
Sich ſo geſchwind,
Wie Wirbelwind,
Bald rechts, bald links,
Bald nah, bald ferne.
Auf einmal gings
Quer über Feld,
In alle Welt,
Nach der Ziſterne.
Plumps! lag ſie drinn,
Die Tänzerin,
Sie thats nicht gerne.

Beginne nichts mit Unbedacht,
Was Schaden bringen kann:
Der Vorwitz wird nur ausgelacht,
Er fängt nichts kluges an,
Und ſchlecht iſt die Entſchuldigung:
Ich habs nicht gern gethan.

* * *



Dankbarkeit.

Der alte Invalid und Philoſoph Hans Kannemann, den viele Leute noch vor wenig Jahren kannten, beſaß, wenn gleich in ſeiner Kaſſernhütte, nebſt Kind und Weibe neben ihm, die magre Armuth haußte, dennoch den wahren Stein der Weiſen, das güldne Vließ der Unbeglückten, die Gabe der Zufriedenheit. Ihn drückte keine Noth, er fühlte keinen Kummer, und über jeden Mangel wußt er ſich zu tröſten.

Hört er den reichen Vogt, den Podagriſten ſchreyn,
So rief er aus: Gott ſegne mir mein hölzern Bein,
Das macht mir keine Ueberlaſt,
Stöhrt weder meine Ruh noch Raſt,
Mir ſchmeckt dabey mein Eſſen und mein Trinken,
Ich kann zur Noth ſo gut, als wie mein lahmer Nachbar hinken.
Auch wechsl ichs oft mit einem neuen Bein —
Das kann er nicht — und heitze mit dem alten ein.

Einſt zog ein ſchweres Wetter von der Unſtrut her,
Der Himmel war topfrabenſchwarz,
Es brauſte in der Luft, gleich wie ein Wehr.
All über all
War Blitz und Knall,
Der Sturm fieng an zu toſen,
Und ſchleuderte
Auf Feld und Wald
Wie Taubeneyer Schloßen.
Der Pachter wand
Und rang die Hand,
That bänglich und verlegen:

„Ich armer Mann,
„Was fang ich an?
„Dahin iſt all mein Seegen!
Geruhig lag,
Beym Wetterſchlag,
Der alte Dachs im Loch und ſprach:
Gott ſey gedankt!
Daß mir das Herz nicht bebt noch bangt,
Mir armen Wicht
Verhagelt meine Gerſte nicht.

Im Schloſſe ſtiegen Diebe ein,
Die knebelten den Herrn und die genädge Frau,
Und ſchlugen beyde braun und blau.
Der Tag brach an,
Hanns Kannemann
Vernahm, am frühen Morgen,
Die neue Mähr:
Wohl mir, ſprach er,
Für Dieben leb ich außer Sorgen:
Wer nicht viel hat, und Gott vertraut,
Der ſchläft in Ruh auf heiler Haut.

So ſpottete der alte Stoiker der Macht des Zufalls, gleich dem Felſen mitten in der See, mit dem der Orkan und die Wellen kämpfen. Ihm ſtarb ſein Weib, das Mann und Kind, durch ſaure Müh und Fleiß, ernährt, auch beyder Wohl gepfleget hatte.

Und nun hieß es, adje Partie,
Weg war Hanns Kannemanns Philoſophie.
Der Graukopf härmte ſich auf feuchtem Stroh,
Aß ſich nicht ſatt, und wurde nicht mehr froh.
Ihm war zu ſeinem Schutz und Stabe
Nichts übrig, als ein kleiner Knabe,
Ein lieber Junge, weiß behaart,
Gediegſam, bieder, guter Art.
Hör an mein Sohn, ſo redete der Vater,
Nimm dieſen Korb und werde mein Berather,
Sprich guter Leute Mitleid an,
Für einen armen alten Mann.
Es wird dir nicht an mancher Spende fehlen,
Und betteln iſt doch ehrlicher als ſtehlen.

Der kleine Konrad trat die Wanderſchaft mit Schwermuth an, er mußte ſich von allem, was ihm lieb war, trennen, vom Vater und von ſeinem Spielgeſellen, das war kein Knabe aus der Nachbarſchaft, wie mancher Leſer denken möchte, es war ein weiß Kaninchen.

Zuthätig, ſanft und mild,
Des guten Konrads Gegenbild.
Es war ſein Schatz und Reichthum, ſeine Freude,
Sein Zeitvertreib und ſüſſe Augenweide.
Er trug ihm noch viel friſches Graß ins Ställchen,
Und ſtreichelt' es liebkoſend mit der Hand:
Gehab dich wohl,
Mein Thierchen, mit dem Klingelſchellchen,
Sprach er, als hätt es, wie ein Menſch, Verſtand,
Jetzt zieh ich von dir über Land.

Er gieng, wohin ihn ſeine Füſſe trugen, auf dem gebahnten Weg der Naſe nach, es war die Leipziger Straße Da kamen Kutſchen mit ſechs Pferden, beſetzt mit ſchönen Herrn und Damen, auch viele Reiter, die gar ſtattlich auf ſtolzen Roſſen paradirten, und die nicht ritten oder fuhren, die gingen insgeſammt zu Fuße: Der kleine Bettler ſtand am Wege, und lauerte auf eine Gabe, mit aufgehaltnem runden Hütchen. Doch niemand ſchien die ſtumme Bitte des armen Knaben zu bemerken. Denn er war ſchüchtern und zu blöde, mit lautem Ungeſtüm zu fordern.

Noch in der ſchwülen Mittagsſtunde, war Huth und Korb ſo leer und ledig, wie der Magen. Von Hunger, Durſt und Müdigkeit gequält, ſchlich ſich der arme Schelm, muthlos nach einem nah gelegnen Dorfe, um Schatten oder Obdach da zu ſuchen.

Und ſtreckte ſich die Länge lang
Auf eine grüne Raſenbank,

Die er an einer Gartenwand,
Von einem Baum beſchattet fand.
Die Mücken quälten ihn gar ſehr;
Der Hunger aber noch vielmehr.
Du lieber Gott! will niemand ſich
Erbarmen, ſeufzt' er, über mich,
Und weinte dazu bitterlich.

Die milde Eigenthümerinn des Gartens, Elmire hörte des Verlaſſnen Stimme mitleidsvoll. Du kleiner Weiskopf, ſprach ſie, warum weineſt du? Wer hat dir was gethan? Ey lieber ſag mirs an.

„Ach! Niemand that mir was zu leide;
„Allein der Hungerwurm nagt mir am Eingeweide.
„Seit meiner guten Mutter Tod,
„Iſt aufgezehrt das bischen Brod,
„Das ſie erſpann,
„Der Vater kann nichts mehr erwerben,
„Iſt ſtumpf und lahm,
„Und wird mit nächſtem Hungers ſterben.

Elmirens gutes Herz ſchloß ſich, durch dieſe Sprache des Elends, ganz zum Wohlthun auf, ſie war des reichen Nabals Gattinn, des Intendanten der Regie.

„Komm folge mir mein Sohn!“

Sie nahm den kleinen Bettelbuben mit in ihr prächtig Schloß, ließ ihn mit Zuckerbrod wie ihren Liebich füttern, beſchuhte den Barfüſſer und behoßte ſeine Lenden, gab ihm ein weiches Bett, und da der Morgen kam, befahl ſie ihrem Speiſemeiſter, den leeren Korb zu füllen. Sie wickelte noch zwey Dukaten ein:

„Da, Kleiner, bring das deinem alten Vater, und wenn ihn wieder Mangel drückt, ſo weißt du, wo ich wohne.“

Der Knabe ſtaunte, ob der großen Milde der edlen Frau, er hatte keine Worte ihr zu danken, gab eine Kußhand hin, und netzte die wohlthätige Hand der Geberinn, dankbar mit einer ſtillen Thräne, lief bald darauf, mit gutem Wind' und voller Ladung, in den Hafen ſeiner väterlichen Wohnung ein.

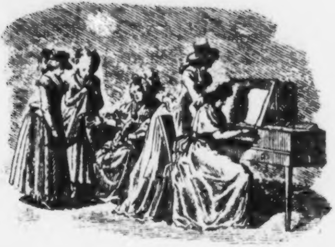
Der kummervolle Greiß ſaß eben vor der Thür im Schatten des bemooßten Strohdachs mit trauriger Geberde, wie Vater Jakob, als er einſt der Wiederkehr des vielgeliebten Buntrocks harrte. Er hob die Augen auf, und ſiehe, der verlohrne Sohn kam freudig übers Blachfeld hergeſprungen, erzählte ſein beſtandnes Abentheuer und öffnen den vollen Brodkorb und die Taſchen.

Das walte Gott! du braver Junge,
Rief der gerührte Vater aus,
Du bringſt mir Seegen in das Haus,
Viel Troſt fürs Herz,
Viel Labſal für die Zunge.

Ach! könnten wir, durch Arbeit unſrer Hände,
Vergelten dir die reiche Spende,
Du herrlich Weib! womit verdanken wir
Die uns erzeugte Wohlthat dir?

O Vater! laßt euch das nicht kränken,
Sprach Konrad, der dankbare Sohn,
Daran gedacht ich lange ſchon:
Ich will der guten Frau mein weiß Kaninchen ſchenken.

* * *



Harmonie.

„Der Amtmann Reinhard iſt doch ein kreuzbraver Mann; aber ſeine Kinderzucht taugt „in der Wurzel nichts. Woran gebrichts? Er „hätſchelt Hannchen, ſieht dem Mädchen in den „Mund, wie in einen goldnen Kelch. Die „Mutter machts mit Fieckchen eben ſo, und zieht, „wenns nicht bald anders wird, ein ganz verdorbnes Kind aus ihr.“

„Im Hauſe giebts ſtets Zank und Hader, „die Klunten *) leben unter ſich, wie Hund „und Kater. Der ſteht die Mutter bey, und „der der Vater. Mein Gott! und das ſind „Amtmannstöchter und Geſchwiſter!!!"

So eiferte mit Recht Herr Strunk, zuweilen bey dem Abendtrunk, der Freund vom Hauſe und im Dorfe Küſter.

Zum Kirchweihfeſte kam, von ungefähr, Frau Tante aus der Stadt, und ſah mit Mißbehagen, den üblen Haushalt an. Sie ſchämte ſich der Unart ihrer Nichten, und ſtrafte ſie mit Glimpf, ließ es auch nicht an reichlicher Vermahnung fehlen. Jedoch die treflichen Moralen ſind bey der Jugend Nullen ohne Zahlen.

Verge-

---

*) Ein niedriges Provinzialwort, ſo viel, als liederliche Dirnen.

Vergebens predigte ſie Einigkeit,
Die Mädchen hatten ſteten Streit;
Und was das ſchlimmſte war dabey,
An dieſer ewgen Zänkerey,
Nahm Herr und Knecht und Magd Parthey.

Frau Tante ſprach: gehts immer ſo,
So wird man bey euch nimmer froh.
Gehabt euch wohl, mit euren Baſilisken,
Ich ſcheid' davon.
Doch folgt ihr gutem Rathe,
So thut die Kinder unter meine Zucht,
Vielleicht läßt ſich durch mein Bemühn,
Aus ihnen noch was gutes ziehn.

Die Propoſition ward willig angenommen,
Die Mädchen packten ihre ſieben Sachen ein,
Und ſchienen ſich darüber zu erfreun,
Ein wenig in der Stadt zu hauſen,
Sich da zu divertiren und zu ſchmauſen.

Frau Tante führte ſie bald in Geſellſchaft ein. In ihrer Straße wohnten auch zwo Schweſtern, mit jedem Reiz der Jugend ausgeſchmückt, ſanft wie das erſte Morgenlicht am Frühlingshimmel, ſchön wie der Tag, gefällig, ſittſam, bieder, durch Sympathie mehr als durch die Geburt verſchwiſtert, ein Herz und eine Seele, wie man ſpricht.

Die Dörferinnen wurden bald bekannt,
Und ließen ſich den Thee und Zwieback ſchmecken;
Doch fiengen ſie dabey ſich an zu necken,
Indem die eine ſtets der andern widerſprach,
Was Hannchen Nacht war, das war Fiekchen Tag,
Die Tante mußte die Dispüten
Zuletzt mit ſtrengem Ernſt verbieten.

Um dieſen Mißlaut artig zu bedecken, erfand die ſchlaue Wirthin Rath, ſie ſetzte ſich voll Anmuth ans Klavier, die jüngre Schweſter folgte ihr, und beyde zauberten dem Ohr, in

Mozarts ſchmelzenden Akkorden, die reizendſte Sonate zu vier Händen vor. In ſüßer Harmonie verband ſich Geiſt, Herz, mit jeder ſchwanweiſen Hand, die bald in ſchnellen Wechſelgängen, bald im melodiſchen Verein, des Künſtlers Notenſchrift vom Blatt geläufig überſetzten.

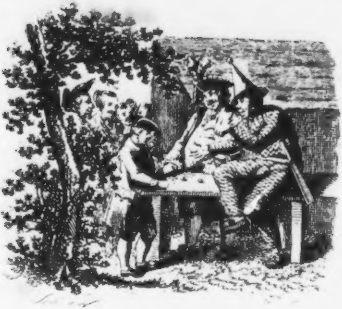
Seht da ein Beyſpiel gleichgeſtimmter Seelen, und fühlt die Würkung ſchweſterlicher Harmonie, ſo redete Frau Tante nach vollendeter Partie. Die Eintracht war die Schöpferinn der Silbertöne, die euch und mich entzückten, ſie allein beſeelte Lottchens Hand, regierte Guſtchens Finger. Wo aber Zwietracht die Tangenten rührt, da giebts Gequeil: denn ſie gebiert nur eitel Diſſonanzen, und ſchwerlich läßt nach dieſer rauhen Melodie, ſichs ſingen oder tanzen.

Die beyden Nichten ſahn
Beſchämt einander an,

Sie ſtanden da betroffen,
Und ließen Beßrung hoffen.

Exempel wirken mehr,
Als Unterricht und Lehr.
Moralen machen immer
Den Starrkopf nur noch ſchlimmer.

Unge-



Ungezogenheit.

Lieben Leute kennt ihr Fränzchen,
Unſers Herrn Paſtoren Sohn?
Das iſt euch ein feines Pflänzchen,
Hat voll Schelmerey ſein Ränzchen,
Neckt und foppt die Mädchen ſchon.
Keine Schalkheit, keine Finte
Giebt es, die der Schelm nicht weiß.
Goß er neulich nicht mit Fleiß,
Oel dem Papa in die Tinte?
Auch hat er den ſchwarzen Kater
Seinem neuen Informator

Heimlich in das Bett verſteckt.
Und ihn bis auf den Tod erſchreckt.

Denkt nur, der blödſichtgen Muhme
Bringt er eine ſchöne Blume,
Und ſteckt eine Nadel drein.
Sie empfängt ſie mit Vergnügen,
Will mit Inbrunſt daran riechen,
Fängt an überlaut zu ſchreyn;
Denn die unbeſorgte Baaſe
Stach ſich weidlich in die Naſe.
Ueber dieſe Schelmereyn
Lacht Mama, drum wirds auch immer
Mit dem ſchönen Früchtchen ſchlimmer.

Aber er iſt bezahlt worden für ſein Necken, Fränzchen meyn ich, iſt bezahlt, daß er wohl dran denken wird, und jedermann im ganzen Flecken, gönnt ihm den Schimpf und das gehabte Schrekken. Ihr wißt doch, daß das Bübchen noch, bey ſeinen mancherley Talenten, gar vorlaut iſt, und alles wiſſen will. Er dünkt ſich klug, der Naſeweiß, ſpricht wie ein Buch, und fällt mit Unverſtand aufs Eiß.

Beym letzten Kirchweihfeſte kamen fremde Gaukler an
Die künſtlich aus der Taſche ſpielten,
Daß manche Leute ſie für Zaubrer hielten;
Sie zauberten auch wenigſtens ſo gut,
Als weiland Philadelphia der Jud
Es war ein großer Zulauf bey der Bude,
Man trommelte aus Gaſſen und aus Straßen
Das müßge Volk herbey.
Freund Fritzchen zog mit einem Treſſenhute
Dem luſtigen Bajazzo nach,
Gar ſchön, von Kopf bis auf den Fuß geputzt, friſirt
Kurz, wie ein Junker ausſtaffirt.
Mit einem neuen Kleid und ſeidner Weſte;
Denn beym Paſtor war's ganze Haus voll Gäſte.

Der Meiſter Vorwitz drang ſich auf den erſten Platz
Gerade vor die Bühne,

Die Tauſendkünſtler machten ihre Gaukeleyn.
Der eine ſchlang ein Schinkenbein
In ſeinen weiten Hals hinein,
Und trank, um es gemächlich zu verdauen,
Dazu ein großes Faß voll Wein,
Darob verwunderten ſich Herrn und Frauen.

Ein andrer aß Salat, von Werg, von Pech und Schwefel,
Und ſpie drauf wie ein Aetna Feuer.
Ein dritter brütete die Eyer
Mit einem Hauch im Hute aus,
Huſch! flogen ſchwarze Raben draus.

Schauts da, ihr Herrn, das Wunder, ſchauts:
Rief Harlekin, machs nach wers kann.
„O das ſind keine Hexereyn,
Fiel Fränzchen alsbald vorlaut ein.
„Das alles iſt Betrug der Sinnen,
„Geld von den Leuten zu gewinnen,
„Hätt ich die Taſche und ein Ey,

„So brütete, bey meiner Treu,
„Ich draus den ſchönſten Papagey,
„Verſteht ſich, wär erſt einer drinnen

Die Spektatores ſahn
Einander ſchweigend an,
Ich weiß nicht, was ſie dachten,
Sie ſahn ſich an und lachten.

He! meine Herren, verkündete Hans Wurſt, belieben Sie wohl acht zu geben, gleich werden Sie ſehn ein ſtarkes Stuck. Auf einer flachen Schüſſel ſchwamm, in einem kleinen Nachen, ein Bootsmann, nur von Wachs; doch gar gelehrig, er ſteuerte nach dem Geboth und Wink des Admirals, der dieſe Schiffarth kommandirte, das Fahrzeug bald nach Süd und Weſ nach Norden oder Oſten.

"Das iſt kurjos, ſprach einer aus den Haufen, verwundernd, das begreif ich und verſteh ich nicht

„O Freund, da dürft ihr mich nur fragen,
„Das weiß ich euch aufs Haar zu ſagen,
Schrie der vermeynte Schlaukopf überlaut,
„Kanns demonſtriren und beweiſen,
„Die ganze Kunſt, woſern ihr meinen Worten traut,
„Beruht auf weiter nichts, als auf Magnet und Eiſen.

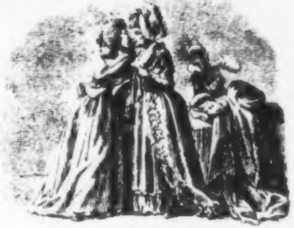
Herr Renzeſal,
Der Taſchenſpieler Prinzipal,
Der die Analyſis der Kunſt nicht ſehr goutirte;
Abſonderlich,
Daß ein ſo junger Wicht darüber kommentirte,
Sprach: wer die Kunſt verſteht, verräth den Meiſter nicht!

Doch Fränzchen achtete ſo wenig drauf,
Als ein frivoler Kritikus
Auf einen bangen Autornothſchuß,
Und ließ der Junge freyen Lauf.
Was that der Meiſter, dems im Grunde wohl verdroß?

Sollt's alsbald hören. Er, nicht faul,
Warf dem vorlauten Knaben, ſchnapps! ein Schloß
Ans Rezenſentenmaul.
Da ſtand Herr Urian, und wußte nicht, wie ihm geſchah,
Stumm war er wie ein Fiſch, beſchämt, erſchrocken.
Hanns Hagel hob rings um ihn groß Gelächter an,
Die ganze Heerde räudger Schaafe
Trieb lauten Spott und Hohn
Mit ihres Seelenhirten Sohn,
Das war gerechte Strafe.
Ob ihm das Schloß iſt wieder abgenommen worden,
Das weiß ich nicht genau.
Vermuthlich doch,
Sonſt trüg ers noch
Mit ſich herum zur Schau.
Das weiß ich, daß er ſich
Gediegſam von dem Schauplatz ſchlich;

Doch gieng er nicht ſo ganz allein,
Die Gaſſenbuben zogen hinterdrein,
Verfolgten ihn, mit Lermen und mit Schreyn,
Bis er vor Aerger und vor Schaam
Ganz außer ſich, nach Hauſe kam.

Gutes



Gutes Herz.

Minna und Meta und Markwards Aennchen wiſſen ſo viel von der letzten Redoute zu erzählen, daß heute im Kränzchen von nichts andern geſprochen wurde. Ich habe noch gar keine Idee von einem Maſkenballe.

Mutter. Du wünſcheſt alſo wohl auf die Redoute zu gehn?

Tochter. O ja, dazu hätte ich große Luſt, wenn Sie's erlaubten.

Mutter. Ich habe nichts dagegen, liebes Kind. Du weißt, ich laſſe dich gern an jedem erlaubten Vergnügen Antheil nehmen, ſo bald du es wünſcheſt, ob ich gleich, aus guten Gründen, dich eben nicht dazu aufmuntere. Aber warum haſt du mir das nicht eher geſagt? Für dieſen Winter ſind nun die Redouten vorbey.

Tochter. Ich gedulde mich bis übers Jahr, da ſind wieder andere.

Mutter. Nu, wenn wir übers Jahr leben und geſund ſind, ſollſt du auf die Redoute gehen, verlaß dich drauf, ich verſprech es dir.

Jettchen war vor der Hand mit dieſer Verheißung zufrieden, und nachher dachte ſie nicht mehr daran. Mit dem Wechſel der Jahrszeiten wechſelten auch die Vergnügen. Im Lenz beſchäftigte ſie ihre Blumenpflege, im Sommer gabs Luſtpartien aufs Land, Dejeunees und Pikkeniks in der Stadt; im Herbſt unterzog ſie ſich der

Wirthſchaft, ſie ſchälte Prunellen, ſtach Borſtorfäpfel aus, und reihete ſie auf Fäden, um ſie bey linder Wärme zu trocknen; auch ließ ſie Flachs, ſo fein und lang, wie ihr ſeidenes Walzhaar, durch die Hechel ziehen, um ein noch lediges Fach im Wäſchſchrank mit Linnen und Tafelzeug zu füllen.

Jettchen war ein häußliches Mädchen. Ob ſie gleich das ergiebige Neſt des Leipziger Hühnervogts nicht ausgewittert hatte, in welches unabläßig zwey und vierzig kluge Hühner ihre Eyer einlegen *): ſo buck ſie doch ſehr gute Kuchen, gleich der beſten Beckerin im Lande,

---

*) Archiv weiblicher Hauptkenntniſſe, für diejenigen jedes Standes, welche angenehme Freundinnen, liebenswürdige Gattinnen, gute Mütter und wahre Hauswirthinnen ſeyn und werden wollen. Herausgegeben von einer Geſellſchaft von 42 deutſchen Frauen, und beſorgt von A. F. Geisler dem Jüngern in Leipzig 1786. zwote Auflage.

und war durch Kunſtfleiß und Natur, zur angenehmen Freundinn, dereinſt zur liebenswerthen Gattinn, zur präſumtiven guten Mutter und Hauswirthinn qualifizirt.

Der Winter kam heran mit langen Nächten und mit Langerweile,
Dem der einſame Landmann kümmerlich,
Der Städter ohne Müh entweicht,
Der, beym vergnügten Abendſchmauſe,
Bald im Konzertſaal, bald im Opernhauſe,
Die trüben Stunden von ſich ſcheucht;
Um den bey tauſend ſchimmerreichen Kerzen,
Geſelligkeit und frohe Laune ſcherzen,
Indeß ihm unbemerkt die Nacht vorüberſchleicht.

Schon ſchuf die Kunſt erfindungsreicher Schneider,
Aus alten Fetzen neue Maskenkleider;
Schon köderte der lauerſame Handelsmann,
Durch manchen Flitterputz den Käufer an,
Und hing zum Schild vors Haus
Jokoſe Larven nebſt biſarren Naſen aus.

Zum Glück befand um dieſe Zeit ſich Jettchen annoch nebſt der Mutter geſund und froh. Sie lebten beyde ſo gut wie vor dem Jahre, und ſie hatten nicht einmal Familientrauer. Die Mutter dachte nun an ihr Verſprechen: Kind ſagte ſie, du wollteſt, denk ich, heuer auf die Redoute gehn?

„Ja wohl Mama, ſchon hab ich lang im Stillen mich darauf gefreuet.“

Wohlan ſo ſchicke dich dazu, nun iſt es Zeit.

Es vergiengen aber Tage und Wochen, ohne daß das gute Mädchen zu ihrer Maskenkleidung Anſtalt machte. Das nahm die Mutter Wunder: denn zum Vergnügen laſſen ſich ſonſt junge Mädchen nicht mit Zwang, wie aus dem weichen Bette treiben. Eines Abends koſeten Mutter und Tochter traulich zuſammen, die Rede war von mancherley, und endlich ſprang ſie auf die Maskerade über. Man denkt es nicht, verfolgte Jettchen das Geſpräch, doch glaub ich, die Redouten ſind ein koſtſpieliger Zeitvertreib, und machen manchen Aufwand, den man ſparen könnte.

Ja wohl, ja wohl, verſetzte die Mutter; was das betrifft, haſt du vollkommen Recht. Doch muß man auch nicht gar zu kärglich ökonomiſiren, und auf und ab auch was aufs Vergnügen rechnen.

„Nun, wie viel rechnen Sie auf meinen Maskenſtaat Mama?“

Ja, wenn ich alles mit in Anſchlag bringe, Band, Flor und Handſchuhe, eine Maske nebſt der Entree und dem Fiakre hin und her, ſo kann der Spaß ſich leicht auf einen Karolin belaufen.

„Wie? wenn ich auf den Maſkenball Verzicht thät, und das Geld zu einer andern Abſicht brauchte, die Sie gewiß nicht tadeln würden! wär Ihnen das wohl einerley?“

Nicht ganz mein Kind. Es wird dir nützlich ſeyn, dich durch das Geräuſch der Freuden zu ermuntern; du biſt zu ſtill und blöde, zu wenig mit dem Ton der Geſelligkeit bekannt; und gleichwohl iſt es Zeit, dich in die Welt nun einzuführen, mit der, ſie ſey gemodelt wie ſie ſey, du einmal leben mußt.

„Ich hatte zwar mir eine andere Freude ausgedacht, für die ich gern dem Maſkenball entſagen wollte; jedoch Ihr Wille iſt Befehl für mich.“

Er war nur Wunſch und nicht Befehl, du ſcheinſt einen andern Wunſch zu hegen, wohlan, wenn ich ihn billige, will ich ihn dir gewähren. — Du ſchweigſt? ſcheuſt du dich mir ihn zu vertrauen?

Nein, beſte Mutter, nein, Sie ſollen alles wiſſen. — Ach der Salzunger *) Brand hat mich ſo tief gerührt, daß aller Hang zur Freude mir verſchwunden iſt. Jüngſt als ich mein Redoutenkleid in Arbeit nehmen wollte, ſo fiel mir der Gedanke ein, ich will, dacht ich, bey Tanz und Scherz mich freun, da ſo viel gute Leute neben mir mit Noth und Elend kämpfen. Wie wärs, wenn ich das Geld für all den Tand den abgebrannten Nachbarn ſchickte, und damit Dürftige erquickte? — **) Was ſagen Sie dazu, Mama?

Um-

---

*) Salzungen, eine feine, nahrhafte Landſtadt im Herzogthum Meiningen, brannte im Jahr 1786 total ab; und die große Noth der Abgebrannten gab Anlaß zu mancher ſchönen That der Menſchlichkeit.

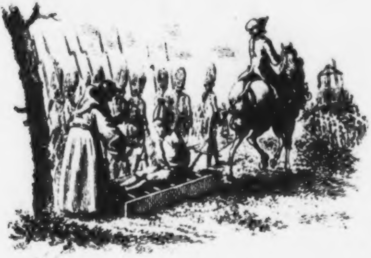
**) Dieſer edle Zug der Gutmüthigkeit eines deutſchen Mädchens iſt eine Thatſache, nichts dazu und nichts davon gethan! eben ſo viel werth, als die im franzöſiſchen Original berühmte Menſchenliebe eines franzöſiſ. Prinzen, des jungen Herzogs von Rochefoucault, der im

Umarme mich, mein Kind. Hier nimm das Geld, es war für dich zu einer Luſt beſtimmt. Iſt Wohlthun dein Vergnügen, ſo wend es dazu an, und laß die linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut.

im Winter 1776 bey groſſer Kälte auf dem Wege nach Verſailles ſeine beyde rohhartgefrohrnen Bedienten zu ſich in den Wagen ſetzen ließ, und als er vom ganzen Hofe desfalls gelobt wurde, ſagte: es verdrießt mich nur, daß ich den Kutſcher ſamt den Pferden nicht zugleich mit hereinnehmen konnte; iſt auch eben ſo verdienſtlich, als die mitleidige Spende des verſtorbenen Erzbiſchoffs zu Paris, Herrn von Beaumont, welcher auf einem einſamen Spaziergange einen dürftigen Offizier, der ihm ſein Anliegen klagte, in Ermangelung baaren Geldes, das er nie bey ſich trug, ſeine brillantierte Taſchenuhr ſchenkte. Gutmüthigkeit erhebt zwar nicht zu Rang und Titel, aber ſie macht doch hier ein liebes Mädchen an innerem Gehalte Prinzen und Prälaten gleich.

Was Jettchen mit dem Gelde machte, iſt unſchwer zu errathen. Ihr Engel ſahs und freute ſich der guten That.

So was wär wohl nach deinem Sinn
Du kleiner Wildfang nicht;
Du gäbſt dein Spargeld ſchwerlich hin,
Und thätſt auf keinen Tanz Verzicht;
Gern kaufſt du dein Vergnügen theuer,
Ob du gleich einen blanken Dreyer
Dem armen Manne leicht verſagſt.
Kind was ſind doch die Freuden alle,
Die du mit Reu erjagſt,
Wenn du nach einem Maskenballe
Kopfweh und Schwindel klagſt?
Dafür lob ich mir Jettchen,
Die reuet nie ein Freudenkauf,
Sie ſteigt aus ihrem Bettchen
An jedem Morgen heiter auf.



Keim des Laſters.

Da führen ſie ihn hin den armen Wicht an den lichten Galgen; wie dauerts mich, daß ein ſo junges Blut ſo ſchmählich ſterben muß. — O ſehn Sie nur den Iſegrimm, unſern Aktuarius, wie er ſich viel weiß, und ſtolzirt, daß er heut wieder einen Delinquenten zum Tode führt. Verwünſcht ſey das Gelächter der Schöppen und der Richter. —

Mutter. Ja Klärchen, du gäbſt freylich jedem Schelme Pardon.

Klärchen. Ich wollte gleich, könnt ich den armen Sünder retten, dem Herzog einen Fußfall thun, und ſtünds bey mir, legt ich dafür die ſtrengen Richter all' an Ketten.

Mutter. Darüber würden ſich die Diebe herzlich freun, ſie brächen wohl gar zum Danke bey uns ein, und würgten mich und dich.

Klärchen. Ach wenn kein Richter wäre, ſo würden auch wohl keine Diebe ſeyn.

Mutter. So redt der Unverſtand, weißt du, was dieſer Bube verſchuldet hat?

Klärchen. Nein. — Es muß ja freylich etwas ſeyn, umſonſt wird doch kein Menſch gehangen. Nur geht mirs nah, daß ich ihn peinlich leiden ſah, ſein todtenbleiches Angeſicht, vergeß ich in acht Tagen nicht. Er ſchien vor Angſt ganz ſtumm und taub, und zitterte wie Eſpenlaub. Ach bey dem Sterbelied, das ſie ihm ſangen, benetzten Thränen meine Wangen.

Mutter. Ich tadle dieſe Zähren nicht; das Mitleid iſt das menſchlichſte Gefühl. Dein weiches Herz empfindet jedes Leiden, du kannſt kein Hühnchen ſchlachten ſehn. Als dir die Katze neulich deinen Zeiſig haſchte, da weinteſt du dir, armes Kind! vor Schmerz bald beyde Augen blind, jetzt aber trockne deine Thränen, ein Böſewicht, der ſein Verbrechen büßet, verdient des Mitleids ſanfte Zähre nicht. Da Nachbars Daniel das gute Sußchen aus heller Bosheit jüngſt vom Schrittſtein in den Bach herunterſtoßen wollte, und ihn der Vater mit der Ruthe ſtrafte, warſt du dem Manne böß, und dauerte der ungezogne Junge dich?

Klärchen. O nein! ich gönnt' ihm ſeine Strafe, er hatte ſie verdient, ob mirs gleich leid war, daß er litte.

Mutter. Gar recht, mein Kind, was dort der Vater that, thun hier die Richter mit laſterhaften Leuten und dem Diebsgeſindel: drum muß man ſie in ihren Würden laſſen, nicht unverdienterweiſe haſſen.

Klärchen. Sie laſſen aber, wie man ſpricht, doch nur die kleinen Diebe hängen, warum thun ſie's den großen nicht? Die läßt man laufen, ohne ſie zu fangen. Iſt das auch rechtes Maaß und gleich Gewicht?

Mutter. Kind! auf die Frage hab ich keine Antwort. Nicht doch; glaube daß der

Dieterle verdienten Lohn empfieng; ich will dir ſeinen Lebenslauf, ſo viel ich davon weiß, erzählen.

Klärchen. Das thun Sie ja, ich bitte drum, Mama, ſo hör ich auf, mich länger noch um ihn zu quälen.

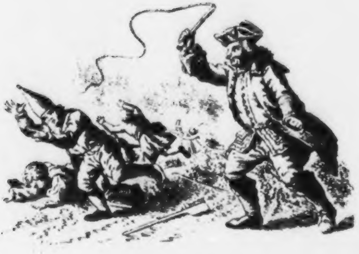
Mutter. Der Dieterle war ſchon von Jugend auf ein böſes Kind, hartherzig, grauſam, wild, nicht ſo gutmüthig, ſanft und mild, wie wohlgezogne Kinder ſind, der Boßheit Keim entfaltete ſich früh bey ihm. Ein Thier zu martern, war ihm groſſe Wonne. Wie manchen Froſch hat er auf Irokeſen-Art ſkalpirt, lebendig abgebälgt, mit Salz beſtreut, und über die Verzuckungen der leidenden Thiere ſich gefreut. Wie manche Katze warf er in die Ofengluth, ließ ſie darin elendiglich verbrennen, und tadelte ihn jemand drum, ſprach er mit Lachen: ey was ſchad'ts? Wer weiß, obs keine Hexe war. Bedenke Kind die Grauſamkeit, ſo einem kleinen Vogel, wie dein geliebter Zeiſig war, rupft der heilloſe Bube all die Federn aus, und ſetzt ihn mutternackt zur Winterszeit in Schnee. Er wuchs heran, und nun begann er manchen böſen Streich an groß und an klein zu üben. Er ſtellte ſeinen Schulgeſpielen den Knaben unvermerkt ein Bein, daß ſie darüber fielen, warf oft zur Nacht die Fenſter ein, und hatte noch die Gabe behend zu ſtehlen wie ein Rabe. Zwar anfangs nahm er als ein kleiner Dieb mit einem Brod, mit einer Semmel, mit Pflaumen oder anderm Obſt vorlieb; drauf ſtahl er eine Gans und endlich einen Hämmel; zuletzt, es iſt noch nicht ein Jahr, begab der Lotterbube gar, ſich unter die Zigeunerbande, verübte Mord und Straßenraub im Lande, auch andre Schand- und Laſterthaten, und wurd' ein rechter Teufelsbraten. Wie hat er nicht den armen Pfiſter ſo jämmerlich gequält, noch neulich hats Papa erzählt, das Tigerherz goß dem halbtodten Manne, daß er ihm mehrte Todesquaal und Schmerz, in ſeine Wunden eiskalt Waſſer *). Willſt du ihm dafür wohl dein Mitleid ſchenken?

Klärchen. Ich werde ſtets mit Schaudern an ihn denken, und nehmen aus der Geſchichte das zur Lehr und Unterricht; auf einmal wird ein Menſch kein Böſewicht, ſo wie ein Pilz in einer Nacht, eh ihm die Morgenſonne lacht.

---

*) Unter der unlängſt in Sulz im Würtembergiſchen eingezogenen Räuberbande, befand ſich ein junger Burſch von 13 Jahren, Chriſtoph genannt, zigeuneriſch Dieterle, der auf den reitenden Grenadier Pfiſter, der unter dieſe Mörder gefallen war, als er ſchon mit dem Tode kämpfte, nicht nur mit einem Knittel ſchlug, ſondern ihm noch zur Vermehrung ſeiner Schmerzen einen Huth voll kalt Waſſer in die Wunde ſchüttete.

lacht, ſich mit dem giftgen Schirme bläht, nur nach und nach reiſt Bosheit, Trug und Tücke, drum wenn des Laſters Keim im erſten Milchſaft ſteht, iſts Zeit, daß ihn die Wachſamkeit zerknicke.



Uebermuth.

Vor eines groſſen Mannes Thür,
Ich kenn ihn wohl, es iſt ein wackrer Kavalier,
Verſammelten ſich eines Tags die Knaben,
Die, wenn ſie keine Schule haben,
Und der Präceptor ſie nicht bakulirt,
Gleich Mäßiggang und Langeweil zu Uebermuth
verführt.

Hört an, ſprach einer aus dem Haufen, hier iſt ein freyer Platz, laßt uns Soldaten ſpielen; wir machen von Papier uns eine Fahne, und Junker Wilhelm leiht uns ſeine Trommel, das giebt euch eine Fürſtenluſt. Sind unſrer nicht genug zur Wachparade, ſo werben wir Rekruten an. Ich habe Geld zu Obſt, und auch Kredit beym Becker, wir geben jedem Jungen eine Semmel und eine ſaftige Birn zum Handgeld, ſo werden wir wohl Zulauf haben.

Der Vorſchlag fand Gehör,
Die junge Mannſchaft trat frolockend ins Gewehr,
Marſchirte auf mit gleichem Schritt und Tritt,
Und ſchulterte und präſentirte,
Und ſchwenkte ſich und manövirte
So gut, ich ſag es ungelogen,
Wie unſre Landmiliz.
Sie ließen auch die Trommel hören,
Und machten groß Getöſe,

Doch legte ſich kein Nachbar drein,
Es wurde niemand drüber böſe;
Man ließ ſie trommeln, jauchzen, ſchreyn,
Um ihre Kinderfreude nicht zu ſtöhren.
Der Herr vom Hauſe ſah in Ruh
Dem Spiel zum Zeitvertreibe zu,
Er mußte ſelbſt der Poſſen lachen,
Und ließ die Knaben, was ſie wollten, machen.
Doch bald ward Ernſt aus dieſen Kindereyn,
Die Herrn Spartaner theilten ſich in zwo Partheyn,
Und rauften ſich nun öffentlich,
Sie baxten, ſchlugen, balgten ſich,
Und trieben frey am hellen Mittag vor den Leuten
Die größten Ungezogenheiten.
Da wurd der Ehrenmann des Weſens müde,
Und rief zum Fenſter raus:
Ihr Kinder haltet Friede,
Wo nicht, ſo geht nach Haus;
Was ſoll der Lärm und Unfug hier
Das leid ich nicht vor meiner Thür,
Lernt eure Lektion dafür.
Die Uebermüthler achteten das wenig,
Und hattens ihren Spott.

Sobald

Sobald ſie ihn nicht mehr am Fenſter ſahn,
Gieng gleich der Lärm von neuem an,
Sie fielen ohne Schaam und Scheu ſogar
Dem Junker Wilhelm, ihrem Spielgenoſſen,
Als wenn er ihres Gleichen wär, ins Haar,
Und zauſten ihn ganz unverdroſſen.
Das ward dem Herrn durch ſeine Leute hinterbracht,
Die all zuſahen dieſer Knabenſchlacht.
Allein er iſt kein Freund von allzugroßer Strenge;
Schafft meinen Vetter nur, ſprach er, aus dem Gedränge,
Und ſagt den Buben, daß ſie ruhig ſeyn,
Ich wehrt es ihnen nicht, vor meiner Thür zu ſpielen,
Nur ohne Lärm in friedlichem Verein.
Hört' ich ſie wieder zanken oder ſchreyn,
Hätt' ich befohlen alle, die ſpektakeln,
Alsbald vorm Hauſe wegzubakeln.

Die Bothſchaft dünkte der unbändigen Schaar gar ungerecht; die Rädelsführer wollten nicht pariren, und fiengen an zu räſonniren:

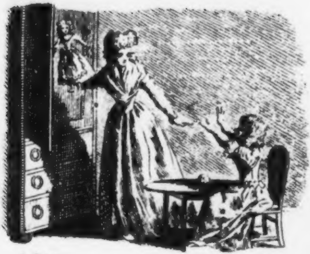
Was kümmert ſich an einem fremden Ort, um unſern Zwiſt ein edler Lord, hat er hier zu gebieten?

Er ſitzt doch nicht im Rath,
Iſt auch nicht Bürgermeiſter in der Stadt,
In ſeines Eigenthums vier Pfählen
Mag er auf ſeine Leute ſchmählen,
Dort kann er herrſchen und befehlen.
Doch auſſerhalb der Thür
Sind wir ſo gut wie er
Und er nichts mehr als wir.
Braucht er Gewalt das Spiel zu ſtöhren,
So ſtehen wir für einen Mann,
Und wollen uns wohl wehren.

Die Ausgelaſſenheit der ungeſchlachten Rotte nahm immer zu, daß es Mylord nicht länger dulden konnte; er ſchickte Läufer und Heyducken unter ſie. Potz Element, wie fegten die die freche Gaſſenbrut zuſammen, auf ihres Herrn Gebot.

Nun war, wie's Sprichwort ſagt, Holland in Noth; der bärtge Kutſcher Hannibal, ließ tönen ſeiner Peitſche Knall, da fielen ſie bey Hauſen, da lief wer konnte laufen, und alle Nachbarn blieben ſtehn, zur Luſt die Jagd mit anzuſehn, und klatſchten in die Hände; ſo nahm das Spiel ein Ende.

Was merkſt du dir zur Lektion.
So frug Papa, aus dieſem Mährchen?
Es war, antwortete der kleine Sohn.
Dünkt mich, ein fein Hiſtörchen,
Daraus die goldne Lehre fließt,
Daß Uebermuth durch Ribbenſtöße büßt.



Die Puppe.

Mein Pathchen wird ein niedlich Mädchen,
Und für ihr Alter hat ſie viel Verſtand;
Dabey iſt ſie fix und gewandt,
Gelehrig, lernt mit ihren Brüdern gar Latein
Und kann ſchon eine Fabel exponiren,
Doch ſoll ſie darum nicht ſtudiren,
Noch weniger magiſtriren,
Mit einem Wort, ſie ſoll kein Lumen mundi ſeyn;
Sie mag ſein bey der Nadel bleiben,
Das iſt doch ihr natürlicher Beruf

Und dient damit der Wirthſchaft zum Behuf;
Ergreift ſie ja die Feder, um zu ſchreiben,
So ſey's kein Buch, auch kein gelehrter Kommentarius,
Nur höchſtens ein Rezept zu einem Mus,
Zu Aepfel-Moſt und Hirſenbrey
Zu Hausmanns Koſt und zu frugaler Backerey.

Doch eins gefiel mir vormals nicht an ihr; das Mädchen war ein kleiner Eigenſinn; ſie hatt' ihr Köpfchen; war ihr etwas nicht zu Sinne, hieng ſie das Mäulchen und trotzt' einen halben Tag. Das hab ich vor dem Taufſtein ihr nicht eingebunden; weiß aber wohl woher es kam; ſie war in ihren erſten Jahren ein kränkliches Kind, war ärgerlich und grämlich. Wenn ſie nach etwas lüſterte, das ihr die Kinderfrau verſagte, ſo ſchrie der kleine Balg ſich braun und blau. Aus Zärtlichkeit und aus Erbarmen gab man ihr was ſie wollte, dadurch ward ſie verwöhnt; die Mutter nahm ihr Philippinchen in ſcharfe Zucht, gab ihr die Ruthe, ließ am Katzentiſche ſie tafeln, und ſperrte ſie bisweilen in die Kammer; das half, und half auch nicht; wann trift die mütterliche Zucht gerade Maas und Ziel?

Drum hat die neue Pädagogik die Birke ganz aus ihrer Dynaſtie verbannt. Mein Pathchen, war es gleich mitunter ungezogen, ſo dauerte michs doch, wenn ihre ſtrenge Donna ſie ſtrafte. Ich ſann auf ein bequemer Mittel ſie zu beſſern, verſchrieb aus Leipzig eine Puppe, ſo modiſch, wie die Liljenköniginn geputzt; die ſchenkt ich ihr zum Angebinde, mit dem Beding ein gutes Kind zu ſeyn und Mutterchen nie wieder zu erzürnen.

Für jede Unart, die du dir erlaubſt,
Sprach ich, ſoll die pompöſe Dame büßen;
Der Kleiderſchrank ſoll ihr Gefängniß ſeyn,
Darinnen wird man ſie verſchließen,
So lange bis dich deine Fehler reun.
Für Ungezogenheiten wird vom Fuß zum Haupt,
Sie ihres ſchönen Schmucks beraubt,
Und wollteſt du Mama durch Ungehorſam kränken,
Soll ſie die Puppe gleich dem Wäſchermädchen ſchenken.

Das Pathchen empfand ein kindlſches Entzücken ob dieſer Spende, freute ſich gewiß ſo ſehr als weiland ich, da mir mein ſelger Schwiegervater auch eine liebe Puppe ſchenkte, die reden, ſingen, tanzen, ſpringen, herzen, ſcherzen, augeln, ſtreicheln konnte, mit der ich alter Knabe noch zuweilen ſpiele; auch macht's das ſchlaue Mädchen eben ſo wie ich, verſprach was man von ihr verlangte, entſagte allen böſen Launen; gelobte Trotz und Eigenſinn auf ewig zu verbannen.

Acht Tage hielt ſie's aus,
Da war mein Philippinchen
Ein Mädchen wie ein Daus,
Und machte nicht ein ſchiefes Mienchen;
Doch eh man ſich's verſah,
War die verſcheuchte Maus
In ihrem Köpfchen wieder da,
Und das bewog Mama,
Um dieſe Unart zu bezähmen,
Die ſchöne Puppe ihr zu nehmen.

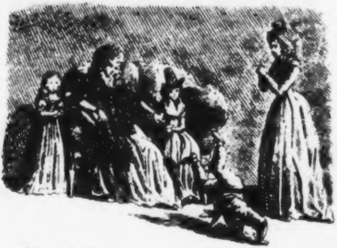
O Traurigkeit,
O Herzeleid,
Sie wollte ſich zu Tode grämen;
O wie ſie bat,
O wie ſie that
So kümmerlich,
So wimmerlich:
Nur diesmal noch
Verzeihn ſie doch,
Will artig ſeyn.
Iſt denn Ihr Herz
Bey meinem Schmerz
Von Stahl und Stein?

Wie leicht iſt eine Mutter zu erweichen! Die Staatsgefangne wurde alsbald der Haft entlaſſen; die Schuld war abgebüßt, und wer war froher als die kleine Sünderin, da ſie das Schattenbild der Freundſchaft, die neubelebte Spielgenoſſin mit neuer Zärtlichkeit umfing. Aus Furcht ſie wieder zu verlieren, wog ſie all ihre Worte und Geberden mit Vorſicht ab, und unterdrückte die Regungen des Mißbehagens und kindiſcher

Empfindlichkeit mit ſtillem Muth und ſanfter Mäßigung. Im Anfang war die Beſſerung zwar nur Täuſchung und Grimaſſen; doch unvermerkt gewann der Geiſt ſelbſt eine andre Stimmung, ward biegſam ohne Gleisnerey, und ſeiner Mängel gänzlich frey.

Die Puppe ſteht ſchon längſt im Schranke, denn Pathchen hat ſich endlich ſatt damit geſpielt, ſie ſelber fühlt und merkt es jetzt, wozu ſie ihr genützt, und weiß es ihr nun großen Dank.

Daraus folgt alſo dieſe Lehr;
Sprach, da ſie's las, die Tante:
Oft beſſert eine Puppe mehr
Als eine Gouvernante



Freveley.

Noch einmal ſoll mir Mamſell Düval an den Reihen. Ich habe ſchon ihr Hünerauge und ihre Eitelkeit der Leſewelt gerühmt.

Sie wird mich zwar, wenn ſie's erfährt,
Wohl einen Schwätzer ſchelten,
Allein das ſteck ich ein;
Im Grunde kann ſie doch nicht auf mich böſe ſeyn.

Wir kennen uns, und ſie iſt ſo geſtimmt,
Daß ſie nicht leicht was übel nimmt.
Wie oft hab ich von ihr was vorgebracht,
Worüber ſie auf eigne Koſten mitgelacht.

Sie war vor wenig Jahren, in welcher Stadt, das ſoll kein Menſch von mir erfahren, bey einer Gräfinn engagirt, die junge Herrſchaft zu erziehen, worunter auch ein zartes Herrlein war; ein lebhaft Kind, das mancher Fährlichkeit ſich unterfieng und deshalb ſtrenge Aufſicht forderte. Die galliſche Erzieherinn verſäumte nichts an ihrer Pflicht, und gängelte die ihr vertraute Jugend, durch Lehren, Beyſpiel, Unterricht zu guter Zucht und früher Tugend. Der laute Beyfall ihrer hochgebohrnen Frau war ein erwünſchter Sporn für ihre Eitelkeit, und reizte nur ihre Thätigkeit noch mehr, die Wahrheit zu geſtehn, ſie geizte nach Pädagogen-Ruhm zu ſehr.

Wenn unter Tändeley und Spiel der Gräſinn dann und wann ein feiner Zug gefiel, ein edles Sentiment und Anſtand im Betragen, ſo pflegte ſie zu Zeiten nach zu frahen, wo hat das Kind das her? dann lautete die Antwort ungeſehr: Ey von wem anders als von mir hats die Conteß? So lehrt ichs ihr, und dadurch erndete ſie manchen Lobſpruch ein. Denn überhaupt ließ ſich Mamſell gern Weyhrauch ſtreun.

Bey ſchlechtem Wetter war die Gräſinn einſt ganz desövrirt; ſie ließ, um ſich die Zeit zu kürzen, die Kinder nebſt der Gouvernante rufen. Der kleine Leopold war auch dabey, trieb vielen Unfug in dem Zimmer. Er kletterte auf Tiſch und Stühle, und raßte wie ein Poltergeiſt. Du Sauſewind, ſprach Frau Mama, das ſchickt ſich nicht, in meiner Gegenwart mußt du fein ſittſam dich geberden, wie deine Schweſtern thun; gleich ſetz dich dort in jenes Eckchen, ſey mäuschenſtill, und reg dich nicht. Der Junker thats, und hörte die Geſpräche vom Putz und von Pariſer Moden an, doch gähnt' er oft vor Langerweile, ſann auf ein luſtig Intermezzo, ſprang auf vom Stuhl und wälzte ſich mit Wohlbehagen auf der Erde, auch überſchlug er einmal übern Kopf ſich, nach gemeiner Knabenart.

Herr Gott, was macht das Kind! rief die beſtürzte Mutter; der Junker bricht den Hals. Düval das leidet ſie? — Laß dir verbieten Leopold. Umſonſt, trotz des Verbots macht ohne Müh der loſe Schalk friſch weg vom Purzelbaum das Paroli. Wer lehrt dem Kinde ſolche Poſſen? fuhr die erzürnte Mutter fort, ſeys wer es ſey, wüßt' ichs wers thät, den Augenblick ſollt er mir aus dem Hauſe.

Und das mit Recht, verſetzte drauf Mabonne, die ſich zu exculpiren dachte: weiß nicht welch Meiſter Unbedacht, dem Junker das hat beygebracht, von mir hat ers doch wahrlich nicht geſehn, (die Gräfinn lächelte), es ſoll nicht mehr geſchehn.

Allein geſchehen war geſchehen: das zarte Herrlein hatte eine Flechſe ſich verrenkt, noch eh der Adamsapfel reifte, trat unterm Kinn ein zweytes Kinn hervor, ein epiſodſcher Auswuchs, den man in den Papieren des braunen Mannes lieber duldet, als am Halſe. Kein Mittel ließ man unverſucht, der Junker mußte ſich bequemen, die Feder Schwammtinktur zu nehmen, ſo wenig er Geſchmack dran fand. Als ihm dies Mittel nun nicht helfen wollte, und die Geſchwulſt doch weichen ſollte, beſtrich man endlich ſie ſogar mit einer todten Manneshand; dem ungeachtet blieb ſie wie ſie war. Den Kropf behielt ſein Lebenlang der Graf und keichte dazu wie ein Schaaf.

Ein klein Verſehn, ein Kinderſtreich
Hat oft aufs ganze Leben Folgen;
Drum lieben Kinder, hütet euch
Für Freveleyen wie für Dolchen,
Damit ihr, wenn ihr größer ſeyd,
Nicht euern Unverſtand bereut.

* * *

Fragment.

Wer einen reichen Mann zum Vater hat, wie Frojems Lottchen, iſt nicht übel dran, zumal wenn ſolch ein Mann kein Filz, kein Knicker und noch dabey ein guter Vater iſt. Hat er dem Töchterchen nicht jüngſt ein Feſt gegeben, da ſie den zwölften Jahrestag begieng, ſo glänzend, als wär ſie ein Fürſtenkind? Wohl ihm! er hats und kanns, was ſollt ihm Gut und Haabe, das Gold in ſchweren Truhen, wenn er ſich und den Seinen nicht ſüße Lebensfreuden damit erkaufen wollte? Bloß der Geitzhals dient, wie der Drache in der Fabel, ſeinem Schatz zur Wache.

Es hieß zwar nur ein Kinderball,
Doch glich er einem Herren Schmauſe,
Erleuchtet war der groſe Saal
Im neuerbauten Gartenhauſe.
Behangen mit Feſtons und Blumenkränzen
War in den Zimmern jede Wand,
Zu Menuets und Kontretänzen
Ergoß ſich die Muſik aus Virtuoſen Hand.

Die jugendliche Aſſemblee, die zu dem Feſt geladen war, erſchien in vollem Glanz, doch glich ſie, wie mich dünkt, den Blumen auf den Altar der Grazien *), wo, unter Liljen, Roſen und Jaſmin, der Pflanzenkenner mit der

*) Bluhmen auf den Altar der Grazien, von G Schaz, Leipzig 1787.

der feinen Naſe, des Eiſenhütleins Giftḩauch wittert.

Beym Eintritt in den Freudentempel, vermeynte man die Charitinnen durch ein Polyedrum zu ſehen, denn die gedritte Zahl der ſchönſten Gruppe, war hier aufs reizendſte vervielfacht. Aus jedem Auge lächelte Vergnügen, auf jeder Stirn, auf jeder Wange, die ihren Blüthenkelch eröfnete, ſchien ſanfte Sympathie zu ſchweben.

Das gute Herz, der Engelugleichenden Geſtalten
Schien ohne Trug und ohne Falten:
Man ſahe ſich, von dieſer Nymphenſchaar ergötzt,
In eine Unſchuldswelt verſetzt.

Wer hätte hier den Fiſchſchwanz, den ein Dichter dem reizenden Geſchlecht tribunirt, vermuthen ſollen? Dennoch trug manch niedliches Syrenchen, ſo früh am Tage ſchon, ihr Schwänzchen hoch empor.

Stolz, Eitelkeit, Neid, Mißgunſt, Eiferſucht,
Koketterie, Spott, Gleisnerey,
Hohn, Koſtbarkeit, und Ziererey,
Und alle andern Qualitäten,
Die Proſaiſten und Poeten
An den Syrenenfiſchſchwanz reihen,
Entſchlüpften ſchon dem Keim, und ſchienen zu
gedeihen. — —

Nachſchrift.

Dieß iſt alles, was ich noch unter den Papieren meines verewigten Freundes, als hierzu gehörig, habe auffinden können. Seinem Plane nach ſollte die **Moraliſche Kinderklapper** aus zwanzig ſolchen kleinen Erzählungen beſtehen. Er konnte ſie aber nicht vollenden. Das letzte Fragment ſchrieb er noch auf ſeinem Krankenbette, und es enthält, dünkt mich, Spuren, daß ihn ſeine Heiterkeit des Geiſtes und gute Laune auch da noch nicht verlaſſen hatte. Ich bin Zeuge davon; denn ich ſaß wenig Tage vor ſeinem Tode bey ihm, wo er noch aufs munterſte über ſeinen **Freund Hein** mit mir ſcherzte. Die Stelle S. 164. in **Freund Heins**

Erſcheinungen, wo er ſich ſelbſt im Beſchluſſe als Dichter mit dem Tode redend einführt:

„Wir hätten zwar noch mancherley zu expediren.
„Wärſt du, Freund Hein, kein unerbittlicher Vezir,
„So thätſt du uns ſchon den Gefallen,
„Und giengſt vor eine andre Thür.
„Doch muß es ſeyn, ſo folgen wir
„Dir willig ohne Gram und böſe Laune.“

iſt zu frappant, und zu ſehr auf dem vortreflichen Muſäus ſelbſt paſſend, als daß ich ſie hier nicht anführen ſollte; denn ſo ſtarb er wirklich. Sanft ruhe ſeine Aſche, und ſein Andenken ſey allen guten Menſchen heilig. Weimar, den 14ten November 1787.

F. J. Bertuch.